HD WIDENER
HW DG3U L

Digitized by Google

Geog 18.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
FREDERICK ATHEARN LANE
OF NEW YORK
Class of 1849

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

Zweiter Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt

von

J. P. Kaltenbaeck.

Wien 1836.

In Commission der F. Beck'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Geog. 1814

RATHER COLLEGE LIBRARY

Withdrawn

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Academica Laborosorum Labacensium 120
Advokatenordnung 364
Akademie der Wissenschaften unter M. Theresia. Entwurf 377
Alterthümer, Römische, in Böhmen 323
Anich, Peter, Biographie 354
Baumann, Sendschreiben aus Linz. 4. August 1620 . . 51
Blicke in den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft 253
Bruschius, Caspar 351
Carl, Erzherzog, beständiger Rektor der Universität zu Freiburg 390
Christiani, Graf 104
David, Frater, a S. Cajetano 378
Dichterkrönung in Wien 789
Dschebele, letzter König von Ghasan 73
Donau-Dampfschiffahrt 17
Einfall derer von ob der Ens in Unter-Oesterreich . . 179
Erich, Herzog v. Braunschweig und die Böhmenschlacht bei Regensburg 207
Faust, Johannes, in Innsbruck 218
Ferdinand I. 112, 175
Ferdinand II. 136, 317
Franz I. 52
Franz I., Kaiser von Oesterreich 121
Friedrich von der Pfalz, Zug nach Oesterreich 1529 . . 401
Fuchsmagen, Dr. Johann 152
Gaibia, das Grab des 206
Geschichte, Reflexionen über 221
Glasschildereien in Klosterneuburg 57
Goes, Kardinal, Biographie 125
Genter, oratio de Maximiliano II. 12
Handwerk der Scherfstraß zu Wien 360
Harrach, Graf 93
Heinrich, des Polenkönigs Aufenthalt zu Wien 217
Hofgarten zu Wien 402
Hofgastein, die Weittmoser-Säulen zu 316
Hohenems, über die Judengemeinde daselbst . . . 301

Seite

Holtzmann, Daniel 8
Hussiten, Antwort an K. Sigismund 328
Jakubpascha's Schlachtbericht 92
Industrielles Leben in Oesterreich 15
Jörger, Graf Q. von 39
Joseph II. . . . 44, 56, 93, 112, 124, 162, 171, 244, 384
Khevenhüller, Annal. Ferd. 412
Kirchenbücher der Russen 241
Kleiderordnung Maximilian's I. 410
Klosterneuburg 57, 205
Kopp, Urkunden 75, 188
Kremsmünster, altes Siegel von 358
Kriegsgefangene, Oesterr. in Konstantinopel 92
Kunigunde, K. Friedrichs IV. Tochter 107
Kunstausstellung zu Wien 1836 185
Kunstgeschichte, Beiträge zur vaterländischen . . . 57, 205
Lacunarius, Biography: Berichtigung 144
Leopold der Heilige 205
Lied vom Auszug des türkischen Kaisers 1532 372
Linz, Museum zu 333
Loudon 301
Mäßigkeitsvereine 161
Maria Anna, Erzherzogin 56
Mathias, Einzug in Prag 80
Mathias Corvinus 4, 144, 216
Maximilian I. 44, 71, 120, 124, 196, 204, 213, 419
Maximilian II. 12, 152
Minoriten in Wiener-Neustadt 122
Narrenorden 44
Naturalien-Cabinett in Wien 353
Nausea, Bischof zu Wien 232
Neugart, Trudpert, Biographie 85
Neustadt 122, 352
Nonnberg, Frauenkloster in Salzburg 145
Novellara, die Grafschaft 13
Oesterreich. Ueber die Behandlungsweise der Geschichte Oesterreichs im Mittelalter 305

Digitized by Google

Seite

Oesterreich. Bericht einer Reise zum Behufe der Oesterreichischen Geschichts-Quellen-Sammlung . . . 369
» » Ueber die Bearbeitung der Oesterreichischen Geschichte 373
Parenzo 48
Pez, de irrupt. bavar. in Tirolin 351
Piaristen auf der Wieden 363
Pierro, Didaco 384
Polheim, Potentiana von 40
Popowitsch, Sigismund, Biographie 12
Prag, Schlacht bei, 1620 71
» Einzug K. Mathias in 80
Radstadt's Gewerbfleiß 227
Rasch, Johann 124
Regiment der Oesterr. Lande unter Max I. 411
Reichersberg. Gründung 331
Relation von dem schwedischen Abzug aus Mähren . . 248
Ritterorden di Santa Militia 180
Ruthenische Sprache 139
Sagen und Legenden, Vaterländische . 153, 211, 368, 376
Scherer, Bekehrung der Herrschaft Hausbeck 32
Scheyb, Franz Christoph von, Biographie 303
Schlesien, Oesterreichisch, 182, 203, 211, 235, 246, 275, 302, 361, 385
Selender, oratio de Urbano, Episc. Labac. . . . 11
Siegelkunde zur Oesterreichischen 316, 358, 418
Sittengeschichte, Beiträge zur vaterländischen . 231, 260, 272

Seite

Sonnleithner, Jos. Ferd. 109
Staatsgesellschaft, Ueber die physische Grundlage der . . 285
Steyrer's Handschriften 56
Stuhlweissenburg 204
Swieten, Gerard van 14
Tell, Wilhelm 220
Thalerhandel nach der Türkey 72
Türkensteuer, Patent Maximilian's I. 264
Ungarn, über die Vereinigung Croatiens ꝛc. mit . . . 1
Urban, Bischof von Laibach 11
Veteranische Höhle 413
Vladislaus von Ungarn 352
Wallachen. Sitten und Gebräuche 224, 384
Wallenstein 256
Weinbau, älterer, in Oesterreich 124
Wien, Lebenslust 16
» Taferu 1360 32
» Thore im siebenzehenten Jahrhundert 112
» älteste Schule bei St. Stephan 209
» das Kloster des heiligen Severin 332
» die Stallburg 356
Witzenau, General 184
St. Wolfgang 15
Zigeuner in Oesterreich 260
Zwettl 176, 308

Miscellen, Anfragen, Berichtigungen.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

1. Sonnabend, den 2. Jänner 1836.

Die ursprüngliche Vereinigung der Königreiche Croatien, Dalmatien, und Slavonien mit der Krone Ungarns.

Kritische Beleuchtung der Urkunden,
von
C. J. P. Grafen von Sermage.

In der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung war es, da nach dem Zeugnisse des, um die Geschichte mehr, als um die Regierungslehre verdienten purpurgebornen Constantin's, das Volk der Croaten — Dalmatien, das von der Drau und der Save umflossene Panonien, und später auch Servien; zu einem selbstständigen Reiche erhob [1].

In dem, den Avaren abgekämpften Gebiethe mochten die neuen Landesassen, eben so wenig der nur mehr scheinbaren Macht orientalischer Kaiser, als dem fränkischen *Joche sich fügen*; von beiden wußte das kräftige Volk sich *zu befreien, und eifersüchtig* auf die errungene Unabhängigkeit, theilte es das neue Vaterland in eilf Zupanien, deren jeder ein durch Alter, Erfahrung und Rath ehrwürdiger Oberrichter vorstand, welcher daheim streitige Fälle entschied, und im Nothfalle die kampffähigen Männer seines Bezirkes zu Schlachten und Siegen führte [2].

Nicht immer jedoch mögen diese Zupane die ihnen durch den Willen der Nation anvertraute Macht lediglich zur Wohlfahrt derselben benützt haben, und bald zog es diese vor, statt von mehreren kleinen Tyrannen, sich von Einem Könige beherrschen zu lassen. Bedeutend früher als die benachbarten Ungarn, hatte Croatien seine eigenen Könige; allein die Unvollständigkeit menschlicher Einrichtungen zeigte sich bald auch in diesem Verhältnisse; denn noch bevor ein vom Himmel gesandtes Traumgesicht Sylvester II. bestimmte, die für Boleslav, den Herzog der Polen bestimmte Krone, an Stephan, den heiligen Gründer der christlichen Kirche in Ungarn zu senden, stritten sich schon die Brüder, Mujimir und Surigna, um jene von Croatien, welche der Tod, der Verwüster aller irdischen Herrlichkeit, ihrem Vater, dem Könige Terpimir vom Haupte genommen hatte.

Aber nicht unwichtig schien dem staatsklugen, heiligen Ungarkönige die Freundschaft seiner edeln und muthigen Gebiethsnachbarn über dem Dravaflusse. Er, der die Grundsteine zur Verfassung seines Reiches legte, die trotz dem Andrange seiner nie ruhenden Gegner durch acht Jahrhunderte unerschüttert blieb (und wenn die Vorsehung sich nicht von den künftigen Generationen des apostolischen Reiches abgewendet hat, auch der Verbesserungswuth unüberlegter Neuerer widerstehen wird); er, der in der Verbreitung und festen Begründung des christlichen Glaubens, das zuverlässigste Mittel zur Beförderung der Wohlfahrt seines Landes, zur Humanisirung und Cultur seines, zu allem Großen fähigen, aber noch halb wilden Volkes erkannte, und diesem Zwecke sein ganzes frommes und thatenreiches Leben widmete: er würde gewiß Emerich, den Sohn seines Herzens, dem er noch bei seinen Lebzeiten die Zügel der Regierung anzuvertrauen gedachte, nicht mit Peter Cresimir's, des Croaten-Königs, Tochter vermählt haben, hätte er nicht gehofft, in dem Volke, dem sie entsprossen war, treue Anhänger und Vertheidiger der Religion Christi, und entschlossene Wächter einer langen Strecke seiner südlichen Gränze zu finden.

Emerich, durch kenische Enthaltsamkeit zu heilig für das Interesse des, durch seinen Vater neu gegründeten Königreichs, wurde am 2. September des Jahres 1031 aus diesem Leben abgerufen. Ein, im Geiste jener Zeit, dem Himmel dargebrachtes Gelübde, welches von seiner frommen Gemahlinn geehrt ward, ließ ihm selbst nie die Vaterfreude genießen, und raubte (indem es wahrscheinlich das Leben eines eben so einsichtsvollen als frommen Fürsten verkürzte)

1 Const. Porph. de administ. Imp. Cap. 30 et 31.
2 Idem l. c. Cap. 29.

Digitized by Google

dem Volke einen Kronerben, der seine Tugenden auf Sprößlinge hätte fortpflanzen können, bei denen der angestammte Adel des arpadischen Geschlechtes, im Vereine mit der hohen Sinnesart croatisch-königlicher Abkunft zu den herrlichsten Erwartungen berechtiget haben würde. So werden Hoffnungen und Aussichten ganzer Völker, gleich jenen einzelner Sterblicher getäuscht. —

Während in Ungarn Peter I., Samuel Aba, Andreas I., Bela I. und Salomon, in kurzem Zeitraume den Thron bestiegen, mit geringem Glücke für dessen Erhaltung kämpften, und ihn zur Buße begangener Regierungs-Mißgriffe oder schändender Verbrechen ruhmlos verließen, hatte der würdige Gegenschwieger Stephan's des Heiligen, Crescimir Petrus, seinen Herrscherberuf durch zweckmäßige innere Verwaltung; — die Gottseligkeit seines Gemüthes durch die kirchliche Einrichtung seines Landes; — seinen Heldengeist endlich durch beträchtliche Erweiterung desselben, bewährt. Die dalmatinischen Städte, die sich während des Bruderzwistes von Muzimir getrennt, und mit Surigna die Oberherrlichkeit des Venediger Herzogs Petrus Urseolus II. anerkannt hatten, brachte er aufs Neue unter seine Bothmäßigkeit. Slavonien gehorchte ihm bis an die Drave, der Erzbischof und die Stadt Spalatro, so wie der Bischof von Arbe, mochten den Mächtigen, der sich unangefochten König der Croaten und Dalmatiner nannte, gerne als ihren obersten Schutzherrn verehren.

Doch der König, der im Jahre 1026 seine Tochter dem Herzoge Emerich zur Gemahlin gab, fühlte jetzt im Jahre 1065, daß das Kriegsglück ihm eben so ungetreu geworden sei, als seine Jugendkraft. Im ersten Feldzuge schon, den er gegen den Kärnthner Herzog Berthold unternahm, erkannte er, daß er wohl noch dasselbe tapfere Volk zum Kampfe führe, mit dem er seine früheren Siege gefeiert hatte; doch der wahrhaft große Mann ist eben so scharfsichtig für seine eigenen Gebrechen, als für die Verdienste seiner Zeitgenossen. — Er war des glücklichen Erfolges überzeugt, wenn es ihm möglich wäre, sich gleich einem Phönix verjüngt, an die Spitze seines Heeres stellen zu können. Dem Seinigen verwandte Geister ahnte er in den Ungar-Herzogen Geisa und Ladislaw. Beide hatten, in noch jugendlichen Jahren, in der Vertheidigung ihres eigenen guten Rechtes, und überhaupt nur immer des Rechtes, glänzende Feldherren-Talente entwickelt. An den, von seinen schlechten Höflingen, Grafen Veit und Irnei, beherrschten König Salomon, sandte der Croaten Petrus die Bitte um Beistand. Jener, freudig die Gelegenheit ergreifend, die gefürchteten Wettern auf eine Weile entfernen zu können, gewährte ihm durch Geisa und Ladislaw, und bald errang (schon damals in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, so wie jetzt in der ersten des neunzehnten) das vereinigte Heldenkleeblatt den Sieg über fremde Anmaßung, und verschmolz aufs Neue die von den Kärnthnern früher entrissenen Gebietsantheile mit den alten Landesmarken des croatischen Königreichs [1].

Nur acht Jahre genoß der um sein Volk hochverdiente Petrus Crescimir die Früchte dieses letzten, für die Integrität seines Reiches so erfolgreichen Sieges. Nach seinem Tode bemächtigte sich Slavizo, reicher Eigenthümer vieler Ländereien im Traver-Bezirke, der Oberherrschaft von Croatien, und verdrängte den Herzog Stephan, des verstorbenen Königs Neffen, dem die Erbfolge von diesem bestimmt worden war [2].

Allein das Volk, durch den Anblick wahrer Größe auf dem Throne veredelt, fühlte das Bedürfniß einer weisern und gerechtern Regierung. Es demüthigte Slavizo's Hochmuth schon im zweiten Jahre (November 1075) durch seine schmähliche Vertreibung. So wie früher in Slavonien, so bestieg nun im Jahre 1076 Demetrius Zwonimir unter dem Jubel der Stände auch den Thron von Croatien. Crescimir, dem er als Banus zur Seite gestanden hatte, war durch Lehre und Beispiel sein Vorbild geworden. Auf ihn, den die ungarischen Historiographen als letzten eingebornen König des geliebten Vaterlandes anführen, schien die Vorsehung aus reichem Füllhorne alle Segnungen des Glückes ergießen zu wollen. Einsicht und Gerechtigkeit erwarb ihm die Verehrung seines Volkes. Nachdem er früher als Banus gegen die Bulgaren wiederholt gefochten, später die unter dem Herzog Ezelin erneuerten Eroberungsversuche der Kärnthner mit den Waffen zurückgewiesen hatte, genoß er, unangefochten von Außen, bis zu seines Lebens Ende einen süßen Frieden, den er zur Vervollständigung der vorhandenen kirchlichen Einrichtungen benützte. Papst Gregor VII. gewährte seiner Bitte, was höchst wahrscheinlich Sylvester II. schon Peter Crescimiren nicht versagt haben würde, wenn er sich darum beworben hätte. Drei Legaten brachten

---

1 Turotz Chron. P. II. Cap 47. Pray Annal. Reg. P. I. p. 66. Katona Hist. Reg. T. II pag. 216.

2 Farlati T. III. pag. 438 in subcriptione privilegii: »Ego vero Ste»phanus, ejusdem Patrui mei haeres, et divina clementia futu»rus in Regno successor, hanc donationem confirmo etc.«

Digitized by Google

ihm von Rom Schwert, Fahne, Zepter und Krone, welche letztere ihm im October 1076 feierlich aufs Haupt gesetzt wurde[1]. Selbst im engern Kreise seines Hauses war ihm ein, zu allen Zeiten demjenigen, der es besitzt, oft mit Unrecht beneidetes Glück zu Theil geworden. Die schöne Helena, Bela's I. Tochter, Ladislav's Schwester, war seine Gemahlin. Mit eben dem Rechte, wie die Genossin des Menelaos führte sie ihren Namen; aber auch gleich der von Paris geraubten Tyndariden-Tochter wurde die ungarische Fürstinn ihrer neuen croatischen Heimath unheilbringend. Im Jahre 1087 schied Demeter vom Leben, dieser Bedingung alles irdischen Glückes und Leidens, und ein düsterer Witwenschleier umhüllte zugleich mit der schönen Gemahlin die verwaiste junge Krone des alten, vielfältig geprüften Königreichs.

Hier beginnt nun eine Epoche, welche der historischen Kritik ein weites Feld eröffnet. Alle ungarischen, und mehrere einheimische Geschichtschreiber lassen hier das bisher unabhängige Reich an Ladislav den Heiligen von Ungarn gelangen, der seines Bruders Lampert Sohn, Almus, zum Regenten, oder wohl gar zum Könige von Croatien einsetzte. Doch sind selbst Jene, welche dieser Ansicht folgen, über den Devolutionstitel nicht einig.

Viele behaupten nämlich, mit Zwonimir sei der Königsstamm ausgestorben, es habe Niemand einen rechtlichen Anspruch auf die Krone gehabt, als die verwittibte Königin, welche dieselbe entweder durch Abtretung noch bei ihren Lebzeiten, oder als Erbtheil nach ihrem Tode, an ihren Bruder überlassen habe.

Einige glauben, Ladislaus sei vom römischen Stuhle mit Croatien und Dalmatien belehnt worden.

Andere endlich wollen den Ungarkönig durch das Recht der Waffen (?) zum Besitze der Krone gelangt wissen.

Es kann nicht ohne Interesse seyn, diese Ansichten etwas näher zu prüfen.

So viele Mühe sich auch Jene gaben, welche die erstere Meinung verfechten, daß nämlich König Demetrius, ohne Descendenten zurück zu lassen, gestorben sei; so sind sie dennoch nicht im Stande zu widerlegen, daß ihm der Himmel einen Sohn und eine Tochter geschenkt habe. Den Beweis hiervon liefern Diplome jener, und späterer Zeiten[2].

Nicht wahrscheinlich ist die, von dem übrigens sehr verdienstvollen Joannes Lucius im zweiten Buche 11. Cap. ausgesprochene Vermuthung, daß Radovan ein natürlicher Sohn Zwonimir's gewesen sei. Seine, sogar mit der Königin gleichzeitige Mitwirkung bei Ausfertigung der Diplome spricht wenigstens nicht dafür; doch dem sey wie ihm wolle, nach des Königs Tode findet sich keine Spur mehr, daß er noch gelebt oder Ansprüche auf den Thron gemacht habe, wenn man nicht etwa mit dem angeführten Schriftsteller annehmen will, daß er seinen Namen verändert, und sich später Stephan genannt habe, wofür durchaus kein hinlänglicher Grund vorhanden zu seyn scheint.

Wichtiger ist für den Geschichtforscher der Umstand, daß eine Tochter des Königs am Leben war, welche dieser einem verdienten Edelmanne aus dem Geschlechte der Lapsaner zur Gemahlin gab[4].

---

1 Joan. Lucius de Reg. Dalmat. et Croat. Lib. II. Cap. 10.

2 Farlati T. III. p. 256. Donatio Suinae Archi-Episcopo Laurentio anno 1083 Indic. VI. facta, Testibus: »Regina Lepa, Radovano Regis filio.« l. c. In donatione territorii Radusae Monachis S. Stephani anno 1083 Indic. VI. facta, Testes interfuerunt: Regina Lepa et Radovanus filius Regis.

Eben so hat Farlati das sogenannte Testament, des durch Erzbischof Lucius zu seinem Nachfolger bestimmten Herzog Stephan aufbewahrt, dessen in der Folge erwähnt werden wird, weßhalb ich es hier einschalte: In Nomine Christi. Ego Stephanus olim Dux illustris Croatorum, cum gravi morbo oppressus, convocari jussissem Venerabiles Sacerdotes Regni Chrobatiae, qui gravioribus animae meae morbis, medicamen adhiberent, de illorum consilio me transferendum curavi ad Monasterium S. Stephani Proto-Martyris, ubi Ducis titulo, ac dignitate omni desposita, locum meo sepulcro designavi. Et rogans Abbatem, ut me assiduis Precibus Deo commendaret sidem coenobio pro subsidio et expiatione animae meae, duo praedia ex meo patrimonio concessi, apud pontem Alteslag, quod adjacet praediis mojis usque ad fluvium porrigitur; alterum per territorium Brestempotech protenditur, et eodem fluvio, illedemque praediis terminatur. Haec acta sunt coram Summimiro Rege ac Domino meo, Lepa Regina, Radovano Regis filio, Petro Presbytero Cardinali, et Romanae Ecclesiae Legato, Laurentio Archi-Episcopo, Gregorio Episcopo, Joanne Abbate S. Bartholomaei, Ursone Abbate S. Moysis, Andrea et Nicolao Regio Sacello Praepositis. Ego vero Theodorus Scriba D. Regis has tabulas confeci et Testis adfui: Ego autem Presbyter Sabatinus Notarius juratus comunis, ex ipso authographo hoc exemplum in hoc libro totidem verbis descripsi.

4 Diesen Umstand bezeuget Lucius l. c. Lib. III. Cap. I. neben Berufung auf ein Privilegium des ungarischen Königs Ludwig vom 28. November 1360, welches nach Maßgabe der Randnote sich bei dem Rechtsgelehrten Simeon Glubavaq, einem Patricier von Zara, befand.

In Gleichem Rittertus in MSS. de Hungarico in Hortusthium jure; mit dem Unterschiede, daß diese die Königstochter »Claudia« (Claudiam) an Winiche de nobili genere Lapsanorum vermählen läßt, indeß Lucius sie die hinkende (claudam) Winiche nennet. Durch einen ähnlichen Irrthum, wie Ritter, hat der gelehrte Balthasar Kerselich in seinen Notitiis praeliminaribus sich verleiten lassen zu glauben, daß Helena und Lepa zwei verschiedene Personen seyen, und König Zwonimir zwei Gemahlinnen gehabt habe, obschon er in demselben Werke anführt, daß bis ins eilfte Jahrhundert nur zufällig bezeichnende Beinamen den Taufnamen beigefellt wurden. Siehe über diesen Gebrauch die vortreffliche Abhandlung im deutschen Museum 1782 Febr.

Digitized by Google

Wenn demnach wirklich zu jener Zeit schon die Erbfolge auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt gewesen wäre, wofür kein einziger Beweis, wohl aber höchst gewichtige Gegenvermuthungen vorhanden sind, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Königinn-Witwe, mit offenbarer Beeinträchtigung ihrer Tochter und deren Nachkommen, das Reich an ihren Bruder abgetreten oder vererbt habe; nicht wahrscheinlich, daß die hohe Geistlichkeit und der Adel seine Zustimmung hierzu gegeben; nicht wahrscheinlich endlich, daß Ladislaus, mit dem Beinamen des Heiligen, eine Witwe und eine Waise, deren Erstere überdieß seine Schwester, Letztere seine Nichte war, dem Erwerb einer Krone aufgeopfert haben sollte.

Nicht minder unstatthaft ist die Meinung Derjenigen, welche von einer, vom römischen Stuhle ausgegangenen Belehnung träumen. Von einem Könige, der weder durch das Zureden des Graner Erzbischofs Nehemias[1], noch durch die unmittelbare Aufforderung des heiligen Vaters[2] sich bewegen ließ, Legaten nach Rom zu senden; der, im Gefühle seiner apostolischen Würde zu Szabolcz sich an die Spitze der heiligen Synode stellte[3], in selber aus eigener Machtvollkommenheit wesentliche kirchliche Anordnungen ertheilte, und dem Clerus seines Reiches Disciplinargesetze vorschrieb; der endlich, um die volle Unabhängigkeit der ungarischen Krone zu behaupten, es vorzog, sich nicht krönen zu lassen, als von Gregor VII. die Investitur zu empfangen; von einem solchen Könige darf wohl nicht vermuthet werden, daß er die Belehnung mit Croatien beim römischen Stuhle nachgesucht habe, und zwar eben so wenig, als vermuthet werden kann, daß der Papst, und am wenigsten Gregor VII. diese Belehnung aus freiem Antriebe und unaufgefordert ertheilt habe. Uebrigens ist diese ganze Behauptung nicht viel mehr als bloße Vermuthung; denn weder glaubwürdige ungarische Chronisten, noch der in Sammlung kirchengeschichtlicher Annalen äußerst sorgfältige Cardinal Baronius macht hiervon Erwähnung.

So wäre es denn das Schwert gewesen — das Schwert, das den Königen nur als Sinnbild der Gerechtigkeit in die Hand gegeben wurde, — welches ein selbstständiges Volk unterjocht; eine freie Krone unter Blut und Leichen hervorgewählt, und einem fremden Fürsten auf's Haupt gesetzt hätte?

Vor Beantwortung dieser Frage scheint es erforderlich, den damaligen Zustand der Verhältnisse genauer zu erwägen. (Fortsetzung folgt.)

Einen noch höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erhält die obige Angabe der Vermählung eines Lapzaners mit Winidien, durch nachstehendes unter der großen Königin Maria Theresia als authentisch anerkanntes und expedirtes Diplom des Königs Coloman: Nos Colomanus Dalmatiae Bosniae et Magnus Hungariae Rex; mariis adriatici et aliarum ampliarum Provinciarum Dominus. Significamus omnibus, singulariter autem populo nostro gloriosae Nationis Sicavonico: quod coram nobis nostrique praesentia, Martini Lapzanovich de Jobagonov, Comitis de Karina, Domini Lomoczkensis et Vaivodae nostri Dalmatici, avus Radula Haeros, ternis vicibus Zvoniniri Regis Dalmatiae, caput seu vitam conservaverit, et quod ipse fuerit terror Bulgarini, et gloria gentis suae. Quodve septendecim vicibus debellaviset Bulgarinum et posthaec cum suis Coruczonibus, in Cassovo campo confligisset, ubi etiam cum septem suis fratribus occubuit. Quorum consideratione, Nos, Martino dedimus, et donatimus Comitatum Cetinae, lege et conditione es, ut is nobis nostrisque haeredibus et successoribus, una cum suis haeredibus et posteritatibus, suo cum milite, et glorioso suo populo, fidelia sit ac subjectus. Hanc nostram Regiam resolutionem confirmavimus coram Comitibus Dalmatiae, videlicet Nob. Georgio Chachitorovich, Nob. Georgio Chitorovich, Paulo Nob. Gussich, Nob. Obrad Cazmichitorovich, Nob. Jametnotorovich qui omnes redidderunt nobis gratias super hac donatione Martino magno Comiti de Carina facta. Scriptum hoc est Jadrae per Cancellarium Dalmatiae Petrum Berislavich Comitem de Bochki. Anno Incarnationis Salvatoris Nostri 1105. Quae Donatio, ejusdemque justitia Budae confirmabitur. Colomanus, m. p. Locus Sigilli.

1 S. Kollar hist jur. Patron. I. 2. p. 303.

2 Pray Annales. P. I. pag. 79.

3 Ladislai Dec. L. I. in Praefatione.

Wie König Matthias die Oesterreichischen in die Flucht schlegt.

Im tausent, vierhundert, und vierundachtigsten jar, legert sich König Mathias für Karnerwburg durch seine obristen Hauptman Herrn Tobestb von Tschernaho, Darauff Kaiser Fridrich durch sein treffliche Hauptleit, und ander mehr Herrn in Osterreich, ain herr zusammen bracht, und Karnerwburg zu entschütten bewolhen hett. Die zugen und legerten sich nit went von Karnerwburg bey ainem dorff genannt Lenhesdorff. Also richteten sich baid thail zu der schlacht, und am Mitwoch nach sant Veits tag, in obbemelten jar, ward von baiden thailen manlich gestritten, da auch die Kaiserischen erstlich den Sig vnd vorthail hetten, die Hungern und Behem, vnnd sonderlich das fußvolk in die flucht schlugen, aber die füßknecht truckten nit nach, sonder fülen in die Wagenburg zu stundan, dem gut nach hengten, und lieffen dem plündern zu. Welches Herr Tobestb, als ain verstendiger Krieggsman, der auch noch mit ainem gestrichten hauffen der seinen verhalten hett, ersahe. Die seinen wider zusammen ruffen ließ, vnnd traff von newem mit den, so sich zum thail zerlassen betten. In demselben Herr Wolffgang von Seisenegk ain Ritter, so den streyt Fan furet, erschochen, vnnd vil treflicher leüt, Edel vnd vnedel, gefangen vnd erschlagen wurden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

2. Mittwoch, den 6. Jänner 1836.

Die ursprüngliche Vereinigung der Königreiche Croatien, Dalmatien und Slavonien mit der Krone Ungarns.

(Fortsetzung.)

Zwonimir, obschon einem erlauchten Geschlechte entsprossen, war kein Abkömmling des königlichen Hauses; er selbst berechtigt durch keines der von ihm ausgestellten Privilegien zu dieser Vermuthung. Durch Geburt hatte er demnach eben so wenig ein Recht auf die Krone, als Slavicizo. Wenn er daher dennoch, was nicht bezweifelt werden kann, die Zügel der Regierung ergreift, so kann dieß nur durch freie Beistimmung der Stände geschehen seyn; welche ihn dem Herzoge Stephan vorzogen, der durch Geburt sowohl, als durch die Bestimmung Crescimir's ein Näherrecht an den Thron hatte. Aus dem oben in der Note angeführten sogenannten Testamente Stephan's, will man auf dessen Thronentsagung schließen; jedoch weder als Testament, noch als Schenkung scheint dieß Document hinreichend, um diese staatsrechtlich annehmen zu können. Es beweiset nur, daß Stephan, vielleicht um dem Vaterlande die furchtbare Geißel innerer Spaltungen zu ersparen, das Bestehende geduldet, und sich demselben gefügt habe. — Im Privatleben fordert man zum Beweise einer gänzlichen Entäußerung aller Rechte und Ansprüche das verhängnißvolle: »Cedo et transfero in perpetuum nichilque Juris aut proprietatis mihi reservando,« und im öffentlichen Staatsleben sollte man, wo es sich um den wichtigen Act einer Thronentsagung, um das Verschwinden einer Herrscher-Dynastie handelt, so geringe Forderungen machen?

Zurückgezogen von der Welt lebte Stephan nach wieder erlangter Gesundheit (so wie Kaiser Heinrich II. in der Zelle von St. Vannes) in dem Kloster des heiligen Stephan bis zum Tode Zwonimir's. Die Mönche, die ihm 100 Goldgulden vorgestreckt hatten, versprach er seiner Zeit als König zu entschädigen; denn auch er glaubte nicht an die weibliche Erbfolge, und daß er seinen Ansprüchen nicht auf immer entsagt, beweist der Landtag, den er nach Sebenico ausschrieb, auf welchem er auch aller Wahrscheinlichkeit nach gekrönt wurde [1].

Allein während er den Thron, der ihm schon vor Zwonimir gebührt hatte, bestieg, — spaltete das Reich sich in Factionen. Einige nur erkannten sein gutes Recht. Die Königin-Witwe, und ihr geringer Anhang, betrachteten Land und Volk als ein Alod, welches sie gerne als Wittum behalten wollte. Die mächtigen Lapzaner mochten ungefähr eine ähnliche ihrem Vortheile zusagende Ansicht hegen. Die übrigen Großen erinnerten sich, daß ja auch der verstorbene König nicht der Herrscher-Dynastie entsprossen, sondern durch freie Wahl der Stände zum Throne empor gestiegen war. Ihren ehrgeizigen Hoffnungen stand Stephan nicht minder als die Königin im Wege. Sie selbst untereinander betrachteten sich erst mit mißtrauischen, dann mit gehäßigen Blicken. Die Flamme innerer Zwietracht loderte empor, und beleuchtete das gräßliche Schauspiel vergossenen Bürgerblutes und eines durch furchtbare Anarchie zerfleischten Vaterlandes. Selbstsucht und Neid, — ihr giftbrütenden Ungeheuer, denen nichts theuer, nichts heilig ist, als das eigene verbrecherische Ich, wie viel Jammer und Unheil habt ihr schon über das menschliche Geschlecht gebracht! —

---

1 J. Lucius l. c. lib. II. Cap. 11. Nicht unbedingt anzunehmen scheint die Meinung des gelehrten Kerkelich, daß diesem feierlichen Acte nur ein Paar Bischöfe und einiger Adel beigewohnt, daß aber weder der Banus, noch irgend ein Dignitär des Königreichs daran Antheil genommen habe. Die politische Eintheilung des Landes ist uns aus jener Zeit nicht genau bekannt, doch dürfte man kaum irren, wenn man die am Schlusse des Privilegiums enthaltene Berufung auf die Zeugenschaft »Berbiristici und Zetinsicis« auf die Zupanien gleiches Namens bezöge.

Farlati T. III. pag. 158 in donatione Regalis territorii a Rege Stepl. ano 1089 Indic 12. Theodoro Abbati S. Stephani facta.

Digitized by Google

Ein solcher beklagenswerther Zustand konnte nicht von Dauer seyn, ohne die große Masse des Volkes, dieß blinde Werkzeug in den Händen vaterlandmörderischer Usurpatoren gänzlich aufzureiben. Ohnmächtig in der eigenen Heimat, suchte die Königin[1] oder vielleicht selbst Bessergesinnte[2], denen jedes Mittel willkommen war, das der blutigen Gegenwart steuern konnte, Hülfe bei dem Nachbar gegen dieß traurige Wirrsal. Ladislav, durchdrungen von dem erhaltenden Principe, das von jeher die Grundlage des Glückes für das ungarische Reich war, — fromm, bieder, kraftvoll eingreifend sobald es galt Gutes zu wirken, vielleicht zu noch schnellerer Thätigkeit angespornt durch die bedrängte Lage seiner Schwester (denn auch den heilig Gesinnten liegt ja das Menschliche nicht ferne), erbarmte sich des ritterlichen Volkes, das ein treuer Bundesgenosse seiner Vorfahren gewesen[3], und dessen Heldensinn er noch vor seiner Thronbesteigung als Theilnehmer seiner Siege hatte würdigen gelernt. Mit einer schnell gesammelten Heeresmacht ging er über die Drave, und ohne Widerstand rückte er bis jenseits der eisernen Alpen vor[4]. Wie hätten auch die getheilten und sich gegenseitig selbst befehdenden Kräfte des Landes solchen leisten können! Aber hier trotzten befestigte Plätze und Burgen der noch wenig ausgebildeten Belagerungskunst jener Zeiten, und an den starrenden Mauern zerschellte der Andrang flüchtiger ungarischer Reiterscharen, wie die daher brausende Woge des Meeres an den Felsen der Brandung zu unmächtigem Schaume zerstäubt. Beharrlichkeit und Ausdauer würde indeß wahrscheinlich zuletzt auch über diese Hindernisse gesiegt haben; allein in den unergründlichen Rathschlägen der Weltregierung war nur die Pacification, nicht die Eroberung des Landes beschlossen. Gleich einem aus seinem Bette herausgetretenen Strome überschwemmte der wilde Volksstamm der Kumaner unter Klopuch's Anführung das reiche Siebenbürgen, und hatte sich verheerend mit Feuer und Schwert bereits über die angränzenden Gespanschaften bis an das linke Theißufer ergossen. Bedrängt innerhalb seiner eigenen Landesmarken, mußte Ladislav die Einnahme fremder Plätze und fremden Gebiethes aufgeben; vom Angriffe flog er mit seinem Heere in eine entfernte Gegend zur Vertheidigung. Selbst die bereits besetzte Landesstrecke konnte er, wenn er es auch gewollt hätte, nicht für sich erhalten. Eine Eroberung, die man nicht zu behaupten vermag, ist ein augenblicklicher Vortheil, keine Eroberung. Die Zeit sogar scheint ihm gemangelt zu haben, um in der Wahl der Mittel die Ordnung wieder herzustellen, und das Wohl des Landes fest zu begründen, mit gewohnter präsender Umsicht vorzugehen; würde er sonst wohl seinen schwachen Neffen Almus, als Gehülfen in den Regierungsgeschäften der Königin seiner Schwester beigestellt[1], würde er sich nicht selbst mit der auf Anrathen mehrerer Stände von ihm beschlossenen Einrichtung des Agramer Bisthums beschäftigt haben, statt selbe seinem Caplane Francica zu überlassen, welcher von Almus wahrscheinlich unterstützt, des Königs fromme Absicht ausführte, und den Böhmen Duch, als ersten Hirten dieser Kirche einführte[2].

Aus diesen Thatsachen, verbunden mit dem Umstande, daß Ladislaus sich nirgend den Titel eines Königs von Croatien beilegt, daß von seiner angeblichen Rückkehr dahin, nach dem Jahre 1091, weder Turotz noch Bonfin irgend eine Erwähnung machen, daß in keinem der drei Bücher seiner Decrete, die einer spätern Zeit angehören, als sein Zug nach Croatien, sich auf dieses Land beziehende Gesetze befinden, obschon daselbe, selbst unter seinen eigenen Königen, eine, der ungarischen ähnliche Verfassung genoß[3]; endlich bei gerechter Würdigung seines persönlichen Charakters dürfte man wohl allerdings berechtiget seyn zu glauben: der fromme König habe die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Croatiens nach wie vor anerkannt, und sich höchstens — damals, wo das Recht politischer Einmischung noch nicht so heftig bestritten wurde, wie heut zu Tage, — die oberste Schutzherrschaft vorbehalten.

Diese Schutzherrschaft mochte die ehrgeizigen Großen des Landes abhalten, neue Meutereien gegen die Königin und ihren Reichsverweser zu beginnen. Almus, der seine Jugend an dem üppigen Hofe der Byzantiner verlebt, und mehr die weichlichen Vergnügungen des Pallastes, als der Regierung geistermüdende Arbeit, mehr die Verfolgung flüchtigen Wildes als gefahrvolle kriegerische Thätigkeit liebte, wurde ihrem Unternehmungsgeiste wenig Besorg-

1 Turotz Chron. Hung. Part. II. Cap. 56. Bonfinius Rer. Hung. Decad. II. Lib. IV.

2 Thomas Archidiac. Spatal. Cap. 17.

3 Joan. Archidiac. de Gvarese: »Dum Sanctum Panoniae totius Regem, cum exercitu petiisset Conradus Imperator, Croatiae Rex Crescimirus, St. Stephanum adjvit et XVI. Kal. Septembris (1030) victoriam habuerunt.«

4 Das Kalnitzer Gebirg.

1 Katona l. c. p 542 sqq. Fessler Gesch. der Ung. 4. Th. 2. B S 486.

2 Adjudicatoriae Feliciani Archi-Eppi Strigon. Kercselich Hist. Eccl. Zagrab. p. 3.

3 Kercselich Not. Prael. p. 118.

Digitized by Google

nisse erregt haben. Man duldete seine thatenlose Gegenwart, aber Niemand bewarb sich um seine Gunst, und wahrscheinlich beehrte nur etwa die kriechende Schmeichelei irgend eines obscuren Mönches ihn mit dem königlichen Titel[2].

Als aber am 29. Julius 1095 sich das wachende Auge des frommen Ungarkönigs auf ewig schloß, begann der alte Gährungsstoff auch in Croatien aufs Neue zu arbeiten. Die Gelegenheit schien günstig. Man wußte, daß Ladislaus, unzufrieden mit der störrischen und heftigen Sinnesart seines Sohnes Coloman, ihn für die Insul statt für die Krone bestimmt hatte. Geistliche Zucht hoffte er, sollte das unbeugsame Gemüth desselben mildern, das auf dem Throne wahrscheinlich, nach unbeschränkter Herrschaft strebend, die Saat gesetzlicher Freiheit ersticken würde, die von seinem Vater begünstigt, segenverheißend heraufgeschossen war. Die strenge Tugend des Königs, der das Wohl seines Volkes höher hielt als die Bewahrung königlicher Würde für seinen Sohn, war für diesen nicht ohne günstige Folgen geblieben; ungewiß über seine Zukunft, durfte er von dieser nichts erwarten, als was die Ueberlegenheit seines Geistes ihr abzuringen vermöchte. So verwendete denn der junge Prinz, der durch den ihm vorgezeichneten Beruf eben so sehr als durch das Unglück körperlicher Ungestalt von den verlockenden Genüssen unbedachter Jugend zurückgehalten wurde, die Jahre der Freude zu ernster Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war so allgemein bekannt, daß sie ihm einen, für den damaligen Culturzustand des Volkes nicht minder, als für ihn bezeichnenden Beinamen erwarb. Aber auch das Zutrauen des Vaters scheint sie ihm wieder gewonnen zu haben; denn als dieser im prophetischen Geiste seine baldige Verklärung schaute, sandte er Bothen nach Pohlen, wo Coloman sich aufhielt, die ihn eiligst dem letzten Segen des Versöhnten zuführen sollten.

Wohl äußerst Wenige nur mochten eine Ahnung davon haben, daß der kleine, verwachsene, mißgestaltete Könyves Kálmán die Zepter mit so kräftiger Hand zu führen verstehen würde; am wenigsten mochte man dieß in Croatien erwarten, wo durch die letzten Zeitereignisse die Macht des Geistes ziemlich allen Einfluß verloren hatte, und das verwilderte Volk sein Heil in der altangestammten Tapferkeit suchte. Dieser vertrauend, erhob sich Peter, Slavizo's Bruder, mit einem Anhange Unzufriedener, welche, der Plackereien durchziehender Kreuzesheere überdrüssig, von einem neuen Regimente mehr Schutz erwarteten als der schwache Almus ihnen gewähren konnte. Allerdings konnte dieser ihnen eben so wenig Schutz als Widerstand leisten. In der Angst seines Herzens, daß es den Aufrührern gelingen könnte, eines seiner üppigen Feste zu stören, flehte der Erbärmliche bei seinem Vetter Coloman um Hülfe. Der König glaubte ihm Verbindlichkeit dafür schuldig zu seyn, daß er ihm die Krone von Ungarn, zu der er berufen gewesen war, ohne Widerspruch überlassen hatte. Er sammelte ein Heer und rückte mit demselben bis an den Dravafluß. Allein jetzt griffen auch jene zu den Waffen, die es früher verschmäht hatten, sich an den Haufen Peters anzuschließen. Auch sie waren mit Almus Reichsverwaltung nicht zufrieden gewesen; doch nun drohte ihnen noch Aergeres, und jede persönliche Gehässigkeit mußte weichen, wo nur vereinte Anstrengung die vollständige Unterwerfung unter das fremde Joch der mächtigen Nachbarn zu verhindern im Stande war. Coloman, der geglaubt hatte, nur einen einzelnen Aufwiegler und seine Rotte bändigen zu müssen, fand ein ganzes Volk, das, entschlossen seine Freiheit zu vertheidigen, sich ihm am Gränzflusse muthig entgegenstellte. Er sah wohl, daß ihm der Sieg würde schwer gemacht werden, und eingedenk der furchtbaren Niederlage, die er noch unlängst vor den Mauern von Przemysl erlitten hatte, wo das Schwert der Polen und Kumaner bei achttausend seiner Tapfern niedermähte, und er selbst nur durch den Muth des Palatins Joannes der Todesgefahr entging[1], zog er die Bahn friedlicher Unterhandlungen der ungewissen blutigen Entscheidung vor. Seine Gesandten brachten den vereinigten Bezirksvorständen die Versicherung, der König wolle mit Güte gegen das Land verfahren, und einen Staatsvertrag mit ihnen abschließen, wie sie es nur selbst wünschen würden. Nach gemeinschaftlicher Berathung

2 Ex antiquo registro Mon. S. Mariae Jadrensis: »Anno Incarnationis Jesu Christi D. N. 1091 Kyri Alexio Constantinopoleos imperante, tempore, quo Ladislaus Panoniorum Rex Croatiae invadens Regnum, Domnum Almum, suum Nepotem, in illo statuit Regem, Jadrensi vero Cathedrae Domino Andrea venerabiliter praesulante, meque Drago Domini Praestantii Episcopi Nepote jam tertio priorante.« In den mir zu Gebote stehenden historischen Quellen findet sich keine Urkunde, in welcher Almus sich des Königstitels bedient hätte; nicht minder bemerkenswerth ist es, daß weder Bischöfe noch Convente die Bestätigung ihrer alten Privilegien von Ladislaus oder Almus nachgesucht haben, wozu doch bei Veränderung der Regenten-Dynastie dringende Veranlassung vorhanden gewesen wäre.

1 Dlugoss hist. Pol. Lib. IV. Turotz l. c. P. II. Cap. 60. Nestor auf das Jahr 1099.

Digitized by Google

ward dieser Antrag einstimmig angenommen, und von jedem der zwölf croatischen Stämme ein erfahrner Mann gewählt, um einverständlich mit dem Ungarkönige die Bedingungen zu bestimmen, unter welchen das Land seine Oberherrschaft anerkennen wollte.

(Schluß folgt.)

Bibliographische Mittheilungen [1].

I.

Warhafftige vnd schöne Beschreibung der ersten von Gott gegebenen Kunst der Schreiberey von deren vrsprung vnnd anfang. Deßgleichen von Erfindung der Hochlöblichen Kunst der Buchdruckerey; von deren beyden Lob, Nutz vnnd gebrauch. Alles auß Heyliger Göttlicher Schrifft vnd wahren Scribenten allegiert vnd erwiesen, jnn rechtmässige wol Scandierte Reimen gemacht. Durch Danielu Holtzmann, deutschen Poeten von Augspurg.

Von dem anfang der Schreiberey
Von deren nutzbarkeit darbey.
Deßgleichen der Buchdrucker Kunst
Was sie auß Gottes Gnad und gunst
Vns Menschen nutzen in der Welt,
Das wirdt hierin mit fleiß gemelt.

Gedruckt zu Wienn in Osterreich, durch Steffan Kreutzer. Mit Gnad vnd Privilegien, Anno 1581. 50 Blätter in 4.

Ohne Zweifel gehört dieses Druckstück zu den seltensten, welche aus Wien's Pressen hervorgegangen sind. Allen Biographen des Verfassers ist es entgangen — daher die Lücken in ihren Forschungen über einen Mann, der durch seine Fabeln, welche Meißner neu herausgegeben hat, auch für unsere Zeit nicht ohne Bedeutung geblieben ist. (S. Holzmann in Zörden's Lexicon.) Dem Oesterreicher dürfte die Besprechung desselben um so mehr erfreulich seyn, als daraus unläugbar hervorgeht, wie selbst fremde Schriftsteller in unserm Vaterlande eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden haben, und was demnach von dem endlosen Absprechen ausländischer Literaturhistoriker zu halten sey! —

Das interessante Werklein ist den niederösterreichischen Ständen gewidmet: I. weil so viele unter ihnen selbst Gelehrte und Gönner der Kunst, II. weil ihnen auch seine früheren Arbeiten besonders gefallen.

Vorwort und Einleitung berühren zunächst in einigen kräftigen Zügen die allgemeine Verschlimmerung der Sitten, den verderblichen Sectengeist, der alle Schranken der Ordnung niederreiße, und wie Türkenplage und Pest — Gottes Strafe der Sünden wegen. Wir erfahren, daß es schon damals, wie leider in unsern Tagen bis zur Unzahl, Buben gegeben, die keine Erscheinung im Gebiethe der Literatur, so tüchtig sie auch seyn mochte, ohne freche, unverschämte Begeiferung ihres Weges ziehen ließen! —

Als Belege unsers eingänglich gemachten Ausspruches hier zwei Stellen:

Als man funffzehenhundert Jar
Vnd darzu Achtzige furwar
Nach der Geburt Christi des Herrn
Vnsers Heylandts zehlet mit Ehren
In dem November als geleich
Ich war zu Wienn in Oesterreich,
Meiner Poeterey zu pflegen,
Der ich lang war obgelegen.
Aus Gottes gnaden zu gericht
In etlich Jahren viel gedicht
Die kommen sind in manich Landt,
Dardurch ich vielen wurd bekandt,
Vnd hab (ohn rhum) mit meiner Kunst
Erlanget vieler Herren Gunst.

Geleich in dieser Zeit vnd Jahr
Ich vier vnd vierzig Jahr alt war,
Wellich Jahr in sonderheit
Schiert solten sein mein beste Zeit
Doch meine Jahr biß auff die Stundt
Erreichet ich mit wenig gsundt,
Zu leben mich gar offt verdroß
Von wegen Leibs gebrechen groß.

Inhalt und Werth des Gedichtes hier näher zu entwickeln, gestattet die angesprochene Tendenz nicht; dem künftigen Biographen wird diese Andeutung genügen.

[1] Es ist nicht meine Absicht, unter diesem Titel Nachrichten von Büchern zu geben, die sich etwa durch eine besondere Seltenheit auszeichnen. Man wird sehen, daß ich großentheils nur auf solche Rücksicht nehme, welche geeignet sind, ierige Angaben zu berichtigen, längst ausgesprochene Zweifel zu lösen; kurz, denen wirklich historisches Interesse nicht fehlt. Eine genauere Beschreibung derselben unterließ ich, als zu meinem Zwecke nicht gehörig, meistens mit Vorsatz; eben so verfuhr ich mit jede Erläuterung über die Verfasser auf eine andere Veranlassung. Möge meine Mühe nicht ohne Früchte bleiben! K.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2ter Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

3. Sonnabend, den 9. Jänner 1836.

Die ursprüngliche Vereinigung der Königreiche Croatien, Dalmatien und Slavonien mit der Krone Ungarns.

(Schluß.)

Aus den Erzählungen und Schilderungen der Abgesandten mußte es Coloman einleuchtend werden, wie wenig Almus die Eigenschaften besaß, um an der Spitze eines solchen Volkes zu stehen. Er gab ihn auf, und sicherte den Ständen den unverkümmerten Besitz ihrer Freiheiten, Rechte, Güter und Unterthanen zu; sie hingegen verpflichteten sich, im Falle irgend eine feindliche Macht die Gränzen seines Königreiches überschritte, auf sein Verlangen ihn mit mindestens zehn berittenen Bewaffneten von Seite jedes Stammes Heerfolge zu leisten. Jedes dieser Banner versprachen sie selbst auszurüsten, und auf ihre eigenen Kosten bis an die Drave zu führen, von wo aus sie in königlichen Sold zu treten hatten [1].

So ward im Jahre 1102 zwischen Ungarn und Croatien ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, das dem Könige nicht minder vortheilhaft als den croatischen Ständen angenehm war, und das nur Almus und dem selbstsüchtigen Prätendenten Peter nicht zusagte. Ersterer rief schon im Jahre 1106 des Kaisers Heinrichs V. Hülfe, obschon damals vergeblich, an, und lebte, bis Coloman kurz vor seinem Tode ihn, sammt seinem fünfjährigen Sohne Bela,

1 Thomas Archidiac. Spalat. apud Lucium lib. III. Cap. III. »Colomanus filius Ladislai Regis Hungariae, stans in Regno loco patris sui, et quia multa strenuitate vigebat, proposuit totem Chroatiam, usque ad mare Dalmaticum, sub suo dominio subjugare. Venit cum suo exercitu usque ad fluvium Dravae. Croatas vero audientes de adventu Regis, congregaverunt exercitum summ, et praeparaverunt se ad pugnandum Rex vero audita congregatione ipsorum, misit suos nuntios, volens ipsos gratiose tractare et pacta cum eisdem, ut voluerunt ordinare: Croatas vero audita Legatione Domini Regis, initio consilio, omnes insimul acceptaverunt et miserunt duodecim Nobiles sapientiores de XII tribubus Croatiae, videlicet: Comitem Gurram de genere Chacitorum, Comitem Hugrinum de genere Cuchachorum, Comitem Marmognam de genere Subitilorum, Comitem Pribislavum de genere Subdomirorum, Comitem Georgium de genere Snacitorum, Comitem Petrum de genere Githorum, Comitem Paulum de genere Gusichorum, Comitem Martinum de genere Carinensium et Lapcanorum, Comitem Pribislavum de genere Politchorum, Comitem Obrsdum de genere Lasnicitorum, Comitem Joannem de genere Janomethorum, Comitem Mirogum de genere Tugomirorum, qui venientes ad Dominum Regem, ei debitam reverentiam exhibuerunt. Dominus vero Rex ad osculum pacis eos recipiens, et honorifice eos tractans, ad talem concordiam devenerunt, quod omnes predicti teneant suum pacifice et quiete, et quod non teneantur aliqua praedictarum generationum, nec eorum homines Regiae majestati solvere censum, nisi tantum teneantur Domino Regi, quando aliqui invaderent sua confinia regalia, tunc si Dominus Rex mittet pro ipsis, tunc ire debeant, ad minus cum X armigeris equitum, de qualibet generatione praenominatorum, suis sumptibus et expensis usque ad fluvium Dravae, inde versus Hungariam ad expensas Domini Regis, usque quo exercitus duraverit, debeant permanere. Et sic exstitit ordinatum de Anno nostrae Redemptionis millesimo centestimo secundo.« Die ganze Form dieser wörtlich angeführten Erzählung, besonders aber die namentliche Aufzählung Derjenigen, welche das Bündniß mit dem Könige abschlossen, spricht dafür, daß der Archidiacon, zur Zeit als er schrieb, aus der Urkunde, die den fraglichen Staatsvertrag enthielt, und seither in dem Sturme der Jahrhunderte entweder unterging, oder gleich so manchem andern höchst interessanten geschichtlichen Documente in irgend einem verstäubten Archive, unerkannt vermodert, unmittelbar geschöpft habe. Er war, wie aus seinem 32. Capitel erhellt, im Jahre 1300 geboren, und folglich nicht so entfernt von jenem hochwichtigen Ereignisse, das ihm als einem Manne, der sich mit geschichtlichen Forschungen beschäftigte, genau bekannt sein mußte. Noch mehr aber, als diese Schlüsse, bestätiget seine Angabe, die in Registro Privilegiorum S. Mariae Jadrensis enthaltene Urkunde, wo es heißt: Anno Incarnationis D. N. I. Christi 1402. Ego Colomanus Dei Gratia Rex Ungariae Croatiae atque Dalmatiae, salvo habito consilio, postquam coronatus sui Belgradi supra mare in urbe Regia, rogatu subscriptorum meorum Comitum, pro charitate Dei et remedio animae meae dono perpetuam pacem et Regiam libertatem Monasterio S. Mariae Monialium, quod situm est in Jadera etc. Wie übel stünde es übrigens nicht bloß um unsere vaterländische, sondern überhaupt um jede andere ältere Geschichte, wenn man zum Beweise jeder einzelnen Thatsache ein über alles juridische Bedenken erhabenes Pergament aufweisen müßte? Erst als das Wort und der Handschlag unsere biedern Vorfahren bei ihren entarteten Enkeln die bindende Kraft verloren, mochte man bei jedem Uebereinkommen im bürgerlichen Leben Brief und Siegel fordern; aber wollte man denselben Geist des Mißtrauens, dieselbe Genießsucht zu hinterlistiger Uebervortheilung, bei Völkern voraussetzen, so hieße das, die Weltgeschichte zur chronique scandaleuse der Menschheit herabwürdigen.

Digitized by Google

des Augenlichtes berauben ließ, in einer erneuerten Fehde gegen ihn. — Peter hingegen, Slavizo's Bruder, hoffte noch durch einen Separatvertrag einen Gebiethsantheil von Croatien für sich zu gewinnen. Er unterhandelte deßhalb mit dem Könige; allein dieser wies die unstatthaften Forderungen standhaft von sich, und Peter, im Wahne, daß er unter seinen Landsleuten einen mächtigen Anhang finden würde, griff aufs Neue zu den Waffen.

Die Croaten, so unerschütterlich entschlossen sie auch von jeher waren, ihre Rechte gegen Jedermann zu vertheidigen, der dieß Heiligthum der Nation mit kirchenräuberischen Händen anzutasten sich erkühnen sollte, hielten ihre eigene Treue für das zuverlässigste Sicherungsmittel des vom Könige mit ihnen eingegangenen Vertrages. Gewissenhafte Beobachtung desselben von ihrer Seite mußte, hofften sie, auch die Ungarn in der redlichen Erfüllung ihrer Versprechungen befestigen. So überließen sie es dem Peter, seine Sache ohne ihre Unterstützung auszufechten. Der Tollkühne verlor an den Mobrusser-Bergen bei Gvozdanczko zugleich mit der Schlacht das Leben, und nun verfolgte Coloman seinen Sieg im Süden, wo einige dalmatische Städte ihm noch Widerstand leisteten.

Auch hier versuchte der König das Mittel friedlicher Unterhandlung; allein Spalatro verschloß ihm seine Thore. Die Stadt wurde eng eingeschlossen und Alles zum Sturme vorbereitet. Obschon nun die Bürger dem Angriffe tapfere Gegenwehre leisteten, erkannten sie doch bald, daß sie der Uebermacht würden weichen müssen. — Einen Mann des Friedens, ihren Erzbischof Crescentius sandten sie an den König hinaus, mit der Bitte, ihnen nicht zu schwer anzurechnen, was jedem Bürger das Gefühl der Ehre gebiethet: Mannhafte Vertheidigung wohlerworbener, gesetzlicher Rechte und Freiheiten. Der staatskluge Coloman glaubte auch hier, in der Bestätigung dieser altherkömmlichen Vorrechte ein festeres Band künftiger Treue und Anhänglichkeit zu finden, als in waffenerzwungener Unterwürfigkeit. Eidlich gelobte er ihnen die Aufrechthaltung derselben, und nachdem ihm die Bürger am folgenden Tage gehuldiget hatten, öffnete sich die Stadt dem einziehenden Könige.

Trau und Jadera folgten diesem Beispiele und erhielten eben so die Bestätigung ihrer Privilegien [1].

1 Thomas Spalatensis apud Lucium Lib. III. Cap. IV. »Colomanus itaque ad mare usque pervenit, ut civitates maritimas occuparet, tunc ad Spalatensem primo accessit . . . . . facta itaque conscriptione omnium, quae hic inde fuerant ex beneplacito stabilita, juravit Rex cum suis Principibus, omnia firmiter observare, postera vero die juraverunt Spalatenses, primo quidem majores, deinde juniores, postea vulgus omne etc. etc. »Liegt nicht hierin wieder ein neuer Beweis für die oben angeführte Uebereinkunft des ungarischen Königs mit den zwölf Stämmen Croatiens? Coloman, der klug oder großmüthig genug ist, den Städten, die das Loos der Waffen mit ihm versuchten, in dem Augenblicke wo sie seiner Macht nicht mehr widerstehen können, ehemvoll ihre alten Rechte und Freiheiten zuzusichern, hat gewiß um so mehr dieselbe Handlungsweise gegen ein ganzes tapferes Volk beobachtet, daß unter Anführung seiner verfassungsmäßigen Feldhauptleute sich ihm an der Drave muthvoll entgegenstellte. — — Obige Thatsache findet sich übrigens auch noch in vita B. Joannis Eppi. Tergurienais und in Annalibus Andreae Dandali bestätiget.

Zwischen Jadera und dem in das adriatische Meer ausmündenden Flusse Titius, findet sich auf alten geographischen Tafeln, die am Gestade liegende Stadt Beligrad. Dort schlang Erzbischof Crescentius das Diadem der Herrschaft im Jahre 1102 um die Stirne des Königs, das seither durch siebenhundert dreißig Jahre als Schwesterkrone das Haupt unserer apostolischen Könige ziert [1].

1 Die dalmatinischen Geschichtschreiber halten es für verdienstlich, glauben zu machen, daß die Krönung des Königs ihrer Unterwerfung voran gegangen sey. Sie unterstützen diese Behauptung durch die Inschrift des Thurmes der Marianerinnen in Zara, welche wörtlich lautet: »Anno Incar. Dni. Nostri Jesu Christi Mil. CV post victoriam et pacis praemia Jaderae introitus a Deo concessa propio sumptu hanc turrim Sanctae Mariae Ungariae Dalmatiae Chroatiae construi et erigi jussit Rex Colomanus.« — Ferner durch ein bei Enclud Lib III. Cap. IV. angeführtes Document, worin es heißt: Anno Incar. D. N. Jesu Christi 1105 Indic. III. regnante piissimo Colomano Croatiae et Dalmatiae primo anno, quo triumphaliter, Jadram ingressus est.« (Wahrscheinlich richtiger: regnante piissimo Colomano Croatiae et Dalmatiae (Rege), — primo anno quo triumphaliter Jadram ingressus est.) — Endlich durch einen Grabstein, der nach dem Milesimum 1111 die Worte enthält: »Nos habet, est annus quintus, quo Rex Colomanus.« — Aus den Worten: salvo habito consilio — in dem oben angeführten Privilegium, wollen sie eine gewisse schonende Rücksicht gegen den orientalischen Hof herleiten, dessen Oberherrlichkeit über Dalmatien Coloman hier anerkenne. Ja sie nehmen sogar zu der beweisisen Behauptung ihre Zuflucht, daß Beligrad die Krönungsstadt des Königs nicht in Dalmatien, sondern im liburnischem Croatien gelegen sey. — Ich meines Theils muß bekennen, daß alle diese, auf unerwiesene Annahmen begründete Folgerungen für mich keine übergeugende Kraft haben. Bekannt ist es, daß nach Colomans im Jahre 1103 erfolgter Rückkehr nach Ungarn, die Venetianer, denen die dalmatischen Seeplätze ihres Handels wegen wichtig waren, daselbst Unruhen anstifteten, die um so mehr Eingang fanden, als auch der Wohlstand dieser Häfen mehr durch die venetianische, als durch die ungarische Herrschaft begünstigt wurde. Obige Texte dürften sich dahre wohl auf die Dämpfung jener Unruhen beziehen, da sonst das »post victoriam« und »triumphaliter ingressus« in einem offenbaren Widerspruche mit der Erzählung der Ereignisse, wie der glaubwürdige Archidiakon sie gibt, und mit der Bestätigung der Privilegien der Stadt stehen würden. — Auch das »Salvo habito consilio« deutet sich wahrscheinlich mehr darauf, daß der König im Geiste des mit seinen neuen Unterthanen abgeschlossenen Vertrages, deren Rathschläge bei Ertheilung von Privilegien, zu welcher ihn seine ungarische Umgebung aufforderte, nicht ausschließen wollte. — Zu einer eingehenden Rücksicht gegen Byzanz, war wohl bei der Schwache dieses Hofes keine Veranlassung vorhanden. Das Gegentheil erhellet vielmehr aus dem schon im Jahre

Digitized by Google

Unter diesen Umständen kömmt man in Versuchung, es einem Mangel an Geschichtskenntniß zuzuschreiben, wenn diese Königreiche im Verhältnisse zum Königreich Ungarn für Unterjochte (subjecta) ausgegeben, und als solche behandelt werden wollten, da sie doch unläugbar verbündete Staaten (regna adnexa aut confoederata) des Letztern sind, die, indem sie seit einer Reihe von Jahrhunderten demselben Zepter gehorchen, und durch Gesetze, welche sie gemeinschaftlich mit den Ständen von Ungarn berathen, und dem apostolischen Könige zur Sanction vorlegen, regiert werden, dennoch den Titel von Königreichen führen; die ihnen eigenthümlichen Rechte und Freiheiten jederzeit im stolzen Gefühle ihrer Nationalitet mannhaft vertheidigten, und selbe von Colomans erlauchten Nachfolgern, entweder durch ausdrückliche Gesetze, oder durch heilige Beobachtung des Inaugural-Diploms unantastbar bestätigt erhalten haben.

Der sicherste Beweis eigenen Nationalgefühls ist heilige Achtung fremder Nationalität. So wie im Menschenleben der stets klare Sinn für das Wahre, Rechte und Schöne, — so ist im Leben jedes Volkes das Höchste — der den ganzen Staatskörper belebende Pulsschlag wahrer Nationalehre, und die Unterdrückung eines friedlichen und vollends verbündeten Volkes, der Raub an seinen altangestammten Rechten, sey er durch die Gewalt parlamentarischer Uebermacht, oder durch jene des Schwertes begangen, ist mit jener Ehre nimmer verträglich. Die Niederlage in solchem Kampfe bringt weniger Schmach als der, in seinen Folgen stets traurige Sieg. Früher oder später bestraft die sicherschreitende Nemesis jeden in solcher Hinsicht begangenen Mißgriff. Wer könnte z. B. gegen den Art. 13. Math. Corv. Dec. II. gegen den Art. 1 und 8 der im Jahre 1492 in die Sammlung der Gesetze aufgenommenen Constitutionen des Königreichs Slavonien, den Art. 1. Ulad. Dec. I., wer gegen die Art. 27 1600, 33 1649, 66 1681, 120 1715, 3 1723, 8 1741 u. s. w. seine Stimme erheben, ohne mit den Blättern der gesetzlichen Urkunden, welche diese Garantien vergangener Jahrhunderte, für die nationellen Vorrechte der verbündeten Königreiche enthalten, zugleich die nicht heiligeren Fundamentalgesetze Ungarns anzutasten, zu gefährden, zu verletzen?

Die weise Regierung Oesterreichs, die unter ihren mütterlichen Flügeln seit grauer Zeit die Nachkommen so vielfältig verschiedener Stammältern versammelt, hat stets mit gleich liebender Vorsorge für Alle, auf deren eigenthümlichen Charakter, Sitte und Bedürfnisse geachtet, und indem sie dadurch das Vertrauen und die treueste Liebe ihrer Völker sich auf ewige Zeiten sicherte, deren dauerndes Glück begründet. Die Ereignisse des Jahrhunderts, in welchem wir leben, haben durch den Oesterreichischen Kaiserstaat, auf eine glänzende, jedes loyale Gemüth erhebende Weise beurkundet, daß trotz der Verschiedenheit der Völker und ihrer Verfassungen, ein schweres Schicksal mit Muth und Ausdauer ertragen und ungeheure Kräfte für das gemeinsame Wohl entwickelt werden können, wenn sie zur Zeit der Drangsale Ein Sinn beseelt, eine gleiche Begeisterung für das Rechte durchglüht. Auf den Blättern der Weltgeschichte werden diese Völker den künftigen Generationen in einer Glorie erscheinen, die mit dem aufgeregten Zustande der meisten übrigen Staaten Europa's in einem auffallenden Contraste steht, und an der die Nation, deren älteste Geschichte diese flüchtigen Zeilen behandeln, ihren gerechten Antheil nicht verkümmert sehen will.

1102 von Coloman gebrauchten Titel eines Königs von Dalmatien. — Was endlich die Lage der Stadt Beligrad anbelangt, so finde ich auf einem vor mir liegenden alten geographischen Blatte, das die Ueberschrift: »Illyricum Monarchiae Romanae führt, Liburnien auf der Westseite durch den Aesiafluß von Istrien, gegen Osten durch den Titius von Dalmatien getrennt; — ist diese Begränzung richtig, ist es richtig, daß Beligrad im liburnischen Croatien gelegen, dann müßte von Enona und Jadera dasselbe gelten.

Bibliographische Mittheilungen.

II.

Oratio funebris de morte Reverendiss: in Christo patris et Domini D. Urbani Episcopi Labacensis etc. Authore Constantino Selendro (Cadanensi) a. et leg. et. 9 fol. in 4.

»Urban Textor geringer Herkunft von Karst hatte das Bisthum in Krain nur seinem Religionseifer und seinen Wissenschaften zu danken. Er war nach Valvasor Beschr. Krains II. Th. 8. B. 664 der vierte Bischof seines Vaterlandes, rieth Ferdinand dem I. die Gesellschaft Jesu in seine Länder einzuführen und starb in der kaiserl. Commission zu Donauwerd, durch einen Fall über die Treppe, die boshafte Leute im Winter vorher mit Wasser begossen haben sollen.«

So Denis in seiner Buchdruckergeschichte Wiens S. 461; zur Ergänzung Einiges aus der angezeigten Rede. Der Verfasser stand mit dem seligen Manne in engerem Verhältnisse; »mihi amicissimus« sagt er selbst, man kann daher mit Grund voraussetzen, daß er von dem, was er berichtet, genaue Kenntniß gehabt habe. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die hohe Würde eines Bischofes, über die seltene moralische

Digitized by Google

Höhe seines Freundes führt er fort: „Ortus etiam est *illustri* (ut accepimus) familia, quae pietate morumque integritate conspicua, nomine prudentiae veneranda, luce virtutum clara fuit, unde et ipse sic coelesti contemplationi incubuit, ut momentaneum respirandi vix sibi promiserit otiolum.“ Einem solchen Manne mußte die Einführung der Jesuiten zu einer Zeit, wo beinahe aller Glaube zu verschwinden drohte, sehr am Herzen liegen; nur durch die jugendliche Kraft dieses Ordens konnte dem schon tief wurzelnden Uebel abgeholfen werden. K. Ferdinand I. (a quo effusissime dilectus fuit) ließ auch wirklich durch ihn simpensis longe maximis die Jesuiten aus Rom kommen, und ihrem Thatencifer zuerst in Prag ein angemessenes Feld einräumen.

Des eifrigen Oberbirten mächtiger Einfluß auf den Herrscher und die Großen des Landes blieb aber hier nicht stehen. Ueberzeugt, daß zweckmäßige Erziehung allein nur zur Begründung einer höheren moralischen Kraft des Volkes führe, suchte er vor Allem die Verbesserung des Schulwesens und die Errichtung guter Landschulen zu erwirken, und dadurch hat er wohl vorzugsweise gerechten Anspruch auf dankbare Anerkennung der spätesten Nachwelt! — Schöne Beweise ausgezeichneter Verdienste um die Wissenschaften überhaupt, und insbesondere um so manche Gelehrte seiner Zeit liefern auch einzelne Wienerdrucke; unser Redner bezeichnet sie in kurzen aber kräftigen Umrissen. Er unterstützte wo er konnte; reichten seine Mittel nicht mehr hin, suchte er Hülfe bei vermögenden Freunden! —

Ich eile zum Schlusse der Rede, mit der Hoffnung, daß ein so hochverdienter Priester bald, zumal jetzt Unbedeutenderes wieder an das Tageslicht gezogen wird, die vollendete Würdigung finden werde; und überlasse es den Lesern zu beurtheilen, in wiefern nachstehender Bericht von dem Tode des gewiß seltnen Mannes mehr Glauben verdiene, als Anderer Nachrichten. Hier die ganze Stelle:

„Mortis nuncios habuit tres. Casum ex obtenebratione bebetudineque oculorum provenientem, qui morbus vertigo, Graecis σκοτωμα dicitur. Infirmitatem, quia pridie quam obiit de cerebri passione, de turbulento, inaequali, inordinatoque humoris et spiritus motu, de sonitu aurium vehementi, dolore capitis conquestus est. Senectutem, quae ipsa praesentis mortis minime fallax indicium. Cum itaque *Francofordiam* reliquisset atque *Viennam* eum Imperatore Maximo Ferdinando peteret, *Thonaverdam* veniens in aede sacra orationi consulto more deditus, ad cochleam seu scalam rotundam perveniens deseensurus forte: *Vertigine* correptus cecidit vitamque cum morte commutavit, atque ita ex corpore, hoc est, animi carcere, ex exitio, aerumna et miseria, ad patriam veram, libertatem ac beatitudinem pervenit sempiternam, de quo nulli bonorum dubium est.“

III.

Lamberti Gruteri, episcopi Neap. in Austria funebris oratio in luctuosam mortem Maximiliani II. Rom. Imp. etc. Am Ende: Viennae Austriae, ex officina typographica Stephani Creuzeri [1]. A°. MDLXXVII. 4½ Bog. in 8.

Diese in Vogel's Bibliotheca Austriaca nicht angeführte Rede würde ich ihrer geringen historischen Bedeutung wegen hier nicht angezeigt haben, wenn mich nicht eine Stelle bei Raupach dazu bewogen hätte. Es ist bekannt, wie bald nach dem Tode dieses ausgezeichneten Kaisers mehrere Flugschriften das Gerücht zu verbreiten suchten, daß er als vollendeter Protestant gestorben. Dahin gehört insbesondere die Oratio Legati Lotharingici ad Sixtum Pontificem Max.; allein schon die Mitwelt hat sie alle als Ausgeburten der finsteren Lüge erkannt und dafür erklärt. Raupach selbst versagt ihnen jeden Werth historischer Glaubwürdigkeit: doch führt er zwei Männer an, den Hubertus Languetus und unsern Bischof Lambertus Gruterus, aus deren Aussags hervorgehen soll, daß Maximilian auf dem Sterbebette die katholischen Gebräuche nicht beobachtet habe. Besonders veranlassen ihn die Worte des Letzteren: Plenus in deum fiducia obiit, nobis praesentibus et compreantibus, zu der Schlußbemerkung: „Welches man mit Recht eine Evangelische Art zu sterben nennen kann.“

Ich muß gestehen, daß Gruter wirklich nirgends von einer gläubigen Beobachtung der katholischen Gebräuche spricht; doch Thatsachen enthält die ganze Rede nicht, die als neu und allgemein bekannt zur Begründung charakteristischer Bezeichnung damals wohl auch nicht nothwendig waren. Es bleibt daher nichts übrig, als eine Stelle aus der angezeigten Rede, der Obigen entgegen, hier anzusetzen, ohne zu entscheiden, in wiefern das *orthodoxa fide*, aus dem Munde eines katholischen Bischofes, mit der evangelischen Art zu sterben in Verbindung stehe. Sie lautet wörtlich, wie folgt:

„Hoc die (12. mensis Octobris) noster Imperator a nobis recessit ad superos, sane quidem amabilissime, plenus in Jesum Christum filium viventis dei S. et D. N. *orthodoxa fide*, certaque fiducia in pretiosiss. merita sui sanguinis atque mortis.

---

[1] Erschien im nämlichen Jahre auch zu Prag bei Michael Peterle. 5 Bog. in 8.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

4. Mittwoch, den 13. Jänner 1836.

Die Grafschaft Novellara.

Die Geschichte der zwischen Parma, Reggio, Modena, Ferrara und Mantua gelegenen Grafschaft Novellara — von der alten Burg Novilara unweit Pesaro wohl zu unterscheiden — behandelt, von den Zeiten der Völkerwanderung bis 1790, ein selbstständiges Werkchen, das 1833 in Mailand erschienen ist und den Canonicus Vincenzo Davolio zum Verfasser, den bekannten P. Litta aber zum Herausgeber hat [1]. Die strenge Wahrheitsliebe, welche darin vorherrscht, und insbesondere der Mangel anderer historischer Quellen berechtigen uns wohl zu nachstehendem Auszuge.

Die ältesten Nachrichten zeigen diese Gegend als ein von dem Po, der Enza und Secchia überschwemmtes Thal, das nach und nach urbar gemacht und bevölkert wurde. Die dadurch gebildeten kleinen Inseln wurden zur Zeit des Einbruchs der Barbaren Zufluchtsorte fliehender Nachbarvölker; die häufigen Nebel erwarben ihm den Namen Nubilaria, Nebularia und Nuvelaria. Die historischen Daten beginnen erst im neunten Jahrhunderte unter dem Papste Eugen II. (824 — 827) mit einer Schenkungsurkunde desselben an Reggio und deren Bestätigung durch Kaiser Otto I. (963). Im nächsten Jahrhunderte ward es dem Gebiethe des Longobarden Gherardaccio Malapresa einverleibt, der daselbst ein festes Schloß erbaute; nach ihm aber (vor 1150) fiel es wieder an Reggio zurück. Fünf Bezirke enthielt damals Novellara's Gebieth: den von Borgazzo, Reatino (1141), Boschi, S. Michele (erst eine Kirche), und Valle, so benannt als der niedrigste, den Gewässern am meisten ausgesetzte Theil. Der Rodano, Krostolo und Kagnalazzo erhielten die Verbindung mit dem benachbarten Quastalla.

Die Factionen der Welfen und Gibellinen rissen auch diese Gegenden in den Wirbel der Kriege und endloser Schrecken hinein. Novellara wurde der jedesmalige Zufluchtsort des schwächeren Theiles. Reggio kam 1290 an Obizzo, Marchese von Ancona und Ferrara, und genoß mit seiner Umgegend eine Zeit lang die Früchte des Friedens. Unter dessen Sohne Azzo erwachte von Neuem der Parteigeist, und Novellara entzog sich (1306) der drückenden Herrschaft, und stellte seine republikanische Unabhängigkeit wieder her. Die verjagten Anhänger Azzo's rotteten sich zusammen, und verwüsteten ihren vaterländischen Boden. Die unglücklichen Einwohner flohen nach Reggio, unterwarfen sich demselben unter der Bedingung des Schutzes und der Freisprechung von allen Abgaben auf zwölf Jahre. Nichts destoweniger wurde Novellara nach und nach so verödet, daß (1315 — 1325) nur drei Familien mehr übrig blieben.

In Reggio herrschte damals unter dem Schutze Johann's von Böhmen die Familie Fogliani. Nach jenes Vertreibung durch Florentiner, Visconter, Skaliger und Gonzaga's ward Reggio belagert, und Fogliani zur Uebergabe (1335) gezwungen. Vermög des Theilungsvertrages kam Reggio und dessen Gebieth an die Gonzaga, welche es sechs und dreißig unruhvolle Jahre besaßen. Die Uneinigkeiten und Zwiste der Familie bewogen Feltrino Gonzaga (nach 1358) sich zum Herren von Reggio zu erklären; er behauptete sich auch wirklich nach der Niederlage seiner Gegner, deren Anführer Barnabo Visconti und seine Söhne waren (1365). Reggio empörte sich aber bald hierauf gegen Feltrino, und dieser sah sich genöthigt, durch einen Vergleich jenem die Stadt für fünfzig tausend Goldgulden zu verkaufen. Feltrino behielt Novellara und Bagnolo mit ihrem Bezirke nebst andern benachbarten Ortschaften. Novellara blieb Hauptstadt eines kleinen freien Staates und Residenz Feltrino's, der 1374 starb. Von seinen zwei Söhnen wurde Guido Herr von Novellara und Bagnolo, und

[1] Memorie storiche della Contea di Novellara e dei Gonzaghi che vi dominarono scritte dal Canonico Vincenzo Davolio. Milano, Tipografia Dr. Giulio Ferrario. 1833. 4.

Digitized by Google

Guglielmo Stammvater der Mantovanischen Linie der Gonzaga's mit dem Beinamen I Nobili. Guido regierte fünf und zwanzig Jahre und hinterließ zwei Söhne: Feltrino II. und Giacomo, von denen der Erste Bagnolo, der Zweite Novellara erhielt, wozu noch das Eremonische Schloß Vescovado und Cortenova kamen; Giacomo machte sich um die Erweiterung und Kultur seines Gebiethes verdient, er starb im Jahre 1441. An seine drei Söhne Francesco, Giampietro und Giorgio kam nach dem Absterben von Feltrino's II. Kindern der Bezirk von Bagnolo für immer zurück. Novellara wurde damals der Aufenthalt des heil. Bernhard von Siena und des Heiligen gleichen Namens von Feltre, welcher letztere die Gründung eines Karmelitenklosters bewirkte (1477). Die Hauptmannschaft Francesco's in so unruhigen Zeiten ließ ihn zwar wenig an Novellara selbst denken, dem ungeachtet vermehrte und verbesserte er seinen kleinen Staat mit dem Bezirk von Terreni Novi. Er zeichnete sich in vielen Feldzügen, die er für die Herzoge von Mailand, so wie für die von Bisignano mitmachte, vortheilhaft aus. Die letzteren befreite er aus ihrem Kerker zu Neapel, und wies ihnen für viele Jahre einen sichern Zufluchtsort in Novellara an, bis er sie nach erfolgtem Frieden mit König Ferdinand aussöhnte, und die Wiedereinsetzung in ihr Herzogthum bewirkte. Er starb den 4. Februar 1484 und ließ seinen Erstgebornen Giampietro in Besitz von Novellara und Vescovado. Ein Zweig der Familie kam nach Calabrien, indem Carlo, Francesco's Sohn von der zweiten Frau drei Feudalgüter daselbst übernahm. — Nach drei Jahren wurde Novellara unter die vier Söhne Giorgio's: Giacomo, Cristoforo, Marc Antonio und Guido getheilt; dem ältesten, Giacomo fiel zugleich mit seinem Vetter Giampietro Novellara zu, den drei andern Brüdern Bagnolo. Alle vier jedoch waren schlecht mit der Theilung ihrer Vorfahren und dem Regimente Giampietro's zufrieden; sie verbanden sich mit dem Marchese von Mantua und suchten Giampietro mit Waffengewalt zu verdrängen. Ein von den Häusern Este und Correggio zu Stande gebrachter Friede hemmte ihre Schritte nur auf kurze Zeit. Ihre Verschwörung und ihr Mordanschlag gegen Giampietro, der am Pfingstfeste 1502 ausgeführt werden sollte, ward indessen entdeckt, die Schuldigen bestraft und zur Erinnerung an die glückliche Rettung ein jährliches Fest in den Pfingstfeiertagen eingesetzt. Bald darauf zog er zur Huldigung des Französischen Königs Franz I. nach Mailand und folgte dem Hofe auch nach Pavia, wo ihn Marc Antonio im Angesicht des Königs auf eine schimpfliche Weise zum Zweikampfe herausforderte. Giampietro, in allen ritterlichen Tugenden ausgezeichnet, demüthigte alsbald seinen frechen Gegner, und schenkte ihm großmüthig das Leben.

Nichts destoweniger setzten die Brüder ihre Feindseligkeiten gegen Giampietro fort, und wußten die benachbarte Gegend so in den Streit zu verwickeln, daß, dem Dinge ein Ende zu machen, Papst Julius II. die Unruhstifter von Bagnolo vertrieb, dieses von seinen Truppen besetzen ließ (1508) und es zwei Jahre darauf für 1800 Scudi an Giampietro verkaufte. Vom Kaiser ihrer übrigen Lehen beraubt, zog Cristoforo nach Siena; Marc Antonio nach Vescovado und Guido nach Mantua. Aber auch in der Entfernung hörten sie nicht auf, Giampietro mit ihrem Hasse zu verfolgen, und ihm theils durch Verläumdung an den Höfen des Papstes und des Kaisers, theils durch Aufwicklung seiner Unterthanen zu schaden. Seine Unbescholtenheit und sein weises Betragen entkräftete jedoch ihre Plane; ja er verfolgte sie nicht einmal mit seiner Rache, und suchte seinen Schutz nur in sich selbst, so wie die Freundschaft des Papstes, Kaisers, und des Königs von Frankreich die Verbündeten seiner Feinde, den Marchese von Mantua und den Grafen Quastalla entwaffnete. Die Israeliten, denen er in seinem Staate zu leben erlaubte, verloren an ihm den Beschützer ihrer Rechte (1514). (Fortf. folgt.)

Van Swieten.

Rautenstrauch's Biographie Marien Theresiens fand, wir haben es schon einmal in diesen Blättern gesagt, mit Recht nur sehr geringe Theilnahme. Sie ist voll Unrichtigkeiten, und die damaligen Wiener Zeitschriften enthalten eine solche Masse von Zurechtweisungen, daß man wirklich in Zweifel gerathen muß, ob denn noch etwas Gutes an der ganzen Arbeit übrig bleibe. Wir theilen hier aus einem schon sehr selten gewordenen Tagsblatte einen ähnlichen Brief des Freiherrn van Swieten mit, und zwar deßwegen, weil der darin gerügte Fehler in mehrere neuere Bücher übergegangen ist, und es sich um einen Mann handelt, dem Oesterreich so viel verdankt. Die Zuschrift ist an die Redaction:

»Ich hätte gewünscht, dem Verfasser der Biographie Marien Theresiens nur meinen Dank zu bezeigen für die ruhmvolle Erwähnung, die er von meinem sel. Vater in seinem Werke gemacht hat. Ich hätte aber auch gewünscht, daß Herr Rautenstrauch von den einzelnen Zügen, die er dabei anführt, vorerst gegründete und sichere Nachrichten hätte

Digitized by Google

einhohlen wollen. Dieses wäre leicht zu bewirken gewesen und dann fände ich mich jetzt nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzet, demjenigen öffentlich und gerade zu widersprechen, was er von Vertilgung etlicher tausend Sophisterey, Alchymie, Geisterwissenschaft und Scharlatanerey betreffende Bände anführet, wovon mein Vater die kaiserl. Hofbibliothek gereiniget haben soll.

Der Eifer für die Aufklärung und das Wohl seiner Zeitgenossen, welcher meinen Vater ganz beseelte, trieb ihn freilich an, den Aberglauben und Irrthum überall zu verfolgen, und wo möglich auszurotten; die Absicht der erlauchtesten Landesfürstin, deren Befehle er vollstreckte, zielte dahin ab, ihre Unterthanen vor Schaden und Betrügereyen zu hüten, und diese Absicht trachtete er zu erfüllen, da er als Präses der Bücherzensur alle dergleichen Aberglauben und schädlichen Irrthum verbreitende Bücher dem Umlauf entzogen. Allein nur alsdann können solche Bücher Nachtheil verursachen, wenn sie in den Händen des unwissenden Volkes, nicht aber, da sie in einer Bibliothek hingestellt sind. Eine zum öffentlichen Gebrauch dienende Sammlung ist nicht bloß dahin eingeschränket, einen vollständigen Vorrath nützlicher Kenntnisse dem wißbegierigen Forscher darzubiethen; auch der Irrthum hat da seinen angewiesenen Platz, und eine solche Bibliothek ist gleichsam das Archiv der ganzen Welt, worin von den entferntesten Zeiten her alle Urkunden, der Stärke sowohl als der Schwäche des menschlichen Geistes aufbewahret werden; so wie jene die Seele erhebt, warnet diese für dem Fall, und beide dienen, den Weg zur Entdeckung oder Erläuterung der Wahrheit auszuzeichnen. Diese Bestimmung konnte mein Vater nicht verkennen; er hat sie auch nicht verkennet, und weit entfernt daß er jemals nur ein einziges Buch aus der kaiserl. Bibliothek verbannet hätte, welches ihm nicht zum Lobe gereichen würde, hat er vielmehr dieselbe in allen Fächern der Wissenschaften ergänzt und ansehnlich vermehrt; wovon ich als sein Nachfolger im Amte ein gegründetes Zeugniß ablegen kann: dieses wird, wie ich hoffe, allenthalben vollen Glauben erhalten. Damit aber auch Hr. Rautenstrauch überführet werde, daß mein sel. Vater weder Alchymische Bücher noch Magische, noch Sophistische, noch Cabalistische ꝛc. aus der k. Hofbibliothek weggeschaffet habe, lade ich ihn ein, die große Menge derselben, wie sie von jeher da vorhanden waren, mit seinen Augen anzusehen, und dann erwarte ich von eben der Gesinnung, welche ihn bewogen hat, Blumen der Dankbarkeit auf das Grab meines sel. Vaters zu streuen, daß er seinen Fehler erkennen, ihn bey der ersten Gelegenheit berichtigen, übrigens aber dieser meiner nothwendigen Erklärung keinen andern Beweggrund als die schuldige Sorgfalt eines Sohnes für die Ehre seines Vaters beilegen werde.«

Wien den 29. Dec. 1779. Freyherr van Swieten.

Bibliographische Mittheilungen.

IV.

Hie hebt sich ann das leben vnnd legend des himmelfürsts vnd heiligen peichtigers Sand Wolfgangs was der almechtig gott durch in gewürcket von Kindthait auff piß an sein endt hat, cum gracia et Privilegio.

Seite 2, ein Holzschnitt: St. Wolfgang im bischöflichen Ornate, in der linken Hand die von ihm gestiftete Kirche (St. Wolfgang am Abersee) haltend; vor ihm ein Pilger auf den Knien, und rückwärts Mehrere in andächtiger Stellung. Auf einem Gerüste hängen einige Opfer der frommen Wallfahrer u. s. w.

Seite 3 die Erklärung, welche ich hier anführen will: »Hie vahet sich ann ain hüpsch puechlein von des heiligen peschoff in nothhelfers sand Wolfgangs leben vnd wunderberlich, so got gnediklich durch in teglich würcket ben seynem gotshaus in dem pirg. Als dan anzaigt dise figur, Daeunnd nit allain ainfaltig layen jammer grosmechtig kayser, kunig, Fürsten Hochwirdig hochgelehrt herrn, andechtiklich in christlichen glauben bewegt, das voregenandt sein gotshaus mit seinen wunderwercke ersuechen vnd ersechen.«

Nun folgen 49 Holzschnitte, die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Heiligen vorstellend; jeder Einzelne hat seine nöthige Erklärung mit dem gewöhnlichen Anfange »diese figur anzaigt.« Als 51. wiederhohlt sich der Erste, dem nun der Verfasser eine höchst naive Erklärung, warum der Heilige im Gebirge und nicht zu Regensburg, wo er doch Bischof gewesen, so vorzüglich verehrt werde, anschließt. In Regensburg gegenoß er im Leben schon dnech seine Würde der Ehren hinlänglich genug; hiee im Gebirge aber lebte er einsam, in Dürftigkeit nue der Andacht, daher sey es billig, daß er auch da nun verherrlicht werde!

Mit der Aufzählung von fünf Wunderzeichen, die sich 1512 und 1513 ereignet, und einem Gebethe ist das Werkchen geschlossen. Am Ende steht noch: »Hie endet sich das leben des heiligen nothelfers sand Wolfgang zusamen getragen auff vill puechlein, vnnd ains tails aus wolpernümbter sag der eltern. Geschehen in dem closter Monsee sand Benedicten Orden. Vnnd nun getruckt in der Fürstliche stat Landsshut. Durch Johann Wensseuburger. Anno domini 1515 am abennd der heiligenn zwelff poten Petri vnnd Panli.

Das ganze Werkchen besteht aus 60 Blättern in 8, hat weder Seitenzahlen noch Custoden, wohl aber Signaturen, und wie gesagt 51 schöne Holzschnitte. Vogel's Bibliotheca austriaca führet die lateinische Ausgabe von 1516 als sehr selten an; wie vielmehr muß es das deutsche Original seyn, da geschieht nirgends davon Erwähnung.

Indessen dürfte sich auch die lateinische Ausgabe nicht in

Digitized by Google

zu vieler Händen befunden, und ich halte daher eine Vergleichung mit dem deutschen Originale hier nicht am unrechten Oete. Sie hat 72 Blätter in 8. und 52 Holzschnitte, weil sich hier der erste zweymal wiederhohlt; Seitenzahlen und Custoden fehlen; Signaturen sind vorhanden. Seite 1 Incipit Vita divi Wolfgangi praesulis eximii und hierauf 9 Distichen an die Leser. Seite 2 derselbe Holzschnitt, wie bei der deutschen Ausgabe und Seite 3 die Erklärung, die ich ebenfalls hier ansetze, weil sie anders klingt: »Hec figura presefert miracula et gracias quas divina in dies largitur pietas suis fidelibus devote postulantibus opem et suffragia almi pontificis Wolfgangi pro cujus indicio se offert obtutibus pie spectantium et alacriter properantium ecclesiarum oratorium ab eodem sancto extructum intra alpes et lacum *Abernense*. Quem locum nedum vulgus indoctum imo verius imperatores invictissimi *Fridericus tertius* et *Maximilianus gloriosissimus* itidem principes illustrissimi, Archiepiscopi et episcopi reverendissimi, viri etiam omnium litterarum scientissimi, redduut sua devotione celeberrimum visitando personaliter et se illuc devovendo.

Nun folgen die 49 Holzschnitte aus dem Leben des Heiligen genommen, mit jedesmaliger Erklärung zur Seite; hiecauf die Wunderthaten, die hier an der Zahl neun sind, das Gebeth an den Heiligen und eine über zwei Seiten lange Ode, die das Erzählte kurz wiederhohlt. Der erste Holzschnitt, der noch zweimal zum Vorschein kommt, steht zuerst vor der Antiphone und dann vor dem officium. Der Schluß wie bei Vogel.

Zu den Werken, welche das Leben des h. Wolfgang und die Geschichte des von ihm gegründeten Kirchleins am Aberfee abhandeln, und schon in der Bibl. austr. angeführt werden, gehört noch des Abtes von Monsee Bernard gesegnetes Aberseeisches Gebürg. Salzburg 1732 in 8. In der Bibliothek des Stifts zu Heiligenkreuz fand ich eine Legende des h. Wolfgang in lat. Sprache, zu Burgdorf im Kanton Bern 1475 gedruckt. Sie besteht aus 20 Blättern in Folio, und ihre Seltenheit hat Freytag[1] hinlänglich dargethan. Von einer lat. Handschrift aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, welche sich zu Melk befindet, und die ich genauer untersuchte, werde ich bei einer andern Gelegenheit Nachricht ertheilen. Sie ist die Arbeit eines Stiftsgliedes zu St. Emmeran, mit Benützung mehrerer Handschriften verfaßt und demnach für die Geschichte unserd Heiligen und seiner Kirche von vielseitigem Interesse.

Aus Wien's Vorzeit.

Zu dem Thema, wie so ganz nur lebenslustig Wien und seine Bewohner, das in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Bruschius angestimmt, bis auf unsere Tage in hundert und hundert Variationen wiederklang, ist nachstehendes Epigram des Herzogs von Richelieu an Voltaire, das er bald nach seiner Ankunft in Wien niederschrieb, ein eben so merkwürdiges als sonderbares Gegenstück:

Dans ce triste sejour, dans ces barbares lieux
Le grave et morgne serieux
S'etend sur tout ce qui respire:
— — l'ennui regne partout,
Et les graces et le bon goût
Semblent avoir été mis au ban de l'empire,
La joye parait un fardeau;
La beauté chez le sexe y parait être defendue,
Et l'amour peut marcher ceint du double bandeau
Sans avoir régret à la vue. — ! —

Wie ganz anders lauten nachstehende Verse eines gleichzeitigen, lateinischen Dichters:

Si mihi sint linquae centum, sint oraque centum
Vindobonae laudes vix memorabo satis:
Quidquid Deliciae tenerum, quod Gratia rarum
Gloria magnificum, nobile Fama tenet:
Hic cumulata vides. Urbes dispersa beatas
Quae facjunt, junctim sola Vienna gerit.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts prophezeihte man den Untergang Wien's auf das Jahr 1526, und zwar durch eine Ueberschwemmung im Monathe Februar, wegen der Zusammenkunft verschiedener Planeten im Zeichen der Fische. Wie groß und allgemein die Angst gewesen, geht aus zwei Werkchen hervor, die schon im März 1523 erschienen sind, und den berühmten Professor Georg Tanstetter zum Verfasser hatten. Dieser, obgleich selbst astrologischen Träumereien ergeben, bemühte sich in 15 Absätzen darzuthun, daß aus gedachter Conjunction der Planeten, weder das Ende der Welt, noch eine allgemeine oder besondere Ueberschwemmung folgen werden. »Es hätten zwar Aug. Niphus und Alb. Pighius schon gründlich genug darüber geschrieben; allein auf wichtiges Anhalten wolle auch er seine Meinung sagen, theils, weil man seit einigen Jahren zur Schande der Wissenschaft abgeschmackte Büchelchen und Bilder herumgetragen hätte, in welchen auch er zu reden aufgefordert würde, theils, weil ihm im vergangenen Jahre eine falsche Prophezeihung vom Untergange Wien's aufgebürdet worden, da er sich doch in seinem schon durch 19 Jahre herauskommenden Prognostiken nie ins Besondere eingelassen hätte.«

1) Analecta litteraria p. 1103.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

5. Sonnabend, den 16. Jänner 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

Manche wollen bemerkt haben, daß Europa, dessen Landkarte bekanntlich die Gestalt einer sitzenden Jungfrau beschreibt, alt geworden sey und sich bereits überlebt habe. Jenseits des Oceans soll das Leben viel wärmer, viel thatkräftiger pulsiren, es soll nicht so ausgekostet, so übersättigt seyn, wie bei uns. Man braucht aber seine Sehkraft eben nicht anzustrengen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß diese Jungfrau, trotz ihrer sitzenden Stellung, doch nicht sitzen geblieben und in den Schlaf gesunken sey, sondern daß schaffende Lebenskraft sich durch jede Ader ihres schönen Körpers dränge. Legt nur einmal die Hand an das Herz der Jungfrau — an Deutschland, und ihr werdet *fühlen*, mit welch schnellen und mächtigen Schlägen dieses *wallt und pocht*, als wollte es die Ahnungen von Myriaden Welten *liebevoll in* sich aufnehmen und verwirklichen. Es ist wahr, wir haben unendlich viele Erlebnisse hinter uns; es gibt nichts Neues in der Materie; aber die Phasen gestalten sich fortwährend neu, durch Aneinanderreihen, Ordnen und Combiniren des Vorhandenen. In diesem, in der Bemeisterung des Gegebenen, in dessen Tauglichmachung zum Zwecke, in der Veredlung der Mittel liegt der Verstand des Lebens. Hier ist Klarheit, Sicherheit; Befriedigung und Publicität. Aufgaben, auf deren Lösung das Siegel der Zeit gedruckt ist, gehören in das Gebiet der Geheimnisse, die schon dem edlen Hamlet böse Träume verursachten.

Die Interessen der einzelnen europäischen Staaten — die Völker haben überall gleiche Interessen — mögen sich wie immer gestalten, die Meinungen und Systeme mögen auf den sturmbewegten Fluthen der Politik wie immer steuern und treiben, es besteht ein festes Band, das alle Völker Europa's vereinigt, dem Europa seine Ueberlegenheit verdankt, an dessen Gewebe von Tag zu Tag mehr Hände Theil nehmen. Dieses Band, das die Befriedigung der geistigen und materiellen Bedürfnisse des Lebens in sich schließt, bilden vier Elemente: Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel. Diese vier Richtungen der menschlichen Thatkraft, um die sich die wichtigsten Lebensfragen drehen, sind nicht mehr Reservate des Individuums, sie sind populär und Gemeingut geworden, und haben sich zu einer auf sich selbst beruhenden Macht erhoben, die deßhalb unerschütterlich ist, weil sie mit den Bestrebungen der Humanität ein gleiches Ziel verfolgt, zu einer Macht, welche die schönsten und segensreichsten Ideen der Menschheit festhält und nährt, die Potenzen der Seele zu einer freien Entwicklung auffordert, und das zudringliche Umschgreifen widerstrebender Verhältnisse durch einen kategorischen Imperativ paralysirt, an dessen Felswand zuletzt jede negative Gewalt zerschellen muß. Die genannten vier Richtungen haben sich neuerlich in Deutschland, und namentlich in Oesterreich erstaunlich erweitert, und einen höchst erfreulichen Schauplatz eröffnet. Gleichwie der Seidenwurm einen ruhigen, warmen, vor dem Luftzuge gesicherten Ort braucht, um sein Gewebe recht emsig und nett zu Stande zu bringen, so benützte auch Oesterreich den ungefochtenen, friedlichen Zustand der letzten zwanzig Jahre auf das practisch Verständigste, und hielt sich während dieser Zeit der scheinbaren Ruhe auf dem Felde der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie und des Handels in fortwährend steigender Bewegung. Indem wir die Fortschritte der höchsten dieser vier Potenzen, der Wissenschaft und Kunst nämlich, einer anderen Nachweisung anheimstellen, wollen wir das industrielle und commerzielle Leben in Oesterreich concret und näher ins Auge fassen.

Die Industrie in Oesterreich ist noch jung, sie zählt

Digitized by Google

kaum fünfzig Jahre; aber eben deßhalb ist sie lebensfrisch und energisch. Wie allen jungen Leuten, steht auch ihr noch das Vorurtheil im Wege, daß man ihr nicht unbedingt vertrauen dürfe. Die schlagenden Beweise aber, die sie täglich zu Tage fördert, sollten doch endlich ihren Credit erhärten. Werfen wir einen Blick in die Vergangenheit. Die Völker des österreichischen Kaiserstaates waren noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf die Bodencultur und die Segnungen des Ackerbaues beschränkt, auf die noch jetzt die Ungarn, die Wallachen und die meisten Slavenstämme angewiesen zu seyn scheinen. Der Handwerksschlendrian holperte mühsam und unbehilflich durch die Spiralgänge des Zunftbollwerkes. Jene angeblich goldene Zeit war ein rechtes Misere des Ungeschicks und der Geschmacklosigkeit. Die schreiendsten Bedürfnisse blieben entweder unbefriedigt oder wurden aus dem Auslande gestillt. Nur hier und da lungerte ein, durch den Reichthum der Bodenproducte hervorgerufener Fabrications-Zweig. Der Handel beschränkte sich auf Commissions- und Speditions-Handel, und kränkelte übrigens an der leidendsten Passivität. Ja, die Population war nicht einmal reif genug, den Gedanken zu fassen, daß es anders seyn könnte.

Zur Ehre der österreichischen Regierung sey es gesagt, daß der Impuls zur freieren Entwicklung der Gewerbsthätigkeit einzig und allein von ihr ausging. Die fromme Kaiserin Maria Theresa widmete der Beförderung inländischer Industrie eine besondere Sorgfalt, belebte und erweiterte sie durch neue, dem Geiste eines gebäuterten Industrie-Systems mehr angemessene Maßregeln. Die Fessel schädlicher Monopolsrechte wurden großentheils zerbrochen, die Gränzen der freien Betriebsamkeit hinausgerückt. Fabriken, die früher in Oesterreich eine terra incognita waren, kamen in Aufnahme. Selbst Geldvorschüsse und Prämien wagte der Staat daran, um gemeinnützige Unternehmungen hervorzurufen. Freilich that man dabei aus Mangel an Erfahrung manchen Mißgriff. Oesterreich war das Eldorado fremder Projectmacher. Die gute Saat trug aber dennoch hundertfältiges Korn. Das Beste an der Sache war, daß der Geist der Unternehmung im Volke erwachte. Der Funke der Betriebsamkeit zündete und fand Nahrungsstoff. Kaiser Joseph, der große Menschenfreund, verfolgte dieses, durch den Einfluß der vorgeschrittenen Bildung und hellerer staatswirthschaftlicher Begriffe hervorgerufene Liberalitäts-System. Er, der die letzten Ueberreste der Leibeigenschaft aufhob, der nicht seine Völker bevormunden, sondern über Staatsbürger regieren wollte, bemühte sich auch, die inländische Industrie mündig und unabhängig zu machen. Er wollte dieß auf dem kürzesten Wege, durch indirecten Zwang, verwirklichen. Das Prohibitiv-System sollte, auf Gefahr und Kosten der Handels-Interessen, der vaterländischen Industrie Kraft und Selbstständigkeit verleihen. Was man beabsichtigt hatte, erfolgte. Die Industrie emancipirte sich in allen Fabrications-Zweigen, deren Hervorbringung und Veredlung in der Fähigkeit und Lebensweise des Volkes, in der Beschaffenheit und Lage des Bodens einen natürlichen Grund fanden. Diese erfreuliche Veränderung ward aber nicht durch das Prohibitiv-System hervorgerufen. Kein System der Welt ist im Stande, dort eine Industrie zu erkünsteln, wo nicht schon ihre Keime im Volke schlummern. Der Bedarf und die Zeit haben diese Triebe geweckt, befruchtet und zur Reife gedeihen lassen. Jenes beschränkende System kann die Productivität, wenn sie eine gewisse Stärke erlangt hat, nur in ihrer Entwicklung hemmen, indem es den Handel fesselt, ohne welchen doch zuletzt die Industrie sich nie ihres Lebens erfreuen kann. Die Zeit sprang mit kriegerischem, geharnischtem Ernste mitten in den lässigen Friedenszustand, und forderte dringend zur Rührigkeit und Kraftanstrengung auf. Der Bedarf, ein Milchbruder des durch den Krieg herbeigeführten Nothstandes, wurde täglich schreiender. Der Krieg mit seinem traurigen Geleite war, so parador es scheint, dennoch ein gewaltiger Sporn für industrielle und commerzielle Thätigkeit. Selbst die Continental-Sperre war nur eine unschädliche Vogelscheuche. Je größere Opfer der Staat brachte, je größere Verluste er erlitt, desto kräftiger trat der Gewerbsfleiß auf, desto reger war der innere Verkehr. Jene Heroenzeit der Völker Oesterreichs war auch die Morgenröthe ihrer Industrie, die in kurzer Zeit so stark und solid wurde, daß sie selbst die Niederlage des öffentlichen Credits gefaßt und ruhig überlebte. — Nun folgte eine Reihe von Jahren der inneren Ruhe und Sicherheit, die den schönen Bau, der unter Waffenlärm und Drangsalen aller Art kühn begonnen wurde, mit Umsicht und Besonnenheit zur Befriedigung vollendeten. Was man früher übereilt oder gar nur skizzirt hatte, wurde nach dem Maßstabe der Intelligenz und Erfahrung nachgeholt und ausgeführt. Die Speculation bricht sich nun ganz neue Bahnen; der Geist der Erfindung nähert sich immer mehr seiner Scheitelhöhe; dem Bedürfnisse kommt die Befriedigung in tausend Formen entgegen; der täglich wachsende Verkehr

Digitized by Google

bezielt die Begründung allgemeiner socialer Verhältnisse; zusehends erweitert sich der Bazar, worin alle Erzeugnisse menschlicher Thatkraft ausgelegt werden. Und doch ist dieser Zustand der Gegenwart nur die Eingangspforte zu einer schöneren, glücklicheren Zukunft, zu den Tagen der Vollendung. Dieses Drängen und Treiben unserer Zeit, dieses Erstmen und Beginnen gewagter und unabsehbarer Unternehmungen sind vielleicht nur die Geburtswehen eines Zustandes, der noch im Schooße der Nacht schlummert, das erste Grauen eines Sabbathsmorgens, der die Menschen und ihre Welt im höhern Licht verklären wird! — Ein Vergleich der jetzigen Zustände mit der Vergangenheit berechtigt zu den kühnsten Hoffnungen.

Was war Wien vor fünfzig Jahren, und was ist es jetzt! — Vormals war Wien eine Residenzstadt, in der sich die weltlichen und kirchlichen Behörden centralisirten, und die adeligen Güterbesitzer einen Theil des Jahres hindurch aufhielten. Jetzt ist Wien überdieß eine große Manufacturstadt, in deren Weichbilde über zweitausend Fabriken im Gange sind, und die hoffentlich bald der Mittelpunct des ganzen südlichen und östlichen Handelsverkehrs Deutschlands werden dürfte. Als im Jahre 1750 dem Goldschläger J. G. Hiertl ein Schutzdecret auf den Leon'schen Drahtzug, und dem schlesischen Zeugfabrikanten Christoph Hornig ein ähnliches auf Verfertigung halbwollener Zeuge verliehen wurde, als selbst im Jahre 1780 der Exjesuiten-Bruder Johann Hartwich zur ungehinderten Treibung der Uhrmacher-Profession ermächtigt wurde, und diese Berechtigungen ungewöhnliches Aufsehen machten, wer hätte sich damals etwas von den geschmackvollen und phantasiereichen Erzeugnissen träumen lassen, die, um von andern technischen Prototypen zu schweigen, gegenwärtig aus dem Jacquard-Stuhle und der Bobbinet-Maschine hervorgehen.

Um den gemeinnützigen Zwecken, welche diese Zeitschrift vorzugsweise im Auge hält, in einer der wichtigsten Lebensfragen nachzukommen, wollen wir in einer Reihe populär gehaltener Aufsätze ein vielgestaltiges, der Wahrheit abgelauschtes Gemälde aufrollen, worin die interessantesten Erscheinungen des industriellen und commerziellen Lebens in Oesterreich, wie Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, Industrie-Ausstellungen, Seehandel, Zollverhältnisse, Creditswesen, Handels-Gesetzgebung u. s. w. in ihrem eigenthümlichen Genre sollen geschildert werden.

Die Grafschaft Novellara.

(Fortsetzung.)

Giampietro's Erstgeborner, Alessandro, übernahm nun die Regierung und löste die Schlösser Monticelli, Tizzano, Zibello und Bollone von dem Marchese Pallavicini gegen fünf und sechzigtausend kaiserl. Lire ab. Diese und noch viele andere Güter wurden ihm nach vierzig Jahren wieder gegen volle Entschädigung abgenommen. Als kaiserl. Feldhauptmann der Po-Gegenden und Gouverneur von Piacenza, unterrichtete er seine Verwandten in Rom von der bevorstehenden Belagerung und both ihnen seine Dienste zur Rettung an. Er kaufte den Grafen von Mirandola los und schickte den venetianischen Gesandten auf seine Kosten frei nach Venedig mit den Worten: »Dieß ist die Rache eines Grafen von Novellara; so entließ er den, dessen Landsleute ihm unlängst Bagnolo geplündert und bis Novellara gestreift hatten.« Als Anerkennung eines solch edlen Betragens ward er vom Senate Venedigs unter die Patrizier aufgenommen. Im Jahre 1530 wurde Alessandro im Feldzuge gegen die Türken zum Befehlshaber der italienischen Reiterei in Ungarn ernannt, starb aber vor Antretung dieses ehrenvollen Amtes in Neapel, wohin er den Marchese de Vasto begleitet hatte, im August desselben Jahres. — Alessandro's Bruder, Pirro, bedachte zwar die kirchlichen Institutionen Novellara's, aber sein jugendliches Alter verwickelte ihn in die kriegerischen Unternehmungen der Zeit, für welche er zu Neapel das Leben einbüßte (1527). Annibale, ein anderer Sohn Giampietro's, am Hofe Franz I. erzogen, erwählte gleichfalls die militärische Laufbahn und fiel in jenes Dienst beim Schlosse Buska in Piemont gegen die Kaiserlichen im 30ten Lebensjahre, 1537. Seine Ueberreste wurden nach Novellara gebracht.

Giulio Cesare, ein Bruder des Vorigen, pflegte die Wissenschaften in Bologna und Rom mit vorzüglichem Erfolge. Er ward Kämmerer K. Carl V. in Sevigliano (1536) und Vertrauter Papst Paul III., der ihn zum Decan der päpstlichen Rentkammer ernannte, und ihm die Leitung der Finanzen seines Hofes, so wie der Civil- und Militärgeschäfte übertrug. Imola verlangte ihn wiederhohlt (1543) zu seinem Bischof; Giulio Cesare übernahm endlich das Titular-Patriarchat von Alessandria. Sein Pallast wurde von den angesehensten und gelehrtesten Männern seiner Zeit besucht, so wie er durch ihn ein Asyl der Wissenschaft geworden war. Der Tod ereilte ihn während der Villeggiatura in Tivoli den 27. October 1550. Er führte das Recht

Digitized by Google

der Erstgeburt in seinem Hause ein, und berief dazu, mit Uebergehung des unwürdigen Francesco, den jüngern seiner Neffen, Camillo, den er hatte erziehen lassen, sammt dessen Nachkommenschaft.

Unter den Frauen jener Zeit aus dem Hause dieser Gonzaga verdient Donna Constanza d'Austria ausgezeichnet und ihrer Verdienste wegen näher beachtet zu werden. Constanza d'Austria, Tochter Gibert X., Grafen von Correggio und Witwe Alessandro I. von Novellara, war nicht nur durch Weisheit verehrungswürdig, sondern auch zugleich mit Camilla Gonzaga ihren Zeitgenossen als Dichterin vortheilhaft bekannt. Ihr war fast immer die Leitung des kleinen Staates anvertraut, und sie wußte nicht nur in den schwierigsten Verhältnissen durch ihr politisches Betragen gegen die zwei großen feindlichen Machthaber ihre Besitzungen zu sichern, sondern sich noch obendrein die Achtung eines jeden zu erwerben, die auch Carl V. bei einer (1533) ausgebrochenen Theurung durch reichliche Unterstützung gegen sie an den Tag legte. In mütterlicher Sorge für ihr Land starb sie den 19. August 1563. Ihr erstgeborner Sohn, Francesco II., zog schon früh durch seine Talente die Aufmerksamkeit Carl V. auf sich, der es ihm in seiner kriegerischen Laufbahn nicht an Gelegenheit sich zu zeigen ermangeln ließ. Von seiner Gemahlin Barbara Correggio hatte er einen Sohn, der aber, so wie seine Mutter, bald starb. Mirandola und Guastalla verdankten ihm ihre Ruhe, die er als kaiserlicher General durch seine Truppen aufrecht erhielt. Mitten in seinem Ruhme machte der Tod seinem Leben ein Ende (1577); er hinterließ einen natürlichen Sohn Claudius, der die Geißel der Familie wurde.

Wie schon erwähnt, wurde jener Camillo von seinem Onkel nach der Sitte der Zeit zu Staatsämtern erzogen. Er ergriff aber den Kriegsdienst und überließ seinem Bruder Alfons die Verwaltung Novellara's. Dreißig Jahre schlug er sich in Italien, Frankreich und Deutschland gegen Hugenotten, Lutheraner und Calvinisten herum, zog mit Carl nach Sachsen und war unter jenen, die den Churfürsten gefangen nahmen; Flandern verspürte seine Gegenwart zehn Jahre lang. Dieser und anderer glänzenden Eigenschaften wegen war er eben so beim Heere als bei Hofe geachtet und geschätzt, um so mehr, da man seinen unveränderlichen, frommen Sinn bewundern mußte. Auf die wiederhohlten Bitten seiner Brüder verband er sich mit Barbara Borromea, die er aber nach einer kinderlosen Ehe bald verlor. S. Francesco Borgia, S. Filippo Neri und S. Carlo Borromeo, sein Verwandter, hielten ihn ihres Umgangs werth, und auf ihren Rath stiftete er das Jesuiten-Collegium in Novellara (1570). Gedrückt mit seinen Brüdern ward ihm vom Kaiser Ferdinand I. erlaubt, Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit seinem Wappen in Novellara zu schlagen, und obwohl eigentlich Alfons regierte, trug doch auch Camillo das Seinige zur Cultur des Ländchens bei. Die letzten Jahre seines Lebens verwendete er allein zu Wohlthaten an die Armen, die er kleidete, speiste, und dabei mit eigener Hand bediente. Ein Waisenhaus und andere zum Theil noch bestehende Anstalten bezeugen sein Wirken. Gregor XIV. und Clemens VIII. beehrten ihn mit ihrer Freundschaft, der er sich uneigennützig hingab. Die letzten Augenblicke seines thatreichen Lebens brachte er auf eine würdige Weise zu und ging in seinem vier und siebenzigsten Jahre zufrieden in eine andere Welt (1595). — Der jüngste Sohn Constanza's, Alfons I., erhielt seine Erziehung zugleich mit seinem Vetter Gisberto de Correggio bei Giulio Cesare in Rom. Während der Wahl Papst Julius II. war er Secretär des Conclave, später geheimer Kammerherr. Die Kirche St. Stefano, deren Bau Giampietro begonnen und Alfonso nach dem Plane des Malers Lelio Orsi ausführen ließ, wurde mit Erlaubniß des Bischofs von Reggio, zu dessen Diöcese Novellara gehörte, von ihm als Pfarrkirche eingeweiht. Der Familie wegen beschloß er, sich zu verehelichen; seine Wahl fiel auf Vittoria von Capua. Dreizehn Kinder waren die Frucht dieser Ehe, die theils Kaiser Rudolph II. und Heinrich III. von Frankreich, theils die Herzoge und Herzoginnen von Toscana, Savoyen, Ferrara, Mantua und Parma zu Pathen bekamen. Zu dieser Zeit wurde auch der durch sein Austreten furchtbare Crestolo in neunzehn Jahren mit vielen Unkosten eingedämmt, in den Po geleitet und so die Gegend gesichert. Alfonso's stilles Glück wurde aber plötzlich durch die Ansprüche jenes Claudio unterbrochen, der, obwohl in seinem Hause wie ein Sohn aufgenommen, ihm sogar nach dem Leben strebte. Die Mitschuldigen wurden bestraft, Claudio's Güter eingezogen. Dieser entfloh nach Rom und hetzte durch Verläumdung den Papst gegen Alfonso auf; durch Camillo's Vermittlung und Claudio's Tod ward jedoch das Verhältniß bald wieder hergestellt. Alfonso gründete ein Collegium und ein Franziskanerkloster in Novellara und Bagnolo und erweiterte die Festungswerke des letztern Ortes. Er starb 1589; sein Leichnam wurde in Bagnolo in S. Francesco beigesetzt.

(Schluß folgt.)

Berichtigung: In der Zeitschrift Nr. 4, S. 15, Sp. 2 ist in der vorletzten Zeile zu lesen: da nirgends davon Erwähnung geschieht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

6. Mittwoch, den 20. Jänner 1836.

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

I. Johann Sigismund Popowitsch.

Von seinen Zeitgenossen häufig verkannt, kurz nach seinem Tode durch die Stimme öffentlicher Blätter überschätzt, und bald hierauf scheinbar für immer vergessen — in diesen wenigen Worten liegt das Schicksal des Mannes ausgesprochen, dem nachstehende Zeilen gewidmet sind. Es ist in der That merkwürdig, daß so viele Gelehrte der österreichischen Vorzeit ein ähnliches Loos getroffen; bei all ihren Verdiensten um die Literatur, und wenn auch ihre Arbeiten noch immer fort segnend wirken und beleben — ihre Namen sind und bleiben ungenannt! Daher die ganz untergeordnete Rolle, welche Oesterreich bisher in der Würdigung deutscher Bestrebungen und Leistungen einnimmt; daher die Seitenblicke selbst sprachlich befreundeter Nachbarländer, so oft sie Literarhistorisches zu Tage fördern. Wir tragen indessen selbst die Schuld; haben wir unsere Männer, was leider! so oft geschah und wohl noch geschieht, im Leben nicht erkannt, so haben wir noch weniger Sorge getragen, ihren Verdiensten das gebührende Denkmal zu setzen! Während die meisten ausländischen Städte eine selbstständige Literaturgeschichte aufweisen können, fehlt es dem lebensthätigen Oesterreich an den ersten Lineamenten zu einer solchen. Wie wahr, wie würdig bezeichnend auch einerseits Grillparzer's schöne Verse:

'S ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;
Allein, was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil, und läßt die Andern reden —

die Pflicht der Dankbarkeit, die Ehre des Vaterlandes fordern — Worte. Wir können und wir müssen mitreden, wenn es sich handelt, was im Gebiethe der Wissenschaft und Kunst deutscher Fleiß geleistet, denn in keinem Jahrhunderte hat es bei uns an solchen Männern gefehlt, die auf den raschen Fortschritt der allgemeinen intellectuellen Ausbildung mehr oder minder Einfluß genommen haben. Abgesehen von den ältesten Denkmälern deutscher Poesie, welche größtentheils Oesterreich angehören, haben wir Epochen aufzuweisen, in denen Wien der Brennpunct gewesen, von dem aus die Strahlen literarischer Forschung und wahrer Aufklärung nicht nur über Deutschland, sondern auch über ferne Länder sich ergossen. Wer wird dieses Verdienst der Wiener Hochschule in den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts streitig machen? und können wir auch zeitweise einen, wohl oft nur scheinbaren Stillstand, oder ein wirkliches Zurückbleiben nicht abläugnen; liegen die Gründe meistens in den politischen Zuständen des Landes nach Außen, selten in seinen Fürsten, nie im Volke. War Oesterreich durch mehrere Jahrhunderte die kräftige Schutzwehre Deutschlands gegen die Stürme, welche vom Osten hereinbrachen, so hat es nicht minder sein Herzblut vergossen im Kampfe wider die geheimen und offenen Machinationen des Westens — Thatsachen, welche eben so wenig übersehen werden können, als sie drängend genug waren, jeden freudigen Aufschwung des Geistes zu hemmen. Die angestammte Kraft aber haben sie nie erdrückt; sie trieb empor, kaum war der Sturm vorüber, und zeugte im raschen Gedeihen, fast immer von den Regenten liebend gepflegt und gewürdigt, die herrlichsten Blüthen und Früchte. Auf diese hinzuweisen, ist eine der ersteren Aufgaben, welche sich die Oesterreichische Zeitschrift gestellt hat; so wie das Andenken jener Männer zu erneuern, die vielkräftig auf ihre Zeit und die nächsten Resultate gewirkt haben, dabei unerläßlich erscheint. Popowitsch hat sein ganzes Leben hindurch rastlos für das erkannte Wahre gerungen und gestritten; seine Verdienste zunächst um die deutsche Sprache und ihre Geschichte sind nicht beziehungsweise, sondern im

Digitized by Google

Allgemeinen außerordentlich. In Oesterreich schlug er den tief wurzelnden, vielseitig beschützten Godschedianismus nieder, und förderte durch Wort und Schrift den besseren Geschmack, ohne Scheu den barbarischen Styl in den Lehrsälen, auf der Kanzel, und bei öffentlichen Urkunden bekämpfend. Er blieb, wie gesagt, nicht unerhört; allein seine Ansichten fanden keineswegs jene Würdigung, welche sie verdienten; wobei freilich kaum übersehen werden darf, daß die sonderbare Art und Weise seines Benehmens hindernd entgegentrat.

Johann Sigismund Valentin Popowitsch wurde zu Arzlin, einem unbedeutenden Dorfe Steyermarks, am 9. Februar 1705 geboren. Sein Vater, durch eine Reihe von Jahren Pfleger der Graf Schrattenbach'schen Herrschaft Salloch, hatte sich eben hier häuslich niedergelassen, um in Ruhe der Erziehung seiner Kinder zu leben. Er starb indessen sehr frühzeitig, und die Sorge für drei Söhne, von denen die beiden älteren[1] bereits die Universität zu Grätz besuchten, ging auf die Mutter allein über. Sie war eine verständige, entschlossene und thätige Frau; allein das von ihrem Manne hinterlassene Vermögen viel zu gering, um auch nur die nöthigsten Ausgaben bestreiten zu können, welche eine wissenschaftliche Bildung des jüngsten Sohnes voraussetzte. Indessen verrieth dieser bald ein entschiedenes, glänzendes Talent; sie that daher, was sie konnte, sie arbeitete rastlos — nie ohne tiefe, innige Rührung sprach der Dankbare ihren Namen aus. Der Gedanke, in seinem Geburtsorte der Unvergeßlichen ein Denkmal zu errichten, beschäftigte ihn von früher Jugend an; wie er später in die Lage kam, an die Ausführung gehen zu können, überraschte ihn der Tod.

Eben so schnell, als sich im Knaben die schönen Anlagen entwickelten, stieg seine Lernbegierde; sie fand in dem Unterrichte des würdigen Caplans Pozhkar, vom nahen Markte Hoheneck, vorerst, wenn auch nicht volle Befriedigung, doch das freundlichste Entgegenkommen. Erstere schien der jugendlichen Sehnsucht nur auf einer gelehrten Schule erreichbar. Bereits hatte er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache inne, und seine beiden Brüder, welche die Herbstferien im mütterlichen Hause zugebracht hatten, bereiteten sich eben wieder vor, nach Grätz zurückzukehren. Thränen im Auge, bath er mitgehen zu dürfen; man mußte es ihm verweigern, weil es die Verhältnisse noch nicht erlaubten. Als indessen der Wagen, welcher die Brüder nach ihrem Bestimmungsorte bringen sollte, im Markte Gonowitz stille hielt, fanden ihn diese rückwärts sitzend, und jeder Versuch von ihrer Seite, ihn zur Heimkehr zu bewegen, war vergebens. Es blieb nichts übrig: sie mußten den Festentschlossenen nach Grätz mitnehmen. Hier angekommen, sah er, so jung er war, sehr wohl ein, daß ihn nur unermüdeter Fleiß fördern könne; und hatte ihn die Vorstellung von dem Drückenden der Armuth mitzugehen nicht abgeschreckt; so war nun auch die wirkliche Noth nicht im Stande, seinen Eifer zu schwächen. Er bethätigte vielmehr in Kurzem die alte Wahrheit, daß unter tausend wohlhabenden Schülern der wahrhaft Dürftige nicht selten der Vorzüglichste, und daß daher Unterrichtsanstalten, welche der Ausbildung desselben noch anderweitige Hindernisse entgegenstellen, nicht nur ihre erste und letzte Verpflichtung verkennen, sondern auch dem eigenen Interesse zuwider handeln. Die Mittelmäßigkeit, wo sie immer seyn mag, soll und kann entfernt werden; dem echten Talente muß die Bahn, vorwärts zu dringen, offen stehen! Sey es, daß selbstsüchtige Nebenrücksichten die Jesuiten leiteten, gewiß ist es: sie erkannten und würdigten den Begabten, und erleichterten auf jede mögliche Weise dessen Fortkommen. Auch Popowitsch genoß diese Unterstützung. Nachdem er den ersten Preis in der Poesie gewonnen, ward er in das Convict St. Barbara aufgenommen, und so den drängenden Nahrungssorgen entzogen. Hier vollendete er denn die philosophischen und theologischen Studien. Priester wurde er nicht, weil er von Natur aus keinen Wein trinken konnte.

Es dürfte hier um so mehr nicht am unrechten Orte seyn, den damaligen Zustand unserer Schulen etwas ins Auge zu fassen, als Popowitsch aus dem genannten Institute mit Kenntnissen trat, die jedenfalls die größte Aufmerksamkeit erregen. Die Sammlung für deutsche Sprachforschung hatte er begonnen; die Griechen und alle Römer nicht nur gelesen, sondern zu antiquarisch-historischen Untersuchungen excerpirt, und bei seinem zweimaligen Aufenthalte in der Heimath ein Herbarium angelegt, das allein 2000 Species aufwies, welche die Ausbeute einer Durchsuchung des neun Meilen langen Bachers waren. Lagen diese Fortschritte im Geiste der Justitutionen, oder gaben die Lehrer hinlängliche Begründung? Wir müssen gestehen, daß weder das eine noch das andere der Fall ist. Beide waren die Sache eines Ordens, der, hervorgerufen von der Zeit, bald nach seinem Auftreten eine welthisto-

[1] Anton, der Jesuit geworden, und Johann Baptist, später Rentmeister der Herrschaft Salloch.

Digitized by Google

rische Bedeutung gewonnen hatte; als aber die Zeiten sich änderten, und er nicht abgehen wollte von seinen Ansichten und Grundsätzen, herabsank zu einem Schlendrian, dem jede Erleuchtung fehlte. Er hatte eine — Gränze gezogen, und diese umschloß unstreitig vordem ein weites Feld; sie wurde aber allzu beschränkend und gefährlich einseitig — im Verlaufe der Jahre. Dazu kam die veränderte Stellung zur Regierung. Unter den Ferdinanden stark und mächtig; unter Leopold I. einflußreich, wie kaum früher, wahrhaft Lenker des herrschenden Systems, hatte Kaiser Joseph I. seine Macht gebrochen, und Carl VI. nicht Lust, seine Wirksamkeit anderswo, als in den Schulen gelten zu lassen. So erlosch in ihm der letzte Funke der Begeisterung: seine Ansichten, zur Gegenwart gehalten, waren alt und hinfällig, seine Schulbücher beinahe dieselben, welche er vor anderthalb Jahrhunderten eingeführt — die Folgen traurig. Schlagende Belege geben die literarischen Erzeugnisse, welche alljährig als sogenannte Graduskindchlein aus seinem Schooße hervorgingen. Als die große Maria Theresia den Thron ihrer Väter bestieg, und in alle Zweige der Verwaltung ein regeres Leben griff, sah wohl auch er ein, daß ohne Bewegung kein Heil, und der Wahrheit gemäß muß man eingestehen, daß gerade in den Tagen der Aufhebung er in Oesterreich nicht ohne Wirksamkeit gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grafschaft Novellara.

(Schluß.)

Vittoria von Capua, Gemahlin Alfonso's, aus einer der ersten Familien Italiens, weihte ihr Leben den großartigsten Tugenden. Sie und Alfonso, Camillo und Barbara Borromea, so wie überhaupt die Stammlinie der Grafen von Novellara, galten damals für das Muster häuslicher Eintracht. Vittoria verewigte ihr Andenken durch Gründung und Fondirung von Vorrathskammern, und wohlthätige kirchliche Institutionen. Sie entsagte der Regierung — Alfonso war schon früher durch Siechthum untüchtig geworden — und übertrug sie gegen das Ende ihres Lebens ihrem Sohne Camillo II.

Camillo II., geboren 1581 und verehelicht mit Katharina d'Avalos d'Aquino, die ihm aber früh durch den Tod entrissen wurde, sammelte die Statuten von Novellara, gab sie vermehrt und verbessert 1611 in Novellara durch den Druck heraus, und sanctionirte ihre Observanz. Unter seiner Regierung entstand eine ungewöhnliche Sterblichkeit, so zwar, daß einige Jahre (von 1630 an) die Urkunden mangeln. Zur Sühnung ließ er sich zu Rom einkleiden (1636), und las seine erste Messe in der Loretto-Capelle; die Augustiner verdankten ihm Kirche und Collegium in Novellara. Sein Sohn Alessandro II., dem er später die Regierung überantwortete, starb bald darauf (1646), und Camillo vertrat nun wieder seine Stelle bis an den Tod (1650). Sein Bruder und Nachfolger, Alfonso Carlo Filiberto, diente anfangs unter den Fahnen Philipp III. von Spanien, ergriff aber bald den geistlichen Stand, und wurde stufenweise Erzbischof von Rhodus, Cardinal am Hofe der Kaiserin Eleonora, des Königs und der Königin von Polen. Er weihte zwar (1635) die Kirche der Kapuziner in Novellara ein, verlebte jedoch den größten Theil seiner Jahre in Rom, und endete in Reggio den 23. März 1649. Seine Fürstenbriefe, vom Abate Paguini in Rom 1658 herausgegeben, sind Carl Leopold von Lothringen gewidmet.

Alfons II., einer der Söhne Camillo's, anfangs dem geistlichen Stande bestimmt, vermählte sich nach dem Tode Alessandro's mit Ricciarda Cibo, aus dem edlen Hause von Massa. Ein Wunderbild der heil. Maria, wahrscheinlich von der Künstlerhand des Lelio Orsi, gab Veranlassung zur Erbauung einer schönen Kirche auf der Hauptstraße gegen Novellara und zur Einführung des Theresienfestes. Innocenz X. hob (1652) alle kleinern Convente auf; demnach mußte auch der der Augustiner in Novellara weichen. Die Kirche fiel der Pfarre zu, und zum Ersatze wurde den Carmeliter-Nonnen Haus und Capelle eingeräumt; den Serviten ein Kloster mit einer großen Kirche von sieben Altären gebaut, und die Reliquie des heil. Narciso aus Rom nach S. Stefano gebracht. Der den Jesuiten genommene öffentliche Unterricht wurde mit einer Dotirung von jährlichen sechzig Ducaten der Gemeinde von Novellara anvertraut. Ueberhaupt machte sich Alfonso um Verbreitung der Wissenschaften in seiner Stadt verdient, indem er die schon früher gegründete Bibliothek mit Büchern aus allen Fächern, ja selbst Seltenheiten, zu vermehren wußte, und ihre allgemeine Benutzung gestattete. Auf den großen Universitäten Italiens studierten auf seine Unkosten viele junge Novellarese, aus denen er dann die Akademie der Gelati bildete. Die Verschönerung und Erweiterung der Stadt und ihres Gebiethes bezweckte er durch Bauten und Ankauf der andern Hälfte von Terreni Nuovi. Der Kaiser beehrte ihn

Digitized by Google

mit dem Titel eines Fürsten des heiligen Römischen Reiches, der König von Spanien mit dem eines spanischen Grande, überdieß war er noch Ritter des Ordens Preziosissimo di Mantova. Er starb im 62sten Jahre, 1678. Unter seiner Regierung belief sich (1653) die Bevölkerung von Novellara auf 2944 Seelen, die von Bagnolo auf 438, von La Pieve auf 434 und von S. Tommaso auf 542, wobei man aber den Einfluß der genannten Seuche in Anschlag bringen muß. — Giulio Cesare, der Jüngere, war unter Papst Alexander VII. Gouverneur von Civitavecchia, unter Kaiser Ferdinand III. General der Infanterie, und unter Cosimo III. von Toscana Befehlshaber der Artillerie, Schweizergarde und Kürassiere. Sein Leichnam wurde (1676) von Florenz nach Novellara gebracht und in der Familiengruft beigesetzt.

Don Camillo III., Alfonso's II. Sohn, von Jesuiten erzogen, führte durch volle neun und vierzig Jahre die Regierung, die aber nicht so segensreich, wie die seines erlauchten Vaters war. Den Nonnen erbaute er einen Convent, den Jesuiten eine Kirche. In Bagnolo veranlaßte plötzliches Sturmläuten beim Erscheinen spanischer Truppen einen blutigen Tumult, in welchem sich Philipps V. Soldaten, wegen der schimpflichen, Rebellen zukommenden Behandlung, durch Einäscherung vieler Häuser rächten. Der König traf bald selbst ein und verweilte zwei Tage im Schlosse von Novellara, von wo aus er seinen Marsch nach Guastalla und Reggiolo richtete. Seine Gemahlin, Mathilde von Este, genoß, trotz ihrer äußern Vorzüge, nicht des vortheilhaftesten Rufes; man schreibt ihr nämlich die Erfindung eines gewissen, langsam tödtenden Giftes zu, das sie auch an Philipp soll erprobt haben. Ein von ihr veranlaßter nächtlicher Ueberfall Camillo's hatte dessen Tod und die Erreichung ihrer herrschsüchtigen Plane zum Zwecke; sein Fehlschlagen ihre Entfernung zur Folge. In seinem Testamente, er starb 1727, untersagte er ihr jede Einmischung in Regierungsgeschäfte, und setzte seine Tochter Ricciarda, Herzogin von Massa, da er den baldigen Tod seines Sohnes Philippo Alfonso voraussah, zur Erbin ein. Außer diesen hinterließ er noch einen natürlichen Sohn, Alfonso, welcher der Ahnherr der noch jetzt in Novellara bestehenden Seitenlinie der Gonzaga wurde. — Philippo Alfons, letzter Graf von Novellara, geb. 1700, verband sich mit Eleonora, aus dem Marchesen-Geschlechte Tanara in Bologna. Obwohl seine Regierung so wie sein Leben nur von kurzer Dauer waren, versäumte er doch nicht, manche Verbesserungen während derselben zu bewirken. Mit ihm erlosch († 1728 in Pisa) die männliche Linie der Gonzaga von Novellara, worüber in Wien lange Verhandlungen zwischen der Herzogin von Massa und dem Herzoge von Guastalla gepflogen wurden, welcher letztere schon zu Camillo's Lebzeiten von diesem und König Philipp zum Nachfolger erklärt zu werden strebte. Nach vielen Controversen der Prätendenten zog die kaiserliche Kammer das Lehen ein, und belehnte damit (den 15. October 1737) Rinaldo von Modena, zum Dank für die Dienste, die er dem Hause Oesterreich während des Krieges von 1733 geleistet hatte. Die Allodialgüter wurden aber sämmtlich der Herzogin von Massa zugetheilt. — Nun nur noch einige Worte über diese selbst. Ricciarda (geb. 1698) wurde 1715 mit Alderano Cibo, Herzog von Modena und Carrara vermählt, beim sie nach zehn Jahren unfruchtbarer Ehe eine Tochter, Maria Therese gebar. Sie gründete ein Hospital und stellte (1749) in Terreni Novi von Grund aus eine neue Kirche mit einem Hospitium für Kapuziner her. Auf Verlangen des Herzogs Franz III. von Modena wurde 1754 das Schloß von Novellara an die Stadtgemeinde um 79000 Lire veräußert. Ricciarda blieb auch nach jenem kaiserl. Bescheid immer mit besonderer Liebe ihrer Vaterstadt zugethan, und sorgte für ihre Bürger mit mütterlichem Sinne; sie starb, der letzte Sprößling eines eben so edlen als alten Geschlechtes, von Allen betrauert, den 24. November 1768. Mit ihrem Tode verließ das Glück Novellara, das so lange damit vereint war.

Nach dem Tode Ricciarda's ward alles anders: im selben Jahre wurde es aller seiner Privilegien beraubt, Pachtzins und Steuer mit Strenge eingetrieben; im Julius desselben Jahres der Convent der Pauliner in Bagnolo, und die Klöster der Serviten und Carmeliter in Novellara eingezogen. Nach 1774 wurde die uralte Kirche del Carmine abgerissen und die Gebeine der Grafen, so wie Lelio Orsi's, kamen nach S. Stefano. Durch das Edict Papst Clemens XIV., welches die Jesuiten und ihre Kateder aufhob, ging auch ihr Collegium in Novellara verloren; die Kirche erhielt die Bruderschaft del Rosario, welche bald zugleich mit den noch übrigen (1786) abgeschafft wurde.

J. Krone.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

7. Sonnabend, den 23. Jänner 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

Die hydrographische Beschaffenheit des österreichischen Staatsgebiethes gestattet die Anwendung der Dampfschifffahrt in dreifacher Beziehung, nämlich: auf den Flüssen, auf den Binnenseen und auf dem Meere. Die augenscheinlichsten Vortheile gewährt die Anwendung der Dampfschiffe auf den Hauptflüssen, die Oesterreich mit dem schwarzen und adriatischen Meere, mit der Nord- und Ostsee verbinden. Vor Allem wichtig aber ist die Dampfschifffahrt auf der Donau, die nun eine wahre Lebensfrage geworden und berufen ist, eine unerschöpfliche Quelle des National-Wohlstandes zu eröffnen und das Vaterland zu einer Verbindungsbrücke des Welthandels zu erheben.

Die Donau durchströmt das Herz des österreichischen Gebieths in einer Länge von 181 geographischen Meilen, nimmt 120 Nebenflüsse auf, und bespült Ländereien, die theils durch Erzeugnisse der Industrie hervorragen, theils einen Ueberfluß an Naturproducten besitzen. Wäre die Donau so zahm wie die Themse, die Seine, oder nur wie der mittlere und untere Rhein, so würde auf ihr jede Schifffahrt, mithin auch jene mit Segeln und Dampfkraft, ein Leichtes seyn. Die Natur hat aber hier dem Kunstsinne, der Beharrlichkeit und dem Muthe des Menschen eine schwere Aufgabe gestellt; Felsschluchten, Klippen, Katarakte, Niederungen, Untiefen, Versandungen, Wasserschwälle, Brandungen, Staunungen, Windzüge und Nebellager wirken zusammen, um das ungestüme Element noch unbändiger zu machen; und ist man dieser Rohheit der Natur glücklich entronnen, so lauern am Schlusse noch politische Hindernisse mancher Art. Der feste Wille bezwingt aber Beides. Der gegenwärtige Zustand der Donauschifffahrt hat es bewiesen.

Das Areal der Donau, in so fern es schiff- und floßbar ist, theilt sich in drei Abschnitte. Die obere Donau begreift die Flußstrecke von Ulm bis Passau, die mittlere strömt durch die Provinz Oesterreich, durch Ungarn, die slavonische und Banater-Militärgränze, die untere Donau endlich durchschneidet Provinzen, die theils unter türkischer, theils unter russischer Herrschaft stehen, und zieht sich von Skella Kladowa bis Gallacz, und sodann durch das Delta bis zu den Mündungen in das schwarze Meer. Die Regulirung der oberen Donau, die Dampfschifffahrt auf derselben, und ihre Verbindung mit dem Main, dem Rhein, dem Neckar und dem Bodensee liegen vorzugsweise im Interesse Bayerns und Würtembergs. Der rege Eifer, ja man möchte sagen, die Leidenschaft, die sich in dieser Beziehung in Süddeutschland kund gegeben, berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Oesterreich hat nicht nur die viel schwierigeren Verhältnisse der mittleren Donau zu gestalten, sondern auch die Hindernisse der unteren Donaufahrt zu bewältigen; seine Aufgabe, die es ganz allein zu lösen hat, ist kolossal, die Vortheile einer glücklichen Lösung fallen aber in gleichem Maße seinen westlichen Nachbarn zu. Schreitet Oesterreich in seinen dießfälligen Anstrengungen mit gleicher Energie fort, so dürfte der glänzendste Erfolg nicht mehr ferne liegen.

Um einigen unberufenen Stimmen zu begegnen, die sich herausnahmen, Oesterreich in Regulirung und Beförderung seines innern Verkehrs eines lässigen Indifferentismus zu beschuldigen, wollen wir die Zustände und Verhältnisse unserer Stromstrecke im Kurzen bezeichnen. Von den Naturschönheiten, Staffagen und historischen Erinnerungen, an welchen die Donauufer überaus reich sind, und welche die Donaufahrt beinahe eben so interessant, wie die Rheinfahrt

Digitized by Google

machen, wollen wir ganz absehen. Nur die Zulässigkeit des Verkehrs wollen wir hier ins Auge fassen.

Von Passau abwärts ist das Bett der Donau schmal und felsig, ihr Lauf ist rasch und ungestüm; bei Haienstein beschreibt sie einen weiten Bogen mit gewaltiger Strömung. Weiter hinab wird ihr Lauf noch reissender; sie überstürzt sich beinahe in einem eng zusammenspringenden Felsenthale. Ihre Brandung an einer Steinwand bei den sogenannten Donauhäusern ist gefährlich. Mit sehr gutem Fahrwasser fließt sie bei und unter Linz bis zur Felseninsel Spielberg, an die ihre Fluthen mit dem Hauptschwalle anprallen, und dann nach beiden Seiten gestaut, einen nicht ganz geheuren Abfall, Neubruch genannt, bilden. Weiter hinab windet sich der Strom in einer Niederung durch ein Labyrinth von Auen. Der Greinerschwall, der Strudel und Wirbel sind bekannt; doch ist die Gefährlichkeit der letzteren durch das schon unter Maria Theresia erfolgte Sprengen der drohendsten Klippen um Vieles verringert worden. Von hier bis Stein biethet der Strom keine Hindernisse dar. Die Fahrt von Krems bis Wien, und von Wien bis Preßburg wird durch den Umstand erschwert, daß auf dieser Strecke viele Auen, Sandbänke und Untiefen im Flußbette gelagert sind. Das Fahrwasser ist hier bei niederem Wasserstande sehr unsicher, und ändert sich oft von einer Woche zur andern, je nachdem der Sand und das fortwährend seine Lage wechselnde Steingerölle (Donaulies) stellenweise mehr oder weniger angeschwemmt werden. Häufige Windstöße tragen das ihrige bei, um die Fahrt zu erschweren. Die Donau von Passau bis Preßburg ist wenigstens in so fern regulirt, daß auf dieser Strecke sich gut erhaltene Treppelwege und Hufschläge befinden, die den aufwärts fahrenden Dampfschiffen an jenen Stellen, wo die Dampfkraft allein die Heftigkeit der Strömung schwerlich überwinden dürfte, vom wesentlichsten Vortheile seyn würden. Auf jeden Fall ist es unerläßlich, sich bei der Donaufahrt wohlerfahrener Piloten (Raufuhrer und Kranzelmeister) zu bedienen.

Erst in Ungarn erlangt die Donau ihre volle Größe, die durch die Wassermenge der sich einmündenden Flüsse fortwährend steigt, je mehr sich der Hauptstrom dem schwarzen Meere nähert. Dieser Theil der Donau ist daher vorzugsweise zur Schifffahrt geeignet. Der Tonnengehalt der Fahrzeuge steigt im Verhältnisse mit dem Fahrwasser. Die Donauschiffe in Preßburg tragen gewöhnlich 100, in Komorn 150, in Pesth 200, und weiter abwärts mehr als 250 Lasten (die Last zu 2000 Wiener Pfund gerechnet). In den vielen Niederungen, die noch überdieß dem Anfalle des Windes ausgesetzt sind, ändert der Strom häufig sein Fahrwasser. Das linke Ufer ist fast durchaus niedriger und häufig versumpft. Erst in neuester Zeit hat man an den Strombau gedacht, und vorerst an den nöthigsten Stellen einige Treppelwege angelegt. Eine, nach einem wohl überdachten Systeme vorzunehmende Regulirung dieses kolossalen Flusses, der für Ungarn durch die Segnungen des Handelsverkehrs ein wahrer Pactolus werden müßte, dürfte in den parlamentarischen Verhandlungen des Ungarischen Landtages wohl mehr zu beherzigen seyn. Unterhalb Preßburg fließt die Donau in vielen Krümmungen, zuweilen mit reissender Strömung, an Raab, Komorn, Gran und Visegrad vorüber, und trennt die alte königliche Freistadt Ofen von der volkreichen, unter dem Einflusse der Kultur reich aufblühenden Handelsstadt Pesth. Von Pesth bis Peterwardein ist die Fahrt, abgesehen von den Einwirkungen des Windzuges, fast ganz ohne Gefährlichkeit. An vielen Stellen sind die Ufer unkenntlich, und das Flußwasser versickert sich in weit auslaufende, mit Schilfrohr und Anholz bewachsene Sumpfflächen. Von Bátta bis Mohács, entlang der großen Insel Margita, wurde die Stromdahn unter Leitung des königl. Commissärs, Grafen Franz Zichy, regulirt. Aeußerst ungünstig und verzögernd sind auf dieser ganzen Strecke die vielen Auszweigungen und Krümmungen der Donau. Der Sporn bau bei Apatin ist durch die Wuth der Fluthen zerstört worden. Unterhalb Peterwardein und der gegenüberliegenden blühenden Handelsstadt Neusatz, in der Nähe von Carlowitz, verursacht eine, weit in den Strom hineinragende Sandbank einen gefährlichen Schwall. Ungehindert verfolgt man die weitere Fahrt, an Semlin und Belgrad vorüber, im Thalgrunde zwischen den serbischen und banatischen Gebirgen bis Moldawa, von wo bis über Orsova der schwierigste Theil der Donauschifffahrt ist [1]. Bei Babakály ragt mitten aus dem Flusse ein ungeheurer Felsblock empor, an dessen Wänden sich die Strömung mit Ungestüm bricht. Unter dem Wachhause Alibay zieht sich eine, bei niederem Wasserstande höchst gefährliche Klippenreihe unter dem Wasser hin. Der Strom ist auf dieser ganzen Strecke sehr reissend und noch überdieß häufigen Wind-

[1] Eine genauere Nachweisung dieser Hindernisse findet sich in Jenny's Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate. Zweite Auflage, umgearbeitet und vermehrt von Adolph Schmidl. 2. Band. Wien 1835.

Digitized by Google

stößen ausgesetzt. Bei Welika Kozla stößt man auf ein zweites Riff, und weiter unten auf den gefährlichen Wirbel Jardop, an welchem die Donaubreite auf 280 Klafter zusammengedrängt ist. Die ganze folgende Fahrt bis Orsowa ist durch Riffe, Engpässe, Abfälle, Wirbel und Brandungen vielfach gefährdet. Bei dem Felsvorsprunge Kazan, gegen den die Strömung mit furchtbarer Wuth anbraust, ist die Donau auf 87 Klafter eingeengt. Reissend tobt der Strom an der Veteranischen Höhle und an der Trajanstafel vorüber. — Dicht unter Alt- und Neu-Orsowa, an der Gränze des Türkischen Gebiethes, mitten in einer kolossalen Natur, findet sich der berühmte Paß und der wildromantische, für die Schifffahrt höchst gefährliche Kataraft des eisernen Thores. Das Toben und Brausen des unbändigen Elementes im fortwährenden Kampfe gegen den Trotz zahlloser Klippen ist schauerlich und stundetäubend. Die heftigste Strömung reißt das zitternde Menschenleben mit Blitzesschnelle an diesen grauenvollen Fangzähnen des Todes vorüber. Weiter unten gähnen 23 Wirbel als eben so viele feuchte Gräber auf. Das Schiff ist durch eine halbe Stunde das Spiel einer überlegenen Gewalt, der aber die wohlerfahrenen Lootsen von Orsowa geschickt zu entrinnen wissen. Bei Skella Kladowa wird die Strombahn wieder sicher. Auf das glücklich bewerkstelligte Sprengen der gefährlichsten Felsen an dieser Stelle und auf das Verdienst, das sich hierbei Graf Stephan Szechényi erworben, werden wir in der Folge zurückkommen.

Der Lauf der unteren Donau ist bei weitem ruhiger, und nur an wenigen Stellen durch Naturhindernisse gefährdet. In majestätischer Breite strömt sie an Widdin, Nikopolis, Sistow und Silistria vorüber. In dem großen, besuchten Hafen von Braila stationiren bereits Seeschiffe. Bei Galacz gleicht die Donau einer Meeresbucht, und in dem dortigen bequemen Hafen trifft man schon Dreimaster. Von Galacz ist noch eine Fahrt von 50 St. bis in das schwarze Meer. Unzählbare Inseln tauchen nun aus dem Strome auf. Unterhalb Ismail bildet die Donau ein großes Delta und stürzt sich endlich, ihrer ungestümen Natur treu bleibend, durch sieben Mündungen mit überraschender Heftigkeit in die scheu zurückweichenden Fluthen des schwarzen Meeres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

I. Johann Sigismund Popowitsch.

(Fortsetzung.)

Von der Alterthumskunde vorzugsweise angezogen, mit den Schriften der lateinischen Classiker innig vertraut, kannte Popowitsch, nach vollendeten Studien im Convicte zu St. Barbara, keinen andern Wunsch, als Italien, »das Land der Welt«, zu sehen. Und wirklich treffen wir ihn bald hierauf, die Lombardie, das römische Gebieth, Neapel, Sicilien und die Insel Malta durchwandernd, und allüberall thätig, seine seltene Wißbegierde zu befriedigen, und den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern. Drei volle Jahre dauerte die Reise. Er besuchte die entlegensten Orte, und keinen, ohne vorher Alles gelesen zu haben, was je über ihn geschrieben worden. So stets die Vergangenheit mit der Gegenwart, seine eigenen mit fremden Beobachtungen vergleichend, konnte es ihm an einer reichlichen Ausbeute nicht fehlen. Mit Recht mochte er daher nach seiner Rückkehr an die kosmographische Gesellschaft in Nürnberg schreiben: „Italien ist mir ziemlich bekannt geworden. Sie dürften von mir Sachen erfahren, welche Sie so leicht in Büchern nicht antreffen werden u. s. w.« Manche der gemachten Bemerkungen hat er in seinem viel zu wenig bekannten Werke: »Untersuchungen vom Meere« niedergelegt; sie sollten von keinem Gelehrten unbeachtet bleiben!

In der Heimath angekommen, übernahm er die Stelle eines Hofmeisters, und vertrat diese bei mehreren hohen Familien abwechselnd mehr als fünfzehn Jahre. Er lebte bald in Grätz, bald zu Wien, hörte hier die gelehrten Vorlesungen seines berühmten Landsmannes, Erasmus Fröhlich, über Münz- und Alterthumskunde, und betrieb dabei die begonnenen philologischen und naturhistorischen Studien unermüdet fort. Merkwürdig ist die Art, wie er zum Behufe seiner Arbeiten sammelte und Auszüge machte. Auf einzelne Blätter von gleichem Formate — sie beliefen sich zuletzt auf viele tausende — wurde das Gelesene bemerkt, das Selbstgedachte niedergeschrieben, und immer hatte er einige bei sich, um nie in den Fall zu kommen, auch nur das Geringste vergessen zu können. In seinem Zimmer ward jeder wissenschaftlichen Abtheilung ein besonderer Schrank angewiesen, welcher wieder in mehrere Fächer zerfiel, in die das vollgeschriebene Blatt systematisch eingereiht wurde. So hatte die österreichische Mundart einen Schrank mit

Digitized by Google

500, die Orthographie der hochdeutschen Sprache einen mit 1000 Fächern u. s. w. Auf seinem Schreibtische standen zehn bis zwölf unter den Aufschriften: Peregrina relegenda; Peregrina relegata; Orthographica restituenda; Orthographica restituta; Interroganda; Etymologica; Dubia; Dialecti; libri emendi; Varia; und hatten sich die darin enthaltenen Blätter stark vermehrt, wurden sie in die Fächer der Schränke vertheilt. Wenn er ausging, oder an einen Gelehrten schrieb, durchlief er das Calendarium agendorum und die Dubia, um nöthigenfalls entweder in eine Bibliothek zu wandern, oder schriftliche Aufklärung zu erlangen. Mit dieser strengen, seltenen Pünctlichkeit zu sammeln und das Gearbeitete zu ordnen, verband er eine noch größere in Benützung der Zeit. Kaum erlaubte er sich eine andere Erholung als die, welche ihm der Umgang mit Literatoren gewährte, und selbst dieser war nur Mittel zu seinem Zwecke. Mitten in der Unterredung bath er nicht selten, inne zu halten, nahm ein Blatt aus seiner Tasche, und bezeichnete darauf kurz, was er eben gehört oder in ihm angeregt worden. In seinem Zimmer, dessen Thür Jedem, ohne Ausnahme, verschlossen blieb, überdachte er das Bemerkte noch einmal, schrieb es ausführlich nieder, und theilte die Blätter in die gehörigen Fächer ein. Viele lachten, Andere spotteten hierüber; er selbst lächelte dazu, und sagte, daß es ihn nicht Wunder nehme, wenn dieses Verfahren etwas fremdartig erscheine; zu seinem Vorhaben sey es aber durchaus nothwendig! —

Der so sehr übertriebene Fleiß mußte auf sein physisches Wohl nachtheilig einwirken. Im Jahre 1735 verfiel er in eine äußerst gefährliche Krankheit, und von ihren Folgen hat er sich nie wieder ganz erholen können. Indessen ward ihm der Antrag gemacht, auf Staatskosten nach Konstantinopel zu gehen, um dort die türkische Sprache zu lernen; er wies ihn zurück, weil ihm das Wohlwollen eines hochgestellten Gönners eine mehr zusagende Aussicht versprach. Allein dieser starb kurz nachher, und nun entschloß er sich, tief ergriffen von dem Unfalle, in Zukunft auch die Stelle eines Hofmeisters aufzugeben, und ganz den Wissenschaften zu leben. Damals war es inzwischen nicht viel anders, als jetzt; während man Tänzer, Schauspieler und Sänger als selbstständig und wirksam im Staate anerkannte und reichlich unterstützte, blieb der Gelehrte unbeachtet, und auf den Erwerb seiner Arbeiten angewiesen. Damit konnte er aber nicht bestehen, und so war denn auch Popowitsch, wollte er sein Vaterland nicht verlassen, wieder gezwungen, ein Lehramt anzunehmen. Der berühmte Abt des uralten Benedictiner-Stiftes Kremsmünster, Alexander Fixlmillner, der für Kunst und Wissenschaft, Cultur und Humanität allein mehr gethan hat, als wohlbegüterte Communitäten Jahrhunderte hindurch, hatte um diese Zeit die Errichtung einer adeligen Akademie in seinem Kloster bewirkt, und Maria Theresia dieselbe durch ein eigenes Diplom vom 17. September 1744 bestätigt. Dahin wurde nun Popowitsch berufen, um, bis sich ein Geistlicher dazu herangebildet, Vorlesungen über Geschichte zu halten. Sie dauerten beinahe ein Jahr; in den zwei nächstfolgenden lehrte er mit vielem Erfolge die italienische und französische Sprache, und benützte zugleich die Schätze der Stiftsbibliothek zu seinen eigenen Arbeiten. Vor Allem beschäftigten ihn naturhistorische Untersuchungen der nächsten Umgegend und philologische Forschungen zuvörderst in Bezug auf die oberösterreichische Mundart.

Indessen scheint sein Verhältniß zur Akademie, zu ihren Lehrern und Vorstehern bald drückend geworden zu seyn; wenigstens kommen in den bereits genannten Untersuchungen vom Meere Bemerkungen vor, die bitter genug den Geist des Ordens anklagen. In wie fern sie gegründet waren, oder nicht, läßt sich schwer entscheiden; möglich ist es, daß man dem Menschen die Eigenheiten des Gelehrten zu hoch anrechnete, und auch jenen nach seinem Austritte zu geringschätzend behandelte. Schon im Frühjahre 1746 legte er die Professur nieder, entschlossen, über Regensburg nach Leipzig zu gehen; allein die schlechten Wege hinderten vorerst die Flottmachung seiner Büchersammlung, und später nahmen ihn die zahlreichen Pflanzen, insbesondere aber die Schwämme der Gegend so sehr in Anspruch, daß sein Aufenthalt in Kremsmünster, außer dem Stifte, beinahe noch ein volles Jahr währte. Merkwürdig ist, im angeführten Werke S. 384, die Beschreibung der Wohnung, welche er im Markte gemiethet, und charakteristisch die Art und Weise, wie man allgemein seine Beschäftigung betrachtet haben soll. Er behauptet, daß damals in den österreichischen Schulen das Wort Naturgeschichte noch unbekannt gewesen, und daß er selbst, schon dreißig Jahre alt, erst von einem Apotheker erfahren habe, was man unter Botanik verstehe. Die Erinnerung an das Zimmer unter der Erde hat wohl hier den wackern Mann etwas zu weit geführt!

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

8. Mittwoch, den 27. Jänner 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Der Handelsverkehr auf der Donau hat noch lange nicht jene Frequenz und Ausdehnung erreicht, zu der er nach den gegenwärtigen Conjecturen des Welthandels und nach den Bestrebungen der Handelspolitik berufen scheint. Ist es einerseits gewiß, daß der Orient der beste Markt für die Erzeugnisse der österreichischen und überhaupt der deutschen Industrie ist, so ist es andererseits eben so augenscheinlich, daß die Donau dem deutschen Kunstfleiße den kürzesten und schnellsten Weg nach dem Osten bahnt.

Der bisherige Donauhandel beschränkt sich größtentheils auf den Verkehr in gewissen Strecken. Die Frachtverhältnisse auf der oberen Donau sind bekannt. Die Schiffsladungen enthalten meistens Naturproducte, die in Wien einen guten Absatz finden. Auch Reisende bedienen sich häufig der Wasserfahrt. Die Rückfahrten sind aber für den Handel ganz unerheblich. — Von Wien werden auf der Donau österreichische Fabricate und ausländische Transitogüter nach Ungarn und über Semlin und Belgrad in die Türkei geführt. Aus Ungarn hinwieder werden rohe Producte, und namentlich Getreide aus dem Banat stromaufwärts nach Wien befördert. Ein großer Theil der Industrie-Erzeugnisse wird aber noch immer von Wien nach Semlin auf der Achse geschafft, da die Landfracht in Ungarn sehr billig und bei dem unregelmäßigen Gange der Donaufahrten selbst schneller und sicherer ist. Die Schifffahrt zwischen Semlin und Orsowa ist unbedeutend. Die österreichischen Fahrzeuge nehmen kleine Ladungen von Kunst- und Naturproducten, die sie in den Stationen am linken Stromufer absetzen. Die türkischen Salzschiffe führen stromaufwärts wallachisches Salz nach Serbien und Bosnien.

Auch der Handel auf der unteren Donau beschränkt sich meistens auf Streckenverkehr. Eine kurze Darstellung der dortigen Handelsverhältnisse dürfte jedoch nicht ungeeignet seyn, die Theilnahme für die Donauschifffahrt zu vermehren, und insbesondere das Interesse für die Dampfschifffahrt zu steigern. Von Widdin fahren zeitweise kleinere Fahrzeuge, mit Rinderhäuten und Alaun beladen, den Fluß hinauf über das eiserne Thor. Jährlich kommen drei, auf Rechnung türkischer Handelsleute mit Manufakturwaaren befrachtete Schiffe unmittelbar von Pest nach Widdin.

Die Schifffahrt zwischen Widdin und Galacz wird auf platten, 30—100 Tonnen hältigen Fahrzeugen betrieben, die halb mit Türken, halb mit Wallachen bemannt sind. Diese Fahrzeuge, deren Zahl sich nicht viel über zweihundert beläuft, gehören den türkischen Unterthanen am rechten Donauufer. Sie werden von fränkischen Fruchthändlern gemiethet, dienen zum Transporte roher Producte, und laden vorzüglich Getreide auf den Stapelplätzen der kleinen und großen Wallachei nach Braila (Ibrailow) und Galacz. Als Rückfracht nehmen sie gewöhnlich wallachisches Salz, das sie nach Rustuk, Sistow, Nikopolis, Widdin und Serbien führen. Fürst Milosch hat sämmtliche Salinen der Wallachei in Pacht genommen und in Serbien den Verkauf des eingeführten Salzes sich als Regale vorbehalten.

Früher war auf der unteren Donau die Ausfuhr aller Getreidearten den Handelsleuten aller Nationen gestattet. Seit dem letzten russisch-türkischen Feldzuge ist jedoch — man weiß nicht aus welcher Veranlassung — diese Ausfuhr verbothen, und als Straf-Sanction die Beschlagnahme

Digitized by Google

von Schiff und Ladung angedroht. Die Handelsleute mußten sich deßhalb durch Vermittlung in Constantinopel großherrliche Firmane verschaffen, unter deren Schutze ihnen die Ausfuhr von Weizen, Gerste und türkischem Korne gestattet wurde. Seit ungefähr dritthalb Jahren ist aber ein eigener Agha aufgestellt, der in Cserutz, Kalafat, Bicketo, Islafo, Turne, Lemnicza, Gyurgyevo und Kalazassy alles disponible Getreide nach willkürlich bestimmten Preisen für Rechnung der Regierung aufkauft, und in Matsin nach Constantinopel verschiffen läßt. Der Frachtlohn für die erwähnten flachen Donaufahrzeuge steht unverhältnißmäßig hoch; er beträgt für die Fahrtstrecken bis Braila im Durchschnitte 80—130 Piaster von tausend Oka (die Oka zu 2½ Wiener Pfund gerechnet). Deßungeachtet ist die Nachfrage nach Schiffen sehr stark; ganze Ladungen müssen öfters aus Mangel an Fahrzeugen liegen bleiben. Die Wallachen, denen endlich die Vortheile der Donau-Rhederei einleuchteten, beginnen nun auch an den Schiffbau zu denken. Fürst Milosch läßt gleichfalls Schiffe auf der unteren Donau bauen. Das linke (wallachische) Donauufer, auf welchem mit leichter Mühe Hufschläge und Hafenplätze hergestellt werden könnten, biethet der Schifffahrt viel mehr Ressource als das rechte (türkische) Ufer, dessen felsichte Beschaffenheit dem Aufwärtsziehen der Schiffe die größten Hindernisse entgegenstellt. Seitdem die Wallachei unter russischem Einflusse steht, ist an ihrer Gränze gegen das türkische Gebiet eine ordentliche Contumaz-Linie gezogen. Den Türken ist das Landen am linken Donauufer verwehrt. Es ist daher nicht abzusehen, warum Schiffsladungen, die aus einem unter dem Sanitätssysteme stehenden Lande kommen, die sich auf ihrer Fahrt hart an das linke Ufer halten, und nirgends einen von den Contumaz-Anstalten ausgeschlossenen Punct berühren, in den russischen Häfen sollten als verdächtige Frachten angesehen und einer Quarantäne unterworfen werden, gleich als kämen sie aus einem in Sanitätshinsicht bedenklichen Lande?

Die beiden wichtigsten Handelsplätze an der unteren Donau sind Braila (Ibrailow), der Hauptstappelplatz für den Seehandel der Wallachei, und das zwei Meilen davon entfernte Galacz, der vorzüglichste Hafen und Handelsplatz in der Moldau. Braila, dessen Einwohnerzahl und Verkehr seit Demolirung seiner Festungswerke unglaublich zugenommen, treibt einen lebhaften Ausfuhrhandel mit den Erzeugnissen des von der Natur reich gesegneten, bevölkerten Fürstenthums Wallachei. Es werden hierzu jährlich 6—700 Schiffe verwendet, die 100—250 Tonnen halten. Die Wallachei führt aus: harten und weichen, theils reinen, theils mit Roggen vermischten Weitzen, türkisches Korn (Mais), Gerste, Unschlitt, Häute, Wolle, Bohnen und Hanfsamen. — Galacz, dessen Hafen nicht so sicher ist, als jener von Braila, führt jährlich auf 150 Schiffen die Naturproducte der Moldau aus. Dieses Fürstenthum bringt außer den Erzeugnissen der Wallachei auch noch Bauholz hervor, und sein Weitzen ist von vorzüglicher Gattung. — Die Schiffe, welche die Häfen von Galacz und Braila besuchen, fahren unter türkischer, russischer und jonischer Flagge. An diese reihen sich der Frequenz nach die griechischen, sardinischen und österreichischen Fahrzeuge. Die englische und französische Flagge wird auf der Donau äußerst selten gesehen.

Der weiche Weitzen wird meistens nach Genua, Marseille, Spanien und Portugall, der harte nach Constantinopel, Griechenland, den jonischen Inseln und Livorno, und der mit Roggen gemischte nach Dalmatien und Triest versendet. Die Wallachei führt überdieß sorgfältig gewaschene Schafwolle feinerer Gattung aus, wovon ein Theil zur See nach Frankreich, der bei Weitem größere Theil aber zu Land nach Wien geht. Eben so werden Hasenhälge zu Land nach Wien spedirt. Eine große Quantität Lein- und Hanfsamen geht jährlich zur See nach Constantinopel und London. Rinderhäute werden nach Wien, und bei niedrigen Preisen auch nach Frankreich verschickt. Talg findet starken Absatz nach Constantinopel, wo er theils verbraucht, theils weiter nach London verschifft wird. Die Moldau führt aus ihren schönen Gebirgswaldungen Bauholz, und zwar Mastbäume, Schiffpfosten, Faßdauben u. s. w. auf dem schiffbaren Sireth nach Galacz, wo es theils verkauft, theils nach Constantinopel, Syra und Aegypten verführt wird. Der Transport geschieht auf eine eigenthümliche Weise. Das Bauholz wird zu großen Flößen zusammengefügt, dann wird ein Schiff gemiethet, das diese Flöße ins Schlepptau nimmt, und überdieß einen Theil der Holzstämme an Bord ladet.

Die Einfuhr ist in Galacz viel stärker als in Braila. Einfuhrgegenstände sind: rafinirter französischer und englischer Zucker, Kaffeh, Oehl und sämmtliche Colonialwaaren, die theils aus Constantinopel, theils unmittelbar aus den Häfen des mittelländischen Meeres bezogen, und in die beiden Fürstenthümer, und wohl auch in die Bukowina und die angränzenden österreichischen Provinzen spedirt

Digitized by Google

werden. Die Manufacturwaaren werden für den Bedarf der beiden Fürstenthümer gewöhnlich auf den Leipzigermessen eingekauft und auf der Achse eingeführt. Die in Galacz etablirten jüdischen Handelsleute beziehen für beiläufig 200.000 fl. C. M. aus Wien über Galizien: Tuch, Leinwand, Seidenwaaren und Wiener Shawls, denen mit Recht der Vorzug vor den sächsischen Shawls gegeben wird. Die in Galacz ansäßigen Kronstädter Handelsleute verkehren mit den sogenannten Kronstädter Waaren (Meubeln, Hausgeräthe, irdene Geschirre), die schlecht und theuer sind; sie beziehen ferner Tuch, Flanell, Nürnberger Waaren aus Wien und Pest, geschliffenes Glas aus Böhmen, Eisen- und Messingfabrikate, als Sensen Feilen, Nägel aus Steyermark und Ober-Oesterreich, und setzen diese Artikel größtentheils in den, am rechten Donauufer gelegenen türkischen Städten und Marktflecken ab. Die genannten Kaufmannsgüter werden sämmtlich zu Lande (!) bezogen. Die Transportkosten von Pest bis Galacz betragen 5—6 fl. C. M. für den Zentner.

Dem Transitohandel stehen auf der unteren Donau viele Hemmnisse im Wege, die größtentheils in den Donauen-Verhältnissen ihren Grund haben, deren Hinwegräumung jedoch nicht mehr ferne seyn dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

I. Johann Sigismund Popowitsch.

(Fortsetzung.)

Popowitsch verließ Kremsmünster in den ersten Monaten des Jahres 1747, und ging nach Regensburg, Willens, sogleich wieder weiter zu wandern, und erst in Leipzig festen Fuß zu fassen. Die freundliche Aufnahme aber, welche er sowohl von den Regensburger, als von den Gelehrten Nürnbergs erfuhr, bestimmte ihn, zu bleiben. Zugleich begann er die botanischen Schätze der Umgegend kennen zu lernen, und er setzte diese Forschungen durch volle drei Jahre fort, ohne jedoch darüber der historischen und philologischen Arbeiten zu vergessen. Mehrere derselben ließ er gleich damals in den Regensburgischen wöchentlichen Nachrichten abdrucken; sehr reichhaltige Notizen enthält seine 1749 erschienene kleine Schrift über Roschmann's Veldidena. Sie verschafften ihm eben so schnell einen Namen in der literarischen Welt, als vielseitige Anträge und Einladungen zur Mitwirkung an wissenschaftlichen Zeitschriften. Den Ruf, als Secretär des österreichischen Gesandten nach Venedig zu gehen, nahm er nicht an, weil er den Mangel an — trinkbarem Wasser fürchtete; der Ort seiner Sehnsucht war eine deutsche Stadt mit einer gelehrten Gesellschaft, mithin vor Allem — Leipzig. Dieß veranlaßte ihn zu dem »Schreiben an vornehme Gelehrte in Leipzig,« das im Eingange einige schmeichelhafte Ausdrücke für Gottsched enthält, und ihm, dem entschiedenen Gegner, später manche Unannehmlichkeit verursachte. Mittlerweile erschienen, von dem berühmten Professor in Altorf, Chr. G. Schwarz, herausgegeben, die »Untersuchungen vom Meere,« ein Werk, das theilweise entstanden, um die keineswegs sorgenlose Lage des Verfassers zu erleichtern, andererseits aber einen so reichen Schatz von Kenntnissen, neuen Ansichten und gründlichen Erörterungen enthält, daß es mit Recht allgemeines Aufsehen erregte. Die sämmtlichen literarischen Blätter[1] derselben Zeit sind einstimmig im unbedingten Lobe, und hebt das eine die physikalischen Vorzüge, das andere die Resultate für Geographie, alte und neue Sprachkunde, und ein drittes das allseitig kritische Talent des Verfassers hervor, geschieht es immer nur in Beziehung auf ihre nächste Tendenz. Wir theilen hier einen Brief des bekannten A. Fr. Büsching an Popowitsch, und ein späteres Urtheil Schlözer's mit. Büsching (Halle den 6. Juli 1754): »Ich nehme mir die Ehre, Euer Hochedelgeboren die ungemeine Hochachtung zu bezeigen, welche mein Herz für Sie gehegt hat, seitdem ich Ihre schönen Untersuchungen vom Meere besessen, und nützlich gebraucht habe. Ich bekam sie zuerst zu Kopenhagen, als ich mich daselbst aufhielt, und bei dem berühmten Herrn Dr. Hauber wohnte, welcher vortrefflich Mann mit mir von Euer Hochedelgeboren viele hundertmal geredet hat. Wäre er nicht ziemlich alt und schwächlich, so hätte er vor einigen Jahren gewiß gesucht, Euer Hochedelgeboren zu überreden, daß sie zu ihm kommen möchten, weil

[1] Leipzig'sche neue Zeitungen von gel. Sachen auf das J. 1750. S. 811. Wöchentliche Nachrichten von gel. Sachen, Regensburg 1750. S. 353. Beitrag zu den Erlang'schen gel. Anmerkungen. 1754. S. 14. Göttingische Zeitung von gel. Sachen, 1754. S. 34. S. J. Baumgarten's Nachrichten von merkwürdigen Büchern 7. Stück, Juli 1752. S. 88. Physikalisch-ökonomisch-gemeinnützige Wochenschrift 52. St. 1755. S. 405. Berlinische kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, 1750. S. 487. Hamburgisches Magazin 7. Bd. S. 96. Nova acta Eruditorum. Lipsiae 1752. P. I. p. 122. Physikalisch-ökonomischer Patriot. 1. Thl. 1756. Altona'sche Reichsnachrichten. 1765. Nr. 89. Journal étranger. Paris 1755. p. 47. Novelle letterarie di Venezia p. 183.

Digitized by Google

Dero ruhmwürdigste Bemühungen und Einsichten in Ansehung der deutschen Sprache und der Erdbeschreibung recht nach seinem Geschmacke und Wunsche sind. — Was mich betrifft, so bin ich ein wahrer Verehrer von des Herrn Professors Verdiensten, und schätze dieselben sowohl überhaupt, als insonderheit Dero Untersuchungen vom Meere und deutsche Sprachlehre sehr hoch. Mehrgedachte Untersuchungen vom Meere haben mir bei meiner geographischen Arbeit manchen nützlichen Dienst geleistet, wie ich dann in den beiden ersten Theilen meiner neuen Erdbeschreibung von Hungern und Sicilien mit manchen schönen Anmerkungen, die aus Dero Werke genommen sind, bereichert habe. Sollte der Hr. Professor mein Werk in die Hände bekommen, so werden Sie mich ungemein verbinden, wenn Sie so gütig sind, und dasjenige, was Sie zur Verbesserung desselben beizutragen wissen, mir gütigst mittheilen. Hätte es die Zeit gelitten, so würde ich mir die Ehre genommen haben, Ihnen meine Beschreibung Wälschlands vor dem Drucke zu übersenden, um Dero Anmerkungen darüber zu erhalten. Anjetzt bin ich mit der Beschreibung Deutschlands beschäftigt, die vor andern schwer ist. Ich bitte Euer Hochedelgeboren dienst- und angelegentlichst, daß Sie so gütig seyen, und mir durch Ihren Rath und anderweitige Hülfe zu Statten kommen.«

Schlözer (allgemeine nordische Geschichte S. 324): »Popowitsch, ein österreichischer Wende, ist mein zweyter classischer Autor; seine Bemerkungen über die slawischen Nationen und Sprachen stecken in einem Buche (Untersuchungen vom Meere), wo man sie nicht sucht, ich trage sie also sämmtlich in diesen Paragraphen über; es sind nur einzelne abgerissene Bemerkungen, die sich aber, in Verbindung mit andern, vortrefflich zur Ausführung eines Ganzen brauchen lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographische Mittheilungen.

V.

»Vrsachen der Bekehrung der Herrschaft Ober vnd Nider Hausseck im hochlöblichen Ertzhertzogthumb Oesterreich vnder der Ens, so vom Lutherthumb, darinnen sie hiervor vber 26 Jar, leider gesteckt, widerumb zum vhralten allein seligmachenden Catholischen Glauben, die nechst verschinen Fasten vnd Osterzeit dises jetzt schwebenden 1586 Jars, Gott lob gebracht worden. Gepredigt durch Georgium Scherer S. J. zu Grösten in obgedachter Herrschaft Pfarrkirchen ꝛc. Ingolstadt, David Sartorius. M. D. LXXXVI. 58 S. in 4.

Wenn ich nicht irre, ist diese Predigt in der Gesammtausgabe von Scherer's Schriften wieder abgedruckt. Ich begreife daher nicht, wie Raupach eine so wichtige Thatsache mit Stillschweigen übergehen konnte! In kurzer Zeit traten einige hundert Menschen zum alten Glauben zurück, eine Erscheinung, die offenbar Erläuterung verdient. Die Ursachen, welche der angeführte Titel verspricht, sind rein theologisch-polemischen Inhalts, und nur im Eingange der Predigt wird gesagt, daß sie alle »nit allein willig vnd gar gern, sondern auch mit grossen Freuden vnd hertzlicher Begier« die Wiederaufnahme in die katholische Kirche gefordert. Ich lasse dieß dahin gestellt seyn, und begnüge mich zwei Stellen aus der Widmung hier anzuführen.

»Dem Wolgebornen Herrn Hanns Wilhelm, Herrn von Schönkirchen, zu Angern, vnnd Prellenkirchen, zu Ober und Nider Hausseck, Erbthürhüter in Oesterreich.«

»So oft ich bey mir selber bedencke die geschwinde vnd wunderbarliche Veränderung, die sich in E. G. newangetretenen Herrschaft Ober vnd Nider Hausseck — — zugetragen, muss ich mit dem königklichen Propheten David auffschreyen vnd sagen: Haec mutatio dexterae excelsi.“ Und weiter unten:

»Es haben aber, die Wahrheit zu bekennen, nechst Gott E. G. das beste in disem hohen Werck gethon. Dann mit was grossem Fleiß vnnd Arbeit, mit was Eifer vnnd Ernst, mit was Sorgen vnd Aufsehen, mit was Bitten vnd Vermanen, sich E. G. in disem Handel Tag vnd Nacht, Frü vnd Spat, biss die Bekehrung in das Werck gericht worden, bemühet, ist nit genugsam ausszusprechen.«

Aus Wien's Vorzeit.

Item es sol zu Wienn in der Stat ain Tavern sein darjn man welisch wein vnd anderlai frömbt wein, wie die genant sind, ewigclich der Stat zu Nutz schenk vnd verkauff, dahin yedermann senden sol sein trinkvas vnd den sol man ausserhalb der Tavern trinken vnd nicht darin, vnd man sol solich wein in dem purkfrid in der Stat, noch in den vorstetn nicht verkauffen, hingeben noch verschenken miteinander noch zeaintzign. Doch habend die burger zu wienn Recht, vir vanen solicher frömbder wein in seinn haus wol zehaben mag jnn vnd den seinen darjn getrinken, vnd gseverern, verkaufft aber yemand solich wein der hat die wein verlorn vnd sol gepessert werden nach Rats Rat Auch mögn die burger gewalt haben dieselb Tavern abzenemen ob jn die nicht füglich bedeucht, nach laut Herzog Albrechts vnd herzog leupolts geprüder von Osterreich handvest. (1360.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

9. Sonnabend, den 30. Jänner 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Die aus Braila und Galacz auslaufenden Schiffe fahren gewöhnlich nur bis Konstantinopel, wo ihre Ladungen auf größere Schiffe gebracht und weiter versendet werden. Da die Donaumündung, Sulina genannt, stark verschlammt ist, müssen daselbst alle tiefgetauchten Fahrzeuge um die Hälfte oder das Drittel ihrer Fracht erleichtert werden. Die kleineren Schiffe (Lichter), welche die Ablagerung aufgenommen, fahren dann dem großen Schiffe zur Seite, an dessen Bord sie auf offener See die Ladung wieder zurückliefern. Abgesehen von dem Zeitverluste und der Frachtvertheuerung durch das Lichten der Ladung geschieht es nicht selten, daß ein unberufener Windstoß die Flottille in den Bosphorus treibt und sie dort trennt, wo dann das Mutterschiff um die Hälfte oder das Drittel seiner Ladung geschwächt in Constantinopel ankommt, da die verwaisten kleineren Fahrzeuge nicht bestimmt sind, die offene See zu halten. Die russische Regierung, welche das Donau-Delta beherrscht, die ein- und auslaufenden Schiffe visirt und mit Abgaben belegt, könnte durch Vertiefung und Reinigung der Sulina (Donaumündung) diesem Uebelstande leicht abhelfen. Die Anwendung einer Dampfmaschine wäre hierzu angezeigt. So lange die Donaumündung unter türkischer Herrschaft stand, wurde wenigstens für die Donauschifffahrt in so weit Sorge getragen, daß das Fahrwasser an der Mündung durch Einengung des Strombettes und Anwendung einer Reinigungsmaschine bis zu einer Tiefe von 12 Fuß erhalten wurde, während es jetzt nicht viel über 8 Fuß tief ist, und Fahrzeuge, die bis 9 Fuß tauchen, schon lichten müssen. Eben so erwünscht wäre es bei Ausdehnung unserer Donauschifffahrt und ihrer Verbindung mit den Häfen des schwarzen Meeres, daß bei Sulina für eine geeignete Unterkunft zum Behufe der Reisenden und Waaren gesorgt würde. Der Erfüllung dieses Wunsches steht aber der Art. III. des Friedenstractates von Adrianopel im Wege, welchem zu Folge das rechte Donauufer vom Puncte angefangen, wo sich die beiden Hauptarme, St. Georg und Sulina trennen, bis auf die Entfernung von zwei Stunden vom Flusse unbewohnt, und ohne menschliche Behausung bleiben soll. Ferner ist die Errichtung eines Leuchtthurms an der Donaumündung ein sehr fühlbares Bedürfniß. Die Nothwendigkeit einer Abhülfe wurde vom General-Gouverneur von Neurußland, Grafen Woronzoff, bereits gewürdigt. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die Verwendung unserer Diplomatie dießfalls durch einen günstigen Erfolg werde gekrönt werden.

Die Ausfuhrgebühren, die von den Schiffsladungen an der Mündung entrichtet werden, so wie das Anker- oder Hafengeld sind hoch bemessen, und für den Handel nichts weniger als günstig. Für jedes Holzfloß werden 800 bis 1000 Piaster abgenommen. Der Handel mit wallachischen Naturproducten wird überdieß durch den Mißstand verkümmert, daß jede Fracht mit eigenen, in Bukarest zu lösenden Ausfuhrscheinen gedeckt seyn muß, mit welchen eine förmliche Stockjobberei getrieben wird. Weder in der Wallachei, noch in der Moldau ist der Transitohandel mit fremdem Getreide gestattet; ja die beiden Fürstenthümer behandeln sich selbst wechselseitig mit leidenschaftlicher Strenge, indem sie keinem, im Nachbarlande angekauften Gegenstande die Durchfuhr zu Lande gestatten.

Seit der russischen Besitznahme wird sowohl in Galacz als in Braila und den andern wallachischen Donauplätzen das Ankergeld ohne Unterschied der Nationalität von

Digitized by Google

den einlaufenden Schiffen eingehoben. Die Flußschiffe bezahlen aber verhältnißmäßig weniger als die Seeschiffe. Der Zoll beträgt bekanntlich 3 pCt. des nach dem Ankaufspreise ausgemittelten Werthes der Waaren. Für verschiedene Viehgattungen und Getreidesorten wird eine eigene Abgabe, Poßlina genannt, entrichtet. Der Transito auf der Donau, so wie auch der österreichische Transito zu Lande mit den erlaubten Handelsgütern ist gänzlich gebührenfrei. Die Ausfuhr aus der Moldau nach Oesterreich, so wie die Ein- und Ausfuhr im unmittelbaren Verkehre zwischen der Wallachei und Oesterreich wird nach den bestehenden Tractaten behandelt.

Die Moldau bildet ein abgeschlossenes Zollgebieth; gegen wallachische Erzeugnisse findet die größte Strenge Statt. Getreide und gedruckte Bücher sind in der Einfuhr zollfrei; die Einfuhr des Branntweins ist verbothen.

Die vielen, in den beiden Fürstenthümern ansäßigen österreichischen Unterthanen und Schutzgenossen bezahlen in ihrem Handelsverkehre außer der 3 percent. Zollgebühr, der Accise und dem Octroigefälle noch die, unter dem Namen Fumarit bekannte Gewölbesteuer, und eine Ellensteuer, Kotarit genannt.

Die Mauthpächter in der Moldau und Wallachei haben eine eigene Zollinstruction erhalten, deren Tertirung jedoch in manchen Puncte der gewissenlosen Habsucht der Zolleinheber zu ungebührlichen Plackereien Thor und Riegel öffnet. Fortwährend muß die rastlose Thätigkeit der österreichischen Agentien und Consulate, und der k. k. Internunciatur in Konstantinopel in Anspruch genommen werden, um die Unterthanen und Schutzverwandten Oesterreichs vor gelderpressenden Zumuthungen zu schirmen, oder um selben das bereits Abgetrotzte zu vindiciren. Daß die energischen Bemühungen der genannten Behörden fast immer durch den gewünschten Erfolg gerechtfertigt wurden, haben nicht nur die österreichischen Handelsleute und Schiffer, sondern überhaupt Alle erfahren, die unter österreichischer Flagge verkehren.

Es geschieht nicht selten, daß Ladungen, die bereits den türkischen Ausfuhrzoll entrichtet haben, in Konstantinopel nochmals der Mauthgebühr unterworfen werden. Diese bittere Erfahrung hat erst neuerlich ein Triester Handelshaus hinsichtlich zweier bedeutender Sendungen gemacht. Viele Handelsleute suchen dieser Willkür dadurch zu begegnen, daß sie sich fingirte Bezugsscheine und Erklärungen verschaffen, als wäre die Waare an dem nächst Galacz gelegenen russischen Uferplatze Reny verladen worden, in welchem Falle sie zollfrei passirt. Andere hingegen geben in ihren Connaissements die Ladung, wenn sie auch andere Frachtgüter enthält, als Getreide an, indem letzteres vor Konstantinopel frei zieht.

Eine der zunächstliegenden Hemmungen des Donauverkehrs ist jedoch der bereits oben berührte lästige Umstand, daß Waarensendungen, die auf der Donau aus Oesterreich in einen russischen Hafen geführt werden, der Quarantaine unterworfen und so behandelt werden, als ob sie aus einem von der Sanitätslinie ausgeschlossenen Lande bezogen würden. Es ist gar kein Grund vorhanden, warum nicht die Contumaz-Begünstigung, welche die, mit den Siegeln der russischen Behörden versehenen Waarensendungen in den russischen Häfen genießen, auch auf jene Waaren ausgedehnt werden sollte, die mit den Siegeln und Certificaten der österreichischen Zollämter geschützt, auf der Donau versendet werden, und, da sie sich auf ihrer Fahrt ohnehin an das linke Ufer halten müssen, mit dem, in Sanitätsrücksichten verdächtigen rechten Ufer nicht in die entfernteste Berührung kommen? Wir wollen hoffen, daß auch diese, nach Völkerrecht und Tractaten offenbar gerechte Sache den ihr entgegengelagerten Damm durch den Einfluß unserer Diplomatie siegreich durchbrechen wird. Einem günstigen Erfolge ist um so eher entgegen zu sehen, als die wallachische Regierung bereits unterm 3. August 1834 den österreichischen Donaufahrern wichtige Quarantäne-Begünstigungen zugestanden und erklärt hat, daß die unter österreichischer Flagge ziehenden Schiffe bei keinem wallachischen Sanitäts- und Mauthamte durch unnöthige Weitläufigkeit sollen belästigt werden. Aehnliche Begünstigungen sind auch bei dem Hospodare der Moldau ermittelt worden.

Das bisher Gesagte stellt die Zustände der Schifffahrt und des Handelsverkehrs auf der Donau, abgesehen von der Dampfschifffahrt, in allgemeinen Umrissen dar. Durch Anwendung der Dampfboote ist für diesen kolossalen, die heterogensten Länder und Völker verbindenden Strom ein neues Leben erwacht, eine neue Aere der Potamographie eingetreten. Der Speculation ist eine neue Bahn gebrochen. Der Unternehmungsgeist und die Beharrlichkeit haben einen glänzenden Sieg über die Gewalt eines furchtbaren Elementes erkämpft. Der alte, mürrische Ister, der früher mit den Bemühungen der Menschenkräfte ein launisches Spiel trieb, beugt nun zahm und geduldig

Digitized by Google

seinen Rücken unter den Schaufelschlägen eines durch überlegene Kraft getriebenen Räderwerks. Schnelligkeit und Sicherheit, zwei Hauptbedingungen für den Verkehr, die man aber bei der bisherigen Donauschifffahrt ganz und gar vermißte, sind nun mit einem Male durch Anwendung der Dampfboote erreicht worden. Eine Strecke, die früher der Reisende in mehreren Wochen einer säumigen, unsicheren, höchst langweiligen Fahrt zurücklegte, wird nun in wenigen Tagen an Bord eines, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Zauberschiffes leicht, angenehm und sicher durchflogen. Gegenden, an deren Ennui früher das windseiernde Schiff oft tagelang kleben blieb, sind nun pittoresk und interessant, weil sie schnell, wie das Rollbild eines Panoramas, dem Blick vorübertanzen. Früher konnte nur die eiserne Nothwendigkeit einen Reisenden zur Fahrt auf der Donau bestimmen; jetzt kann der Reisende, er mag seinen Beruf, ein Geschäft, das Vergnügen oder die Befriedigung der Wißbegierde im Auge halten, mit Hülfe der Dampfschifffahrt sein Ziel in kürzester Zeit erreichen. Der Pyroskaph durchschifft nicht allein das Weichbild der Civilisation, wo Werke der menschlichen Kunstfertigkeit zur Bewunderung hinreißen, er führt auch in jene Gegenden, wo der Mensch noch klein ist, und im Kampfe mit seiner Umgebung auftritt, und in Gegenden, wo die ungestümen Fluthen der majestätischen Donau an den schweigsamen Ernst einer riesigen, jungfräulichen Natur anbrausen, der Mensch hingegen als Nomade erscheint.

Unberechenbar sind die Vortheile, welche die Donau-Dampfschifffahrt der Handelswelt eröffnet. Wir werden in der Folge andeuten, zu welchen Erwartungen in dieser Beziehung nicht nur das Vaterland, sondern ganz Deutschland und selbst das übrige Europa berechtigt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

I. Johann Sigismund Popowitsch.

(Fortsetzung.)

Kurz nach der Veröffentlichung des bereits angeführten Schreibens an vornehme Gelehrte in Leipzig, verließ Popowitsch Regensburg, und begab sich nach jener Stadt, wo er, von den Gelehrten sehr freundlich aufgenommen, auch seine besondere Absicht bald erreicht haben würde, wenn er dem Gottschedianismus mehr nachzugeben verstanden hätte. Bei Professor Kappe genoß er freie Wohnung und freien Tisch; im Hause des Hofraths Menke schrieb er Recensionen für die Acta Eruditorum, und mit dem trefflichen Gellert brachte er Tage und Nächte in Unterredungen über deutsche Sprache zu. Einige Hefte gehaltreicher Anmerkungen haben sich davon als Ueberreste handschriftlich erhalten; sie führen den Titel: Stilum spectantia, Lipsiae scripta. Auch Ausflüge nach Halle, Jena und die nächsten Umgebungen, theils zur Erholung, theils wissenschaftlicher Zwecke willen unternommen, blieben nicht ohne Erfolg; allein eine selbstständige, freundliche Stellung ins bürgerliche Leben schien noch keineswegs so bald erreichbar. Da trafen mit einem Male zwei verschiedene Anträge ein. Der eine von München, um die Fortsetzung der unlängst begonnenen Wochenschrift: „Auserlesene historische alte und neue Nachrichten von baierischen Staatsmerkwürdigkeiten“ zu besorgen; der andere von Wien als Ruf zum öffentlichen Lehrer der deutschen Sprache und Beredsamkeit. Diesem, der zuvörderst vom Erzbischofe, Grafen von Trautson, ausging, gab er den Vorzug, und im October 1753 begann er, zugleich an der Hochschule und der Savoy'schen Ritterakademie, seine Vorlesungen. Nun befand er sich recht eigentlich in der Sphäre seiner Wirksamkeit. Er trug einen Gegenstand vor, dem er so viele Jahre gewidmet, und versah einen Lehrstuhl, dessen Bedürfniß für Oesterreich er oft genug ausgesprochen. Es war ihm möglich, seine besseren Ansichten nach allen Seiten hin zu verbreiten, und für die Dauer zu begründen. Mit heiligem Eifer ging er an das schöne Werk; mit unerschrockenem Muthe bekämpfte er den alten Schlendrian, und rücksichtslos war sein Streben, die Vorurtheile und den Geisteszwang zu sprengen, welche Gottsched's Anhänger und Abgesandte überall zu verbreiten und einzuführen bemüht waren. Dagegen blieben diese, wie begreiflich, nicht unthätig. Ihre Anzahl war durch die vielen Informatoren, mit denen Gottsched seit einer Reihe von Jahren die ersten Familien Oesterreichs versehen hatte, nicht geringe; und schon der Umstand, daß nicht Einer der Ihrigen die neue Lehrkanzel erhalten, scheint sie in große Bitterkeit versetzt zu haben. Unvermögen und Mittelmäßigkeit sind ihrer Natur nach auf niedere Mittel angewiesen, in deren Verwendung aber nicht selten schlauer als man denken sollte. Haben sie sich durch Kriechen oder Heucheln eine haltbare Protection erworben, werfen sie, offenen Kampf auch dann noch scheuend, weil für sie noch immer gefährlich, ihre giftigen Pfeile aus dem wohlverschanzten Hinterhalte. Ver-

Digitized by Google

fehlen sie ihr nächstes Ziel, sie erreichen ein anderes: der freie Gegner erliegt, entweder kampfesmüd oder in trübem Unmuthe. Popowitsch hatte mehrere Jahre unter und mit Protestanten im freundschaftlichen Verkehre gelebt; er war kühn genug gewesen, die literarische Wirksamkeit eines inländischen Klosters in Zweifel zu ziehen, und einzelne Stiftsglieder ihrer Unthätigkeit willen öffentlich zu tadeln — bedurfte es noch anderer Gründe, seine kirchlichen Ansichten zu verdächtigen? Sie mußten vorerst herhalten, den Eiferer für deutsche Sprachreinheit, den wohlgerüsteten Feind Gottsched'scher Untriebe in die Enge zu bringen, und — sie blieben nicht ohne Wirkung. Ueberdieß war die Lehrkanzel eben erst errichtet worden, und damals gab es nicht minder, wie zu allen Zeiten, der Stabilen Viele, denen jede Neuerung darum so gefährlich und furchtbar, weil die nothwendige Folge, Bewegung, ihr anstudiertes oder eingelebtes System zu verrücken droht. Wie leicht erklärbar, wendete sich auch an diese die Machination nicht vergebens. Auf Popowitsch stürmte es nun von allen Seiten los. Hier klagten einige den Mißgriff in der Wahl des Mannes an, dort * arnten andere vor den Folgen, daß man eine so einflußreiche Stellung dem heimlichen Gegner des Katholicismus anvertraut, und die Uebrigen wurden nicht müde, im Allgemeinen über das Unnütze, Lächerliche, ja Gefahrvolle eines Lehrers der deutschen Sprache Lärm zu schlagen. So ungegründet Klage, Verdacht und Furcht; der neue Professor würde sich kaum gehalten haben, wenn nicht Männer, die aus Ueberzeugung dem Besseren zugethan, ihren Einfluß dazu verwendet hätten, den Bedrängten zu ermuthigen und der Verfolgung haltbare Schranken zu setzen. Diese wurde indessen dadurch keineswegs müde; sie änderte nur den Angriffsplan. Popowitsch hatte den Auftrag erhalten, eine hochdeutsche Sprachlehre für Oesterreich zu schreiben, und, wie es sich nach seinen Vorarbeiten erwarten ließ, in sehr kurzer Zeit den ersten Theil vollendet. Er war ein gedrängter Auszug aus seinen Schriften, und über mehrere Einzelnheiten hatte Gellert schriftlich noch seine Ansicht gegeben. Die Partei Gottsched's fürchtete für das Ansehen ihres Meisters; die Drucklegung konnte mit einem Male dessen sorgsam bewachtes Gebäude umstürzen. Man mußte Sorge tragen, das Gewitter wenigstens unschädlich zu machen, da es gänzlich abzuwenden nicht mehr möglich; und in der That, die Sache gelang zum Theil. Kaum hatte Popowitsch die Handschrift aus der Censur zurück erhalten, ward ihm auch aufgetragen, des leichteren Ankaufes und schneller Verbreitung willen, die Ausgabe bogenweise zu veranstalten: die Gründe waren zu annehmbar, um unter ihnen böses Spiel ahnen zu können; ja, sie entsprachen vielmehr dem redlichen Wollen des Verfassers in so hohem Grade, daß er mit verstärkter Freudigkeit an das Werk ging. Doch bald war die Absicht der Gegner, so wie die Thatsache, durch welche Personen der Auftrag veranlaßt worden, kein Geheimniß mehr. Als die ersten Bogen ausgegeben wurden, zeigte sich ein solcher Andrang von Käufern, die auch nicht selten zur Hefe des Volkes gehörten, daß man nur mit Mühe ihren ungestümen Forderungen genügen konnte. Viele verlangten zehn und zwölf Exemplare; und diese waren am Tage der Erscheinung immer die Ersten; doch — nach dem eilften Bogen blieben sie aus. Nun erschienen Flugschriften über Flugschriften, voll gemeinen Spottes, voll niedriger Gesinnung. Mit Recht erregten sie allgemeinen Unwillen; nichts desto weniger besprach und rühmte sie der Altmeister Gottsched, und rückte eine derselben, welche zugleich auch Klopstock bübisch genug mitverumglimpfte, vollständig in sein „Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit« ein. Popowitsch, obgleich noch von andern Seiten vielfach gekränkt, fuhr dennoch rüstig fort, nicht nur den begonnenen Druck der „nothwendigsten Anfangsgründe der teutschen Sprachkunst“ zu vollenden, sondern auch ungescheut vom Lehrstuhle herab der wohlerworbenen Ueberzeugung das Wort zu reden. Darin ermuthigten ihn die Urtheile und Vertheidigungsschritte der besten kritischen Blätter[1], die als Zeichen der Anerkennung zugeschickten Diplome gelehrter Gesellschaften[2], und vor Allem die zahlreichen Briefe theilnehmender Freunde. Unter diesen wollen wir nur Gellert hören. Das Schreiben ist vom 10. Mai 1754: »Ich beklage Ihr widriges Schicksal mit eben der Aufrichtigkeit, mit der ich Ihre Verdienste hochschätze; denn wenn es nach mir ginge, so müßten Sie Ruhe, Ehre und andere Belohnungen ungestört genießen, um desto glücklicher für die Wissenschaften arbeiten zu können. Seyn Sie getrost, geehrtester Freund, die Vorsicht wird Sie gewiß beschützen, und Gönner und Freunde werden Ihnen niemals mangeln. Ihre Sprachkunst habe ich noch nicht gelesen; aber ich kenne Ihre Stärke in der Sprache und Ihren unüberwindlichen Fleiß, und ich kann von beiden ein Zeuge und Vertheidiger mit Gewissen seyn. Ich will das Werk so bald lesen, als ich aus dem Carlsbade komme; denn dahin gehe ich Morgen, den 11. Mai, zum Besten meiner sehr mangelhaften Gesundheit. Gebe Gott, daß ich gesünder und geschickter zum Dienste der Welt werden mag: Ihnen wünsche ich gleichfalls eine dauerhafte Gesundheit, und mehr Ruhe und Zufriedenheit. Lieben Sie mich ferner, und glauben Sie, daß ich Ihr wahrer Freund zeitlebens seyn werde.«

(Fortsetzung folgt.)

1 Z. B. Göttingische Anzeigen von gel. Sachen. 1754. S. 467.

2 Nur zur kaiserl. der Naturforscher, zur k.k. der Erzdenken von Aprecebo und zur herzogl. deutschen von Heimstadt hat er sich öffentlich bekannt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

10. Mittwoch, den 3. Februar **1836.**

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

I. Johann Sigismund Popowitsch.

(Fortsetzung.)

Bevor noch die »nöthigen Anfangsgründe der teutschen Sprachkunst« ganz vollendet waren, veranstaltete Popowitsch den Druck eines Auszuges, und vertheidigte sich in einer geharnischten Schlußrede zum ersteren Werke gegen die Einwürfe und Beschuldigungen, welche sich bisher hatten vernehmen lassen. Daß er aber seine Arbeiten keineswegs für unverbesserlich gehalten, beweisen die zahlreichen Zusätze und Bemerkungen, welche handschriftlich auf uns gekommen sind, und damals um so mehr verdient hätten, bekannt gemacht zu werden, als sie noch jetzt manche Belehrung und interessante Aufschlüsse geben. Wer übrigens den Zustand der deutschen Sprache in Oesterreich vor der *Mitte* des vergangenen Jahrhunderts kennt, kann unmöglich übersehen, wie vortheilhaft selbst diese Arbeiten des unermüdeten Mannes wirkten. Zudem waren sie nur Handbücher, berechnet auf den mündlichen Vortrag, der das darin Angedeutete ausführen und erläutern sollte. Die Vorlesungen, welche Popowitsch *vierzehn* Jahre an der Universität hielt, die Worte seiner tiefen Begeisterung übten nicht nur auf die Studierenden den erfreulichsten Einfluß aus, sondern auch auf ältere Staatsbeamte, welche sich dabei zahlreich einfanden. Gewissenhafter, als Popowitsch, hat wohl nie Jemand seinem Berufe gelebt. Keine Stunde versäumend, für jede sich besonders vorbereitend, arbeitete er zu Hause unausgesetzt an den Gegenständen seines Vortrages: an einer vollständigen deutschen Sprachlehre, an der Verbesserung des Kanzleistyls, und an einer Anleitung zu deutschen Briefen, wovon auch 1760 ein Entwurf erschienen ist. In einem Zeitraume von beinahe fünfzehn Jahren verließ er eigentlich nur zweimal Wien: im Herbste 1764, um die Umgebungen des Neusiedler Sees kennen zu lernen; und das nächste Jahr darauf bestieg er den hohen Grimming, um das schon früher angelegte vaterländische Herbarium so viel als möglich zu vervollständigen. Doch schon im Jahre 1763 hatten jene körperlichen Leiden begonnen, welche ihn fortan an einer kräftigeren Verfolgung seiner Plane hinderten, und deren Folgen ihn endlich 1768 zwangen, das Lehramt niederzulegen. Die Kaiserin Maria Theresia belohnte seine Verdienste mit einem lebenslänglichen Jahresgehalte von 400 Gulden; sein so frühes Abtreten wurde allgemein bedauert.

Mehrere Anträge seiner Freunde, wie z. B. der Vorsteher des Theresianums und der orientalischen Akademie, bei ihnen freie Wohnung zu nehmen, wies der Kränkelnde dankbar zurück; er wollte den Lärm der Stadt verlassen, und der Pflanzenwelt nahe seyn. Im Markte Bertholdsdorf kaufte er sich ein Haus mit einem Weingarten, und lebte hier allein, ohne alle Bedienung. Den Weingarten, den er selbst bearbeitete, ließ er mit einer Mauer umfangen, um auch hier ungestört seine Beobachtungen machen zu können. Selten nur kam er nach Wien; geschah es, dann saß er ganze Nächte wieder über den Büchern seiner Freunde. Die ersten Eindrücke, welche der Aufenthalt in Bertholdsdorf auf ihn machte, waren so wohlthätig, daß er sich der Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, ganz hingab; allein sie waren nur vorübergehend, und das alte Uebel kehrte bald verstärkt wieder. Im August 1773 zeigten sich die unverkennbaren Spuren der Abzehrung; und nun sah auch Popowitsch mit ruhiger Fassung der gewiß nahen Stunde des Todes entgegen. Sie erfolgte aber erst am 21. November 1774. Im Friedhofe zu Bertholdsdorf, in einem Grabe, das, wie er es noch selbst angeordnet hatte, neu gemacht und von unten bis oben ausgemauert worden, liegen seine sterblichen Ueberreste, und ein kleines Denkmal, mit der Inschrift:

POPOVY . QVOD . FVIT.

Digitized by Google

bezeichnet die Stelle. Von ſeinem kleinen Vermögen hatte er einen Theil zu Stipendien für arme Studierende ſeines Vaterlandes beſtimmt; der Reſt ſollte unter die Armen vertheilt werden. So ging er, dem das Leben ſo wenig gegeben, den ſpäteſten Enkeln noch ein Wohlthäter aus dem Leben. Wie es möglich geweſen, erklärt der feſte, ſtarke Wille für das Gute, den wir in jedem Verhältniſſe des ſeltenen Mannes wirken ſehen — eine Tugend, die hundert Schwächen aufwiegt. Den Werth des Gelehrten wird uns die nähere Betrachtung ſeiner Schriften zeigen; Popowitſch, der Menſch war, wenn nicht vollkommen und wer iſt es? doch auch als ſolcher eine außergewöhnliche Erſcheinung. Seine Fehler ſind conventionelle, natürliche Folgen großer Studien; ſeine Tugenden die Elemente des echten Menſchen, Reſultate einer wahren lebendigen Bildung. Weder Anſehen noch Vortheil vermochten ihn, der Wahrheit oder dem erkannten Rechte entgegen zu handeln. Daher nahm er oft vorſchnell ſeine Anſicht zurück, wenn der Streit unentſchieden ſchien: er wollte Niemand zu nahe treten. Eben ſo feſt hielt er an dem Glauben ſeiner Väter, und war er auch für die Mißbräuche nicht blind, welche im Zufälligen liegen, wußte er ihn immer warm und gründlich gegen Andersdenkende zu vertheidigen. Bis zum Aengſtlichen pünctlich hielt er es mit der Erfüllung ſeiner Amtspflichten; er liebte ſein Vaterland, das Verhältniß zu demſelben war ihm die heiligſte Verpflichtung. Den Grundſatz, daß, je geringer die Bedürfniſſe, deſto freier der Menſch, befolgte er nach allen Richtungen; ſeine Genügſamkeit iſt beiſpiellos. Aber auch nur ſo konnte er die einzige Leidenſchaft, die er hatte, befriedigen: arme Unglückliche unterſtützen und Bedrängten zu Hülfe eilen. Er ſelbſt kannte kein Ungemach; ſein feſter Wille beſiegte jedes; in Verfolgung ſeiner Zwecke beſaß er eine Ausdauer, eine Beharrlichkeit, wie man ſie kaum in dem Leben eines andern Gelehrten findet. Als er in Kremsmünſter nur für einige Tage ein Zimmer miethete, das zur Hälfte unter der Erde war, blieb er beinahe ein volles Jahr darin, weil die Feuchtigkeit der Wände täglich Schwämme zeugte, mit deren Unterſuchung er ſich eben beſchäftigte!

Schon aus dem Geſagten dürfte hervorgehen, daß Popowitſch den äußeren Formen des geſelligen Lebens fremd geblieben, und wirklich gehören die häufigen Verſtöße gegen dieſelben zu den Hauptmängeln des gelehrten Mannes. Still und unbemerkt in einem Kreiſe ſitzend, fuhr er oft plötzlich auf, unterbrach den Sprecher, und ließ ihn nicht eher weiter reden, bis dieſer nicht ausführlich erklärt hatte, was ihm in der Rede als merkwürdig aufgefallen. Hatte er die Wahrheit für ſich, wußte er unter keiner Bedingung nachzugeben; blieb der Gegner bei ſeiner Anſicht, verließ er aus Aerger die Geſellſchaft. Dieſelben ſtrengen Forderungen, die er ſich ſelber ſtellte, machte er auch an Andere; Unwiſſenheit war ihm unerträglich; Gleichgültigkeit bei guten Talenten konnte ihn zu Thränen bringen. In beiden Fällen aber ſprach er rückſichtslos den bitterſten Tadel aus. Seine große Wißbegierde, und die Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, verleiteten ihn, mehr anzufangen, als er vollenden konnte, und dieß iſt wohl auch der Grund, daß ſeine hinterlaſſenen Handſchriften immer nur ein reicher Schatz von Notizen zur Benützung für Andere geblieben ſind. Wir ſchließen dieſe kurzen Andeutungen zur Charakteriſtik des ſeltenen Mannes mit einigen ſeiner Lieblingsſprüche:

»Die Naturgeſchichte leidet wegen der Sprache, und dieſe wegen jener. Der Naturforſcher verläßt ſich auf den Sprachforſcher, und dieſer auf jenen. Weder die eine noch die andere wird aus dem Wuſte der Verwirrungen herauskommen, wenn nicht ſtarke Sprachforſchung und ſtarke Naturforſchung in einem Manne zuſammentreffen.«

»Einem Menſchen, der ſich in Wiſſenſchaften vertieft, muß man Vieles verzeihen: ſein Kopf iſt meiſtens auf ſeinen Gegenſtand geſpannt; er vergißt in ſeiner Einöde auf das, was die Meiſten hochſchätzen, und ſchätzt hoch, was die Meiſten nicht kennen. Iſt es ein Wunder, wenn er nur von Sachen ſpricht, die das Volk Narrheiten nennt?«

»Die Mutterſprache war bei den Römern und iſt bei den Franzoſen eines der größten Staatsgeheimniſſe. Vorlängſt mahnten Leibniz und Puffendorf die deutſchen Staatsmänner daran. Das Geheimniß beſteht in einer zweifachen Sorge: in der Sorge für die Ausbildung und Verbreitung der Mutterſprache, und in der Sorge für die Einſchränkung, Ausſchließung und wo möglich Unterdrückung einer fremden — beſonders der Sprache eines benachbarten und mächtigen Volkes!«

»Ich habe ohne Ausnahme richtig gefunden: Ein Deutſcher, der das Franzöſiſche ſtark liebt und zu verbreiten ſucht, hat einen ſeichten Kopf und ein kaltes Herz für ſein Vaterland.«

(Die zweite Abtheilung nächſtens.)

Digitized by Google

Guttachten

des Joh. Quintin Grafen von Jörger an Sr. Majestät Leopold I.

Wien den 11. August 1682.

Allen ansehen nach wird Euer Kayſ. Mayttt. und dero hochlöbl. Erb-hauß gantzer Status müſſen Militaris werden, excepta sola Tyranide, dann die Machinationes der Feinde haben kein End und deren progressus seynd formidabiles worden.

Die Conspiration der Franzoſen und Türckhen iſt manifest, alſo daß ſich jene des Rheinſtrohms: dieſe tractu temporis der Donau zu bemächtigen, Vorhabens, deren Conatibus Euer Kayſ. Mayttt. ohne Verluſt Land und Leuth, nicht coniviren können; cùm itaque Status Impery in discrimen vertatur, ac inter potentes et validos falso qviescas, neqve magnitudinem tuam justitia tueri amplius possis, ultima Salus in armis ponenda.

Damit iſt nun die qvaestio an? Ob Euer Kay. Mayttt. ad Campum martium ſchreiten ſollen oder nicht, Von ſelbſten affirmativé erörtert; Auß welcher ſeag zwey andere principaliter resultiren; wo nemlichem Euer Kay. Mayttt. die Waffen hinwenden und mit welchem anderen thaill Sie die Sach *consilio* richten wollen? Zumahlen wider Orient und Occident juxta zu ſtreitten, die Vires Euer Kay. Mayttt. Erb-Länder, und deroſelben aerary, wiſſentlich nicht sufficient ſeynd.

Die rationes aber, warum Euer Kay. Mayttt. dem Franzoſen vi armorum zu begegnen, beſtehen in folgenden:

1. Können ſie ſich in einige ſichere Tractaten mit ſelbigen König nicht einlaſſen, *cui pactum non pactum, non pactum pactum est, cum illi lubet.*

2. Propter iniqvitatem des Niemegiſchen Friedens, welcher Billig *pro pace misera* zu halten, *qvae cum bello bene mutatur*, und das um ſo Viell mehr, weilen des Königs acqvisita zu Friedens-Zeiten größer worden, als er durch einen glückhlichen Krieg in Vielen Jahren nicht hätte erobern können.

3. Werden die Stände des Röm. Reichs dem Franzoſen nicht ins geſamt Beyfallen, dann dieſes haben ſie jnoch Keinen Kayſer conjunctim gethann; ſondern ein Theil mit Euer Kay. Königl. Mayttt. es halten, wordurch deroſelben exercitus mit denen anderen Vereiniget, dem König in Franckhreich numero et pondere endlichen wird überlegen ſeyn.

4. Werden Euer Kay. May. die noch überbliebene Spaniſche Niederlande damit Salviren, Sinmiuüs: Verliehret deroſelben hochlöbles Erbhaus auch künfftig in projudicium der Röm. Cron den gantzen Statum Germaniae inferioris Völlig.

5. Solten Euer Kay. Mayttt. Ihre Waffen ſammentlich in Hungarn Ziehen, ſo iſt Teutſch-Land Verlohren, weilen ſie Keinen Rucken haben, auf welchen Verluſt die Hungarn ſelbſt eine gefährliche reflexion machen döerfften.

Theillen ſie dann die Waffen, ſo ſeynd ſie abermahl in frontispicio Keiner feindlichen Parthey bastant.

6to Sexta ratio Cameralis est.

Wann Euer Kay. Mayttt. valida manu in dem Röm. Reich ſtehen, werden ſie von dem ihrigen weniger zuzutragen haben, und die Hof-Cammer leichter auskommen; consequenter den Krieg continuiren können, und alſo wiederum armis potentior werden.

Econtra: ſeynd die rationes, mit der Porten den Frieden arte, et vi pecuniaria zu prorogiren, dieſe:

1. Weillen alle König und Kayſer Von Sigismundo an, froh geweſen, mit dem Türcken etiam post partam Victoriam im Frieden zu ſtehen: Exemplo Caroli V, der mit 120000 Mann jenſeith der Bruckhen dem Solimanno eine Feld-Schlacht lieferen wollen, gleichwohlen beſſer zu ſeyn erachtet, den Sieg Von deſſen Groß-Vizier mit 100000 Zequin zu erkauffen, als das totum in die äuſſerſte Gefahr zu ſetzen, und dem Blinden glückh zu überlaſſen, welches öfters mehr nimt als gibt.

2. iſt die potenz des Sultans, welcher über 50 Königreich in posses hat, allzu groß, deme Euer Kay. Mayttt. Sine auxiliis alienis, nicht begegnen können, dieſe aber alſo conditionirt, und Beſchaffen, daß ſie ſchwär herbey gebracht, und ſelbſt Von groſſer gefährlichkeit, ge- und allezeit Befunden worden.

Wie Viel König ſeynd durch fremde hilffe umb ihre Reiche gekommen? Woher hat Franckhreich das Königreich Navarra erhalten? wie wäre es zu S. Gothard ergangen? allwo Euer Kay. Mayttt. Exercitus die membra, oder Flügel, hingegen die Copiae auxiliares das Corpus constituirt! Wann unſer herr ſeine Göttliche providenz daſelbſt nicht erweiſen hätte, und iſt ein groſſer unterſchied inter auxilia aliena, et aliena; Weillen die Reichs Fürſten und Stande in dem Königreich Hungarn nur Euer Mayttt. Socii Bellorum, zu hauß aber auch deren Socii malorum ſeyn müſſten.

3. Solte ſich ein Unglichk ereignen deſſen man in Krieg nicht Verſichert iſt, Mars enim est Communis.

Was wurde für ein Einfall der Türckiſchen Macht das Königreich Hungarn überſchwemmen? wie wurden die übrige Erb-Länder in confusion geſetzt? und alles zur desperation gebracht? ſodann die Hungarn ſelbſt andere mensuren faſſen.

4. Iſt die Importanz des Königreichs Hungarn ſo groß, wie unlängſt Vor Euer Kay. Mayttt. hohen Gegenwart angefügt worden, daß Niemand bey der posteritât, und Gantzen Chriſtenheit Verantwortben kunte, ſolches alles auf das letzte compromiss zu ſetzen.

5. Wurde das dispendium militare contra Turcas ein immensum austragen, hingegen die conciliatio animorum am Türckiſchen Hof Euer Kay. Mayttt. Cammer Bey weitem nicht ſo Viel, als Türckenkrieg nur in 4 Wochen importiren.

6. Et ultimo: Beziehe mich auf den Rath der ewigen Weis-

Digitized by Google

heit: Lucae 14, aut qvis Rex iturus, committere Bellum adversus alium Regem, non sedens priùs cogitat, si possit cum decem millibus excurrere ei, qvi cum viginti millibus venit ad se, alioqvin adhuc illo longe agente Legationem mittens, rogat ea, qvae pacis sunt. .

Da aber Euer Kay. Maytt. die Sach bey dem Ottomanischen Hof weder durch negotiation noch Schankhungen Beyzulegen nicht Vermögten, müsten freylich andere Consilia geschöpft, und die Frag allein de Bello suscipiendo gestelt werden.

Bibliographische Mittheilungen.

VI.

Klagschrift vber den tödlichen abgang der Wolgebornen Frawen, Frawen Potentiana, des Wolgebornen Herren Herren Sigmunden, Herren zu Polheim auf Partz ꝛc. gewesener Gmahel, ainer gebornen Hohenfelderin: welche in Got entschlaffen, zu Lintz im land Oesterreich ob der Ens den 18. tag Octobris. Hernach den 24 tag gemeltes Monats zu Griesskirchen begraben worden ist im Jar 1582. Nürnberg. 7 Bl. in 4.

Dieses artige Gedicht, ein kleiner Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie in Oesterreich, erläutert und berichtigt zum Theile Hoheneck's Angaben in der Genealogie der Polheime. Der Vers. war, wie er im Eingange selbst sagt, 12 Jahre um die edle Frau — ich will das Historische zur Vergleichung anführen.

Potentiana, eine Tochter des Achaz von Hohenfeld, wurde 1538 geboren. Zwei Jahre darauf erhielt sie eine Schwester, Susanna, welche Gundacker von Stahremberg ehelichte. Schon 1545 verloren beide ihren trefflichen Vater, und im nächsten Jahre auch ihre ausgezeichnete Mutter Frau Esther, die letzte aus dem uralten Stamme der Aldrechtsheim. Der Waisen nahmen sich ihre Vettern Michael und Wolfgang von Hohenfeld an, und erzogen sie

Christlich, Gotsfurchtig, frü vnd spat,
Wie es ir Vatter geordnet hat
Kürtzlich vor seinem letzten end
Im aufgerichten Testament.

Wie schon gesagt, heirathete Susanna den Gundacker von Starhemberg (20. Novemb. 1558), und gebar ihm zwei Söhne Georg Achatz und Hans Ulrich; starb aber schon den 12. April 1575.

Sigmund Ludwig von Polheim, der älteste des Geschlechtes, hinterließ vier Söhne; Paul Martin, Andreas, Ludwig und Sigmund

Dem ward zur Ehe die edle Magd
Potentiana zugefagt (1157.)

Ich kann nicht umhin, das schöne Gemälde, das nun der Dichter entwirft, hier anzusetzen:

Jr Ehestand in alln lieb vnd leid
Jst ainig gwesen jderzeit,
Ain Hertz, ain sin, ain zuversicht
Derglaichen ich bad gseben nicht
Vnd villeicht forthin nimmer sind
Dieweil mit Got das Leben günt.
Jst bisweil etwas gflossen mit
Wie es in der Ehe fälet nit:
So ist die Son mit jrem glantz
Nie drüber vntergangen ganz
Ein jedes bat gsucht allezeit
Ein vrsach zu der ainigkeit.
Ein solches Weib ist lobens weret
Selig der, dem sie ist beschert.

Potentiana gebar neun Kinder:

1) Georg Ruprecht. Dieser, im väterlichen Hause erzogen »zur Gottesfurcht und rainer ler« (Lutherthume), besuchte als Jüngling manche hohe Schule in Deutschland, reiste hierauf nach Frankreich, England, Italien, seine Sprachkenntnisse zu erweitern, und kehrte erst, als die Mutter schon schwer krank darniederlag in die Heimath zurück. Der Verfasser scheint mit ihm die Reisen gemacht zu haben.

2) Anna Maria starb in der Kindheit.

3) Regina ward mit Hans Friedrich von Zinzendorf vermählt (1580), und gerade zum zweiten Male Mutter.

4) Maria Salome führte zu Hause die Wirthschaft. Der Dichter wünscht ihr ob der seltenen Kindesliebe das eheliche Glück der Mutter.

5) Anna Susanna befand sich während des Trauerfalles zu Ort am Traunsee bei Gotthart v. Scherffenberg.

6) Rosina starb kaum 2 Jahre alt.

7) Judith, das jüngste unter den noch lebenden Kindern, wich nicht von dem Bette der kranken Mutter, und scheint große Seelenstärke besessen zu haben. Sie starb nach Hoheneck unverehelicht 1597.

8) Potentiana erlebte nicht das zweite Jahr.

9) Ein Sohn, kam todt zur Welt.

Sehr schön schildert hierauf der Dichter den Charakter der edlen Frau. Jedermann weiß, sagt er, wie wirthschaftlich, wie freundlich, fromm und sanftmüthig sie gewesen. Dem Hausgesinde, den Unterthanen und Armen war sie Mutter im edelsten Sinne; erkrankte Jemand, brachte sie in Genauglung von Aerzten selbst Rath und Hülfe. Feindin jeder auffallenden Pracht erschien sie überall in höchster Einfachheit, ohne Ansprüche, bescheiden bis zum seltensten Grade. Das sichtbare Zunehmen der Verderbtheit in allen Ständen machte ihrem guten Herzen vielen Kummer; sie fürchtete, sie bangte für das Wohl der Ihrigen. — Die Gicht, an welcher sie schon frühzeitig litt, nahm indessen einen immer schlimmeren Charakter an. Man brachte sie von Parz weg nach Linz, bei den dortigen Gelehrten Hülfe zu suchen; doch alles war vergebens; sie unterlag unter vielen Leiden, die sie mit beyspielloser Ergebung in die Schickungen der Vorsehung ertrug, dem langwierigen Kampfe!

Ein nicht minder ehrenvolles Denkmal setzte ihren Tugenden der evangelische Prediger zu Linz, Thomas Spindler. Man vergleiche: »Zwo Christliche Predigten über der Leich der wolgeb. Frauen Fr. Potentiana von Polheim, geb. Hohenfelderin, die erste zu Lintz im Landhause; die andere in der Pfarrkirchen zu Griesskirchen gehalten. Tübingen 1583 in 4.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

11. Sonnabend, den 6. Februar **1836.**

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Schon früher, als die Dampfschifffahrt in Europa noch in ihrer Kindheit war, versuchte man die Donau mit Dampfbooten zu befahren. Im J. 1819 wurde an Anton Bernhard und den Chevalier St. Leon ein ausschließendes Privilegium zur Dampfschifffahrt auf der Donau und auf allen in die Donau einmündenden Flüssen verliehen. Ungünstige Conjuncturen, Mangel an Erfahrung von Seite der Unternehmer und Gleichgültigkeit von Seite des Publikums, das exoterisch und ohne Vertrauen der neuen Erfindung gegenüber stand, waren der Grund, weßhalb die ersten Versuche ohne erfreuliche Resultate blieben.

Anton Bernhard unternahm seine Probefahrt im Beiseyn einer, von der ungarischen Statthalterei ernannten Commission von Kunstverständigen und Regierungsbeamten. Mittags am 16. September 1818 fuhr er mit einer Gesammtladung von 542 Zentnern, die sich theils auf dem Dampfboote selbst, theils auf einem angehängten Lastschiffe befand, von Pest ab, und langte stromaufwärts fahrend am 26. desselben Monats Nachmittags in Komorn an. Er brauchte mithin zu dieser Reise über 10 Tage. Die lange Dauer der Fahrt wurde dem niedrigen Wasserstande, den eingefallenen Donaunebeln und den schlechten Steinkohlen zugeschrieben. Die Dampfmaschine machte viele und anhaltende Pausen; denn die eigentliche Fahrt betrug nur 71 Stunden 20 Minuten. Die Durchschnittsgeschwindigkeit des Bootes war 1′ 5″ 5‴ in einer Sekunde; die größte Schnelligkeit 1′ 10 ½″. Nicht viel glänzender fiel die Probefahrt aus, die am 6. October desselben Jahres St. Leon mit einer Ladung von 922 Zentnern unternahm. Das Privilegium des Letzteren wurde in der Folge an eine Actien-Gesellschaft, unter der Firma: Christian Ludwig Schäffer, übertragen. Dieser Gesellschaft wurde zur Bedingung gemacht, das Privilegium binnen zwei Jahren, vom Tage der Ertheilung angefangen, auf der Donau und deren Nebenflüssen in Ausführung zu bringen, und die Ausübung nicht durch ein volles Jahr hindurch zu unterbrechen. Beide Unternehmungen scheinen aber von vorne herein auf einer fehlerhaften Basis beruht, und deßhalb auch in ihrem Betriebe keine besondere Theilnahme und Ermunterung gefunden zu haben. Schon im J. 1828 wurde das Privilegium des A. Bernhard wegen Mangel an Ausübung für erloschen erklärt. Jenes des Chev. St. Leon erlitt 1829 ein ähnliches Schicksal.

Beinahe gleichzeitig wurde am 17. April 1828 an John Andrews und Joseph Prichard ein neues Privilegium auf eine verbesserte Methode bei Anwendung der Dampfkraft für die Schifffahrt auf der Donau und ihren Nebenflüssen verliehen, und von den Eigenthümern im Jahre 1830 an eine Actien-Gesellschaft cedirt, die unter dem Namen: K. K. privilegirte erste Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ins Leben trat. Diese Gesellschaft, die ursprünglich nach der Dauer des Privilegiums auf fünfzehn Jahre geschlossen wurde, ist in ihrem Wirkungskreise durch eigene, vom Staate sanctionirte Statuten geregelt. Ihr verfassungsmäßiger Zweck ist, mittelst Dampfschiffe Reisende und Güter auf der Donau und den in selbe einmündenden Flüssen stromab- und aufwärts zu führen. Der Gesellschaftsfond bestand im Beginnen aus 200 Actien, jede zu 500 fl. in C. M. Alle später eintretenden Actionäre sind an die von den ersten Gründern entworfenen Statuten gebunden. Die Actien sind auf die Namen der Actionäre gestellt, können aber, wenn sie ganz eingezahlt sind, cedirt werden. Der Besitz von fünf

Digitized by Google

auf eigenen Namen lautenden, oder durch Vollmacht übertragenen Actien gibt das Stimmrecht, ohne daß der Besitz von mehreren Actien mehr Stimmen gäbe. Die stimmfähigen Actionäre ernennen eine aus fünf Mitgliedern bestehende Verwaltung, deren Wirkungskreise die Besorgung aller currenten Geschäfte zugewiesen ist. Die gegenwärtigen Administratoren sind: J. B. Freiherr v. Puthon, J. H. Freiherr v. Geymüller, J. Freiherr v. Sina, A. Freiherr v. Friesenhof und J. B. Benvenuti.

Die Verwaltung faßt ihre Beschlüsse durch Stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder. Um jedoch einen gültigen Beschluß zu fassen, müssen wenigstens drei Mitglieder der Verwaltung anwesend, und zwei einstimmig seyn. Alle Beschlüsse müssen von zwei Mitgliedern der Administration unterfertigt werden. Die Verwaltung wird jedes Jahr gewählt, doch können die Mitglieder wieder bestätigt werden. Alljährlich im Monate Februar versammeln sich die Actionäre, um den Bericht der Verwaltung über das gesammte Geschäft zu hören. Die General-Versammlung kann auch in besonderen Fällen während des Jahres geladen werden. Ihr präsidirt jedesmahl der Senior der stimmfähigen Actionäre. Die Mitglieder der Verwaltung können die Präsidentenstelle nicht bekleiden. Die in der General-Versammlung auszumittelnde Dividende wird mit Jahresschluß gegen Quittung oder Coupons an die Actien-Inhaber ausbezahlt. Als Reservefond werden 20 Perc. von der Dividende zurückbehalten.

Die Geschäfte dieser Gesellschaft beschränkten sich Anfangs auf ein Dampfboot von 60 Pferde Kraft, das unter der Leitung der obengenannten Cedenten und Mit-Actionäre Andrews und Prichard erbaut wurde, und den Namen Franz I. erhielt. Dieses Dampfboot bestand seine Probefahrt am 17. September 1830 mit dem besten Erfolge. Gleich damals wurde bestimmt, daß jede sich als vortheilhaft zeigende Erweiterung der Unternehmung entweder mittelst Creirung neuer Actien oder mittelst einer auf den Credit der Unternehmung zu machenden Geldaufnahme realisirt werden könne.

Das Dampfboot Franz I. lieferte schon im ersten Jahr seiner Fahrt (1831) erfreuliche Resultate, ungeachtet es durch längere Zeit, während der durch die Cholera veranlaßten Verkehrshemmungen, unthätig bleiben mußte. Der Ertrag seiner Reisen deckte nicht nur die Unkosten, sondern es konnten auch mehrere Administrations-Auslagen damit getilgt, ferners die Interessen an die Actionäre daraus bezahlt, und endlich ein kleiner Rest in den Reservefond erlegt werden. Viel bedeutender als diese ökonomischen Ergebnisse war aber der moralische Gewinn, der aus den befriedigenden Resultaten des Probejahres sowohl für die Gesellschafts-Interessenten als für das große Publicum erwuchs. Das öffentliche Vertrauen ward für die neue Unternehmung gewonnen, die allgemeine Theilnahme dafür belebt. Der gefährlichste Feind, der Zweifel, daß die Dampfschifffahrt auf der Donau nicht anzuwenden sey, oder daß sie, wenn auch gelingend, sich doch nicht rentiren würde, ward mit einem Male auf immer niedergeschlagen.

Der Hauptzweck der Unternehmung, die Schifffahrt auf dem mächtigen Donaustrom durch ein schnelleres und sicheres Transportmittel zu beleben, blieb aber noch unerfüllt. Diesem Zwecke sollte näher gerückt und zugleich der Absicht des verliehenen Privilegiums entsprochen werden. Man durfte sich daher nicht begnügen, ein Dampfboot, gleichsam als Probefahrzeug, hergestellt zu haben, zumal da die Ausdehnung der Unternehmung gerade im Interesse der Actien-Inhaber selbst liegt, und die Solidität des Geschäftes dadurch nur um so mehr begründet wird. Es sollte die Dampfschifffahrt aus dem bisherigen Zustande der Kindheit herausgerissen werden, und zu größerer Bedeutung emporwachsen. Zu diesem Behufe ward schon im J. 1832 der Bau von zwei neuen Dampfschiffen beschlossen, deren Eines von 30 Pferde Kraft zur Fahrt zwischen Raab und Pest, das andere von 50 Pferde Kraft zur Fahrt zwischen Pest und Semlin verwendet werden sollte. Die vollkommene Ausrüstung dieser zwei Boote mit englischer Maschinerie, deren Vorzüglichkeit sich schon auf dem Franz I. bewährt hatte, wurde nebst einem kleinen Betriebs-Capitale zur Bestreitung von Nebenunkosten auf eine Summe von 160,000 fl. C. M. prälimiirt. Die Ausgabe von neuen 320 Actien ward dadurch bedingt.

Die Dampfschifffahrt hatte nun bereits ein bestimmtes Stromgebieth errungen. Da die Strecke von Wien bis Preßburg und selbst bis Raab vor Regulirung des Strombettes nur bei besonders günstigem Wasserstande von Dampfschiffen befahren werden kann, so befürchtete man Anfangs einen empfindlichen Ausfall in dem Erträgnisse. Die Fahrt rentirte sich aber unabhängig von den Ressourcen, welche man früher durchaus in der Hauptstadt suchen zu müssen glaubte. Die Strecke zwischen Raab und Semlin both gleich Anfangs Waarentransporte aller Art dar, und das fortwährend gesteigerte Zutrauen garantirte eine lebhafte

Digitized by Google

Frequenz von Reisenden und Handelsgütern auch für den Fall, als die Zahl der Dampfboote auf Speculation vermehrt werden sollte. Die im J. 1832 eröffnete zweite Subscription von 320 Stück Actien wurde bald realisirt, und dadurch das Unternehmungs-Capital der Gesellschaft bedeutend erkräftigt. Bald ward diese auch berufen, ihren Wirkungskreis auf einen neuen Schauplatz auszudehnen, und mit der großartigsten Anwendung von Watt's und Fulton's titanischer Erfindung in einer Gegend aufzutreten, wo sie als die glänzendste Phase der Gegenwart den Menschengeist aus seinem erstarrenden Schlummer aufrütteln sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Von 1780 bis 1790 war die literarische Productivität Oesterreichs, und insbesondere Wiens, so groß und außerordentlich, wie vordem und nachher nie wieder. Kein Tag verging, ohne daß nicht 6 bis 10 neue Flugschriften ausgebothen worden; beinahe jedes Monat erstanden einige Zeitschriften, zuweilen mit den seltsamsten Titeln; andere, oft kaum geboren, gingen unter. Wir werden darauf bei einer nächsten Gelegenheit zurückkommen; hier wollen wir die im J. 1788 bestehenden Zeitungen aufzählen, und sie mit den kurzen Bemerkungen begleiten, welche ein gleichzeitiger Schriftsteller darüber gemacht hat.

Deutsche und französische Wiener Zeitung — ihrer Extrablätter willen, welche den neuesten Kriegsereignissen gewidmet sind, unentbehrlich.

Wiener Kirchenzeitung — ein Blatt, das weit größere Fortschritte machen würde, wenn es die Fehler mit mehr Bescheidenheit rügte, und das Gute mit weniger Parteilichkeit lobte.

Provinzialnachrichten aus den k. k. Staaten (Wien bei Trattnern) liefern fortlaufend die k. k. Verordnungen und durchgehends gemeinnützige Aufsätze.

Correspondance secrete (Vienne). Ist das Product eines Mannes, der fast alle Quartal eine neue Zeitung beginnt, viel verspricht und fast nichts hält, den Vielwisser macht und nichts weiß, und am Ende das liebe Publicum immer um seine Kreuzer prellt.

Brünner Zeitung — bei gegenwärtiger Kriegszeit eines der unentbehrlichsten Blätter, hat gute Correspondenten in Wien, Galizien, Syrmien, Banat u. s. w. Ihr Verfasser ist ein thätiger Mann, der mit großer Bescheidenheit und mit möglichster Behutsamkeit alles, was er sagen will, doch an Mann bringt. Seine Schreibart ist unverbesserlich, und nichts kann ihm ausgestellt werdrn, als der zu sehr vorspielende Patriotismus.

Prager Zeitung. Eine ganz gut geschriebene Zeitung, die aber außer vaterländischen Nachrichten wenig Selbstständiges liefert.

Lemberger wöchentliche Anzeigen. Dieses Blatt bringt wenig, aber ziemlich zuverlässige Kriegsnachrichten aus der Bukowina und den angränzenden Gegenden, und ist sehr gut geschrieben.

Kriegsbote von Hermannstadt. Diese sehr junge Zeitung liefert in einer gedrängten, bündigen, männlichen Schreibart die ersten und verläßlichsten Kriegsnachrichten aus der Wallachei und dem benachbarten Theile der Moldau.

Ofner Zeitung — will humoristisch seyn, ist jedoch in den Kriegsnachrichten eine der bessern erbländischen Zeitungen.

Preßburger Zeitung. Hat zwar nicht so viel Kriegs- als andere Correspondenz, erzählt aber Alles gut und fleißig, was in Rücksicht des jetzigen Krieges in und um Preßburg vorgeht.

L'osservatore Triestino. Eine sehr gut geschriebene italienische Zeitung, die, sobald die angränzende See zum Kriegstummelplatz geworden seyn wird, weit wichtiger werden kann, als sie es dermalen zu seyn Gelegenheit hat.

V. Kleinmayr'sche Laybacher Zeitung. Hat einen sehr geschickten Verfasser von vieler Laune, dem nur gewisse Hindernisse im Wege zu stehen scheinen, um aus seinem Blatte das zu machen, wozu er alle Fähigkeiten besitzt.

Merkische Laibacher Zeitung. Ein schnackiges Blättchen von nicht gar brillanter Darstellung. Indessen ist sein Verfasser ein thätiger Mann, der seinen Lesern ganz eigene Kriegsnachrichten bringt.

Linzer Zeitung. Liefert alle Quartal einen selbstständigen Aufsatz aus Ober-Oesterreich, hat schlechtes Papier und einen fast unlesbaren Druck.

Klagenfurter Zeitung. Hat manchmal einen schönen Kriegsartikel, und bessere Privatnachrichten aus Wien, als viele andere. — Zuweilen ganz schnurrige Gedanken-Embrios, wenn sie der Verleger selbst macht.

Innsbrucker Zeitung. Liefert sehr wenig Eigenes, zeichnet sich aber durch schönen Styl und gute Auswahl der Nachrichten recht sehr aus.

Brixner Zeitung. Copirt die Augsburger, Wiener und Salzburger Zeitung, und gibt im Durchschnitte jährlich 6—7 eigene Nachrichten.

Trientr Zeitung. Hat einen fähigen Verfasser, dem indessen die Hände gebunden zu seyn scheinen.

Roveredaner Zeitung. Dieses Blatt hat sich seit Kurzem zu einer der besten italienischen Zeitungen emporgeschwungen, besitzt einige Correspondenten in Italien und sehr gute in Wien.

Grätzer Merkur. Eine der ältesten Zeitungen in den

Digitized by Google

k. k. Erbländern, gut geschrieben, liefert oft selbstständige, interessante Artikel, und zeichnet sich durch kluge Auswahl der übrigen vorzüglich aus.

Grazer Zeitung. Eine Zeitung, die zwar nicht viele Original-Nachrichten bringt, jedoch durch ihren männlichen Ton zu den besseren gehört.

Bauernzeitung von Graz. Diese schreibt ein thätiger Mann voll Laune, der seine Sache weit gebracht hat. Sie liefert, und nicht ohne Opfer, fast durchgehends Originalien.

Als im Anfange des Krieges 1788 hundert gefangene Türken in Peterwardein das erste Mal ihre Löhnung ausbezahlt erhielten, erklärte ihnen ein Dolmetsch die großmüthige Behandlung des österreichischen Monarchen. Einigen rollten Thränen der Dankbarkeit über die Wangen; alle aber hoben ihre Hände gegen Himmel, und legten sie dann kreuzweis auf die Brust, indem sie zugleich mit bebender Stimme riefen: Joseph, großer Joseph!

Nach der bekannten Schlacht wider die Böhmen im September 1504 ließ Kaiser Maximilian I. die Gefangenen nach Regensburg bringen, wo er sich dann selbst einige Tage aufhielt. Da geschah es, daß er eines Morgens am offenen Fenster stehend, bemerkte, wie ein deutscher Landsknecht einen Böhmen beschimpfte, und dieser, jenen nur fest ansehend, ruhig weiter ging. Der Landsknecht aber zieht darüber das Schwert und stürzt auf den Böhmen los, welcher, ohne Waffe den nächsten besten Stock ergreift, und sich muthig vertheidigt. Nun kann der Kaiser nicht länger zusehen; flammender Zorn erfaßt ihn, und »Schandbube! Wehrlose willst du schlagen!« dem Landsknecht zurufend, reißt er das Schwert von der Wand, und schickt es dem Böhmen. — Der Landsknecht war indessen davongelaufen.

So erzählte es der Alte von Henneberg, der dabei gewesen, dem Herrn von Rosenberg, und dieser im Jahre 1589 dem Reichard Strein, welcher es niedergeschrieben.

Graf Adolph in Cleve stiftete im J. 1381, in Verbindung mit dem Grafen von Meurs und mit 35 Herren aus der Clevischen Ritterschaft einen Orden, den man den Narrenorden nannte. Den Original-Stiftungsbrief mit 36 Siegeln verwahrt man noch in Kapseln im Clevischen Archive. Die Siegel sind sämmtlich in grünem Wachse ausgedruckt, ausgenommen das Siegel des Grafen von Cleve, welches mitten angeheftet, und in rothem Wachs ausgedruckt ist.

Das Ordenszeichen, welches die Mitglieder auf ihre Kleider gestickt trugen, stellte einen Narren vor, der eine hellrothe, und halb mit Silber gestickte Kappe mit gelben Schellen und schwarzen Schuhen hatte, und eine vergoldete Schüssel in der Hand hielt. Letzteres sollte hauptsächlich die vorzügliche Liebe der Ordensbrüder untereinander vorstellen. Ihr Versammlungsort war Cleve. Hier pflegten sie den ersten Sonntag nach Michaelis in einem dazu bestimmten Hause zusammen zu kommen. Erst den nächstfolgenden Sonntag gingen sie auseinander. Kein Mitglied durfte von dieser Versammlung wegbleiben, nur Krankheit oder sechstägige Reise entschuldigten. Jährlich wählten sie einen König und 6 Rathsherren, welche alle Angelegenheiten der Gesellschaft besorgten. Derjenige, welcher das Narrenzeichen nicht alle Tage auf dem Kleide trug, mußte den Ordensgesetzen gemäß jedesmal drei Groschen bezahlen, welche an die Armen vertheilt wurden. Eben so viel Strafgeld mußte Jeder entrichten, welcher von der jährlichen Versammlung weggeblieben.

Bei ihrer Zusammenkunft war es gewöhnlich, daß alle Mitglieder Dinstags Frühe in die Kathedral- oder Archidiconalkirche gingen, um für diejenigen zu opfern und zu beten, die von ihrer Gesellschaft gestorben waren. Diejenigen, welche mit Anderen in Feindschaft gerathen waren, mußten sich am Freytage vor Sonnenaufgang vor dem Könige und den 6 Rathsherren stellen, und sich noch vor Sonnenuntergang aussöhnen.

In eben diesem Jahrhunderte hatte man auch in Polen einen Narrenorden. Dieser hieß die babinensische Republik. Die Stifter davon waren einige polnische Magnaten, und besonders einer mit Namen Plonska, von dessen Rittergute unweit Lublin diese Gesellschaft auch den Namen bekam. Hier wählten sie nach Art der polnischen Republik einen König, Reichsrath, Kastellan, Kronjägermeister und andere Bediente mehr. Wer etwas Lächerliches an sich hatte, dem schickten sie eine Vocation zu. Zum Beispiel: wenn einer sich zu viel mit Hunden abgab, den machten sie zum Kronjägermeister; oder wenn einer von seiner Herzhaftigkeit zu viel sprach, so ernannten sie ihn zum Krongroßfeldherrn u. s. w.

Keiner durfte diese Bestallung ausschlagen, wenn er sich nicht noch unangenehmern Folgen aussetzen wollte. Es verging nicht lange Zeit, so war die Gesellschaft so angewachsen, daß fast Niemand am königlichen Hofe war, ohne hierbei ein Amt zu haben.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

12. Mittwoch, den 10. Februar 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Die zweite, glänzendere Periode in der Geschichte der Donau-Dampfschifffahrt beginnt mit dem Zeitpuncte, als die großartige Idee gefaßt und festgehalten wurde, auch die untere Donau bis zur Einmündung in das schwarze Meer mit österreichischen Dampfbooten zu befahren. Vergleicht man die Erlebnisse der Donau-Dampfschifffahrt mit dem Entwicklungsgange der Völkergeschichte, so erscheint ihre erste Periode als das mythische Zeitalter, als die Zeit des Entstehens und Keimens, die zweite Periode hingegen als die Heroenzeit, als die Zeit kolossaler Gestaltung und des Innewerdens der Kräfte, als die Aere der Begeisterung. Oeffentliche Behörden und Privatmänner wetteiferten in ihren Anstrengungen, um eine Idee zu verwirklichen, deren Schwierigkeit einzig und allein auf der Gegenwart lastet, deren Segnungen aber, wie bei jeder großen That, ein bleibendes Erbtheil für Generationen seyn werden.

Die erste Anregung, die Donau-Dampfschifffahrt bis in das schwarze Meer und sofort nach Konstantinopel auszudehnen, ging von dem k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürsten von Metternich, aus, welcher dem Freiherrn v. Ottenfels, damaligen k. k. Internuntius bei der ottomanischen Pforte dieserwegen die angemessenen Weisungen ertheilte. Dieser Impuls blieb aber kein frommer Wunsch; er wurde lebhaft und mit Begeisterung ergriffen und beherzigt. Die Actien-Gesellschaft erklärte sich bereit, die Erweiterung der Dampfschifffahrt in gedachtem Sinne auf eigene Gefahr zu unternehmen: zu diesem Zwecke sei aber vor Allem die Wegräumung der Hinderuisse unumgänglich nothwendig, welche die Stromstrecke von Moldawa bis Orsowa, und insbesondere die Felsen am eisernen Thore unterhalb Orsowa der Schifffahrt entgegenstellen. Dieser wichtige Gegenstand wurde seitdem von der Staatsverwaltung fortwährend im Auge behalten, und alle Behörden, die sich hier in ihren Bemühungen begegneten, machten es sich zur angelegensten Pflicht, auf die schleunige Erzielung eines günstigen Resultates hinzuwirken.

Der Hofkriegsrath ließ die Schifffahrthinderniße im wallachisch-illyrischen Gränzregiments-Bezirke untersuchen. Der wackere Tschaikisten-Oberst Jankovich wurde zu diesem Behufe mit der Ausarbeitung eines genauen, in das Detail eingehenden Elaborats beauftragt und angewiesen, eine Stromkarte und potamographische Beschreibung der Donaustrecke von Moldawa bis zu ihrem Austritte aus dem österreichischen Staatsgebiethe zu entwerfen. Da die Felsen am eisernen Thore unterhalb Orsowa und außer der österreichischen Gränze liegen, mußte zur Sprengung derselben vor Allem die Zustimmung der ottomanischen Pforte eingeholt werden. Die Gestaltung der dortigen Verhältnisse war um so schwieriger, da die Vornahme der gedachten Arbeit mit der Gränzberichtigung des Fürstenthums Serbien und den Collisionen in Conflict kam, welche die Besetzthaltung der Wallachei durch russische Truppen zur nothwendigen Folge hatte. Den Bemühungen der Diplomatie gelang es aber, die Klippen des Vorurtheils und der nachbarlichen Eifersucht glücklich zu umschiffen. Fürst Milosch, der seinen wachsamen Blick scharf und stetig auf die Fortschritte und Errungenschaften der mitteleuropäischen Civilisation richtet, unter dessen Aegide für Serbien die Morgenröthe der Cultur anbricht, erkannte bald die großen Vortheile, die bei einer schnellen und regelmäßigen Communication auf der Donau für das

Digitized by Google

Interesse des Fürstenthums erwachsen würden. Er erklärte sich daher zu allen Territorial-Gestattungen hinsichtlich der, zur Regulirung des Strombettes vorzunehmenden Arbeiten bereit. Eben so ward die interimistische Verwaltung der Wallachei durch die Bemühung des k. k. Agenten in Bukarest, v. Timoni, zur Erklärung vermocht, die Vornahme der gedachten Arbeiten durch keine Remonstrationen paralysiren zu wollen. Auch die ottomannische Pforte, welche schon im Mai 1830 bedingungsweise ihre Zustimmung zur Sprengung der Felsen unterhalb Orsowa gegeben hatte, wurde vermocht, da nun die früher Statt gefundenen Collisionen ausgeglichen waren, ihre Zusage zu halten. Die günstige Beendigung dieser Schwierigkeiten war um so erfreulicher, als schon seit dem Sistower Frieden von Seite der k. k. Staatskanzlei vielfache, wiewohl vergebliche Versuche gemacht wurden, dießfalls die eingewurzelten Vorurtheile des Diwans aus dem Felde zu schlagen und ihn zu den nöthigen Concessionen zu vermögen. Erst der neuesten Zeit, und namentlich der persönlichen Verwendung des k. k. Internuntius in Konstantinopel, Freiherrn v. Ottenfels, und seines Nachfolgers, Freiherrn v. Stürmer, blieb es vorbehalten, der türkischen Regierung in diesem Puncte eine richtige Ansicht ihrer eigenen, mit Oesterreich innig verwebten Interessen beizubringen.

Unter solchen Verhältnissen lag in der Gunst des Augenblickes die dringende Aufforderung, ungesäumt und rüstig ans Werk zu schreiten. Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Palatin von Ungarn, der sich persönlich auf das Wärmste für die Sache interessirt, fand mit gewohntem Scharfblicke zur Leitung der Unternehmung den rechten Mann heraus, bei dem man nicht nur die nöthigen technischen Kenntnisse und die erforderliche Umsicht und Festigkeit voraussetzen konnte, sondern der noch überdieß mit den Wurfgeschossen der unwiderstehlichen Begeisterung und mit den Mauerbrechern der moralischen Kraft gegen die Felsen und das ungestüme Element in den Kampf zog.

Graf Stephan Széchény ward als königlicher Commissär mit der Leitung dieses wichtigen Unternehmens beauftragt. Dieser Mann, der die Kräfte und Gebrechen seines Vaterlandes genau kennt, der Alles, was zur Beförderung der materiellen und intellectuellen Interessen seiner Nation beiträgt, mit Liebe und Hingebung ergreift, und der insbesondere bemüht ist, die Industrie- und Handelsverhältnisse Ungarns lichtvoller und regsamer zu gestalten, mußte dem an ihn ergangenen Aufrufe um so bereitwilliger folgen, als dieser seiner lang genährten Lieblingsidee, den Verkehr auf der ungarischen Donau durch Einführung der Dampfschifffahrt zu beleben, entschieden entgegen kam. Der Graf hatte früher eigens eine Reise nach England gemacht, um über das Wesen der Dampfschifffahrt Erfahrungen zu sammeln und sich mit deren Detail genau bekannt zu machen. Mit der lebhaftesten Theilnahme folgte er allen Schritten der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, und trug durch seinen Einfluß in Ungarn nicht wenig zum Gelingen ihrer Unternehmungen bei [1].

Das erste wesentlichste Bedürfniß zu den beabsichtigten Stromarbeiten war die Beischaffung der nöthigen Geldsummen, so wie der Hände und Materialien. In Erwägung, daß die längste Strecke der mittleren Donau das Königreich Ungarn durchzieht, wo sich auch die größten schiffbaren Nebenflüsse in den Hauptstrom münden; in Erwägung, daß die zu bewältigenden Schifffahrthindernisse sich theils auf ungarischem Gebiethe, theils in einem ungarischen Gränzlande befinden, daß durch die Eröffnung der Donaustraße dem Lande Ungarn die bedeutendsten Vortheile sowohl durch Erleichterung des eigenen Verkehrs, als durch die Belebung des Transitohandels, der Schifffahrt und der damit verbundenen Erwerbszweige zugehen, daß nach Belebung des Verkehrs und der commerziellen Thätigkeit am Donauufer und den Ufern der einmündenden Nebenflüsse für Ungarns Nationalwohlstand ein unberechenbarer reeller Gewinn erwachsen müsse, — in Erwägung dieser schlagenden Gründe war es nicht mehr als gerecht und billig, wenn zur Herstellung der gedachten Stromarbeiten κατ' ἐξοχήν die Kräfte und Ressourcen Ungarns in Anspruch genommen wurden. Es wurden demnach zur Deckung der Kosten die nöthigen Geldraten aus dem ungarischen Landesfonde des erhöhten Salzpreises angewiesen, zumal da zu den Bestimmungen dieses Fondes die Beförderung des commerziellen Gedeihens Ungarns wesentlich gehört.

Eine, von einem Kunstverständigen neuerlich veröffentlichte Uebersicht der vorzunehmenden Arbeiten liefert nachstehende Daten:

[1] Nähere Nachrichten über Széchény's Verdienste um Einführung der Dampfschifffahrt in Ungarn finden sich in nachstehendem Reisewerke: A Steam-Voyage down the Danube; with Sketches of Hungery, Wallachia, Servia and Turkey; by Michael J. Quin, Author of a Visit to Spain. 2 Vols. 8. London 1835.

Digitized by Google

Die für die Schifffahrt nachtheiligsten Hindernisse an der bezeichneten Strecke sind:

a) die Stromenge zwischen Babagay und Wacht-Altbeg;
b) die Stromenge zwischen Kazan und Ogradina;
c) die muthmaßlichen Steingerölbänke bei Stenka;
d) ähnliche Gerölle bei Incé;
e) die Steinfelsenzüge durch den Strom bei Gezla, Szizinga, Izlás, Tachtalia und Greben.

Es wäre für die Schifffahrt vollkommen genügend, wenn an den genannten gefährlichen Stellen eine Fahrbahn von 20 Klastern Breite hergestellt würde. Wollte man das Flußbett an jenen Puncten, welche zu dieser Fahrbahn als die geeignetsten bezeichnet sind, durch Sprengen und Klüften der Felsenlager in der ganzen Länge um 2 Fuß tiefer legen, so müßte eine Steinmasse von 288.000 Kubikfuß hinweggeschafft werden, welche Arbeit (den Kubikfuß zu 1 fl. 13 kr. Conv. Münze gerechnet) einen Kostenaufwand von . . . . . 350.400 fl.
erheischte; wollte man die Bahn auf 4 Fuß Fahrwasser vertiefen (den tiefer liegenden Kubikfuß zu 2 fl. gerechnet), so würde dieß die Kosten um . . . . . 576.000 »
erhöhen; wozu bei 6 Fuß Tiefe (den Kubikfuß des dritten Grades zu 3 fl.) neue . . 864.000 »
verwendet werden müßten; im letztern Falle würde demnach die ganze Herstellung eine Summe von . . . . . 1.790.000 fl. C. M. erfordern.

Es ist einleuchtend, daß diese gefahrvollen Arbeiten nebst den bedeutenden Kosten auch eine intensive Anstrengung der Menschenkräfte und einen großen Zeitaufwand nöthig machen, indem das beschränkte Terrain die Anwendung vieler Kräfte auf einem und demselben Puncte nicht zuläßt. Vor der Hand dürfte es schon genügen, wenn die hervorragendsten Felsenriffe abgesprengt und durch Auskläftung der Felsenmassen ordentliche Treppelwege hergestellt werden. Und wirklich ist hierin bereits Erstaunliches geleistet worden, und der Schifffahrt schon eine große wesentliche Erleichterung zugekommen. Wir werden in der Folge nochmals auf diesen Punct zurückkommen.

Während sich so die äußeren Verhältnisse für die Donau-Dampfschifffahrt immer günstiger gestalteten, fuhr die Gesellschaft selbst unermüdet fort, ihre Wirksamkeit durch Consolidirung der inneren Kräfte zu steigern. Eine strenge Rechtlichkeit, eine wohlberechnete Oekonomie und ein energisches Hinstreben nach dem Hauptzwecke erwarben bald diesem schönen Institute einen unerschütterten Credit und das unbegränzte Vertrauen des Publicums. Die angenehmen Folgen konnten nicht ausbleiben. Die öffentliche Meinung sprach sich immer günstiger für den Gebrauch der Dampfboote aus, der Zudrang von Reisenden und Waaren-Transporten wurde immer lebhafter; Alles beeilte sich an einer Verkehrsgelegenheit Theil zu nehmen, die billig in ihren Forderungen, schnell, pünctlich und sicher in ihren Leistungen ist. Die Actien — diese Lebensadern, an deren Pulsschlägen man den Grad der inneren Gesundheit und Solidität einer Handelsgesellschaft am Sichersten erkennt, — erfreuten sich der lebhaftesten Nachfrage, und erhielten ohne den künstlichen Einfluß der Stockjobberei einen beneidenswerthen Cours; selbst auswärtige Souveraine traten in die Reihe der Actionäre ein. Das ganze Geschäft nahm eine heitere, lebensfrische Physiognomie an, aus welcher selbst die schwierigsten Prognosten im Creditswesen die Garantien einer langen, kraftvollen Dauer mit Beruhigung entnehmen konnten. Eine allgemeine Anerkennung gebührt in dieser Beziehung den ausgezeichneten Bemühungen der beiden Gesellschafts-Directoren, Freiherrn v. Puthon und J. B. Benvenuti, die mit rastloser Thätigkeit und wachsamen Blicken vom ersten Anbeginne der Unternehmung die Triebräder in inneren Organismus leiteten, und mit ehrenvoller Aufopferung der für ihre eigenen Geschäfte kostbaren Zeit, in den ersten Jahren der Gesellschaft zur Ersparung der Regiekosten, alle vorkommenden Geschäftsverhandlungen und Büreau-Arbeiten unentgeltlich theils selbst besorgten, theils durch Individuen ihres eigenen Hauses besorgen ließen.

Auch der Bau neuer Dampfboote schritt unter der Leitung des sachverständigen und wohlerfahrenen Gesellschaftsmitgliedes J. Andrews rüstig vorwärts. Am Schlusse des Jahres 1833 waren, außer dem bereits erwähnten Franz I., der seine Fahrt selbst unter den heftigsten Stürmen auf dem ungestümen Elemente ununterbrochen und stets sicher und pünctlich fortgesetzt hatte, noch die beiden schönen Dampfschiffe Pannonia von 36 Pferde Kraft und Argo (früher Duna genannt) von 50 Pferde Kraft im Gange. Der Franz I. erhielt zu seiner künftigen Bestimmung die Fahrt zwischen Pest und Moldawa, die Pannonia wurde für die Station zwischen Preßburg und Pest bestimmt. Dem Argo hingegen sollte bald ein neuer Schauplatz seiner Thätigkeit angewiesen werden.

Digitized by Google

Es ist hier aus der Handelsgeschichte des Jahres 1833 noch einer Thatsache zu erwähnen, welche klar und schlagend beweist, daß die österreichische Staatsverwaltung und namentlich die k. k. allgemeine Hofkammer, als oberste Centralbehörde in Handelsangelegenheiten, alle in ihrem Wirkungskreise gelegenen Mittel aufboth, um das Gedeihen des jungen Unternehmens zu befördern und ihm das Ausgreifen in die freien Regionen einer sonnerhellten Zukunft zu bahnen und zu erleichtern. Die Ereirung des österreichischen Vice-Consulats zu Galacz war für die Donau-Dampfschifffahrt gewiß ein Ereigniß von höchstem Interesse. Man konnte auch für die Wichtigkeit dieses Postens keine besseren Garantien finden, als in der Person des thätigen, erfahrenen, mit den Chancen des östlichen Handels innig vertrauten Dem. Atanaskovics. Der neu ernannte Vice-Consul erhielt zu diesem Behufe den Auftrag, sowohl durch eigene Beobachtung als durch Benützung verläßlicher Quellen, genaue Daten über den gegenwärtigen Zustand der Schifffahrt auf der untern Donau, so wie über die theils in natürlichen, theils in andern Ursachen liegenden Schifffahrtshindernisse mit Rücksicht auf die gewöhnliche und auf die Dampfschifffahrt zu sammeln, und die Resultate seiner Wahrnehmungen der obersten Commerzbehörde zur weiteren Benützung einzusenden.

Somit schloß das Jahr 1833 für die Donau-Dampfschifffahrt unter ausnehmend günstigen Verhältnissen und die solide, bereits festgegründete Unternehmung konnte mit den besten Auspicien den kommenden Geschicken ruhig die Stirne biethen. (Fortsetzung folgt.)

Parenzo.

Ein schreckliches Bild der Pest und ihrer Folgen liefert uns die Stadt Parenzo in Istrien. Bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, blühend durch Handel und Seefahrt, schlug sie selbst zweimal die Angriffe mächtiger Feinde, der Genuesen (um 1354) und des Kaisers Sigismund (1412), mit Erfolg zurück. Doch schon um 1456 schlich sich das Uebel in der Umgebung ein, und erreichte die Stadt im Jahre 1467, wo das allgemeine Elend so stark war, daß die Notare die Testamente nicht anders als auf der Straße sitzend, und mit den Parteien durch die Fenster der obern Stockwerke verkehrend, schreiben wollten, und daß (1483) die Priester durch einen eigenen strengen Befehl des Generalvikars Giovanni de Martinis zur Ausübung des Seelsorgeramtes angehalten werden mußten. Durch solches Unglück, so wie durch die beständigen Piraterien der Uskoken in XVI. Jahrhunderte sank die Wohlhabenheit und Volkszahl dergestalt, daß letztere von 4000 Seelen im Jahre 1646 auf 100 reducirt war. Gasparo Negri, ein Zeitgenosse, erzählt uns in seinem Tagebuche, wie sehr ihn der Anblick der prachtvollen, aber leeren, ausgestorbenen Gebäude und Pallästе, die Schüchternheit und Schweigsamkeit der wenigen Einwohner, das Darniederliegen alles Handels und die große Anzahl der Grabhügel erschüttert habe. Ja, die Armuth war so groß, daß, als im J. 1665 das Gouvernement von Capo d'Istria nach langer Zeit wieder einmal nach Parenzo versetzt wurde, der aus bloß eilf Gliedern bestehende Senat der Stadt folgendes, in seiner Art einziges Edict ergehen lassen mußte: »In tempo che capita in visita Sua Eccellenza di Capo d'Istria in questa città, si stenta a provederla con la sua corte di *letti* per la scarsezza di essi, che ciò riesce di grandissimo incomodo dei Giudici, che allora s'altrovano nella carica, ne l'Eccellenza sua resta servita come si deve. Però l'anderà parte posta dalli Signori Domenico Manziol, e Zorzi (Giorgio) Chiurco, giudici, che in tempo che capitera detta Eccellenza in questa città, sia obligato ogni cittadino capo di casa di dare un *letto fornito* in casa propria, o portalo nel luogo, ove sarà l'alloggio di Sua Eccellenza, mentre saranno avvisati da uno de'giudici, che a quel tempo saranno; ed essendovi alcuno, che mancasse del suo obbligo, incorra nella pena di lire 25 applicate la metà alla communità, e l'altra ad arbitrio dell' illustriss. Rettore, che pro tempore sarà.« — Früher als die Stadt erholte sich der ländliche Bezirk von Parenzo; denn schon 1541 (durch Alvise Badoer) und 1592, durch kräftige Maßregeln der Proveditoren betrieben, kehrten viele ausgewanderte Morlachische und Albanesische Familien zurück, und begannen nach und nach, von der Behörde begünstigt, das Land wieder zu bebauen. Als jedoch nach Eroberung Candia's durch die Türken die vielen venetianischen Familien daselbst ihr Dasein gefährdet sahen, und die Republik um Veränderung ihres Aufenthaltes bathen, wies ihnen Venedigs Senat Parenzo und den ganzen Küstenstrich an, wodurch (1669) Parenzo sich so erhob, daß endlich auch die Umarbeitung der Statuten von 1363 nöthig wurde. Obgleich nun viele jener Familien nicht mehr in Parenzo existiren, war dieß doch die erste Anregung zur Wiederherstellung von Parenzo's altem Wohlstande.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

13. Sonnabend, den 15. Februar 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Obgleich die Arbeiten zur Regulirung des Strombettes bei Orsowa schon im J. 1833 bedeutende Fortschritte gemacht hatten, so konnte man doch bei der Größe des zu besiegenden Widerstandes die Hinwegräumung sämmtlicher Localhindernisse der Donauschifffahrt erst nach mehreren Jahren anhoffen. Andererseits lag aber Alles daran, den einladenden Moment der Gegenwart nicht zu versäumen, einen Moment, in welchem die politischen Conjuncturen zur Einführung der Dampfschifffahrt auf der untern Donau und zur Eröffnung einer dauerhaften Verbindungsstraße zwischen Oesterreich und dem schwarzen Meere ungewöhnlich günstig gestaltet waren. In Erwägung dieser Verhältnisse faßte Graf Széchényy den glücklichen Gedanken, daß auch bei dem noch ungeregelten Zustande des Donaustromes die Schifffahrt mittelst Dampfboote bis in den Bosphorus einzurichten, und zu diesem Zwecke gleich mit anbrechendem Frühjahre 1834, nachdem der Strom vom Eise befreit seyn werde, ein Dampfboot über das eiserne Thor zu lassen, und zwischen Esernecz und dem schwarzen Meere aufzustellen wäre. Dieser Gedanke wurde lebhaft ergriffen, und Alles aufgebothen, um ihn zu verwirklichen. Als Gewährleistung für die Gefahr, welche das Dampfboot bei dem Durchgange durch das eiserne Thor zu bestehen haben würde, und als Ersatz für den muthmaßlichen Schaden, der in der ersten Zeit der Fahrt auf der untern Donau sich ergeben dürfte, wurden der Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit unverkennbarer Liberalität neue wichtige Begünstigungen eingeräumt.

a) Wurde ihr durch Einwirkung der Staats-Autorität der fortwährende Schutz auf der, das Ausland durchströmenden Donaustrecke zugesichert und die Beseitigung der politischen Schifffahrtshindernisse, in so weit dieß mit höheren Staatsinteressen vereinbarlich ist, garantirt. In diesem Sinne wurden an die k. k. Agentien in der Moldau und Wallachei und an den k. k. Starosten in Galacz, Demeter Atanaskovics, die geeigneten Verhaltungsbefehle erlassen. Als Basis aller dießfälligen Anstrebungen wurde der Grundsatz aufgestellt, daß nach den Tractaten mit der ottomanischen Pforte, welche auch auf die Fürstenthümer Moldau und Wallachei Anwendung finden, den österreichischen Handelsleuten sowohl der Ein- als der Ausfuhrhandel völlig freigegeben sey, und daß ferner den österreichischen Unterthanen die gänzliche Schifffahrtfreiheit auf den türkischen Flüssen zustehe, für welchen Verkehr durchaus keine Gebühren zu entrichten kommen.

b) Wurden ihr zur Gewinnung der nöthigen Steinkohlen die Steinkohlengruben im Bezirke des wallachisch-illyrischen Gränzregiments (in der böhmischen Colonie Eibenthal) für eigene Rechnung überlassen.

c) Erhielt sie die Zusicherung, daß bei Transportirung von Gegenständen für Aerarial-Rechnung auf der, von ihr befahrenen Donaustrecke den Dampfschiffen bei gleichen Anbothen der Vorzug werde eingeräumt werden.

d) Wurde das fünfzehnjährige ausschließende Privilegium der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft auf dem Ungarn durchströmenden Theile der Donau, in Beziehung auf die stromabwärts nach dem Auslande gerichtete inländische Dampfschifffahrt, um weitere zehn Jahre, d. i. vom 17. September 1845 bis zum 17. September 1855 unter der Voraussetzung verlängert, daß die Gesellschaft die Verbindlichkeit eingehe und zuhalte, vom Frühjahre 1834 angefangen einen geregelten Curs von Dampfbooten in der angedeuteten Richtung einzuführen, zu diesem Ende

Digitized by Google

bis zur Behebung der Schifffahrthinderniſſe bei dem eiſernen Thore ein Dampfboot unterhalb dieſem Puncte an einem geeigneten Orte aufzuſtellen, und auf ſolche Art eine Dampfſchifffahrtsverbindung mit dem Auslande auf der unteren Donauſtraße zur Beförderung von Perſonen und Waaren herzuſtellen.

e) Endlich wurde der Geſellſchaft noch die allmählige Behebung aller in Ungarn beſtehenden örtlichen Schifffahrthinderniſſe zugeſichert.

Dieſen wichtigen Conceſſionen gegenüber erklärte die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft, daß ſie noch im Laufe des Jahres 1834 alle Voranſtalten treffen werde, um eine fortwährende Schifffahrtverbindung auf der untern Donau mit dem Auslande in Ausführung zu bringen, daß bereits ein zu dieſem Zwecke vollkommen ausgerüſtetes Boot, Argo genannt, bereit liege, um, ſobald der Stand des Waſſers es geſtatten werde, die Felſenriffe und Engen bis jenſeits Orſowa zu paſſiren, daß dieſes Boot, unterhalb Orſowa, vermuthlich bei Skella Gladowa ſtationirt, verſuchen werde, fortwährend Reiſende und Waaren bis Galacz und zurück zu befördern, daß ferner die thätigſten Anſtalten zum Baue eines neuen, zur Seefahrt eingerichteten Dampfbootes in Trieſt getroffen werden, um die weitern Fahrten von Galacz bis in das Meer und zurück zu bewerkſtelligen.

Mit Anfang des Frühjahres 1834, als der hohe Waſſerſtand das Gelingen der Fahrt über die gefährlichen Stromſtellen wahrſcheinlich machte, wurde das herrliche Dampfboot Argo von Semlin entſendet, um unter jeder Bedingung bis über die Kataraкte am eiſernen Thore vorzudringen. Hauptmann Philippovich vom k. k. Generalſtabe begleitete die Fahrt als Commiſſär. Am 6. April um 11 Uhr Vormittags erreichte das Dampfſchiff bereits glücklich Sviniczа, den erſten Ort unter den gefährlichen Stromſtellen bei Islaz und Tachtalia. Auch die Fahrt über den Paß am eiſernen Thor beſtand die Argo glücklich, und am 19. April Nachmittags langte ſie bereits in Giurgiewo in der Wallachei an; am nächſtfolgenden Tage ſetzte ſie ihre Fahrt nach Galacz fort, Johann Lehmann, der zweite Capitän der Argo, der dieſe in Kalafat verlaſſen hatte, brachte die erfreuliche Nachricht von dem Eintreffen des Dampfſchiffes nach Bukareſt. Dieſe Nachricht erregte bei dem dortigen Handelsſtande die lebhafteſte Senſation und man verſprach ſich die günſtigſten Reſultate für den wechſelſeitigen Verkehr.

Die Argo hatte im erſten Jahre ihrer Fahrt auf der unteren Donau mit ungewöhnlich widrigen Geſchicken zu kämpfen. Abgeſehen davon, daß ſie ſich auf den perfiden Gewäſſern einer wenig bekannten Stromſtrecke eine ganz neue Bahn brechen mußte, begann ſie ihre Operationen gerade in dem Jahre, wo die Donau während der anhaltenden Dürre des Sommers von einem großen Strome zu einem, kaum ein Paar Schuh tiefen Flüßchen zuſammenſinkerte und die Früchte aller Anſtrengungen vereitelte, die der wackere Capitän der Argo, Lehmann, mit ſeltener Hingebung und Unverdroſſenheit bei einer ſo entmuthigenden Lage an den Tag legte. Deßungeachtet vollendete das Dampfboot ſchon in dieſem Jahre fünfmal die Reiſe zwiſchen Skella Gladowa und Galacz; und wenn auch die Erträgniſſe in dieſem Jahre nicht befriedigend ausfallen konnten, ſo war doch eine köſtliche Frucht, die feſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Argo den Weg in das fabelhafte, nebelumgürtete Kolchis gefunden habe, und daß ſie unter günſtigeren Conſtellationen kommender Jahre gewiß nicht ermangeln werde, der Geſellſchaft das wahre goldene Vließ, die Segnungen der Verkehrsfreiheit, heimzubringen.

Die Unternehmungen der Donau-Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft begannen nun allgemeines Aufſehen zu erregen; die öffentliche Meinung ſprach ſich anerkennend darüber aus; von allen Seiten ließen ſich glückwünſchende und aufmunternde Stimmen vernehmen, und ſelbſt von England, dem ſtrengen Beurtheiler der Continental-Induſtrie, wurde der Geſellſchaft unverholnes Lob geſpendet. Aus dem Bewußtſeyn der vorhandenen Kräfte und aus den Beweiſen der zugewendeten Theilnahme rang ſich die Ueberzeugung los, daß die Unternehmung deſto einträglicher ſeyn werde, je mehr man ſie ins Große treiben würde, indem die Nebenkoſten, Speſen, Adminiſtrationsauslagen u. ſ. w. dieſelben bleiben und ſich auf eine größere Maſſe vertheilen. Die Koſten, welche von drei Schiffen getragen werden, würden, wenn ihre Zahl ſich verdoppelte, auf jedes Schiff nur zur Hälfte fallen. Als ſchlagendes Beiſpiel könnte die Dampfſchifffahrt in Neapel angeführt werden. Als in Neapel nur ein Dampfſchiff war, erlitt es Verluſte und die Unternehmung mußte ſich auflöſen. Man ſtellte dann zwei auf, welche nur die Unkoſten deckten; als vier bis fünf im Gange waren, fingen ſie an Nutzen zu tragen, und jetzt, wo zwölf beſtehen, geben ſie eine reichliche Dividende. Es iſt für die Dampfſchifffahrt, ſo

Digitized by Google

wie für die Eisenbahnen, eine aus der Erfahrung geschöpfte, unerschütterliche Wahrheit, daß die Häufigkeit der Gelegenheiten es ist, welche Reisende herbeischafft, die für beide Unternehmungen die beste Einnahme geben.

Die Resultate des Jahres 1834 lieferten den Beweis, welcher Ausdehnung die Donau-Dampfschifffahrt fähig sey. Was sich in den früheren Jahren allmälig vorbereitete, gelangte in diesem Jahre zu einer schnell reisenden Entwicklung. Wenn die Erweiterung der Dampfschifffahrt über die Linie, welche ihr die Natur vorgezeichnet zu haben schien, vorher nur als schöne Hoffnung gelten konnte, so war diese Hoffnung nunmehr ganz nahe an die Gränze der Wirklichkeit gerückt. Die einmal angeregte Energie, welche die Gesellschaft zur Entsendung der Argo vermochte, kehrte nicht mehr in den Zustand der Ruhe zurück, sie blieb vielmehr in fortwährend gleicher Spannung, und führte das zweite großartige Ergebniß des Jahres 1834 herbei, — die Ausdehnung der Donau-Dampfschifffahrt auf die offene See.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographische Mittheilungen.

VII.

Sendschreiben Adalarici Bannmann Wonhafft zu Linz, an Hanß Paulln Burger und Handelsmann zu Horn, wegen Ankunfft Fürstl: Durchl: *Maximiliani* Hertzog in Bayren in das Land ob der Ennß, und Hauptstadt Linz den 4. *Augustii*. Gedruckt im Jahr 1620. 1 Bogen in 4.

»Edler, Vester, Jnsonders viel geliebter Herr Bruder ꝛc. Dein an mich den 20. Julii datirte Schreiben hab ich empfangen, vnd die Beschaffenheit vmb Horn klärlich, vnd mehr, als ich mir eingebildet, verstanden. Thue dir mit dieser Gelegenheit wiederumb, wie es alhier zu Linz gehet, zu wissen. Den 4. Augusti ist Jhr Durchleucht Hertzog auß Bayern vmb fünff Uhr ohngefehr nach Mittag alhie zu Linz mit schönen manhafften vnd wol außgebutzten Soldaten eingezogen, vnd auß der Stadt in daß Khayserliche Schloß, als in sein Quartier sich begeben, allda er noch biß Dato verharret. Du kanust nicht glauben, was für ein Weinen vnd Heulen in der Stadt hin vnd her ist gehört worden. Dann etliche beklagten ihr Weib vnd Kind, etliche der Vnbeschaidenheit, daß die Provintz sich der Behmischen Schwirigkeit vnd Rebellerey zu beschützen angenommen, vnd vnder deß das gantze Landt ob der Ennß in einen solchen Labyrint gesteckt, das allein ihre Haab vnd Güter nicht sicher seyn, sondern auch in Gefahr stehn die Evangelische Religion, wie auch vnsere Seelsorger vnd Herrn Prädicanten, da doch solches Unheil zu verhüten, Mittel an der Hand weren gewesen; auß welchen diß nicht das geringste: Man hat sich Jhr Mayestett ein wenig sollen accomodiren, Vnnd durch contumaciam nicht zu dem Schwert deß compelle zu greiffen, bey Vrsach geben. Aber es geschicht Vnß, wie den Rathsherrn, welche witzig seyn, indem sie vom Rathhaus gehen: Vnd wie jehnem, welcher den Stall sperrt, indem die Kuh verlohren. Die Landständt (weil es sonnenklar gewesen) haben diß Unheil zu verhüten auff Mittel vnd Weg gedacht, vnd letzlich einhellig entschlossen, es sey rathsamb, das man den progressum dieser Bayrischen Armadae mit Legationibus et Tractationibus (diß man ihr Widerstandt zu thuen mächtig sey) aufshalte. Aber weil dem Hertzog auß Bayren der Commissionen vnd Tractationen Natur vnd Aigenschafft, vnd wie sie offt mehr verhindern als die Sach promoviren, wol bekant, hat er sie für seinen Krahm auff dißmal vntauglich vermeint, vnd abgeschlagen. Der erst, mit Namen Hauptmann Sigmar so ein Abgesandter von den Ständen zu Jhr Durchleucht zu Schärding ist ankommen, vnnd mit mehreren hat tractiren wollen, was Jhr Durchleuchtigkeit Ankunfft bedeutte; warumb sie mit einer solchen Khriegsmacht dem Landt zuruckе, da man doch die alte Vertreglichkeit vnd Nachbarschafft, zwischen dem Hauß Bayren vnd Läudel ob der Ennß in flore zu seyn vermeine, vnd versehe sich derhalben keiner Vngelegenheit vnnd Vnnachbarschafft. Wo ja etwas auff der Ständ seitten peccirt sey, begerten sie es gehorsamlich zu wissen, wolten sich verhalten, daß Jr Fürstl: Durchl: in gnaden mit jhnen zufrieden solt seyn: Hat ein Antwort auß Bevelch Jr Durleucht bekommen durch den Cantzler, Jhr Durchl: laß jhm gefallen der Ständ Bekummernüß vnd Sorg wegen der Provintz, achte aber für vnnötig, seiner Ankunfft vnnd Fürhabens durch Jhn den Ständen Rechenschafft zu geben, weil er sein Intention anzudeutten entschlossen sey, durch Commissarios. Könne derhalben seinen Weg widerumb auff Linz nemen, die Commissarii sollen auff dem Fuß nachfolgen, wie geschwind den anderen Tag hernach beschehen, vnd die Commissarii, was der Hertzog für ein Commission in Namen Jhrer Mayestett mit jnn zu verrichten, in Originali auffgewiesen. Deßgleichen auch Brieff Jr Durchl: an die Ständ deß Jnhalts angedeutet, Jr Durchl: rathe trewlich, damit sie sich Jrer Mayestett accomodiren, vnd vnselbige jnner fünff Tage Jres Willens vnd Mainung, durch gewisse, vnd darzu deputirte Personen antwort geben. Weil die Ständ diese zeit zu kurtz vermeint, vnd vmb mehren Termin Jr Durchl: Begehren zu considerіren, bey den Commissarios angehalten, haben die Commissarii vermeldet, solches zu prorogiren vermög nicht ihre Commission. Auff diß gleich wie sie den vorigen Tag zu Abent ankommen vnd den andern Tag hernach frühe Jhre Commission anbracht, seynd sie denselbigen Tag widerumb zu Mit-

Digitized by Google

tagszeit vereist. Dieses der Commissarien eylen ist vielen verdechtig worden, vnd nicht vnbillich, weil hat angefangen kundbar zu werden, das Bayrische Volk sey im Land, vnd rucke täglich näher auff Linz, habe den Marck Hag, Peurbach wie auch das Schloß Starnberg ꝛc. eingenommen, zehen Tausend versamblete Bawern zum theil zerstrait, zum thail gehenckt vnd erschlagen. Welches verursacht daß die Ständt widerumb durch einen Abgesanden drey Tag Stillstand begehrt, aber nur zwen erhalten. Da ist Ihn das Herz entfallen, derhalben geschwind zween auß einen jeglichen Stand deputirt worden, cum plena potestate der Provinz negotia auff das beste wie sie kunten mit Ihr Durchleucht abzuhandlen. Deren Er auch ein Beschaid erthailen lassen, Ihr Geschefft weren viel vnd vnderschidlich, bedürffen Zeit, der Er kein vberfluß alhier zu Griesskirchen (alda ist Er gelegen) habe, wolle dieselbigen mit mehrern zu Linz anhören, vnd zu jrem contento antwort geben. Sollen sich widerumb zu Hauß begeben, vnd für Ihn vnd die seinigen ohn allen auffzug Quartier suchen vnd disponiren. Seynd derhalben die Abgesande widerumb auff Linz zu, vnd gehandelt, daß man erstlich die Soldaten, so auff Linz von vnderschiedlichen Orthen beruffen, auff jenseit der Donaw schaffe, vnd wie befohlen, Quartier anordnete; Herr Thili Herzog auß Bayren Obrister General ist ohn verzug mit zwölff tausent zu Fueß vnd Tausent zu Roß nachgerucket, vnd alle vmbliegende Oerther der Stadt besetzt. Auff dieß ist Ir Durchleucht gleich denselbigen Tag (wie oben gesagt) ankommen. Dieses hat sich alhier verloffen, was künfftig wird geschehen, gibt die zeit.

Zum Endte deiner Brieff schreibst du, es seyn ein groß rauben vnd stehlen bey euch herumb, vnd die reichsten Leuth also vmb alles komben, daß sie kaum ihr Haut bedecken, vnd mit grosser mühe sich erhalten können, welches mir gantz vnd gar nicht frembt fürkombt, in bedenken bey euch schlechte Disciplin (wie ich verstehe) gehalten wird, alhie helt man starck vnd scharff Regiment, vnd schnirt einen balt am Galgen, nichts destoweniger kan man der Soldaten angebornes Plündern nit erwehren, sie haben eine solche anzahl Roß, Ochsen, Khüe ꝛc. mit sich hergebracht, daß es bald vnmüglich zusagen ist, werden derhalben vmb ein leichten Pfennig also daß ain Roß so sonsten zu 30 oder 40 fl. vmb 2. 3. oder auffs höchste vmb 4 fl. verkaufft wird, auß diesem kanstu schliessen, was für ein Tantlmarckt sey, von Klaydern vnd andern Haußrath, man sieht seine wunder, es kommt mir nit anderst für als wann es rechter Jarmarckt were, dann man in allen Winckeln kaufft vnd verkaufft. Derhalben thue dich vber das plündern bey euch nit verwundern, vrsach hast, weil man es nit straffe, verwunder dich vber vnsere Soldaten, die mit Gefahr Leibs vnd Lebens jren alten Brauch halten, vnd da man einen henckt wegen deß verbottenen Plünderns, vnderdeß rist sich der ander auff die Peut. Es ist den vnsern ein gewaltiger guter Bissen auß denen Zänen gerissen worden, in dem sich das Land Jr Fürstl: Durchl: nit widersetzt vnd die Stadt Linz ruhig vnd friedlich angenommen, dann alhie ein jeglicher ein gute Peut verhofft, weils jnen aber fäl geschlagen, sehen sie saur auß, schnarchen und pochen, welches wir vns wenig lassen ansechten, weil sie ein guten Präceptorem haben, der die vbermüthigen Discipl weiß zum Chor zutreiben. Hiemit Gott befohlen, den 7. Augnst Anno 1620.«

Miscelle.

Im Journal de Paris vom J. 1786 steht folgendes Schreiben:

»Meine Herren! Ich habe in Ihrem Blatte vom 10. März ein kleines, dem höchstseligen Herzog Leopold gewidmetes Gedicht gelesen. Ich finde das Lob, welches man diesem Prinzen von Braunschweig beilegt, sehr gegründet; es hat mich aber immer gewundert, daß kein Journal, noch andere periodische Blätter damaliger Zeit einer eben so herzhaften und nicht weniger menschenfreundlichen Handlung eines der ersten Souverains in Europa erwähnt haben. Die Sache ist diese:

Bei einem Austritte der Donau befand sich eine der Vorstädte Wiens in der augenscheinlichsten Gefahr; die Häuser, die bis auf die Hälfte im Wasser standen, liefen Gefahr, von dem Stoße der Eisschollen und den Trümmern, welche gegen dieselben andrangen, fortgerissen zu werden. Die Einwohner, auf den Dächern, erhoben ihre Hände gegen Himmel, baten um Schutz, und verlangten mit großem Klaggeschrei Lebensmittel, deren sie in diesen gefährlichen Umständen benöthiget waren. Kaiser Franz, der Vater des großen Joseph, begab sich an das Ufer des Flusses, um die Schiffer durch den Reiz großer Belohnungen zu bewegen, seinen unglücklichen Unterthanen Lebensmittel zu bringen, und ihnen zu helfen. Die Besorgniß durch die Eisschollen und das Holz, welches der Fluß in großer Schnelligkeit mit sich forttrieb, erfüllte sie mit solchem Schrecken, daß sie nichts dazu bewegen konnte; allein die Hindernisse, welche die Schiffer, die doch gewohnt waren, den Wellen zu trotzen, furchtsam machten, konnten den Monarchen nicht aufhalten. Er sprang in ein Fahrzeug, mit den Worten: »Ich schmeichle mir, man werde mir folgen, wenn ich voran gehe.« Das Beispiel, welches dieser großmüthige Fürst gab, fand — Nachfolger, und die Unglücklichen wurden gerettet.

Die Gnade, womit der erhabene Fürst mich beehrte, und die ehrfurchtsvolle Ergebenheit gegen ihn, die mich bis an's Ende meiner Tage begleiten wird, haben mich bewogen, diese Anecdote mitzutheilen. Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

14. Mittwoch, den 17. Februar **1836.**

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Das vierte Dampfboot, das die Gesellschaft zur Erweiterung ihrer Unternehmungen verwendete, und das schon im October 1834 die, seinem Wirkungskreise zugedachten regelmäßigen Fahrten unternahm, war: die Erzherzogin Maria Dorothea. Dieses schöne Dampfboot wurde in Triest aus einheimischem, seiner Leichtigkeit wegen so vorzüglichem Lerchbaumholze, dessen Gleichen England nicht aufzuweisen hat, unter den günstigsten ökonomischen Verhältnissen erbaut. Die Gesellschaft wollte den Bau näher unter den Augen haben, und zugleich das nautotechnische Verdienst dabei dem Vaterlande zuwenden. Es hat im Ganzen 102,000 fl. C. M. gekostet, während es bei gleicher Eleganz in der Ausrüstung in England weit höher gekommen wäre. Seine Länge beträgt zwischen den Perpendicularwänden 126′engl. Fuß, die Breite im Centrum 19′, die Tiefe des Körpers 9′ 9″, und die Länge des Kiels 114′. Der Gehalt des ganzen Schiffskörpers mit seinen Kammern und mit den Räumen für die Maschine und für die Magazine kömmt 220 engl. Tonnen gleich; der Raum zur Aufnahme der Waaren hält 84 Tonnen. Seine Dampfmaschine wirkt mit der Kraft von 70 Pferden. Der, von dem Hause Pietro Sartorio aus patriotischem Eifer unentgeltlich geleitete Bau hat der Triester Schiffswerft den Ruhm zugewendet, ein Dampfboot hergestellt zu haben, das wegen Solidität, leichter Bewegung, nautischer Vollkommenheit und eleganter Ausrüstung den Beifall aller Kenner und die öffentliche Anerkennung der Handels-Journale einerntete.

Schon seine erste Reise nach Korfu bewährte dessen zweckmäßige Proportion durch die große Schnelligkeit seines Laufes. Seine künftige Bestimmung war, regelmäßige Packetbootfahrten zwischen Konstantinopel und Smyrna zu unternehmen, auf welchen Fahrten es bisher fortwährend einen gleichmäßig schnellen Gang entwickelte. In Anerkennung dieser, ein unbedingtes Vertrauen verdienenden Eigenschaften wurde der Maria Dorothea die Besorgung der Briefpost zwischen Konstantinopel und Smyrna übertragen. Um diesem Vertrauen zu entsprechen, erließ die Gesellschaft an den Schiffscapitän Lud. Visconti den Auftrag, Alles aufzubiethen, um den für ein Boot sehr schweren Dienst von einer Reise hin und zurück in jeder Woche mit der geforderten Pünctlichkeit zu versehen. Die Ueberlassung der Briefpost war für die Gesellschaft ein sehr günstiges Ereigniß, denn man erwartete gleichzeitig in Smyrna ein englisches Dampfboot, welches dieses Geschäft ohne weiters würde an sich gerissen haben. Die Staatsverwaltung bewilligte überdieß mit unverkennbarer Großmuth der Maria Dorothea für die Dauer von fünf Jahren eine bedeutende Erleichterung in Entrichtung der üblichen Consular- und Expeditionsgebühren.

Die Gesellschaft eröffnete sich somit eine neue Quelle, die eine reichliche Verzinsung des, auf die Vergrößerung ihrer Unternehmungen verwendeten Capitals versprach. Nebenbei hat sie dadurch den Ruhm erworben, ihre vaterländische Flagge in den Dardanellen eine glänzende Rolle spielen zu sehen, und den Vortheil erlangt, in den beiden osmanischen Hauptstädten den günstigsten Eindruck hervorgebracht zu haben, welcher ihr zum Behufe ihrer ferneren Operationen von höchster Wichtigkeit seyn mußte.

Sowohl die Staatsverwaltung als das große Publicum hatten demnach gegründete Ursache, am Schlusse des Jahres 1834 auf die Unternehmungen der Gesellschaft mit vollem Vertrauen und würdigender Theilnahme einzugehen.

Digitized by Google

Ueber die Gesellschaft selbst verbreitete sich das gerechte, aus dem Bewußtseyn des Geleisteten entspringende Gefühl der Selbstzufriedenheit. In der am 17. Februar 1835 abgehaltenen General-Versammlung schilderte Joh. Baptist Freiherr v. Puthon die Ergebnisse der Donau-Dampfschifffahrt während des Jahres 1834 in einem gedrängten, aber sachhältigen und lebendigen Vortrage. Der Zuwachs an neuen Mitgliedern sprach für das Gewicht, welches die öffentliche Meinung auf diese kühne Unternehmung legte. Schwer war ohne Zweifel die Aufgabe der Administration, das wichtige Geschäft zur Zufriedenheit des Publicums und der Theilnehmer zu leiten.

Die Herstellung einer ununterbrochenen, von Wien bis Smyrna reichenden Linie von Dampfschiffen war nun das Hauptaugenmerk der Gesellschaft. Zu diesem Behufe wurde am Spitz bei Wien der Bau von zwei neuen Dampfbooten eifrig betrieben. Man durfte bereits die schöne, nicht ungegründete Hoffnung nähren, auf der Donau, im Bosphorus, am Meere von Marmora und im Archipel bald eine kleine Flottille von österreichischen Dampfbooten flaggen zu sehen.

Der Zudrang der Reisenden — der besten Einnahmsquelle für Dampfboote — vermehrte sich in steigender Progression. Wo sich im Jahre 1833 nur wenige Passagiere für die Reise stromaufwärts fanden, hatte man deren im Jahre 1834 jedesmal zu Hunderten. Bei der Bequemlichkeit, welche diese Fahrten für Reisende so anziehend macht, stand zu erwarten, daß sich deren Zahl auf viele Tausende vermehren werde, so wie dieß bei der rheinischen Dampfschifffahrt der Fall ist.

Als die wichtige Frage zur Sprache kam, ob die zur Ausdehnung der Dampfschifffahrt erforderlichen Capitalien durch Creirung neuer Actien, oder aber durch zeitweise, auf den Credit der Gesellschaft zu bastrende Geldaufnahmen herbeigeschafft werden sollen? entschied sich die General-Versammlung mit unverkennbarer Liberalität für die Vermehrung der Actienzahl, mithin für eine Maßregel, welche mit Aufgebung selbstsüchtiger Nebenrücksichten der öffentlichen Theilnahme an dem gemeinnützigen Unternehmen freien Beitritt gestattet. Demnach wurden 280 neue Actien ausgefertigt. Abgesehen davon, daß für eine junge Unternehmung der Gebrauch von Creditsmitteln immer bedenklich erscheint, würde auch im Falle eines Mißlingens das Capital der Actionäre durch das Vorrecht der Gläubiger mehr als bei gleichmäßiger Vertheilung des Verlustes gefährdet seyn. Es ist ein großer Vorzug der Statuten der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, daß sie die Freiheit der Operationen durch keine engbrüstigen Verwahrungen fesseln, und einen weiten Spielraum offen lassen, um bei vorkommenden Collisionen immer das den Hauptzweck befördernde zu wählen. Hätte man ein Unternehmen, das fortwährend im Wachsen begriffen, und noch weit von seinem Höhenpuncte entfernt ist, in den geschlossenen Kreis einer bestimmten Anzahl von Interessenten bannen wollen, so wären dadurch die natürlichsten Mittel zur Steigerung der Lebenskräfte abgeschnitten worden. Eine Theilung des Nutzens zwischen der Gegenwart und der Zukunft mußte in den Wünschen der Meisten liegen, und es war vorauszusehen, daß die Bewilligung einer mäßigen Superdividende einen vortheilhaften Einfluß auf den Preis der Actien ausüben würde.

Die Donau-Dampfschiffe wurden bisher gegen Feuersgefahr versichert; eben so wurde die Maria Dorothea, die ihre Fahrt gerade am Vorabende der Aequinoctialstürme begann, durch die Triester See-Assecuranz gedeckt. Die ganze Versicherungssumme für die, mit Ende 1834 vollendeten vier Boote betrug 5274 fl. 50 kr. Bei Vermehrung der Dampfboote, wo sich die Gefahr der Beschädigung und Havarie theilt, dürfte es aber nicht unzweckmäßig seyn, wenn die Gesellschaft, nach dem Muster der Neapolitaner Dampfschifffahrts-Gesellschaft die Assecuranz ihrer Schiffe selbst übernähme, und sich einen eigenen Versicherungs-Conto eröffnete.

Hinsichtlich der Maria Dorothea konnte für das Jahr 1835 die beste Prognose gestellt werden. Schon beim Beginne ihrer Fahrten, zur ungünstigsten Jahreszeit während des Winters 183⅘, wo noch überdieß der Ausbruch der Pest auf den Verkehr in der Levante nachtheilig einwirkte, warf sie 12 Proc. des auf ihre Erbauung verwendeten Capitals ab. Anfangs besorgte sie den Dienst zwischen Smyrna und Konstantinopel ganz allein; bald aber erschienen zwei englische Dampfboote als eifersüchtige Concurrenten, die ihr Ansehen zu schmälern und ihren Erwerb zu verkümmern strebten. Das österreichische Dampfschiff trat aber siegreich aus dem Kampfe mit seinen, vom stolzen Albion gesendeten Nebenbuhlern hervor. Die Maria Dorothea behauptete das einmal gewonnene Vertrauen des großen Publicums, das gegründete Ursache hat, mit ihren Leistungen weit mehr zufrieden zu seyn, als mit jenen der beiden Engländer. Der Bedarf einer schnellen und

Digitized by Google

sicheren Verbindung zwischen den beiden Hauptstädten des osmanischen Reichs garantirt ihr eine gleichmäßige gute Einnahme. Ueberdieß konnte man auch noch darauf rechnen, daß das Dampfboot Segelschiffe, welche durch widrige Winde in ihrer Fahrt aufgehalten werden, ins Schlepptau nehmen könne. Es ist einer der angenehmsten und erhebendsten Eindrücke, der die Menschenseele an Bord eines Dampfschiffes erfüllt, das bei widriger Strömung oder bei gänzlicher Windstille unermüdet und sicher seine vorgezeichnete Bahn verfolgt, und mit stolzem Gange an einer Reihe träg lavirender und ohnmächtig schwankender Segelschiffe vorüberbraust. Ein berauschender Siegesgenuß der menschlichen Opposition gegen die Gewalt der Natur!

Um das Vertrauen des Publicums hinsichtlich der Leitung der Seedampfboote zu erhöhen, erhielt die Gesellschaft für die Dauer von sechs Jahren die Bevorrechtigung, auf ihren zu Seefahrten verwendeten Dampfschiffen englische Capitäne anstellen zu dürfen. Diese, hinsichtlich der in Oesterreich noch jungen Dampfschifffahrt gestattete Ausnahme ist keineswegs ein Verwurf gegen die österreichischen Schiffscapitäne, über deren ausgezeichnete Fähigkeit zur Leitung eines Segelschiffes in der Handelswelt nur eine anerkennende Stimme herrscht. Es wäre nur zu wünschen, daß die österreichischen Mercantil-Capitäne, die größtentheils geborne Dalmatiner sind, sich mehr Welthildung und eine angenehmere Weise im Umgange mit den Reisenden aneigneten, auf welche Eigenschaften bei Bestellung eines Dampfschiff-Capitäns vorzüglich reflectirt werden muß. Bei den wesentlichen Verbesserungen, welche die k. k. allgemeine Hofkammer dem nautischen Institute in Triest zu geben gesonnen ist, steht mit Gewißheit zu erwarten, daß für die Zukunft die Mercantil-Capitäne der österreichischen Flagge auch hinsichtlich ihrer humanistischen Ausbildung allen Anforderungen des Jahrhunderts entsprechen dürften.

Die Arbeiten zur Regulirung der mittleren Donaustrecke wurden indeß auf das Eifrigste betrieben. Das Interesse der Gesellschaft fand unter dem Schutze der Staatsverwaltung in seinen Berührungen mit dem In- und Auslande die nachdrücklichste Beförderung. Der erhabene Reichs-Palatin von Ungarn, Erzherzog Joseph, unterstützte mit dem edelsten Eifer und der liebevollsten Hingebung für das Nationalwohl Alles, was zum Gedeihen der Unternehmung beitragen konnte. Zu diesem Behufe ließ er die berühmte Bagger Maschine, Widra genannt, anfertigen, die bestimmt ist, den Donaugrund für die Dampfschifffahrt auszutiefen, und durch das Baggern des Schlammes und Ausräumen des Donaukieses im Strome einen gleichmäßig tiefen, fahrbaren Canal herzustellen. Dieses Wasserräumungsboot wurde bei Wien erbaut und die eigens dazu eingerichtete, äußerst kunstreiche Dampfmaschine nach Angabe des Werkmeisters vom Grafen Stephan Szechény persönlich in England bestellt und über Triest bezogen. Die Beschreibung dieses Apparates und seiner erstaunlichen Wirksamkeit ist bereits in öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden. Der Erzherzog Palatin machte mit dieser Maschine dem Lande Ungarn ein großmüthiges Geschenk. Die Widra, deren Brauchbarkeit sich auf das Glänzendste bewährt, ist fortwährend in Thätigkeit, und selbst im Winter ist sie beschäftigt, das Eis aufzureißen und das Strombett auszutiefen. Dermalen stationirt sie bei Altofen.

In Pest ist ferner die Anlage eines Hafens begonnen worden, der den Dampfbooten die nöthige Sicherheit zur Ueberwinterung gewähren wird. Auch der nunmehr beschlossene Bau einer steinernen Brücke von Pest nach Ofen wird durch Erleichterung der Communication zwischen den beiden Hauptstädten Ungarns befördernd auf die Donau-Dampfschifffahrt zurückwirken.

In der Schimegher Gespanschaft auf einer erhöhten Stelle des Draufers zwischen dem Zusammenfluße der Mur und Kanischa wird eine neue Stadt angelegt, die den Namen Neu-Legrad führen wird, und die als Hauptentrepot der ungarischen Waaren und als Centrum des ungarischen Handels mit der Levante dienen soll.

Der ungewöhnlich niedrige Wasserstand der Donau während des Sommers 1834 begünstigte die unter Leitung des Grafen Szechény auf das Eifrigste betriebenen Sprengarbeiten am eisernen Thore. Sowohl im Strombette selbst als an dem durch Steinwände scharf abgekanteten linken Ufer wurde durch Absprengung und Ausklüftung der Felsenmassen ein bedeutender Raum für die Schifffahrt und zur Herstellung eines ordentlichen Treppelweges gewonnen.

Zwischen Moldawa und Orsowa, entlang der Felsenwände am linken Donauufer, wurde eine neue Kunststraße zur Erleichterung der Land-Communication an dieser für die Schifffahrt so gefährlichen Flußstrecke angelegt, die nun beinahe vollendet ist. Durch diese Kunststraße wird den Reisenden die Beschwerlichkeit, welche die Zurücklegung der verhältnißmäßig kurzen Strecke von Moldawa bis Orsowa verursachte, um Vieles erleichtert. In neuester Zeit hat

Digitized by Google

aber die Gesellschaft auch noch diese Verzögerung beseitigt, indem ihre Schiffe bis Drenkowa vordringen, wo dann die Reisenden mit ihrem Gepäcke auf soliden, bequemen Booten bis Orsowa befördert werden. Nur der kurze vierstündige Weg von Orsowa bis Skela Gladowa muß, in so lange die Fahrt über die Kataraкten am eisernen Thore nicht vollkommen frei und gesichert ist, noch zu Lande zurückgelegt werden. Aber auch hier ist für schnelle Expedition und Bequemlichkeit gesorgt.

Auch die auswärtigen Verhältnisse gestalteten sich für die Donau-Dampfschifffahrt immer lichtvoller. Der russische Gesandte in Konstantinopel hat von seinem Hofe den Auftrag erhalten, alle österreichischen Maßregeln in dieser Hinsicht zu befördern. Der Gouverneur von Neu-Rußland, Graf Woronzoff, äußerte den Wunsch, eine zwischen Odessa und Konstantinopel bereits bestehende Dampfschifffahrt-Unternehmung mit der österreichischen in Verbindung zu setzen.

Die Donau-Dampfschifffahrt nähert sich daher mit starken Schritten ihrer dritten Periode, der Aere der Selbstständigkeit und des freien Gebrauches der Kräfte, dem Zeitalter der vollkommenen Mündigkeit und Reife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Anton Steyerer aus der G. J. und Verfasser des bekannten Commentars über Albert II., hinterließ vortreffliche Sammlungen zur Geschichte des österreichischen Hauses. Nach Schlözer's Briefwechsel, Göttingen 1775 S. 205, bestanden sie aus 14 Folianten und 9 Urkundenbänden. Unwahrscheinlich ist, daß sie Heergott nur auf einige Tage geborgt, und schnell habe copiren lassen: wie eben da berichtet wird. Die Originalien sollen sich zerstreut in Dresden und Prag befinden; doch hat schon Denis an der vollen Wahrheit der Schlözer'schen Mittheilung gezweifelt. Jedenfalls wäre es aber interessant und höchst wichtig, über das etwa noch Vorhandene nähere Aufschlüsse zu haben.

Die Provinzialnachrichten aus den k. k. Staaten, welche bei Teattner in Wien durch ein volles Decennium ausgegeben worden, erzählen (10. December 1788) nachstehende Thatsache: »Als der Kaiser Joseph II. auf seiner Reise durch die Niederlande seinen Weg von Mecheln nach der berühmten Stadt Löwen in einem Miethwagen fortsehen wollte, ihm aber die Straße dahin unbekannt war, ließ er sich durch einen wohlgekleideten Bauer, den er unterwegs antraf, den Weg bis auf die Landstraße nach Löwen zeigen. Dieser erkannte den Monarchen, setzte sich zu Pferde, und ritt neben dem Wagen her. Der Kaiser unterhielt sich mit dem Landmanne über verschiedene Gegenstände des Ackerbaues, und dieser beantwortete alle Fragen mit einer anständigen Kürze und Richtigkeit, welches dem Kaiser so wohl gefiel, daß er dem Bauer befahl, vom seinem Gaule abzusteigen, und sich neben ihm in den Wagen zu setzen. Inzwischen erreichte man die Straße von Löwen, und der Bauer stieg aus dem kaiserlichen Wagen, machte die tiefste Verbeugung und sagte: »Jetzt brauchen mich Ew. Majestät nicht weiter für heute, hier ist die gerade Straße, die Ew. Majestät nach Löwen führen wird.« Der Monarch wollte ihn beschenken; allein der Bauer bedankte sich mit den Worten: »Ich habe eben kein Geld vonnöthen, und es ist vielmehr der Flamländer Pflicht, Ihnen welches zu geben.«

Sehr selten sind die 16 radirten Blätter, welche 1772 unter dem Titel: »Gemahlet und geetzet von J. K. H. Erz. H. Maria Anna« erschienen sind[1]. Im 21. Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (S. 133) heißt es darüber: »Ohne uns bei dem Anblicke dieser Seltenheit durch die Hand der Schmeichelei vom Wege der Wahrheit ablenken zu lassen, urtheilen wir: daß kein Kennerauge diese Blätter für bloße Dilettantenwerke annehmen, sondern ihnen den höhern Platz anweisen wird, auf den der verdienteste Kunstbeflissene den gerechtesten Anspruch machen kann. Ihr wesentliches Verdienst, das ihnen vor den Werken manches als Muster in seiner Kunst gepriesenen Kupferstechers, der selbst erfindungsleer, die Vorschrift des Pinsels oder die vorgezeichneten Linien, mit langem Fleiße getreu copiert, den Vorzug verschafft, kann wohl nicht bestritten werden, denn hier ist nichts Copie, alles Original, oder doch in eigene Ideen verwebte Nachahmung. — Alle diese glücklich gewählten und wohl componierten Gegenstände sind in Wasserfarben gemalt, und mit der Radiernadel wiederholt. Es sind Landschaften, Seestücke, aufgehangenes Geflügel, Stillleben in den verschiedenen Manieren der berühmtesten Bambochadenmaler. Besonders schön sind darunter ein Paar Schwarzkunstblätter: ein nächtlicher Brand in der Manier des Van der Peel, und ein Mondenschein in der Manier des Van der Neer. Welcher Verehrer der schönen Künste kann dem Ausbruche des lauten Lobes Einhalt thun, welcher verdiente Künstler wird nicht den Holzschneidemeister Friedrich Brand um die Ehre der Lobrestelle bei einer so vortrefflichen Prinzessinn beneiden, die ihn in den Werken ihres Genies die Belohnung seiner Pflicht finden läßt.«

[1] In meiner Sammlung befindet sich das Exemplar der hohen Künstlerin. K.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

15. Sonnabend, den 20. Februar 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

I.

Ueber einige Glasschildereien im Chorherrnstifte Klosterneuburg.

Nur ein geringer Theil der farbenprächtigen Scheibengläser, mit denen die vorige Zeit die stolzen Fenster ihrer Hochgebäude ausschmückte, hat sich bis auf die unsere herab erhalten. Brand, Krieg und alle die bilderstürmenden Elemente der Zeit haben den größern Theil dieser Kunststücke, meist bis aufs Stabwerk, in Scherben gelegt, und wo sich sie und da bei manchen dieser noch ein Paar schlotternde Splitter an ihr Blei fest zu klammern suchen, an denen rüttelt und zerrt der Wind so lange, bis alles herabgeklirrt ist.

Solche ringende Trümmer winken und deuten zu allen Vorübergehenden herab, und suchen mit ängstlicher Geberde sich dem Nähertretenden verständlich zu machen; und mancher versteht ihre flehenden Blicke, und so sprechen zu ihm mit solch erschütternder Ueberredungsgewalt, daß er sich aufrafft und beeilt, um die letzten hinsinkenden Zeugen ehemaliger Herrlichkeit vom nahen Untergang aufs Papier zu retten. Und dieß elegische Geschäft des Beschreibens oder Sammelns altehrwürdiger Kunstreliquien, wie immer es auch die und da in kleinigeistige Trödelei verarten möge, gewinnt um so höhere Bedeutung, wenn man weiß, wie der Geschichtsforscher oft aus dem Munde solcher Kunsturkunden die befriedigendste Auskunft auf Fragen erhält, deren Beantwortung ihm, trotz des emsigsten Verhörs, alle andern Zeugen aufs standhafteste versagen; wie dem Künstler das umfassende Eingehen in die Darstellungsweisen seiner Vorvordern, die belehrendsten Aufschlüsse über das Leben seiner Kunst gewährt. Indem sein leisaufhorchender Sinn die verborgenste Eigenthümlichkeit des Einzelnen herauslauscht, entdeckt sein forschender Blick bald das Gemeinsame Aller, jenen tiefen Familienzug, der sich durch die Kunstmäler aller Jahrhunderte fortschlingt. Von dem ersten kindisch-stammelnden Formungsversuch bis zu den herrlichen Triumphgestalten der nahen Vollendung, in allen offenbart sich ihm ein so inniges Kunststreben, daß er bald zu der Erkenntniß eines Standpunctes gelangt, von dem aus er die Künstler aller Zeiten gleichsam für einen Mann erachtet; und die pragmatische Erzählung von den Versuchen und Anstrengungen dieses Individuums, das ihm vorschwebende Ideal göttlich-menschlicher Schönheit endlich zur äußern Erscheinung zu bringen, und so in der schönsten Form seine größten Gedanken auszusprechen, macht ihm die Geschichte der Kunst. Es kann demnach Keiner, der sich die Lebensgeschichte der bildenden Kunst zur Aufgabe der Forschung macht, die Kunstproductionen irgend einer Zeit aus dem Kreise seiner Untersuchung weisen, wie gering auch ihr Anspruch auf technische Vollendung wäre, und welch immer eines Materials der Künstler sich bemächtigt haben mag, um in ihm seine Idee zu formen, Quadern, Marmor, Holz, Erz, Glas u. s. f. Mir beschäftigen uns hier nur mit der Kunstproduction in letzterem Stoffe, und zwar einzig in seiner Scheibenform, als derjenigen, in welcher vorzüglich die Kunst das Glasmaterial in das Bereich ihrer Darstellungsmittel zog. Nahe an zwei Jahrtausende war die Bereitung des Glases und sein Gebrauch zu Gefäßen allgemein verbreitet, ehe man darauf verfiel, es in Platten als Fensterscheiben zu verwenden. Erst im vierten Jahrhundert findet sich bei dem heil. Hieronymus[1] eine sichere Spur dieser Benützungsart. Von Italien aus verbreitete sie sich nach Frankreich, wo Gregor von Tours[2] zum Jahre 525 eines Kriegsknechtes aus Theoderichs Schar gedenkt, der in der Kirche St. Julians zu

1 Fenestrae quoque erant factae in modum retis, instar cancellorum, ut non speculari lapide, nec vitro. — Comm. in Ezech. Proph. c. 44. T. 3. p. 1000. Paris 1706.

2 De mir. S. Jul. c. 43 p. 859 a und p. 790 a. Fenestras ex more habens, quae vitro lignis incluso clauduntur. Paris 1699. Fol.

Digitized by Google

Auvergne beim Einsteigen durchs Fenster die Scheiben zerbrach, mit welchen dieses versehen war; und Fortunatus[1] †600, der die Pracht der Pariser Kirche besingt, gedenkt rühmlich ihrer Glasfenster in den Versen:

> Prima capit radios *vitreis* oculata fenestris
> Artificisque manu clausit in arce diem etc.

Doch nicht bloß auf Kirchenfenster beschränkte sich mehr der Gebrauch des Scheibenglases, auch Klostergebäude, wie z. B. jenes, welches der heil. Philibert[2] um 655 zu Jumieges erbaute, wurden bereits mit Glasfenstern versehen. Mit dem Verbrauch stieg auch die Erzeugung, und wenn uns Gregor von Tours[3] noch gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts mit der Erzählung von einem Menschen unterhält, der die Kirche von Isure erbrach, und sich kirchenräuberisch die Fensterscheiben, als eine Kostbarkeit zueignete, so sehen wir ein Jahrhundert später die Glasproduction in Frankreich auf einen so hohen Grad der Verbreitung gestiegen, daß es Glasscheiben in Ausfuhrmenge erzeugt, und auch an Arbeitern so wenig Mangel leidet, daß mehrere Glaser nach England auswandern, wo die Glasfabrication noch völlig unbekannt war. Der h. Willfrid, Erzbischof von York, war es, der, nach Stubbs[4], zuerst die Engländer mit dem Gebrauch des Scheibenglases, das er aus Frankreich bezog, bekannt machte, und der Abt Benedict[5] sendete gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts Männer nach Frankreich, die von dort Glasmacher über den Canal holten. So trug Frankreich diese Fabrication zu den Engländern, die wieder andern Völkern darin zu Lehrern wurden, als ihre Missionäre, denen ein großer Theil des mittelnördlichen Europa das Licht des Christenthums dankt, mit den Lehren auch die Künste[6] nach diesen Ländern brachten. Von dort verbreiteten sie sich im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts über ganz Deutschland. Doch die Glasfabrikation hatte hier nicht überall die gewünschten Fortschritte gemacht. Selbst Oesterreich[1] scheint noch einen Theil seines Bedarfes an Scheibenglasern aus der Fremde bezogen zu haben, und in Baiern gab es noch im zehnten Jahrhundert Kirchen, deren Fenster in Ermanglung des Glases mit leinenen Tücken verhängt waren, und wo selbst diese fehlten, hatten die Mönche mit dem vielfachen Ungemach der Jahreszeiten zu kämpfen; »des Sommers streiften die zwitschernden Vögel in der Kirche umher, und übertäubten alles Bethende, unten saßen die fremmen Tonsurirten und psalmirten aus Leibeskräften, doch die geflügelten Sänger über ihnen trugen den Sieg davon; und wenn mit den fallenden Blättern dieser Nebenbuhler das Feld räumte, so kam ihnen mit der Frostzeit noch ein lästigerer Widersacher auf den Hals, und sie standen und schüttelten in einem fort von Bart und Psalterium die mächtigen Schneeflocken, die der zigzagtelige Winter im Vorübersturmen mit rauhen Händen durch die scheibenleeren Fenster hereinwarf.« Diese Stelle entnahm ich einem Briefe Wigo's[2], Decan im Kloster Feuchtwangen, um, indem ich diese kälteschlotternden Ordensleute verübersühre, allen den Verehrlichen, die etwa eben in lichter, behaglich warmer Stube diese Zeilen lesen, die Wichtigkeit einer Erfindung, wie die des Fensterglases, recht anschaulich zu machen, und wende mich zu der Geschichte des *farbigen* Glases. Schon die alten Aegypter verstanden es farbige Glasflüsse darzustellen, und in Erzeugung künstlicher Hyacinthe, Saphire und schwarzen Glases brach-

---

1 Max. Bibl. vet. Pat. Lugd. T. 10. p. 837 a.

2 Eminet domus quiescendi obtentu. Singula per lecta lux radiat per fenestras, *vitrum* penetrans lumen optabile tribuens legentibus. Mabil. Act. saec. II. p. 820.

3 Er verkaufte es an einen reisenden Handelsmann. De Glor. mart. L. 4. c. 89. p. 790.

4 Einem Dominikaner des XIV. Jahrhunderts. Act. Pont. Ebor. in Hist. Aug. Script. X. p. 2069. l. 43, dem ich nicht ohne Widerstreben in solchen Dingen folge.

5 Misit legatarios Galliam qui *vitri factores*, artifices videlicet Britanniæ cæteris incognitos, ad cancellandas Ecclesiæ porticumque et cæsaraculorum ejus fenestras adducerent. Factumque est, et venerunt, nec solum postulatum opus compleverunt, sed et Anglorum ex eo gentem hujusmodi artificium nosse ac discere fecerunt. Bedæ hist. Abat. Wiremuthensium L. 4. p. 225 in Bed. ven. oper. quaed. Lond. 1693.

6 Der heil. Bonifacius erwähnt namentlich eines Baukünstlers unter seinen Mönchen. Bernardus operarius sit et ædificet domunculas vestras Ep. 79. p. 223. Edit. Würdtw.

1 De teca cum vitris VI denarios. (Einfuhrzoll) Rauch RR. Aust. Scrp. T. 2. p. 407. Si cives Wienenses emerint aliquid apud novam civitatem dabunt de curru duos δβarios. — Heimburgenses similiter. Item de sarcina *vitrorum* in curru locata duos denarios. Briefe Priest. an Rensstadt an. 1230 in Hormayr's Taschenbuch 1812. S. 78 Glasscheiben nach und bei einem ganzen saum (zahlen—) Mar. l. Freiheitsbrief an die deutschen Kaufleute in Wien an. 1515 Hormayr Archiv 1827, S. 288 Die beiden ersten Stellen sprechen mehr für die Annahme eines Zwischenhandels mit fremden Glaserzeugnissen, als für die eines Binnenverkehrs in einem Landeserzeugnisse.

2 Wigo an Luitold, Bischof von Augsburg, † 983. Cum Dei ministerio Ecclesiæ congregamur, quod conglabataram avium garritus cantando superare nequimus, quod undique pennigero volatu invehuntur patulis fenestris etc. — Ad clausuram fenestrarum si aliquos *lineos* tribuitis *pannos*, potestis facile istum quærimoniam sarcire. Pez Thes. Anec. T. 6. P. 2. p. 112. d. Gleiches im Kloster Tegernsee. Ecclesiæ nostræ fenestræ veteribus *pannis* usque nunc fuerunt clausæ. l. c. 123. d.

Digitized by Google

ten es die Römer [1] zu hoher Meisterschaft. Abbildungen bemalter gläserner Gefäße aus den ersten christlichen Jahrhunderten liefert Buonarotti [2], und La Vieil [3] sucht aus Stellen des Lactantius und Prudentius sogar schon die Erfindung der farbigen Fensterscheiben diesen Jahrhunderten zu vindiciren. Jedoch erst bei Anastasius [4] Bibl. findet sich eine urkundliche Meldung. Mit vielen Lobsprüchen gedenkt dieser der Munificenz des Papstes Leo III. († 816), der die St. Salvatorskirche, außer mehreren goldenen und silbernen Kirchengeräthen, auch mit vielfarbigen Glasscheiben ausstattete. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist die Vermuthung, daß durch Byzantiner [5] die farbigen Scheiben nach Italien kamen, von wo sie sich, wie aus einer Glasschilderei [6] zu Dijon hervorgeht, im zehnten Jahrhundert nach Frankreich verbreitet hatten. Bald darauf erscheint ihr Gebrauch auch in Deutschland, wo schon gegen das Ende jenes Jahrhunderts das Kloster Tegernsee [7] sich farbiger Glasscheiben in seinen Kirchenfenstern erfreute. Mit dem Anfang des 11ten Jahrhunderts finden wir dort eine Glashütte [8] in lebhaftem Betrieb, welche die benachbarten Kirchen mit ihren farbigen Scheiben versorgt, und gewiß auch andere Klöster durch das Beispiel ihres glücklichen Erfolges zu gleichen Unternehmungen anciferte. So unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß im Kloster St. Blasius die Glaserkunst zur Zeit des s. Hartmanns 9 mehr kein Fremdling war, und unter seinen kunstfertigen Ordensgefährten, die mit ihm im Jahre 1094 nach Oesterreich gerufen wurden, wird sich gewiß einer oder der andere gefunden haben, der auch in der Glasschilderei die nöthige Erfahrung besaß. Und so hätte Oesterreich diesen frommen, Kunst und Wissen pflegenden Jüngern des heil. Benedicts, außer der Gründung seines St. Denis, der berühmten Benedictiner-Abtei Göttweih, auch noch die Kenntniß der Glasschilderei zu danken, wie es denn auch [4] anderswo anfänglich meist Klosterbrüder waren, die sich mit der Zusammensetzung farbiger Glasscheiben beschäftigten, einer Kunst, zu der unstreitig die Musivbildnerei den ersten Gedanken gegeben hat. In griechischen wie in römischen Kirchen überkleidete man nicht selten die Mauern mit Mosaiken, zu denen häufig [2] farbiges Glas verwendet wurde. Nach solchem Vorgang lag es nicht ferne, mit ähnlichen Gläsern eine Fenstertäfelung zu versuchen, und bald wagte man sich nach musivischen Vorbildern an eine Glasschilderei. Für den Kopf, Hals und alles Nackte wählte man blaß ziegelrothe Glasstücke aus, auf die, gehörig geformt, mit braunschwarzer Farbe, Augen, Nase, Bart u. s. w. angezeichnet wurden, dann trug man die farbigen Glasstücke für die Gewandung zusammen, und kittete Alles mit Blei zu einer Menschenfigur wohl aneinander. Zwei bis drei solch' kleiner Glasmosaiken reichten in den meisten Fällen hin, das Fenster einer damaligen Kirche auszufüllen, die bis zum 12ten Jahrhundert meist runde [3] oder halbkreisrund gezogene Bogenfenster von geringer Höhe und Breite hatten. Anders mit dem Ende des letztern Jahrhunderts, wo die ersten Keime der deutschen Baukunst sich zu entwickeln begannen. Je eine größere Rolle nun in diesem Baustyl die Fenster spielen, die von früherer Unscheinbarkeit zu einer, nahe den Giebel berührenden Höhe hinaufsteigen, um so höhere Wichtigkeit gewinnt auch die Kunst des Glasmalens, die den inneren architektonischen Massen die charakteristische Beleuchtung vermittelt. Wenn man sich zu den ersten rohen Versuchen durch und durch gefärbter Gläser bediente, so that nun die Kunst durch die Erfindung des Ueberfanggl[a]ses (eines nur auf einer Seite gefärbten Glases) einen mächtigen Vorschritt. Durch das mehr oder minder dicke Auftragen der Farbe gewann man die mannigfachsten Farbenstufen, durch das Ausschleifen der Stellen brachte man die Lichter heraus, Halbschatten gab man mit schwarzer

1 Beckmann Gesch. d. Erfindungen. Th 1. S. 376.

2 Buonarotti Phil Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi, Fir. 1716, auch bei Arenghi Roma suter. L. 4. c. 47. Im Leben der heil. Elisabeth, Andreas II. Tochter, findet sich eine mehrfach bemerkenswerthe Stelle, aus welcher der Gebrauch ähnlicher Geräthe im 13ten Jahrhunderte hervorgeht. Proferensque de barsa sua dedit nobili illi, quod apud se habebat speculum duplex, aeneis inclusum sedibus; una parte simplex vitrum, et in parte altera imaginem preferens Crucifixi. Canis. Lect. T. 4. p. 422. Antw. 1725.

3 L'art de la peinture sur verre p. 6 seq. Paris 1774.

4 Simul et fenestras de absida ex vitro diversis coloribus conclusit atque decoravit. De vit. Pontif. p. 303. Rom. 1718.

5 C. A. Maria storia civile et pol. del commerc. de Venez. T. 3. p. 223.

6 Mit der Inschrift: Wilhelmus Frater me fecit 950. Willemin monum. franc. Ch. 25. p. 1, den ich nach Adelung Forsun. Thür. citire.

7 Vestris felicibus temporibus auricomus sol primus infulsit basilicae nostrae pavimenta per discoloria picturarum vitra. Aus dem bekannten Briefe Gyppreds, Abtes zu Tegernsee von 983—1001. Pez Thes. Anec. T. 6. P. 1. p. 122 d.

8 L. c. p. 144 d.

9 Erant sub eo et alii viri praedicandi ingenio et artibus praediti, scriptores, pictores, sculptores, fusores, et aliis artibus praeclari. H. Pez Scrip. RR. Aust. T. 1. p. 433 e.

1 Willemin Ch. 25. N. 1. Pez Thes. 3. P. 3. p. 115. d. Leibnitz Scr. RR. Brunsv. T. 1. p. 500, T. 3. p. 756.

2 Ciampini de sacr. aedific. sub. Const. f. 130.

3 Agincourt hist. de l'art. T. 1. p. 42. Tab. 23. N. 1, 3, 4, 6. 30. Boisseree Denkmale der deutschen Baukunst im Mais. am Oberrhein. 1833. Tab. 1, Tab. 42. Ciampini veter. monim. T. 1. p. 4.

Digitized by Google

Schmelzfarbe auf der Rückseite [1]. Endlich nahm gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts mit Joh. van Eyk die encaustische Glasmalerei, oder die Kunst, Bilder auf Glas mit farbigem Glase durchscheinend aufzubrennen, einen früher nie geahnten Aufschwung, und feierte im 15ten und 16ten mit den Triumphen der deutschen Baukunst den ihren. Der Glasmaler eiferte den andern Künstlern nach, um mit den farbenreichen Mitteln seiner Kunst nach Kräften zur harmonischen Vollendung des Bauganzen beizutragen. In dem buntesten Ranken- und Rautenspiel führte er auf seine Scheibe die mannigfachen Geschlinge des Steinmetzes fort, der mit fleißiger Hand die Zweigbündel des Fensterbogenstabwerks zu den künstlichsten Gewinden verflochten hatte, und überschleierte die majestätischen Riesenfenster mit den farbenherrlichsten Glastapeten, durch die sich der gewaltig eindringende Lichtstrom zu einem magischen Zwielicht abdämpfte, das in farbige Schatten geheimnißvoll um alle Gegenstände spielt. Doch außer diesem feierlichen Helldunkel, das so mächtig bei dem Eintretenden den Eindruck des Ganzen erhöhet, suchte er noch, als Bundesgenosse des Altarbildmalers, die Andacht des Gläubigen durch die Wahl der Gegenstände, die er auf seiner Scheibe darstellte, zu wecken und emporzuheben. Meist waren es Vorstellungen aus dem Leben Christi [2], messianische Vorgänge aus dem alten Bunde, das lebensgroße Bild eines Heiligen oder die bezeichnendsten Momente aus seinem wunderreichen Leben, die der Künstler in einem Cyclus kleiner Glasgemälde darstellte. Stifter ließen sich auf die Scheibenfenster der von ihnen erbauten Kirchen in knieender Votivstellung [3] abconterfeien, oder Klöster weiheten in dankbarer Erinnerung dem Andenken ihrer Wohlthäter [4] solche Bildnisse; wie man es denn überhaupt für ein gottgefälliges Werk erachtete, Kirchen mit Glasmalereien auszuzieren, zu dem jeder gerne seinen frommen Pfennig [5] steuerte.

Auch Kreuzgänge wurden häufig mit gleichen Fenstern versehen, auf die man außer Vorstellungen aus der heil. Geschichte, noch Lehrsätze [1] aus den sieben freien Künsten zu versinnlichen suchte.

Doch zuweilen scheint diese Kunst, ihrer Würde uneingedenk, im Dienste der Geldmächtigen sich zu Zwecken hergegeben zu haben, die ihrer hohen Bestimmung minder würdig waren. Adelige, oder reiche Kaufleute, einige in frommer Zärtlichkeit, doch andere nur aus eitel Prunksucht ließen oft die Fenster einer Kirche oder sonst irgend eine Capelle mit prächtigen Scheiben auszieren, und suchten in der Folge auf den Grund ihres darin angebrachten Wappens ein Besitz- [2] oder Erbrecht an diese Gotteshäuser geltend zu machen. Früher schon hatten die Cistercienser wider die Glasschildereien geeifert, und wie es scheint nicht einzig aus asketischem Rigorismus, der sich den Anblick solch farbenglühender Bilder, als sündliche Augenlust, untersagt, als auch zum Theil wegen der Unschicklichkeit [3] der vorgestellten Gegenstände. In einem spätern Jahrhundert sehen wir die wahrhafte Historie von dem Hammel'schen [4] Kinderauszug in einer Glasmalerei verewigt; im sechzehnten malten die Religionsparteien [5] wider einander, bis diese Kunst endlich mit dem Verfall und gänzlichen Erlöschen der deutschen Baukunst allmählig aus den Kirchen verschwand. Nun waren es, mit wenigen Ausnahmen, meist nur Wappenschildereien, auf die sich die Glasmalerei des vorletzten Jahrhunderts beschränkte. Was jeder Kunst widerfährt, die in feiger Verzweiflung an selbsteigenem Werthe jeder Herrscherlaune der Mode, deren Oberhoheit sie anerkennt, zu Willen lebt, das wiederholte sich auch hier. Mit dem Verrauschen des Gelüstes, das sie befriedigen half, wurde sie unter den Trödel geworfen, und sank in dem jüngstvergangenen Jahrhunderte in so tiefe Vergessenheit und völlige Asphyxie, daß dem neunzehnten, mit all seiner chemischen Macht, die Belebung und Wiederentdeckung der Glasmalerei nur nach vielfachen Anstrengungen gelingen mochte. — Dieß der Umriß einer Geschichte der Glasmalerei nach ihren innern Entwickelungsgesetzen und äußern bedingenden Einflüssen, der vielleicht durch die Zugabe einer Erläuterung einer Glasschilderei selbst an Rundung gewinnen wird.

(Fortsetzung folgt.)

1 Weitere Verfahrungsarten, die ich aber in den von mir untersuchten Glasmalereien aus der Epoche vor 1400 nicht angewendet fand, zählt Schweighäuser in einem lehrreichen Aufsatz des Kunstblattes auf. Nr. 25, 1820.

2 Beispielsweise Dobner monum. T. 1. p. 115. Felbien hist d'abbaye roy. de S. Denys p. CLXXXVI. Langlois H. E. Essai histor. et descriptif sur la peint. sur Verre. Rouen 1832, p. 32.

3 Hergott. mon. T. 3. P. 2. p. 21. Tab. 23. N. 1 und Tab. 47. N. 7.

4 L. c. P. 1. p. 9. Tab. 4. Nr. 1—6. und p. 16. Tab. 3.

5 Beiträge zum Bau der neuen Stiftskirche zu St. Florian am. 1821. — alii circa muros, alii circa vitra, vel picturas — solliciti. Kurz Oesterreich unter Alb. I. Th. 2. S. 270, und Langlois Essai hist. sur la peint. sur Verre p. 127.

1 Kuen Scr. mon. T. 2. p. 81. 87.

2 Statuta Syn. Joh. Ep. Tercorensis an. 1455 ap. Martene et Durand Thes nov. Anec. T. 4. p. 1155. c. Diese Stelle verdient, als ein Beitrag zur Geschichte des Patronatsrechts nachgelesen zu werden.

3 Der bekannte Brief des heil. Bernhard an den Abt zu Thierri. Th. 3 539 in Verbindung mit Martene Thes. Anec. T. 4. 1253 c. und Vitrese picturae infra terminum duorum annorum emendentur; aliequin ex nunc Abbas et Prior et Collerarius omni sorta Ferja injunent in pane et aqua donec sint emendatae Statuta Cistor. an. 1482. l. c. 1254. d.

4 Fiorillo Gesch. d. zeich. Künste in Deutschl. Th. 2. S. 68.

5 Kunstblätter 1835. S. 7.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

16. Mittwoch, den 24. Februar **1836.**

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Bevor wir den gegenwärtigen Zustand der Donau-Dampfschifffahrt schildern, wollen wir mit Beziehung auf die früheren Andeutungen über die bestehenden Handelsverhältnisse an der untern Donau jene wesentlichen Vortheile ins Auge fassen, die durch verständigere und lebhaftere Betreibung der Donauschifffahrt überhaupt, nach den Prämissen einer gesunden Handelspolitik für die vaterländische Industrie entspringen werden. Der Orient ist und bleibt für Oesterreich der beste Markt. Sein Handel mit der Levante ist uralt, und er besteht daselbst leichter die Concurrenz als in einem andern Lande, wo er fremden Nebenbuhlern erst das Terrain abgewinnen muß, um sich frei bewegen zu können. Vorausgesetzt, daß der Handelsverkehr aus natürlichem Grunde immer den kürzesten Weg sucht, um sein Ziel zu erreichen, ist es unbegreiflich, wie die Beschiffung der Donau, der von der Natur angezeigten Bahn nach der Türkei und dem Bosphorus, bisher kein lebhafteres Interesse erwecken konnte? Oesterreich ist ferner für ganz Deutschland die Brücke nach Südosten. Nicht nur Handelsgüter, sondern auch Geldsendungen nehmen ihren Zug durch Oesterreich, da die Münzen dieses Staates im Oriente seit langer Zeit die Prärogative der Landes-Valuta genießen. Bei dem wohlthätigen Einflusse, den der Transitohandel auf den Nationalwohlstand ausübt, ist es dringende Aufgabe der Handelspolitik, die Verkehrsmittel zu vervielfältigen und zu erleichtern. Eine sorgfältige Beachtung der Donauschifffahrt erscheint auch in dieser Beziehung als wesentliches Bedürfniß. Besonders für Ungarn ist sie eine wahre Lebensfrage. Chausseen und Kunststraßen, die in den übrigen Provinzen Oesterreichs auf einem hohen Grade der Vollkommenheit stehen, sind in dem reichen, mit dem Füllhorne der Kraft und Fruchtbarkeit beschenkten Ungarn noch im Zustande der Kindheit. Es dürfte aber viel einfacher, viel schneller und viel dankbarer seyn, die Schifffahrt auf der Donau und ihren Nebenflüssen zu beleben und zu sichern, als das Land mit einem Netze von kostspieligen Kunststraßen zu bedecken. Nicht zu berechnen sind die Segnungen, die aus dem erhöhten Betriebe dieses Verkehrs auf die Gewerbsthätigkeit und Civilisation zurückwirken werden. Die ungarische National-Industrie wird durch das Donauwasser erst ihre wahre Lebenstaufe erhalten. Der Ungar sollte seine Donau mit gleicher Pietät verehren, wie der Aegypter seinen Nil, der Hindus seinen Ganges, der nomadische Südamerikaner seinen La Plata.

Der 109te Artikel der Wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 hat über die Freiheit der Flußschifffahrt in ganz Europa ein zauberhaftes: Hephata! ausgesprochen. Diese Satzung enthält hinsichtlich der Donau besonders für Baiern und Würtemberg eine Aufforderung, die Plane und Bemühungen Oesterreichs zur Belebung der Donauschifffahrt achtsam zu verfolgen, und in das österreichische System der Donau-Dampfschifffahrt einzugehen. Baiern und Würtemberg sind nicht nur vermöge der geographischen Lage, sondern auch in ihren industriellen und commerziellen Interessen mit Oesterreich eng verwandt. Es ist deßhalb staatswirthschaftliche Aufgabe dieser beiden Staaten, ihre Unternehmungen zur Erleichterung des Binnenverkehrs mit den Schritten, die dießfalls Oesterreich gemacht hat, in Einklang zu bringen. Der bizarre Einfall, dem Verkehr einen eigenen isolirten Wurf geben zu wollen, würde theuer zu stehen kommen. Wir werden uns aber die Hände reichen, denn nur

Digitized by Google

durch den Zusammenhalt wird das Schwankende fest und stark. Auf die Ausführbarkeit einer Vereinigung der Dampfschifffahrt auf der oberen Donau mit jener auf der mittleren und unteren werden wir in der Folge zurückkommen.

Bei geeigneter Benützung der Donaustraße und bei allgemeiner Theilnahme an der bereits bestehenden Donau-Dampfschifffahrt, wird eine große Menge von Handelsgütern, die nun ängstlich und mit gedrückten Preisen im In- und Auslande nach einem Absatz haschen, im Oriente einen raschen und guten Markt finden. Dieser Markt wird nicht nur den österreichischen Kunst- und Naturproducten, sondern auch der ganzen deutschen Industrie, und namentlich den Erzeugnissen jener Staaten offen stehen, die an dem Donauhandel unmittelbar Theil nehmen. Wir wollen mit Nachstehendem nach den Zersetzungsprozessen der Erfahrung und Combination die Elemente dieses Handels näher bezeichnen.

Die Erzeugnisse der inländischen Manufacturen und Fabriken finden in den Donau-Provinzen und an den südlichen Ufern des schwarzen Meeres eine starke Nachfrage, und können bei der Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Transportes auf der Donau leicht jede fremde Concurrenz überflügeln. Was jetzt von Deutschland für den Bedarf der Moldau und Wallachei auf der Achse eingeführt wird, könnte viel gewinnreicher auf der Donau befördert werden. Englische Manufacturen kommen nur wenige, französische gar nicht in die Fürstenthümer. Die deutsche Industrie könnte sich daselbst ausschließend des Marktes bemächtigen.

Die Handelsgüter, die bisher über Semlin und Belgrad nach Konstantinopel zu Lande zogen, werden über Galacz zur See einen viel bequemeren Weg dahin finden. Die Schifffahrt auf der unteren Donau ist nur durch zwei bis drei Wintermonate gehemmt. Die Verbindung zwischen Galacz und Konstantinopel findet immer zur See Statt. Eben so könnten verschiedene Waaren, wie Tücher, Nankine, Merino, Glas, Strumpfwirkerarbeiten u. s. w., die jetzt von Wien über Triest nach Konstantinopel gehen, viel schneller und billiger auf der Donau über Galacz dahin befördert werden.

Die Eisenwaaren aus Ober-Oesterreich und Steiermark finden in der Moldau und Wallachei einen vortrefflichen Markt, und würden, wenn man statt der Landfracht die Wasserstraße benützte, noch viel vortheilhafter die russische Concurrenz bestehen. England führt erst seit wenigen Jahren Eisen in Stangen ein. In beiden Fürstenthümern sind noch keine Eisengruben und kein einziger Eisenhammer. Die Orowiczer Kupferwerke und die Eisengruben im wallachisch-illyrischen Gränzregimente machen mit der kleinen Wallachei und mit Bulgarien einträgliche Geschäfte und würden bei Benützung des Wassertransportes noch mehr gewinnen.

Die Bodenfrüchte aus den, an der Donau und Theiß gelegenen fruchtbaren Gegenden Ungarns, und insbesondere der Banater Weitzen, können mittelst der Donau nach den beiden Stappelplätzen Braila und Galacz geführt und dort über See verschifft werden. Sie finden gewiß einen gewinnbringenden Absatz und werden überall den Vorzug vor den wallachischen, moldauischen und russischen (Odessaer) Getreidesorten erhalten.

Der Kilo Weitzen bester Gattung kostet im Durchschnitte zu Braila 200 türkische Piaster oder 23 fl. 52 kr. C. M. Ein Kilo oder 10 Preßburger Metzen (5 Kübel) Banater Weitzen kosten am Einschiffungsorte, z. B. in Betsé, nicht über 14 fl. C. M. Hierbei kommt noch zu bedenken, daß der Banater Weitzen seiner Güte wegen um 28 pCt. höher geschätzt wird als der wallachische, und in den Häfen des adriatischen und mittelländischen Meeres jedem andern vorgezogen wird. Rechnet man nun die Wasserfracht vom Banat nach Braila nach dem höchsten Maßstabe auf 7 fl., so würde der Kilo Banater Weitzen in Braila dennoch um 2 fl. 52 kr. wohlfeiler seyn, als der bei Weitem minder vorzügliche wallachische. — Der Banater Weitzen könnte sogar nach Triest auf der Donau und der See billiger als mittelst der Landfracht gestellt werden. Der Transport eines Kilo von Betsé über Szikszé und Karlstadt nach Triest kostet 16 fl.; hingegen kommt die Wasserfracht auf der Donau und zur See höchstens auf 15 fl. für den Kilo. Der Umstand, daß man sich bisher nur auf den so kostspieligen Landweg beschränkte, und den viel billigeren Transport auf der Donau gar nicht ins Auge faßte, ist der einzige Grund, weßhalb die Banater Fruchthändler in Triest, Venedig und Ancona mit den Preisen der russischen und wallachischen Getreidesorten nicht concurriren können.

Einige englische Häuser halten in Apatin an der Donau und in Essek an der Drau Magazine und Commissionäre, welche Hanf einkaufen und selben bis Karlstadt auf der Save und Kulpa zu Wasser, und von da nach Fiume auf der Achse versenden. Auch dieser Artikel könnte vortheilhafter seinen Zug über Galacz nehmen.

Digitized by Google

Die kräftigen Eichenwälder zwischen der Save und Drau liefern das vortrefflichste Schiffsbau- und Böttcherholz. Der Reichthum dieser Wälder wird aber vergeudet, und ganze Strecken der schönsten Eichen sind als Windfall der Fäulniß Preis gegeben. Das geschlagene Bauholz wird zu Wasser nach Karlstadt, von da auf der Achse mit bedeutenden Kostern nach Fiume geschafft, und sofort nach Marseille und England verschifft. Die croatischen Fuhrwerke sind für den Transport dieses langstämmigen Bauholzes zu erbärmlich. Ganze Ladungen bleiben auf dem Wege liegen und werden dem Verderben ausgesetzt. Dieser Handelszweig könnte mit überwiegendem Vortheil auf der Donau ausgeführt werden. Die edlen Eichenstämme würden überall, und namentlich auch in Aegypten und Griechenland einen guten Markt finden. In der neuerlich mit Griechenland abgeschlossenen Handels-Convention wurde auf diesen Umstand besonders Bedacht genommen. Die Serbier, die gleichfalls reiche Waldungen besitzen, haben ihren Vortheil eingesehen, und senden seit einigen Jahren größere, mit Schiffbauholz beladene Schiffe auf der Donau in das schwarze Meer.

Es ist ein großes Verdienst der Donau-Dampfschifffahrt, daß sie mit leuchtender Schilderhebung gezeigt hat, welche Bahn der östliche Handel Oesterreichs einschlagen müsse, um sein eigenes Interesse zu fördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

I.

Ueber einige Glasschildereien im Chorherrnstifte Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Die erwähnten Glasschildereien befinden sich im Chorherrnstifte Klosterneuburg, wo sie die Fenster der Stiftsbibliothek [1] schmücken. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden sie dahin aus dem Kreuzgange versetzt, dessen Fenster jedes durch einen alten Pfosten in zwei Flügel, und jeder dieser wieder durch einen Querstab in ein oberes und unteres Feld getheilt wird. Diese Eintheilung wurde auch bei ihrer Uebersetzung beibehalten.

Nach Schrift und technischer Behandlung gehören die untern Felder sämmtlicher sieben Fenster der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts an, während das Datum der oberen in das 13te fällt. Und ich huldige keiner allzu gewagten Annahme, wenn ich in letztern das Werk jenes Glasermeisters Eberhard sehe, dessen eine Urkunde des Jahres 1291 gedenkt. Ein Glasermeister Walther [1] erscheint zwar schon in frühern Urkunden. Allein mit dem J. 1280 verliert sich jede Spur von ihm, und damit die Aussicht einer urkundlichen Begründung seiner Meisteransprüche an diese Scheiben, die den Fenstern des Kreuzganges angehören, dessen Erbauung erst in das Jahr 1291 [2] fällt. Und gerade dieses Jahr ist es, in welchem Albrecht I. erwähnten Meister Eberhard zum Conservator der Schildereien in den Fenstern der J. Baptist-Capelle bestellt [3]. Considerato quod vitreis ipsius Capelle specialis sit adhibenda diligencia, *Magistro Eberhardo vitrario*, qui in arte, et facultate sua, subtilis expeditus et vtilis esse dicitur, *vineas reformacioni*, et conseruacioni vitrearum earundem *deputatas* hactenus et *collatas*, duximus assignandas, vt ipsarum fructibus et mercede conductus vitreas ipsas emendet dum opus fuerit et reformet. Ein so kunsterfahrener Meister, wie hier Eberhard gelobt wird, ließ sich gewiß nicht die Gelegenheit entgehen, an den Fenstern des eben erbauten Kreuzganges seine Meisterschaft zu bewähren. Ueberdieß spricht diese Urkunde nicht wenig für die Kunstliebe jenes frommen Stifters, der eigens für die Erhaltung der Glasschildereien der J. Bapt. Capelle mehrere Weingärten fundirte, und so gleichsam für die Glaserkunst eine dotirte Stelle schuf; wie denn überhaupt hier die Künste sich eifriger Pflege erfreuten. Dafür gibt unter mehreren der hier befindliche Altar aus Verdun so rühmliches Zeugniß, und unsere Fenster, besonders ihre obern Felder, stehen ihm nicht unwürdig zur Seite. Glühende

[1] Ihrem edelherzigen Vorstand, Herrn Prof. F. S. Edlen v. Schreiber, fühle ich mich auf das Tiefste verpflichtet.

[1] M. Fischer merkwürd. Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg. Th. 2. S. 245, 252, 257, 260, 280.

[2] L. c. T. 1 p. 139.

[3] L. c. 2. 303. und Pez Thes. T. 6 P. 2. f. 170. N. 25. Wir sehen hier schon einen Laien diese Kunst üben, in Italien beschäftigten sich noch im 15ten Jahrhunderte oft Ordensleute oder Laienbrüder damit. Folgende Stelle aus dem Leben des J. Jacob, eines Ulmers von Geburt, ist nicht ohne Interesse. Nam tum forte quandam in vitro effigiem pulcherrimam pinxerat (vitreas enim fenestras optime concinabat) et ut colores vitro tenacius inhaererent; in parvo furno ex more posuerat; quae res ejus praesentia maxime indigebat. Ali[illegible] potius esse parendum suo praefecto ratus etc. — Reversus post multas horas tam bene decoctos in pictura colores offendit, ut nunquam aliis melius illi ans successit. Er starb 1491 als Dominicaner in einem Kloster zu Bologna. Surius vit. SS. T. 4. Octbr. f. 175 Col 1618.

Digitized by Google

Farbenpracht der Gewandung, Köpfe nicht ohne Ausdruck, und einfache, wenn auch etwas byzantinisch steife Gruppirung, zeichnen diese Glasschildereien vortheilhaft vor vielen gleichzeitigen Werken der Art aus.

Erstes Fenster.

In dem obern Felde des rechten Flügels sehen wir den zwölfjährigen Jesus unter den Schriftgelehrten. Er sitzt auf einem Thronstuhl, angethan mit einem gelben Untergewand und scharlachrothem Oberkleid. In der Rechten ein geöffnetes Buch, darin die Inschrift: EGO SUM ALPHA ET. O. Ihm zur Seite steht seine jungfräuliche Mutter, eine edle Gestalt, in Blau und Purpur gekleidet, den Nimbus ums Haupt. Ihr, wie jeder der andern Figuren, hat der Künstler eine offene Rolle in die Hand gegeben, auf welche die sprachgewandten [1] Buchstaben sich alsobald zu einem Spruch aneinander ordneten, um so, voll kindlicher Pietät gegen eine Kunst, die sie als Hieroglyphen ins Leben rief, den noch ungelenken scheustotternden Bildgestalten unter die Arme zu greifen. So hat Maria, zwar mit vielem Ausdruck, die Hände gehoben, doch die Inschrift ihrer Spruchrolle: AVDITE ET INTELLIGITE(Marc. 7. 4) beseitigt völlig jeden etwaigen Zweifel über die Bedeutung dieser Action. Zur linken Seite des Thrones steht ein bartloser Jüngling, das Haupt mit einem Spitzhut bedeckt, ein Spruchband in Händen: HIC EST QVI SE DICIT ESSE REGE IUDORUM. Zu Füßen des Thrones sitzt ein ehrwürdiger Kahlkopf in gelbem Unterkleid und violettrothen Strümpfen, das Antlitz nach oben gerichtet, vor sich auf dem Schooße ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: SPIRITUS DOMINI SUPER ME EO QVOD UNXERIT ME (Isa. 61. 1). Diesem gegenüber, in halb knieender halb liegender Stellung ein langbärtiger Schriftforscher, den Kopf in ein weißes Kopftuch gehüllt, in purpurnem Oberkleid und blauem Untergewand, eine Spruchrolle in der Rechten: NONNE HIC EST IESUS FILIVS FABRI (Math. 13. 55). Das Ganze umgibt polygonförmig ein weißer schmaler Streif, gleichsam als Gesammt-Spruchband, in das in ehrlichen Knittelversen die Moral eines jeden Bildes eingeschrieben ist, wie hier:

[1] Schon der heil. Ambrosius gedenkt des Gebrauches, den Bildern eine Inschrift beizugeben: nonne vel illa praecepta quae oculis tuis ipse scriptus paries ingerebat, recordari dedisti. de laps. Virg. Lib. unc. c. 6. T. 3. 388. b. Venet. 1748.

MIRANTUR MORES ET DOGMA IHŨ SENIORES

Von der Jugendgeschichte gehet der Maler zu den Wundern Christi über, und das obere Feld des linken Flügels zeigt die Heilung des Aussätzigen. Christus, barfuß, stehend, antik in Blau, Purpur, Gelb und Grün drapirt, ein Flämmchen über dem Haupte, in der Linken, nach byzantinischer Typik, ein geschlossenes Buch, dessen reich verzierter Deckel sichtbar ist, die Linke vorwärts gehoben, Mittel- und Zeigefinger segnend ausgestreckt. Vor ihm auf den Knien der Kranke, die Hände bittend gefaltet, eine Spruchrolle vor sich: DOMINE VOLO MUNDARE. Hinter ihm ein Mann mit lockigem Bart, ehrfurchtsvoll die Hände an die Brust gedrückt, in Gelb, Grün und Purpur barbarisch gekleidet, mit dem Spitzhut bedeckt. Hinter ihm strebt neugierig ein jugendlicher Kopf mit einem Spitzbart hervor, der mit der Rechten seinen ihm die Aussicht nehmenden Vordermann wegzulehnen sucht. Randumschrift:

XPC OPEM RORAT
EUM LEPROSUS ADORAT.

Rechtes unteres Feld. Auf einem muschelförmigen Thronstuhl sitzt behaglich in purpurnem Wamms und violetten Aermeln eine ansehnliche Mannsgestalt mit Krone und Zepter, ums Kinn spielt ihm ein weicher lockiger Bart. Es ist Salomo, der Weise genannt, der Kunst und Wissen liebende Lieblingssohn eines kriegsmüthigen herrschkräftigen Königs. Salomo hält hier öffentlich Gericht, und hat befehlend die Linke zu dem vor ihm stehenden Scharfrichter ausgestreckt. Dieser, völlig gewappnet, packt mit der Linken die Füße eines nackten Knaben, und die mit einem Dolchmesser bewaffnete rechte Hand holt zu einem Streich aus, der das mit dem Kopfe nach unten hängende zappelnde Kind in ein oberes und unteres halbiren soll. Vor ihm, auf dem Boden, sitzt in kurzem grünem Oberkleid ein verblühetes Weibsbild mit gebrochenen Augen, und ringt die bleichen Hände hoch über den Kopf zusammen. Auf dem Schooß liegt ihr ein todtes Kind mit auf der Brust gekreuzten Händen.

Linkes unteres Feld. Wie oben, Christus unter den Schriftgelehrten, ganz byzantinisch gehalten. Wie in einer Abbildung bei Crampini vet. monim. T. 1. f. 209. n. 23, ist der zwölfjährige Christus in einen blauen Kittel eingewickelt. (Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

17. Sonnabend, den 27. Februar 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Das Dampfschiff Argo hat bereits im Verlaufe des Jahres 1835 viele Manufacturwaaren und Eisenfabrikate, insbesondere Nägel und Sensen, dann Apothekerwaaren, ungarischen Champagner, Mineralwässer, Meubeln, Fortepiano, Wagen, Galanterieartikel, Glaswaaren u. s. w. nach den beiden Fürstenthümern Moldau und Wallachei ausgeführt, und zum Theil Schafwolle und Wachs als Rückfracht genommen.

Die überseeische Einfuhr nach den Fürstenthümern hat größtentheils Colonialwaaren zum Gegenstande. Seit einigen Jahren spielen amerikanische Leinwand und gesponnene Baumwolle daselbst eine große Rolle.

Der Haupthafen der Wallachei, Braila, erscheint hinsichtlich des Ausfuhrhandels weit wichtiger als der moldauische Hafen Galacz. Die Wallachei übertrifft an Flächenraum und Fruchtbarkeit um Vieles die östliche Nachbarprovinz. Die schiffbaren Binnenflüsse und die Donau, welche die ganze südliche und die westliche und östliche Gränze zur Hälfte umsäumt, machen dort den Waarentransport leicht und wohlfeil. Die Moldau hingegen, die sich nur in einen schmalen Streif zwischen den beiden, nur Holzflösse tragenden Flüssen Sireth und Pruth gegen die Donau auszüngelt, ist größtentheils auf die Landfracht beschränkt, der es an guten Straßen und brauchbaren Fuhrwerken gebricht. Der Winter 183⅚ zeigte sich ungewöhnlich streng und rauh, die Zufuhr vom Lande war ganz abgeschnitten. Die Donau war am 14. December fest zugefroren. Die Seeschiffe waren genöthigt, in Galacz und Braila zu überwintern. Die Ausfuhr des moldauischen Weines nach Odessa mußte ganz unterbleiben.

In beiden Fürstenthümern finden sich Steinkohlen von guter Qualität in großer Menge vor; die Gruben werden aber leider noch nicht ausgebeutet, und die Administration der Donau-Dampfschifffahrt sah sich deßhalb bemüßiget, im Jahre 1835 drei Schiffsladungen englischer Steinkohlen von Konstantinopel nach Galacz fördern zu lassen.

Ungeachtet der Handel in den beiden Fürstenthümern von den Monopolsfesseln, in den ihn früher die Pforte gefangen hielt, vermöge des Friedenstractates von Adrianopel befreit wurde, konnte er sich aus vielen, theils politischen, theils finanziellen Gründen, dennoch nicht emporschwingen; und von einer inländischen Industrie gewahrt man kaum die ersten Lebenszeichen. Diese beiden Provinzen werden daher noch lange ein bequemes Reservoir für die industrielle und commerzielle Ueberlegenheit ihrer Nachbarstaaten bleiben.

Der Großherr hat der moldauischen und wallachischen Schifffahrt nebst andern Begünstigungen auch die Führung einer eigenen Nationalflagge bewilligt. Die unter wallachischer Flagge in die Meerenge des Bosphorus einlaufenden Schiffe zahlen nur ein Mal 3 pCt. an Mauthgebühr und 60 Para an Ankergeld. Die moldauische Regierung geht auch seit geraumer Zeit mit dem Gedanken um, die Stadt Galacz sammt ihrem Weichbilde zu einem Freihafen zu erklären.

Einer der wichtigsten Puncte für den österreichischen Handel im schwarzen Meere ist Trapezunt. Man kann sich eine Vorstellung von der Bedeutsamkeit dieses Handelsplatzes machen, wenn man bedenkt, daß im J. 1833, mithin zu einer Zeit, wo mehrseitige Conflicte die Ruhe Persiens und der ottomanischen Provinzen erschütterten, die Einfuhr an europäischen Manufacturwaaren nach mäßiger

Digitized by Google

Zollschätzung einen Werth von 54 Millionen türkischer Piaster überstieg. Diese Waaren wurden größtentheils von persischen Handelsleuten in Konstantinopel eingekauft und nach Trapezunt verschifft, von wo sie durch Karawanenzüge auf die Märkte von Erzerum, Tebris, Teherán und Ispahán befördert wurden. Die Nachfrage war so lebhaft, daß die vorhandenen Vorräthe nicht ausreichten. Alle neuen Handelsniederlassungen in Trapezunt werden gewiß schnell emporblühen, denn sie können die persischen Handelsleute unmittelbar mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie versehen, während diese jetzt genöthigt sind, ihre durch doppelte Zollentrichtung und andere Auslagen vertheuerten Einkäufe in Konstantinopel aus zweiter und dritter Hand zu realisiren. Würden die Waaren von Wien auf der Donau oder von Triest und Venedig zur See unmittelbar nach Trapezunt verschifft, so hätten sie nur einmal den Zoll von 3 pCt. zu entrichten, und könnten mit Umgehung der Zwischenhändler bei der Billigkeit ihrer Preise leicht alle fremde Concurrenz und selbst die der Engländer bewältigen. Die österreichischen Fabrikate und Gewerbserzeugnisse sind in Natolien und Persien sehr beliebt. Die österreichischen Tücher, gedruckten Zeuge, Stahl- und Eisenarbeiten, Glaswaaren und Galanterieartikel, die von Triest nach Konstantinopel gesendet und von den Türken und Persern mit Vorliebe gekauft werden, spielen auf dem Markte von Trapezunt bereits eine große Rolle. Leider wird bei dem Durchgange dieser Waaren durch viele Hände eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, die Billigkeit, zum Nachtheile der Producenten und Consumenten abgestreift. Der Ausfuhrhandel von Trapezunt ist minder lebhaft; er belief sich in dem oben beispielsweise angeführten Jahre 1833 auf 32 Millionen türkischer Piaster. Die größten Geschäfte wurden in Seide nach England gemacht.

England, dessen Argusauge seinen Scharfblick auf die ganze Welt richtet, hat den imposanten Markt dieses Platzes früh genug erkannt. Mehrere englische Häuser haben sich daselbst niedergelassen. Auch die österreichische Staatsverwaltung hat die Triester Handelsleute wiederholt auf die Wichtigkeit von Trapezunt aufmerksam gemacht und das vaterländische Handelsinteresse daselbst durch Aufstellung eines Vice-Consuls in der Person des Hrn. Ludw. Phil. Gherfi gesichert. Es segeln jährlich viele Schiffe aus Triest, bloß mit Ballast beladen, nach den russischen Häfen am schwarzen Meere, um dort Getreide zu frachten. Diese Schiffe könnten leicht den unbedeutenden Umweg nach Trapezunt machen, und dort die so sehr gesuchten Erzeugnisse der österreichischen Industrie vortheilhaft absetzen. Der Verkauf könnte im Falle der Noth durch Handelsfreunde besorgt werden, und würde gewiß leichter und vortheilhafter realisirt werden, als auf dem mit occidentalischen Waren überschwemmten Markte von Konstantinopel. Viel kürzer und bequemer wäre noch der Handelsweg von Wien auf der Donau bis zur Mündung bei Sulina, und von da auf dem Bosphorus bis Trapezunt. Es steht zu erwarten, daß bei der Ausdehnung der Donau-Dampfschifffahrt auf das schwarze Meer die inländische Handelsspeculation die Wichtigkeit dieses Punctes nicht aus dem Auge verlieren wird.

Auch auf den österreichischen Handel mit Odessa, der zur See von Triest aus mit vieler Regsamkeit, obwohl größtentheils unter passiven Verhältnissen betrieben wird, dürfte die Erweiterung der Donau-Dampfschifffahrt und überhaupt eine vollkommene Emancipation der Donauschifffahrt eine höchst vortheilhafte Rückwirkung äußern. Die edlen ungarischen Weine, die nicht nur in Odessa, sondern in ganz Rußland sehr beliebt sind, deren Ausfuhr aber bisher durch die kostspielige Trägheit der Landfracht paralysirt wurde, könnten auf der Donau mit vieler Leichtigkeit nach Odessa, und von da auf den russischen Flüssen und Kanälen bis in das Herz des Landes verführt werden. Die Verbindung der Donauschifffahrt mit Odessa wäre um so leichter zu verwirklichen, als unsere Handelsverhältnisse in diesem wichtigen Seehafen bereits stabilisirt sind, und daselbst das k. k. Generalconsulat unter der umsichtigen und energischen Lekung des Hrn. Carl v. Thom, der persönlich an den Erlebnissen der Donau-Dampfschifffahrt die regste Theilnahme äußert, fortwährend auf das Eifrigste bemüht ist, die commerziellen und industriellen Interessen Oesterreichs zu verwahren und zu poussiren. Zu den Garantien, welche das k. k. Generalconsulat in Odessa gewährt, ist auch die befriedigende Lösung der Collisionen zu suchen, die aus der Begegnung der Donau-Dampfschifffahrt mit der russischen Dampfschifffahrt-Unternehmung auf dem schwarzen Meere wahrscheinlich entspringen dürften.

Die russische Dampfschifffahrt von Odessa nach Konstantinopel ist seit beiläufig anderthalb Jahren im Gange. Sie ist auf einer gemischten Actien-Gesellschaft (zu 500 Actien à 500 Rubel Bank-Assignaten) gegründet, und wird von der Regierung auf das Thätigste unterstützt. Die Pyrostaphe werden auf Staatskosten erbaut und zum Ge-

Digitized by Google

brauche der Gesellschaft gestellt. Die Newa versieht bereits den Dienst zwischen Odessa und Konstantinopel; zwei andere Dampfschiffe werden zu Nikolajew ausgerüstet. Die Hin- und Herreise findet wöchentlich einmal Statt. Die Gesellschaft trägt die Kosten der Unterhaltung und Ausrüstung bis zu einer Summe von 5000 R., der Ueberschuß wird von der Regierung gedeckt. Die Gesellschaft ist für Havarei, Seeunglück und Abnützung der Fahrzeuge nicht verantwortlich. Nach Auflösung der Gesellschaft werden die Fahrzeuge der Regierung zurückgestellt. Die Fonde und Einkünfte der Gesellschaft werden in der Handelsbank hinterlegt. Die Interessen werden durch die Direction der Gesellschaft ermittelt und vertheilt. Die ordentliche General-Versammlung findet jährlich im Monate Februar Statt, und beschäftigt sich mit der Bilanz, der Ausmittlung der Dividenden und der Rechnungslegung. Von dem reinen Gesammterträgnisse werden 10 Perc. abgezogen und als Reservefond in die Handelsbank hinterlegt; der Rest wird zwischen der Regierung und den Actionären zur Hälfte getheilt.

Diese Dampfschifffahrt genießt überdieß wichtige Vorrechte und Begünstigungen. Ihre Schiffe bezahlen keine Tonnen-, Leuchtthurm- und Anker-Gebühren. Die Waaren sind von Begleitung der Frachtbriefe befreit.

Die ausgeschifften Reisenden und Waaren werden in Odessa der Quarantäne unterworfen; die Schiffe selbst, die außerhalb des Sanitäts-Rayons ankern, sind durch keinen Verzug gehemmt. Die Dampfschifffahrt besorgt auch die Briefpost und die fremde Correspondenz, und bezieht das ganze Porto.

Ungeachtet dieser anlockenden Begünstigungen hegten Anfangs die Actionäre in Odessa wenig Vertrauen in das Gelingen des Unternehmens, und veräußerten selbst ihre Actien mit 10 Perc. Verlust. Desto größeren Beifall fand die Einführung der Dampfschifffahrt auf dem schwarzen Meere in St. Petersburg, wo bereits die Dampfschifffahrt auf dem baltischen Meere die Vortheile ähnlicher Unternehmungen evident an den Tag gelegt hatte. Der größte Theil der Odessaer Actien wurde daselbst, und zwar mit einem Course bis zu 850 R. B. A. aufgekauft. Die Herstellung dieser neuen Verbindung hat auf die Belebung des Verkehrs zwischen Odessa und Konstantinopel bemerkbar eingewirkt.

Die Handelsverhältnisse mit den übrigen Seestädten des schwarzen Meeres haben im verkleinerten Maßstabe beiläufig denselben Charakter wie Oesterreichs Verkehr mit Odessa, gleichwie andererseits Trapezunt das Prototyp der nördlichen Handelsplätze Natoliens ist. Es läßt sich im Voraus noch gar nicht bestimmen, welchen Einfluß die Erweiterung der Donau-Dampfschifffahrt auf den Handelsverkehr im schwarzen und ägeischen Meere ausüben wird. Dieser Einfluß wird in steigender Progression immer wohlthätiger auf das Vaterland zurückwirken, so lange der Bosphorus und die Dardanellen der freien Schifffahrt aller Nationalflaggen geöffnet bleiben werden.

(Die Fortsetzung dieses Aufsatzes wird in einem zweiten Artikel nach wenigen Wochen folgen, sobald die neuesten Resultate der Donau-Dampfschifffahrt zur Mittheilung geeignet seyn werden.)

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

I.

Ueber einige Glasschildereien im Chorherrnstifte Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Zweites Fenster.

Oberes linkes Feld. Christus heilt einen Kranken. Der Darstellung des Aussätzigen im ersten Fenster sehr ähnlich. Randumschrift:

QVO IRC ACCESSIT
IBI MORBOS QVOSQVE RPREŠIT.

Oberes rechtes Feld. Moses voranschreitend, das Haupt mit einem Nimbus umgeben, in der Rechten seinen Stab, der zepterartig an dem obern Ende mit drei Blättern verziert ist. Er wendet sich ermunternd zu dem ihm folgenden Manne zurück, der mit seiner Last hinter ihm her keucht[1]. Auf dem Rücken nämlich sitzt ihm ein Tragkorb, aus dem drei Kinderköpfe gucken, vor sich auf beiden Armen hat der sorgsame Vater[2] den schon etwas größeren Knaben geladen. Ihm folgt seine Frau, die ihr Aeltestes hinter sich nachzieht. Der Junge hat eine Cucula[3] über den Kopf gezogen,

1 Bei dem Durchgang durchs rothe Meer werden die Israeliten von den alten Malern gewöhnlich mit großem Kinderlegen bedacht. Vielleicht daß sie eine Stelle des heil. Hieronymus im Auge hatten: »Stirps uteri tui ut lapilli ejus» videtur quidem permanere in populo Judaeorum, qui usque in praesentem diem, instar vermiculorum pullulant filios et nepotes. S. Hieron. in Jes. T. 3. p. 349.

2 Alioquin ridiculum est more judaico grandaevos filios et filias in ulnis humerisque portari l. c. p. 357.

3 Du Cange Gloss. s. v. Cucula und Engelhardt Herrard v. Landsperg p. 80. seq.

Digitized by Google

der Alte sein Gewand aufgeschürzt, wodurch sie der Maler als Reisende bezeichnet. Zu beiden Seiten hat sich das Meer aufgethürmt, und rothe, auf der Rückseite eingebrannte Streifen versinnlichen dem Beschauer, daß es das rothe sey, wo die Scene spielt. Aufschrift: TRANSITUS MARIS RUBRI. Randumschrift:

UNDA RUBENS MUNDAM
BAP—I——ARIS MISTICAT UNDAM.

Linkes unteres Feld. Der Böse mit Eselsohren und Krallen, in einen kurzen gelben Kittel gekleidet, reicht einer am Speisetisch sitzenden bekrönten Mannsgestalt einen Brief hin, mit der Rechten zeigt er auf ein ihm im Gürtel hängendes topfartiges Gefäß, vielleicht seine Börse. Der König scheint neugierig den Brief entgegen zu nehmen, während die Geberden seiner neben ihm sitzenden Königin abweisendes Staunen verrathen. Die Deutung dieser Scene muß ich dem Scharfsinn eines geübteren Legendenkundigen überlassen.

Rechtes unteres Feld. Drei gekrönte Personen, Weib, Mann und Kind, knien vor einer heiligen Gestalt, wie der Nimbus verräth, den sie um den Kopf hat.

Drittes Fenster.

Oberes linkes Feld. Christus beschwört aus einem halbgeöffneten Buche den Dämon, der eben entweicht. Vor ihm stehet bittend die besessene Tochter, hinter ihr die Mutter. Randumschrift:

DAEMONE NATA MEA
QUATITUR CLAMAT CHANANEA.

Oberes rechtes Feld. Christus in der Mitte, zur Linken Petrus mit dem Haarbüschel am Vorderhaupt, zur Rechten Paulus. Strahlen gehen nach allen Seiten von dem Heiland aus [1]. Randumschrift:

DUM TRANSFORMATUR
QASI SOL IKC IRADIATUR.

Unteres linkes Feld. Der Ueberschrift nach die heil. Otilia, welcher der Maler wider alle Typik eine Palme und glühende Zange in die Hände gibt. Neben ihr die heil. Christina mit dem Mühlstein in den Zöpfen.

Unteres rechtes Feld. Die heil. Ursula einen Pfeil in der Hand. Vor ihr auf den Knieen eine engelhafte Jungfrauengestalt mit aufgelösten Haaren, in scharlachrothem Obergewand, mit einem offenen Buch in der Hand, sie hat die Lippen zum Singen geöffnet; im Nimbus die Inschrift: S. Caecilia.

Viertes Fenster.

Linkes oberes Feld. Ein barbarisch gekleideter Jüngling hält in jeder Hand einen Korb mit Broten, nach denen die beiden ihm zur Seite stehenden kleinern Gestalten langen. Randumschrift:

QVE MICHI DEBETVR
PATER A TE PORCIO DETUR.

Rechtes oberes Feld. Christus lehrend. Vor ihm zwei ehrwürdige Mannsgestalten, der eine barhaupt, der andere mit einem Spitzhut bedeckt. Ueber ihnen erscheint Gott Vater als ein Kopf mit mächtigem Nimbus, der aus Wolken hervorsieht. Randumschrift:

QVE MAGNOS CELAS
QUIS PATER ALME REVELAS.

Linkes unteres Feld. Eine Mannsgestalt mit Glorie und Krone, kniend. Ueber ihr hohlt ein gebräunter muskeliger Henkersknecht in gelbem Kittel und rothen Strümpfen, mit beiden Händen zu einem Schwertstreich aus. Im Hintergrunde kniet eine weibliche Figur mit Krone und Nimbus. Das Ganze wahrscheinlich eine Darstellung des Todes des heil. Sigismund.

Rechtes unteres Feld. Die heil. Agnes, antik in blauem Oberkleide, drapirt mit einem Lamme auf dem rechten Arme. Neben ihr eine weibliche Figur mit einer Zange in der Linken und Palme in der Rechten. In dem Nimbus die Inschrift: S. Apollonia.

(Schluß folgt.)

[1] Christus unter dem Symbol der Sonne; s. Münter Sinnbilder der alten Christen, Heft 1. S. 18.

Miscelle.

Im Jahre 1783 war die Zahl der Schriftsteller, welche in Wien lebten, vierhundert! Ihre Namen sind in einem gleichzeitigen Werkchen verzeichnet; die Titel der Schriften indessen, die ebenfalls mit kurzen, kritischen Bemerkungen angesetzt sind, genügen allein schon, wenigstens die Hälfte zu streichen.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

18. Mittwoch, den 2. März **1836.**

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

I.

Ueber einige Glasschildereien im Chorherrnstifte Klosterneuburg.

(Schluß.)

Fünftes Fenster.

Links oberes Feld. Christus im Lehramte, sitzt auf einem verzierten Stuhl, vor ihm liegt auf einem Pulte ein aufgeschlagenes Buch. Drei Männer in barbarischer Kleidung und Spitzhüten hören, sichtbar erbauet, mit vieler Aufmerksamkeit dem Vortrage zu. Der letzte hält ein Spruchband in Händen mit der Inschrift: QVOMODO HIC LITERAS S. Randumschrift:

QVALITER HIC MENTE
SCIT LIBROS ABSQVE DOCENTE.

Rechtes oberes Feld. Die Heilung des Blinden. Gruppirung wie bei den frühern Heilungswundern. Zwei Apostel halten eine Spruchrolle in die Höhe, mit der Inschrift in gelben Buchstaben: QVID PECCAUIT HO. Vom Heiland geht ebenfalls eine Rolle aus, Inschrift in weißen Charakteren: NEQVI HIC PECCAVIT N. Randumschrift:

DE QVO CULPATUR
HIC QVOD COECVS GENERATUR.

Linkes unteres Feld. Die Darbringung im Tempel. Der Priester, oder vielleicht Prophet Simon, der den kleinen Christus entgegennimmt, hat die Hände zum Zeichen der Ehrfurcht [1] mit seinem Mantel überhüllt.

Rechtes unteres Feld. Die Verkündigung. Der Erzengel Gabriel mit einer Rolle u. s. w., wie auf deutschen Gemälden des 15ten Jahrhunderts.

Sechstes Fenster.

Linkes oberes Feld. Ueberschrift: MOYSES I EGYPTU. Randumschrift:

UT REDIMAT GENTE
DUX SUB PFARAONE GEMENTE.

Moses reitend, sein Söhnchen vor sich auf dem Esel, in der Rechten seinen Stab, Zipora hinter ihm zu Fuß, ihren festgewindelten Säugling im Arm. Wenn Moses, so wie andere biblische Personen, gewöhnlich barhaupt erscheint, so hat hier der Maler ihn wie sein Söhnchen mit einem weißen Schnabelhut bedeckt, und Zipora, gleichwie Sara auf dem folgenden Fenster, erscheinen in jener Kopfbinde, die den Judenweibern das Mittelalter [1] vorschreibt. Denn damals, wo sich die Stände ohnedieß schon scharf genug durch eigenthümliche Rechte und Schuldigkeiten abgegränzt hatten, suchte man noch obendrein durch äußere Abzeichen diesen Standesunterschied festzuhalten und möglichst augenfällig zu machen. Die Legislatoren [2] der Aufwandsgesetze hatten sogar nebenher Aehnliches im Auge. Doch, wenn beim Lex Orchia sumtuaria bis zu jenen der Schweizer und Schweden vor allen andern staatssittliche Zwecke in den Vordergrund treten, so waren es bei den Verordnungen, die im Mittelalter über die Garderobe der Juden wachten, vorzüglich religiöse Motive, die sich geltend machten; denn zu einer Zeit, wo sich Alles im Barte trug, la-

[1] Nach Münter Sinnbilder 2. S. 83 im Orient ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Bei Stratt Tabl. compl. Vol 4. Pl. 45. hat gleicher Weise der Priester, der die conferirte Hostie darreicht, die Hand verhüllt, auch bei Engelh. Herrard v. Lanf. Tab. 2. S. 94., haben sich zwei Männer in gleicher Einhüllung anbetend zur Erde geworfen.

[1] In capitibus suis (Judaei) pilea lata ut antiquitus consueverunt, et non capsucia deferant. Mulieres vero sub peplo vel alio volumine capitis orarium, vel relaturam eminentem super frontem ponant. Aus dem Liber Sentent. Primislai Ottok. vid. Dobner Monum. T. 4. p. 225. not. d.

[2] So z. B. begegnet Alphons X. von Castilien der Punktsucht seiner Zeit (1255) durch ein Gesetz, das den untern Dienern des königlichen Haushaltes, und zugleich den Juden und Mauren das Tragen kostbarer Pelzwerke untersagt. Archiv für Gesch. 1811. S. 208.

Digitized by Google

gen die physiognomischen [1] Unterscheidungszeichen minder offen zu Tage, und es konnte die Verwechslung eines Ungläubigen mit einer christlichen Person leicht Statt finden. Dem vorzubeugen [2] untersagte man jenen zuvörderst das Tragen aller dem Priesterornate ähnlichen Kleidungsstücke, und wie sich der Bramine durch einen eigens ausgewählten Turban von dem Paria unterscheidet, so [3] zeichnete man die Bekenner Jehova's, indem man den Pelikanschnabel der Schuhe metastatisch auf einen Hut warf, mit der zierlichen Trichterhaube aus, wie wir sie hier auf Moses Haupt [4] erblicken. Unser Meister Eberhard, so wie die deutschen Miniaturen des 14ten Jahrhunderts halten sich orthodox an die Trichterform dieses Hutes, während in französischen Manuscripten dieses Jahrhunderts (z. B. in der Biblia histor. allegorico-ionologica der k. k. Hofbibliothek) große Mannigfaltigkeit der Form herrscht. Der Trichterhut geht hier in einen Comus über, läuft durch alle Mittelgrade der Narrenkappe zur phrygischen Mütze herab, die sich endlich in den zartesten Nüancen zur Schlafhaube heutiger Form abstuft. Zu letzterer Gestalt modificirte sich dieser ursprüngliche Trichterhut im 15ten Jahrhunderte auch in Deutschland, bis er sich, gedrängt von allen Seiten, aus dem Leben auf das sächsische [5] Wappen flüchtete, wo er als Helmzier seine alten Tage in heraldischen Ehren fristet.

Rechtes oberes Feld. Ueberschrift: REX MELCHISEDECH. Ein königlicher Greis in prachtvollem reichverziertem Purpurmantel, eine geschlossene Krone auf dem Haupt, kniet vor einem Altartisch. In der Rechten hält er eine Hostie empor, die Linke berührt den Kelch. Ueber ihm erscheint aus Wolken eine Hand, Zeige- und Mittelfinger sind ausgestreckt, die Gegenwart [1] Gottes bezeichnend. Randumschrift:

VINU CU PANE
PRESUL SACER INTULIT ARE.

Linkes unteres Feld. Acht Mönche tragen einen mit blauem Bahrtuch überdeckten Sarg. Nur die vier Träger der vordern Seite sind völlig sichtbar, von den vier andern der Rückseite schauet nur der Kopf des Vordersten vor. Ueberschrift: Vita Sancti Sigismundi regis et martiris.

Rechtes unteres Feld. Ein Bischof, wahrscheinlich der heil. Rupert, im Kanzelstuhl predigend. Vor ihm auf dem Boden sitzen in verschiedener Tracht vier Männer und eben so viele Frauen, alle mit dem Ausdruck eifriger Aufmerksamkeit.

Siebentes Fenster.

Linkes oberes Feld. Ueberschrift: NATIVITAS YSAAC. Sara auf einem mit weißen Vorhängen versehenen Lager stillt ihren Spätling. Vor ihr stehen der betagte Abraham und ein Jüngling. Randumschrift:

HEREDEM SERUM
LACTAT SARA PLENUM DIERUM.

Rechtes oberes Feld. Ueberschrift: CIRCUMCISIO ISAAC. Sara und Abraham, ein betagter Mann, mit einem Messer in der Rechten, hält den achttägigen Isak im Arm. Randumschrift:

FLET CIRCUMCISUS
YSAAC TUUS O SARA RISUS.

Linkes unteres Feld. Christi Geburt, gehet in einer mit Stroh gedeckten Hütte vor sich, wie in deutschen Gemälden dieser Zeit.

Rechtes oberes Feld. Die drei Weisen aus dem Morgenlande bringen ihre Opfergeschenke dar. Keiner von ihnen ist als Mohr dargestellt. Ueber ihnen ein sechseckiger Stern.

F. H. G. Zappert.

---

1 Schon viele der ersten Christen unterschieden sich durch ihr Pallium, und Einfachheit der Kleidung. Mamachii Orig. T. 3. p. 382.

2 Brief Innocenz IV. an den Bischof von Magalon an. 1249. Tua nobis fraternitas intimavit quod Judaei tuae dioeceseis — non sine ordinis clericalis injuria capas rotundas et largas more clericorum et sacerdotum deferre praesumant — mandamus quatenus praefatos Judaeos, ut capis hujusmodi omnino dimissis, habitum eis congruentem deferant, quo non solum a Clericis, verum etiam a Laicis distinguantur, etiam per substractionem communionis fidelium. Balus. mis. T. 7. p. 407.

3 Synode zu Wien 1267. Districte praecipimus ut Judaei qui discerni debent in habitu a Christianis cornutum Pileum, quem quidem in istis partibus consueverunt deferre, et sua tenacritate deponere praesumpserunt, resumant, ut a Christianis discerni valeant evidenter. Kollar anal. T. 1. f. 19. c. und Lamb. Com. Bib. Vien. Edit. 1. C. 3. f. 66.

4 Ganz in der Form wie bei Engelhard Herrad v Landsp. Tab. 9. und erscheinen in diesen Glasschilderein immer weiß, während sie in Miniaturen oft in andern Farben vorkommen.

5 Schilter Thes. Antiq. T. 3. p. 646, Menken Scrip. RR. Germ. T. 2 p. 771. T. 3. p. 1233. Siebenkars Wappenbuch, Ulm 1734, Th 2. S. 6. Köhler Mundet Th 2 S. 235. Im Buch der Chroniken und Geschichten, Nürnb. 1493. Fol., gedruckt bei Ant. Koburger, erscheinen die Personen des alten Bundes noch in solchen Hauben. Dieß bemerke ich wider Köhler l. c.

---

1 Adelung die Korsun'schen Thüren S. 74 hat seitdig die Bezeichnungsweisen Gottes durch eine Hand gesammelt, ich bemerke bloß, daß allen diesen Vorstellungsarten der Hebräism Jod und Eaba Adonai zu Grunde liegt.

Digitized by Google

Bibliographische Mittheilungen.

VIII.

Ain hübsch lied von der künftlichen mayestat Romzug. Inder weiß wie der Römisch küng zu brugk gefangen ward. Fliegendes Blatt in Folio. (1507). In Ganzem 17 Strophen; Anfang: »Auf der Römisch künig ist wol erkant.«

Um das kaiserliche Ansehen in Italien, das von den Franzosen immer mehr gefährdet wurde, wieder herzustellen, hatte sich Maximilian I. entschlossen, einen Römerzug zu unternehmen, und aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone zu empfangen. Auf dem Reichstage zu Costniz, berufen im Anfange des Jahres 1507, aber erst im Juni eröffnet, ward die Sache verhandelt, und die vom Kaiser vorgelegten Actenstücke, die Beschwerden des Papstes, die brieflichen Nachrichten von dem zerrütteten Zustande Italiens, blieben nicht ohne lebhaften Eindruck. Zahlreicher, als je, waren die Fürsten des Reiches versammelt; sie versprachen Hülfe — dabei blieb es aber auch, wie gewöhnlich. Die Geschichte des verunglückten Römerzuges ist bekannt. Unser Lied berührt bloß die Vorbereitungen dazu; seine Entstehung fällt unverkennbar in die Zeit der Beschlüsse. Nicht ohne Begeisterung werden die vielen europäischen Fürsten aufgezählt, die sich mit Maximilian gegen den König von Frankreich verbinden würden; am Schlusse wünscht der Verfasser dem römischen König, als dem »Obmann aller Künige« Glück zu der Fahrt: »Gott laß in mit kaiserlicher keon widerumb in teutschland komen.«

Das Gedicht selbst hat weder als solches, noch in historischer Beziehung einen Werth; allein die Aufschrift ist nicht ohne Interesse. Wir lernen ein älteres Lied kennen, das bis jetzt, wenn ich nicht irre, unbekannt geblieben ist, und die Gefangenhaltung des kurz vorher erwählten römischen Königs, Maximilian I., zu Brügge (1488) zum Gegenstande hat. Ist dieses noch irgendwo vorhanden? Im zweite Bande der Münchner Handschrift von Jugger's Ehrenspiegel erzählt dieser, wie Maximilian, kaum der Haft entlassen, von dem zürnenden deutschen Kriegsvolke und dem getreuen Kunz von der Rosen empfangen worden. »Die teutschen Landsknecht,« fährt er fort, »über welchen Hausen Graf Enderis von Sonnenberg Obrister war, die stunden in jeer schlachtordnung und empfingen den Römischen König mit einem neuen Lied und gesang, welches also angefangen:

Römischer künig, du solt dich wol gehaben
Der Kaiser hat vil seiner teutscher knaben
Alher in das Land Flandern pracht
Dich König ledig zu machen
Mit gwalt und edler macht.

Wahrscheinlich ist dieses das angeführte unbekannte Lied; und man muß in der That bedauern, daß es Jugger nicht vollständig mittgetheilt hat.

IX.

Copey Eines Sendtschreiben, von einem inn Ir Durchl. Maximilians Hertzog in Bayrn ꝛc. Hofslager, Hochansehlichen Weigebornen Herren, datiert auff dem Rätschin zu Prag, den 10. Novemb. an. 1620. Von der Glorwürdigen Victori, welche Ihr Durchl. vor Prag den 8. Novemb erobert. Gedruckt zu Ingolstatt, Bey Gregorio Hänlin. 2 Bl. 4.

»Der Allmächtige gütige Gott hat Ihr Fürstl. Durchl: und vns samentlich, in der ganzen Catholischen Christenheit seythero, und gleich in Octava aller Heiligen den 8. Novembris ein sehr Ramhafte grosse Victori und Sieg, wider den Pfalzgrafen vermainten Böhemischen König, vnnd allem seinem Anhang zu nechst bey Prag auff dem Weissenberg bey dem Thiergarten ertheilt.

Dann nachdem wir gesehen daß der Feind vor Nachonitz sich also verhauet gehabt, daß wir ihme nit zukünde haben, seynd wir den 5. Novembris auffgebrochen, haben sein Läger hinderrucks ohne einige Feinds zu oder nachsetzung vmbzogen, seynd den 6. diß auff Straßnitz zugeruckt, unter wegs die vnseeigen 200. Hungern nidergehauet, und in 30. grosse Wägen voll mit allerley Provisant beladen einbekommen.

Den 7. diß sein wir auff den Flecken Dachowitz zwo Meil von Prag ankommen, allda wir den Feind in offnem Feld in der Schlachtordnung haltend angetroffen, vnnd wosere Herr Graf von Bucquoi zeitlich mit seinem Volck zu vns geruckt vnd kommen, hetten wir damals schöne gelegenheit gehabt den Feind mit grossem vortheil anzugreiffen, welcher aber wegen etwas spätern nachzugs Herrn Grafen von Bucquoi, wie auch wegen eingefallner Nacht mit Ihr Durchl. und vnser sammentlich grossen mißfallen hat müssen vnderlassen werden. Der Feind hat diese gantze Nacht exlexig marschiert, vnd den 8. diß zu Morgen zeitlich vor Prag bey dem Stern und Thiergarten auff einem sehr vortheiligem Ort losiert, auch alles in Prag und sonst in Böheimb gehabtes Volck zu sich erfordeet, deine wir die Nacht zwar fast nachgeeilt, vnder wegs in 600. Hungern vnd anders Volck in den Quartieren erschlagen.

Sein Hauptläger aber erst vmb den Mittag den 8. dieß Monats auff dem obbemelten Weissenberg haltend angetroffen.

Der Herr von Tilli, deine vndee und Menschen disi gantze Victori billich zuzuschreiben, hat sich mit vnser Reuteeey vnd Vorzug, also bald wider den Feind erzaigt, vnd den Berg gegen den Weissenberg über mit gewalt eingenommen, allda wir verwaetet, bis die Kayserische, so dahinden geblieben, auch hernach kommen. Alßdann man Rahts gepflogen ob mit dem Feind zuschlagen oder nit seye, die Kayserischen haben es wi-

Digitized by Google

derrahten, weil deß Feinds Posto zu vortheilisch, Ihr Durchl: vnd Herr von Tilli aber haben auf die Schlacht starck gedrungen, dann da es nit alsbald geschehen, der Feind sich noch denselbigen Abend vnd Nachts also wurde eingegraben vnd verschantzt haben, daß wir ihme nicht mehr zukündet, sonder mit spott und schaden von Prag widerumb ab, vnd zuruck hetten ziehen müssen. Herr Graf von Bucquoi ist vor Rachonitz mit einer Musceten, doch ohne gefahr, etwas geschossen worden, Dannenhero sich in der Gutschen haltend diesem treffen mit beiwohnen kündten.

In Summa es wirdt geschlossen wir wöllen schlagen. Jnner viertl Stund ist alles durch Herrn von Tilli in völliger Schlachtordnung angeführt worden. Der Feind hat sich in seinem vortheilischen Ort anfangs mit Stucken, vnd anderen Schiessen also gewehret, daß die Oesterreichische Reittter allbereit in die Flucht und zuruck geteiden geweft, aber der Obrist Gaucher, vnd der Obriste Kratz under vnser Bayerischen Reyttterey haben in den Feind also namhaft mit 1000. Pferden gesetzt, daß sie den nit allein aufgehalten, sonder auch guten theils dessen Reuteren in die Flucht geschlagen, vnd dem Feind 2 Stuck grossen Geschütz, darauß er vns vilgeschadet, abgenommen haben.

Die Neapolitaner vnder dem Spinelli, die Wallonen vnder dem Don Vertugo Kayserische, vnser Lothaeinger, wie auch das Herlebergische Regiment zu Fuß, haben sich vnder andern sehr dapffer vnd so lang wol gehalten, daß der Feind zum völligem brechen kommen, auß seinem vortheil vnd schantzen allerdings, dis gar auß dem Feldt geschlagen worden, solcher gestalt, daß nicht ein Mensch von dem Feind (den sie in 30000 starck geschätzt, aber allzeit über 20000 geweft ist) zu sehen oder zu finden. Jn Summa alles ist eintwedets erschlagen, gefangen, in der Moldau ertoffen, oder in die Flucht getrieben. Alles Geschütz, darunter 7 grosse Stuck sampt einer grossen anzahl Pferd bekommen worden.

Deß vermainten Königs Hosenbandt deß Englischen Ordens, alles von Diemant, haben Ihr Durchlencht. Die Wallonen, Welschen, Frantzosen vnnd andere Soldaten aber, nachdem sie die Stadt bestiegen, auff Rätschin an hent eingebrochen.

An Clainodien, Silbergeschier, Seiden vnd andern köstlichen Gewandt deß Pfaltzgrafen vnd seiner Gemahlinn gantze Quarda Robba vnd was köstliches darinnen geweft, viel hundert tausendt Gulden weeth, bekommen.

Der König vnd Königinn, der von Thurn, so den von Hollach selbs erstochen, seund gestern frue nach Schlesien entwichen.

Dessen von Anhalt ältester Sohn ist geschossen, vnd neben den Grafen von Schlick, Reingrafen, vnd andern mehr vornehmen Personen in die 1500 gefangen, Ein Hertzog von Weimar sampt vnzeligen andern erschlagen, vnd in Summa ein solche Victoria durch lautere Gnad Gottes erhalten worden, dergleichen von langen Jahren und Zeiten nicht bald gesehen, oder gelesen worden. Ein mehreres bericht ich hinach, Gott wolle vns in kurtz zusammen begleiten. Datum in eyl auß dem Rätschin den 10. Novembris, Anno 1620. Deo Victori gloria.«

Miscelle.

Die Provinzialnachrichten aus den k. k. Staaten und Erbländern vom Jahre 1789 enthalten über den österreichischen Thalerhandel in die Türkei nachstehende interessante Angabe: »Das Andenken der unvergeßlichen Kaiserin Maria Thereßa steht noch immer in einer so großen Achtung bei den Türken, daß sie keine andere Münze, als Thaler, Gulden und halbe Gulden mit dem Brustbilde dieser Monarchin roulliren lassen, und womit noch immer ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Man hat mit Münzen, die das Gepräge des Kaisers hatten, einen Versuch gemacht, allein man hat sie für keinen Preis annehmen mögen. Seit 1779 sind deßhalb um viele Millionen in allen kaiserlichen Münzstätten geprägt worden, die nun als Waare theils nach Konstantinopel, theils nach andern türkischen Seehäfen geführt werden, bis nach Asien sich verbreiten, endlich in die Münze des Großherrn kommen, um die türkischen Piaster daraus zu verfertigen. Sonst, da noch der Thalerhandel ein Reservatum Caesareum war, wurde das Stück mit 2¼ fl. bezahlt. Jetzt aber, da dieser Handel freigegeben worden, wird das Stück mit 3, 4 und 5 Kr. Agio bezahlt. Ehemals waren auch die Piaster der Türken von so gutem Schrott und Korn, daß man für 100 Stück Piaster 108 Kaisergulden geben mußte, wenn man welche eintauschen wollte. Seit dem vorletzten Krieg mit Rußland hat der Großherr aber auch das Legiren gelernt, und die Piaster sind dermalen so schamhaftig roth, und mit so vielem Zusatz versehen, daß sie in gegenwärtigen Tagen für 100 Stück Piaster nur 87 Kaisergulden, und oft noch weniger erhalten, nachdem der Kurs steht, der sich fast alle Monate verändert.

Wenn auf den Thalern sich der Adler mit dem Zepter und Schwert in den Klauen befindet, nimmt sie nur jener Türke an, der die Feine des Silbers erkennt. Die meisten werden ohne dieselben geschlagen, weil sie weit angenehmer sind. Mit den halben Gulden, die auf einer Seite ein Viereck haben, sind große Betrügereien gemacht worden, weil man viele Zwanzigkreuzerstücke mit diesem Schlage für halbe Gulden anzubringen gewußt hat; bis die Scheidemerei entdeckt worden, hatten die Griechen viele Hunderttausende gewonnen. Die kaiserliche Münze steht sich noch immer wohl bei diesem Handel. Sie prägt das Stück nicht anders als für 2 fl. 2½ kr. aus, ob man gleich im Lande nur 2 fl. dafür zu geben pflegt.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

19. Sonnabend, den 5. März **1836.**

Die Abenteuer Dschebele's, des Sohnes Eihem's, des letzten Königs von Ghasan,

aus der

vor drei Jahren zu Kairo in Druck erschienenen großen Lebensbeschreibung des Propheten,

von Ibrahim aus Haleb,

übersetzt durch Hammer-Purgstall.

In den reichen und neuen Beiträgen, welche der LVIII. und LIX. Band der Jahrbücher der Literatur zur Geschichte des Islams und seines Gründers enthält, ist im 8ten Jahre d. H. (629), bei Gelegenheit der Gesandtschaft Schudscha's an Dschebele Ibn Eihem, den König der Beni Ghasan in Syrien, des sehr interessanten Excurses über Dschebele's Lebensgeschichte, seinen Aufenthalt am *byzantinischen* Hofe und nachmaligen Schicksalen mit eingemischten Versen, vierthalb Blätter stark (S. 324—332), erwähnt worden[1]. Von diesem letzten der sieben oder acht und dreißig Könige oder vielmehr Vicekönige, Statthalter der griechischen Kaiser in Syrien, hat bisher in europäischen Geschichten Nichts weiter verlautet, als was Deguignes in drei Zeilen von ihm meldet[2], nämlich: daß er unter dem Chalifate Omars sich nach Konstantinopel geflüchtet und dort die christliche Religion angenommen habe; S. de Sacy[3] hat seine Untersuchungen über das Reich von Ghasan und die Reihe seiner Könige nicht bis ans Ende verfolgt, indem er nur bis zum Jahre 564 vorgeschritten, bei demselben Halt macht und dennoch ist Dschebele der letzte arabische Vicekönig der griechischen Kaiser in Syrien, in der arabischen Geschichte nicht weniger berühmt als Rooman, der König von Hira, der Erbauer des berühmten Pallastes von Chawrnak, welcher den Baumeister Senamar von den Zinnen desselben herabstürzen ließ; ein schnöder Undank, der sprichwörtlich geworden und ins Deutsche als das Wort Schabernak übergegangen[4]. Keiner der Reisebeschreiber Syriens, welche von der Stadt Gabala oder Dschibail sprechen, keiner der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, welche derselben erwähnen, indem sie im J. 1206 vom Grafen St. Gilles eingenommen und im Jahre 1288 von Saladin wieder erobert worden, hat eine Ahnung, daß dieselbe ihren Namen von Dschebele, dem letzten Könige der Beni Ghasan führen soll, für welchen dieselbe Kaiser Heraklius erbaute oder erneuerte[1]; durch die Namensähnlichkeit ist diese südlich von Ladakia gelegene Stadt, heute Dschebele genannt, mit dem südlich von Tripolis gelegenen Dschebail, d. i. dem alten Byblus, verwechselt worden; eine Verwechslung, deren sich selbst das große geographische Wörterbuch Lamartiniere's schuldig macht, indem es nach Byblis den Wallfahrtsort der Grabstätte Ibrahims verlegt, welcher zu Dschebele oder Gabala bestattet ist. Beiläufig sei hier bemerkt, daß aus diesem großen Scheich der Moslimen, gest. im J. d. H. 162 (778), welcher mit keinem anderen Ibrahim verwechselt werden kann, da derselbe der einzige den Beinamen des Sohnes Edhem's führt. Hr. Poujoulat macht nach Lamartiniere in den von Hrn. Michaud herausgegebenen Correspondance d'Orient einen Sultan Ibrahim, und setzt dann hinzu: l'ignore quel est cet Ibrahim dont il s'agit ici; les auteurs s'accordent peu là-dessus. Hr. Poujoulat hat wohl keinen der arabischen Schriftsteller zu Rath gezogen, denn alle sind über die Person Ibrahims, des Sohnes Edhem's einig, dessen Lebensbeschreibung in denen der Scheiche von Dscha-

1 Bd. LIX. S. 50.

2 Histoire générale de Huns. I. p. 392.

3 Mémoires sur divers événemens de l'histoire des Arabes. Paris 1803 p. 94.

1 Weigel Sprachstrahlen in Vater's Magazin, und Ferhengi Schuuri I. Bd. Bl. 368.

2 Ibrahim Halebi zu Kairo gedruckte große Lebensbeschreibung des Propheten S. 325.

Digitized by Google

mi der Zahl nach der fünfzehnte ist. Wenn die Grabstätte von den Bewohnern der Stadt Dschebele die Sultan Ibrahim's genannt wird, so ist dieses so zu verstehen, daß der Scheich ein Sultan im Reiche der Heiligkeit wie so viele andere Scheiche, welche Sultan der Erkennenden[1], Sultan der Liebenden[2], Molla Kaiser[3] u. s. w. heißen; noch schlimmer aber als Hr. Poujoulat ist der schwedische Reisende Hr. Berggren daran, welcher den Ibrahim Ben Edhem gar zum Ben Adam, d. i. zum Sohne Adam's macht[4]. Wenn Dschebele, der Sohn Eihem's, schon dadurch merkwürdig, daß seinen Namen die durch die Grabstätte Ibrahims, des Sohnes Edhem's, berühmte syrische Küstenstadt trägt, so ist er doch noch merkwürdiger durch seinen Verkehr mit Mohammed und mit dem zweiten Nachfolger desselben, dem Chalifen Omar, durch sein Benehmen an der Kaaba, durch seine Flucht nach Konstantinopel und die Art und Weise, wie er zuerst zu Ghasan die Gesandtschaft Mohammeds und dann zu Konstantinopel den Gesandten Omars empfing; endlich durch seine Gönnerschaft für den Dichter Hasan, der dem Propheten gleichzeitig, und mit Seheir Ben Kaab der Lobredner desselben. Die folgende, aus Ibrahims von Haleb Lebensbeschreibung des Propheten gezogene Kunde über die Lebensumstände Dschebele's enthält zugleich mehrere Verse jenes so berühmten Lobdichters Mohammeds, welche, bisher eben so unbekannt als die Lebensumstände Dschebele's, künftig in arabischen Blüthenlesen, so wie die geschichtliche Kunde in biographischen Wörterbüchern aufgenommen zu werden verdienen, deren bisher keines Dschebele's, des letzten und durch seine Abenteuer merkwürdigsten der sieben oder acht und dreißig Könige von Ghasan, erwähnt hat. Die kritische Bemerkung Ibrahims von Haleb, daß die Gesandtschaft Mohammeds an Dschebele, deren sich Schudschaa, der Sohn Weheb's, entledigte, nur im J. 8 und nicht im J. 7 d. H. Statt gefunden haben könne, weil im letzten noch El-Haris Ben Dschemer über Ghasan herrschte, gibt einerseits das Jahr des Regierungsantrittes Dschebele's, und lehrt andererseits den Namen des vorletzten Königs der Beni Ghasan kennen; welcher bei Degnignes und Abulfeda fehlt, so daß also wenigstens acht und dreißig, wenn nicht mehrere Könige der Beni Ghasan während der sechshundertjährigen Dauer ihres Reiches geherrschet haben[1].

Schudschaa, der Sohn Weheb's, aus dem Stamme Eoed, von Mohammed im achten Jahre der Hidschret[2] mit Fahne und Brief an Dschebele, den Sohn Eihem's, den König von Ghasan, gesandt, stellte diesem vor, daß dessen Volk, ursprünglich Ausgewanderte der Stämme Aus und Chasredsch aus Medina, dem alten Glauben ihrer Väter untreu, denselben mit dem christlichen vertauschet hätten, und lud ihn daher zur neuen Religion der Araber, deren Prophet Mohammed, ein. »Das Christenthum »der Beni Ghasan sey einzig die Folge ihrer Nachbar»schaft mit den Griechen, durch welche sie zu Christen be»kehret worden, wie sie Magier geworden wären, wenn sie »sich an der persischen Gränze niedergelassen hätten.« Dschebele antwortete: »Schudschaa, bei Gott! ich fühle sehr »dankbar dafür, daß Se. Herrlichkeit Mohammed, wel»chem schon so viele Stämme, als dem Organe des Schö»pfers der Himmel und der Erde gehorchen, auch mein »Volk in seine hohen Dienste zu ziehen sich bestrebt; als »bei der Schlacht von Manta Kaiser Heraklius mich an»ging, den Moslimen den Krieg zu erklären, habe ich »mich dessen geweigert; da ich aber noch nicht die voll»kommene Ueberzeugung habe, was Wahrheit und was »Irrthum, so erbitte ich mir, ehe ich mich entscheide, noch »einige Bedenkzeit.« Nach einigen Angaben soll Dschebele einige Zeit hernach den Islam angenommen, und dem Propheten Geschenke gesendet haben; wahrscheinlicher aber hatte seine Bekehrung erst unter dem Chalifate Omars Statt, unter welchem Dschebele als Moslim nach Medina kam, und bald hernach Mekka aus folgendem Anlasse als Abtrünniger verließ. Omar ging demselben mit allen seinen Emiren entgegen, und Dschebele mit einer kostbaren Krone auf dem Haupte und mit königlichen Kleidern geschmückt, ritt feierlich zu Medina ein. Als die Zeit der Wallfahrt herankam, begleitete er den Chalifen nach Mekka, wo bei dem Umgange um das heilige Haus der Kaaba ein Beduine aus dem Stamme Fesare demselben auf die Schleppe seines Mantels trat; es kam zu heftigem Wortwechsel, Dschebele versetzte dem Beduinen eine so derbe Ohrfeige, daß er

1 Sultanul asrifin.
2 Sultanul aaschikin.
3 Mewlana Chunkiar.
4 Berggren's Reisen II. 167.

1 Die Beni Ghasan oder die Familie Dschefn in Syrien v. J. d. W. 5662 bis ins sechzehnte Jahr d. H., durch sechs Jahrhunderte; Munedschimbaschi's Geschichte in der des osm. Reichs IX. 259.

2 Hidschret und nicht Hegira ist die richtige Aussprache des arabischen Wortes, welches auch nicht Flucht, sondern Auswanderung bedeutet.

Digitized by Google

ihm die Zähne einschlug und den Nasenknorpel brach; von Omar hierüber zur Rede gestellt, bekannte Dschebele ganz unbefangen seine That und den Anlaß derselben, und setzte hinzu, daß ihn nur die Heiligkeit des Ortes abgehalten, den Beduinen nicht zu tödten. »Da du dich zur That bekennest,« sagte Omar, »so vergleiche dich mit dem Beleidigten, oder füge dich dem Gesetze der Wiedervergeltung, vermöge dessen der Beduine dir wieder eine Ohrfeige gebe.« »»O Fürst der Rechtgläubigen,«« sagte Dschebele, »»wie wäre es möglich, daß der gemeine Sohn der Wüste mein königliches Antlitz schlage!«« — »»Der Islam hat euch gleich gemacht,« sagte Omar, »und derselbe erkennt fürderhin keinen anderen Vorrang unter euch als den der Tugend.« — »»O Fürst der Rechtgläubigen!«« entgegnete Dschebele, »»ich hatte gehofft, daß der Islam an meinem königlichen Ansehen Nichts würde; da dem nicht so, so werde ich wieder Christ!«« — »Wenn so,« sagte Omar, »so schneide ich dir den Kopf ab;« »»gib mir Frist bis auf Morgen,«« sagte Dschebele, »»um mich entweder mit dem Beduinen zu vergleichen oder dem Gesetze des Islams zu fügen;«« »die Gewährung der Frist,« sagte Omar, »hängt von deinem Gegner ab,« und dieser gewährte ihm dieselbe bis zum nächsten Morgen. In der Nacht entfloh Dschebele nach Syrien und von da über die Gränze ins griechische Gebieth zum Kaiser Heraklius, der ihn auf das ehrenvollste empfing, und die Stadt Gabala bei Laodicea nach Dschebele's Namen benennt haben soll[1]. (Schluß folgt.)

Urkunden

zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. E. Kopp, Professor[2].

Im Interesse der österreichisch-habsburgischen Geschichte betrachtet von Th. G. v. Karajan.

»Operum vestigia spectantur, latent fundamenta.«
Quinctiliani procem. instit. L. 4.

Jenes schöngeistige, bodenlose Treiben im Reiche der Geschichte scheint sich in neuester Zeit, Gott Lob, bedeutend zu verlieren, und, sind nur einmal die Verfasser wieder dahin gelangt, gründlicher zu schreiben, die Leser werden sich schon allmählig wieder an tüchtigere Nahrung gewöhnen. Ein Brei zusammengelesener Schönheiten aus einem Dutzend Compendien stiehlt sich heut zu Tage nicht mehr so leicht zum Rufe eines Geschichtbuches hinaus, Gründlichkeit ist bis zur schwindelnden Tiefe vor Kurzem erst wieder zum Vorschein gekommen; Werke wie Hurter's Innocenz, Grimm's Mythologie, Fürth's Ministerialen u. s. w. bezeichnen den Forschergeist der Gegenwart, das Reich des geschichtlichen Leichtsinns mag ein Ende haben, wir wollen ihm freudig Lebewohl sagen.

Der wissenschaftliche Sinn der neuesten Forscher, zurückgeschreckt vor jenem Treiben, griff ängstlich nach den alten Membranen, flüchtete in den Kreis glaubwürdiger Zeitgenossen, und von ihnen belehrt, gekräftigt, wagt er es, selbst dann noch scheu, hinauszutreten in die Versammlung der Hörer, und mit Bescheidenheit mit dem engsten Gewissen zu erzählen, was und wie die Vorzeit gewesen.

Eine in solcher Beziehung, namentlich aber den Freunden österreichischer Geschichte erfreuliche Erscheinung ist das vorliegende Werk, dessen genauere Betrachtung im Interesse unserer Geschichte wir eben beginnen wollen.

Ein Mann von reger Begeisterung für Wahrheit und Recht, von tiefer Gelehrsamkeit, abhold allen von Außen in das heilige Gebieth der Geschichte hineingetragenen Beziehungen, hat es Kopp unternommen, die Geschichte der eidgenössischen Bünde zu schreiben, unabwendbar durch das sich ergebende Resultat seiner Bemühungen von der einzig rechten Bahn derselben; unbekümmert um das Geschrei der treuen Bewahrer verjährter Vorurtheile, legt er hier, vielleicht besorgt, die einstige Zusammenstellung der errungenen Ausbeute könnte ihrer Neuheit wegen auch anderer Orten Mißtrauen erregen, zuerst die urkundlichen Belege selbst vor.

Es ist ein schönes Zeichen des Fortschreitens der Humanität, daß sich Billigkeit bei den Geschichtschreibern immer mehr manifestirt, daß der lächerliche kleingeistige Nationalhaß älterer Historiker uns nur mehr ein ergötzliches Schauspiel ist, aber nimmermehr den Nachfolgern zur Bahn vorgeschrieben wird, die zu verlassen Haß und Herabsetzung erzeugte. — Der Gegenstand, dessen Belege hier vorgelegt werden, both mehr als eine Seite dar, in diesen Fehler zurückzufallen, der Verfasser aber hat die gefährlichen Stellen in seinen Erläuterungen ruhig überwunden, einnehmend für sein zu hoffendes Werk. — Wie billig ist er z. B. gegen Oesterreich, wenn er, obgleich Schweizer, höheren Beweggründen folgend, selbst Tschudi's Glaubwürdigkeit, noch von Johannes Müller warm angepriesen, zu Gunsten der Wahrheit willig opfert, obwohl nicht blind gegen dessen große Verdienste.

»Ueberhaupt ist,« so spricht der Vers. in diesem Sinn

[1] Di Gabala zwischen Laodicea und Patros schon beim Ptolämeus L. V cap. 15 vorkömmt, so kann die obige Angabe, wenn etwas Wahres daran ist, nur so verstanden werden, daß Heraklius die Stadt Gabala dem Dschebele zu Ehren erneuerte. In der Lebensbeschreibung Mohammeds von Ibrahim aus Halep S. 325 ist hier ein Excurs über die Abstammung der Beni Ghasan aus den Stämmen Aus und Chasredsch und über die Auswanderung derselben nach dem Dammbruche von Saba eingeschaltet.

[2] Luzern 1835. XX. und 206 S. in 8.

Digitized by Google

S. 64, „Tschudi's Glaubwürdigkeit und Gründlichkeit von Müller, von wem immer (ich bekenne, leider lange auch von mir), viel zu hoch angeschlagen worden, ich sage dieses ohne dessen übrige Verdienste zu verkennen oder schmälern zu wollen. Allein sein allzeit reger Haß gegen Oesterreich hat ihn zu zahllosen Unrichtigkeiten und Verunglimpfungen verleitet, — « und an einem anderen Orte, S. XIX der Vorrede: »Die Zeiten sind vorüber, wo die Geschichte unseres Vaterlandes in lobrednerischem Tone, oder wider Oesterreich mit glühendem Hasse, oder aus engherzigee Scheelsucht des einen Oetes auf das andere zu schreiben Klugheit für wothwendig, Vorurtheil für edel, Wohlmeinung für rühmlich hielt. Die alte Eidgenossenschaft steht nicht mehr, auch das heilige römische Reich brach zusammen.« »Reich und Bünde sind dem Geschichtsforscher nur noch eine Thatsache, die längst hinter ihm liegt.«

In solchem Geiste ging der Verf. zum Werke, und so ist es auch gekommen, daß er in manchem Falle selbst dem unsterblichen Johannes Müller entgegentreten muß, den seine glühende Vaterlandsliebe, oder nach der Ansicht des Verfassers (S. 23), sein Verfahren, die Urkunden nach den Chroniken zu deuten, häufig irre leitete.

Schwer ist oft die Entscheidung, wer von Beiden Recht hat; schwer, weil man eben so sattelfest im Apparate seyn müßte wie Beide, die Männer aber, die das im gegebenen Falle könnten, wohl an den Fingern abzuzählen wären, übrigens hier ein vorreiliges Aburtheilen, ohne völlige Kenntniß des Sachverhaltes, besonders auffallend wäre.

In der nachfolgenden Betrachtung haben wir uns daher sorgfältig zu hüthen gesucht, Aehnliches zu begehen; nur bezeichnen, was durch die Bekanntmachung der gegebenen Urkunden für die Geschichte Oesterreichs oder vielmehr Habsburgs gewonnen seyn, wollten wir, nicht richten; — übrigens bei dem angedeuteten Verhältnisse Müller's zu Kopp immer vor Augen behaltend, daß ersterer die Bahn zu brechen hatte, daß ihm in dem bis jetzt unerreichten Werke, bei dem Gedränge des herandrömenden Materials mancher Fehlgriff verzeihlich sey, während neuere Forscher, auf bereits gebahnten Wegen fortschreitend, Seeleneuhe und daher größere Wissenschaftlichkeit leichter beobachten können.

Es ist die Erwartung eines gründlichen Werkes, die uns der Verf. in diesem Vorläufer seines Geschichtsbuches zu nähren unabweisbar gebiethet, und wir können nur wünschen, ein solches von ihm recht bald erscheinen zu sehen, dabei aber die Besorgniß, welche bei uns namentlich durch die erste Hälfte der Vorrede entstand, nicht ganz unterdrücken, der Verfasser könnte sich, bei all seinem redlichen Streben nach Wahrheit, aus Vorliebe für seine erfaßte Ansicht, leicht zu sehr auf jene Seite hin verlocken lassen, wo wir uns den Geschichtschreibern wenigstens nicht die freimüthigsten und unbefangensten zu erblicken gewohnt sind; eine Seite, die besonders bei geschichtlicher Behandlung des Mittelalters schon manchen geistreichen Schriftsteller in ihren Sieenen-Netzen gefangen hielt, wenn auch nicht gelängnet werden kann, was Tüchtiges aus ihr hervorgegangen. — Etwas weniger Bitterkeit gegen Johannes Müller in der anzuhoffenden Ausarbeitung kann nur Gewinn für die äußere Haltung derselben werden, wenn auch immerhin gesagt wird und werden muß, wo jener irete.

Dieses unsere Wünsche; daß uns der Verf. für sie Befriedigung oder Entschädigung in seinem Werke verschaffen werde, ist mit Zuversicht zu erwarten.

Nach dieser voeläufigen Eröeterung gehen wir zur Sache selbst über, alles ergreifend und mittheilend, was die Urkunden und des Verf. gelehrte Erläuterungen für unseren Zweck Nützliches biethen, indem wie das Gleichnamige in einzelne Rubriken zusammenfassen, diese aber nach der Zeitfolge reihen.

I. Rudolph Graf von Habsburg und Kiburg als Landgraf.

Urkunde Nr. 4 vom 6. August 1256, ohne Ausstellungsort, aus dem Staats-Archive zu Lucern. — Wichtig zur Bestimmung des Verhältnisses des älteren und jüngeren Hauses Habsburg zu einander. Gottfried nämlich, ein Vetter Rudolph's, bestätigt die Schenkung eines Ritters von Füülingen an das Haus der Spitalbrüder zu Hohenrain, als Grundeigenthümer coram Rudolpho comite de Habsburg; wir sehen hier Gottfried als Grundeigenthümer, während das ältere Haus Habsburg in Rudolph die Landgrafschaft verwaltet. — Als Zeugen finden wir zwei Ministerialen des Habsburgischen Stammes, und zwar zwei Mundschenken T. und Ber (nardus); Herrgott Geneal. I. 102 XVIII. nennt nur einen Heinrich oder Hartmann, und derselben Zeit, so wie einen Truchsessen Arnold. — Nach Herrgott's Bemerkung war Ersterer sogae adeligen Herkommens, was einen Schluß auf das Ansehen des Hauses Habsburg schon in damaliger Zeit erlaubt.

Urkunde Nr. 6 vom 20. Mai 1238 zu Altorf unter der Linde (sub Tilia). Obgleich diese Urkunde schon bei Neugart Cod. dipl. Al. II. 223 steht, hat sie Kopp dennoch aufgenommen, und sie ist in mancher Beziehung auch für unsern Zweck so wichtig, daß ihre Betrachtung zur Pflicht wird. Rudolph, als Landgraf, spricht einigen Landleuten von Uri, ihrer begangenen Frevel wegen, ohne weitere Umstände ihr Erbrecht ab, und räumt der Abtei Zürich, als Grundeigenthümerinn, das Heimfallsrecht ein.

Rudolphs Stellung als Landgraf ist hier klar zu erkennen, er verfügt ziemlich kräftig, wenn auch nicht gae so unabhängig, wie der Verf. zu glauben scheint; denn jener Ausdruck: cum consensu et conivention universitatis vallis vranie abjudicamus zeigt von wichtigem Stimmrechte der Gemeinde — welche am Ende der Urkunde auch mit unterfertigt ist.

Dieses Verhältniß ist allerdings von Hauptmannschaft und Schirmvogtei zu unterscheiden, die Aebtissinn von Zürich verreitt in dem gegebenen Falle das Grundeigenthum, das Thal Uri das Gemeinderecht, Graf Rudolph aber das Landrecht (S. 11). (Forts. folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

20. Mittwoch, den 9. März **1836.**

Die Abenteuer Dschebele's, des Sohnes Eihem's, des letzten Königs von Ghasan,

aus der

vor drei Jahren zu Kairo im Druck erschienenen großen Lebensbeschreibung des Propheten,

von Ibrahim von Haleb,

übersetzt durch Hammer-Purgstall.

(Schluß.)

Einige Zeit nach der Flucht Dschebele's sandte Omar einen Gesandten an Heraklius, um mit demselben Frieden zu schließen; bei seiner Rückkunft berichtete der Gesandte, daß ihn Kaiser Heraklius bei der Abschiedsaudienz gefragt, ob er denn einen seiner Vettern, den Araber Dschebele, gesehen; er möge ihn doch vor seiner Rückkehr besuchen. Dieser Einladung zu Folge, fuhr der Gesandte fort, begab ich mich nach Dschebele's Wohnung; ich fand einen hohen, mit Säulen geschmückten Pallast, an dessen Thor größeres Gedränge von Trabanten und Thürhüthern als an der Schwelle des kaiserlichen Pallastes; Dschebele saß auf einem goldenen Throne, den kristallene Säulen trugen, mit königlicher Pracht geschmückt; als er mich sah, bewillkommte er mich, zwar etwas verlegen, jedoch freundlich, mit dem Gruße: Willkommen und freundlich aufgenommen[1]! und both mir neben ihm zu sitzen an. Ich entschuldigte mich dessen mit dem Verbothe des Propheten, auf goldenem Throne zu sitzen. »Ja wohl,« sagte Dschebele, »aber das Wort des »Propheten lautet: reinige dein Herz von Unrath, und »laß dich nicht kümmern, worauf du sitzest.« Man brachte mir einen hölzernen Stuhl, auf den ich mich niedersetzte. Hierauf wurde das Essen auf goldenem Tische in silbernen Schüsseln aufgetragen; ich hüthete mich davon zu essen, und entschuldigte mich mit dem Verbothe des Propheten, welches dem Moslim aus goldenen und silbernen Geschirren zu essen und zu trinken untersagt. »Ja »wohl,« sagte Dschebele, »aber das Wort des Pro»pheten lautet: Reinige dein Herz von Unrath, und iß »was du willst.« Man brachte mir hierauf in gläsernen und hölzernen Schüsseln zu essen. Nach dem Essen brachten zehn Diener zehn mit Edelsteinen besetzte goldene Sessel, die sie rechts und links des Thrones aufstellten; auf denselben setzten sich zehn Sclavinnen von ungemeiner Schönheit nieder. Hierauf erschien der Schönsten Schönere in Goldstoff gekleidet, auf dem Haupte mit goldener Krone, auf welcher ein Vogel von der Größe einer Taube saß; in der rechten Hand hielt sie ein goldenes Gefäß voll Moschus- und Ambra-Tinctur und in der linken ein silbernes, mit Rosenwasser gefülltes Becken; als sie dem Throne nahte, pfiff sie dem Vogel, der sogleich zum silbernen Becken niederflog und sich im Rosenwasser badete, dann ins goldene Gefäß tauchte und sein Gefieder in flüssigem Moschus und Ambra wusch; hierauf flog er gegen den Thron, und setzte sich auf das mit Juwelen besetzte Kreuz der Krone Dschebele's, seine Schwingen über den Kopf desselben ausbreitend und schüttelnd, bis Rosenwasser und Moschus-Essenz von demselben abgeträufelt, das Gesicht und den Bart Dschebele's durchdüftet hatten; dieser konnte sein Wohlbehagen und sein Vergnügen über solchen Lebensgenuß kaum verbergen; lächelnd sagte er zu den, an seiner Rechten sitzenden, Sclavinnen: »Bei Gott! macht mich lachen;« diese nahmen die Lauten zur Hand, und sangen die folgenden Verse:

Gesegnet sey von Gott des Hauptes Königsbinde,
Die von Urzeit an schon mit ihm erschaffen ist,
Sie wird getränket nun vom Rosenwasser linde,
Indeß der Moschusbrein in Ketten niederfließt.
Heil Dschofus's Söhnen! die beschenkt mit hohen Gaben

[1] Ehlen we sehlen.

Digitized by Google

Den Grabort in der Nähe vom Grab Maria's haben[1].
Von Angesichte weiß, großmüthig von Natur;
Ihr Saum durchdüftet mit des Urgeruches Spur;
Sie sollen leben bis die Hunde nicht mehr klaffen,
Und nach Ankommenden nicht mehr die Städter gaffen.

Dschebele, lachend und voll Freude, wandte sich gegen mich, und fragte, ob mir der Dichter dieser Verse bekannt sey? Ich sagte nein. »Der Verfasser,« sagte Dschebele, »ist Hasan, der Sohn Sabits, der Dichter des Propheten.« Er wandte sich dann zu den Sclavinnen zu seiner Linken, mit den Worten: »macht mich weinen!« Diese nahmen ihre Instrumente zur Hand, und sangen:

Weß ist das Haus, das öde stehet in Omman,
Auf Jermuks höchstem Ort, nicht ferne von Ssaman,
Der Söhne Dschofne's war's, die wider Unglücksfälle
Errichteten sich hier erhabenen Altan;
Man zeiget dort den Ort, wo sie sich aufgehalten,
Begabt mit Kron und Thron und Herrschertalismans.
Die Ostern nahten sich, die Sclavinnen erschienen,
Mit Diademen und Korallen angethan,
Verödet ist das Haus, verwaiset sind die Völker,
Am Tag der Süßigkeit im Viertel von Holwan.

Dschebele weinte so heftig, daß ihm die Thränen über den Bart flossen, und denselben, wie vorher die von den Fittigen der Taube abträufende Rosen- und Moschus-Essenz durchströmten; er wandte sich zu mir, sagte: auch diese Verse sind Hasan's, und improvisirte dann über seinen Abfall vom Islam weinend die folgenden Verse.

Ich ward ein Christ, und gab Maulschelle so dem Adel,
Hätt' ich gewartet, wär's nicht Schaden und nicht Tadel.
Die Pilgerschaft, der Stolz, sie stürzten mich hinab
Indem ich gutes Aug für schielendes hingab.
O hätt' ich nie erblickt das Licht im Kindesbette!
O wenn ich doch den Rath Omar's befolget hätte!
O wenn ich weidete Kamehl durch Wüsten hehre,
Gesaugen bei Rebia oder Madhar wäre!
Wär' mir in Syrien geringe Kost beschieden,
Ich wäre dessen wohl mit meinem Volk zufrieden.

Er erkundigte sich dann um Hasan, und ich sagte ihm, daß er zwar noch am Leben, aber sehr alt und gebrechlich; seine Theilnahme äußernd, befahl er seinem Schatzmeister, fünfhundert Goldstücke mit dem Gepräge des Kaisers Heraklius und fünf Ballen reicher griechischer Stoffe herbeizuschaffen, zu denen er das Kleid, das er am Leibe hatte, hinzufügte, und mir Alles mit einem Gruße übergab. Ich redete ihm hierauf zu, daß er, da er den Propheten zu sehr in Ehren hielte, zum Islam zurückkehren möge; er lachte und sagte: »Bruder Araber! der Islam liegt mir gar ferne, es sey denn unter »zwei Bedingnissen: daß mir Omar seine Tochter vermählte und mich zu seinem Nachfolger im Chalifate ernenne.« Omar sagte auf diesen Bericht des Gesandten, daß er wohl die Hand der Tochter, aber nicht die Nachfolge im Chalifate zugestehen könne; dann ließ er den alten Dichter Hasan rufen; dieser sagte beim Eintritte: Ich rieche den Geruch des Hauses Dschofne; »ganz »richtig,« sagte Omar, »denn hier ist der Gesandte, »den ich an den Sohn Dschebele, den Sohn Eihems, gesen»det, zurück.« Gib mir Vetter, sagte Hasan zum Gesandten, die Geschenke, die du für mich mitgebracht. — »Woher weißt du denn, daß ich deren für dich habe?« — »Dschebele,« sagte Hasan, »ist aus dem Stamme der Großmüthigen; als ich noch zur Zeit der Unwissenheit (vor dem Islam) sein Lob gesungen, versprach er mir, daß er mir durch alle meine Bekannten, denen er je begegnen sollte, Geschenke senden würde, und so hat er deren gewiß auch dir mitgegeben.« Der Gesandte übergab die Geschenke, und Hasan entfernte sich aus der Gegenwart des Chalifen, indem er die folgenden Verse improvisirte:

Dschofne's Sohn ist von dem Rest der edlen Schaar,
Die zu schmähn ihr Vater nie im Falle war;
Mein vergaß er nicht als Herr an Syriens Strand,
Und gedenket mein als Christ in Griechenland;
Schickt mir unermeßlich reiche Spend' und Gaben,
Die bei ihm nur Werth von Kleinigkeiten haben.

In der Hoffnung, den Dschebele doch noch zur Rückkehr zum Islam zu bewegen, sandte Omar den Gesandten zum zweiten Male nach Konstantinopel; aber an dem Tage von dessen Ankunft kam ihm an dem Stadtthor der Leichenzug Dschebele's entgegen.

---

1 Dieser Vers gibt einen ganz unerwarteten wichtigen Aufschluß über die sogenannten Königsgräber außer dem Thore von Jericho zu Jerusalem, links von Gethsemane dem Grabe Marias, worüber bisher noch alle Reisenden im Dunkeln getappt; es sind also wirklich Königsgräber, und zwar der christlichen arabischen Könige von Ghassan, bei denen auch das Grabmal Helena's, der Königin von Adiabene.

2 Halwa, das morgenländische Zuckerwerk, das hier im Arabischen ein Wortspiel mit dem Namen der Stadt Holwan bildet.

Digitized by Google

Urkunden

zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. E. Kopp, Professor.

Im Interesse der österreichisch-habsburgischen Geschichte betrachtet von Th. G. v. Karajan.

(Fortsetzung.)

Urkunde Nr. 7 vom 2. März 1259 zu Sempach, aus dem Archive der Cistercienserinnen zu Rathhausen. Gottfried von Habsburg, als Eigenthümer von Sempach. Sühne eines Todtschlages. Als Zeugen mehrere Ritter, der Schultheiß und andere Bürger.

Urkunde Nr. 9 vom 27. Mai 1263 zu Baden, aus dem Archive der Cistercienser-Abtei Wettingen. Hartmann der Jüngere und Hartmann der Aeltere, Grafen von Kiburg, dieser Onkel des ersten von brüderlicher Seite, vergl. Herrgott I. 57, haben gemeinschaftliche Dienstmannen; einer derselben, Heinricus miles de Wizenanc Ministerialis noster, schenkt zu seinem Seelenheile ein Kiburgisches Gut an die Abtei Wettingen. In dieser, so wie in der vorhergehenden und den zwei nachfolgenden Urkunden vom 1. Dec. 1268 und 27. April 1271 handeln die Hartmanne und Gottfried als Eigenthümer, die oben berührte Stellung Rudolph's gegen sie als Landgraf tritt aber besonders in dem letztern Diplome hervor.

Urkunde Nr. 10 dd. Freyburg am 1. December 1268. Archiv der Cistercienser-Abtei St. Urban. Rudolph, Graf zu Habsburg und Kiburg, als Landgraf im Elsaß, thut einen Schiedsspruch zwischen Otto Ritter von Olsingen und der Abtei St. Urban zu Freiburg. — Der Gegenstand ist in dem vorliegenden Documente so wenig bezeichnet, daß wir nicht bestimmt zu unterscheiden vermögen, ob er dem Lehen-, Geistlichen- oder Landrechte überhaupt angehöre.

Urkunde Nr. 11 dd. Laufenberg am 27. April 1271. Rudolph von Habsburg und Kiburg, Gottfried von Habsburg und Hugo von Werdenberg vertragen sich über die Vertheilung und Behauptung der Lehen, Dienstmannen und Güter des Hauses Kiburg. — Die Lehen daselbst sind zweierlei, nämlich solche, die von dem riche dar ruerent, older von dem Herzogentrome von Swaben«, die Reichslehen »div sol ich Graue Rvdolf vor us han.« Geschähe es, »das div ivuchvrowe von Kibvrch ein chieben man geneme, so wollten ihr alle Drei »gemeilich vnd getrulich, ane alle geuerde . . . . . helfen, das guot von Kiburch ze behanne, vnz vnser jelicheme sin schade werde abgetan.«

Hier ist nun Doppeltes bemerkenswerth, erstens im Eingange der Urkunde der Ausdruck: »junge Herrschaft von Kiburch,« was leicht Irrthümer erzeugen könnte; später erscheint nämlich dieser Zweig des Geschlechtes nach seinem Aussterben mit Hartmann allgemein unter dem Namen des mittleren oder älteren (vergl. Herrgott I. 54), und zweitens die Bezeichnung »div ivuchvrowe von Kiburch,« welche keinen Zweifel übrig läßt, daß damit jene Helwig gemeint sey, über deren Vater man nicht einig ist. Sie wird nämlich den Söhnen Ulrichs von Kiburg zugeschrieben, welchem von beiden aber, Hartmann, mit dem Beinamen des Aelteren, oder Wernern, ist unbestimmt. Vergl. Herrgott I. 56.

Stirbt Helwig, so erben alle drei Brüder ihre Güter, stirbt einer oder zwei der verbundenen Brüder, »so sulu die zvene, older eine, ob die zweue sturben, des andern kinder vnd erben die selbun helfe gebunden sin.«

II. Rudolph von Habsburg als römischer König.

Urkunde Nr. 12 dd. Colmar am 9. Jänner 1274. Stadt-Archiv Lucern. Fehlt in Böhmer's Regesten. — Schirmbrief Rudolph's für die Stadt Lucern, ihrer besonderen Treue und Anhänglichkeit wegen. — Kopp's Ansicht, daß diese, so wie eine Urkunde gleichen Inhalts vom vorhergehenden Tage für Uri bei Tschudi I. 180 huldvolle Antworten des neuen Beherrschers des römischen Reiches auf die Glückwünsche seiner Freunde aus der Grafenzeit seyen, hat viel Wahrscheinliches. — Es ist nun nicht ganz ungegründet, auch jener bei Böhmer l. c. angeführten Urkunde für Uri denselben Ausstellungsort beizusetzen.

Urkunde Nr. 13 dd. Wien am 4. November 1277. Stadt-Archiv Lucern. Fehlt ebenfalls bei Böhmer. — Rudolph verleiht den Bürgern von Lucern das Recht: »more nobilium et militum Imperii feodorum capaces esse,« ein neuer Beleg für den Begriff, »der Reichslehen Genoß seyn,« was nur der Adel und Ritterstand konnte. — Die Urkunde ist gegeben zu Wien, während Rudolph's langem fast ununterbrochenem Aufenthalte in und bei dieser Stadt; wir finden ihn nämlich hier urkundlich vom 25. October 1276 bis 9. September 1279.

Urkunde Nr. 15 dd. Einheim am 1. November 1281. Stadt-Archiv Lucern. Fehlt bei Böhmer l. c. — Rudolph ermahnt seine und seiner Söhne Amtleute, die Satzungen und Verordnungen der Lucerner aufrecht zu erhalten. — Für uns allenfalls der Ausstellungsort bemerkenswerth.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 16 S. 27. »Den Landfrieden . . . . ordnete König Rudolph zu Mainz am 13. Christmonat 1281 bis Weihnacht 1286, am Rhein von Constanz bis Mainz, an.« — Die Urkunde steht bei Gerbert Cod. Epistolaris Rudolphi I. S. 214 unter der Nummer XI., sie variirt aber von den Ausgaben Goldast's und Schilter's, so z. B. ist jene Stelle »von vnser Keyserliger gewalt, vnd mit der vursten rade, vnd anders des Riches hulden,« in den früheren Ausgaben nicht zu finden. Joh. Müller I. Buch Cap. 17 Abtheil. IV: »Rudolph König« läßt den Landfrieden gleich nach der Königswahl verkündet werden, was aber mit dem Datum der Urkunde durchaus nicht übereinstimmt. — In Böhmer's Aufzeichnung dieses Diploms vermissen wir den Ausdruck:

Digitized by Google

„Landfrieden," was zur schnelleren Zurechtfindung dienlich wäre.

Urkunde Nr. 17 dd. Kiburg am 9. Mai 1273. Stadt-Archiv Lucern. Rudolph befiehlt den Richtern des Landfriedens im Zürch- und Aargau die Prozesse der Lucerner Kirche so lange nicht anzunehmen, als dem Beklagten von seinem Herren in den Höfen des Gotteshauses Recht gehalten wird. — Rudolph's fortwährendes kräftiges Einwirken auf die Landesverwaltung ist hier erkennbar, mehr noch aber und entscheidend ergibt sich die Stellung des römischen Königs zur Schweiz aus der folgenden

Urkunde Nr. 18 dd. Baden am 19 Februar 1291. Archiv zu Schwyz. Rudolph verbietet nämlich, daß den freien Bürgern von Schwyz ein Unfreier zum (Land)Richter gegeben werde. „Inconveniens nostra reputat serenitas, quod aliquis servilis conditionis existens pro judice *vobis detur*, propter quod auctoritate regia volumus u. s. w. Hieraus ist Folgendes zu entnehmen.

Erstens kann nicht geläugnet werden, daß die hier hervorgehobenen Ausdrücke einer eigenen Wahlfreiheit der Thäler geradewegs widersprechen, was auch immer selbst Johannes Müller dagegen anführt. Ueberdieß war nach einer Urkunde, die Kopp nach Libert. Einsidl. p. 63 auf den 11. Juni 1217 setzt, Habsburgs Vogtei über Schwyz eine erbliche, und der obere Richter setzte den unteren.

Die Urkunde steht aus dem Originale des Archives zu Einsiedln zum ersten Male abgedruckt bei Herrgott Geneal. II. p. 224. Nr. CCLXXIII, nur variirt der Tag von jenem, den Kopp anführt, es heißt nämlich daselbst: Dis beschiache ze dien Einsidellen im XII Brachotzt (d. i. Brachmonat) u. s. w. 1217. — Rudolph, Großvater des Königs, nennt sich „wan och ich *von rechter erbschafft, rechter voget* und schirmer der vorgenanden löten von Schwitz bin," und 17 Zeugen, worunter 6 von Schwyz, bestätigen die Urkunde.

Zweitens erkennen wir in dem hier beigebrachten Belege das Wirken Rudolph's mehr als ein die Freien schützendes, statt unterdrückendes, wenn auch immerhin die Wahlfreiheit des Richters oder Amann für die Schwyzer zusammenfällt.

III. Agnes, Herzogin von Oesterreich, Gräfin von Habsburg.

Urkunde Nr. 20 dd. 30. August 1291 ohne Ort, aus dem Stadt-Archive Lucern.

Agnes, Kopp nennt sie, wahrscheinlich der Colmarer Chronik folgend, Witwe Herzogs Rudolph von Oesterreich, sühnet an der Herrschaft Statt, vier zu Lucern Gefangene mit den Bürgern dieser Stadt aus.

Diese und die folgende Urkunde sind nach unserem Wissen bisher ungedruckt, was aber mit Bestimmtheit zu behaupten fast unmöglich ist, da unserer Geschichte bis zur Stunde noch verläßliche Regesten oder ein vollständiges Diplomatar fehlt.

Agnes war eine Tochter Ottokars von Böhmen, und damals Witwe Rudolph's, Sohn des Königs Rudolph, wenn man mit dem Chron. Colm. als Todesjahr ihres Gemahls 1290 annimmt; so viel wenigstens ist aus der bei Herrgott II. Bd. unter der Nr. DCCLXIV. mitgetheilten Urkunde gewiß, daß ihr Gemahl 1292 nicht mehr am Leben war, wie wir auch weiter unten in einer Urkunde der gegenwärtigen Sammlung sehen werden. Agnes nennt sich auf dem noch vorhandenen und unten genauer beschriebenen Siegel selbst eine Tochter des Königs von Böhmen.

Ottokar scheint aber noch eine zweite Tochter gleichen Namens gehabt zu haben, denn anders können wir uns die Gemahlin Heinrichs von Kuenring, Agnes, nicht erklären, die in eben derselben Zeit filia Regis Ottochari genannt wird. In Frast's Bruchstücken über die Kuenringe (Hormayr's Archiv, Jahrg. 1819, S. 510) erscheint Agnes nach einer handschriftlichen Chronik bei Link Annal. Claravall. als Comitissa de Alsperg, dann wieder nach einer andern Quelle als Agnes de Habsburg. Das Diplomatarium Zwettlense bei Ludewig Reliquiae MSS. T. IV. 66 gibt uns endlich einen Wink, der die Sache zu entwirren scheint. Es heißt nämlich daselbst von Heinrich: habuit enim conjugem idem marscalcus filiam regis Boheniae Ottochari *ex obliquo*." Wornach sich für Heinrichs Gemahlin eine natürliche Tochter Ottokars ergibt.

Urkunde Nr. 29 dd. Bruck (im Argau) am 9. August 1293. Archiv der Cistercienser-Abtei Wettingen. — Empfangsbestätigung der Witwe Agnes über 300 Mark Silbers vom Gotteshause Wettingen. Nur der Ubication wegen bemerkenswerth.

Die Siegel an beiden Briefen sind wohl erhalten, und von bedeutender Größe; eine hohe Frau in langem Gewande, das in vielen Falten herabfließt; sitzt auf einem fürstlichen Stuhle, die linke Hand ruht im Schooße, die rechte auf der Brust. — Zur Rechten Oesterreichs Schild, zur Linken der Löwe Habsburgs. Die Umschrift lautet: † S. AGNETIS D ĠRA. DUCISSE. AUSTR. BOHEM. REGIS. FILIE.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

21. Sonnabend, den 12. März **1836.**

Des Königs Mathias Einzug in Prag, am 24. September 1611.

Die Zerwürfnisse zwischen K. Rudolph und Mathias sind bekannt; eben so die Bewegungen in Oesterreich ob und unter der Enns, in Böhmen, Mähren und Ungarn, welche von dem passauischen Kriegsvolke [1] hervorgerufen, zuletzt den Kaiser auch noch um die Krone Böhmens brachten. Ob und in wie fern aber letztere den Absichten des nichts weniger als friedlich gesinnten Mathias entgegenkamen, ist hier nicht der Ort zu erörtern; gewiß bleibt es, daß dessen Agenten, überall thätig sie zu benützen, nichts versäumten, die Stimmung des Volkes für ihn zu gewinnen, und nach allen Seiten hin zu befestigen. Der Oberherr Oesterreichs und Mährens, der König von Ungarn, war *nicht zufrieden*, so lange sein kaiserlicher Bruder im Besitze *Böhmens blieb*, und es ist in der That nicht zu übersehen, wie geschickt er insbesondere die Elemente in diesem Lande benützte, welche der so wichtige Majestätsbrief keineswegs gedämpft, sondern noch mehr aufgeregt hatte. Der Einfall und die Verwüstungszüge des passauischen Kriegsvolkes gaben den Ausschlag; sie waren der Ruf zum *letzten* Schritte. Die Stände von Oesterreich ob und unter der Enns, von Ungarn, Mähren und Böhmen schlossen nun ganz offen Schutz- und Trutzbündnisse, und nach einigen Verhandlungen mit Rudolph, der fortwährend in Prag war, luden die *letzten* Mathias ein, auch nach Prag zu kommen, und die königliche Würde ihres Landes zu übernehmen. Dieser hatte ihnen bereits 8000 Ungarn wider die zügellosen Söldner des Erzherzogs Leopold zu Hülfe geschickt; er selbst aber trat, nachdem noch zu Iglau mit den böhmischen Abgeordneten nähere Bestimmungen festgesetzt worden, am 20. März 1611, von zahlreichen Kriegern begleitet, seine Reise an. Ueber den feierlichen Empfang in Böhmen, über den Einzug in Prag und die nächsten Ereignisse liegen zwei gleichzeitige Briefe [2] vor uns, die wir ihrer speciellen Beziehungen wegen, hier mittheilen wollen.

»Als wir den 23. März 1611 zu Böhmisch-Brod angekommen, haben die Herren Böheimischen Stände in der Nacht Abgesandte zu Ihrer Königl. Majestät geschickt, und Ihre Majestät gar nach Prag begehrt, darneben auch angedeutet, daß die Herren Böheimischen Stände Ihrer Königl. Majestät mit 22 Fahnen, ungefähr 2200 stark zu Pferd, entgegen gezogen; deßwegen sich Ihre Königl. Majestät mit den bei sich habenden Herren und Landleuten und dem geworbenen Kriegsvolk zu Pferd und Fuß aufgemacht, und auf Prag zugezogen. Eine Meile Wegs aber außer Prag haben Ihre Majestät stillgehalten, und das Kriegsvolk zu Pferd und Fuß, als die Puchheimischen 1000 Pferde, Golzische 500 und Dampierische 500 sammt dem Regimente Kollonitsch von 3000 Mann und den Dernischen 500 Knechten, welche über einen Berg in voller Schlachtordnung herabzogen, die Revue passiren lassen. Unterdessen sind die Böhmischen Herren und Landleute auf Ihrer Königl. Majestät Leibwagen zugeritten, und von ihren Pferden abgestiegen, um Ihre Majestät zu empfangen. Ihre Majestät verließen ebenfalls den Wagen, und gingen ihnen einige Schritte entgegen; hierauf hat der Oberste-Landrichter, der lange Herr von Wallenstein, eine schöne und lange Rede gehalten, welcher der Landeskämmerer von Mähren, Herr Poppel, geantwortet. Nach vollendeter Oration sind Ihre Majestät wieder in den Wagen

[1] S. Geschichte des Kriegsvolkes, welches der Kaiser Rudolph II. im Jahre 1610 zu Passau anwerben ließ. Vierter Theil der »Beiträge« von Franz Kurz, Linz 1809, und »Schicksale des Passauischen Kriegsvolkes in Böhmen, bis zur Auflösung desselben im J. 1611. Von Franz Kurz. Aus den Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Prag 1835. 8.

[2] Der Schreiber war nach allen Anzeichen ein österreichischer Landstand; wir geben sie, nur mit einigen orthographischen Abänderungen — wörtlich.

Digitized by Google

gestiegen, und in nachfolgender Ordnung hinein nach Prag gezogen. Die Avantgarde bildeten die geworbenen böhmischen Reiter; ihnen folgten die 1000 Puchheimischen und die 500 Dampierischen, und hierauf kamen: zu Pferd 400 verschiedene Herrendiener, die Handrosse, deren bei 100 gewesen, die Edelknaben, die Heerpaukner und Ihrer Majestät Trompeter. Nach diesen zogen 3500 Mann zu Fuß, die Herren und Adelspersonen zu Pferde, die Kammerherren, der Herr Oberstmarschall, die Lakaien, denen Ihre Königl. Majestät folgte, welcher vor der Stadt, nachdem es zu regnen aufgehört hatte, zu Pferde gestiegen war. Nach Ihrer Majestät erschienen: der Oberstkämmerer, der Oberststallmeister, wieder Edelknaben, Kammerdyener, zwei Leibpferde Ihrer Majestät, der Oberst von Golz mit seinen 500 neugeworbenen Reitern; und Ihrer Majestät Leibwägen und andere Wägen schlossen den ansehnlichen stattlichen Zug. Es ist auch eine mächtige Menge Volkes in den Häusern und auf den Gassen gewesen, und hat sich gewiß, wie von Männiglich geurtheilt worden, über die Hunderttausend belaufen. So hat man keinen Menschen traurig gesehen, sondern Alles mit fröhlichem Gesichte und freudiger Glückwünschung. Durch das Thor, da man eingeritten, in der Neustadt bis in die Altstadt zu Ihrer Majestät Wohnung sind auf beiden Seiten der Gassen eitel Soldaten gestanden, und es ist für Ihre Majestät gar ein hübsches Haus in der Altstadt zugerichtet worden, davor allzeit zwei Fähnlein Knechte in Gewehr stehen und Wache halten.«

»Des andern Tages, als den 25. März, haben Ihre kaiserliche Majestät den Herrn Landgrafen von Leuchtenberg und Herrn Ernst von Molau mit einem Gruße heruntergeschickt [1]; entgegen Ihre königliche Majestät den 26ten mit gleichen Complimenten den Herrn Oberstkämmerer wieder hinaufgeschickt. Anderes und Mehreres ist dieses Mal nicht fürgelaufen. Man steht jetzt in Deliberation, wie alle Sachen anzugreifen und zu bestellen seyen; sonst ist es allhier zu Prag der großen Menge des Volkes wegen sehr theuer, wie denn der Strich Haser um anderthalb Thaler, Heu und Stroh gar nicht zu bekommen. Auch das Brot ist sehr theuer, und gleichfalls nicht leicht zu bekommen. Jetzt deliberirt man, wie die Passauer aus dem Nest zu treiben; die unirten Fürsten biethen uns Hülfe an, und zwar 4000 Mann zu Fuß, 1500 Pferde und 3000 Zentner Pulver. So sind auch hier der Rheingraf wegen Sachsen, Herr von Schönberg wegen Churbrandenburg und Hippolitus a Collibus wegen Churpfalz, und Keiner von ihnen improbiert Ihrer Königl. Majestät Vornehmen. Wir verhoffen also, wir werden ehest die Böheimische Krone erlangen, und wenn Gott will wegen der Römischen auch nicht fehl schlagen. Bei dem kaiserlichen Hof sieht man keinen Menschen; entgegen bei uns in der Altstadt ist es so voll, daß sich einer kaum umwenden kann. Der Oberstlandrichter, der lange Herr von Wallenstein, befindet sich jetzt bei den Böheimischen Ständen auf dem Altstädter Rathhaus, und er hat bisher noch immer das Wort geführt, und sind nunmehr die Landofficiers auch getrennt und halbirt. Von dem Herzoge aus Baiern haben Ihre Königl. Majestät auch gar gute Schreiben bekommen, und wir sollen wenigstens nicht mehr zu befürchten haben, daß er den Passauern einige Hülfe oder Assistenz leisten wolle. Den 26. October sind alle Bothschafter vorgefahren, Ihre Königl. Majestät zu besuchen, als erstlich des Papstes Nuntius, der spanische Gesandte, der florentinische, und nach diesem hätte der venetianische kommen sollen, ist aber zu spät worden. Heute hat man beschlossen, etliche hundert Pferde und 1500 Mann von des Königs und dem böheimischen Volke in die umliegenden Orte bei Budweis zu legen; auch hat man Abgeordnete auf den Hradschin zu den übrigen Landständen geschickt, daß sie sub nota infidelitatis morgen, d. i. den 27ten erscheinen sollen, dabei zugleich den Kaiser erinnert, daß Ihre Majestät einen Landtag auf den Mittwoch nach Ostern ausschreiben, denn an diesem Tage man unfehlbar die Proposition thun wolle. — Erzherzog Leopold sucht allbereit einzulenken, ist aber darüber jetzt nicht zu schreiben. Tennagel [1] ist noch nicht gehenkt worden, wird aber nicht fehlen. Die Böhmen haben heute drei Oberste abgesetzt, zwei Wratislaw und einen Herrn von Ruppa, weil sie nicht schwören wollen, als man das Volk Ihrer Majestät dem König entgegengeschickt. Heute haben die beiden Feldmarschälle neben und mit den andern hohen Aemtern Rath gehalten, da ist unserm Feldmarschall (Herberstein) die Präeminenz gelassen worden; sonst ist es bei der Nacht in den Gassen still und sicher. So

[1] Das K. Rudolph schon am 22. März brieflich den Mathias eingeladen, bei ihm im Schlosse zu wohnen, s. Kurz a. a. O.

[1] Rath und Kanzler des Erzherzogs Leopold, einer der Hauptagenten bei dem Einfalle des passauischen Kriegsvolkes. Er wurde jedoch schon Anfangs März gefangen; seine Aussagen in den wiederholten peinlichen Verhören setzt Kurz am angeführten Orte, obwol nur auszugsweise, mitgetheilt.

Digitized by Google

viel bis auf den 26ten; was ferner verlauft, bericht ich hernach.«

Vom 30. März.

»Wie ich vom Herrn Landgrafen von Leuchtenberg vernommen, soll der Graf von Sulz gewiß hereinkommen, und die Gefahr, so ihm drohet, gar nicht achten. Wenn er aber vernehmen wird, wie es heute zugegangen, möchte er sich gleichwohl noch bedenken.«

»Der Graf von Hohenzollern ist vor drei Tagen von hier abgereist, sonst meint man, daß man ihn auch arretirt hätte. Gestern hat die Gräfin von Althann Prag heimlich verlassen, und sich zu ihrem Herrn begeben. Heute ist der Graf von Thurn um 7 Uhr ins Schloß, des Haus von Aach Zimmer gegenüber, gekommen, und hat den Herrn Hegenmüller herunterrufen lassen. Sobald dieser aber erschienen, hat er ihn bei der Hand, zum Schloßthor rückwärts hinab zu der Ueberfuhr, in das Altstädter Rathhaus führen lassen. Hernach ist er zu dem goldenen Greifen auf die Kleinseite gegangen, und hat den Herrn Welser, gewesenen Reichspfennigmeister, auch mit sich in das Altstädter Rathhaus genommen.«

Nachmittags um zwei Uhr hat man den böhmischen Oberstwachtmeister Herrn Sbubna zu dem Herrn Hainbal geschickt; der hat ihn ebenfalls herabrufen lassen, und nachdem er die Schuhe angezogen, mit sich zu Fuß nach der Ueberfuhr geführt, und in der Altstadt bei den drei Fähnrich einlogiert. Man besorgt, es werde dieser Rundtrunk noch an mehr Leute kommen.« K.

Urkunden

zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. E. Kopp, Professor.

(Fortsetzung.)

IV. Albrecht I. als Landgraf.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 19 dd. 1. August 1291 ohne Ort, aus dem Archive zu Schwyz. »Rudolphs Tod erschütterte das Reich in seinen Fugen, und bedrohte das, durch seinen Willen und seinen Geist so lange Jahre in Friede und Gesetzlichkeit zusammengehaltene vielgliedeige Ganze mit schneller Auflösung.« Zeiten der Verwirrung wurden bei der Thronerledigung »erwartet, gesucht, gewünscht.« In der Schweiz nicht minder als anderswo; nach Kopp gaben die oberen Lande, gab Zürich den ersten Laut, den ersten Anstoß.

Kopp macht hier Joh. Müllern den Vorwurf, er stelle nach Cezählung manches ungebührlichen Anmaßung der Heeren, Städte und Gemeinden die »überraschende« Frage: »Wo ist hier das Anführerische in den Schweizerbünden?« Worauf er ihm, die scharfe Waffe der Urkunden in den Händen, mit der Frage entgegentritt: Da die drei Thäler nicht Herren der Gerichte in ihren Marken sind, wer gab ihnen das Recht, den Gerichtsherrn in der Wahl seiner Richter durch was immer für Bedingungen beschränken zu wollen? und, da der Blutbann unbestritten von dem Landgrafen geübt ward, und von dieser oberrichterlichen Gewalt den drei Thälern noch viel weniger etwas anwohnte, woher haben sie die Befugniß, diese landgrafschaftlichen Rechte sich anzueignen? Endlich beschuldigt Kopp seinen Gegner von Herzog Albrecht von Oesterreich ein Bild gegeben zu haben, das bis an seinen Tod hinabreichte, und Thaten entnommen seyen, deren Richtigkeit und Beurtheilung erst noch zu erweisen war; und noch zu erweisen ist, setzen wir hinzu.

Zum theilweise besseren Verständniß des späteren Verfahrens des römischen Königs gegen die Schweizer ist diese Erläuterung Kopp's allerdings zweckdienlich. Ihre genaue Prüfung muß hier leider, schon der Ausdehnung wegen, die sie erfoederte, und anderer Ursachen wegen, unterbleiben, so wichtig und anziehend sie auch wäre. — Allein Etwas ist jedenfalls schon durch diese Andeutungen des Verf. gewonnen, ein Grund mit bleibt immerhin der bezeichnete, wenn auch anderer Seits gegen denselben gewichtige allgemeine Fragen in Erwägung zu ziehen wären.

Urkunde Nr. 23 dd. Luceen am 31. Mai 1292. Stadt-Archiv Lucern. — Huldigungsbrief Lucerns an Albrecht und seinen Neffen Johannes.

»Johanse siz bruder seligen syne,« ein neuer Beweis, daß Rudolph damals nicht mehr am Leben war.

Urkunde Nr. 24 dd. Lucern am 31. Mai 1292. Aus dem Stadt-Archive Lucern. Albrecht verspricht den Lucernern für sich und Johannes, ihre Rechte und Gewohnheiten, wie unter Muebach, nicht zu kränken.

Außer dem Ausstellungsort und der Stelle, wo sich Albrecht ausdrücklich Vormund seines Neffen nennt: »Johannes des vogit wir sin,« bietet die Urkunde unter anderen auch mit einen Beweis, daß Albrecht nicht gar so tyrannisch in jenen Ländern verfuhr, sondern, daß er auch auf die Erhaltung der herkömmlichen Rechte und Gewohnheiten nicht ganz vergaß.

Bei der allgemeinen, hie und da sich mißfoemig breitmachenden Bewegung der Zeit und den ungeschickten Eigenmächtigkeiten Einzelner, war Albrechts ebene Consequenz und seine bis zum Eigensinn beibehaltene Richtung häufig sogar ein nothwendiges Gegengewicht, dem freilich auch manches Gute zum Opfer ward.

Urkunde Nr. 25 dd. Lucern am 30. März 1293. Aus dem Stadt-Archive Lucern. Otto von Ochsenstein, Landvogt,

Digitized by Google

hat den Lucernern den Eid des Landfriedens abgenommen, ahrr von den Waldleuten währt ein Urlige.

Ein Jahr war kaum verflossen, und schon begannen die Widersetzlichkeiten. Die Beschwörung des Landfriedens (desselben den Rudolph am 24. März 1287 gegeben, König Adolph am 2. October 1292 zu Cöln auf 3 Jahre erneuert hatte) verpflichtete zur Besuchung der Landtage, Landgraf war aber das Haus Oesterreich, die Waldleute weigerten sich zu schwören, die Widersetzlichkeit war also offenbar. — Somit erklärt sich schon die vorhergegangene Absendung des Landvogts mehr als ein Mittel der Energie Albrechts, die sich Vergessenden an seine Wachsamkeit zu erinnern, und ihre Landfriedenseide erneuet zu empfangen, als mit Tschudi und Joh. Müllern folgend hier bloß einr, »wenn wahr, ganz abenteuerliche« Bothschaft anzunehmen.

Sehr richtig bemerkt hier Kopp: »hätte König (?) Albrecht den Waldleuten irgend etwas über Gebühr zugemuthet, ihm wäre es ein Leichtes gewesen das auszuführen, was König Friedrich am 10. Hornung 1326 nicht mehr mit Erfolg versucht hat. Die Urkunden stehen bei Kurz: Oesterreich unter Friedrich, im diplom. Anhange Nr. XXX. und XXXI. Vergl. hiermit Olenschlager Staatsgesch. S. 127 wegen der Berichtigung des Laglus in der Note.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 27 dd. 2. Mai 1293. Als Landrichter im Aargau und Zürichgau erscheint in dieser Zeit Ulrich von Rusey, im Jahre 1298 nennt er sich urkundlich (Zurlaubens Stemmatogr. LXXX. 239) Preses terre. — In der vorhergehenden Urkunde Nr. 26 erscheint als österreichischer Pfleger im Aargau Werner, Vogt von Baden.

Urkunde Nr. 28 dd. Wien am 30. Juni 1293 (?). Stadt-Archiv Lucern. Albrecht trägt dem Landvogte auf, die Rechte und Freiheiten Lucerns nicht nur zu erhalten, sondern auch willig zu vermehren. Diese Gnade dürfte wohl dem überhand nehmenden Mißvergnügen gegenüber erklärlich seyn.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 30 vom 30. Juni 1298. Scharfsinnig und genau, wie in allen seinen Untersuchungen, enthüllt der Verf. hier zwei bis jetzt unbeachtete Umstände bei den Zerwürfnissen zwischen Albrecht und Adolph, und zur Entscheidungsgeschichte des Letzteren. Einmal aus den bisher gebrauchten Belegen kann nicht erwiesen werden, daß Bonifaz VIII. Adolphen als römischen König bestätigt oder gar ihn zum römischen Kaiser krönen zu wollen sich bereit erklärt habe, wenn er auch den Regem Alemanniae factisch anerkannte, vielmehr scheint unzweifelhaft, daß Adolph als Advocatus Ecclesiae dem Papste niemals schwur.

Zweitens findet sich, obwohl es allgemein verschert wird, nirgends ein Beweis, daß Albrecht dem Könige Adolph wirklich gehuldiget habe, noch wann und wo. Besonders der zweite Punct ist bis jetzt unentworren, selbst Kurz (Oest. unter Ottokar und Albrecht S. 156) spricht von einer Auslieferung der Reichsinsignien durch Albrecht an Adolph.

Kopp hoffte in dieser Angelegenheit Aufschluß in Oesterreichs Archiven, und wird ihn höchst wahrscheinlich gefunden haben; ein Grund mehr, auf sein Werk begierig zu seyn.

V. Albrecht I. als König.

Urkunde Nr. 33 dd. Bruck am 25. April 1302. Pfarrlade Morsach. Fehlt bei Böhmer Regesta. Albrecht bestätigt die Gehebung einer zu Schwyz gehörigen Capelle Morsach zu einer Pfarrkirche, durch Heinrich Bischof von Constanz, doch mit dem, Namens seiner Kinder ausdrücklich gemachten, Vorbehalte des Lehenrechtes beider Kirchen.

Wir finden Albrecht zu Bruck, nachdem er Anfangs des Jahres längere Zeit zu Nürnberg verweilte, und nach der Hand über Eßlingen, Nördlingen, Worms nach Speier seine Reise fortsetzt, wo er endlich längere Zeit zubringt.

Erläuterung der Urkunde Nr. 34 vom 15. Mai 1302. Kopp weist durch Aufzählung der Reihe der Vögte nach, daß die Vogtei Küssenach nie bei einem Großer gewesen.

Erläuterung der Urkunde Nr. 36 vom 7. März 1303. Staats-Archiv Lucern. Albrecht hielt als König die Reichsverfassung sorgfältig fest, die er als Herzog behauptet hatte. Die Rechte seines Hauses handhabend, setzte er ununterbrochen die Landeichter ein, nach Aufegge Hermann den älteren von Bonstetten, dann Rudolphen von Habsburg u. s. f.

Kopp behauptet, es sey ihm keine Urkunde bekannt, aus welcher sich beweisen ließe, daß König Albrecht den drei Ländern auch nur ein Haar gekrümmt habe. Die Chroniken schweigen ebenfalls. Ja es finden sich im Gegentheile Beispiele duldsamen nachsichtigen Handelns; so hatte das Kloster Wettingen im Thale Uri Besitzthum, das, da es befestigt und wohl gelegen, bei dem ringsum überhand nehmenden Mißvergnügen, dem König wünschenswerth seyn mußte; das Kloster weigerte sich aber es zu geben; Albrecht, statt es zur Abtretung zu zwingen, trug im Gegentheile dem Landamann auf, »daß er Wettingen weder an Leuten noch an Gut kränken solle,« und dieses zu einer Zeit, wo er befohlen habe (nach Joh. Müller 2. B. 1. C.), »daß den Waldstädten kein Handel und Wandel erlaubt werde.« — Die Urkunde, die jene Handlung bekräftigt, vom 1. April 1302, wird noch zu Uri aufbewahrt. — Ein zweites Beispiel hat Kopp S. 72 von der Aebtissin des Zürcher Frauenmünsters, Kunigunde von Wasserstelz. (Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

22. Mittwoch, den 16. März **1836.**

Trudpert Neugart.

Ein biographischer Versuch.

Von C. Schmutz.

Trudpert Neugart, Mitglied des fürstlichen Benedictinerstiftes St. Blasien auf dem Schwarzwalde, später der wiederbelebten Abtei zu St. Paul in Kärnthen, ausgezeichneter Geschichtsforscher und Kritiker, wurde am 23. Februar 1742 in dem ehemals vorderösterreichischen, nun großherzoglich badenschen Städtchen Villingen auf dem Schwarzwalde von bürgerlichen Aeltern geboren. Schon früh zeigten sich in dem, wie es schien, schwächlich gebauten Knaben emporstrebende Keime hoher Talente, unermüdeten Fleißes und reiner Sittlichkeit, die aber bei den beschränkten Umständen der Aeltern nie zu jener Entwicklung und Reife gekommen wären, wie wir sie bei dem späteren Manne erblicken, wenn nicht hierzu die Lehranstalt des dortigen Benedictinerstiftes von St. Georgen die erste Gelegenheit geboten hätte. Nachdem er hier die Gymnasial-Gegenstände mit vorzüglicher Auszeichnung vollendet, und auch in der Musik, besonders im Violinspiele, schon große Fertigkeit erlangt hatte, trat er in das benachbarte fürstliche Stift St. Blasien, und legte daselbst nach vorgeschriebenem Prüfungsjahre am 13. November 1759 die feierlichen Ordensgelübde ab. — Ein würdiger, eben so religiös als wissenschaftlich gebildeter, wie um die Verbreitung dieser Doppelbildung bei seinen Untergebenen hochverdienter Fürst-Abt, Meinrad I., stand damals an der Spitze; ausgezeichnete Gelehrte, wie Herrgott, Heer, Lieder, Gerbert, Kreutter, ihm mit thätiger Hand zur Seite; der Unterricht für die jüngeren Stifts-Cleriker wurde nach einem vielfach durchdachten — auf wahre Ausbildung berechneten Plane mit Verbannung einer, Geist und Herz gleich tödtenden Scholastik lebendig betrieben. Unter so günstigen Verhältnissen betrat nun der für Religion und Wissenschaft einzig glühende junge Ordensmann das ernstere Gebiet der philosophischen und theologischen Wissenschaften, und machte sich, zumal in letzterem, als dem seines unmittelbaren Berufes unter der leitenden Hand seiner Lehrer, Kreutter, Lieder und Gerbert, so einheimisch, daß er schon in den ersten Jahren, 1765, nach erhaltener Priesterweihe an der Hochschule zu Freiburg als öffentlicher Lehrer der orientalischen Sprachen und der Bibelsächer auftreten konnte. Dem Rufe seines neuen Fürst-Abtes, Gerbert, folgend, kehrte er jedoch, mit dem theologischen Doctorshute geschmückt, bald wieder in sein Stift zurück, um der so lieb gewonnenen Zelle wiedergegeben, den jüngeren Stiftsmitgliedern Lehrer und Führer in der Theologie zu seyn. Mit gewohnter Berufstreue und herzlicher Bruderliebe gegen seine Schüler leitete er diese nur auf streng wissenschaftlicher Bahn, ohne jedoch das Herz unberührt zu lassen. Dabei hielt er es noch für besondere Pflicht, seine jungen Brüder zur steten Fortsetzung eigener Bildung mit Wort und Beispiel kräftig zu ermuntern. Daher kam es, daß aus seiner Schule Männer hervorgingen, die entweder als practische Seelsorger und berühmte Kanzelredner oder als Lehrer und Schriftsteller sich selbst wie dem Stifte Ehre machten. In diese Zeit seines Lehramtes fällt die Herausgabe des Werkes: Doctrina de sacramento poenitentiae recte administrando, typis San-Blasianis 1778 in 4., worin sein Eifer für einen Hauptgegenstand des practischen Pastoralamtes, wie seine schon umfassende Bekanntschaft mit dem christlich-kirchlichen Alterthum und die bereits erworbene Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke hervorleuchtet. — Neugart übergab jetzt das Lehramt an seinen Schüler, den späteren Fürst-Abt Berthold Rottler, und verwaltete während der Jahre 1780—1782 die nahegelegenen Stiftspfarren Gurtweil und Reggenswil, nachdem er sich schon in den frühern Jahren des Lehramtes, abwechselnd mit einem seiner Mitbrüder durch Besorgung der vom Stifte aus

Digitized by Google

zu verfehenden Filiale Menzenſchwand in der practiſchen Seelſorge verſucht hatte. Auch hier verſäumte der Unermüdete nicht, nach vollendetem Tagwerk des unmittelbaren Berufes, die Vorzeit in ihren eigenen Quellen zu verfolgen, ohne dabei die Gegenwart in irgend einer Beziehung zu vergeſſen. Unterdeſſen war in der Seele des großen Gerbert der lang gehegte Gedanke einer Bearbeitung der Germania sacra bereits zur Reife gelangt. Neugart wurde nun mit der Bearbeitung des ſehr ausgedehnten Conſtanzer Bisthums beauftragt, und im Jahre 1783 als Archivar nach Hauſe berufen. Sein Scharfblick überſah bald die ganze Schwere der Aufgabe, aber auch ihre hohe Bedeutung für Deutſchlands Geſchichte überhaupt, wie vorzugsweiſe für die ſpecielle Kirchen-, Profan- und Familiengeſchichte eines großen Theiles von Schwaben und der benachbarten Schweiz; er zögerte ſomit nicht, an die Ausführung des Werkes mit aller Kraft und Begeiſterung zu gehen. Gleich einer ſorgſamen Biene ſammelte er vorerſt Alles, was das aus dem furchtbaren Stiftsbrande im J. 1768 gerettete Archiv, und die durch Gerbert's ſtaunenerregenden Schöpfergeiſt nen erhaltene auserleſene Bibliothek darbot. Dann wendete er ſich an auswärtige Archive, und unterhielt zugleich einen ausgebreiteten Briefwechſel mit deutſchen Gelehrten, namentlich mit dem General-Lieutenant Freiherrn v. Zurlauben, Em. v. Haller, Joh. v. Müller, welche alle in ſchönem Bunde mit St. Blaſien ſo gerne thätige Freundeshand reichten. Zum nämlichen Zwecke begleitete er im J. 1784 den in der gelehrten Welt rühmlichſt bekannten und für die Germania sacra vorzüglich begeiſterten Wormſer Weihbiſchof v. Würthwein auf ſeiner Reiſe über Mörsburg und Conſtanz in die benachbarten Schweizer Abteien, und erhielt bei dieſer Gelegenheit ſelbſteigenen Zutritt in die dortigen Archive. Nachdem ſich während dieſer Tage des Sammelns ein ungeheuerer Schatz von Materialien ergeben hatte, hielt es Neugart gegen den verabredeten Plan für zweckdienlicher, die zahlreiche diplomatiſche Ausbeute als vorzügliche Grundlage der künftigen Geſchichte in einem eigenen Werke vorangehen zu laſſen, und ſo erſchien nun der in deutſchen Blättern nach Verdienſt gefeierte Codex diplomaticus Alemanniae et Burgundiae transjuranae intra fines dioecesis Constantensis in 2 Quartbänden, wovon der erſte im Jahre 1791, nachdem der Verfaſſer bereits ſeit dem Jahre 1787 Stiftsdecan und Oberaufſeher der zahlreichen Stiftspfarren war, die eigene Preſſe des Stiftes verließ, der zweite aber im Jahre 1795 nachfolgte, als Neugart nach kurzer Mitverwaltung der Oberpflegerei zu Bonndorf in den Jahren 1791—1793 von Gerbert's Nachfolger, dem Fürſt-Abte Moriz Ribbele, ſchon die ehrenvolle Ernennung zum fürſtlichen Statthalter erhalten hatte. Die in dieſen Bänden vom Jahre 661 bis 1726 fortlaufenden, mit reichlichen Anmerkungen verſehenen Urkunden bleiben eine wahre Fundgrube für den deutſchen Geſchichtsforſcher, der dieſes ſchönen Namens werth iſt. Der würdige Mann befand ſich jetzt als Stellvertreter ſeines Fürſt-Abtes auf einem Poſten, der, ſo lange dieſer die Regierungsgeſchäfte in eigener Perſon beſorgen konnte, die meiſten Stunden des Tages der gelehrten Muße geſtattete. Allein der Revolutionsſturm jenſeits des benachbarten Rheins war bereits furchtbar ausgebrochen, und die kämpfenden Heere drängten ſich ſchon mit abwechſelndem Glücke hin und her. In der Mitte dieſes Waffengetümmels mehrten ſich in St. Blaſien Sorgen und Geſchäfte, und gingen endlich bei wiederholter Flucht des Fürſt-Abtes vorzugsweiſe auf den Statthalter über. Mehr als einmal fühlte er die ganze Schwere dieſer Laſt, beſonders aber in dem J. 1796, als er ſich während eines in der Nähe des Stiftes gegen eine nicht unbedeutende Abtheilung raubgieriger Freiheitsmänner größtentheils von Bauern gelieferten Treffens mit wenigen Mitbrüdern und den weltlichen Regierungsräthen allein am einſamen Herd befand, — dann im Jahre 1800, in welchem Anfangs Mai nach andauernden Vorpoſtengefechten auf den nahen Hügeln und unter den Mauern des Stiftes, ein großes feindliches Armee-Corps gegen die Heeresabtheilung Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand von Eſte vordrang. Alles wurde aufgebothen, die vielſeitigen Bedürfniſſe der Feinde zu befriedigen; damit begnügten ſich aber die Anführer nicht: Geld, Geld in unerſchwinglicher Summe wurde gefordert, und als der in franzöſiſcher Sprache gewandte Statthalter dagegen Vorſtellungen machen wollte, erlaubten ſich die Männer einer geprieſenen Civiliſation ſogar perſönliche Drohungen. Tief erſchüttert wurde zwar durch ein ſolches Benehmen des deutſchen Mannes Seele, aber niedergebeugt nicht. Höher ſtehend als der niedrige Sturm, welcher um ihn brauſte, wußte ihn ſeine Weisheit, zwar mit harten Opfern, aber doch zugleich zu gut beſchwichtigen, daß durch eine ſogenannte Sauvegarde das einſame Stift von den Plackereien gewöhnlicher Nachzügler geſchützt war. Kaum hatte ſich der ſchon Vielgeprüfte von ſo ſchweren Sorgen und Schreckniſſen wenigſtens einiger Maßen erholt, als ein noch herberes Los über ihn heranzog. Wäh-

Digitized by Google

rend bei dem immer weitern Vordringen der feindlichen Waffen der Kummer für das künftige Schicksal des österreichischen Vorlande und des so theuern St. Blasien sich beinahe mit jedem Tage in seiner Seele steigerte, wurde er Anfangs September bei kaum begonnener Morgendämmerung plötzlich von einem Detaschement französischer Truppen aus dem Stifte abgeholt, und mit andern Mitgliedern der Breisgauischen Stände, wegen vom Lande noch nicht geleisteter Geld-Contribution als Geißel nach Straßburg abgeführt. Eine tödtliche Krankheit war die baldige Folge dieses unvermutheten Ueberfalls. Sobald die erste Kunde von dieser gefährlichen Lage eines hochgeachteten Mitbruders in St. Blasien angelangt war, eilte sogleich sein treuer Gefährte in den frühern Tagen des Unglücks, P. Ignaz Kopp (in letzterer Zeit Superior des Kollegiums zu Klagenfurt), in Begleitung eines fürstlichen Hofrathes nach Straßburg, um dem dem Tode Nahen Trost und wo möglich Rettung zu verschaffen. Kopp überreichte mit dem ihn begleitenden Hofrathe dem commandirenden Generale seine begründete Bitte, und both sich selbst an die Stelle des Kranken als Geißel dar; indessen der General bewilligte nicht unbedingt, was man damals selbst jenseits des mittelländischen Meeres wahrscheinlich ohne Bedingung erhalten hätte: die Untauschung eines jungen und gesunden gegen einen ältern und schwer kranken Menschen; er forderte vorerst eine Summe von zwanzig tausend Francs. Wie versteinert über solch eine Forderung, bei solcher Gelegenheit, aus dem Munde eines in Würde stehenden Mannes konnte der Bittsteller zunächst nichts anders thun, als um Bedenkzeit bittend sich sogleich entfernen. Der Kranke war ohnehin nicht fortzubringen, obwohl es sich nach überstandener Krise zum Besseren wandte, und da überdieß den Gefangenen von den Ständen ihres Landes die Hoffnung baldiger Befreiung zugekommen war, hielt er es selbst nicht für nothwendig, eine so schamlose Geldforderung zu befriedigen, und Kopp verließ wieder eine Stadt, in welcher er, der Waffenlose, nur mit einem bewaffneten Krieger zur Seite durch wenige Tage umhergehen durfte. Die Bezahlung der geforderten Contribution erfolgte nach wenigen Wochen, und setzte die Geißeln in Freiheit. Allein Nengart war noch nicht geeignet, mit seinen Freunden die ersehnte Rückreise anzutreten. Erst am Vorabende des Weihnachtsfestes traf er zur unbeschreiblichen Freude wieder in St. Blasien ein, bedurfte aber auch dann noch längere Zeit zur gänzlichen Erholung, um so mehr, da, obgleich in Folge des Luneviller Friedensschlusses durch Uebergebung des Breisgaues an Modena St. Blasiens Fortbestand gesichert war, bei dem erst einzuleitenden Entschädigungsgeschäfte noch immer einige trübe Wolken über seinem geliebten Stifte schwebten.

(Schluß folgt.)

Urkunden

zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. C. Kopp, Professor.

(Fortsetzung.)

Urkunde Nr. 39 dd. Enns 27. October 1307. Archiv zu Mülinen. Fehlt bei Böhmer Regesta. Albert verpfändet dem Ritter Berchthold von Mülinen den Haderzoll zu Brugg.

Wir erblicken hier Albrecht plötzlich zu Enns, der Grund hiervon ist die böhmische Königswahl. Um derselben einen erwünschten Ausgang zu Gunsten seines Sohnes Rudolph zu geben, rückte er nämlich, wie einst Ottokar, mit zwei Kriegsheeren heran. — Den 2. December finden wir den König schon wieder zu Nürnberg und bald auf dem Wege nach den Vorlanden und zum Tode, über welchen die

Verse *Rudolphi de Liebegge* Scolastici Bernensis de morte Alberti regis Romanorum Nr. 41 eine interessante Stimme der Zeit wiedergeben. — Unter Einem ertheilt Kopp über den Dichter der bei Gerbert Codex epistol. Rudolphi I. p. 7 citirten, zur Bestimmung der Königswahl Rudolph's I. höchst wichtigen gleichzeitigen Verse Aufschluß. Sie führen nämlich von einem gewissen Meister Conrad von Zürch her, der sich in dem weiteren Verlaufe des Gedichtes, das in einem Codex der Bibliothek Muri erhalten ist, selbst so genau bezeichnet.

VI. König Albrecht's I. Ermordung.

1) Die Mörder:

a) Johannes und sein Ausgang.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 39 dd. 27. October 1307. Um die Stellung Johannes gegen Albrecht zu erkennen, gibt diese Urkunde einen dienlichen Fingerzeig, noch mehr aber die beiden folgenden vom 24. November 1307 und 15. Mai 1308. Eine Gunst, die der König, als Haupt des Hauses, ertheilt, wird von dem Herzoge als Landesherrn bestätigt. — Sobald Johannes durch den Königsmord seiner Rechte verlustig wird, tritt Herzog Leupold als neuer Landesherr auf.

Urkunde Nr. 40 dd. Nürnberg am 24. November 1307. Aus dem Archive zu Mülinen. Johannes ertheilt der von Albrecht an den Ritter Berchthold von Mülinen un-

Digitized by Google

term 27. October 1307 geschehenen Verpfändung des Haberzolls zu Brugg seine Bestätigung.

Diese Urkunde ist für uns zwar keine neue Gabe, da wir sie bereits abgedruckt finden im diplomatischen Anhange zu Hormayr's Abhandlung aus dem österr. Staatsrechte, über Minderjährigkeit, Vormundschaft und Großjährigkeit im österreichischen Kaiserhause, Wien 1808, S. 151, nebst einer interessanten Notiz des Freiherrn von Mülinen über das Original; — sie ist aber von solchem Interesse, daß wir nicht umhin können, hier sie genauer zu betrachten, und zugleich die Beschreibung des Siegels zu geben, die bei Hormayr fehlt.

Diese Urkunde wurde unter den Augen Albrechts ausgestellt, der sich nach der Urkunde bei Zellweger I. 104 und nach Böhmer Regesta vom 18. November bis 2. December zu Nürnberg befand. Unläugbar ist es, daß Johannes hier, als Graf von Habsburg, landesherrliche Rechte ausübt; gewiß aber, wenn man das anhängende Siegel betrachtet, welches die Umschrift hat: S. IOHANIS. DEI. Grā. Ducis. Austrie. Et. Styrie. Comitis. In. Habi BVRG | ET. IN. KYBurg, Langravii. Als ACIE. Wir sagen diese Umschrift hatte, da das mit liegender Schrift Gedruckte bereits fehlt, der senkrechte Strich deutet die Stelle an, wo der zweite Umlauf unter dem ersten anfängt. — Noch 1808 nach Hormayr l. c. war »das Siegel nur wenig »beschädigt,« und Kopp mag daher seine Umschrift einer früher gemachten Nachbildung entnommen haben. Ein interessanter Beitrag zu Herrgott's Sigillen ist die Beschreibung des Siegills. Im Wappen sprengt ein Reiter dahin, das Pferd hat die Turnierdecke; der Reiter, mit dem Helmbusche von Pfauenfedern, trägt auf der linken Brust Oesterreichs Schild, und führt in der Rechten ein gezücktes Schwert; von einer Fahne ist nichts zu bemerken. Man sieht daher, Johannes ist noch nicht Fürst, er ist aber volljährig, d. i. achtzehnjährig, wehrhaft gemacht, und regierender Graf.

Ueber das Ende des Herzogs Johannes und über seine Grabstätte ist Vieles und das Verschiedenartigste erzählt worden. So z. B. um unter dem Gewöhnlichen ein Sonderbares anzuführen, das dem Verf. vielleicht neu seyn dürfte, verlegte man sein Grab sogar nach Westphalen, in die Gegend der Scheelenburg und Ledeburg im ehemaligen Bisthum Hönabrück, und zwar in eine verschüttete Sägegrube. Baron Hammerstein-Equord machte diese seine Entdeckung in dem »neuen Archive des Königreichs Hannover, herausgegeben von Spangenberg, Jahrgang 1824, 1. Heft, S. 107,« bekannt. Vergl. damit Hormayr's Archiv, Jahrg. 1827, S. 25.

Selbst Johannes Müller hat nicht umhin können, seinem Berichte über des Herzogs Ende ein etwas romantisches Colorit zu geben. — Es bleibt aber keinem Zweifel mehr Raum, wenn man mit dem Grabsteine bei *Herrgott* Monum. dom. Austriacae T. IV. P. I. p. 128 die Stelle aus Francisci Pipini de Bononia Chronicon bei *Muratori* Rerum Italicarum Scriptores T. IX p. 746 zusammenhält:

» Nepos (Johannes) tandem, se suis semper frustrari petitionibus cernens — instinctu etiam quorundam Principum motus, quibus Rex erat invisus, quam avidissimus et importunus nimium esset in perquirendo et exigendo Regalia et Imperialia jura, cum nonnullis in necem patrui conspiravit.« Nun folgt die Erzählung des Mordes. —

Endlich: »Occisus est autem (scil. Albertus) et ipse a »nepote hereditatem debitam illi negans. Nepos ipse anfugit et diu latuit exul et profugus. Tandem fato eum trahente apud Pisas cogitus captus est, et ad Henricum Imperatorem, qui ibi erat, perductus. Quo Imperatore mandante, in vincula conjecto, et humiliatis in compedibus »pedibus ejus, squallore carceris et animi tristitia mon »multum post ultimum clausit diem. Reliqui complices, a filiis Regis et propinquis severe persecuti, tandem in quodam oppido comprehensi sunt et gladiis trucidati.«

Der oben angeführte Grabstein kennt uns als Todestag Johannes den 13. December 1313. Die Hinweisung auf Pipin's Chronik verdanken wir dem Verfasser. In den im Jahre 1828 und 1829 erschienenen ausführlichen Annali Pisani des Paolo Tronci. Pisa. IV Vol. 8 wird zu diesem Jahre Johann's Tod nicht erwähnt.

b) Walther von Eschenbach.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 31 dd. 25. Juni 1299. Nicht ganz unwichtig zum Verständniß seines nachmaligen Handelns scheint uns die Beachtung der früheren Verhältnisse Eschenbachs. Aus einem Geschlechte entsprossen, das einst wohlhabend, später aber ausgebreitet, und vielleicht eben dadurch in minder günstige Vermögensumstände gerathen war, erscheint er zuletzt in mehreren Urkunden verschuldet und veräußernd; die

Urkunde Nr. 43 dd. Valkenstein am 27. Mai 1308, aus Tschudi's Chronik I. 244. a., in welcher Walther und Mangold, sein Bruder, durch zwei Zürcher Ritter 180 Mark Silbers von Herrn Donat von Vatz für desselben Schwester empfangen, zeigt uns beide als Freie, beinahe einen Monat nach dem Morde. Sonderbar genug, dieser Umstand dauert aber noch lange fort, wie wir sehen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

23. Sonnabend, den 19. März **1836.**

Trudpert Neugart.

Ein biographischer Versuch.

(Schluß.)

In der Mitte des Sommers 1801 kehrte auch der Fürst-Abt Ribbele wieder aus Oesterreich nach Hause zurück, und hielt es für eine seiner ersten Pflichten, dem hochverdienten Statthalter eine angenehme Lage zu verschaffen. Neugart wurde daher Ende Augusts auf die im schönen und milden Breisgau in der Nähe von Freiburg gelegene Stiftspropstei zu Krotzingen übersetzt, und betrieb nun, jede Stunde des Tages mit gewohnter Genauigkeit benützend, nebst den Verwaltungsgeschäften die so oft unterbrochene literarische Arbeit mit um so frischerem Muthe, als auch der fernere Besitz der stiftlichen Reichsherrschaften sicher gestellt war. Bald nach dem Beginne des Jahres 1803 verließ sohin der erste Band der Bisthum Constantischen Geschichte in 4. die St. Blasianische Presse unter den Titel: Episcopatus Constantiensis Alemannicus sub metropoli Monguntina cum Vindonissensi, cui successit, in Burgundia transjurana provinciae Vesontinae olim fundato, chronologice et diplomatice illustratus. Partis I. Tom. I., worin bis zum 11ten Jahrhundert viele höchst wichtige Beiträge für Geographie und Geschichte gegeben, die Genealogie berühmter Familien beleuchtet, Ungegründetes entfernt, und Vorurtheile berichtiget werden. Mit Freuden wurden daher die in diesem Bande niedergelegten Leistungen von Deutschlands Gelehrten begrüßt, und ihre Fortsetzung mit Sehnsucht erwartet. Neugart's eiserner Fleiß zögerte nicht, diesen Erwartungen bald möglichst zu entsprechen, und er hatte bereits den zweiten Band für die Presse bereitet, als der Krieg 1805 neuerdings die französischen Heere über Deutschland hinwälzte, und der schon am 26. Dezember geschlossene Friede zu Preßburg auch die Vorlande von Habsburgs Herrscherstamme trennte. Damit war nun auch dem Stifte St. Blasien der Herzensstoß für immer gegeben. Wie über eine herrenlose Beute stürzte man sich schon um die Mitte des Jänners 1806 über diese schöne Anstalt und ihre rechtlich erworbenen und eben so rechtlich verwendeten Besitzungen auf einmal von zwei verschiedenen Seiten her, bis sie endlich noch zum guten Glücke dem alten Freunde St. Blasien's, dem ehrwürdigen Großherzoge von Baden, Carl Friedrich, der bisher noch nicht darnach gegriffen hatte, anheim fiel, und später nicht so fast durch seinen bestimmt geäußerten persönlichen Willen, als vielmehr durch des großen Dictators Machtgeboth aufgelöst wurde. Wie sehr diese Schläge Neugart's Herz trafen, zeigte seinen Mitbrüdern und denen, die ihn kannten, und jetzt wieder sahen, auch ohne Worte sein Antlitz. Der Ehrenmann liebte mit wahrhaft deutscher Seele sein deutsches Vaterland, liebte sein Herrscherhaus, dem er von Geburt aus angehörte, liebte mit seinem Stande das Stift, das ihn groß erzogen, liebte die wissenschaftliche Arbeit, welcher er in Mitte so vieler widriger Ereignisse so zahlreiche Stunden des Lebens aus edler Absicht gewidmet, und alle diese Gegenstände seiner herzlichen Liebe sah er nun theils wie im Sturme weggerafft, theils selbst durch Hilfe einzelner deutscher Hände vernichtet, vernichtet am Abende eines vielbewegten Lebens. Es gewährte daher seinem niedergebeugten Gemüthe wahrhaft linderuden Balsam, als der Allerhöchstselige Kaiser Franz, selbst erst aus stürmischer Zeit hervorgegangen, seines schon vor Jahren dem Fürst-Abte Ribbele gegebenen Wortes eingedenk, an den damahligen Fürst-Abt Rottler und seine Gemeine eine wahrhaft väterliche Einladung in seine näheren Staaten machen ließ. Eine ehrenvolle Pension nicht achtend, war der 65jährige, erst wieder von einer schweren Krankheit zum Theil genesene Mann einer der ersten bereit, den Wanderstab zu ergreifen, um seine noch übrigen Tage im Kreise vereinter Brüder dem, wenn auch nur entfernteren Dienste seines geliebten Monarchen nach

Digitized by Google

Kräften zu widmen. Vom Fürst-Abte mit seinem stets treuen Gefährten P. Ignaz Kopp, zum Bevollmächtigten der Verhandlungen über das neu zu begründende Stift ernannt, reiste er mit diesem unter sichtbarer Rührung am 4. Juni 1807 von dem so theuern St. Blasien, das er zum letzten Male sah, in die kaiserliche Hauptstadt, und hatte das hohe Glück, bald nach seiner Ankunft von dem Monarchen in Larenburg auf eine eben so ausgezeichnete als herzliche Weise empfangen zu werden. Nach mehreren Wochen begab er sich im hohen Auftrage nach Linz, um das für die einwandernden Mitbrüder zum einstweiligen Aufenthalte bestimmte, aufgelassene Collegial-Stift, Spital am Pyrhn in Oberösterreich zu übernehmen, und reiste hierauf, nachdem ihrer schon mehrere eingetroffen waren, wieder nach Wien zurück, wo er während der Jahre 1808 und 1809 theils weiser Rath seines Fürst-Abtes, theils treuer Mentor der an die dortige Universität abgeschickten Stifts-Kleriker war. Die ganze Vergangenheit gleichsam vergessend, lebte er von nun an nur der Gegenwart und Zukunft. Eben so zufrieden mit seiner einfachen Zelle bei den ehrwürdigen P. P. Dominikanern, wie einst mit seiner freundlichen Propstei zu Krotzingen, kannte er jetzt zunächst keine höhere Aufgabe, als die seiner Obsorge anvertrauten jüngern Mitbrüder auf ihre hohe Bestimmung als künftige Lehrer stets aufmerksam zu machen; sie zu diesem Zwecke mit allen nöthigen Hülfsmitteln zu versehen, und ihnen durch sein eigenes Wissen überall an die Hand zu gehen. Es war belehrende und ermunternde Freude für diese Zöglinge, den so wissenschaftlichen und selbst noch mit den Bibelsprachen so befreundeten Mann, den die meisten von ihnen bisher nur einige Male von Ferne gesehen hatten, in dieser Nähe kennen zu lernen, und von den Tagen dieses näheren Umganges an war es ihren Herzen zugleich angenehme Pflicht, ihn nicht nur, wie bisher als ältern und verdienstvollen Mitbruder zu achten, sondern wirklich als ihren wohlmeinenden Vater liebend zu verehren. Uebrigens herausgerissen aus seiner bisher gewohnten Arbeits-Sphäre, wußte er doch jede Stunde des Tages mit etwas Nützlichem auszufüllen. Er ließ sich unter andern die Bücherverzeichnisse der verschiedenen Buchhandlungen geben, wählte darauf für die künftige Stiftsbibliothek manches nothwendige Werk, und las es nun neuerdings selbst wieder. Seine einzige Erheiterung in dieser geräuschvollen Einsamkeit am Stubenthore waren, da er seit der letzten Krankheit noch immer an den Füßen zu leiden hatte, nebst dem Umgange mit dem Fürst-Abt und seinen jüngern Mitbrüdern, die Besuche älterer Freunde oder geistesverwandter Gelehrten. Nachdem Se. Majestät gegen das Ende Dezembers 1808 die Uebersiedlung der eingewanderten St. Blasianer in das vor Jahren aufgelöste Benediktiner-Stift St. Paul in Kärnthen (nicht aus dem Grunde, wie er in der Oesterreichischen National-Encyklopädie S. 28, Artikel Eichhorn Ambros angegeben wird, sondern weil dieses Stift dem auf Kärnthen berechneten Hauptzwecke der neuen Gemeine besser zusagte), allergnädigst anzuordnen geruht hatten, kam nun Neugart mit dem Fürst-Abt im schönen Lavanthale an, und freute sich, wieder eine, wenn auch zerüttete aber doch bleibende Wohnstätte gefunden zu haben. Diese Freude trübten jedoch die baldigen Wechselfälle des 1809 wieder ausgebrochenen Krieges sehr, zumal da der deutsche Biedermann sehen mußte, daß Deutschland's eigene Söhne an das Staatsschiff ihrer früheren Feinde gekettet, gegen ihren einstigen Kaiser und dessen treues Volk die Waffen trugen. In stiller Ergebung, und durch den baldigen Frieden wieder beruhigt, wandte jetzt Neugart, neuerdings zum Stellvertreter des Fürst-Abtes ernannt, bei einem schon schwachen Körper seine lebendigen Geisteskräfte ganz dem Zwecke des Stiftes und seinem schon liebgewonnenen neuen Vaterlande zu. Mit hoher Genehmigung lehrte er für die Stifts-Kleriker durch mehrere Jahre verschiedene Zweige der Theologie, besorgte als ernannter Local-Vice-Director die Geschäfte des Stifts-Gymnasiums, sammelte aus dem, einem frühern Vandalismus unverständiger Aufhebungs-Commissäre glücklich entgangenen Archive, so wie aus allen andern einschlägigen Quellen zahlreiche Materialien für Geographie und Geschichte Innerösterreichs überhaupt und Kärnthens insbesondere, und bearbeitete dann über diesen Grundlagen bis zum Jahre 1817 vorzüglich folgende Werke und Abhandlungen: Codex traditionum monasterii S. Pauli in Carinthia notis illustratus; Historia monasterii S. Pauli; Historia Episcopatus Lavantini; Specimen Lexici topographico-genealogici interioris Austriae, celeberrimo Joanneo Gracensi dicatum; Quaestio duplex de duobus Udalricis marchionibus Istriae, qui seculis XI. et XII. exstitere, explicata. Um im Jahre 1816 seine herzliche Theilnahme an den Triumphen seines stets geliebten Kaisers auch aus seiner Zelle nach Kräften kund zu geben, schrieb er noch das sehr interessante Werkchen: Libellus, majores maternos Rudolphi I. etc. in Gottfrido, duce Alemanniae subsistentes, exhibens, und ließ es Seiner Majestät,

Digitized by Google

so viel Referent weiß, allergehorsamst überreichen. Im Jahre 1814 feierte er sein Priester-Jubiläum, wobei sich die Verehrung und der Dank seines Fürst-Abtes und ehemahligen Schülers vorzugsweise, und seiner Mitbrüder, so wie die ungeheuchelte Theilnahme vieler kärnthnerischer Gäste kund gab. Mit dem Jahre 1818 verfagten ihm nach einer neuerdings überstandenen Krankheit Hände und besonders Füße ihren Dienst, und so war er bei aller Frische des Auges wie des Geistes genöthigt, die lange geführte Feder endlich niederzulegen. Dabei veränderte er die gewohnte Lebensordnung nicht. Um 5 ½ Uhr Morgens fuhr er in einem Krankenwagen in die Stiftskirche, um dem Meßopfer beizuwohnen, oder ließ dasselbe bei gar ungünstiger Witterung mit Ordinariats-Bewilligung in seinem Zimmer abhalten, und saß dann durch einen Zeitraum von beiläufig acht Jahren den ganzen Tag wie auf seinem Stuhle angenagelt bei den Büchern, vorzüglich bei den heil. Urkunden und den Werken des christlichen Alterthums, von denen er manche zwei- bis dreimal durchlas. Während dieser Jahre erbath sich noch sein alter Freund, der Graf von Mullinen im Namen der Bernischen Gelehrten-Gesellschaft für Geschichte ꝛc. seine Manuscripte in Bezug auf die Geschichte des Konstanzer Bisthums, welche er mit Vergnügen übersandte. Cotta in Tübingen beabsichtigte schon vor einigen Jahren die Herausgabe derselben. Nachdem endlich mit Anfang des Novembers 1825 heftigere Brustbeklemmungen und Mangel an Eßlust eingetreten waren, und der Kranke das Herannahen der ernsteren Stunde, auf die er seit Jahren bereitet war, selbst erkannte, verlangte er nochmal die heil. Sterb-Sacramente, und schied als 83jähriger Greis am 14. December Nachts, von einem Nervenschlage berührt, aus diesem Leben, mit dem frohen Bewußtseyn gut verwendeter Talente, mit Gott und den Menschen im Frieden, beweint von seinen Mitbrüdern und betrauert von ganz Kärnthen.

Urkunden

zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. E. Kopp, Professor.

(Fortsetzung.)

Urkunde Nr. 46 dd. 2. October 1308, Abtei Wettingen. Walther von Eschenbach nimmt um ein bedeutendes Maß Weins und Korns das Kloster Wettingen in Frieden. Kriegszüge und Angriffe werden von ihm und seinen Helfern bereitet und besorgt.

Die Rache des Mordes hat noch nicht begonnen, und doch ist bald ein halbes Jahr verstrichen. — Unbegreiflich ist diese Saumseligkeit. Besonders, wenn man nach den Urkunden sich ein Bild entwirft, wie die Mörder sich frech benahmen. — Wart blieb, wie wir sehen werden, auf dem Schlosse Falkenstein, Eschenbach in der Nähe seiner Burgen, Palm bezog seine Burg Altbüron. Es leidet keinen Zweifel, eine bedeutende Verbindung und Verzweigung nach allen Richtungen hin hielt die Frechen aufrecht, selbst auf Widerstand scheint von ihrer Seite gedacht worden zu seyn. Brandschatzung sogar wagte Eschenbach, wie wir in der gegenwärtigen Urkunde sehen. Doch bald,

Erläuterung der Urkunde Nr. 49 dd. 29. April 1309, ändern sich die Verhältnisse. Die Wahl des römischen Königs war am 6. Jänner 1309 auf Heinrich VII. von Lützelburg gefallen, der Vielen als einst kräftiger Rächer erschien; die Sache der Mörder verlor ihre Stützen, die Burgen wurden genommen oder bedroht, man wollte vielleicht selbst den Schein vertilgen, als hätte man gemeinsame Sache mit den Hochverräthern machen wollen. — Die Feste Eschenbach an der Renß war bereits untergegangen oder doch diesem Schicksale nahe. Der junge Walther, seines Besitzthumes zum Theil verlustig, flüchtet auf seine letzte Veste Schnabelburg; den König finden wir am 30. April schon in Bern.

Urkunde Nr. 56 dd. Zug am 12. Juli 1309. Staats-Archiv Zürich. Walther von Eschenbach und Mangold, sein Bruder, verkaufen Lehneigene dem Kloster Cappel.

Noch immer zögert die Rache; geistliche Versammlungen selbst scheuen sich nicht, mit dem Mörder in Handel zu treten, Ritter und Jungherren geben Zeugenschaft in seinen Geschäften.

Urkunde Nr. 61 dd. 1. Juli 1310. Staats-Archiv Zürich. Walther von Eschenbach und Mangold, sein Bruder, treten dem Kloster Cappel alle ihre Rechte auf einen Hof ab, den Johann von Affolten und Verene, seine Tochter, von ihnen zu Lehen haben, das alles aber für das Seelenheil ihrer Vorfahren.

Dieses die letzte Urkunde Eschenbach's in der vorliegenden Sammlung. — 26 Monate nach dem Morde noch schließt Walther dieses Geschäft, und was das Auffallendste bei der Sache, der König selbst gibt in einem Briefe vom 4. October 1310 (Archiv Cappel) mit folgenden Worten seine Bestätigung dazu: Consensum emtioni Curie, site in Husen, a strenuo viro Johanne de Affoltre, qui curiam eandem a nobilibus viris de Eschibach in feudo tenuit.

c) Rudolph von Wart.

Erläuterung der Urkunde Nr. 45 dd. 15. September 1308.

Digitized by Google

Rudolph erscheint am 5. December 1293 als gerichtlicher Vogt der Gräfin Elisabeth von Rapperschwile und als Ritter; seiner Frau Gertrud, jenes Musters eheliger Treue, gedenkt er zum ersten Male in einer Urkunde des Archivs Töß vom 25. Februar 1299. — Rudolph war beim Morde Albrechts der Aelteste, nämlich nahe am 40sten Jahre.

Urkunde Nr. 58 dd. Basel am 13. August 1309. Archiv zu Solothurn.

Rudolph von Wart verkauft seinen Antheil an der Burg Falkenstein den Freien von Lechburg. Bald bricht das Gewitter über ihn herein; Schauder erregend ist die Schilderung seiner Todesart bei Vitoduranus Chronicon (in Thesaur. nov. hist. Helv. T.I. p. 17): „Tribus diebus vixit super rota, uxore sua, ipso ignorante tam diu, ne ipsum in animae suae salute ibi agitanda impediret, subter rota remanente."

d) Rudolph von Palm.

Urkunde Nr. 48 dd. Altbüron am 9. Jänner 1309. Archiv der Cistercienser-Abtei St. Urban.

Rudolph von Palm schenkt mit Zustimmung seiner Gattin Clara von Tengen dem Kloster St. Urban als Entschädigung für den dieser Körperschaft zugefügten Schaden mehrere seiner Güter. Vielleicht in der Ahnung, sie ohnedieß nicht länger behaupten zu können. Güter Palm's erscheinen auch in der Urkunde Nr. 65 dd. 24. Februar 1316 S. 129 in fremden Händen.

2) Die Verschwörung:

Erläuterung zur Urkunde Nr. 27 dd. 21. August 1306. Viele Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht und der Schluß Kopp's, wann und wo die eigentliche Verschwörung gegen Albrecht zu Stande gekommen sey.

Palm zieht nämlich nach dem August 1306 nach Böhmen, wenigstens erscheint er an diesem Tage zum letzten Male in einer Schweizer Urkunde. Walther von Eschenbach treffen wir gleichfalls am 29. Juli 1306 zum letzten Male. Gleiches gilt von Rudolph von Wart. — Es ist daher mit Grund anzunehmen, daß alle drei Reichsfreien dem Rufe des Reichshauptes ins Feld gefolgt seyen, und dieß um so mehr, als Palm und Eschenbach bei ihrem Wiederauftreten in den vorderen Landen als Ritter erscheinen, wer sollte ihnen den Ritterschlag ertheilt haben? — Auf diesem Böhmenzuge nach Wien gelangt, lernten sie nach aller Wahrscheinlichkeit den Herzog Johannes kennen, und kamen in die Nähe von Fürsten, die, wenn auch nicht zum Morde Albrechts, doch dazu einverstanden waren, die Königsmacht zu brechen. —

VII. Herzog Leopold, die Blume der Ritterschaft.

Urkunde Nr. 42. dd. Baden am 15. Mai 1308. Archiv zu Mülinen.

Leopold ertheilt jener unterm 27. October 1307 durch König Albrecht geschehenen Verpfändung des Haberzolls zu Brugg an Berchthold von Mülinen, seine Bestätigung.

Bei dem Umstande, daß wir von Leopold dem Sohne Albrechts I., Bruder Rudolphs des III. des Sanftmüthigen und Friedrichs des Schönen, außer seinen vergeblichen Bemühungen, den geliebten Friedrich aus der Gefangenschaft zu befreien, nur wenig wissen, sind diese und die folgenden Urkunden und Erläuterungen eine willkommene Gabe.

Die vorliegende ist die erste uns bekannte Urkunde des Herzogs selbst, obwohl wir ihm schon früher am 4. August 1304 bei Hergott Genealog. T. II. P. II. p. 588 in einer Urkunde seines Bruders Friedrich für das Kloster Mengen, und am 7. Mai 1305 (Bern. Pez. Thes. anecdot. soll bei Kopp heißen: Tom. IV. 2, 203, a) als Zeuge zu Bruck an der Muhr begegnen. — Auf diesen Umstand nun gestützt, macht Kopp den Schluß, daß Leopold sicher vor dem 4. August 1290 geboren sei, da er als Zeuge doch wenigstens 14jährig seyn mußte, der gar wohl einsah, daß die Bestimmung des Gebrtsjahres Herzogs Leopold nicht ganz unwichtig sey.

In den meisten gleichzeitigen Schriften wird die Reihenfolge der Söhne Albrechts I. so angegeben: Rudolph, Friedrich, Leopold, Albert, Heinrich, Meinhard, Otto. Vergl. Thom. Ebendorfer de Haselbach und Anonymi Zwetlensis Chronicon bei Pez S. R. A. T. II. 746 und T. I. 992, ein handschriftliches Todtenbuch zu Gräz, citirt bei Steyerer Comentarii ad historiam Alberti II. Additionem Cap. I. p. 4 u. f. w.

Damit ist aber noch nicht das Geburtsjahr Leopolds bestimmt; eine handschriftliche Chronik des ehemaligen Professhauses der Jesuiten in Wien, Steyerer l. c., welche nach der Schreibart zu schließen fast gleichzeitig seyn dürfte, bemerkt zum Todesjahr Albrechts 1308 »Wan Herzog Leopolt Kunig Albrechts Sun was da noch kawm bey XVI jarna wornach sich ergäbe, daß der Herzog nicht vor dem Mai 1292 geboren seyn könne. —

Diese Behauptung fällt aber alsogleich, wenn man sie mit jener oben citirten Urkunde vom 4. August 1304 zusammen hält, wo dann der Herzog erst zwölfjährig, urkundlich als Gewährer und 1305 als Zeuge erschien. — Wie können daher mit Kopp annehmen, Leopold sei auf alle Fälle vor dem 4. August 1290 geboren.

Das Siegel, das wir übrigens bei Hanthaler Recensus diplom. II. Bd. Tab. XXII Nr. V abgebildet finden, ist der einfache österreichische Bindenschild. (Schluß folgt).

1 Diesen Gegenstand hat J. E. Appenzeller in einem kleinen hier seltenen Bändchen (Zürich bei Orell und Füßli 1817. 16.) für das größere Publicum recht glücklich bearbeitet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaiserbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

24. Mittwoch, den 23. März **1836.**

Kaiser Joseph II. und Graf Harrach.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Raschheit, mit welcher Joseph II. zu handeln gewohnt war, und mit der er seine einmal gefaßte Idee auch ausgeführt wissen wollte, zu mehrseitigen Verstößen Anlaß gegeben hat; der Historiker aber darf nie übersehen, wie denn, wo nicht höhere Motive, doch meistens versöhnende Nebenumstände zu Grunde lagen. Alte Mißbräuche mußten dem aufgeklärten, menschlich gesinnten Monarchen als Uebel erscheinen, welche so schnell als möglich Hebung forderten; jedes langsame Eingreifen begünstigte in seinen Augen deren Fortbestand, und da die Massen nicht geringe waren, trug er das angeborne Mißbehagen an dieser auf jede Art Langsamkeit, oft selbst auf die scheinbare über. Als er nach dem Tode seiner großen Mutter die Zügel der Regierung allein ergriff, geschah es überdieß nicht ohne Ahnung der ihm kurz zugemessenen Herrscherjahre, ja diese steigerte sich bald zu einem Grade von Ueberzeugung, die ihn rastlos anspornte, seine Ideen ins Leben zu rufen, sollte er sie nicht umsonst gefaßt und ausgebildet haben. Daß er von dieser Ueberzeugung getrieben, in der Ausführung, in der Wahl der Mittel geirrt, oft selbst das Gesetz der Humanität, das ihn doch so tief und innig belebte, verletzt habe; wer wird es läugnen, wer aber auch zugleich das Urtheil der Verdammung darüber aussprechen können? Joseph II. wollte überall das Gute, das Beste; das Wollen aber ist der Prüfstein, sowohl der Größe als der Gemeinheit. Unstreitig war die Idee, welche ihn bewegte, und auch die Kraft, die ihm geworden, groß; allein die Ausführung war nicht immer — glücklich. Wird dieses dem Ruhme seiner Größe schaden? Mehr scheint es der Vorwurf, der ihm häufig gemacht worden, daß er zu unbeugsam in seinen Ansichten selbst das Bessere dann nicht anerkannte. Ist es wirklich so; wo liegt der Grund bei seinem wahrhaft großen Wollen? Vielleicht in den tausend und wieder tausend Widersprüchen und Hindernissen, die er gefunden hat, und gerade oft in Anordnungen, welche bald hierauf allgemein mit Bewunderung und dankbarer Anerkennung betrachtet worden? Doch es ist nicht so; denn wir könnten Beispiele in Menge anführen, die hinlänglich darthun, wie er dem gefaßten Plane, der vorherrschenden Ansicht zu entsagen im Stande war, sobald er eines Besseren belehrt worden, zumal wenn er dadurch ein Unrecht begangen zu haben glaubte. Ja er versäumte keinen Augenblick, dieses selbst laut zu bekennen, und darin besteht wohl der Culminationspunkt wahrer Größe. Aus vielen Zeugnissen hier nur Eines!

Der Kaiser war eines Tages über den, seiner Meinung nach, allzu bedächtigen Präsidenten des Reichshofrathes, Grafen Harrach, unwillig, und in diesem Augenblicke der Aufwallung ließ er ihm durch den Oberst en und Kabinetssecretär, Baron von Röder, sagen, daß er seinen Abschied fordern könne. Der Graf erwiederte: »es habe noch nie ein Harrach seinen Abschied gefordert; wenn aber Seine Majestät ihm solchen geben wollen, sei er bereit, ihn zu erwarten.« Dabei blieb es für dieses Mal. Bald hierauf trat der Kaiser seine erste Reise nach Italien an, und schied von seinem Reichs-Justizminister mit sichtbarer Kälte. In Mailand hörte er indessen allenthalben von dem seltenen Rufe, welchen sich hier der Graf als Statthalter erworben, und der in dankbarem Andenken bei allen Klassen der Bevölkerung fortlebte. Joseph II. bemerkte hierüber, was zu bemerken war. Bei der ersten allgemeinen Aufwartung nach seiner Rückkehe erschien auch Graf Harrach; der Kaiser erblickte nicht sobald den Eintretenden, als er ihm entgegeneing, und vor allen Anwesenden laut zu ihm sagte: »Ihr Andenken ist noch in ganz Italien in Veneration.« — »Welcher Sieg,« fährt der freimüthige Moser fort, dem wir die Aufbewahrung dieser

Digitized by Google

Thatsache verdanken, »welcher Sieg über sich selbst für den hochherzigen Monarchen; welcher Triumph für den Minister, der warten gelernt hatte!«

Jakubpascha's Schlachtbericht.

Der Wesir Jakubpascha, der Sieger Derencsénys am 9. September 1493 zu Arbina, erstattete den Bericht darüber an Sultan Bajesid II. in — Versen. Dieser gereimte, hier folgende Schlachtbericht macht den Schluß des zu Ostern erscheinenden ersten Bandes von Hammer-Purgstalls Geschichte der osmanischen Dichtkunst.

Als der Feind ging in der Wüsten Falle[1],
Scholl's auf einmahl: beich in diese Thale,
Gott gehoesam socht' ich als ein Held,
Wie Muead einst auf dem Auwelfeld;
Iss's ein Wunder, daß wir siegeeich waren,
Halfen uns denn nicht des Himmels Schaaren?
Zehentausend lagen Knall und Fall
Zu dem Felsenpasse und im Thal,
Zehentausend wurden doet gefangen,
Die das Leben retteten mit Bangen,
Derencsény der des Königs Beg,
Und viel Bane gingen diesen Weg;
Durch das Glück des Schehinschahes liegen
Die Verstuchten in den letzten Zügen,
Will es Gott, der König selber muß
Geh'n vor mie in dem Ornat zu Fuß[2].
Stürzen will ich Giauern von den Bahnen,
Aufzupflanzen wahren Glaubens Fahnen,
Alle Giauern dem Verdeeben weih'n,
Wo sie auch auf dieser Erden seh'n.
Will mich Gott der Herr nach Belgrad führen,
Mach' ich meine Sclaven zu Mesteen[3],
Seh' ich Glaubenskämpen je zu Fuß,
Er sogleich ein Pferd besteigen muß[4].
Was ich habe mag ich geen verschenken,
Wollt' mich nicht als Kleingeboren denken,
Keiner gräme sich um Gold und Schatz,
Die bestimmte Naheung findet Platz.
Gnade so mir Bajesid gewähreet,
Hat mir was ich wünschte eeich bescheeret;
Mie dem Bege Bosniens Jakub
Gottes Beistand Sieg als Loos eingeud,
Eben wollte ee mir einst veeleihen,
Und mich in die Schaar der Sel'gen reihen[5].

[1] Kir jswade, im Felsenrucke, worauf im folgenden Verse: Kir bu wade, beich in diesem Thale, reimt. — [2] Kisii oron! — [3] Zu Mohacz. [4] Worab at ton oluram destgiri, wörtlich: Gib ich Pferd, Hose, und werde sein Helfer. — [5] Dieses Gedicht befindet sich, wo es am wenigsten zu vermuthen gewesen wäre, in der großen Weltgeschichte des Astronomen Ahmed, welcher insgemein von Literatoren und Dichtern wenig Kunde nimmt, in dem Manuscripte der k. k. Hofbibliothek, Bl. 536.

Urkunden

zur Geschichte der eidgenössischen Bünde, herausgegeben und erläutert von J. C. Kopp, Professor.

(Schluß.)

Urkunde Nr. 44 dd. Baden am 31. Mai 1308. Stadt-Archiv Luzern.

Leopold sichert den Luzernern Rechte und Freiheiten, wie unter Muebach und Rothenburg zu.

Tags darauf am 1. Juni verspricht Leopold, und in einem besonderen Briefe Elisabeth, Albrechts Witwe, dafür zu sorgen, daß bis zum künftigen Mai der Herzog Friedrich, nunmeheiges Haupt des Hauses Oesterreich, den Luzernern einen Brief gebe gleich dem Leopold. — Friedrich konnte aber das für ihn verpfändete Wort, durch den Aufstand in Oesterreich gehindert, erst am 9. August 1309 lösen, wie wir unten sehen werden.

Die Angabe des Orts, wo die obigen beiden Urkunden zu finden, wäre eewünscht gewesen.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 46 dd. 2. October 1308.

Interessant ist hier die Angabe der Aufenthaltsorte Herzog Leopolds vom Juni 1308 bis April 1309. — Wir finden ihn nämlich am 13. Juni 1308 zu Baden (Tschudi I. 244), am 21en, 23ten und 5. Juli zu Kiburg (Lüthy 1827 S. 232), am 14. September 1308 (in der Urkundensammlung des Herrn von Mülinen) eben daselbst; am 4. Jänner 1309 zu Winterthur (von Mülinen), und endlich am 14. April 1309 (Herrgott Tom. II. P. II. p. 592) am nämlichen Orte.

Urkunde Nr. 53 dd. 3. October 1314, ohne Ort aus dem Archive zu Schwyz.

Leopold weiset dem Ritter Eppo von Küssenach, eine vor der Jahrt gegen Frankfuet gemachte Verfehung auf Zehenten und Steuee in der Vogte Küssenach an.

Die im Diplome angeführte vvart gen frankenfort dürfte wohl Leopold zue Königswahl unteenommen haben.

Urkunde Nr. 65 dd. Straßburg am 27. Februar 1316 im Archive des Hauses Pfyffer von Altershofen. Leopold nimmt eine unbefugte Belehnung mit Gütern des Königsmörders Rudolf von Palm wiedee zurück.

Gegen Tschudi's I. 250 harte Behauptung, der Thäter Land, Leute und Gut, so in dem Urtheile dem Reiche zuerkannt worden, hätten die Herzoge von Oesterreich zu ihren Handen und Gewalt genommen, dem Reiche aber nicht einen Heller gelassen, spricht diese Uekunde[1]. Leopold hatte nämlich an einen Freien von Greifenberg und einen Ritter von Büttikon ein Palm'sches Gut hingegeben, als verschwiegenes Lehen; als aber der Herzog über seinen Irrthum belehrt wor-

[1] Als einen Beweis gegen diese Beschuldigung mag man auch die S. 96 des vorliegenden Werkes nachsehen.

Digitized by Google

den, nahm er das Gut offen zurück, und die Belehnten entsagten schon am 2. März desselben Jahres ihren etwaigen Rechten.

Urkunde Nr. 67 dd. Baden am 5. Mai 1322. Archiv Schwyz.

Leopold verleihet den Nonnen zu Muotathal eine durch sie von Werner dem Elmer, des Herzogs Amman zu Glarus, erkaufte Alpe.

Schon der Ausdruck „vnserm Amman ze Clarus“ verdient Beachtung, mehr noch aber die Erläuterung und weitere Nachweisung Kopp's zur vorstehenden Urkunde. Es entwickelt sich nämlich aus ihr die eigentliche Stellung des Meyers und Vogts, und die Einsetzung des Letzteren.

Das sogenannte österreichische Urbar (wahrscheinlich im Archive zu Luzern), zusammengetragen 1303 bis 1309, sagt nämlich: Der meyer hat auch da, vber leut vnd guot zwing vnd bann, vnd richtet der Vogt dieb vnd freuel. — Als Vögte nun setzten die Herzoge mit vollem Rechte über das Land Glarus ihren Amtmann, Ammann oder Landammann, wie man ihn nennen will; mit vollem Rechte mochten sie in ihrem Namen irgend einen andern zum Vogte oder Pfleger bestellen.“ Keineswegs aber hatten die Landleute ein Recht, den Landammann zu wählen, denn nicht von unten herauf, sondern von oben herunter wurde die eichterliche Gewalt verliehen, der Landamman war aber eben der Richter.“

Urkunde Nr. 70 dd. Schafhausen am 16. November 1324. Staats-Archiv Luzern.

Bund derer von Schafhausen mit Leopold, für Friedrich seinen Bruder gegen Ludwig von Baiern.

„Wir sehen hier den ritterlichen Herzog alle Kräfte ausbiethend zu Gunsten seines theuren Bruders; die Bürger Schafhausens aber bereit des Königs Land »ze schirmen ..... als es verre oder nahen ist.“ — Wäre es aber, daß Friedrich „in der vanchnusse sturbe, des got niht entgebe, oder sust ab ginge, dennoch“ wollten sie „dem vorgenannten Hertzog Lupolten gebunden sin in aller wise.“

Man sieht, wie sehr Leopold in jenen Landen beliebt seyn mußte, um im Augenblicke der Eile, der Noth solche Bereitwilligkeit zu finden. In der Uekunde Nr. 66 finden wir einen Edlen, der für Leopold „einen gestabten Eid“ schwöret, ihm „vnd sinen Bruederen, gegen den Waltstetten mit Driu Tausend mannen“ beizustehen.

Hiermit enden die Urkunden des Herzogs in der gegenwärtigen Sammlung, wir können aber nicht umhin hier, zur Vervollständigung auf noch eine Urkunde desselben hinzudeuten, zugleich aber eine anzuführen, in der er als Zeuge erscheint. Die erstere vom Jahre 1313 findet sich bei Hanthaler Recensus diplom. I. 212; die zweite vom Jahre 1317 steht in Fischers merkwürdigen Schicksalen des Stiftes Klosterneuburg im diplomatischen Anhang S. 341.

VIII. Herzog Friedrich der Schöne.

Urkunde Nr. 57 dd. Mellingen am 9. August 1309, aus dem Luzerner-Stadt-Archiv.

Friedrich sichert Luzern Rechte und Freiheiten, wie unter Muebach und Rothenburg zu.

Es ist dieses die von Herzog Leopold den Luzernen versprochene, aber erst so spät erfüllte Gewährleistung Friedrichs. Vergleiche die oben gegebene Andeutung zur Urkunde Nr. 44.

Erläuterung zur Urkunde Nr. 64 dd. 22. Nov. 1315.

Hier verspeicht Graf Werner von Homburg sich seines Zolls wegen, zu Iluelen mit den Landleuten von Uri zu veesständigen, wenn ein einwähliger König wird. Kopp bezeichnet in dieser Urkunde eine Mitveranlassung des Krieges, dessen unglücklicher Ausgang für Oesterreich die Schlacht am Morgarten war. Kaiser Heinrich hatte nämlich Zölle in Uri als Lehen Großen gegeben, Friedrich nachmals als König bestätigt. — Als nun der Gegenkönig Ludwig auftrat, suchten sich die Leute von Uri der lästigen Zölle entweder ganz zu entledigen, oder sie wenigstens an sich zu reißen, indem sie jene Bestätigung Friedrich's nicht anerkannten; dieser hielt nun darauf, die nothwendige Folge war wie begreiflich Gewalt.

Was die Bedeückungen und Unthaten der Vögte betrifft, so behauptet der Verfasser niegends auch nur einen Buchstaben urkundlichen Beweises gefunden zu haben, und verweist die ganze Erzählung derselben in den Sagenkreeis leidenschaftlicher Chronisten, oder geschichtsunkundiger Verbreiter. »Kennen doch die von Schwyz am 15. Mai 1443 (Tschudi II. 365) ihre und der Eidgenossen Geschichte nicht mehr genau.«

Urkunde Nr. 71 dd. Luzern am 28. Jänner 1328. Stadt-Archiv Luzern.

Bund von sechs und zwanzig Luzerner Bürgern zur Anhänglichkeit an Oesterreich.

Waeme Zuneigung zu ihrer „herschaft“ athmet dieses Document; die Bürger fassen den Entschluß »Wan es in dem Land zwiuelich und wunderlich gat, und unser herschaft von Oesterrich, von der wir hilf und rath han solten, in dem Land jetz bi uns nut (nicht) ist, das wir dur nutz vnd ere der vorgenander unser herschaft, vnd ouch der statz ze lutzern mit einander vber ein kommen sin ein helleklich bi geswornen eiden mit vgehabener hand“ die Heeerschaft und ihee eigenen Rechte zu schützen gegen Jeden »dem sullen wir wiederstan westlich vnd gemeinlich.“ Die Unterdrückung durch Oesterreich, und die Gebitterung scheint doch nicht so allgemein gewesen zu seyn, und mehr gekränktem Privat-Interesse zuzuschreiben.

IX. Otto der Fröhliche, König Albrechts I. Sohn.

Urkunde Nr. 74 dd. Ach am 13. November 1330. Stadt-Archiv Luzern.

Otto macht den Bürgern von Luzern über die Stellung

Digitized by Google

des Schultheißen, die Wahl des Rathes, die Besetzung des Sinnthums, des Hirtenthums und die Benützung der Waldungen, Zugeständnisse und bekräftigt früher geübte Rechte.

Diese und die folgende Urkunde Otto's sind bei der geringen Anzahl von diesem Herzoge erhaltener Urkunden, von denen sich mehrere bei Hanthaler Recensus diplom. I. 212 und bei Herrgott in diplom. Anhange, theils ihrem ganzen Inhalte nach, theils in Auszügen bewahrt finden, für unsere Geschichte ein erfreulicher Gewinn.

Auffallend in gegenwärtiger Urkunde schien uns der im Eingange fehlende Titel Landgraf im Elsaß, der auch bei der folgenden Urkunde abgeht, in jener durch Herrgott l.c. N. DCCLXII. aber vom Jahre 1329 bekannt gemachten, noch erscheint.

Hier sehen wir die Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Luzern bereits entstanden. — Ihren Ursprung glauben wir in der von der allgemeinen Bewegung und dem Mißglücken kräftigen Widerstandes begünstigten Anmaßungen der Bürger bei Setzung und Entsetzung ihrer Richter zu erblicken, wir sagen Anmaßung, da, wie durch die früher beigebrachten urkundlichen Belege außer Zweifel ist, dieses Recht dem Oberherrn allein zustand. — Wichtig sind die Zugeständnisse, die hier, und wiederholt in der

Urkunde Nr. 77 dd. Winterthur am 14. September 1334. Stadt-Archiv Luzern, über Stellung und Wahl der Schultheißen gegeben werden.

In der Urkunde Nr. 78 dd. Luzern am 12. Mai 1336, Stadt-Archiv Luzern, worin die Bürger dieser Stadt die Zerwürfnisse mit Oesterreichs Schiedsleuten zur Entscheidung stellen, und in der

Urkunde Nr. 79 dd. Rottenburg am 16. Mai 1336, Stadt-Archiv Luzern, worin daselbe von dem Hauptmann Oesterreichs in Schwaben, Bischof Nicolaus von Constanz geschieht, sehen wir die Flamme ringsum lodern. — Der Landfriede vom 20. Juli 1333 (Tschudi I. 328), den der Kaiser und die Herzoge von Oesterreich, endlich gesühnt, ausgeschrieben hatten, reichte nicht hin die stürmenden Gemüther zu beruhigen, einzelne Städte waren noch in der alten feindseligen Stimmung. — Oesterreich scheint jeden Anbotb zur Beruhigung willig aufgenommen zu haben. Luzern, das namentlich im Gegenhalte zu seiner früheren Treue, sich feindselig bewies, ward besonders zuvorkommend behandelt; aber alles ist nun vergeblich, alles drängt sich zur blutigen Katastrophe hin, die bei Sempach

X. Leopold der Biedere,

mit seinem Heldentode für Oesterreich bezeichnet hat.

Die Urkunde Nr. 82 dd. Zofingen am 7. Juli 1336, im Archive zu Neuenburg, worin Leopold mit Frau Maha von Neuenburg um Uebergabe der Stadt Willisau, Pfandschaft der Gräfin, auf die Dauer seines Krieges mit den Waldstädten übereinkommt, beschließt die vorliegende Sammlung.

Diese Urkunde, zwei Tage vor dem Tode Leopold's, ist bezeichnend für seinen Charakter. Man erkennt die Absicht des Herzogs, die Stadt zu schonen, sie lassen leben bi allen iren reehten vnd gewonheiten« „Die egenennante Gräfin« heißt es daselbst an einer andern Stelle „*vnser Muom* mag ouch wol, wenn si wil, ir Lut kestigen vnd pesseren ane all vnser irrung vad hinderaus, ouch ane geuerde.« Eine damals nicht eben häufige Humanität.

Der Ausdruck Muhme ist allerdings auffallend, wir erklären uns denselben durch eine Verwandtschaft der Gräfin mit dem Hause derer von Ochsenstein, urkundliche Nachweisung dafür können wir aber nicht beibringen. Bei Herrgott Geneal. findet sich darüber kein Aufschluß.

Somit schließen wir unsere Betrachtung, wohl wissend, was und wie viel hier noch zu erwähnen, zu untersuchen oder hinzuzufügen gewesen wäre, was aber der Raum, gehörig durchzuführen nicht gestattet. Der Freund der österreichischen Geschichtsforschung kann aber schon aus dem Angedeuteten entnehmen, was vom Verfasser bereits gegeben, und in Hinkunft in gleichem Verhältnisse zu erwarten sey.

Indem wir nun für das Dargebrachte dem Verfasser unsern Dank sagen, ergreifen wir diese Gelegenheit, über seine Anfrage S. 124 das Wenige mitzutheilen, was uns in dieser Beziehung bis jetzt aufzufinden geglückt ist.

Gebhard von Constanz, der 63ste Bischof jenes Stuhles, war zu Avignon geboren, und hieß mit seinem Geschlechtsnamen Gerard de Benar. In einigen Werken die die Reihefolge der Constanzer Bischöfe enthalten, fehlt er ganz oder erscheint unter anderen Namen, so z. B. vermochten wir ihn in M. Gerberts historia Nigrae Sylvae nicht zu entdecken. *Bruschius* de Episcop. Germaniae, *Datt* de pace publ. wurden vergeblich um Aufschluß befragt. Nicht minder wieder *Johannis* Script. rerum Moguntiacarum, die Judices moguntinae Sedis erklären sich übrigens daraus, daß schon bei der allgemeinen Regulirung der Kirchenverfassung Deutschland's im 8ten Jahrhundert, Constanz mit vielen anderen Bisthümern unter Bischof Erchenfried oder Anastebius dem Mainzer Stuhle unterworfen ward. (Vergl. Gerbert l. c. I. 72. Nr. XXX.)

Eine nähere Andeutung gibt uns *Manlii* Chron. Constantiense bei *Pistorius* S. S. R. G. I. 751 in der Stelle: „licet bonae exstiterit literaturae, in negotiis tamen et moribus Suevorum penitus ignoraverat, quo fit ut multa immobilia dioecesis bona alienaretur.“ Ob und in welcher Beziehung die bei Merker Chronicon Constantiense ad annum 1311 erzählte Geschichte zum Gegenstande der Frage stehe, vermögen wir nicht zu entscheiden. — Die Angabe des Manlins schien uns immer die natürlichste Veranlassung des Bannes. — Bei Merker zu früheren Jahren erblicken wir den Bischof auch in politische Händel verwickelt; bei seinem Todesjahr 1318 aber wird eines Bannes nirgends erwähnt; übrigens war Gebhart Secretair des Papstes Clemens V zu Avignon.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

25. Sonnabend, den 26. März 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Die Erlebnisse der Donau-Dampfschifffahrt während des Jahres 1835 legen klar an den Tag, daß sich die Gesellschaft bereits auf einem bekannten Terrain mit Sicherheit und selbsteigener Kraft bewegte, daß sie nicht mehr, von ihrer gewaltigen Unternehmung fortgerissen, von Klippe zu Klippe einen schwankenden Halt zu suchen brauchte, sondern daß sie vielmehr mit obsiegender, durch die Erfahrung gestählter Intelligenz alle Bedingungen ihrer Aufgabe besonnen und muthig zu bewältigen verstand. Nach dem traditionell überkommenen Grundsatze, daß eine Körperschaft oder moralische Person nie selbst in die unmittelbare Leitung eines Unternehmens eingreifen soll, wurden früher die Dampfschiffe an dritte Personen in Pacht überlassen. Im Jahre 1835 nahm aber die Gesellschaft ihre sämmtlichen Schiffe zum ersten Male in eigene Regie, und bewies durch die Zweckmäßigkeit und Lebendigkeit ihrer administrativen Anordnungen, daß jener veraltete Grundsatz hinke, und auf die vorgeschrittene Bildung unserer Zeit nicht mehr passe. Freilich konnte eine so einsichtsvolle und energische Leitung nur von einer Gesellschaft ausgehen, deren sämmtliche Mitglieder mit freudiger Begeisterung in ihren Vorwurf eingehen, und alle persönlichen Nebenrücksichten dem Gemeinsinne und dem allgemeinen Interesse bereitwillig aufopfern.

Die Aufgabe, welche die Gesellschaft in dieser Beziehung übernahm, ist gewiß sehr schwierig. Die Punkte, die sie gleichzeitig im Auge behalten muß, sind: Bequemlichkeit für die Reisenden, Sicherheit für die Waaren, Oekonomie für die Leitung, schnelle und pünktliche Beförderung für das Ganze. Den Passagieren soll die Reise angenehm, der Aufenthalt auf den Schiffen behaglich, die Unterkunft an den Landungsplätzen bequem gemacht werden; die Waaren sollen gut untergebracht und vor Beschädigungen verwahrt werden, ohne den Schiffsgästen beschwerlich zu fallen; die Magazine sollen zur Unterhaltung der Dampfmaschinen fortwährend mit hinreichendem Brennstoffe versehen seyn; die Schiffe sollen zur bestimmten Stunde abfahren, und zu rechter Zeit an den Ort ihrer Bestimmung gelangen; die Bureaugeschäfte in den Haupt- und Zwischenstationen sollen mit der größten Ordnung und Bereitwilligkeit versehen werden; und alles soll noch überdieß mit kluger Oekonomie beschickt und ausgeführt werden. Die gesteigerte Theilnahme, welche das Publikum für die Dampfschifffahrt äußert, die vermehrte Frequenz der Reisenden und der Speditionsgüter, die Zufriedenheit, die sich unverhohlen über die ganze Wirkungssphäre der Unternehmung ausspricht, sind schlagende Beweise für die Vortrefflichkeit der neuen Regie. Die Bewegung der Schiffe innerhalb der Gränzen des Vaterlandes ist natürlich der leichtere Theil der Aufgabe, da hier der Gesellschaft die Sympathien einzelner Edeldenkender und die bereitwillige Unterstützung der öffentlichen Behörden entgegentreten. Jenseits der Gränze Oesterreichs hingegen ist die Aufsicht über das Dampfschifffahrt-Geschäft viel schwieriger, da bei größerer Entfernung größere, in der Natur und der Willkühr liegende Hindernisse zu bemeistern sind. Die Regie hat aber die bitteren Erfahrungen ihres Wirkungskreises beinahe ausgekostet, und ist nun im Stande allen widerstrebenden Einflüssen kräftig zu begegnen.

Der begonnene Bau der neuen Dampfschiffe wurde während des Jahres 1835 auf das Thätigste fortgesetzt. An die bisherigen Fahrzeuge: Pannonia, Franz I., Argo, Maria Dorothea, reihte sich ein fünfter Pyroskaph

Digitized by Google

»Zriny,« dessen vortreffliche Maschinen mit einer Kraft von 80 Pferden wirken. Dieses Schiff bewies die Vorzüge seiner Construction gleich bei der ersten Fahrt. Es schwamm am 22. September 1835 von Wien die Donau hinab, und vollendete die ihm zugedachte Reise von Pest nach Moldawa in 36 Stunden 37 Minuten (Fahrzeit), und aufwärts in 62 Stunden, mithin um 15 Stunden schneller, als jedes andere Fahrzeug zuvor. Auf den Triester Schiffswerften wurde unter der erprobten Leitung des Hauses Pietro Sartorio ein neues Seedampfboot erbaut, auf dessen Construirung um so größere Sorgfalt verwendet werden mußte, als es zur Wechselfahrt von Konstantinopel nach Galacz bestimmt wurde, mithin theils die offene See halten, theils durch die Kraft seiner Maschine und die Festigkeit seines Kieles die schlammigen Untiefen der Donaumündung durchfurchen soll. Dieses herrliche Dampfschiff von 100 Pferdekraft wurde nach dem Namen Sr. Majestät des Kaisers »Ferdinand I.« genannt. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich deutlich, in welch' günstigem Lichte der Landesfürst die Unternehmungen der Gesellschaft betrachtete, indem er ihrem Schiffe vorzugsweise die Führung seines Namens gestattete, um welche Gnade sich gleichzeitig die k. k. Marine für das, in Porto Ré erbaute Kriegsdampfboot beworben hatte. Die Gesellschaft hat mithin gegründete Ursache, auf diesen öffentlichen Beweis der kaiserlichen Gunst stolz zu seyn. Gleich nach Vollendung des Zriny wurde an den Bau eines neuen Dampfschiffes von 40 Pferdekraft geschritten, das für die Fahrt zwischen Preßburg und Pest bestimmt ist, und aus dankbarer Verehrung für den hochgestellten Gönner aller vaterländischen Unternehmungen »Nádor« (Palatin) benannt wurde.

Den numerischen Beweis, um wie viel reger und thätiger sich das Leben der Dampfschifffahrt während des Jahres 1835 entwickelte, liefert der Ausweis über die Bewegungen der fünf, während dieser Periode zu Fahrten verwendeten Schiffe. Die Zahl der Reisenden betrug 17.727 Personen; die Masse der versendeten Waaren (mit Ausnahme der von der Maria Dorothea spedirten Handelsgüter) 3.852.943 Pf. W. G.; und das Erträgniß 86.370 fl. Conv. Münze.

Die Pannonia unternahm 40 Fahrten zwischen Preßburg und Pest, beförderte 10.143 Reisende, und hatte eine Einnahme von 42.373 fl. 37 kr. C. M. Dieses Schiff hatte außer dem Gepäcke der Passagiere keine Frachtgüter an Bord, da es vermöge seiner Bestimmung nur dann Waaren aufnimmt, wenn der Raum es gestattet, welches bei der großen Frequenz der Reisenden nicht der Fall war. Auf jede einzelne Fahrt kommen beiläufig 254 Reisende mit einem Ertrage von 1060 fl.

Der Franz I. legte die Strecke zwischen Pest und Moldawa 19 Mal zurück, beförderte 3356 Reisende, und 2.826.351 Pfund Frachtgüter; seine Einnahme betrug 32.238 fl. 31 kr. Auf jede einzelne Fahrt kommen daher im Durchschnitte 177 Reisende, 148.755 Pf. Waaren, und 1697 fl.

Der Zriny, der seinen Curs erst im Spätherbste begann, machte fünf Reisen zwischen Pest und Moldawa, beförderte 945 Passagiere und 410.482 Pf. Handelsgüter; sein Ertrag stellte sich auf 2846 fl. 34 kr.; mithin kommen im Durchschnitte auf jede Fahrt 189 Reisende, 82096 Pf. Güter und 569 fl. 19 kr.

Die Argo fuhr 18 Mal zwischen Skela Gladowa und Galacz, beförderte 332 Reisende und 616.110 Pf. Speditionsgüter; ihre Einnahme belief sich auf 5871 fl. 50 kr. Die einzelne Fahrt stellt sich beiläufig auf 18 Reisende, 34.228 Pf. Güter und 326 fl. 13 kr.

Die Maria Dorothea unternahm 48 Reisen zwischen Konstantinopel und Smyrna, beförderte 2651 Passagiere, und rentirte sich mit 2846 fl. 34 kr.; auf jede Fahrt kommen daher beiläufig 62 Reisende und ein Ertrag von 62 fl. 18 kr. Der Ausweis über das Gewicht der mit diesem Schiffe spedirten Handelsgüter ist noch nicht eingelangt.

Nach dieser Bilanz spielen die Schiffe auf der ungarischen Donau eine weit glänzendere Rolle, als die jenseits des eisernen Thores. Der Grund dieses Abstandes ist aus den bereits oben entwickelten Prämissen leicht abzunehmen. Deßungeachtet läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussagen, daß diese Differenzen sich in der Zukunft minder grell stellen werden. Diese Tröstung ergibt sich schon aus dem einfachen Vergleiche der Leistungen der Argo im Jahre 1834 mit jenen während des Jahres 1835. Im ersteren Jahre hatte sie ein Deficit von 18745 fl. 56 kr.; im letztverflossenen einen Ueberschuß von 5871 fl. 50 kr.

Die Argo würde einen bedeutenden Zufluß an Waaren gewinnen, wenn die nach den russischen Häfen des schwarzen Meeres bestimmten Handelsgüter daselbst keiner so strengen Kontumaz unterworfen würden, wie es leider dermalen der Fall ist. In den Häfen des mittelländischen Meeres werden die nach Odessa, Taganrog, Cherson u. s. w. zu versendenden, kontumazfähigen Waaren mit den Siegeln und

Digitized by Google

Certificaten der russischen Behörden versehen, und haben dann am Orte ihrer Bestimmung gar keine Sanitätssperre mehr zu bestehen. Es wäre zu wünschen, daß ein ähnliches Verfahren auch auf den an der österreichischen Donau liegenden Hauptstapelplätzen eingeführt würde. Wie bereits oben bemerkt wurde, sind über diesen wichtigen Gegenstand wiederholte diplomatische Verhandlungen eingeleitet worden, und es ist nur den widerstrebenden Ansichten und den fremdartigen Interessen des einen der unterhandelnden Theile beizumessen, wenn die eifrigen Bemühungen der österreichischen Autoritäten bisher nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt wurden.

Die Maria Dorothea hatte wider Erwärten im Jahre 1835 besonders feindliche Geschicke zu bestehen. Abgesehen von einigen Unfällen, verkümmerte die ungewöhnlich lange Dauer der Pest die Frequenz der Reisenden. Hiezu kam noch, daß den der türkischen Nation angehörigen Reisenden vom Kapudan-Pascha im letzten Sommer ausdrücklich verbothen wurde, ein österreichisches oder englisches Dampfboot zu besteigen. Dieses Verboth wurde aber in neuester Zeit wieder zurückgenommen; der verbesserte Gesundheitszustand wird auf den Zug der Reisenden belebend zurückwirken, so wie die Anstrengung und Beharrlichkeit der vaterländischen Unternehmung die Concurrenz des einen, zwischen Smyrna und Konstantinopel noch fahrenden englischen Dampfbootes the Crescent (das andere the Levant hat bereits das Feld geräumt) gewiß siegreich bestehen wird.

Die Pflanz der Gesellschaft lieferte am Schlusse des Jahres 1835 die befriedigendsten Resultate.

Der Ertrag von den fünf activen Schiffen belief sich wie oben nachgewiesen wurde, auf	86.370 fl.	51 kr.	C. M.
hiezu kamen für das Escompte	2.558 »	16 »	»
und an kleineren Bezügen . .	401 »	25 »	»
wornach sich die Gesammteinnahme auf	89.330 fl.	32 kr.	C. M.
stellte. Sämmtliche dagegen aufgelaufene Unkosten mit Inbegriff der Interessen betrugen	31.935 »	52 »	»
Es ergibt sich daher ein Gewinn von	57.394 fl.	40 kr.	C. M.
von welchem, nach Abzug der im Jahre 1834 zur Ausgleichung zu ersetzenden	13.320 »	25 »	»
ein reiner Ueberschuß von erübrigt.	44.074 fl.	15 kr.	C. M.

Von diesem Ueberschusse entfallen nach den Statuten 20% für den Reservefond mit 8814 fl. 48 kr. Dieser Reservefond soll als ein Schatz betrachtet werden, aus dem bei möglichen Unfällen geschöpft werden könne, ohne den Ersatz auf eine für die Actionnäre fühlbare Weise erholen zu müssen. Abgesehen von dieser Capitalsrücklage besteht noch ein zweiter größerer Reservefond, der zur Deckung der natürlichen Abnützung an Schiffen, Maschinen, Materialien u. s. w. bestimmt ist. Dieser zweite Reserve-Conto hat nun über eine Summe von 30.000 fl. C. M. zu versfügen; überdieß wurden 5259 fl. 27 kr. dem Gewinn- und Verlust-Conto für das laufende Jahr 1836 gut geschrieben.

Da der von der Gesellschaft ausgesprochene Zinsfuß von 5% unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, und hingesehen auf die Fluctuationen anderer Creditsunternehmungen bei seiner soliden Basis hoch genug erscheint, so trägt es offenbar zum Vortheile der ganzen Gesellschaft bei, wenn die, auf die einzelnen Actionnäre entfallenden Superdividenden vorläufig nicht ausbezahlt, sondern in die Reservefonde hinterlegt werden. Die Gesellschaft gelangt dadurch in die angenehme Lage, augenblicklich über bedeutende Capitalien verfügen, und den Werth ihrer Actien ohne künstliche Mittel auf natürlichem Wege durch Geltendmachung ihres realisirbaren Credits steigern zu können. Das Capital vergrößert sich daher in sich selbst durch die Gewinne der Unternehmung. Die Administration hat überdieß einen eigenen General-Schiffbau-Conto und einen General-Inventar-Conto eröffnet. (Forts. folgt.)

Oesterreichische Kriegsgefangene im Jahre 1788 zu Konstantinopel.

Unter mehreren geschriebenen Relationen über den österreichisch-russischen Krieg mit der Pforte 1788, befand sich nachstehender Brief, dessen Inhalt uns in mancher Beziehung einer Mittheilung in diesen Blättern werth schien.

Konstantinopel im Sclavenhause, den 15. September 1788. »Einem löblichen Regiments-Commando habe anmit gehorsamst melden wollen, daß nach beygebogener Specification der Endesgefertigte nebst Herrn Fähnrich Onzelt und 136 Köpfen vom Feldwebel abwärts, nach vielem ausgestandenen Ungemach (welches zu beschreiben zu weitläufig wäre), den 12. September allhier in Konstantinopel angekommen sey. Die Umstände unserer Gefangenschaft werden einem löblichen Regiments-Commando in so weit bekannt seyn, da das Regiment durch den Weg an der Cserna sich retiriren mußte, wo zu gleicher Zeit einige Pulverkarren stehen

Digitized by Google

geblieben, und auch die Division Dragoner eben durch wollte, daher wir nicht durch konnten, und ich Endesgefertigter mit der Oberst-Compagnie vom Berg herunter gerückt und zugleich von den aus der Ebene herkommenden Feinden im Rücken angegriffen wurde, wo ich mich bemühete, die Leute in Ordnung zu bringen, um wenigstens diese Straße zu behaupten, es gelang uns auch so weit, den Feind einige Minuten abzuhalten; allein nachdem der Feind alle Anhöhen besetzt, und uns auch über dem Wasser mit beständigem Feuer angriff, auch das Regiment meistens über die Anhöhe sich retirirte, und das Defilee verließ, so wurden wir abgesondert, und gleich vom Feinde umrungen. Alles wehrte sich einzeln an den Felsen beim Wasser, bis nach zwei Stunden die Uebermacht des Feindes, unter beständigem Feuern und überwand, und zu Gefangenen machte, nachdem sehr viele blessirt und geblieben waren. Unter den Todten ist der Fähnrich Friedrich sicher an meiner Seite zusammengehauen worden, ich bekam zu gleicher Zeit einen Hieb über den Kopf, welcher aber nur den Hut, und ganz wenig den Kopf getroffen, weil ich durch Ausparirung den Hieb geschwächt hatte. Zu gleicher Zeit aber bekam ich von einer andern Seite einen Wurf mit einem sogenannten Zagon in die Seite, wovon mir zwei Rippen brachen, und ich kraftlos in die Czerna fiel, wo mich dann die Türken halbtodt herauszogen und gleich fortführten.«

»In einer kleinen Entfernung banden sie mir, als ich mich ein wenig erholt hatte, die Hände auf den Rücken, und führten mich nach Schupanek, wo ich ausgezogen und von Allem beraubt wurde, so daß ich glaubte, vor Kälte sterben zu müssen, bis Abends ein Türke mir ein gemeines Zelt von de Bins gab, worein ich mich die Nacht wickeln konnte. Den zweiten Tag wurde ich zum Bassa geführt, welcher befahl, mir die Kleidung wieder zu geben, und mich durch einen Feldscherer verbinden zu lassen, weil ich am Kopfe ganz blutig war; allein ich wurde nicht verbunden, und bekam von meinen Kleidern nichts als das Hemd und einen Rock. Ein Türke wusch mir den Kopf mit Wasser, dann wurde ich in die Contumaz zu den übrigen Gefangenen geführt, wo ich zu meinen Erstaunen den Herrn Fähnrich Onzelt nebst 350 Mann vom Feldwebel abwärts vom ganzen Corps antraf, in dem Zimmer lagen auch zwei große Haufen Köpfe, wovon die Türken die Ohren abgeschnitten, welche sie beim Abmarsche mitnahmen. In einer Stunde wurden wir uns türkische Lager geführt, welches längs der Donau bis an die Czerna stand, hier wurden Wagen herbeigeschaft, und nach einem dreitägigen Marsche langten wir in Widdin an; auf dem Marsche starben viel Schwerblessirte, die fast nackend waren, und nichts als Wasser und Zwieback bekamen. In Widdin wurden wir alle verbunden, und den Leuten wurden täglich, nebst Brot und Käse vier Paral, gegeben. Ich und Fähnrich Onzelt wurden zum Janitscharen Aga, in ein Zimmer zu den Janitscharen gegeben, und weil wir beide blessirt und elend waren, so schickte uns der Festungs-Commandant zwei blaue tüchene Mäntel, dann 20 Piaster für mich, und 15 Piaster für Herrn Onzelt. Nachdem wir da im Lager einige Tage herumgeführt worden waren, reisten wir zu Wasser mit acht Schiffen bis Nikopoli, wo wir mit dem Hauptmann Scholderer nebst 42 Blessirten von Brechainville, und mit dem Lieutenant Konsy, von Erdödy Husaren, zusammen kamen. Von Nikopoli gingen wir auf Wägen über Adrianopel bis Konstantinopel, wo wir den 12. September zu Fuß durch die ganze Stadt, und durch das Serail des Großherrn in vollem Pomp geführt wurden. 10 Kanonen, 7 Pulverkarren, 2 Fahnen, 13 Trommeln wurden vorausgeführt und getragen, die Kanonen wurden von lauter Schimmeln aus dem kaiserl. Stalle gezogen; von allen Schiffen und Castellen donnerte das Geschütz, der Hofstaat des Großherrn war in voller Galla, alle Pferde mit Gold- und Silberdecken behängt, das Volk, und besonders die Weiber, hatten Lust, uns viele Schmach zu erweisen, allein die Großen des Diwans ließen uns mit 300 Janitscharen begleiten, welche uns beschützten, sonst würde ein Steinregen unser Willkomm gewesen seyn. Als wir bei dem Großherrn vorbey passirt, wurden wir eingeschifft, und nach Galata ins Sclavenbaus gebracht, welches im Arsenal ist. Hier trafen wir viele russische und vier österreichische Offiziere von den Siebenbürgischen Szeklern an. Die Offiziere und Gemeine waren in Eisen geschlagen, welches in einem Ring nebst einem Stück Kette am Fuße besteht. Uns Offizieren legten sie auch Eisen an, allein auf eine kleine Vorstellung und Versprechung eines Regals von unserem Banquier, nahmen sie den Offizieren und auch den kranken Gemeinen die Fesseln wieder ab. Täglich geben uns die Türken, ohne einen Unterschied zu machen, zwei Brote und Wasser, auch werden öfters zwei zusammengeschlossen, wie es dem Gardian Bassa einfällt, um nur einige Präsente zu bekommen. Die gnädigste Fürsorge unserer Monarchen verschafft uns sehr viele Erleichterung, indem wir, vermuthlich auch auf Veranstaltung des französischen Herrn Botschafters, durch den Banquier von Bradeis gleich bei der Ankunft mit der nothwendigsten Kleidung, und mit Betten versehen wurden. Jeder Offizier ohne Unterschied bekommt monathlich 20 Piaster zum Unterhalt; jeder Gemeine das Nöthige zur Bedeckung und sechs Paral des Tages. Der Raum ist sehr klein für uns, da wir 19 Offiziere, nebst den Russischen in zwei kleinen Zimmern schlafen müssen, um nicht unter den Gemeinen zu liegen; daher wird auch fast alles krank, auch sogar die Pest hat schon einmal angefangen, aber zum Glück wieder aufgehört. Ich für meine Person bin zwar wieder hergestellt, aber doch nicht völlig gesund bei diesem Elende, die Fußwunde des Fähnrichs Onzelt ist auch geheilt, allein er ist von einem gefährlichen Fieber angegriffen worden, wovon er sich sehr langsam erhohlen wird.«

Weinert, Hauptmann von Reisky.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

26. Mittwoch, den 30. März **1836.**

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Als die Gesellschaft die Dampfschifffahrt in eigene Regie nahm, sorgte sie gleichzeitig für eine zuverlässigere, genauere und ökonomischere Geschäftsführung durch Aufstellung eigener, mit den nöthigen Eigenschaften ausgerüsteter Beamten. In den Agentien, welche den Anforderungen bisher nicht entsprochen, wurden wesentliche Verbesserungen eingeführt. Die größte Sorgfalt wird nunmehr dem Detail der Unternehmung gewidmet, da es der einsichtsvollen Administration nicht entging, daß in der wohlgeordneten Einrichtung der einzelnen Theile der stärkste Magnet für die Frequenz der Reisenden liegt, und daß eine durchgreifende Humanität die stete Begleiterin einer Unternehmung sein müsse, die wir der vorgedrungenen Intelligenz des Jahrhunderts verdanken.

An der Spitze der Leitung steht das neuorganisirte Geschäfts-Bureau der Administration und Central-Direction in Wien (Wollzeile Nr. 869), dessen allseitiger, über das ganze Unternehmen verzweigter Wirkungskreis in der Person des Hrn. Directors A. Autran den besten Garanten besitzt. Dieser Beamte war früher Geschäftsführer eines bedeutenden Wiener Handelshauses in Konstantinopel. Er erwarb sich durch aufmerksame Beobachtung einen Schatz von Erfahrungen über die Bewegungen der Schifffahrt und des Handels. In dieser Hinsicht, und bei seiner vielseitigen Bildung und genauen Geschäftskenntniß konnte die Gesellschaft keinen würdigeren Leiter ihrer öffentlichen Geschäfte finden. Das wichtige Dampfschifffahrts-Bureau in Pest leitet Hr. C. F. Rose, der früher bei der rheinischen Dampfschifffahrt angestellt war, und der nun seine gereiften Erfahrungen mit rastloser Thätigkeit dem verschwisterten Unternehmen auf der Donau widmet. Außerdem bestehen noch für das Stromgebieth der Donau förmliche Dampfschifffahrt-Bureaux in Neusatz, Semlin, Orsowa und Skela Gladowa. Zur Unterhaltung der Zwischenverbindungen sind überdieß Agentien errichtet in Preßburg, Raab, Komorn, Földvá, Paks, Tolna, Baja, Mohács, Apatin, Vukovár, Uj-Palanka, Bassasch, Alt-Moldawa, Drenkowa, Nikopolis, Giurgewo, Rustzuk, Braila und Galacz. In Konstantinopel und Smyrna besorgt das Großhandlungshaus Hayes und Lafontaine die Agentie-Geschäfte.

Zur Leitung der Dampfschiffe gewann ferner die neue Regie mehrere ausgezeichnet fähige Kapitäne, deren gereifter Erfahrung man die Bewegungen einer beschwerlichen Schifffahrt mit Beruhigung anvertrauen konnte. Die rheinische Dampfschifffahrt-Gesellschaft zeigte sich gegen ihre jüngere Schwester an der Donau sehr gefällig, indem sie dieser mit beachtenswerther Selbstverläugnung einige wohlbewährte Navarchen überließ.

Da die Dampfschifffahrt auf der Donau während des ganzen Winters, beiläufig durch ein Drittheil des Jahres, außer Thätigkeit gesetzt ist, mithin das darauf verwendete Kapital während dieses Zeitraums todt liegen bleibt, so steht sie in dieser Beziehung, der Seedampfschifffahrt gegenüber, in offenbarem Nachtheile. Andererseits aber tritt gerade durch diesen Umstand ihre Rentirung im glänzendsten Lichte hervor, wenn man bedenkt, daß ihre Schifffahrt in ⅔ der Zeit dieselben pecuniären Resultate liefert, wie ein ähnliches Unternehmen, welches das ganze Jahr hindurch im Gange ist. Wenn daher die Donau-Dampfschifffahrt ihre Actien zu 5 % verzinset, stellt sich, hingesehen auf die Dauer ihrer gewinnbringenden Operationen, ihr Zinsfuß eigentlich auf 7 ½ %.

Digitized by Google

Abgesehen, daß das Stromgebirth der Donau gewöhnlich von Ende Novembers bis Anfang März theils fest gefroren, theils mit Treibeis bedeckt ist, mithin die Schiffahrt während dieser Zeit unterbrochen wird, tritt noch der bedenkliche Umstand ein, daß die Schiffe gegen die zuweilen so fürchterlichen Eisgänge des Stromes hinreichend gesichert werden müssen. Glücklicher Weise blieben die Donau-Dampfschiffe durch gelinde Winter bisher von der Gefahr, die von dieser Seite drohte, gänzlich verschont. Diese zufällige Nachsicht der launischen Elemente konnte aber die Administration nicht beruhigen, und sie forschte nach einer Stelle, die sich zu einem sicheren Hafen für ihre mit vielen Geldopfern erbauten Fahrzeuge eignen dürfte. Diese Stelle fand sich, wie bereits oben angedeutet wurde, gerade dort, wo sie am erwünschtesten war, nämlich bei Ofen. Die Gesellschaft verdankt die Zuweisung dieses Hafenplatzes der Großmuth ihres erhabenen Gönners, des E. H. Palatin, der überdieß noch die Verfügung traf, daß das Dredging-Boot Widra zur Vertiefung des neuen Hafens mitwirkte. Die Dampfschiffe können nunmehr bei Ungarns Hauptstadt überwintern. Die Aufsicht über die Fahrzeuge, deren Ausbesserung, der Unterhalt der Schiffsmannschaft und andere Zweige der Oekonomie werden durch die Nähe von Buda-Pest erleichtert und begünstigt. Mit unverkennbarem Wohlwollen räumten die Behörden der Regie eine, dem Hafen zunächst gelegene Insel ein, die sich vollkommen zu einem bequemen und sicheren Schiffswerft eignet. Auf dieser Insel herrscht nun die regste Thätigkeit. Das schöne Dampfschiff Franz I., das bisher zur Fahrt zwischen Pest und Moldawa verwendet wurde, im Monat April aber die Kataraкten am eisernen Thore hinabgleiten, und die Verbindung am rechten Donauufer zwischen Skela-Gladowa und Hirsowa herstellen soll, wurde aufs Trockene gebracht, und wird nun ausgebessert, vergrößert, und in seinen einzelnen Bestandtheilen dauerhafter und solider gemacht, was um so nöthiger ist, als die Dampfschiffe nach Ueberschreitung des eisernen Thors nicht leicht einer Reparatur unterzogen werden können, und deßhalb viel stärker und gebarnischter sein müssen, als die Fahrzeuge auf der mittleren Donau, die einer augenblicklichen localen Ausbesserung leicht zugänglich sind. Der geschickte und erfahrene Schiffsbaumeister, der den Bau der Seedampfboote in Triest geleitet hat, wird fürder dem neu eingerichteten Dock in Ofen vorstehen, und im Vereine mit fähigen Triester Schiffs-Zimmerleuten die Bauplane der Gesellschaft ins Leben rufen. Eben so werden auch Matrosen aus dem adriatischen Meere an die Donau übersiedeln, da die bisherige Schiffahrt auf der ungarischen Donau zu wenig Erlebnisse darboth, um verläßliche, für den Dampfschifffahrtdienst geeignete Leute heranzubilden.

Ein Rückblick auf den Beginn dieses großartigen vaterländischen Unternehmens zeigt, mit welch riesigen Schritten es bis an seine gegenwärtige Höhe vorgedrungen ist. Im September 1830 lief das erste Dampfboot Franz I. vom Stapel; nach fünf Jahren durchziehen die Dampfboote der Gesellschaft bereits die 400 Stunden lange Strecke von Preßburg nach Galacz, und spielen selbst schon im Bosphorus und im Archipel eine glänzende Rolle. Die Gesellschaft hatte bisher vier Actien-Subscriptionen eröffnet. Die für die 1400 emittirten Actien eingegangenen Fonde betrugen 700.000 fl.; die Gesellschaft gelangte dafür in den Besitz von sieben Schiffen, welche aber bei der großen Ausdehnung des Unternehmens keineswegs hinreichen. Die Aufstellung mehrerer Dampfsahrzeuge zeigte sich als ein wahres Bedürfniß. Die Administration, welche den Gang des Geschäftes, mithin auch den Bau neuer Schiffe während des Jahres leitet, mußte daher in die Lage gesetzt werden, über ein größeres Kapital verfügen zu können. Zu diesem Behufe wurde bei der am 12. und 14. Februar 1836 abgehaltenen General-Versammlung die Vergrößerung des Stammvermögens durch die Emmission neuer Actien beschlossen. Bei dieser neuen Subscription mußten billiger Weise die Ansprüche und Interessen derjenigen berücksichtigt werden, welche die Unternehmung begründen halfen, und deren größte Chancen theilten, so wie andererseits auch auf jene Bedacht zu nehmen war, welche später Actien mit Aufgeld an sich brachten. Den ursprünglichen Actien-Inhabern, als den eigentlichen Gründern der Gesellschaft, sollte unter gleichen Verhältnissen billiger Maßen der Vorzug eingeräumt werden. Es lag daher der Gesellschaft vor Allem daran, ihr Stammvermögen aus eigenen Mitteln durch den Antheil der bestehenden Mitglieder zu vergrößern. Die Realisirung dieser Ansicht ist einerseits nach dem Naturrechte und nach den positiven Verordnungen in den, jeder Gesellschaft zustehenden Rechten gegründet, andererseits ist sie bei einer zahlreichen und bereits ausgebildeten Gesellschaft das kräftigste Vehikel, um die Bande des Vereins noch enger zu knüpfen, die Sympathien der Theilnehmer für das gemeinschaftliche Interesse zu nähren, und die, im Sinne erfahrener und eingeweihter Theilnehmer handelnde Admini-

Digitized by Google

stration vor ängstlichen Einstreuungen und hemmenden Bedenklichkeiten der Neuaufgenommenen zu verwahren. Es ward demnach unter Sanction der General-Versammlung beschlossen, 700 neue Actien jede zu 500 fl. zu emittiren, und diese wieder in 1400 Stück halbe Actien abzutheilen, damit dem Besitzer einer Jeden der 1400 älteren Actien ein Stück der neuen halben Actien zufalle. Die neu auszugebenden Actien, für welche binnen vier Wochen, vom 14. Februar d. J. an, die berufenen Abnehmer sich nicht melden, sollen mit einem Avanzo von 10% veräußert werden, und der daraus sich ergebende Gewinn dem Reservefonde der Gesellschaft zufließen. Zur Uebernahme jener eventualiter übrig bleibenden Actien, zum festgesetzten Preise von 110%, meldeten sich augenblicklich die, in der Gesellschaft begriffenen Wechselhäuser: S. M. v. Rothschild, J. H. Stametz und Comp., und v. Liebenberg und Söhne. Die Frist zur Einzahlung der neuen Actien wurde auf den 1. Mai d. J. festgesetzt. Durch diesen Beschluß erhöhte die Gesellschaft ihr Stammvermögen über Eine Million, ohne daß sich die Zahl ihrer Mitglieder vermehrte; die Administration wurde in die Lage gesetzt, die Deckung ihrer künftigen Bedürfnisse aus ihren eigenen Mitteln, ihrem Gewinne und ihrem Credite, zu realisiren. Abgesehen von dieser Kapitals-Vergrößerung behielt sich aber die General-Versammlung das Befugniß vor, die ferneren Zuschüsse zu beantragen, welche eine zunehmende Vergrößerung des Unternehmens in der Zukunft erforderlich machen könnte.

Ein anderer Gegenstand, der nun zur Sprache gebracht werden mußte, war die Frage: ob die Schiffe der Gesellschaft noch ferner assecurirt werden sollen? Diese Frage ward früher, als das Unternehmen gleichsam noch im Entstehen war, immer bejahend beantwortet. Seitdem hatte sich aber die Gestaltung geändert; das Unternehmen hatte nicht nur an Ausdehnung bedeutend gewonnen, sondern auch die Anzahl der Schiffe sich vermehrt, durch welche Vermehrung verhältnißmäßig die Wechselfälle vertheilt wurden. In England, in Holland, in den vereinigten Staaten, in allen Ländern, wo die Schifffahrt im Großen betrieben wird, assecurirt jeder Rheder selbst seine Schiffe, sobald er deren mehrere besitzt. Er ist dann gegen sich selbst Assecurant, und, indem die auf jedem einzelnen Schiffe lastende Gefahr sich in dem Maßstabe vermindert, als die Gesammtzahl dieser Schiffe sich vermehrt, setzen ihn auch die, solcher Weise in seinen Assecuranz-Conto bezahlten Prämien in den Stand, binnen wenigen Jahren den eventuellen Verlust eines Schiffes zu decken; nach Verlauf von zehn Jahren aber, sehr wahrscheinlich, seinen Gewinn- und Verlust-Conto für eine namhafte Summe zu creditiren. Ueberdieß ist es ein Erfahrungssatz, daß Dampfschiffe weit weniger der Gefahr Preis gegeben sind, als Segelschiffe. Da es notorisch ist, daß unter 100 Fällen 99 Mal das Land, und nicht das Wasser den Schiffen gefährlich ist, so kann auch ein Dampfschiff, bei der Leichtigkeit und Behendigkeit seiner Schwenkungen, zehn Mal eine gefährliche Stelle meiden, der das Segelschiff nicht Ein Mal entgeht.

Unter solchen Verhältnissen beschloß die General-Versammlung, die bisher den Assecuranz-Kammern bezahlten Prämien einem, zu diesem Behufe in den Büchern der Gesellschaft eigens zu eröffnenden General-Assecuranz-Conto gutzuschreiben. Der sich bei jeder jährlichen Bilanz ergebende Saldo zu Gunsten dieses Conto oder Ueberschuß soll weder vertheilt, noch auf Gewinn- und Verlust-Rechnung gebracht werden, sondern einen »Assecuranz-Reservefond« bilden, der in den Credit der nächstjährigen ähnlichen Rechnung übertragen wird. Dem General-Assecuranz-Conto sollen ferner am Ende des zweiten und der folgenden Jahre die Zinsen zu 4% von dem vorjährigen Ueberschusse gutgeschrieben werden. Mit dem Laufe des zehnten Jahres wird dieser General-Assecuranz-Conto geschlossen, und die Erneuerung eines ähnlichen Verfahrens für die Zukunft dem Beschlusse der Gesellschaft anheimgestellt.

Ein fernerer Beschluß der letzten General-Versammlung, der für das Unternehmen höchst nutzbringend zu werden verspricht, betraf die Bestellung der Baarsendungen zwischen Konstantinopel und Smyrna. In der Regel kommen wöchentlich an das Zarab-Chané (Haupt-Münzamt) Summen von 80-bis 100.000 Guld. C. M. als das Product der in Smyrna eingesammelten fremden, und außer Cours gerathenen türkischen Gold- und Silbermünzen, und eben so oft gehen ähnliche Summen in curstvem Gelde, als Gegensatz jener Anschaffungen, von dem Münzamte an dessen Bestellte in Smyrna. Die Bevollmächtigten der Dampfschifffahrt-Gesellschaft haben wiederholt dem Delegaten der türkischen Regierung das Anerbiethen gemacht, die Bestellung der erwähnten Baarschaften durch die Maria Dorothea zu ¼% Porto zu übernehmen, während der Handelsstand ⅜% entrichtet. Die Unterhandlung konnte aber zu keinem Resultate gelangen, da die Pforte sich zwar zur Entrichtung von ¼% Porto verstehen, mit der

Digitized by Google

Assecuranz aber nichts zu thun haben will, sondern vielmehr von der Administration fordert, daß sie die verschifften Gelder garantire, indem die Baarsendungen zu Lande durch verläßliche Tataren dem Münzamte auch nicht höher als ¼ % im Ganzen zu stehen kommen. Die Gefahr, welche die Gesellschaft durch Haftung für diese Geldsendungen übernimmt, kann aber bei der trefflichen Einrichtung der Dampffahrzeuge nicht bedenklich sein, und steht mit dem anzuheffenden Ertrage, den man im Durchschnitte auf 500 fl. C. M. in der Woche schätzen kann, in gar keinem Verhältnisse. Andererseits wären aber auch solche Gelder, welche von dem Handelsstande zu Konstantinopel und Smyrna, von einem Platze zum andern, auf den Fahrzeugen der Gesellschaft verschifft werden, gegen Entrichtung des bisherigen Porto von ⅜ % zur Bestellung zu übernehmen, und gegen jede Gefahr zu assecuriren. Die General-Versammlung fand sich daher zu dem Beschlusse veranlaßt: von nun an die Gelder der türkischen Regierung und des Verkehr treibenden Publicums zwischen Konstantinopel und Smyrna, unter eigener Garantie der Gesellschaft für die Sicherheit des Transportes, zu den bisherigen Bedingungen (¼ und ⅜ % Porto) zu verführen; wovon jedoch solche Gefahren ausgeschlossen sind, die durch politische Ereignisse veranlaßt werden dürften.

Unverkennbar wäre es für das Dampfschifffahrt-Unternehmen höchst vortheilhaft, wenn dieser Vertrag in Wirksamkeit träte. Abgesehen von dem reellen, sehr bedeutenden Gewinne, würde ein solches Uebereinkommen die Baarsendungen zwischen Konstantinopel und Smyrna beleben, und die Schiffe der Gesellschaft könnten sich des besonderen Schutzes der türkischen Local-Behörden versichert halten, während sie jetzt noch oft Plackereien ausgesetzt sind. Die österreichischen Dampfschiffe würden sich bei den türkischen Unterthanen in besondere Gunst setzen, und diese dürften sich gewiß lieber auf einem Fahrzeuge einschiffen, das die Gelder ihrer eigenen Regierung führt. Dieser Vertrag würde auch zu vermehrten Wechsel-Operationen Veranlassung geben, und der Gesellschaft den ganzen Postendienst zwischen Smyrna und Konstantinopel sichern. Endlich würde, wie Freiherr v. Ottenfels treffend erinnerte, eine solche Maßnahme am Ersten die türkische Regierung von ihrem früheren Vorhaben abbringen, durch die reichere Kaufmannschaft unter ihren Riayas eigene Dampfpaketboote zu den in der Frage stehenden periodischen Fahrten aufzustellen. Wir können nichts eifriger wünschen, als daß der, zu dem bezeichneten Ziele führende Vertrag zwischen der Gesellschaft und dem Delegaten der türkischen Regierung ehestens abgeschlossen werde!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Graf Christiani, der Sohn eines Müllers aus dem Gebiethe von Piacenza, Schreiber bei einem Procurator, und später Dorfrichter, hatte im Namen seiner Bauern bei dem Präsidenten Kaiser Karls VI. zu Mailand einen Vortrag zu machen, und gefiel dem Minister so wohl, daß ihm dieser eine Stelle in seinem Kabinete anbot. Nachdem er hier einige Zeit gearbeitet hatte, wurde er zu verschiedenen Gesandtschaftsreisen verwendet, wobei er sich so sehr auszeichnete, daß ihn beinahe alle europäischen Höfe in Angelegenheiten Oesterreichs bei sich sahen. Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn die Kaiserin Königin zum Präsidenten des Finanzwesens ihrer Erbstaaten in Italien, mit dem Titel eines Kanzlers, in welcher Stelle er den 10. Juli 1758 zu Mailand starb.

In den letzten Tagen seines Lebens erhielt er von der Monarchin ein langes, eigenhändiges Schreiben, worin sie ihn bath, mit Hintansetzung aller Geschäfte, nur für die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu sorgen, und sich ihr und dem Staate zu erhalten. »Der Verlust einer halben Armee« schloß das Schreiben, »würde mir weniger empfindlich seyn, als der Eurige. Seyd übrigens unbesorgt wegen eurer Kinder. Sie sollen in jedem Falle eine Mutter an mir finden, welche mehr für sie thun wird, als der zärtlichste Vater wünschen kann.«

Graf Christiani hinterließ in Beziehung auf seine Stelle und geführte gute Wirthschaft ein sehr mittelmäßiges Vermögen; aber die vortreffliche Kaiserin hielt reichlich ihre gnädige Zusage. (S. Mémoires sur l'Italie par M. G. T. I. p. 142).

Gustav Adolph, nachdem er 1629 den Feldzug nach Deutschland zu unternehmen beschlossen hatte, ließ Münzen schlagen, die nachstehende Inschrift hatten:

Von Mitternacht da kom ich her,
Zu streiten ist all mein begehr,
Will allzeit halten gute Wacht,
Gottes Engel nehme mich in acht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

27. Sonnabend, den 2. April **1836.**

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Im laufenden Jahre wird die Verbindung von Preßburg bis Smyrna durch folgende sieben Dampfschiffe hergestellt:

1. Pannonia mit 36 Pferdekraft, Kapitän J. Pohl, fährt zwischen Preßburg und Pest.

2. Zriny, 80 Pferdekraft, Kapitän J. Mayr, fährt zwischen Pest und Drenkowa. Durch das Vordringen der Dampfschiffe bis Drenkowa fällt das lästige Umladen in Moldawa weg. Zwischen Drenkowa und Orsowa wird, bis zur anzuhoffenden Regulirung des Donaufahrwassers, der Verkehr für Reisende und Frachtgüter mittelst eigener, zweckmäßig ausgerüsteter und gutbemannter Ruderboote ununterbrochen und mit der größten Sicherheit bewerkstelligt. Auch an Vollendung der zwischen diesen beiden Stationen laufenden Chaussee wird fortwährend gearbeitet. Die vier an dieser Strecke liegenden Agentien sind in der Person des thätigen Hrn. J. Bandl in Weißkirchen vereinigt. Die kurze Strecke von vier Stunden zwischen Orsowa und Skela Gladowa wird, da der Paß des eisernen Thors noch nicht mit Sicherheit zu befahren ist, zu Lande zurückgelegt. Es werden daselbst geeignete Wagen zur Beförderung der Reisenden und Waaren in Bereitschaft gehalten. Für Bequemlichkeit und schnelle Expedition der Passagiere ist aufs Beste gesorgt. Die Umladung und der Transport der Handelsgüter wird mit der größten Sorgfalt ausgeführt, so daß die Eigenthümer der Frachtstücke dießfalls nicht das Geringste zu besorgen haben.

3. Argo, 50 Pferdekraft, Kapitän A. Premuda, fährt zwischen Skela Gladowa und Galacz am linken oder wallachischen Donauufer. Die Bewegungen dieses Schiffes werden durch eine, in Skela Gladowa etablirte, später nach dem neu gegründeten Novo-Ezernetz zu verlegende Agentie unterstützt, wodurch man eine bessere Ordnung und Aufsicht erzielen wird.

4. Franz I., 60 Pferdekraft, Kapitän Clician, wird, wie oben bemerkt wurde, für die Reise auf der untern Donau ausgerüstet. Dieses schöne, solide Dampfschiff wird noch im Monate April d. J. über die Kataraкten bei Orsowa gelassen werden, und schon im Mai seine Fahrten zwischen Skela Gladowa und Hirsowa in Bulgarien beginnen. Es hält sich an das rechte oder türkische Donauufer und berührt Widdin, Nikopolis, Sistow, Rustzuk, Silistria und Hirsowa. Das bulgarische Donauufer ist reicher an bedeutenderen Ortschaften, und biethet daher den Reisenden mehr Ressourcen und Annehmlichkeiten dar, als das gegenüberliegende wallachische, moldauische und beßarabische Ufer. In Hirsowa kommt dem Franz I. der

5. Ferdinand I. entgegen, der die Herstellung der Verbindung zwischen dem genannten Orte und Konstantinopel zu seiner Aufgabe hat. Dieses herrliche Dampfboot von 100 Pferdekraft, unter der Leitung des Kapitäns Everson, ist am 17. März d. J. von Triest ausgelaufen, und berührt auf seiner Fahrt nach Konstantinopel die interessantesten Puncte der griechischen Gewässer, namentlich Ancone, den Piräus, Syra und Smyrna. Es wird wahrscheinlich schon im Monate Mai die in seiner Bestimmung liegenden Curse auf dem Bosphorus und der Donau antreten. Dadurch, daß die beiden Schiffe Ferdinand I. und Franz I. sich fortwährend an die türkische Uferseite halten, werden die Reisenden ohne Verzug von Konstantinopel bis in die Contumaz von Schupanek bei Orsowa gelangen.

6. Maria Dorothea, 70 Pferdekraft, Kapitän John Ford, besorgt wie bisher den Paketbootdienst zwischen Konstantinopel und Smyrna, und bewerkstelligt ihre

Digitized by Google

wöchentlichen Curse zwischen den genannten Orten hin und zurück in 36 Stunden Fahrzeit.

7. Rädor (Palatin) 42 Pferdekraft, Kapitän Rau, wird bis Ende April d. J. vollkommen fertig und zur Fahrt ausgerüstet sein. Dieses Dampfboot hat die Bestimmung, an Stelle des abgegangenen Franz I. in Gemeinschaft mit dem Zriny die Verbindung zwischen Pest und Drenkowa über Semlin herzustellen. — Die genannten sieben Pyroskaphe werden im laufenden Jahre 1836 ihren Dienst regelmäßig und ununterbrochen versehen. Die Capitäne sind angewiesen, die zur Abfahrt festgesetzten Stunden auf das Genaueste zuzuhalten. Die Abfahrt findet in den Monathen Februar um 7 Uhr, März um 6 Uhr, April und den folgenden Monaten um 5 Uhr Statt. Für Reinlichkeit, Ordnung, so wie für anständige und billige Bewirthung der Reisenden an Bord der Dampfschiffe ist auf das Beste gesorgt. Die näheren Details, so wie die Preise der Plätze für Reisende, und der Waarenfrachten werden durch eigene, von drei zu drei Monaten ausgegebene Tarife veröffentlicht.

Außer den genannten Dampfbooten ist auf dem Schiffswerfte der Gesellschaft bei Ofen ein achtes, mit einer Kraft von 100 Pferden, im Bau begriffen. Den Fahrten dieses Bootes soll dem Vernehmen nach, ein zum Theil ganz neuer Schauplatz angewiesen werden, es soll nämlich zwischen Smyrna, Konstantinopel und Trapezunt, dem wichtigsten Handelsplatze an der südlichen Küste des schwarzen Meeres, eine regelmäßige Verbindung herstellen. Diese großartige Idee, durch deren Ausführung dem Handel und der Industrie Oesterreichs eine ganz neue Bahn gebrochen würde, ging von Sr. Durchl. dem Fürsten v. Metternich aus, der die Entwicklungsperioden der Donau-Dampfschifffahrt bisher fortwährend im Auge behielt, und den Bemühungen der Gesellschaft stets seine mächtige Unterstützung angedeihen ließ. In diesem Sinne ließ der Fürst, durch das Organ des Freih. v. Ottenfels, der letzt abgehaltenen General-Versammlung die angenehm beruhigende Eröffnung zukommen, daß er den Werth anerkenne, welcher auf das Gedeihen solcher Unternehmungen gelegt werden müsse, die hinzielen, dem Handel neue Wege zu eröffnen, und dessen Verbindungen jene Leichtigkeit und Schnelle zu verschaffen, nach welchen in der alten und in der neuen Welt gewetteifert wird.

Die Administration der Gesellschaft ist ihrerseits auf das Eifrigste bemüht, sich alle neuen, in das Gebieth der Dampfschifffahrt einschlagenden Erfindungen anzueignen, und in die genaue Kenntniß aller jener Verbesserungen zu gelangen, deren zweckmäßige Anwendung die Construction der Dampfboote in Nordamerika und England allmählig dem Höhenpuncte ihrer Vollendung zuführt. In dieser Beziehung dürfte auch in reiflicher Erwägung gezogen werden, in wie ferne die Anwendung eiserner Dampfboote für die Donaufahrt geeignet wäre. Derlei Boote sind bereits auf den meisten Flüssen und Seen im Gange, auf denen der Verkehr durch die Dampfschifffahrt belebt wird, in Deutschland namentlich am Bodensee und auf der Elbe. Die Vorzüge, welche erfahrene Kunstverständige für eiserne Boote gegenüber den, aus Holz erbauten Fahrzeugen ausgemittelt haben, lassen sich auf nachstehende überwiegende Puncte zurückführen: a) Längere Dauer und geringere Abnützung; b) Kostenersparniß in der Construction; c) größere Leichtigkeit, Schnelle und Lenkbarkeit des Schiffes; je mehr die Holzschiffe mit Wasser gesättigt werden, desto stärker wird ihr Tiefgang, und desto widerstrebender ihre Lenkbarkeit; d) größerer Zuhalt bei gleichen äußeren Dimensionen; endlich e) größere Sicherheit.

Die Beseitigung so mancher Hindernisse, die der Donauschifffahrt überhaupt noch im Wege stehen, ist durch rein politische Conjuncturen bedingt, in deren Gestaltung aber, über kurz oder lang, die schreienden Interessen des freien Verkehrs gebieterisch eingreifen dürften. Abgesehen von dem, was bereits oben über die Kontumaz-Verhältnisse an der untern Donau erinnert wurde, genügt es, noch auf ein neueres Beispiel hinzuweisen. Die Administration wollte unlängst für den künftigen Bedarf ihres Dampfschiffes Ferdinand I. ein Kohlenlager auf jener unbewohnten Insel errichten lassen, die an der Donaumündung durch die beiden Flußarme von Sulina und St. Georg gebildet wird. Die Localbehörde hielt aber diesem, in der Natur der Sache gelegenen Ansinnen die verneinende Spitze des Vertrags von Adrianopel entgegen, in Folge dessen an der Donaumündung keine Niederlassung, und wäre es auch nur ein Kohlenlager, Statt finden soll.

Zwei dringende Angelegenheiten der Gegenwart, welche als wahre Lebensfragen auf den Wirkungskreis der österreichischen Dampfschifffahrt einen wesentlichen Einfluß nehmen werden, sind die Einführung der Dampfschifffahrt auf der oberen Donau und die Realisirung eines zweckmäßig und harmonisch ineinander greifenden Eisenbahnsystems.

In den Königreichen Würtemberg und Baiern haben

Digitized by Google

sich bereits Vereine gebildet, um von Ulm abwärts die Dampfschifffahrt auf der Donau in Gang zu bringen. Die auf Actien gegründete baierische Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft zu Regensburg, die sich mit den Passauer Subscribenten und einem ähnlichen in Ulm ins Leben gerufenen Vereine in Verbindung und Wechselwirkung gesetzt hat, wurde am 18. December 1835 von der Staatsverwaltung sanctionirt, und erhielt für die ganze Sphäre ihrer Unternehmungen ein ausschließendes Privilegium auf die Dauer von 40 Jahren. Gleichzeitig wurden für die bezeichnete Stromstrecke von Ulm bis Passau die nothwendigen hydrotechnischen Arbeiten eingeleitet. Die Idee dieser Gesellschaft fand im Publikum einen so guten Anklang, daß die Actien-Subscriptionen nach kürzester Frist des raschen Andranges halber geschlossen werden mußten. Die Dampfschifffahrt auf der oberen Donau dürfte sich aber schwerlich ihrer vollen Wirksamkeit erfreuen, wenn sie nicht mit dem verschwisterten Unternehmen auf der mittleren und unteren Donau im vollkommensten Einklange handelte. Es ergingen dießfalls auch schon von Baiern und Würtemberg die geeigneten Eröffnungen an die österr. Dampfschifffahrt-Gesellschaft. Letztere kann es ihrerseits nur gerne sehen, daß auf diese Weise die Dampfschifffahrt auch in den Nachbarstaaten ins Leben trete, indem es nur zum wechselseitigen Vortheil gereichen wird, wenn Gesellschaften, die, von gleichen Sympathien beseelt, gleiches Interesse haben, sich gegenseitig die Hand biethen. In diesem Sinne sprach sich auch die am 14. Februar d. J. abgehaltene General-Versammlung aus, welche zum beabsichtigten harmonischen Ineinandergreifen die Administration für vollkommen ermächtigt erklärte, wenn Verträge mit den obern Dampfschifffahrt-Gesellschaften einzugehen wären, solche nach ihrer besten Einsicht, im Interesse der hiesigen Gesellschaft abzuschließen, indem, wenn in Folge derselben ausländischen Dampfschiffen die Freiheit eingeräumt werden würde, die Donau innerhalb der österreichischen Gränze zu befahren, solches natürlich nur im Einverständnisse der k. k. Staatsverwaltung geschehen dürfte.

Die Schifffahrt auf der Donau wird aber ihre eigentliche Bedeutung für den Welthandel erst dann gewinnen, wenn die Verbindung der Donau mit dem Rheine hergestellt sein wird. Zu dieser Verbindung führen zwei Wasserbahnen, der vom Obermain an die Donau zu leitende Kanal, ein ähnlicher Wasserbau zwischen dem Neckar und der schwäbischen Donau, und eine Landbahn in dem Sinne, wie sie die allgemeine würtembergische Eisenbahn-Gesellschaft auszuführen beabsichtigt. Diese drei Verbindungslinien könnten bei der nothwendigen Lebendigkeit des neu eröffneten Verkehrs auch unbeschadet neben einander bestehen. Durch die zweckmäßige Ausführung dieser Idee, an die man freilich nur den großartigsten Maßstab anlegen dürfte, würde England, Frankreich und Deutschland auf dem kürzesten Wege durch eine ununterbrochene Verkehrskette mit dem südlichen Rußland, der Levante, und selbst mit den Binnenländern von Asien in Berührung gesetzt. Kommt hiezu noch eine glückliche Ausführung des Eisenbahnsystemes auf der Landenge von Suez, und der Dampfschifffahrt an den westlichen und südlichen Küsten von Arabien, so liegt auch der kürzeste Weg nach Ostindien offen, indem die Beschiffung des Euphrats doch eine allzusanguinische Hoffnung ist. Fassen wir aber nur das Näherliegende ins Auge, erwägen wir nur das, was oben über die Handelsverhältnisse am schwarzen Meere gesagt wurde, so ergibt sich die schlagende Ueberzeugung, daß für Deutschland kein Opfer zu groß sein kann, um die beabsichtigte Verbindung des Rheins mit der Donau auf eine befriedigende Art ins Werk zu setzen. Die Donaulinie hat für den deutschen Handel das entschiedenste Uebergewicht. Die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere kann mit der Donaufahrt hinsichtlich des Handels im Bosphorus nicht concurriren. Es gab eine Zeit, wo Regensburg im Welthandel eine Hauptrolle spielte. Sollte für diese Stadt nicht bald wieder die Auferstehungsstunde der commerziellen Bedeutsamkeit schlagen können?

Die größten Entfernungen werden durch die segensreiche Vermählung der beiden Hauptströme Europa's wie mit einem Zauberschlage näher gerückt werden. Man wird, das Herz von Europa durchfurchend, in drei Wochen von London in Konstantinopel sein können. Die Erleichterung, welche aus der Regulirung der Dampfschifffahrt auf der ganzen Donau für den Verkehr hervorgehen wird, erhellt schon aus der Vergleichung der Dimensionen, welche das ungeheure Wassergebieth dieses Stromes beschreibt. Die Entfernung von Donau-Eschingen nach Konstantinopel beträgt auf der Flußbahn 435 deutsche Meilen. In runden Zahlen zählt man:

	deutsche Meilen einzeln	deutsche Meilen zusammen
von Eschingen nach Regensburg	50	50
» Regensburg » Wien	50	100
» Wien » Pest	40	140

Digitized by Google

	deutsche Meilen einzeln	deutsche Meilen zusammen
von Pest nach Peterwardein	60	200
» Peterwardein nach Orsowa	40	240
» Orsowa » Galacz	100	340
» Galacz bis zur Mündung bei Sulina	25	365
und von der Mündung nach Konstantinopel	70	435

Nicht minder wesentlich wird auf die Belebung der Donauschifffahrt die Anwendung jener zweiten Erfindung einwirken, wodurch das Menschengeschlecht einen glänzenden Sieg über ihre Urfeindin, die Zeit, erkämpft hat. Das segensreichste Netz, in das sich Deutschland jemals verstrickt sah, ist gewiß das Netz der Eisenbahnen, das man nun über Deutschlands Fluren auszuspannen gedenkt. Ohne über den Esoterismus dieser titanischen Pläne, und der daraus hervorspringenden Gedankenfunken auch nur ein Wort zu sagen, ohne auf den Riesenschritt aufmerksam zu machen, der unser gemeinsames Vaterland durch die Ausführung eines verständigen Eisenbahnsystems auf den Höhenpunct der humansten Errungenschaften schwingen wird, wollen wir hier nur auf jene ganz nahe liegenden Eisenbahn-Unternehmungen hinweisen, die auf die gegenwärtigen Zustände der Donau-Dampfschifffahrt unmittelbar günstig einwirken. Im vortheilhaftesten Lichte stellt sich jene Eisenbahn dar, die von Wien über den Curort Baden und über Oedenburg nach Gönyö an der Donau unterhalb Raab geführt wird. Eine Hauptrücksicht bei Anlegung dieser Bahn ist offenbar die Verbindung Wiens mit der Donau-Dampfschifffahrt. Die Strecke zwischen Wien und Preßburg bleibt, in so lange das Fahrwasser nicht regulirt ist, den Dampfbooten nur schwer zugänglich. Selbst die Strecke von Preßburg bis Raab ist bei niedrigem Wasserstand widerstrebend. Bei Raab jedoch beginnt der rasche, gleichförmige Lauf des Stromes. Gönyö hat einen vortrefflichen Donauhafen und wird nach Vollendung der genannten Eisenbahn ein wichtiger Stapelplatz für den Donauhandel werden. Durch Anwendung von Dampfwagen wird man sonach von Wien aus, nach einer Fahrt von wenigen Stunden in Gönyö das Dampfschiff besteigen, und auf diesem in einem Zuge nach Pest eilen können. — Durch die zwischen Linz und Budweis bereits seit mehreren Jahren hergestellte Eisenbahn wird die Donau mit der Moldau, und durch diese mit der Elbe und der Nordsee in Verbindung gesetzt. Es wäre nur zu wünschen, daß die Schifffahrt auf der Moldau mehr belebt würde. Durch die im kolossalsten Style angetragene Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia, und durch die einmündenden Seitenbahnen wird die Donau mit der Oder und der Weichsel, und sonach in zwei Richtungen mit der Ostsee verbunden werden. — Endlich würde eine Eisenbahn von Wien nach Triest, vielleicht die schwierigste aller Eisenbahn-Unternehmungen in der Welt, das adriatische Meer mit dem Donauthale in nähere Berührung bringen. — Obwohl die Ausführung dieser Unternehmungen bei der Begeisterung, die sich allgemein dafür kund gibt, nicht gar so fern liegen dürfte, so wird doch bis zum Zeitpuncte der Verwirklichung die Dampfschifffahrt sich ihrer erreichbaren Vollendung schon so sehr genähert haben, daß sie für das System der Eisenbahnen eine wahre Stütze sein wird. Beide Verkehrsmittel vereinigt, werden sicher und sogar leicht jenes schöne Ziel erreichen, das sie vereinzelt nur mit vieler Mühe und den größten Opfern würden erstrebt haben.

In Anerkennung der bisherigen Leistungen der Donau-Dampfschifffahrt können wir am Schlusse dieser Monographie nicht umhin, für dieses großartige vaterländische Unternehmen noch einige Wünsche auszusprechen. Eine fortwährende Ausbreitung des Wirkungskreises der Gesellschaft und eine verhältnißmäßige Steigerung ihrer inneren Kräfte sind für Oesterreich, so wie für ganz Deutschland von höchster Wichtigkeit, indem dann der deutsche Handelsverkehr durch natürliche Mittel jenen Höhenpunct erreichen wird, auf den man ihn durch künstliche Mittel vergeblich zu pousiren strebt. Die Gesellschaft dürfte nicht außer Acht lassen, in der Folge auch die Dampfschifffahrt auf den Nebenflüssen der Donau einzuführen; vorzugsweise dürften hiezu die Theiß, die Drau und die Save geeignet sein. Vor Allem wäre ernsthaft daran zu schreiten, die natürlichen Schifffahrthindernisse an der obern und untern Donau hinwegzuräumen, und die politischen Hemmungen an den Mündungen zu paralysiren. — Die Gesellschaft selbst wäre am besten berathen, wenn die Männer, die bisher an der Spitze der Unternehmung standen, auch noch in der Folge die Leitung des Ganzen besorgten. — Ferner wäre es wünschenswerth, daß sich vorzugsweise Inländer jenen Grad von Bildung und Geschäftskenntniß aneignen möchten, der sie qualificirte, um als Beamte oder Kapitäne der Gesellschaft Dienste leisten zu können. (Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

28. Mittwoch, den 6. April 1836.

Joseph Ferdinand Sonnleithner.

Biographische Würdigung.

Von Paul Friedrich Walther.

Nicht ohne Wehmuth unternehme ich es, in diesen Blättern die Züge eines Mannes zu entwerfen, der von einem regen Sinne für geistige Bildung und wohlthätige Zwecke belebt, beide suchte, wo er sie traf, bis an sein Lebensende aufs kräftigste förderte, und in dieser Beziehung wohl auf eine dankbare Anerkennung Oesterreichs besonderen Anspruch hat.

Dieser Mann war Joseph Sonnleithner.

In Wien, der vorzugsweisen Stätte seines humanen Wirkens, am 3. März 1766 zur Welt gekommen, war er der zweitgeborne Sohn des als Rechtsgelehrter und Tonsetzer rühmlich bekannten Hof- und Gerichts-Advokaten, dann Hofrichters bei dem Benedictiner-Stifte Schotten, Dr. Christoph Sonnleithner[1], den er stets aufs zärtlichste liebte, und als Vorbild seiner künftigen Lebenseinrichtung mit der aufrichtigsten Dankbarkeit verehrte.

Nicht minder stolz durfte er auf seine Brüder sein, drei verdienstvolle Männer, von denen zwei noch vor ihm, leider zu früh, aus dem Kreise ihres edlen Wirkens abgerufen wurden.

Von diesen starb der Aelteste, Franz, als Literat nicht unbekannt.

Der drittgeborne, Dr. Ignaz Edler von Sonnleithner[2], Hof- und Gerichts-Advocat, dann k. k. öffentlicher Notar, gleich menschenfreundlich und fördernd wie Joseph, starb am 27. November 1831 als k. k. Rath, ordentlicher öffentlicher Professor der Handlungswissenschaft, des Handels- und Wechselrechtes an dem polytechnischen Institute in Wien, dann Referent der ersten österreichischen Sparcasse, und der damit verbundenen allgemeinen Versorgungsanstalt.

Der jüngste der Brüder aber, Christoph Sonnleithner Edler von Sonnburg, mußte sich aus Anlaß eines gefährlichen Augenübels, das anhaltende Arbeiten bei Nacht verursachten, von seiner activen Dienstleistung als Regierungsrath und Kreishauptmann zu Krems vor der Zeit, gegen seine Neigung in den Pensionsstand zurückziehen, in welchem er nunmehr von jenen Anstrengungen ausruht, die seine langjährige, ehrenvolle Laufbahn als Beamter der politischen Verwaltungslinie bezeichnet, und ihren wohlverdienten Lohn in der Allerhöchsten Verleihung des österreichischen Adelsstandes, und in der Auszeichnung durch mehrere Orden sowohl des In- als auch des Auslandes gefunden haben.

Die eine seiner Schwestern, Anna, war so glücklich, die Mutter unsers gefeierten dramatischen Dichters Franz Grillparzer zu werden, und dessen Blüthe noch zu erleben.

Seine Erziehung erhielt Joseph Sonnleithner im väterlichen Hause, zugleich mit seinen zahlreichen Geschwistern. Vorliebe für strenge Rechtlichkeit und anhaltende Thätigkeit, nach dem Beispiele seines Vaters, war die erste Aufwallung seines jugendlichen Gemüthes, die sich im Laufe seines Lebens fortwährend in einem höheren Maße entfaltete, und ihn später, vereint mit den herrlichsten aller Freuden, jener des Mitgefühls, in eine Sphäre berief, wo es ihm gegönnt war, so vielen seiner Nebenmenschen im Drange ihres Elendes die brüderliche Hand helfend zu reichen.

---

1 Siehe dessen Nekrolog in der Wiener allgemeinen musikalischen Zeitung vom 14. August 1817 Nr. 33.

2 Siehe dessen biographische Skizze in der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde, von Dr. Vincenz August Wagner, Jahrgang 1831, 3ter Band, Seite 322 — wieder abgedruckt im Volkskalender für alle Provinzen der österreichischen Monarchie. Erster Jahrgang, Wien 1834, Seite 99 der die erste österreichische Sparkasse in Wien betreffenden Abtheilung.

Digitized by Google

Zu seinem Aelternhause war es ferner, wo er, die hohe Deutung der Gesetze erfassend, sich für das Studium der Rechte entschied, und zugleich, mächtig angeregt durch die gelungenen Schöpfungen seines Vaters im Gebiethe der Musik, und durch das häufige Beisammensein mit so vielen Tonkünstlern seiner Zeit, vor allen aber mit Joseph Haydn und Mozart, sich nicht nur einen gewählten Vortrag im Gesange des Tenors, sondern auch jene vielseitige musikalische Bildung aneignen konnte, die in der Folge der Nachwelt in der Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates ein bleibendes Denkmal zurückließ.

Diese Anlage wurde noch insbesondere durch seine Neigung zur Poesie, die sich schon früh in kleinen Versuchen kund gab, und ihn veranlaßte, schon damals eine anonyme Bearbeitung der Sage von Fortunat's Wünschhütlein dem Druck zu übergeben, vor Allem aber durch seinen Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, vielfältig unterstützt und gefördert.

Unter diesen verdient vorzugsweise sein inniges, freundschaftliches, ich möchte sagen, brüderliches Verhältniß mit Joseph Schreyvogel (Carl August West) berührt zu werden, das bis an des Letzteren Tod durch keine Mißhelligkeiten getrübt wurde, und auf die Leistungen Beider den entschiedendsten Einfluß übte.

Hieher gehört auch seine Vertrautheit mit den Klassikern der Griechen und Römer, von denen er *Joannis Secundi iter gallicum* in Prosa, Tibull's Elegien aber in gereimten, und die Fabeln des Phaedrus in reimlosen Versen übersetzte. Das Manuscript der letzteren befindet sich in der Privatbibliothek Sr. Majestät des Kaisers. Auch hierzu fand er den ersten Impuls in den tüchtigen Arbeiten seines Vaters, der mehrere Dissertationen in lateinischer Sprache schrieb. Die Ausbildung hierin verdankte er aber seinem eigenen angestrengten Fleiße, der, verbunden mit der Gabe schneller Auffassung und einem trefflichen Gedächtnisse, es auch im Laufe der Zeit ihm möglich machte, die französische, italienische, spanische, englische, dänische, schwedische, holländische und ungarische Sprache, größtentheils ohne Lehrer, sich anzueignen, und die Meisterwerke dieser Nationen im Originale zu genießen. Gewohnt, nichts zu lesen, ohne Auszüge aus dem Gelesenen niederzuschreiben, und was ihm neu und denkwürdig schien, besonders aufzuzeichnen, hat er in dieser Beziehung eine sehr schätzenswerthe Sammlung zurückgelassen, welche, vorzüglich in Absicht auf viele in fremden Sprachen geschriebene Chroniken, für Geschichtsfreunde von hohem Interesse seyn dürfte.

Unter solchen Vorbereitungen für den geistigen Genuß des Lebens, betrachtete er die Gegenstände des philosophischen, dann des juridisch-politischen Wissens als die Studien für seinen künftigen Beruf, und er oblag ihnen mit Ernst an der Wiener Hochschule.

Dem ungeachtet waren es, nach vollendeten Studien, seine häufigen literarischen Beschäftigungen, welche ihn in der Errichtung einer Buchdruckerei das Mittel erblicken ließen, so manche seiner Lieblingsprojecte in diesem Fache schneller auszuführen, und manche Geistesproducte zum Drucke zu befördern, welche ohne dem schwer vor die Augen des Publikums gekommen seyn dürften. Mehrere größere Werke erschienen *typis Sonnleithnerianis*, vor allem seine lieben alten Klassiker, mitunter auch Bücher in englischer Sprache. Allein nach zwei Jahren erkaltete des achtzehnjährigen Jünglings Vorliebe für dieses Geschäft, und die Druckerei wurde im Jahre 1784 wieder verkauft.

Zu dem früheren Plane, seine juridisch-politischen Kenntnisse für's Leben zu nützen, zurückgekehrt, befand er sich gar bald als Concepts-Practicant bei dem Kreisamte zu Traiskirchen, wo damals Herr von Schikh, Kreishauptmann, und Graf Saurau, der nachherige Hofkanzler, Kreis-Commissär waren. Er arbeitete sich mit solcher Leichtigkeit in die dortigen Geschäfte ein, daß der Kreis-Commissär Graf von Pergen, damals Herrschaftsbesitzer von Sebenstein, da er eben vom Kreisamte austreten wollte, und in der Folge auch wirklich austrat, ihm seine Geschäfte, und mit diesen auch seine Besoldung überließ. Hier seinem scharfen Geiste gemäß, schnell von der Praxis auf die Theorie abstrahirend, verfaßte er eine Anleitung zur Kenntniß der Kreisamtsgeschäfte, wovon, da seine kreisämtliche Laufbahn nicht lange dauerte, nur ein Band, ziemlich voluminös, im Jahre 1788, bei Kurzböck in Wien mit Beifall im Druck erschien, und die Militärgeschäfte, in so weit sie das Kreisamt berühren, umfaßt.

Im Jahre 1785 rückte er zum Kreis-Commissär vor.

Mittlerweile am 25. December 1786 starb sein Vater im 54ten Lebensjahre, allgemein geachtet, und betrauert, und hinterließ seine zahlreiche, unversorgte Familie in Verhältnissen, welche nicht die glänzendsten waren, und diese veranlaßten, die Gnade des Monarchen in Anspruch zu nehmen.

Digitized by Google

Ein Schritt zu diesem Behufe brachte unsern Sonnleithner im Frühjahre 1787 in die Nähe des glorwürdigen Kaisers Joseph II [1].

Dieser aufgeklärte und menschenfreundliche Monarch befand sich damals in seinem Lustschlosse zu Laxenburg; er hieß den jungen Kreis-Commissär ihm folgen, ging mit ihm einige Stunden im Garten spazieren, leitete das Gespräch auf die verschiedenartigsten Gegenstände, und verlangte von ihm die aufrichtige Angabe aller seiner Lebensverhältnisse und Ansichten. Sonnleithner sprach sich über Alles mit der größten Offenherzigkeit aus, und wurde entlassen, ohne daß der Kaiser etwas über seine Absicht verlautet hätte. Nach mehreren Wochen ließ ich Kaiser Joseph wieder zu sich nach Hetzendorf rufen, und verkündete ihm, daß er von nun an in dem geheimen Cabinete den Posten eines Kanzelisten zu bekleiden habe.

Von der Zeit an war ihm der Kaiser sehr gewogen, sprach ihn den Abends öfters im Amte, und ließ sich von ihm aus den englischen Klassikern, zumal aus den Werken des Shakespeare, übersetzen.

Selbst als der erhabene Monarch, schon erkrankt, das Bett hüten mußte, durfte Sonnleithner zu widerhohlten Malen vorgelassen werden, und erhielt hierbei einstens, als besonders zartsinniges Geschenk der Allerhöchsten Huld und Gnade seines Kaisers, dessen Lieblingsvogel sammt Käfig, der eben im Zimmer stand.

Nach dem Ableben des Kaisers bekam er, gleich allen Uebrigen im Cabinete, dem Allerhöchsten Vermächtnisse zu Folge, seine Besoldung als Pension, und wurde in der Eigenschaft eines Hofconcipisten, dem Einreichungsprotokolle der k. k. Hoftanzlei zugetheilt.

Bald erlangte er jedoch wieder eine seinen Fähigkeiten mehr zusagende Stellung dadurch, daß er, mit Belassung seines Charakters als Hofconcipist, zur k. k. Hofkammer, Finanz- und Commerz-Hofstelle übersetzt, und daselbst, zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten neuerdings im Conceptsfache verwendet wurde.

Allein die Lust, in der Sphäre des Beamtenlebens sein weiteres Fortkommen zu finden, war ihm verschwunden.

Da war es der milde Blick des wahrhaft väterlichen Kaisers Franz, der den gesunkenen Muth unseres Sonnleithner wider emporrichtete, und zu neuen glücklichen Leistungen anregte.

In ehrendem Vertrauen auf seinen redlichen Charakter und seine erlangten Kenntnisse im Fache der Kunst, erhielt Letzterer Allerhöchsten Ortes den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Deutschland, Dänemark und Schweden zu dem Zwecke, um die Bildnisse und Biographien von Gelehrten und Künstlern für die Privatbibliothek des Kaisers zu sammeln. Er entsprach diesen Anforderungen in den Jahren 1799 und 1800 auf eine der Allerhöchsten Absicht genügende Weise, und war so glücklich, zu gleicher Zeit Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Geistern Europa's anzuknüpfen, und in der Folge zu erhalten, worunter für ihn in musikalischer Beziehung jene mit Gerber, dem Verfasser des Tonkünstler-Lexicons, und dem einsichtsvollen Freunde Göthe's, dem berühmten Zelter, von besonderer Wichtigkeit waren.

Bei derselben Gelegenheit wurde er zu Koppenhagen mit Johanna Wilhelmine Mariboe, der gebildeten Tochter eines dortigen angesehenen Kaufmanns, bekannt, mit der er sich im Jahre 1801 vermählte, und dadurch ein ungetrübtes häusliches Glück begründete, welches durch die Geburt zweier Töchter noch erhöht ward, und bis an das Ende seines Lebens fortbestand.

Nach Wien zurückgekehrt, setzte er zwar seine Arbeiten als Hofconcipist der Hofkammer, Finanz und Commerz-Hofstelle fort, verband aber damit, im Einklange mit seiner Neigung für die Kunst, zugleich eine andere Stellung, in der er, wenn gleich auf verschiedenem Wege, dennoch nicht minder sein und seines Vaterlandes Interesse zu fördern hoffte. Er trat als Mitglied in jene Gesellschaft ein, welche seit dem 26. Mai 1801, nebst ihm, unter Dr. Jacob Holer, Joseph Schreyvogel, Dr. Johann Sigmund Ritz und Michael Riedl, dessen Beitritt jedoch erst im Jahre 1802 erfolgte, das Kunst- und Industrie-Comptoir in Wien errichtete, und dessen Angelegenheiten leitete. Die wichtigen Verdienste, welche sich dieses Institut um Oesterreichs Kunstbildung erworben, wurden in diesen Blättern [1] bereits bei einer anderen Gelegenheit gerühmt, und dabei zugleich jene Umstände angedeutet, die dessen Auflösung leider schon am 20. Februar des Jahres 1805 herbeiführten.

1 Kaiser Joseph II. nämlich schätzte Christoph Sonnleithner's juridische Kenntnisse in einem hohen Grade, und hatte, als großer Freund der Musik, für dessen Violin-Quartetten eine besondere Vorliebe, weßhalb er sich auch für die Familie des Verstorbenen interessirte.

1 Siehe Nr. 34 vom Jahre 1835.

Digitized by Google

Während seiner Mitwirkung bei dieser Gesellschaft faßte er den Plan zu einer Geschichte der Musik in ihren Denkmalen, ein Werk, das die Leistungen im Gebiethe der Tonkunst bis in die grauesten Zeiten mit kritischem Blicke verfolgen, und zugleich, durch Proben jedes einzelnen Meisters, ein lebhaftes Bild ihrer Entwicklung bis auf die neuesten Tage vor die Augen des deutschen Volkes bringen sollte. Das Bedürfniß eines solchen Werkes war lange schon anerkannt, und die Idee zu dessen Ausführung traf allerwärts Anklang. Allein die bedeutenden Kosten, welche dessen Herausgabe erfordert hätte, fanden in der gleichwohl großen Anzahl der Subscribenten hierfür nicht die zureichende Deckung; auch haben die damaligen Kriegsereignisse störend auf dieses Unternehmen eingewirkt, und so mußte es unterbleiben, eine Aufgabe für künftige Forscher in der Kunstgeschichte der Töne.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1768 seine erste Reise nach Italien unternahm, wurde von dem Reichs-Vicekanzler, Fürsten Colloredo, die Frage aufgeworfen: ob nicht während der Abwesenheit des Reichs-Oberhauptes die Reichs-Vicarien ihre Amtsbefugte geltend zu machen suchen würden? Hierauf erwiederte der Kaiser eben so kurz als treffend: »Bis sie einig werden, bin ich wieder da.«

Nicht lange nach der Wahl Rudolph's von Habsburg zum römischen Kaiser scheint der fromme, patriotische Bischof von Olmütz an Papst Gregor X. einen Brief über die Bedürfnisse der Kirche und seines deutschen Vaterlandes, worin sich, unter vielen andern ähnlichen, folgende charakteristische Stelle befindet[1]: »Wenn ich es sagen darf, so scheint es, daß sich sowohl Geistliche als Weltliche nun vor der Macht des Kaisers scheuen. Sie wollen zwar buech den heiligen Geist einen gütigen, und durch die eingeborne Weisheit Gott des Vaters einen weisen Kaiser haben; nicht andres aber, als ob sie die dritte Person der Gottheit verläugneten, fürchten sie sich vor dessen Macht; da doch Wollen und Wissen nichts hilft, ohne das Können, und nichts zuteäglicher zu seyn scheint, als die Macht eines Einzelnen. Wenn dieser auch zuweilen ein wenig übel haubelt, sollte man es doch liebee übersehen, sobald er nur den Muthwillen Anderer im Zaume hält, als daß ohne diesen Zaum Alle sammt und sonders Unfug treiben; sein schlechtes Regiment würde wenigstens mit seinem Tode aufhören, dem von Mehreren aber, zumal wenn es Gewohnheit geworden, ließe sich nicht so leicht steuern.«

Polycarpus Lyserus erzählt in einer, den 1. Juli 1670 zu Prag gehaltenen, und in eben diesem Jahee zu Leipzig gedruckten Predigt S. 73 vom Kaiser Ferdinand I.: »Derselbe fromme, löbliche, höchstgedachte Kayser hat es mit seinem Beichtvater zeitlich abgeredet, daß, wenn er vermerken würde, daß das Steeebestündlein herzu ruckete, sollte er ihn nicht mehr mit Ehrentiteln aneeben, sondern nue sagen: »Ferdinand, lieber Beudee in Cheisto, setze heut dein Beetrauen allein auf Christum, sollte ihm auch nichts anders fürhalten, denn allein das Meritum, das Blut, den Tod, die Marter und Auferstehung Cheisti; daeauf wolle er steeben und am jüngsten Tage wiedee auferstehen. Dieß ist also geschehen, wie solches diejenigen bezeuget haben, die mit in der Kammer gewesen, und um das Kayserliche Bett herumgestanden sind.«

»Die Stadt Wien« erzählt ein Reisender um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, »hat sechs Thore: das Neuthor, Schottenthor, Burgthor, Kärntneethoe und den eothen Thurm, daher Einige behaupten, daß man in das Innere Wien's kommen könne, ohne ein Thor passirt zu haben. Dieser Thurm aber hat die Aufschrift:

Welcher kompt durch diese Port,
Dem rath ich mit getreuen Wort,
Daß er halt Feied in dieser Statt,
Oder ee macht ihm selbst Unrath,
Daß ihn zwei Knecht zum Richter weisen
Und schlagen ihn in Stock und Eisen.

»Aehnliches las ich auch in der Kaiserl. Burg, wo an der Mauer eine Hand mit gezogenem Schwerte abgebildet ist, darunter folgende Worte stehen: »Der Röm. Kayserl. Majest. Befelch und eenstliche Mepnung ist, welcher in diesem Bezirk der Röm. Kayserl. Bueg und Freyung mit Zancken oder Schlagen frevelt, der wird mit Ungnad an Leib und Leben schwer gestrafft werden.«

[1] S. Raynaldi annal. eccles. T. XIV. S. 270.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

29. Sonnabend, den 9. April **1836.**

Joseph Ferdinand Sonnleithner.

Biographische Würdigung.

Von Paul Friedrich Walther.

(Schluß.)

Im Februar 1804[1] wurde Sonnleithner, nach Kotzebue's Abgang, zum k. k. Hoftheater-Secretär ernannt, und bei diesem Anlasse von seinem bisherigen Platze als Hofconcipist auf's ehrenvollste entlassen.

Unter den schwierigen Verhältnissen, während zweier feindlicher Invasionen, und des wiederhohlten Wechsels der Direction, leitete er die beiden Hoftheater in der Burg und nächst dem Kärntnerthore bis gegen das Ende des Jahres 1814, und Anfangs durch kurze Zeit auch das Theater an der Wien, auf eine Weise, daß die Zeit seiner Verwendung daselbst unbestritten als eine vorzügliche Epoche dieser beiden Kunstanstalten beachtet zu werden verdient.

Er arbeitete der Verbesserung des längst verdorbenen Geschmackes vor, welchen das glänzende Talent seines Freundes und Nachfolgers Schreyvogel so glücklich zu heben, und, durch die Einführung von Shakespeare's und Calderon's Meisterwerken, bis auf den Gipfel des Kunstgenusses zu führen verstand.

In seine Periode fiel das Engagement des genialen Ochsenheimer und der anmuthigen Antonie Adamberger für das Schauspiel und das höhere Lustspiel, des berühmten Tänzers Ludwig Duport aber für das Ballet.

Vorzugsweise war es, neben der italienischen, die deutsche Opernmusik, welche unter seiner Leitung so viele ihrer herrlichen Schöpfungen auf die Bühne brachte. Er selbst schrieb zu diesem Behufe mehrere Opernterte, worunter vorzugsweise: Leonore für Beethoven, welchen Text Treitschke in einer spätern Bearbeitung zu dem heute so bekannten Fidelio umgestaltete; Agnes Sorel, Emerike, der betrogene Betrüger, die Pagen des Herzogs von Vendome für Gyrowetz; Kaiser Hadrian und die Weihe der Zukunft, ein Festspiel aus Anlaß der Anwesenheit der hohen Alliirten in Wien, für Weigl; Fanisca für Cherubini; zum goldenen Löwen für Seyfried. Ueberdieß lieferte er viele Uebersetzungen anderer Operntexte aus fremden Sprachen, und den Text zu dem Oratorium: die vier letzten Dinge, von Eybler.

Außer diesen wurden während seines Secretariates, nebst vielen anderen, noch folgende vorzügliche Opern zum ersten Male mit großem Beifalle gegeben, als: die Schweizerfamilie, der Augenarzt, das Waisenhaus, der Bergsturz; und mit Recht gehört ihm das Verdienst, die deutsche lyrische Oper in Wien heimisch gemacht zu haben.

Nicht minder thätig war er für die Zwecke des Lustspieles. Von ihm selbst bearbeitet sind folgende, zum Theil nach französischen Originalien: Dir wie mir; der Botaniker; die Gartenmauer; dießmal meint er's so; die Ueberraschung; die kurze Ehe; die Wette; Liebe und Geheimniß, oder welcher ist mein Vetter? Manche derselben behaupten sich noch gegenwärtig am Repertoire. Niemahls bekannt geworden, und noch im Manuscripte vorhanden, sind folgende vier Stücke: Strenges Ehrgefühl, Schauspiel in fünf Acten; die Sucht zu gefallen, dann die gewagte Wette, beide Lustspiele in drei Acten; und der Arzt von Palermo, Operette in einem Acte.

Seine Verpflichtung, als Theater-Secretär fortwährend die gefälligsten dramatischen Leistungen des Auslandes

[1] Siehe: Historische Skizze der k. k. Hoftheater in Wien, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Schauspiels von Lembert. Wien 1833. S. 29.

Digitized by Google

in die deutsche Sprache zu übertragen, und für die Darstellung auf dem Hofburgtheater einzurichten, erfüllte er mit einem beinahe unglaublichen Eifer.

Außer den vielen Uebersetzungen dieser Art, welche auf der Bühne ihr Glück machten, und mit dem Fortschritte des Zeitgeistes wieder von selber verschwanden, glaube ich insbesondere auf nachgenannte Leistungen Sonnleithner's aufmerksam machen zu sollen, welche noch nie zur Kenntniß der Lesewelt gekommen sind, und ihren Verleger erwarten.

Er übersetzte metrisch: aus dem Lateinischen den Amphytrio des Plautus; aus dem Italienischen des L. Ariosto die Lustspiele: der Nekromant, Lena, die Unterschobenen, das Lustspiel von der Kiste, und das Lustspiel von den Schülern; aus dem Spanischen des Tirso de Molina das Trauerspiel die Liebenden von Tervel, das Schauspiel der Verdammte wegen Mangel an Vertrauen, dann die beiden Lustspiele Vorsicht gegen Vorsicht, und durch die Keller und die Winde; von Antonio de Solis das Lustspiel: Ein Narr macht hundert. In Prosa gab er aus dem Italienischen des Joh. Bapt. Gelli die Dialoge Circe und die Grillen des Böttchers, dann das Lustspiel: der Fehltritt.

Nebst diesen sind noch andere metrische Uebersetzungen, worunter jene des Schauspieles der Liebenden Schwermuth von John Ford, aus dem Englischen, ein Fragment geblieben.

Dagegen liegt von seiner Hand eine vollständige Sammlung der *Comedias y entremeses* des *Tirso de Molina* im spanischen Originale, mit Vorrede, Verzeichniß der Werke u. s. w. für den Druck in zwei Großoctav-Bänden bereit.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es für manche Besitzer des bei Wallishauser in Wien erschienenen Taschenbuches Aglaja nicht uninteressant sein zu erfahren, daß Joseph Sonnleithner dessen erster Redacteur war. Viele seiner Gedichte erschienen in diesem und anderen Almanachen und Zeitschriften zerstreut, ohne jemahls gesammelt worden zu seyn.

Ungeachtet der mannigfaltigen Geschäftsthätigkeit, zu welcher Sonnleithner aus Anlaß seiner Dienstleistung als Theater-Secretär gezwungen war, oder welche sein Streben nach Beförderung der Kunst herbeiführte, war er auch außerdem unablässig bemüht, gemeinnützige Anstalten zu begründen.

Die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, welche seit dem J. 1811 in Wien besteht, gegenwärtig eine ausgezeichnete Stufe unter den vaterländischen Humanitäts-Anstalten einnimmt, und fast in allen Provinzen Oesterreichs Nachahmung fand, ist ganz sein Werk, indem er selbst den Plan hierzu erdachte, die Statuten entwarf, deren Allerhöchste Genehmigung erwirkte, die ersten Mitglieder anwarb, und von der Entstehung dieser Gesellschaft an bis zu seinem Tode, folglich durch beinahe 25 Jahre, ihre Geschäfte als Secretär unentgeltlich besorgte.

Unzählig sind die Spenden, welche diese Anstalt den Kranken und Dürftigen jedes Alters, Geschlechts und Standes, ja selbst zur Ermunterung des Kunst- und Gewerbsfleißes, nach ihrer schönen Bestimmung, größtentheils in der Stille und ohne alles Gepränge, sogar mit der in so vielen Fällen nie genug zu rühmenden Zartheit, gereicht hat. Mög' es der Himmel dem edlen Stifter und den frommen, menschenfreundlichen Frauen lohnen, was sie so anspruchslos zum Trosste der leidenden Menschheit geübt haben! Ich selbst war Zeuge solcher Acte, und kann ihrer nicht ohne Rührung gedenken. Eine Glanzepoche in ihren Annalen werden die Jahre 1830 und 1834 bleiben, wo sie aus Anlaß der allzerstörenden Ueberschwemmung von Wiens nächster Umgebung, und des schrecklichen Brandes in Wiener-Neustadt, ihr Mitgefühl für das Unglück ihrer Nebenmenschen so herrlich bethätiget haben.

Das Verdienst, welches Sonnleithner an dem Bestehen dieser Gesellschaft hatte, konnte an dem milden Throne des höchstseligen Kaisers Franz nicht unbeachtet bleiben, und der Charakter eines niederösterreichischen Regierungsrathes, welcher schon im Jahre 1816 ihm tarfrei verliehen wurde, war ein sprechender Beweis der Allerhöchsten Anerkennung.

Eben so stiftete er mit gleich rastloser Thätigkeit im Jahre 1812 die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates[1] in Wien, welche, größtentheils auf seinen Betrieb, bereits ein eigenes Gebäude, kostbare Sammlungen von Büchern, Musikalien, alten und neuen Instrumenten, und endlich ein Conservatorium besitzt, das sich schon auf eine hohe Stufe ge-

[1] Siehe das Werkchen: »Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates. Von dem Herausgeber des österreichischen Volksfreundes. Wien 1834.« dessen Angaben ich bei dieser Abtheilung des gegenwärtigen Aufsatzes grösstentheils benützt habe.

Digitized by Google

hoben, und durch gründlichen Unterricht mehr oder minder vollendete Künstler hat.

Den ersten Impuls hierzu gab das große, in der k. k. Reitschule zum Besten der Bewohner des Marchfeldes am 29. November und am 3. December 1811 von einem Orchester aus 712 Musikfreunden, unter der Leitung des Hofrathes von Mosel, nach Mozart's neuester Instrumentirung aufgeführte Meisterwerk des unsterblichen Händel: Timotheus oder die Gewalt der Töne.

Dessen schwierige Voranstalten besorgte Sonnleithner als Secretär der vorgedachten Gesellschaft adeliger Frauen. Die allgemeine Begeisterung, welche diese Aufführung erzeugte, verbunden mit dem schon längst gefühlten Bedürfnisse, daß auch Oesterreichs Kaiserstaat sich eines Conservatoriums der Musik erfreuen möchte, brachte ihn auf den Gedanken, diese große Anzahl von Musikfreunden zu einer bleibenden Gesellschaft zu vereinen, deren Zweck die Emporbringung der Musik in allen Zweigen, und nebst bei deren Selbstbetrieb und Selbstgenuß sein sollte.

Schnell hatte er den Plan hierzu entworfen, und mit Zustimmung des seligen, um Oesterreich's Musik so hoch verdienten Anton Isidor Fürsten v. Lobkowitz in dessen Hause eine Matrikel eröffnet, in welche diejenigen ihren Namen eintragen sollten, die diesem Vereine beizutreten gesonnen wären. Nach einigen Tagen waren über tausend Unterschriften beisammen, und die Errichtung eines musikalischen Vereins Allerhöchsten Ortes genehmigt.

Sogleich nach Erwählung der mit der förmlichen Organisirung der Gesellschaft beauftragten fünfzig Repräsentanten, wurde von diesen die Errichtung eines Conservatoriums der Musik beschlossen, in welchem Zöglinge beiderlei Geschlechtes aus den gesammten k. k. Staaten im Gesange, in der Declamation, auf Instrumenten, im practischen Generalbaße, im Tonsatze, in Sprachen und anderen, die Bildung eines ausübenden Tonkünstlers bezweckenden Nebengegenständen unterrichtet werden sollten. Zugleich sollte durch die Aufführung klassischer Werke der Geschmack veredelt, aufkeimende Talente begeistert, und die scientifische Richtung der Anstalt, durch eine eigene Zeitschrift und Gründung einer Bibliothek aufs Möglichste gefördert werden.

Die in diesem Geiste von Sonnleithner ausgearbeiteten Statuten wurden der Censurs-Hofstelle vorgelegt, und im Jahre 1814 von Kaiser Franz genehmigt.

Zum Präses der Gesellschaft wurde damals Graf Anton Appony gewählt, das Protektorat aber von dem nachmahligen Erzbischofe zu Olmütz und Cardinal, weiland Erzherzog Rudolph übernommen.

Sonnleithner wurde perpetuirlicher unbesoldeter Secretär der Gesellschaft, und blieb es, rastlos thätig und förderud, bis an sein Ende.

Im Jahre 1816 begann die Errichtung des Conservatoriums, für welches Hofrath von Mosel den ersten Unterrichtsplan verfaßte; am 1. August 1817 wurde die Singschule, im Jahre 1819 aber die Violinschule, und nach und nach der Vortrag über die Behandlung der übrigen Instrumente, und die Hülfszweige der Musik eröffnet, zu denen sich im Jahre 1828 noch der theoretisch-practische Unterricht der Präparanden, d. i. jener jungen Männer, die sich für den Schuldienst und die Unterweisung in der Tonkunst auf dem Lande vorbereiten, hinzugesellte. Ihr neues geschmackvolles Gebäude erhielt die Gesellschaft im Jahre 1830.

Unter ihren Sammlungen [1] sind vorzugsweise jene der historischen Werke über Musik, die, in Folge eines mit dem berühmten Ernst Ludwig Gerber abgeschlossenen Contractes, nach dessen Ableben für den Preis von 200 Friedrichsd'or in das Eigenthum der Gesellschaft überging, ferner eine Reihe von mehr als 700 Porträten der österreichischen Tonkünstler aus den letzteren Jahrhunderten, welche beide der besonderen Fürsorge und Umsicht Sonnleithner's ihre gegenwärtige Stellung verdanken.

Außerdem schenkte er der Gesellschafts-Bibliothek, im Manuscripte von 41 Bänden, eine Zusammenstellung aller jener wissenswerthen Aeußerungen über Musik, die er beinahe in dem Zeitraume seines ganzen Lebens in den verschiedenartigsten Werken so vieler Nationen zerstreut, und der Aufbewahrung würdig gefunden hatte.

Die musikalischen Aufführungen des Vereins in den jährlichen vier Gesellschafts-Concerten im großen Redoutensaale, dann seit dem Jahre 1833 in den Zöglings-Concerten zur Begründung von Stipendien, und in den neuesten Tagen, auf Veranlassung des gegenwärtigen eifrigen und einsichtsvollen Präses, August Longin Fürsten von Lobkowitz, in den Concerten für klassische Opernmusik, nebst den vielen bei außer-

[1] Das Nähere über diese Sammlungen ist in dem gedachten Werkchen »über die Gesellschaft der Musikfreunde«, ferner in der österreichischen National-Encyklopädie, Wien 1835, im zweiten Bande Seite 374 enthalten.

Digitized by Google

ordentlichen Anlässen veranstalteten, und mit dem lohnendsten Beifalle gekrönten Concerte, sind, vereint mit den gediegenen Leistungen, welche die *Concerts spirituels* seit deren Ursprung am 1. October 1819 unter Gebauer, dann seit dem Jahre 1816 die für alle klassische Musik bestimmten Privatunterhaltungen bei dem hofkriegsräthlichen Hofrathe Raphael Georg Kiesewetter[1] fortwährend bezeichnen; in unserer Zeit, wo die Seichtigkeit und Ausartung der neuen italienischen Opernmusik allen Kunstsinn zu verschlingen droht, ein wahres Eiland in den sturmbewegten Wogen geblieben[2].

Verhältnisse, welche durch die Verpachtung der k. k. Hoftheater herbeigeführt wurden, veranlaßten Sonnleithner, seiner bisherigen Anstellung daselbst als Secretär zu entsagen.

Seine ursprüngliche juridische Richtung nie aus dem Auge verlierend, wurde er am 20. April 1815, nach seinem Wunsche und auf sein Ansuchen, von der vereinigten Hofkanzlei zum Hofagenten ernannt, und beinahe gleichzeitig mit dem stallus agendi bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen, später aber im Jahre 1823 bei dem Hofkriegsrathe versehen.

Auch in dieser neuen Laufbahn gelang es ihm, nicht nur die Zufriedenheit der genannten Behörden, sondern auch das ehrenvolle Vertrauen des Publikums zu erwerben und zu rechtfertigen.

Von Jugend an gewohnt, alles Nützliche und Edle, selbst da, wo es nicht von ihm ausging, zu fördern, suchte er auch durch Vertheilung von Prämien und gemeinnützigen Büchern den Unterricht und die Erziehung der Jugend, ferners durch eigenen Ankauf und unentgeldliche Ueberlassung von seltenen, eine große Brauchbarkeit versprechenden Samen und Gewächsen die Zwecke der Landwirthschafts-Gesellschaften, und auf unzählige andere Arten das Frommen und Gedeihen der übrigen Humanitäts-Anstalten, wo es ihm nur möglich war, zu unterstützen und zu erweitern. Viele Dankschreiben für solche Bemühungen, welche sich unter seinem Nachlasse vorgefunden haben, stellen auch diese Seite seines Wirkens in ein schönes Licht.

Seine vorzügliche Sorgfalt für die Aufsuchung und Einsendung wichtiger deutscher Sprachdenkmale an die königl. Bibliothek zu Koppenhagen hat ihm bereits im Jahre 1820 die Auszeichnung der Verleihung des Danebrog-Ordens von Seite Sr. Majestät des Königs von Dänemark, so wie auch seine gepriesenen Kenntnisse und sein allseitiges gemeinnütziges Streben, besonders im Gebiethe der Tonkunst, seit dem Jahre 1799 bis 1830, die Diplome als Ehrenmitglied der königl. schwedischen Akademie der Musik, des Museums für Künste und Wissenschaften in Frankfurt am Main, des Musikvereines in der Steiermark, der philharmonischen Gesellschaft zu Laibach, und des Musikvereines in Kärnthen verschafft.

Ein eifriger Verehrer des erlauchten Kaiserhauses und warmer Anhänger seines Vaterlandes, entwarf er noch zwei Jahre vor seinem Ableben den Plan zu einem periodischen Werke, welches in gründlichen Abhandlungen die in der gesammten österreichischen Monarchie bestehenden, großentheils zu wenig gekannten, oder nicht gehörig gewürdigten, öffentlichen und Privat-Anstalten und Einrichtungen schildern, und auch in dieser Beziehung dem Vaterlande die so sehr verdiente Achtung des In- und Auslandes erhalten und erhöhen sollte. Mit großem Aufwande von Mühe und Kosten sammelte er hierzu viele Materialien. Leider erlebte er die Ausführung dieses von dem höchstseligen Kaiser Franz mit Wärme aufgenommenen Planes nicht mehr. Doch dürften die gesammelten Vorarbeiten, wenn demselben Allerhöchsten Ortes eine Verwendung angewiesen würde, noch immer gemeinnützig werden, und ein Denkmal seines reinen Eifers, seines menschenfreundlichen und patriotischen Strebens bilden.

Angestrengtes Arbeiten und erhöhte Thätigkeit bei dem Umstande, daß er erst im vorgerückten Alter einen neuen Stand ergriffen hatte, haben ein höchst schmerzliches und gefährliches Blasenleiden, mit dem er schon in früheren Jahren kämpfen mußte, auf einen Grad gesteigert, daß die Hülfe der Aerzte, ungeachtet der eifrigen und theilnehmenden Bemühungen der Erfahrensten unter ihnen, gegen dasselbe nichts mehr vermochte, und Sonnleithner am 26. December 1835 in einem Alter von 69 Jahren ein Leben beenden mußte, das er so würdig gelebt, und in dem er der Nachwelt ein so anziehendes Muster der Nachahmung zurückgelassen hat.

Noch sei mir die Ergänzung des Bildes, das ich von dem Entschlummerten entworfen, in wenigen charakteristischen Zügen gestattet.

Aus der bedeutenden Zeit des großen Kaisers Joseph hervorgegangen, und dessen leidenschaftlicher Verehrer, war er aufgeklärt, ohne Vorurtheil, und mit großherzigen Gesinnungen begabt.

Genau seine eigenen Schwächen kennend, und gegen sie strenge, duldete er Schwächen bei Andern.

Nur Roheit und Gemeinheit, Unredlichkeit und Eigennutz konnte sein edler Geist nirgends vertragen.

Vielseitig thätig im Fache der Künste und Wissenschaften, ohne eben durch tieferes Forschen sie selbst zu fördern, oder unmittelbar zu wichtigen Resultaten zu gelangen, ehrte und unterstützte er dieß Streben in Andern.

Liebreich und liebenswürdig im Kreise seiner Familie, gastfreundlich, bis an sein Ende fröhlichen Gemüthes, und den heitern Genuß des Lebens niemals verschmähend, besaß er in seinem Witz eine Gabe, die seinen Umgang angenehm, und bei der Vielseitigkeit seiner Erfahrung und Bildung sehr anziehend machte.

So war er auch von dieser Seite eine höchst liebenswürdige Individualität, und der Anklang, den er in Andern hervorrief, ist eben so freundlich als dauernd.

---

1 Siehe diesen in der österreichischen National-Encyklopädie, dritter Band, Seite 493.

2 Siehe das gedachte Werkchen über die Gesellschaft der Musikfreunde, Seite 8 und 9.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

30. Mittwoch, den 13. April 1836.

Industrielles und commerzielles Leben in Oesterreich.

Von Christian Wilhelm Huber.

I.

Dampfschifffahrt.

(Schluß.)

Wir verlassen nun die Donau-Dampfschifffahrt am Höhenpuncte ihrer dritten Periode, im selbstständigen Genusse ihrer vollkommenen Mündigkeit und Reife, mithin an der Vorhalle ihrer europäischen Bedeutsamkeit. Sie eilt bereits raschen Schrittes der vierten Periode ihrer Entwicklungsgeschichte entgegen, in welcher sie berufen ist, im Weltverkehre eine der ersten Rollen zu übernehmen, und dem mitteleuropäischen Handelszuge eine ganz neue Richtung zu geben. Die dynamischen Potenzen dieser künftigen Größe liegen in ihrem Schooße bereits vorbereitet; sie werden, sie müssen den Durchbruch erzwingen. Die nothwendige Folge davon ist eine Kette von Thatsachen, an deren Gliedern bereits der schaffende Geist unseres Jahrhunderts im Verborgenen schmiedet, deren erster Ring in der eisernen Klammer der Willenskraft ruht, und deren Verbindungslinie die fortschreitende Humanität über alle Zonen spanen wird, über die das Morgenroth der Verkehrsfreiheit hereinbrechen soll!

Die Ausgleichung der orientalischen Differenzen rückt von Tag zu Tag näher. Wir wollen hier nur auf ein neues Ereigniß, als Vorläufer einer lichtvolleren Zukunft hinweisen. Braila, der bedeutendste Handelsplatz der Wallachei an der Donau, ist zum Freihafen erklärt worden. Galacz, der wichtigste Hafen der Moldau, dürfte ehestens diesem Beispiele folgen. Ueberdieß sind der Dampfschifffahrt auf der untern Donau auch in Contumazrücksichten einige Begünstigungen eingeräumt worden. — So wird der Verkehr auf der Donau fortwährend ein regeres Leben gewinnen, je mehr jene Schranken niedersinken, die sich bisher seiner natürlichen Entwicklungsfähigkeit hemmend entgegenstemmten.

Abgesehen von der Donau, wird gegenwärtig die Dampfschifffahrt auf keinem der, das österreichische Gebieth durchziehenden schiffbaren Flüsse betrieben.

Nachdem das, dem Grafen Lambertenghi verliehene ausschließende Privilegium zur Dampfschifffahrt auf den Gewässern des lombardisch-venetianischen Königreichs wegen Nichtausübung erloschen war, wurde der Dita Gavazzi und Quinterio unterm 8. Februar 1825 ein ähnliches Ausschließungsrecht auf die Dauer von 15 Jahren verliehen. Die genannte Gesellschaft wurde hiernach ermächtigt

a) auf den Binnenseen Lago maggiore, Lago di Como, Lago di Garda;

b) auf den Lagunen bei Venedig;

c) auf den Flüssen Po, Mincio, Ticino, Adda, Oglio, Adige und Brenta, dann

d) auf den inneren Kanälen des lombardisch-venetianischen Königreichs die Dampfschifffahrt, und zwar mit Schiffen nach der bekannten Watt'schen Construction zu betreiben.

Dieser Gestattung ward aber andererseits die Bedingung beigesellt, daß im Falle, als die Dampfschifffahrt auf den bezeichneten Gewässern binnen Jahresfrist nicht ausgeübt oder durch die Dauer eines ganzen Jahres unterbrochen würde, das verliehene Alleinrecht von selbst erlöschen sollte.

Da die Dita Quinterio und Gavazzi die Dampfschifffahrt auf den genannten Flüssen nur versuchsweise betrieben und bald wieder eingestellt, auf den Lagunen und Kanälen jedoch gar nicht zur Ausführung gebracht hatte, wurde neuerlich das dießfällige Privilegium theilweise, in so fern es sich nämlich auf die lombardisch-venetianischen Flüsse, Lagunen und Kanäle bezieht, für aufgehoben erklärt, und nur hinsichtlich der Dampfschifffahrt auf den

Digitized by Google

italienischen Binnenseen aufrecht erhalten. Am Garda- und Como-See, dann am Lago Maggiore fahren noch gegenwärtig die Dampfschiffe der genannten Gesellschaft unter dem Schutze ihres Privilegiums.

In neuester Zeit interessirte sich der Duca Visconti di Modrone auf das Angelegenste für die Dampfschifffahrt auf den oberitalienischen Landseen. Ein, ihm angehöriges Dampfboot, Erzherzogin Elisabeth, ist bereits auf dem Como-See im Gange. Ein zweites höchst solid gebautes und elegant ausgerüstetes Dampfboot, dessen zwei vortreffliche Maschinen mit einer Kraft von 36 Pferden wirken, liegt am Lago Maggiore zur Fahrt bereit, die es beginnen wird, wenn die von der Dita Quinterio und Gavazzi in Folge ihres Privilegiums gegen das neue Unternehmen gerichteten Einwendungen gehoben sein werden. Der Herzog von Modrone, der sich um die Belebung der Dampfschifffahrt auf den lombardischen Gewässern ein bleibendes Verdienst erworben hat, gedenkt für seine Unternehmungen kein ausschließendes Alleinrecht in Anspruch zu nehmen. So dürfte nun der Zeitpunct nicht mehr ferne sein, wo auf den großen italienischen Binnensern ein regerer Betrieb der Dampfschifffahrt den wechselseitigen Verkehr bis zu jenem Grade fördern wird, zu welchem er vermöge der Natur- und Kunstschönheiten und des industriellen Reichthums seiner Lokalitäten berufen ist. — Bregenz hat vielleicht unter allen am Bodensee gelegenen Städten die schönste, und für den Handelsverkehr geeignetste Lage. Seine Schifffahrt aber, die sich in den Händen der Schiffergilden von Bregenz, Fussach und Hard befindet, ist in schlechtem Zustande, und gibt fast keine Lebenszeichen von sich, während von Lindau, Konstanz, Rorschach, Friedrichshafen u. s. w. Segel- und Dampfschiffe den obern und untern See nach allen Richtungen durchkreuzen. Es handelt sich bereits seit einigen Jahren um die Errichtung einer österreichischen Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, und wir hoffen, daß sich auch Bregenz bald einer Dampfschifffahrt erfreuen dürfte.

Die Dampfschifffahrt auf dem, das österreichische Küstenland bespühlenden adriatischen Meere wurde im J. 1817, als dieser Zweig der Betriebsamkeit in Oesterreich noch neu war, durch besondere Directiven und Begünstigungen geschützt. Ueberdieß wurden nach dem Privilegien-Patente vom 8. December 1820 auf einzelne Vorrichtungen für Dampfschiffe mehrere Erfindungs- und Verbesserungs-Privilegien ertheilt. Da jedoch seit dieser Zeit die Dampfschifffahrt auf der offenen See sich allgemein verbreitet hat, und gleichsam das Eigenthum der europäischen Gesammtindustrie geworden, schien sie nicht mehr geeignet, der allgemeinen, freien Benützung entzogen, und durch besondere ausschließende Concessionen begünstigt zu werden. Deßhalb wurde unterm 28. Jannar 1834 verordnet, daß die Dampfschifffahrt zur See wie jede andere Schifffahrt, nämlich als eine freie, jedem Privatunternehmer zustehende Beschäftigung zu behandeln sei. Dagegen blieben in Bezug auf die Landseen, dann auf die Ströme, Flüsse und Kanäle die Directiven vom J. 1817 noch ferner in Wirksamkeit.

Was den Bau der zur Seefahrt bestimmten Dampfschiffe betrifft, so wird in Fällen, wo ausschließende Privilegien hierauf angesucht werden, nach den Bestimmungen des neuen Privilegienpatentes vom 31. März 1832 vorgegangen. Die Dampfmaschinen und andere zum Zwecke der Dampfschifffahrt gehörige Bestandtheile dürfen noch ferner aus dem Auslande zollfrei bezogen werden. Die noch giltig bestehenden ausschließenden Rechte auf die Dampfschifffahrt am Meere werden für die Zeit ihrer ursprünglich festgesetzten Dauer aufrecht erhalten.

Bereits im J. 1817 wurde zur Dampfschifffahrt zwischen Triest und Venedig dem Engländer John Allen ein ausschließendes Privilegium auf die Dauer von 15 Jahren verliehen, welches später noch um vier Jahre verlängert wurde. Im J. 1820 cedirte Allen sein Privilegium an W. Morgan, von dem es im J. 1832 an E. Holroyd, T. Kinder, Ch. Ogleby und Ch. Russel überging. Diese regelmäßige Paketbootfahrt zwischen Triest und Venedig wurde bisher mit den drei Dampfschiffen Francesco Carlo, Imperatrice Carolina und Areiduchessa Sofia betrieben. Im J. 1834 brachte Carl Russel das Alleineigenthum dieser drei Schiffe an sich, wovon er wieder im verflossenen Jahre zwei Drittheile an Jacob Lankaster Lucena und Thomas Greg abtrat.

Hingesehen auf den Umstand, daß der lebhafte Verkehr zwischen Triest und Venedig in den vielen, zur kleinen Kabotage gehörigen Segelschiffen eine Auswahl von Gelegenheiten findet, sind die Resultate, welche die jährlichen Fahrten der genannten drei Dampfboote darbiethen, ziemlich befriedigend, wie aus der nachstehenden Uebersicht ihrer Reisen zwischen Triest und Venedig vom J. 1818 bis 1834 erhellt.

Digitized by Google

Im Jahre	Fahrten von Triest nach Venedig. Fahrten.	Reisende.	Fahrten von Venedig nach Triest. Fahrten.	Reisende.
1818	2	25	2	26
1819	64	1687	63	1601
1820	57	1375	55	1241
1821	54	1314	54	1107
1822	64	1790	64	1570
1823	73	1415	76	1521
1824	42	941	43	1065
1825	80	2052	82	2203
1826	106	2907	107	2979
1827	142	3259	142	3208
1828	129	3330	129	3316
1829	94	2759	95	2464
1830	108	3198	107	2909
1831	101	2585	103	2288
1832	100	3183	104	3145
1833	94	3535	98	3417
1834	106	3716	103	3859
Zusammen	1416	39061	1427	37919

Im Ganzen wurden demnach 2843 Fahrten theils hin, theils zurück gemacht, und 67980 Reisende befördert.

Auch die k. k. Marine ist darauf bedacht, den Stand ihrer Kriegsschiffe mit Dampfbooten zu vermehren, welche außer dem Schutze der österreichischen Handelsinteressen auch noch den Zweck haben werden, als förmliche Paketboote, Briefschaften, Depeschen und Reisende in den entferntesten Skalen der Levante zu befördern. Am 25 Januar 1836 lief auf den Schiffswerften von Porto Rè das schöne, sehr solid gebaute Marine-Dampfboot, Kaiserin Maria Anna vom Stappel. Dieses Schiff geht nach Venedig und von da, die wichtigsten Zwischenstationen berührend, nach Alexandrien. Gegenwärtig soll in Porto Rè unter Pritchard's bewährter Leitung ein zweites kleineres Dampfboot gebaut werden, über dessen künftige Bestimmung noch nichts bekannt ist. Der Postdienst zwischen Triest, Venedig, Korfu und Patras wird dermalen durch Segelschiffe, nämlich durch drei, zu Paketbooten verwendete k. k. Briggs besorgt. Bei der Bestimmung, welche den Fahrzeugen der österreichischen Marine im Allgemeinen zugedacht ist, und welche die Anwendung von kleineren, schnellsegelnden und leicht lenkbaren Schiffen vorzugsweise anempfiehlt, dürften Dampfboote immer mehr in Aufnahme kommen, da es mit diesen viel leichter fallen wird, die durch Untiefen und Strömungen gefährdeten, und mit unzählbaren Klippeninseln besäeten Gewässer des adriatischen und griechischen Meeres zu durchfurchen. Die österreichische Marine ist äußerst zweckmäßig eingerichtet; besitzt sie auch keine imponirende Macht durch Kriegsschiffe von erstem Range, so erreicht sie doch durch ihre Fahrzeuge vollkommen ihre, auf den Schutz des Nationalhandels und die Sicherheit der Küsten gerichteten Zwecke. Eine Marine, die im Stande ist, im Falle des Bedarfs, über zweihundert, mit vortrefflichen Seeleuten bemannte, und von geschickten Offizieren geleitete Fahrzeuge in die See zu senden, darf unter allen Bedingungen auf ehrenvolle Würdigung ihrer Flagge rechnen. Es ist natürlich, daß im Zustande des Friedens nur ein Theil dieser Fahrzeuge ausgerüstet ist. Gegenwärtig sind 72 Marineschiffe in Wirksamkeit; nämlich: Fregatten zweiten Ranges 3, Korvetten 5, Briggs 4, Goeletten 5, Kanonier-Schaluppen 13, Penichen 35, Briggs als Paketboote 3, Brigg als Transportschiff 1, Trabakeln 2, Pirogue 1. Da nun die Stärke der österreichischen Marine gerade in kleineren Fahrzeugen liegt, so dürfte für sie die Anwendung von Dampfbooten vorzugsweise geeignet seyn.

Der Kern von Oesterreich ist aber Binnenland. Es muß vor Allem jene natürlichen Bahnen im Auge behalten, auf denen es den gerade in seinem Mittelpunct angehäuften industriellen Reichthum nach allen Richtungen entsenden und vertheilen kann. Die Donau drängt sich, wie eine gewaltige Ader, durch das Herz unseres Vaterlandes. Die Richtung und der Lauf dieses Stromes zeigen an, welchen Weg Oesterreichs Industrie und Handel nehmen sollen. Die Donau-Dampfschifffahrt bleibt daher in Oesterreich ein für alle Mal Hauptsache. Die übrigen Dampfschifffahrt-Unternehmungen haben nur mehr oder weniger ein Lokalinteresse. Die Donau-Dampfschifffahrt hingegen ist Lebensfrage der Nation. Sie ist unbedingt nothwendig; sie wird, sie muß daher durchdringen, und sich immer mehr nach Osten ausdehnen, wohin ihre Magnetnadel unverrückt zeigt. — Die Bestrebungen der Gegenwart sind angelangt vor der Eingangspforte, die zu einer segensreichen Zukunft, zu den Tagen der Vollendung führt. Der Schlüssel aber zu dieser Pforte ist an den Donaumündungen zu suchen!

Digitized by Google

Kritisches.

Im zweiten Bande des Corpus Reformatorum, herausgegeben von C. G. Bretschneider (Halis Saxonum 1835. 4.), kommt S. 854 Melanthons Brief vor, den er 1535 an die böhmischen Brüder geschrieben hat. Darin heißt es unter Anderm: »Severius exercitium, seu disciplina, in Ecclesiis vestris prosecto non male mihi placet. Utinam in Ecclesiis nostris quoque paullo severior possit *obtineri*!« Dieser Brief ist nach des Herausgebers Bemerkung »Edita in Confess. Fratrum Bohemorum; unde transcripta in cod. Goth. 188. ep. 11.« Im Besitze einer etwas spätern, aber genuinen Ausgabe des so sehr seltenen Büchleins[1], fiel uns bei Vergleichung des angeführten neuen Abdruckes eine kleine Abänderung auf. Ob sie absichtlich geschehen, oder nicht, läßt sich wohl schwer entscheiden; wir aber lasen in unserm Exemplare statt obtineri deutlich *retineri*, und glauben, daß die Sylben »ob« und »re« ganz verschiedene Folgerungen zulassen! —

In Mailath's »Geschichte von Oestreich« ist S. 354 nachstehende Note zu lesen: »Maximilian soll auf dieser Fahrt (von Lindau nach Kostnitz im Juli 1499) angefangen haben, sein eigenes Leben lateinisch zu dictiren; dieß mag dahin gestellt seyn. Birkheimer, der sich in des Kaisers Gefolge befand, sagt davon nichts, und es gibt keine Ursache, waeum er es hätte verschweigen sollen.« — Daß hier von Pirkheimer's bekanntem Werke: »Bellum Suitense« zunächst die Rede, läßt sich wohl nicht verkennen; allein Melanthon, in seiner Chronica Carionis aucta (Parisiis 1563. 12. p. 562) erzählt dagegen, wie folgt: »Ipse audivi ex *Pyrcamero* Norimbergensi a Maximiliano ipso res gestas suas aliquot annorum adnotatas. Dixit enim, navigasse se una cum Caesare Maximiliano a *Lynda* urbe *Constantiam* usque, et cum jam inter navigandum otium esset nactus Maximilianus, vocasse ad se scribam, eique dictasse *latine unius anni res gestas* et optissimo ordine et omnium circumstantiarum atque occasionum explicatione. Caeterum cum existimasset Pyrcamerus secreti aliquid forte excepturum scribam, ideoque secedere vellet, jussisse tum Caesarem ut maneret, et auscultaret. Quia et sub vesperam ea quae dictaverat legenda praebuisse Pyrcamero, quaesisseque num quid p'aceret *ista militaris latinatis dictio?* et addidisse quoque, studio sibi esse ista compendiose, et clare sic comprehendere, ut postea eruditis viris liceret eas historias tanto exactius per circumstantias et causas suas explicare. Et adfirmavit Pyrcamerus, nullius germanici historici scripta stilo tam puro esse edita, atque ea fuisset Maximiliani oratio. Et *has ipsas annotationes* adfectasse se post obitum Maximiliani, verum consequi non potuisse.« Sie haben sich aber erhalten, und wenn nicht im Original doch als authentische Abschrift in Reichard Streins Collectaneen zur Geschichte Maximilians, unter dem Titel: Lectura Invictissimi Principis D. D. Maximiliani Romanorum Regis semper Augusti, ut quam ex ore Suae Majestatis in bello Helvetico, aliquando in navibus, aliquando domi exscripsi et collegi.« Sie beginnen mit dem siebenzehnten, und gehen bis zum sechs und viezigsten Lebensjahre, und zeichnen sich in der That eben so sehr durch Kürze als durch Klarheit aus. K.

[1] Confessio fidei ac religionis Baronum ac Nobilium Regni Bohemiae, Sereniss mo ac Invictissimo Romanorum, Bohaemiae etc. Regi, Viennae Austriae, sub Anno domini 1535 oblata. Adjectum simul quorundam gravissimorum Virorum de hac Confessione judicium. Hanc multae ecclesiae, quae sunt in regno Poloniae, nuper susceperunt. Nunc iterum excusa, Anno M. D. LVIII. 60 Bl. in 8. Der neue Herausgeber ist, laut der Vorrede, der bekannte Bergerius; die vier gravissimi sind: Luther, Melanthon, Bucerus und der Berner Professor Wolfgang Musculus. Melanthons Brief hat die Aufschrift: »Venerabili Viro in Christo, D. Benedicto caeterisque Fratribus Waldensibus in Bohemia.«

Miscellen.

Die gelehrte Gesellschaft: Academia Operosorum Labacensium, oder die Akademie der Wiessamen von Laibach, welche im Jahre 1693 errichtet worden, aber nach kurzer Zeit in Verfall gerathen war, hielt am 5. April 1781, nach einem Zwischenraume von mehr als 50 Jahren, wieder ihre erste Sitzung. Mehrere Reden wurden gehalten, und am Schlusse wählten die Mitglieder einstimmig für die Akademie das Motto: »Mehr Scheitte, weniger Worte,« ein Motto, das man in der That den meisten gelehrten und ungelehrten Collegien unserer Tage zurufen könnte und sollte!

Nach der Schlacht bei Fontenoy, die der berühmte Marschall, Moriz von Sachsen, gewann, sagte Voltaire von ihm in einem Gedichte:

»Voiez ce fier Saxon, qu'on croit né parmi nous.«

Das soll ein Compliment, oder wohl gar die Getheilung des Indigenats für den Helden seyn!

Nicht Vielen dürfte es bekannt seyn, daß der große Krieger Montecuccoli auch als Dichter aufgetreten ist. Ein schönes Sonett von ihm befindet sich in dem seltnen Werkchen: Castrum doloris et honoris — Ferdinando III. — exstructum (Viennae Austriae 1657. folio.) mit der Aufschrift: »Per la Maestà di Ferdinando III. Imperatore, Trionfante della guerra, Dotore della Pace, e Possessore del Cielo.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

31. Sonnabend, den 16. April 1836.

Ein Zug aus dem Leben Sr. Majestät, Kaiser Franz I.

Oberst Baron Bechthold, im Jahre 1809 Commandant des vierten Kürassier-Regimentes Erzherzog Kronprinz, wurde in der Schlacht von Regensburg durch einen Degenstich im Unterleibe schwer verwundet vom Schlachtfelde weggebracht, und genöthigt, um dem Drängen der sich zurückziehenden k. k. Armee zu entgehen, in starken Märschen Böhmens Gränze zu erreichen, wo er Ruhe und bessere Pflege seiner Wunde hoffen durfte. Beides wurde ihm in einem Landstädtchen in der Umgegend von Budweis. Das Heer zog in Eilmärschen jenseits der Donau zurück, um, wie sich die herrschende Meinung in der Armee aussprach, irgendwo weiter abwärts dem Vordringen der Feinde neuerdings die Spitze zu biethen. In diesem Sinne erhielt auch Bechthold Nachrichten von den Offizieren seines Regimentes, worin angedeutet wurde, daß das Zusammentreffen wahrscheinlich zu einer Entscheidungsschlacht führen dürfte. Diese Briefe sprachen zugleich die Hoffnung aus, dem weiteren Vordringen der Feinde Schranken zu setzen, aber auch das schmerzliche Bedauern, gerade in solchen Augenblicken den verehrten Obersten an der Spitze des Regimentes zu vermissen. — Bechthold, einer der bewährtesten Veteranen, faßte, aufgeregt durch diese Andeutung, schnell einen seiner Tapferkeit würdigen Entschluß; er wollte an der Spitze seines Regimentes, als Vater desselben, das Loos seiner Kinder im Siege oder Tode theilen. Ohne Verzug trifft er Anstalt, dem Regimente nachzueilen, läßt sich doppelten Verband anlegen, und erreicht, ungeachtet des weder schmerzlosen noch selbst ungefährlichen Zustandes seiner Wunde, durch aufopfernde Eile in wenig Tagen die in mehreren Colonnen sich vorwärts bewegende Armee in der Ebene von Stockeran.

Ungewiß, welcher Colonne sein Regiment zugetheilt sey, erblickt er schon in weiter Ferne ein beträchtliches Gefolge, und eilt in der Vermuthung, es sei die Suite Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Generalissimus, auf dasselbe zu, um Erkundigung einzuziehen. In der Nähe angelangt, erkennt er Se. Majestät Kaiser Franz I., und um Ihn einen Theil des Allerhöchsten Gefolges. F. M. L. Graf Bubna erkennt den Obersten, und fragt ihn verwundert: »Was er hier wolle, — seine Gegenwart befremde um so mehr, da er erst kürzlich in der Schlachtrelation von Regensburg unter den Schwerverwundeten aufgeführt erscheine?« Bechthold entgegnet: Seine Verwundung, allerdings schwer, habe sich doch in Kurzem auffallend gebessert, er ertrage bereits heftige Bewegungen, und bitte, ihm die Eintheilung seines Regimentes zu eröffnen, um bei demselben einrücken zu können. Graf Bubna verfügte sich an die Seite Sr. Majestät, um Bechtholds Entschluß vorzutragen, und kehrte zu diesem mit dem Allerhöchsten Befehle zurück, sich nach Wolkersdorf in das Hoflager zu verfügen, und Mittags Sr. Majestät persönlich vorzustellen. Diesem Auftrage entsprechend, trat der Oberste zur bestimmten Stunde in den Speisesaal, wo bald darauf Se. Majestät der Kaiser in Begleitung Sr. Hoheit des Feldmarschalls Herzogs von Würtemberg erschien. — Bei dem ersten Blicke auf Bechthold wendet sich der Kaiser zu dem Herzoge, zieht sein Sacktuch hervor, und deutet auf einen in einer Ecke desselben befindlichen Knopf mit den Worten: »Ich habe mir doch noch besonders »einen Knopf zur Erinnerung gemacht, um dem schwer ver»wundeten Obersten Krankenspeisen kochen zu lassen, und »dennoch vergessen.«

In einem Augenblicke, wo die höchsten Interessen des dem verewigten Monarchen anvertrauten, von ihm so innig geliebten Landes auf der schwankenden Waagschale ungewissen Kampfes lagen, wo die Nähe eines furchtbaren feindlichen Heeres selbst Seiner hohen Person und den Gliedern

Digitized by Google

Seines hohen Hauses Gefahr drohte, wo Tausende von Ihm Befehle erheischten, deren Folgen welthistorisch seyn mußten, in einem solchen Augenblicke fand Franz I. Zeit zu hausväterlicher Fürsorge für einen leidenden Krieger — in einem Augenblicke, wo der Entscheidung des Tages gegenüber Tausende von Menschenleben als geringe Opfer erschienen, wo ein Heer von Sorgen, schwerer zu besiegen, als die feindlichen Schaaren das kaiserliche Herz bedrängt haben mochte, fand dieses kaiserliche Herz Zeit, sich einen Vorwurf zu machen, daß es jener Vorsorge uneingedenk gewesen! —

Nach aufgehobener Tafel empfahl Se. Majestät dem Leibarzte Freiherrn von Stifft die Besichtigung von Bechtholds Wunde, und da diese für noch gefährlich erklärt wurde, erhielt der Oberste den Allerhöchsten Befehl sich zurück zu begeben.

Vorstehende Thatsache wurde dem unterzeichneten Einsender durch den k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Herrn Wilhelm Grueber, dem sie Bechthold selbst mit Rührung erzählt hatte, mit der Ermächtigung zur Veröffentlichung, und dem ausgesprochenen Wunsche derselben, mitgetheilt und verbürgt.

J. Scheiger.

Kirche und Kloster der Minoriten in Wiener-Neustadt.

Von Ferdinand Carl Boeheim.

In der südwestlichen Ecke der im Viereck erbauten Neustadt befinden sich noch Ueberreste der einstmaligen sehr großen und schönen Kirche der Minoriten, in welche jetzt die Kirche der Kapuziner sammt dem Chor gleichsam eingeschachtelt ist.

Als ich am 3. August 1833 in Gesellschaft eines Freundes das Gewölbe der letztgedachten Kirche bestieg, konnten wir unser Erstaunen nicht bergen über die Größe des Raumes, die mächtigen und zierlichen Wandpfeiler, und die Höhe der im altdeutschen Style erbauten, jetzt größtentheils vermauerten Fenster, in deren Obertheil man selbst noch einige Stücke von den alten Glasgemälden, womit diese Kirche einst ausgeschmückt war, aber leider auch über denselben den Abgang des alten Gewölbes der Kirche gewahrt.

Dieser Raum, welcher füglich noch eine Kirche, wie jene unterhalb befindliche aufnehmen könnte, umschloß einst, gemeinschaftlich mit der erstgedachten Kapuzinerkirche das Presbyterium der alten Minoritenkirche, die sich auch, wie vor Alters allgemein, nach der Linie der Heiligkeit, von Westen nach Osten erstreckte, und, wie sich noch jetzt zeigt, einen achteckigen Schluß hatte.

Merkwürdig ist auch der alte Thurm der Minoritenkirche, welcher ihr seitwärts angebaut ist, wovon man aber die Spitze sammt der Glockenhalle bereits abgetragen hat. Dieser Thurm zeichnet sich durch seine eigenthümliche Form aus, indem er zwar im Viereck erbaut, aber an der Vorderseite über einen ganz geschlossenen, beiläufig 62 Klafter hohen, und zugewölbten Raum bis an die Glockenhalle offen ist. In der durch eine Seitenwand mit der Hauptmauer der Kirche gebildeten Ecke führt eine innerhalb des Thurmes sichtbare Wendeltreppe zur Glocke, wo die Mühe des Besteigens durch eine herrliche Aussicht über die Stadt belohnt wird.

Gleich hinter diesem Thurm begann das Schiff der Minoritenkirche, welches jetzt bis auf einen kleinen Theil abgetragen ist, und sich bis an die Scheidewand des Hofes von dem anstoßenden Hause Nr. 497 erstreckt hat. Aus diesen bisher aufgeführten Umständen erweiset sich schon, daß diese Kirche, wovon auch das südliche Stadtviertel die Benennung Minoris-Viertel erhielt, in ihrem Flore eine der größten, und zweifelsohne auch der schönsten Neustadts gewesen ist.

Nach den, in der Geschichte Neustadts, von Alois Gleich, und der kirchlichen Topographie, Neustädter Decanats, von Mar. Fischer (12. Band S. 63) enthaltenen Berichten, hatte Herzog Leopold VII., der Glorreiche, aus dem Hause Babenberg, die mindern Brüder zu Neustadt eingeführt, und ihnen Kloster und Kirche zum heil. Jacob zwischen dem Neunkirchnerthor und Neuthor erbaut. Diese Vermuthung verdient um so mehr allen Glauben, weil Leopold der Glorreiche auch jenen Orden in Wien (1224) einführte, und die Bauformen hier auch allerdings dieser Zeit entsprechend sind. Ueberdieß sollen, laut den eben erwähnten Berichten, von diesem Kloster, welches unter der Custodie von Wien stand, folgende Urkunden Erwähnung machen: Das Privilegium für die Nonnen bey St. Peter an der Sperre zu Neustadt von 1250. Eine Bulle Papst Innocenz IV. vom Jahre 1254 im Secularbuche der Minoriten allda. Ferner setzte Papst Clemens IV. im Jahre

Digitized by Google

1267 das Einweihungsfest für ihre St. Jacobskirche auf den Sonntag nach Christi Himmelfahrt, und von der Herzogin Blanka wurden die Minoriten 1304, von der Gräfin Guta von Oettingen im Jahre 1324, vom Friedrich dem Schönen 1327, und von seiner Gemahlin, der Königin Elisabeth, 1328 mit Vermächtnissen bedacht.

Von allen Brüdern dieses Klosters werden nur zwei namentlich angeführt, nämlich ein gewisser Prediger Conrad, der im Rufe der Heiligkeit gestorben seyn soll, und ein Provinzial, Burchhard, der 1380 zu Wien begraben wurde. Allein durch einige im Stadtarchive aufgefundene Urkunden, welche ich als seltene Reliquien zur Geschichte der Mineriten, ihrem ganzen Inhalte nach hier beifüge, wird nicht allein die Zahl dieser Mönche namentlich durch drey Quardiane, nämlich Wolfgang (1438), Valentin (1477) und Michael (1541) vermehrt, sondern auch manch interessanter Aufschluß über die bei diesem Kloster bestandenen Stiftungen gegeben.

Erstens. Das Fuhrmann'sche Repertorium über das Neustädter Archiv S. 278 enthält folgenden »Stiftbrief Niclas Chrakawers auf den Opferwein in der hiesigen Pfarrkirche, und in zway Clöstern, samt gestrickten Handschuhen für die Pfarrgesellen. Geben nach Christi geburde in dem 1408ten Jare des Samstags vor sand Erhardstag Scrin. XXVII. Nr. 2.«

»Summarium. 1. Hat der Stiffter geben einen ganzen Weingarten gelegen zu sand Jörgen pey der Eisenstatt an der Biehtrifft, und haisset der Werrewschel, da man jerlich von dient dem Edeln Herrn Grafen von dem Harrenstain drey und sechzig Wiener pfening ze pergrecht, und nicht mehr. Ist auch drey von allen andern Dienst und aller gelt schuld gen Christen und Juden, und hat solchen geschafft zu unser Lieben Frawn Pfarrkirchen in der Newnstatt einem ieglichen Chirchmaister, wer die Zeit ist. 2. Soll der Chirchmaister von denselben Weingarten Jährlich den opffer Wein geben zu den Hochgelobten weren Gotts Leichnam zu allen Messen in der obgenannten Pfarrkirchen. 3. Soll er auch geben den geistlichen Herren den Predigern und den Münern Brüdern zu ieglichen Closter all moneyd ain achtail weins, aus den obgenannten Weingart, darum sew sich willichleich verpunden haben, dem Stiffter, seinen Vorvodern und nachkommen seelen ainen Jahrtag zu begehen mit ainer Vigili und ainen Selambt, nach ird Ordens gewohnheit in ihren Clöstern an sand Kathrein tag. 4. Soll daß ein yeglicher Chirchmaister ihnen ze rechter Zeit ze wizzen tun; begiengen sie aber den jartag nicht ze rechter Zeit, so soll er sew phrengen mit dem opffer Wein, daz man ihn den nicht geb, nutz sie erstatten, was sew uerfaumbt haben angener. 5. Soll der Chirchmaister jerlich geben an sand Kathrein tag zwainzig par gestrickter hauschuh, der ein yegliches acht pfening wert sey, dem Pfarrer, den gesellen, und den Caplanen, daz sie zu einer gedächtnus haben, und Gott für den Stiffter und seiner Vorvodern und Nachkommen seelen pitten sollen. 6. Ob der Chirchmaister den obgenannten Weingarten nicht pawlich hielt, mit arbeit, also daz er den opffer Wein nicht ausrichtete, so empfehlet der Stifter den Burgermaister, Richter und Rath, hiet ireu Trewen, daz sie daz underchomen mit irer weißhait, daß die vorgenant ewige stifft außgericht werde.«

Zweitens. Enthält das Archiv (Scr. XXVII. Nr. 2) folgenden Reverß des Quardians Wolfgang vom Jahre 1438, wegen eines zu haltenden Jahrtages. Original auf Pergament, mit den angehängten Wachssiegeln des Quardians und des Convents.

»Ich Bruder Wolfgang, diezeit Gardian vnd der Conuent des Klosters der Mynnern Brüder in der Newnstat. Wir vergehen für vns vnd all vnser Nachkommen des egenanten Klosters, und tun kund offenlich mit dem Brief allen lewten gegenwertige kunftigen. Das vns der Erber weise Niklas von Soß gegeben vnd berait ausgericht hat Czehen phunt wienner pfenig der Swarzen münz zu ainem ewigen Jahrtag vnd darumben, Das wir Jerlich alle Quattember ain gesungne vigili vnd ain Selambt singen und begen schullen indem egenanten vnserm Kloster, vnd bitten für sein hausfrawen Agnesen der Got genad, vnd sein auch aller seiner nachfomen ewikchlichen gedechtnuß schullen Nach vnsers Gotshauses gewonhait. Teten wir aber das nicht, so hat der Erber Rate in der Newnstate dann gewalt zunemen von vns dieß benannte Czehen phunt pfenig vnd geben zu ainem andern Gozhaws dann dann begen tut alsurgemeldet ist, vnd die vorgenante zehen phunt pfenig sind herkommen von weiland Giligen Fleischhackher zu der Newnstat seinem vorfordern selig. Mit vrkund des Briefs. Besigelten mit meines obgenannt Wolfgangs Gardian Anhangendem Innsigel, vnd auch mitsambt des Conuent Anhangendem Insigel. Gebn in der Newnstat an samstag vor sand Kathrein tag. Nach Christus geburde Im vierczehenden hundertisten vnd Achtunddreissigstem Jare.« (Forts. folgt.)

Miscellen.

Kaiser Leopold's I. Gesandter in Venedig, Graf Franz della Torre, erzählt in seinem Berichte über die Republick von

Digitized by Google

den Einwohnern der Lagunninsel Burano: »Sie sind alle Fischer, und hassen nicht nur die Edlen, sondern auch alle Einwohner der Stadt, so daß, wenn Jemand von diesen in ihrer Nähe vom Sturm überfallen wird, was oft geschieht, und dabei in die augenscheinliche Gefahr geräth, entweder zu ertrinken oder Schiffbruch zu leiden, sie mit ihren Barken ihm auch bei der größten Möglichkeit der Rettung nicht zu Hülfe kommen.«

Kurz nach der Zusammenkunft Kaiser Josephs II. mit Friedrich II. schrieb der Prinz Heinrich von Preußen an die Landgräfin Caroline zu Hessen Darmstadt: »Vous parler de l'Empereur seroit un travail immense pour moi, le moment d'asteur me le permet pas, je suis enchanté et enthousiasmé, ce Prince fera le bonheur des nations, candeur, probité, esprit, delicatesse, conversation, manière, dignité, rien ne Lui manque; tous ceux, qui l'ont vû, pensent comme moi, il n'y a qu'une voix; on osé le dire publiquement et on s'entretient de lui en particulier. Si rien n'altère ce beau caractère, et cet heureux naturel, ce sera un Marc Aurèle, un Titus, un Trajan.«

Als nach dem Tode des großen Mathias Corvinus Kaiser Maximilian I. mit einem großen Heere in Ungarn einfiel, und Stuhlweissenburg einnahm, forderten seine Soldaten mit Ungestüm die Erlaubniß zur Besetzung und Plünderung der Kirche, worin sich die Gruft der ungarischen Könige befindet. Maximilian aber, kaum davon unterrichtet, eilt nach der bedrohten Kirche, stellt sich mit gezogenem Schwerte vor den Eingang derselben, und hindert so das Vorhaben der beutegierigen Sieger. (Bredenbach de sacrilegorum vindictis. Francof. 1565. pag. 44.)

Im Jahre 1658 den 7. October erließ ein edler Rath der Stadt Thorn in Injuriensachen zwischen einem Schul-Collegen und Cantor nachstehendes Decret:

»Der Magister Andres soll sein Maul ein ander Zeit besser in Acht nehmen, und der Cantor auch künftig B Moll singen, sonst wird E. E. Rath das Finale halten.«

Johann Rasch, Schulmeister bei den Schotten zu Wien, theilt in seinem sehr seltnen Werke: »Weinbuch: Von Baw, Pfleg vnd Brauch des Wein's« (München 1582. 4.), die österreichischen Weingebirge in fünf Klassen ein:

1. Wienergebürg, Das ist an dem Fluß Wienn, oder an dem Wienner Wald hinangehend, von der Donau an biß an den fluß Piersting, das vndergebürg oder Niderland genannt, vnd ist zu verstehn, daß nachfolgende reimb, practic vnnd belehrung brauch mehrer theils auff Wienn gerichtet, wann diß Wiennergebürg das herrlichst, mächtigist, trächtigist vnd gröst weingebürg ist in Oesterreich.

2. Stainfeld, Neustäter weingebürg, von dem Fluß Piersting an, hüntzt an die Steirisch gräntz vnd an den Vngersee, Posonius vel Pisanus lacus vor zeit genennet.

3. Tulnerfeld, Tulnergebürg, was ob dem fluß Tuln, oder ob dem Wiener Wald an ligt, hüntzt an die wasser Draisen, Pielach vnd Melck.

Zum andern, Enthalb der Donau, auff der Krembser seitten oder gegen Mittnacht vnd Märhern.

4. Marchfeld, Was vnter den fluß Kamp ligt biß an das Wasser March vnd Vngarische gräntzen.

5. Wochau, Wochauergebürg, was zwischen dem fluß Kamp vnd Donau biß an den Manharts berg, oder gar an den bach Isper an der Ober Enser gräntz, eingeschlossen, vnd diß ist das ander hoch vnnd groß weingebürg in Osterreich, aber dem vndergebürg, oder Niderland vnd Wiennergebürg, an größ und güte nit gleich.

Daher wöllen etliche, daß in dem newen Osterreichischen schild der mitter weiß strom bedeutten soll die silbere straß Donau, baide roth feld aber die gulden weinberg beeder seits des lands.«

In dem »gedicht vnd lobspruch von den edlen Rebensafft, vnd von art der Weinen« das sich in eben diesem Werke befindet, singt er von den Oesterreichischen:

»Die Osterwein seind föeder gut,
Den Trincker machens wolgemut,
Wann sie saind vnvermischt vnd grecht,
So findt man deren wenig schlecht.
Wer Gumpoldskirchers trinkt zwei Maß,
Der kan allein nit gehn sein Straß.«

– Der durch seine Bescheidenheit eben so sehr, als durch seine Thaten große Held Loudon hatte die Gewohnheit, bei seiner Erscheinung am Hofe sich immer im Gedränge zu verlieren, und die Ecken hinter den Thüren aufzusuchen. Die menschenfreundliche Kaiserin Königin hörte einst, daß er sich gegenwärtig befinde, und fragte den neben ihr stehenden alten Feldmarschall, Herzog von Arhemberg: Où est donc Loudon? »Le voilà, Madame,« antwortete der hochherzige tapfere Fürst, »derrière la porte, tout honteux de son mérite!«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

32. Mittwoch, den 20. April 1836.

Kardinal Johann Freiherr von Goes.

Johann Freiherr von Goes wurde zu Brüssel in den damals spanischen Niederlanden im Jahre 1611 geboren. Er leitete sein Geschlecht von dem berühmten Damian von Goes oder Goez aus Allenquer in Portugal ab, welcher in den Diensten König Emanuels mehrere Reisen in Frankreich, Deutschland, in den Niederlanden und selbst bis nach Pohlen machte. Im Jahre 1534 trieb ihn sein Durst nach höherer Ausbildung nach Padua, wo er an der Hochschule mit Bembo, Sodoleto und Madrucio Freundschaft schloß. Nach den Niederlanden zurückgekehrt, vermählte er sich mit Johanna von Hargen aus dem Haag, und ließ sich zu Löwen bleibend nieder. In der Belagerung dieses Ortes, im Jahre 1542 durch die Franzosen, ließ er sich zu der gefährlichen Sendung als Unterhändler brauchen, welche ihm für einige Zeit die Freiheit, und später theueres Lösegeld kostete. Kurz vor seinem Ende schrieb er die Geschichte Portugals, welche mit andern geographischen und historischen Werken ihm einen bleibenden Platz unter den Literaten jener Zeit sichert.

Als unser Johann von Goes die wissenschaftliche Laufbahn an der damals berühmten Universität zu Löwen betrat, schwebte ihm seines Ahnes Beispiel vor Augen. Dem Drange, die Welt kennen zu lernen, öffneten sich zwei Wege, der durch Missionen als Jesuit oder die Laufbahn als Diplomat. Ohne sich für den geistlichen Stand zu entscheiden, wählte er doch die Studien desselben, besonders die dort seit Ximenes Polyglottenausgabe mit besonderm Eifer betriebenen der h. Urkunden aus der Ursprache und den verwandten Dialecten. Mit einem vorzüglichen Gedächtnisse begabt, war er bald Meister der Sprachen des Orients, während er in der Zeit der andauerndsten Gährung, die Europa bewegte, in der des begonnenen dreißigjährigen Krieges das Staatenrecht gegenüber einem Hugo Grotius und Heinsius in allen seinen Theorien und in den verschiedensten practischen Anwendungen studirte. Indessen waren Isabellens glanzvolle Tage vorüber gegangen, und Goes both seine Dienste dem neuen Statthalter, Kardinal Don Ferdinand, dem Mitsieger bei Nördlingen, an. Der Infant glaubte ihn in eine bessere Schule zu schicken, als sie seines Hofes untergeordnete Verhältnisse darbothen, und entließ ihn mit den rühmlichsten Empfehlungen an den verwandten und alliirten Kaiserhof nach Wien, welcher die Dienste seiner Vorfodern durch die Erhebung seines Vaters in den Freyherrnstand belohnt hatte. Goes wurde in Erinnerung dessen und in Anerkennung seiner seltnen Sprachkenntnisse dem Cabinette des Fürsten von Eggenberg zugetheilt und war so glücklich, in kurzer Zeit des Ministers Vertrauen zu erwerben.

Die erste Gelegenheit, sein Talent zu entfalten, both die Reise Eggenbergs nach Rom. Der Fürst sollte, als außerordentlicher Bothschafter, Papst Urban VIII. von Kaiser Ferdinands III. Thronbesteigung auf das feierlichste benachrichtigen. Die Abreise erfolgte im März 1638, und das Gefolge war eines der zahlreichsten, welches man damals gesehen hatte. Zwanzig vom hohen Adel schlossen sich an den Bothschafter, der sich Goes zum Secretär wählte, und ihre Dienerschaft belief sich gegen 300 Köpfe. Der Einzug in Rom, am 7. November g. J. entsprach ganz der hohen Sendung, und geschah mit ungewöhnlicher Pracht. Am 16ten darauf begab sich der Bothschafter auf ähnliche Art zum öffentlichen Consistorium, um Sr. Heiligkeit das kaiserliche Credenzschreiben zu übergeben. Mit Schluß der bei der damaligen Gestalt der Dinge auf Kaiser Ferdinands Lage einflußreichen Unterhandlungen erhielt Goes den Auftrag, mit einer geheimen Mission an den Vicekönig von Neapel abzugehen, deren er sich zur vollkommensten Zufriedenheit des Bothschafters entledigte. Am 3. Jänner 1639

Digitized by Google

verließ die Bothschaft Rom, und schiffte sich zu Ankona auf zwei venetianischen Galeeren nach Triest ein. Goes brachte die Gunst seines Chefs mit nach Wien, und bald folgte auch die seines Monarchen. Kaiser Ferdinand ernannte ihn zu seinem und des Reiches Hofrath, und theilte ihn der Section der auswärtigen Angelegenheiten zu, die seiner bei den eben aufgenommenen Münster- und Osnabrückischen Friedensverhandlungen, wo bei stets schwankender Wagschale der Kriegserfolge, bei den übermäßigen Ansprüchen Schwedens und Frankreichs, und aller der mehr oder minder bedeutenden Reichsstände beider Religionsparteien der Knäuel der Verwicklung beinahe unentwirrbar schien, sehr bedurfte. Eggenberg und den großen Pacificator Trautmannsdorf an der Spitze, arbeitete Goes neben Nassau, Auersberg, Kurz, Lützow, Lamberg, Crane, Nothhaft, Altheim u. s. w. in den kombinirten Deutschen, besonders aber mit Tzerin, Ulrici, Greifenklau und Schmied in den Angelegenheiten Ungarns und der Pforte.

Die letzten Regierungsjahre Kaiser Ferdinands III. nahm die Beseitigung jener Schwierigkeiten hin, welche die Ausführung des westphälischen Friedens, der mit der Gleichgewichtstheorie eher Leidenschaften hervorgerufen als beschwichtiget hatte, verursachte. Eine Nachwehe solcher Art war der Zwiespalt der Stadt und des Bischofs zu Münster, der bald zur offenen Kriegsflamme emporloderte. Goes hatte eben einen Urlaub zum Besuche seiner Heimath erhalten, als ihn auf der Reise nach Brüssel der Auftrag vom Hofe ereilte, in der münsterischen Streitsache als Vermittler einzuschreiten. Er lenkte nach Westphalen, berieth sich mit den streitenden Theilen, und war schon daran, sie zur Niederlegung der bereits erhobenen Waffen zu vermögen, als mit des Kaisers Tode und dem Eintreten des Reichsvicariates seine Mission nothwendig unterbrochen wurde. Goes gewann daher Zeit, auf der Rückreise seine Vaterstadt und die Seinen zu sehen, und kam gerade zurück, um dem Thronfolger Ferdinands III., Kaiser Leopold I., seine Unterwürfigkeit zu bezeugen.

Kaiser Ferdinand hatte am Vorabende großer Begebenheiten sein Auge geschlossen, wo er hätte glauben können, Europa werde, erschöpft durch den dreißigjährigen Kampf, die alten Wunden zu heilen bemühet seyn; indessen Schweden war mit zu unverhältnißmäßigen Vortheilen aus dem Kampfe gegangen, als daß Eifersucht von der einen und Uebermuth von der andern Seite ihn nicht von Neuem anfachte. Am ersten zerfielen die skandinavischen Mächte selbst. Dänemark hatte unter Vermittlung des churbrandenburgischen Gesandten, Eduard von Kleist, zu Kopenhagen mit dem königl. schwedischen Residenten, Magnus von Dureel, Unterhandlungen auf Grundlage der Tractate von Bromsebrd begonnen; diese führten bald zu Beschwerden, heftigen Repliken und Memorialien, bis endlich im Mai 1657 Dureel seine Päße verlangte und erhielt. Dafür langte der inzwischen abgegangene brandenburgische Gesandte mit dem churfürstlichen Minister Overbeck, und darauf der königl. böhmische und ungarische, nachmals kaiserliche Abgesandte, Freiherr von Goes, an; doch zu spät, um die Spannung auszugleichen. Der Reichstag zu Kopenhagen beschloß, wenn Schweden nicht vollkommen Gewähr leisten würde, die gewaltigsten Rüstungen zu Wasser und zu Lande, und erklärte denselben nach kurzer Frist durch ein feierliches Manifest den Krieg. Die anfänglichen Erfolge wechselten schnell mit Unfällen. In Norwegen, wie in Holstein angegriffen, hielten die Dänen nicht Stand, und bald war Karl Gustav, der Schweden König, Herr von ganz Jütland. Vergeblich bothen die Verbündeten: der Kaiser, die Generalstaaten, Brandenburg, Krone Pohlen und der Czar ihre Kräfte auf; doch Karl Gustav entzieht sich der Macht, die ihn erdrücken soll; er geht, vom starken Frost begünstigt, über den kleinen und dann über den großen Belt, erobert Fühnen und die andern dänischen Inseln, und ehe man sichs versah, steht er auf Seeland vor Kopenhagens Thoren. Friedrich III., durch diese Fortschritte außer Fassung, noch mehr aber durch schlechten Rath und durch des Volkes Schrecken wehrlos gemacht, nahm die harten Bedingungen an, unter welchen ihm der Sieger auf Frankreichs und Englands Vermittlung den Frieden both.

Der Tractat zu Rothschild, welcher Dänemark Halland, Schonen und Blekingen, die Insel Bornholm, Theile Norwegens und die Suzerenität Holsteins nahm, konnte als das Resultat des Schreckens und der Zweideutigkeit jener vermittelnden Mächte von keiner Dauer seyn. Die Vollstreckung des harten Friedens erzeugte eine Menge Reibungen, und der Krieg brach aus ohne Ankündigung, indem sich die noch im Lande liegenden Schweden aller Vertheidigungsmittel durch einen Handstreich bemächtigen wollten und auch bemächtigten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kirche und Kloster der Minoriten in Wiener-Neustadt.

Von Ferdinand Carl Boeheim.

(Fortsetzung.)

Drittens. Findet sich eben allda (Scr. XXXII. Nr. 1) ein Revers des Heinrich Collis, Ministers der Provinz des Franciscaner Ordens, und des Quardians Valentin zu Neustadt vom Jahre 1477 wegen eines Stiftgeldes. Original auf Pergament, mit den angehängten Siegeln H. Collis, Valentins und des Convents.

»Ich Bruder Heinrich Collis Maister der Sieben freyen Künste, Lerer der Heiligen geschrifft, Minister der Prouintz sand Franciscen Ordens in Österreich Ich Bruder Valentin Cardian desselben sant Franciscen Ordens des Closters zu sant Jacob zu der Neuenstatt, vnd wir das gantz Conuent daselbs. Bekennen für vns vnd all vnser Nachkomen vnd tun kundt offennlich mit disem brieff, allen den die In sehen, oder hören lesen. Als weilent der Edel Veste Florian Winckler [1] seliger Zuuoran Got dem allmechtigen zu lob, der hochgelobten Junckfrawen Marie vnd allen Gottes Heiligen zu eren, Vnd darnach seiner Seele, auch seines Watters, seiner Mutter seiner geswisterden vnd frundt vnd allen glaubigen Selen zu hilffe vnd zu trost durch einstiessung vnd gnade des heiligen geistes her in des obgenant Closter zu sant Jacob Achtt hundert Vngerisch guldin Zu einem ewigen Jahrtag vnd stifft vnd zum Paw daselbs geordnet, vnd geschafft hat, nach lautt seines bestetten beslegelten Geschefftbriefs darüber außgegangen. Vnd aber solche große göttliche werch von vns geistlichen Personen gar billich mit geistlichen werchen hinwider belonet werden sollen. Darumb vnd nach dem die Edeln Vesten Hanns von Wulfenstarff vnd linhartt Feuchter des vermelten Florian Winckler seligen Geschefftherren die vermelt Summ guldin eins tails au ein Messgewandt mit seiner Zugehörung daran des Winckler Schilt steet vnd mit Perlin vnd gold kostlich geziert ist Auch an einen kelich Vnd die übertig Summ guldin zu den Paw desselben vnsers gothaws teglich außgeben, daran wir ein gantz volligs benugen vnd groß genallen haben. So haben wir uns obbenant Minister Cardian vnd das gantz Conuendt des vermelten Closters zu sant Jacob für vns vnd all vnser Nachkommen daselbs dargegen verlobt verpunden vnd verwilliget. Geloben verwilligen vnd verpinden vns auch wissentlich in crafft des briefs. Also daz wir vnd vnser Nachkomen zu hinfür zu ewigen Zeitten alle Jar Jerlich an sant Mathers abend des heiligen Jwelfpotten vnd Ewangelisten, deran der benant Florian Winckler seliger mit tod abgangen ist, seiner Sele auch seines Vaters vnd Mutter, seiner Freunde, vnd allen glaubigen Selen zu hilffe vnd zu trosst vor sant Franciscen altar vor dem Chor oben im egk, gegen des Stickelperger Stifft über, den wir dartzu geordent vnd außgezaigt Darum daz dieselben Geschefftherrn den sonderlich dartzu fürgenomen Vnd mit einem Epsnein Gatter einfassen vnd zieren lassen haben Des abents ein gesungen Selampt und des morgens auf demselben Altar ein gesungen Selampt und dreyen gesprochen messen darunden halten haben vnd degeen lassen sollen, und alleg zu derselben Vigili und Selampt ansstecken Achtt Steck oder Wachskertzen. Darnach sollen vnd wellen wir alle Wochen ewiclich eines peden tags in der Wochen Ain Messe auf den obgenanten sand Franciscen altar Halten verbringen und beleuchten. Vonerst alle Sunntag ein Messe von allen Heiligen. Item alle Mantag ein gesungen Selampt dem egerürten Winckler, seinen Vordern vnd allen glaubigen Selen wie vorsteet. Item am Eritag ein Messe von sant Franciscen. Item am Mitichen ein Messe von der heiligen Driualtigkeit. Item am Pfinztag Ein Ampt von Gotzleichnam zu demselben Ampt sollen wir das Hochwirdig Sacrament Gotzleichnam in einer Manstrantzen auf den Altar tragen Vnd darnach all quatember Pfinztag daselb Heilig Sacrament mit löblichem gesang in der Proteß in vnserm kreutzgang vmbtragen vnd dann das Ampt gang auß dem egenantem Altar steen lassen. Item am Freitag ein Messe von dem Heiligen kreutz vnd am Sambstag ein Messe von vnser lieben Frawen. Solch geschrieben Ampter vnd Messe sollen wir teglich vorgemelter mannung in dem bestimpten Closter zu sant Jacob außrichten vnd volbringen des morgens vor Mittag zwischen Siben und Achten horrn vngeuerlich. Wir sollen vnd wellen auch denselben Altar mit aller seiner zugehörung alczeit zierlich haben. Item alsofft man auf der Gantzel predigt, vnd vmb all glaubig Seleu bitt da soi auch Florian Winckters seines Vatters Mutter vnd Frund Selen zu bitten begert vnd verkund werden. Es sollen auch des vermelten Florian Winckters geslecht stamen und Namen die Winckler nu hinfür ewiclich Jr begrebnuß bey der vermelten Altars Stifft, ob Sy des an vns und vnser Nachkomen begern wurden auch haben vnd In von vns nicht versagt werden. Were aber daz wir oder vnser Nachkomen des egemelten Closters zu sant Jacob der egerürten Jarteg Vigil Ampter Messe vnd verkundung der Selen wie oben bestimpt ist, einest oder mehr nicht außrichten vnd damit sawmig oder vertzichen wurden, darin den desselben Winckler stamen vnd namen, ob der nicht mer weren darnach die Ersamen fürsichtigen vnd

[1] Er liegt in der ehemaligen Domkirche von Neustadt begraben, seine Grabschrift aber findet sich jetzt im Burgerspitale, im Bethzimmer der Locatell'schen Stiftung.

Digitized by Google

Waisen Burgermaister Richtere und Ratte hie zu der Newenstatt, oder Jr gesetzter Spitalmeister daselbs an Jrer statt Jr auffsehen haben. Wan vnd alsofft Sy vns den des ermanen werden alsofft so sollen wir von stund nach yeder versaumpten Zeyt vns solcher ermanung einem yeden Spitalmaister der die zeit ist, Zu handen der armen dürfftigen leutt in dem Spital hie zu der Newenstatt zu peen verfallen sein zu geben Zwey pfundt pfening landeswerung on alles nachlassen. Vnd dennoch dartzu auffrichten erstatten vnd vollbringen allen abgang vnd versawmnuß des obgeschriben gotzdinst on alle widerrede vnd auffzug. Das alles geloben wir also bey vnser Priesterschafft vnd gewissen für vns vnd all vnser Nachkomen genthlich war Vesst vnd stett zuhalten vnd dawider nicht zetun in dhein weise alles gettreulich vnd ungeuerlich. Des zu einem waren Verkund geben wir für vns vnd vnser Nachkomen den obgenannten Geschefftherrn anstatt des egerürten Winckler seines namens Vnd wem der Brief hinfür kunstlichlich beuolhen wirdet diesen Stiftbrief bestegelten mit vnser obgenanten Bruder Heinrichen Collis Minister, Bruder Baleutin Cardian vnd des Conuendts gemeinlich des Closters zu sant Jacob zu der Newenstatt, aller Dreyer eigen anhangunden Jnsigeln stett zu halten, alles das so vorgeschrieben steet. Geben daselbs zu der Newenstatt am Mantag vor sant Kathrein tag der heiligen Junckfrawen. Nach Christi gepurd Vierhezehen hundert vnd darnach in dem Sibenundsibentzigisten Jaren.«

Viertens. Eine Quittung des Quardian Conrad über ein Stiftungsgeld vom Jahre 1481. Original auf Papier mit aufgedrucktem Siegel (Scr. XLII. Nr. 11), des Jnhalts:

»Jch Bruder Conrad zw den Zeytten gardian zu sand Jacob Jn der Newn Statt myner bruder ordens bekenn offenlich myt dieser quittung das vns der Ersam vnd weyse maister Jenuschs Mico maler saligen gedechtnuß zw vnserm obgenantten Closter geschafft hat zwantzig pfunt pfening durch seiner Sell heylwerttigkait wegen der an han wir entpfangen vnd eingenomen zehen pfunt pfening von dem Erbern wesen maister Sepolten warpacher [1] vnd Katharina sein Hausfraw. So sag ich obgenantter gardian quitt ledig vnd laß der zehen pfunt pfening den egenantten maister Sebolten vnd sein hausfraw vnd auch sein Erbenn das zw merer verkund gib ich Jm diese quittung versigelt mit meines amptś auffgedruckhten Jnsigel. Geben zu der Newn Statt Am montag Nach dem Heiligen ostertag. Nach cristi gepurd tawsent vierhundert vnd Jn den ain vnd achtzigisten Jar.«

Fünftens. Ein Rathschlag (Scr. XVII. Nr. 11) dieses Jnhalts:

»Ertag vor Elisabeth 1483. Vernolgt, alß Thaman Riemer sein Hauße, halbs U. dem Mändl Pinder mit vnserm willen vnd wißen verkhaufft hat, vnnd auf dem ganzen hause 1 Pf. Oell zu Sand Jacob zum heiligen Sacrament zu belaichten, alle Wochen zu dienen ist, daß soll Jeder Thail nun hinfür halbs dienen, vnd in daß Grundbuch also gefertigt worden.«

Sechstens endlich nennt ein Schreiben des Provinzials Sigmund aus dem Franciskaner Orden zu Wien an den Magistrat vom Jahre 1542 (Scr. XLII. Nr. 11), welches die vom Kaiser Ferdinand I. anbefohlene Aufnahme der Armen des zu Grunde gegangenen Spitales in das Minoritenkloster zu Neustadt bespricht, den Mönch Michael Vogl, als den letzten, damals eben verstorbenen Quardian dieses Klosters.

Als Ursache des Verfalles dieses Klosters geben die oben erwähnten Topographen, Gleich und Fischer, die vielen Beschädigungen an, die es bei der Belagerung Neustadts durch Mathias Corvinus (1487) erlitten, und daß selbes 1541 von den Türken wäre überfallen worden, wobei am 14. Jänner 18 Priester sollen ermordet worden seyn. Auch dieser Angabe dürfte Glauben beigemessen werden, da sie aus einer lautern Quelle, nämlich dem Säcularbuche [1] sogar mit bestimmter Angabe des Datums geschöpft wurde. Die Lage dieses Klosters nahe an der Stadtmauer, an einem, der Belagerung am meisten ausgesetzten Orte (indem sich dort eine Bastei befand), macht es immerhin wahrscheinlich, daß die Feinde hier nach Uebersteigung des Walles, zu einer Zeit, als man sichs am wenigsten versah, etwa zur Nachtszeit, durch die Stadtmauer eine Bresche gewonnen, und so in das Kloster selbst eingedrungen seyn können, wo sie sodann entweder ihre Freveltat selbst mit dem Leben büßen mußten, oder doch glücklich wieder aus Neustadts Mauern zurückgedrängt worden. Die Reformations-Ideen im Jahre 1548 hatten (wie man irrig angibt), auf die Bewohner dieses Klosters keinen Einfluß mehr, da sich zu dieser Zeit, wie oben bereits vorübergehend angedeutet worden, mit Folgendem aber näher begründet werden wird, kein Priester des Franciskaner Ordens in diesem Kloster mehr befand.

(Schluß folgt.)

[1] Dieser Sebold Werbacher war Steinmetz. S. die Gewähr eines Hauses im Gewährbuche. I. S 172.

[1] Das noch vorhandene Säcularbuch aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat die Nummer 14. Die früheren, die Geschichte des Klosters seit seiner Entstehung enthaltenden 10 Bände, sind dem Vernehmen nach, bei Gelegenheit der unter Kaiser Joseph II. allgemein vorgenommenen Kloster-Visitation aufgespürt, und entweder zum Nachtheil für die Landesgeschichte vertilgt, oder was beinahe eben so viel sagen will, in einem, dem Geschichtsforscher unzugänglichen vaterländischen Archive niedergelegt worden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

33. Sonnabend, den 23. April 1836.

Kardinal Johann Freiherr von Goes.

(Fortsetzung)

In dieser Noth wandte sich der König mit seinen Räthen an Goes, dem man früher nicht geglaubt hatte, daß ein solcher Friede schlechter sey, als ein unglücklicher, doch nicht hoffnungsloser Kampf. Bestimmt durch ihn erging von dem Reichsrathe an den Kaiser als Lehensherrn der deutschen Besitzungen Dänemarks ein Bericht und Ersuchschreiben, womit die bisherigen Vorgänge auseinandergesetzt und das Reichsoberhaupt um sein kräftiges Einschreiten zur Erhaltung der Integrität derselben angerufen wurde. Sowohl Dänemark als Schweden suchten indessen den Rothschilder Friedensbruch in weitläuftigen Denkschriften abzulehnen, so wie Friedrich seinen königlichen Gegner, als er neuerdings auf Seeland friedlich landete, durch Vorstellungen solcher Art zurückzuhalten glaubte; doch vergebens. Den 21. August rückte Karl Gustav auf die Höhen vor Kopenhagen, und sah, wie dessen Vorstädte als Vorzeichen standhafter Vertheidigung in Flammen aufgingen. Das feste Kronenburg fiel nach kurzer Gegenwehre, und nun, glaubten die Schweden, würde Kopenhagen, erschüttert durch diesen Vorgang, bedrohet von den glühenden Kugeln der Belagerer, sich um Bedingungen umsehen; doch sie irrten sich. Der König selbst gab das Beispiel der größten Resignation, und Goes mit ihm war an allen Stellen, wo es Noth that, zur Belebung der Vertheidigungsanstalten und zur Kräftigung der Gemüther mit der Aussicht auf des Kaisers und seiner Verbündeten nahende Hülfe. Bald glich Kopenhagen nur einem großen verschanzten Lager, wo jeder Mannesarm Waffen führte, und geschäftige Frauenhände Labung und Hülfe trugen an die Stätte des Kampfes und des Siechthums. Die Belagerung, deren Heftigkeit den Anstrengungen der Schweden wie dem an Verzweiflung gränzenden Heldenmuthe des Königs und seiner Treuen entsprach, hatte auch dießmahl Kopenhagen schon auf das Aeußerste gebracht, als die holländische Flotte sich nach heftigem Kampfe mit der schwedischen den Durchgang durch die enge Blockade bahnte, und andererseits die kaiserlichen Generale Montecuculi und Souches, verstärkt von brandenburgischen und pohlnischen Truppen, Pommern größtentheils bezwangen, und Jütland von den Schweden befreiten, welche nun auch durch die vereinte Macht der Dänen und Holländer Fühnen verloren. Nachdem so Dänemark gerettet war, kehrte Goes, nach einem mitten im Kriegssturm und dessen Zerstörungen in Kopenhagen zugebrachten Jahre, belohnt durch des Königs und seines Volkes Dankesversicherungen, nach Wien zurück, wo ihn sein Monarch eben so gütig empfing.

Der Friede zu Oliva hatte endlich den Norden und der an der Bidossoa den Süden Europas beruhiget, doch im Osten waren alle Elemente eines neuen Zerwürfnisses bereitet. Sultan Mahomed IV., außer dem Serail nur auf Jagden thätig, hatte an den beiden Köprilis, Mahomed und dessen Sohne Achmed, Wesire, die Unternehmungsgeist mit Schlauheit und Ausdauer vereinigten. Ungarn war lange schon bloß eine Statthalterschaft Stambuls, und es galt nur noch, Siebenbürgen auch in ein Paschalik zu verwandeln. Ragoczy's und Kemeny's Versuch, den Fürstenhut auf ihr Haupt zu befestigen, mißglückte; Beide fanden den Tod auf dem Schlachtfelde, und Apafy, Siebenbürgens neuer Fürst, suchte sich den letzten Schein eines Selbstherrschers um jeden Preis zu erringen. Dieses Umsichgreifen mußte den kaiserlichen Hof, dem nur noch Reste des Ungarreiches geblieben waren, lebhaft beunruhigen. Der kaiserliche Resident zu Konstantinopel, Simon Reninger, that bei der immer mehr hervortretenden Absicht der Pforte, den Krieg herbeizuführen, das Möglichste zur Ausgleichung, aus welchem Grunde nun auch der kaiserliche Hofkammer-Rath Beris (Perez) dahin geschickt

Digitized by Google

wurde[1]. Das Antwortschreiben des Großwesirs erklärte Siebenbürgen als osmanisches Erbland, und wies den Beris an den Sendar der Gränze, den alten, aber verschlagenen Alipascha von Temeswar, als Bevollmächtigten der Ausgleichung. Alipascha wollte Beris, als er von Konstantinopel nach Temeswar kam, gar nicht Rede stehen, und es gab kein Mittel mehr, um jeden Vorwand zu entfernen, als einen kaiserlichen Bevollmächtigten nach Temeswar zu senden. Diesen ehrenvollen, aber gefährlichen Auftrag erhielt Goes, welcher bereits im Spätjahre 1662 zu Temeswar eintraf, und nun gemeinschaftlich mit Beris als Internuntius handelte. Alipascha gab zum Scheine nach, und bestand nur noch auf der Schleifung Zekelhyds; allein, als man von Seite des Kaisers, um das drohende Ungewitter zu entfernen, auch darein willigen wollte, zog sich der Pascha zurück. Eben so fruchtlos hatte Reninger dem Großwesir eine Friedensurkunde, welche er von Wien erhalten, zur Erneuerung vorgelegt. Die Pforte wollte nur Zeit gewinnen, um Oesterreich unvorbereitet und mit einem Heere zu überfallen, welches man seit Suleiman nicht gesehen.

Der Winter hatte Goes in der peinlichsten Lage der Unthätigkeit zu Temeswar gelassen, während Asiens Schaaren herbeizogen, und Alipascha sich bei seinen Rüstungen das Ansehen gab, als gelte es ein neues Unternehmen gegen die Venetianer in Dalmatien. Nachdem er den kaiserl. Bevollmächtigten nun lange genug hingehalten, verwies er ihn an den Großwesir, welcher, nachdem er zu Adrianopel aus den Händen des Sultans die Fahne des Propheten empfangen, gegen Griechisch-Weißenburg sich bewegte. Alipascha, welcher ihm seine Mannschaft zuführte, ließ sämmtliche Gesandten, sowohl die kaiserlichen als die von Siebenbürgen ihm nachfolgen. Goes und Beris gingen den 4. Juni 1663 zu Zordeck über die Donau, und trafen einige Tage nachher zu Belgrad ein, wo sie wie auf der Reise ihre Wohnung unter den mitgebrachten Zelten nehmen mußten. Reninger, welcher dem Lager des Großwesirs hatte folgen müssen, traf den 8. Juni mit Goes zusammen, und sie berathschlagten nun gemeinschaftlich die schwierigen Maßregeln gegen List und Gewalt. Den nämlichen Tag hielt auch Köprili seinen feierlichen Einzug zu Belgrad, dem Goes unerkannt zusah. Tags darauf wurde die kaiserliche Gesandtschaft auf des Großwesirs Befehl in Belgrad bequartiert, und am 10. Juni Goes mit Reninger und Beris in das Lager zur Audienz gefordert. Es wurden ihnen jedoch weder Tschauschе noch Janitscharen, auch nicht einmal Pferde entgegengesandt, noch sie mit Kaffeh und Rauchwerk bedient, aus welchem Grunde Goes auch seine Geschenke hinter sich ließ. Der Großwesir, dem Goes die Beglaubigungsschreiben übergab, und die Geneigtheit des Kaisers zum Frieden versicherte, warf der Gesandtschaft den, durch den Einfall in Siebenbürgen, die Besetzung von Zekelhyd und den Bau von Serinwar verletzten Frieden vor, und forderte die Zurückstellung des ersteren, wie des letzteren Schleifung. In dem Sinne dieser Forderungen wurde das Antwortschreiben an den Herzog von Sagan entworfen, Beris damit, so wie mit der Vorstellung an den Kaiser wegen dringend nothwendiger Kriegsrüstung nach Wien entsendet, die Erwiederung auf jene Forderungen binnen zwei Tagen nach Essek vertagt, wohin der Marsch fortgesetzt wurde. Der Großwesir ließ nun Goes auf eine Anhöhe führen, und ihm die ganze Stärke seines Heeres zeigen, welches anscheinend 200000 Streiter zählend, 121000 Mann, 135 Feuerschlünde und 70000 Lastthiere stark war.

(Fortsetzung folgt.)

Kirche und Kloster der Minoriten in Wiener-Neustadt.

Von Ferdinand Carl Boeheim.

(Schluß.)

Aus den im Stadtarchive zu Neustadt (Scr. XLII. Nr. 11) noch vorfindigen Acten über die Aufhebung des Minoritenklosters ergibt sich Folgendes:

Schon vor dem zu Anfang des Jahres 1542 erfolgten Hintritt des letzten Priesters und Quardians, Michael Vogl, hatte Kaiser Ferdinand I. dem Provinzial Sigmund des Franciscaner Ordens zu Wien seinen Willen kund gegeben, daß in das, seiner Custodie unterstehende Minoritenkloster zu Neustadt kein Priester mehr aufgenommen werden solle, und sodann auch die Bewilligung zur Aufnahme der Armen, des im letzten Türkeneinfalle gänzlich zu Grunde gegangenen Spitales in der Wiener Vorstadt wilen, in das erwähnte Kloster durch nachstehende Urkunde vom 3. Mai 1541 ertheilt, die ich ihres interessanten Inhaltes in Beschreibung der Localitäten jenes Klosters halber, hier beifüge.

»Wir Ferdinand von Gottes genaden Römischer zu Hungarn vnd Behaim ꝛc. Khunig Infannt in Hispanien Erz-

[1] Hammer: Geschichte des osmanischen Reiches. 21 Buch.

Digitized by Google

herzog zu Oesterreich Herzog zu Burgundi Steir Khärnndten Crain vnd Wirtenberg Graue zu Tirol ꝛc. Bekhennen das wir auf der Ersamen weisen vnnser lieben getrewen n. Burgermaister vnd Rat vnnser Stat Neustadt vnnderteniz ersuechen vnd anlangen vnd aus soundern gnaden vnd mitleiden der armen durfftigen Spitelsleuten daselbst zu der Neustat so seit des Neunundzwainzigisten Jars kain gewisse wonung gehabt in dem Closter zu Sand Jacob daselbst Jr stete wonung volgen zulassen genedigist bewilligt vnd derhalben vnnsern getrewen lieben Georgen von Wolfsenzpt vnnserm Rat, Weiten von Kunigsperg vnd Martin Reisser vnnserm Rennntmaister daselbst in der Neustat als vnnsern verordennten Comissarien Beuelch gegeben haben obangezaigts Closter zu besichtigen vnd dar Jnnen für die gemelten Spitelsleut Dergleichen für ain Conuentbruedter so derzeit noch vnd allain in berurtem Closter Guardian ist, ain bequeme wonung anszezaigen vnd einzuantworten. Welch vnnser Comissari zu gehorsamer volziehung vnnser an Sy aufgannngen Comission Also das bemelt Closter austrait vnd den armen Spitallern für Jr wonung anszaigt haben. Erstlich zu ainer Stuben dar Jnnen Sy wonen sollen das Summer Refennt herunden bey der Erdt sambt der grossen Kuchel darbey. Dergleichen für des Spital Maisfolkh wonung ain alte Stuben neben vorgemeltem Sumer Refennt, volgends den Kreitzgang sambt den Garten vnd allen gemächen vnd gemerven neben der kirchen hinumb biß an das Stat Zeughaws neben der Statmaur wider herumb biß an vnd mit sambt dem gewelbten keller hinden hinaus, darauf ein hoher gemaurter Stock gegen dem Zeughaws gelegen, dem Spital zu Ställe Stadeln vnd anndern Jren notdurfften vnd oben neben der vordern Stuben bey der Statmaur ain alten Saal geet, biß an das vorgemelt hoch gemewer auf dem gewelbten keller zu ainem Traidbkasstten. Dann ist dem Conuentbrueder Guardian des bestimbten Sand Jacobs Closter auch in solch ein Closter für sein wonung zugetailt vnd eingegeben worden, Erstlichen der herunder hof da die einfart ist, sambt dem weiten Platz vnd grossen Garten das bey zu seinem anpaw vnd notdurfften zu gebrauchen, darinnen Er Jme Städl vnd Stallung genuegsam zuerichten lassen mag. Mer herunden ain klain Stubel sambt dem Platz daselben die Peeß steet biß in den eegemelten Keller der den Spitellsleuten zugeaigennt. Gleichermeiß der ain gewölbt Keller gegen dem vorberurten Stübel über, vnd oben auf zwo schön zugeeicht Stuben sambt Jren Camern, dergleichen ain alt klain Stübel, Auch ain Saal, dar Jnn vormals die Conuentbrueder Jr Schlaf Camer oder Zell gehabt vnd sonst ain weiter Platz, das alles ist anßerhalb des vorgemelten Saal, der dem Spital zu ainem kasstten zugeaigennt obgedachten Conuentbrueder zu seiner wonung zugetailt vnd eingegeben worden. Doch das solche guetter vnd furnemlich desselben Closters bey Sand Jacob zu der Neustat einkhomen dem Orden Jnmassen wienor billichen volgen vnd zuesteen sollen, das wir es demnach bei obgedachter vnnserer verordenten Comissaei gethanen anfzaigung genedigist beleiben lassen vngeuerlich. Des wir den vorgenannten von der Neustadt auf Jr anlangen ain veefertigt verhundt zugeben genedigclich bewilligt. Mit vrkundt des briefs. Geben in vnnser Stat Wienn am beitten tag des Monats May. Nach Cristi geburde Jünffzehnhundert vnd im Ainundvierdtzigisten vnnsrer Reiche des Römischen im Aindlifften vnd der anndern im Fünffzehenden Jarn.

(Folgen die Unterschriften und das aufgedruckte kaiserliche Insiegel.)

Bald nach dem Tode des letzten Priesters und Quardians Michael Vogl aber bath der Magistrat im Einverständnisse mit dem Provinzial Sigmund, den Kaiser in einem Berichte vom 7. März 1542, daß er ihm auch die Stiftungen und Güter dieses Klosters bestandweise überlassen möge, welches der Kaiser mit Ausnahme eines Weingartens zu Gumpoldskirchen, gegen Abgabe eines mäßigen Zinses an das Minoritenkloster zu Wien bewilligte [1]; worauf am 1. August 1542 die Inventirung aller Güter in Gegenwart des kaiserlichen Commissärs, Georg von Wolfenreut, kaiserlichen Raths und Verwalters der Hauptmannschaft zu Neustadt, und von Seite der letzteren, Gall Stapf, Michael Schremser, beide Rathsmitglieder, und Leonhard Raidl, Michael Ritzinger und Hans Grienwald, Rathsdiener zu Neustadt, erfolgte.

Die Armen blieben daselbst, bis für sie das heutige Spital am Pfarrplatz 1545 errichtet wurde, denn obschon Ferdinand im September des Jahres 1540 bei seiner Anwesenheit in Neustadt das Kloster St. Peter an der Sperre daselbst zu ihrem beständigen Aufenthalte bestimmt hatte, so unterblieb doch aber die von dem Prior dieses Klosters dagegen gemachten Vorstellungen die Uebersetzung dahin ganz.

Jetzt hatte das Kloster und die Kirche der Minoriten

[1] Diese Güter bestanden nach einer Aufschreibung vom J. 1549 in 5 Holden zu Haderswörth, einem Theil des Zehents daselbst, in einem Bergrechte zu Gumpoldskirchen von Hrn. von Stickelberger herrührend, dann 4 Weingarten zu Gumpoldskirchen, Hadersdorf, Leobersdorf, und in der Warth; wofür der Magistrat im Namen der Stadt in den Jahren 1544 bis 1549 eine beträchtliche Ertragssteuer entrichten mußte. — Auch ein Haus (ein Eckhaus dem St. Jakobsklooster gegenüber gelegen) erhielt besagtes Kloster durch Vermächtniß des Andre Steiner und Elisabeth seine Ehewirthin. S. die Gewehr. Act. Freitag vor Margaretha 1523. (Gem. Buch l. C. 1431), welches Jan den Bürger Hans Scheidemacherzverkauft wurde.

Digitized by Google

nach der vom Kaiser Ferdinand I. erfolgten Bewilligung das Loos, zu dem anstoßenden bürgerlichen Zeughause als ein Bestandtheil desselben in der Art verwendet zu werden, daß von der Kirche bloß das Langhaus ausgenommen seyn sollte, welches als Depositorium für die kaiserliche Kriegsrüstung und den Pulvervorrath die Bestimmung erhielt. Die bei sechs Zentner schwere Glocke aber bekam die Gemeinde Lichtenwörth.

Dieses Kloster ist auch dadurch berühmt, daß es in seinen Mauern den heiligen Johann von Capistran vom Anfange Mai bis 6. Juli 1451 beherbergte, der hier täglich Messe las, viele Geschäfte an dem Hofe des Kaisers Friedrich IV. verrichtete, und auch viele Wunder gewirkt haben soll.

Einmahl, vermuthlich im J. 1469, hatte es eine Feuersbrunst erlitten, und auch bei der am 30. September 1525 in Neustadt ausgebrochenen verheerenden Feuersbrunst brannte der Thurm der Kirche ab.

Im Jahre 1618 begannen neue Unterhandlungen von Seite des Kaisers Ferdinand II. und seiner Gemahlinn Eleonore mit dem Magistrate (s. hierüber die Archivsacten Ser. XLV Nr. 10), wegen Aufnahme der Capuziner in das Minoritenkloster, welchen letzteres ohne Ausnahme überlassen wurde. Diesem zu Folge fand am 14. März 1623 die Uebergabe des Klosters sammt der Kirche an den Capuziner-Ordens-Provinzial, Roman Lautenst, und seine Mitbrüder, Euseb und Cherubin, durch Johann Balthasar von Hoyos, Freiherrn zu Stirenstein, Gutenstein, Rothengrub und Reudeggdorf, Ordensritter von St. Jacob de Espado ꝛc., k. k. Kämmerer und N.Ö. Kammer-Präsidenten, im Beiseyn des Johann Christoph Teufel, Freiherrn auf Gundersdorf, Pöltenberg und Froschdorf, Kämmerer und Hofkammerrath, als k. Commissäre, dann des Administrators und Offizialen des Bisthums zu Neustadt, Mathias Geißler, endlich des David Pert und Leopold Wilhelm Kaiser, des innern Raths, Statt, worauf am Festtage des heiligen Laurenz des Martyrers von dem oben erwähnten Provinzial Lautenst, unter der Assistenz des Bischofes Mathias Geißler, in Gegenwart des Kaisers Ferdinand II., der Kaiserin Eleonore und des ganzen Hofstaates das erste heilige Kreuz feierlich erhoben, das Kloster selbst aber erst nach vollendetem Baue (wozu der Kaiser, durch Decret vom 20. Februar 1625, 2000 fl. auszuzahlen befahl) im Jahre 1628 von den Capuziner Ordensmännern bezogen.

So viel man jetzt noch wahrnehmen kann, wurden das Schiff der alten Kirche, und der Thurm theilweise abgetragen, das Gewölbe über dem noch jetzt stehenden Presbyterium durchgeschlagen, und ein beträchtlich niedrigeres einfaches Tonnengewölb gebauet. Vom alten Kreuzgange, und dem Kloster ist keine Spur mehr vorhanden; eben so wenig von der innern Ausschmückung des Presbyteriums, mit Ausnahme zweier auf Wandsäulen zu beiden Seiten des jetzigen Musikchors stehenden Statuen Christi und Maria, die sich durch reine Formen auszeichnen. Alle geistlichen Fahrnisse (Kirchen-Ornamente u. dgl.) sollen die Minoriten in Wien erhalten haben. Wo die alten Altäre hingekommen, weisen die Acten nicht aus. Der mit einer Vorhalle versehene Eingang zur Kirche wurde an jenem Theile des Presbyteriums durchgebrochen, wo einst der Hochaltar stand, und der neue an der Südseite errichtet; so daß nun die Kirche gegen die vorige in umgekehrter Lage sich befindet.

Das Innere der jetzigen Capuzinerkirche ist einfach und schmucklos, die Altäre, theils schwarz, theils braun bemahlt, sind bloß hie und da mit einfachen weißen Streifen, Arabesken u. dgl. verziert. Von der alten Pracht ist auch nicht eine Spur mehr vorhanden.

Zum Schlusse dieses Aufsatzes theile ich hier noch eine Inschrift mit, die sich im Refectorium der Capuzinerkirche findet, und woraus zu entnehmen ist, daß um das Jahr 1300 die Templer im Besitze dieses Klosters sammt Kirche gewesen seyn sollen. Der Umgrund dieser im oder nach dem Jahre 1760 verfaßten Inschrift erhellt aus dem Obigen. Hatten die Templer dieses Kloster einst wirklich inne (was allerdings nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt), so müßte diese Innehabung in eine viel frühere Zeit fallen, und war in jedem Falle nur von sehr kurzer Dauer. Möchte es einst einem thätigen Geschichtsforscher gelingen, hierüber, oder überhaupt über Besitzungen dieses berühmten Ordens in Neustadt, Gewißheit zu erlangen! Meine Bemühungen sind bisher in dieser Beziehung fruchtlos geblieben. Hier die erwähnte Inschrift:

Conventus Neostadiensis circa A. 1300 inhabitatus a Templariis, aute Ann. adhuc 1600 a R.R. P.P. Minoritis concessus, dein hic locus ab August. Imperatore Ferdinando II. P.P. Capucinis, eodemque ac Imperatrice Eleonora ac tota aula presente administrante Episcopatum R. D. Gaisler comitante admodum R.P. Provinciale Romano Laudensi erecta crux in festo S. Laurentii martiris 1623, inhabitatus conventus 1628, numerat ab erectione Ann. 138 ampleatus chorus et edificata bibliotheca Ann. 1758, restaurati tres tractus et ampleatum Refectorium Ann. 1759 et 1760.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

34. Mittwoch, den 27. April **1836.**

Kardinal Johann Freiherr von Goes.

(Fortsetzung.)

Den 24. Juni reiste Reninger von Belgrad dem Wesire nach, welchem Tags darauf Goes über Semlin folgte, so daß er den 29sten mit demselben zu Essek im türkischen Hauptquartiere zusammentraf. Mittlerweile langte das kaiserliche Schreiben ein, welches Reninger den 2. Juli an den Großwesir übergab, der ihn und Goes auf den 3ten zu einer Conferenz beschied, welcher der Reis Efendi, der Kiaja, der Aga der Janitscharen und Sipahi beiwohnten. Der Großwesir brachte nebst den vorigen Forderungen noch die der 30000 jährlichen Dukaten auf das Tapet, welche einst Ferdinand I. an Suleiman entrichtet habe. Die Gesandten nahmen die ersteren Puncte zum Vortrage, erklärten aber für letzteren keine Vollmacht zu haben, und verwarfen ihn als des Kaisers unwürdig; da jedoch der Großwesir auf allen seinen Ansprüchen bestand, so zerschlug sich auch diese Conferenz. Am 7. Juli folgten die kaiserlichen Bevollmächtigten der türkischen Armee, welche noch von dem Chan eine Verstärkung von 100000 Tataren, und nöthigen Falls von 50000 Kosaken erwartete, nach Ofen, auf welchem Zuge sie des Großwesirs Schreiben an den Fürsten von Lobkowitz, sammt ihrem Berichte entfertigten. In Ofen angelangt, wurden die Bevollmächtigten in die Festung gelegt, und auf den 28. Juli zu einer abermaligen Unterredung in das Zelt des Großwesirs berufen. Sie fanden darin den Sendar Alipascha, den Mechmet Pascha von Altepa, den Janitscharen-Aga, den Reis Efendi, denen sich noch der Schwager des Großwesirs, der Beglerbeg von Damaskus, beigesellte; der Großwesir war nicht gegenwärtig, aber vermuthlich hinter den Tapeten des Zeltes verborgen. In seinem Nahmen führte Alipascha das Wort; seine Forderungen waren die früheren, und nur nach vielen Debatten brachten es die Gesandten dahin, daß der alte Midradpascha, d. i. ein einmal für allemal zu erlegendes Geschenk von 200000 Gulden, genehmiget wurde. Nun trat der Großwesir hervor, und fragte Goes mit sonderm Gesichte, ob er Spezial-Vollmachten habe, und als dieser auf die bereits vorgelegten und deren Inhalt sich berief, verneinte der Großwesir hartnäckig die Schleifung der Festungen, die er unverletzt übergeben haben wollte, und bestand bei der Leistung des Präsentes, wenigstens zur Hälfte in Barschaft. Alipascha gab ihnen zur Vollstreckung dessen 14 Tage Termin, der Marsch aber gegen Ujvar (Neuhäusel) sollte nichts destoweniger fortgesetzt werden.

So war alles vergebens, und Goes mußte mit blutendem Herzen sehen, wie das feindliche Kriegsheer gegen die schlecht verwahrte Gränze fortzog, das Schwert und den Feuerbrand über die Fluren Oesterreichs schwingend. Ihm und Reninger wurde der Befehl, in Ofen zurück zu bleiben. Als sich Goes darüber beschwerte, daß man ihm eine andere Wohnung zugewiesen hatte, welche so klein und unbequem für ihn und sein Gefolge war wie ein Kerker, antwortete ihm der Kaimakam, wenn er nicht dahin ziehen wollte, wäre schon ein Thurm bereit, um ihn hineinzuwerfen, er habe aufgehört Gesandter zu seyn, und könne auf Behandlung als solcher keinen Anspruch mehr machen. In dieser Lage mußte Goes ausharren, während Neuhäusel fiel, zusehen, wie man Tausende von Gefangenen, welche die Brenner und Renner des Türkenheeres, besonders die Tataren, die das Land zwischen der Waag und March, ja tief ins Mähren hinein durchstreiften, erbeuteten, nach Ofen und weiter schleppte, und den Uebermuth roher Janitscharen, welche bald von Nasen, Ohren und Köpfe Abschneiden, bald von den sieben Thürmen zu Konstantinopel sprachen, erdulden; ja man ging so weit, ein Nachbarhaus in Brand zu stecken, um ihn als vorgeblichen Stifter dessen den Würgerhänden wuthentbrannter Barbaren zu überliefern. Mitten in diesen Gefahren kam der Großwesir, den

Digitized by Google

10. November, mit seinem Heere an, um in die Winterquartiere zu gehen, und während Reninger angewiesen wurde, ihm nach Belgrad zu folgen, erhielt Goes seine Entlassung mit einem höflichen Schreiben, worin die Frage gestellt war, ob denn der Gesandte das Heil des Friedens zu wenig einsehe, oder denselben zu schließen nicht gehörig bevollmächtiget gewesen.

Mit seinem Gefolge bereits in Gran angelangt, wurde Goes unter dem Vorwande, mit ihm wegen Auswechslung der Gefangenen zu unterhandeln, in der That aber darum aufgehalten, damit der gegen die steyermärkische Gränze ausgesonnete Anfall, wozu in der Nacht auf den 14. November, an welchem Tage der Bevollmächtigte seinen Abschied vom Großwesir nehmen sollte, wirklich Tausende aus dem Lager zogen, nicht verkundschaftet würde. Die Türken wurden von Peter Zrinyi blutig heimgeschickt, und Goes kam endlich nach unzähligen Mühseligkeiten und Gefahren seines einjährigen Aufenthaltes unter den Moslimen in Wien an. Wie es unverbrüchte Traditionen geben, soll Goes bei einem Mordanschlage auf seine Person, welchem er nur durch die von einer Türkin seinem Reitknechte gemachte Entdeckung entging, das Gelübde, sich dem geistlichen Stande zu widmen, gemacht haben. Jedenfalls war seine Neigung dazu schon lange entschieden, wenn auch erst spät bethätigt.

Als Goes den 10. Dezember in der Kaiserstadt eintraf, war der Monarch bereits acht Tage früher zur Betreibung der Türkenhilfe zum Reichstage nach Regensburg abgereiset. Goes begab sich daher sogleich zu dem k. geh. Hofkriegsraths-Director, Grafen von Schwarzenberg, um seine Berichte zu erstatten. Nach kurzer Ruhe, und nachdem von Reninger aus Belgrad neue Nachrichten eingegangen waren, ging auch Goes nach Regensburg, um sich seinem Kaiser vorzustellen, und der Sache der Christenheit, welche bisher nur wenig Anklang gefunden hatte, sein Wort zu reden, während sein Gefährte Reninger noch immer bei seiner Mission verharrte, die ihn täglich von der Willkühr der Barbaren, welche der Winterfeldzug der Kaiserlichen, besonders die Abbrennung der berühmten Brücke zu Essek, im hohen Grade erbittert hatte, abhängig machte.

Die Schlacht und der Sieg bei St. Gotthard, der glänzendste, welchen christliche Truppen seit drei Jahrhunderten in offenem Felde wider die Osmanen erstritten, endigte den Feldzug des Jahres 1664. Der Friede zu Vasvar (Eisenburg), geschlossen den 20. August, Reningers Werk, gab den Türken zwar mehr, als sie vor dem Kriege verlangt hatten; aber er war der Wendepunct ihres Glückes.

So schien nun Deutschland beruhigt, und jede Gefahr von Außen entfernt, doch die unseligen Folgen des westphälischen Friedens, die durch Wahlkapitulationen so sehr beschränkte Macht des Kaisers, welcher entgegen die deutschen Reichsstände unter sich und selbst mit fremden Mächten ohne Dazwischenkunft ihrer Mitstände Bündnisse schließen konnten, setzten es beinahe wieder in die Zeit des Faustrechtes zurück, und diese Convulsionen endeten erst mit der Auflösung des deutschen Reiches in unseren Tagen, wo sich wie damals ein eigener Rheinbund bildete. In dieser Lage blieb dem Kaiser kein anderes Mittel übrig, als durch Separat-Unterhandlungen auch seiner Seits die einzelnen Reichsfürsten für das gemeinsame Interesse zu gewinnen, und dadurch dem Einflusse auswärtiger Höfe zu begegnen. Besonders waren es die Reichsstädte, welche die Fürsten der sie umschließenden Gebiethe ihrer Reichsunmittelbarkeit zu entziehen und demselben einzuverleiben suchten; und doch waren diese Reichsstädte von jeher des Kaisers vorzüglichste Stütze gegen den Trotz übermächtiger Vasallen. Schweden, durch Pommern ein Reichsstand, suchte sich Bremens, Churmainz Erfurts und Braudenburg Magdeburgs zu bemächtigen. Bei diesen Gewaltschritten trat der Kaiser nach Kräften in die Mitte, obwohl er, besonders gegen Schwedens Eingriffe und Frankreichs Uebermacht, nichts so sehr benöthigte, als der Unterstützung Brandenburgs, dessen großer Churfürst sich bereits in den dänischen Angelegenheiten mit Festigkeit benommen hatte. Goes bekam daher, bald nach dem Vasvarer Frieden, den Auftrag nach Berlin zu gehen, und den Churfürsten im Sinne des Kaisers zu stimmen. Noch weilte er nur eine kurze Zeit am Berliner Hofe, überbrachte ihm ein Expresse den Befehl, sogleich nach Lüneburg abzugehen, um den dortigen Erbstreit beizulegen. Herzog Christian Ludwig von Braunschweig-Lüneburg war den 25. März 1665 gestorben, und hinterließ seinen Söhnen Georg Wilhelm und Johann Friedrich die Gesammtbesitzungen des Hauses in einem blühenden Zustande, aber auch wegen des Fürstenthums Celle den Samen unseligen Zerwürfnisses. Georg Wilhelm hatte darauf urkundliche Rechte, Johann Friedrich war im Besitze. Bald war die Aufregung beiderseits so groß, daß bereits wehrhafte Schaaren sich die Spitze bothen. Die Nachbarfürsten, besonders das Reichsoberhaupt, eilten den Bruderzwist beizulegen, und Goes, welcher mit unermüdeter Thätigkeit und besänftigenden Rath-

Digitized by Google

schlägen von einem zum andern eilte, war endlich so glücklich in Uebereinstimmung der übrigen Gesandten, die beiden Herzoge zu einem Zusammentritte am 27. April zu Braunschweig zu vermögen. Wenn gleich dieser Congreß nicht sogleich den gewünschten Erfolg hatte, war die blutig zu werden drohende Entzweiung doch beschworen, und eine zweite Zusammenkunft zu Hildesheim im August legte den Gegenstand zur beiderseitigen Zufriedenheit bei, wobei sich Goes besonders der Anhänglichkeit des Herzogs Georg Wilhelm für das Kaiserhaus zu versichern wußte, welche sich nachhin so vielfach bethätigte.

Als Goes von diesen Verrichtungen nach Berlin zurückkehrte, war der Churfürst bereits nach Cleve abgegangen, um in Hinsicht seiner rheinischen Besitzungen Anstalten zu treffen, da der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernard von Gallen, mit seinen geworbenen Haufen die vereinigten Staaten, die eben im Kampfe mit England waren, welches den Bischof mit Geld unterstützte, angriff, und bereits mehrere feste Plätze erobert hatte. Goes eilte dem Churfürsten nach, traf ihn zu Cleve, und war um so mehr bemühet, ihn zu ernstlichen Schritten zu bewegen, als bereits auch Frankreich sich in das Mittel geschlagen hatte, und zu Gunsten Hollands diesen Theil von Deutschland mit einem Heere bedrohte. Goes erhielt dringende Aufträge von seinem Kaiser, der Sache ein Ende zu machen, und es gelang ihm auch, das Vertrauen beider Parteien in dem Grade zu erwerben, daß man sich vorzüglich seinem schiedsrichterlichen Ausspruche überließ. Am 18. April 1666 erfolgte zu Cleve die Ratification des Friedenstractates, den zuerst Goes als kaiserlicher Bevollmächtigter, dann für Frankreich dessen großer Minister Colbert und die übrigen Gesandten der vermittelnden Mächte durch ihre Unterschrift garantirten.

Frankreichs Einmischungssucht, die bei dieser Gelegenheit besonders kenntlich hervortrat, machte es nothwendig, seine ehrgeizigen Plane auf Deutschland zu durchkreuzen, und sich der Nachbarmächte zu versichern. Goes, nachdem er den 10. Mai den mit Chur-Brandenburg im Jahre 1658 geschlossenen Vertheidigungsvertrag auf 10 Jahre erneuerte, ging daher von Cleve nach dem Haag, wo er vorzüglich mit dem jungen Prinzen Wilhelm von Oranien lebhaft verkehrte, den unter einem der Churfürst von Brandenburg, als sein Vormund, den Generalstaaten zur Beförderung empfahl. Goes wirkte vortheilhaft auf das Gemüth des Prinzen, welcher, nachhin Statthalter und König von England, sich als Leopolds treuester Bundesgenosse erwies. Nun sah er auch Brüssel, seine Vaterstadt, wieder, doch nicht ohne diplomatischen Zweck. Vor allen suchte er den Gubernator der Niederlande, Marquis von Castel Rodrigo, von der Nothwendigkeit zu überzeugen, den Gränzplätzen mehr Festigkeit zu verschaffen, und so gegen Frankreich eine Barriere zu bilden. Auf der Rückreise von Belgien verfügte sich Goes nach Düsseldorf zu dem Herzoge von Pfalz-Neuburg, Philipp Wilhelm, nachmaligen Schwiegervater Kaiser Leopolds, dessen Ergebenheit für das Kaiserhaus keiner Versicherung bedurfte, wohl aber den Bemühungen des Geschäftsträgers einen sichern Ruhe- und Orientirungspunct gewährte.

Nach Cleve zurückgekehrt, traf Goes den Churfürsten, welcher inzwischen eine Reise nach Holland gemacht, und dann in der Mitte des Octobers den Weg über Cleve nach Berlin genommen hatte, nicht mehr daselbst, und auch nur, um Abschied zu nehmen, zu Berlin, da Friedrich Wilhelm nach kurzem Aufenthalte sich in seine zweite Hauptstadt Königsberg begab, und dort zu verweilen vorhatte. Aus Mangel weiterer Instructionen eilte nun Goes nach Wien, um über die Ergebnisse beider Jahre dem Kaiser seine Berichte zu erstatten.

Die Jahre 1667 und 1668 machten eine Pause in seinem Leben, welches, wenn auch nach Außen unscheinbarer, nun sich selbst angehörend, aus dem so lange entbehrten Born der Wissenschaften und Freundes-Umganges desto begieriger schöpfte.

Frankreich, seine Absichten auf die Nieder- und Rheinlande unter der Maske seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen die deutschen Fürsten, besonders gegen das Kaiserhaus verbergend, setzte das Wiener Cabinet in Unschlüssigkeit, während es mit Hast und Uebergewalt Belgien anfiel, und Spanien in dem Aachner Frieden zur Abtretung jener Landesstriche zwang, die noch gegenwärtig Frankreichs Antheil an den Niederlanden sind. Pohlen, schon damals als Wahlreich den Keim der Auflösung in sich tragend, unterlag im siebenzehnten Jahrhunderte größtentheils dem Einflusse Schwedens, bis es mit Beginn des folgenden der Sieg von Pultawa an das Reich der Czaren kettete. Johann Casimir, satt des Unwesens der Conföderationen, erklärte den Wunsch, seine Krone niederzulegen, angeblich um sich nach dem schmerzlichen Verluste der Königin zurückziehen zu können, und setzte diesen Entschluß gegen alle Bitten des Reichstages durch. Das Interregnum und die neue Wahl,

Digitized by Google

bei welcher der Czar, die Krone Frankreich, die Herzoge von Lothringen und Pfalz-Neuburg sich oder ihre Candidaten geltend zu machen suchten, dießmal aber Schweden sich still hielt, drohete mit neuen Verwicklungen. Kaiser Leopold beauftragte daher Goes nach Königsberg zu gehen, und im Einverständnisse mit dem Churfürsten Oesterreichs Interesse bei der pohlnischen Königswahl in Acht zu nehmen.

Der Kaiser hatte seinerseits durch seinen Abgesandten Graf Schafgotsche für Pfalz-Neuburg bei der Marschauer Reichs- und Wahlversammlung interzedirt; doch die drohende Stellung der Moskoviter, und die zu fürchtenden Repressalien anderer Mächte stimmten den Reichstag (19. Juni 1669) dahin, einen Eingebornen, Michael Wisniewiecky, zum Könige zu wählen. König Michael, einst Kammerherr am Wienerhofe, besaß die Neigung des Kaisers, und nach kurzer Zeit war dessen älteste Schwester, die Erzherzogin Eleonora Maria, seine Braut.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In dem auf zwei Blättern gedruckten Generale, das Erzherzog Carl 1578 als Ergänzung der vor Kurzem erschienenen Polizeiordnung für Steyermark bekannt machen ließ, heißt es unter Anderm: »Insonderheit aber so bevelhen wir ganz ernstlich und wöllen, das die Güldenen und Silbernen Wharen, Rößl und Spänglwerkh, Guldene Schnüer und Päßamän und alerlay Wälisch und frantzösisch Gläßwerch, Item die grossen Weibischen Kreß, dardurch vill Leuth betrogen, und das Gelt unnützlich in fremdde Land verfüert wird, gänzlich ein und abgestellt, in unser Lande nit gebracht, vnnd wo die darin befunden, ganz vnnd gar bei meniglichen Preis gemacht sollen werden. Vnd weil sonderlich die gegenwärtige gefährliche zeit, da der Almächtig Gott seinen Zorn dermassen erscheinen läßt, das Er uns vast in den tieffen rachen des Pluetdürstigen Erbfeindts khumen hat lassen, in allweg erfordert, mit diemütigen Hertzen vnd geberden Buess zu thuen, vnnd den schönden Pracht vnnd vppikhait in allen sachen hinweg zu legen, So verbieten wir hiemit ganz Ernstlich alle vergülte vnnd versilberte Wägen, das sich derselben gar niemandts in Landen von Dato diß Generals, hoch vnnd nieder standts nit mer gebrauchen solle, bey vnnserer schwären straff vnd vngnad, Also sollen auch die Herrn, Landleuth vnd vom Adl, vergülte Whören, Sporen, Stögreif und dergleichen nit tragen, Sy seindt dann gefürste Personen vnd Ritter, so durch Ritterliche Thatten, zu den Ehren vnnd Würden khumben.«

Khevenhüller erzählt in seinen Annalen von Kaiser Ferdinand II. folgenden Zug: »Die Mährer haben sich auf Gnad und Ungnad ergeben, unter welchen Ständen Graf von Achot, kaiserl. Maj. Kämmerer, zum Pfalzgrafen gefallen, und dort Kämmerer worden, auch dissuriret: wie der Kaiser auf der Jagd könnte leichtlich gefangen oder aufgerieben werden, und als einsmals nach erhaltenem Pardon sich ihre Majestät gegen ihne von Achot ganz gnädigst erzeiget, ein anderer hoher Officier gefragt: wie Ihre kaiserl. Maj. einen solchen, der sie so hoch beleidigt, lieben und trauen könnt? dem haben Sie geantwortet: »Wann ich einem pardonirt, so thue ichs mit solchem treuen Herzen, daß ich nimmer mehr was Böses von ihm gedenke, und ist mir gleichsam, als wann er nie nichts wider mich gethan hätte.«

Fürst Magnus von Anhalt studirte im J. 1471 zu Leipzig, und legte sich insbesondere mit vielem Fleiße auf die Rechtsgelehrsamkeit. 1492 begab er sich an den Hof Maximilians I., und brachte vom Churfürsten Johann zu Brandenburg folgendes eigenhändige Empfehlungsschreiben mit:

»Allerdurchlauchtigster ꝛc.

Alß der Hochgeborne mein Patt und lieber Oheim Herr Magnus, Fürst zu Anhalt und Graf zu Aschanien ꝛc. sich jetzunter sein selbs, seiner Brüder und Vettern anliegenden Sachen zu Ew. Kay. May. fuget, des vnderthänigsten Gemüts vnd Willens sich bey Ew. Kay. May. Dienstweis etliche Zeit zu enthalten, sodann etwa lange Zeit seiner lieben Vorfahren, Eldern und Vettern, Fürsten zu Anhalt Sich vnderthenigliches Diensts vnd Gehorsamtz gegen vnd bei Römischen Kayser vnd Königen gestiessen, der Fußtapfen nach der genannte mein Oheim von Anhalt zu thun auch geneigt, bitt ich Ew. Kay. May. als meinen Gnedigsten Herrn, wolle seine Liebe gnediglich zum Diner vnd Hofgesinde annehmen, vnd dienstbahrlich gebrauchen lassen, das Er ungezweifelt Ew. Kay. May. in Untertenigem Gehorsam wol leisten mag, also daß Ewer Gnaden seiner kein mißfallen wirt tragen ꝛc. Cölln an der Sprewe Montags nach Nativitatis Marie A. 92.«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

35. Sonnabend, den 30. April 1836.

Kardinal Johann Freiherr von Goes.

(Fortsetzung.)

Froh dieses Erfolges, kehrte Goes mit dem Churfürsten nach Berlin zurück, und verweilte dieses und die beiden folgenden Jahre daselbst. Große Ereignisse hatten sich vorbereitet. Frankreich wußte England auf seine Seite zu bringen, da Ludwig XIV. die Verschwendungssucht seines Königs, Karl II., befriedigte, und auch der Handelsneid dort gegen Holland sich regte. Dieses, von beiden Mächten angegriffen, hatte zwar unter Helden, wie Ruyter und Tromp, zur See gegen die combinirten Flotten sich behauptet, allein zu Lande war es auf das Aeußerste gekommen. In dem Gefühle der Ohnmacht und Verzweiflung entschlossen sich die Generalstaaten endlich, den Prinzen von Oranien zum Statthalter zu ernennen, welcher die Landestheile, die Frankreichs Waffen und die Ueberschwemmungen noch gelassen hatten, mit den Resten des wieder erwachten Nationalgeistes zwar auf das Tapferste vertheidigte, aber unterlag, wenn nicht der Kaiser und der Churfürst von Brandenburg zu Hilfe eilten. Letzterer, dessen rheinische Besitzungen zum Theile von den feindlichen Truppen überzogen und verwüstet wurden, hatte bereits den 26. April 1672 einen Vertrag mit Holland wegen Ueberlassung von 20000 Mann abgeschlossen, welchem unterm 25. Juni die Defensiv-Allianz des Kaisers und des Churfürsten folgte. Als Friedrich Wilhelm gegen Westphalen zog, um sich mit den kaiserl. Truppen unter Montecuculi zu vereinigen, folgte Goes dem Heere, von dem er sich sodann nach Braunschweig begab, um den Vertrag zwischen dem Kaiserhofe, Brandenburg und dem Könige von Dänemark, den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, und den Landgrafen von Hessen zu gemeinsamer Beistandleistung gegen den Reichsfeind abschließen zu helfen. Da indessen die vereinigten Truppen in veränderter Richtung erst im October an den Rhein rückten, wohin auch Goes im Gefolge des Churfürsten abging, die anderen Verbündeten es blos bei Worten bewenden ließen, so konnte wenig mehr unternommen werden, und es wurden die Winterquartiere dort und in Westphalen bezogen. Diese Waffenruhe benutzte Goes, um noch mitten im Winter nach dem Haag zu gehen, und dann nach gemeinschaftlicher Berathung sich nach Brüssel zu verfügen. Spanien sah nämlich, nach der Eroberung eines großen Theiles von Holland durch die französischen Waffen, seine Niederlande von dieser Macht auf drei Seiten umgeben, und sich von Deutschland abgeschnitten; sein Mißtrauen gegen das Cabinet von Versailles beweg es nun zum offenen Verbande mit dem vorhin durch mehr als ein halbes Jahrhundert feindseligen Holland. Diesen Bund fester zu knüpfen, und ihm Nachdruck zu geben, gingen die Bemühungen unseres Goes bei dem damaligen Gubernator Belgiens, dem Grafen von Montery.

Während Montery mit Goes um Mittel sich berathschlagte, das vernachlässigte Belgien wieder zu bewaffnen, überraschte sie die Kunde von den Veränderungen, welche in Deutschland vorgingen. Der Churfürst, bearbeitet durch den schwedischen Gesandten Wangelin, und umstrickt von dem französischen Unterhändler Berjus, hatte den 10. April 1673 zu Vossem einen Waffenstillstand geschlossen, in welchem er versprach, an dem Kriege gegen Frankreich nur dann Theil zu nehmen, wenn er als Mitglied des deutschen Reiches dazu genöthiget wäre. Von dieser Kunde tief erschüttert, verließ Goes Brüssel, um wieder nach Berlin zu gehen, beauftragt von seinem Hofe, die früheren Gesinnungen des Churfürsten nach Möglichkeit anzuregen.

Der Einfluß indessen, welchen Frankreich und Schweden durch ihre Abgesandten bei dem Churfürsten gewonnen hatten, war so groß, daß Goes, versichert der persönlichen Neigung desselben, bis auf sich gebende Gelegenheit sich zurückhalten mußte. Als nun die Franzosen das Churfürsten-

Digitized by Google

thum Trier besetzten, Turenne die Pfalz verwüstete, Lothringen und die Reichsstädte im Elsaß in Besitz nahm, und am 28. Mai 1674 Frankreich als Reichsfeind zu Regensburg erklärt worden war, that Goes sein Aeußerstes, um den zwar darüber aufgeschreckten, doch noch wankenden Churfürsten zum Entschlusse zu bringen. Er stellte ihm bei erhaltener Audienz mit eindringender Beredsamkeit die Gefahren vor, welche daraus noch ferner drohten, und forderte ihn im Namen des Kaisers auf, jenen Degen zur Vertheidigung der gerechten Sache zu ergreifen, welchen er im Besitze eines geübten Heeres so trefflich zu führen verstehe. Nach diesen Vorstellungen und den heiligsten Versicherungen, daß man einzig nur zur Nothwehre sich vereinen wolle, gab Friedrich Wilhelm dem Mr. Verjus Abschied, behielt aber Wangelin, und rückte im August mit einem Heere von 20000 Mann gegen den Ober-Rhein.

Goes folgte auch dießmal dem Hauptquartiere des Churfürsten, welcher sich im Elsaß mit der kaiserlichen Armee vereinigte, um Turenne zu bekämpfen. In Straßburg hatte Wangelin von dem Churfürsten sich beurlaubt, ohne daß man es ahnen konnte, was Schweden im Schilde führe. Langsam und schläfrig war der Gang des Feldzuges, und schon hatte man sich in die Winterquartiere gemacht, als die Nachricht von dem plötzlichen Einfalle der Schweden unter Wrangel in das beinahe wehrlose Brandenburg einlief. Der Churfürst wendete sich an alle Alliirten um Beistand, und ging in dieser Absicht persönlich nach dem Haag. Jetzt war auch der Augenblick eingetroffen, wo Goes von einem Fürsten sich für immer trennte, dem er durch seine Redlichkeit und den Eifer, mit welchem er die Angelegenheiten seines Kaisers in einer Reihe von Jahren bei dem Berliner Hofe besorgte, achtungswerth, durch seine persönliche Ergebenheit Freund geworden war.

Indessen Friedrich Wilhelm blos mit seiner Reiterei einen Zug machte, welcher damals beispiellos in der Kriegsgeschichte, selbst in unsern Tagen nur in eines Herzogs von Braunschweig, Czernitschefs und Tettenborns Reiterzügen einige Aehnlichkeit findet, und die Schweden bei Fehrbellin schlug, blieb Goes in der Eigenschaft eines Armee-Commissärs in dem kaiserlichen Hauptquartiere. Nur ungerne mißte ihn die Armee, als er Ende Sommers nach Wien zurückkehrte. Sobald es seine Geschäfte gestatteten, begab sich Goes, dessen, wenn auch kräftiger doch alternder Körper bei den fortwährenden Reisen, besonders der im Winter nach Holland, sehr hergenommen worden war, nach Karlsbad.

Die Friedensgerüchte, die sich erhoben, indem England sich zur Vermittlung erboth, und die Nimwegen als den Ort des Congresses bezeichneten, hatten kaum dadurch an Wahrscheinlichkeit gewonnen, daß sich der Kaiser zur Beschickung desselben erklärte, als ein Courier Goes noch vor Vollendung der Badecur den Auftrag zur sogleichen Rückkehr nach Wien überbrachte. Dort angekommen, begrüßte man ihn allgemein als den zweiten Gesandten für Nimwegen, nur der Kaiser zeigte sich ihm anfangs geheimnißvoll. Nach einigen Tagen erklärte er, er habe ihn in Berücksichtigung seiner langen, treu geleisteten Dienste und erfolgreichen Gesandtschaften mit dem Bisthume Gurk, das vorhin auch sein Bruder, der Erzherzog Sigmund, besessen, begnadigt, und ihn zum Reichsfürsten erhoben, um sich seiner in dieser Eigenschaft zu Nimwegen als ersten kaiserlichen außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten bedienen zu können. Graf Trautson sollte ihn begleiten, und 50000 Gulden waren ihm als Reisegeld angewiesen.

Da bei Hofe die Vorliebe des Freyherrn für den geistlichen Stand, dessen Studien er in seinen jungen Jahren gemacht hatte, allgemein bekannt war, konnte diese seine Ernennung wohl überraschen, doch nicht auffallen. Mit freudigem Gefühle legte Goes seinen Dank zu des Thrones Stufen, und bereitete sich auf den Empfang der h. Weihen vor. Der Kaiser schrieb seinetwegen an den damals kranken Fürst-Erzbischof zu Salzburg, Maximilian Gandolph, er wolle ihm die Confirmation schriftlich ertheilen, und die Delegation zu seiner Weihe als Bischof ausfertigen. Bereits den 13. Dezember 1675 hielt Goes in der Hauptcapelle der Jesuiten seine Primitz, und am 2. Februar 1676 wurde er daselbst von dem Fürst-Bischofe von Wien consecrirt.

Dieses Jahr, und das beginnende folgende, brachte Goes in Wien zu, um der Befehle seines Monarchen gewärtig zu seyn, während seine Collegen, die Geheim-Räthe Graf Trautson und Kinski, nach Nimwegen sich verfügt hatten. Englands Hinneigung zur Sache der Alliirten verzögerte die Präliminarien, und Goes benutzte diesen Zustand, um sein Bisthum, welches indessen der Weihbischof Riff von Krenzer verwaltete, zu besuchen.

Daß es ihm mit dem Wohle seiner untergebenen Herde Ernst war, beweisen die von ihm eingeführten geistlichen Exerzitien, indem er alljährlich seine Seelsorger zu Straßburg zu einer Art Diözesan-Synode versammelte, welcher achttägige Geistesversammlungen und Ermahnungen vorangingen. Goes ließ zu diesem Zwecke sein dortiges Residenz-

Digitized by Google

schloß um einen Stock erhöhen, und mit einer hinreichenden Zahl Gastzimmer versehen. Einem Franz Sales ähnlich, wandte sich seine Aufmerksamkeit besonders den Bewohnern der Gebirge zu, und er that alles, um sie dauernd mit geistlicher Hilfe zu versehen.

Mitten in diesen Beschäftigungen, die seinem frommen Herzen so wohl thaten, wie andererseits der Umgang mit dem harmlosen Landvolke gegen die geräuschvollen Ambassaden ihm die längst ersehnte gemüthliche Erheiterung gewährte, wurde er im Frühjahre 1678 durch drei aufeinander folgende Couriere eiligst von seinem ruhigen Alpenthale nach Wien berufen. Als er dort ankam, wie immer bereit zu des Vaterlandes Diensten, bedeutete ihm der Monarch, daß, da die päpstliche Vermittlung bei dem Friedens-Congresse zu Nimwegen noch nicht allgemein angenommen worden sey, er indessen mit den Präliminarien sich beschäftigen, und sie ins Reine bringen solle. Während im Monate Juni ein zahlreiches Gefolge sich zur Reise nach Nimwegen anschickte, und entlang der Donau und dem Main dahin abging, brauchte Goes die Bäder zu Karlsbad, und eilte über Bamberg und Würzburg nach Lengfeld, wo er mit seiner Geleitschaft sich auf vier Fahrzeugen einschiffte. Auf seiner Reise in Frankfurt, Mainz, Bacharach, Ehrenbreitstein, Köln feierlich empfangen, besuchte er des Kaisers Schwiegervater, den Herzog von Pfalz-Neuburg zu Düsseldorf, und traf, nachdem er den 5. Juni bei dem Kaiser zu Larenburg die Abschieds-Audienz gehabt hatte, den 10. August in Nimwegen ein. Zwei Hindernisse hatte Goes zu beseitigen: den Präzedenzstreit des französischen und spanischen Ministers, und die Hemmungen, welche die Unterhandlung bisher durch die Art der Mittheilungen erlitten hatte. Ersteren wußte er durch seine Herablassung zu heben, und letztere entfernte er durch einen gleichzeitigen Notenwechsel, worauf dann die Propositionen gemeinschaftlich discutirt wurden. Schwerer aber als dieses machte seinen Stand die Stellung seines Monarchen als Oberhaupt des österr. Hauses und zugleich des Reiches, da er mit Schonung beider Verhältnisse den Frieden mit Preißgebung Dänemarks und Brandenburgs abschließen, Philippsburg und Freiburg wieder bekommen, die Rechte des Reiches auf die Städte und Lehen im Elsaß herstellen, und die Zurückgabe Lothringens erlangen sollte. Während dem schwankte das Kriegsglück, und es neigte sich bei dem Abfalle und der Apathie der meisten Alliirten des Kaisers offenbar zu Frankreichs Gunsten.

(Schluß folgt.)

Die ruthenische Sprache.

Nach dem Polnischen[1] des Demherrn Johann Mogilnicki.

Von Anton Nazarewicz.

Die Sprache ist das Eigenthum der Nation, und Niemand soll die Sprache seiner Väter vergessen. (Gesetz von den litth. und pohln. Gesetz. I. B. S. 53.)

I. Bedeutung des Ausdruckes: Ruthenische Sprache und ruthenischer Dialect.

Die ursprüngliche slawische Sprache zerfällt in verschiedene Zweige. Unter diesen ist der ruthenische Dialect am wenigsten bekannt, und kommt unter verschiedenen Namen vor. Daher die Schwierigkeit, mit den Ausdrücken: Ruthenische Sprache und Nation die wahre und eigenthümliche Bedeutung verbinden zu können. Bogumil Linde in der Vorrede zu seinem polnischen Wörterbuche[2], Joseph Dobrowski in der Lehre der slawischen Sprache[3], vergassen die ruthenische Sprache als eine eigene und für sich bestehende unter den slawischen Dialecten anzuführen. Andere halten sie mit der slawischen Kirchensprache[4] für gleichbedeutend, oder vermengen sie mit der russischen Volkssprache[5]; noch Andere geben sie für ein Gemisch der slawischen, russischen und polnischen Sprache aus[6], und entfernen sie als eine wilde und ungeschlachte, gänzlich aus dem Bereiche der ausgebildeten Sprachen[7].

Wieder gibt es andere Schriftsteller, welche die groß- und klein-russische, so wie die weiß-russische Sprache für einen Sprößling des ruthenischen Hauptzweiges betrachten[8]. Ferner sind auch solche, die sie bloß für einen polnischen Provinzialism halten[9], oder mit der Benennung der klein-russischen Sprache[10] bezeichnen, doch kommt sie bisweilen

1 S. Czasopism Nauk. ks. publ. J. Oss. Rok. (1829.) II. Zeszyt 3. pag. 46—87. Der Aufsatz ist übrigens aus dem Ruthenischen des T. A. Rabiełat.

2 Słownik języka pol. S. B. Linde, 1. B. 4. Theil Vorrede S. XIV.

3 Institutiones linguae slavicae etc. Jos. Dobrowski 17. p. IV.

4 O prawach lit. i. pol. T. I. s. 53. Versuch über die slawischen Bewohner der österreichischen Monarchie, von Rehrer. II. Th. S. 46.

5 Lehrgebäude der böhmischen Sprache von Jos. Dobrowski. Vorrede S. XIII.

6 O statucie litewskim S. B. Linde s. III. — Pamiętnik Warszawski 1815. Nr. 9. s. 29.

Lehrgebäude ꝛc. Rys literatury rossyiskiey Greczo, przekład Lindego s. 98.

7 Geschichte des russischen Reichs von Karamsin. IX. Bd. Note 564.

8 Prawda ruska p. T. B. Rakowieckiego T. II. s. 490.

9 Rys literatury rossyiskiey, przedmowa wydawcy pol. s. III.

10 Pamiętnik Warszawski 1815. T. I. s. 124. — Dzieje Kroléw. pol. s. 3, przez. s. Bandtkie T. I. s. 24. Dieser Benennung bedienen sich auch andere polnische sowohl, als russische und deutsche Schriftsteller.

Digitized by Google

unter dem wahren und eigenthümlichen Namen, der ruthenischen Sprache vor, so nämlich, wie sie einst hieß, und ohne Veränderung und Zusatz stets genannt werden soll [1]. Einige deutsche Schriftsteller fingen an, die ruthenische Sprache und Nation mit bisher unbekannten und völlig unpassenden Ausdrücken: Rusniaken, rusniakische Nation, rusniakische Sprache, anstatt Ruthener, ruthenische Nation, ruthenische Sprache zu bezeichnen [2].

Das willkührliche Abändern des Namens der Nationen und ihrer Sprache ist ein grober Irrthum, und zugleich Ursache von vielen anderen Irrthümern. Gleichwie nach der Ansicht des Hrn. Kopitar die Grammatik ein analytischer, historischer Bericht über eine Sprache ist [3], wo Räsonnements nichts entscheiden, sondern bloß Facta, eben so darf man sich in Hinsicht des Namens einer Sprache nur desjenigen bedienen, welcher mit dem analytischen historischen Berichte übereinstimmend, auf diesen sich gründet. Die Ruthener, als ein Zweig des slawischen Hauptstammes, bildeten seit Jahrhunderten eine Nation, und redeten nur in einer Sprache, welcher keine andere wahre und eigenthümliche Benennung unterschoben werden kann, als nur einzig und allein die der ruthenischen Sprache (lingua ruthenica). Ihre Abtheilungen in die weiß- und kleinrussische Sprache, sind irrig und unpassend, was sich klar zeigen wird. Der Name: Russen entstand erst im 18ten Jahrhunderte; die Benennung: russische Sprache, welcher im Lateinischen der Ausdruck *lingua russica* vollkommen entspricht, muß sonder Zweifel späteren Ursprungs seyn. Die Franzosen bezeichnen sowohl die ruthenische, als die russische Sprache mit demselben Ausdrucke: la langue russe.

Sowohl die ruthenische Sprache, als auch die Nation ist ein Hauptzweig des Slawenthums. Eine Nation kann ihren Antheil an politischer Selbstständigkeit einbüßen, aber die Nationalität und die Sprache bleiben für immer ihr Eigenthum. Der Rang und die Vollkommenheit einer Sprache hängt nicht vom Schicksale der Nation ab. So hat man keine Spur mehr von dem alten Ruhme und der Macht der Römer und Griechen, aber die Sprachen derselben hörten nicht auf, sich einer besonderen Pflege zu erfreuen. Im Gegentheile entstanden viele neue Staaten, deren Sprachen erst nach Maßstab ihrer Ausbildung zu einem höheren Range sich erheben können. Eben so ändert auch die Regierung, unter der ein Volk steht, die Nationalität desselben in Nichts ab. Und so hören die Czechen, Kärntner, Magyaren u. s. w., obwohl sie unter dem österreichischen Zepter stehen, keineswegs auf Czechen, Kärntner, Magyaren u. s. w. zu seyn und zu heißen. Gleiches Schicksal haben auch die Ruthener. Einige Jahrhunderte sind verflossen, seit der von Wladimir dem Großen gegründete ruthenische Staat unterging. Doch die ruthenische Sprache existirt noch, und wird neben anderen Sprachen slawischen Stammes in dem Munde des ruthenischen Volkes fortbestehen.

Die Ruthener bildeten einst einen bedeutenden Theil des gewesenen pohlnischen Reichs, welcher vier Hauptnationen in sich begriff: die pohlnische, lithauische, ruthenische und preußische Nation. Das längs dem Dniepr gelegene Land, dessen Hauptstadt Kijow war, ist das älteste Ruthenerland, dessen unermeßliches Gebieth hinter dem Dniepr weit gegen Norden hin reichte, aus welchem dann das Reich entstand, das Großrußland, und viel später Rußland (Russia) genannt zu werden anfing. Der noch bei Pohlen verbliebene Antheil des Ruthenerlandes wurde Klein-Rußland genannt; ein Theil von diesem wieder, insbesondere jener, welcher sich längs der Karpathen hin erstreckt, hieß Rothrußland, ein anderer Theil aber, der zu dem lithauischen Fürstenthume gehörte, und von Lithauen erobert war, wurde Weiß- und Schwarz-Rußland genannt. In dem Gebiethe Pohlens wurden folgende ruthenische Länder besonders unterschieden: Podolien, Volhynien und die Ukraine. Daß übrigens die ruthenische Nation nicht durch die Macht der Unterjochung, sondern mit dem Rechte der Gleichheit an Pohlen gekommen, beweiset zur Genüge das im Jahre 1569 vom Könige Sigismund August gegebene Manifest.

(Fortsetzung folgt.)

1 In dem gelehrten Werke: rys literat. rossyis. s. XX. 56—60, ingleichen o statucie lit.

2 Hieher gehören: Kratter, Rohrer, Czaplowicz, Hoppe u. s. w.

3 Grammatik der slawischen Sprache in Krain. Vorrede S. XLVI.

Miscelle.

Erzherzog Ferdinand von Tirol hatte an seinem Hofe einen Zwerg, der nur drei Spannen lang war, und zugleich einen Haiducken, welcher eilf Schuhe maß.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

36. Mittwoch, den 4. Mai 1836.

Kardinal Johann Freiherr von Goes.

(Schluß.)

Bei solchen Verwicklungen konnte nur unermüdete Thätigkeit, und eine höhere diplomatische Gabe zu unterhandeln und auszugleichen, wie Goes durch eine nun vierzigjährige Laufbahn sie sich eigen gemacht hatte, zum Ziele kommen. Zwei Jahre schon hatte der Congreß gedauert, vier Foliobände allein füllten die Acten der kaiserlichen Abgesandten, Goes beendigte sie nach einigen Monaten. Den 5. Februar 1679 schloß er zu Nimwegen den Frieden mit Frankreich und Schweden ab, dessen Tractate er von allen Gesandten zuerst, und mit ihm Kinski und Strattmann im Namen des Kaisers unterzeichneten; ein Friede, wornach der Kaiser Philippsburg für Freiburg zurück erhielt, übrigens die Sachen des Reiches bei den Bestimmungen des westphälischen Friedens ließ.

Da dieser Friedensschluß ohne Beiziehung des Dänischen, Chur-Brandenburgischen, Braunschweig-Lüneburgischen und Münsterischen Abgesandten erfolgte, und Frankreich gegen Brandenburg feindselig zu handeln fortfuhr, befand sich Goes in der unangenehmen Lage, besonders von beiden ersten Mächten heftige Memorialien zu erhalten, worin sich der Churfürst seinerseits auf das mit dem Kaiser im Jahre 1674 geschlossene Off- und Defensiv-Bündniß berief, an welchem Goes doch den wesentlichsten Antheil hatte. Indessen so unangenehm dieses dem kaiserlichen Bevollmächtigten war, hatte aber der Abschluß des Separat-Friedens, da jene Mächte mit Frankreich es nicht allein aufnehmen konnten, nothwendig auch den allgemeinen zur Folge, und derselbe war um so ehrenvoller, als der Kaiser uneigennützig Freiburg hingegeben, und in einer eigenen Protestation seine und des Reiches Rechte auf die Lehen und Städte im Elsaß gewahrt hatte. Brandenburg insonderheit erhielt auf kräftige Vermittlung dießseits zuerst einen Waffenstillstand, und am 29. Juni 1679 den Frieden unter weit vortheilhafteren Bedingungen, als die übrigen Verbündeten.

Die größte Schwierigkeit, welche noch zu besiegen blieb, war die Vollstreckung der Friedenstractate. Frankreich, glücklich in den letzten Erfolgen, wollte seine Hand nicht aus dem Spiele ziehen, und seine Truppen sollten nicht eher die eroberten Plätze räumen, bis es nicht im vollkommenen Besitze der ihm zugesicherten Vortheile war. Endlich wurde den 17. Juli 1679 zu Nimwegen auch dießfalls der Executionstractat des geschlossenen Friedens unterzeichnet, und die Ungeeitheit Brandenburgs, die Eroberungen in Pommern herauszugeben, durch Geldentschädigungen und kleinere Abtretungen auch gehoben.

Dieses war der Ausgang einer Verhandlung, an welcher alle damaligen Großmächte Europas und die meisten Reichsfürsten Antheil genommen hatten. Goes reiste nun nach einem mehr als einjährigen Aufenthalte zu Nimwegen den 4. September von dort ab, und mit Vermeidung aller Residenzstädte geraden Weges nach Böhmen, wo er nach fünfzehn Tagen zu Karlsbad eintraf. Seine durch Arbeiten erschütterte Gesundheit machte den Gebrauch des Heilbades unerläßlich. Hergestellt, ging er den 13. October nach Prag ab, wohin sich der Monarch von Wien, welches die Pest furchtbar verheerte, begeben hatte. Doch nicht dort, sondern zu Brandeis fand er den Kaiser, welcher ihn herzlich dankend zu seiner Herde entließ.

Es ist nicht der Beruf dieses Aufsatzes, diesem würdigen Kirchenfürsten in sein stilles Privatleben zu folgen, und seine Thätigkeit zu schildern, womit er so wie in den hohen diplomatischen Cirkeln in dem engen Kreise seines priesterlichen Berufes wirkte; wir bemerken nur noch, daß in jener Schreckensperiode, als des Großwesirs Kara Mustapha Heer über Oesterreich herein brach, und Wien den Stürmen der Osmanen beinahe schon erlag, Goes seinerseits das Aeußerste that, um durch Geldhilfe an der Rettung

Digitized by Google

des Vaterlandes Theil zu nehmen. Er und Kollonitsch wetteiferten in der Obsorge für die unglücklichen Landesbewohner, und Goes bediente sich besonders der ihm sehr ergebenen Väter der Gesellschaft Jesu, um Tausende den kranken und verwundeten kaiserlichen Soldaten zufließen zu lassen, welche die gefürchtete Macht des Halbmondes für das Abendland vor Wien, Barkan, Gran und Ofen für immer brachen. In Anerkennung dessen, wurde Goes bereits im Jahre 1685 für den Kardinalshut vorgeschlagen, doch bescheiden schob er diese Auszeichnung, wie das ihm auf Befehl des Papstes Innocenz XI. vom Nuntius Buonvisi übertragene Amt der Verwaltung der aus den geistlichen Gütern zum Türkenkriege bestimmten Gelder, auf Kollonitsch. Indessen, da der Kaiser mit der Kardinalswürde noch andere, den Staat betreffende Rücksichten verband, so erfolgte in dem, von Sr. Heiligkeit am 2. September 1686 abgehaltenen geheimen Consistorium, auf dessen Betrieb die Ernennung des Fürst-Bischofs von Gurk, Johann Freiherrn von Goes, zum Kardinalpriester der römischen Kirche unter dem Titel: S. Petri de monte aureo.

Der erste Gebrauch, welchen Goes von seiner neuen Würde machte, aber auch der letzte, war seine Reise zum Conclave bei Papst Innocenz XI. Abscheiden. Die Kardinäle hatten unterm 15. August 1689 an den Kaiser die gewöhnliche Notification der Erledigung des päpstlichen Stuhles erlassen, und waren am 23ten darauf in das Conclave gegangen. Daßelbe schien, wenn auch nicht stürmisch zu werden, doch sich sehr auf die französische Seite hinzuneigen, und man bezeichnete so ziemlich wahrscheinlich den Kardinal Ottoboni als künftiges Kirchenoberhaupt. Da Frankreich die Versammlung, außer mit drei Kardinälen, mit einem eigenen Abgesandten, dem Herzoge von Chaunes beschickte, der Kardinal Medicis als kaiserlicher Protector sich nur der Kardinäle Kollonitsch und Aguirre mit Verläßlichkeit versichern konnte, that es Noth, seine Seite bestens zu verstärken. Goes eilte nun auf seines Monarchen Befehl mit Instructionen nach Rom; doch als er den 7. October daselbst eintraf, war Ottobonis Erwählung unter dem Namen Alexander VIII. bereits publicirt; er wohnte nun, sich in die Umstände fügend, seiner Krönung bei, und empfing aus seinen Händen den Kardinalshut. Bei der feindseligen Stellung des französischen Cabinettes, welches vor allem die Absendung der damals sehr bedeutenden Subsidien des päpstlichen Hofes zu dem ungarisch-türkischen Kriege zu verhindern, dagegen das Kirchenoberhaupt für den Prätendenten von England, den Stuart Jacob, zu interessiren suchte, nahmen Fürst Anton von Liechtenstein, kaiserlicher Geschäftsträger, Kardinal Medicis und Goes, nun zum Conprotector der deutschen Nation bei dem päpstlichen Stuhle ernannt, die wirksamsten Maßregeln. Konnten sie gleich Fourbins Erhebung zur Kardinalswürde nicht verhindern, gelang es ihnen doch, Papst Alexander von Ludwigs XIV. arglistiger Politik zu überzeugen, so daß er noch auf seinem Sterbebette die Kardinäle zur Wahrung der päpstlichen Rechte gegen Frankreichs Eingriffe ermahnte, obwohl nach seinem Tode, den 1. Februar 1691, Pasquino, der italienische Jobu Bull, zu bemerken fand, daß die offenen Kardinäle, Colloredo, Aguirre und Goes als zelanti von ihm nicht die angenehmste Begegnung erhielten.

Das neue Conclave both bei der Thätigkeit der französischen Partei nicht weniger Schwierigkeiten. Fürst Liechtenstein trat, neuestens zum außerordentlichen kaiserlichen Bothschafter ernannt, mit allem Nachdrucke auf, und die zelanti thaten redlich das Ihrige, so daß endlich am 12. Juli 1691 die Wahl zu Stande kam, und der gemäßigte Kardinal Pignatelli den päpstlichen Stuhl als Innocenz XII. bestieg: ein Name, durch welchen er die Gesinnungen seines Namensvorgängers und Gönners anzunehmen erklärte. Wie sehr auch jetzt Frankreich alles aufboth, um den heiligen Vater in seine Interessen zu ziehen, zeigte sich bei Präconisirung der neuen französischen Bischöfe, und Graf Rabenacs Sendung nach Rom, welcher nichts weniger im Schilde führte, als den Papst zu einem italienischen Bunde gegen den Kaiser und Spanien einzuladen. Kräftig führten die kaiserlichen Kardinäle das Wort, und nun flossen die Hilfsgelder zu dem Türkenkriege, welche unter Alexander VIII. fast gänzlich gestockt hatten, wieder reichlicher. Die berühmte Bulle Innocenz XII. über Abstellung des Nepotismus vom 22. Juni 1692 unterschrieb und beschwor, mit nach 34 Kardinälen auch Goes, so wie er auch an den andern heilsamen Reformen des h. Vaters den lebhaftesten Antheil nahm. Bei diesen guten Verhältnissen war eine im Mai 1693 zwischen den Haidukken des kaiserl. Bothschafters und den päpstl. Sbirren vorgefallene blutige Schlägerei ein sehr unangenehmes Ereigniß. Goes nahm sich der Rechte der Gesandtschaft, jedoch auf versöhnendem Wege thätig an, und diese Streitigkeit war bald wieder beigelegt. Der vollgültigste Beweis waren neue Subsidien, und die Ehre, welche der h. Vater dem Fürsten Liechtenstein dadurch erwies, daß er bei seinem, am 6. November 1693 geborenen

Digitized by Google

Sohne Taufpathe wurde, der sohin den Namen Innocenz Anton erhielt.

Als das zweite Jahr darauf Liechtenstein seinen Botschafterposten zu Rom verließ, langte der neue k. Gesandte Graf Martinitz den 19. November 1695 in Rom an, nahm seine Wohnung anfangs bei Kardinal Goes, später im Barberinischen Palaste, trat jedoch sein Amt am 4. Jänner 1696 wirklich an. In der Zwischenzeit, und vorhin leitete Goes, so viel es sein hohes Alter erlaubte, die Geschäfte seines Hofes am h. Stuhle, und erfreute sich hierin wie immer bisher des vollkommensten Vertrauens seines Monarchen[1].

Der letzte Trost des ehrwürdigen Greises war die Nähe seines Neffen Peter. Empfohlen und geleitet von seinem Oheim dem Kardinale, hatte auch er die diplomatische Bahn eingeschlagen, und war bald nach Vollendung seiner Studien und Reisen im Jahre 1686 von Kaiser Leopold zu seinem und des Reiches Hofrath ernannt worden. Seine erste Sendung war nach Rom, um mit Liechtenstein und seinem Oheim die Angelegenheiten Oesterreichs zu fördern, besonders aber des letzteren Correspondenz zu besorgen. Hier ehelichte er den 14. October 1693 Maria Anna Apollonia, Gräfin von Sinzendorf, nachdem er kurz vorher den 2. August 1693 von seinem Monarchen in den Grafenstand erhoben wurde.

Das Jahr 1696 war des Kardinals Todesjahr. Die Malaria, welche im vorigen Herbste in Rom eine Menge Opfer genommen, hatte seine ohnehin lange schon wankende Gesundheit vollends erschüttert. Gichtanfälle und rheumatische Uebel brachten ihn in der Mitte des Octobers in das Bette, und ein Nervenschlag am 19. desselben machte seinem irdischen Daseyn das Ende. Er hatte 84 Jahre gelebt, 60 davon dem Dienste seines Kaisers, 20 dem der Kirche gewidmet, und dort seine Laufbahn als Diplomat beschlossen, wo er einst sie begonnen. Sein Leichnam wurde den 21. October ohne Prunk, wie er gelebt hatte, nach seinem Verlangen bei den Kapuzinern in Rom beigesetzt; sein Herz nach Straßburg in die von ihm errichtete Familiengruft überbracht. Außer vielen kleineren Legaten, womit er die Armuth bedachte, und fromme Spenden anordnete, vermachte er in seinem Testamente 70000 Scudi dem kaiserlichen Feldspitale. Für sein Bisthum war er nach der Erklärung der kaiserlichen Hofcommission, welche die Gebrechen in dessen Temporalien nach seinem Vorgänger Wenzel, und die von ihm getroffenen Abhilfen untersuchte, zweiter Stifter; blos auf Gebäude hatte er 32000 Gulden verwendet. Da er sich die Seelsorge der zerstreuten Gebirgsbewohner seiner zwar kleinen, aber meistens aus solchen bestehenden Herde sehr zu Herzen nahm, stiftete er zur Aushilfe zwei Beneficien, und zur Förderung der Consistorialarbeiten ein fünftes Canonicat an dem Collegiatcapitel zu Straßburg.

Indem Kardinal Goes für Oesterreich durch seinen Neffen Peter, der Stifter eines Geschlechtes geworden ist, welches durch seine Anhänglichkeit an das Allerhöchste Kaiserhaus gegen keines zurück, im Laufe mehr als eines halben Jahrhunderts durch jene beiden Männer bei den wichtigsten diplomatischen Verhandlungen glänzte, und fortan ausgezeichnete Staatsmänner lieferte, erlauben wir uns, ohne Seitenblick auf die Gegenwart, der bereits gegebenen Andeutung über das Wirken des Grafen Peter von Goes, welcher als seines Oheims treues Ebenbild, und seiner hohen Eigenschaften Erbe, sein Werk fortführte, noch beizufügen, daß derselbe nach vollendeter Mission in Rom zu den Generalstaaten abging, wo er als außerordentlicher Gesandter zugleich mit dem Charakter als spanischer Geschäftsträger fungirte, und insbesondere den so folgenreichen Allianztractat zwischen dem Kaiser, England und Holland den 7. September 1701 abschloß, wofür ihm die geheime Rathswürde zu Theil wurde. Als hierauf Erzherzog Carl (in der Folge König von Spanien und dann Kaiser) nach Holland kam, um von da aus sich zur Abfahrt nach Spanien zu rüsten, bediente er sich seiner Rathschläge, und nachhin bei Verwaltung der eroberten spanischen Niederlande seiner ausgebreiteten administrativen Kenntnisse. Von nun an erschien er bei einer Reihe Unterhandlungen; trat bei dem Friedens-Congresse von Rastatt und Baden als erster k. Bevollmächtigter auf, und unterzeichnete das Friedens-Instrument mit Eugen von Savoyen. Nachdem er sein Haus in Haag, und seine andern niederländischen Besitzungen an seine dortigen Verwandten vertheilt hatte, errichtete er im J. 1709 mit einem Vermögen von wenigstens 500000 Gulden die beiden kärntnerischen Fideicommisse. Er starb als kärntnerischer Landeshauptmann den 13. März 1716. Möge die Weitläufigkeit dieses Versuches die Menge des Materiales entschuldigen, welches theils aus umfassenderen Ge-

[1] Sic juxta Koller Jus Patr. p. 272. Leopoldus Caesar in causa attentatae Romae appellationis scribit: Ildefo. in Cl.to. Patri Dno. Joani S. Petri in monte aureo Presb. Card. de Goes, Epo. Gurcensi, Nationis Germ. apud Sed. Apam. Conprotectori, amico nostro carissimo — ut Epum. Bosniensem ad domesticum tribunal remitti faciat. Ex contextu Romae existenti.

Digitized by Google

schichtswerken, meistens aber aus schriftlichen Nachlässen des Kardinal-Bischofs entnommen ist.

Hermann.

Wie Künig Mathias die Newstatt belegert.

Im nachfolgenden M. cccc. lxxxvj. jar, schlug sich Künig Matthias fur die Newstatt, vnd beschoß die maurn an vil orten der erden gleich, thet auch vil stürm darnor, die er doch all mit grossem schaden der seinen verlor. Dann Herr Hanß von Wulffenstorf was obrister Hauptman in der Newstatt, vnd hett auch bey im vil güter vnd trefflicher kriegsleut, so auß der Statt dem Künig an den seinen vil vnd offt grossen schaden theten. Deßhalben Künig Matthias bewegt ward, die Newstatt allenthalben zů rings vmb mit zeünen vnd polwercken vermachen ließ, also das niemandt auß noch ein kundt. Vnd als sy inn der Statt grossen mangel an speyß vnnd Prouant hetten, da bracht Herr Ruprecht von Reichenburg, des Kaisers obrister Hauptman, von allen orten vnd besetzungen des Kaisers, ainen Raisigen zeůg zusamen, lud vil Roß mit speyß, puluer, vnd anderer notdurfft, Vnnd vnterstund sich mit hilff des Künigspergers, der sich ye vnd ye des Kaisers vnd seiner parthey, auff dem Sebenstain hielte, vnd dem Künig grossen schaden vom Sebenstain thete, die Newstatt den selben Winter zu speysen, das auch geschah. Wiewol Künig Matthias ain groß heer darnor, auch Newkirchen vnd ander besetzung darumb inn hatte. Darnach im M. cccc. lxxxvij. jar, am achten tag Augusti, kam Hertzog Albrecht mit ainem Raysigen zeůg von Kaiser Fridrichen, in das Land Osterreich, vnd nam Ybs, Melck, Krembs, vnd ander besetzung ein, vnnd versamelt sich allenthalben in mainung den Künig von Vngern vor der Newstat hinweg zu schlahen, vnd die Statt erretten. Aber eh der Hertzog so vil volcks zusamen bracht, damit er den Künig schlahen oder abtreiben kund, bieweil ging den belegerten inn der Newstat, dermassen speiß vnd notdurfft ab, das sy die Stat lenger nit erhalten, sonder geben müsten. Vnd trafen ain thäding mit dem Künig, dergestalt, Wa jn der Kaiser in vier wochen zu hilff keme, so solt die thäding nichts, vnd sy den Künig einzulassen nit verbunden sein. Wa jn aber kain rettung geschech, so solt der Künig mit den seinen in die stat einziehen, aber jre Burger bey jren freyhaiten bleiben vnd des Kaisers dienstvolk mit jrer hab vnd fertigung an jr gewarsam ziehen lassen. Dieweil nu der Hertzog etwas lässig handlet, vnd den belegerten kain hilff thet, Da nam Künig Matthias die Newstatt am xvij. tag Augusti im M. cccc. lxxxvij. jar ein, vnd ließ die Kaiserische Söldner vnbetrübt wegziehen. Darnach im October desselben jars, schicket Künig Matthias ain heer hinauff, vnd ließ Wildenstain ain öd Schloß bawen, vnd Selenstain das Closter einnemen, und den Täber an der Ens zu Ernstbrosen befestigen.

Kritisches.

»Primus Lacunarius, vermuthlich Lackner, scheint, dem Taufnamen nach, aus Krain gebürtig gewesen seyn. In des Ramus Symmicta Eleg. erhält er — ein schönes Lob. Sonst finde ich nichts von ihm.« So Denis in Wien's Buchdruckergeschichte, Seite 690.

Zur Berichtigung, was Bruschius von ihm singt! (Sacelli regii Encomion, elegiaco carmine scriptum. Augustae Rheticae 1551 in 4.)

Ille Lacunaris — — — — —
E *Cyliensi* ipso *Comitatu* natus, in urbe
Stirensi, parva non tamen incelebri.
Vir doctus, placidus, gravis, ingeniosus, honestus,
Integer et vere candidus atque bonus:
Munificusque pater, vere et dignissimus, olim
Qui praeclarum aliquod Praesul ovile regat,
Et facundus ut eloquii sic munere clarus
Aeternas mea cui Musa precatur opes.
Quem mihi amicitia conor dum jungere vera
Sacravi illustri haec carmina nostra viro.
Vierte Seite des Lobgedichtes!

Aus der Widmung, deren Ueberschrift: »Reverendo Patri ac Clarissimo Viro, Domino Primo Lacunario Styro: Canonico Viennensi, ac Viceclemosynario Regio — lautet, will ich noch folgende Verse ausheben:

Tum jam (nomine primus ut es) sic re quoque primum
Praecipuumque hujus[1] diceris esse decus:
Namque absente Labacensi, tu maxime Prime
Omne geris tanti praesulis officium.
Sacra facis coram sacrato Rege, stipemque
Porrigis ejusdem nomine pauperibus, u. s. w. K.

Miscelle.

Zu den ältesten Beschreibungen von Olmütz gehört wohl das Breve Encomion Olomucii Metropolis in Moraviae Marchionatu, welches Joh. Guntherus zu Proßnitz 1550 in 4. gedruckt hat. Der Verfasser, Simon Ennius, war in Glattau geboren, und Schulrektor zu Proßnitz. Das Bild, das er von Olmütz entwirft, ist in jeder Beziehung höchst interessant.

[1] sc. Sacelli regii.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

37. Sonnabend, den 7. Mai 1836.

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

Ganz neu aus den Quellen zusammen getragen

von

P. Franz Esterl, Gymnasial-Präfecten in Salzburg.

Im dermaligen Herzogthume Salzburg bestehen noch drei Abteien, St. Peter, Michaelbeurn und Nonnberg. Von den zwei erstern finden sich ausführliche Nachrichten in eigenen Chroniken; aber von Nonnberg, obwohl es zu den ältesten Klöstern Deutschlands gehört, ist noch sehr wenig bekannt. Einsender dieses glaubt daher, einige Nachrichten davon dürften willkommen seyn.

Als der h. Rupert um das Jahr 582 im altrn Juvavia seinen Wohnsitz aufschlug, und nach kurzer Zeit um Gehülfen zu seinem frommen Werke nach Franken zurück reiste, brachte er unter diesen auch seine nächste Anverwandte, die h. Erntraud mit sich, die öfter seine Schwester, in den ältern Urkunden aber gewöhnlicher seine Enkelin oder Nichte genannt wird. Der Zeitpunct ihrer Ankunft ist wahrscheinlich das Jahr 585, und zugleich die nächste Veranlassung zur Entstehung des Klosters Nonnberg. Ihre Tugend und heilige Lebensweise zog nämlich bald mehrere Jungfrauen herbei, die unter ihrer Aufsicht und Anleitung ein zurückgezogenes, frommes Leben führen wollten. Der h. Rupert baute daher mit Einstimmung und Unterstützung des Herzogs Theodo von Baiern auf dem süd-östlichen Hügel von Salzburg ein Nonnenkloster, dem er die h. Erntraud als Abtissin vorstellte, und die Kirche Maria Himmelfahrt dazu einweihte.

Die Güter, welche dem neuen Kloster zur Unterhaltung der Frauen angewiesen wurden, sind in den Nachrichten von Juvavia (Diplom. Anhang S. 28 und 33) verzeichnet, und noch ist dasselbe im Genusse des grösten Theils derselben. Aber als die vorzüglichste Wohlthäterin, gleichsam als Stifterin von Nonnberg wurde dort von jeher Regintrud betrachtet, da man glaubte, was immer ihr Gemahl Theodo, oder ihr Sohn Theodebert dem Kloster gewidmet haben, sei auf ihr Vorwort geschehen. Diese Vermuthung gewinnt noch mehr Ansehen durch jene Urkunde, die Hr. von Koch (Beiträge zur deutschen Länder-, Völker- und Staatenkunde 2ter B. S. 362) aus dem Archive von Nonnberg zuerst bekannt gemacht hat. Regintrud soll selbst nach dem Tode Theodo's in dieses Kloster getreten seyn, und unter den Nonnen ihr Leben beschlossen haben[1].

Reihenfolge der Abtissinen.

1. Den ältesten und ganz einstimmigen Nachrichten zu Folge, war die h. Erntraud die erste Abtissin von Nonnberg, und wie gesagt, vom h. Rupert selbst als solche eingesetzt. Sie beschloß ihr Leben, das außer dem Gebethe und Lesen heiliger Schriften vorzüglich dem Dienste der Kranken und Armen gewidmet war, den 29. Juni 630[2], und schon über 806 Jahre wird der 30. Juni als ihr Sterbetag gefeiert. Von ihrem ersten Begräbnißorte wurden ihre Gebeine vom Erzbischof Hartwich in die von Kaiser Heinrich II. unter dem Presbyterium erbaute Gruft übertragen den 4. September 1023, und 1624 geschah die feierliche Erhebung derselben.

2. Ihre Nachfolgerin soll Ariotrud gewesen seyn, eine Schwester des Priesters Maternus, den der h. Rupert aus Franken mit sich brachte.

Dann findet sich von der fortwährenden Existenz des Klosters, in einem Zeitraume von beinahe 400 Jahren, nur eine einzige Spur, und auch diese ist meines Wissens noch von Niemand beachtet worden.

Der älteste und vielfach benützte Codex im Archive von

1 Joh. Trithem bei Oefele tom. II. pag. 638 u. 750. Bolland tom. III. Mart. pag. 704.

2 Arg. Rotulus Calend. Bened. 30. Jun.

Digitized by Google

St. Peter, dessen erste Blätter zuverlässig im 8ten und 9ten Jahrhunderte geschrieben wurden, enthält S. 33:

Nomina Ser. monialium congregationis Sanct. Mariae et S. Erindrudis.

3. *Ita* Deo devota Abba mit 69 Andern, namentlich in einer Columne aufgeführten Frauen, worunter drei durch größere Schrift ausgezeichnet sind.

In der zweiten Columne steht oben an

Diemuot Abba, auf welche noch 50 Andere folgen, und darunter wieder 8 mit größeren Buchstaben geschrieben. Die dritte Columne enthält 13 Namen, und unter diesen nur Einen mit größerer Schrift. Da es unwahrscheinlich ist, daß unter zwei Äbtissinen 132 Frauen gelebt haben: darf man nicht mit Recht vermuthen, daß die 12, durch größere Schrift Ausgezeichneten, auch Äbtissinen gewesen seyen? Nebst diesen hat ein alter Nekrolog von Nonnberg noch die Namen von 13 Äbtissinen aufbewahrt, die größten Theils in ältern Nekrologien von St. Peter bestätiget werden. Da aber von diesen die Zeit ihrer Regierung nicht auszumitteln ist, so sey es genug, ihre Namen nach der Ordnung des Nekrologes hier anzusetzen.

5. Hemma I. † den 13. Jänner, 6. Bertha † den 14. Jänner, 7. Offinia † den 25. Jänner, 8. Wezilia † den 18. Februar, 9. Chuniza I. † den 20. Februar, 10. Imma † den 25. Mai, 11. Ita II. † den 29. Juni, 12. Heilika † den 1. Juli, 13. Richardis † den 14. Juli, 14. Chuniza II. † den 7. August, 15. Hemma II. † den 13. November, 16. Hemma III. † den 18. Dezember, 17. Ita III. † den 23. Dezember.

18. Miradis I., eine Schwester des Abtes Mazelin von St. Peter, war Äbtissin vom J. 998 oder 1000 bis zum J. 1027. Um diese Zeit baute Kaiser Heinrich II. das verwüstete, oder doch baufällige Kloster sammt der Kirche an der Stelle, wo es noch heut zu Tage steht, da es zuvor da soll gestanden seyn, wo jetzt die Hofrichters-Wohnung ist. Derselbe schenkte dem Erzbischof Hartwick ein Landgut im Lungau mit der Bedingung, daß es nach seinem Tode den Frauen von Nonnberg übergeben werde, wie es auch geschehen ist[1].

19. Diemut II. vom J. 1027 bis 1036. Erzbischof Dietmar II. weihte 1032 das an der Stelle des alten Klosters erbaute St. Ulrichs Kirchlein, das aber um das Jahr 1630 als den Bollwerken entgegen, abgetragen wurde.

20. Elisabeth I. von 1036 bis 1044. Erzbischof Balduin weihte auf ihre Bitte im Jahre 1041 die Erntraunden-Kirche, d. i. die unter dem Presbyterium erbaute Gruft, wo über dem Grabe der h. Erntraud ein Altar mit zwei Nebenaltären errichtet wurde.

Als die fromme Gräfin Hemma zu Gurk in Kärnthen zwei Klöster für 30 Chorherren und 70 Nonnen erbauet hatte, brachte Erzbischof Balduin 1042 einige Frauen von Nonnberg dahin, und weihte am 15. August die Kirche, wo die Gräfin Hemma sammt ihren 70 Begleiterinen aus dessen Händen den heiligen Schleier empfing, und Frau Ita aus Nonnberg als Äbtissin eingesetzt wurde[2].

21. Maria I. von 1044 bis 1059.

22. Elisabeth II. wurde vom Erzbischof Balduin als Äbtissin eingeweiht 1059.

23. Juliana kam zur Abtei 1070.

(Fortsetzung folgt.)

Die ruthenische Sprache.

Nach dem Pohlnischen des Domherrn Johann Megilnicki.

Von Anton Nazarewicz.

(Fortsetzung.)

II. In den der polnischen Krone unterworfenen ruthenischen Ländern war die ruthenische Sprache nicht nur die Sprache des Volkes, sondern auch die der Regierung am Hofe der lithauischen Großfürsten, und der bedeutenderen ruthenischen Familien.

Zum Beweise dessen dient vorerst das lithauische Statut, welches ursprünglich in der ruthenischen Sprache verfaßt wurde, und nicht nur für Lithauen, sondern auch für die ruthenischen Länder, als Wolhynien, Podolien und die Ukraine verbindende Kraft hatte. Diesem Statute gemäß, wurden alle gerichtlichen Geschäfte in der ruthenischen Sprache verhandelt und geschrieben. Leo Sapieha, Kanzler des Großfürstenthums Lithauen, sagt in der Vorrede zu dem genannten Statute: »Wenn die Unkenntniß eigener Gesetze »irgend einer Nation zur Schande angerechnet wird, so »steht uns die Kenntniß unserer Gesetze offen, da wir nicht »in einer etwa fremden, sondern in unserer eigenen, das »ist, in der ruthenischen Sprache geschriebene Gesetze best»zen u. s. w.«

1 S. Meseger hist. Salisburg. pag. 1078, und Hansiz tom II. p. 164.

2 Archiv, März 1822. Eichhorns Beiträge zur ältern Gesch. und Topographie I. B. S. 176.

Digitized by Google

Czacki bestätigt ebenfalls ausdrücklich, daß, da in Lithauen ein Theil der Vermöglicheren sich für die Kirche von Konstantinopel erklärte, und die slawische Liturgie hatte, die ruthenische Sprache nach der Bekehrung Lithauens immer allgemeiner wurde. In ihr wurde vor Gericht und vor der Obrigkeit gesprochen, in ihr ertheilten König, Richter und Beamte Antworten und Bescheide. Unter den Söhnen Casimirs Jagello, welche in Pohlen auferzogen wurden, und sich daselbst meistens aufhielten, fand die pohlnische Sprache am Hofe Eingang, und vertrat den Gebrauch der ruthenischen.

Zweitens. Die Gerichte in den ruthenischen Ländern wurden immer in der ruthenischen Sprache gehalten; in ihr wurden Klagen geführt, Edicte und gerichtliche Verordnungen von verschiedenen, sowohl städtischen als Provinzial-Tribunalen erlassen[1].

Drittens. Als Sigismund III. im J. 1589 das Tribunal für die ruthenischen Wojewodschaften einführte, schrieb er den Gebrauch der ruthenischen Schrift und Sprache bei demselben vor, mit der Bestimmung, daß, wenn ihre Geschäfte verhandelt werden, ruthenische Schreiber beistehen sollen, welche in ihrer Sprache die Geschäfte zu Protokoll bringen, und so die Gerichts-Verordnungen erscheinen lassen sollen.

Viertens. Die Freiheitsbriefe, Edicte und Verordnungen, welche von den pohlnischen Königen für die ruthenischen Länder und ihre Bewohner, sei es in geistlichen, oder in weltlichen Angelegenheiten erlassen wurden, erschienen gewöhnlich in der ruthenischen Sprache geschrieben[2].

Auch die bedeutendern ruthenischen und lithauischen Familien, welche ihre Abkunft von ruthenischen und lithauischen Fürsten herleiten, und sich zum griechischen Ritus bekannten, bedienten sich so lange der ruthenischen Muttersprache, und der ruthenischen Schrift, bis endlich mit der pohlnischen Sprache der lateinische Ritus die Oberhand zu nehmen anfing[3]. Bis zum 17ten Jahrhunderte hatte Pohlen keine andern Fürsten, als lediglich solche, die von den herrschenden Häusern Lithauens und Klein-Rußlands abstammten, und vom griechisch-ruthenischen Ritus waren.

Warum kam denn eine so alte und allgemein gewordene Sprache aus dem Gebrauche? Warum spricht denn in derselben nur das gemeine ruthenische Volk, der niedere Dorfadel, und die griechisch-ruthenische Geistlichkeit? Warum bleibt denn die ruthenische Schrift, in welcher die vaterländische Geschichte so viele Denkmäler auffinden könnte, bei uns so ganz und gar unbeachtet und vernachlässigt? Die gegen das Ende des 16ten und zu Anfange des 17ten Jahrhunderts Statt gehabten pohlnischen Auftritte können uns diese Fragen lösen.

Die den Ruthenern zugefügten Unbilden der Unterdrückung und Verfolgung erreichten einen solchen Grad, daß, um diesen auszuweichen, man anfing, sich seiner eigenen

---

1 Die in jenen Theilen ruthenischer Länder, welche heut zu Tage das Königreich Galizien ausmachen, gesammelten, im Kloster der PP. Beernardiner zu Lemberg aufbewahrten, und sämmtlich in der ruthenischen Schrift und Sprache geschriebenen Gerichtsacten belaufen sich auf mehrere hundert Bände.

2 Solche habe ich vor mir liegen: Privilegium Sigismundi III. August vom J. 1585. Verscheidung des Kron-Gerichts durch Stephan Bat. 1585. Privilegium Sigmunds III. 1589. Eben desselben 1592. u. s. w.

3 Hieher gehören die Familien der Fürsten: Wisniowiecki, Czartoryski, Sanguszko, Ostrogski, Zbaraski, Prunski, Drucki, Sokolowiecki, Horski, Massalski, Mstiski, Rapacki, Gluski, Koptiski, Radziwil; hieher die ansehnlichen Häuser: Ogiński, Pac, Danilowicz, Sapieha, Wolowicz, Chlebowicz, Chodkiewicz, Tyszkiewicz, Chreptowicz, Pac, Balaban, Strus, Kisiel, Troyn, Mycyl, Kierdey, Zotkiewski, Drohoiowski, Bawerowski, Szymlanski, Szczycki, Wisnicki, Komarnicki, Zetkowski, Dzieduszycki, Broniewski, Dunikowski, Dwernicki, Lisowski, Buczacki und tausend andere, so zwar, daß ausschließlich in dem Theile des Königreichs Galizien, der einstmals den Namen der ruthenischen und podolischen Wojewodschaft führte, von der Anzahl des gr. ruthenischen Adels die Zahl des Adels des lat. Ritus merklich übersteigen wird. Wie Viele des gr. ruthenischen Adels wohnen nicht in den Dorfschaften Brzezinca, Wilna, Czarkowice, Horodyszcze, Jawora, Kulczyce (Stammort jenes Kulczycki, welcher bei der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 zu dessen Entsatze so wesentliche Dienste geleistet, und dafür vom Kaiser Leopold I. das Privilegium zur Anlegung eines Kaffeehauses (ersten Kaffeehauses Wiens) erhalten hatte, der aber noch heut zu Tage von manchen pohlnischen Steidenten für einen Pohlen ausgeschrieen wird), Gezan, Stupnica, Sielec, Terlo, Winnik, Dobca u. s. w. Da aber dieses oder jenes Glaubensbekenntniß die ursprüngliche Abkunft keineswegs verändert, so haben alle gedachten Familien, wiewohl sie jetzt zum lat. Ritus sich bekennen, dennoch nicht aufgehört, von ruthenischer Nation und Herkunft zu seyn. Zweifle ich bei uns der Gewohnheit, ausschließlich nur jene Ruthener zu nennen, die dem griechischen Ritus, Pohlen hingegen jene, die dem lateinischen Ritus angehören; aber diese Gewohnheit ist ganz irrig und tadelnswerth. Hört denn ein Engländer, Franzose oder Deutscher, weil er der Lehre Luthers oder Calvins anhangt, deswegen auf, ein Engländer, Franzose oder Deutscher zu seyn? Im Gegentheile wird ein Ungar, Dalmatiner oder Croate darum, weil er im griechischen Ritus Gott verehrt, ein Ruthener? Woher sollte es also kommen, daß ein geborner Ruthener, der etwanigem Uebertritte von dem griechischen Ritus seiner Vorfahren zu dem lateinischen (nicht zu dem pohlnischen Ritus, denn ein solcher existirt nicht, und existirte nie) in Bezug auf die Nation aufhören sollte, Ruthener zu seyn? Die Nationalität und Abstammung kann sich Niemand ertingen, und sie eben so wenig abwerfen und verändern. Daher folgt, daß, obwohl die gedachten Familien den Ritus ihres Glaubens verändert haben, sie dennoch ihre ursprüngliche ruthenische Abkunft weder veränderten, noch verändern konnten.

Digitized by Google

Nation und angestammten Muttersprache zu schämen, und selbe zu verläugnen.

III. Die ruthenische Sprache wurde von andern slawischen Sprachen, namentlich von der slawischen Kirchen-, von der pohlnischen und russischen, ehedem sogenannten moskowitischen Sprache immer unterschieden.

Die Ausdrücke »die ruthenische, die kleine oder weiß-russische Sprache« sind identisch. Allein die von den pohlnischen Königen ertheilten, oder auf ihren Befehl aus dem Ruthenischen ins Pohlnische übersetzten Privilegien, in welchen die ruthenische Sprache und Schrift: idioma ruthenum, character et lingua ruthenica genannt wird, bezeugen hinlänglich, daß die ruthenische Sprache von der slawischen, pohlnischen und moskowitischen ganz verschieden ist. Die Bestätigung des, vom König Sigismund August, dem Anton Radzilowski, Wladyken (Bischof) von Przemysl, im Jahre 1549 gegebenen Privilegiums, von Seite des Samborer-Starosten Stasko von Dawidow sagt aus, daß es aus dem Ruthenischen ins Pohlnische wörtlich übersetzt worden. Eine andere Bekräftigung von eben demselben Jahre, enthält das Privilegium des Fürsten Leo, des Sohnes des Königs Daniel, ganz und vollständig in der ruthenischen Sprache; noch eine dritte Bestätigung vom Jahre 1555 copirt ein anderes ruthenisches Privilegium des Fürsten Leo. Aber sind denn Beweise nöthig, daß die ruthenische Sprache von der pohlnischen immer unterschieden war? Dieß unterliegt ja keinem Zweifel. Ueberdieß unterschied sie sich auch von der russischen Sprache. Katharina I. ließ, wie Scherer [1] berichtet, im J. 1729 die in der ruthenischen Sprache verfaßten Verordnungen ins Russische übersetzen. Doch wir wissen, daß sie in der Wojewodschaft von Kijow, Braclaw und Czernichow ruthenisch geschrieben wurden. —

Nicht minder findet zwischen der ruthenischen und der Kirchensprache ein Unterschied Statt. Denn in den alten sowohl, als in den neuern Kirchenbüchern, als in Euchologien, Brevieren, Triodien u. s. w., welche Vorschriften rücksichtlich der kirchlichen Verrichtungen enthalten, wurde der slawische von dem ruthenischen National-Dialecte jederzeit unterschieden. Vielmehr lag der Geistlichkeit die Pflicht ob, die slawisch verfaßten Gebethe und Homilien ins Ruthenische zum allgemeinen Gebrauche zu übersetzen.

Belege dafür liefern viele gelehrte Schriftsteller. Gwagnin [1] sagt: Die Moskowiter unterscheiden sich in Etwas von den Ruthenern (es war um das J. 1560), und die Ruthener von den Polaken, Czechen, Croaten u. s. w., so daß sie schwer einander verstehen. Kopitar theilt ausdrücklich die slawische, die ruthenische, die russische und die pohlnische Sprache von einander ab, während er nämlich in der Grammatik der krainischen Sprache das, in der Büchersammlung der Alumnen zu Lubian sich befindende Wörterbuch näher beschreibt. — Smotrycki, der Chorsführer der slawischen Grammatiker, machte in der Grammatik der slawischen Sprache für die ruthenische Nation, die Vorrede ruthenisch, und hinterließ in den Uebersetzungen aus dem Slawischen ins Ruthenische, wahre Muster der eigentlichen ruthenischen Sprache, welche Dobrowski mit Recht die Muttersprache der Ruthener nennt. — Der Verfasser des im Jahre 1621 herausgegebenen Buches „Sowita wina« drückt sich, auf die Vorwürfe der Abtrünnigen antwortend, so aus: »Was die slawische Sprache anbelangt, »so haben wir sie niemals verachtet, wie euch jemand »die Sache irrig hinterbracht hat; vielmehr schöpfen wir »aus den slawischen Büchern Argumente gegen euch, und »bewahren selbe fleißig auf. Die ruthenische Sprache ge»brauchen wir öffentlich in den Predigten, und sprechen »in derselben in Privatunterredungen.« — Dieß bezeugt auch Skarga in dem zu Wilna im Jahre 1577 gedruckten Buche: Von der Einheit der Kirche Gottes. — Stan. Kleczewski setzt in dem Werke: Von dem Anfange und Alterthume der polnischen Sprache u. s. w., das im Jahre 1767 zu Lemberg erschien, die Verschiedenheit der Sprachen, von der die Rede ist, vollständiger auseinander. Eben dieses bestätigen auch Linde, Rakowiecki, Lomonosow, Grecz und Andere, so daß es eine überflüssige Arbeit wäre, sich breiter über eine über allen Zweifel erhabene Sache auszulassen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Annales de la petite Russie, T. II. p. 376, elle ordonne pour le salut des peuples de la petite Russie de traduire ces lois dans langue de la grande Russie.

[1] Moschovitae a Ruthenis aliquantulum, Ruthemi quoque a Polonis ac Masovitis, sic etiam Bohemi, Croatae ab invicem differunt, ita ut sese intelligere difficile possint, etc. Sarmatiae Europeae descriptio. T. I. p. 24.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

38. Mittwoch, den 11. Mai 1836.

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Fortsetzung.)

24. Diemut III. ist nur aus der schon oben erwähnten Urkunde bekannt, in welcher Erzbischof Conrad (Frisaci V. idus Junii 1117) rogatu dilectae sororis Diemudis nunc Abbatissae die Güter von Nonnberg bestätiget. Doch ist jene Urkunde von Hrn. von Koch nicht mit diplomatischer Genauigkeit gegeben worden. So heißt es z. B. S. 362, Z. 4: In excelso constituti speudae statt in excelsa constituti specla etc. und S. 363, Z. 2 causis statt caulis u. dgl. m.

25. Wirabis II. Die nahe Ortschaft Morzg hatte wahrscheinlich keine eigene Kirche bis zum J. 1139, wo Bischof Roman von Gurk selbe einweihte. Wirabis weigerte sich aber die Einweihungskosten zu tragen, und die Unterhaltung der Kirche zu übernehmen. Man kam endlich dahin überein, daß Nonnberg ein Drittel Zehent und einigen Grund an das Domcapitel überließ, welches dagegen an den Bischof Roman die Einweihungsgebühren zu erstatten, und die Kirche zu unterhalten übernahm.

Vom Erzbischof Conrad erhielt sie 1144 die Bestätigung der Klostergüter sammt einem Theile zum Weingute in Arnstorf, quia piarum orationum ipsarum adjutorio et protectione indigemus. Erzbischof Eberhard schenkte 1158 den Hof Schwarzach im Pongau zum Kloster.

26. Gertraud I. eine Nichte des Erzbischofs Adalbert, erlangte von ihm 1189 das Patronatrecht von Tittmoning, wo Nonnberg schon seit der Stiftung grundherrliche Gefälle hatte. Im J. 1198 schenkte er unter andern auch Nonnberg von den Einkünften der Salzbergwerke in Tuval viginti libras Salzb. monetae, und eine Salzpfanne in Müllbach oder Hallein.

Theobald, Bischof von Passau, erlaubte 1189, daß Nonnberg im Mattsee fischen dürfe (una tantum sagena), und übergab zugleich vier Leibeigene zur Schadloshaltung, weil von seinen Leuten ein Official von Nonnberg seines Augenlichtes beraubt worden.

27. Wilbirg v. Medlingen starb den 9. October 1235. Als Erzbischof Eberhard II. sich veranlaßt sah, Tittmoningen zu befestigen, und dazu Häuser und Gründe benützen mußte, die Nonnberg zugehörten, entschädigte er das Kloster dafür 1234 mit andern, und wies zugleich einige Gefälle an mit der Vorschrift, die Frauen sollten jährlich dreimal in feierlicher Prozession die Gräber der heiligen Patronen Rupert und Virgil besuchen.

28. Gertraud II. Edle von Stein, erhielt vom Erzbischof Eberhard (Salzb. 1242. IV. Non. Junii.) die Erlaubniß, sich sammt ihren Nachfolgerinen gleich den Aebten des Faldistoriums und Pastorals zu bedienen. Derselbe wies 1246 dem Kloster einige Einkünfte an, bei Mosen und Bachrein »ob nostrorum praedecessorum ac propriorum veniam delictorum.«

29. Diemut IV. Gräfin von Sonnenberg regierte um das Jahr 1249; ihr folgte

30. Gertraud III. Als diese 1266 resignirte, wurde den 9. März desselben Jahres erwählt

31. Diemut V. von Velben. In der Bittschrift an den Erzbischof Ladislaus um Bestätigung der Wahl, haben sich 19 Frauen namentlich unterschrieben. Diemut starb den 26. April 1270.

32. Hilta soll als Abtissin sehr fromm gelebt haben, von 1270 bis 1284.

Aus dieser Zeit bewahrt das Stift von P. Gregor X. neun Bullen, worin es in Schutz genommen wird, und die Bestätigung aller Güter und Freiheiten erhält.

33. Elisabeth III. Gräfin von Sonnenberg, erhielt 1290 von Herzog Albert von Oesterreich, nachmaligen römischen Kaiser, zoll- und mautfreie Ausfuhr von 25 Fuder Wein und 25 Muth Getreide, obwohl er mit den Erz-

Digitized by Google

bischöfen von Salzburg fast in beständige Kriege verwickelt war. Sie starb den 28. Jänner 1307.

34. Margaretha I. Edle von Gebing, aus dem Frauenkloster bei St. Peter zur Abtei in Nonnberg berufen, regierte bis 8. Mai 1321. Außer drei Gütern, die sie kaufte, dient noch als Andenken von ihr das Postament vom silbernen Haupte der h. Erntraud vom J. 1316.

35. Anna I. Edle von Bergheim oder Perchaim starb schon den 21. December 1323.

36. Diemut VI. Edle von Pollheim regierte bis zum Jahre 1336[4].

37. Diemut VII. Edle von Wartenfels, einem Schlosse im Pfleggerichte Thalgau, starb den 21. Februar 1344.

38. Anna II. von Gratzer oder Graßer starb den 15. November 1356. Einige noch vorhandene Kaufbriefe beweisen ihre Sorge für die Oekonomie.

39. Anna III. von Weissenegg, eine Schwester des Erzbischofs Ortholph, kaufte ein Gut zu Oberarnstorf und starb den 26. November 1367.

40. Katharina I. von Schernberg starb den 26. April 1378, nachdem sie auch einige Güter durch Kauf an das Kloster gebracht hatte. Ihre Nachfolgerin

41. Anna IV. von Lilienberg (Libnperg) starb schon im Dezember 1380.

42. Katharina II. vermuthlich eine Pernecker. Im J. 1383 ist die Domkirche mit dem größern Theile der Stadt am Kai durch Brand verwüstet worden; Nonnberg blieb zwar verschont, litt aber 1386 viel durch Ueberschwemmung. An Abt Otto von St. Peter hatte Nonnberg einen besondern Wohlthäter, und hält daher noch jetzt für ihn einen Jahrtag. Katharina starb den 1. Juli 1388.

43. Diemut VIII. Edle von Schönstätten, ist den 12. August darauf erwählt worden. Im Wahlinstrumente hat sich die Frau Klara von Truchlaching für die Dechantin, und sieben andere Frauen unterschrieben, mit dem Beisatze: quia scribere nescivi. Diese Abtissin starb an der Pest den 5. August 1393.

44. Margaretha II. Edle von Pernegg starb den 6. März 1394.

45. Katharina III. von Schellenberg, und

46. Elisabeth IV. (Elkeb) sollen beide nur kurze Zeit regiert haben.

47. Margaretha III. auch eine von Pernegg starb den 8. Dezember 1404.

[4] Pruenenhubers Annales Styr. S. 475.

48. Gertraud IV. Edle von Reitenberg, hat noch mehrere Kauf- und Pachtbriefe als Zeugen ihrer Sorge für das Emporbringen der Oekonomie, die sich aber doch nicht erheben wollte. In ihrer Geldverlegenheit both sie daher dem Erzbischofe Eberhard III. ihren Salzantheil in Hallein zum Kaufe an, der jedoch nicht zu Stande kam. Nun hatte sie auch noch das Unglück, daß 1423 das Kloster sammt der Kirche und vielen Urkunden und Kostbarkeiten abbrannte. Sie starb aber bald darauf den 9. November.

49. Elisabeth V., nach andern Elkeb II., eine Ecker von Pöring, zuvor Dechantin, kam unter den mißlichsten Umständen zur Abtei. Wie sie für Unterkunft der Frauen sorgte, findet sich nicht aufgezeichnet; doch daß sie die ganze Kirche decken ließ, einen Tabernakel, eine Monstranze, zwei Glocken u. A. beischaffte. Um die Rechte und Freiheiten des Klosters zu erhalten, erwirkte sie von P. Martin V. eine Bestätigungsbulle dat. Romae VII. Id. Apr. 1427. Sie starb den 19. Juli 1433, und nach fünf Tagen wurde als ihre Nachfolgerin erwählt

50. Anna V. von Geygantern. Diese kaufte einige Gülten in Linz und bei Seekirchen, und erhielt von der Witwe des Erasmus von Weisbriach, Afra Specher, ihr Gut am Praitenberg in Gastein. Anna starb den 14. November 1439, und wurde nach 200 Jahren noch unverwesen gefunden. Ihr folgte

51. Anna VI. von Panichner. Auch sie suchte durch Kauf das Klostergut zu mehren, und gegen alle Ansprüche zu sichern, bis der Tod ihrer Wirksamkeit ein Ende machte, den 26. August 1446.

(Fortsetzung folgt.)

Die ruthenische Sprache.

Nach dem Polnischen des Domherrn Johann Megilnicki.

Von Anton Nagarewicz.

(Fortsetzung.)

IV. In allen, ehemals unter der Benennung: Klein- und Roth-Rußland bekannten ruthenischen Ländern war ein und derselbe ruthenische Dialect im Gebrauche.

Wenn die Dialecte einer Sprache in so weit mit einander übereinstimmen, daß sich die Regeln einer und derselben Grammatik auf sie anwenden lassen, ungeachtet einige Wörter anders ausgesprochen würden, andere Be-

Digitized by Google

deutung zuließen, oder überhaupt ein kleiner Unterschied Statt fände, so ist kein wichtiger Grund da, sie für besondere, von einander verschiedene Dialecte zu halten. Alle alten Zweige der slawischen Sprache waren in dem 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte einander viel näher, als jetzt. Ja auch die Meinung scheint nicht ungegründet zu seyn, daß, je weiter wir ins Alterthum zurückgehen, ein desto kleinerer Unterschied sich auch unter ihnen zeigen würde. Allein im Slawenthume muß man zwischen dem Bücher- oder Schrift-, dann zwischen dem eigentlich so genannten Kirchen-Dialecte unterscheiden; denn im Anfange, bevor die zum Kirchengebrauche gehörigen Sachen nur geschrieben wurden, war schon der National-Dialect in der gewöhnlichen Umgangs- und Schriftsprache im vollen Gebrauche. Dann ist auch die Umgangssprache anders bei dem gemeinen Volke, welche eigentlich die Muttersprache ist, und wieder anders im Munde der Gebildeten, welcher alle Eigenschaften der Schriftsprache zukommen.

Auch bei uns Ruthenern läßt sich der Unterschied in einen Umgangs- und einen Schrift-Dialect treffen. Der Schrift-Dialect änderte sich in Klein-, Weiß- und Roth-Rußland vom 13ten Jahrhunderte bis auf unsere Tage beinahe gar nicht. In der Umgangssprache befinden sich einige unbedeutende Abänderungen, welche aber so geringfügig und so selten sind, daß man mit Recht behaupten kann, in Weiß- und Klein-Rußland werde in einer und derselben Sprache gesprochen. Wer nur einen Ruthener von Kijow, Czerniechow, Braclaw, Lemberg, Przemysl, den lithauischen Brzesc, Smolensk und Polock reden gehört hat, der wird die gegenwärtige Behauptung nicht im mindesten bestreiten wollen. Geringfügige Abänderungen in der Aussprache der Selbstlaute o und je, dann einige von den stammverwandten Nachbarn angenommene Ausdrücke haben die ruthenische Sprache dem Wesen nach nicht verändert, und können daher keine für sich bestehende, von einander verschiedene Dialecte ausmachen. Denn wenn ein Pohle slysys (hörst du), ein Anderer slyszysz sagt, der eine tsyma, der andere aber trzyma spricht, der eine pon, ein anderer pun, und ein dritter pan (d. i. Herr) u. s. w. ausspricht, ist denn da eine wichtige Ursache vorhanden, um den pohlnischen Dialect in einen mazowischen, krakauischen und goralischen abzutheilen? Dieselbe Ueberzeugung verschaffen uns auch die an verschiedenen Orten, als: zu Wilna, Ostrog, Lemberg, Zabludow Stratyn, Poczajow, Uniow, Suprasl u. s. w. gedruckten ruthenischen Schriften. Außer den zum Gottesdienste bestimmten, in der Kirchensprache erschienenen Büchern, wurden auch viele andere Schriften, sowohl geistlichen als weltlichen Inhalts in der Nationalsprache, oder der eigentlichen ruthenischen gedruckt. Der Dialect dieser Schriften ist ungeachtet der Verschiedenheit des Ortes, und der Zeit ihres Erscheinens beinahe ganz derselbe. Also war in den ruthenischen Ländern von Klein-, Roth-, Weiß- und Schwarz-Rußland ein und derselbe Dialect im Gebrauche, welcher bis zum 18ten Jahrhunderte ohne allen Zusatz geradehin die ruthenische Sprache, lingua ruthena, idioma ruthenum genannt wurde, von dem weiß-russischen oder klein-russischen Dialecte aber hat man nicht einmal etwas gehört.

V. Ist von dem Schrift-Dialecte die Rede, dann bedeuten die Benennungen: der klein-russische, der weiß-russische Dialect nichts anders, als den ruthenischen Dialect.

Aus dem Gesagten erhellet die Identität der ohne Ursache getheilten ruthenischen Dialecte, welche Wahrheit man nie bezweifelt, so wie man auch nie solche Abtheilungen gemacht hat. Erst seit der Zeit, als ein bedeutender Theil von Klein- und Weiß-Rußland unter die Herrschaft Rußlands kam, fingen die russischen Schriftsteller unter Czaar Peter, die Verschiedenheit zwischen dem slawischen, russischen, und früher sogenannten moskowitischen, so wie zwischen dem in Klein- und Weiß-Rußland gebrauchten Dialecte einsehend, an, einen klein- und weiß-russischen Dialect zu unterscheiden. Die erste Erwähnung davon geschieht in der zu Moskau im J. 1721 erschienenen Grammatik. Sie hätte nämlich ein wörtlicher Abdruck der Grammatik des Smotrycki seyn sollen, aber der Herausgeber hat jene Stellen, in welchen Smotrycki von dem ruthenischen Dialecte spricht, nicht unangetastet gelassen, sondern nennt ihn den klein-russischen Dialect. So einen kannte aber Smotrycki nicht, wiewohl er mit der ruthenischen Sprache gewiß mehr vertraut gewesen, als irgend einer der späteren Schriftsteller. Diesem Beispiele folgten pohlnische und fremde Schriftsteller, und so haben sie den sogenannten ruthenischen Dialect in den klein-russischen verwandelt. Dasselbe Bewandtniß hat es auch mit der Benennung: weiß-russischer Dialect. Linde nennt die eigentliche ruthenische Sprache, in welcher das lithauische Statut verfaßt wurde, nur deßwegen weiß-russisch, weil sie Sopikow so nannte. Die Autorität des Sopikow schien Linde zureichend, um die Sprache, in welcher das Statut geschrieben ist, weiß-

Digitized by Google

russisch zu nennen, wiewohl sie nichts anders ist, als lediglich die eigentliche ruthenische Sprache.

Die Sprache des lithauischen Statuts ist dieselbe, in welcher Smotrycki die Vorrede zu seiner Grammatik, und die Excerpte in derselben geschrieben hat. Aber Smotrycki nannte seine Sprache nicht anders, als nur geradewegs die ruthenische, und dieß zur Zeit, wo von der weiß-russischen noch gar nicht die Rede war. Seiner Autorität also folgend, ist die Sprache des Statuts ohne allen Zusatz die ruthenische, keineswegs aber die weiß-russische zu nennen. — Grecz nennt die Sprache des Buches mit der Inschrift: Wieniec Chrystusowy, die eigentliche ruthenische Sprache, welche auch die Sprache des Statuts ist. Warum soll sie also weißrussisch heißen? Warum soll in derselben ruthenischen Sprache ein Unterschied dem Namen nach seyn, da er doch der Wesenheit nach nicht vorhanden ist?

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

»Als der löbliche Kayser Maximilianus II. im Jahr 1571 nach Dresden zum Churfürsten von Sachsen, Augusto kommen, welcher den berühmten Arzt, Caspar Peucerum, des Philippi Melanchthonis Tochter-Mann, wegen einer Streitigkeit über die Allengegenwart des Leibes des Herrn im heiligen Nachtmahl, gefänglich einziehen lassen (in welchem harten Gefängniß er an die 12 Jahre sehr scharf und enge gehalten worden, denn es waren ihm entzogen 1) alle Conversation, 2) alle Bücher, 3) alle Schreibe-Mittel an Feder, Dinte und Pappier, wie solches in des Andreä Gryphii Abdankung S. 464 zu finden), da hat der sanftmüthige Kayser den Churfürsten gebeten, daß er gemeldeten Peucerum losgeben, und ihm schenken wolte: der Churfürst aber wolte sich dazu keineswegs verstehen, sondern wendete vor, daß er seiner selbst nöthig hätte; ja er gab dem Kayser auf seine fernere Frage: Warum er ihn denn gefangen hielte, da er ihm doch nichts nütze wäre? zur Antwort: »Ich will, daß meine Diener im Glauben mit mir eins sind.« Auf diese Antwort fing der Kayser wiederum an: »Das stehet in euerer Macht nicht. Es kömmt und nicht zu, dem Gewissen zu gebieten, noch jemand mit Gewalt zum Glauben zu zwingen.« (Hist. Nachricht von Caspar Schwenckfeld. 8. Prentzlau, 1744. S. 7.)

Georg Angelus, ein geborner Böhme von Eger, wurde 1493 zum Abte des Cisterzienser-Klosters Waldsassen erwählt, und regierte 19 Jahre mit vieler Auszeichnung. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Goldmacherkunst. Er soll sie auch mit erwünschtem Erfolge getrieben haben; gewiß ist es, daß er die im baierischen Kriege geplünderten und ausgebrannten Klostergebäude zur Bewunderung Aller in kurzer Zeit wieder herstellte. Unter seiner Leitung litt das Kloster durchaus keinen Mangel, und bei seinem Tode, der im J. 1512 erfolgte, hinterließ er außer ansehnlichen Getreidevorräthen 24000 Goldgulden. Caspar Bruschius, der bekannte Chronolist der deutschen Klöster, schreibt von ihm und seinen alchimistischen Arbeiten: »Praefuit prudenter et utilissime. Esti alcumisticarum artium mire esset studiosus, quibus plerumque *plus absumi*, quam *collegi* aut *acquiri* solet, tamen moriens successori XXIV millia aureorum cum insigni frumentorum copia reliquit.«

Als der König von Preußen bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit Joseph II. diesen die Treppe hinaufführte, weigerte sich der Kaiser voran zu gehen. Indem sich beide herum drehten, und keiner zuerst gehen wollte, sagte endlich Kaiser Joseph: »Sire, wenn Sie anfangen, mit mir zu manövriren, so ziehe ich den Kürzern, und ich muß gehen, wohin Sie wollen,« und damit ging er voran.

Johann Fuchsmagen, von Celtis »Fussemanus« genannt, war ein vorzüglicher Rechtsgelehrter und Rath K. Friedrichs IV. und Maximilians I. — Celtis sagt von ihm: quis enim inter germanie proceres te Fusemanne in inquirenda utraque (h. e. coeli terreque superficie) diligentior? Quis numerorum et dimensionum telluris circulorumque coelestium doctior? Quis eruditius gentes, populos, urbes, mariaque et flumina, variasque animalium et hominum figuras corporibus et affectibus differentes sub diversis coelestibus circulis et in diversis climatibus degentes melius te expliecare potest? Er sammelte Münzen, suchte alte Denkmale, und ließ sein Haus und die Wiener-Akademie mit römischen Steinen und Inschriften zieren, von denen einige noch dem berühmten Lazius zu seinen Arbeiten als Erläuterungen dienten. Seine Bibliothek besaß viele Seltenheiten, die nach seinem Tode größtentheils dem Cuspinian zufielen, und jetzt noch in der Kaiserl. Bibliothek aufbewahrt werden. Unter diesen befindet sich des Furius Dionysius Philokalus römischer Kalender, der dem berühmten Joseph Scaliger und Mark. Welser räthselhaft und nach 9 Ausgaben noch nicht vollständig erklärt ist. Fuchsmagen starb am 3. Mai 1510, und wurde im Kloster St. Dorothea begraben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

39. Sonnabend, den 14. Mai **1836.**

Vaterländische Sagen und Legenden.

I. Der Schwedenhelm.

„Der Schwed ist da, der Schwed ist da,“ keuchte ein eilfertiger Wanderer, dem ein schwer Gebreste schier den Odem verlegte, indem er zum Wienerthore des Städtleins Niklasburg (jetzt Nikolsburg) in Mähren hereintoste. »Der Schwed ist da, er sitzt mir dicht auf den Fersen!« stöhnte er noch einmal, und sank kraftlos darnieder.

Auf sothanen Schreckensruf versammelte sich alsbald Jung und Alt um den Bothen, die Rathsmänner eilten herbei, und Jener berichtete: wie er, auf freiem Felde, unfern des sogenannten Birnzipfes, seines Ackers gepflegt habe, als von ferne ein dumpfes Getöse in seine Ohren geklungen, und er gleich darnach unterschiedlicher Leute ansichtig geworden sey, die mit verstörten Mienen, und in absonderlicher Hast vorüberstoben, wehklagend, daß die Heerhaufen des Feindes plötzlich, wie die böse Sündfluth, über sie gekommen, ihre Häuser mit Feuer angestoßen, Alles niedergemacht, selbst des Säuglings nicht geschont hätten, und wie sie nur mit genauer Noth eben das Leben gerettet, und zu fliehen gewillt seyen, so weit die Füße sie trügen; darauf hätten sie jammernd Reißaus genommen, und er sey spornreichs nach der Stadt zurück gelaufen, vermeinend, daß eine Warnung bei Zeiten Manchem zum Frommen gereichen möchte. Ihm wolle nun bedünken, als scheine es am gerathensten für Jeden, sein Bündel zu schnüren, und sich von hinnen zu begeben, inmassen es männiglich bekannt sey, wie das Schwedenvolk aus argen Unholden bestände, die mit Mord und Brand sich die liebste Ergötzlichkeit bereiteten, und dabei nicht des Kindes im Mutterschooße sich erbarmten.

Gar entmuthigt lauschten die Bewohner des Städtleins dieser Kunde; Mancher wollte bereits Anstalt treffen, Haus und Hof mit dem Rücken anzusehen, nur das eigene und seiner Angehörigen Heil in schneller Flucht gewinnend; rathlos standen die Väter der Stadt, und wußten den ängstlich Fragenden nicht Bescheid zu geben; horch da dröhnte es, wie kriegerische Fanfaren aus der Gegend vor dem Wienerthore her, und Cymbale und Heerpauken, und das Getöse klirrender Waffenrüstungen rasaunte durch die Luft, verkündend, wie das Gefürchtete allbereits eingetroffen, und an kein Entrinnen mehr zu denken sey.

Ein Kreischen des tödtlichen Entsetzens löste sich von Aller Munde, und gleichzeitig schlug in wehmüthigen Tönen das Gämperlein[1] an, die Rottmeister bothen Alles, was Waffen zu tragen vermochte, auf, an ihrer Seite zu stehen, Kinder, Weiber und Greise stürzten jammerd auf die Straßen, um zu hören, was sich begebe, schreckensbleiche Gesichter wurden allenthalben sichtbar, und die Verwirrung war so groß, daß Keiner dem Andern Rede stehen wollte, Niemand sich zu berathen wußte, und nur die Gewißheit des dräuenden Unglückes Aller Herzen erfüllte.

Draußen aber rückten die Geschwader der Feinde, von einem Ausfluge nach Oesterreich rückkehrend, mit flatterndem Fähnlein, und unter lustiger Kriegsmusik an, und wohl wässerte Manchem unter ihnen der Mund, als er der blühenden Marken, des schönen Städtleins Acht nahm, das also gehäbig und reich da lag, daß man ob erklecklicher Beute nicht bangen mochte. Freudiglich hörten sie demnach des Feldobersten Ruf »Drauf und dran«, im Sturmschritte marschirten sie auf die Mauern los. — Viele vermeinten schon, das Klimpern des edlen Metalles zu verspüren, mit welchem sie die Säkel weidlich zu füllen gedachten.

Schon war die Vorhuth des Heeres bis an den Birnzipf gelangt, nicht viel über eines Büchsenschusses Weite von dem mehrerwähnten Wienerthore fern; lärmender Ju-

[1] Die Sturmglocke.

Digitized by Google

betrug und einfallende Drommeten begrüßten die Stadt, der man sich mit lüsterner Hast im Sturmschritt näherte; — siehe, da legte sich dicker Nebel, wiewohl der Himmel noch eben erst rein gewesen, wie ein Spiegel über die Mauern hin, sich vor den Schweden wie eine feste Wand ausbreitend, daß sie sträflich ein Grauen befiel, und sie nicht wagten, einen Schritt fürbaß zu setzen. Zwar wollten es ein Paar Tollköpfe versuchen, in dass unheimliche Gewebe einzudringen; allein schwere Dämpfe drückten sie zu Boden, und mit zagendem Henlen krochen sie auf allen Vieren zu den Kriegsgefährten zurück.

(Schluß folgt.)

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Fortsetzung.)

52. Agatha von Haunsberg wurde den 3. September 1446 erwählt, und den 9ten darauf vom Erzbischof Friedrich IV. bestätiget, wo sie erst 24 Jahre alt war. Sie regierte dessen ungeachtet mit solcher Klugheit fast 38 Jahre, daß sie noch immer in gutem Andenken ist. Sie hat vieles erbaut, und für die Kirche beigeschafft, und doch das Klostervermögen mit neuen Erwerbungen vermehrt, obwohl die Zeitverhältnisse dafür keineswegs günstig waren. Als 1480 die Türken Kärnthen und Steyermark durchstreiften, und Erzbischof Bernhard sich zur Gegenwehr rüstete, mußten die Stände an Geld und Mannschaft beitragen. Nonnberg hatte bei solchen Gelegenheiten 70 Ducaten zu bezahlen, und dieses Mal auch drei Reisige zu Pferd bereit zu halten. Ihr Hofrichter, den sie abschickte, um die Herausgabe der Klostergüter in Lungau zu betreiben, wurde selbst in Murau gefangen gesetzt. — Im J. 1468 hat sie an den Erzbischof Bernhard ihren Salzantheil in Hallein abgetreten, und dafür jährlich 60 Fuder Salz mit freier Ausfuhr erhalten, auch Nachlaß einer Schuld an die Hofkammer von 383 Pf., wofür ein Jahrtag übernommen wurde.

Eine Klostervisitation, die der Kardinal Johann von Cuß 1451 anordnete, beweiset, daß auch die Disciplin in gutem Stande war. Den Genuß von Fleischspeisen, und den Gebrauch der Leineukleider und Federbetten, welchen der Kardinal und die Visitatoren nicht erlauben wollten, bewilligte 1453 Papst Nikolaus V. nach Gutbefinden des Erzbischofs Sigmund. — Agatha starb, 62 Jahre alt, den 22. Juni 1484.

53. Daria von Panichner ist den 28. Juni erwählt und den 6. Juli von Johann, Erzbischof von Gran, als Verweser des Erzbisthums Salzburg, bestätiget worden. Auch sie suchte das Klostergut durch Bestätigungs-Urkunden zu wahren, und durch Kauf zu mehren, was um so nothwendiger war, da sich die Abgaben auch immer vergrößerten, wozu sie nach und nach über 400 Ducaten beitragen mußte. Daria starb den 23. October 1505. Ihre Nachfolgerin

54. Regina Pfaffinger von Salbernkirchen, war in der Wirthschaft nicht glücklich; sie resignirte daher 1514, und starb den 23. April 1516.

Nach ihrer Resignation überließen die Frauen für dieses Mal ihr freies Wahlrecht dem Erzbischofe Leonhard, und ersuchten ihn einmüthig dem Kloster Vorsehung zu thun mit einer Person, die den gesunkenen Wohlstand desselben wieder empor zu bringen vermöchte. Dieser wählte aus dem Frauenkloster bei St. Peter

55. die Ursula von Trauner, ließ sie den 12. Mai 1514 auf den Nonnberg führen, und sogleich als Abtissin verstellen. Obwohl sie erst 28 Jahre alt war, rechtfertigte sie doch dessen gute Meinung von ihr vollkommen. In kurzer Zeit bezahlte sie eine Schuld von 4000 fl., obgleich die Zeiten für die Wirthschaft keineswegs günstig waren. Denn im J. 1519 hatte sie an den neuen Erzbischof Matthäus Lang eine Weihsteuer von 70 Ducaten zu entrichten, und im folgenden Jahre eben so viel als subsidium charitativum. Vom J. 1524 bis 1525 waren die Bauern im Gebirge in Aufruhr, woher also das Stift auch wenig beziehen konnte. Als 1525 die Bauern nach Salzburg zogen, und den Erzbischof in der Festung Hohen-Salzburg durch drei Monate belagerten, mußte Nonnberg wie St. Peter täglich gewisse Nahrungsmittel liefern, und St. Peter mit 900 fl., Nonnberg aber mit 700 fl. sich von der Plünderung loskaufen.

Als 1529 die Türken um Wien alles verwüsteten, traf dieses Loos auch die Nonnbergischen Güter in Arnsdorf und Wölbling, und zugleich mußte an Kaiser Ferdinand I. eine Türkensteuer bezahlt werden. Doch fand Ursula noch Mittel manches zu bauen, z. B. die Abtei, einen Keller, den Getreidkasten bei dem Kloster und in Titmening, das abgebrannte Hofrichter- und Caplanhaus, den Hof in Wölbling u. s. w. Auch kaufte sie einen Hof bei Morzg und mehrere Kirchen-Paramente.

So um das Kloster hochverdient, starb sie den 9. August 1539.

Digitized by Google

56. **Veronika von Walddrunn**, erwählt den 18. August 1539, wird als eine fromme, kluge und sparsame Frau gerühmt, die ganz für ihr Kloster lebte. Eine jeweilige Abtissin von Nonnberg gehörte bei der Landschaft zum Prälatenstande; von dieser findet sich, daß sie schömal eingeladen wurde, durch einen Bevollmächtigten bei dem Landtage zu erscheinen.

Veronika starb den 30. Juni 1552.

57. **Anna VII.** von Baumann, erwählt den 14. Juli 1552, war eine sehr gute Wirthin, und konnte daher bei aller ihrer Wohlthätigkeit doch manches auf Bauten verwenden. In den ersten Tagen des Augusts 1571, ist fast die ganze Stadt Tittmoning durch Blitz abgebrannt. Da Nonnberg das Patronat auf die dortige Stadtpfarre hatte, wurde die Abtissin vom Erzbischof Johann Jakob nachdrücklich aufgefordert, für Wohnung und Unterhalt des Pfarrers, der Cooperatoren und des Schullehrers bis zur nächsten Ernte zu sorgen. Doch traf das meiste hiervon ihre Nachfolgerin; denn Anna starb den 26. October 1571.

58. **Benigna von Alten-Gutrath** wurde den 16. April 1572 erwählt.

Als 1583 das bei St. Peter seit 500 Jahren bestandene Frauenkloster aufgehoben, und den Franciskanern eingeräumt wurde, sind die zwei damals allein noch übrigen Frauen auf den Nonnberg übersetzt worden, wovon die erstere, Scholastika Gstattner, bald starb; die andere aber, **Kordula von Mundtenheim**, später Abtissin wurde. Uebrigens war Benigna, wie es scheint, zu gut, gerieth in Schulden, und wurde daher bewogen, 1588 zu resigniren. Sie starb den 14. October 1594.

59. **Anna VIII.** Pütrich von Stegen, erwählt den 21. December 1588, war in der Wirthschaft glücklicher, bezahlte die Schulden ihrer Vorgängerin, kaufte mehrere Kirchengeräthe, baute auch Einiges, und starb den 17. Mai 1600.

60. **Kordula von Mundtenheim**, die am 27. August 1566 im Frauenkloster bey St. Peter, und nach ihrer Uebersetzung auch 1588 im Nonnberg ihre Gelübde abgelegt hatte, wurde nach dem Wunsche des Erzbischofs Wolf Dietrich den 29. Mai 1600 als Abtissin erwählt, und den 2. Juni von ihm bestätiget. Gleich Anfangs ließ sie die Sakristei renoviren, und mit neuen Kästen versehen, kaufte einen großen Kelch u. A.

Als den 11. December 1598 in der Domkirche Feuer auskam, das schnell die ganze Dachung sammt den fünf Thürmen ergriff, und der Erzbischof sie nicht wieder herstellen, sondern nach und nach abtragen ließ, wurden die Altäre aus derselben in verschiedene Kirchen abgegeben. Kordula erhielt deren drei, wovon sie einen in der Klosterkirche, einen in der St. Johannes-Capelle, und den dritten in der Pfarrkirche zu Tittmoning aufsetzen ließ. Auch die Dom-Uhr wurde ihr zu Theil.

Das Domkapitel mußte 1603 dem Erzbischofe zur Erweiterung des Neubaues seine Spitalkirche sammt dem Pfründhause abtreten. Das Spital wurde nun in das Nonnthal verlegt, wo die Abtissin dem Domkapitel gegen einigen Ersatz die St. Erhardi-Kirche überließ.

Als Erzbischof Wolf Dietrich 1611 gefangen genommen, und in der Festung Hohen-Salzburg in strenge Verwahrung gebracht wurde, mußte er den 7. März 1612 in der Sakristei von Nonnberg in die Hände des päpstlichen Nuntius Anton Diaz resigniren, worauf er wieder in die Festung zurückgeführt wurde, und dort bis zu seinem Tode den 16. Jänner 1617 seine Gefangenschaft ertrug. Kordula starb aber 3 Jahre früher den 4. März 1614.

(Fortsetzung folgt.)

Die ruthenische Sprache.

Nach dem Pohlnischen des Demherrn Johann Mogilnicki.

Von Anton Rajacewicz.

(Fortsetzung.)

VI. Die ruthenische Sprache hat sich nicht aus der pohlnischen herausgebildet.

Einige russische, czechische und pohlnische Schriftsteller halten dafür, daß die ruthenische Sprache, die gewöhnliche Umgangssprache sowohl, als die Schriftsprache ihre gegenwärtige Beschaffenheit und Biegung dem Einflusse der pohlnischen Sprache und Schrift zu verdanken habe, oder was dasselbe ist, daß die ruthenische Sprache ein Gemisch der pohlnischen Sprache mit einem gewissen rohen, das ist dem ursprünglichen ruthenischen Dialecte sey. Diese Ansicht ist ungerecht, und führt zur Verachtung, Erniedrigung und Verkennung der ruthenischen Sprache. Wir verlangen von den unparteiischen Lesern nur, daß sie uns nicht, ohne die Gründe gehört zu haben, verurtheilen.

Die ruthenische Sprache hatte das nämliche Loos, wie die Nation selbst; aber gleichwie die Nation, eben so entstand auch die ruthenische Sprache nicht aus der pohlnischen;

Digitized by Google

vielmehr entwickelte sie sich nach dem Muster der slawischen aus dem Griechischen viel früher, als die pohlnische. Und wiewohl die ruthenische Nation im Kreislaufe irdischer Dinge der Krone Pohlens unterworfen wurde, so war sie dennoch von den pohlnischen Königen selbst als eine stammverwandte und in Allem der pohlnischen Nation gleiche anerkannt. Welcher Wohlthaten sich die ruthenische Nation, derselben hatte sich auch ihre Sprache zu erfreuen. Die pohlnische Sprache konnte einen Einfluß auf ihre Bereicherung und Vervollkommnung haben, aber dieses nimmt ihr nichts, gleichwie die lateinische Sprache dadurch nichts verliert, daß sie sich nach dem Muster der griechischen bildete. Denn auch in dem Ruthenerlande wurde für die Ausbildung der Muttersprache gesorgt, da man Schulen gründete, und Grammatiken nicht nur der slawischen, sondern auch der ruthenischen Sprache schrieb. Wir läugnen es nicht, daß die ruthenische Sprache nach dem Muster der griechischen, slawischen, und später auch der lateinischen sich bildete, bereicherte und vervollkommte, aber dieß läßt noch die Begründung der Thatsache nicht zu, daß die ruthenische Sprache ihre ganze Gestalt ausschließlich aus der pohlnischen gehohlt habe. Einzelne, wenn auch in bedeutender Anzahl, in dem einen oder dem anderen slawischen Dialecte sich vorfindende Wörter beweisen nichts mehr, als einzig und allein, daß alle slawischen Dialecte von einem Stamme herrühren, daß sie miteinander verwandt, und früher einander ähnlicher und näher seyn mußten.

VII. Die pohlnische hat ihre jetzige Reinheit und ihren Wortreichthum, so wie auch ihre Fügung größtentheils der ruthenischen Sprache zu verdanken.

Die alte, in den Denkmälern der Vorzeit aufbewahrte pohlnische Sprache ist nicht nur von der gegenwärtigen bedeutend verschieden, sondern sie ist im Gegentheile mehr der ruthenischen, als der heut zu Tage üblichen pohlnischen ähnlich. Hier zum Beispiele ein Fragment des, vom Wladislaw Jagello an den moldauischen Hospodar Alexander im 15ten Jahrhunderte geschriebenen Briefes: »Axeszmy odnu »tysiaczy rublów friazkoho sierebra pryiatielu naszo»mu Alexandru Woiewodi i Hospodaru ziemli moldaw»skoi, czto byli przedkowie ieho pozyczyli, a my szlu»biem pry naszey wiere zaplatyty, tych odnu tysiaczy »rublow friazkoho sierebra, a paki ich ne budet, a »my litowskoie ruble damy u. s. w. [1]. Nach Verlauf von 100 Jahren schreibt Stanislaus Orzechowski an Plaza im J. 1565 schon im reineren Pohlnisch: »Piszalem then list »ku W. M., raduiac szie dobremu zdrowiu, zem posz»lal do Lazarza ku druku politia królestwa pol. na trzy »knihi rozdzielona. Prosze chcziec ya W. M. widziec, »i poprawic, iesli zeby w czym pobludzilo. zaprawde »uzylem prace wielkiey, i wielkiego nieszpania. Chry»stusa Pana iako na oszla wszadziaacz na Aristotelessa u. s. w.« Mart. Bielski, der sich der erste erkühnte, eine Geschichte in der pohlnischen Sprache zu schreiben, fand dieselbe kaum zulänglich zum Zwecke seiner Mühe [2].

Die aufgestellte Behauptung, daß die pohlnische Sprache der ruthenischen ihre jetzige Gestalt größtentheils verdanke, ließe sich viel ausführlicher beweisen. Doch möge jedermann nach den angeführten Beispielen urtheilen, ob die ruthenische Sprache nach dem Muster der pohlnischen, oder diese nach dem Muster der ruthenischen sich gebildet hat? Die ruthenische Sprache war also keineswegs ein bloßer Provinzialism der pohlnischen, wie es dem Grecz, oder eigentlich Linde, in der Vorrede seines oft genannten Werkes S. 2 geschienen hat.

Die ruthenische Nation war ein integrirender Theil des pohlnischen Königreichs, eben so wie es jetzt die Ungarn, Czechen u. s. w. der großen österreichischen Monarchie sind. Und zugegeben, daß die ruthenische Sprache etwas der pohlnischen zu verdanken habe, so hat sie schon diese Schuld mit bedeutenden Zinsen abgetragen, da sie ihr eine Menge von Ausdrücken lieferte, wie es Kleczewski, Kopczynski und Andere erweisen, und wie es Linde in dem Werke von dem lithauischen Statute aussagt: »Eben dieser Reinheit der »ruthenischen Sprache ist es zuzuschreiben, daß man »die pohlnische Sprache des lithauischen Status, insbe»sondere nach Maßgabe der schon verdorbenen pohlnischen »Sprache, für die Muttersprache hielt.« Warum hat er also selbst die ruthenische Sprache in seinem Wörterbuche aus der Reihe der slawischen Dialecte ausgelassen? Uebrigens wird es auch jetzt noch bei der Unzulänglichkeit der grammatikalischen Regeln, und der pohlnischen Orthographie so lange nicht möglich seyn, etwas Gewisses und Haltbares festzustellen, bis nicht irgend jemand in den Geist und den Bau der ruthenischen oder slawischen Sprache eindringen, und aus diesen die nöthige Aushilfe schöpfen wird.

(Schluß folgt.)

1 Von den lithauischen und pohlnischen Gesetzen. Band I. S. 175, I. 976.

2 Um fünf Jahrhunderte früher war die ruthenische Sprache schon ausgebildet, und als Schriftsprache gebraucht. Der kiowsche Mönch Nestor schrieb im 11ten Jahrhunderte seine ruthenische Chronik in ihr, und die Ruthenen des 19ten Jahrhunderts finden diese Sprache nicht so sehr unverständlich, so sehr verschieden von derjenigen, welche sie jetzt sprechen, als die Pohlen ihre Sprache vom 15ten Jahrhundrete. Schon im 14ten Jahrhunderte hatten die Ruthener die Bibel in ihrer Sprache, wie viel später war dieß erst bei den Pohlen der Fall? Der französische Autor des im J. 1818 erschienenen Buches: von den Juden, erwähnt daß in dem Verzeichnisse der im Vatikan sich vorfindenden Bibeln unter der Zahl 500, auf der S. 288 das berühmte Werk: Alf Halkory vorhanden ist, welches die Erklärung der Bücher Moses in der ruthenischen Sprache enthält. Jahr 1094.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

40. Mittwoch, den 18. Mai **1836.**

Vaterländische Sagen und Legenden.

I. Der Schwedenhelm.

(Schluß.)

Befremdet schauten die Befehlshaber dieß bedrohliche Ereigniß, und pflogen Rathes, was nunmehro zu gebahren seye; denn Solches war Keinem von ihnen je begegnet: — da stellte sich ihnen ein Kriegsgeselle dar und vermeldete, wie er vor Jahren als fahrender Küffnergeselle durch Rklasburg gekommen, und gehört habe: es befinde sich in selbiger Stadt ein wunderthätiges Muttergottesbild, Maria von Loretto genannt, inmitten der Stadt aber etwas tiefer und gar stattlich belegen; dieß habe schon mehrfältig Mirakel gewirkt, und die Städter wüßten sich daß mit dem Schutze dieses Bildleins, weßhalb er auch unfürgreiflich der Meinung sey, als wäre gegenwärtiges Bedrängniß nichts denn ein Spuk jener Schirmherrin, den man am leichtesten würde wenden können, so man die Heilige durch eine fromme Spende zu sühnen bedächte.

Die Feldhauptleute lachten ob des ihnen gegebenen Rathes, und wiesen den Söldling barsch von dannen, sintemalen den Ketzern so gewaltiger Hort nur als ein Mährlein bedünkte; als aber auch am folgenden und am dritten Tage die Wolkenmassen nicht wichen, und den Schaaren immer mehr der Muth entsank, dieweil sie vermeinten, an einem verzauberten Flecke haften zu müssen allerwege; da überlegten sie neuerdings mit einander, und es ward beschlossen, wiewohl mit weidlichem Ingrimm und sattsamem Widerstreben nach des Küffners Rathe zu thun. — Da ward es schweigsam im Lager, als brütete der Tod ob demselben.

Mittlerweile wußten sich die Leute im Städtlein nicht zu deuten, was der Schwed im Schilde führe, als welcher mit so bedenklicher Eilfertigkeit herangerückt war, und nun müßig auf den Feldern lungerte, obwohl die Stadt beim ersten Sturme sein werden mußte; denn sie gewahrten Nichts von dem Nebel, so eine Vormauer um ihren Ort gezogen hatte — der Himmel lag klar über ihnen, wie das milde Auge eines liebenden Mütterleins. Wohl sannen sie hin und her, wie dieß Wunder zu erklären seye; doch Niemanden schwankte der rechte Zusammenhang, die Meisten erklärten das Saumsal des Feindes für ein Wahrzeichen der bittersten Prüfungen, oder einer absonderlichen Noth, so der Schwede über das Städtlein verhängen wollte.

Es war am Morgen des vierten Tages, als Bauern aus der Gegend einen Soldaten des Feindes, dem man die Augen verbunden hatte, zur Stadt brachten, den erstaunten Einwohnern berichtend: sie seyen von den Streifern der Schweden aufgefangen und genöthigt worden, jenen Gewappneten hereinzugeleiten, welcher Kunde von den Kriegsobersten der Belagerer bringe; er habe begehrt, mit verschlossenem Blicke geführt zu werden, dieweil, wie er betheuerte, der herbe Nebel ihm die Augen beiße, und eben so hätten alle Schweden eines dicken Nebels gedacht, dessen jedoch ihnen selbst nirgendwo eine Spur vorgekommen sey.

Die Städter wußten abermals nicht, wie sie Solches sich erklären sollten, doch schöpften sie gute Hoffnungen daraus, und fragten den Schweden um seinen Auftrag.

Alsbald brachte Der zwei riesige Wachslichter, schier jegliches von dem Umfange eines Mannsleibes, herfür, und bat im Namen seiner gestrengen Herrn, daß selbige unverweilt vor dem Altare der heiligen Frau von Loretto angezündet werden möchten, auf daß der böse Dunst sich verziehe, welcher weit und breit Alles umnachte, giftige Krankheit in die Heerhaufen versendend; dafür wolle der Obergeneral die Stadt mit sonderheitlicher Huld ansehen, und ohne aller Gefährde von dannen ziehen; es sey kein Zweifel, daß ein mächtiger Schirm ob diesen Mauern walte —

Digitized by Google

diese Gabe solle ein Sühnopfer, und dem Städtlein eine Gewähr des Verheißenen seyn.

Nachdem der Bothe vollendet hatte, wie ihm aufgegeben worden, fiel es einem weisen Rathe und gesammter Bürgerschaft gleich Schuppen von den Augen: sie vermerkten wohl, wem sie so hohe Gnade zu verdanken hatten, und in langer Prozession wallfahrteten Alle nach der Kirche Maria von Loretto, die gespendeten Kerzen im Triumphe vor sich hertragend. Alsogleich ward auch der Sakristan entbothen, Leuchter aufgerichtet, das Opfer festgestellt, und der Meßner mit dem zündenden Stabe näherte sich den Dochten.

Seltsamlich anzuschauen war es aber, wie diese nicht brennen wollten; wie die Flamme verlosch, ehedem sie sich mittheilte, wie sie schlängelnd fast zurückwich, wenn man sie den Kerzen näherte, und wie man sich zuletzt, nach mehrmaligen Versuchen schier überzeugt vermeinte, daß nichts zu hoffen, und vielleicht wohl gar die Spende eine frevelhafte, der Heiligsten mißfällig seye. Da erglühete der Meßner in Unmuth, stieß die Kerzen von den Leuchtern herab, daß sie auf dem harten Pflaster zerbarsten, und — o des Entsetzens — sie waren mit Pulver gefüllt bis zum Rande.

Schaudernd flohen Alle aus dem Kirchlein, und als sie auf den Platz heraustraten, rauschte und wetterte und schnob es in der Luft, als wäre das wilde Heer im Anzuge, die Erde bebte, gellendes Zetergeschrei quoll aus dem Lager der Schweden heräber, und gleich darauf brausten die feindlichen Geschwader, todtbleich, und mit dem Rufe: Flieht, flieht, ihre Donner zucken rings aus dem Boden — in grauenhafter Hast durch die Straßen der Stadt zum Brünnerthore ohne Aufenthalt hinaus, so sinnesberaubt vom Grauen, daß einer der Letzten, dem sein Eisenhelm entfiel, sich nicht so viel Zeit verstattete, um das Waffenstück vom Boden aufzulesen. Und die Gegend ward zur Stunde von den Schweden rein.

Also ist es geschehen im Jahre des Heils, als man schrieb 1645, und der Schwedenhelm ist noch heutigen Tages am unteren Stadtthore von Niklasburg zu schauen.

E. Straube.

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Fortsetzung.)

61. Maria II. von Nöringen regierte als eine kluge Haushälterin vom 21. März 1614 bis zum 27. April 1620.

62. Maria Magdalena I. Freyin von Schneeweiß, wurde den 20. Mai 1620 erwählt, aber erst nach drei Monaten bestätiget; denn Erzbischof Paris von Lodron hatte eine Reformation und strengere Klausur einzuführen beschlossen, und verweigerte die Bestätigung, bis nicht wenigstens der Anfang dazu gemacht war. Vermöge dieser mußte auch die Abtissin die Klausur beobachten, und Niemand durfte mehr hineingelassen werden, ohne dazu schriftlich die Erlaubniß zu haben. Statt der weltlichen Weibspersonen sollten zu allen Diensten Laienschwestern aufgenommen werden.

Die Einführung dieser Klausur machte einige Bauten nothwendig; da aber das Kloster nie nach einem größern Plane erbauet war, so hat es jetzt noch mehr an Regelmäßigkeit verloren, indem einige Thüren vermauert, und neue Zugänge gemacht werden mußten. Dieses forderte neue Auslagen, und doch vermehrten sich zu gleicher Zeit die öffentlichen Abgaben.

Als 1620 die Landschaft wieder hergestellt wurde, mußten die Stände eine Schuldenlast von 635366 fl. übernehmen, und ein Anlehen von 500000 fl. machen. Weil aber die bisherigen Steuern, obwohl um die Hälfte erhöht, zur Schuldentilgung und nöthigen Landesvertheidigung nicht hinreichten, so wurde eine Decimation in zwei jährlichen Fristen eingeführt, wozu Nonnberg jedes Mal 130 fl. zu bezahlen hatte. Nebstdem wurde ein Fleisch- und Viehaufschlag sammt einem Umgelde angeordnet, zwar alles nur auf drei Jahre; aber die Zeitumstände machten immer wieder eine Verlängerung nöthig.

Der Prälaten- und Ritterstand fand 1621 für gut, auf drei Jahre eine Reiterei von 50 Mann bereit zu halten, wozu Nonnberg zwei Mann zu stellen hatte.

In der Visitation 1621 wurde befohlen, Benedictiner statt der Weltpriester als Capläne aufzunehmen, welche Anordnung sich in der Folge als sehr nützlich bewiesen hat. Meistens wurden junge, hoffnungsvolle Priester geschickt, die bei der neu errichteten Universität ihre Studien fortsetzten, und diese Gelegenheit großen Theils so gut benützten, daß Nonnberg gleichsam eine Pflanzschule künftiger Prälaten und Professoren wurde. Bei der nämlichen Visitation wurde der Auftrag Laienschwestern aufzunehmen erneuert; dem zu Folge sind 1623 neun solche eingekleidet, und im folgenden Jahre zur Profession zugelassen worden. Zu gleicher Zeit fehlte es nicht an Frauen-Candidatinen, so daß endlich der Raum mangelte. Der Erzbischof ließ daher das Conventgebäude um einen Stock erhöhen, und baute ihnen

Digitized by Google

auch ein größeres Speisezimmer sammt einer Küche, größtentheils auf seine Kosten.

Im J. 1624 geschah die feierliche Erhebung der Gebeine der heiligen Erntraud, bei welcher Gelegenheit für die Kirche mehrere Ornate erkauft, neue Bethstühle gemacht, und auch außer der Kirche Verschönerungen vorgenommen wurden, wozu jedoch die Witwe Eva Maria von Lerchenberg, geborne Rettinger, die um diese Zeit ins Kloster trat, 600 fl. beitrug. Weil die Frauen ihre verstorbenen Mitschwestern der strengern Klausur wegen nicht mehr in den Kirchhof tragen durften, wurden im nämlichen Jahre an der Südseite der Kirche drei Capellen mit Grüften erbauet.

Im J. 1625 brach in Salzburg die Pest aus; das Kloster blieb zwar verschont, doch wurde bei dieser Gelegenheit bemerkt, und an den Erzbischof berichtet, daß die Schulden sich mehren, und die Frauen aus Geldmangel selbst in nothwendigen Dingen nicht gehörig versorgt werden: sogleich wurde der Aebtissin bedeutet zu resigniren, was sie auf der Stelle vor dem Convente, und den 9. Dezember vor dem Erzbischofe selbst that. Sie starb dann den 2. Juli 1635, 81 Jahre alt.

63. Eva Maria, Witwe des Georg Fleisch von Lerchenberg, kaiserl. Rathes, geborne Rettinger, die erst vor einem halben Jahre ihre Profession abgelegt hatte, trat an ihre Stelle. Als in den ersten Tagen des Jahres 1626 inventirt wurde, fand sich außer einer ziemlichen Anzahl Silbergeschirre, welche frühere Aebtissinnen und Frauen in das Kloster gebracht hatten, wenig vorräthig; aber 8000 fl. Schulden, und sonst fast alles leer, zerbrochen oder baufällig. Sie hatte also gleich Gelegenheit, den sorgsamen Sinn einer guten Hausmutter zu zeigen, und brachte auch dem Kloster so viel zu, um damit etwas leisten zu können. Denn außer vieler Hauseinrichtung hatte sie an Kapitalien 50000 fl., und bekam durch den Eintritt der Novizien von Zeit zu Zeit einen Zuwachs. Sie konnte also bald die Schulden abzahlen, und zugleich die Oekonomie in Aufnahme bringen. Doch drang sie vor allem auf genaue Beobachtung der Regel und Statuten, wo sie überall mit ihrem eigenen Beispiele voranging. Sie baute die Sakristei von Grund aus, bereitete ein Behältniß für Wäsche und Kleidung, die Bibliothek, das Archiv, und stellte überall zwei Frauen an, welchen sie passende Vorschriften gab. Im J. 1629 ließ sie die ganze Kirche weißen, bei der Abteigruft einen Altar errichten, auch einen neuen Hochaltar aufsetzen, den der Erzbischof den 21. November weihte. Am 21. März 1631 erhielt sie auf die wiederhohlte Bitte des Convents vom Erzbischofe selbst die abteiliche Benediction, zu welcher Feierlichkeit sie sechs silberne Leuchter und vier silberne Blumenvasen machen ließ. (Fortsetzung folgt.)

Die ruthenische Sprache.

Nach dem Pohlnischen des Domherrn Johann Mogilnicki.

Von Anton Nazarewicz.

(Schluß.)

VIII. Das gegenwärtige Verhältniß der russischen zu der ruthenischen Sprache.

Linde setzt in der Vorrede des oft benannten Werkes: Historischer Umriß der russischen Literatur, der Ansicht des Grecz folgend, drei Abtheilungen der russischen Sprache und Schreibart fest. Die erste nennt er die griechische, die zweite die tatarische, die dritte die pohlnische. Den Einfluß der griechischen Sprache auf die russische, namentlich auf die Büchersprache bestreiten wir nicht, da nämlich insbesondere die heilige Schrift, und die nicht wenigen Bücher theologischen Inhalts aus der griechischen Sprache übersetzt wurden, und in diesen Uebersetzungen die Orthographie und die Fügung der Sprache nach dem Griechischen sich richtete; die erste Abtheilung kann also mit Recht griechisch genannt werden; was aber die tatarische Abtheilung anbelangt, so stimmen wir mit Linde nicht überein. Die Herrschaft der Tataren in Rußland hatte keineswegs einen solchen Einfluß, weder auf die Sprache noch auf die Nationalsitten, daß sie eine eigene Abtheilung in Bezug der Sprache und der Schreibart begründen konnte. Der Ansicht des Grecz steht die Autorität Karamsins entgegen, welcher ausführlich bewies[1], daß die Herrschaft der Tataren in Rußland keine Spuren weder in den Nationalsitten, noch in der Gesetzgebung, noch in dem häuslichen Leben, noch in der Sprache zurückgelassen hat. Kaum 40 oder 50 tatarische Wörter finden sich in dem ganzen russischen Wörterbuche; und sollten deren auch doppelt so viel seyn, so gibt dieses keinen gerechten Anlaß zur Bestimmung einer tatarischen Abtheilung in der russischen Sprache und Schreibart. — In Hinsicht der pohlnischen Abtheilung, das ist des Einflusses des Pohlonismus auf die russische Sprache, vermag ebenfalls eine beweisloſe Behauptung seine Ueberzeugung zu verschaffen. Die russische Macht

1 Geschichte Rußlands B. V S. 254.

Digitized by Google

ist ohne Hilfe der pohlnischen emporgewachsen; eben dieses gezieмt sich auch von der russischen Sprache und Schreibart zu behaupten. Nirgends, weder in den alten, noch in den spätern Werken Groß-Rußlands finden wir Spuren einer Bildung der russischen Sprache nach dem Muster der pohlnischen. Wer aber dieses behauptet, der nimmt auch die Pflicht auf sich es zu beweisen. Die pohlnische Sprache übte keinen Einfluß auf die Ausbildung der ruthenischen aus, wie könnte sie also einen auf die russische haben? In der That trug die ruthenische Sprache zum Aufblühen, zur Schönheit, zum Wortreichthume des russischen Dialectes nicht wenig bey, was die Russen selbst nicht läugnen, und nicht läugnen können, aber daraus folgt noch nicht, daß eben dadurch eine pohlnische Abtheilung in dem russischen Dialecte festgesetzt werden sollte.

Ist von der russischen Sprache die Rede, so ist es nöthig, die alte Kirchensprache von der alten russischen Umgangssprache zu unterscheiden, wie dieses aus der Vergleichung beider zu ersehen ist. — Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die russische Umgangs- und Bücher-sprache zu Zeiten Czar Peters I. schon nicht dieselbe war, als wie sie in den alten russischen Schriften zu lesen ist. Dieß bezeugen Kaczenowski in dem Bilde der russischen Schreibart, und Karamsin in der Geschichte Rußlands. — Als in spätern Zeiten einige russische Schriftsteller durch die Nachäffung der Franzosen die Nationalsprache zu verderben und zu verunstalten anfingen, stand Szyskow in dem Werkchen: Beurtheilung des alten und neuen Styls, gegen diese verderblichen Neuerer auf, wies auf die Quellen und Muster der reinen russischen Sprache hin, und empfahl besonders aus diesen zu lernen, und im Reden und Schreiben sich nur an diese zu halten.

IX. Die ruthenische Sprache ist die Nationalsprache der Einwohner des heutigen Königreichs Galizien, derselben nämlich, welche von den jetzigen deutschen Schriftstellern irrig und falsch Rußniaken genannt werden.

Es bedarf keines Beweises, daß die Ruthener eine von den Pohlen abgesonderte Nation sind, und weder die Einverleibung derselben zu den Rechten, den Freiheiten und der Einheit der pohlnischen Krone war vermögend, sie ihrer eigenen Nationalität zu berauben, noch der Andrang von Fremdlingen konnte diese Nationalität verwischen. Die Sprache demnach, deren sie sich einst bedienten, und die sie noch jetzt gebrauchen, ist ihre Nationalsprache. Löblich äußerte sich daher Bandtkie[1]: »Eine galizische Sprache ist und war »nie, eben so wie es keine österreichische, brandenburgische »Sprache gibt u. s. w.«

Einige spätere deutsche Schriftsteller nennen die ruthenischen Einwohner Galiziens Rußniaken, und ihre Sprache rußniakische Sprache. Diese ehemals ganz unbekannte Benennung haben weder pohlnische, noch lateinische, noch russische, noch endlich die bekannteren deutschen Schriftsteller je gebraucht. Denn ihre eigentliche und einzige Benennung ist (Rusyny in der Muttersprache) lateinisch natio ruthena, deutsch Ruthener, und ihre Sprache, ruthenische Sprache[2]. Wer diese Nation nur aus solchen Schriften kennen würde, könnte meinen, daß außer den Russinen, Ruthenern, noch ein besonderer Stamm von Rußniaken in Galizien sich befinde. Eben so könnte jemand, in den Schriften Rohrers den Namen Mazuraken lesend, auf die Meinung gerathen, daß eine unbekannte Horde irgend eines Volkes in diesem Lande hause. — Unter der pohlnischen Herrschaft gab es keine Rußniaken, und somit sind auch jetzt keine. Hat aber jemand sich irgendwo dieses, eine gewisse Verachtung enthaltenden Ausdrucks, rücksichtlich einer einzelnen Person bedienen können, so ziemt es sich für einen Schriftsteller nicht, eben diesen Ausdruck, vorzüglich in Bezug auf die ganze Nation zu gebrauchen. Wie es scheint, war Kratter der allererste, der sich in seinem Werkchen[3] des Ausdrucks Rußniak bediente, welchem dann Rohrer, Kriebel, Czaplowitz u. s. w. folgten; in keiner anderen Sprache treffen wir diese Benennung, auch haben andere deutsche Geschichtschreiber, als: Schlözer, Gebhardi, Hoppe, Engel u. s. f., welche von den Ruthenern in Galizien in ihren Werken Nachricht geben, niemals diesen Ausdruck gebraucht. Es ist Pflicht eines jeden Schriftstellers, jede Sache mit der ihr eigenthümlichen Benennung zu bezeichnen, und die Eigennamen der Personen und Nationen treu wieder zu geben, lächerliche und verächtliche hingegen nicht zu schaffen. Die Benennung demnach der Ruthener mit dem Ausdrucke Rußniaken ist dieser doppelten Pflicht gerade entgegengesetzt. Aemtliche Landes-Verordnungen hätten solche Schriftsteller belehren können, welche Benennung für die ruthenische Nation die eigentliche sey.

1 Geschichte des Königreichs Pohlen. B. 1. S. 25.

2 Peter Köppen äußert sich in der Schrift: Ueber Völker- und Länderkunde in Rußland 1822, hinsichtlich der Sprache der Russniaken folgender Massen: »Das Russniakische ist fast das kleinrussische, welches nun von der Mitte Galiziens bis zum Kubanflusse gesprochen wird. In selbst am rechten Ufer der Donau, bey den im türkischen Gebiete angesiedelten Nationalgenossen, und den Ueberresten früherer Zaporoger Kosaken, muß derselbe (mit vielen türkischen Ausdrücken vermischter Dialect) gesprochen werden.« Ist dieß eine Wahrheit, dem Ausdrucke sowohl, als der Wesenheit nach, eines Schriftstellers würdig?

3 Briefe über Galizien S. 147.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Erben v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

41. Sonnabend, den 21. Mai 1836.

Einige Betrachtungen über Mäßigkeits-Vereine.

Von Dr. Hieronymus v. Scari, Professor an der Universität zu Olmütz.

Eine gelungene Darstellung der Entstehung, Verbreitung und Einrichtung der Mäßigkeits-Vereine sowohl in der neuen Welt, als in unserem Europa, wäre gewiß eben so anziehend als nützlich. Sie würde aber einen bedeutenden Vorrath an Quellen, vorzüglich an englischen und nordamerikanischen Zeitblättern voraussetzen. Bei der Unmöglichkeit aus Mangel an diesem Erforderniße eine solche Darstellung zu liefern, muß man sich mit einigen aus mittelbaren Quellen bruchstückweise gesammelten Nachrichten und wenigen darüber angestellten Bemerkungen begnügen. Möge die Dürftigkeit und Unvollkommenheit dieses literarischen Productes in der guten Absicht Entschuldigung finden, diesen gewiß gemeinnützigen Gegenstand auch in unserem Vaterlande besprochen zu sehen, und möge der schwache Anfang ein gedeihliches Fortschreiten zur Folge haben.

Die schlechten Folgen der Unmäßigkeit überhaupt, und insbesondere in dem Genusse berauschender Getränke, bedürfen für gebildete Leser keines Beweises. Der berühmte J. Peter Frank sagt, daß durch diese und ähnliche Ausschweifungen dem Staate jährlich ein so großer Verlust an Menschen zuwächst, als die größte Pest, wenn sie alle 25 Jahre unter uns wüthete, verursachen würde. Der Hang zur Völlerei hat sowohl Verschlechterung der physischen, als der moralischen Natur des Menschen über die Welt verbreitet. Wo berauschende Getränke einheimisch wurden, sank die Moralität. Sie wirken wie der Samum in der Wüste, da, wo sie hinkommen, Elend und Verderben verbreitend. Schon bei manchen Völkern des Alterthums wurde die Trunkenheit als entehrend betrachtet. Die Nervier entsagten dem Genusse des Weines, weil er feig und weibisch mache. Die Spartaner berauschten ihre Sklaven, und stellten sie öffentlich aus, um der Jugend ein abschreckendes Beispiel zu geben. Bei den Hindus gilt die Trunkenheit als eine Art von Wahnsinn; das Wort »Kamgam« heißt in ihrer Sprache ein Trunkenbold, d. i. ein Wahnsinniger. »Da hängt eine Weinflasche,« sagten die römischen Soldaten, und zeigten dabei auf den Leichnam des trunkenen Bonosus, der sich in der Verzweiflung an einem Baum erhängt hatte. Der Criminalist Hales sagt, daß die nach einer 20jährigen Erfahrung vorgekommenen Mordthaten, Todtschläge, Einbrüche, Räubereien, Aufruhre, Ehebrüche, Nothzuchten und andere große Verbrechen 4/5 nach dem Excesse im Trinken ihren Ursprung verdanken[1]. Auch die von mir gesammelten Erfahrungen bestätigen, daß der größte Theil der Morde, Todtschläge, schweren Verwundungen und Brandlegungen durch die Trunkenheit veranlaßt, oder erst dann begangen wurden, wenn der dazu Entschlossene sich früher durch den Genuß geistiger Getränke die erkünstelte Unbesonnenheit, den nöthigen Muth verschafft hatte. Daß in unserm, so wie überhaupt in den nördlichen Ländern der Branntwein dabei die vorzüglichste Rolle spielt, ist bekannt. Daher wurde auch in dem mährischen Landtagsschlusse vom J. 1596 der Branntwein »ein teuflisches Getränk« genannt[2]. Die in mehreren Irrenhäusern vorgenommenen Erhebungen haben bewiesen, daß eine große Anzahl der unglücklichen Bewohner derselben durch die Unmäßigkeit in dem Genusse geistiger Getränke dahin gekommen sind. So kam vor etwa ein Paar Jahren im englischen Parlamente vor, daß unter hundert Wahnsinnigen, die im Irrenhause von Hamwell sind, 75 ihren Verstand durch Völlerei in geistigen Getränken verloren hatten.

Im Allgemeinen beweist die Erfahrung, daß das Laster

1 Auszug aus dem Werke: The anatomy of trunkenness by Robert Macnish. 5te Auflage, Glasgow 1835. Blätter für literarische Unterhaltung 13. November 1835.

2 Anfuhr: Besondere Rechte der Personen Mährens und Schlesiens. 2te Aufl. Brünn, Traßler 1822, I. Bd. S. 390 in der Note.

Digitized by Google

der Trunkenheit in den neuern Zeiten zwar unter den höheren, gebildeteren Ständen abgenommen, dagegen aber unter den niederen desto furchtbarere Fortschritte gemacht hat. Das Uebel wurde noch sehr gesteigert durch die Verfälschung der geistigen Getränke[1]. In England wurde über die Zunahme jenes Lasters sehr geklagt. Es kam im Parlamente vor, daß ein Wirth in einer Woche an ungefähr 269.450 Männer, 108.590 Weiber und 142.450 Kinder Getränke verabreiche. Auch in Irland und Schottland war dieses Laster im Zunehmen. In Schweden wurden auf dem Reichstage vom J. 1828 bis 1830 in dem Adel-, dem geistlichen und dem Bürgerstande mehrere Motionen gegen die Völlerei und das Branntweintrinken gemacht, welchen man den sittlichen und religiösen Verfall des schwedischen Volkes zuschrieb. Eine auch nur oberflächliche Beobachtung, und das steigende Einkommen aus dem Branntweinregale bestätigen leider diese Erfahrungen auch in vielen andern Ländern, wovon auch einige Provinzen unserer sonst so gesegneten Monarchie keine Ausnahme machen.

Wenn das Uebel sowohl in Beziehung auf seine schädlichen Folgen als nach seiner weit verbreiteten Ausdehnung so groß ist, so muß auch die Auffindung und Anwendung zweckmäßiger Gegenmittel eine jedem Menschenfreunde wichtige Angelegenheit seyn. Daß dieser Mittel bereits viele besprochen, und auch mehrere, wenn gleich nicht immer die besten, und nicht mit gehörigem Nachdrucke, in der Anwendung versucht wurden, ist allgemein bekannt. Ueberall ist dieses Laster, wie von Kopetz treffend bemerkt, der verbreiteten Aufklärung und Sittlichkeit mehr, als den vielfachen dagegen erlassenen Gesetzen gewichen[2]. Ein deutlicher Beweis dafür ist auch die oben bemerkte Thatsache, daß die gebildeteren Stände sich von demselben größtentheils losgerissen haben. Nur Menschen, die den Werth ihrer Vernunft nicht kennen, die stumpf und unempfänglich für bessere Freuden, oder in ihren ökonomischen Verhältnissen so gedrückt sind, daß sie sich keine besseren Zerstreuungen zu verschaffen vermögen, können in der Regel dem Trunke ergeben seyn. Daher auch die Verfolgung dieses Lasters mehr gegen seine Wurzeln, als gegen die einzelnen Auswüchse gerichtet werden sollte. Immer werden gute Erziehung, Cultur und Religion, die Verbreitung des Wohlstandes, die Einführung zweckmäßiger Volksvergnügungen und die Abstellung allfälliger politischer Hindernisse, z. B. des Vortheiles, welcher aus der Trunksucht des Volkes manchen Personen zugeht, die Hauptmittel gegen dieses Laster bleiben. Als nützlich kann sich ferner nebenbei erweisen, die Aufsicht gegen gesundheitsschädliche berauhende Getränke, die Abstellung auffallender Gelegenheiten und Anlockungen zur Unmäßigkeit, angemessene Strafen gegen die in Trunkenheit begangenen Vergehen, und bis auf einen gewissen Grad auch das Verbot an die Wirthe, den Trunkenen keine Getränke mehr zu verabreichen, und die polizeilichen Sperrstunden.

Nichts kann aber auf die Beförderung der Sittlichkeit so wohlthätig einwirken, als der in dem Menschen selbst rege gewordene Wille, die Unsittlichkeit zu vermeiden, zumal wenn sich derselbe äußerlich bethätiget, und durch die Oeffentlichkeit, die Macht des Beispieles und die hinreißende Ueberzeugungskraft der wohlthätigen Folgen auf einen größern Kreis von Menschen einen Einfluß äußert. Wenn man diesen Gesichtspunct festhält, so kann die, auch durch die Erfahrung bewiesene große Nützlichkeit der Mäßigkeits-Vereine nicht mehr bezweifelt werden. Sie könnten bei größerer Verbreitung mehr zur Abstellung der Unmäßigkeit wirken, als alle der Staatsverwaltung mögliche Maßregeln, welche zuletzt doch gegen den bösen Willen und den Hang zum Trunke oft ohnmächtig erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Mornich a. a. O.

[2] Oesterreichische politische Gesetzkunde. Wien 1807, bei Kupfer und Wimmer I. B. 505. S. f.

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Fortsetzung.)

Da der Erzbischof wegen Annäherung der Schweden die Befestigung der Stadt auf das thätigste fortsetzte, so wurde das Thor zum Nonnthal zugemauert. Dieses hatte nebst vielen andern Ungelegenheiten für Nonnberg auch den Nachtheil, daß dessen Weinschank litt. Da aber das Kloster seit einigen Jahren aus Oesterreich so viel Wein erhalten hatte, daß er zum Hausbedarf überflüssig war: so machte die Abtissin das Ansuchen, ihn in der Stadt verleutgeben zu dürfen, was auch nach vielen Einsprüchen der Stadtwirthe bewilliget wurde, wenn nur vom eigenen Gewächse ausgeschenkt werde. Später wurde diese Erlaubniß

Digitized by Google

auch auf den Tirolerwein ausgedehnt, welchen das Kloster an Zahlungsstatt hatte annehmen müssen. Es war aber auch nothwendig, daß man unter jenen Zeitumständen neue Hilfsquellen zu öffnen suchte, wo die Abgaben sich immer mehrten, und unter den vielen 100 Flüchtigen aus Schwaben und Baiern manche auch Unterstützung nöthig hatten; insbesondere sind aus dem Benedictiner-Frauenkloster Holzen 43 Individuen vertrieben worden, die vorzüglich an die Klöster St. Peter, Michaelbeuern und Nonnberg empfohlen wurden. Nachdem ihnen von Nonnberg durch zwei Jahre eine bedeutende Unterstützung gereicht worden war, wurde das Ansuchen gemacht, sieben Frauen und drei Schwestern auf unbestimmte Zeit ins Kloster aufzunehmen.

Als die im Jahre 1634 in Baiern ausgebrochene Pest im Sommer 1636 sich auch in der Stadt Salzburg zeigte, die Schulen geschlossen wurden, der Erzbischof und das Domcapitel sich entfernten, und viele Menschen starben, fürchteten auch die Klosterfrauen, nicht mehr so wie vor eilf Jahren verschont zu bleiben, und flüchteten mit Bewilligung des Erzbischofs nach Radstadt, wo sie das Schloß Lerchen bezogen, und dort vier Monate in klösterlicher Abgeschiedenheit lebten. Die Abtissin erkrankte da gefährlich, genas aber bald wieder; doch scheint ihr Eifer für die Disciplin von dieser Zeit an einen solchen Grad erreicht zu haben, daß er wahrscheinlich bisweilen das Maß überschritt und Klagen veranlaßte. Deßwegen wurde im April 1638 eine Visitation vorgenommen, in Folge deren die Regierung im Geistlichen der Frau Priorin übergeben wurde. Den 5. October resignirte die Frau Abtissin öffentlich, mußte aber die Administration des Zeitlichen noch bis zur neuen Wahl fortführen. Sie lebte dann in Zurückgezogenheit noch bis zum 26. November 1641.

64. Johanna, Reichs-Gräfin von Wolkenstein und Rodenegg, Witwe des Grafen Nikolaus von Lodron, Stiefmutter des Erzbischofs Paris, und seit 6 Jahren Priorin, wurde erwählt den 16. December 1638, und erhielt sogleich die volle Administration; aber der wiederholten Bitte von Seite des Convents ungeachtet, nie die Benediction. — Schon zwei Tage nach ihrer Wahl starb Johann Kraft von Weitingen, von 1603 bis 1620 Domdechant, dann Dompropst, und wurde in die längst für ihn bereitete Gruft in der Nonnberger Kirche begraben.

Erzbischof Paris hatte schon seit sechs Jahren den Entschluß gefaßt, in Littmoning ein Collegiatstift zu gründen; Nonnberg mußte daher, obwohl ungern, das Patronatrecht auf die Pfarrey Littmoning abtreten. Im J. 1639 kam hierüber ein Vergleich zu Stande, gemäß welchem der Erzbischof dem Stifte Nonnberg die Versicherung gab, daß es in seinen Rechten und Bezügen nichts verlieren sollte; selbst die jährliche Recognition von 6 fl. sollte ein jeweiliger Dechant zu leisten, und statt des Pfarrers sollte Nonnberg künftig den ersten Canonicus zu präsentiren haben. Würde das Collegiatstift je aufhören, so sollte alles in den vorigen Stand zurückkehren, als wäre nie eine Aenderung geschehen. Mußte die Abtissin hiermit ein Vorrecht aufgeben, das in seinen Folgen oft sehr kostspielig ist, so suchte sie dagegen dem Kloster andere bleibende Rechte zu erwerben. Sie kaufte 1639 von einem Herrn Ambthofer einige Unterthanen in Lungau um 6200 fl., und 1644 eben dort vom Stifte Ossiach in Kärnthen das Amt Abtsdorf um 8775 fl. sammt 100 Ducaten Leihkauf. Im J. 1646 übergaben die Hrn. von Rehlingen dem Kloster im Nonnthale eine Wiese mit einem Stadel nebst 1500 fl. als Erbtheil für ihre Schwester, die nachherige Abtissin, die damals Novizin war. In Wien starb 1655 Johann Philipp von Schnepf, kaiserl. Rath und Bruder der Frau Priorin Sidonia, die er als Universalerbin einsetzte. Dadurch kam Nonnberg in den Besitz des sogenannten Frei- oder Schneyfenthofes in Enzersdorf und der kleinen Güter in Prunn, Perchtholdsdorf und Larenburg. Der Hofrichter Oswald von Hegi, wurde deßwegen mit Vollmacht abgeschickt, von dieser Erbschaft Besitz zu nehmen, und fand in der Verlassenschaft so viel Wein, daß in Nonnberg dafür ein neuer Keller gegraben werden mußte.

Auf Befehl des Erzbischofs mußte 1638 eine große Cisterne theils gegraben, theils aus Felsen gehauen, und mit Quadern ausgesetzt werden, die erst 1641 vollendet wurde, und über 3000 fl. Ausgaben veranlaßte. Im J. 1644 kostete die Wiederherstellung des abgebrannten Amtshofes in Wöldling 1327 fl. Und obwohl die Regierung dieser Abtissin ganz in die Zeiten des 30jährigen Krieges fiel, hinterließ sie doch bei ihrem Tode den 24. Februar 1657 an Zins tragenden Capitalien über 54000 fl., und einen Weinvorrath von 1600 Eimern.

65. M. Johanna Franziska, aus dem freiherrl. Geschlechte der Rehlinge, wurde erwählt den 23. April 1657. Sie hatte schon ihre Erziehung in Nonnberg erhalten, und regierte nun als Abtissin volle 36 Jahre. Sie beförderte die Religiosität durch Einführung mehrerer öffentlichen Andachten und Beischaffung verschiedener und kostba-

Digitized by Google

rer Kirchengeräthe. Nicht weniger war sie besorgt, die klösterliche Ordnung und Disciplin im Flor zu erhalten, worin sie von der Frau Priorin M. Josepha Gräfin von Thun und Schwester des Erzbischofs Guidobald trefflich unterstützt wurde. Als Hr. Mathias Jenner, Doctor der Theologie, Domherr in Brixen, und Stadtpfarrer in Clausen, auf dem Berge Seeben, dem ehemaligen Sitze der Bischöfe von Brixen, 1684 ein Kloster erbaute, wollte er dahin vorzüglich Frauen von Nonnberg haben. Mit Genehmigung des Erzbischofs Max Gandolph sind also im Februar 1685 drei Frauen und zwei Laienschwestern dahin abgereist, und nach einiger Zeit statt der Letztern noch zwei andere Frauen. Von den zuerst dahin abgegangenen Frauen regierte M. Agnes von Zeillern als Priorin mit solcher Liebe und Bescheidenheit, daß sie nach 15 Jahren einhellig zur Abtissin erbethen wurde. Nachdem sie in dieser Absicht vom Nonnberg ihre Entlassung erhielt, ertheilte ihr der Fürstbischof von Brixen den 24. Jänner 1700 die abteiliche Benediction, und sie regierte nun als Abtissin noch über 15 Jahre, wo sie den 2. September 1715 im 80ten Jahre ihres Alters starb. Nonnberg trug aber zum Emporkommen dieses Klosters nicht nur durch Ueberlassung mehrerer Frauen bei; sondern unterstützte es auch mit einem Capitale von 8000 fl., worauf man bald ganz verzichtete, und mit Einrichtung und vielen Büchern, weßwegen noch zwischen diesen beiden Klöstern eine freundschaftliche Verbindung besteht.

Der zeitliche Wohlstand des eigenen Klosters wurde deßwegen von der Abtissin Johanna Franziska nicht vergessen. Sie verkaufte ein Capital, wovon lange keine Interessen zu erhalten waren, und die in Niederösterreich entlegene Herrschaft Unterwölbling, und kaufte dagegen in der Nähe des Kloster-Meierhofes zwei Wiesen und mehrere Unterthanen bei Tittmoning und in Lungau. Sie baute auch Einiges zum Nutzen der Oekonomie, obwohl sie Mißjahre und öfter ungünstige Zeiten hatte. Sie starb den 29. April 1693, 69 Jahre alt.

66. Maria Magdalena II. Freyin v. Schneeweiß, erwählt den 2. Juni 1693, that gleichfalls Vieles für die Zierde der Kirche, und wirkte außer Seeben auf noch zwei andere Klöster. Bischof Ulrich von Chur, Reichsfürst und Herr zu Fürstenberg, erbath sich durch den Erzbischof von Salzburg zwei Frauen von Nonnberg, um im Frauenkloster Münster in Graubünden die durch Kriegsunruhen in Verfall gerathene Disciplin wieder herzustellen. Daher reisten im Jänner 1697 dahin Johanna Cäcilia von Schafmann und Hildegard Rambaufeklin, wovon erstere fast zwei Jahre, letztere aber über sechs Jahre dort verweilte, und zu ihrer eigenen Unterstützung auch einen Beichtvater aus St. Peter in Salzburg den P. Johann Evangelist Stegbuchner erhielten.

Zu St. Markus im Wald, in der Nähe von Ottobeurn, hatten sich vier Frauen zu einem gemeinschaftlichen frommen Leben verbunden. Ueber 20 Jahre suchten sie vergebens Mittel zu finden, aus diesem Vereine ein Kloster zu bilden, bis ihnen endlich von Nonnberg aus die nöthige Hilfe zukam. M. Magdalena Antonia Gräfin von Thun, die in Nonnberg den 8. September 1704 unter dem Namen M. Anna Ernestina ihre feierlichen Gelübde ablegte, bestimmte vor ihrer Profeß 6000 fl. dahin als Dotation; ihr Bruder Graf Johann Franz, und andere Glieder der gräfl. Familie von Thun vermehrten diese Summe bald noch mit 8000 fl., und auch Nonnberg trug nach und nach über 4000 fl. bei. Daher erlaubte der Erzbischof Johann Ernest von Thun, daß im December 1706 Johanna Cäcilia von Schafmann als Priorin, und Scholastika Katharina Schretter als Schaffnerin abreisen durften, um dort die klösterliche Disciplin einzuführen. Diese kauften 1707 vom Reichsstifte Ottobeurn einen größern Hof um den sehr ermäßigten Preis von 8000 fl., der nach Thunlichkeit in ein Kloster umgestaltet wurde, das von nun an St. Anna im Wald hieß. Als im März 1709 Joh. Cäcilia Alters und Kränklichkeit halber zurück verlangte, kam M. Johanna Peck von Arnholz als Priorin dahin, die vom Generalvikariate in Augsburg (sede impedita) die Erlaubniß bewirkte, das Kloster auf einer nahen Anhöhe neu zu erbauen. Dadurch geriethen sie zwar in Schulden, und es erhoben sich eine Menge von Irrungen und Schwierigkeiten; aber die Standhaftigkeit der Frauen siegte über alles, und das Kloster erhielt sich bis zur allgemeinen Säcularisationsperiode von 1803.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

42. Mittwoch, den 25. Mai **1836.**

Einige Betrachtungen über Mäßigkeits-Vereine.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, sich zur Verbreitung der Mäßigkeit gewissen Gesetzen zu unterwerfen, ist nicht neu. Schon in ältern Zeiten gab es dergleichen Vereine. Im Jahre 1517 errichtete Sigismund von Dietrichstein den Ritter-Orden St. Christoffels zur Abstellung und Vermeidung des Fluchens und Zutrinkens, und mit ihm verbanden sich die meisten steierischen, krainischen und kärnthischen Herren von Adel. Im Jahre 1600 stiftete der Landgraf Moriz von Hessen den sogenannten Temperanz-Orden, vermuthlich eine Nachahmung des pfälzischen Ordens vom goldenen Ringe, dessen Mitglieder einen Ring erhielten, wodurch sie sich verbanden, Niemand einen Bescheid zu thun, oder zuzutrinken. Der Patron des Temperanz-Ordens war Friedrich V., Pfalzgraf bei Rhein. Zwei Churfürsten (von Trier und Pfalz), mehrere Bischöfe, namentlich jene von Würzburg, Straßburg, Freisingen, Speier, Utrecht und Regensburg, fünf rheinische Pfalzgrafen, der Markgraf von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Hessen unterschrieben zu Heidelberg, wo sie zu einem Armbrustschießen vereinigt waren, die Statuten des Ordens, wodurch sie sich im Wesentlichen verpflichteten, sich durch zwei Jahre alles Vollsaufens zu enthalten, täglich nur zwei Mahlzeiten zu halten, und bei jeder nicht mehr als sieben Ordensbecher mit Wein, und höchstens nur einen davon mit gebranntem, spanischem, welschem oder anderm starken gewürzten Wein zu trinken. Die Ordensverwandten mußten bei ihrem Gewissen ihre eigenen, oder von andern Gliedern in Erfahrung gebrachten Uebertretungen den andern Ordensgliedern, und insonderheit dem Patron und Stifter des Ordens anzeigen, worauf dann durch drei unschuldige Ordensverwandte eine Untersuchung und ein Strafurtheil erfolgte. Die höchste Strafe war, ein Jahr lang keinem Ritterspiele beiwohnen zu dürfen; die mittlere, bis zum Ausgang der zwei Verbindungsjahre gar keinen Wein zu trinken, und die geringste, dem Orden zwei der besten Pferde oder 300 Thaler zu überlassen. Auch war den Mitgliedern untersagt, Jemanden zum Trinken zu nöthigen, und wenn ein Mitglied über die Gebühr Bescheid zu thun gezwungen werden sollte, waren seine Ordensbrüder verbunden, den Bruder zu vertheidigen [1]. Man hätte glauben sollen, daß solche Beispiele von hochgestellten, angesehenen Männern von Wirkung auf das Allgemeine hätten seyn sollen. Indessen gingen sie in jenem für Mäßigkeit wenig empfänglichen Zeitalter so spurlos vorüber, daß man die Mäßigkeits-Vereine größtentheils für eine Erfindung der neueren Zeit hält.

Es mag vielleicht zweifelhaft seyn, wem in der neuern Zeit das Verdienst gebühre, den ersten Mäßigkeits-Verein gestiftet zu haben. Das Conversations-Lexikon (8. Original-Auflage) berichtet, daß bei der in den vereinigten Staaten von Nordamerika seit dem Revolutionskriege unter allen Classen immer mehr überhand nehmenden Trunksucht, und

---

1 Macnish a. a. O. — So wird der wesentliche Inhalt dieser Statuten, aus Quellen, die aus dem Auszuge nicht ersichtlich sind, angeführt. Besser belegt ist dagegen die Entstehung dieses Vereines dargestellt in den Blättern für literarische Unterhaltung vom 23. November 1832, wo sich auf die in Pütters deutscher Reichsgeschichte, S. 390 abgedruckte Urkunde berufen wird. Diese Urkunde ist aber, wie aus Pütter zu ersehen ist, nicht vom Jahre 1600 (wahrscheinlich eine Verwechslung mit dem 16ten Jahrhundert überhaupt), sondern schon aus dem J. 1594. Die Aufnahme der unterschreibenden Personen wurde oben im Texte aus Pütter ergänzt. Die Verpflichtung in der Urkunde ging dahin, sich für ihre eigene Person »nun führo hin sollo nicht mit der Beschränkung auf zwei Jahre) der Gotteslästerung und Zutrinkens ganz oder halb zu enthalten«, dann ihren Beamten, Hofgesind und Dienern, Unterthanen und Verwandten daselbe bei einer namentlichen Strafe, und bei Entlassung der letztern im Uebertretungsfalle ernstlich zu gebiethen, so wie die Ritterschaft »fleißigliche« um die Befolgung desselben Verfahrens zu bitten. Von der Beschränkung auf die sieben Ordensbecher und den specziellen gegen die Uebertretungen bestimmten Strafen, kommt in jener Urkunde nichts vor. Vielleicht daß diese ergänzenden Zusätze aus andern uns unbekannten Quellen entnommen sind.

Digitized by Google

dem zur allgemeinen Gewohnheit gewordenen Genusse von Branntwein zu allen Stunden des Tages, und bei feierlichen Zusammenkünften im J. 1811 eine Anzahl Geistlicher im Staate Massachusetts zusammentrat, und einen Ausschuß aus ihrer Mitte unter dem Vorsitze des Doctors Worcester in Salem beauftragte, die Verfassung eines Vereins zu entwerfen, dessen Zweck darauf gerichtet seyn sollte, dem übermäßigen Branntweingenusse möglichst Einhalt zu thun. Ein solcher Verein kam auch wirklich 1812 zu Stande, gestiftet von 120 in verschiedenen Gegenden von Massachusetts wohnhaften Leuten, die größtentheils zur Secte der Unitarier gehörten. Jedes Mitglied verpflichtete sich beim Eintritt, sich des Branntweins, außer etwa zu arzneilichem Gebrauche, zu enthalten, auch weder Freunde mit Branntwein zu bewirthen, noch abhängigen Angehörigen den Genuß desselben zu gestatten, überhaupt aber durch Beispiel und eindringliche Vorstellungen nach Kräften für die gute Sache zu wirken. Im J. 1813 hielt der Verein die erste Zusammenkunft, und beschloß vor allen Dingen die nöthigen Thatsachen in ihrem ganzen Umfange auszumitteln und bekannt zu machen, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Bedeutsamkeit des zu beschwörenden Uebels zu lenken, und die Mitwirkung der Verständigern und Bessern im Volke zu gewinnen. Es ergab sich, daß im J. 1810 in den vereinigten Staaten durchschnittlich auf jeden Kopf an jährlichem Verbrauche 4½ Gallon Branntwein kam; daß jährlich nicht weniger als 6000 Menschen an den Folgen übermäßigen Branntweingenusses starben, und daß endlich eben derselbe vier Fünftel der begangenen Verbrechen, wenigstens drei Viertel der entstandenen Verarmungen, und ein Drittel der Geisteszerrüttungen verschuldet hatte. Sehr bald bildeten sich auch in Connecticut und Vermont ähnliche Vereine, so daß deren Anzahl 1818 bereits auf 40 sich belief. Ein neuer Verein nach einem umfassendern Plane entstand in Boston 1826. Selbst Weiber und Kinder wurden zu Mitgliedern aufgenommen, da man es für wichtig gehalten hat, sich den Einfluß der Frauen zu sichern, und die Gewohnheit der Kinder zu bilden. Die Gesellschaft in Massachusetts scheint deßwegen einen geringern Einfluß auf die allgemeine Verbreitung gehabt zu haben, weil sie größtentheils aus Unitariern bestand, deren Einfluß außerhalb des Staates nicht groß war. Der neue Verein in Boston konnte die Sache kräftiger angreifen. Sein erster Jahresbericht kündigte die Bildung von 30, der zweite von 220 Hilfsgesellschaften an, und 1829 war die Zahl derselben auf 1000 gestiegen. Nach dem Berichte desselben Jahres waren 700 Trunkenbolde durch den Einfluß der Mäßigkeits-Vereine von dem Laster entwöhnt, und 50 Branntweinbrennereien geschlossen worden. Ueberall war Abnahme in dem Verkaufe des Branntweins bemerklich, und 400 Verkäufer hatten das Gewerbe aus Rücksicht für das allgemeine Wohl aufgegeben. Es gibt jetzt keinen Staat des Bundes, der nicht einen Verein hätte. Aus dem Berichte für 1831 ergab sich, daß 2200 Gesellschaften, aus 170.000 Mitgliedern bestehend, mit der Muttergesellschaft zu Boston in Verbindung standen, und man glaubte die Zahl sämmtlicher Gesellschaften in den vereinigten Staaten auf 3000 annehmen zu können. Aus dem Berichte für 1832 geht hervor, daß 4000 Hilfsgesellschaften mit 600.000 Mitgliedern in den vereinigten Staaten bestehen, 4000 Personen den Handel mit Branntwein aufgegeben haben, und über 3000 Säufer vom Laster zurückgekommen sind. Man berechnet, daß 20000 Personen nüchtern leben, welche ohne den wohlthätigen Einfluß der Mäßigkeits-Vereine jetzt Trunkenbolde seyn würden; daß eben so viele Familien jetzt ihr Fortkommen haben, die sonst arm seyn würden; daß 50000 Kinder von dem verderblichen Einflusse trunksüchtiger Aeltern erlöst und 100.000 Kinder mehr gegen den älterlichen Einfluß gesichert sind, der sie zu Trunkenbolden hätte machen müssen. Mehr als eine Million Personen in den vereinigten Staaten enthalten sich jetzt des Branntweingenusses[1]. Etwa 700 amerikanische Schiffe fahren jetzt ohne geistige Getränke, und haben bei den Handelsleuten den Vorzug vor andern. Ein Schiff wurde auf der Reise nach China, weil es keine geistigen Getränke an Bord hatte, statt zu 6 zu 5% assecurirt, und man bemerkt überhaupt, daß der Geist und die Gesundheit des Schiffsvolkes auf solchen Schiffen besser sind, als auf den übrigen[2]. Und doch hielt man nichts für unentbehrlicher als den Branntwein für die Matrosen! Im Jahre 1832 erhielt Utica in Nordamerika, mit 10.000 Einwohnern, den Rang einer Stadt. In ihrem Freibriefe wurde das merkwürdige, und bisher vielleicht einzige Verboth eingerückt, daß sie nie Jemanden erlauben sollte, Branntweinhäuser zu halten[3]. — Auch in

1 Die obigen Angaben sind aus dem Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur, Artikel »Mäßigkeits-Vereine«, entnommen.
2 Allgemeine Zeitung 30. October 1833.
3 Auszug aus einem Werke von Lieber über Nordamerika, in den Blättern für literarische Unterhaltung 17. Juli 1835.

Digitized by Google

Canada haben sich die Mäßigkeits-Vereine verbreitet, und es bestanden deren bereits 33[1].

Die Mittel, durch welche die Mäßigkeits-Vereine ihren Zweck verfolgten, bestanden nicht nur in den Bemühungen Einzelner, durch Schriften und persönlichen Einfluß zu wirken, sondern hauptsächlich in dem Bestreben, die öffentliche Aufmerksamkeit durch Verbreitung von Berichten, durch belehrende Schriften, durch mündliche Vorträge reisender Agenten auf den wichtigen Gegenstand zu lenken, und diejenigen, auf welche solche Vorstellungen Einfluß gehabt hatten, zu Hilfsgesellschaften zu vereinigen, und sie dadurch für persönliche Theilnahme und für Beförderung allgemeiner Mitwirkung zu den Zwecken des Vereins verantwortlich zu machen. Auch wurde bei der zweiten Jahresversammlung des amerikanischen Mäßigkeits-Vereines 1829 der Beschluß gefaßt, daß es die Pflicht jedes Religionslehrers sey, seinen Einfluß anzuwenden, um den Gebrauch des Branntweins zu unterdrücken. Die Bemühungen der Gesellschaft sind in neuerer Zeit auch darauf gerichtet gewesen, in den herrschenden Ansichten über die moralische Zulässigkeit des Handels mit Branntwein als einem Luxus-Artikel oder Nahrungsbedürfniß eine Veränderung hervorzubringen. Die Jahres-Versammlung zu Neu-York 1829, und die Versammlung zu Boston 1831 faßten sogar Beschlüsse, welche jenen Handel als eines Christen unwürdig erklärten. In einigen Orten ist man so weit gegangen, Personen, welche jenen Handel treiben, von der Theilnahme an den kirchlichen Andachtshandlungen auszuschließen[2]. Die Mäßigkeits-Vereine scheinen, wie alle bisherigen Angaben beweisen, nur gegen den Genuß der gebrannten Wässer gerichtet zu seyn. Der Genuß von Wein und Bier schien durch sie nicht verbothen. Macnish nimmt im oben angeführten Werke diese Voraussetzung als eine ausgemachte Thatsache an, und erhebt sogar, darauf gestützt, einige Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit dieser Vereine, indem er theils den Genuß gebrannter Wässer unter gewissen Umständen für zuträglich, theils dafür hält, daß der an deren Stelle tretende Genuß von Wein und Bier einerseits wegen der größern Geldauslagen beschwerlich und unausführbar, andertheils wegen der häufigen Verfälschung dieser Getränke, vorzüglich des Biers, mit betäubenden, gesundheitschädlichen Substanzen, leicht größere Nachtheile bringen könnte, als der von Branntwein. Das erste Bedenken wird jedoch durch die Betrachtung widerlegt, daß die Mäßigkeits-Vereine nach ihrer ursprünglichen Einrichtung den Genuß von Branntwein dort überall gestatten, wo er zum medicinischen Gebrauche nothwendig ist, und was die Verfälschungen der übrigen Getränke betrifft, so könnte eine strenge polizeiliche Aufsicht ihnen Schranken setzen; die ökonomische Rücksicht könnte aber durch die Mäßigkeit im Genusse größtentheils ausgeglichen werden, wofür der durch die Mäßigkeits-Vereine verbreitete Wohlstand einen unzweideutigen thatsächlichen Beweis liefert. — Indessen beweisen einige Angaben, daß man an manchen Orten den Eifer für Mäßigkeit noch weiter getrieben, und auch den Genuß des Weines ausgeschlossen hat. Unter einigen protestantischen Secten in Amerika soll der Mäßigkeitseifer auf einen solchen Grad gestiegen seyn, daß die Communicanten sich weigerten, im Abendmahle Wein zu genießen und denselben durch Buttermilch oder Limonade ersetzen wollten[1]. Nach einer andern Angabe wird darüber Klage geführt, daß das Streben dieser Vereine manchmal zu weit gehe, indem sie die Satzung enthielten, geistige Getränke nicht einmal kosten zu dürfen. In Neu-York sollen verschiedene Todesfälle vorgekommen seyn, wo als Todesursache »am kalten Wasser« angegeben wurde. Es wurde nämlich das Wasser ohne die geringste Beimischung von Spiritus genossen, was für Leute, die schwere Arbeit verrichten, oder den Genuß geistiger Getränke vielleicht schon lange gewohnt sind, nicht zuträglich seyn mag[2]. Diese Fälle mögen indessen wohl sehr selten seyn; und wie viele müßten, wenn man überall die wahre Todesursache ausdrücken könnte und wollte, auf einen »am kalten Wasser« Gestorbenen von denjenigen kommen, die »an Branntwein« gestorben sind?!

(Fortsetzung folgt.)

[1] Allg. Zeitung 17. April 1834.
[2] Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur, Artikel Mäßigkeits-Vereine.

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Fortsetzung.)

Die Frau Priorin Johanna von Pock starb daselbst 1720, und M. Ottilia Placida von Mohr, die schon ein

[1] Allg. Zeitung 30. October 1834.
[2] Blätter für liter. Unterhaltung 20. Juni 1833.

Digitized by Google

Jahr früher zu ihrer Unterstützung dahin geschickt wurde, trat an ihre Stelle. Als diese mit der Frau Scholastica nach fünf Jahren in Folge von innern und äußern Unruhen und Zwistigkeiten nach Nonnberg zurückkehrte, hinterließen sie im St. Annenkloster 17 Individuen, mit welchen aber allmälig, besonders nach dem Tode der Frau Stifterin, 1744, alle Verbindung aufhörte.

Diese Vorgänge im fernen Schwaben fanden in Nonnberg zwar allgemeine Theilnahme, hatten aber keinen Einfluß auf die ruhige Verwaltung der Abtissin Magdalena. Der Abgang so vieler Frauen war durch die Aufnahme von Novizinen bald wieder ersetzt, und da sie von äußeren Unglücksfällen großen Theils verschont blieb, konnte sie zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des Klosters Manches erbauen. So ließ sie 1708 im Innern des Klosters in die große Schale von Marmor mit der Statue der heil. Erntrand, die Erzbischof Guidobald setzen ließ, aber 1668 vom Tode überrascht, nicht vollenden konnte, das Wasser einleiten. Der Kirchthurm erhielt auch von ihr 1711 seine heutige Form und Höhe, und der Amtshof in Arnsdorf wurde ganz neu erbaut. Sie starb den 21. Mai 1715, im 64ten Jahre ihres Alters.

67. M. Victoria Anselma Freyin v. Ehrenberg, wurde mit großer Stimmenmehrheit erwählt den 2. Juli 1715 in Gegenwart des Erzbischofs Franz Anton von Harrach, der ihr sogleich die Administration übergab, und sie den 27. Juli bestätigte.

Ihr vorzügliches Augenmerk war auf die Kirchenzierde gerichtet, damit der öffentliche Gottesdienst mit desto mehr Andacht und Erbauung sollte verrichtet werden. Daher kaufte sie für alle Altäre Antipendien, einen schönen Ornat, vier silberne Statuen, eine Monstranze, die dann mit vorräthigen Steinen und Perlen so verziert wurde, daß man sie über 3000 fl. schätzte, und eine Ciborikrone, mit Perlen und Edelsteinen reich geschmückt u. dgl. Ein Meßkleid stickte sie mit eigenen Händen eben so künstlich als kostbar. Im J. 1724 ließ sie das erste Säculum von der Erhebung der heil. Erntrand mit vielem Aufwande feiern. In die Kirche von Aigen verehrte sie eine Kanzel, und nach Kammern einen Kelch. Auch führte sie eine recht passende Andacht ein am Schlusse des Jahrs, und die beständige Anbethung in den letzten drei Tagen der Charwoche.

Die Gebäude, die sie zum Nutzen der Oekonomie aufführte, und die Reparationen, die an verschiedenen Orten vorgenommen werden mußten, sind sehr bedeutend. Als den 6. April 1734 in Sietzenheim durch Blitz das Kirchendach abbrannte, mußte es zum Theil auf Kosten Nonnbergs, das dort zwei Drittel Zehent bezieht, wieder hergestellt werden. Die Salzachmühle in der Vorstadt Müllen kam 1730 durch Einstand an das Kloster; mußte aber nach sechs Jahren mit Schaden wieder veräußert werden. Auch fehlte es nicht an Unglücksfällen von mancherlei Art; den größten Schaden verursachte jedoch die Salzach durch Einbrüche bei Tittmoning. Nonnberg glaubte als dortiges Dominium zu sehr ins Mitleiden gezogen zu werden, und verweigerte endlich jede Bezahlung. Aber 1731 ist auf alles Nonnbergische Eigenthum daselbst Beschlag gelegt worden, und diese Streitsache wurde erst 1736 ausgeglichen, nachdem sie Nonnberg noch über 4000 fl. gekostet hatte. Es fand sich daher nur eine geringe Barschaft, als am Osterfeste den 6. April 1738 ein unvermutheter Schlagfluß dem frommen und thätigen Leben dieser Abtissin im 54ten Jahre ihres Alters ein Ende machte.

68. M. Cäleſtina Zeiller von Zeilheim zum weißen und schwarzen Feld erhielt ihre Erziehung im Kloster Seeben, wo durch ein seltenes Ereigniß drei Abtissinen von ihrer nächsten Verwandtschaft nach einander regierten. Sie trat in das Kloster Nonnberg den 20. October 1706, und wurde ganz einhellig zur Abtissin erwählt den 8. Mai 1738 in Gegenwart des Erzbischofes Leopold Grafen von Firmian, der ihr provisorisch sogleich die Administration übertrug, und den 1. Juni auch die gewöhnliche Weihe ertheilte. Ihr erstes Augenmerk scheint die Verschönerung der Kirche gewesen zu seyn, wozu sie gemäß ihrer eigenen Aufzeichnung nach und nach über 3000 fl. verwendete. Sonst hat sie außer vielen Reparationen, welche die Zeit nothwendig machte, nichts erbauet; denn es fehlten ihr schon gleich Anfangs die nöthigen Geldmittel, und es waren die Zeitumstände überhaupt zu drückend. Der österreichische Erbfolgekrieg hatte für Salzburg und dessen Klöster den Nachtheil, daß die in Oesterreich gelegenen Güter mit hohen Kriegs-Contributionen belegt wurden und sogar mit Geld unterstützt werden mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

43. Sonnabend, den 28. Mai **1836.**

Einige Betrachtungen über Mäßigkeits-Vereine.

(Fortsetzung.)

Nach dem Muster der amerikanischen Vereine und durch ihre Ergebnisse aufgemuntert, hat man seit einigen Jahren auch in Europa solche Gesellschaften gestiftet. Die wenigen Vereine der Vorzeit, deren Mitglieder sich zur Enthaltsamkeit von geistigen Getränken verpflichteten, unterschieden sich von den Nord-Amerikanischen und den ihnen in Europa nachgebildeten wesentlich darin, daß die letzteren nur auf Unterdrückung des Branntweinmißbrauches gerichtet sind und die persönliche Verpflichtung zur Enthaltsamkeit nur eines der Mittel zu jenem Zwecke ist. 1829 wurde zu New-Noß in Irland ein Mäßigkeits-Verein gestiftet. Schottland folgte bald diesem Beispiele und 1830 zählte man in Schottland und Irland bereits 14.000 Mitglieder solcher Vereine, die belehrende Volksschriften bekannt machten, welche nach der Schweiz und nach Schweden gesendet wurden, wo man ähnliche Verbindungen gründen wollte. In London wurde 1831 ein Verein gestiftet, welcher nach der Analogie der Bibelgesellschaften die Ausdehnung seiner Wirksamkeit auf das Ausland in seinem Namen British and foreign temperance society (Mäßigkeits-Verein für Großbritannien und das Ausland) ankündigte [1]. In England bestanden, wahrscheinlich im J. 1832 250 Mäßigkeits-Vereine mit 47.000 Mitgliedern, in Schottland 380 Vereine mit 55.000 Mitgliedern, und die irländischen Vereine zählten 20.000 Mitglieder [2]. Nach einer spätern Angabe, welche für Schottland mit der obigen übereinstimmt, gab es in England und Walis schon 413 Mäßigkeits-Vereine mit 87.471 Mitgliedern, wovon 142 Vereine und 34.038 Mitglieder in dem letzten Jahre zugewachsen waren. In den Londoner Druckereien waren allein mehr als 2 Millionen Exemplare von Abhandlungen über diesen Gegenstand gedruckt worden, und es soll sich schon eine merkliche Veränderung in der Stimmung des englischen Publikums in Hinsicht der geistigen Getränke zeigen [3]. Schon im Jahre 1831 wurde angegeben, daß in einigen Gegenden von Schottland 1/3 der ganzen Bevölkerung, in andern 1/4 oder 1/5 derselben den Mäßigkeits-Vereinen einverleibt war, und daß zwei Branntweinhändler in Dundee auf Antrieb ihres Gewissens ihren Handel aufgegeben hatten [4]. Auch in Schweden, wo die verbreitete Unmäßigkeit in dem Genusse des Branntweins, so wie im brittischen Reiche zu Gegenvorkehrungen am dringendsten aufforderte, scheinen die Mäßigkeits-Vereine nicht unbedeutende Fortschritte gemacht zu haben, da man in Folge derselben eine starke Vermehrung der Kaffeh-Consumtion bemerkt haben will [5]. Nach den neuern in einer Zeitschrift enthaltenen Angaben, gibt man sich in Schweden alle Mühe, die Mäßigkeits-Vereine wirksam zu machen. Der Name eines Säufers wird als der Name eines Sünders an der Kirche angeschlagen, und der Prediger schließt den »kranken Bruder« in's Kirchengebeth ein. Selbst der König hatte sich als Mitglied des Mäßigkeits-Vereins in Stockholm aufnehmen lassen, was von sehr gutem Erfolge gewesen seyn soll. In Weimar, in Hessen und im Königreiche Sachsen haben sich ebenfalls Mäßigkeits-Vereine gebildet [6], und in der neuesten Zeit entstand ein solcher Verein auch im südlichen Spanien [5]. Zu Amiens bildete sich eine Mäßigkeits-Gesellschaft, um der dort überhandnehmenden Trinksucht zu steuern; sie will Erfolge ihrer Bemühungen jedes Jahr bekannt machen [6]. Auch

1 Conversations-Lexikon der neuesten Zeit a. a. O.
2 Blätter für lit. Unterh. 29. Juni 1833.

1 Allg. Zeit. 30. October 1834.
2 Ausland 22. Juli 1834.
3 Allg. Zeit. 26. Nov. 1832.
4 Allg. Zeit. 22. bis 24. März 1832. Conversations-Lexikon.
5 Oesterreichischer Beobachter 13. Jänner 1835.
6 Ausland 8. Juli 1835

Digitized by Google

hier scheint die Größe des Uebels das Heilmittel herbeigeführt zu haben, da nach einem Berichte der Sparbank, in dieser nur 40.000 Einwohner zählenden Stadt, im J. 1834, 1.051.685 Franken in den Kneipen ausgegeben wurden, und darunter allein für Branntwein 744.140 Fr. Die Zahl der Schnäpschen im ganzen Jahre war 15.874.493 oder 43.493 täglich [1]. Die bis jetzt im Ganzen noch geringen Fortschritte der europäischen und vorzüglich der deutschen Mäßigkeits-Vereine schreibt das Conversations-Lexikon theils dem Umstande zu, daß der Mißbrauch des Branntweingenusses hier noch nicht so groß ist wie in Amerika, theils den minder günstigen Urtheilen, die hier und da über diese Vereine laut geworden sind, auf welche auch das Interesse derjenigen, die bei der Erzeugung, dem Verkehr und der Besteuerung des Branntweins betheiligt sind, Einfluß gehabt haben mag; theils endlich, insbesondere bei den deutschen Mäßigkeits-Vereinen, auch den Mißgriffen, die hier und da bei der Gründung und Einrichtung derselben begangen worden sind, indem man in Amerika und zum Theil auch in Schottland die Sache hinsichtlich der den Mitgliedern auferlegten Verpflichtung zu eifriger Wirksamkeit durch Beispiel und Einfluß weit ernster genommen hat, wogegen sich in Deutschland Beispiele verkehrter Einrichtungen anführen ließen, z. B. Vereine, in welchen aus Rücksicht auf hochgestellte Vorstände, Officiere ihre Untergebenen zur Mitgliedschaft aufmunterten, obgleich bey der schlechten Beschaffenheit des hochbesteuerten Biers für die gewissenhafte Beobachtung der übernommenen Enthaltsamkeitspflicht sich schwerlich Bürgschaft leisten ließ. In Beziehung auf diesen Umstand ist daher in mehreren deutschen Ländern als wirksames Mittel, den Branntweinverbrauch zu vermindern, die Entlastung des Biers von unverhältnißmäßigen Abgaben empfohlen und in einigen ausgeführt worden.

Schon die hier angeführten Thatsachen müssen Jedermann überzeugen, daß die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine, wenn man auf die kurze Zeit ihres Bestehens und auf die reißend schnellen Fortschritte, die sie gemacht haben, Rücksicht nimmt, von hoher Bedeutung ist, und daß sie auf den physischen, sittlichen und ökonomischen Zustand des Volkes einen entschiedenen wohlthätigen Einfluß geübt. Es sey hier noch erlaubt, aus der Natur der Sache und aus den Resultaten der Erfahrung einige wenige Bemerkungen in Beziehung auf die Gründung und Einrichtung derselben beizufügen:

Die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine beruht auf dem freien Willen, der Macht der Ueberzeugung und des Beispieles. Darnach muß die Zweckmäßigkeit der anzuwendenden Mittel beurtheilt werden. Die Ueberzeugung, daß das Laster der Trunkenheit schreckliche Folgen nach sich ziehe, und daß viele Menschen davon behaftet, oder auf dem Wege zu ihm sind, muß die Grundlage und den Anlaß zu den ihm entgegenwirkenden Vereinen bilden, denn nur jene Einrichtungen entstehen naturgemäß und ruhen auf festem Boden, welche durch das gefühlte Bedürfniß herbeigeführt wurden. Das erste Bestreben müßte also seyn, jene Ueberzeugung zu einer allgemeinen und lebendigen zu erheben. Vereinzelte Fälle und Erfahrungen wirken in der Regel zu schwach. So wie die Kraft der Sonnenstrahlen durch ihre Vereinigung in einem Brennpuncte unendlich vermehrt, so wird auch die Ueberzeugungskraft einzelner Erfahrungen dadurch unendlich gesteigert, daß man sie gesammelt unter die Augen bringt. Sehr weise war demnach das Verfahren der Stifter der Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika, vor Allem die Größe und Ausdehnung des Uebels durch die Bekanntmachung von Thatsachen anschaulich zu machen. Nicht leicht wäre man beim Anblicke einzelner Trunkenbolde, wie Schlözer bemerkt, auf den Gedanken gekommen, Institute für sie einzurichten, als man aber erfuhr, daß es deren in Deutschland 25.000 gab, war jener Gedanke fast unabweisbar. Die andere Ueberzeugung, die hervorgebracht werden sollte, ist jene von dem großen Nutzen der Mäßigkeits-Vereine, und auch diese kann man am Besten durch die gesammelten Thatsachen erwecken. Daher die Zweckmäßigkeit der Veröffentlichung der Berichte jener Vereine. — Eben weil die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Gesellschaften auf Freiheit und Ueberzeugung beruht, muß bei der Gründung und Einrichtung derselben jedes eigentliche Zwangsmittel entfernt bleiben. Daher es auch minder zweckmäßig wäre, wenn sich die Regierung mit diesem Geschäfte befassen wollte; weil man gewöhnlich die Anstalten der Regierung als Zwangsanstalten ansieht. Aber auch die Privat-Vereine sollten jedes äußerliche Zwangsmittel möglichst vermeiden, um so mehr, als dergleichen Mittel sich schwerlich mit der Gerechtigkeit vertragen möchten. Darum scheint auch die an manchen Orten Nord-Amerikas verhängte Ausschließung der Branntweinhändler von den Andachtsübun-

[1] Ausland 12. Juli 1835.

Digitized by Google

gen ein verwerfliches Mittel, und selbst die Erklärung, daß ihr Betragen eines Christen unwürdig sey, dürfte keinen Beifall verdienen, denn an und für sich betrachtet, enthält jenes Geschäft nichts Unsittliches, um so weniger etwas Rechtswidriges, und der Umstand, daß es leicht Veranlassung zur Unsittlichkeit werden kann, berechtiget noch nicht mit Zwang dagegen einzuschreiten. Betrachtet man aber die Erklärung, daß jenes Geschäft eines Christen unwürdig sey, lediglich als die Aeußerung einer subjectiven Ansicht, wie dergleichen öfter bei dem an eine völlige Freiheit der Discussion gewohnten amerikanischen oder englischen Volke vorkommen, so kann man ihr freilich kein Unrecht Schuld geben. In Ländern aber, wo man mit größerer Zurückhaltung zu sprechen gewohnt ist, wird eine solche Aeußerung jedenfalls schroff, unfreundlich und wahrscheinlich unzweckmäßig seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Josephs II. Handschreiben

an den galizischen Gouverneur Grafen Brigido, vom 16. December 1785.

Alle aus Galizien eingelaufene Nachrichten, und die daraus gezogene Schlüsse lassen mich nicht ohne Besorgniß, daß diesen Winter, und das folgende Frühjahr sich ganz sicher allda eine Theurung ergeben, ja wohl gar eine Hungersnoth ausbrechen dürfte. Die so ungünstig gewesene regnerische Witterung, welche die Hereinbringung aller Feldfrüchte unmöglich machte, und die schon voriges Jahr nicht gar zu gut gerathene Ernte, wodurch sich wenig Vorräthe im Lande befinden, dann der äußerliche Fechsungsstand aller Getreidsorten im Republikanischen, der mir auch von allen Seiten her bestätiget wird, endlich die bittern Klagen über den heurigen Mißwachs der Feldfrüchte von Siebenbürgen, und den gebirgigten Comitaten Hungarns, die mit Galizien gränzen, bestärken mich in meiner Vermuthung, daß Galizien mit aller sreyen Einfuhrsgestattung gleichwohl nicht viel Aushülfe wird zu erwarten haben; weil auch durch die üble Witterung die Wege unwandelbar gemacht worden. Dieser androhenden Noth muß also durch solche Maßregeln, die den echten Grundsätzen angemessen sind, mit sicherm Erfolg gesteuert werden. Diese bestehen, so wie ich hier aus Ueberzeugung und Erfahrenheit erprobet habe, in folgenden, nämlich

1mo Haben sie mit dem Gubernio in dieser Lage sich mit nichts anderm zu beschäftigen, als alle mögliche Zwangsmittel, von was immer für einer Gattung aufzuheben, und alle nur erfinnliche Freyheiten in allen Arten von Komestibilien sowohl in deren Erzeugung, Einführung, Verführung und Verkauf, wie auch Benutzung einzuleiten. Es muß also sorgfältigst

2do Alle Getreid, und Kasten, dann Beckervisitation sowohl auf dem Lande, als in den Städten unterbleiben, auch keine Art von Zwangspreis weder auf den Märkten noch sonsten bestimmet werden.

3tio Alle Zunftsvorrechte, oder jene einiger Dominien oder Städte, wo das Consumo der einführenden Komestibilien eine Abgabe zahlet, oder wo deren Verführung einer Mauth- oder einem Weggelde unterläge, wären sogleich aufzuheben.

4to Ist auf keine Stadt, von der Hauptstadt anzufangen, mehr als auf das ganze Land zu sehen, es muß also auch in Lemberg bloß die Freyheit herrschen, mithin zu Versehung derselben kein Zwang angewendet werden.

5mo Ist Jedermann zu Lemberg, und in den übrigen Städten zu erlauben, Brot zu backen, und mit Viktualien zu handeln, ohne ihn an Maß und Gewicht zu binden.

6to Muß man der Ein- und Zufuhr allen möglichen Vorschub geben, theils durch beständige Unterhaltung der Straßen in wandelbarem Stand, wo der größte Zug hergehet, und theils durch Ausschaufelung des Schnees, auch mittels Ertheilung der Prämien für jene, die aus dem republikanischen Pohlen, oder aus der Moldau eine Quantität von Getreidsorten, oder trockenem Gemüß herüber bringen. Diese Belohnungen müssen aber nach der größeren, oder kleineren Zufuhr abgemessen werden, folglich nach Verhältniß größer, oder geringer seyn. Dieses sind die einzige Mittel, um das noch vorhandene, oder noch zu verschaffen mögliche Getreid ganz sicher zum Kauf erscheinen, und benutzen zu machen. Da man aber auch möglichster Massen, jedoch ohne Zwang, trachten muß, die Preise so niedrig, als es nur seyn kann, zu erhalten, so wäre

7mo Sehr erwünschlich, wenn auf allen Kameral- und geistlichen Gütern die bestehenden Vorräthe von allen möglichen Getreidsorten dergestalten aufgehoben würden, daß ohne sie zusammen zu führen, man jedem Kreisamte die Specifikation desjenigen gäbe, was sich hiervon in seinem Kreis vorräthig befindet, zugleich auch bestimmte, daß selbes unter keinem Vorwande für sich oder andere etwas davon verwenden könne, sondern daß die Kreisämter, alsdann erst, wann die Marktpreise auf einen ganz außerordentlich übertriebenen Betrag hinaufstiegen, mit ihren vorhandenen Vorräthen loszuschlagen, hiemit aber, sobald dadurch die Marktpreise fielen, sogleich wieder, und so lang zurückzuhalten hätten, bis letztere von neuem hinaufstiegen, wo alsdann das nämliche wieder zu veranlassen wäre. Hiezu gehört aber auch, daß nie nichts in Geheim auf den Schüttböden, oder

Digitized by Google

Kästen von diesem vorräthigen Getreid verkauft, sondern alles auf die Oerter geführet werde, wo öffentliche Märkte sind.

8vo Besonders aber muß, wenn eine große Theurung sich äußeet, auf Mittel süegedacht werden, wie man dem ärmsten Theil der Unterthanen einen Verdienst, und dadurch seinen Unterhalt wird verschaffen können, wessenthalben in den bedürftigsten Gegenden auf Kösten des aerarii einige Gebäude, Arbeiten auf Steaßen, und dergleichen, wenn sie auch nicht nöthig wären, veranlasset werden müssen, auch wären Leinwand, Gespünste, und andere Fabricata, auch Tabak einzulösen, wenn man sie auch nach der Hand mit einigem Verlust hindangeben müste, da es hauptsächlich darum zu thun ist, diesen Leuten bei der herrschenden Noth einen Verdienst zuzuwenden; dazu berechtige ich sie, solches mit den Aerarialgeldern, jedoch unter Beobachtung der jedesmal zu machenden gehörigen Anzeige hieher expost, und nur nach Bedarf zu bestreiten.

9to Auf die neue Ansiedler wird auch vorzüglich der Bedacht zu nehmen seyn, daß man ihnen immer Arbeit verschaffe, sie aber auch dafür reichlich zahle, damit sie sich den theuern Lebensunterhalt verschaffen können.

10mo Ist besondeers darauf zu sehen; und kann ich Ihnen solches nicht genugsam anempfehlen, daß alles richtig angebauet werde, und wo der Anbau der Winterfrucht wegen Nässe, Abgang an Saamen, oder aus sonst anderer Ursachen nicht ganz bestellet woeden, alle Kreisämter sorgfältigst bedacht seyn sollen, daß im Frühjahr das zurückgebliebene durch Sommerfrüchten ersetzet, und alle Felder richtig bestellet werden.

11mo Da aber auf Noth gemeiniglich Krankheiten folgen, so müssen, wenn dieses sich in Galizien ereignen sollte, bei jedem Kreisamt die beste, und gröste Häuser gewählet werden, um die bedürftigste Kranke darin unterzubeingen, und solche allda durch die Kreisphysici besorgen zu machen, und wäre dabei hauptsächlichst darauf Acht zu haben, daß die Kranke nicht zu dicht aufeinander zu liegen kommen, um das Uebel durch die schädliche Ausdünstungen derselben nicht noch geöser zu machen, und verstehet es sich, daß auf diesen Fall von Seite des aerarii auf Medizin, und andere Bedürfnisse die allernöthigste Auslagen gemacht werden müssen, auch muß eine jede Ortsobrigkeit für ihre Kranke, zu Bestreitung der Kösten ihre Renten beitragen.

Diese sind diejenige Grundsätze und Aufträge, die Ich ihnen für itz zu machen befinde. Sie werden sie lediglich für sich, und zu ihrer Richtschnur annoch beibehalten, und nach diesem Sinn in allen derley Gelegenheiten ihre Veranlassungen abmessen, sie aber noch nicht kund machen, weil Ich hoffe, daß die Noth nicht auf diesen äußersten Punkt kommen wird. Sie werden Mir genauestens berichten, in was für Umständen sich die Sachen befinden, was sie für einen Fortgang haben, und was sie von anderer Beyhilf an Geld, oder sonsten noch bedürfen, damit Ich das Nöthige veranlassen könne, weil Mir sehr am Herzen liegt, daß der Menschlichkeit aller mögliche Beystand geleistet weede, und Ich Mich auf ihre Thätigkeit verlasse, daß sie die dienlichste Mittel anwenden, ihee Räthe ausschicken, und die Kreishauptleute gehörig belehren werden, damit allee Orten nach den echten, und gleichen Grundsätzen fürgegangen werde.

Joseph. m. p.

Heren Georgen Brobsts von Sannd Pölten gegen gemeine Stat daselbst, Freundtliche vnd Nachbarliche Erleuterung vnd Erclärung, die Predicatur vnd anders betreffend.

Geslichen begert Herr Brobst die Predicatur in der haubt vnd Closterkhirchen, alle Suntag vnd die vier vnser Frauentag, nach halber Verrichtung des hochambts je halten vor vnd nach welcher Predig dann, wie bißheer, Teutsche Psalmen gesungen werden sollen.

Erbeut sich daeneben den Raths Peesonen, auf der Parkhirchen, auf seine selbs Buchossten saubere Stiell machen je lassen, daezue Inen den Ein vnd Aufgang auf den Freithoff, vber die pulezen stiegen, wie man sonnst auf den Thuern geet zu nergennen. Im hausseauen aber, wo von notten, mügen sy Ire stuell auf Ir gesteen Pessren lassen. (Ist ausgestrichen und steht: Nulitet.)

Verrer bewilligt sich herr Brobst, das durchs ganzs Jar an allen hohen festten auch Apostelteagen vnd allen feyertagen (außer obgemelten) gleichs fahls die Leich vnd Hochzeit Predig, dabey auch die Conterey vnnd anndere Personen, wo es die notturfft erfordert zue haltung des Gottesdiensi geordnet weeden soll. Item das hochwierdig Sacrament, die Khindertauff vnd Khinderlehre nach Christlichen beuelch vnd einsaczung, In der Pfarrkiechen halten vnnd verrichten lassen.

Zu den er auch der Zeit taugliche vnd geschickte Predicanten vnd Priester mit Vorwissen gmeiner Stat auch der Gemain aufnemen, auch mit leiten vnd anndere, guete Ordnung fuenemen will, vnd da an den allen beschwer furfallen, solche nach gelegenheit vnd billiger Dingen wenden (gleichfahls den Predigstuel in Closterkiechen?)

In solchen freundtlichen begern, auch der Schiesstat halben, versteht herr Brobst, Gemaine Stat Sannd Pölten weeden sich dermassen, mit Irer gegen Eeclerung erzeugen vnd halten, das er daeburch allen geneigten Nachbarlichen willen spüren möge. Das er sich auch entgen freundtlichen anpeuth.

Actum Sannd Pölten den 1. Nouember 1570.

Nota. Soll veeändert die Sontag Predig in der Pfarr vnd die ander vest für Peedig in der Closterkhirchen gehalten, sonst bleibts bei den andern vergondt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

44. Mittwoch, den 1. Juni 1836.

Einige Betrachtungen über Mäßigkeits-Vereine.

(Fortsetzung.)

Es ist ferner von Wichtigkeit, daß man sich von den Mäßigkeits-Vereinen nicht mehr verspreche als sie gewähren können. Wer in der unsinnigen Hoffnung die Art ergreift, auf den ersten Streich einen Baum zu fällen, legt sie in der nächsten Minute erfolglos und entmuthigt nieder. Am allerwenigsten darf man sich viele Hoffnung machen, schon ergraute Trunkenbolde von ihrem Laster zurückzubringen, welches der Erfahrung gemäß zu den unheilbarsten gehört. Wohl kann manchmal dem eifrigen Wirken auch dieser Triumph zu Theil werden, im Allgemeinen kann man ihn aber nie als wahrscheinlich erwarten. Die größte Wirksamkeit der Vereine wird sich immer auf die Rettung des noch gesunden Theiles der Bevölkerung erstrecken, und ihr wohlthätiger Einfluß sich daher auch nur im Verlaufe der Zeit in größerer Ausdehnung zeigen.

Was die Modalitäten der Gründung und Einrichtung der Vereine betrifft, so scheinen jene der Nord-Amerikanischen im Allgemeinen allerdings nachahmungswürdig. Die persönliche Verpflichtung der Mitglieder zur Mäßigkeit, ihre thätige Mitwirkung zur Verbreitung des Vereines und die Veröffentlichung zweckdienlicher Thatsachen dürften wohl die Hauptpunkte ausmachen. Doch soll man dabei jede Uebertreibung vermeiden; daher auch der Genuß geistiger Getränke aus Gesundheitsrücksichten gestattet bleiben muß. Ein vorzügliches Mittel zur Verbreitung der Vereine, scheint auch die nur zeitliche Dauer der Verpflichtung zur gänzlichen Enthaltsamkeit zu seyn. Es ist gewiß für viele Menschen, welche gewohnt sind, manchmal geistige Getränke zu genießen, ein abschreckender Gedanke, für ihr ganzes Leben darauf Verzicht zu leisten, wogegen sie sich leicht entschließen können, jenen Genuß auf eine bestimmte Zeit aufzugeben. Der Beitritt zum Vereine sollte demnach auch nur auf kurze Zeit freistehen, so daß sich jeder z. B. auch nur auf das Minimum von drei Monaten oder beliebig auf einen längeren Zeitraum oder auf das ganze Leben verpflichten kann. Wo die Mitglieder zahlreicher sind, könnten auch mehrere besondere Vereine nach den Abstufungen der Verpflichtungszeit gegründet werden. Durch diese Erleichterung wird man eine viel größere Anzahl von Mitgliedern dem Vereine gewinnen und es bleibt doch höchst wahrscheinlich, daß die meisten darunter, sobald sie nur ihre moralische Kraft zur Enthaltsamkeit erprobt und die wohlthätigen Folgen derselben empfunden haben, sich dem Vereine auf längere Zeit wieder anschließen werden. Es wäre ferner zu überlegen, ob die Vereine bloß den Genuß der gebrannten Wässer oder auch anderer berauschender Getränke untersagen sollen? Das Verboth der ersteren, als der schädlichsten und gefährlichsten, sollte jedenfalls das Grundgesetz jedes Vereines seyn. Ob sich aber die Untersagung nicht auch auf den Genuß des Weines oder des Bieres erstrecken sollte, scheint von Umständen abzuhängen. Wo z. B. gerade mit den letzteren Getränken ein starker Mißbrauch getrieben wird, könnte dem Uebel wohl nicht anders als durch die Enthaltsamkeit von denselben abgeholfen werden. Nur muß dazu nicht nothwendig auch eine gänzliche Entsagung auf den Genuß dieser Getränke Statt finden, sondern es könnte unter Umständen eine zeitliche oder quantitative Beschränkung genügen, z. B. nicht öfter als ein oder zwei Tage in der Woche Wein oder allenfalls Bier, oder täglich nur eine bestimmte Quantität davon zu genießen. Sollten dergleichen Beschränkungen an manchen Orten auch nicht als Mittel gegen das Laster der Trunkenheit nöthig seyn, so können sie nichts destoweniger einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit und den ökonomischen Zustand üben. Es ist eine durch die bewährtesten Diätetiker bestätigte Wahrheit, daß der

Digitized by Google

tägliche Genuß des Weines für gesunde und nicht alters-schwache Leute in der Regel der Gesundheit nicht zuträglich ist. Hufeland räth demnach in seiner Macrobiotik, denselben nur für die Tage der Freude vorzubehalten, und Hartmann in seiner Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, bemerkt, daß der Wein kein zum Löschen des Durstes bestimmtes, sondern nur ein solches Getränk sey, welches der Mensch erst dann genießen soll, wenn er durch innere oder äußere Ursachen eine Erschöpfung fühlt. Es soll dadurch nicht gesagt seyn, daß die Mäßigkeits-Vereine auf die Enthaltsamkeit von Wein und Bier im Allgemeinen dringen sollen; wünschenswerth bleibt es aber, daß wenigstens einige derselben auch denjenigen offen bleiben, welche sich auch die Erstrebung dieser strengern Diät zum Zwecke machen, welche auf viele Menschen schon sehr wohlthätig gewirkt hat. Wie Viele gibt es nicht, welche den täglichen Genuß des Weines als ein unentbehrliches Lebensbedürfniß betrachten? Und doch haben sich gar Viele, welche, selbst nach einer langjährigen Gewohnheit, endlich doch auf denselben verzichteten, später viel gesünder und kräftiger befunden. Sicher könnte nun durch das Beispiel der Mäßigkeits-Vereine dieser Entschluß bei Mehrern rege und nach einem zeitlichen Versuche zu einer höchst nützlichen Lebensgewohnheit werden! Denn der süße Saft der Reben schleicht sich leicht in die Gunst des Menschen ein, und ist ihm doch als alltägliches Getränk in den seltensten Fällen zuträglich. — Am besten scheint es also, wenn die Mäßigkeits-Vereine verschiedene Abstufungen in der Strenge ihrer Verbote haben, damit sie dadurch, nach den besondern Bedürfnissen und Verhältnissen, jedem leichter zugänglich werden, und außer dem ursprünglichen Zwecke der Abstellung des Lasters, auch noch den der Verbesserung der Gesundheit befördern. Jene, welche meinen, es gebe keine Bürgschaft für das Zuhalten eines Versprechens, wenn dasselbe nicht zu einer erzwingbaren Pflicht erhoben wird, dürften hier fragen, welche Zwangsmittel der Verein gegen diejenigen anwenden könnte, welche das Versprechen der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken in irgend einem Falle brechen? Auf Zwangsmittel ist hier am wenigsten zu halten. Der durch das aufmunternde Beispiel der Uebrigen und durch das Ehrgefühl rege erhaltene und gestärkte freie Wille muß als die Hauptbürgschaft betrachtet werden. Eigentliche Zwangsmittel sind auch schon darum unzulässig, weil sich schwerlich Viele solchen unterziehen wollten und einem Privatvereine kein eigentliches Straf- oder Zwangsrecht zusteht. Hält man es aber für gut, so könnte eine kleine Sanction auf die Uebertretungen in den Statuten eingeführt werden, welche am schicklichsten in der Auflegung einer noch größern als die versprochene Enthaltsamkeit durch eine bestimmte Zeit bestehen könnte, z. B. daß der, welcher gegen sein Versprechen gebrannte Wässer genießt, durch eine bestimmte Zeit auch keinen Wein trinken dürfte u. s. f. In dieser Beziehung schiene das Beispiel des alten, oben angeführten Temperanz-Ordens nachahmungswürdig. Jedes Mitglied könnte verpflichtet werden, seine oder seiner Genossen Uebertretungen den Vereinsvorstehern anzuzeigen, und einige unpartheiische Mitglieder sollten die in den Statuten näher zu bestimmenden correctionellen Strafen dictiren, welche aber milde und nur auf eine etwas größere Enthaltsamkeit als die versprochene beschränkt seyn sollten, nach Maß der Uebertretung und der Wiederhohlung aber Abstufungen zulassen müßten. Diese wären nicht sowohl als Strafübel im eigentlichen Sinne wirksam, sondern nur vielmehr gewisser Maßen als ein kleines Sühnopfer, wodurch das fehlende Mitglied seinen Fehler wieder gut machen und sich dergestalt gegen künftige Wiederhohlungen stärken würde, wozu auch einiger Maßen die kleine Oeffentlichkeit und die Beschämung, seine Schwäche eingestehen zu müssen, beitragen könnten. Doch kann auch dieses zuletzt nur auf der Freyheit beruhen und derjenige, der sich trotzig der Sühne nicht unterwerfen wollte, oder durch mehrere Rückfälle seine Unverbesserlichkeit zeigte, könnte zuletzt nur als ein unbrauchbares und schädliches Mitglied von dem Vereine ausgeschlossen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Fortsetzung.)

Noch verderblicher wirkte der Krieg zwischen Baiern und Oesterreich, wo das ganze Erzstift, besonders aber das flache Land, durch Truppenzüge, Requisitionen, Einquartierungen, Vorspann u. dgl. bald so ausgezehrt wurde, daß man aus Ungarn durch Steyermark Getreid einführen mußte, indem Baiern während des Krieges nichts über die Gränze ließ. Die öffentlichen Abgaben wurden dagegen erhöht und die Landschaft zugleich veranlaßt, zur Vermin-

Digitized by Google

derung der Schulden gezwungene Anlehen zu verlangen und den Zinsfuß herabzusetzen. Nonnberg hatte dazu 4200 fl. zu erlegen und litt dabei überdieß noch einen Schaden von 3000 fl. Die Abtissin sah sich daher 1749 genöthiget, den 1723 durch die Frau Klaudia von Kein ererbten Hof zu Berg-Bergerhof, der unterdessen mit vielen Kosten in guten Stand hergestellt wurde, um 5000 fl. auf Erbrecht zu verkaufen und noch wiederhohlt Geld aufzunehmen. Dieser drückenden Sorgen ungeachtet erreichte sie ein hohes Alter und konnte den 4. Juni 1758 ihre Jubelprofeß ablegen; dann verlor sie aber allmählig das Licht der Augen und endlich auch das Leben den 16. Februar 1766, im 76ten Jahre ihres Alters.

69. M. Scholastika Augustina Gräfinn v. Wicka erwählt den 3. April 1766, erhielt vom Erzbischofe Sigmund von Schrattenbach die abteiliche Benediction den 13. April. Weil ihre Vorfahrerin eine leere Casse und Schulden hinterließ, erlangte sie auf ein eigenhändiges Memorial an den Erzbischof den 25. Februar 1767 einen Nachlaß von der Decimation auf vier Jahre, zusammen 2237 fl.

Im Jahre 1774 mußte sie gleich mehreren andern Klöstern an ein wohlthätiges Institut auf sechs Jahre einen nicht unbedeutenden Beitrag an Geld und Naturalien machen, und in den nächst vorhergehenden Jahren wurde der Theurung wegen von armen Unterthanen ihr Mitleid sehr in Anspruch genommen. Uebrigens war ihre erste Angelegenheit die Erhaltung der guten Disciplin und die Zierde der Kirche, wo sie zwei Altäre von Marmor setzen ließ und eine große silberne Lampe kaufte. Um die zwölfte Säcularfeyerlichkeit der salzburgischen Kirche 1782 würdig zu begehen, hat sie einen schönen Ornat erkauft und überdieß noch mehr als 600 fl. dazu verwendet. Nach einer langen und schmerzhaften Krankheit starb sie den 22. Juni 1783, im 55sten Jahre ihres Alters.

70. Maria Antonia Theresia Freyin von Eiselsberg wurde erwählt den 3. September 1783 und den 5. October darauf von Erzbischof Hieronymus geweiht. Sie sorgte gleich im zweiten Jahre für eine anständigere Wohnung der Capläne, damals Rupert Koremann und Mar. Prechtl, und später ließ sie die Zimmer der Frauen bequemer und mehr vor Feuersgefahr gesichert bauen. Im Frauen-Chor wurde zur Aufbewahrung des Hauptes der heil. Erntraud und ihrer übrigen Reliquien eine Pyramide von Marmor errichtet.

Wie ihre Vorfahrerin mußte auch sie an eine klösterliche Gemeinde von 1790 an auf sechs Jahre einen Beitrag an Geld und Naturalien liefern, der bei 2000 fl. betrug. Im Jahre 1787 traf sie das Unglück, daß der Hof in Enzersdorf abbrannte und mit einem Aufwande von 6000 fl. wieder hergestellt werden mußte. Da der Ertrag davon immer nur gering war, fand man für besser dieses so weit entfernte Gut zu veräußern. Der Kriegszeiten wegen kam der Verkauf erst 1805 zu Stande um 14700 fl. Im Jahre 1790 wurde um 300 fl. dem Erzbischofe Hieronymus der Golserwald überlassen, und 1799 der k. k. Familien-Herrschaft Larenburg zwei dort gelegene Wiesen um 500 fl.

Uebrigens wurden die Zeiten immer drückender, so daß kaum eine Abtissin von Nonnberg sie auf gleiche Weise erfahren hat. Schon 1797 fingen in Salzburg die Truppenzüge und Einquartierungen an, und die Nonnbergischen Unterthanen in Lungau erhielten auch in diesem Jahre schon einen ungern gesehenen Besuch der französischen Freiheitsmänner. Bei dem ersten Einfalle der Franzosen im December 1800, wo Nonnberg so viel Einquartierung zu tragen hatte, als der äußere Klosterraum nur fassen konnte, mußten die Frauen von Loreto in das Kloster, und die Waisenmädchen in den Oberhof auf vier Monathe angenommen werden, und während derselben Zeit wurde der Amtshof in Arnstorf ein Raub der Flammen. Ueberdieß mußte alles entbehrliche Kirchen- und Tafelsilber, das durch Jahrhunderte mit großem Aufwande gesammelt wurde, bei diesem Drange der Zeitumstände dem Vaterlande zum Opfer gebracht werden.

(Schluß folgt.)

Kaiser Ferdinand's I. Einzug in Wien 1558.

(Schreiben des Hans Wolfart Strein Herrn zu Schwarzenau an seinen Bruder.)

Lieber Bruder, du hast der Frauen Mutter geschrieben, wie du gern ein Wissen hättest um den Einzug, so die Kaiserliche Majestät zu Wien gehabt hat, so wisse, daß die Königliche Würde (Maximilian II.) alle die Landleut in Oesterreich dazu erfordert hat, und wie die Kaiserl. Majestät kommen ist, da ist nun die Königliche Würde bis gen Klosterneuburg auf dem Wasser mit allem seinem Hofgesinde entgegengezogen und empfangen, die Regierung und die Kammer sind in den Anzug hinausgeritten, und da Ihr Kayl.

Digitized by Google

Majestät empfangen; es ist auch eine ganze Landschaft hinaus in den Anzug geritten und Ihr Kais. Maj. hinein begleitet, aber da nicht empfangen. Des andern Tags früh sind Alle mit einander hinein gen Hof, und Ihr Kais. Maj. empfangen, und Zwen große vergüldte Köpf daeinnen in die tausend Dukaten verehrt. Die Bürgergeschaft ist mit sechs Fähnlein wohlgeräuster und wohlgeputzter Knechte auch dem Einzug entgegen gezogen, und Ihre Kais. Maj. hinein begleitet und auch des andern Tags empfangen, und Ihrer Kais. Maj. zehen Wagen mit Haberen, und zehen Wagen mit Wein, und eine Anzahl Ochsen, und einen vergüldten Kopf mit Dukaten verehrt. Es sind auch die wellischen Kaufleut ein Fähnlein entgegen gezogen, wohl gerüstet auf ihre Manier, und also ist Ihre Kais. Maj. hineingezogen, und da er zu Sanct Stephan kommen, ist Ihre Kais. Maj. abgestiegen und zu der Vesper gangen. Vor der Burg bei dem Zeughaus hat man ein Geschloß gemacht, das ist sehr schön gewesen, und da haben die Italiener dasselbe, da es Nacht ist worden, stürmen müssen, und es eingenommen, und da haben sie todte Männer herausgeworfen, die sind also gemacht gewesen, aber das Volk hat gemeint, es seyen rechte Leute. Daenach sind zwei Partheien Ritter gewesen, und auf jedee Seite zwei Hauptleut, und ein jeder Hauptmann hat nur zwölf unter ihm gehabt. Die eine Parthei ist in der Burg gewesen, und die andere im Zeughaus. Da nun das Schloß ist eingenommen worden und gebrannt hat, da sind sie beide Partheien herausgewischt, und haben erstlich allweg zwei und zwei miteinander gescharmützelt, und darnach alle zu Hauf gerückt, und tapfer einander abgeschmirt. Also ist's zugangen; ich bin unter dem Hauptmann von Dietrichstein gewesen. Wien, 7. August, Anno 1558.

Die Einnahme von Zwettl im Jahre 1618 durch die Böhmen.

(Gleichzeitige Relation.)

Den 25. November 1618 ist der Graff von Schlick mit theils deß Böhmischen und Schlesischen Volcks in 4000 zu Roß und Fuß stareck 2 Meiln von Zwettl angelangt, in selbiger Nester er bey 42 Wägen mit geraubtem und auß Böhmen geflehntem Gut, sampt 70000 Thaler bar Gelt, und in 1000 Stück Vieh unversehens antroffen, die Convoy theils erlegt, theils gefangen genommen, Und nachdem er vernommen, daß noch etlicher anderer Keyserischen Obersten Pagagy und gemachte Beuth, mit einer zimlichen Anzahl Soldaten in die Statt Zwettl einbracht worden, als hat er einen Anschlag dahin gemacht, den 29. diß in der Nacht dahin gezogen, die Petarda wie an das eusserste, so auch an das innerste Thor, vor welchem ein starcke Schlagbrücken angebracht, gesprengt, ohne sonders grossen Schaden, ausser Verlust deß Obersten Capliees, so in der Statt zum Fenster heraus beneben noch 4 Soldaten erschossen und 6 beschädiget worden, hinein kommen, was von Soldaten sich entgegen gesetzt, nidermachen, die andern so sich ergeben, gefangen nemmen, vnnd die darinn gefundene Pagagy plündern lassen. Und weil dem Graffen angesagt worden, ob sollte die beste Pagagy im Closter daselbst sein, als hat er zu dem Apt darinn geschickt und dieselbe begert, aber weil der Apt, daß von feembdem Raub nichts im Closter, genugsamen Bericht gethan, darneben sich erbotten, Thür und Thor aufzumachen, als hat er Graff 50 Musquetiree ins Closter gelegt, abee dem Apt, der ein grosse Bacschaft an Gelt gehabt, nichts entwenden lassen. Dieser Apt ist nachmaln ein weil nach Wien gezogen, daselbst er zu Red gestellt worden, daß er und seine Benachbaeten den Böhmen so viel nachgeben, hetten sich ihnen widersetzen sollen, der dann mit dem sich entschuldigt, daß sie deß Orths keinen Schutz gewußt, und weil ihnen von Böhmen kein andere beschwerung, als daß sie alterhand Victualia zufüheen müssen, doch umbs Gelt bezahlt, und ihnen sonst kein Schad zugefügt worden, hetten sie dessen auch desto schlechter bedenckens gehabt. Von dar auß hat der Apt an den Graffen von Schlick geschrieben, vnnd im sein anvertrawt Gotthaus nochmaln zur guten Hut anbefohlen, darneben vermeld, daß ee wegen Inhibition deß Brennens in Böhmen guten Bescheid von Kays. Maj. bekommen, wie dann dieselbe an Conto di Buequoy solches bey Leibstraff zu beebieten, ein ernstlich Schreiben sub dato den 6. December ausgehen lassen.

Nach dem nun der Graff von Schlick die Statt und Closter Zwettl mit einer Gaenison zu Roß und Fuß versehen, hat ee vnd der Graff von Thurn, so zu ihm gestossen, auch Hohenfurt, Wentrab und mehr Clöster und Oerther sich impatronirt und besetzt, Ferner haben die Böhmen zu Ledetsch in 40 Centner Pulffer, 2 Faß mit Musquetekugeln, 12 Truhen mit in Säcken eingefaßtem Pulffer und kleine Kugel, 200 Fewerkugeln, 2 Stück Geschütz sampt 30 Centner Lunden, so in Budweiß sollen gebracht werden, bekommen, und die Convoy geschlagen. Es hat auch das Bömisch Kriegsvolck biß auff 9. Meiln von Wien gestreyfft, daselbst dann die lange Brücken mit Schlagbrücken, einer Schantz und Blochhauß wol versehen und besetzt worden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

15. Sonnabend, den 4. Juni 1836.

Einige Betrachtungen über Mäßigkeits-Vereine.

(Fortsetzung.)

Außer der persönlichen Verpflichtung zur Enthaltsamkeit, wovon bisher die Rede war, können die Vereinsglieder durch thätige Mitwirkung zur Verbreitung des Vereines für denselben wohlthätig wirken. Dieses kann im Allgemeinen durch das Beispiel, und durch mündliche oder schriftliche Mittheilungen geschehen. Klugheit, Erfahrung und Menschenkenntniß insbesondere müssen das Nähere über die zweckmäßige Anwendung dieser Mittel an die Hand geben. Es muß und wird sicher mit der Zeit, vorzüglich durch die Macht des Beispieles dahin kommen, daß man den Mann schätzt, der geistige Getränke entbehren kann, anstatt daß man denjenigen rühmt, der sie in großen Zügen zu schlürfen vermag. Dann wird man es sich zur Ehre rechnen, einem Mäßigkeits-Vereine anzugehören, und dieser Zweck wird um so eher erreicht werden, je ehrenwerthere und je allgemeiner geachtete Männer sich diesen Vereinen anschließen und hierdurch auch andern die Aufnahme in denselben als ehrenvoll erscheinen muß. Vorzüglich scheinen die Seelsorger, wie auch den Nord-Amerikanern nicht entgangen ist, dazu berufen, diesen Vereinen Gunst und Aufnahme zu verschaffen. Sie, deren erhabenem und würdigem Stande nichts fremd bleiben darf, was die sittliche Vervollkommnung des Menschen betrifft, müssen ein besonderes Interesse an der Abstellung des schädlichen Lasters der Trunkenheit nehmen. Wenn die Spendung des göttlichen Wortes und alle übrigen Hülfsmittel der Religion diesen Zweck nicht vollkommen erreichen können, so müssen die würdigen Hirten des Volkes Ihr Werk auch durch andere zweckdienliche Mittel zu vollenden suchen. Heil und Segen wird ihnen dafür werden von denjenigen, die sie auf den rechten Pfad zurückgeführt, von jenen, die sie vor dem Irrwege bewahrt, und von allen den Tausenden, die sie dadurch mittelbar oder unmittelbar vom sittlichen Verderben und vom zeitlichen Elend gerettet haben. Wer wäre auch geeigneter als sie auf das Volk einzuwirken? Sie, welche dessen Herzen zu gewinnen, dessen Gewissen zu leiten und dessen Verstand aufzuklären bestimmt sind! — Aber auch sonst Jedermann, der bei seinen Mitbürgern und vorzüglich bei seinen Standesgenossen beliebt und geachtet ist, kann für die Aufnahme der Mäßigkeitsvereine wohlthätig wirken, vorzüglich aber diejenigen, die zu einer ausgebreiteten Standesgenossenschaft gehören, z. B. Landleute, Gewerbsleute, Beamte, studierende Jünglinge u. dgl. Ist die Gewohnheit, geistige Getränke reichlich zu genießen, bei seinen Standesgenossen verbreitet, so bedarf es einigen Muth dazu, als Verfechter der Mäßigkeit aufzutreten. Man wird sich jedenfalls den Spöttleien und dem Vorwurfe aussetzen, das Unmögliche wirklich machen zu wollen. Hier darf der kluge Mann nicht die Miene eines Reformators und Sittenrichters annehmen, noch den Andern seine Ansicht zu ungelegener Zeit aufdringen wollen. Er verhalte sich vielmehr bescheiden, gebe nur aufgefordert, oder wo er die Gemüther mehr disponirt zu finden glaubt, seine Ansichten auf eine schonende Weise von sich, und suche sich vorzüglich den Anhang einiger Gleichgesinnten zu erwerben. Dann werden die Macht des Beispieles und der bescheiden vorgebrachten Gründe nach und nach den Sieg erringen. Man lasse sich durch den Lärm und die scheinbare Entschlossenheit der Unmäßigen nicht abschrecken. Die Steigerung derselben ist oft gerade ein Beweis, daß die Gründe einer bessern Ueberzeugung auf sie einen Eindruck machen. Wie der Mensch oft die Eindrücke der Furcht durch Schreien und Lärmen zu überwinden sucht, so trachtet er oft auch die laute Stimme des Gewissens durch laute und starke Aeußerungen zu betäuben. Uebrigens müßten die Freunde der Mäßigkeit mit Umsicht und Mäßigung vorgehen, um ihre Sache nicht

Digitized by Google

dadurch zu schwächen, daß sie auch das Gute und Unschädliche angreifen. Wo Localverhältnisse und Gewohnheit es z. B. mit sich bringen, daß der ganze gesellige Umgang unter Bekannten größtentheils auf eine Zusammenkunft in einem Gasthause in den Stunden der Muße und der Erholung beschränkt ist, darf, wenn hierbei die Schranken der Mäßigkeit nicht überschritten werden, dagegen nicht angekämpft werden. Wollten die Mitglieder solcher Zusammenkünfte den Mäßigkeits-Vereinen freiwillig ihre Huldigung bringen, so ließe sich ja dafür leicht eine Modalität auffinden, z. B. durch die Verpflichtung, ein gewisses Maß nicht zu überschreiten, oder an einem Tage in der Woche die Gesellschaft nicht zu besuchen, oder sich von dem Genusse geistiger Getränke außer jenen Zusammenkünften zu enthalten u. dgl. Aufgedrungen wären dergleichen Beschränkungen höchst lästig und könnten gerade zu Reactionen führen; freiwillig eingegangen wären sie dagegen leicht zu befolgen, indem sie mit dem erhebenden Gefühle der Selbstbeherrschung lohnen würden.

Zur Verbreitung der Mäßigkeits-Vereine kann auch durch Schriften nützlich gewirkt werden. In dieser, so wie in mancher andern Beziehung ist es nützlich, wenn die an verschiedenen Orten bestehenden Vereine in einem Zusammenhange stehen; die kleinern könnten sich einem größern als dem Haupt-Vereine anschließen, wie denn auch in Nord-Amerika die kleinern und später entstandenen meistentheils nur Hülfs-Vereine sind. Dadurch könnten leicht alle wichtigen Erfahrungen gesammelt und mit vereinten Kräften die Veröffentlichung derselben bewirkt werden. Zu diesem Behufe könnten von den bemittelten Mitgliedern der Vereine kleine, ganz freiwillige Geldbeiträge zur Bestreitung der Druckkosten geleistet werden. Die Berichte und Ergebnisse, so wie andere zweckdienliche Volksschriften würden von dazu geeigneten Mitgliedern unentgeldlich verfaßt werden. Die Verbreitung könnte ebenfalls ohne Kosten durch die Seelsorger und die Vorsteher der Hülfs-Vereine leicht und zweckmäßig geschehen. Bei jedem Hülfs-Vereine müßte ein oder mehrere Vorsteher ein Protokoll über alle Mitglieder führen, worin außer dem Nahmen, Alter und Stand, auch die Zeit des Beitrittes und die Gattung der Getränke, auf welche ganz oder theilweise verzichtet wird, nach gezogenen Rubriken eingetragen würden. Den Vorstehern würde es obliegen, alle bemerkenswerthen Ergebnisse ihres Vereines zu sammeln und dieselben mit einem summarischen Auszuge aus jenem Protokolle jährlich dem Haupt-Vereine einzusenden.

Es wurde schon früher bemerkt, daß es nicht zweckmäßig wäre, wenn die Regierung sich unmittelbar mit der Errichtung von Mäßigkeits-Vereinen befassen wollte. Um so räthlicher erscheint es aber, daß sie die Entstehung und Einrichtung derselben durch Privaten mit den in ihrer Macht stehenden Mitteln befördere. Sie hat ein besonderes Interesse an der Beförderung der Sittlichkeit, folglich auch an der Beförderung jener Vereine. Die Regierung besitzt eine so weit verzweigte und durchdringende Macht, daß sie auf tausenderlei Weise das Gedeihen solcher Vereine hindern oder befördern kann. Die Beförderung derselben dürfte ihr zur großen Ehre und zugleich zum großen Vortheile gereichen. So hat die österreichische Regierung z. B. die unmittelbare Theilnahme an der Errichtung der Brandschadenversicherungs-Anstalten, der Sparcassen und Versorgungs-Anstalten nach einer weisen Politik abgelehnt, diese Anstalten aber bei ihrer Gründung durch Privaten durch ihren mächtigen Schutz in ihrem Gedeihen vielfältig befördert.

Die Fälle, wo die Regierung diesen Vereinen freundlich entgegenkommen kann (versteht sich übrigens ohne Zwang, ohne Ungerechtigkeit gegen Andere und ohne ausschließliche Privilegien), lassen sich insbesondere wohl nicht aufzählen; sie wird aber gewiß, wenn sie ihren Nutzen würdiget, tausendfache Gelegenheit dazu finden. Unter andern könnte aber die Staatsverwaltung das Gedeihen der Vereine auf zweifache Art unterstützen, 1) nähmlich durch die Mittheilung jener statistischen Daten, die der Verein zu seinem Zwecke braucht, z. B. über die Consumtion der verschiedenen Gattungen von Getränken, über die Zahl der Verbrecher, Wahnsinnigen und Armen und ihren Zusammenhang mit der Trunksucht u. s. w., und 2) dadurch, daß sie die Erreichung der Zwecke des Vereines durch ihr Steuersystem befördert. Die höchsten Steuern sollten daher auch auf die verderblichsten Getränke fallen und diejenigen, welche diese mit Vortheil ersetzen könnten, sollten nur einer geringen Steuer unterzogen werden. Es ist aus diesem Gesichtspunkte, daß das englische Parlament vor beiläufig zwei Jahren die Maßregel traf, die auf dem Bier lastenden Steuern zu vermindern, und die den Branntwein treffenden zu erhöhen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kurze Nachrichten von dem adeligen Benedictiner-Frauenstifte Nonnberg.

(Schluß)

Das Erzstift Salzburg wurde 1803 für den Großherzog von Toskana, Erzherzog Ferdinand, in ein Kurfürstenthum umgewandelt; Nonnberg erhielt wie andere Klöster noch im nämlichen Jahre die Bestätigung, und glaubte einer fröhlichen Zukunft entgegen sehen zu können. Allein der Krieg von 1805 vereitelte diese Hoffnung; die Franzosen rückten den 30. October zum zweiten Mahle in Salzburg ein, und Nonnberg wurde wieder mit Einquartierungen reichlich bedacht. Den 1. Februar 1806 ging Salzburg an Oesterreich über. Ehe die Wunden, durch die vorhergehenden Kriege geschlagen, vernarben konnten, brach 1809 der Krieg gegen Napoleon auf's neue aus, und den 29. April zogen die Baiern in Verbindung mit den Franzosen in Salzburg ein. Des erschöpften Haushaltes wegen wurde diese Invasion noch härter gefühlt, und doch blieb Salzburg unter französischer Administration bis zum 30. September 1810, wo es von Baiern in Besitz genommen wurde. Wegen der vorhergegangenen Säkularisation aller Klöster in Baiern, mußte nun jedes Kloster mit Recht für seine fernere Existenz besorgt seyn. Diese Furcht zeigte sich in der Folge zwar ungegründet, obwohl alles darauf hinzudeuten schien; aber in Nonnberg folgte jetzt eine Commission der andern, ohne daß dem zerrütteten Wohlstande desselben nur die mindeste Erleichterung verschafft worden wäre. Im Juli 1812 wurde das Chorgebeth ganz aufgehoben, die gemeinschaftlichen Andachten sehr beschränkt und die klösterliche Ordnung wesentlich verändert. Die Zahl der Frauen hatte sich um Vieles vermindert, von den übrigen waren die meisten im hohen Alter, und doch wurde jede Aufnahme verweigert. Dieser traurige Zustand des Klosters von Innen und Außen mußte natürlich auf das Gemüth der Abtissin nachtheilig einwirken; sie erlag auch ihren Leiden den 11. Jänner 1813, im 74sten Jahre ihres Alters.

Nach ihrem Tode erlaubte die k. b. Regierung zwar zu einer Wahl zu schreiten, aber nicht einer Abtissin, sondern nur einer Oberin; so wurde den 26. Mai 1813 in canonischer Form Fr. M. Henrika Erntraud v. Tranner als Oberin erwählt und von Sr. Majestät dem Könige von Baiern auf ihre Lebenszeit feierlich bestätiget.

Um die ausständigen Steuern erlegen und einen dringenden Gläubiger befriedigen zu können, mußte Nonnberg zu Anfang des Jahres 1816 alle Unterthanen um Traunstein und Mühldorf und auch einige bei Tittmoning an Baiern abtreten, im Capitalswerthe von 58335 fl. und erhielt dagegen zu demselben Betrage theils Staatspapiere, theils Privat-Capitalien vom Ruperti-Ritterorden.

Den 1. May 1816 kam Salzburg wieder an Oesterreich, und Nonnberg erhielt nach wenigen Jahren auch die Erlaubniß zur Aufnahme von Kandidatinen, wenn sie zum Schulfache fähig wären. So hat das Convent sich allmählig vermehrt; allein der ökonomische Zustand des Klosters wollte sich nicht heben. Daher übernahm auf den Vorschlag des seligen Fürst-Erzbischofs Augustin Gruber, mit höchster Genehmigung H. Abt Albert von St. Peter den 1. November 1830 die Administration von Nonnberg, und seitdem sind durch den Verkauf des Waldes am Högl in Baiern, der Pfister im Nonnthale und des Gutes in Arnstorf die Passiven fast ganz getilgt, die Activen vermehrt, und der ganze Haushalt ist geordnet. Seit zwei Jahren ist auch ein Erziehungs-Institut eröffnet, so groß der beschränkte Raum es bisher gestattet hat.

Gott wolle fernere Unglücksfälle verhüthen, und Nonnberg wird bald wieder des frühern Flores sich erfreuen können!

Geschrieben im März 1836.

Derer von ob der Ens Einfall in Unterösterreich.

Es haben die Ober Enser jhr Kriegßvolk vnterm Obersten Staremberg auff die Catholischen Güter in Vnter Oesterreich geschickt, die Statt Ipps, zwey Clöster Seisenstein vnd Erla, zween Märckt Bösenbeng, Pechlarn vnnd andere mehr Orth eingenommen vnd zum theil geplündert, dardurch deß Passz beyderseits der Thonaw sich versichert, nachmaln auff das fest Closter Mölck geruckt vnd auffgefordert, mit Versprechen, wann sie sich darinn gutwillig ergeben, sollte keinem Menschen am Leben vnd Gut der wenigste Schaden geschehen, Sie haben sich aber so wol im Closter als Marckt mit dem entschuldigt, daß sie jrem Herrn dem Prelaten, derselb aber des Lands Fürsten verpflichtet vnnd gehuldigt, bitten der vnschuldigen Weib vnnd Kinder zu verschonen. Darauff jhnen zum andermal geschrieben vnd zugesagt worden, wann sie die rauberische Wallonen herauß schaffen vnd sich den Ständen ergeben, solt nicht allein Weib, Kind, Haab vnd Gut verschont, sondern auch gar ein leidenliche Besa-

Digitized by Google

hung ins Closter hinauff gelegt werden. Als aber solches lauter abgeschlagen vnd vermeld worden, es sey Keyserische Besatzung, hetten keinen Gewalt dieselbe herauß zu thun, sondern auß Befelch jhres Herrn einnemmen müssen, viel weniger gebüre jhnen an jrem Herrn trewloß zu werden, müstens Gott vnd der Zeit befehlen, auch wider vnbillichen Gewalt sich selbsten schützen, hat der Feind hierauff Fewer in Marckt geworffen, die Mühl an der Thonaw verderbt, vnd das Closter zu beschiessen angefangen, auch nach erfolgter Pressz ein Sturm angetretten, so aber mit Verlust abgeschlagen worden. Folgends ist ein zeitlang vngestüm Wetter von Regen vnd Schnee eingefallen, derhalben der Feind ein zeitlang wenig verrichten mögen. (November 1619.)

Ritterorden di Santa Militia.

Den 8. Martij 1619 haben etliche vorneme Catholische Fürsten, Graffen vnd Obersten jhren newerfundenen Ritter Orden di Santa Militia zu Wien angetretten, erstlich in die Kirchen sich verfügt, vnd den Gottesdienst verrichtet, nachmaln vnterm freyen Himmel einen Teppich außgebreytet, darvmb knyend gepettet, hernach auffgestanden, die Seitenwehren außgezogen, Creutzstrich in die Lufft gethan, wider eingesteckt vnd knyend 2 Finger auff ein Evangeli Buch gelegt vnnd zusamen geschworen, alle Vnglaubige zu verfolgen vnd die Catholische Religion zu beschützen, darauff wider in die Kirchen gangen, vnd die Kreutz von Gold gestickt, darinn ein Marienbild, auff den Mänteln zu tragen, empfangen. Die vornembsten dieses Ordens seyn gewesen, der Duca di Neuers, Fürst Razivil, der Hertzog von Sachsen Lawenburg, Graff von Altheym, Graff von Bucheym, Graff von Arch vnd andere mehr, welche dieses Ordens Authores seyn. (Gleichzeitige Relation.)

Miscellen.

Der Gebrauch des Zutrinkens, unter der Bedingung nämlich, daß der Annehmende eben das zu thun hatte, was dem Vorgänger mit einem Zuge zu leisten beliebte, nahm in Oesterreich unter Kaiser Ferdinand I. so sehr zu, daß die Regierung sich veranlaßt fand, dagegen mehrere Verordnungen ergehen zu lassen. Die Uebertreter wurden das erste und zweite Mal mit Geldstrafen belegt, und zwar in dem Verhältnisse, daß „der so es annamb vnd gewartet« das Doppelte des Zutrinkers zu entrichten hatte. Dieser aber zahlte, wenn er ein Bauer oder Hauer war, vier, wenn ein Bürger, acht Kreutzer: die vom Adel und Ritterstande büßten das Vergehen mit sechzehn Kreutzern, die Herren mit einem halben und die Grafen mit einem ganzen Gulden. »Wo und sofern aber diese Geldstrafe unverfänglich, und von Jemand, weß Standes er wäre, dieser Ordnung zum dritten oder mehrmalen zuwider gehandelt würde, gegen denselben soll mit zeitlicher Entziehung und Verbietung des Weines, auch Gefängniß bei Wasser und Brot fürgegangen werden.«

Unter den vierzehn »Stuckhen, wie ain kind sein veterlich vnd Mutterlich Erb verwirken mag,« erscheint im altösterreichischen Rechte als das neunte, »ob der Sohn ein Spielmann wird wider des Vaters Willen, daß er Geld für Ehre nimmt, und daß der Vater alle seine Tage ein Ehrenmann ist gewesen!«

»Ulricus von Neuhaus, unter den Böhmischen Herren der Reicheste und Ansehnlichste, hat seine Kinder, sobald sie von der Milch entwöhnt, zum Weintrinken angehalten, und hat ihnen nicht etwa Oesterreichische oder Bayerländische, welche etwas leichter sind, sondern Cretensische und andere hitzige Weine langen lassen. Er wurde von Kaiser Friederich IV., warum er solches thäte, zur Rede gestellt; dem er erwiedert: „Wenn meine Kinder das Trinken jung lernen, können sie im Alter, wenn sie den Wein recht lieb gewinnen, desto sicherer und so viel als sie wollen trinken, und werden nicht einmal trunken.« Hierauf hat ihm der Kaiser geantwortet: „Dieses hat Mithridates auch gethan. Ich aber für meine Person, wenn ich einen Sohn hätte, der den Wein nicht hassete, wollte ich ihn hassen.«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

46. Mittwoch, den 8. Juni **1836.**

Einige Betrachtungen über Mäßigkeits-Vereine.

(Schluß.)

Noch würde die Widerlegung der gegen die Mäßigkeits-Vereine vorgebrachten Einwendungen erübrigen. Einige derselben lassen sich leicht aus dem bisher Gesagten abfertigen, z. B. daß jene Vereine der Gesundheit Nachtheil bringen, daß sie einen fröhlichen Lebensgenuß und die Verwendung der Gaben Gottes zu ihrer natürlichen Bestimmung hintertreiben u. dgl. Diese Ausstellungen treffen entweder nur gewisse Uebertreibungen einiger Mäßigkeits-Vereine, wogegen schon oben Protest eingelegt wurde; oder sie sind nicht treffend. Oder ist es etwa eine Versündigung in der Verwendung der Gottesgaben, wenn man das Getreide als Speise verzehrt, statt aus ihm eiu, in der Regel Verderben bringendes Getränk zu brennen, oder wenn man den Wein (wovon ohnehin sicher nicht so viel vorhanden ist, daß jeder Mensch täglich ein Glas davon trinken könnte) statt täglich, nur von Zeit zu Zeit, oder nach individuellen Bedürfnissen auch gar nicht trinkt? Ueber diese und ähnliche Einwendungen wollen wir kein Wort mehr verlieren. Eine Einwendung verdient aber etwas näher beleuchtet zu werden und zwar auch diese nicht wegen ihrer innern Kraft, sondern nur wegen des mächtigen Zaubers, welchen der Eigennutz gewissen Argumenten zu verleihen scheint. Man sagt nämlich, daß die durch die Mäßigkeits-Vereine verbreitete Enthaltsamkeit in dem Genusse geistiger Getränke, die für viele Privaten und für das Ganze oft sehr wichtigen Industriezweige, welche die Erzeugung und den Verkehr dieser Getränke zum Gegenstande haben, wesentlich gefährden, und somit den Privat- und zum Theil auch den Nationalwohlstand untergraben würde. Die einfachste Antwort darauf wäre, daß Sittlichkeit den Privaten und den Nationen mehr werth seyn soll als schnöder Gewinn, und daß, wollte man jenes Argument gelten lassen, dasselbe gegen alle und jede Bestrebung zur Abstellung irgend eines Lasters bewiesen würde; denn es gibt kaum irgend Laster, dessen Befriedigung für irgend Jemand nicht eine Quelle des Erwerbes wäre. Wer wird aber wohl im Ernste behaupten, daß man deßwegen die Laster sollte fortwuchern lassen? — Doch selbst diese Gefahr vor Abnahme des Erwerbes ist bei weitem *nicht so groß wie man vorgibt* und auf keinen Fall *allgemein schädlich*. Sie ist nicht so groß, weil die Mäßigkeits-Vereine nie plötzlich ein ganzes Land zur Enthaltsamkeit bekehren werden. Die bloß stufenweise Abnahme der Consumtion gewährt aber Zeit und Gelegenheit zu andern Erwerbzweigen überzugehen, wie dieses die Natur der Sache und auch die Erfahrung aller Zeiten und aller Länder beweiset. Wie viele Erwerbzweige haben durch die abgenommene Consumtion ihrer Erzeugnisse, oder durch das Eintreten von Maschinenkräften an die Stelle der menschlichen Arbeit ganz oder größtentheils schon aufgehört? Und doch hat sich Alles ausgeglichen und zwar, wo die Abnahme, wie gewöhnlich, nur stufenweise war und der Uebergang zu andern Beschäftigungen nicht verwehrt wurde, fast ohne allen auch nur zeitlichen Nachtheil. — Die Abnahme des Erwerbes, welcher aus der Unmäßigkeit in dem Genusse geistiger Getränke hervorging, wäre aber auf keinen Fall *allgemein schädlich*. Denn jener Erwerb bleibt immer nur ein abgeleiteter und kommt demnach bei seinem Aufhören denjenigen zu Gute, welche früher ihren Tribut dazu entrichteten. Kann denn Jemand wirklich glauben, daß es ein Nachtheil für das Ganze sey, wenn der Arbeiter, anstatt einen guten Theil seines Erwerbes in der Branntweinschenke zu vergeuden, denselben zur bessern Verpflegung seiner Familie, zu ihrer moralischen Ausbildung, zur Ausbehauung seines Geschäftes, zur Entrichtung der dem Staate schuldigen Abgaben oder zur Befriedigung seiner Gläubiger verwendet? Nimmermehr! Wollte man

Digitized by Google

aber jenen behaupteten Nachtheil auf den Staat beziehen, in wie weit er durch die Abnahme in dem Ertrage der Consumtionssteuer eine Einbuße erleidet, so gäbe es für ihn noch viele anderweitige und mehr als zureichende Trostgründe. Die wesentliche Verbesserung der Moralität würde dem Staate Vortheile bringen, für welche jede Berechnung zu schwach ist. Die Sittlichkeit, Folgsamkeit, Bildung und Betriebsamkeit der Bürger sind für ihn die unerschöpflichsten Schätze. Wie sehr der Wohlstand der Bürger durch die Mäßigkeit zunehme, ist aus der Erfahrung und insbesondere auch aus einigen der oben angeführten Beispiele leicht zu entnehmen. Ein besonderer pecuniärer Vortheil für den Staat, welcher sicher allein jene Abnahme der Consumtionssteuer reichlich aufwiegen würde, wären aber die großen Ersparnisse, welche in Folge der Abnahme der Verbrechen, der Krankheiten, des Wahnsinns und der Armuth, bei der Erhaltung der dafür nothwendigen Staatsanstalten gemacht werden könnten. Man sehe nur auf die Resultate der Mäßigkeits-Vereine und frage sich dann, was in Folge derselben an der Criminal-Justizpflege, an den Krankenanstalten, Irrenhäusern und an den, leider sich immer mehr vermehrenden Ausgaben für die Armenversorgung erspart werden könnte. Und diese Verbrecher, diese Kranken, diese Wahnsinnigen und diese Armen würden dadurch in nützliche Bürger verwandelt werden, welche, bei Beförderung ihres eigenen Glückes, den Nationalwohlstand durch ihre Arbeit vermehren und dem Staate, anstatt ihm Kosten zu verursachen, ihre Beiträge liefern würden.

Der Bergbau in Oesterreichisch-Schlesien.

Viele Menschenalter sind verschwunden, seit der Bergbau auf edle Metalle in Schlesien und ganz besonders im Gesenke lebhaft betrieben, eines sehr hohen Flores sich erfreute. Die Riesenbaue der Altvordern nöthigen uns in ihren gewaltigen Ueberresten noch immer Staunen und Bewunderung ab, und ohne Uebertreibung kann man annehmen, daß zur Ausführung solcher Bauten Jahrhunderte erforderlich waren. Ihr Alter steigt daher in die frühesten Zeiten hinauf; sie sind aber jetzt beinahe Alle ganz verlassen. Wir wollen einige des Gesenkes näher betrachten.

Die Baue im Hackelsberge (Querberge) und Gotesgabergebirge nächst der Stadt Zuckmantel und dem Dörfe Obergrund, erscheinen als die großartigsten und ältesten; die verschiedenen Stollengänge sind meistens durchs festeste Gestein, mittelst Feuersetzen, auf einer Meereshöhe von 2246 (Mundloch des Erbstollens), 2861 (Mundloch des Hotschratsch), 2566 Wiener Fuß (Mundloch der alten Grube) alle im Hackels- oder Querberge, und namentlich ist der Hauptstollengang der alten Grube bei 800 Lachtern angetrieben, und hat über 100 Lachtern senkrechte Tiefe; die vielen Nebenausläufe, Ueber- und Unterbaue, dann Tagschächte nicht mitgerechnet.

Bingen von 100 Lachtern Länge und 40 Lachtern Weite, in welchen die größten Kirchen Platz fänden, haben sich durch das Zusammenbrechen der Riesenbaue gestaltet, an deren Wänden die reichhaltigsten Spuren des Vitriols zu Tage stehen. Gold war bei allen diesen Bauen die Hauptlosung; Silber, Blei, Kupfer und Vitriol blieben Nebensache.

Eben so reichhaltig wie obige Bergwerke waren diejenigen im Gottesgabergebirge bei Zuckmantel, so wie auch die ehemaligen Silbergruben bei Benisch, welche alle ein hohes Alter beurkunden.

Nur obige älteren Bergwerke waren nach damaliger Art kunstgemäß gebaut, im übrigen Theil des Gesenkes wurde überall ohne Plan gewühlt und Gold gewaschen. Die vielen Bingen, Senkungen und Steingerölle um Zuckmantel, Würbenthal, Engelsberg u. s. w. zeigen dieses, und davon soll auch der Name »Gesenke« seinen Ursprung herleiten. Engelsberg wurde erst im Jahre 1536 durch Privilegien des damaligen Besitzers des Freudenthaler Gebietes, Johann von Würben, freye Bergstadt, und betrieb den Bergbau unter diesem Schutze planmäßig.

Seit einem Jahrhundert blieb aber auch hier der Bergbau ohne Betrieb, und erst vor kurzer Zeit bildete sich eine Gewerkschaft, welche den alten Barbarastollen nächst Dürrseifen bei Engelsberg (der gegen 300 Lachtern angetrieben seyn soll), so wie den Lazarusstollen nächst Wiesbergrün, von Neuem eröffnete. Beide Stollen zeigen reiche Silberspuren und man hofft durch zweckmäßigen Betrieb gute Ausbeute zu erlangen.

Von Seite der Freudenthaler Herrschaft wird noch der Bleistollen auf dem Hohenberge im Engelsberger Reviere auf Blei und Silber betrieben, und im Zuckmantler Amtsgebiete ist in der Gabel ein neuer Stollen auf Silberspürung angetrieben worden und verspricht gute

Digitized by Google

Ausbeute. Alle übrigen, besonders die bei Zuckmantel sonst so ergiebigen, mit der besten Lage begünstigten alten Bergwerke, durch welche die Gebirgsbewohner viele Jahrhunderte Nahrung fanden, liegen nun todt, und dürften auch so bald nicht wieder ins Leben treten, indem es zwar nicht an kenntnißreichen Männern fehlt, welche den neuen Betrieb leiten könnten, wohl aber an Theilnehmern, da in unserer spekulativen Zeit Jeder seine Capitalien bald verzinst haben will, und der Bergbau, überhaupt ein Glücksspiel, nicht so schnell großen Vortheil abwirft. Wie gesagt, ist der Bergbau auf edle Metalle in Schlesien fast ganz eingegangen, und nur derjenige auf Eisen und Steinkohlen steht noch im Betrieb.

Im Troppauer Kreise befinden sich die meisten Eisensteinlager im Freudenthaler und Neisser Gesenke. Am stärksten aber wird der Bergbau auf Eisen im Freudenthaler Gesenke betrieben, indem hier die reichhaltigsten Erze im Ubrlich, Klein- und Groß-Mohrauer Gebirge angetroffen, und so viele gewonnen werden, um die herrschaftlichen Hochöfen von Ludwigsthal und Hubertskirch (Karlsbrunn) damit speisen zu können, deren Bedarf doch jährlich gegen 3000 Hillen Erz erfordert.

Im Durchschnitt sind es mit einigen Ausnahmen blätterige Eisenglänze, welche durchaus auf Lagern vorkommen und durch getriebene Stollen oder Tagesschürfe gefördert werden, deren Bau nicht immer anhaltend, und nur im Uhrlicher Gebirge von 6 bis 7 Schuh Mächtigkeit ist. Die Erze haben einen Gehalt von 20 bis 40 Procente per Zentner.

Im Betriebe befinden sich im Urlich-Walde der Wort-Gottes-Stollen, welcher gegen 400 Lachtern angetrieben ist, dann die Schächte: Sarkander, Bartholomä, Simon und Judä, Hedwig, Rochus, Gallus und Hillary.

Bei Groß-Mohrau steht der Josepha-Stollen, im Klein-Mohrau der Dominik-, Karoly- und Brunno-Stollen, und bei Vogelseifen der Maximilian- und Franziskusstollen im Betrieb.

Im Neisser Fürstenthume und Gesenke befinden sich hinter Nechwiesen die Segen Gottes-Zeche auf Brauneisenstein, die Margaretha-, Emanuel- und Jakobi-Zeche auf Blau- und Magneteisenstein. Im Zeiskengrunde die Barbara- und Katharinen-Zeche. Auf der Zuckmantler Herrschaft die Maximilian-, Helena-, drei Könige, Tobiä, Mariahülf-, Vinzenz-Zeche ꝛc., meistens auf Braun-, Grau- und Magneteisenstein, welcher im festen Glimmerschiefer mit Beiführung von Kalkspath in einer Teufe von 6 bis 10 Lachter nesterweis in einer Mächtigkeit von 6 bis 10 Zoll lagert, und die Erze selten mehr als 10 bis höchstens 25 Procente per Zentner geben, daher selbe auch größtentheils nur bei den Hochöfen zu Buchbergsthal und Endersdorf bloß als Flußzusatz verwendet werden, indem diese Hochöfen den Bedarf an Erzen aus den reichen Gruben bei Bärn zu Brukersdorf und Andersdorf in Mähren zuführen.

Auch der Teschner Kreis ist sehr reich an Eisen, und namentlich ist es Thoneisenstein, welcher in Kalkstein erster Flötzformation von 2 bis 5 Zoll Mächtigkeit, durch den ganzen Kreis ausgedehnt lagert.

Die bedeutendsten Stollen und Tagesschürfe, woraus das Eisenerz gefördert wird, befinden sich in und bei den Dörfern Zeislowitz, Oberlischna, Punzau, Wilamowitz, Guref, Ustron, Malinowitz, Althammer, Kraßna, Janowitz, Skalitz, Ober-Elgot, Brusowitz, Leskowitz, Domaslowitz, Trzanowitz, Trzistiesch, Somiakow und auf dem Gute Orlau.

Von den gewonnenen Erzen werden die Hochöfen zu Ustron und Baschka gespeist.

Der Bergbau auf Steinkohlen wird in Oesterreichisch-Schlesien ganz allein im Teschner Kreise zu Dambrau, Karrin und Polnisch-Ostrau betrieben, indem sich in den Umgebungen dieser Orte große Steinkohlenlager befinden, welche dem ältesten Steinkohlengebirge, aber auch größtentheils der Flötzrappformation angehören, indem darin die Grob-Blätter und Schieferkohle vorkommen.

Die bedeutendsten Gruben befinden sich bei Polnisch-Ostrau, wo auf der Schwarzkohlenzeche sechs Flöze von 12 bis 80 Wiener Zoll Mächtigkeit angebaut werden.

Auch ist hier im Jaclowetzer Gebirg unter dem Namen gemeinschaftliche Jaclowetzer Kohlenzeche, ein Erb- und zugleich ein Hauptschlüsselstollen eingeholt, der bis Ende Juni 1834 schon 630 Klafter aufgefahren war, und in diesem Raume 30 Steinkohlen-Flötze von 4 bis 50 Zoll Mächtigkeit durchfreuzt hat.

Es werden in letzteren Gruben allein jährlich gegen 200,000 Ztr. Kohlen erzeugt, eben so wird auch aus den Gruben von Dombrau und Karvin eine ansehnliche Menge Steinkohlen von gleicher Qualität wie die Obigen gefördert. Bei dem schon sehr bemerklich werdenden Holz-

Digitized by Google

mangel werden die Steinkohlen als ein billiges Feuerungsmittel stark gesucht und verführt, daher der Verkehr mit selben sehr lebhaft ist.

Im genannten Steinkohlengebirge kommen noch folgende Gebirgsarten vor: Schieferthon, Kräuterschiefer, älterer, mittlerer und jüngster Sandstein, Kieselfelskonglumerat von allen Abstufungen der Größe, verhärteter Thon, Brandschiefer, Thoneisenstein und Basalt mit derb eingesprengtem und kristallisirtem Olivin und Augit.

Alaunschieferflötze lagern ebenfalls im Teschner Kreise nächst Groß-Pohlom; sie halten aber bei einem 30- bis 40gradigen Verflächen und meist nördlichen Streichen sehr kurz aus, daher auch der Bau darauf eingestellt wurde.

Held-Ritt.

Miscellen.

„Als ich", erzählte der alte kaiserliche General Wutgenau gern in Gesellschaft guter Freunde, »in Ungarn stand« (er diente daselbst im Jahre 1717 als Oberst), »wurde ich mit meinen Leuten von einem überlegenen Corps türkischer Reiterei angesprengt. Ich hatte kaum Zeit, die nöthigsten Dispositionen zu machen, unter welchen ich vorzüglich das Peloton-Feuer empfahl. Allein auf das erste Commando feuerten alle meine Leute zugleich. Ich hielt uns für verloren, aber Gott gab mir ein, daß ich aus allen meinen Kräften rief: »Schlagt an!« Dieß geschah mit ungeladenem Gewehr augenblicklich, und die Türken, welche bei dieser Contenance einen zweiten Kugelregen besorgten, kehrten eben so schnell wieder um, als sie angerennt waren."

Von demselben Helden überliefern uns die Briefe eines Zeitgenossen nachstehende merkwürdige Züge: »Wutgenau war nicht nur ein großer General, sondern auch ein ganz außerordentliches Muster eines frommen Christen. Dem Gebethe widmete er täglich bei verschlossener Thür anderthalb Stunden, welches während der Belagerung von Philippsburg um die Mittagszeit von Eilf bis halb Eins geschah. Man hörte ihn oft laut bethen. Bei den öffentlichen Bethstunden und Vermahnungen, die unter freiem Himmel an Orten, wo es nicht sonderlich gefährlich schien, gehalten wurden, fiel er dem Prediger manchmal in die Rede und setzte diese mit rührenden Ausdrücken bis zum Schlusse fort. Auf dem Walle wandelte er unermüdet mit einem langen Perspectiv, um die Unternehmungen der Belagerer zu bemerken; flogen feindliche Stückkugeln hart neben ihm vorbei, fielen Bomben einige Schritte vor ihm nieder, so schaute er gen Himmel und sprach mit erhobener Stimme: Gott sey Lob, Ehre, Preis und Dank! Bückte sich Jemand von seiner Umgebung aus Furcht, so pflegte er zu sagen: Bleib aufrecht stehen, mein Sohn, es thut nichts, Gott ist unser Retter!«

In den Memoiren des Marschalls von Sachsen wird im ersten Buche, nach einigen Betrachtungen über den Marsch der Armeen, auch vom Feuern und Schießen gesprochen. Hier ist er der Meinung, daß das Schießen aus dem kleinen Gewehr nicht viel tauge, daß es am meisten auf die Artillerie und den Gebrauch der Bajonette ankomme. Die Armeen, welche sich zu sehr mit dem Schießen aus dem kleinen Gewehr abgeben, verlieren gemeiniglich. Er führt hierbei die Schlacht bei Castigione und die Schlacht bei Belgrad, wo er selbst unter Commando des Prinzen Eugen zugegen gewesen, zum Beweise an. Dort verloren die Oesterreicher bloß, weil sie sich zu sehr mit dem Schießen aus dem kleinen Gewehr abgaben, und der Feind stille blieb, bis sie ganz in Rauch waren. In der Schlacht bei Belgrad gingen zwei Regimenter Neuperg und Lothringen gegen eine kleine Anzahl Türken verloren, ungeachtet sie sich mit Abschießung des kleinen Gewehres sehr tapfer wehrten.

Schuppius in seinem Regentenspiegel (1659) äußert sich über Oxenstiern auf folgende, treffende Weise: »Der einige Reichskanzler Graf Axel Oxenstiern hat dem Königreich Schweden mehr genützt, als eine ganze Armee. Er hätte einen guten Zeiger in eine Uhr gegeben, denn seine Anschläge konnte man nicht merken, bis sie schlugen. Er war im Rathen wie ein Schneck, und im Handeln, wie ein Vogel in der Luft, und ein Pfeil vom Bogen. Wann ich betrachte, wie die Königin Christina ihm einen Pfeil und Bogen in sein Wappen gegeben, so erinnere ich mich, was David von Jonathan sagte: „Der Bogen Jonathan hat nie gefehlt.«

Kaiser Friedrich IV. pflegte zu sagen, daß er lieber mit dem Fieber behaftet werden, als sich zum Tanzen nöthigen lassen wolle.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

47. Sonnabend, den 11. Juni 1836.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Eine historische Uebersicht.

Prüfet alles, und das Gute behaltet.

Man erinnert sich kaum aus den verflossenen Jahren einer so allgemeinen Theilname an der hiesigen Kunstausstellung, als sie dieses Jahr erfahren zu haben sich rühmen darf. Es ist gewiß, daß die vielen Anzeigen, Beurtheilungen und andere Aufsätze, die wir darüber zu lesen das Glück hatten, der vorzüglichste Grund eines solchen Antheils waren. Möglichste Ausbreitung und Discussion fördert jegliche Art von Leistungen; das Gute wird doch hier und da erkannt, — und, wo es verkannt wird, von einer andern Seite vertheidigt; das Mittelmäßige lernt sich vielleicht, durch so manches Hin- und Widerreden, auf seinem Standpunkte begreifen, und nach und nach verstehen, wo es gebricht und wo Keime des Schönen treiben, und das Schlechte darf denn doch, da es einigen Widerspruch erfährt, seine gewohnte Tyrannei über den Geschmack der Menge nicht gar zu arrogant ausüben. Diese Vortheile sind einleuchtend, und die Künstler sollten sich selbst über manchen allzulauten Tadel und manches allzugrobe Mißverstehen hinaussetzen; das Reden ladet zum Sehen ein, und was verstanden werden soll, muß besprochen werden. Für mich aber haben diese vielen Kritiken, die zum Theile an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, noch einen Vorzug, den ich mit dankbarem Egoismus anerkenne. Sie ersparen mir gar viele Worte; und, wie bei der kurzen historischen Uebersicht, die ich nun in's Reine bringen will, mir jeder Leser danken wird, daß ich ihm das sat superque! Gesehene und Gelesene nicht noch einmal auftische, — so darf sich kein Künstler beklagen, der hier seinen Namen vermißt, weil es mir nun einmal gar nicht um Vollständigkeit der Namen, sondern um Resultate zu thun ist. Sind wir im Ganzen vorgeschritten? oder zurück? oder stehen geblieben? und wie im Verhältnisse einzelner Fächer? welche Richtungen, im Guten oder Gegentheile, thun sich hervor? wer macht sich bemerkbar? und wodurch? was bleibt zu wünschen? was zu thun? — das sind so ungefähr die Fragen, die unser ernsteres, an historische Fragen gewohntes Publikum uns vorlegt. Es soll dabei das vaterländische Interesse im Auge behalten werden. Solchen Forderungen wissen wir nun durch katalogmäßige Herzählung so wenig wie durch kunstkennerische Gourmandise in Detaillirung technischer Mängel und Vorzüge zu genügen. Wir glauben ihnen besser dadurch nachzukommen, daß wir das Auffallendste hervorziehen, das Meiste, Vielbesprochene ganz übergehen. Zu unserm Zwecke werden wir, wo es thunlich ist, aus einem Kunstzweige immer nur Ein Werk, als Specimen des Besten, was in dieser Gattung bei uns geleistet ward, ausdrücklicher beschreiben, und uns bei dem, was wir betrachten, an das Wesentliche halten, was allein wir zu erörtern befugt, und woraus allein die obigen Fragen zu beantworten sind. Das Wesentliche aber an Kunstwerken ist der Geist, in dem sie gemacht sind. Das Verdienst solcher, die in gar keinem Geiste gemacht sind, spricht ohnehin an's Auge selbst, und braucht keiner Worte, die nur Formeln seyn sollen, jene Geister zu beschwören.

Es würde freilich sowohl dem Beschauer als jetzt uns, den Besprechern, gar sehr zur Erleichterung dienen, wenn sämmtliche Produkte in einer gewissen Folge, nach den Kunstfächern: Historie, Genre, Landschaft u. s. w., wenigstens innerhalb der Rubriken: Zeichnungen, Aquarell, Oehlgemälde u. s. w. geordnet wären; der Liebhaber und Künstler könnte dann, ohne sich umzusehen, mit hastigen Schritten auf sein Fach zueilen; der Beschreiber wüßte, wo er anfinge und redete, und würde nicht zum Cicerone degradirt, der den Schaulustigen durch die Zimmer begleiten muß. Da es uns aber auch heuer so gut nicht gewor-

Digitized by Google

den ist, so brechen wir uns selber Bahn, und beginnen mit unserer Geschichte bei der obersten Region.

Historie.

Hier würden wir uns nun gleich bei L. Schulz's Carton aufhalten, der uns die romantischen Helden des ersten Kreuzzuges in einer Situation sehen ließ, wo ihr Heldenthum andern Empfindungen, ihre Erscheinung fast der Wichtigkeit und Schönheit anderer Gruppen weichen muß; — wenn die Rücksicht auf den Localzustand vaterländischer Kunst uns nicht einem Bilde entzöge, welches, als ein Abkömmling der edelsten neuern Malerschule und durch eigene, große Verdienste, doch wenigstens auf Erwähnung Anspruch macht, da eine rechte Würdigung einer so reichen Composition ohnehin die Gränzen, die uns angewiesen sind, überschreiten müßte. Im nächsten Jahre werden wir wohl das Bild selbst zu sehen bekommen; dann wird eine aufmerksame Detaillirung am Orte seyn.

Rabl's Oehlgemälde aus dem Niebelungenliede galt mit Recht als dasjenige historische Bild, welches bei respectabler Behandlung, den Vorzug der gründlichsten Conception und eines ernsten Adels geltend machte. Es war zu bedauern, daß ein so anziehendes Gemälde so ungünstig gehangen war, daß ein gewöhnliches Auge, geschweige denn ein myopisches, von dessen Genuß ausgeschlossen blieb. Es war eben so zu bedauern, daß der Künstler den ihm so ganz gemäßen Gegenstand, nachdem er sein einmal Herr worden war, nicht lieber gleich in Lebensgröße ausgeführt hat, welches wiederum sowohl dem Gegenstande als der Manier des Künstlers gemäß gewesen wäre. Dem ersten »zu bedauern« ist nun wohl in der k.k. Gallerie im Belvedere abgeholfen, — das zweite bewegt vielleicht, wenn die Theilname des Publikums sich steigert, den regsamen, energisch strebenden Künstler, sich in große, in kolossale Räume zu wagen. Beide Uebelstände aber haben nicht gehindert, daß einerseits das Bild durch Gehalt, Einfachheit der Anordnung, und Grandiosität der Formen in seiner Umgebung doch groß erschien; andererseits, daß die Verdienste der Farbe und besonders des Helldunkels doch nicht verkannt wurden. Die Composition selbst ist zwar sowohl von Andern als von mir andern Orts beschrieben worden, — allein, wie man ein gutes Buch zweimal lesen, und, so lange man lernt, von einer Addition die Probe umgekehrt machen muß, — so schadet es auch weder einem guten Bilde noch einem guten Kunstfreunde, wenn jenes von diesem auf mancherlei Weise wiederholt in Betrachtung gezogen wird. In dieser Absicht will ich den Begriff dieses Werkes in uns zu erneuern suchen. Wir sehen, bei düsterer Beleuchtung, in der Mitte einer gothischen Kirche den aufgebahrten Leichnam eines Helden. Die Waffen zu seinen Füßen, der Schild, den berühmten Kampf mit dem Lindwurme darstellend, sagen uns, daß dieß Siegfried war, — die Wunde, in der noch das tückische Eisen steckt, berichtet, daß er ermordet ward, — und die rothe Welle, die sich aus ihr hervordrängt, — dem alten Volksglauben nach, — daß der Mörder gegenwärtig sey. Und gewiß! es bedurfte weder der Rache und Schuld deutenden Hand der unglücklichen Heldenwitwe, noch der wilden, schmerzlichen Frage im Hinaufblick des greisen Vaters, der die schauerliche Wunde enthüllt hat, noch der nichtigen Entschuldigung des schwachen Günther, — um uns den Mörder kenntlich zu machen. Kühn und trotzend stellt er sich uns und einer Welt entgegen; alle Blicke hält er mit fürchterlicher Ruhe aus, sie gleiten an seiner Schroffheit hernieder; den seinen vertrüge Keiner. Gerecht und unantastbar fühlt er sich, so lange seine Rechte noch auf dem Schwerte ruht, auf das allein in der Welt er glaubt und vertraut; mit gelassenem Hohn stemmt er den rechten Fuß dem Widersacher entgegen, kein Blut tritt in die gelben, wie vom Wetter durchgearbeiteten Wangen, kein Schmerz durchbebt, kein Sturm erschüttert den fühllosen Busen, den dieser Panzer deckt. Die alte Königin wird von frommem Schauder beim Anblicke eines solchen Mannes wie zum Gebet bewegt, Gernot sammelt seine Kraft gegen ihn, die entsetzte Menge scheut sich nicht, ihn unwillig zu bezeichnen, selbst sein Bruder wendet alle seine Theilname dem herrlichen Gefallnen zu, — nur die gerüttigte Rache eines Weibes kann es hier noch an Trotz und Behagen mit ihm aufnehmen, und so freut sich Brunhilde im Stillen ihres Werkes. — Es bleibt, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, eine große, bedeutungsvolle Scene, klar, ergreifend, kunstreich dargestellt, und wir wiederholen, was wir anderwärts geäußert: hätte der Künstler nichts als Hagens Kopf hervorgebracht, — dieser Kopf allein würde sein Talent verbürgen. — So hätten wir denn heuer, wenigstens an Einem Bilde, was wir im vorigen Jahre, mit einer Art von Beschämung, vermißten: eine gut gedachte, dem Individuum des Künstlers im Gegenstande, und seinen Fähigkeiten in der Ausführung schön entsprechende, historische Composition. Damit soll nun keineswegs gesagt seyn, daß die andern histo-

Digitized by Google

rischen Gemälde verdienstlos waren. Nur das Zusammentreffen günstiger Verhältnisse war bei keinem in diesem Grade zu bemerken, und dieses Zusammentreffen ist es, welches von jeher die besten Werke irgend einer Gattung entstehen gemacht hat, — und welches mich bewog, da meinem Vorsatze gemäß Eines auszuwählen war, im Historienfache bei diesem zu verweilen. Sonst war, der Quantität nach, dieses Fach besser besetzt, als im vorigen Jahre. Auch das ist ein gutes Zeichen. Wenn diejenigen Felder nur einmal angebaut werden, wo die rechten Aehren gedeihen, so wird das Volk nicht mehr vor Hunger nach dem Spreu verlangen. Von Führich konnte man sich mit dem tröstlichsten Gefühle sagen, daß er auf den frischen Spuren der Natur und Menschheit schrittweise vorwärts gegangen war. Seine Ruth, wie sie vor dem weiblichen Bau sich in Ergebung neigt: »womit habe ich die Gnade gefunden vor deinen Augen, daß du mich erkennest, die ich doch fremd bin?« war zum Mittelpunkt eines patriarchalischen Idylls geworden, bei dem man in der Freude an der naivsten, menschlichsten Auffassung so manches Unzulängliche der Behandlung gern übersah. Zumal wußte sich »der Knabe, der über die Schnitter gestellet war«, wie er mit dem innersten Wohlbehagen des Herzens hinter dem Herrn auf die liebliche Magd herüberblickt, in die Herzen der Beschauenden zu schmeicheln. Von Kuppelwieser war nicht das Gleiche zu rühmen. Hielten wir uns im vorigen Jahre noch an der rein gefühlten und kunstgerechten Darstellung einer durch Wohlthaten Heiligen fest, so hat uns der Künstler dießmal keinen solchen Anhaltspunkt gegönnt. Was damals von der Richtung dieses Kunstvermögens überhaupt zu sagen war, galt dießmal nur noch mehr, und weder das bekannte Blendwerk des Fiesolischen Colorits, noch der Mangel an Haltung, noch die hölzerne Starrheit und Schwere einer großen Drapperie konnten uns für das Abstruse einer Darstellung entschädigen, die einer durch Geschmack geregelten Fantasie und dem prüfenden Gedanken doch gar keinen Boden gewährte. Das Aeußerliche dieser Uebel war auch an der, dem Gegenstand nach so fruchtbaren Darstellung »Ehristus am Oehlberge« zu bemerken. Es ist Schade, daß die schönsten Talente dadurch leiden, daß sie sich theils durch die unbedingte, wohlgemeinte Zustimmung eines freundschaftlichen Kreises, der Vermögen und Leistung verwechselt, im Fortschreiten hemmen lassen, theils Zwecke verfolgen, deren völlige Realisirung nun einmal eine Don-Quixotiade bleibt, und, wenn sie möglich wäre, den wahren, einzigen Zwecken der Kunst widerspräche. Das Alterthum wird schon einst, wenn sie es werth sind, auch unsere Werke ehrwürdig machen; herbeiraffen läßt es sich nicht, so wenig der Grünspan eines modernen Groschens ihn zu einer Münze Hadrian's stämpelt, und die Kunst ist an und für sich Gottesdienst, wenn sie sich göttlicher Weihe würdig bewährt, — am meisten, wenn sie heilige Gegenstände auf eine, des reinsten Menschensinnes würdige Weise, die den Verstand befriedigt, und das Gemüth erbaut, den Sinnen erfreulich vorzuführen weiß. Was ist dabei gewonnen, wenn eine späte Nachwelt, wenn z. B. Steinle's Fegfeuer, oder selbst dessen sehr gemüthlicher, niedlicher Hausaltar, an sie gelangen, in Verlegenheit gesetzt ist, zu bestimmen, ob diese Werke aus der unsern, oder der altflorentinischen, oder gar byzantinischen Epoche herrühren? Man kann kaum sagen, wobei man mehr leidet: wenn man das Heilige unter träumerischen Grillen entmenschlicht, oder wie z. B. im vorigen Jahre bei Schiavoni durch modischen Leichtsinn entgeistigt sieht. Eine in Gruppirungen und Charakteristik erfreuliche biblische Composition war Ign. Dullingers Darstellung der, dem Maler sehr günstigen Parabel vom Scherflein der Witwe, die ich anführe, um ein Beispiel von der Vermeidung beider erwähnten Irrwege aufzustellen; obgleich nicht zu übersehen ist, daß die Befolgung einer kalten, akademischen Norm auch nicht zum lebendigen Ziele führt. Wenn wir nun in diesem Bezirke uns nicht innerlich reicher sahen, als im vorigen Jahre, so sahen wir in unserer Lieblingswelt, im lieben Alterthum, der ewig jungen Heimat des Schönen, uns desto ärmer. Eine Art Wehmuth ergreift mich, die wertheſten Gegenstände meines Herzens von rohen Händen, nur zu oft, gemißhandelt zu sehen, und ich will schnell vorübereilen, — weil ich denn doch auch das Verfehlte bemerkbar machen muß. Das alberne Erschrecken eines römischen Consuls vor zwei Nymphchen, auf welche sein unbarmherziger Freund gar einhauen will, wäre es auch in Farbe und Helldunkel mit der gefälligsten Praxis dargestellt, — mit Waschen beschäftigte Frauenzimmer, welchen der Waldmann seine Aufwartung macht, was für Nausikaa und Odysseus gelten wollte, — Gewölk und ungreifbare Schattengestalten, welche sich Luna und Endymion zu seyn dünkten. — würden uns an der Möglichkeit des Wiedermachens griechischer Gedanken und Formen haben verzweifeln lassen, wenn uns nicht Ramelmayers Psyche

Digitized by Google

getröstet hätte, zu der wir, ihren Orts, wiederkehren werden. Schon zu viel von der höchsten Kunstregion, in welche zu dringen uns noch bisher einseitige Richtung Einzelner, Mangel an höherer Seelen-Cultur bei Künstlern und Publikum, Beschränktheit akademischen Formelwesens hauptsächlich gehindert haben!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber J. F. Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde.

Von Heinrich Leo[1].

Referent hat schon frühee ein Werk angezeigt, welches die Geschichte der Schweiz anbeteaf, und bei dieser Gelegenheit sowohl als bei Gelegenheit der Anzeige von S. Vögelins alтem Züricн in der Allg. L. Z. deutlich an den Tag gelegt, wie ihn theils Erinneerungen aus einem der ungetrübtesten Abschnitte seines eigenen Lebens, theils die Freude an recht eigenthümlich deutscher Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse immer und immer wieder zu der Beschäftigung mit der Geschichte und mit den Einrichtungen der Schweiz hingezogen haben, wenn ihm auch örtliche Entfeernung und anderweitig in Anspruch genommene Thätigkeit nicht eelaubt haben, diesen Dingen ein anhaltendes ganz ungestörtes Studium zu widmen. Aufs Höchste wnede er demnach schon dieses persönlichen Interesseн wegen gespannt durch die Anzeige des in der Ueberschrift bezeichneten Werkes in der Jen. L. Z. Doch es mischte sich noch ein höheres Interesse ein. Die Geschichte der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft ist in einem gewissen Sinne Gemeingut von Europa, Gemeingut der neueren Literatur, auf jeden Fall Gemeingut der deutschen Geschichte geworden, wenn diese sich auch um die späteren besoudeeen Erlebnisse schweizeeischer Orte nicht eben immer viel zu kümmeen hat. Dieß Gemeingut sollte nun plötlich in etwas ganz Anderes verwandelt weeden. Wie waren zeither auf diesem unseren Beſitzthum, wie in einem romantischen Garten gelustwandelt, hatten uns der kühneu Felsenwände, der schauerlichen Wälder und jähen Stürze gefreut; nun sollte es sich finden, daß das alles wie Potemkins Dörfer an der Wolga angemalte Bretteekulissen waren, und daß wir diesen gemalten Paek, durch die stumpfen Brillen leidenschaftlicher oder liederlicher Historiker blickend, für Natur gehalten, während doch Grund und Boden nichts war, als gutes Bauernfeld, was vortrefflichen Weitzen und gute Rüben tragen konnte, wenn es mit Karst und Pflug statt mit Kulissen bedacht ward.

Referent kann nicht läugnen, es wurde ihm weh zu Muthe bei der Aussicht, wie bei schlechtem Wetter. Indeß auch den bösen Tag hat Gott neben den guten geseht. Auf jeden Fall mußte der Wahrheit die Ehre gegeben werden, und auf keinen Fall konnte eine lange Spannung wünschenswerth seyn; aber da war das Buch nicht in Leipzig zu haben und eine Art von Trennung unserer nahen Verwandten der Oesterreicher, Schweizer, Niederländer und Dänen, die nicht zu seyn brauchte, die auch dem eigenthümlichen literarischen Betrieb bei diesen Nachbarn nicht eben förderlich ist, die Trennung von den sonst üblichen Einrichtungen des deutschen Buchhandels fiel dießmal doppelt störend auf. Endlich nach zweimonatlichen Harren kam das Buch an, und entschädigte nun (ganz abgesehen von seinem Inhalte) für's Erste für den aufzugebenden Paek durch die Behandlung der Sache. Es sind 82 theils ganz neu, theils besser als ehedem zum Druck gegebene Urkunden und 262 in den Noten zu jenen angeführte Urkundenstellen und Belege. Für den Historienfreund im gewöhnlichen Sinne eine peinliche Lectüre; die sich durch kurze und doch schleppende, keineswegeн immer correcte und doch viel Typisches, gleichmäßig oft Wiederkehrendes enthaltende deutsche und lateinische, alte, urkundliche Aufzeichnungen hinwindet, in denen dann und wann ein Wort, ein Titel, eine besondere Wendung nur dem Kundigsten (wie durch eine enge Schießscharte in der Mauer) eine weite Aussicht eröffnet, während der Minderkundige und Mindeeaufmerksame ennüyirt daran vorübergeht, ohne nur zu bemerken. Selbst Johannes Müller wird an mehreren Stellen, und leider mit Grund, der Vorwurf gemacht, daß er liederlich gelesen, oberflächlich verstanden habe. Einladen kann man von ordinären Leseen Niemand; — aber die Urkunden sind mit lobenswerthester Reinlichkeit, Sorgfalt und Coorectheit gedruckt; die Anmerkungen sind, wo sie sich finden, immer am richtigen Ort; kurz und in der Kraft der Wahrheit zusammengenommen, wie Spieße und Armbeuße, die man hier und da aus der festen, kahlen Mauer ragen sieht. Mit dem Wohlgefallen, mit welchem weiland ein Rittersmann eine freunde, wohlgewehrte Burg beschaute, welche

> — »stuont reht als sie wäre gedrät.
> ez enstige ob hete der wint gewät,
> mit stürme ir niht geschadet wa«. —

mit solchem muß ein Historikus von Beruf diese Urkundensammlung und ihre Behandlung betrachten; — und wie viel werther ist solche Gabe, als ein Paek durch kühlgen, als ein lügengeschminktes Antlitz! wie es leider Tschudi, so tüchtig seine Daesellung nach anderen Seiten ist, in seinem Hasse gegen Habsburg in Gang gebracht hat, wie sich nun unlängbar sehen läßt.

Um nun solchen, die ihrer Bildung, ihren übrigen Kenntnissen nach keine Freude daran haben können, Studien dieser Art in Einzelne nachzugehen, die aber doch billigen Weise ein großes Interesse nehmen an dieser totalen Umgestaltung der älteren Schweizergeschichte — um dieſen übersichtlich die Resultate mitzutheilen, saſſen wir die Hauptpunkte des durch Hrn. Prof. Kopps Mittheilungen Erlernten folgendermaßen zusammen. (Fortsetzung folgt.)

[1] Die Stimme eines vor Diesen Berufenen über ein Buch, das für österreichische Geschichtsforschung von außerordentlicher Wichtigkeit, rechtfertigt wohl schon an und für sich die Wiederholung in diesen Blättern. S. Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik Nr. 85 und 86. R.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

48. Mittwoch, den 15. Juni 1836.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Eine historische Uebersicht.

(Fortsetzung.)

Genre.

Das ist unser Rhodus, auf dem wir tanzen. In diesen Zimmern hält sich die Menge der Sehenden auf; hier wird gelacht, gepriesen, gedeutet, bestritten, vertheidigt. Leider, daß heuer auch in diesem Kreise, besonders in der Wahl der Objecte, eine Lust am Niedrigen, am Gemeinen sichtbar war, die das Publikum verdirbt, und dem Künstler den Weg verrammelt.

Danhauſers oft genug beschriebener »Praſſer« hatte sich hier des größten Beifalls zu freuen, und verdiente allerdings den ersten Platz. Die glückliche, einfach-symbolische Erfindung, die verständliche Darstellung, die gefällige Anordnung, die sprechende Charakteristik, die harmonische Färbung, der Geschmack und die Routine, womit alles bis auf's kleinste Beiwerk durchgeführt war, — deuteten an, was wir in diesem Felde leisten können, wenn wir die uns eigene treue Hingebung an die Wirklichkeit mit einem gebildeten Sinne für künstlerische Bedürfnisse verbinden wollten. Der Beispiele von einer entgegengesetzten Huldigung, welche Viele unserer Maler, selbst begabtere, den faden, niedrigen, auch wohl schlechten Neigungen eines frivolen oder entsittlichten Hausens bringen, gab es leider manche. Ritters Gemüſehändlerin, ein Bild, dessen Gegenstand man nicht einmal mit anständigen Worten bezeichnen kann, stand an deren Spitze. Darstellungen, wie: ein slovakisches Bauernweib, eine Prozession betrachtend; ungarische Bauern im Heu; ein Taglöhner, der sein Mittagessen kriegt; ein Rauchfangkehrer, der mit einer Köchin dahlt; ein Bauer, der die Zustellung erhält, als Militärpflichtiger zu erscheinen; eine Schneider-Werkstätte, und noch mancherlei Bauern, Dirnen, Handwerksbursche, Schulkinder, alte Weiber u. s. f. schlossen sich würdig an. Diese Darstellungen fanden im Durchschnitte große Theilname; wobei jedoch zur Ehre unserer Landsleute nicht verhehlt werden darf, daß die eigentliche Bosheit und Schadenfreude, wie sie bei den Karrikaturen der Engländer und Franzosen mitwirkt, hier weder von den Künstlern noch von den Zuschauern mitgebracht wurde. Die echte Karrikatur setzt mehr Verstand und weniger Herz voraus; und hat jene Folgen, die Hogarth so rührend bezeichnete. (S. diese Blätter Nr. 41, S. 164.) Die Kinder haben sich heuer vermindert. Das zarte, innige Motiv der Volkssage, daß den sterbenden Kindern Engel zuwinken, hat K. v. Vesque glücklich benützt.

Naturleben.

Ich weiß im Augenblick keinen bessern Ausdruck für die Gattung, zu welcher Gauermann's Bilder, und was ihnen nachstrebt, gehören. Da wir bei dem französischen Worte Genre unwillkührlich an das Treiben der städtischen Gesellschaft erinnert werden, so dachte ich mir nach der Analogie von »Stillleben« unter obigem Titel jene Darstellungen, die uns einen bedeutenden Moment der äußern Natur, durch irgend eine Handlung dergestalt belebt vor's Auge bringen, daß wir mit Einer Empfindung die Scene wie das Ereigniß umfassen. Landschaft mit Staffage sagt hier doch zu wenig, wenn nämlich, wie gewöhnlich die Staffage der Landschaft, — sagt zu viel, wenn die Landschaft einer fast historischen Staffage dient. Genug, wie überall Wort und Theorie weit hinter der Praxis zurückbleiben, so brauche ich wohl auch hier nur an die genannten Bilder zu erinnern, und Jedermann, der sie gesehen hat, wird sofort verstehen, was ich meine. Der Bethätigung des geübtesten Kunstvermögens nach, waren sie ohne Zweifel das Schätzbarste der dießjährigen Ausstellung.

Das Eine versetzte uns an einem schwülen Mittag, wo schwere Wolkenschichten von Zeit zu Zeit bedenkliche Schatten

Digitized by Google

auf die Felder werfen, und die Wägen, wie gedrückt von der bangen Atmosphäre, näher an der Erde schweben, auf eine reiche, vom Golde der Aehren beglänzte Höhe, die nur rechts hinab, im blauen Dufte der Hitze einen Theil der weiten, beglückten Ebene ahnen läßt. Der bereits ziemlich bespeicherte Wagen des gesegneten Landmannes hält mitten auf der Höhe; von den Zugochsen, steyermärkischer Race, hat sich der Eine behaglich gestreckt, und beugt so das Joch des andern herunter, bei welchem ein Knecht beschäftigt ist. Im Vordergrunde graset ein geschirrtes Pferd, und ein Füllen blickt kindlich zu demselben auf. Ein junger Bauer auf dem Wagen ist bemüht, den Bund Getreide herauszuschaffen, den ihm ein zweiter von unten auf zureicht, während ein dritter schon wieder einen neuen zusammenbindet; so, daß das Mädchen müssig dabrstehen, und einstweilen in die andere Wochen schauen kann. Unterm Schatten aufgehäufter Gebünde aber ruht der brave Landsmann nach dem Kruge langend, den ihm sein Weib hinreicht; auch das kleine Mädchen daneben schaut bittend zur Mutter hinan, und der Hund beschnüffelt verlangend den schweren Kork. Um das ökonomisch Behagliche einer so hoffnungsvollen Scene durch das uneigennützige Spiel glücklicher Jugend zu veredeln, hebt ein älteres Mädchen im linken Vordergrund, mit mühevoller Innigkeit über einen Bund Getreide gebückt, sein jüngeres Geschwister. — Eine solche Composition, ein Diebstahl an dem Zarten und Innigen, was die Natur im Vertrauen dem Mäler preisgibt, spricht für sich selbst, wo in jedem Pinselstrich eben so viel Treue als Freiheit waltet.

Fast widrig wirkte die Virtuosität auf uns, als sie uns das peinigende Schauspiel eines rettungslos verendenden edlen Thieres zu empfinden gab. In der einsamsten Urwildniß liegt blutig und lechzend der Hirsch, der mit dem letzten Kraftaufwande nur die Todesgefahr anschauen kann, die unabwendbar über ihm schwebt. Auf erhöhtem Felsenvorsprung steht ein Adler, der, Füße, Flügel und Schnabel aufgespreizt, mit gräßlicher Feinschmeckerei die Beute anglotzt, die ihm der wilde nicht gönnen will, der ihm neidisch von der Seite zublickt, während unten am dunkeln Strande der dritte, den klarsten Blick in die Wolken sendend, den vierten herbeiruft, der schon still zum Fraße herniederschwebt. Eintöniges Grau umhüllt die traurige Scene. — Unfühlend wie die Natur erscheint Gauermann, wenn sein Pinsel sich mit gleichem Genügen jetzt in Saatengrün und Himmelbläue, jetzt in Blut taucht kann. Ist aber die Natur unfühlend, oder nennen wir sie so, weil ihre Gefühle über die menschlichen hinausgehen, — so wolle es die Kunst nicht sepn, die das eigentlichste Palladium der Menschlichkeit ist! Die Charakteristik der Vögel erschien nur übrigens eben so erstaunlich, als die Färbung des Ganzen mein Auge nicht als wahr ansprach.

Wenn ich für Gauermanns Arbeiten, die mir sehr merkwürdig erschienen, eine eigene Rubrik erfand, so habe ich nur beizufügen, daß ich sonst Niemanden auf ähnlichen Wege traf, wenn man nicht etwa K. Gruber dahin zählen will, der das berühmte antike Motiv von Adler und Schlange (vergl. Goethe: Reizmittel in der bildenden Kunst. Bd. 44, S. 214) in Anwendung brachte.

Porträt.

Hier sind wir im Bereich einer Production, die von jeher etwas besonders Verfängliches hatte. Das Publikum hat dafür ein auffallendes Interesse; aber leider meist ein bloß stoffartiges; der Maler sieht sich in der Verlegenheit, den widersprechendsten Forderungen genügen zu sollen; ein wahres Kunstwerk dieser Art ist von so vielen Zufälligkeiten bedingt, als daß es oft zu Stande kommen sollte. Es geht fast wie beim Bau eines Hauses, zumal in nordischen Ländern, wo ökonomische Rücksichten die Aeußerung der Kunst fast unmöglich machen. Wir werden, unter solchen Umständen, den Künstler loben, der uns eine bestimmte Individualität, im abgelauschten Momente ihrer völligen Selbst-Offenbarung, in allen Theilen und Einzelnheiten folgerichtig, begreiflich und wo möglich gefällig zu machen weiß.

Einem solchen billigen Begriffe entsprach nun dießmal vor allen das Porträt eines Officiers von H. Schlesinger. Ein Mann im Culminationspunkte des Lebens, mit einem gesunden, kräftigen Naturell, vom Leben ausgearbeitet, aber nicht der Heiterkeit beraubt, auf sich selbst ruhend, die Rechte auf den Griff des Degens gestützt, die Linke bequem über die Rechte gelegt, in einem hechtblauen, die Fülle gerundeter Muskeln umschließenden, auf der gewölbten Brust rothaufgeschlagenen Uniform, sah uns durch die beschattende Brille an, die einen gewissen praktischen Scharfblick nicht zu verbergen im Stande war. Die Modellirung der Züge, die Wärme des Incarnats, das Relief, die Ausführung des Einzelnen, der Gesammtheiteindruck des Ganzen, alles machte uns an diesem Bilde das größte Vergnügen.

Es war übrigens in diesem Bezirk wie immer, des Ge-

lungenen Mancherlei zu sehen. Amerlings Mädchen mit dem Buche und Israëls finden, wie die Verwaisten von derselben Hand, den gebührenden Beifall, wogegen Waldmüllers Familienbild drei Figuren zu Schau bot, die in steifem Egoismus einander nichts anzugehen schienen, und den Verdacht erregten, als seyen sie des Atlasses wegen da. Joh. Enders in Farbenschmuck prangendes Portrait Sr. Durchlaucht, des Fürsten v. Metternich darf so wenig übergangen werden, als Waldmüllers kleinere Porträte, gegen deren Wahrheit und Technik uns das gerügte größere nicht ungerecht macht. An H. Hollpein's Bildniß des Hrn. Baron v. Hammer-Purgstall konnten wir die frappante Aehnlichkeit bewundern, die in Betreff unseres Grillparzer weder diesem Künstler, noch einem andern, A. Hähnisch, gelingen wollte.

Mehr noch von einzelnen Porträten zu erzählen, wäre Unhöflichkeit und Mißbrauch der Geduld der Leser; genug, wenn die Freunde der Abgebildeten, und die Freunde dieser Freunde, daran ihr Genüge hatten und noch haben!

Landschaft.

Der Ausdruck »ideale Landschaft«, dem wir auch heuer wieder begegneten, sagt eigentlich gar nichts. Er soll wohl im Grunde nur so viel als »imaginirte Landschaft« bedeuten, und diese thäte besser nicht zu existiren. Die Landschaft so gut wie alles andere was in der Welt vorkommt, wird nur dann zum Kunstwerke, wenn der Mensch, durch Verknüpfung, Ausscheidung, Anordnung, Hinzudichtung, die bildende Kraft seines Geistes daran bethätigt. In sofern er dabei von einer Idee, nämlich von der des Kunstzweckes ausgeht, wird seine Schöpfung ideal zu nennen seyn. Mehr war es dieß Jahr wohl keine, im Gebiete der Landschaften, als L. Schnorr's Dichtung, die so unglücklich gebliehen ist, sich keine allgemeinere und entschiedene Zustimmung erwerben zu können. Von einer wohnlichen Höhe sieht man über ein schattiges Mittelgebirg, wo eine ritterliche Burg mit Mauern und Thürmen und den Begriff von kriegerischer Abgeschlossenheit erweckt, in eine sich immer höher und höher thürmende Alpenferne. Friedliche Hütten und schattendes Laub beleben den Vorgrund, Burg und Wald umdämmern die Mitte, öder, rauher und felsiger wird es im Hintergrunde; ein riesiges Gebirg erhebt über alle Vegetation hinaus die grauen Zinnen, und in dessen Rücken noch schließt ein Kreis ewig schneebedeckter Gipfel erhaben die einsame Weite. Eine Straße lenkt und deutet in diese Region hinaus, ein Gewässer ergießt sich rechtsher mit stillem Laufe, ein anderes links in stufenweisen Fällen aus ihr herunter. Links steht noch ein dunkles Gewölk über den Bergen; es scheint, das Wetter hat sich verzogen; wie sollte es auch anders, da auch das des Krieges wich, und der edle Herzog, der sich zum erstenmal wieder bloß Mensch fühlen darf, mit leichtem Schritte den Hügel heranstrebt. Er hat sein Roß den Knappen übergeben, frei und froh blickt er herauf, seine Arme öffnen sich schon von weitem herzlich zum Empfang, wie ihm von oben der freudige Gruß der liebend entgegeneilenden Gattin winkt. Der eine Knabe hält sich an die Mutter, fröhlich ruft ein anderer der kleinen Schwester, und mit bastiger Unbehülflichkeit arbeitet sich der dritte von einem erkletterten Felsblock herab. Auch den Kriegern unten sacht zum häusliches Glück und Ruhe wieder, nachdem sie jene rauhen Fernen hinter sich haben, — und der Segen des Friedens kehrt in diese stillen Gebirge zurück. — Das nennt man nun ein empfundenes Bild, und läßt sich durch eine gewisse Trockenheit und ein kleinliches Detail, welches wie bei unsern guten Altvordern aus Liebe entspringt, in der Frende nicht stören. Den Beisatz »nach einer Ballade«, der im Katalog dieß Bild begleitete, fanden wir eher störend, als zum Verständniße nöthig.

Daß sonst an Landschaften aller Art, Beduten, Seestücken, Alpenpartien u. s. w., und zwar auch an guten, nicht eben Mangel war, brauche ich kaum zum erwähnen. Man weiß, daß hier unsere starke Seite ist. Auch die Unmöglichkeit, das was uns in der Natur an der brausenden Herrlichkeit der Wasserfälle entzückt, auf der Leinwand festzuhalten, schreckt unsere gefühlvollen Künstler noch immer nicht ab, sich an dieses Problem zu wagen. Noch immer übt auch der Hallstädtersee seine zur Reproduction nöthigende Herrschaft über sie aus; F. K. Geyling's Auffassung war besonders glücklich, und es gelang ihm, das was man eine wässerige Sonne nennt, auf's wärmste wiederzugeben. Thomas Enders Ansichten, zumal die italienischen, verfehlten nicht, den gewohnten, glänzenden Effect zu machen. Jos. Schwemminger machte keine so günstigen Gegenstände ausfindig als im vorigen Jahre. Ueberhaupt ist eine gewisse Einförmigkeit in unsern Landschafts-Charakteren bemerkbar, die vielleicht in unseren Gegenden ihren Grund hat. Aber selbst die ungünstigsten Flachlandpartien hat J. Waltmann auf eine Weise zu verarbeiten gewußt, welche practisches Bewußtseyn der Kunstmittel verräth. — Es ist oft räthlich, ja Pflicht, auf das, bei geringerer Fertigkeit, schön Gewollte und

Digitized by Google

Gedachte hinzuweisen, wo das virtuos Geleistete ohnehin durch augenfällige Wirkung Aufmunterung genug gefunden hat.

(Schluß folgt.)

Ueber J. F. Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde.

(Fortsetzung.)

Uri, Schwyz, Unterwalden und Lucern gehörten ursprünglich zum Argau (ein kleiner Theil davon zum Zürichgau), und standen unter den Grafen, welche in diesem Gau von den Königen zu obersten Richtern und Heerbanns-Hauptleuten bestellt wurden. In früherer Zeit hießen diese Grafen Gaugrafen; später, als sich in dem größten Theile des deutschen Königreiches die Gaue lösten, und Kirchen und Edle in den Gauen den Grafenbann erblich an sich brachten, hießen die Grafen, wo sie noch in der alten Weise an der Spitze der Gauen standen, Landgrafen, comites provinciales oder c. terrae. Unter den Landgrafen in Argau (und Zürichgau) also standen noch während des ganzen 13ten Jahrhunderts die genannten Landschaften: Uri, Schwyz, Unterwalden und Lucern.

So einfach aber war das Verhältniß nicht, daß der Landgraf nun in aller und jeder Hinsicht selbst oder durch seine Stellvertreter und Beamtete Richter und politische Behörde gewesen wäre. Vielmehr wurden viele Rechte und namentlich ward die niedere Gerichtsbarkeit von vielen Herren, welche dieselbe (den Twinc) über ihre hörigen und eignen Leute erworben hatten, geübt. So hatte St. Reglen Münster zu Zürich einen großen Twinc in Uri, und viele und sehr gefreiete Unterthanen saßen in demselben; sie bildeten unter dem Schutz und der Herrschaft der Aebtissin eine Gemeinde, die universitas hominum vallis Uraniae. Neben dieser Genossenschaft der Unterthanen von St. Reglen Münster (welche von vielen, jedoch fälschlich, mit der erst später gebildeten Urner Landsgemeinde verwechselt worden ist), hatte auch das Cisterciensermönchskloster Wettingen zahlreiche Unterthanen in Uri; ebenso hatten die reichsfreien Herren von Attinghausen hörige Leute, über welche sie den Twinc hatten und vielleicht waren noch einige wenn nicht reichs- doch schlechtfreie Männer neben den beiden Klöstern, doch waren auf jeden Fall wenige; und im Ganzen waren also zu Hofrecht gehende Leute die Bewohner des Urnerthales, von welchem natürlich das Urserenthal noch ganz getrennt zu denken ist. St. Reglen Münster, Wettingen, die Herren von Attinghausen u. s. w. hatten also Unterthanen, welche Genossenschaften bildeten unter ihrem Hofrecht, und diese unter Hofrecht lebenden Leute hießen servi, obgleich sie in dieser servitus zuweilen, wie z. B. unter dem Züricher Münster, sehr bedeutende Freiheiten hatten: ita quod generalem habeat (heißt es von einem solchen an das Münster gekommenen servus) administrationem rerum suarum et quod possit emere, vendere, donare, contrahere, pacisci, in judicio stare, testamentum facere et omnia et singula exercere, quae *homines vallis Uraniae*, dicto Monasterio Thuricensi *jure servitutis pertinentes* possunt facere, ac si nutus de ancilla dicti Mont. Thur. extitisset.“ — Diese servi und was sie besaßen, alles stand unter Hofrecht, unter der Vogtei der Herrschaften; — unvogtbar waren nur die vorbehaltenen eigenen Güter der Herrschaften, und was diese weiter erwerben, ohne es unter ihren Vogt zu stellen.

Eben so war das Verhältniß in Unterwalden, mit dem Hergiswil und Alpenach noch nicht vereinigt waren. Kloster Engelberg in seinem Thal, Habsburg in Sarnen, Murbach-Lucern in Stans hatten den Twinc[1] und ihre Unterthanen lebten nach Hofrecht. In Schwyz hatten das Kloster Einsiedeln und die Habsburger Vogteien in ihren Twingen. In Lucern stand die Herrschaft dem Kloster Murbach zu, welches die Vogtei durch Ritter aus dem Geschlecht derer von Rothenburg verwalten ließ. Wo aber solche Vogteien geistlicher Herren eine Art Erblichkeit gewonnen, erhielten oft die Vögte ein anderes Interesse als die Herrschaft hatte, d. h. sie suchten selbst Herrschaftsrechte an sich zu reißen, und begünstigten wohl auch die Twinc-Eingesessenen bei ihren Bestrebungen gegen die Herrschaft. Aus dieser Art Mißverhältnissen entwickelte sich endlich für den Abt von Murbach, als er sich nicht anders zu helfen wußte, die Nothwendigkeit Lucern an Habsburg zu verkaufen am 16. April 1291.

Von diesen niederen Vogteien der Twincherren waren ganz verschieden die Landvogteien (advocatiae provinciales), welche die Vögte des Landgrafen an seiner Statt hatten. Diese höhere Gattung von Vögten sind die ehemaligen Centenare, welche in Unterabtheilungen der Gaue über die nicht unter Hofrecht lebenden die niedere Gerichtsbarkeit, den Twinc — über alle aber an des Landgrafen Statt und in seinem Auftrag den Grafenbann in den Landgerichten übten. (Fortsetzung folgt.)

[1] Sie ließen ihren Twinc durch Vögte, die aber besondere Dienstmannen-Titel führten, verwalten. Murbach-Lucern hatte einen Meier in Stans; Habsburg einen Kelner in Sarnen; Engelberg einen Pfleger in Buochs.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

49. Sonnabend, den 18. Juni 1836.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1836.

Eine historische Uebersicht.

(Schluß.)

Blumen.

Wenn wir Waldmüller's Familien-Porträt in Verdacht hatten, des Atlasses wegen da zu seyn, so sahen wir auf einem andern Bilde desselben Malers zwei Menschengestalten zur Folie eines Rosen-Bouquets verbraucht, und wenn wir bei Schnorrs Landschaft die Technik gern über der Empfindung vergassen, so ward uns hier zugemuthet, einigen Blumen zu lieb den Gedanken aufzugeben. Einigen Blumen, — denn kaum konnte man die ganze Masse als rund und vollendet ansprechen, wenn gleich die einzelnen Rosen unbestreitbar die schönsten in der Ausstellung waren.

Die meisten der übrigen Blumenstücke litten an den Uebelständen, die in der letzten Ausstellung zu tadeln waren: Ueberladung, Flachheit, Aengstlichkeit, rohe Farbengrellheit. Blaschek's Fleiß in Beobachtung der Abstufungen und einer geschmackvollen Anordnung, und Gruber's Frische und Detail gaben Augenweide genug in einem Bezirke, dem vorzugsweise die Damen ihre Gunst und Aufmerksamkeit schenkten.

Uns aber erlaube man, uns zu sammeln, — dasjenige was noch an Federwild, Früchten u. dgl. Dessertkost übrig wäre, geschweige denn die nachgeahmten Marmorarten und Aehnliches der Liebhaberei zu überlassen, — selbst manches Gute mit Schweigen zu ehren, da wir ohnehin schon breiter geworden sind als wir Anfangs wollten, und den ausgesprochenen Zwecken gemäß sollten. Kupferstiche, Lithographien, Zeichnungen übergehen wir, um nur noch bei einer der dießmal zahlreichern und mitunter sehr netten

Bildhauerarbeiten

schließlich zu verweilen, die einen sehr freundlichen, zarten Eindruck zurück ließ. Es war: Ramelmayrs Psyche. Das Piedestal dieser Alabastergypsstatue stellte ein Oktogon dar, auf dessen acht Seitenflächen die lieblichste Fabel des Alterthums, die Geschichte Psyche's, in Basreliefs vorgestellt war. Auf dem ersten erblickt sie Eros zum erstenmale; auf dem zweiten trägt sie Zephyr durch den Aether in den Pallast des mächtigsten Gebieters; auf dem dritten sah man die Unglücklichen den Schwestern ihre Schätze zeigen, und den ahnenden Gott ernst danebenstehen; auf dem vierten war der schrecklichste Moment festgehalten, wo sie zugleich ihr Glück erkennt und ihre Thorheit bereut, da der Geliebte zürnend erwacht; der Flußgott nimmt sie auf dem fünften in seinen Schutz und Pan freut sich ihrer Anmuth. Nun folgte die traurigste Epoche ihres jungen Lebens, und wie danken wir dem Künstler, der uns still hinüberträgt, und uns auf dem sechsten nur noch die Zeichen der überdauernden Gefahren sehen läßt; bis auf dem siebenten Aphrodite selbst die Liebenden vereint, die dann, geläutert und verklärt, auf dem achten in die Versammlung der unsterblichen Götter einzutreten würdig sind, wo ewige Jugend Kränze für unwandelbare Liebe windet. Ueber diesen bedeutungsreichen Scenen ihres Daseyns, als ob sie in göttlicher Ruhe übersänne, sitzt die entfesselte Psyche, in der anmuthigsten Stellung auf dem Globus, — das liebliche Köpfchen abwärts gegen die linke Seite geneigt, die eine Hand nachlässig in den Schooß gelegt, mit der andern, über deren Arm die leichte Drapperie geworfen ist, das zarte Kinn unterstützend, so daß der Zeigefinger nachdenklich die schwellende Wange berührt.

Man sieht aus der ganzen Darstellung, daß der Künstler, im Geiste des Apulejus, wie es unstreitig für unsere jetzige Art zu fühlen und zu denken am passendsten ist, halb der altgriechischen, naiven Auffassung, halb einer später beliebt gewordenen allegorischen Deutung sich bequemte, so daß im Einzelnen keine Ansicht der andern Eintrag thut, im Ganzen aber doch der Haupteindruck durch die letztere

Digitized by Google

bestimmt wird. Der Charakter der Psyche selbst ist ihm, nach meinem Gefühle, so gelungen, daß ich die seine den beiden bekannten Canovas unbedingt vorziehe: sie ist lieblich, ohne frivol, denkend ohne kalt zu seyn; ein anmuthiges Mittelding zwischen Kind und Jungfrau. Auf den Basreliefs sind die körperlichen Allegorien, wie sie der unschätzbare mythische Kunstgebrauch gestattet, auf's Gewandteste benützt, und eine erstaunlich reinliche und zarte Technik zum glänzlichsten Erfolge in's Werk gesetzt. Mir sagte die gefällige Anordnung des zweiten, die originale Auffassung des vierten, und die gefühlvolle Heiterkeit des siebenten, besonders zu; das erste und das dritte haben einen modernen Beigeschmack, den unsere reinsten Künstler kaum ganz werden abthun können, weil er uns mit der Mutterbrust eingeflößt wird; das achte hat wohl der Raum in etwas beeinträchtigt. Der Eindruck aber, zu dem dieses Kunstwerk unsere Seele gestimmt hat, soll der letzte bleiben, den wir von dieser Kunstausstellung mitnehmen wollen. Möchte doch das Reine, — das Seelenhafte, welches darin vorwaltet, seine schöne, stille Wirkung nach und nach immer weiter und weiter auf empfängliche Gemüther verbreiten, daß die häßliche Lust am Rohen, Schlechten, Gemeinen mehr und mehr verschwinde, und die heilige Blume des Schönen einen heimathlichen Boden gewinne!

Ist es nun noch nothwendig, die oben gesetzten Fragen zu beantworten? oder geht die Antwort aus der, in treuen Umrissen summirenden Darstellung hervor? Ich hoffe das letztere. Wir stehen im Ganzen, wie im vorigen Jahre, im Verhältnisse der Fächer hat die Historie zugenommen, an Zahl und an Bedeutung; die schädlichste Richtung im höhern Kunstbezirke scheint in zwei Talenten sich dem Rechten zuzuneigen; wer sich hervorthat, haben wir angemerkt; wodurch, gleichfalls; was zu wünschen bleibt, — reducirt sich auf Weniges: ernsteres Studium von Seite der Künstler, edlerer Sinn von Seite des Publikums; was zu thun bleibt? ist eine müssige Frage; emsig fortfahren in unverdrossenem Streben — die einzige und ewige Antwort. Wozu wir denn auch unsererseits Alles was Kräfte in sich spürt, unablässig aufzumuntern nicht ermüden; — Richtende und Schaffende auf den heiligen Spruch hinweisend, der an der Spitze dieser Zeilen steht.

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Ueber J. F. Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde.

(Fortsetzung.)

Dieß Verhältniß ist ganz allgemein, z. B. die Landgrafen in dem Gau, in welchem Ulm lag, waren lange die Grafen von Dillingen, nach deren Aussterben die Grafen von Würtemberg. Diese Landgrafen hatten in Ulm einen Vogt, der an ihrer Statt die großen Landgerichte, die Blutgerichte von Ulm hielt, den Bann übte, und außerdem über die nicht zu Hofrecht gehenden Stadteinwohner die niedere Gerichtsbarkeit, den Twinc, im Stadtgericht; überdieß noch in besonderen Gerichten ebenfalls den Twinc über die zu Hofrecht gehenden hörigen Handwerker u. s. w. Im Stadtgericht und in dieser Hofgerichtsbarkeit vertrat den Vogt in Ulm oft der Schultheiß, und daß sich für die oben bezeichneten niederen Vögte der Twincherren in der oberen Schweiz nicht der Titel Schultheiß ausgepeägt hat, ist bloßer Zufall. Vielfach dagegen erscheint statt des Schultheißentitels der Titel Ammann, der sich auch sonst in deutschen Städten, besonders in niederländischen, findet statt des Schultheißen, oder in einiger Verschiedenheit davon neben ihm.

Die Landgrafschaft des Argaus, zu welcher der größte Theil der oberen Schweizerlande gehörte, war im 13ten Jahrhundert bei der älteren Linie des Hauses Habsbueg; etwa eben so wie die von Ulm bei Dillingen, dann bei Würtemberg. Während ein Theil der habsburgischen Twinge in diesen oberen Gegenden der jüngeren Linie zugehörte als Eigenthum, hatte die ältere allein den Bann, die höhere Vogtei in Uri, Schwyz, Unterwalden und Lucern; aber außer dem Bann allerdings auch hier und da den Twinc, und es kömmt wohl vor, daß sie Bann und Twinc denselben Händen, denselben Vögten anvertrauen. Ein großer Theil der ritterlichen Leute in diesen oberen Landen sind nichts als Amtleute, Vögte, Dienstmannen der beiden habsburgischen Linien in ihren Twingen. Freie Edle, weltliche Twincherren, gab es hier außer den Habsbuegern fast gar nicht.

In der Zeit, wo Friedrich II. in seinen letzten Jahren mit dem päbstlichen Stuhle im härtesten Kampfe war, hingen die Habsbueger der älteren Linie, also die Landgrafen, dem Papst an; auch die der jüngeren Linie nah verwandten Kyburger standen auf dieser Seite. Die jüngere habsbuegische Linie hielt treu zu Friedrich, und um ihr in der Bedrängniß, in welcher sie seyn mochte, einen Beistand zu thun, geiff Friedeich II. (eben als das bisherige Haupt der jüngeren Linie Albrecht gestorben war) deegestalt in die Verhältnisse der oberen Schweiz ein, daß er im Cheisim. 1240 die Waldstette als besondere Reichsvogteien hinstellte und von der Landgrafschaft löste, welche Lösung aber die Gegenpartei nicht anerkannte.

Digitized by Google

Dieser Freibrief Friedrichs II. von 1240 ist der Sauerteig geworden, welcher die Schweiz in Gährung versetzte. Offenbar verbanden sich damals die gefreieten Vogteien zu Behauptung dieser neu erworbenen Stellung, und die antiqua confoederationis forma juramento vallata, deren am 1. August 1291 bei Erneuerung des Bundes gedacht wird, ist nichts anderes als die Eidgenossenschaft gegen Rudolph den älteren Grafen von Habsburg, der Landgraf im Aargau und Oheim des nachmaligen Königes Rudolph war. Die Eidgenossenschaft von 1251 ist, wie S. 39 des vorliegenden Buches deutlich dargethan wird, erlogen und beruht auf einer absichtlich verfälschten Urkunde, wie anderes sogar bloß auf Tschudis Dichtung oder Müllers Leichtfertigkeit.

Seit jener Zeit bestand nun das alte Verhältniß wohl fort; aber wenn schon seither die Twincherren und Vögte einerseits, die Bauernschaften andererseits mit einander um die Nutzung der Gemeinmarken und dergleichen vielfach gehadert hatten, so nahm dieser Hader jetzt (besonders wo mächtigere Bauerngemeinden, wie die des St. Reglen Münster im Urnerthal, den Herrschaften entgegengestanden) vielfach einen trotzigeren, frevelicheren Charakter an, und wohl mag es gekommen seyn, daß hier und da Vögte der Twincherren in der Leidenschaft zu weit gingen — auch andererseits aber war ein immer kecker hervortretender Sinn des Aufruhrs und der Empörung gegen hergebrachte Verhältnisse besonders in die Urner gekommen. So viel ist aber gewiß, bis zu König Rudolphs Tod waren in Uri, Schwyz und Unterwalden nicht nur die Gemeinden nie und niegends selbst Inhaber der Gerichtsbarkeit, sondern es gab auch noch gar keine solchen Landsgemeinden, an denen die Bauern selbstständigen Antheil gehabt hätten. Es waren eine Reihe kleinerer gehofrechtete Gemeinden in den Twingen, und an den Landsgemeinden der Landgrafen konnten nur die wenigen wirklich freien, nicht gehofrechteten Einsassen, so wie die Amtleute der Twinge selbstständigen Antheil nehmen; die Genossenschaften unter den Twingen aber nur durch die Amtleute. So war es, wie schon gesagt, bis 1291, und so war das alte Recht der Schweizer.« Der Tod König Rudolphs, dem es nicht gelungen war, die Fürsten zur Wahl seines Sohnes Albrecht zu bewegen, bedrohte das Reich mit Unordnungen jedes Art: »denn Fürsten, Herren, Städte und andere Gemeinden suchten mit unverstellter Hast von der unbewachten Reichsgewalt und den bloßgestellten Reichsrechten so viel zu retten, d. h. an sich zu bringen, als sie von einem nachfolgenden Könige mit Lieb oder Leid bestätigt zu erhalten hoffen mochten.«

»In den oberen Landen gab Zürich den ersten Laut, den ersten Anstoß; schon am 24. Heumonat 1291. Diese Stadt als ihrem Vorbilde folgten alsobald die drei Thäler und gingen weiter; sie erneuerten den Bund von 1240, um sich der Landgrafschaft zu entziehen und das Landgericht völlig unbefugt an sich selbst zu reißen. Die einzelnen Twinge sollten bleiben (ita tamen, quod quilibet homo juxta sui nominis conditionem domino suo convenienter subesse teneatur et servire), aber des Bannes des Landgrafen wollten sich die Gemeinden selbst annehmen, indem sie Anordnungen durch Uebereinkunft trafen für eine Anzahl dem Blutgericht anheimfallender Verhältnisse, und sich verbanden, überhaupt keinen Richter mehr anzunehmen, der nicht Landmann der Waldstette sey. Was es bei einer solchen Stellung neuer Landgemeinden, an denen alle Landleute (mit Ausnahme wohl nur der eigenen Leute vom schlechtesten Recht) selbstständigen Antheil hatten, für Aussichten gab, läßt sich leicht ermessen, und das Schicksal des Twinges von St. Reglen Münster, als wirklich ein solches Zustand spätee eintrat, wied uns deutlich die Folge dieses Höeigen-Regimentes zeigen können.

Offenbae ist das Unternehmen der drei oberen Lande in diesem Bunde nicht im Geringsten ein anderes, als wenn anno 1830 in der Zeit, wo die revolutionäee Partei die größte Hoffnung für das Umsichgreifen der französischen Bewegung hegen konnte, eine Anzahl deutscher Landgerichte sich vereinigt hätten: nihe Fürst solle hinfüro ihnen keinen Landgerichts-Directoe mehe bestellen, es sey denn ein Mann aus dem Gerichtsdistrict selbst, und es solle im Landgericht gerichtet werden nur nach den und den und den Sätzen, die sie für gut gefunden hätten, als Gesetze zu belieben — und wenn diesem ihem Belieben nicht nachgekommen werde, so hätten sie sich eidlich verspeochen: invicem sibi assistere auxilio, consilio quolibet ac favore personis et rebus, — tote posse, toto nisu *contra omnes ac singulos*, qui eis vel alicui de ipsis aliquam intulerint violentiam, molestiam aut injuriam etc.

Eine solche Kriegsecklärung gegen das habsburgische Haus; — wenn man weiter sieht: gegen alle Herrschaftsberechtete in iheer Gegend ist die Bildung und Vereinigung der Landsgemeinden der drei oberen Cantone von 1291. Von der Zeit dieses Bundes von 1291 kömmt eest der Titel Landammann vor; denn da es früher keine Landgemeinde gab außer der bei des Landgrafen Gericht konnte es auch keinen Landammann, sondern nur im einzelnen Twine einen Ammann geben. Seitdem sich diese geöffeten Landsgemeinden gebildet, kömmt auch ein Landammann vor. Wie wir sehen, daß in den Städten die Schultheißen in eben dem Maße in Ansehen und Gewalt steigen, in welchem die Landgrafen oder Burggrafen und deren Stellvertreter, die Stadtvögte, durch Auskauf oder Usurpation um ihre Rechte kommen, gerade so heben sich die Landammänner in den Landgemeinden durch das Verdrängen der Landgrafen und iheer Vögte. Am 16. Weinmonat 1291, also wenige Monate nach Vereinigung von Uri, Schwyz und Unterwalden, schlossen Uei und Schwyz eine ähnliche Vereinigung mit Züeich; hiebei eescheint Arnolt der Meier von

Silennon als Landammann von Uri und Kunrat ab Iberg als Landammann von Schwyz. Es sind die ersten, die diesen Titel führen. An die Eidsgenossenschaft gegen die habsburgischen Landgrafen schloß sich am 29. Wintermonat 1291 auch die Gräfin Elisabeth von Rapperswile und später Bischof Rudolph von Constanz an. Der Krieg mit den Waldleuten dauerte noch [4] im März 1293. »Auf diese Weise erscheint die Sendung des Landvogts Otto von Ochsenstein durch den Herzog Albrecht in ihrem waren Lichte; und Tschudi I, 225 und Müller I, 633 (599) fühlten das Unnatürliche nicht, als sie annahmen, König Albrecht habe eine (wenn wahr, ganz abenteuerliche) Bothschaft abgeordnet. Denn hätte König Albrecht den Waldleuten legend etwas über Gebühr zugemuthet, ihm wäre es ein Leichtes gewesen, Das auszuführen, was König Friedrich am 10. Hornung 1326 nicht mehr mit Erfolg versucht hat.«

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Kaiser Maximilian I. war in seiner Jugend mit einigen Edelknaben dem Magister Petrus Engelbrecht, einem verwirrten Sophisten aufzuziehen und lateinisch zu lehren befohlen worden. Derselbige aber war ein greinender Pedant, wollte alles mit Schnarchen und Streichen ausrichten, also daß dieser Jüngling angefangen die Kunst mehr zu hassen, als zu lieben. Darum soll der Kaiser hernach oft geklagt und gesagt haben: „Man ist den Lehrern zwar alles Gute schuldig, aber wenn mein Präceptor jetzo noch lebte, so wollte ich ihn lehren, wie er Kinder auferziehen und unterweisen sollte.« (Zinkgräf.)

Der böhmische Oberste Kanzler, Graf von Kinsky, war unter den vielen Ministern Kaiser Leopold's I. unstreitig einer der vorzüglichsten sowohl durch Gesinnung als durch Talente. Er redete und schrieb die meisten europäischen Sprachen, besaß eine seltne Menschenkenntniß, und wußte in den schwierigsten Fällen nicht nur trefflich zu rathen, sondern auch eben so glücklich den Rath auszuführen. Der Kaiser ernannte ihn noch sehr jung zum Präsidenten des Ober-Appellations-Gerichtes in Böhmen, und ertheilte ihm diese wichtige Stelle mit dem schmeichelhaften Ausdrucke: »Er wünschte, daß alle seine übrigen Collegien mit dergleichen Richtern, wie er, versehen seyn möchten, damit er sich ganz und gar auf sie verlassen könnte.« Der strenge Ernst, den Kinsky in allen Geschäften behauptete, konnte ihm unmöglich viele Freunde machen; der Kaiser selbst schätzte dessen Treue so sehr, daß, als Kinsky eben zu der Zeit starb, da der römische König Joseph I. sein Beilager hielt, der gute Kaiser in die Worte ausbrach: Celebramus festa sale et aceto condita.

M.

Ein so eifriger Anhänger der Gibellinen auch Rudolph von Habsburg war, benahm er sich doch stets gegen die Kirchen und ihre Diener auf eine Weise, daß ihn Niemand mit größerem Lob ausgeschmückt hat, als die Geistlichkeit. Während dreißig Jahren, von 24sten Lebensjahre, bis da er König ward, eine Zeit, die ihm unter stetem Krieg verfloß, hat er sich gleichwohl um mehr als 20 Gotteshäuser mehr oder minder verdient gemacht. Die hierher gehörigen Urkunden haben Herrgott und Neugart mitgetheilt.

[4] Die Züricher machten Frieden mit Albrecht im August 1292.

Mit diesem Monat geht die halbjährige Pränumeration auf diese Zeitschrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher geziemend ersucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, für den Platz Wien auch im Comptoir der privil. Wiener Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechtet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theile der Oesterr. Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

50. Mittwoch, den 22. Juni **1836.**

Kunigunde, Kaiser Friedrich's IV. Tochter.

Wenn der Oesterreicher die Reihe großer und wohlwollender Herrscher, welche die Monarchie beglückten, betrachtet, darf er Fürstinen nicht unbeachtet lassen, welche durch Geist, Tugend und Anmuth der Stolz und die Zierde ihrer Zeit waren. Ihrer zu gedenken, scheint nicht ohne Verdienst zu seyn.

Kunigunde, Tochter Friedrich's IV. und Leonorens von Portugal, wurde zu Neustadt am 16. März 1465 geboren [1]. Leonore, an die Früchte und Gewürze des Südens gewohnt, soll ihren Kindern den Genuß derselben zu sehr gestattet haben [2]. Unsere Prinzessin wurde bei solcher Nahrung sichtlich schwächer. Der Kaiser, welcher seine Kinder ungemein liebte, forschte nach der Ursache dieser traurigen Erscheinung, und als er sie von den Umgebungen vernommen, ließ er Kunigunden, trotz Leonorens Einwendungen nicht länger im Frauen-Zimmer, sondern behielt sie unter seinen Augen. Die ungekünstelte deutsche Kost gab Kunigunden in kurzer Zeit Gesundheit und blühendes Aussehen wieder [3]. Die unglückliche [4] Lage unseres Vaterlandes übte bald ihren Einfluß auf die Schicksale der Prinzessin aus; Mißvergnügte erhoben ihre Stimme in Neustadt. Der Kaiser fuhr mit seiner schönen Tochter 1480 dahin, durch alle Gassen der Stadt, sprach den Landherren und Bürgern freundlich zu, und befestigte sie in der Treue und im Gehorsame [5]. Als Friedrich desselben Jahres, vernahm, daß Herzog Georg von Baiern das Lehen und die Regalien über Niederbaiern nach Ludwigs Tode zu empfangen wünsche, verfügten er und Kunigunde sich nach Wien. In des Herzogs glänzendem und zahlreichem [6] Gefolge bemerkte man unter anderen Großen Niklas von Abensberg, aus dessen Besitzungen, nachdem er der rächenden Nemesis späterhin ein Opfer gefallen, Kunigundens Heiratsgut gebildet wurde. Georg wurde vom Kaiser eingelohnt und zu seinen Herberge, dem Zillerhof, begleitet; folgenden Tags kam auch Herzog Christoph von Baiern, Georgs Vetter, mit 40 Rossen. Gleichfalls erschienen des Erzbischofs von Mainz und des Churpfalzgrafen Philipp Gesandten, im Namen ihrer Gebiether die Belehnung ansuchend. Den Baierfürsten zu Ehren wurde ein Roßlaufen (Rennen) angestellt, in welchem Christoph von Lichtenstein zu Murau den Scharlach, Herzog Christoph eine Armbrust, und einer von Bruschenk das Schwert gewann. Zur Ertheilung der Lehen ist der Ostermontag beliebt worden. Inzwischen besuchte Georg die Prinzessin in der Burg zu Wien und eröffnete mit ihr in dem veranstalteten Tanze den Reihen. Siebenzehn Paare der gegenwärtigen Grafen und Herren verglichen sich zu einem Rennspiele auf den Tag der Lehenempfängniß. Diesem zu Folge stellten sich am festgesetzten Tage nach dem Morgenimbiß alle Renner wohlgeputzt ein, und war Herzog Georg mit seiner Partei in Weiß, Roth und Braun, Herzog Christoph aber und die Seinigen in Weiß, Roth und Schwarz gekleidet. Beide Fürsten thaten das erste Rennen und zwar so ritterlich, daß sie beide ohne allen Vortheil sitzen blieben. Ihnen folgten darauf die andern Herren und geschah dieß Ritterspiel in Gegenwart des Kaisers, der Prinzessin und sonst vieler geist- und weltlichen Standespersonen. Nachdem diese Lust um 5 Uhr geendet, ließ sich Friedrich mit dem Kaiserornat und Lehengewand ankleiden und ging nach dem Lehenstuhl durch

1 Fugger's Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. — Vgl. J. A. Aettenkhover's kurzgefaßte Geschichte der Herzoge von Baiern. Regensb. 1767. 8.

2 Kaiser Friedrichs Tochter Kunigunde. — Sammt einem Codex Probationium. Wien. 1778. 8. (Von Jos. Hevenbach.)

3 Hevenbach.

4 Kurz, Oesterreich unter Kaiser Friedrich dem Vierten. 2 Bände. Wien. 1811. 8.

5 Fugger und Hevenbach.

6 Man zählte 250 Pferde.

Digitized by Google

den Erzbischof von Gran und Grafen Georg von Schaumburg geführt. Vor ihm her traten Graf Haug von Werdenberg mit dem Zepter, der Landgraf von Leuchtenberg mit dem Schwerte, und neben diesen ein junger Fürst von Sponheim mit dem Apfel. Herzog Christoph warb für seinen Vetter um Belehnung, welche in Gegenwart der Prinzessin und ihrer Hofdamen ertheilt worden. Hierauf wurden Niklas von Poppelau (der im Gefechte von Jedermann bewundert, einen so starken Speer geführt, daß zwei Männer daran zu tragen hatten) und Conrad von Zürkendorf vom Kaiser zu Rittern geschlagen, welcher sich von Herzog Christoph von Baiern und gedachtem Bischofe nach seinem Hoflager geleiten ließ[1].

Indem Friedrich erwog, wie wenig bei der mit Mathias Corvinus obwaltenden Spannung Wien geeignet wäre, seiner geliebten Tochter einen ruhigen Aufenthalt anzubiethen[2], sandte er sie bald nach der Abreise seiner hohen Gäste 1480 auf das feste Schloß zu Grätz. Nachdem die Unruhen auf eine Weile besänftigt worden, berief er sie wieder nach Wien. In Grätz selbst aber, wo sie der kaiserliche Vater so sicher wähnte, schwebte sie in einer drohenden Gefahr[3]. Zwei Verräther, durch die Ungarn, welche 4 Meilen entfernt zu Leibnitz lagen, gewonnen, versprachen ihnen bei nächtlicher Weile das Bergschloß durch Entdeckung einer Stelle, wo es am leichtesten zu ersteigen wäre, in die Hände zu spielen. Der Feind hielt bereits 2000 Mann nahe an der Stadt im Hinterhalte, und hoffte, die Prinzessin aufzuheben und die Veste zu erobern oder wenigstens anzuzünden. Unvorsichtigkeit, die gewöhnliche Gefährtin der Verbrechen, machte den Hauptmann der Besatzung Ulrich von Graben mit dem ruchlosen Anschlage bekannt. Er ließ sogleich beyde Verräther einfangen, in Eisen schmieden und durch 200 Mann nach Wien zu Friedrich führen. Sie wurden gevierttheilt.

Als im Jahre 1484 Friedrichs Lage immer mißlicher wurde, entschloß er sich, von Wien nach Grätz zu ziehen. Seine Tochter aber sandte er nebst vier und zwanzig Jungfrauen unter der Aufsicht Kaspars von Aschbach, ihres Hofmeisters, und ihrer Hofmeisterin Frau Hedwig Despotin, mit 28 Wägen, an deren jedem sechs starke Hengste zogen, und welche mit den kaiserlichen Schätzen und Kleinodien beladen waren, vor sich gegen Tyrol. Dazu stießen von Bruck und Leoben noch vierzehn Wagen mit Urkunden. Dieser Zug, von Heinrich Bruschenk und Siegmund Niederthorer mit 600 Pferden geleitet, kam über Passau nach Neuburg am Inn, wo des Kaisers fernere Verfügung erwartet wurde. Im Jahre 1485 ging Friedrich über den Tauern nach Salzburg und von da nach Innsbruck, wohin er Kunigunden beschieden hatte. Zu Innsbruck empfahl er die Tochter der Obhut des Erzherzogs Siegmund, ließ sie mit obgedachten Herren daselbst und zog nach Baiern. Der Abschied Kunigundens von dem greisen Vater, welcher, durch den Drang der Umstände genöthiget, seiner Monarchie den Rücken kehrte, war höchst betrübt[4].

Der hohe Rang, so wie die Schönheit unserer Fürstin, erregten in vielen Herrschern der damaligen Zeit den natürlichen Wunsch, sie als Gemahlin heimzuführen. Mathias Corvinus ward um sie; Friedrich aber verweigerte sie dem Feinde oder Emporkömmlinge. Nach einem Vertrage Friedrichs mit Mathias[2] sollten die Visconti aus Mailand vertrieben, Friedrich von Neapel damit belehnt, und mit Kunigunden vermählt werden[3]. Max dachte ebenfalls auf eine der theueren Schwester würdige Versorgung. In einem aus Antwerpen 1485 an Siegmund Bruschenk, kaiserlichen Hofmarschall, gerichteten Schreiben, schlägt er den Herzog von Savoyen zum Gemahl Kunigundens vor[4]. Cuspinianus in seiner Austria behauptet, es sey Friedrichs Lieblingsidee gewesen, Kunigunden dem Bezwinger Constantinopels Muhamet II.[5] zur Ehe zu geben, um ihn dadurch sammt seinem Volke zum christlichen Glauben zu bewegen, was zum wenigsten der Religiösität des Kaisers nicht widerspricht; man habe Briefe und Porträte gewechselt, als ein unerwartetes Ereigniß eine so wohlthätige Annäherung vernichtete[6].

Albrecht IV., Herzog von Baiern-München, mit dem Beinahmen der Weise, stand mit dem Erzherzoge Siegmund in freundschaftlicher Verbindung. Von dem Rufe der Vorzüge Kunigundens gelockt, kam er nach Innsbruck. Die Prinzessin sehen und lieben und ihren Besitz wünschen,

1 Zugger.
2 Ich folge hierin Heyrenbach und nehme die im Innern wie von Außen heranziehenden Unruhen für Zugger's Pest.
3 Zugger. Vgl. Heyenbach.

1 Zugger.
2 Kornenburg 4477.
3 Kurz.
4 Heyenbach.
5 Zugger beyeht dieses auf Bajazet, indem Muhamet 1481 starb.
6 Nisi principes Bavarus tam sanctum opus interrepuisset. L. cit.

Digitized by Google

war eins. Albrecht, damals ein Mann von 40 Jahren[1], von schlankem Wuchse und männlicher Schönheit[2], geistreich, beredt und liebenswürdig (eine in seiner Jugend nach Italien unternommene Reise hatte diesem Edelsteine den helleren Glanz der Bildung ertheilt), konnte eines günstigen Eindruckes auf das unbefangene Herz der 22jährigen Kaisertochter nicht ermangeln. Bald zeichnete sie ihn aus[3] und gab ihm redende Beweise ihrer Neigung, welche Albrechts Freund zu erhöhen beflissen war.

Albrecht warb förmlich um Kunigunden bei Siegmund, der den Wunsch des Herzogs an Kaiser Friedrich berichtete. Aus Siegmunds Unterrichte an seinen Gesandten in der Heirathssache der kaiserlichen Prinzessin, Innsbruck 25. Heumonat 1486[4], erhellt, daß Friedrich dem Antrage geneigt, zu Folge einer Mittheilung durch den Bischof von Eichstädt, Kunigunden die Herrschaft Abensberg mit den mütterlichen Kleinodien mitgeben wollte. Siegmund verpflichtete sich selbst, wenn Albrecht die Anerbiethung von 20.000 Fl. zu gering fände, zu einem Heirathsgute von 40.000 Fl.; er beauftragte, dem Herzoge zu Gemüthe zu führen, wie diese Verbindung den Häusern Oesterreich und Baiern vortheilhaft[5], wie ehrenvoll sie für Albrecht sey. Albrecht forderte für sich und seine Erben Abensberg zu Lehen und die mütterlichen Kleinodien. Max verpflichtete sich zur Ausstattung der Schwester zu 20.000 Fl. Seinem Gesandten an Friedrichs Hofe trug Siegmund Beschleunigung der Sache auf, wie auch fallsige Beschuldigungen und Versuche seiner Gegner abzuwenden. Der Vertrag (Abredzettel) kam zu Innsbruck zu Stande[6].

Solches wurde beliebt ungefähr 6 Wochen[7] später, als Albrecht ohne Wissen des Kaisers sich der Reichsstadt Regensburg bemächtigt und selbe seinem Gebiethe einverleibt hatte. Der Baierfürst mochte leicht berechnen, wie Friedrich diesen Gewaltstreich ansehen, und von nun an die Einwilligung zur projectirten Heirath versagen würde. Die Liebe aber ist erfinderisch an Mitteln. Kunigundens kindlicher Gehorsam sollte durch eine falsche Einwilligungs-Urkunde des erlauchten Vaters getäuscht werden. Dazu bedurfte Albrecht Siegmunds Hülfe. Dieser silberreichste, wiewohl immer Geld bedürftige Fürst wurde durch eine große Summe, dargeliehen zum bevorstehenden Venediger Kriege[1], seine Räthe durch reiche Geschenke gewonnen. Mit ihrer Hülfe wurde Friedrichs Hand und Siegel nachgemacht[2]. Zum Ueberflusse verschrieb Siegmund seiner schönen Muhme Tyrol zum Heirathsgut[3]. Als nun alle Hindernisse beseitigt waren, reiste Albrecht nach Innsbruck und ließ sich in Erzherzogs Siegmund und dessen Gemahlin Gegenwart, durch Bischof Wilhelm von Eichstädt am Neujahrstage 1487 Kunigunden öffentlich antrauen und hielt Beilager. Am Sonntage nach Ephiphaniä ging er mit ihr von Innsbruck. Die nunmehrige Herzogin von Baiern wurde, begleitet von Georg von Landshut, Bischof Sixtus zu Freysingen, und Bischof Friedrich zu Passau, gebornen Grafen von Oettingen, mit aller Prach in München eingeführt.

(Fortsetzung folgt.)

1 Geboren 1447. Aettenkhover.
2 Zschokke bairische Geschichten.
3 Heyrenbach.
4 Heyrenbach Codex II. Ibid. III.
5 Rede des Landesgouverneurs von Mähren und Schlesien am 16. December 1816.
6 30. August 1486. Heyrenbach Cod. IV. Vergl. Aettenkhover LII.
7 Im Juli. Fugger.

Ueber J. F. Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde.

(Schluß)

In dem Frieden, den Albrecht mit den drei Waldstetten schloß[4], gestand er ihnen ohne Zweifel den größten Theil ihrer Forderungen zu, und ließ ihnen die Landgemeinden und Landammänner; nur setzte er noch Landrichter, die die Stelle, die er als Landgraf des Argaus in diesen oberen Gegenden hatte, vertraten; und in den habsburgischen Twingen behielt er die Vogteirechte. — Also er, der den Ursurpationen der Landleute nachgab, sie in einer Freiheit anerkannte, deren sie nie früher genossen, er ist der angebliche Bedrücker und Unterdrücker derselben! — Glücklicher Weise findet sich nirgends ein Wort, welches diese später erlogenen Bedrückungen irgend wie beweisen könnte[5].

1 Der Sammler. c. Innsbruck 1807.
2 Fugger, Cuspinian, Heyrenbach.
3 Cuspin. »comitatumque Tyrolis cum adjacentibus Superioris Austriae regionibus promiserat.« Vergl. Fugger und Westenrieder's Geschichte von Baiern.
4 König Adolph ertheilte am 30. Wintermonat 1297 an Uri und Schwyz den alten Brief Friedrichs II. von 1240 wieder als den seinigen; da aber Adolph bald hernach unterlag, durften die Gefreieten wohl nicht weiter Gebrauch davon zu machen wagen.
5 S. 71. »Ueberhaupt ist keine Urkunde (mir wenigstens) bekannt, aus welcher sich beweisen ließe, daß König Albrecht den drei Ländern auch nur ein Haar gekrümmt habe.

Digitized by Google

So blieben nun die Eidsgenossen in ihrer erstrotzten Freiheit unangefochten bis auf König Albrechts Ermordung. Es sind sammt und sonders Dichtungen, es sind großen Theils ältere, später dieser Zeit angepaßte, im Haß gegen Oestreich noch recht accentuirte Sagen: die Geschichten vom Tell und seinem Schuß, vom Wolfenschießen und was dergleichen mehr. Kein Geßler hat je in Küßnach auf der Burg gewaltet; keine Burg ist gebrochen worden, um den Uebermuth habsburgischer Vögte zu züchtigen; sondern wenn es geschehen ist, ist es aus frechem Uebermuth des Landvolkes geschehen, sonst nicht.

Seitdem die drei Lande Landammänner und Landgemeinden hatten, ging es, wie in Italien seit die Städte ihre eigenen consules de communi und ihre Stadtgemeinde hatten. Die neuen Verhältnisse brachten in Anstoß mit einer der alten Bezeichnungen nach der anderen. Am meisten natürlich mußten von ihrem egoistischen Interesse aus die drei Lande die gänzliche Exemtion von der Landgrafschaft wünschen. Solche Exemtionen hatten in den verschiedensten Reichstheilen fast alle deutsche Könige, so lange noch etwas zu eximiren war, ertheilt, und Heinrich VII. ging auf das Ansuchen der Waldstette ein, indem er am 3. Brachmonat 1309 den Unterwaldnern den noch vorhandenen kurzen Exemtionsbrief[1] ertheilte. Ganz ähnliche Exemtionsbriefe müssen, wie man aus der Entwicklung der Verhältnisse sieht, auch an Uri und Schwyz ertheilt worden seyn, und Uri zog nun auch das Urserenthal an sich.

Wie wir aber hundertmal in früheren Jahrhunderten beobachten können, daß die Inhaber der Landgrafschaft sich den Exemtionen des Königes entgegensetzten, so lange sie irgend konnten; so war auch König Heinrich kaum gestorben, und einer der habsburgischen Brüder selbst König einer Partei geworden, als das durch die Exemtion schon feindselige Verhältniß der drei oberen Lande und des Hauses Habsburg in Krieg ausbrach — um so mehr ausbrach, da die Eidgenossen Friedrich nicht, sondern dessen Gegner als König anerkannten. Die Schlacht von Morgarten war die weitere Folge.

„Wäre hingegen Friedrich von Oesterreich ohne Zwiespalt zum römischen Könige erwählt worden, so mußte nach menschlicher Berechnung aller Streit unterbleiben. Die Urkunde König Heinrichs vom 3. Brachmonat 1309, ohnehin nur »ad voluntatis nostrae beneplacitum« gegeben, war mit des Kaisers Tode vollends erloschen, und König Friedrich konnte sie nicht erneuern, wenn er nicht zu offenbarer Verletzung des Reichsverbandes — die Folge zeigts — einen Eingriff in die Rechte seines Hauses wagen wollte. Darum wären Schwyz und Unterwalden unter die habsburgische Vogtei zurückgekehrt, und mit ihnen hätte sich Uri wiederum der Landgrafschaft Argau gefügt — einem Zustande, in welchem sie unter den Königen Rudolph und Albrecht lebten.«

Dieß ist das, was uns von der Befreiungsgeschichte der oberen schweizerischen Lande übrig bleibt. Ein poetisches Element ist nirgends darin übrig — man müßte denn den Bauerntrotz poetisch finden.

Mit dem Uebergang der Landvogtei (advocatia provincialis) an den Landammann und an die Landgemeinde war der Untergang fast aller alten Twingrechte nothwendig auch gegeben. Engelberg, Einsiedlen und andere geistlichen Häuser blieben zwar großen Theils in ihren Rechten; aber Habsburg verlor nach und nach alles und endlich Lucern, Zug und den Argau dazu: und St. Reglen Münster ward so lange geplackt und geschädigt an seinem Besitzthum in Uri, bis es endlich den Abkauf desselben auch zugab.

Heinrich Leo.

Wohlgeboren.

Reichard Strein von Schwarzenau in seinen hinterlassenen „Auszügen aus Handschriften« bemerkt, daß im Lande Oesterreich der Titel »Wohlgeboren« erst mit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts vorkomme. »Das erst«, sagt er, »so ich noch befunden, ist in Wolfgang Streins Stiftbrief einer Kapelle zu Haselbach 1413 mit den Edlen Allees zu Ottenstein der Zeit Hofrichter in Oesterreich und den Edlen wohlgeborenen H. Bernharten von Liechtenstein Obersten Kameren in Oesterreich. Item in H. Sigm. W. S. Hainr. Prüeschenken Brief über Hortenstein An. 1492 : dem Wolgebornen Christoffen v. Liechtenstein von Nielspurg. ibid. Wolgeborn Strein, Puechaim. ibid. des Edlen Wenischen von Eberstorff Erbeamerer in Oesterreich — daraus zu ersehen, daß nit allen Herren auf ein Zeit der Titel Wolgeboren geben worden.«

[1] »Heinricus Dei gracia Romanorum Rex semper Augustus universis hominibus in Valle Vnterwalden fidelibus suis graciam suam et omne bonum. Vestris inquietudinibus obviare commoditatibusque prospicere favorabiliter cupientes, dum tamen de vobis querulantibus justicie debitum non negetur, vobis per presentes concedimus graciose quod ad nullius secularis judicis tribunal, nostre Majestatis Consistorio dumtaxat excepto, super quibuscunque causis seu negociis extra terminos pertrahi valeat predicte debencie, dummodo coram ... Advocato nostro provinciali intra fines ejusdem vallis parati sitis stare juri et facere quod dictaverit ordo juris, presentibus usque ad voluntatis nostre beneplacitum tantummodo valituris. Datum Constancie Anno domini MCCCVIV Tercio Nonas Junii. Indictione VII Regni vero nostri Anno Primo.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

51. Sonnabend, den 25. Juni 1836.

Kunigunde, Kaiser Friedrichs IV. Tochter.

(Fortsetzung.)

Während Albrecht, seines Loses froh, Kunigunden prunkvolle Ritterspiele zu Regensburg anordnete, erfuhr Friedrich diese unerwarteten Vorfälle. Als Vater, Kaiser und Erzherzog von Oesterreich auf das empfindlichste gekränkt, drohte er, sonst dem Kriege abhold, den erlittenen Schimpf mit den Waffen zu rächen. Die junge Fürstin wandte sich in ihrem Schmerze an Maximilian, den geliebten Bruder, welchen die niederländischen Kämpfe beschäftigten. Auf seiner Rückreise 1489 besuchte sie der römische König zu München, als sie eben der Geburt eines zweiten Kindes[1] entgegen sah. Es ward beider Seits viel besprochen, wie man den erzürnten Kaiser versöhnen wollte[2]. Max trug sich zum Vermittler an, und hielt redlich das Wort. Dieses unverzagten Helden und zweiten Schöpfers der Monarchie Aufgabe, welche wir ihn durch einen Zeitraum von 3—4 Jahren unermüdbar durch gescheiterte Versuche lösen sehen, war nicht gering. Erwägen wir des Kaisers Zorn und anderer Seits Albrechts Starrsinn, das, was er einmal hatte, zu behaupten, dazu Maximilians Stellung, als Friedrichs, des Kaisers Sohn, als Bruder einer unschuldigen unglücklichen Fürstin, und als Schwager eines Mannes, zu welchem ihn Hochachtung wie Dankbarkeit[3] hinzog, und welcher doch in der, in Frage stehenden Angelegenheit offenbar Unrecht hatte, so müssen wir gestehen, daß der römische König ungemeine Vorzüge des Geistes und des Herzens entwickelte mußte.

Maximilian hatte durch häufige Vorstellungen Friedrichs Unmuth einiger Maßen besänftiget; 1489 reiste demnach Albrecht zum Kaiser nach Linz. Derselbe hatte diese heitere, mit einem schönen Schlosse versehene Stadt ihrer gesunden Lage und des Anblickes wegen, den die stolze Donau gewährt, zum Ruhesitz im hohen Alter gewählt. Der Kaiser berührte den Handel mit seiner Tochter nicht, drang aber, was der Herzog immer vorbringen mochte, darauf, daß Regensburg an das Reich gebracht, und das zu bauen angefangene Schloß geschleift werden sollte. Als Albrecht, vielleicht um den Schein der Furcht zu vermeiden, so geschwind nicht einwilligen wollte, trennte man sich mit gegenseitigem Unwillen[4]. »Der Stolz des Fürsten in Baiern muß gedemüthiget werden[2]!« rief der Kaiser seinem Sohne zu, als er wiederkehrend von München, wo er seinen Schwager brüderlich abgemahnt hatte, die alten Versuche erneuern wollte.

So brachte Max traurig Krieg[3]. Kunigunde fand in ihrem großen Leiden nur Trost im Gebethe und in ihren Kindern, deren Wangen sie oft mit Thränen benetzte. Albrecht hatte sich am Lech gelagert. Noch einmal trat Max. zu ihm. Lange blieb der Herzog unbeweglich, nicht der Feinde Uebermacht (die Kraft des schwäbischen Bundes stand ihm gegenüber), mehr Kunigundens Sehnsucht nach Versöhnung und der Anblick des erschöpften Baierns bestimmten ihn zum Frieden, der durch den Augsburger Spruch im Mai 1492 zu Stande kam. Regensburg wurde demnach dem Reiche zurückgegeben. Abensberg blieb bis zur Tilgung der stipulirten Summe in Albrechts Händen; Kunigunde verzichtete auf ihre Ansprüche an Oesterreich[4], so wie ihr Gemahl auf die ihm durch Siegmunds Verschreibungen erwachsenen; beide gelobten solches dem vom römischen Könige hierzu beauftragten Bischof Sixtus von Freisingen

---

1 Sybille nach Aettenhover.

2 Zugger.

3 Albrecht schickte zur Rettung seines in Brügge gefangenen Schwagers ein Kriegsheer nach den Niederlanden 1488. Zschokke.

4 Zugger.

2 Zugger.

3 1491 wurde Regensburg in die Acht gethan, 1492 brach der Krieg aus, nachdem Albrecht gesöhnet war. Zschokke.

4 Aettenhover, Heirathsh-Handlungen. VII.

Digitized by Google

26. Mai 1492[1]. Maximilian sandte zwei Schreiben nach Linz, eines an den Kaiser, eines an den Hofmarschall Bruschenk, welcher den Kaiser vorbereiten sollte. Der Baierfürst langte desselben Jahres mit seiner Gemahlin und drei Prinzessinen in Linz an. Die Natur behauptete ihre heiligen Rechte. Beinahe acht Jahre hatte Friedrich seine Tochter nicht gesehen; seine Enkelinen (Sidonie zählte vier, Sibylle drei Jahre, Sabine war im April d. J. geboren), ihm der bestandenen Verhältnisse wegen ganz unbekannt, ergetzten ihn ungemein. Aller Groll war getilgt und Albrecht als Eidam anerkannt.

Was den Erzherzog Siegmund anbelangt, mußte er bereits 1487 öffentlich die Schenkung Tyrols, dessen Wichtigkeit Friedrich und Max wohl einsahen, nach Verfügung des Kaisers widerrufen[2]; 1490 trat er in der am 26. März gehaltenen Versammlung der Stände das Land an Maximilian ab, welchen er sehr liebte. Dazu vermochte ihn Friedrichs Ansuchen, mehr vielleicht der tyrolischen Stände über ihn, Verschwendung wegen, verhängte Bevormundschaftung. Sieben Schlösser, denen er seinen Namen gab, und auf welchen er, abwechselnd, die noch übrigen sechs Jahre seines Lebens mit Jagen und Fischen zubrachte, behielt er sich vor.

Der Himmel, wie wenn er die Versöhnung der Tochter mit dem Vater belohnen wollte, erfreute Kunigunden mit einem männlichen Sprossen, Wilhelm[3], der Albrechts Nachfolger in Baiern war.

Darob war ein Jubel im ganzen Lande, nur gemäßigt durch den Tod Friedrichs IV[4]. Als der Prinz getauft wurde, läutete man alle Glocken, und zündete auf dem Markte ein großes Freudenfeuer an; aber keine Musik ertönte des verblichenen Großvaters wegen.

Herzog Christoph von Baiern, im langen Streite mit seinem Bruder Albrecht, versöhnte sich endlich mit ihm. 1493 zog er in das gelobte Land[5], erkrankte und starb rückkehrend auf Rhodus. In seinen letzten Stunden gedachte er seiner würdigen Schwägerin, zog sein köstliches Armband ab und sandte es ihr zur Erinnerung[6].

Maximilian blieb seinem Schwager mit alter Freundschaft zugethan; in dem baierischen Kriege, veranlaßt durch Georg des Reichen letztwillige Verfügung, verhalf er Albrecht zu seinem guten Recht. Die unsern Maximilian der Ländergier beschuldigen, damals erworbener Bezirke wegen, bedenken nicht, daß ein Fürst gewöhnlich auf Unkosten des Staates, dem er vorsteht, großmüthig ist, sie erwägen nicht die damalige Art Krieg zu führen, sie vergessen, daß alle, die mithalfen, ähnliche Entschädigungen erhielten, und daß alles mit Einwilligung der Fürsten von Baiern geschehen sey.

Den 10. März 1508 ging Albrecht IV., der weise Beherrscher Baierns, zu seinen Vätern. Vorher machte er eine Anordnung, welche ihn, hätte er sonst nichts Großes gethan, seinem Volke unvergeßlich erhält. Er begründete 1506 die Untheilbarkeit des Landes. Einer sollte nach dem Rechte der Erstgeburt herrschen, für die Nachgebornen wurde die gräfliche Würde, und nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre die jährliche Summe von 4000 fl. festgesetzt. Diese heilsame Anordnung geschah gegen oder doch wenigstens ohne Zustimmung Kunigundens.

Kaiser Maximilian ließ für die Seele des trefflichen Fürsten in seinen Reichen bethen, den Kindern[1] Albrechts gelobte er Vater zu seyn. In Thränen zerflossen folgte Kunigunde dem Leichenzuge.

Nach Fugger und Zschokke soll sich die Herzogin, nachdem die Leiche der Erde gegeben war, in das Franziskaner-Kloster zu München[2] begeben haben.

Nach Aettenkhover that sie diesen Schritt nach folgender Schenkung[3]: Ihr Heirathsgut (die Morgengabe und was ihr auf die Herrschaft Abensberg verschrieben worden war, ausgenommen) verordnete sie ihren Söhnen und Töchtern zu gleichen Theilen. Die laut Quittung von 1517 eindekommene Morgengabe bestimmte und verwendete sie zur Tilgung der Schulden, welche Albrecht im letzten Kriege

1 Hurrenbach Codex VIII.
2 Fugger.
3 Aettenkhover und Zschokke setzen seine Geburt auf den 23. November 1493, Rudhart auf den 13.
4 Gestorben den 19. August 1493.
5 Westenrieder.
6 Zschokke.

1 Kinder aus der Ehe Albrechts mit Kunigunden nach Aettenkhover und Westenrieder:
1) Sidonie, geb. 1488, † 1505.
2) Sibylle, geb. 1489, † 1519, vermählt mit Pfalzgraf Ludwig am Rhein.
3) Sabine, geb. 1492, † 1524, Gemahlin Herzog Ulrich's von Würtenberg.
4) Susanna, † 1494.
5) Wilhelm IV., geb. 1493, † 1550.
6) Ludwig, geb. 1495, † 1545.
7) Ernst, geb. 1500, † 1560. Bischof von Passau und nachmaliger Erzbischof von Salzburg.
8) Susanna, geb. 1502, † 1513, erst vermählt an Casimir Markgraf von Brandenburg, dann an Pfalzgraf Otto Heinrich.
2 Westenrieder Bittrich. Kloster.
3 Aettenkhover Donat. Urk. LIII., ausgestellt in der Mittwoche nach dem Sonntag Lätare 1508.

Digitized by Google

bei mehreren Kirchen und Stiftern gemacht hatte. Hingegen was ihr von Abensberg gebührte, stellte sie mit dem Silbergeschirre Herzog Wilhelm allein zu, mit der Bedingung: ihr, so lange sie lebte, 1000 fl. jährlich zu verabreichen. In derselben Urkunde bittet sie ihren Sohn Wilhelm, daß er, im Falle mehrere derlei Schulden vorkämen, sie bezahlen, und so der Seele des Vaters Ruhe verschaffen sollte. (Schluß folgt.)

Die Bevölkerung von Oesterreichisch-Schlesien.

Mit Ausnahme des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, und Oesterreichs unter der Ens, ist der Oesterreichische Antheil von Schlesien, ungeachtet seiner hohen Gebirge und vielen Waldungen, dennoch der bevölkertste Theil der Monarchie. Die Bevölkerungszunahme ist in diesem Landestheile ungeheuer groß, wie leicht begreiflich, da dieselbe seit dreißig Jahren um 129,062 Seelen zugenommen hat. Eben so sind durch obigen Zeitraum 9420 neue Wohngebäude entstanden. Nach der neuesten Zählung vom Jahre 1834 besteht die Bevölkerung des Troppauer und Teschner Kreises mit Inbegriff der mährischen Enklaven in 95,563 Wohnparteien oder Familien; 202,773 männlichen, 221,725 weiblichen, zusammen in 424,498 Seelen.

Unter dieser Bevölkerung befinden sich 384 Geistliche, 248 Adelige, 870 Beamte und Honoratioren, 3592 Gewerbs-Inhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Akademiker, und 9331 Bauern.

Diese Bevölkerung wohnt in 27 Städten, 17 Vorstädten, 4 Märkten, 663 Dörfern, 41 Kolonien und 54,589 Häusern.

Nehmen wir die Kreise jeden für sich, so zählt der Troppauer Kreis mit Ausnahme der darin liegenden mährischen Enklaven 16 Städte, 11 Vorstädte, 3 Märkte, 312 Dörfer, 20 Kolonien und 27,465 Häuser.

Die schlesische Bevölkerung dieses Kreises besteht aus 46,173 Familien, 95,127 männlichen, 105,822 weiblichen, zusammen in 200,049 Seelen. Darunter befinden sich 211 Geistliche, 132 Adelige, 434 Beamte und Honoratioren, 1563 Gewerbs-Inhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Akademiker, und 1685 Bauern.

Die dem Troppauer Kreise einverleibte mährische Enklave zählt 19 Dominien, worin 2 Städte, 1 Vorstadt, 1 Markt, 55 Dörfer und 4353 Häuser. In diesem leben 7612 Familien, 16,032 männliche, 17,810 weibliche, zusammen 33,842 Seelen. Darunter sind 30 Geistliche, 14 Adelige, 59 Beamte und Honoratioren, 671 Gewerbs-Inhaber ꝛc., 890 Bauern.

Dem obigen gemäß enthält der ganze Troppauer Kreis mit Einschluß der mährischen Enklaven, 18 Städte, 12 Vorstädte, 4 Märkte, 367 Dörfer, 20 Kolonien und 31,818 Häuser.

In diesem leben 53,785 Familien, 111,159 männliche, 123,632 weibliche, zusammen 234,791 Seelen. Darunter befinden sich 241 Geistliche, 146 Adelige, 493 Beamte und Honoratioren, 2234 Gewerbs-Inhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Akademiker, und 5575 Bauern.

Der Teschner Kreis zählt 9 Städte, 5 Vorstädte, 296 Dörfer, 21 Kolonien und 22,771 Häuser. In diesen wohnen 41,778 Familien, 91,614 männliche, 98,093 weibliche, zusammen 189,707 Seelen; worunter sich 143 Geistliche, 102 Adelige, 377 Beamte und Honoratioren, 1358 Gewerbs-Inhaber ꝛc. und 3756 Bauern befinden.

Diesen neuesten Erhebungen zu Folge, leben in Oesterreichisch-Schlesien auf einer geographischen Quadrat-Meile über 4883 Menschen, und auf ein Haus kommen im Durchschnitt gegen sechs Einwohner, in den Gebirgsorten aber auch im Allgemeinen auf eine armselige Hütte oft 8 bis 12 Bewohner, daher mit Sicherheit behauptet werden kann, daß unser kleines mit großen Gebirgen und Waldungen bedecktes Ländchen eines der bevölkertsten von Europa ist[1].

In Hinsicht der National- und Sprachverschiedenheit, stammen die Bewohner des Teschner Kreises im Allgemeinen von den Slawen ab, und obwohl sie sich in der Kleidung der deutschen Tracht nähern, verrathen dennoch ihre übrigen Gebräuche und Sitten die sarmatische Abkunft; auch sprechen sie polnisch, jedoch ist ihre Mundart von der rein polnischen Sprache abgewichen, und ein Gemisch von Polnisch, Böhmisch, Mährisch und Deutsch, welche Sprache man im Allgemeinen Wasserpolnisch nennt. Die slawische Sprache theilt sich aber hier zu Lande in zweierlei Mundarten, indem die Bewohner des nordöstlichen Theiles

1 Die Wahrheit dieser Angabe bestätigt sich durch einen Blick in das alphabetische Ortsverzeichniß, wo man Gebirgsdörfer findet, welche weit stärker bevölkert sind, als manche Städte, unter diesen verdienen besonderer Erwähnung die Gebirgsdörfer Weichsel mit 3588 Einw., Moravska mit 3381 Einw., Lindewiese mit 3225 Einw., Einsiedel, Herrmannstadt, Hillersdorf, Istebna, Kuttelberg, Lichten, Thomasdorf, Nicklasdorf, Ustroin, Böhmischdorf und viele andere mehr.

Digitized by Google

im Teschner Kreise mehr der polnischen, die übrigen desselben Kreises, so wie die im südöstlichen Theile des Troppauer Kreises, sich mehr der mährischen Sprache nähern, daher erstere Mundart richtiger mit schlesisch-polnisch, und letztere mit schlesisch-mährisch bezeichnet werden könnte.

Im Troppauer Kreise sind vier Theile der Bevölkerung deutscher, und nur ein Fünftel, nämlich die südöstlichen Bewohner dieses Kreises, slawischer Abkunft. Die Gränzen, welche die deutsche Sprache abschneiden, sind die Ortschaften Braunsdorf, Herlitz, Zottig, Dorf Teschen, Morawitz, Meltsch, Burgwiegstein und Wagstadt; wogegen im Südosten des Troppauer Kreises die Oerter Skrochowitz, Stremplowitz, Glomnitz, Mladetzko, Leitersdorf, Radkau, Schlatten, Blaschdorf, Brosdorf, Lukau und Bielau die Zirkellinie bezeichnen, wo die slawische Sprache herrscht.

Es gibt vielleicht keine Sprache in der Welt, welche so viele Abwechslungen und von einander abweichende Mundarten hätte, als die Deutsche, welche von den schlesischen Bewohnern gesprochen wird. Fast jeder Ort hat seine Mundart, welche wohl für die Schlesier, aber selten noch für andere Deutsche verständlich ist. Von den verschiedenartigen Dialecten der Schlesier zeichnet sich derjenige der Bewohner des Gebirges (Gesenkes) ganz besonders, und vor allem andern durch Wohlklang aus, und die kurze Abstoßung der Endsylben, an welche meistens noch ein l oder a, auch ein e angehängt, und das a besonders kurz und helltönend ausgesprochen wird, geben dieser Sprache einen heitern Anstrich, und verrathen eine nahe Verwandtschaft mit derjenigen der Schweizer Alpenbewohner.

Held-Ritt.

Stulweissenburg von Kaiser Maximilian mit gewalt gewunnen.

Im obbemelten tausend vierhundert vnnd neüntzigisten Jar, zoch Kayser Maximilianus, sunst vil Fürsten, Grauen vnnd Herren mit jm, zu Wien auß, mit ainem gewaltigen heer gen Vngern fir Odenburg auf die Rabaw, vnd denselben zug hindurch auff Stulweyssenburg. Dieselbige Statt het der Knieschi Paul mit vil Vngern besetzt, vnd legert sich der Kaiser mit seinem heer, ain grosse meyl wegs von der statt Stulweyssenburg. Den andern tag, das war am neüntzehenden Nouembris, ruckt der Kaiser Maximilian hinzu, gegen den liessen sich die Vngern zu Roß vnd fuß auß der statt, vnd ward ain grosser scharmützel, vnd ernstlich. Als aber die Vngern den angriff der Teutschen in die hart nicht erleyden kunden, wurden sy sich wenden, vnd der statt zu fliehen, den drungen die Teutschen hardt nach, vnd kamen ains thails mit jn zu den thorn vnd der Vorstat ein, die andern wurffen laytern an die mauren. Vnd also wurd die Statt, auff welche die Vngern all jren trost gesetzt hetten, mit gewalt gewunnen, vil zu tod geschlagen, vnd groß gut gefunden. Die Teutschen namen auch das Bisthumb Westprinn ein, vnd besetzten das. So ward am dreyzehnden Decembris ain vest Schloß, so dem Knieschi Paul zugehort, mitt namen der Wasen, gewunnen, vnd vil guts darinn gefunden. Nun were der Kaiser gern auff Ofen zu geruckt, er kundt aber die Lantzknecht, vnd ettlich seiner Herren, so vil erobert, und jre wägen mit dem Raub gefüllt hetten, vnd damit haim zuziehen sich hören liessen, nicht bewegen, das sy weyter hinab zogen. Deßhalben er wider herauff inn Teutschland zoch, vnd ließ Herrn Jörgen von Kastelward zu Stulweyssenburg, vnd Herrn Andre von Weyßbach zu Westprinn zu Hauptleüten, mitsampt andern guten kriegsknechten vnd treffenlichen leüten, die sich fast vmb theten, weyt vnd brayt rayßten vnnd brandschätzten. Wenn sich gleych die Hungern zu weer stellten, und auf sy stiessen, wurden sy doch allweg von den Teutschen gefangen vnd geschlagen.

Miscellen.

Den 16. März 1485 wurden zu Wien fünf Mörder zum Tode verurtheilt; da aber kein Scharfrichter vorhanden war, mußten sie mit Würfeln loosen, welcher von ihnen die Andern köpfen sollte.

In Schlesien heißt der Sonntag Lätare auch der Theot-Sonntag oder Todsonntag, und die schlesischen Historiker leiten diese Benennung von der Einführung des Christenthums her. »An diesem Sonntage«, erzählt ein älterer derselben, »im Jahre des Heils 965 entsagten die Einwohner den Götzen und der Abgötterei, und warfen ihre vorigen Götzenbilder in Sümpfe, Flüsse und Bäche, und erwählten die Anbetung des einigen, wahren Gottes. Zum immerwährenden Andenken dieser großen Veränderung wurde damals dieser Sonntag Theot-Sonntag oder Todsonntag genennet, d. i. der Sonntag, an welchem die Schlesier den Götzen entsaget und zur Erkenntniß des wahren Gottes gelanget waren. Und bis auf unsere Zeit heißt er noch der Theot-Sonntag.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

52. Mittwoch, den 29. Juni 1836.

Kunigunde, Kaiser Friedrich's IV. Tochter.

(Schluß.)

Um Kunigundens Einmischung und Benehmen in einer Staatsangelegenheit, zu der uns der Faden der Erzählung leitet, gehörig zu würdigen, sey es uns vergönnt, einige Betrachtungen vorauszuschicken; sie betreffen zum Theile die handelnden Personen, zum Theile das von Albrecht über die Nachfolge in Baiern 1506 erlassene Gesetz, welches sie in Bewegung setzte. Was das letztere anbelangt, mußte es bei der damaligen Lage der Dinge schon deßwegen angefeindet werden, weil es dem Staats-Oberhaupte eine Kraft verlieh, in welche sich erst aus Zufall, späterhin planmäßig ein übermüthiger Adel zum Nachtheil des Ganzen getheilt hatte. Da die baierische wie die österreichische Geschichte jener Zeiten von Theilungen wimmelt, konnte es auch an Gründen und Belegen zur Bestreitung einer so mächtigen Verfügung nicht fehlen.

Wenn Fürsten und ihre Räthe bewiesen, wie wenig klar und fest sie die Idee der Einheit aufgefaßt hatten, kann uns dieselbe Erscheinung nicht an einer Frau befremden, welche eines Kaisers Tochter und Schwester, an den Glanz gewohnt, geliebte Kinder bevortheilt glaubte. Ludwig und Ernst waren für den geistlichen Stand bestimmt. Ludwig ein lebhafter, leutseliger und hoffnungsvoller Jüngling, fand mehr Behagen an der Welt, und war mit dem ausgeworfenen Unterhalte und der Grafenwürde unzufrieden. Er drang, von der Mutter begünstigt, auf Nutztheilung des Gebietes unter den Brüdern.

Wilhelm berief sich auf die bestehenden Verträge. Maximilian, der Albrechts Erbfolge-Ordnung gebilliget hatte, schwieg keineswegs, jedoch befahl er aus Gefälligkeit für die Schwester Ludwigen 6000 fl. Jahrgeld zu verabfolgen, bis ihm nach Herzog Wolfgangs Ableben dessen Landestheil anheimfiele. Ludwig begnügte sich damit nicht und die Mutter ermahnte Wilhelm zur Nachgiebigkeit. Wilhelms Schwäche (Ehrfurcht für die Wünsche Kunigundens entschuldigten den Menschen, nicht aber Albrechts Nachfolger) und der Stände Theilnahme an der Verletzung des Albertinischen Gesetzes verdrossen den großen Kaiser; auf dem Landtage zu München erschienen seine Gesandten, unter ihnen Gabriel Bischof von Eichstädt und Lienhard von Fels [1].

Die Landschaft hörte des Kaisers Mißbilligung, doch Kunigunde sprach: »Herr von Eichstädt! Ich bin geborne Fürstin von Oesterreich, dem Herzoge von Baiern vermählt gewesen, und habe junge Fürsten, nicht Grafen oder Bankerts [2] zur Welt geboren. So lebe ich der Zuversicht, die kaiserliche Majestät, unser Herr und Bruder, kann eine solche Schmach nicht gönnen. Gemeine Landschaft hat billig, ehrbarlich und aufrichtig meinen Söhnen, Landen und Leuten zu Nutz und Nothdurft gehandelt. Ich werde aber meinem Bruder selber schreiben.« Ihre Antwort ermuthigte die Stände. Von der Furcht erfüllt, der Kaiser möchte etwas für Baiern und ihre Söhne Nachtheiliges beschließen, schrieb sie an denselben 16. May 1514. Ihre Söhne wären brüderlich einig, sie bitte ihn demüthig, diese Eintracht nicht zu stören, den Vertrag der Brüder und Landschaft aufrecht zu halten, und Ludwig bei der Mitregierung zu belassen. Letzteres versprach Maximilian. Wilhelm aber sandte Bothen mit entgegengesetzten Bitten und eilte selbst zum Kaiser. Demnach wurde ein Landtag zu Innsbruck bestimmt. Die Herzogin und die beiden Fürsten kamen dahin. Der Spruch des Kaisers erging: Ludwig soll den vierten Theil, die übrigen drei Theile der baierischen Lande Wilhelm inhaben, und für standesmäßigen Unterhalt sorgen [3].

1 Rudhart. — Fels sagte ihr nach, sie mische sich wider Gebühr in Regierungssachen.

2 Rudhart: Bastarde.

3 Aettenkhover.

Digitized by Google

Maximilians Entscheidung entsprach Ludwigs Erwartungen nicht. Was die wohlwollende Gerechtigkeit des Kaisers verweigert hatte, trachtete er von der Gutmüthigkeit des Bruders zu erhalten. Kunigunde berief die Söhne zu sich. Man besprach sich vertraulich über des Kaisers Spruch, wie er mehr Zwist als Versöhnung begründe. Ludwig sollte vom Bruder etwas über den vierten[1] Theil empfangen, dann wäre Einigkeit hergestellt. Wilhelm, von Ludwigs Gründen und Bitten, von Kunigundens beredter Güte erschüttert, willigte ein. Dem Kaiser wie dem Hofmeister Wilhelms, Hieronymus von Staub, sollte die Sache ein Geheimniß bleiben[2]. Laut dem Münchener Vertrage vom 20. November 1514[3] kamen Ludwig und Wilhelm über gleiche Vertheilung der Hoheit und Einkünfte und gemeinschaftliche Regierung überein. Dieser Vertrag, welcher auf drei Jahre lautete, wurde am 12. Februar 1516 auf 5 Jahre erstreckt. Die Brüder lebten in ungestörter Eintracht. Was der Mutter zur Freude, dem Lande zum Heile gereichte, bewirkte Staufs Fall.

Dieser ehrgeizige Mann, welcher Baierns Untheilbarkeit zu versechten vorgab, hatte durch verruchte Einflüsterungen die feindselige Stellung der Fürsten befestigt. Jeden der herzoglichen Brüder warnte er, wie der Andere vorhabe, ihn zu vergiften. Ihre Schwester Sabine von Würtenberg ängstigte er mit seinen Erfindungen. Diese aber theilte sie der Mutter mit, welche den Betrug aufdeckte. Kunigunde schrieb 1516 an den Grafen Wolf von Hag, und ersuchte die Landschaft, Stauf des Hofmeisteramtes zu entsetzen[4]. Hieronymus empfing zu Ingolstadt den Lohn seiner Umtriebe[5]. Sein Blut besiegelte den Bund der Herzoge.

Sabine von Würtenberg hatte sich keiner glücklichen Ehe zu erfreuen. Herzog Ulrich[6] mißhandelte sie, da floh sie im Jahre 1516 nach München, wo die Mutter ihre Trösterin wurde, und ihre Sache bei den baierischen Ständen führte.

Nur durch die Sorge für das Glück ihrer Kinder hing Kunigunde seit Albrechts Tode mit der Welt zusammen. Mehr als zwölf Jahre brachte sie in klösterlicher Einsamkeit zu. Ihre Hofdamen hatte sie beim Eintritt ins Kloster entlassen, in Kost und Kleidung wollte sie gerne wie die übrigen gehalten seyn. Freytag bis zur zwölften Stunde wurde Niemand vorgelassen, da betrachtete sie die Leiden des Erlösers. Ihrer Frömmigkeit war kein Aberglaube beigemischt. Anna Laimintel galt zu Augsburg für eine Heilige, weil sie sich leiblicher Speise enthielt. Kunigunde gab Verehrung vor, lockte sie in ihr Kloster und entlarvte die Heuchlerin, welche darauf das Land meiden mußte[1].

Im 55ten Lebensjahre, 5. August 1520, starb Kunigunde, Erzherzogin von Oesterreich, Herzogin zu Baiern. Wie ein Geleitsmann zum Himmel stand über dem Kloster ein ungewöhnlicher Stern[2]. Ihre Asche ruht in U. lieb. Frauen Stiftskirche[3].

Johann Mayrhofer[4].

1 Zugger schreibt Ludwigen den dritten Theil zu.
2 Zschokke.
3 Aktenstücke LIX.
4 Rudhart.
5 Zschokke.
6 Ulrich von Hutten's Schriften.

1 Zschokke.
2 Zugger.
3 Westenrieder.
4 Aus einer Handschrift des Verewigten, im Besitze des Freiherrn von Teuchtersleben.

Das Grab des Gaibia.

Mehrere Wienerblätter unter Joseph II. erzählen von den zahlreichen Wallfahrten, welche die Muselmänner nicht nur aus den benachbarten Gegenden Bosniens und Serviens, sondern auch aus entfernten Theilen Asiens nach Altgradiska in Slavonien unternahmen, um an dem Grabe — eines Christen ihre Andacht zu verrichten. Wir können nicht sagen, ob es noch geschieht; gewiß indessen ist es, daß von der Mitte bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Zahl solcher frommer Pilgrime mit jedem Jahre größer, und noch 1785 ein schon früher gegebener Befehl, die Andacht derselben auf keine Weise zu stören, sondern das Grab beständig in seinem Ansehen zu erhalten, streng beobachtet wurde.

Eine vor uns liegende Handschrift gibt über die Veranlassung dieser merkwürdigen Thatsache folgenden Aufschluß: »Als in dem Feldzuge 1683 die Türken den Entschluß gefaßt hatten, bis nach Wien vorzudringen, war auch ein beträchtlicher Schwarm bei Altgradiska über den Savestrom gegangen. Hier wohnte ein alter, frommer Mann, mit Namen Gaibia, der von Enthusiasmus hingerissen, dem Anführer zurief: »Türken, ihr geht eurem Verderben

Digitized by Google

entgegen; was zieht ihr aus, die Christen zu verfolgen da ihr zu Hause vergnügt und ruhig leben könnet? Weil ihr aber von dem Vorhaben nicht lasset, so wisset, daß die Wenigsten von euch ihr Vaterland wieder sehen sollen, und dieser Savestrom, über den ihr jetzt voll verderblicher Absichten gekommen seyd, wird einst zwischen eurem und der Christen Lande die Gränzscheide bilden.« Bei diesen Worten fielen die Muselmänner wüthend über den alten Greis, hieben ihn in Stücken, und eilten nach Wien ihrem Untergange zu. Der zerstückte Körper wurde von Christen an demselben Orte begraben.

Jedermann kennt den großen wichtigen Sieg, welchen vor Wien der Polenkönig Johann Sobiesky und Carl von Lothringen über die Türken erfochten haben. Der Halbmond suchte sein Heil in der Flucht, verlor eine Stadt, eine Festung nach der andern, und die Drohung des Gaibia ging zum Theile schon jetzt in Erfüllung. Die Wenigen, welche von dem Haufen, der den Greis niederhieb, übrig geblieben waren, erinnerten sich bei ihrer Rückkehr seiner Warnung. Man erzählte sie einander, und sing nach und nach an, ihn für einen Propheten zu halten. Als in der Folge der Savestrom wirklich die Gränze osmanischer Herrschaft wurde, gedieh die Meinung, Gaibla sey ein Prophet gewesen, zur vollen Ueberzeugung. Die Ehrfurcht für ihn wuchs immer mehr, und die Wallfahrten nach seinem Grabe wurden von Tag zu Tag häufiger. Da dieses Grab ganz nahe an dem Savestrome liegt, so kommen (1785) viele Türken an das jenseitige Ufer, verrichten dort ihr Gebet, und wenden sich mit den Augen nach dem Grabe. Reichere aber lassen sich auf kleinen Schiffen herüberführen, beten an dem Orte, nehmen etwas Erde mit sich, und schätzen sich glücklich, die Ruhestätte des gottbegeisterten Mannes gesehen zu haben. Eine Folge dieser Verehrung war der Wunsch, die Gebeine dieses Propheten im muselmännischem Gebiete zu besitzen, und die Türken hielten, etwa 1761, um die Erlaubniß an, die kostbaren Reliquien in ihr Land zu führen.

Dieses Gesuch wurde aus mehrfachen Gründen abgewiesen; aber es erging zugleich ein strenger Befehl der Regierung, weder in Ansehung des Grabes, noch gegen die dahin wallfahrenden Moslime die geringste Leichtsinnigkeit oder Spötterei zu äußern, sondern sie in ihrer Andacht ungestört zu lassen, und das Grab beständig in seinem Ansehen zu erhalten. Dieser Befehl wird auch streng beobachtet. Das Grab wird durch die Ayrestanten gereinigt, (1785) und diese erhalten dafür das Opfer der Türken, wodurch denn ihre Mühe reichlich belohnt wird.«

Herzog Erich von Braunschweig
in der Böhmenschlacht bei Regensburg.

Kaum hatte Kaiser Maximilian I. im baierischen Kriege 1504 erfahren, daß sich ein böhmisches Herr, von den pfalzgräflichen Kriegsräthen zu Hülfe gerufen, in Budweis versammelt, und 6000 Mann stark, unter Georg von Rosenberg's Anführung über Tachau und Waldmünchen aufgebrochen sey, um nach der alten Pfalz zu ziehen; so brachte er Alles in Bewegung, dieser neuen drohenden Gefahr mit voller Kraft zu begegnen. Er selbst stellte sich an die Spitze der Bundestruppen und setzte seinen Marsch gegen Regensburg, in dessen Nähe die Kundschafter das Böhmenheer fanden, in solcher Eile fort, daß alles Kriegsvolk ihm nicht hat folgen mögen.« Bei dem Dorfe Mengenbach wurde er, am 4. September, der Feinde gewahr, die auf einem ziemlich hohen Ackerberge sich tüchtig verschanzt hatten. Er hielt stille, um die Rosse ausschnaufen zu lassen, und der Nachzügler zu harren. Indessen griffen aber der Markgraf Friedrich von Brandenburg und die Hauptleute der drei Reichsstädte Straßburg, Augsburg und Nürnberg, die Böhmen an, welche, im Rücken geschützt von einem kleinen Walde, mit unerschütterlichem Muthe die Stürmenden empfingen, und bald wieder zum Rückzuge zwangen. Der Kaiser, kaum dieß gewahrend, und übersehend, daß um sein Panier her etliche hundert Reiter und eine hinlängliche Menge Landsknechte versammelt, ordnet das Treffen, und sprengt, von den Fürsten von Braunschweig, Brandenburg, Baiern und Liegnitz begleitet, mit verhängtem Zügel voran den Berg hinauf. Begeistert stürzen die Reiter und Landsknechte ihm nach; ein furchtbarer Kampf beginnt. In den vordersten Reihen glänzt Maximilians Schwert; die Böhmen wehren sich wahrhaft ritterlich, und ihre langen Spieße bedrohen zu wiederholten Malen des Königs Leben. Schon ist es einem gelungen, ihn aus dem Sattel zu heben und beinahe vom Pferde zu werfen; da erblickt Erich von Braunschweig seines Herrn Gefahr; stürzt sich durchhauend herbei, und hilft ihm wieder auf das Pferd. In diesem Augenblicke aber wird er selbst von einem böhmischen Ritter angegriffen, der ihm das Pferd unter dem Leibe ersticht, und im Sinken drei schwere Wunden versetzt. Des Reiches Lands-

Digitized by Google

knechte aber kommen ihm jetzt zu Hülfe, erschlagen den edlen Böhmen und Mehrere seiner Umgebung, und bringen den schwer Verletzten aus dem Treffen weg, auf einem Nürnberger Wagen nach Regensburg.

Anderthalb Stunden dauerte die Schlacht; wie Löwen kämpften die Böhmen, denn selbst schon getrennt und weichend, haben sich allwegen Vier mit den Rücken zusammengestellt, und sich, so lange sie athmen konnten, männlich gewehrt.« Maximilians Sieg war vollkommen; zweitausend Feinde blieben auf dem Platze, siebenhundert wurden gefangen, die Uebrigen liefen in wilder Flucht der Heimath zu. Von den Königlichen sollen nur zweihundert todt geblieben seyn; eine sehr große Anzahl Verwundeter aber wurde nach Regensburg gebracht. Dahin begab sich auch Maximilian, ließ die Gebliebenen feierlich zur Erde bestatten, und ein großes Dankamt halten. Hierauf schlug er die Markgrafen Kasimir und Georg von Braudenburg, die Herzoge Erich von Braunschweig (im Bette liegend) Albrecht und Wolfgang von Baiern, Georg von Liegnitz, so wie den Georg von Freundsberg, damals Hauptmann der Stadt Memingen, und andere Hauptleute zu Rittern, und verschrieb überdieß seinem Retter lebenslänglich die Einkünfte der Grafschaft Görz. Den ganzen Vorfall aber berichtete dieser seiner Gemahlin, Katharina, gebornen Herzogin zu Sachsen, und Herzogs Sigismund von Oesterreich hinterlassenen Witwe, in nachstehendem, merkwürdigen Briefe:

»Meine Herzliebe, ich lasse dich wissen, daß alle unsere Sachen wol stehen, und ich habe das gethan, das kein Heer im ersten Jahre gethan hat, und ich bin nicht ohn, ich bin hart verwundet gewesen, und habe den Kaiser mit dem Arm, darin ich hart geschossen, bei Leib und Leben gehalten, darüber bin ich zwar gestochen, unter dem Rückenstück hinein in die Lenden, mehr als ein Spann tief, der andere Stich ist forne angegangen, hart bei dem Leibe und bei der Hüft ausgangen, der Schuß in den Arm ist zu mittelwegen unter sich in die Achsel Spannentief, also auch auf den andern Arm mit einer Büchsen und böhmischen Armbrust getroffen, ohne andere viel Streiche, die ich bekommen. So ward mir auch mein Welf viermal verwundet. Nun, meine Liebe und Auserwählte, du wollest kein Beschwer haben, denn alle unsere Sachen stehen nach allen unsern Gefallen, und ich will dir in 14 Tagen Botschaft thun, daß du mir folgen solst. In dieser Stunde bin ich aller meiner Sachen mit dem Kaiser zufrieden worden, hat mir zugesagt, er wolle mein Vater und Bruder seyn. Damit sey Gott befohlen, und mache dir keine Beschwerde, dann mir schadet nichts, dessen sey ohne allen Zweifel; laß Ruschen Platen wissen, wie meine Sachen stehen.

Liebe, daß die Kirche gemacht, und verfertigt werde.

Herzog Erich [1].«

Miscellen.

Am 21. Juli 1700 hielten wegen eines Auflaufes gegen die Juden die kaiserlichen Räthe um zwei Uhr Nachts in der Wachstube auf dem St. Peter Friedhof Standrecht, und ließen zwei Kerle, welche beim Raube ergriffen wurden, an die Fenstergitter des Judenhauses aufhängen, wodurch der Auflauf gestillt wurde.

Im Jahre 1703 sind die Tragsessel in Wien eingeführt worden.

Unter Maximilian II. erhielten die Doctoren den Titel: »Hochgelehrte«; die Landsäude schrieben sich gegenseitig: »Edler Herr, Lieber Freund, mein Dienst wüst vor,« oder »im guten Willen zuvor.«

[1] Vergl. Rhetmaier's Braunschweig. Chronik, II. Theil. S. 774.

Mit diesem Monat geht die halbjährige Pränumeration auf diese Zeitschrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher gesiemend ersucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6fl. C. M. in Friedrich Beck's Universitäts-Buchhandlung, für den Platz Wien auch im Comptoir der privil. Wiener Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche sich zunächst an diesen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erscheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geschickt. Ueberdieß hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterr. Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

53. Sonnabend, den 2. Juli 1836.

Wien's älteste Schule bei St. Stephan im sechzehnten Jahrhundert.

Die meisten Historiker schreiben die Gründung dieser Schule dem deutschen Kaiser Friedrich II. zu, gestützt auf eine Stelle in dessen Handveste vom Jahre 1237, die Wien zur Reichsstadt erhob. Abgesehen davon, daß durchaus von keiner eigentlichen Gründung darin die Rede ist, und daß in Kaiser Rudolph's I. Urkunde verwandten Inhalts beinahe dieselben Worte vorkommen, läßt sich bei der hohen Stellung, welche die Babenberger gerade in geistiger Beziehung vor ihren Zeitgenossen behaupteten, wohl schwer annehmen, daß sie nicht auch, wie bereits in andern Städten geschehen war, in ihrer Residenz für den Unterricht Sorge getragen haben. Schon ihre nahen, frühzeitigen Verbindungen mit dem byzantinischen Kaiserhause konnten nicht ohne Einfluß auf Oesterreich bleiben, und wo Lied und Sang so *innig* hingenommen, so reichlich gepflegt werden, wie am Hofe Herzog Leopold des Glorreichen, ist wohl nichts natürlicher, als Sinn für Cultur und Anstalten zur wissenschaftlichen Ausbildung vorauszusetzen! Es ließen sich hier immerhin noch viele und auch gewichtige Wahrscheinlichkeitsgründe anführen, doch ist dieses nicht Aufgabe der gegenwärtigen Abhandlung. Mir erscheinen Kaiser Friedrich's Worte eben so als eine Bestätigung des Vorhandenen, wie die fast gleichlautenden Rudolph's, die ebenfalls nur im Allgemeinen und ohne Beziehung auf frühere Anordnungen sprechen[1].

Auch hat man zu seiner Zeit viel gestritten, worin denn eigentlich der Unterricht dieser Schule bestanden, welche Gegenstände vorgetragen worden; dabei aber immer, wie ich glaube, das Schlagende übersehen. Das Wort »Doctores« in Friedrichs lateinischer Urkunde war der Gegenstand, an dem man herumzerrte; ich halte mich an den Eingang: Volentes et commodo Studio provideri, *per quod prudentia docetur in populis*« und an Kaiser Rudolph's: »Wir wellen auch gemachsam fürsehen der lernung der Studenten, damit weisheit gelernt wird an dem volkh,« um damit die Vermuthung zu unterstützen, daß die Schule zunächst bestimmt war, die Geistlichen, die Lehrer des Volkes, heranzubilden! Wohl haben auch darin Laien im Lesen und Schreiben, und nothdürftig in der lateinischen Sprache Unterricht erlangen können, was in der damaligen Zeit ohnehin schon genügte, zum Gelehrten gestämpelt zu werden. Lesung der Alten, Grammatik, und Uebung im literarischen Streite, Dialectik, waren noch immer das letzte Ziel wissenschaftlicher Bildung. Den Uebergang zu neuen Studien bahnten diejenigen, welche die Schulen besuchten, die in Frankreich und Italien eben unter dem Namen der Universitäten bekannt zu werden anfingen; und wie aus dem übrigen Deutschland, eilten gewiß auch aus Oesterreich junge Geistliche dahin, um nach einigen Jahren mit mehrfach erweiterten Kenntnissen wieder in die Heimath zurückzukehren!

Daß übrigens unsere Schule zu Wien etwas mehr war, als eine bloße Anstalt für Kinder, wofür sie so Manche gern ansehen möchten, setzt nach meiner Ansicht die Handveste Herzog Albrecht's I. vom Jahre 1296 geradezu außer allen Zweifel. Darin heißt es: »Tragt ein Schüler Schwert oder Messer, den soll der Schulmeister darum bessern, wollt er der Besserung nicht vergut haben, so soll ihn der Schulmeister dem Richter überantworten, der soll ihn dann bessern nach Recht. Welcher Schüler spielt in der Taßern, der

1 »Wir wellen auch gemachsam fürsehen der lernung der Studenten damit weisheit gelernt wird an dem volkh und das ungelert alter der chinder gelernt wirt und geben vollen gewalt dem Schulmaister, der von uns und unsern nachkomen genomen wirt, gewerwesen die schule das er ander lerer in den künsten setze nach der weisen Rat derselben stat, ob Sy genugsam und weise sein bey der lernung irer hörer darüber das dieselbt unser Ehaftelich er nem einiger merung und er der setzchert merunder beschaft.« Vgl. Frederich's Worte bei Moser Bibl. Manuscr. S. 19 und Gutenberg Sel. hist. T. IV. p. 410.

Digitized by Google

soll nicht mehr mögen verlieren, denn er Pfennige bei sich hat; sein Gewand, seine Bücher oder andere Pfand soll ihm Niemand nehmen — damit wollen wir erwehren, daß Niemand mit ihm spiele.« — Bedarf es noch eines weiteren Beweises? Aus derselben Handveste lernen wir auch zuerst urkundlich den Ort kennen, wo sich die Schule befunden hat: bei St. Stephan — und im heutigen Curatenhause, wie spätere Zeugnisse darthun. Nicht minder ist eine andere Bestimmung darin von Interesse. Hing früher die Ernennung des Schulmeisters geradezu vom Landesherrn ab, so übergab Herzog Albrecht dieses Recht dem Rathe und den Bürgern zu Wien. Ich setze hier die betreffende Stelle um so mehr an, als wir in den Eingangsworten, was immer übersehen worden ist, für die Babenbergerzeit ein neuer Beleg zu liegen scheint. »Seit das von alter Gewohnheit der Fürsten von Oesterreich also herkommen ist, daß wir die Schule zu Wien verleihen sollten, doch wollen wir und bestättigen das festiglich zu einer sonderlichen Gnade den Bürgern und dem Rathe von der Stadt, die Schule zu Wien fürpaß ewiglich zu verleihen, wann sie allen Nutz und alle Ehre in der Stadt schaffen sollen. Sie sollen auch ihren Kindern einen Schulmeister schaffen, daß sie Nutz und Ehre haben, an Kunst und Ehren so sie ihn allerbesten immer finden und haben mögen.«

Dieß sind die wenigen Nachrichten, welche von dem ältesten Zustande der Schule auf uns gekommen sind; bestimmter tritt ihre eigentliche Wirksamkeit aus den Gründungsdiplomen der Universität 1365 und 1384 hervor. Insbesondere erhalten wir durch Letzteres[1] eine ziemlich klare Ansicht über das Verhältniß, in welchem sie von nun an zu der Hochschule stehen soll, und der Name: Scolae Grammaticales, die Feststellung, daß vier »Magistri artium«, aus denen einer der Rector, die freien Künste vortragen sollen u. s. w. bezeichnen hinlänglich ihre nächste Bestimmung. Diese behielt sie fort bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Wahrscheinlich war sie eben so, wie die Universität, während der unruhigen Regierung Kaiser Friedrich's IV. tief herabgesunken, und darin mag auch die Ursache liegen, warum Kaiser Maximilian I., während er dieser seine vollste Aufmerksamkeit zuwendete, und die erfolgreichsten Institutionen gab, sie beinahe ganz unbeachtet gelassen hat. Ich kenne wenigstens keine Urkunde, in welcher sich eine besondere Theilname für sie ausspräche; ja die Errichtung des Collegium Poetarum et Mathematicorum im Jahre 1501 an der Universität selbst mußte in ihrer Stellung und Wirksamkeit eine große Aenderung hervorbringen, und der Umstand, daß sie gerade auch von dieser Zeit an unter dem Namen »Bürgerschule«[2] vorkommt, scheint zum Theile die Vermuthung zu bestätigen. Wurde sie auch durch direkte Befehle nicht reformirt oder beschränkt; die Vorlesungen über Poesie, Rhetorik, Philosophie und Mathematik, die nun auch an der Universität und von durchgehends berühmten Männern gehalten wurden, setzten sie an und für sich in die Schattenseite, oder machten sie gar in diesen Beziehungen ganz wirkungslos. Wenigstens wird nirgend von ihr gesprochen, während das genannte Collegium von mehreren Dichtern besungen, und in Reden vielfach gefeiert worden ist. Dem sey, wie ihm welle, gewiß ist es, daß sie bis zu den Jahren 1558 und 1561 beinahe wie verschwunden erscheint.

Die Glaubensstreitigkeiten und wohl auch die Türkenkriege äußerten auf das wissenschaftliche Streben in Wien unter Kaiser Ferdinand I. einen höchst nachtheiligen Einfluß; Zerrüttung und Uneinigkeit unter den Lehrern, Abnahme der Studierenden waren schon im ersten Decennium seiner Regierung das unverkennbare Uebel, welches den großen Ruhm der Universität ganz zu verschlingen drohte. Alle Mittel dagegen schienen fruchtlos; Ferdinand, den lebhaftesten Antheil nehmend, griff endlich zu dem letzten: er veranlaßte eine durchgreifende Reform. Sie begann 1537 mit der Universität, und traf ganz sicher auch bald hierauf die Bürgerschule; allein der Geist der Störung wollte sich nicht bannen lassen. Immer und immer wieder zeigten sich die Spuren der Glaubensneuerung; alljährlich fast wurden die Lehrer aufgefordert, von ihren guten religiösen Gesinnungen Zeugniß zu geben, Beweis genug, daß sich selbst bei der größten Vorsicht Einzelne einschlichen, welche durch ihre Lehren Anlaß zu gerechtem Verdachte gaben. So kennen wir namentlich eine Instruktion des Bürgermeisters und Raths von 1558 für den Rektor und die übrigen Lehrer der alten Schule bei St. Stephan, worin ganz vorzüglich darauf gedrungen wird, daß nur aus den von der hohen Schule begnehmigten, der höchsten Reformation angemessenen Autoren gelesen werde; und 1559 forderte der Magistrat von dem Rektor eine vollständige Darlegung der Schulordnung. Es scheint, daß dieser zunächst noch

1 Schrötter Abhandlungen aus dem österr. Staatsrechte. IV. S. 303.

2 Rectores Scholae veteris ad S. Stephanum-Rectores Scholae civilis.

Digitized by Google

einige Reformen und Verbesserungen vorgenommen, denn erst 1561 kam er genügend dem Befehle seiner Behörde nach, indem er eine höchst ausführliche Nachricht über die innere Einrichtung seiner Schule lieferte. Diese Arbeit ist für uns um so wichtiger, als sie nicht nur eine klare Einsicht in die damalige Verfassung unserer ältesten Schule gewährt, sondern auch überhaupt das Unterrichtswesen derselben Zeit in Oesterreich besonders kennen lehrt. Wir wollen daher den Referenten selbst hören. (Fortsetzung folgt.)

Kunst- und Gewerbfleiß
in Oesterreichisch-Schlesien.

Die bedeutendsten Zweige des industriellen Betriebes sind in Schlesien die Leinwand- und Tucherzeugung. Erstere wird am lebhaftesten im Gesenke, letztere im Teschner, und im nordöstlichen Theile des Troppauer Kreises betrieben. Der fühle Boden des Gesenkes bringt den vorzüglichsten Flachs hervor, wozu der Leinsame aus Rußland über Breslau bezogen wird, bedeutende Summen gehen dafür außer Landes, jedoch wenn keine Mißernte eintritt, ist auch der Gewinn für die Erzeuger bedeutend, indem dann viel Flachs in die Nachbar-Provinzen ausgeführt, und damit ein guter Handel getrieben wird. Alt und Jung im Volke, besonders in den Gebirgs-Ortschaften sind mit der Verspinnung des Flachses beschäftigt, große Bleich-Anstalten nach böhmischer Art, wovon die meisten im Gesenke um Zuckmantel, Freywaldau, Würbenthal, Karlsthal, Kuttelberg und andere Orte sich befinden, geben dem rohen Garne eine blendende Weiße und gute Zurichtung, und mehr denn 10,000 Stühle verarbeiten die Garne zu Leinwanden und Tischzeugen, mit welchen sowohl in's Ausland, als wie besonders nach Wien, Ungarn und Italien ein lebhafter Handel getrieben wird.

Die besten und meisten glatten und gezogenen Leinwanden erzeugen die Städte Zuckmantel, Freywaldau, Engelsberg, Jägerndorf, Wiegstadt, Wagstadt und Benisch im Troppauer, dann Friedeck, Teschen und das Dominium Schönhof im Teschner Kreise.

Die Zwirn-Erzeugung und der damit verbundene nicht geringe Handel hat in Würbenthal seinen Sitz.

Der Fleiß und die Kosten, welche die schlesischen Herrschafts-Besitzer auf die Veredlung ihre Schafheerden verwendet, haben ihnen und dem Lande schon reichliche Früchte getragen.

Die feinste Wolle wird größtentheils auswärts verkauft, und im Lande die mittlere verarbeitet. Die bedeutendsten Anstalten für Tucherzeugung sind in den Städten Bielitz, Wagstadt, Troppau, Jägerndorf, Teschen, Odrau, Friedeck, Freudenthal und andern Orten.

In letzterer Stadt befindet sich ebenfalls eine Kotzen-Manufactur, welche eine der größten im österreichischen Kaiserstaate ist.

Auch werden in obigen Orten viel Strumpfwirkerwaaren erzeugt.

Kasemir- und Rasch-Fabriken befinden sich in Bielitz, Troppau und Wilamowitz.

Die im Lande ansässigen Roth- und Weißgärber verführen eine große Menge ihrer Erzeugnisse auf Märkte; die bedeutendste Leder-Manufactur befindet sich aber in Freudenthal.

Von den im Lande bestehenden 16 Papiermühlen steht diejenige von Zuckmantel in gutem Rufe, überhaupt findet dieses Erzeugniß guten Absatz und wird meistens außer Landes verführt, ein Beweis der vorzüglichern Qualität.

Die Glashütte zu Hohenbartenstein im Troppauer Kreise ist die einzige im Lande; ihre Erzeugnisse sind von mittlerer Qualität.

Uebrigens werden alle wie immer Namen habende Gewerbe im Lande betrieben, und unter den Vielen zeichnen sich manche Gewerbs-Inhaber durch gründliche Kenntnisse und nützlichen Erfindungsgeist aus.

Bier wird für das eigene Bedürfniß gebraut, Branntwein aber in größerer Menge erzeugt, von welchem viel Quitt und Rosoglio ausgeführt wird. Rosoglio-Fabriken befinden sich zu Teschen, Troppau, Zuckmantel, Ringersdorf, Albersdorf, Jauernick und Freudenthal.

Held-Ritt.

Vaterländische Sagen und Legenden.
2. Die Versteinerten.

Ein strenges Regiment führte die Schloßfrau von Maidenburg in Mähren und sah es, selbst bei ihren Töchtern, nicht mit günstigen Augen an, wenn sie die Hände lässig im Schooße ruhen hatten. „Zwar seyd Ihr," sprach sie oft zu ihnen, „zwar seyd Ihr edlen Stammes und bedürft des

Digitized by Google

Erwerbes nicht, um von der Hand in den Mund zu leben. Doch Thätigkeit läßt wohl jedem Stande und jedem Alter sein; auch mag leicht einmal das Blättlein sich also wenden, daß unser, von Feinden umstelltes Haus verarmte, und dann wird Euch die Gewohnheit zur Arbeit daß gedeihen, wie auch euer ehelig Gemahl dermal einst füglich das Mütterlein segnen dürfte, so Euch zu wirthlichen Hausfrauen erzog, anstatt Euch an Prunk und Geschmeide und eitel Firlefanz zu gewöhnen.«

Den drei Fräulein behagte solche Rede nicht absonderlich, weil Sie aber die Strenge des Mütterleins kannten, und des heiligen Gebothes: »du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und es dir wohlergehe auf Erden,« »immerdar eingedenk waren, fügten sie sich in Allem williglich und walteten so emsig in Küche und Keller, mit der Spindel und am Webestuhl, daß es eine Lust war zu sehen, wie handlich sie zu jeglichem Geschäfte thaten, und wie die Schreine sich füllten mit schneeigen Leinen, das sie bereitet, mit goldfadigem Flachs, den sie gesponnen, und mit anderem nützlichen Hausrathe, so ihr Fleiß erzielte; auch war weit und breit im Lande groß Aufhebens von den sittigen, guterzogenen Fräulein auf der Maidenburg.

Da geschah es einmal, wie denn der Erbfeind stets ein arg Gelüsten verspürt, Unkraut unter den Weizen zu streuen, daß ein Fräulein von der nahen Veste Rosenstein zum Besuche bei den Maidenburgern war und vielfältiglich gewahrte, wie die drei Töchter des Schloßherrn in scharfer Zucht gehalten wurden, und Mancherlei schaffen mußten, so daheim bei ihr ein Gewerbe der Mägde und Frohnweiber blieb. »Ei,« raunte sie den Jungfräulein zu, als sie mit ihnen allein war, »ei, das nenn ich mir ein wunderseltsam Beginnen von Eurer Mutter, daß sie Euch den Dirnen gleichhält, Dinge beischend, die besser den Töchtern Eurer Mannen und Troßknechte zugewiesen seyn sollten! — Wie könnt Ihr das auch nur dulden, Ihr lieben Freundinen, und muß nicht der ganze Gau Euerer spotten, dieweil Ihr, wie niedrige Mägde, am Waschbecken schwitzet, in der Spinnstube handthiert, und am Backtroge knetet, indeß Andere Euresgleichen am Hoflager und im Rummenschanz, auf Jagden und Turneyen sich erlustigen? — Ihr seyd nicht klug, Ihr lieben Genossinen! — Aelternrecht ist keine Leibeigenschaft, und Jugend will ihre Freude haben, nicht hinter dem Pferch eines Sklavenzwingers versauern.«

Wie nichtig nun auch dergleichen Reden waren, und wie leicht auch die jungen Herrinen auf Maidenburg erkannten, daß kein Heil von solcher Lehre zu gewarten sey, so ließ, selbe dennoch ein Tröpflein gar schlimmen Wermuthes in ihren Seelen zurück, so daß ihnen, von Stunde an, ihr thatenfreudiges Leben schier unerträglich und die Strenge der Mutter nicht anders denn als eine grausamliche Tyrannei bedünken wollte. Griesgrämig fügten sie sich seitdem Allem, was die mütterliche Herrin von ihnen erheischte, finsterblickend begaben sie sich an ihr Tagewerk, und wenn sie sich desselben mit widerwilligem Thun entledigt, saßen sie wohl im schweigsamen Kämmerlein selbander, die Köpfe zusammensteckend, über Entwürfen sinnend, wie sie ihr Schicksal wenden, und der rauhen Zwingherrschaft ledig gehen möchten.

Fräulein Adelgunde, die Aelteste der Mägdlein, meinte, schier sey es am gerathensten, der Heimkehr des Vaters zu warten, welcher von der Reise in das gelobte Land ehestens zurückkehren müsse; dagegen war Udalrika, die Zweitgeborne, des Trachtens, von solcher Vermittlung sey wenig zu hoffen, inmaßen Väterchens Denkweise völlig geartet sey wie jene der Mutter, doch werde binnen Kurzem Bruder Engelhart aus dem Heereszuge gegen die Wenden heimkommen; ihm als dem künftigen Stammhalter, dürfte die seinen Schwestern angethane Unbill leicht schwerer zu Herzen gehen, denn dem Vater, von seiner Bruderliebe aber Alles zu gewärtigen seyn.

Fräulein Romhilde, die Jüngste, wollte von keinem Aufschube wissen. »Beugen wir uns,« bemerkte sie, »beugen wir uns länger noch der mütterlichen Zwingherrschaft, so möchte es wohl also kommen, daß wir der argen Bedrängniß erlägen, ehedem Vater oder Bruder als Retter erscheinen. Darum so wäre mein Rath, daß wir, morgenden Tages noch, Frau Agnesen vermeldeten, wie wir nicht länger gewillt seyen, unsere Nacken ihrer Zuchtruthe hinzuhalten, und somit erheischten, daß uns eine, freysamen Ritterstöchtern billige Behandlung zu Theil werde. »Gebt acht, Ihr lieben Schwesterlein, die harte Mutter wird von Stunde an ein ander Liedlein pfeifen, so sie gewahrt, daß wir ihr ernstlich Widerpart halten, und schlägt sich nachmals der Vater oder Engelhart unserem Vortheile zu, so wird sich der Sieg um so leichter auf unsere Seite wenden!«

Mancherlei Gegenreden zwar ließen sich wider sothanes Wagniß vernehmen; doch das muthige Fräulein wußte sie alle mit kecken Worten niederzuhalten, und als die drei Mägdlein endlich den neuen Pfühl bestiegen, waren sie völlig darüber eins, daß, vom nächsten Morgen an, eine bessere und ziemlichere Weise im Hause zu vernehmen seyn sollte. (Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

54. Mittwoch, den 6. Juli 1836.

Merkwürdige Unterredung zwischen Kaiser Maximilian I. und Friederich von der Pfalz[1].

Friederich begleitete 1513 den Kaiser nach Wesel. Als sie dort angekommen waren, äußerte sich Maximilian über Tisch unter Anderm: »wie er bereits allzu alt geworden und dem Tode nahe sey. Stets für das Beste des Reiches sorgend, habe er durch die vielen Kriege, zu dessen Frommen allein geführt, die Schätze seines Hauses so sehr erschöpft, daß es beinahe arm geworden. Daher wünsche er nichts so sehr, als die Wahl eines römischen Königs und Kaisers, und er sey sogleich bereit, demjenigen zu weichen, welcher besser, als er, und um so große Ausgaben zu bestreiten, genügend befunden würde.« Hierauf erwiederte Friederich, Gott werde gewiß Sr. Majestät noch eine so lange Lebensfrist gewähren, daß man jetzt durchaus noch an keinen anderen Kaiser zu denken brauche. »Mög ich« — rief Maximilian dazwischen, »endlich werd' ich doch sterben müssen, und bei einem Greise kann es wohl nicht mehr so lange hergehen. Gib mir, wenn du willst, noch zehn Jahre, darüber geht nicht so leicht das Ziel der Sterblichen, und nimm an, daß sie bereits verflossen sind. Ich frage dich nun, welcher aus allen deutschen Fürsten soll mir nachfolgen, welcher, der nach seiner Lage die kaiserlichen Lasten tragen wollte oder könnte, da wie du weißt, die Würde keinen Vortheil bringt? Ich kenne wahrlich keinen, ausgenommen vielleicht Friederich den Churfürsten von Sachsen, oder den Baierherzog Wilhelm.« — Bemerkend, daß der Kaiser nachsinne, entgegnete der Pfalzgraf: »Aber ich, ich kenne Einen, der eben so würdig ist, als er noch viel größere Ausgaben nicht zu scheuen hat.« — »»Wer ist dieser? wer? wer?«« So pflegte Maximilian die Worte zu wiederholen, wenn er etwas bestimmt wissen wollte. »Carl von Oesterreich,« erwiederte Friederich, »der so edle Sprosse Philipps, dein Enkel, welcher nicht allein verdient, das deutsche Reich, sondern den ganzen Erdkreis zu beherrschen.« Er wollte noch mehr zum Lobe Carl's beifügen, da sah er aber, wie der Kaiser auffuhr, mit gefurchter Stirne, und hochroth im Gesichte ihn anblickte, bis er endlich in die Worte ausbrach: »Nun sehe ich klar, daß du weder für mich, noch für meinen Enkel, und unser Haus gute Gesinnungen hegst, sondern uns vernichtet sehen willst, wenn nämlich dieses aus deinem Innern kam, und du rathen zu müssen glaubst, daß mein Enkel eine Last auf seine Schultern nehme, unter welcher ich fast erliege, und meine Ahnen beinahe zu Grunde gegangen sind, indem wir dadurch unser Haus mit solchen Schulden beladen haben, daß an eine Ausgleichung kaum mehr zu denken. Für einen glänzenden Vorzug hältst du die kaiserliche Majestät, welche nicht einmal den Schatten des Reiches besitzt, und gänzlich ohne Nutzen ist, der doch, wie ich glaube, zuerst eine Würde wünschenswerth macht. — Was glaubst du, wenn meine Vorfahren und ich, mit den väterlichen Besitzungen zufrieden, auf etwas anders, als dieses kaiserliche Schattenbild, unsere Augen gerichtet hätten; würden wir nicht größere Schätze, nicht bedeutendere Länder haben? Welche Summen kostete, um Unzähliges zu verschweigen, der Krieg nicht, den wir neulich zum Frommen des Reiches in Italien und wider Venedig geführt haben!« —

Während dieses der Kaiser fast zornmüthig sprach, schwieg Friederich, da er wohl einsah, Maximilian zürne nicht so sehr deßwegen, weil er seinen Enkel Carl nicht auf dem Kaiserthrone sehen wollte, sondern weil er be-

[1] Nach den sehr verläßlichen »Annales de vita et rebus gestis — Friderici II. Electoris Palatini Authore Huberto Thoma Leodio, [illegible] Consiliario. Francofurti 1624. 4. p. 47.

Digitized by Google

merkte, daß ein Anderer aus dergleichen Gedanken mehr gehe. Denn immer glaubte Maximilian seine Entschlüsse verrathen, so oft er gewahrte, ein Zweiter denke, wie er.«

So erzählt der citirte Andreas, und wenn wir gleich bei Maximilians Offenheit und geradem Sinne der Schlußbemerkung nicht beistimmen können, schien uns doch das Gespräch zu merkwürdig, um es nicht in einer treuen Uebersetzung hier mitzutheilen. Wohl mag dem guten Kaiser seine Würde oft lästig geworden seyn, da er in allen seinen Unternehmungen und bei seinem so großen Wollen fast immer auf offene und geheime Hindernisse gestoßen ist. Daß übrigens in seiner Gegenrede viel Wahrheit liege — wer möchte es jetzt noch bestreiten wollen?

Fischer.

Wien's älteste Schule bei St. Stephan,

im sechzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Im Eingange seines Berichtes sagt der Rektor, wie bereits angeführt worden, daß, als ihm 1559 die Leitung anvertraut worden, er zugleich den Auftrag erhalten habe, sein Gutachten über die innere Verfassung und die etwa nöthigen Reformen der Schule abzugeben. Er sey nun hiermit dem Willen der Magnificenzen nachgekommen, und wünsche ehestens zu erfahren, ob er etwas hinzusetzen, wegnehmen oder einschalten soll. »Ich bin hier, um alles das auszuführen, was E. M. befehlen, oder was ich ihnen angenehm zu seyn bemerken werde.« Hierauf fügt er noch kurz einiges allgemein Giltige über die Wahl der Lehrer bei, und beginnt:

»Von der Eintheilung der Klassen. Weil es für die Knaben nicht gedeihlich ist, daß eine große Anzahl derselben durch einen und denselben Lehrer unterrichtet werde, indem dieser allen zu genügen wünschet, sich für alle verwendet, aber für keinen große oder die gänzliche Sorgfalt hat; dergestalt, daß, gleichwie keiner ganz vernachlässigt wird, also auch keiner vollkommen gut unterrichtet aus der Schule tritt, so ist demnach die Schule in fünf Classen oder Ordnungen abgetheilt worden.

Von der ersten und untersten Klasse. Es ist nothwendig, daß der Präceptor dieser Klasse mehr geduldig, hingegen gelehrt, als barsch erzürnt und scharf seye. Zu diese Klasse werden diejenigen genommen, welche noch nicht lesen können, aber auch diese werden in drei Dekurien getheilt. In der ersten derselben lernen die Knaben die Gestalt und den Ton; in der zweiten die Zusammensetzung der Buchstaben, und in der dritten fangen sie zum Lesen an. Die Anfangsgründe der Religion, welche in der Elementar-Tabelle enthalten sind, lernen Alle zugleich auswendig; eben so jeden Tag zwei Worte aus dem Wörterbuche, worüber sie der Präceptor des andern Morgens ausfrägt.

Am Sonnabend prüft sie der Präceptor über Alles, was sie in der ganzen Woche gehört haben, wobei er jedoch mehr fordert, daß sie die Worte der Muttersprache in der lateinischen, als daß sie lateinische Worte in der Muttersprache wissen.

Wenn eine große Anzahl von Knaben in dieser Klasse zusammenkommt, werden dem Auditor dieser Klasse aus den Pädagogen zwei Gehülfen zugesellt, welchen diejenigen, von deren Fleiß der Präceptor überzeugt ist, ihr Erlerntes aufsagen müssen; die Uebrigen muß der Präceptor zu einer andern Zeit aushören.

Diesem Auditor wird eingebunden, daß er den zärtlichen nicht zu sehr zusetze und von ihnen nicht die volle Genugthuung verlange, damit sie nicht die Studien, welchen sie ohnedies abhold sind, zu hassen anfangen, und auch über die Töpelsjahre hinaus verabscheuen. Das Lernen müssen sie als ein Spiel betrachten; der Knabe will gebethen, gelobt, und durch Belohnungen, welche seinem Alter zusagen, aufgemuntert werden.

Von der zweiten Klasse. Diejenigen, welche noch nicht geläufig lesen können, müssen zweien Pädagogen Früh von 6 bis 7 Uhr aufsagen, und zwar so lange, bis sie darin sehr geübt worden sind. Um 7 Uhr werden von dem Präceptor die einfachsten Anfangsgründe der Grammatik Allen zugleich vorgetragen, nämlich die Beugungen und Abwandlungen der Haupt-, Für- und Zeitwörter aus dem ersten Buche des Rivius; es wird ihnen auch eine deutsche Uebersetzung aufgegeben, und sie müssen Alles auswendig lernen. In der folgenden Stunde werden ihnen einige leichte Sentenzen aus dem Cullmann, ihrer Fassungskraft gemäß, übersetzt, welche sie ebenfalls memoriren müssen.

Nachmittag. Um zwölf Uhr müssen wieder diese-

Digitized by Google

ungen, welche noch nicht geläufig lesen können, dem Präceptor bis 1 Uhr aufsagen. Um 1 Uhr werden von diesem Verse des Cato übersetzt, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Schüler, welche erst kürzlich in die Klasse gekommen sind, Anfangs nur einen übersetzen und auswendig lernen. Am nächsten Tage wird Alles wiederhohlt.

Um zwei Uhr zeigen die Knaben dem Präceptor oder demjenigen, welchem der Präceptor dieses Geschäft übertragen hat, was sie zu Hause geschrieben haben, denn Alle müssen zu Hause schreiben, auswendig lernen und wiederhohlen, damit sie nicht den größten Theil der Zeit außer der Schule in Müßiggang zubringen. Hierauf wird einige Zeit zur Erholung und zum Abendbrote gestattet.

Von drei bis vier Uhr wird ein Sprüchwort des Salomo ausgelegt, welches die Knaben auch auslegen müssen, und zwar so lange, bis sie dasselbe Alle hersagen können; die übrige Zeit wird zur Memorirung der zwei Worte aus dem Wörterbuche verwendet. Der Baccalaureus oder Präceptor muß den Knaben einschärfen, daß sie im Lesen nicht eher innehalten, als bis sie zu dem bestimmten Ziele, das man Klausel nennt, gekommen sind. Die so sehr nothwendige Uebung in der Latinität wird in dieser Klasse angefangen. (Fortsetzung folgt.)

Vaterländische Sagen und Legenden.

2. Die Versteinerten.

(Schluß.)

Es war aber der nächstfolgende Tag eben derjenige, wo das Gewerbe der weiblichen Burginsassen mit doppelter Last auf sie drückte; es war nämlich Mittwochs, wo gewöhnlich sämmtliches Leinenzeug des Schlosses gesäubert wurde; der Waschtag aber pflegte die Burgherrin immer finsterer als gewöhnlich, immer geneigter zu unliebsamer Herbheit zu finden.

Heute war dieß ganz besonders der Fall: eine schwere Wolke furchte die Stirne der Mutter, als die Fräulein, auf den Ruf der Schnurre erwachend, heraustraten, festiglich gemeint, aus dem ersten Anlasse Gelegenheit zum Ausbruche ihres Widerstandes zu nehmen. Also ungeberdig aber blickte die Burgfrau und also bedrohlich umsäumte ihre Brauen der Sturm, daß den Töchtern der Muth sank, und sie sich gar willig erfunden ließen, das Geheiß zu vollziehen, so die Mutter ihnen zuherrschte. Bescheidentlich trugen sie das mächtige Becken auf den Felsplan zunächst des Burgthores und fegten die Laken und Tüchlein mit einer wandellosen Emsigkeit wie immer.

»Also behagt Ihr mir, Ihr lieben Kindlein!« rief die Herrin den Mägdlein zu, nachdem sie ein erklecklich Stück der Arbeit hinter sich gebracht; »so schaue ich Euch mit Wohlbehagen und dieweil Ihr heut mit sonderbarlicher Liebe wirket und schaltet, so will ich Euch einen gar stattlichen Brotkuchen bereiten lassen, der Euch weidlich munden soll, denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth, und erworben Brot gesegnet Gott!«

Da winkten sich die drei edlen Wäscherinen freundlich zu und freuten sich baß, daß sie nicht gethan, wie ihre Absicht gewesen, und selbst Rombilde lächelte mild, denn es war ihnen wohl bekannt, wie trefflich das Mütterlein mit dem Brotbacken umzuspringen wisse, und welch' köstlicher Imbiß ein solcher Kuchen sey. Und sie fuhren fort in ihrem Thun mit reger Obachtsamkeit, flink und wohlgemuth, schäckerten und waren guter Dinge, nur bath Fräulein Rombilde ihre Schwesterlein gar beweglich reinen Mund zu halten, ob des bösen Vermessens, daß sie sich erdreistet hatte und dessen Schuld lediglich auf den unbedachten Einflüsterungen der Rosensteinerin hafte.

Unter den rührigen Händen schwand zusehends die Wucht der Arbeit; schier die Flocken des winterlichen Schnees beschämend, trieb das Leinenzeug in der reinigenden Fluth und als das Glöcklein der Burgcapelle die Spätmesse verkündigte, da trockneten sich die drei Mägdlein jubelnd die Hände, und rasteten auf der schwellenden Moosbank von dem überstandenen Mühsal, nachdem sie zuvor der Gürtelmagd bedeutet, wie sie allbereits ihrer Aufgabe ledig und des Frühmals gewärtig seyen. Alsbald dampfte ihnen auch der süße Brei entgegen, welchen die Küche ihnen alltäglich bescherrte, dem sie jedoch nur kärglich zusprachen, des leckereren Imbisses harrend, so ihnen verheißen worden war. Verächtlich wiesen sie das Gericht von dannen und verlangten laut nach dem Brotkuchen.

Wundernd blickte das Frohnweib, so ihnen das Mus gebracht, den Jungfrauen ins Gesicht, und wollte von keinem Kuchen etwas wissen; weil aber Jene schier stürmisch auf dem Versprochenen bestanden, immer ungestümer den Kuchen heischend, begab die Magd sich endlich in das Schloß, um der Herrin die Forderung zu vermelden. Zuversichtlich verhofften nun die Fräulein, alsbald das Lieblingsgebäck

Digitized by Google

erscheinen zu sehen, hellauflachend ob der blödsinnigen Dirne, welche der Bereitung des Kuchens nicht einmal ansichtig geworden war. Tausend Schnurren trieben sie, von wegen solcher Stumpfheit, und Fräulein Romhilde machte eben die Geberden der Staunenden gar ergötzlich nach, als die Mutter auf den Söller der Veste heraustrat und nach den Horchenden hernieder rief:

»Seyd bedankt, Ihr wackeren Wäscherinen, daß Ihr so rühmlich Eures Amtes gepflogen! — Für heute war der Zeit zu wenig, um den verheißenen Kuchen gar zu machen; doch sollt Ihr ihn morgen, oder sonst einen Tag treulich bekommen! — Bis dahin bescheidet Ihr Euch wohl in Geduld!«

Dieß vernehmend, erglühten die Jungfrauen in häßlichem Zorne; alle Erniedrigung, aller Mägdedienst, alle Unbill, so sie von dem harten Mütterlein erduldet zu haben vermeinten, stellte sich ihrem Gedächtnisse dar, und es bedünkte sie ein schmählicher Trug und ruchlose Willkühr, des sauer erworbenen Lohnes ihrer heutigen Anstrengung verlustig zu gehen. Schluchzend kreischten sie ob der unerwarteten Kunde auf, und Romhilde schrie im überwallenden Grimme: »Pfui über Dich, Du Rabenmutter! — Des Himmels strafende Geißel vergelte Dir dein lügenhaft grausames und entmenschtes Thun!«

Starr vor Entsetzen stand die Herrin der Burg, solchen Vermessens von ihren Kindern sich nimmer versehend; als aber auch die beiden anderen Fräulein, das Antlitz nach ihr wendend, in den grausen Ruf einstimmten: Pfui über Dich, Du Rabenmutter! — da überwältigte sie der Grimm und mit dem Donner des Fluches zeterte sie zu den entarteten Töchter herab: »Wehe, wehe über Euch, Ihr unnatürlichen Kinder! dreifaches Wehe über Euch! — Erlahmen müsse die Zunge, so gegen der Mutter heiligen Namen gefrevelt; versteinen möge der Leib, so dieser gottverlassenen Zunge zur Herberge dient, und dastehen sollt Ihr für alle Jahrtausende als stummes und doch beredtestes Warnungsmal von der Züchtigung des Himmels!«

Und kaum war das Wort den Lippen entflohen, als ein dumpfer Schlag Burg und Fels und Wald erschütterte. Der Tag verfinsterte sich, heulend wimmerte die Windsbraut über die Anger, Blitze leuchteten, und als es endlich wieder lichter wurde, gewahrte man die drei Fräulein, in Steinklumpen verwandelt, vor dem, ebenfalls versteinerten Waschtroge stehend, in derselben Stellung, wie sie stets gereiht gewesen: zuerst Adelgunde, dann Adalrika und zuletzt Romhilde, an der verschiedenen Größe und Haltung leichtlich erkennbar.

Seitdem wich der Segen vom Schlosse Maidenburg; der Stamm erlag den Rosensteinern, ging aus, die Veste zerbröckelte in Schutt, und selbst ihr Name ist fast spurlos verschwunden. Jahrhunderte sind über den Trümmern hingezogen, nur selten wallen einzelne Pilger zu ihnen aus dem benachbarten Dorfe Polau, oder von Niklasburg, oder aus andern Ortschaften der Gegend, und mit Schauder gehen sie vorüber an den versteinerten Fräulein, welche der Führer ihnen noch heut zu Tage weist, und in denen das unkindliche Vergehen gegen die Mutter so herb zur Rechenschaft gezogen wurde.

E. Straube.

Des Königs Mathias Corvinus Tod.

Im tausend, vierhundert, und neünundachtzigsten jar nach der geburt Christi, da ließ sich König Matthias widerumb gen Wien füren, dann er etwas schwach und mit dem Pobägra beladen war. Da er nun in Osterreich wil gebew, vnd sonderlich die mauren der Stett, die er zerschossen hett, wiederumb zu bessern vnnd bawen verordnet, Er hett auch kurtzlich darvor seins heers ain thail in die Schlesy, den Herzogen von Grossenglob vnd andere zu bekriegen, geschickt. Darnach im tausent, vierhundert, und neünzigisten jar, am Palmtag, das war der vierdt Aprilis, da ward König Matthias kranck, vnd starb am Dinstag darnach, vnnd ward gen Stullweyssenburg gar schlecht on allen pomp gefüret, vnnd daselbst begraben. Graff Steffan war obrister Hauptmann, der hielt die burg zu Wien mit vil Vngern innen.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

55. Sonnabend, den 9. Juli 1836.

Des Polenkönigs Heinrich Aufenthalt zu Wien, auf seiner Flucht nach Frankreich.

Sigismund August, Polens letzter König aus dem Jagellonischen Mannsstamme, war am 7. Juli 1572 kinderlos gestorben. Die vielfachen Spaltungen, welche nun im Reiche um sich griffen und nicht geringes Unheil brachten, dauerten volle zehn Monate, denn erst am 16. May 1573 ward in der Ebene bei Warschau, unter mehreren Mitbewerbern, Heinrich von Anjou zum König gewählt und ausgerufen. Zögernd schied dieser aus seinem Vaterlande, reiste langsam durch Deutschland, kam im Jänner des folgenden Jahres 1574 in Polen an, und wurde den 21. Februar zu Krakau gekrönt. Seitdem waren indessen kaum vier Monate verflossen, da verließ er plötzlich wieder als Flüchtling Thron und Land, und eilte über Wien nach Frankreich. Die nächste Ursache davon war die Nachricht von dem Tode seines Bruders, König Karl's IX., die ihm bereits am 14ten von dem österreichischen Gesandten zu Krakau mitgetheilt worden war, und am folgenden Tage durch einen Abgeordneten seiner Mutter, Katharina von Medici, Bestätigung erhielt. Er theilte dieselbe sogleich den Senatoren mit, nebst der ihm von seiner Mutter gemachten Anzeige, daß zur Behauptung seines Rechts seine baldige Ankunft nothwendig sey; diese anworteten aber, daß, wenn der König abreisen wolle, die Bewilligung der Stände auf einem Reichstage erfordert werde. »Sie könnten nur rathen, nie aber etwas beschließen; ihre Meinung wäre, vorerst zehn bis zwölf edle Polen nach Frankreich zu schicken, um über den Stand der Dinge die nöthige Aufklärung zu erlangen. Auf dem Reichstage, welcher mit dem 25. August beginnen werde, würde schon Alles in Ordnung kommen.« — Heinrich, welcher nun wohl einsehen mochte, daß er die Einwilligung nie oder nur schwer erhalten dürfte, verließ demnach am 18. Juni heimlich, Nachts um 2 Uhr, das Schloß zu Krakau, eilte durch ein Seitenthor in die Vorstadt, und zu Fuß weiter bis an den Ort, wohin er sein Pferd und die wenigen Begleiter bestellt hatte. Hier glücklich angekommen, bestieg er rasch die türkische Stute, und ritt die ganze Nacht hindurch mit solcher Schnelle, daß er schon am nächsten Tage kaiserliches Gebiet, schlesischen Boden, erreichte. Nur Einer von der Begleitung war zurückgeblieben. Dieser hatte sich verirrt, und war, als er die nachsetzenden lärmenden Bauern vernahm, in einen dichten Wald gedrungen, wo er sich unter dem Schilfe eines Sumpfes verbarg. Endlich vom Hunger getrieben, verläßt er seinen Hinterhalt, und fällt in die Hände mehrerer edler Polen, welche ihn mit Drohungen überhäufen und nach Krakau zurückführen wollen. Als er ihnen aber auseinander setzte, daß er weder ein Pole, noch durch einen Eid dem polnischen Reiche verpflichtet sey, entließen sie ihn unverletzt.

Der König traf den 23ten des genannten Monats zu Volkersdorf, drei Meilen von Wien, ein[1]. Am folgenden Tage nach dem Mittagsessen schickte der Kaiser seine beiden Söhne, Mathias und Maximilian, ihm entgegen, die beinahe bis zum genannten Orte kamen; er selbst aber folgte etwas später, und hielt auf einer Insel der Donau, am Tabor, stille, um den König da zu erwarten. Als dieser angelangt, sprangen beide vom Wagen, umarmten sich und sprachen einige Zeit eifrig mit einander. Hierauf bestieg der Kaiser seinen Wagen, nahm den König zu sich, und so sind sie etwa um vier Uhr in die Stadt gekommen. Die Kaiserin empfing den Gast in der Burg auf den untersten Stufen der Treppe, welche in den Vorhof führt. Der König bezog jene Gemächer der Burg, welche die Erz-

1 Von hier wörtlich nach Hubert Languetus, dem damaligen churfächsischen Gesandten am kaiserlichen Hofe. S. Huberti Langueti Epistolae secretae ad principem suum Augustum. Sax. ducem etc. etc. 4. Naiae, 1699.

Digitized by Google

herzoge Mathias und Maximilian sonst zu bewohnen pflegen. Tags darauf, als er bereits zu speisen begonnen hatte, kam der Kaiser zu ihm, und sagte, er wolle sein Gast seyn, das Mahl aber war ungleich; denn der Kaiser aß Fleisch, der König hingegen Fische, weil Freitag war. Sie blieben indessen beinahe drei volle Stunden beisammen; die übrige Zeit benützte der König, um das Merkwürdigste, was Wien darbietet, zu sehen. Am folgenden Tage, welcher der 26ste war, ging der Kaiser sehr früh Morgens auf die Jagd, und zwar in den bekannten nahen Wald, welcher von der Donau umschlossen ist (Prater); der König folgte erst nach dem Essen. Am 27sten war Tafel beim Kaiser; nach dieser unterhielt man sich mit Gesprächen, und indessen waren Gemälde, verschiedene Waffengattungen und andere besondere Kunstgegenstände herbeigebracht worden, in deren Betrachtung fast der ganze Tag verging. Sehr frühzeitig des nächsten Tages führte der Kaiser den königlichen Gast nach Ebersdorf, in jenen ausgezeichneten Garten, den er eine Meile von Wien angelegt hat, und der gewöhnlich Fasangarten genannt wird, von wo sie erst spät Nachts zurückkehrten. Der Kaiser hatte dem Könige von Ungarn, und dem Erzherzoge Ernst angezeigt, daß sie ihre Rückkunft aus Böhmen so viel als möglich beschleunigen sollten, um den König noch begrüßen zu können, der auch deßwegen bis zum 29sten die Abreise verschoben, da sie für den 28sten bestimmt war; allein sie kamen zu spät. Der König reiste am 29sten Morgens um sieben Uhr ab, und der Kaiser begleitete ihn, indem beide wieder, wie beim Einzuge, in demselben Wagen saßen, nur daß jetzt auch der Herzog von Cleve mit ihnen fuhr. Bevor sie in den Wagen stiegen, hielten sie noch im Hofe der Burg, gesehen von dem ganzen Gefolge, eine lange Unterredung, und hierauf hieß der Kaiser die Erzherzoge Mathias und Maximilian näher treten, welche nun der König umarmte. Man muß gestehen, daß von kaiserlicher Seite Alles geschehen ist, was Gastfreundschaft und Humanität nur fordern können. Die Umgebung des Königs war sehr klein, denn für alle seine Begleiter genügten drei Tische. Am ersten saßen die Räthe, der Sekretär, der Arzt, und einige Literaten, die beiden übrigen waren für den Adel im Allgemeinen bestimmt, darunter sich auch die Abgeordneten mehrerer Fürsten befanden. Zur Aufwartung und näheren Bedienung des Königs hatte der Kaiser den Stallmeister Herrn von Kain, den älteren Grafen von Lodron und den vormaligen Gesandten zu Konstantinopel, Augerius von Busbecke, erkoren; das Amt des Mundschenken versah Graf Egmond. Fast alle Franzosen wohnten in der Burg, und für diejenigen, welche größere Quartiere wünschten, war der Pallast des Erzherzogs Karl zugerichtet.

Die Erzherzoge Mathias und Ernst, denen der Vater Eile anbefohlen hatte, kamen erst um 6 Uhr Nachmittags an; sie mußten dem König nacheilen, was auch mit solcher Schnelle geschehen ist, daß sie schon in aller Frühe des nächsten Tages in Glocnitz waren, wo der König übernachtet hatte. Nach der herzlichsten Begrüßung, gingen sie in die Kirche, hörten die Messe, und sich hierauf wieder umarmend, schieden sie von einander. Der König setzte seine Reise fort, und kam am selben Tage zu Bruck an der Mur an, wohin ihm der Erzherzog Karl mit 300 Pferden entgegen geritten war.

F.

Doktor Faust
bei Kaiser Karl V. zu Innsbruck.

(Aus Reichard Strein's Handschriften.)

Als Kaiser Karl V. mit seiner Hofhaltung gegen Innsbruck zog, ward auch Doktor Johannes Faust dahin mitgebracht, weil er vielen Grafen, Baronen und Edlen von bösen, schmerzlichen Krankheiten geholfen, und durch seine Schwarzkunst auch manches Abentheuerliche ihnen gezeigt hatte. Da ihn hier der Kaiser gewahrte, fragte er, wer er wäre, und welche Kunst er könne? Hierauf forderte er ihn aber zu sich, und begehrte, er sollte ihm durch seine geheimen Kenntnisse den allberühmten König Alexander den Großen und dessen Gemahlin herfürbringen, jedoch in Form und Gestalt, Gang und Geberden, so sie im Leben gehabt und geführt haben. Doktor Faust antwortete, er wolle, so viel er durch Hilfe seines Geistes vermöge, Ihrer kaiserlichen Majestät Bitte nachkommen, und genannte Personen wie sie geleibt und gelebt erscheinen lassen; aber das sollen Ihre Majestät wissen, daß deren Körper nicht aufständen, und für dieses Mal aus der Erde hervorkämen, sondern die uralten Geister, welche Alexander und dessen Gemahlin gesehen, die könnten sich in deren Gestalt verwandeln, und dadurch wolle und könne er beide wahrhaftig Ihrer Majestät sehen lassen. Zudem müssen ihm kaiserliche Majestät zusagen, nichts mit ihnen reden zu wollen; derschigen jedoch möge er sie stillschweigend mit ganzem Fleiße.

Nach diesem ging Doktor Johannes Faust aus des

Digitized by Google

Kaisers Gemach, um sich mit seinem Geiste zu unterreden, und als sie der Sache einig geworden, kam er wieder zurück, und ließ die Thür offen stehen. Alsbald hierauf trat König Alexander der Große ein, in der Gestalt, wie er gelebt: ein wohlgesetztes, dickes Männlein mit rothem, dichtem Barte, rothen Backen, und so streugerustem Angesichte, als ob er Basilisken-Augen hätte. Er hatte einen ganz schönen, vollkommenen Harnisch, trat zum Kaiser hin, und verbeugte sich vor ihm mit großer Reverenz. Der Kaiser wollte aufstehen, und ihm die Hand reichen, aber Doktor Faust winkte ihm, daß er es nicht thun soll. Hierauf neigte sich König Alexander, und ging zur Thür hinaus. Bald hernach aber trat dessen Gemahlin herein, in einem blauen Sammtrocke, mit goldenen Stücken und Perlen geziert. Sie war über die Maßen schön und rothwangig wie Milch und Blut, mehr groß, und runden Antlitzes. Wie sie nun Kaiser Karl lang mit Verwunderung angeschaut, fiel ihm ein, daß er irgendwo gelesen oder gehört habe, sie hätte im Nacken ein großes Mal gehabt. Er stand deßwegen von seinem Sitze auf, und ging zu ihr, um zu sehen, ob er auch das Wahrzeichen an ihr finden und also erkennen könnte, daß sich der Geist wahrhaftig in Beider Gestalt verwandelt habe. Sie stand stille, und beugte den Kopf und Hals, damit er das Mal sehen, und augenscheinlich erkennen könnte. Hierauf neigte sie sich vor ihm, ging zur Thür hinaus, und verschwand.

Also erfüllte Doktor Johannes Faust des Kaisers Bitte, trieb sonst noch viel lächerliche Abentheuer am Hof, und erlangte eine gute Verehrung, damit zog er fort.

Wien's älteste Schule bei St. Stephan,
im sechzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Von der dritten Klasse. Denjenigen, welche schon vollkommen lesen, und in Behandlung der Haupt-, Für- und Zeitwörter ganz geübt sind, werden die übrigen Theile der Rede vorgetragen. Diesen folgt hierauf das zweite Buch des Rivius von den fünf Deklinationen der Haupt- und Beiwörter, und das dritte von dem Geschlechte der Hauptwörter und von den unrichtigen und abweichenden Hauptwörtern. In der andern Stunde werden die nämlichen, aber mehrere und schwierigere Sentenzen des Culmann vorgelesen, welche die Schüler auslegen und wörtlich auswendig lernen müssen. Dann folgen durch eine halbe Stunde andere auserlesene und vortreffliche Sentenzen der besten Autoren, welche von der Heiligkeit des Lebens und von Vermeidung des Lasters handeln, die übrige Zeit wird mit den ersten Grundregeln der griechischen Sprache zugebracht.

Nachmittag. Um zwölf Uhr wird die Musik gehört, um 1 Uhr werden die von Sturm gesammelten kleineren Briefe des Cicero und hierauf das Büchlein des Erasmus von der Artigkeit der Sitten vorgelesen. Um zwei Uhr zeigen die Schüler vor, was sie zu Hause geschrieben; um drei Uhr wird ihnen ein Sprüchwort aus dem Erasmus, und eines von Salomo ausgelegt, und bleibt noch einige Zeit übrig, wird sie zur Uebung im Deklíniren und Konjungiren verwendet. In dieser Klasse beginnt die Uebung im Style, aber noch kindisch, nach dem Begriffe der Knaben, und dazu soll sie der Präceptor durch Belohnungen aufmuntern, welche den besten Uebersetzern gereicht werden.

Von der vierten Klasse. In dieser wird besonders die Grammatik gelehrt, die lateinische nämlich und griechische, nicht nur, weil in diesen zwei Sprachen Alles an das Licht gekommen, was zu wissen würdig, sondern weil auch eine mit der andern so verwandt ist, daß beide leichter mitsammen erlernt werden können. In der fünften Frühstunde wird täglich der Styl gebessert. Hier muß der Lehrer darauf Acht haben, daß die Knaben nachahmen lernen; er muß die einzelnen Fehler mit lauter Stimme zeigen, daß es nicht nur der Schreiber, sondern auch die Uebrigen hören können. Im Verbessern muß er immer sehen, die Knaben nicht zaghaft zu machen: er muß die Fehler mit großer Sanftmuth und Gelindigkeit darthun, einige sogar übersehen, und manches Mal den Fleiß und das Talent der Schüler loben. In der sechsten Stunde werden die übrigen Bücher des Rivius vorgelesen. In der siebenten hören diejenigen, welche größere Fortschritte gemacht haben, den öffentlichen Vortrag des Rektors in der bürgerlichen Schule. In der achten werden die leichteren Theile der griechischen Grammatik vorgetragen, denn die schwereren gehören dem öffentlichen Lehrer der griechischen Sprache zu, und dieses geschieht eine halbe Stunde; die übrige Zeit ist dem Auszuge der Dialektik gewidmet.

Nachmittag. Um zwölf Uhr müssen die Jüngeren bei der Musikübung, und die Uebrigen bei der Wiederholung des Rektors in der Stadtschule gegenwärtig seyn. Die

Digitized by Google

erste Stunde ist den Episteln des Cicero bestimmt, damit sie nähmlich vollständiger tradirt werden. Auch der Terentius wird gelesen, weil für Reinheit, Zierde und Eigenthümlichkeit der Rede kein anderer Autor so förderlich ist, dergestalt, daß selbst Cicero sich häufig der Worte desselben bedient. Die zweite Stunde ist frei. In der dritten werden die Eklogen Virgil's vorgenommen; hierauf folgt die Erklärung eines kurzen, sinnreichen Spruches, und den älteren Schülern werden ein Paar Worte, kleine griechische Sentenzen und Redensarten, bevor sie fortgehen, aufgegeben; auch werden die Georgica desselben Autors angefangen.

Das Werk des Johannes Rivius ist deßwegen in vier Theile gesondert worden, daß durch diese Eintheilung eine jede untere Klasse der oberen diene, und die Hand reiche, bis man von der untersten gleichsam stufenweise zu der höchsten hinaufsteigt. Am sechsten Tage muß sich jeder Zögling einer Prüfung über all dasjenige unterziehen, was er die ganze Woche hindurch gelernt hat.

Von der fünften Klasse. Diese hat einen öffentlichen Hörsaal, in welchem der Rektor mit den ihm zugesellten drei Magistern der freien Künste solche Autoren vorliest, aus denen nicht nur die Sprache erlernt, sondern auch der Geist unterrichtet wird, damit die Kenntniß der Sitten zugleich mit jener der Sprachen und Künste vermehrt werde.

Von den Uebungen. In Erlernung der Künste ist es nicht genug die Regeln zu hören, sondern es müssen auch Beispiele, Nachahmungen und Exercitien hinzugefügt werden. Der Lehrer muß daher vor Allem Sorge tragen, die Schüler zu üben, und ihnen Gebrauch von dem eingeschärfen, was er abgehandelt und gelehrt hat. In den literarischen Spielen sind zunächst zwei Uebungen anzuwenden: das mündliche Streiten (Disputiren) und das öffentliche Hersagen (Deklamiren). Auch muß Alles fleißig wiederhohlt werden. Diese Uebungen verschaffen dem menschlichen Verstand eine große Uebung, und gleichwie Kämpfer, eben so werden Jünglinge durch häufige Uebung behender.

Religionslehre. Weil die Religion die erste Sorge seyn muß, so wird in der untersten Klasse täglich gelehrt, was in der Elementar-Tabelle enthalten ist. In den übrigen Festvorträgen wird Nachmittag der Katechismus, dem Begriffe der Schüler gemäß, vorgenommen, das Evangelium lateinisch und griechisch ausgelegt, welches die Schüler des andern Tags vor und nach der Predigt hersagen müssen. Alle sind verbunden, die Predigt fleißig zu hören, damit sie immer neue Kenntnisse von Gott bekommen, die zur Verbesserung des Herzens und Lebens nothwendig sind.

Der Kantor. Da die zwölfte Stunde zu den Musikübungen bestimmt ist, hat der Kantor mit dem Stundenschlage zu erscheinen, und beginnt mit dem allgemeinen Gebete; von den übrigen Kollegen besorgt Jeder seine Klasse und geht nach der vorgeschriebenen Ordnung vor.

Betragen in der Kirche. Vorerst wird ernstlich anbefohlen, daß ehe der Kirchengang geschieht, alle und jede ohne Ausrede zur gehörigen Zeit in der Schule erscheinen und alsdann miteinander gehen. Bei dem Hinein- und Herausgehen muß jeder Lärm vermieden werden, und die Präceptoren der einzelnen Klassen werden sorgen, daß sich die Schüler während des Gottesdienstes ehrbar betragen, das Haupt entblößen, die Füße zusammenfügen, und bei Erforderniß niederknien. Das Herumlaufen und gegenseitige Besprechen ist verbothen, und eben so das Schlafen in der Kirche. Niemand darf vor Beendigung des Gottesdienstes fortgehen; auch muß ein Jeder einfache Kleider haben. Die Dekurionen haben den Auftrag, daß sie die dawider Handelnden in ihren Tabellen anmerken und an demselben oder folgenden Tage dem Präceptor bekannt machen, welcher hierauf nach Umständen die Strafen bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Am 20. November 1572 wurde zu Wien das Läuten bei dem Sanktus und der Wandlung eingeführt, und im Jahre 1592 vom Bischof Caspar Neubeck das Ave Maria als Zusatz zum Gebete des Herrn.

Kaiser Ferdinand I. pflegte bei unerwarteten Ereignisse n gerne zu sagen:

Accidit in puncto, quod non speratur in anno.

Als ihm aber eines Tages einer von seinen Räthen nachstehenden Vers entgegenstellte:

Perditur in puncto, quod non reparatur in anno

erwiederte er ruhig: »Ein eifrig Gebet, und weise, treue Räthe können dergleichen viel vorkommen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

56. Mittwoch, den 15. Juli 1836.

Reflexionen

über Geschichte, Geschichtsstudium und historische Charaktere.

Von J. B. Koelli.

Die Geschichte ist am Ende doch ganz allein das Magazin unseres Guten und Schlimmen.
Seume.

Was bei dem Studium der Geschichte Noth thue, und an welchen Gebrechen dieses leide, hat Herder in seinen Ideen zur Genüge dargethan. Allein seit ihm hat außer einem noch keiner diese Winke sich zu Nutze gemacht. Nimmt man diesen aus, sondert man noch von den übrigen Johannes von Müller ab, dessen freier eindringender Blick, dessen Ausführlichkeit (wo es der Gegenstand erfordert) ohne Breite, dessen gedrängte Kürze ohne dunkel zu werden, selten bei sonst einem anderen Geschichtsschreiber zu finden ist, könnten die meisten Historiker unserer Zeit den Israeliten und anderen orientalischen Völkern verglichen werden, die es für verdienstlich halten, die Gräber der Vordern zu besuchen, aber für ein Sacrilegium an der Ruhe der Todten ansehen, ein Grab zu öffnen, und gelte es auch ein furchtbares Verbrechen an den Tag zu bringen, oder sonst einen wichtigen Aufschluß zu erhalten. Daher sind die meisten Werke, die sie uns liefern, todte Monumente auf den Gräbern der Vorzeit, enthalten nichts als magere, zum Theil sogar parteiische Epitaphien der darunter Ruhenden.

Geschichte ist fast zu viel geschrieben worden. Jetzt sollte man einmal beginnen über Geschichte zu schreiben. Materie ist nur zu viel vorhanden, aber am Geiste fehlts. Wird man immer noch das Gedächtniß mit bloßen Daten, Zahlen und Namen anfüllen — Geschichte studieren heißen; wird man noch immer nicht anfangen, mehr kritischen Geist in die Geschichte hinein zu tragen, als bis jetzt geschehen ist; wird man noch nicht darauf Bedacht nehmen, wie die Geschichte in das praktische Leben einwirkt, und wie das Leben auf die Historie reflectirt, so wird diese auch noch ferner bleiben, was sie bis jetzt den Meisten gewesen: eine aus ungeheueren Massen, von hunderttausend Händen zusammengetragene Pyramide, zu keinem anderen Gebrauche, als zur Todtenwohnung geeignet.

Wie aber in dem Raume selbst der kleinste Punkt nicht unwichtig ist, indem man sich ihn als den Mittelpunkt des Universums, an den sich alle andern Punkte, die das Unermeßliche bilden, anschließen, denken kann, so ist auch in der Geschichte kein Zug ohne Bedeutung zu erachten. Es ist eine vielfach gemachte Bemerkung, daß aus den unscheinlichsten Ereignissen sich öfter die größten Umwälzungen entwickelt haben, und es ist nicht selten der Fall, daß ein Panegyriker durch einen einzigen unmerklichen Pinselzug an dem Gemälde seines Helden denselben in einem wahreren Lichte darstellte, als er selbst beabsichtigte, und wider Willen die ganze Charakteristik, an der er mit so vielem Kunst- und Kraftaufwand gearbeitet, Lügen straste. Daher dürfte das Unternehmen nicht ganz ohne Verdienst seyn, an einzelnen Momenten aus der Geschichte zu zeigen, wie man für die wichtigsten Sätze, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die Beweisgründe, ohne sich erst in lange Deductionen zu verlieren, in der Geschichte finden könne, und daß aus Begebenheiten, die wir kaum beachteten, Folgerungen zu ziehen sind, welche den Schlüssel enthalten, die verwickeltsten Probleme zu lösen. Bei dem Verfahren aber soll Wieland's: »Man ist nur falsch gegen sich selbst, wenn man nicht wahr gegen Andere seyn darf,« unsere Devise seyn.

Digitized by Google

I.

Die Nächstenliebe des Mittelalters, und die Philantropie unserer Zeit.

Als Guido, Herzog von Spoleto, im Jahre 889 zum Könige von Italien gewählt wurde, war der fünfte Artikel der Wahl-Capitulation, die er beschwören mußte, folgender:

Plebei homines et universi Ecclesiae filii, libere suis utantur legibus, ex parte publica, ultra quam legibus sancitum est, non exigantur, nec violenter opprimantur. Quod si factum fuerit, legaliter per comitem ipsius loci emendetur, si suo voluerit deinceps potiri honore. Si vero ipse neglexerit vel fecerit, vel facienti praebuerit assensum, a loci episcopo usque ad dignam satisfactionem excommunicatus habeatur[1]; und als im Jahre 1257, erzählt und Sigonius (De Regno Italiae lib. 19ᵐᵘˢ), die Guelfenstadt Bologna von mehreren gibellinisch gesinnten Städten einen vortheilhaften Frieden erhalten, nachdem sie dieselben gezwungen, die Partei des Kaisers zu verlassen, wurde von der Comune beschlossen, zum ewigen Andenken an dieses glückliche Ereigniß, und um Gott für diese außerordentliche Wohlthat zu danken, zur Belustigung des Volkes ein Pferderennen zu veranstalten, das jedes zweite Jahr wiederholt werden sollte. Aber eine gewiß schönere Stiftung, und ein Gott gefälligeres Werk, wurde durch den Präfecten der Stadt veranlaßt. Er machte nämlich dem Senate den Vorschlag, alle Leibeignen der Comune sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande frei zu geben, und von ihren Besitzern um einen gewissen Preis abzulösen. Der Vorschlag wurde einstimmig genehmigt, das Volk zusammen berufen, und ihm der Auftrag gegeben, daß jeder die Anzahl seiner Knechte angebe, und für dieselben das Lösegeld aus der Casse der Comune in drei Zahlungen empfange. Ohne Murren fügte sich jeder der Bürger diesem Befehle, die Knechte in der Stadt und dem Stadtgebiethe von Bologna wurden sammt Weibern und Kindern von dem Sklavenjoche befreit, und in die Zahl der freien Bürger eingetragen, daß sie an den Wohlthaten, und den Lasten der Comune Theil nehmen[2].

So dachten und handelten die Menschen des barbarischen Mittelalters. Aber die Barbarei dieser Jahrhunderte ist ein Spiegel, in welchem unsere hochcivilisirte Zeit ihre Schmach erblicken kann. Im neunten Jahrhundert muß ein König eidlich versprechen, die Rechte der Gemeinen, die ihnen die Natur zugestanden, heilig zu achten, und das schönste Privilegium, welches sich der Adel, für das Geschenk einer Krone ausbedingt, ist, die Garantie zu übernehmen, daß der König nie wage, diese Rechte zu verletzen; und um ihre Dankbarkeit gegen den Geber alles Guten auf eine würdige Weise kund zu geben, befreit eine Comune, auf den Vorschlag ihres edlen Präfecten, ohne Widerrede einstimmig, ihre Knechte. Das thaten Menschen aus dem Mittelalter, die nichts von Philantropie schwatzten, die aber täglich das schönste göttliche Geboth »den Nächsten, wie sich selbst zu lieben« nicht bloß mechanisch herableierten, sondern auch darnach handelten.

Was thut dagegen unsere gebildete Zeit? Sie schreibt und liest über Philantropie, und hat ausgedehnte Länderstrecken, in denen die Leibeigenschaft bis jetzt noch nicht aufgehoben ist, hat eine stolze Nation, die, wie ein Geitziger über seinen Schatz, über ihre Magna Charta wacht, und zu ihrer Schande sey es gesagt, eine Opposition bildete, als Wilberforce darauf antrug, den Sklavenhandel aufzuheben, dem sie bis auf den heutigen Tag noch nicht gänzlich steuern kann.

Das freiheitsstolze Amerika hat ein Philadelphia, und dieses Philadelphia hat Negersclaven! —

(Fortsetzung folgt.)

Wien's älteste Schule bei St. Stephan, im sechzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Von den allgemeinen Pflichten der Präceptoren. Unmittelbar nach dem Gesang wird der Ka-

1 Muratori Antiquitates medii aevi, Tom. I.

2 Inter Paganos referre, ist der Ausdruck in dem lateinischen Original, den wir mit »in die Zahl der freien aufnehmen« übersetzten; uns an die Erklärung haltend, welche Du Cange in seinem Glossarium (Tom. 5tus. Paris. Car. Osmont 1733) von diesem Worte gibt. Pagani, heißt es an dem angeführten Orte, apud Saxones dicti Pagenses centuales, qui scultetorum civili, Archipresbyterorum vero Ecclesiae jurisdictioni subsunt. Speculum Saxonorum lib. I artic. 2dus §. 2. Libertas etiam est tripertita, quorum primi Episcoporum Synodum quaerere solent, et hi Banniti dicuntur: Proprietarii summorum Praepositorum, Pagani autem Archipresbyterorum. Lib. 3. cap. 45. §. 7. Pagani vero seu Consualibus qui judicium scultesi quaerere solent quindecim solidi pro emenda et decem talenta loco verigeldi numerantur.

Digitized by Google

talog herabgelesen, damit man diejenigen erfahre, welche abwesend oder zu spät gekommen sind.

Die Neulinge, welche kommen, sind am ersten zu prüfen, damit man von ihren schon erworbenen Kenntnissen ein richtiges Urtheil fällen könne.

Die Präceptoren müssen fleißig, getreu, ehrbar, sittsam, fromm, ohne Makel seyn, die Tugend lieben, und die Laster hassen.

Sie müssen nach Art der Aeltern sich die Gunst ihrer Zöglinge zu erwerben suchen, und manchmal sie durch Geschenke aneifern.

Weder zu große Schärfe, noch zu viele Vertraulichkeit gebührt sich, die eine muß mit der andern gleichsam vermischt seyn. Einige sind ohne Antreibung nachlässig, andere werden dadurch unwillig, einige macht auch die Furcht verzagt.

Sie müssen keinen in eine höhere Klasse übergehen lassen, wenn er nicht in seiner Klasse vollkommen ist. Sie sollen keinen in die Schule aufnehmen, bis er nicht den Namen in die Matrikel gegeben hat.

Der Präceptor muß nach übernommenem Knaben an ersten dessen Talent und Temperament beobachten.

Diejenigen, welche gute Hoffnung geben, und meistens sich gut aufführen, sind gelinder zu behandeln; so wie die, welche aus Abgang oder Schwäche des Verstandes, oder aus vermuthlicher Unwissenheit fehlen, gelinder bestraft werden müssen. Jene aber, die aus Muthwillen oder bösen Vorsatz fehlen, sind durch schärfere Strafen zu rechte zu setzen.

Er muß darauf sehen, daß alle mit dem Schlage der Stunde erscheinen. Was die gegenseitige Verbindung betrifft, da müssen die Schüler einig seyn, einer den andern weder schmählen, noch heimlich beleidigen.

Die Präfekten, wenn sie mit den Knaben reden, müssen es im Latein thun bei den Verständigen, und zwar aus dem Grunde, damit sie den Schülern mit Beispiel vorgehen.

Wenn die Zeit der Zusammenkunft entweder der Präceptor oder der Schüler freventlich vernachlässiget, soll dieses nicht ungeahndet geschehen.

Sie müssen ohne Befragen des Rektors keine Veränderung machen.

Da die Jugend von Natur zum Uebeln geneigt ist, so muß der Präceptor nichts Schändliches, Geiles, Unflätiges vortragen, wodurch das zarte Gemüth könnte verderben werden.

Niemals soll mehr vorgelesen werden, als die Jugend auf einmal erlernen kann; so wie der Wanderer sich nach seinem Begleiter, so muß sich der Lehrer nach dem Schüler richten.

Und gleichwie es nützlich ist, in einer gewissen Zeit wenig auszulegen, hingegen in eben dieser Zeit sich fleißig zu üben (denn Plinius sagt: Es sey nichts nütze auf einmal viel, aber gedeihlich, das nämliche oft zu lesen), aus eben diesem Grunde ist es sehr gut, die Lehrzeit nicht über 4 oder 5 Stunden hinaus zu dehnen; denn die Fassungskraft der Knaben wird ermüdet, und sie werden durch die Menge der Lehrstunden zu sehr überladen.

So wie die zuviel angefüllten Gefäße eines engen Mundes die überflüssige Menge der Feuchtigkeit ausspeien, hingegen durch nach und nach einfließende angefüllt werden, eben so muß man darauf sehen, wie viel der Geist der Knaben ertragen kann.

Der Präceptor muß die vorgetragene Lektion mehrmal wiederhohlen, bevor er sie von den Knaben vortragen läßt, nachher lasse er solches den Dekurionen, und aus den übrigen dem einen oder dem andern thun, auf deren Fassungskraft er am mindesten Zutrauen hat.

Dieß ist auch bei dem zu beobachten, was auswendig herzusagen ist, wenn nämlich die Zeit zur Nachsagung Aller zu kurz würde, doch muß es dergestalt geschehen, daß ein jeder muthmaße, er werde aufsagen müssen, hiermit immer ein anderer, ohne Haltung einer Ordnung, entweder auswendig hersagen, oder die gehörte Lektion ohne alle Erwartung auslegen müsse.

Zur Interpretation soll eine halbe Stunde und zur Uebung in der Grammatik eben so viele Zeit angewendet werden.

Die Knaben sollen wegen dem Lernen nicht stark geschlagen werden; man soll ihnen vielmehr schmeicheln, und nur manchmal sie mit Worten schrecken, als wenn die Strafe gleich nachkäme.

Die etwas älter sind, daß sie durch die Ehrbegierde aufgeweckt werden können, müssen ermahnet werden, was es für eine Schande wäre, wenn sie der Mühe nicht entsprächen, und wenn sie fauler und langsamer wären als die andern. Solche Ermahnungen zur Zeit angewendet, wirken bei edlen Gemüthern, daß, wenn sie einen einmal

Digitized by Google

zum Studieren angereitzet haben, auch nicht zulassen, daß derselbe von seiner Pflicht abweiche. Selbst Sokrates glaubte keine andere Bestimmung des Unterrichtes sey, als in den Gemüthern der Jünglinge die Liebe zur Tugend und Weisheit zu erwecken.

Die Präceptoren sollen sich nicht für entschuldiget halten, wenn sie sagen, daß die Knaben nachlässig sind; denn die Pflicht des Präceptors ist, zu bewirken, daß sie fleißig werden.

Die ihre Schuldigkeit thun, sollen gelobt, und die nachlässigen ermahnet werden, daß sie in Zukunft fleißiger werden.

Es wird auch nicht übel seyn, wenn die Schüler der nächsten minderen Schule, mit jenen der höheren verglichen werden, damit letztere um so mehr beschämt werden, wenn sie das nicht könnten, was die untern wissen.

Indem die Präceptoren einige anhören, oder unterrichten, müssen sie auch darauf sehen, daß die übrigen ihre Aufgaben zu Stande bringen.

In ihrer Amtshandlung müssen sie einzig darauf sehen, daß alles reinlich, getreu, ohne Schläfrigkeit, ohne Bitterkeit und Neid bei den Knaben in Verwahrung genommen werde.

Nach geendigten Lesungen, werden die Schulhändel beurtheilet, damit, wenn einige abwesend sind, oder ohne Erlaubniß später kommen, oder was anders verbrochen haben, mit angemessenen Strafen beleget werden. Nachher wird das gewöhnliche geistliche Lied abgesungen, Gott für den Fortgang der Studien gedankt, und erlaubt fortzugehen. Da hier Auflauf und Verwirrung entstehen kann, so müssen sie Paar und Paar entlassen werden; vor der Entlassung aber sind sie zu ermahnen, daß sie sich sittsam und still nach Hause begeben sollen, und die Benachbarten mitsammen gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Dunkle im Monde halten die Wallachen für einen leibhaften Wallachen neben einem Dornstrauch. Dieser hatte nämlich eine Kuh gestohlen, und zum Unglück war es bei hellem Mondscheine, als er angehalten wurde. Er läugnete und verhammte sich, daß, wenn er schuldig, ihn der Mond hinaufziehen sollte. Es geschah: der Mond zog ihn nebst dem Dornstrauch, bei welchem er eben stand, an sich, und da steht er nun allen Dieben zur ewigen Warnung.

Ueber die Schöpfung der Welt erzählen sie: Im Anfange war alles Wasser. Gott schickte den Erzengel Gabriel in die Tiefe, Sand von dem Grunde der Wasser herauf zu holen; bis aber Gabriel zur Oberfläche des Wassers zurück kam, hatte ihm das Wasser allen Sand aus den Händen gespült, und nur unter den Nägeln seiner Finger waren noch einige Körnchen geblieben. Diese wenigen nun hieß Gott wachsen, und die Erde breitete sich wie ein Kuchen auf den Gewässern aus. Ein Igel unter dem Gesträuche sagte, Gott möchte ihm nun auch eine anständige Decke geben; Gott that es, und so ist unsere Erde, so wie sie jetzt ist, entstanden!

—m—

Als im Kriege 1741 die Russen mit ihrer Armee einige Bewegungen gegen das Hollsteinische machten, schrieb der König von Preußen seinem Minister am französischen Hofe, Milord Marschall, er möchte dem Staatsminister beibringen, daß es gut seyn würde, wenn der König von Frankreich, um den Grund dieser Bewegungen zu erfahren, dem Petersburger Hof Vorstellungen machen ließe. Der französische Staatsminister antwortete dem Milord Marschall, daß er sich verwundere, wie der König von Preußen von einer solchen Macht, wie Rußland wäre, etwas befürchte: sie könnte ja kaum 30 tausend Mann ins Feld stellen. Milord Marschall versetzte hierauf, Seine Excellenz hätten wohl keine ganz sichere und genaue Kenntniß von dem Zustand und der Macht des russischen Reichs; er wolle nächstens eine Generalkarte dieser Monarchie mitbringen. Acht Tage darnach kommt Milord Marschall zu dem Staatsminister und bringt, um ihm die Ueberzeugung von der Größe und Macht des russischen Reiches zu geben, die versprochene Karte Rußlands mit. »Mein Gott,« entgegnete jetzt der französische Minister, »das wußte ich ja Alles so gut, wie Sie Milord — aber glauben Sie denn, daß eine Arianerin, wie die russische Kaiserin ist, die Ruhe von Europa stören könne?« Der Milord war sehr betroffen über diese Antwort, und berichtete Alles von Wort zu Wort an seinen König. Dieser befahl ihm aber, er sollte sich nicht weiter mehr mit demselben Staatsminister in Conferenzen einlassen, sondern warten, bis der französische Hof einen andern ernannt haben würde, der wenigstens einige Kenntnisse von den auswärtigen Mächten hätte!

—m—

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

57. Sonnabend, den 16. Juli 1836.

Reflexionen
über Geschichte, Geschichtsstudium und historische Charaktere.

Von J. B. Koelli.

(Fortsetzung.)

II.

Kaiser Friedrich II., und Petrus Vinea. Alexander der Große, und sein Arzt Philipp.

> Qui aliquorum merita, virtutes et bona opera manifeste cognoscit, si scribere vel aliis nuntiare pigritatur, eidem macula desidiae non desinit irrogari.
>
> Gerar. Maurisius.

Im Jahre 1249, erzählt Sigonius im 18ten Buche seiner Geschichte von Italien, hatte sich der Kaiser Friedrich der Zweite aus der Lombardei nach Apulien zurückgezogen, und erkrankte im Monate Februar desselben Jahres. Als dieser im Begriffe war, eine Arzenei zu nehmen, die ihm sein vertrautester Freund Petrus Vinea bereiten ließ, beschwor ihn seine Umgebung, Vinea nicht zu trauen, da sich verschiedene Umstände ergeben, aus denen man schließen könne, daß Vinea Verrath sinne. Darauf trat Vinea mit dem Arzte ein, welcher die für den Kaiser bestimmte Arzenei trug. Als dieser sie ihm darreichen wollte, sprach der Kaiser: »Meine Freunde, seht euch vor, daß ich in dieser Arzenei mir nicht den Tod trinke.« »»Mein kaiserlicher Herr,«« erwiederte Vinea hierauf, »»Ihr habt Euch so oft der Hülfe meines Arztes bedient, warum wollt Ihr ihm gerade jetzt mißtrauen?«« Worauf der Kaiser dem Arzte befahl, ihm den Becher zu reichen, während er seine Blicke fest auf denselben heftete. Da aber die Arzenei auf Vinea's Betrieb wirklich vergiftet war, regte sich das Gewissen des Arztes, er that als strauchelte er, und verschüttete den größten Theil der Arzenei. Dieß erregte Verdacht, der Trank wurde untersucht, wirklich vergiftet befunden, und der Arzt, wie er es verdiente, bestraft. Vinea aber hielt selbst Gericht über sich, indem er sich den Kopf an einer Säule zerschmetterte; und als Friedrich das traurige Ende seines einstigen Freundes hörte, weinte er bittere Thränen dessen Schicksals, über das er sich lange nicht trösten konnte.

Wem fällt nicht bei diesem Zuge aus der Charakteristik Kaiser Friedrich des Zweiten ein ähnlicher aus dem Leben Alexander des Macedoniers ein? wie vielmal mußten wir nicht seit unserer Kindheit die Geschichte Alexanders und seines Arztes Philipp herableiern, und dabei des ersteren Heldenmuth ad nauseam usque preisen hören? Ich aber kann mich keineswegs erinnern, bei dem Unterrichte in der Geschichte, den ich vieljährig und mit Vielen zugleich genossen, von irgend einem auf den obigen Zug aus der Geschichte Friedrich des Zweiten und seines Freundes Vinea nur mit einem Worte aufmerksam gemacht worden zu seyn. Und doch wie viel mehr Seelengröße gehörte nicht dazu, unter Umständen, in welchen Friedrich der Zweite lebte, einem Menschen zu trauen, als Alexander vonnöthen hatte, einem treu bewährten Diener nicht zu mißtrauen? Und wie zwergartig erscheint nicht gegen den deutschen Kaiser, der noch für den Freund, der ihn verrathen, Thränen hatte, der große Grieche, der im Wein- und Zornrausche, eines kindischen Gezänkes willen, seine besten Freunde und fähigsten Rathgeber ermordet, und hinterdrein greint wie ein Kind, dem man seine Puppe genommen! Wieder ein Beweis, wie man bei dem Studium der Geschichte zu Werke geht. Wir stellen die Pyramide auf die Spitze. Das Entfernte, längst Versunkene reitzt unsere Aufmerksamkeit, was uns nahe liegt, unserem Herzen verwandt ist, wird nicht beachtet.

Wer mit seinem engbegränzten Horizont die Welt für abgeschlossen hält ist ein Thor. Wer aber sich als den Mit-

Digitized by Google

telpunkt seines Geschichtskreises, seinen Gesichtskreis als den Mittelpunkt der Welt betrachtet, erst sich, dann seine Umgebung kennen lernt, und endlich hinausstrebt zu erfahren, was es denn noch hinter den Bergen zu sehen gibt, der handelt klug. So mit dem Studium der Geschichte. Erst soll man die Geschichte seines Vaterlandes kennen lernen, aber genau kennen lernen — also der Deutsche deutsche Geschichte, dann studiere man die Staatengeschichte, hierauf die Urgeschichte, und erst wenn man die Theile hat, setze man dem Ganzen den Kopf auf mit dem — Studium der Universalgeschichte.

III.

Den rechten Augenblick erfaßt!

Auch der stärkste Geist hat seine schwache Seite, und der consequenteste Mensch hat seine Augenblicke, in welchen man sein System mit einem Hauche über den Haufen stürzen kann.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, und reißt zur Bewunderung für die Wege der Vorsehung hin, daß sie, wie die Natur, neben den heilsamsten Arzeneien die schädlichsten Gifte hervorbringt, die wieder in Dosen von Decimaltheilchen wohlthätig wirken, öfter dem erleuchtetsten Geiste eine geringe Portion Aberglauben beimengt, die ein Verständiger als Popanz benützen kann, ihm gewisse Dinge abzuängstigen, wozu er ihn auf dem Wege der Ueberzeugung mit den schlagendsten Beweisgründen nimmer gebracht hätte.

Dafür wieder ein Beleg aus der Geschichte.

Nichts konnte Alboins, des Longobardenkönigs, Siegerlauf in Italien hemmen, das ganze Land war bereits unter seiner Bothmäßigkeit, nur Ticinum (Pavia) widerstand seiner Macht durch volle drei Jahre. Da entbrannte der König im Zorne, und schwor die Stadt zu zerstören, die Einwohner erbarmungslos zu tödten, so bald er sie in seine Macht bekommen haben würde. Nachdem die Stadt enge eingeschlossen wurde, und auf Ersatz nicht mehr hoffen durfte, ergab sie sich dem Könige auf Gnade und Ungnade. Als der Sieger in die Stadt einzog, stürzte das Pferd unter ihm, und konnte lange nicht zum Aufstehen gebracht werden, was der König als ein böses Omen ansah. Diese Gemüthsverfassung benützte einer aus der Umgebung desselben, um ihn milder gegen die Stadt und ihre Bewohner zu stimmen. Vermuthlich hatte dieser an sich oder Anderen die Erfahrung gemacht, daß das Herz nie geneigter sey, besseren Gefühlen nachzugeben, als in den Momenten, in welchen es in den Flammen einer Vorahnung seines eigenen traurigen Geschickes geläutert wird. Einen solchen Moment erfaßte er, und seine Erfahrung täuschte ihn nicht, denn es gelang ihm von dem Könige zu erhalten, daß er seinen Feinden gnädig verzieh, und die Stadt sogar zu seiner Residenz erhob. Alleiu es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Alboin selbst, den vorschnellen Eid bereuend, froh war, einen Vorwand gefunden zu haben, von einem einmal gefaßten Entschlusse, der mit seiner Menschlichkeit im Konflicte stand, abstehen zu dürfen. Denn er war nach Sigonius Zeugnisse nichts weniger als ein Tyrann, vielmehr war er ein menschenfreundlicher Fürst, von dem der erst angeführte Geschichtsschreiber im ersten Buche seiner Geschichte Italiens also spricht: „Fuit Alboinus vir acer et prudens, et ut in gentili ac longobardo homine *summa clementia*, dignus certe, qui propter regnum hoc institutum, virtutis hanc ferat fructum, und schließt die Geschichte dieses Königs mit folgenden Worten: „Alboino ex rebus humanis sublato ingens Longobardos moestitia incessit, neque enim facile parem ac virtute as sapientia recepturos credebant.

Das ist aber der Lohn, den die Geschichte ihren Freunden bietet, daß sie für jeden vorkommenden Fall im Leben ein Beispiel und Verhaltungsregel bereit hat. Durch sie lernt man erst das Nil admirari des Weisen, da dem Geschichtskundigen so etwas leicht nicht unerwartet kommt, weil er aus der Geschichte gelernt, jede Begebenheit als das nothwendige Consequens aller Antecedentien zu betrachten; und das viel besprochene Divinationsvermögen eines berühmten österreichischen Staatsmannes des vorigen Jahrhunderts war das Resultat seiner ungemeinen Geschichtskenntnisse, durch die sein Blick geschärft wurde, die Vergangenheit und die Gegenwart nie aus dem Auge zu lassen, was ihm der Schlüssel wurde, der ihm die Zukunft aufschloß.

(Schluß folgt.)

Wien's älteste Schule bei St. Stephan,
im sechzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Von den Pflichten der Skolastiker in der Schule. Da die Schulen die Werkstätte der Frömmigkeit, Tugend und Weisheit sind, so muß darin Alles mit Anstand geschehen.

Digitized by Google

Zur bestimmten Zeit der Zusammenkunft muß sich keiner die Freiheit nehmen auszubleiben; wenn ein Hinderniß eintritt, muß Erlaubniß genommen werden.

Die zur Schule Gehenden müssen sich weder auf der Gasse, noch in dem Vorhof aufhalten, und ist in diesen Orten nach dem Beispiel der Müssigen spazieren zu gehen verbothen. In der Schule nimmt ein Jeder den Platz ein, der ihm von dem Präceptor angewiesen ist.

Es ist ernstlich verbothen, daß jemand vor der Lesungszeit herumschweife, zanke, oder anderes Geräusch verursache. Während der Vorlesung müssen Gemurmel, Scherze, Schläfrigkeit, und andere Sachen, Beleidigungen, Geräusche, und alles was einen Schein eines Tumults hat, vermieden werden. Vor geendigter Lesung soll Niemand ohne Erlaubniß aus der Schule gehen.

Zu Ende der Schule muß das vorgeschriebene Lied einstimmig gesungen werden. Beim Fortgehen aus der Schule soll jeder, ohne sich irgendwo aufzuhalten, gerade nach Hause gehen.

Die Kleider müssen nicht über die Achsel hängen, sondern angezogen getragen werden, damit sich der Schüler von dem gemeinen Volk unterscheide.

Die Präfekten und die Dekurionen haben den Auftrag, es bei den dawider Handelnden zu ahnden, und sie den Professoren anzuzeigen, von welchen sie sodann gestraft werden.

Da in Schulsachen die Immunität bewilliget ist, so haben die Schüler sich zu Hause zu halten, und nicht auf der Gasse herumzuschwärmen, außer es fordert dieses ein häusliches Geschäft.

Von den Novizen. Diejenigen, welche die Schule besuchen wollen, müssen zu dem Rektor gehen, ihn bitten, ihre Namen unter jene der Schüler einzuschalten, und versprechen, sich den Gesetzen unterwerfen zu wollen.

Von den Vakanzen. In der zweiten Stunde wird den Schülern der vier untern Klassen die Ruhe gestattet, daß sie einigermaßen sich erhohlen, und gleichsam durch Zwischenräume das Gelernte nach ihrem Belieben wieder vornehmen können. Die Unsittlichkeit, Nachlässigkeit und übrigen Vergehungen der Schwätzer und Unruhigen werden entweder mit gelinden Schlägen, oder um die Schuld zu tilgen mit einer Aufgabe außer der Ordnung gestraft.

Von den Spielen der Schüler. Da es allen nicht möglich ist, immer ruhig zu seyn, so gestatten wir unter folgenden Bedingungen einige Spiele.

Die Würfel, Karten und andern schändlichen Spiele sind verbothen; eben so ist untersagt auf der Gasse, oder dem Kirchhofe zu spielen.

Um Geld zu spielen, wird nicht erlaubt, weil das Spiel nicht zum Gewinn, sondern nur zur Erhohlung gestattet wird.

Von einigen andern Verbothen. Wir verbiethen an ersten alles Gotteslästern, alle Verwünschungen, Schwüre, Lügen, Diebereien, verrufene Bücher, Unbilden, Verbindungen, Gemeinschaften; und untersagen auch den gesammten Schülern den Gebrauch des Verkaufens, Verschenkens, und anderer Contracte.

Zur Sommerszeit verbiethen wir den Knaben den Genuß der Früchte um den Monat Juli, besonders in der Schule. Zur Winterszeit aber das Schneeballenwerfen, das Schleifen auf dem Eise wegen der großen Gefahr, dann den Tanz, wenn die Schüler nicht eigens eingeladen werden.

Von dem Amt der Pädagogen. Denselben sind vier Tugenden nothwendig: Fleiß, Treue, Höflichkeit und Ehrbarkeit.

Auf den Gässen müssen sie bei denjenigen bleiben, welche ihnen anempfohlen sind, so daß sie selbe im Aus- und nach Hausegehen begleiten, und auch fleißig ermahnen, was sie thun sollen.

Zu Hause müssen sie auf die Knaben Acht geben, nicht aber in der Schule, außer wenn die Präceptoren gegenwärtig sind, und es erlauben, indem dieser Ort andern anvertrauet ist. Wir verbiethen auch, die Schüler ohne Erlaubniß in die Schauspiele und Komedien zu führen.

(Schluß folgt.)

Kurze Darstellung

des Gewerbfleißes, der Industrie und des Handels im k. k. salzburg. Pfleggerichte Radstadt im Pongau.

Von Pillwein.

Drei und zwanzig Stunden von Salzburg, im Nordwest von St. Johann, im Nord von Werfen begrenzt, im Ost durch den Bergpaß Mandling vom Judenburgerkreise des Herzogthums Steyermark, im Süd durch den Radstadter Tauern vom Lungau geschieden, und von der Ens durchschnitten, breitet sich das k. k. Pfleggericht Radstadt im östlichen Gebirgslande Salzburg aus.

Digitized by Google

Den größten Reichthum davon machen Holz, Eisen, Hornvieh, Pferde u. s. w. aus. Das Holz wird nach seiner Verkohlung zu dem einträglichen Eisenwerke in der Flachau benützt, oder nach Radstadt und anderen Orten verhandelt. Vor Allem aber soll unsere Aufmerksamkeit der Gewerbs- und Productionsstand dieses Pflegegerichtes, von dem man bisher noch ziemlich wenig kennt, in Anspruch nehmen. Die Central-Uebersicht davon liefert zum Hauptresultate 195 Gewerbe. Außer den ohnehin bekanntern, wovon die nothwendigsten für die täglichen Bedürfnisse der Bewohner auch die zahlreichsten sind, führen wir namentlich an: 1 Apotheke (in Radstadt selbst), 3 Brauer, 1 Buchbinder, 1 Eisenhandlung, 2 Fleischlecher, 6 Fuhrmänner (mit Salz-, Eisen-, Kohl- und Holzverführen ganz besonders beschäftiget), 2 Glaser, 1 Gürtler, 1 Hafner, 1 Hammerschmid, 1 Handschuhmacher, 5 Handelsleute mit verschiedenen Waaren, 1 Hutterer, 1 Kalkbrenner, 2 Klampferer (Spängler), 21 Klein-Krämer, 1 Kupferschmid, 1 Lebzelter, 1 Mahler, 1 Messer- und 1 Nagelschmid, 1 Oehlstampfe, 1 Posamentirer, 1 Pottaschensieder, 6 Sägemüller, 1 Sattler, 2 Schlosser, 1 Seifensieder, 2 Tischler, 1 Tuchscherer, 1 Uhrmacher, 16 Wagner, 14 Weber, 1 Weißgärber, 1 Zimmermeister.

Vom Allgemeinen mehr in das Detail gegangen, begegnet uns Folgendes: In der Pfarre Altenmarkt (1 St. von Radstadt) flechten viele arme Weibspersonen Hüte aus Stroh, allein es fehlt ihnen an gutem Materiale, und auch an Kenntniß, um gangbare Waare zu liefern.

Unweit von diesem Haupt-Pfarrorte des ganzen Pflegerichtes befindet sich an der Urbais die Salniter siederei des Bartholomäus Bitterfam. Er bezieht das Holz zu 1 fl. 30 kr. R. W. für die Klafter, und die Asche zu 9, 10 bis 12 kr. pr. Metzen. Zum Betriebe erhält er einen Grab-, Sud- und Fuhrknecht mit einem Aufwande von 649 fl. 20 kr. Es werden jährlich 17 Zentner zu 45 fl. erzeugt, also ist der Bruttovertrag dieses Gewerbes 765 fl., der reine Gewinn 115 fl. 40 kr. Der Absatz geschieht an das k. k. Militär in Salzburg.

Eine Pulvermühle, welche sich unweit von da befand, ging um 1810 in die Luft, und erstand nicht wieder.

Bei Enswald (1/4 St. von Radstadt) wurde noch um 1790 im Kieuleitengraben auf Silber gebaut.

Bei Gasthof (1 St. von Altenmarkt) baute man um 1800 auf Schiefer. Man verführte denselben in das landesherliche Bläshaus nach Werfen.

Vor 1804 baute man bei Schwemmberg (1/4 St. von Altenmarkt und Radstadt) in der Oberbuchsteinalpe auf Eisen.

In der Zauch (1/4 St. von Altenmarkt, 1 von Radstadt) befindet sich in der Leiten und in den Holzschachen des Gutes Brandstatt ein noch unbekannter, krystallisirter Feldspathbruch.

Im Vikariate Filzmoos (3 St. von Radstadt, 4 von der Gosach im Salzkammergute) bauet der landesherrliche Handel von Flachau im Hachegg seit 1809 auf Eisenerz. Eine vormahls da gestandene Sensenschmiede ward heimgesagt.

In der Vogelhalle des Vikariats Forstau (2 St. von Radstadt) wurde vor Alters ebenfalls auf Eisen gebaut.

Zu Vordertaurach (1/2 St. von Radstadt), wo sich jetzt die Holzlände des Magistrats von Radstadt befindet, sollen vor Alters Bergwerksgebäude gestanden seyn, um das aus dem Tauerugebirge gewonnene Eisenerz zu bearbeiten.

Zu Hintertaurach (2 1/2 St. von Radstadt) baute man vor 1819 im Seekahr auf Silber und Kupfer.

In der Ensalpe, im Neukahr und im Schwarzen wurde einst (besonders im Neukahr) mit gutem Erfolge auf Eisen gebaut.

Vor 1819 ward in der Laimbachähe (in der Ortschaft Aigenberg 1/4 St. von Flachau, 1 1/4 von Radstadt) ein Versuchbau geführt, aber wahrscheinlich wegen zu geringer Ausbeute an Eisen wieder aufgelassen. Ein reizend schönes Thal bildet die Flachau (1 1/2 St. von Altenmarkt, 2 von Radstadt). Am Eingange ist es weit und hat die schönsten Felder und Ebenen. Wo sich das Thal verengt, steht das berühmte k. k. Hüttenamt Flachau. Das landesherrliche Verwesshaus ist mit einer Meierei im eleganten Style aufgeführt, die große Anzahl der übrigen landesh. Fabrikgebäude solid, zweckmäßig und manches nach dem neuesten Reviorement gebaut. Da werden alle Gattungen Renneisen und Stahl auf das reinste erzeugt und bearbeitet. Man fabricirt jährlich 63000 fl. im Werthe und verbraucht an inländischem Materiale (dem Producenten zum erfreulichen Vortheile) jährlich 4000 fl. Der Absatz an Eisen im Bezirke von Radstadt beträgt jährlich bei 150 Zentner; alles übrige wird nach Salzburg rc. geliefert. Hierauf verwandelt sich die üppige Scene in eine ihrer Natur nach eben so wohl gezeichnete Alpengegend. Zu beiden Seiten stehen hohe Gebirge, an welchen sich die schönsten Bauerngüter bis in das Tiefste des Thales herabziehen. Im Hintergrunde desselben erhebt sich das stattliche Penzeckergebirge und theilt das Thal in die Seitenthäler: westlich in das eigentliche Ensthal, östlich in die Schüttpachalpe, von der sich südlich gegen Pleißling und westlich das Marbachthal öffnet. Auf der Schüttpachalpe zeigte sich einst Blei in solcher Menge, daß die Bauern ihre Kugeln davon zum Schießen gossen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

58. Mittwoch, den 20. Juli 1836.

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

Von Andreas Schumacher.

Wenn die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens auch längst hinreichend anerkannt wäre, so daß der Ausspruch des Apostels in dieser Beziehung als allgemeine Richtschnur gälte, was der Fall nicht ist, so könnte man doch insbesondere den Historiker nie genug aufmerksam machen, daß er — bei allem Studium, bei allem Eindringen in seinen Gegenstand, bei der umfassendsten Anlage seiner Forschungen, außer trockenen Thatsachen selten mehr als die getrübten Ansichten einer in Parteiungen getheilten Vorwelt, willkührliche Auslegungen, träumerische Ergänzungen unter der Einwirkung der Zeit zerbröckelnder Monumente, und beinahe niemals die echten Beweggründe, den wahrhaften psychologischen Thatbestand überkommt! Darum sind die Aussprüche von Jahrhunderten, von hundertfachen Zeugnissen bestätigte Ereignisse, Ansichten über die wichtigsten Momente unablässig der Gegenstand späterer Anfechtungen geworden, wobei wir nur auf die Geschichte der schottischen Maria, auf die noch jetzt schwebende Verhandlung über Wallenstein, auf die Verhängnisse des unglücklichen Demetrius, auf den Prozeß der Johanna d'Arc, auf die Geschichte des Infanten Don Carlos, kurz auf die Schicksale all jener geschichtlichen Momente und Personen hinweisen wollen, die Schiller's Genius zur poetischen Verklärung emporgehoben. Welcher Widerstreit der Parteien und Ansichten! Welcher Widerspruch der Thatsachen selbst! Am schlimmsten jedoch von Allen steht es mit der historischen Begründung des Wilhelm Tell.

Es hieße eine engherzige Ansicht von dem Wesen der Poesie haben, wenn man um der Schönheit der schimmernden Oberfläche willen, sich der Erforschung der Wahrheit entgegen setzen wollte. In der Geschichte ist die Wahrheit allein die echte Poesie. Zwar kann die Erkenntniß, daß man da oder dort in einer Lieblingsidee getäuscht worden, immerhin mit dem Erwachen aus einem schönen Traume verglichen werden; dessen ungeachtet wird man vielleicht zugeben, daß der wache Zustand allein derjenige ist, von dem wir die Befriedigung unserer Vernunft und die klare Ansicht von dem zu erwarten haben, was einer durch Verhältnisse bedingten Existenz entspricht.

Es ist zu spät, den damaligen Machthabern der Schweiz ein Compliment zu machen. Sie sind bei Morgarten und Sempach unter den Aexten der Bauern gefallen. Die Geschichte hat es hier mit sich selbst auszumachen, sie geht Niemanden aus dem Wege, sie fördert keine materiellen Interessen, aber sie spricht als Richterin der Vergangenheit und fordert Wahrheit. — Ohne Zweifel wird es alle Freunde der Schiller'schen Muse interessiren, die Ergebnisse der neuesten Forschungen über den geschichtlichen Theil des Tell zusammengestellt zu finden, sollten diese auch der bisherigen Annahme völlig widersprechen. Vielleicht wendet uns jemand ein: »Die Geschichte, die heute auf dem Standpunkte steht, kann morgen auf einem andern erscheinen, gewiß ist es, so viel kann man allerdings behaupten, daß nicht alle Hülfsmittel, deren Johannes Müller und andere schweizerische Geschichtsschreiber sich bedienten, noch öffentlich bekannt geworden sind, und so wie Kopp der wichtigste Gewährsmann für die neueste Ansicht, die Urkundensammlung über die Eidgenossenschaft mit wichtigen Dokumenten vermehrt und bereichert hat, so können ja auch andere in die Lage kommen, achtbare Belege ihrer Meinung aufzustellen.«

Die Sage vom Apfelschuß des Tell ist übrigens nicht bloß in neuester Zeit, sondern eigentlich immer in Zweifel gezogen worden. Die Existenz Geßlers fällt nach Kopp völlig hinweg, und uns erübrigt also nur sehr wenig, was durch Aufstellung von Thatsachen noch gerettet werden

Digitized by Google

könnte. Ja, ginge ein Zweifler recht weit, er könnte erst noch den historischen Beweis für die Existenz jenes Tell fordern, an den die Sage so schöne Momente knüpfte, und wir werden im Verlaufe unserer Darstellung sehen, daß dieser Zweifel allerdings schon aufgeworfen und keineswegs in dem Maße zurückgewiesen worden ist, wie es zur Begründung einer eigentlichen historischen Persönlichkeit nothwendig wäre. Denn unser Begriff von einer Persönlichkeit muß außerordentlich einschrumpfen, wenn die Ereignisse, in denen sie auftritt, geläugnet werden, und ihr Name selbst als ein Gemeingut Mehrer erscheint, so daß für ihre Begründung nichts erübrigt als örtliche Denkmäler und die auf Tradition gestützten Zeugnisse späterer Schriftsteller.

(Fortsetzung folgt.)

Reflexionen

über Geschichte, Geschichtsstudium und historische Charaktere.

Von J. B. Koelll.

(Schluß.)

IV.

Unulf.

Fürsten haben keine Freunde, können keine Freunde haben, sagt Lessing, dem aber widerspricht die Geschichte.

Die Brüder und Longobardenkönige, Pentarit und Gundebert, befehdeten einander. Um seinem Bruder überlegen zu werden, trug Gundebert dem Herzoge von Benevent, Grimoald, die Hand seiner Schwester an, wenn er sich mit ihm gegen seinen Bruder Pentarit verbinden wollte. Grimoald nahm diesen Antrag an, rückte bis Piacenza vor, tödtete Gundebert, heirathete dessen Schwester, verjagte Pentarit aus Mailand, und ließ sich zum König der Longobarden krönen.

Als Pentarit lange herumgeirrt war, ohne ein bleibendes Asyl zu finden, entschloß er sich zu dem verzweifelten Schritt, sich Grimoald auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und schickte deßhalb seinen einzigen ihm treu gebliebenen Freund Unulf zu Grimoald, um mit ihm zu unterhandeln. Dieser versicherte den vertriebenen König seines Schutzes, und Pentarit begab sich nach Pavia, wo Grimoald sein Hoflager hielt. Als aber bei Pentarits Einzug in diese Stadt alles herbeiströmte, den Heimkehrenden zu begrüßen, hielt sich Grimoald in seinem Reiche nicht mehr sicher, so lange Pentarit noch lebte, und entschloß sich daher diesen aus dem Wege räumen zu lassen. Dieses erfuhr Unulf, und fand Gelegenheit, mit Gefahr seines eigenen Lebens Pentarit zur Flucht behüflich zu seyn, ohne jedoch selbst diesem folgen zu können. Pentarits Flucht und deren Bewerkstelliger konnte dem Usurpator nicht lange verheimlicht werden. Allein dieser zürnte deßhalb Unulf nicht, sondern gerührt von der seltenen Treue, erlaubte er ihm sich zu Pentarit zu begeben.

Der Vasall aber, der seinem unglücklichen Herrscher die Treue bewahrt, war auch sicher sein aufrichtiger Freund, als ihm noch das Glück lächelte, und die Geschichte beweist, daß auch Fürsten Freundschaft schätzen, und Freunde haben können, wenn sie nur welche haben wollen.

Wien's älteste Schule bei St. Stephan,

im sechzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Von den Pflichten der Präfekten, Dekurionen und Unter-Dekurionen. Es sind auch bei den Knaben, wie bei dem Militär gewisse Dienste nothwendig.

Der erste Präfekt ist der Inspector, und von dieser Gattung ist in jeder Klasse nur einer nothwendig. Ihm ist der Katalog überlassen.

Daher merkt er auf die Abwesenden, die zu spät Kommenden, die sich Entfernenden, die Unruhigen, und macht selbe entweder freiwillig oder auf Verlangen den Präceptoren kund. Dieses wird ein wochentliches Amt seyn, und alle Woche verändert werden, dergestalt, daß der nach der Ordnung des Kataloges folgende es zu seiner Zeit zu versehen hat.

Dekurio ist derjenige, welcher unter 10 den ersten Platz einnimmt. Es sind also so viel Dekurionen, als Bänke mit 10. — Die Dekurionen müssen im Aufsagen und Auslegen die ersten seyn; sie müssen gemeinschaftlich mit dem Präfekten darauf sehen die Unruhigen vorzumerken, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der Präfekt allein alles übersehen kann.

Subdekurio ist derjenige, welcher dem Dekurio am nächsten ist, und sind demnach so viel Sub- als Dekurionen. Seine Pflicht ist, daß er die Hälfte der Dekade (die

Digitized by Google

Bank von 10 Schülern) gleichsam als Zeuge aushöre, damit die Dekurionen nicht zu viel Arbeit haben.

Es ist ihnen zwar mit Erlaubniß gestattet, daß sie im Falle der Noth ausbleiben können; sie müssen aber besorgt seyn, daß ein anderer indessen ihre Stelle vertrete.

Sie müssen die ersten in der Schule seyn, und wann es nicht seyn kann, einen anderen in ihrem Namen bestellen.

Wann Tumult entsteht, müssen die Präfekten und die Dekurionen ermahnen, Ruhe stiften, und diejenigen vormerken, welche die Anstifter sind.

An Sonntägen und andern Festvortägen müssen sie besorgt seyn, daß alle Bänke mit der Kehrbürste rein werden.

In der Kirche, Schule, auf der Gasse, und an anderen Orten müssen sie darauf sehen, daß keiner etwas gegen die Gesetze verwirke, und was sie gefehlt zu seyn glauben, das müssen sie den Präceptoren entweder öffentlich oder in Geheim kund machen. Noch ein Dienst derselben bestehet in Auf- und Zuschließen der Schule.

Von den Vorrückungen (Promotiones) und Untersuchungen (Visitationes). Außer den täglichen Uebungen und Prüfungen des Präfekten müssen jedes Vierteljahr die Skolastiker oder Super-Intendenten mit dem Schulrektor und Kollegen alle Klassen untersuchen und urtheilen, was die Knaben für Fortschritte gemacht, und ob die allgemein angenommene Lehrart von den Baccalaurren beobachtet werde; auch die allenfalls entdeckten Beschwerden und Mängel aufzeichnen und dem Senat vortragen.

Die Baccalaurren oder Präceptoren müssen die geschicktesten und gesittetsten ihrer Klasse vorrufen, sie um dasjenige befragen, was zu wissen nöthig ist, um in eine höhere Klasse rücken zu können, und alsdann diejenigen die tauglich befunden werden, von der untern in die obere Klasse übersetzen, jedoch unter der Bedingung, daß sie das nach und nach erlernen, was sie vernachlässiget haben.

Und damit sowohl die Präceptoren als die Schüler durch Prämien und Strafen angeeifert würden, so wäre gut, wenn zwei Schüler in den einzelnen Klassen, welche einen größeren Fortschritt als die übrigen gemacht, sammt den Präceptoren einige Belohnung ihres Fleißes von dem Magistrat erhielten. Dergleichen Promotionen müssen zur bestimmten Zeit geschehen, welche niemals verändert werden darf.

Man muß so viel möglich darauf sehen, daß mehrere zu gleicher Zeit vorrücken, und den Anfang der Vorlesung machen, zu Erreichung der folgenden Klasse.

Die Vorrückung und Absetzung in den Dekurionen wird bei den zärtlichen Gemüthern statt der Belohnung und Strafe seyn; demjenigen aber, welcher abgesetzt worden, muß zugeschiert werden, wieder in den alten Stand zu kommen, wenn er sich wacker verhalten wird, und denjenigen, welcher die Stelle erhalten, wird die Furcht seine Würde zu verlieren, aneifern, sich noch weiter so zu verhalten, wie er angefangen hat.

Von den Strafen. Gleichwie der Körper ohne Nerven untauglich ist, so kann sich auch keine öffentliche Anstalt ohne Zaum der Strafe erhalten.

In den Strafen sind drei Punkte zu bemerken: die Umstände der Personen, die Gattung des Vergehens und die Stärke der Strafe.

Immer muß die Strafe dem Verbrechen angemessen seyn. Es muß aber nichts willkührlich geschehen; zu lindern oder zu verschärfen wird erlaubt. Durch Geld kann man sich der Strafe der Ferl entziehen.

Vom Fiskus. Wenn der Schulfiskus aus der Geldstrafe mäßig versorgt ist, so ist billig, daß dieses Geld unter die bedürftigen Schüler ausgetheilt, oder zu einem andern Nutzen der Schule angewendet werde.

Die Früchte und der Endzweck dieser Schule. Die Kinder der unvermöglichen Bürger werden hierdurch in zweien Sprachen und in Wissenschaften mit geringen Kosten unterrichtet, und können ohne Privatlehrer im Studieren und Sitten Fortschritte machen, und so im späteren Alter die Akademien besuchen.

Beiträge
zur vaterländischen Sittengeschichte [1].

I.

Wier Görg Landtgraff zum Leuchtenberg vndt Graff zu Halß Vndt Ich Görg von Sternberg, vndt Ich Görg von Puchheimb, vndt ich Rudolf von Tuernstein. Bekhennen daß Wier vberain worden seindt, die gesellschafft des Aingehörns vndt der Junkhfrauen, mit den hernach geschribnen Artikeln vndt Jan Stukhen zuhalten.

[1] Alle Urkunden und Auszüge aus Handschriften, die unter diesem Titel nach und nach sollen mitgetheilt werden, befinden sich, wo es nicht besonders angegeben ist, entweder im Originale oder in authentischen Abschriften in meiner Sammlung. K.

Digitized by Google

Item von Erst, wo wir seindt, So sollen wir an den Vier unser frauen Tag, die Man feyret, Jeder ein Ambt singen lassen.

Item ob ainer dem Andern vbel höret reden, oder vernäm, daß man im schaden zufuegen wolt der soll daß verantworten vndt vnterkhommen biß an in.

Item es soll einer dem andern in allen Erbarn, Redlichen vndt gerechten sachen, Alzeit mit ganzen treuen beiständig sein, außgenommen wider sein rechten Erbhern, Lehen Hern Oder den Hern, dem er die Zeit mit Dienst versprochen ist, vngeschelich.

Item ob yndert verstanden würdt, daß ainer vnredliche sachen vndt geschäfft vndee Handen hette oder süer sich nemen wolt, So sollen die Anderen drein greiffen, vndt in daevon weisen, so soll er den Andern volgen, vndt so sollen Auch die Andern das ganzen Gewalt haben.

Item, Ob einer etwaß vnErbars thet, deß er sich nicht beeeden möchte, vndt wißentlich wär So mügen die Andern die Gesellschaft an in fordern, so soll er die vnverziehen vbergeben.

Item ob ainer der gesellschafft macht trueg, vnd der ander daß erfuer, oder selbst merkhet, so soll er demselben vier Groschen geben, die soll er dann vmb Wahr zu vnser frawen khirchen geben, wo die danu ist, oder soll vnser frauen Meß davon lesen lassen.

Item da Gott lang vor sey, ob vnser ainer mit Todt abgieng, so sollen vns die andern begehen, Jeder mit dreissig Messen, Auch ob indert vnser ainer der Artiel vndt stukh ainer oder mehr, gegen dem andern nit hielt vndt vberfuehr daß wißentlich war, so sollen vndt mögen Im die andern die gesellschaft nemen, vndt von ime reden vndt schreiben Alß von ainem der sein Treu Ehr vnd wort nicht hielt, vnd zubrohen hett, vndt daß Soll er Auch ohn alle widredt sein, waß er aber darwider redet, schrieb oder thet So soll vndt mag daß aller stat vor menicklich in Kaincrley weiß, khraft vndt macht nicht haben. Daß zu Ainem wahreu vrkhundt Alleß daß stet zu halten, daß oben an dem beieff geschrieben steht, so haben wir obgenante vier unser Petschafft auff diesen Brieff gedruckht. Der geben ist zu Olmüz in Marherrn, Da man zält nach Christy geburt Vierzehen hundert Jahr vndt darnach dem vierundtzwanzigisten Jahr (1424) Am Pfingstag nach unser lieben frauen Tag Assumptionis.

Miscellen.

Unter vielen anderen Schriften meist theologischen Inhalts, schrieb der Bischof von Wien, Friedrich Nausea, auch ein Werkchen über Heuschrecken. Dieses erschien 1544 und ist den Erzherzogen Maximilian und Ferdinand gewidmet, mit der Bitte, es als ein — Neujahrsgeschenk auf 1545 annehmen zu wollen. Der Inhalt ist nichts weniger als naturhistorisch wichtig; nur sehr Weniges kommt aus Aristoteles und Plinius vor; die kurzen chronologischen Daten großer Heuschreckenzüge dürften das Interessanteste seyn Im Allgemeinen handelt das Büchlein von dem Namen, der Verschiedenheit, der Herkunft, der Flugart, der Schädlichkeit, den Vorbedeutungen der Heuschrecken, und welches Laster Gott besonders durch diese Insecten züchtige. Hier wird für die Uebertretung des achten Gebothes entschieden.

Die Provinzialnachrichten vom Jahre 1785 berichten unter Anderm aus Grätz: »Am 17. Juni starb hier der allgemein weit berühmte Katzenvater. Sein Haus war seit vielen Jahren gleichsam das Waisenhaus aller jungen, der Verpflegungsort aller alten, und das Universalgasthaus aller herrenlosen Katzen, und er wandelte in ihrer Gesellschaft als Verpfleger, Unterrichter, Schutzherr, kurz, als der liebevollste Katzennährer. Er zählte immer 60 bis 80 Katzen von allen Farben und Größen unter seiner Botmäßigkeit. Sie hatten ihre ordentliche Tafel, jede speiste aus besondern Schüsselchen, und jede schlief in einem besonderen Bette. So oft man ihn sah, war er ganz mit Katzen umhangen, und sogar aus seinen Rocktäcken schauten junge heraus.«

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gehörten vier geborne Iglauer zu den besseren lateinischen Dichtern ihrer Zeit, eine Erscheinung, die einem so kleinen Städtchen wohl zur Ehre gereicht. Ihre Namen stehen unter Grabschriften in einem, 1559 zu Wien erschienenen Epicedion: Jakob Holzer, Math. Eberhart, Paul Judex (Richter) und Jakob Sorgenfrey.

Nach der »Müllner vnnd Peckhen Ordnung« für Wien vom Jahre 1553 wird ein zum drittenmale des verfälschten Gewichtes überführter Bäcker bestraft »mit der Schuphen, oder für die Schuphen nach eines Erfamen Rats willen, vmb zehen Tausend Maurziegel zu gemainen Stat gepaw.«

Der Kärnthner bildet seine Diminutiva, wie der Schwabe, in le, Bübele, Kügele, verwechselt das s und ß und spricht disses für dieses, weiße Rose für weisse Rosse; hat auch ein eigenes Fürwort, und sagt: Gehts döß statt Geht ihr.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

59. Sonnabend, den 23. Juli 1836.

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

Von Andreas Schumacher.

(Fortsetzung.)

Schiller ließ es bei der dramatischen Bearbeitung der Sage vom Tell eben nicht bei gewöhnlichen historischen Vorarbeiten bewenden. Er ist nicht bloß mit Johannes Müller, Tschudi und den übrigen vorzüglichsten Schweizergeschichtschreibern genau bekannt gewesen, sondern in die Einzelnheiten seines Gegenstandes, sowohl in Beziehung auf Geschichte als auf Oertlichkeit und Sitte, mit jenem Fleiße eingegangen, der ihn nach Bearbeitung des Don Carlos und der Kritik über Goethe's Egmont in den Stand setzte, selbst Geschichtschreiber über den Abfall der Niederlande zu werden, mit jenem Fleiße, der die Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus den Vorstudien zum Wallenstein hervorgehen ließ! Er fand eine äußerst poetische, von patriotischen Sagen und Enthusiasmus durchdrungene Geschichte vor, und die edle Einfachheit des Bergbewohners, die Erhabenheit der Naturscenen, die der Schauplatz seines Dramas vor seinen Blicken aufrollte, lieferten ihm die Elemente eines hochpoetischen Werkes, welches die Geschichte in einer Weise zur Wortführerin der Phantasie macht, wie die Welt kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. — Seine Ansicht beruhte auf den wichtigsten Gewährsmännern der schweizerischen Geschichte. — Die Zweifel, welche frühere Tage gegen die geschichtliche Wahrheit der Tellssage aufgestellt hatten, waren durch das Uebergewicht ihres Ansehens und die leidenschaftlichen Schilderungen der habsburgischen Fürsten niedergedrückt.

Die neuesten Erläuterungen über diesen Gegenstand aben zu ganz anderen Resultaten geführt. Während Kopps Urkundenbuch das Verhältniß der Habsburger zu den Waldstädten in einem ganz anderen Lichte darstellte, als in welchem wir es bisher zu erblicken gewohnt waren, stellt Ideler die Resultate seiner Forschungen über die Sage vom Schusse des Tell zusammen (Berlin 1836), aus denen sich so ziemlich ergibt, daß die Sage vom Apfelschuß, ein Gemeingut der nordischen Völker, sich zuletzt in der Schweiz festgesetzt hat.

Schon Willimann in seinem Briefe an Goldast: De Tellio quod requiris, etsi in *antiquitatibus Helveticis* famam secutus vulgarem, quaedam tradiderim, tamen si serio et pensitato sententiam proferre *iubeat*, fabulam meram arbitror. Voltaire sagt in Beziehung auf Palnatoke: Avouons que toutes ces histoires sont bien suspectes, celle-ci de pommes c'est d'autant plus, qu'elle semble tirée d'une ancienne fable danoise. — Von dem Pfarrer Uriel Freudenberg zu Ligerz erschien 1760 eine Schrift: Guillaume Tell, Fable Danoise (anonym) zu Bern, auch deutsch unter dem Titel: Wilhelm Tell, ein dänisches Mährlein. Uri ließ diese Schrift verbrennen; sie ist aber abgedruckt in Breyer's historischem Magazin, Bd. I und in Hisely's Guillaume Tell et la révolution. Eine noch gewichtigere Stimme ist Jakob Grimm, der in seinen »Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte« in Fr. Schlegels deutsch. Mus. Bd. III selbst den Namen nicht als geschichtlich gelten lassen wollte, und die Sage vom Tell als Beispiel aufführt, wie im Volks-Epos das mythische und historische Element sich gegenseitig durchdringen. Doch die zufällige Aehnlichkeit der dänischen und schweizerischen Sage war denn doch nicht Grund genug, den einmüthigen Ausspruch beinahe aller Chronisten der Schweiz in der öffentlichen Meinung umzustoßen. Johannes Müller selbst schlug, ohne die Sage vom Apfelschusse außer allen Zweifel setzen zu wollen, einen Mittelweg ein und suchte namentlich die Existenz Tells für das J. 1307 herauszustellen. Daß „Tell — Uraniensis libertatis propu-

Digitized by Google

gnator« damals gelebt, ist erweislich aus dem Zeugnisse der Personen, welche in der Landsgemeinde zu Uri 1388 sich seiner erinnerten, aus der Chronik, welche Klingenberg nach Art seiner Vorältern um das Ende des 14ten Jahrhunderts bis auf seine Zeit fortgesetzt, aus der Erzählung Melchior Ruß, eines Luzernes, der in Zusammenschreibung seines Buches um das Jahr 1480 schon ein Tellenlied und die Chronik des Luzernischen Stadtschreibers Eglof Etterlin aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts vor sich hatte, und aus der übereinstimmenden und seit 1387 durch gottesdienstliche Feier geweihten Sage der Landleute von Uri ist. Wilhelm Tells Mannsstamm ist 1684 mit Johann Martin, der weibliche 1720 mit Verena erloschen. Gewiß hat dieser Held im Jahre 1307 gelebt, und an Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstädte gethan, durch die dem Vaterland Vortheil erwachsen, so, daß er das dankbare Andenken der Nachwelt verdient.«

Aus dieser Stelle mag man hinlänglich entnehmen, daß der Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft den Apfelschuß nicht gerne vertreten mag und sich eigentlich darauf beschränkt, zu behaupten, ein Tell habe 1307 gelebt und für die Schweiz gekämpft. Auf wessen Zeugniß also beruht namentlich die Echtheit der Erzählung von dem Apfelschuß des Tell?

Ideler hat die einschlägigen Parallelstellen der Chronisten Tschudi, Stumpf und Etterlin zusammengestellt. Eine Vergleichung derselben macht es wahrscheinlich, daß sie alle drei aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben, für welche man eine der älteren, ungedruckten Chroniken, wo nicht die Volkssage selber hält, die ihnen im Gedächtnisse schwebte, weil ihr Bemühen die Thatsachen zu erklären, zu vervollständigen, zu ergänzen mit ihrer völligen Aehnlichkeit in manchen Stellen der Sprache (z. B. die Stelle von den Kindern) sonst nicht gut zu erklären wäre.

Um den Umfang der Sage und allenfalls auch die volksthümliche Sprachweise der alten Chronisten anzudeuten, denen Schiller seinen herrlichen Stoff entlehnte, wird bei ihrer Aehnlichkeit die Anführung eines einzigen genügen: das Wort sey Etterlin, als ihrem ältesten, gegeben.

Von Wilhelm Tellen, dem frommen Landmann der sein eigen kind ein öpfel muost ab dem haupt schießen, und wie es im ergieng.

Der Anfang der Stelle, der bei Ideler fehlt, folgt bei uns wie er in den deutschen Sagen der Brüder Grimm (Berlin 1818 bei Nicolai) II. Band von S. 227—231 abgedruckt ist.

Wilhelm Tell.

512. Zuerst bei Petter Etterlin von Lucern, Basel 1764, S. 28—31, Stumpf u. A.

Spiel von Uri und altes Volkslied.

Es fügte sich, daß des Kaisers Landvogt genannt der Geßler (sonst Geßler, Spiel und Lied nennen ihn gar nicht mit Namen) gen Uri fuhr, als er da eine Zeit wohnte, ließ er einen Stecken unter der Linde, da jedermann vorbeigehen mußte, richten, legte einen Hut darauf und hatte einen Knecht zur Wache dabei sitzen. Darauf gebot er durch öffentlichen Ausruf: wer bei wäre, der vorüberginge, sollte sich dem Hute neigen, als ob der Herr selber zugegen sey, und überfehe es einer und thäte es nicht den wolle er mit schweren Bußen strafen.«

Nun Etterlins eigene Worte:

Nun was ein redlicher Man im Lande, der hieß Wilhelm Tell, der hat ouch heimlichen zur dem Stöffacher und seiner gesellschaft geschworen, derselbig ging nun etwa dick und menig mal für den huot uff und nider und wolt' dem stecken und huot nit neigen. Der knecht, der des huot verwartet, der verklagt Wilhelm Tellen voe sinen heren. Da der herr soliche vernam, fnor er zuo und beschickt den Tellen für in vnd feagt in frenenlichen, warumb er sinen gepotten nit gehoefam were, dem stecken und dem huot nit neigte als er gepotten het. Der Tell antwoet und sprach: Liebe Heer, es ist angefärde beschehen, han ouch nit gewußt, das üwer gnad sölichs so hoch achten oder fassen sollte, were ich wissig, so hieße ich anders dann der Tell, darumb gnediger Herr, so föllen je miss verzeihen und minee Toeheit zuo rechnen. Nun was der Tell gar ein guotee Schütz, als man je im lande vene vinden möcht, hat auch daezuo hübsche kind, die im lieb warent. Der Herr, der von böser natur was, schickt heimlich nach des Tellen kinde und do sy komen warent, feagt der herr den Tellen, ob die kind sine und welliches im das aller liebst wäre. Antwurt der Tell: Ja gnediger herr, so sind alle min und sind mir auch alle gleich lieb. Da sprach der herr: Nun Wilhelm du bist ein guotee schütz vnd vindt man im lande nit dingsgleichen, nun wirst du dich yetzt vor mir beweren, wie ein guot schütz du syest, dann du wirst diner kinden ein einen öpfel ab dem haupt schießen, tuost du das, so will ich dich für einen guoten schützen halten. Der guot Tell erschrack und begert gnaden, batt den heeren das er im sölichs erliesse, dann es wäre unnatürlich, was er je sust hieße, wölte er gern tuon. Der Wilhelm Tell ette was er wollte er zwang in mit sinen knechten das er dem kind den öpfel muost ab dem haupt schießen, und legt der herr den öpfel selbs dem kinde uff sin haupt. Nun sah der Tell woll, das er beherret was an dem ende und

Digitized by Google

muost tuon was der herr wolt. Er nam ein pfil und stackt den selben hinden in sin göller den andern nam er in sin hande und spannet damit ein armbrust vff, bat gott vnd sin würdige muotter das sy jm glück geben vnd vm sin kind behüten wolltem vnd schoß damit dem kinde on allen schaden den öpfel ab dem haupt. Da das beschah, da gesiel es dem herren wol und lopt jn wie das er ein guoter schütz wär. Doch sprach er zuom Tellen. Du wirst mir ein sagen vnd fragt jn was das bedütte, daß er den ersten pfil hinden in das göller gestoßen. Der Tell hatte die Sache gern zuon besten verantwort vnd sprach also. Es were der schützen gewohnheit. Der herr ließ aber nit ab, er wolt je wissen, was meynung er darinne gehabt hat, der Tell forcht jm und besorgt, die wil er doch also überherret was, vnd nyemanh siner gesellen sah die jm zuo hilf mochten komen, seytte er jm nüh fürer dann wie vor vnd als der herre, der dann voller bösen listen was, das merkt, verstuond er glich des Tellen sorg vnd sprach: Lieber Tell sag mir nun frölich die warheit, warumb du den pfil in das göller gestoßen habeyt, ich will dich Dines lebens sichern, vnd dich nit tötten. Da sprach Wilhelm Tell. Nun wol an, ondmalen jr mich mines lebens gesichert habent, so wil ich üch die warheit sagen vnd fieng an vnd sprach: Ich han es darumb tan, hette ich des öpfels gefelt vnd min kind geschossen, so wolte ich üch selbs oder der üweren etlich nit gefelt, sondern jn mit dem pfil, so ich im göller hat, ze tode erschossen han. Da der herr das vernam, er sprach. Nun wol hin, es ist war, ich han dir zugesagt ich wölle dich nit tötten, die wil ich aber verstan dinen bösen willen, das du mir min leben woltest genomen han, so wil ich fürbas hin sicher von dir syn vnd wil dich an ein ende legen das du weder sunn noch mon nimmer mer sehen solt, ließ jn sahen vnd hert binden vnd leittent jn die knecht also gebunden in einen nauwen oder schifflin uff das hinder gepintt, vnd leittend sinen schießzüg zuo jm, stießent an vnd woltent widerumb faren gen Switz. Do sy also fuorent bißan Axen hinuß, do bekam jnen ein soulicher groser, grausamlicher und starker wind das der herr vnd die knecht vermeynteud sy muosten ertrinken vnd schamlich verderben. Jn dem da sprach einer unter jnen: Herr sechent jr nit wie es get, tuond so wol vnd heißent den Tellen vff binden, er ist ein starker mechtiger man vnd kan wol saren vnd verstat sich vff das wetter, heißent jn, das er uns von hinnen helfe. Da ruofft der herr dem Tellen vnd sprach zuo jm: Wiltu uns helfen vnd din bestes tnon das wir von hinnen kommen, so wil ich dich heißen vff binden. Da sprach der Tell: Ja gnedigee herr, ich will es gern toun vnd getruwen uns mit der gotts hilff wol hinnen zu helffen. Also ward er vff gebunden und stuond an die stüre vnd fuor redlich da hin, doch so luogt er alwegen vff sinen vorteil vnd vff sinen schießzüg, der noch by jm an dem pietten lag. Do der Tell kam gegen einer großen blatten, die man sod her allewegen genempt hat des Telle blatten vnd noch hütt bytag also nennet. Do je beducht das es zitt wär vnd woll entrinnen möcht, da ruofft er sy mit frölicher stym alle an vnd sprach, daß sy alle vast zugent biß das sie für die blatten käment, dann wann sy dar für käment so hätten sy das bösi überwunden. Also zugent sy alle vast vnd da sy der blatten nahent, das jn bucht das er wol darauff springen möcht, do schwang er mit gewalt, als er dann ein mächtig stark man was, den nauwen vff die blatten, stieß den nauwen von jm vnd ließ so also schweben vnd schwanken vff dem see vnd luff durch Switz vß schatten halb biß das er kam gän Küßnach in die hoien gassen. Da was er vor dem herrn dar komen und wartet sy da selbs und als er kam mit sinen dinern ryten, da stuond er hinder einen poschen stnden und hort allerley anschlegen so über jn gingen, er sppen sin armbrust vff schoß ein pfil in herren vnd schoß jn ze tode, und loff wider hinder sich über die berg gen Bry, da fand er sein gesellen und sagt jnen, wie es ergangen was.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hüttenwesen
in Oesterreichisch-Schlesien.

In Oesterreichisch-Schlesien sind bloß Eisenschmelz und Hammerwerke vorhanden, die aber auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehen und vorzügliches Materiale liefern, das guten Absatz findet.

Im Troppauer Kreise nehmen den ersten Rang die Sr. königl. Hoheit dem Hoch- und Deutschen Ordensmeister Erzherzog Maximilian gehörenden Hütten-, Walz- und Hammerwerke der Standesherrschaft Freudenthal ein. Die hierzu gehörigen, in den Dörfern Ludwigsthal und Hubertskirch (Karlsbrunn) gelegenen, und sehr zweckmäßig eingerichteten Hochöfen, welche mit vorzüglichen Gebläsen versehen sind, die auch in Kürze durch die Anwendung erwärmter Luft noch mehr vervollkommnet werden sollen, erzeugen jährlich zwischen 8000 bis 12000 Ztr. Roheisen nebst ungefähr 2000 Ztr. Hüttenguß und Gußwaaren.

Alle zum Betrieb der Walz- und Hammerwerke erforderlichen Walzen, Räder und Werkstücke werden hier gegossen, und auf eigens dazu eingerichteten Drehwerken zum Gebrauch ausgefertigt, daher die Einführung der Maschinen-Werkstücke, welche früher aus dem Auslande bezogen werden mußten, nun nicht mehr nothwendig ist.)

Die vier Frischfeuer in Ludwigsthal, unter dem Namen Maximilian-Hammer mit 2 Feuern, der Philippi-

Digitized by Google

und Antoni-Hammer, dann 2 Zainhämmer, so wie der Huberti-Hammer in Hubertskirch verarbeiten das Roheisen zu Stab- und Zaineisen. Außer obigen Hammerwerken befindet sich in Ludwigsthal (wo ebenfalls eine Blechverzinnerei besteht) noch ein ganz neu und vortrefflich eingerichtetes Blech-Walzwerk, unter dem Namen Victors-Hütte, auf zwei Maschinen eingerichtet.

In den hier bestehenden Schlosser- und Klämpner-Werkstätten werden alle für die Hütten nöthigen Gezähe, Werkstücke, Schrauben und Spindeln, so wie auch Kochgeschirre verfertiget. Alle obigen Werke werden durch die kleine Oppa betrieben, welche zwischen dem Altwater und Peterssteine entspringt, sich im Hochgebirge am Fuße der Moosehne über Felsen herabstürzt, einen ansehnlichen Wasserfall bildet, den Badeort Karlsbrunn durcheilt, und sich oberhalb Würbenthal mit der Mittel-Oppa vereinigt.

An der Mittel-Oppa, welche ebenfalls ihre Quellen nächst dem Altwater in den Blumengärten, unterhalb dem König- und Falkensteine hat, liegen zu Buchbergsthal im Fürstenthum Neisse, k. k. Antheiles, die dem Fürstbischof von Breslau, als Fürsten von Neisse zugehörigen Hütten und Hammerwerke, welche in einem neu erbauten Hochofen, vier Frischfeuern und einem Zainhammer bestehen.

Die zum Verschmelzen nöthigen Erze werden größtentheils auf den Zechen bei Bärn in Mähren und auf denjenigen des Neisser fürstlichen Gebiethes bezogen, wovon jährlich über 1000 Hillen oder 22000 Ztr. gewonnen werden.

In dem Verhältnisse als das Wasser dem Betriebe der Werke günstig, richtet sich auch die Producteneerzeugung, demungeachtet wurden bei wenig Wasser im Jahre 1834, 6500 Ztr. Roheisen erzeugt. Die genannten Hammerwerke verarbeiten das gewonnene Roheisen zu Reif-, Huf-, Draht- und Anlaueisen, Pflug- und Hackenschaarbleche, ferner zu Achsen-Anlagen, Hemm- und Radschuhseil, Zaineisen und allen Arten Schlosseresien[1].

Die zur Herrschaft Endersdorf im Troppauer Kreise gehörenden Hüttenwerke liegen im Latzdorfer Thale, und am Wasser gleichen Namens ¼ bis ¾ Stunden von der Commerzialstraße, welche von Zuckmantel nach Weidenau führt.

Diese Hüttenwerke, welche der dermalige Besitzer der Herrschaft meistens ganz neu erbaute, und auf einen hohen Grad von Betriebsfähigkeit brachte, bestehen in einem Hochofen, welcher theils mit Erzen aus Mähren, und theils mit Erzen, die auf eigenem Grund und Boden gebrochen werden, betrieben wird. In den alljährigen 26 bis 27 wöchentlichen Campagnen werden im Durchschnitt bei dem Verbrauch von eiren 760 Hillen Erz, 105 Hillen Kalkstein und 850 Fuder Holzkohlen erschmolzen: 2300 Ztr. Roheisen, 860 Ztr. Hüttenguß und 130 Ztr. Gußwaaren, also zusammen 3335 Ztr. Die Zerkleinerung der Eisenerze wird mittelst gerippter eiserner Walzen bewirkt.

Weiter befinden sich im genannten Thale 2 Frischfeuer, in welch' einem an der Stelle zugleich ein Zainhammer angebracht ist. Diese Hämmer erzeugen im jährlichen Durchschnitt 2850 Ztr. Stabeisen und 130 Ztr. Zaineisen.

Besondere Anführung verdienen aber die von der Grundherrschaft in obigem Thale ebenfalls neu erbauten 2 Blechwalzwerke, wovon jedes zur Umwechslung 2 Maschinen hat.

In einem dieser Walzwerke wird Eisen- oder Zinkblech[1], in dem andern Eisen- oder Schwarzblech für die Zinnerei gearbeitet.

Erzeugt werden im jährlichen Durchschnitt bei Holzflammenfeuer, 25 Ztr. Bandeisen, 837 Ztr. Eisenblech 2500 Schock Schwarzblech, 1000 bis 1500 Ztr. Zinkblech. Das Eisenblech ist nach steyerischem Maße, das Zinkblech von 6½ Quadrat-Schuh bis 15 Quadrat-Schuh Größe, und ¾ bis 2 Pfd. der Quadrat-Fuß Gewicht.

Die Bleiverzinnerei hat 4 verschiedene Pfannen, in denen jährlich 500 Kisten, à 300 Blatt, à 120 Quadrat-Zoll Größe verzinnt werden. Ein ebenfalls bestehendes Drehwerk drehet die selbst erzeugten Walzen ab, und es werden auch hier die Maschinenschrauben und Spindeln verfertiget, so wie in der Schlosserei die für alle Hütten nothwendigen Gezähe und Werkstücke gearbeitet werden, auch die Klämpnerei alle Gattungen vom Schwarzklampfenwaaren liefert.

Nebst obigen Hüttenwerken sind im Troppauer Kreise noch mehrere Zeug- und Drahthütten, so wie auch viele Pottaschensiedereien.

Im Teschner Kreise befinden sich zu Ustron und Baschke bedeutende Hütten, und Hammerwerke, welche Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Carl, Besitzer des Herzogthums Teschen, und der Standesherrschaft Friedeck gehören.

Das Eisengewerk zu Ustron besteht aus einem Hochofen, 4 Frischfeuern, einem Zainhammer nebst Nagelschmiede, dann aus einem Blechwalzwerke und 2 Kupferhämmern, so wie dazu gehörigen Werkstätten, welche Werke durch die Weichsel in Betrieb gesetzt werden.

Das Ustroner Eisengewerk besteht schon 65 Jahre und ist in der neuern Zeit vielfach verbessert worden. Der Hochofen wird mit Erzen, die auf dem herzoglichen Gebiethe gewonnen werden, betrieben, und es werden im jährlichen Durchschnitt 6000 Ztr. Roheisen gewonnen.

Die Kupferhämmer verarbeiten jährlich 500 bis 600 Ztr. Kupfer zu Bleche.

Die zu Baschke in der Standesherrschaft Friedeck befindlichen herrschaftlichen Eisenwerke bestehen erst seit dem Jahre 1806, und werden durch den Ostrawiza Fluß betrieben. Die erforderlichen Eisenerze werden auf herrschaftlichem Gebiethe gewonnen.

In früherer Zeit bestand zu Baschke nur 1 Hochofen und 1 Frischfeuer, im Jahre 1824 wurden noch hier zwei Frischfeuer neu erbaut, welche den Namen Karlshütte führen.

Obige Werke bestehen demnach gegenwärtig aus 1 Hochofen und 7 Frischfeuern, welche nebst demjenigen zu Ustron bei dem jährlichen Verbrauch von 42- bis 45000 Kübel Erz, gegen 14- bis 15000 Ztr. Roheisen, und daraus 10- bis 11000 Ztr. Stabeisen und bis 1000 Ztr. Gußwaaren erzeugen.

Zu Groß-Pohlom im Troppauer Kreise an der Kaiserstraße von Troppau nach Ostrau liegt das im Jahre 1803 von der Grundherrschaft errichtete und dahin gehörende Alaunwerk. Die hier gebrochenen nicht sehr reichhaltigen Alaunschiefer werden abgelaugt, diese Lauge auf drei Subpfannen abgedampft, und sodann dreierlei Gattungen Alaun, Vitriol und Ocker oder rothe Farbe erzeugt.

Wegen Mangel an Absatz ist aber vor mehreren Jahren die Alaunsiederei eingestellt worden. Heldo Ritt.

[1] Zur Richtschnur wird hier bemerkt, daß bei einem Frischfeuer, bei wenig Wasser allhiesig 1700 Ztr., bei stärkerem Wasser aber, 2500 bis 3600 Ztr. Stabeisen erzeugt werden können.

[1] Der Zink wird aus Preußisch-Schlesien bezogen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kattenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

60. Mittwoch, den 27. Juli **1836.**

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Fortsetzung.)

Stumpf weicht von dieser Erzählung vorzüglich darin ab, daß er mit praktischem Scharfblick das Motiv zu dem Befehle Geßlers nicht in dessen Grausamkeit allein, sondern vielmehr in dessen Argliſt setzt. Sein Geßler weiß um die Verschwörung, an deren Spitze Tell steht und sucht diesen durch Androhung ihn auf das Haupt seines Kindes schießen zu lassen, zur Erbitterung, Drohung und sohin zum Geständnisse zu bringen. Tell aber schweigt und schießt den Apfel. Es ist gewiß, daß diese Motivirung, glänzend und sinnreich, sich völlig eignete, die Wahrheit der Sage zu begründen, wenn dieß überhaupt möglich wäre.

Ruß in seiner erst 1835 von Schneller herausgegebenen Chronik weicht ebenfalls beträchtlich von der angeführten Stelle ab; bei ihm erschießt Tell den Vogt in demselben Augenblicke, wo er, das Schiff hinter sich schleudernd, auf die Platte springt und das hülflose Fahrzeug, Wind und Wellen Preis gegeben, auf dem Wasser treibt.

Melchior Ruß kannte übrigens bereits im Jahre 1480, ein anderes nicht unwichtiges Dokument, durch welches die schweizerischen Geschichtschreiber die Sage vom Tell historisch zu begründen bemüht waren. Es ist dieß das Tellenlied. Bruchstücke davon finden sich in Zurlauben's Lettres sur Guillaume Tell. In einem sehr seltenen Druck existirt es unter dem Titel: Ein new Lied von W. Tell von der Historio und dem Ursprung der Eidgenossenschaft, durch Hieronymum Muheimb gebessert und gemehrt; im Thone: Willhelmus von Nassawe bin ich etc. 1633. ½ B. 8. fliegendes Blatt.

Muheim aus dem Urnergeschlechte der Muheime, von denen Jost und Heini bei Marignano fielen, war Pritschmeister (Zieler bei den Schützenfesten) und hatte als solcher das Amt des Spaßmachers und Gelegenheitsdichters. Daß Muheims Ueberarbeitung nicht allzu sehr hinter dem Originale zurückgeblieben, erhellt daraus, daß mehre einzelne Strophen des Liedes sich noch an einem Hausgiebel zu Orth aufgeschrieben finden, von dem es Clemens Brentano für das Wunderhorn abcopirte, und daß dasselbe Lied noch während der französischen Invasion der beliebte Gassenhauer der Waldstädte gewesen ist, der namentlich bei der Einnahme Luzerns wieder ertönte. Dessen ungeachtet sagt v. Haller in der Bibliothek der Schweizergeschichte Theil V., S. 28: »Der Pritschmeister Muheim hätte sich die Mühe wohl sparen können, dieses Lied zu ändern, da man sonst aus der rechten und alten Schreibart einen neuen Beweis dieser Geschichte hätte schöpfen können.«

Dieser Beweis ist nun durch die Drucklegung der Chronik des Luzerners Ruß in so weit geführt, als er durch ein solches Document geführt werden mag, das hohe Alterthum des Liedes ist nämlich nachgewiesen. Es wird sogar zweifelhaft, ob die Chronik des Egloff Etterlin (ungedruckt) oder dieses Lied älteren Ursprungs sey; weil es ein Erbtheil der Urner-Schützengesellschaft scheint, welche durch dessen Erneuerung von Muheimb offenbar ein Fest beging. In so ferne erachte ich, daß dieses Lied, in Verbindung gedacht mit dem Urnerspiel, durch welches seit grauen Jahrhunderten Tells Andenken gefeiert wird, einen der wichtigsten Belege des Alterthums der Sage gibt. Professor Ideler scheint es nicht gekannt zu haben, weßwegen es unsern Lesern vielleicht nicht unwillkommen ist, wenn wir es diesen Blättern einreihen. Freilich waren wir nicht so glücklich, den alten Abdruck aufzufinden, der aber für unseren Zweck auch nicht unentbehrlich war.

Der Tell.

Wilhelm bin ich der Telle,
Von Heldenmuth und Blut,

Digitized by Google

Mit mein' Geschoß und Pfeile
Hab' ich der Freiheit Gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei,
Ein' festen Bund geschworen
Han unser Gsellen drei.

Schwyz, Uri, Unterwalden,
Gefriet von dem Roch,
Litt großen Zwang und Gwalte
Von Vögten unbillig;
Kein Landmann durft' nit sprechen:
Das ist mein eigen Gut!
Man nahm ihm also freche
Die Ochsen von dem Pflug.

Dem, der sich wollte rächen
Und stellen in die Wehr,
Ließ man das Aug ausstechen;
Und hört der Bosheit mehr:
Zu Altdorf bei der Linden[1]
Steckt auf der Vogt den Hut
Und sprach ich will den finden,
Der dem nicht Ehr anthut.

Das hat mich verursachet,
Daß ich mein Leben wagt'
Den Jammer ich betrachtet,
Des Landmanns schwere Klag.
Viel lieber wollt' ich sterben,
Denn leben in soicher Schand;
Dem Vaterland erwerben
Wollt' ich den freien Stand!

Den Filz wollt' ich nicht ehren,
Den aufgesteckten Hut,
Das grimmte den Twingherren;
In seinem Uebermuth
Faßt' er den Anschlag eitel
Daß ich muß schießen g'schwind
Ein' Apfel von dem Scheitel
Mein allerliebsten Kind.

Da bat ich Gott, den guten,
Da spien[2] ich auf mit Schmerz;
Vor Angst und Qual mir blutet
Mein väterliches Herz;
Den Pfeil konnt' wohl ich sehen,
Bewahret blieb der Knab,
Ich schoß ihm unversehret
Vom Haupt dem Apfel ab.

Auf Gott stand all mein Hoffen,
Der leitete den Pfeil,

Doch hätt' ich mein Kind troffen,
Fürwahr ich hätt' in Eil
Den Bogen wieder gspannen
Und troffen an dem Ort
Den gottlosen Tyrannen
Zu rächen diesen Mord.

Das hat der Bluthund gschwinde
Gar wohl an mir verschmeckt,
Als ich ein' Pfeil dahinten
Ins Goller eingesteckt:
Was ich damit thät meinen?
Wollt' er ein Wissen han;
Ich konnt es nicht verneinen,
Zeigt' ihm die Meinung an.

Er hat mir zwar versprochen
Er thäte mir kein Leid,
Jedoch er hat gebrochen
Sein Wort und seinen Eid:
Ja zu denselben Stunden
Mit Zorn er mich ergriff,
Ließ mich gar hart gebunden
Hinführen in ein Schiff.

Ich gnadet[1] mein Gesinde,
Daß ich ste muß verlahn,
Mich jammern Weib und Kinde
Mit manchem Biedermann;
Er wollt' mich han zur Buße
Beraubt des Sonnenscheins
Zu Küßnach auf dem Schlosse
Mich ewig sperren ein.

Gott that dem Wind gebieten
Der kam im Sturm daher;
Der See fing an zu wüthen,
Das Schiff stand in Gefehr.
Der Vogt ließ los mich binden
Und an das Ander stehn;
Er sprach: Hülf uns geschwinde,
Mir und dir selbs davon.

Das mocht' ich gern verstatten
Und säumte mich nit lang;
Da kam ich zu der Platten
Zum Schiff hinaus ich sprang!
Ich eilte wunderschnelle
Durch hohe Berg' hindan —
Den Winden und der Welle
Befahl ich den Tyrann.

Er brüllte wie ein Leue
Und schrie mit zornig nach,
Ich achtet nit sein Dräuen,
Zu fliehen war mir gach[2],
Ja, in der hohlen Gassen,
Wollt' rächen ich den Teufe,

1 Die Linde zu Altdorf spielt in allen Urkunden jener Zeit, die Uri betreffen, eine Rolle. Unter ihr versammelte sich die Gemeinde, unter ihr sprachen die Landvögte als Stellvertreter der Landgrafen Recht.

2 spien. Provinz. für spannte, S. oben den Auszug aus Etterlin.

1 verabschiedete.

2 jähe.

Digitized by Google

That meine Armbrust fassen
Und stellte mich zum Schutz.

Der Vogt kam jetzt geritten
Herauf die Gassen hohl
Ich schoß in durch inmitten,
Der Schuß gerieth mir wohl;
Zu Tod ist er geschossen
Mit einem Pfeile gut,
Bald fiel er ab dem Rosse,
Deß ward ich wohlgemuth.

Mein G'sell hat's auch gewaget,
Der hatte ohne Guad
Den Landenberg gesmaget[1]
Mit einer Axt im Bad;
Als er sein Weib mit Zwange
Wollt haben zum Muthwill,
Da schonn' er ihn nicht lange
Und schlug ihn todt in Yl[2]

Kein anders Gut noch Beute
Suchten wir insgemein,
Als Gewalt auszureuten,
Das Land zu machen rein;
Wir fanden ja kein Rechte,
Kein Schirm, kein Obrigkeit,
Drumb gingen wir an's Fechten
Gott's Gnade blieb bereit.

Da fing an sich zu mehren
Eine werth' Eidgnossenschaft,
Den Angriff zu verwehren
Kam auch der Feind mit Macht;
Den Ernst wir da nicht sparten,
Wir schlugen kapfer drein —
Wol an dem Morcgarten,
Mußt er erschlagen sein.

Wir schlugen da den Adel
Sammt aller seiner Macht
Gestreift hand wir den Wadel[3]
Dem Pfau, der uns veracht;
Ein Pfeil hat uns gewarnet,
Das Glück stand auf der Wag
Gar sau'r hand wir erarnet[4]
Zween Sieg' an einem Tag.

Der Feind that uns angreifen
Mehr den an einem Ort,
Den Schimpf macht' er uns reifen;
Wir mußten eilig fort,
An Brünig zu dem Streite
Zu Hilf den Freunden gut,
Da gab der Pfau die Weite,
Das kostet' Schweiß und Blut.

Das merkt euch Eidgenossen,
Gedenket oft daran,
Dieß Blut für euch vergossen,
Laßt euch zu Herzen gahn.
Die Freiheit thut euch zieren,
Drum gebet Gott die Ehr' —
Solltet ihr die verlieren
Sie würd' euch nimmermehr!

Mit Müh ist sie gepflanzet,
Mit eurer Väter Blut,
Freiheit, den schönen Kranze,
Den haltet wohl in Huth!
Den wird man ab euch stechen,
Ich sorg, zur selben Zeit
Wo Treu und Glauben brechen
Aus Eigenutz und Geit[1]

Mir ist, als säh ich kommen,
So manchen Herren stolz,
Der bringt euch große Summen
Des Geldes und des Golds,
Damit euch abzumarkten
Zu rauben eure Kind
Die noch kein Wort nit sagen
Und in der Wiege sind.

Ich thu euch dessen warnen,
Weil Warnung noch hat Platz;
Doch sind gespannt die Garne,
Die Hunde auf der Hatz.
Gedenkt an meine Treue —
Kein Tell kommt nimmermehr,
Euch wird kein Freund auf's neue
Geben eine bessere Lehr.

Thut euch zusammen halten
In Fried und Einigkeit
Als eure frommen Alten
Betrachtet Bund und Eid!
Laßt euch vom Gold nit müssen[2],
Die Gaben machen blind;
Daß ihr's nit müsset büßen
Und dienen dann dem Fiend[3].

* * *

Den Tellen soll'n wir loben
Sein' Armbrust hatte Werth,
Daß er in Grimm und Toben
Der Herren sich erwehrt!
Viel Schlösser hat er brochen,
Geschliffen auf den Grund,
Und aus den fremden Jochen
Gemacht den Schweizerbund!

Nehmt hin from' Eidgenossen,
Die noch aufrichtig sind,

1 abgetrocknet.
2 Eile.
3 Wedel.
4 erärnet.

1 Geitz.
2 nöthigen.
3 Feind.

Dieß Lied hiermit beschlossen,
Und schlagt es nicht in Wind
Der Muchelm hats gesungen,
Gedichtet und gemehret,
Den Alten und den Jungen
Im Vaterland verehrt.

Noch erübrigt uns von den schriftlichen Denkmälern der Schweiz eines lateinischen Gedichtes zu erwähnen, dessen Verfasser Johann Fabricius (Montanus zubenannt) aus Bergken in Elsaß gebürtig zu Chur als Pfarrer im Jahre 1566 starb. Es führt den Titel: Elegia de Wilhelmo Tellio und steht in: Sylvarum liber unus p. 73—76 und ist auch besonders gedruckt. Sie ist aber weder so alt, daß ihr eine besondere geschichtliche Wichtigkeit beigelegt, noch so poetisch schön, daß sie ihres dichterischen Werthes willen hervorgezogen werden sollte.

Verfolgen wir also die Sage vom Apfelschuß des Tell genau, so ergibt sich:

I. Streng historisch kann sie durch nichts bewiesen werden. Niemand kann in Abrede stellen, daß das Stillschweigen aller gleichzeitigen Schriftsteller über eine Begebenheit, die ihre Aufmerksamkeit gewiß angezogen hätte, wäre irgend eine historische Begründung derselben vorhanden, gegen die Echtheit der Erzählung zeugt. Mutius im Chronicon de Germanorum prima origine, moribus, institutis, legibus et memorabilibus pace et bello gestis, bei Pistor. German. scriptor. Tomo II libr. XXII. p. 208 erzählt die Befreiung der Schweizer, ohne eines Tell oder seines Schusses zu erwähnen. Seine Chronik ist aus älteren deutschen Quellen bearbeitet, und im Jahre 1539 vollendet worden. Der Eidgenosse Justinger aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, der älteste Chronikenschreiber der Schweiz, und Johann von Winterthur, der Zeitgenosse des Tells der Schweizerfagen, wissen nichts von Tell und seinem Schuß.

II. Die Zeugnisse, die von ihm sprechen, finden sich erst im vierten Menschenalter und beruhen gleich hundert anderen Mährchen, die fabelreiche Chronisten erzählten, auf traditionellen Ueberlieferungen.

III. Diese Ueberlieferungen stammen aus dem Norden, von wo die Bewohner der Waldstädte einer begründeten Annahme zu Folge einwanderten. Den Beweis für diesen dritten Punkt liefern: 1. Saxo Grammaticus. 2. Olaus Wormius. 3. Albert Crantz. 4. Thormodus Thorfaeus. 5. Die Wilkina-Saga, und 6. die Nordenglische Ballade von Adam Bell, Clym of the Clough und William of Cloudesly.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Den 8. October 1790 starb zu Welkersdorf in Schlesien ein Bauer, Heinrich Arle, in einem Alter von 91 Jahren. Er war viermal verheirathet, hatte mit den ersten drei Frauen 19 Kinder erzeugt, und von ihnen 94 Enkel und 61 Urenkel erlebt; seine Nachkommenschaft bestand also aus 174 Personen.

Es ist bekannt, daß Franz Koltschitzky, der kühne Bothe an Herzog Karl von Lothringen während der türkischen Belagerung Wien's 1683, das erste Kaffehhaus in Wien eröffnete. Dieses befand sich bei St. Stephan in der Nähe von Grund's heutiger Verlagshandlung, später bei der blauen Flasche, rückwärts im Schlossergäßchen. Man hieß den freundlichen Wirth gewöhnlich »Bruder Herze«, weil er mit diesen Worten jeden Gast zu bewillkommen pflegte. Um sein Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen, blieb jeder Obervorsteher der Kaffehsieder verbunden, dessen Bildniß in einem schönen Rahmen aufzubewahren. Im Jahre 1700 befanden sich zu Wien vier, im Jahre 1747 eilf Kaffehhäuser; jetzt ist die Zahl derselben, in der Stadt und den Vorstädten, beinahe hundert.

Marschall Tavannes war ein Mann, der eben so lakonisch im Reden, als edel im Denken war. Im Jahre 1564 empfing er König Karl IX. an den Stadtthoren von Dijon. »Sire,« sagte er, und legte die eine Hand auf das Herz, „dieß ist Ihr Eigenthum;« nun schlug er mit der andern auf den Degen, und sprach: »Sehen Sie! hier ist, womit ich es beweisen werde.«

In der zu Wien 1543 aufgeführten und gedruckten »Comödie der Hochzeit Cana Galilee« ist der Speisemeister zu Cana der Lustigmacher, der unter Anderm, als Tobias den Wein kostet, in den Jesus das Wasser verwandelt hat, anrühmend spricht:

Kein pessern wein ich truncken hab,
Er thumbt vom Kalnperg herab.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

61. Sonnabend, den 30. Juli 1836.

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Fortsetzung.)

Der erste, der die Sage vom Apfelschuß des Tell mit der dänischen Sage zusammengestellt, war Stephanius (ad Saxonem Grammaticum edit. Sorau 1641. Fol. pag. 184 et seq.). Die angezogene Stelle folge hier in einer möglichst treuen Uebertragung:

Tocko, ein Kriegsmann des Königs, erregte durch seine Kunst in kriegerischen Uebungen, in denen er seine Genossen alle weit übertraf, bald den Neid seiner Gefährten. Einst rühmte er sich laut beim Gastmal als so geübten Bogenschützen, daß er eines kleinen Apfels, der in wohlgemessener Entfernung an einem Stabe aufgesteckt würde, auf den ersten Schuß nicht fehle. Diese Rede ward von seinen Widersachern alsbald dem König hinterbracht. Der treulose König forderte des Vaters Stolz zum Verderben des Sohnes heraus, indem er befahl, der Knabe solle des Stabes Stelle vertreten und so Tocko nicht mit dem ersten Schusse den Apfel durchbohrte, so solle er den Kopf für die vermessene Rede lassen. So zwang des Königs Gewalt den Schützen mehr noch als er versprochen zu vollbringen, so arglistig hatten seine Feinde die Rede, die er im Taumel des Freudenmales gethan, zu seinem Verderben gewendet u. s. w. Sein stolzer Muth konnte jedoch nicht gebeugt werden, auch nicht wo ihn Fallstricke umgaben; ja, die Größe der Gefahr trieb ihn nur desto sicherer sie zu bestehen.

Tocko führte sein Söhnlein herbei, mahnte es allen Ernstes, auf den Klang des Bogens und das Rauschen des Pfeils, wenn er ihn in den Lüften dahersausen hörte, nicht zu achten, damit seine Bewegung nicht die Kunst des Schützen vereitle. Auch hatte er erwogen, wie der Furcht am besten zu begegnen wäre, und stellte den Knaben, damit des Pfeiles Anblick ihn nicht schrecke, mit abgewandtem Gesichte vor sich hin. Dann nahm er drei Pfeile aus dem Köcher, damit, wenn ein Mißgeschick den ersten seines Zieles verfehlen und das Haupt des Sohnes treffen ließe, die Strafe des Vaters Brust nicht schone, und nach verlornem Schuß der Schütze zugleich mit seinem Opfer falle. Schwer möcht' es werden zu bestimmen, wem hier der Preis gebühre! ob dem Herzen des Vaters, ob dem Heldengeiste des zarten Alters! Jenen macht Liebe klug, und lehrt ihn den Mord an dem Knaben vermeiden, dieser aber erwartet ruhig den Pfeil von Vatershand, und sein Bewußtseyn, daß sie ihn nicht schädigen werde, stellt ihn unter einen sicheren Schild. — Was den Jahren nach ein Kind, war ein Greis an Ruhe. — Muthig harrte er des Pfeiles, der ja von einem Schützen kam, wie nie ein besserer schoß. Und siehe, seine Standhaftigkeit war ihm und dem Vater zum Heile.

Der König aber fragte den Tocko, warum er, obgleich er nur einen Pfeil zu versuchen hatte, doch deren mehre aus dem Köcher gezogen? Und er antwortete ihm: Um an dir zu rächen, was ich mit dem ersten leicht verbrechen konnte; daß nicht durch meine Schuld die Unschuld sterbe, deine Grausamkeit aber straflos von hinnen gehe! So sprach Tocko im Gefühle seiner Tapferkeit und der Strafwürdigkeit seines Königs.«

So weit die Stelle, als zu unserem Plane gehörig. Man sieht leicht, daß die dänische Sage in allen wesentlichen Punkten mit der schweizerischen übereinstimmt.

Der Erzählung des Saxo ganz ähnlich und offenbar entlehnt ist jene des Olaus Wormius in seiner Historia gentium septemtrionalium XV. 4. p. 568. edidit Henric. Petrin. Basil. 1567.

»Auch bei den Gothen ward die Kunst des Pfeilschießens

stets mit großem Fleiße geübt; und kein anderes Volk war je erfahrner in dem Gebrauche langer und breiter Pfeile. Mit ihren harten Spitzen durchbrachen sie die Schilde ihrer Feinde, durchbohrten Helme und Riemzeug, gleich als ob der nackte Leib ihnen schutzlos Preis gegeben wäre; und wurden eben dadurch ihren Gegnern am furchtbarsten. Noch jetzt sind die meisten von ihnen so ausgezeichnete Schützen, daß sie einen Apfel, in gewisser Entfernung an einem Stabe aufgesteckt, auch auf den ersten Schuß nicht fehlen. Dasselbe rühmte einst Tocko mit größerer Kühnheit als Ueberlegung von sich. Da befahl König Harald, grausam genug, das Söhnlein des Tocko hinzustellen statt des Stabes und den Apfel auf sein Haupt zu legen, hinzuzufügend, daß, so des Schützen erster Pfeil den Apfel nicht herabschieße, sein eigen Haupt als Strafe seiner eitlen Anmaßung falle. Als Tocko sich so im Gedränge sah, erwog er zuerst, wie dem Knaben jede Furcht zu benehmen, wandte dessen Gesicht, daß ihn des Pfeiles Anblick nicht erschrecke nach der entgegengesetzten Richtung. Auch ermahnte er ihn, sich von dem Geräusche des Pfeiles, wenn er durch die Luft dahersauschte, nicht schrecken zu lassen, den Kopf nicht zu bücken und den kommenden Pfeil ruhig zu erwarten, daß nicht die Kunst des besten Schützen durch eine leichte Rückung seines Leibes zu Schanden werde. Darauf nahm er *drei* Pfeile aus dem Köcher; schon der erste, den er auf die Sehne legte, flog ans Ziel. Hätte dieser das Haupt des Knaben berührt, ohne Zweifel hätte der Vater des Sohnes Leid an sich selber gerächt, und der Tod den Schützen mit seinem Opfer vereint. — Da fragte der König Tocko, wozu er mehre Pfeile aus dem Köcher gezogen, da es ihm doch nur einmal vergönnt war, das Glück zu versuchen? »Um an dir,« war die Antwort, »die Missethat des ersten mit der Schärfe der übrigen zu rächen, daß nicht durch meine Schuld die Unschuld sterbe, deine Grausamkeit aber straflos von hinnen gehe.«

Die oft wörtliche Uebereinstimmung dieses Chronisten mit der zuerst angeführten Erzählung beweist, daß er Saxo vor Augen gehabt. Eben so der Anfang des nächsten Kapitels, wo es heißt: Tradit *preterea* Saxo u. s. w.

Die Annahme, dieß sey derselbe Fall bei Etterlin in Beziehung auf Olaus Wormius und Saxo gewesen, läßt sich aus zwei Gründen nicht gut durchführen. Erstens erscheinen beide dänische Chronisten erst im 16ten Jahrhunderte, zu spät, um unserem Etterlin, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, zu Gesichte zu kommen. Noch weniger aber konnten sie dem noch viel älteren Ruß und Egloff Etterlin vorliegen, welcher letztere in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts schrieb, und als die Quelle aller späteren Schweizergeschichtschreiber aus dieser Zeit gilt. »Wernher Schodeler (ein anderer Schweizer-Chronist, der zwischen Egloff Etterlin und Ruß lebte), ein geborner Eidgenoß,« sagt Iselin in einer Anmerkung zu Tschudi, »hat in seiner Chronik diese Geschichte wohl anderthalb hundert Jahr vor Olao Magno aufgezeichnet und dem Wilhelm Tellen zugeschrieben.« Zweitens aber wäre die Erzählung eines einzelnen Chronisten, angenommen, daß diese handschriftlich zu ihm gekommen wäre, nie zu solcher Popularität gelangt, wie die Erzählung vom Apfelschuß des Tell in der Schweiz wirklich gediehen. Auch mag man bedenken, wie ferne die schwülstige Latinität des Saxo Grammaticus von der populären Darstellung der Schweizergeschichtschreiber absteht, denen man in der That nachrühmen muß, daß sie über ihre Sprache allen Zauber des Volkstones auszubreiten verstanden. Es wird schwer, bei solchem Gegensatze der Darstellungsweise an eine unmittelbare Benützung zu denken. Desto nachdrücklicher stellt sich aber die Uebereinstimmung des Thatsächlichen heraus.

Bei Crantz lautet die Erzählung (Dan. lib. IV. p. 83 1583 Fol.):

»Der König aber umgab sich mit auserlesenen Kämpen mancher Art. Unter diesen war einer, welcher behauptete, er sey ein so gewaltiger Pfeilschütze, daß er jedes kleinsten Zieles sicher sey. Und weil er ruhmredig aller Anderen Meister zu seyn sich vermessen, so befahl der König seine vorlaute Rede mit schwerer Gefahr für ihn bestrafend, daß er den eigenen Sohn hinstelle und von seinem Haupte einen Apfel herabschieße. Endlich geschah nach des Königs, Spruch. Er stellt den Sohn hin, ermahnt ihn sich nicht zu regen, dann aber wählt der Schütze der Pfeile drei, die er bereit hält, schießt aber mit dem ersten schon den Apfel von des Sohnes Haupt, so daß der König und alle, die es sahen, sich über seine Sicherheit nicht sattsam wundern mochten. Da frägt der König: wozu er die übrigen Pfeile bereit gehalten? Er aber ohne zu zögern entgegnet ihm: Weil dein Geheiß, König, mich so zum Aeußersten getrieben, so hätt' ich, wenn ich meines Ziels verfehlte, den zweiten Pfeil in deine Brust gebohrt, und wer sich dann der erste regte, dem galt der dritte.«

Hier geht die Aehnlichkeit selbst auf die einzelnen Wendungen der Sprache über, und es wird mehr als muth-

Digitized by Google

mäßlich, daß die Chronisten beider Völker aus einer gemeinsamen Quelle schöpften.

Dem, was hier von dem übermüthigen König Harald (Blaatand) erzählt wird, folge nun noch die Stelle des Thormodus Torfaeus, der die Sage vom Apfelschuß noch weiter hinausrückt. Er bezweifelt nähmlich, daß Palnatoke (Palne's Sohn Tocko) durch die Grausamkeit des Königs zum Apfelschuß oder der ebenfalls bekannten Schlittschuhfahrt vom Gipfel des Gletschers Kolle herab gezwungen worden sey, denn, nachdem er ein Weib genommen und ein Söhnlein von ihr erhalten, scheine Palnatoke eine solche Stufe der Macht erreicht zu haben, daß er solche Unbilden nicht gut hingenommen hätte. »Beides scheint vielmehr erdichtet; das erste (der Apfelschuß) nicht aus den Schweizergeschichten vom Wilhelm Tell, der ja später gelebt haben soll als Saxo Grammaticus, sondern nach den Erzählungen von Olof Trygvin und Endrid Pausa. Olaf nähmlich ließ um diesen zum Christenthume zu bekehren, seiner Schwester einzigen geliebten Sohn an einen Pfahl binden und schoß ein auf dessen Haupt gelegtes Steinchen selbst mit einem Pfeile herab, ohne den Knaben im geringsten zu verletzen, indem er Endrid keine andere Wahl ließ als dasselbe zu thun, oder sich besiegt bekennend, die Taufe zu nehmen. Gerührt von der Mutter und der Verwandten Bitten, vermochte dieser es jedoch nicht über sich, den Wettkampf zu bestehen u. s. w. Auch andere haben denselben Vergleich angestellt und die Sage von Tocko, Palnes Sohn, auf Olaf und Endrid zurückzuführen gesucht, oder wohl gar an jenen älteren Tocko geknüpft, der unter dem Könige Haldan als übermüthiger Räuber bekannt war. (S. Ideler S. 27.)

So flüchtet die Sage vom Apfelschuß von Jahrhundert zu Jahrhundert zurück, jedes neue scheint sie wieder aufgefrischt und auf seine Lieblingshelden übertragen zu haben. Grimm führt uns endlich in die Regionen des äußersten Nordens hinauf zu jenem meerumgürteten Kinde der Nacht nach Island. Dort, wo sich die Sagen des Nordlands in schaurig er Götterdämmerung verlieren, tönt wieder das Geschoß, klingt wieder der Pfeil.

Schon Grimm hat auf die Wilkinasaga als die erste Mutter der Tellsage aufmerksam gemacht. In Hagen's Uebersetzung (Norddeutsche Heldenromane, Breslau 1814) lautet die betreffende Stelle:

»Da wollte der König einstmals versuchen, ob Egil also schießen könne, wie von ihm gesagt ward. Er ließ Egiles dreijährigen Sohn nehmen und ihm einen Apfel auf den Kopf legen, und gebot Egil darauf zu schießen, so daß er weder darüber hinaus, noch zur Linken, noch zur Rechten vorbei, sondern allein den Apfel träfe; nicht aber war ihm verboten, den Knaben zu treffen, weil man wußte, daß er schon von selber es vermeiden würde, wenn er irgend könnte; und auch einen Pfeil nur sollt' er schießen, und nicht mehre. Egil nahm aber drei Pfeile, besiederte sie, legte den Einen auf die Sehne, und schoß mitten in den Apfel, so daß der Pfeil die Hälfte desselben mit sich hinwegriß und Alles zusammen auf die Erde fiel. Dieser Meisterschuß ist lange hochgepriesen worden, und der König bewunderte ihn auch sehr, und Egil war berühmt vor allen Männern und man nannte ihn Egil den Schützen. König Midung fragte Egil, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur verstattet worden, einen zu schießen? Egil antwortete: »Herr, ich will nicht gegen euch lügen, wenn ich den Knaben mit dem Pfeile getroffen hätte, so waren diese beiden Euch zugedacht!« Der König aber nahm dieses gut auf, und es dünkte allen, daß er biederbe gesprochen habe.«

Zu diesen Sagen des Nordlands gehört endlich noch die altenglische Ballade von den drei Wildschützen Adam Bell, Clym of the Clough und William of Cloudesly.

So findet sich bei Percy, Collection of old english Poetry T. I. p. 143 and the following in drei Abtheilungen. Die drei tapferen Wildschützen werfen sich dem König zu Füßen, der sie auf Fürbitte seiner Gemahlin begnadigt. Im selben Augenblicke langen die Bothen der Stadt Carlisle an, dem Könige zu berichten, was die Drei gefrevelt.

Was macht mein Schöppe, der König fragt,
Der Blutvogt, was macht der?
Erschlagen liegen im Friedhof sie
Und noch der Wackren mehr[1].

Alles dieses thaten die kühnen drei, als man sie zu Carlisle fest nehmen wollte. Der König bereut tief, vorschnell verziehen zu haben.

Drauf öffnet er und liest den Brief
Und ringt die Hände sehr —
Um Gott, erschlagen haben sie
Dreihundert und noch mehr!

Der Schöppe und der Blutvogt fiel,
Der Blutvogt — ihrem Pfeil —

[1] Die Uebersetzung der hier angeführten Strophen ist von Johann N. Vogl.

Und gänzlich ohne Wunden ist
Kein Mann fast in Carlisle!

Entrüstet springt der König von der Tafel auf.

Die besten Schützen mit ihm heißt
Er dann zum Schießplatz gehn —
Die Bursche, die so mein Carlisle verheert,
Muß ich doch schießen sehn.

Dem Cloudesley behagt es wenig mit des Königs Schützen zu schießen. Er geht auf die Heide hinaus, steckt ein Reis ins Feld und nimmt den Stand zweihundert Faden davon. Niemand achtet es für möglich dieses Ziel zu treffen; doch Cloudesley begnügt sich, als er's vollbracht, mit dieser Probe nicht.

Ich hab' einen Knaben kaum sieben Jahr,
Den stell' ich als Scheibe hin —
Ich lieb' ihn wie mein Leben, allein
Auch sicher des Ziels ich bin.

Aufs Haupt leg ich einen Apfel ihm,
Den spalt' ich mit meinem Pfeil
An hundert Faden von ihm entfernt,
Und ohne zu fährden sein Heil.

Wohlan, laßt sehn, der König spricht,
Doch schwör ich es dir beim Christ,
So du nicht wie du sagtest thust,
Hängst du, eh es Abend ist.

Weß ich mich rühme, der Cloudesley drauf,
Bewähr' ich auch zur Stund;
Drauf geht er and rammt einen starken Pflock
Sich fest in den lockeren Grund.

Den Knaben stellt er zum Pflocke hin
Heißt reglos da ihn stehn
Das Antlitz nach dem Pflock gekehrt
Daß er's nicht könne sehn ꝛc. ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Am 6. März 1552 kam der Elephant, den Maximilian II. aus Spanien mitbrachte, wohlbehalten in Wien an. Er war der erste, den man in deutschen Landen lebendig sah. Kein Wunder also, daß man seine Ankunft in Gedichten feierte, und allgemein für eine glückliche Vorbedeutung hielt. Besonders müßten sich die Wienerdichter ab, nach allen Beziehungen hin die neue Erscheinung zu ihren poetischen Ergießungen bei der etwas später erfolgten Rückkehr Maximilian's zu benützen. So singt Einer, nachdem er bereits Alles erschöpft hatte, von dem Elephanten:

Qui te, dictu mirabile, visum
Succiduis pedibus, ceu quoddam numen, adorat.

In Klausenburg ließ sich der Magistrat unter Kaiser Joseph II. die Aufklärung der Zigeuner besonders angelegen seyn. Es wurde ihnen auf das schärfeste befohlen, ihre Kinder in die deutsche Trivialschule der Vorstadt zu schicken. Einer der angesehensten Zigeuner bekam den Auftrag, sie jedes Mal in die Schule zu begleiten, wobei indessen mehrere drollige Auftritte vorfielen. Einige Mütter gebehdeten sich, als würden ihre Kinder zur Schlachtbank geführt, andere wieder heulten und schrieen und sträubten sich dermaßen aus allen Kräften, daß man die Knaben und Mädchen mit Stricken, um die Mitte des Leibes gebunden, in die Schule schleppen mußte.

Nach der »Ordnung vnnd Reformation guter Policen« für die fünf nieder-österreichischen Lande und Görz 1552, sollen die Wirthe die Rechnung nicht überhaupt machen, sondern specificiren, und die Aerzte für einen Gang von Vermöglicheren 20, von Aermeren 10 Kreuzer nehmen. Die Juden müssen auf der linken Brust einen aufgenähten Ring von gelbem Tuche tragen; die Zigeuner werden als Ausspäher des Landes verwiesen, Schalknarren aber geduldet, wenn sie Jemand nähren will. Landfahrer, Singer und Reimsprecher sind gänzlich abzuschaffen, »doch wollen wir diejenigen, die den Meistergesang singen, hievon ausgeschlossen haben«.

Merkwürdig durch den Druckort ist nachstehende Schrift: Michaelis Franc. de Insulis Quodlibetica Decisio cum officio et Missa de doloribus seu compassione beatissime Virginis Marie. Impressum *Schratntal in Austria* 1501. 4. klein goth. in 2 Col. (Schratenthal, Schloß und Städtlein im V. U. M. B.; das gewiß seltene Druckstück befindet sich in Klosterneuburg.)

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

62. Mittwoch, den 3. August 1836.

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Fortsetzung.)

Die Tellsage ist fürwahr nicht die einzige die von einer Nation zur andern gewandert, auch wird die Erklärung ihrer Wanderung von Island bis in die Waldstädte um Vieles leichter, wenn man nicht vergißt, daß die Schweizer selbst ihre Abkunft aus dem hohen Norden herleiten.

Es war ein großes Volk hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung —
In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,
Daß jeder zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse. — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug nach der Mittagssonne
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land
Bis an das Hochland dieser Waldgebiege,
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muretta zwischen Wiesen rinnt.
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehn ꝛc.

und weiter unten:

Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbauten da den alten Flecken Schwyz
Und hatten manchen sauern Tag den Wald
Mit weitverschlungenen Wurzeln auszuroden
— — — — — — — — —
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altdorf in dem Thal der Reuß ꝛc.

In diesen Worten Stauffachers Act II Sc. II ist Schiller der allgemeinen Annahme der Chronisten gefolgt. Einer der interessantesten Belege dieser Meinung, der die Geschichtschreiber beinahe ohne Ausnahme beitreten, mit der Hindeutung auf einige erklärende Momente ist das Ostfriesenlied der Oberhasler, beginnend:

O milder Gott in deinem Rych
Wie föhest dein Urtheil gewaltiglich
Den Reichen wie den Armen —

und offenbar einem alten Volksliede nachgedichtet. (Siehe Schweizerische Lieder-Chronik von E. Lud. Rochholz, Bern 1835. Druck und Verlag von Fischer und Compagnie, 8. 421 Seiten.)

Von den Schicksalen dieses Liedes erzählt uns der Herausgeber folgende interessante Daten: Graf Benedikt Oxenstierna, gest. 1702, hörte während seines Aufenthalts in den Schweizergebirgen ein Lied singen, das sich auf die Herkunft dortiger Bewohner aus Schweden bezog, und anfing:

Wer wissen will, woher wir senn?
Von Schwedenland sind wir herein.

Der schwedische Sekretär von Rosenstein, der die Schweiz im vergangenen Jahrhundert durchreiste, brachte zuerst einige Bruchstücke aus alten Chroniken zusammen, die ein gewesener Landschreiber des Landes Hasli, mit Namen Ulrich Zopfy, als treue Abschriften aus den in dortigen Archiven aufbewahrten Urkunden mit seiner Unterschrift bekräftigt. Diesem Auszuge aus dem Land-Urbar zu Ober-Hasli ist ein Gedicht beigefügt gewesen, betitelt: »Volkslied: Ein schön Lied vom Ursprung und Herkommen der alten Schweizer, insonderheit des Landes Hasli im Meißland, aus alten Chroniken gezogen, in seiner eigenen Melody oder in der Weise: Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn.« — Jakob Eck machte dieses Gedicht zum Gegenstande einer akademischen Abhandlung zu Upsala 1797: De Colonia Suecorum in Helvetiam egressa. — Begierig, weitere Spuren der Verwandtschaft des schwedischen und Haslervolkes aufzufinden, wendete sich Graf Axel Emil Wirsen an den schwedischen Gesandten zu Paris, welcher auf seine Anfrage bei dem verstorbenen Berner Schultheißen, Grafen von Mülinen, damahligen Präsidenten der geschichtsforschenden Gesellschaft in der Schweiz, nebst einigen wissenschaftlichen Andeutungen folgende schriftliche Quellen erhielt:

Digitized by Google

1. Auszug aus einer im Ober-Hasli vorhandenen Pergament-Handschrift vom Jahre 1534 den nordischen Ursprung des einwohnenden Volksstammes betreffend mit der Ueberschrift: Von den Gesazen so dozemal wass inn den Schweden und Friessen, und

2. Das Ostfriesenlied. Dieses letztere wurde von Professor Wyß (zu Bern) nach der alten inkorrekten Handschrift eines Landmanns abgeschrieben und Lesarten aus einem alten Druck ohne Jahreszahl beigefügt.

Wirsen in seiner späteren Abhandlung: De Colonia Suecorum in Helvetiam educta Dissertatio. PP. Axelius Emil Wirsen, Comes Smolandus. Upsala 1828, welcher Rochholz das Lied entnommen, sucht diese Sage durch die Normannenzüge des 9ten Jahrhunderts zu begründen. Er ruft die Söhne des Regner Lodbroc zu Hülfe, belagert mit ihnen Willosburg und läßt Carl den Dicken sein Lager zu Hasli haben, wie er sich Haslou erklärt.

Ihm wird aber von dem schweizerischen Geschichtsforscher VIII, 305—364 entgegnet, daß sich erstens keine Spur einer so weit ins Land vorgedrungenen Normannischen Einwanderung finde, daß die Sage von Willisburg den dort vorfindlichen Urkunden nicht entspreche.

Füglicher dürfte man das der Haslergeschichte zu Grunde liegende Ereigniß in die Zeit der Völkerwanderung versetzen, denn zuvörderst kommen einige Ortsnahmen in der Gegend des Vierwaldstädter-Sees allerdings schon vor den Normannenzügen vor, wie Rouchs in Unterwalden 843, Suiz 972. Das Haslithal selber ist, einer Urkunde v. J. 1244 zu Folge, schon 1233 durch einen eigenen Amman im Namen des Königs verwaltet, also nothwendig schon früher angebaut.

Hält man die Geschichte der Gothen an diese Sage, so ergeben sich alsogleich Momente, welche das Ineinandergreifen beider darthun. 1. Ihre Züge im IV. und V. Jahrhundert. 2. Ihre Einfälle unter Alarich in Italien. 3. Ihre Volkstrennung in zwei Theile (Ost- und Westgothen). Ein solcher Heerhaufe von Gothen soll am Ende des 5ten Jahrhunderts nach Mösern gezogen seyn, unter Königen, denen nachmals der vielbesungene Dietrich v. Bern entstammte. Hungersnoth entstand unter ihnen, als der von Kaiser Zeno versprochene Sold ausblieb, und Raub unerlaubt, Ackerbau ihnen ungewohnt war. Das Volk mahnte seinen König. Theodorich zog aus mit Weib und Kind ums Jahr 491. Am Eingange Italiens wurde Odoaker geschlagen, das ganze Land unterwarf sich dem Sieger. Das neue Reich erstreckte sich bald bis an die Donau und im Westen bis über Genf hinaus, Südhelvetien und Rhätien in sich begreifend. Mit Theodorich verloren die Gothen diese Länder an die Franken. Daß sich aber deßungeachtet Gothen in Rhätien festgesetzt, ist bereits vielfältig erwiesen und noch ist die deutsche Sprache Churwalchens, ähnlich dem Bernerdialekte, dem Sprachforscher ein Beweis, das dortige Volk sey gothischen Stammes. Immer weiter ins Gebirg zurückgedrängt (sie waren Arianer) mögen sie endlich die Gegend der heutigen Waldstädte erreicht, und sich im Haslithale ausgebreitet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Oesterreichisch-Schlesien.

Lage, Gränzen und Größe.

a. Lage.

Die mathematisch-geographische Lage von Schlesien ist zwischen den 49. Grad 30 Minuten, bis 50 Grad 27 Minuten nördlicher Breite oder Polhöhe über dem Aequator der Erde, und zwar vom Berge Wielka Magura im Süden an der ungarischen Gränze des Herzogthums Teschen, bis Weiswasser, im Norden des Fürstenthums Neisse, k.k. Antheiles, Troppauer Kreises.

Dann zwischen 34 Grad 47 Minuten, bis zum 37. Grad östlicher Länge, nähmlich vom Dörfchen Rosenkranz, im Westen des Fürstenthums Neisse, Troppauer Kreises, bis zur Stadt Bielitz im Teschner Kreise. In Folge der geographischen Breite dauert unser längster Tag 16 Stunden 13 Minuten, der kürzeste 8 St. 8 M. Unserer Längenlage nach haben wir um eine Stunde früher Tag als Paris, und um eine Stunde später als Petersburg.

b. Gränzen.

Als Schlesien durch den Breslauer Frieden (11. Juni 1742) eine andere Eintheilung erhielt, blieb der kleinere und größtentheils mit hohen Gebirgen bedeckte Theil davon dem österreichischen Kaiserhause, und durch den zu Ratibor im Jahre 1742 abgeschlossenen Gränz-Recess wurde im Norden die Landesgränze gegen Preußen auf den Grund des obigen Friedensschlusses folgender Maßen regulirt.

Da wo der Biala-Fluß in die Weichsel fällt, und die

Digitized by Google

Gränzen von Galizien, dem Herzogthum Teschen, und der Standesherrschaft Pleß zusammenstoßen, befindet sich die Gränzsäule Nr. 1. Von hier aus bezeichnet Stromaufwärts bis Schwarzwasser die Mitte der Weichsel die Landesgränze, dann zieht sie sich längs den Gränzmarken der Ortschaften Zbitkau, Bonkau, Nichuld, Truchna, Seibersdorf, Marklowitz, Pierstna, Petrowitz und Zawada fort, von hier an scheidet der Olsa-Fluß bis zu seinem Einfluß bei Koptau in die Oder, dann die Mitte der Oder bis zum Einfluß der Oppa in dieselbe, dann die Oppa Stromaufwärts, mit einigen Ausbiegungen um die Kreisstadt Troppau, bis zum Einfluß der Herrmannstädter Oppa bei Jägerndorf. Letzteres Wasser hält nun die Landes- bis zu dem Punkte, wo die Privat-Gränzen der Dominien Olbersdorf und Geppersdorf bei Tropplowitz zusammenstoßen, und nun wendet sich die Gränze gegen die mährische Enclave, und umzieht längs den Marken der mährischen Ortschaften Peischdorf, Große, Rausen, Matzdorf, Füllstein, Hotzenplotz, Deutsch-Paulowitz, Neu-Würben, Glenkau, Zottig, Bartelsdorf, Arnsdorf, Hennersdorf und Johannesthal, von wo sie sich gegen den Kamm der Bischofskoppe wendet, und die Säule Nr. 110 den Punkt bezeichnet, wo die mährische Enclave endet, und das Fürstenthum Neisse beginnt.

Von der Bischofskoppe wendet sich der Gränzzug in verschiedenen Krümmungen gegen den Hutberg, umzieht das Stadtgebieth von Zuckmantel, sodann mit dem Elsnitzwasser das Endersdorfer Dominium, verläßt dieses Flüßchen bei Niklasdorf, zieht sich um Kohlsdorf durch Groß-Kunzendorf, um die Stadt Weidenau, an der Straße über Herrmsdorf, Barzdorf, nach Zauernig fort, von da wendet sie sich gegen Hahnberg, Weisbach und Weiswasser, scheidet diese Herrschaft vom Reichensteiner-Gebiethe, und wendet sich sodann westlich gegen den Kamm des Zauerberges, wo die letzte Gränzsäule Nr. 138 den Zug der nördlichen Landesgränze gegen Preußen beschließt, und diejenige gegen die Grafschaft Glatz im Westen ihren Anfang nimmt.

Gegen Westen gränzt Oesterreichisch-Schlesien, und nähmlich die beiden fürstbischöflichen Amtsbezirke Johannesberg und Friedeberg gegen die Grafschaft Glatz, der Amtsbezirk Freywaldau aber und ein Theil des Freudenthaler-Gebiethes mit Mähren. Der Kamm des hohen Mährisch-Schlesischen Gebirges bezeichnet hier den Gränzzug, worin gegen das Glatzer-Gebieth, vom kleinen Zuckerberg anfangend, der Heidelberg, Mitteiberg, Schwarzeberg, Arnsberg, Kingerberg und Hundsrücken die höchsten Stöcke bilden, gegen Mähren aber der mit der Fürstentafel und dem Hochsicher beginnende, und mit dem Keppeneichstein, Räuberkoppe, Fuhrmannsstein, Wolfsschlich, Rotheberg Hungerberg, kleine Keilich und Altwater fortsetzende Gebirgszug, nicht nur die Landesgränze, sondern zugleich auch den Hauptstock des Reisser mährischen Gränzgebirges oder auch denjenigen des eigentlichen Gesenkes bilden.

Gegen Süden gränzen die Minderherrschaft Freudenthal, das Herzogthum Jägerndorf und Troppau mit Mähren, das Herzogthum Teschen aber westlich durch den Ostrawicze-Fluß mit Mähren und südlich mit den hohen Gebirgen der Beskiden mit Ungarn.

Im Osten gränzt Schlesien durch das Herzogthum Teschen, mit seinem hohen Gebirgsstocke und Wasserscheider dem Welka-Magura, Ochodita, Ochsenschanze, Rzowka Zuprom, Gonczarka, Baranio, Wircginkow, Malinow, Benna und der Stalow-Berg, dann das Fürstenthum Bielitz durch den Biala-Fluß bis zu seinem Einfluß in die Weichsel mit Galizien.

c. Größe.

Der österreichische Antheil von Schlesien hat von Westen gegen Osten eine Länge von ungefähr 25 geographischen Meilen. Die Breite ist abwechselnd zwischen 3 und 4, die größte 7 Meilen.

Die Ausmessung der josephinischen Steuer-Regulirung vom Jahre 1785 gab an Flächenraum für den nutzbaren Grund und Boden ein Resultat von 762,774 Joch oder 75 6/32 □ Meilen [a].

Wenn nun zu obigen die Area der unfruchtbaren Steinflächen, der Wege, Flüsse u. dgl. mit 1/10 des ganzen Flächeninhaltes, oder mit . . . . . 7 17/32 □ Meilen gerechnet wird, so ergibt sich ein Flächeninhalt von . . . . . 82 25/32 □ Meilen.

Obwohl obige Messung nicht für ganz richtig angenommen wird, so stimmt sie doch so ziemlich mit derjenigen überein, welche auf Veranlassung der Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, auf das gründlichste erhoben wurde;

[a] Mähren hat an Flächeninhalt des nutzbaren Grundes und Bodens 318,33/0 Joch 318 1/3 Quadrat-Meilen, die unfruchtbaren Steinflächen, Wege, Flüsse &c. mit 1/10 des Ganzen dazu mit 31,98, so folgt ein Resultat von 383,16 Quadrat-Meilen.

Digitized by Google

nach welcher die Größe von Oesterreichisch-Schlesien auf 76 1/2 österreichische, oder nach neueren Annahmen auf 80 geographische □ Meilen festgestellt ist [1].

Von dieser Größe nimmt der Troppauer Kreis (mit Ausnahme der mährischen Enclave) 44, und der Teschner Kreis 32 1/2 österreichische □ Meilen ein [2]. Im Allgemeinen hat man aber die Größe des Troppauer Kreises auf 50, und die des Teschner auf 35 geographische □ Meilen angenommen.

Held-Ritt.

Bibliographische Mittheilungen.

X.

Relation Von dem Schwedischen Abzug, auß denen jungsthabten Pesten im Marggrafftthumb Mähren, wie derselbe am 8. Julij zu Ollmütz seinen Anfang genommen, und noch eben selben Tag glücklichen vollzogen worden. Gedruckt in diesem 1650. Jahr. 4 Bl. in 4.

„Nachdeme von der Römischen Kayserlichen Mayestätt, Unsern Allergnädigsten Herrn, den 2. Julij die gnädigste und erfreuliche Post der nunmehr zu Nürnberg zwischen Höchstbesagter Kayserlich: Mayest: und der Cron Schweden glücklich zu Ende gebrachten Executum Friedens-Tractaten, und daß die Evacuation der von denen Königlichen Schwedischen im Marggrafftthumb Mähren occupirten Posten, Vermög deß ein- und anderseits ratificirten Haubt-Recesses, auff den 6. Monathstag Julij, ohnfehlbarlichen ersolgen solle, nebenst weiterm gnädigisten Befelch, daß wegen der benöthigten Fuhren und Vorspannens im Land eylfertige Anstalten gemacht werden sollen, an das Löbliche Königliche Amdt der Landshaubtmannschafft allda im Marggrafftthumb Mähren eingelossen, ist also gleich in puncto die gemässene Verfügung an alle Herren Creyßhaubtleuthe ergangen, daß man sich mit einer gewissen Anzahl wol bespannter Wägen auff den angesetzten Termin in Bereitschafft finden, und fernere Ordre, wohin selbige zugestellen erwarthen. Entzwischen aber die jhnen Schwedischen noch etwo in ein oder andern Creyß ruckstellige Interteniments-Gelder schleinig zur Handt bringen, und auff fernere Erfoderung in Persohn, mit allen Nothdurfften erscheinen sollen.

Mittlerweil unn ist von Ihr Mayestätt General Feldt-Marschallen Herrn Graffen von Puchheim Excellentz dises Evacuations-Werk schleinig zubefördern, und mit Ihr Excellentz dem Herrn Lands-Haubtmann, Herrn Graffen von Rottal, die Nothdurfften zu conferiren, committiret worden, darauff dann vor wolerwehntes Herrn Feldt-Marschalls Excellentz den 4. Julij Abendts spat, und kurtz vorhero die Satisfactions-Gelder der Hundert Tausendt Floren, so alles in specie Reichsthalern, durch dero Römischen Kanserl: Mayest: Geheimben Raths, Cammerers und HofCammer Praesidentens, Ihrer Excellentz Herrn Graffen von Weissenwolff eylfertige Anstalten anhero befürdert, und bey Auffzehlung derselben nicht ein einziger außgeworffen worden, nebenst einer Convoy, von 150 Pferden, von Wienn nacher Brünn angelangt, auch noch selbigen Abendt, mit wolgedachten Ihr Excellentz Herrn Graffen von Rottal, ein und andere Nothwendigkeiten abgehandlet.

Anderten Tags erschiene Herr Feldt-Marschall Leutenambt Freyherr von Souches Früh, und vmb 9 Uhr hernach von Ihrer Fürstlichen Gnaden Herrn General Leutenambt Duca di Amalfi per Postam Herr Graff Strasoldo, nebenst deß Königlichen Schwedischen Generalissimi Herrn Pfaltzgraffens Trompeter einem, mit beederseits Nothdurfften und Ordinantien, den determinirten Abzug betreffendt, worauff noch selbigen Tags vmb 11 Uhr, Vormittag Herr Feldt-Marschall Leutenambt Freyherrn von Souches, voran hin nacher Wischaw, und Prostnitz, und ferneres den andern Tag, auff Ollmütz sich begeben, vnd daselbsten eines vnd anders abzureden.

Bei anbrechenden andern Tag aber, noch zwei Ihren seyndt berde Ihr Excellentzen Herr Feldt Marschall Graff von Puchheim, vnd Herr Lands-Hauptmann, mit denen Satisfactions-Geldern der Hundert Tausendt Floren, vnd einer in eyl auffgebrachten erklecklichen Anzahl Fuhren, vnd allen zu disem Werk gehörigen Requisiten und Nothdurfften von Brünn gegen Ollmütz abgereist, unter wegs aber, vnd zwar nahe deß Städtleins Prostnitz, den Ihnen per Postam entgegen geschickten Schwedischen Ober Commissarium angetroffen, und unter andern deß Königlichen Schwedischen Reichs-Zeugmaisters Herrn General Wittenbergs Excellentz Ankunfft, nebenst freundtlicher Begrüssung und vermeldtem Verlangen, deren Persönlichen Erscheinung vernommen.

(Schluß folgt.)

[1] Die Größe von Mähren aber 398 1/3 österreichische oder 443 1/3 geographische Quadrat-Meilen beträgt. Ueberdieß gehört ein Antheil des Fürstenthums Neisse mit mehr denn 60000 Einwohnern zu Oesterreichisch-Schlesien.

[2] Hier muß nothwendig bemerkt werden, daß die österreichische Meile zu 4000 Wiener-Klaftern Länge angenommen wird; die geographische Meile aber der 25. Theil eines Grades, oder vier Minuten und nach genauer Berechnung eine Länge von 3910 2/3 Wiener-Klaftern halte, daher die politische Meile um 89 1/3 Klafter größer ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

63. Sonnabend, den 6. August 1836.

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Fortsetzung.)

Dieser Ansicht treten mehre nicht ungewichtige Stimmen bei. Jornandes, der berühmte und wichtige Geschichtschreiber der Gothen, erzählt: »Aus Skannia zogen in alter Zeit die Gothen. Ihr König war Berig. Sie hatten drei Führer ꝛc.« Und noch lebt in Hasli die Sage, der zu Folge drei der dortigen Geschlechter von den drei Häuptlingen abstammen, ja die Beringer führten schon im 15ten Jahrhundert einen Dreizack im Siegel als Andeutung ihres seemännischen Herkommens. Auch Paul Warnefried (historia longobardica) tritt dieser Meinung an die Seite. Etterlin sagt: »Dann die Schwedinger, so man jetzt nennt Schweizer, sind die letzten, so in die Lande kamen; Uri aber ist unter den dreien Ländern der erste Ort, so in die Lande kamen von einem heidnischen Geschlecht, die man genannt hat Gothen.« — Stumpf deutet auf die Uebereinstimmung mehrer alter Schriftsteller, als: Procops, Agathias und Aretino's hin, am merkwürdigsten ist aber vielleicht ein Brief Gilg Tschudi's über diese Sache. Er ist an Josias Simler zu Zürich gerichtet und in der Helvetia 1830, S. 492 abgedruckt: »Ich bin letzter Tage dahinter kommen der Schweizer Herkommen und Ursprung aus den Fabeln zu schütten, hab der Cimbrischen Kriege einen Auszug gemacht. Dann dieweil die Schweizer allweg von ihrem Ursprung die Sag' erhalten, daß die ersten Einwohner in diesen Landen von Schwedien und Ostfriesen gewesen, und solche stättbeharrte Sag' ohne Zweifel nicht vergeblich entstanden, sondern etwas Ansehens bringt, und aber die alten Gallier und Germanier keine Beschreiber noch Aufzeichner ihrer Geschichte gehabt, hat mich bedäucht, es möchte keine bessere Conjectur solchen Ursprungs der Schweizer seyn mögе, denn die Cimbrischen Kriege ꝛc.« — Der Luzerner »Fründ«, Landschreiber zu Schwyz 1440, schrieb ein Buch über das Herkommen der Schweizer, welches mit der dem Hasler Landbuche eingeschriebenen Sage im Wesentlichen übereinstimmt. Schradinus in seiner Reim-Chronik des Schwabenkrieges erzählt: »Wie sich der Eidgenossen Stamm erhebt hat:

So ist vor viel Jahren großer Hunger gwesen
Als man in denselben Historien sint gschrieben,
Wie damals ein Volk so usgetrieben
Us Schweden dem Land mit Unfall des Loos
Hungers halb, nach Satzung, by Peinen groß,
Zu der Zyt König Gysbertus in Schwedien ꝛc.

In dem Frutiger Landbuche findet sich folgende Stelle: 1303 sind wir, die Landlütt von Fruttingen mit XLV Mannen hinzogen zu unsern sunder lieben getrüwen Brüdern in dem Land Hasle, by inen Frundschaft zu suchen, als sy ouch uns zu Fruti en jn vergangner vasnacht gesucht hatten. Hant sy uns jn einer ordnung vor dem dorf Hasle besandet, empfangen, mit gar vill früntlichen Worten, dadurch etlicher zu beiden teillen von rechten Früden jr ougen naß warden, darnach unds gefürt jn jr kilchen, darnach jr landsbanner unss offentlich lassen sechen, jr kroneck vorgelesen, wie sy daher kumen sygen uss denn Land Schweden und Norwegen, von großen hunger allwegs der X. Man mit sinen Hussgesindt uss eigenem vaterland schweren müssen, kament jn das land Hasle, das dazemal ein unbuwen ort war, huben daselbs an ze buwen und ze werken, mit vil ander worten in derselben kroneck begriffen.«

Noch verdient eine Stelle des Stumpf hier angeführt zu werden, wo er behauptet: Bei den Schwyzern sei von je und je die Sage und habe von einem Alter auf das andere geerbt, daß sie sich gerühmt von den alten Schwedern abkommen zu seyn, daher auch auf ausländischen Reisen oder Messen, wenn Schweizer mit schwedischen Kaufleuten zusammen getroffen, die Sage letzteren mitgetheilt und die

Digitized by Google

Frage gewesen sey, ob man in Schweden nichts von einer solchen Stammgemeinschaft wisse? — König Gustav in seinem Edikt von 1555 spricht von der allgemeinen Bekanntschaft dieser Sage und Gustav Adolf in seinen Briefen und Gesandtschaften an die Schweiz läßt sie nicht unerwähnt.

Da endlich auch Johannes Müller (I. Cap. 15. Anmerkung) sich derselben Ansicht anschließt, da sich Füßli und Stapfer im gleichen Sinne aussprechen, so erhellt, daß wir einer keineswegs willkührlichen Annahme folgen, sondern einzig und allein der allgemeinen Meinung der schweizerischen Geschichtschreiber. Auf diese Grundlage gestützt glauben wir nun nicht zu irren, wenn wir den Satz aufstellen: die Sage vom Apfelschuß sey mit den Schweizern aus dem hohen Norden in ihr neues Vaterland eingewandert und habe sich traditionell bis auf jene Zeit vererbt, wo die Geschichte der Schweizer als Nation eigentlich beginnt, wo sie nach blutigen Kämpfen sich gewaltsam von ihren Oberherrn losrissen, eine Zeit, auf welche die Nachkommen vermöge eines höchst natürlichen Triebes alles übertrugen, was ihnen aus den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren bekannt war und geeignet schien, den Unwillen gegen ihre Feinde, den Stolz und Ruhm der Nation von Vater zu Sohn fortzupflanzen.

Je mehr die Sage sich verdunkelt, desto näher werden ihre Traditionen zusammen gerückt, und der fire Glaube, der sich aus diesem Verwechseln von Sage und Geschichte herausbildet, läßt, nachdem er den Stoff aller Zeiten in sich aufgenommen, das ursprüngliche historische Element kaum noch wie eine ferne Ahnung hervortreten.

Nachdem wir nun einerseits aus den Chroniken und Geschichtsbüchern des hohen Nordens entnommen, daß der Apfelschuß des Tell, eine Sage weit älterer Zeit nicht auf dem Boden der Schweiz gediehen, andererseits aber den Geschichtschreibern dieses Landes selber den Beweis da überlassen haben, daß diese Sage, auf dem ganz natürlichen Wege gemeinschaftlicher Tradition über England, Island, Dänemark und der Schweiz gleichmäßig verbreitet, sich am wahrscheinlichsten mit den Bewohnern der Waldstädte, am Brünig und im Haslithale niedergelassen habe, können wir füglich auf den nächsten beinahe noch wichtigeren Punkt jener Erzählungen übergehen, welche dem Namen Tell ein so großes Interesse verliehen haben. Es ist dieß jener zweite, nicht minder berühmte Schuß, der das Signal zur Freiheit der Waldstädte und ihrer Bundesgenossen gegeben haben soll, der Schuß, welcher den Geßler, oder Griesler, wie Etterlin ihn nennt, tödtete.

Die Geschichte, das heißt die auf Belege, auf Thatsachen gegründete, weiß keine Spur eines Landvogts Geßler zu Küßnach auf. Eine in Kopp's Urkundenbuch abgedruckte, dem Archive Schwyz entnommene Uebereinkunft zwischen Berchtold, Probst des Gotteshauses zu Luzern, Ritter Jacob von Littow, und Ritter Johanns von Iberg, vom 15. Mai 1302 führt uns einen Herrn Eppo von Küßnach, Ritter, Vogt zu Kußnach, vor, der mit den »lut gemeinlich der driier doerffer ze Kussnach, ze Haltikon vnd ze yenmensee stoessig« die oben genannten zum Schiedsrichteramte beruft. Es ergibt sich schon aus dieser Urkunde, daß der Geist, der den Schweizerbauer damals beseelte, eben nicht der beste war, daß man den Vögten in jeder Art Abbruch zu thun und durch widerrechtliche Verbande mit Gemeinden, die entweder zu einer anderen Gerichtsbarkeit gehörten oder den Widerspenstigen sonst einigen Vorschub zu leisten vermochten, der Entrichtung der für Rechtens erkannten Abgaben quitt zu werden bedacht war. Die Urkunde sieht ausdrücklich solchen Fällen vor: »Aber die lut die gen habspurg hoerent, die son dem vogt von kussnach ein tagwan tuon, wenn es dem vogt fuegklich ist in dem jar, die in der vogtei ze kussnach gesessen sint. Vnd sont sich ooch die dir genanden lut von kussnach, von halrikon vnd von ymmensee niederhin verbinden, nu noch hienach, weder ze herren noch ze stetten, noch ze lendern, damit si sich wider den vogt oder wider den meyer von Kussnach oder jr nachkommen, oder wer denne vogt oder meyer ist, ob es ze schulden kem, gesezen mugen, wer in der vogtij gesessen will syn ze kussnach; wer aber dannen zuchen will, das soll in der vogt noch meyer nut vor sin; wer aber vs der vogtij zuchet, der soll mit dem gemeinnerch nüt ze schaffen han.«

Daß die Vogtei zu Küßnach inzwischen an keine andere Familie kam, geht aus einer späteren Urkunde vom Jahre 1314 hervor. Es gibt endlich Fälle, wo die Volkssprache Namen auf eine spätherhin unbegreifliche Weise verkehrt, umgestaltet, oder auch ganz neu erfindet, indem sie Attribute der Person, entweder aus Gehässigkeit oder anderen der Phantasie besonders zusagenden Gründen hervorzieht, so daß dieselbe Person recht gut in zwei verschiedenen Namen vorkommen mag. Dieß scheint jedoch mit unserm Eppo von Küßnach nicht der Fall gewesen zu seyn; denn sonst

Digitized by Google

wäre er 1307 durch »Tell's Geschoß« umgekommen. In der That ist er aber laut Urkunde vom dritten Weinmonath 1314 noch am Leben, und wie es scheint in guten Umständen, ja sogar noch Vogt von Küßnach.

Die Urkunde lautet:

»Wir Lupolt von Gots gnaden, Herzog ze Osterrich, und ze Stir, versehen und tuon kunt allen den, die diesen brief ansehent und horent lesen, Daz wir von unsern und unsere Broudere wegen Dem Erbern Ritteru, Eppen von Kussenach vor der vart gen Frankenfort verfatzten Sibzu und zwänzig Stucke geltez nach Herren gulte, of zweut zehnden ze Kussenach und ze Immensee, die gerechent sind gen Driezehen malter geltez kornes an vesen und an habern und of der Sture der Lute ze sant Blutgeriten ein pfunt pfenninge vur Siben und zweinzig March Silbers, die wir im lopten umb sinen dienst, und sol der selbige Eppe und sin erben diese Siben und zweinzig Stucke geltez haben nutzen und nießen, als lange unz wir oder unsere Bruederre und Erben daz von inen erloesen mit Siben und zweinzig Marchen Silbers. Und ze eim urkunde dierre dinge ist disser brief besiegelt mit unsern Ingesigel. Der ist geben an dem Dounstage nach sant Mychels tage, do man zelte in dem vierzehnden Jar.«

(Archiv Schwyz.)

Dieser Beweis, daß kein Vogt von Küßnach von einem Manne Namens Tell erschossen worden, wird hoffentlich so leicht nicht angefochten werden. Der Geschichtforscher darf hiermit die Ueberzeugung aussprechen, daß, nachdem die beiden wichtigsten Momente aus dem Leben Tell's hinweggefallen, der Befreiungskrieg der Schweizerbauern gegen ihre Landesherrn aus einem anderen, völlig anderen Gesichtspunkte aufgefaßt werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographische Mittheilungen.

X.

Relation Von dem Schwedischen Abzug, auß denen jungsthabten Posten im Marggrafthumb Mähren, wie derselbe am 8. Julij zu Ollmütz seinen Anfang genommen, vnd noch eben selben Tag glücklichen vollzogen worden. Gedruckt in diesem 1650. Jahr. 4 Bl. in 4.

(Schluß.)

»Folgends also gleich ihren Weeg gegen der Statt Ollmütz fortgestellt, vnd nach dem sie der gemelten Statt angenahet, von Ihme Herrn Reichs-Zeuckmaistern General Wüttenberg, nebenst einem zimblichen Comitat von Officirern, vnangesehen derselbige in höchster Eyl innerhalb drey Tagen per Postam von Groß-Glogaw dahin angelangt, mit einem Gezewitt höfflich empfangen, auch bey den Einritt mit doppelter Lösung deß Geschützes begrüsset, da dann in der Statt von Groß- vnd Kleinen mit Frewden ein Zulauff gewesen, nachmals von Ihr Excellentz Herrn Reichs-Zeugmaistern Wütenberg ins Losament zum Nacht-Essen erbetten, vorhero aber deß Abzugs halber alle Nothdurfft abgehandlet, vnd richtig gemacht worden.

Den 7. darauff ist die Abführung der Satisfactions-Gelder der Hundeet Tausendt Fl. alles in Specie Reichsthaler, von dem von Kayserlichem Hoff auß darzu verordneten Kriegs-Zahlambts-Officirer Hannß Georg Hyscha beschehen, auch wegen der vom Land noch restirenden Monathlichen Interteniments-Geldern alle Richtigkeit gemacht worden, vnd noch gegen Abendts Herr Feldt-Marschallleutenambt von Souches nach Newstatt, vnd daselbsten die Evacuation zubefördern, abgereist.

Nach der Abendts-Mahlzeit, zu welcher beede Ihre Excellenzen Herr Feldt-Marschall Graff von Pucheimb vnd Herr Lands-Haubtmann Graff von Rottal, in deß Commendanten Herrn Obristen Winters Losament eingeladen worden, hat Herr Reichs-Zeugmaister Wüttenberg ein stattliches Fewer-Werck, vnd dann etlich Stunden lang gehabtes Salve-Schiessen, auß Stucken vnd Mußqueten, halten lassen, so alles ohne Vngelegenheit, vnd sehr wol abgangen.

Solcher gestalt vnd nach deme alle Nothurfften in vnverhoffter eyl, bey der Handt vnd in Bereitschafft sich befunden, ist den 8. Früh Morgens zwischen 3 vnd 4 Vhr, die Pagagie ab: vnd Ihr Kayserl: Mayest: Völcker von 400 Mann eingezogen, zwischen 7 vnd 8 Vhren aber die Garnison, nach deme die Posten denen Vnserigen eingeraumbt, völlig mit guter Ordre vber 500 Mann starck abmarchirt, hey welchem Abzug offt wohlgedachte beede Ihre Excellentzen Herr Feldt-Marschall Graff von Pucheimb vnd Herr Lands-Haubtmann Graff von Rottal, zusambt etlichen Land: vnd Kriegs-Officiren, auch mit einer ansehnlichen Anzahl Standts-Innwohnern, den Herrn Reichs-Zeugmaister, welchen in allem nicht weniger alß bey Evacuirung deß Königreichs Böhmen geschehen, grosse Höfflichkeit vnd Realitet erwisen, etwas hinauß zu Roß begleitet, vnd das Geschütz von denen Vnserigen dreymal gelöset worden.

Vnter währendem Abzug aber seyndt von dem gewesenen Commendanten Herrn Obristen Winter die Schlüssel von der Statt, Ihrer Excellentz dem Herrn Feldt-Marschallen Graffen von Pucheimb mit vilen Complementen eingehändigt, vnd von derselben Ihrer Excellentz Herrn Lands-Haubtmann Graffen von Rottall vberantwortet, von dero aber dem Obristen Leuteuambt von Demerschen Regiment (deme der Zeit das Commando, biß zu Ankunfft seines Herrn Obristen an-

Digitized by Google

vertrowet) zugestellt worden, also, daß alles mit guter Ordre ohne aller Ungelegenheit abgeloffen, vnd vorbei gangen.

Eben disen Tag den 8. Julij ist auch Eulenberg, Sternberg, wie in gleichem heut Morgens früehe NewStatt, welcher Evacuation Herr FeldtMarschall Leutenambt Freyherr von Souches in Persohn beygewohnt, vnd dasselbe befürdern helffen, alles mit guter Ordre vnd ohne Ungelegenheit evacuirt, was auch an einem vnd andern Orth von Munition vnd dergleichen Requisiten verlassen worden, wird nun auß einer particular Consignation zuersehen seyn, vnd auß disen drey Posten, ausser Julneck (welches ihren Marsch in 100 Mann starck nacher Jägerndorff genommen) in die 406 Mann in allem (ohne der hiesigen) abgezogen, vnd beederseiths gar wol von einander abgeschieden, vnd ist die Beförderung dises Wercks, durch Vermittlung Ihrer Excellenz deß Herrn FeldtMarschalls Graffen von Puchheimbs, vnd deschehener sonderbahrer guter Anstalten Ihrer Excellenz Herrn Landts-Haubtmanns, wie auch mit Zuthun deß Herrn FeldtMarschall Leutenambts Baronen von Souches, vnd der Herren Craiß-Haubtleuthe, nebenst andern getrewen Landts-Officirern geschwinder alß man verhoffen können, vnd gleichsamb mit Verwunderung effectuirt, vnd zu Richtigkeith gebracht worden.

Der Allmächtige Gott wolle verleyhen, daß in Schlesien, vnd anderwerts baldt dergleichen erfolge, vnd man allerseiths der Früchte deß werthen lieben Friedens sich zuerfreyen habe.

Datum Ollmütz den 9. Julij, Anno 1650.

Miscellen.

Durch die gedruckten Jusectionsordnungen des sechzehnten Jahrhunderts erfahren wir, daß die Reinlichkeit im Innern der Stadt Wien noch eben nicht auf einem hohen Grade gestanden. So heißt es unter Anderm in jener vom Jahre 1555: »Nachdem auch hin und wider in den Gassen, und auf den Plätzen, insonderheit so nicht gepflastert, große Sümpfe und Gruben sind, darin sich allerlei Unsauberkeit zusammen sammelt, und ferner nicht außrinnen mag, sollen die von Wien solche Sümpfe und Gruben ohne Verzug ausschütten und zurichten lassen.« Auch soll »Männiglich, Niemand ausgenommen, mit Ernst befohlen seyn, daß ein Jeder jetzo stracks und hinfüro allwege sein Inlente, Knechte, Dienerinen dazu anhalte, daß sie allen Unflat, Mist, todtes Vieh, Bettstroh, alte Hadern — vor und in den Häusern — hinwegräumen, in Puten oder auf Karren und Wägen gewißlich ganz aus der Stadt bringen lassen, und daß insbesondere den Buhen und Dirnen mit Bedrohung ernstlicher Strafe untersagt und gewehrt werde, hinfüro das Kericht oder andere Unlust auf den Gassen und im Winkeln niederzuschütten, wie bisher oft und viel gesehen worden. Dazu soll Niemand ferner weder in der Stadt noch in den Häusern waschen, und sonderlich kein Schwein in der Stadt halten. Denn wo und so oft man Schweine auf den Plätzen oder in Gassen allhier betritt, sie gehören wem sie wollen, demselben werden sie neben anderer Strafe ohne einige Bezahlung genommen.«

Die vielen Mandate, welche Kaiser Ferdinand I. erließ, um die Sicherheit der Straßen in Oesterreich herzustellen, geben mehrfache Andeutungen über den damaligen inneren Zustand des Landes. Mord und Räubereien wären an der Tagesordnung; die große Anzahl ausgerissener Landsknechte erscheint zunächst als ein Uebel, dem zu steuern alle Versuche fruchtlos blieben. Besonders gefährliche Stellen aber waren der Wienerwald und die Hochleiten. Bis auf acht Klafter von der Straße mußten die Bäume und Gesträuche weggeschafft werden, und als dieses auch nichts helfen wollte, wurden Wachen zu Pferd und Fuß aufgestellt. In Beziehung auf letztere heißt es in einer besonderen Verordnung: »Daß die Straßen vor solchem Angriff, Räuberei und Mord versichert, und die Uebelthäter zur verdienten Strafe gebracht werden, haben wir uns fürgenommen, eine Anzahl Personen zu Roß und Fuß auf ein Jahr lang nach Gelegenheit der Sachen mit gebierlicher Besoldung zu unterhalten. Dieweil nun solche Personen zur Sicherung des Landes bestellt und aufgenommen worden, ist unser Befehl und wollen wir, daß ihnen berührten Dienstes wegen weder heimlich noch öffentlich nichts Schimpfliches, Verächtliches und Spöttliches nachgeredet werde.«

Im Jahre 1526 befand sich zu Wien nicht mehr als Ein Bierhaus, denn nur den erzherzoglichen Räthen und Dienern war es erlaubt, zu ihrem eigenen Gebrauche Bier in die Stadt zu führen; alle übrigen Bewohner mußten es im Bierhause, das dem Spital zugehörte, holen. »Als das Spital gesetzt ist, damit die armen Leute desto besser unterhalten werden mögen, daß Niemand Bier schenken soll, dann allein in dem Bierhaus, so dem Spital zugehört; bei solcher Freiheit wir das Spital auch bleiben lassen.« (Ordnung und Freiheiten der Stadt Wien, 1526.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

64. Mittwoch, den 10. August 1836.

Blicke

in den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

Den Geist unserer Zeit aufzufassen und zu verstehen, ist eine Aufgabe, die jeden unserer Zeitgenossen, der nicht bloß für materielle Bedürfnisse geistlos dahinlebet, im hohen Grade interessiren dürfte. — Das Menschengeschlecht lebt auch nicht erst seit Gestern her, oder bloß für Heute. Die Morgenröthe der Zukunft trägt in ihrem geheimnißvollen Schoße Berührungspunkte der Gesellschaft, in welchen die höchsten Interessen der Menschheit verborgen liegen.

Diese zu erkennen, ihre Anforderungen klar zu schauen, ihre Räthsel befriedigend zu lösen, ist ein Problem für die Lebens-Philosophie der Nationen, eine Aufgabe der geistreichsten aller Wissenschaften, der Staatswissenschaft.

Wir sind die genuinen Söhne unserer Zeit. Jede Zeit trägt ihre bestimmte selbstregene Physiognomie. Allein nur noch einige wenige Pulsschläge in dem Kreislaufe der Ewigkeit, und wir sind mit unserer Zeit verschlungen. Andere Zeitalter, andere Generationen folgen. Auf den Gräbern unzähliger Generationen stehet die Ehrfurcht gebietende Geschichte, die Milchschwester des Menschengeschlechtes, die an Ergebnissen gesäugt, von Erinnerungen sich genährt hat. Wir streben ihr voraus zu eilen, sie folgt uns auf dem Fuße nach, sie klebt an unseren Fußsohlen wie unser Schlagschatten, ihr Hauch berührt uns, und wir werden alt und greisig, ehe wir es noch selbst wahrnehmen, sind wir ihrer Macht verfallen; oft hat sie das Leben schon verzehrt, ehe noch das Herz zum letzten Male pulsirte. Mit den wandelnden Zeitaltern ändert sich die Physiognomie der Zeit, andere Generationen entwickeln andere Ansichten und Meinungen, und die Zukunft richtet die Vergangenheit.

Zwischen den Erfahrungen der Vergangenheit und den Ahnungen der Zukunft liegt der Mittelpunkt hochwichtiger Lebensfragen. — Bei sinniger Beschauung finden wir, ungeachtet der bizarren Verschiedenheit in der äußeren Erscheinung an uns allen einen genuinen Familienzug, in welchem die Physiognomie unserer Zeit, der Charakter der wirklichen sittlichen Zustände sich ausspricht. Dieser Familienzug verräth einen Reichthum an Anlagen und Kräften, einen Höhenzug in der Gesinnung, einen ursprünglichen Seelenadel, der aber getrübt ist durch ein krankhaftes Verkennen der eigenen Kraft und Stellung, durch ein ängstliches Haschen nach Gestaltung und Formgebung auf Kosten der Innerlichkeit.

Stellen wir die Diagnose für den krankhaften Zustand der Gesellschaft, so geben sich zuförderst zwei Extreme kund. Die Stimmführer der einen äußersten Seite sind die Zerrissenen (les décousus) und die Koriphäen der anderen die Indifferentisten.

Die Zerrissenen zählen in ihren Reihen die glänzendsten Talente und eine überwiegende Intelligenz. Sie haben sich eines mächtigen Hebels, der Kunst und zum Theil auch der Wissenschaft bemächtiget. Sie sind thätig, unternehmend, leidenschaftlich und geistreich. — In ihren Bestrebungen tritt der Menschengeist kühn und unerschrocken hervor. Und doch fehlt ihren Impulsen das Durchgreifende der Ueberzeugung, ihren Gestalten die innere Lebenswärme, ihren Institutionen die harmonische Ordnung der Dinge. Ihre Zerfallenheit gewährt ihnen keine Ruhe, der peinigende Dualismus verfolgt sie wie eine Schreckensgestalt, die Kluft, die sie umgähnt, wird der Sarkophag ihrer eigenen Glückseligkeit. Ihr ätzender Verstand macht auf den Organismus der Gesellschaft einen brennenden Eindruck, die aufgeregte Thätigkeit findet aber keine Befriedigung.

Die Schärfe ihres Urtheils wirkt immer schneidend und trennend, aber nie verbindend und sänftigend. — Sie verstimmen den Ton der Gesellschaft, da ihren kitzelnden Me-

Digitized by Google

lodien der harmonische Dreiklang fehlt. — Das Ergebniß ihrer Bemühung ist eine Säure, die wohl das Lebensroth der Zufriedenheit zerstört, aber der versengten Stätte entkeimt nicht der tröstenden Hoffnung lebendes Grün.

Die Indifferentisten sind der stagnirende Bodensatz der Lebenssäfte, ein Sumpf ohne Färbung und fruchtbare Bewässerung, worin das Schilfrohr der Gemüthlosigkeit wuchert, das Ungethüm des Egoismus kreiset. Der Indifferentismus, sagen Manche, soll auch sein Gutes haben, er bewahre vor bösen Träumen, er vermeide einen Kampf mit ungleichen Waffen, indem er sich schon vor der Schlacht als Kriegsgefangener ergebe; er befördere die behaglichen Zustände, und das materielle Wohlbefinden. — Diese weitgetretene Bahn führt aber gewiß am weitesten vom Ziele ab. Eine gänzliche Indolenz ist die tiefste Entwürdigung des geistigen und sittlichen Lebens. — Der Indifferentismus ist der gefährlichste Feind der Gesellschaft, er legt und stemmt sich breit und trocken gegen jede Verbesserung; er hemmt mithin die Ausbildung und Veredlung der Menschheit. Die thierische Befriedigung ist ihr einziges Ziel, befriedigte Selbstsucht der Götze, dem sie dienen, und ihr gesättigter Magen ist das Grab alles Fortschritts, jeder geistigen und moralischen Vervollkommnung. — Der Grund der Indolenz ist aber nicht immer derselbe. Wenn auch Stumpfsinn, Rohheit, Mangel an Erziehung, Inhumanität und moralische Verderbtheit gewöhnlich die Aeltern dieses verlorenen Sohnes sind, so gibt es anderer Seits auch einen Indifferentismus der Verzweiflung, ein Sumpfsieben der gefallenen Geister. — Diese Art von Abgespannten und Stimmungslosen ist nur durch einen lyrischen Sprung der menschlichen Natur von den Zerrissenen getrennt.

Aus der Mischung der genannten beiden Extreme entsteht ein dritter mittlerer Zustand, der Zustand des sozialen Ennuis. Diese Erscheinung ist nicht, wie man vermuthen sollte, die Folge eines Mangels an geselligen Elementen, sondern im Gegentheile die Folge einer geistigen Uebersättigung. Das Bedürfniß nach den Resourcen der Geselligkeit ist offenbar vorhanden, der Drang nach Mittheilung und Austausch der Ideen spricht sich deutlich aus, die Sympathien für das Wahre, Schöne und Gute geben sich vielseitig kund, die Sehnsucht nach allen Genüssen ist nicht zu verkennen, kurz alle Grundbedingungen, die das soziale Verhältniß als nothwendig herbeiführen, sind gegeben. Diesem Bedürfnisse treten anderer Seits die vollkommensten Garantien entgegen, eine vollendete Bildung, leichte Beweglichkeit des Geistes, bewunderungswürdige Kunstfertigkeit in der Formgebung, ein Geschmack, dessen Nuancen den Luxus bis zum Feenartigen steigert, die glänzendsten Talente, ein überraschender Witz, die feinste Sitte, der zierlichste Anstand. Man sollte denken, daß aus dem Zusammentreffen jener Bedürfnisse und dieser Befriedigungsmittel ein reeller Gewinn, eine moralische und geistige Erkräftung, eine wahre Lebensrestauration hervorgehen sollte. Die Wirklichkeit enttäuscht diese Erwartung auf das Bitterste. Die üppigsten Blüten der Kunst, die leuchtendsten Gedanken, die geistreichsten Urtheile gehen spurlos verloren; die ausgestreuten Saatkörner fallen auf einen verttrockneten Sandboden, wo sie keine Wurzel schlagen können. Diese Abgespanntheit der Willenskraft, dieser freudenlose Zustand der Langweile und des Unmuthes ist eine moralische Influenza. Ein großer Theil der gebildeten Welt kränkelt an diesem Zustande, an der Verbrauchtheit des Geselligkeitssinnes (le ressort social usé).

Um den Grund des Uebels zu erkennen, braucht man nicht sehr tief einzudringen. Das Uebel zeigt sich an der Oberfläche. Es ist dadurch entstanden, daß sich alles Innerliche, alles dasjenige, was des Lebens Essenz, den Fond der Thatkraft ausmacht, nach Außen gedrängt hat. Das Uebel liegt im Mangel an Innerlichkeit, und in einem überschwenglichen Streben nach der Oberfläche, nach der leeren Erscheinung, nach den Phasen des Lebens. Die Gesellschaft hat ihren eigenthümlichen Mittelpunkt eingebüßt, ihr Schwerpunkt schwankt und fällt oft über die sichere Basis hinaus. Daher das beständige Ueberstürzen, das unsichere Nebelhafte in der Haltung. Das Leben hat aufgehört immanent zu seyn. Die Empfindungen sind nicht innerlich, die Freude ist nicht frisch, nicht jugendlich. — Alle Verhältnisse frösteln und lassen kalt. Die Gesellschaft gleicht jenen reichend geschmückten Gräbern zu Hadramauth, deren dünne leicht einstürzende Erdschichte einen schauerlich leeren Raum bedeckte.

Gerade hierin liegt aber auch die Schwäche des modernen Lebens mancher Staaten. Man strebt dort nach Gestaltung der Formen auf Kosten der Innerlichkeit. Man suchet in den Aeußerlichkeiten die Garantien für das Glück der Völker. In der Form ist einer Seits eine so unendliche Mannigfaltigkeit möglich, anderer Seits gedeihet das Gute in seinem natürlichen Wachsthume unter so vielen Formen, daß es eine einseitige irrige Ansicht ist, wenn man meint, der

Digitized by Google

Staat könne nur unter dieser und keiner anderen Form seinem Höhenpunkte näher kommen, und müsse deßhalb wie es immer gehe, in einen bestimmten Model hineingegossen werden [1]. Sind es denn die kunstvoll und zierlich geschnittenen Typen, die den Werth eines Buches bestimmen, oder der aus den Lettern sprechende Geist? Ist das Organ das Wesentliche, oder die Seele, die das Organ belebt und regt? Der Mechanismus erhält sein eigentliches Leben durch die bewegende Kraft. Der Charakter des Staates leistet die letzte Bürgschaft, nicht dessen Form. Unter der bestmöglichen Verfassung kann giftiges Unkraut wuchern. Die Böswilligkeit findet überall Gelegenheit zu schaden.

Es ist die höchste Aufgabe für die Wissenschaft, die Lebensfrage genügend zu lösen: wie dem Staate die ausreichende Anziehungskraft verschafft werden soll, um alle Interessen in sich zu versammeln. Die Philosophie soll das Leben mit dem Staate und der Wirklichkeit ausgleichen, die Staatswissenschaft dieser Ausgleichung entgegenkommen. Unsere Zeit ist berechtiget, an die Wissenschaft in dieser Beziehung die strengsten Anforderungen zu stellen.

In der Wissenschaft waren bisher zwei Hauptrichtungen, nämlich die rationelle und die rechtliche wahrzunehmen.

Die rationelle strebte dahin, aus selbstgeschaffenen Vernunft-Idealen ohne Rücksicht auf Wirklichkeit und Erfahrung den Staat heraus zu konstruiren. — Dahin gehören die Theorien von der Volks-Souverainität und dem bürgerlichen Vertrage, dem contract social [2] de l'insociable Rousseau, wie Voltaire sich eben so witzig als treffend ausdrückte. Diese Theorien wollen in der Ausführung nicht recht gelingen. — Die Experimente haben viel Blut gekostet und wenig Rosen getragen. Ueberhaupt scheint es den Theoretikern und schulgerechten Philosophen an Geschick zu fehlen, die großen Aufgaben des Staates zu lösen, und in dieser Beziehung konnte Friederich der Zweite mit Recht sagen: Wenn ich eine Provinz derb züchtigen wollte, würde ich sie einem Philosophen zu regieren übergeben.

Die rechtliche Richtung der Wissenschaft verzweigte sich hinwieder in zwei einander entgegengesetzte Extreme, in das historische, und in das theoretische Rechts-Princip.

(Fortsetzung folgt.)

1 Nachdem sich Rousseau durch seine phantasmagorischen Entwürfe in die Arme der Demokratie als eines Prototyp's aller Staatsformen gestürzt sah, sagt er: »wenn es ein Volk von Göttern gebe, würden »sie sich demokratisch regieren; aber eine so vollkommene (?) »Regierung schickt sich nicht für Menschen!«

Der Grund der Unschicklichkeit liegt im ungeschickten Mittel, von dem schon Aristoteles treffend bemerkt, was die Erfahrung aller Zeiten bestätiget:

»Die Demokratie ist die Aristokratie mehrerer Redner, unterbro»chen durch den Despotismus eines einzigen Redners.«

2 Der Staatsvertrag ist nicht nur ein historisches Unding (Hume und Lüder), sondern auch rechtlich unmöglich, weil er sich

a) auf Unabtretbares (ewige Rechte),

b) auf Verpflichtung Dritter, die nicht Compaciscenten sind, der kommende Geschlechter,

c) auf eine bloß fingirte Uebereinstimmung Aller ohne Rücksicht auf die stärkere Sache des Weigernden — gründet.

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Fortsetzung.)

Es ist wahr, noch sprechen einige örtliche Denkmäler für die geschichtliche Begründung des Namens Tell; aber welche Thatsache beweisen sie? Welches Zeugniß geben stumme Monumente, von denen es nicht mehr zweifelhaft seyn kann, daß spätere Zeiten Erinnerungen an sie geknüpft, welche vor einer unparteiischen Geschichte nicht bestehen?

Diese Denkmäler sind vorzüglich:

1. Die Kapelle bei Füelen auf der Felsplatte am Vierwaldstädtersee, Tellenplatte oder Tellensprung genannt. Sie ist von der Landsgemeinde von Uri im Jahre 1388 erbaut und gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts wieder hergestellt worden. Seit 1562 ward in derselben am Freitage nach Maria Himmelfahrt eine Messe gelesen und Procession gehalten. — Sollte sich in den Schweizerarchiven keine Urkunde, kein schriftliches Dokument vorfinden, welches geeignet wäre, uns über die Veranlassung ihrer ersten Erbauung aufzuklären? — Johannes Müller sagt bloß: »daß Tell damals gelebt, ist erweislich aus dem Zeugnisse der Personen, welche in der Landsgemeinde zu Uri 1388 seiner sich erinnerten.« — Wurden diese Zeugnisse in den Archiven aufgenommen? Zu welcher Zeit ist dieß geschehen? und was ist ihr Inhalt?

2. Die Kapelle zu Bürglen, an der Stelle wo Tell's Haus gestanden, welches erst 1587 abgetragen wurde. — Diese Kapelle könnte zu keinem anderen Zeugnisse dienen, als daß ein Mann Namens Tell gelebt.

Digitized by Google

3. Die Kapelle zwischen Immersee und Küßnach im Kantone Schwyz, an der Stelle, wo Tell den Geßler erschossen haben soll. Wann die Kapelle erbaut worden, läßt sich nicht angeben; im Jahre 1644 wurde jedoch eine neue an die Stelle der alten niedergerissenen mit Erlaubniß der Obrigkeit erbaut. Hier ist mit Bestimmtheit anzuwenden, was oben von einer späteren unterschobenen Bedeutung solcher Denkmäler im Allgemeinen ausgesprochen wurde. Nicht anders verhält es sich mit der

4. Tellenlinde zu Altdorf. Diese Linde steht mitten auf dem Platze des Marktes, und diente ohne Zweifel zum Versammlungsorte der Gemeinde bei öffentlichen Angelegenheiten. Hier wie an andern Orten hielten die alten Schweizer gerne unter alten Bäumen, namentlich Linden, Gericht; der Landvogt schlichtete hier den Streit der Parteien, und mehr als eine Urkunde ist dort unterzeichnet. Diese Linde ist also in der That ein altehrwürdiges Denkmal, jedoch von einer ganz anderen als der gewöhnlich angenommenen Bestimmung. Es ist übrigens schon oft genug bemerkt worden, daß der zwischen dem Schützen und dem Apfel gegebene Zwischenraum sich besser eigne, die Wahrheit der Erzählung in Zweifel zu ziehen, als dieselbe zu bestätigen.

5. Der Tellenbrunnen. Ein steinerner Brunnen zu Altdorf, mit einem großen steinernen Bildnisse des Tell und seines Sohnes mit dem Apfel, erst im Jahre 1583 erbaut.

6. Tells Armbrust auf dem Zeughause zu Zürich. Es ist kein Grund vorhanden, die Echtheit dieses Besitzthumes in Zweifel zu ziehen, sie mag als völlig neutraler Punkt auf sich beruhen.

Die sonst so patriotischen Geschichtschreiber der Schweiz ließen es in Beziehung auf Tell bei auffallend willkührlichen Annahmen bewenden. Selbst die Aussage Leu's (allgem. histor. Lexicon) wird daher noch des Beweises bedürfen, wenn er behauptet: »Tell soll nach eigenem Bericht hernach (nachdem er noch die Schlacht bei Morgarten mitgekämpft) des Stiftes zum Franz Münster Meier zu Bürglen gewesen seyn, auch noch lange Zeit gelebt haben, als bei der im Jahre 1388 auf einer Landsgemein auf gedachten Blatten (Tellsplatte) zu bauen erkannten Kapell noch 114 Personen anwesend gewesen, die ihme gekannt haben, und wird vermuthet, daß er auch in der in Mitten des XIV Seculi geschehenen Ueberschwemmung des Dorfes Bürglen, durch das Wasser aus den Schächenthal möchte um das Leben kommen seyn.« — Gewiß ist es hingegen, daß ein Geschlecht der Schweig den Namen Tell getragen, der jedoch von männlicher Seite mit Johann Martin 1684 und von weiblicher mit Verona 1720 ausstarb.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

»Feuer und Schwert« Bühne der durchleuchtigsten Pomeris ältesten Tochter Aktinoporthmus, sonst Strahlsundische Murmosyne genannt. Zum ewigen Denk- und Dankmahl, durch eine dreifache Schnur. Im Jahre C. 1692 eröffnet von M. Jacobus Wolfen.« (Stralsund, gedruckt bei Sehl. Michael Meders Erben. 56½ S. 8.) Ein dramatisches Gedicht in drei Akten, das sich auf die Wallensteinische Belagerung der Stadt bezieht und von den damaligen Schülern der ersten Gymnasial-Classe aufgeführt worden ist. Die in der Geschichte vorkommenden Personen bilden unter allerlei, theils ins Griechische übersetzten, theils anagrammatisirten Namen die Handlung des Stücks; Wallenstein heißt Vallolithus und Irenochora (Friedland). Der Verfasser war damals Correktor des Gymnasiums, das Buch selbst gehört zu den größten typographischen Seltenheiten.

Bald nach dem ersten Eindringen der lutherischen Lehre in Oesterreich geschah es sehr häufig, daß die Söhne der höheren Stände auf ausländische Universitäten, zunächst aber gegen Wittenberg zogen, um dort ihre Studien zu vollenden. Dadurch nahm an der Hochschule zu Wien die Zahl der Studierenden mit jedem Jahre mehr ab, und die vordem so blühende Anstalt drohte gänzlich unterzugehen. Mehrere Verordnungen suchten dem eingerissenen Uebel auf dem Wege der Güte zu steuern, erst im Jahre 1548 erschien ein sehr scharfes Mandat, dagegen. Binnen zwei Monaten sollen alle Abwesenden zurückkehren, und in Wien oder Freiburg studieren, wo nicht werden sie als des Landes verwiesen angesehen und behandelt. Nur diejenigen sind davon ausgenommen, welche auf der Universität zu Ingolstadt ihren wissenschaftlichen Bestrebungen obliegen, »damit wir und sein Lieb (Wilhelm, Herzog von Baiern) und unser beider Land und Leute einander zugethan seyen, und anderer Ursachen halber.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

65. Sonnabend, den 13. August 1836.

Blicke

in den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

(Fortsetzung.)

Das historische Recht oder das bloß faktisch im engeren oder weiteren Raume aufgekommene Recht kann schon deßhalb nicht als letzter Grund des Staates angesehen werden, weil es als Abgeleitetes und Gefolgertes selbst eines rechtlichen Zustandes als Basis bedarf, wenn man nicht annehmen will, daß es nur ein Ausfluß der absoluten Willkühr sey. Wollte man das historische Recht in seiner mittelalterlichen Ueberkommenschaft als untastbar fortbestehen lassen, so würde die Verwaltung, die praktische Hälfte der Staatswissenschaft, die Verbindungsbrücke zwischen der Theorie und dem Leben, zum Dienste einer bewußtlosen Handlangerin herabgewürdigt. Das Fortschreiten und die Veredlung der Gesellschaft wären gehemmt. Es wäre nicht gestattet, eine anerkannt unpraktische Institution zu reorganisiren, ein Erbtheil veralteter Kümmerlichkeit zu desavouiren, das auf dem Schutte abgelebter Zustände wuchernde Unkraut auszureuten. Die Geschichte selbst hält der Menschheit ein warnendes, Schauer erregendes Spiegelbild vor. Das Leben der Geschichte hat eben so seine Fehltritte, Vergehungen und Laster: aufzuweisen, wie das Leben des Individuums. Es hieße die Menschenwürde beleidigen, wenn wir alle überkommenen faktischen Verhältnisse als unverbesserlich annehmen wollten, wenn die Menschheit den Fluch alter Sünden durch Generationen fortschleppen müßte. Da aber in keinem civilisirten Staate mehr das historische Recht in diesen Sinne praktisch festgehalten wird, so hat es auch von der Wirklichkeit überflügelt, aus der Theorie seinen Rückzug genommen. Es ist eine verlorene Mühe, wenn die Wissenschaft auf diese Schattenseite des Staatenlebens zurück kömmt.

Der Haller'sche Staat, dessen Elemente Macht und Schwäche sind, indem der Gehorsam nicht auf der Pflicht, sondern auf der Ohnmacht beruhet, zerfällt in Atome, bevor er noch aufgebauet ist. — Nach Haller's Restauration müßte das Staatsrecht ganz verdrängt werden, und das Privatrecht als alleinige Norm gelten[1].

Die meisten Publicisten neuerer Zeit nehmen das theoretische Rechtsprincip als Grundlage der Staatswissenschaft an. Pölitz, einer der ausgezeichnetesten Männer unter diesen Publicisten, der als Verfechter dieser Ansicht gelten kann, sagt in dieser Beziehung:

»Der Zweck des Staates ist die Herrschaft des Rechts »unter der Bedingung des rechtlich gestatteten Zwanges. »Beförderung der Wohlfahrt und Glückseligkeit ist eigene »Sache der Staatsbürger, wobei der Staat nichts weiter zu thun hat, als die in den Einrichtungen des Staates liegenden Hindernisse der Glückseligkeit zu beseitigen. »Alle Zwecke des Staates müssen im Nothfalle erzwungen werden können, die Glückseligkeit ist aber kein Zwangsrecht, sondern eine Selbstpflicht.«

Dieses Princip der Alleinherrschaft des Rechts, in seiner ganzen Folgerichtigkeit auf den Staat angewendet, würde auf den höchsten Genuß des Lebens, auf alles, was das Leben verschönert und erfreulich macht, auf Kunst und Wissenschaft versteinend und tödtend einwirken. — Der Einzelne mag sich ausbilden, er mag sich und seine Umgebung beglücken, die Gesellschaft selbst mag sich veredeln, sich unter die Aegide der Humanität in einem neuen schöneren Wirkungskreise anbohnen oder nicht, alles dieß berührt

1 Haller erdrückte das Ungeheim des Contract social mit leidenschaftlicher Gier, allein er beging den Fehler, die Glieder des erlegten Ungeheuers wieder zusammenzuflicken, und den Staat auf eine Anzahl (fingirter) Verträge der Schwachen mit Mächtigen zu gründen. — Er log, wie Ancillon sagt, die Goldbarre des Staatsvertrages ein, und gab sie in Scheidemünzen wieder aus. — Siehe Schoen's Staatswissenschaft. Berlin 1834.

Digitized by Google

nicht die ewige Herrschaft des Rechts. Der Staat selbst braucht gar nicht glücklich zu werden, wird es das Individuum, werden es Millionen, so mag es angehen; der Staat selbst hat daran keinen Theil, so wenig er daran Schuld ist, wenn trotz der Herrschaft des Rechtes die Staatsbürger dennoch nicht glücklich werden. Auf das ob kommt es ihm gar nicht an, nur das wie bekümmert ihn, es gehe wohin es wolle, wenn sich nur Alles in den rechtlichen Gleisen hält, nur Alles einen gewissen pedantischen Zuschnitt hat. Wollte man Pölitzens Ausspruch: daß die Glückseligkeit nur Selbstgefühl des Einzelnen, und nicht auch Zweck des Staates sey, praktisch im Detail durchführen, so würde man auf ganz farblose, unerfreuliche und betrübende Resultate gelangen. Zuletzt wird man den Staat noch gar zum *Heauton-Timorumenos* machen, und an ihn die Schelling'sche Zumuthung richten, er solle sich bemühen, der Glückseligkeit zu entbehren.

Will man den Staat nicht zu einer Zwangsanstalt herabwürdigen, und den edelsten Keimen der Menschennatur den Todesstoß geben, will man nicht den höheren Gefühlen, die mit lautem Zuruf die Anstrebungen zur Erreichung ihres Sehnens ermuthigen, den Stab brechen; so muß man die Sorge für Wohlstand, für Aufklärung und Wissenschaft, für Sittlichkeit und Religion, für alle humane, intellektuelle und moralische Interessen, mit unter die integrirenden Theile des Staatszweckes aufnehmen. — Zu ihm gehören alle natürlichen Lebenszwecke des Menschen, deren Realisirung nur durch gemeinschaftliches Streben oder wenigstens durch solches besser, vollständiger, sicherer, als durch das vereinzelte Bemühen der Individuen geschehen kann. — Das theoretische Rechtsprincip langet auch wirklich in praktischer Hinsicht als Grundlage des Staates nicht aus. Die Staatswissenschaft theilt sich in das Staatsrecht und in die Staatskunst (Politik). Es fällt den Theoretikern sehr schwer, die Politik aus dem Rechtsprincipe abzuleiten. — Da sie nun mit dem Rechtsprincipe nicht auszulangen vermögen, so ergänzen sie ihren obersten Grundsatz und sagen: Die Basis des Staates sey die Herrschaft des Rechts und eine, den Zeitverhältnissen angemessene, allmählig fortschreitende Reform. Diese beiden Postulate stehen aber in keinem Kausalnexus. — Bei strengerer Prüfung ergibt sich sogar, daß sie Antithesen sind, und als zwei allein stehende Sätze gelten, denen beiden ein Drittes, Bedingendes und Verbindendes zum Grunde liegt. — Reformen sollen doch gewiß nur Statt finden, um die Glückseligkeit der Gesellschaft zu befördern. Das Rechtsprincip soll aber keinen direkten Einfluß auf Glückseligkeit nehmen. Es soll nur seinen eisernen Maßstab an den Typus der Rechtsverhältnisse anlegen. Das Princip ist also eine Art Januskopf. Es hat ein doppeltes Antlitz: das eine mit strengen versteinerten Zügen ist schweigsam, es kennt nichts als Recht, und wieder Recht, es faßt das Leben nur in jenen Erscheinungen auf, die mit dem Rechte in irgend einer Beziehung stehen. Das andere Antlitz ist heiter und freundlich; es blickt in die Zukunft, es faßt das Leben von seiner frischen grünenden Seite auf, es gehet ein auf die Glückseligkeit der Gesellschaft trotz der Verwarnungen und Bedenklichkeiten seines mürrischen Doppelgängers.

Der oberste Grundsatz des Staates zerfällt sonach in zwei, nach verschiedenen Richtungen auslaufende Principe. Die Dialektik wird uns aber nimmer überreden, daß zwei wesentlich verschiedene Gegenstände als einer und derselbe zu betrachten seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Fortsetzung.)

Auf die Geschlechts-Register gestützt, mag daher der schweizerische Geschichtsschrieber die Persönlichkeit seines Tell allerdings in Schutz nehmen, welche Grimm ohne allen Rückhalt wegzuläugnen sich anschickt. In der That ist sein Raisonnement nicht ganz ohne scheinbare Gründe. Er vergleicht nähmlich die Namen Tell und Bell, stellt sie etymologisch mit telum, βέλος, τήλε zusammen, führt Eigills Namen auf Eill, Ell zurück, wie Sail Segel, nail Nagel, macht auf den Vornahmen William, auf die Namen Clym, Clough, Cloudesly und die Aehnlichkeit der Bedeutung ihrer mit den Wurzeln der obenangeführten aufmerksam, wie auf die Aehnlichkeit des Namen Tocko mit τοξον, für welche letztere Ableitung außerdem noch die Worte des bei Hamfort (Scriptor. Rer. Danic.) sprechen: Heraldus a Tokone, Trilla, vel alio dicto *Sagittario* telo trajectus est, — so daß uns nach seiner Ansicht von dem Tell der Schweizer nichts als eine Allegorie übrig bliebe.

Digitized by Google

Diese Gründe sind indessen, wie bereits erwähnt, nur scheinbar, so lange das factische Bestehen der Familie nicht weggeläugnet werden kann. Eine andere Frage ist es, ob der wahre Name des Tell auf uns gekommen? daß der Name Tell nur ein Appelativum ist, geht aus den Worten Etterlins hervor: »Wäre ich witzig, so hieße ich anders dann der Tell«, und bei Tschudi: »Wär' ich witzig, so hieß ich nit der Tell.« — Worte, die durch Schillers Ausdruck (Art. 3, Scene 3):

»Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell«

erst einiger Maßen erklärt werden. — Darauf scheint auch der Anfang des Volksliedes:

Wilhelm bin ich der Telle
Von echtem Muth und Blut,

so wie überhaupt der Umstand hinzuweisen, daß der Name Tell immer als Appellativum mit dem vorgesetzten Geschlechtsworte construirt erscheint.

Schwerlich dürfte jedoch die Ableitung von telum, τηλε, βαλος auf den rechten Weg führen, und jedermann wird lieber der Ansicht Spreng's beipflichten, der sich in seiner Anerkennung zu der angeführten Stelle des Etterlin dahin ausspricht: Tell, oder wie einige Deutsche noch sagen, Telle, heißt nach dem Buchstaben: ein Einfältiger, von t a l e n, einfältig oder kindisch thun. Es scheint wohl, daß dieß kein eigener oder ererbter, sondern ein angenommener Name gewesen, und vermuthlich hatten sich Wilhelm's sämmtliche Bundesgenossen damit unterschieden, dabei mußte sich gar leicht etwas zutragen, daß der Landvogt dessen entlehnte Einfalt verdächtig finden mußte. Damit er denn aus dem Wunder käme, so war es sehr natürlich, daß er den Tellen in eine Versuchung führte, da man glauben konnte, daß sich sein Herz und Verstand einstmals in seiner wahren Beschaffenheit entdecken würde. Hiermit erging es dem Tällen wie dem Ulysses; Als dieser sich mit angenommenem Wahnwitze von dem trojanischen Feldzuge befreien wollte, so legte man ihm zur Probe seinen jungen Telemach vor den Pflug. Er wußte aber gar säuberlich neben dem Kinde herumzufahren und verrieth auch dadurch, daß ihm an seinen gewöhnlichen Tücken noch nichts abgegangen wäre. Man führt solchen Umstand gegen diejenigen an, welche die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte aus dem Grunde streitig machen, weil sie nicht begreifen wollen, wie der Landvogt habe so unvernünftig seyn und mit seinem tyrannischen Gebothe den Tällen gleichsam zu einem Morde seines liebsten Kindes habe nöthigen können.« — Auch Tschudi sagt: Es ist noch anzumerken, daß auch etwann andere, welche für das Vaterland rühmliche Thaten verrichtet, von einigen Tellen genannt worden, als obbemeldeter Stauffacher der Tell von Schwyz ꝛc. — Wachter in seinem Glossarium German. erklärt das Wort, wie folgt: „Tal, sermo, talen, loqui. Anglosaxon: talian, dicere, narrare. Vergleiche in Ind. tala loqui, tala of hlodi submisse loqui, mussitare. — Traductum est in omnibus pene dialectis ad vitia, quae sermone committi solent, plane ut apud Graecos λόγος et λογος a sermone ad fatilem, fabulosum et fraudulentum sermonem extenditur.“ — In einem besseren Sinne kommt das Wort in der englischen Sprache vor.

Diese Untersuchung über den Namen des Tell kann in der That in Beziehung auf dessen Existenz oder Nicht-Existenz nie zu einem Resultate führen, da es ganz gleichgültig ist, ob Tell seinem Geschlechte oder sein Geschlecht dem Tell den Namen gegeben. Es ist ja überhaupt ganz gleichgültig für die Geschichte, ob die Existenz eines Tell, ob diese Persönlichkeit angenommen wird oder nicht, sobald der Beweis vorliegt, daß die ihm zugeschriebenen Thaten, durch die er die Freiheit der Eidgenossen begründet haben soll, zur Volkssage, von der sie ausgegangen, zurückgewiesen und aus den Denkbüchern der Geschichte gelöscht werden müssen? Aber Eines geht doch aus dieser Untersuchung hervor, und dieß der klare Beweis, daß die schweizerischen Geschichtschreiber durch Jahrhunderte allen Einsprüchen zum Trotz den Glauben an die Thaten eines Helden zu begründen wußten, der, so wie sie ihn der Welt schilderten, nie gelebt, und dessen Namen selbst sie nicht mit Bestimmtheit anzugeben wissen, so daß Willimanns: »De Tellio, quod requiris — — — fabulam meram arbitror,“ sich zur Genüge bestätigt. — Ja, es ist endlich dahin gekommen, daß nicht bloß diese, sondern all jene im Haß gegen Oesterreich erdichteten Fabeln vom Wolfenschießen, von Baumgarten und Melchthal und was dergleichen mehr, durch die Thatsachen widerlegt werden, und die ganze Basis, auf welcher Schillers Tell nicht bloß, sondern die Befreiungsgeschichte der Schweiz überhaupt beruht, als eine falsche, umgestoßen und verworfen werden muß.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiträge
zur Geschichte vaterländischer Sitten und Gebräuche.

II.

Item ain yeglicher der lugenhafftiglich ein aidt swert der pringt auf sich vier fluech die bezaichnet werden durch dy drey Finger die er aufrechtt vnd auch die Andern zwen finger die er nider naigt.

Von Ersten durch den Daumen der do khurtz ist wiert verstanden das gegenwertig leben das da gar khurtz ist, und zergenkhlich ist, wenn er den aufrechtt das bezaihent als er sprech, ob ich nicht war hab, So khuertz mier got mein leben.

Das Ander vinger ist lenger vnd bezaichnet das ewig leben vnd so er In aufrechtt das ist also vil gesprochen, ob ich nicht war hab, so sol mein sel nach disem leben in dem ewigen leben khain Rue nicht haben.

Dritt Vinger ist der lengist vnd bedeutt das ewig leben das angevangen wiert an dem Jüngsten tag vnd beleibt an endt vnd so er In aufrechtt das bezaichnet so viel Als er sprech, ob ich nicht war hab, So werdt mein sel vnd mein leichnam an dem Jüngsten tag getailt von dem Ewigen leben, vnd von der gesellschaft vnd gemainschafft aller auserwelten Gottt.

Aber die andern nieder genaigten Zwen vinger bezaichnet die in der Hell sindt. So er dieselben zwen vinger nider naigt bedeutt so vill, ob ich nicht war hab So werdt ich mit sampt den verdampten ewiglich in der Hell begraben, vor dem ans got behuet, durch sein genadt vnd barmhertzigkeit. (Oesterreichisches Frohnbuch 1369.)

Miscellen.

Die Jahrbücher der Augustiner nächst der Burg enthalten auf das Jahr 1552 nachstehende Notiz: »Den 19. März sind dem Kloster von der N. Oe. Regierungs-Comissariis Befelch ergangen, wegen der Religions-Reformierung taugliche, gelehrte, eifrige und sanftmüthige Religiosen aus unserm Kloster zu denen Unkatholischen in den Kärner Viertl alhier zu deputiren, welche die Unkatholischen in der Religion wohl informiren, und solches in dem Kloster Neuburgischen Hause dem Herren Probsten avisiren sollten. Es ist aber zu diesem Werk P. Sebastianus a S. Vincentio abgeordnet worden, welcher neben vielen andern den sehr berühmten Kalendermacher Bervo nach bald vierjähriger Disputation und Glaubenserklärung bekehrt, der auch kurz hernach in Gegenwart besagten Patris wohl selig gestorben, wie es gedachter Pater mit vielen Zähren bekennet, und gewunschen, so glückselig, wie Herr Bervo zu sterben.

Die Zigeuner hielt man, wie bereits angeführt worden, im sechzehnten Jahrhundert für — Spione; daher oft wiederhohlte Mandate darauf drangen, sie überall in den österreichischen Ländern gefänglich einzuziehen, und der Regierung zu überantworten, »ob sich einiger Practiken oder Verrätterey bei ihnen zu erkundigen sein möcht.« Indessen scheinen einige Ortsgerichte den Prozeß viel kürzer gemacht zu haben, denn am 20. Jänner 1556 erließ Kaiser Ferdinand I. ein offenes Patent, worin nachstehende Stelle als besonders hervorgehoben erscheint: »So kommt uns aber anjetzt glaubwürdig für, wie sich Etliche aus Mißverstand unserer General-Mandate mehrere Zigeuner Manns- und Weibspersonen, auch Kinder vom Leben zum Tode zu bringen unterstanden haben; dieweil aber solches unser Wille und Meinung nicht gewesen, auch der Buchstabe im rechten Verstand solches nicht vermag, die Zigeuner und sonderlich die Weiber und Kinder zu ertrenken oder sonst jämmerlich umzubringen, sondern mit ihnen als sonst gefangenen Leuten zu handeln, wie nähmlich: sie zu der Arbeit und in andere Wege zu gebrauchen, und nicht dermassen für sich selbst eigen Gewalts und Tirannei mit ihnen umzugehen — so habeu wir demnach, solche Erläuterung zu thun, für ein Nothdurft erachtet.«

Bekannter Maßen machte der König von Preußen, Wilhelm I. den Anfang, Kantone oder Werbbezirke für seine Regimenter zu bestimmen, und Friederich II. verbesserte das System. In Oesterreich wurde es bald hieranf eingeführt, und nur in Ungarn war es noch nicht in Ausübung gebracht. Indessen verlangte Joseph II. im Jahre 1784, daß man die Konskription auch in diesem Königreiche vornehmen sollte. Man machte dagegen Vorstellungen; doch waren es immer nur einige Komitate, die sich widersetzten; die Meisten sahen die Nothwendigkeit und den Nutzen der vorgeschlagenen Neuerung ein, und kamen der Hofentschließung auf eine höchsterfreuliche Weise entgegen. Fürst Niklas Esterhazi lud als Obergespan den sämmtlichen Adel seines Comitates zu sich: Nach der Tafel las er ihnen die Resolution des Kaisers vor, zergliederte die Vortheile, und numerirte hierauf sein Schloß mit eigener Hand, indem er sprach: »So muß man seinem König gehorchen.« Das Beispiel wirkte auf die Anwesenden, und keinem fiel es ferner bei, die Konskription zu verweigern.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

66. Mittwoch, den 17. August 1836.

Blicke

in den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

(Fortsetzung.)

Das innere Leben des Staates ist offenbar dem Moralprincipe weit näher verwandt, als dem Rechtsprincipe. Das Seelenleben des Staates soll neu bethätiget werden, es soll aus und durch sich selbst begeistern, um auch aus der Gesellschaft jenen Zustand des socialen Ennuys zu verbannen, der zuletzt noch alle ehleren Genüsse ertödtet. Der eigentliche esoterische Mittelpunkt des Staates sey das edelste aller Gefühle, das reinste aller Elemente, der befruchtendste aller Triebe, ein Keim, den die Natur in des Menschen Brust gepflanzt, eine Wahrheit, die das einfachste Gemüth ergreift, die wirkliche Essenz des Lebens, die das Geschlecht verjüngt, verschönert, und vor dem Untergange verwahrt, dieser Mittelpunkt sey die Liebe. Die Liebe ist ein geistiges, einem höheren Reiche angehöriges Gefühl, das sich subjektiv um so reiner und edler ausspricht, je edler die Brust ist, aus der es hervorquillt. Objektiv stellt sich sonach für den Staat das Gesetz der Liebe, der Impuls des geistigen Auflebens, als oberstes Princip dar. Das Gesetz der Liebe als der Ausspruch der höchsten Humanität verwahrt vor Egoismus, den man als die öffentliche Sünde der Gesellschaft bezeichnen kann, es belebt den Gemeinsinn, die Innerlichkeit, woran es gerade der Gegenwart am Meisten gebricht. Es verhält sich mit dem Staate gerade so, wie mit dem Individuum. Der schärfste Verstand genügt für das Leben nicht, wenn es nicht zugleich durch ein reines Herz belebt wird. — Der Verstand muß, um bleibend und wohlthätig zu wirken, sich durch das Gemüth kund geben. Die Werke der Intelligenz zerfallen in Trümmer, wenn ihre Bausteine nicht mit dem Mörtel der edlen Gesinnung verbunden sind. Der Verstand fängt sich zuletzt in seinen eigenen Schlingen, wenn nicht der Seelenadel ihm seine Richtung weiset. Eben so im Staate. — Das Gemüth des Staates (als Numenon) muß sich in seinem Wollen und Handeln darthun (als Phänomenon). Die Herrschaft der Intelligenz genügt eben so wenig, wie die Herrschaft des Rechts. — Beide können nur dann in ihren Bestrebungen durchgreifen, wenn sie im ethischen Principe wurzeln. Die wahre Weisheit des Staates liegt in seinem Herzen, an dessen Pulsschlägen sich seine Lebenswärme kund gibt. Die politische Form ist nur die äußere Gestaltung des Staatskörpers. Großes Unglück ist dadurch über mehrere Staaten hereingebrochen, daß man sich bemühte, an den äußeren Formen willkührlich zu ändern und zu künsteln, ohne zu betrachten, ob diese Gestaltung auch mit gegebenen Elementen, mit den Grundbedingungen übereinstimme, ohne die Gesinnung rein und edel zu bewahren, ohne die Simpathien für die heiligen und ewigen Interessen der Menschheit zu nähren. — Man nahm dem Aeußeren des mühevoll aufgeführten Gebäudes Bestandtheile, die man kurzsichtig genug für eitle Verzierungen hielt, und die doch den Schwerpunkt des Ganzen stützten, oder man fügte Ornamente mit dem verderbten Geschmack der Ueberladung hinzu, die die Grundpfeiler nicht zu tragen vermochten, und das Gebäude stürzte in beiden Fällen aus Mangel der unterstützenden Fläche, so wie des innern Gehalts, und begrub unter seinem Schutte das schirmende Dach verirrter Nationen. — Man schälte und kerbte an Bast und Rinde, während das Mark allmälig ausdorrte, und der verdorrte Stamm will nimmermehr grünen und Blüthen treiben, und versiechet am Boden.

In der Liebe liegt der höchste Erkenntnißgrund für alle Verhältnisse des öffentlichen

Digitized by Google

Lebens[1]. Jenes hohe Gefühl, das den Menschen in den wichtigsten Momenten des Lebens durchzittert, das ihn mitten im Gewühle der lärmenden Welt überrascht, das ihn in den Stunden der Einsamkeit beschleicht, muß vollkommen emancipirt und erhoben werden, auf seinen urweltlichen das Leben überragenden Thron. Der Mensch soll dieses Gefühl, das die Gesellschaft mit schalen Floskeln überträubt, mit unnützen Zierrathen überschüttet hat, hervorsuchen aus der Rüstkammer seines Herzens, und sich nicht schämen, im Wollen und Handeln das mit Bewußtseyn gelten zu lassen, was unbewußt das einfachste Gemüth übet. Freilich müssen dann in der Gesellschaft alle Begriffe, die durch Zerwürfnisse der Zeiten ihre ursprüngliche Lauterkeit eingebüßt haben, ihre Palingenesie feiern. Diese Reinigung wird aber wohlthätig, sanftigend und beglückend seyn, und keineswegs gewaltsam und störend auf die Gesellschaft einwirken. Der Staat wird sich dann in der Gesellschaft, und die Gesellschaft im Staate erkennen. Aus der Liebe wird sich im Staate zunächst eine durchgreifende Humanität entfalten. Die Humanität wird alle Interessen gleichmäßig berücksichtigen, und alle Verhältnisse veredeln. Das Recht wird walten als ein durch die höchste Intelligenz ausgesprochenes, durch die Humanität garantirtes Gesetz der Liebe. Die Regierung wird in der Glückseligkeit der Staatsbürger ihre eigene finden. Die Liebe ist befruchtend und zeugend, aus ihr keimt alles rechte Entwickeln und Fortschreiten. Der Werth der gegebenen Verhältnisse, die natürliche und erfreuliche Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit wird nicht mehr verkannt, das Leben nicht aus todten Abstraktionen abgeleitet werden.

Schon beginnen selbst Anhänger des Rechtsprincipes den überwiegenden Einfluß der ethischen Potenzen anzuerkennen. Friedrich v. Raumer äußert sich in dieser Beziehung: »Das Recht muß im Staate schützend »zur Gewalt hinzutreten. Damit aber nicht dessen Buchsstabe tödte, soll man es durch eine sittliche Politik und »durch die Religion der Liebe verklären, und auf eine »höhere Stufe erheben[1].« — Die Religion selbst ist der dem Menschen in das Herz gegrabene Namenszug der ewigen Liebe. So ist das Gesetz der Liebe, der Ausspruch der edelsten Humanität, zugleich das höchste Vernunftgesetz. — Ist aber der eigentliche Kern begraben unter einem Schutte von Formen und äußerm Tand, so soll die Wissenschaft durchschlagen durch den Schacht, daß sie auf die Goldadern gelange und das edle Metall zum Blicken bringe.

Es ist endlich das Gesetz der Liebe im Staate kein erst durch Erfahrung zu erprobendes Problem, es ist eine durch die Erfahrung im praktischen Staatsleben bereits erprobte Wahrheit. — Im Laufe beinahe eines halben Jahrhunderts hat weiland Kaiser Franz durch das Gesetz der Liebe Oesterreich regiert, und mitten unter tobenden Stürmen und inhaltsschweren Ereignissen aller Art die treue Liebe und Anhänglichkeit seiner Unterthanen bewahrt. Sein Beispiel drang mit der unwiderstehlichen Gewalt des wahrhaft Göttlichen in jede Brust, und der Vorurtheil schmelzende Strahl der Liebe drang vom ruhmumstrahlten Throne bis in die niederste Hütte. — Alle Söhne des Vaterlandes vereinte ein mächtiges Band der beseligenden Liebe, und sie lehrte den Vater seines Volkes die unausgesetzte Sorgfalt der Wohlfahrt seiner Unterthanen weihen, die keine Gefahr, kein Leiden, und keine Opfer scheueten, um den geliebten Herrscherstamm, und mit ihm Oesterreichs Glück zu wahren. — Die Liebe war das Geheimniß, das fremde Despoten in seinen unerklärlichen Wirkungen anstaunten, sie war die esoterische Federkraft, die der nie erschöpfte Quell jener edlen Aufopferungen wurde, welche nothwendig waren, um Oesterreichs Unabhängigkeit, den heimathlichen Herd, angestammtes Recht und Herrscher zu erhalten, sie war der Riesenfels des Stätigen im Wechsel, an dem die Wogen des alluinwälzenden Zerstörungssturmes ohnmächtig brandeten. — Die Liebe zu seinen Völkern war das letzte Vermächtniß des entschla-

[1] Christian Garve sagt in seiner Abhandlung über die Frage: in wie fern es möglich sey, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten: »Es gibt nur Einen ganz freen Punkte in der Moral, das ist der »der Liebe; — da ein Mensch das Wohl des andern mit dem »seinigen aufs möglichste zu verbinden sucht. Sobald man hievon »abweicht, und stellt einmal zum Princip annimmt, daß man in »seinen Entwürfen zu seinem eigenen Besten, auf das Beste der »Uebrigen gar keine Rücksicht nehmen dürfe: so ist auch der Ungerechtigkeit, welche gestissentlich schadet, das Thor eröffnet.«

[1] Sehr treffend bemerkt Guizot in seiner Rede über das Pairie-Gesetz, gegen die, alles Gute der Gesetzgebung der Menschen zuschreibenden Anhänger des Rechtsprincipes:

»Le monde va de lui-meme en vertu de certains principes »primitifs, naturels: s'ils n'avoit pour se condaire que »la loi des hommes, il pourroit bien aller de travers ou »même s'arrêter tout-à-fait.«

Der Justizhebel der Gewalt reicht gewiß nicht aus, wenn nicht die Wundermacht der Liebe, dieses natürlichen Urprincipes, hinzukömmt.

Digitized by Google

senen Vaters des Vaterlandes, und Oesterreichs Wohlfahrt erstehet mitten unter einem großen Weltbrande, als ein Phönix mit segensvollen Schwingen, fest und unerschütterlich durch das Band der Liebe, das den Regentenstamm mit allen Klassen der Staatsbürger verbindet.

(Schluß folgt.)

Schiller's Tell

in Beziehung auf seine historische Begründung.

(Schluß.)

Von all den Unthaten der österreichischen Vögte, welche in den Schweizer-Chroniken eine so große Rolle spielen, ist bis jetzt auch nicht eine einzige durch irgend einen urkundlichen Beleg erwiesen worden. Diese Erzählungen, ausschließlich dem 15ten Jahrhundert angehörig, erschienen zuerst in allgemeinen, unbestimmten Klagen und Beschwerden, denen spätere Chronisten immer ausführlichere, und mehr ins Einzelne gehende Gemälde der Bedrückung hinzufügten, bis jene große Totalsumme der Tyrannei zum Vorscheine kam, auf deren Grundlage die Sache der Eidgenossen die öffentliche Meinung für sich gewann. Auch Schiller, der sich völlig auf Johannes Müller und die Chronisten stützt, hat nicht ermangelt, die nöthigen Ausschmückungen seines Themas dieser großen Kette historischer Unwahrheit zu entlehnen. Der Parteihaß gegen Oesterreich, glühend in seinem Beginn und Verlauf, war erfindungsreich genug, diese erträumten Mährchen von Unterdrückung an urkundliche Namen zu knüpfen. So z. B. zweifeln wir keinen Augenblick, daß der in der Tellssage figurirende Geßler, oder wie Etterlin ihn nennt, Grießler, niemand anderer seyn soll, als der später von den Herzogen von Oesterreich zum Landvogt in Argau ernannte Heinrich von Grießenberg. Der Lucerner Ruß, der nach Justinger zuerst über den Druck der Vögte in den drei Ländern, die noch nicht ins Einzelne gehende Klage führt, leitet (unwissend genug) daraus den Lucernerbund her, indem er sagt: „Nach den vorgenannden dingen allen, gieng es denen von Lutzern mit der herrschaft vögte und amptluten wenig basz. Den es den anderen dry Waldstetten ergangen was mit mengerley newen funden mutwillens und büberey. Das dhein bidermann sin wib, kindt oder töchteren frum behalten mocht.«

Die Geschichte führt uns auf einen ganz anderen Grund der Befreiungskämpfe der Schweiz hin, als die Unbill und Bedrückung ihrer Oberherrn. Sie verfolgt das Streben der Lande, sich von der Landvogtei Oesterreich loszureißen, Schritt für Schritt, und weist hiermit nur auf jenes allgemeine Ringen hin, alle Bande der Reichsgewalt zu lockern. Wenn man nämlich von dem verborgenen Gebirgswinkel, wo man die ersten Eidgenossen aufzusuchen gewohnt ist, den forschenden Blick hinausfendet zu den benachbarten Herren und Städten in Schwaben und Burgund, dann die Länder des deutschen Reichs durchzieht, und nach Gesetz und König frägt, und die Ursachen erfaßt, welche die deutsche Reichskrone von einem Hause zum andern wandern lassen, dann sehen wir, daß das, was wir Entstehung der Eidgenossenschaft nennen, mit einer großen allgemeinen Bewegung zusammenhängt, welche sich mit der Zertrümmerung der deutschen Reichsgewalt endigte. Der Kampf des Reiches mit der Kirche begünstigte die Parteien, dem Reiche gegenüber ihren Privat-Vortheil zu suchen. Der Fall der Hohenstaufen, das Interregnum richteten Uebel an, die durch Rudolph's Regierung nicht so bald wieder ausgeglichen werden konnten, um so mehr da nach ihm die Reichsobergewalt sogleich wieder zwischen Albrecht und Adolph, Friedrich und Ludwig gespalten, den Parteihaß zu neuer Thätigkeit kommen ließ. Die deutschen Kaiser insgesammt versahen es darin, daß sie sich durch die Fürsten verleiten ließen, durch deren Bereicherung die Reichsgewalt zu mindern. Den Geist des Widerstandes gegen Oesterreich in den oberen Landen riefen offenbar ihre politischen Gegner, ihre Stellung als Reichsoberhaupt benützend, hervor, ihn als Waffe gegen das mächtige dem Papst ergebene Haus benützend. Der Freibrief Kaiser Friedrichs II., jener Sauerteig, der all das Unheil in jenen Ländern emporgetrieben, der zuerst dem Widerspruchsgeiste Gesetzesstütze gab, dessen nachmalige Bestätigung von König Adolph, die Nothwendigkeit von Seite Oesterreichs diesen Einsprüchen in seine Vogteigewalt zu widerstreben, mußten Erbitterung erzeugen. Diese Erbitterung führte einer Seits zu Verschwörungen des Adels, anderer Seits zu Bündnissen und Verschwörungen der Landleute unter sich, und endlich, als die neuerdings streitige Kaiserwahl dem Gegner Gelegenheit both, Habsburgs Landgrafschaftsrechte in den Waldstädten

Digitized by Google

aufzuheben, dessen Vogteigewalt zu brechen, und ihm sogar seinen Grundbesitz wegzuerkennen, da sehen wir einen Kampf auf Leben und Tod hervorbrechen. In Folge seines Ausgangs hatte der Bund der Eidgenossen Macht und Spielräum gewonnen und vor Ablauf eines Jahrhunderts schon sehen wir Oesterreich aus seinem letzten Besitzthum in den oberen Landen vertrieben, und die Macht des Reiches selbst nur mehr dem Namen nach bestehen.

Bibliographische Mittheilungen.

XI.

Patent Kaiser Maximilian's I. die Türkensteuer in Oesterreich unter der Enns betreffend, vom 1. August 1496. ½ Bog. in Folio.

Je geringer die Anzahl der Druckstücke ist, welche Denis in seiner Buchdruckergeschichte Wien's aus dem fünfzehnten Jahrhundert verzeichnen konnte, desto wichtiger ist jedes einzelne, das neu aufgefunden wird. Vorliegendes, bisher allen Nachforschungen entgangen, und selbst im Codex Austriacus nicht angeführt, dürfte hier um so mehr einen Wiederabdruck ansprechen, als es auch seinem Inhalte nach interessant genug ist.

»Wir Maximilian von gots genaden Romischer Kunig Zu allen zeiten Merer des Reichs Zu Hungern. Dalmatien. Croatien. ꝛc. Kunig Erbherzog zu Osterreich Herzog zu Burgkdi. zu Brabant. zu Gheldern. Graue zw Flandern. zu Tirol. ꝛc. Embieten den Erwirdigen Ersamen Geistlichn unsern lieben andechtign. R. allen prelatn. pharrern iren vicarien oder verweſern. unsers Furstenthumbs Osterreich vnder der Enns. so mit disem unsern brieff oder glaublichn abschrifften dauon ermant werden. Unser gnad vñ alles gut Als ain gemaine Landschafft des selben unsers Furstenthumbs auff dem nagst gehalten Landtag zu Wienn den gemainen phenning Zu massen wie der durch die besamlung des heiligen Reichs zu Worms betracht und verordnet ist laut ainer abschrifft derselben unser landschafft deshalben zugeschickt auch zugeben bewilligt haben Welch ordnūg In ainem Artickl inhalt und begreifft das wir kunig Maximilian ꝛc. Vnd yeder Cursurst. Furst. Geistlich. vnd weltlich. Prelat. Graff. Frey. Herr. Ritter. Edlman. Comun. vnd ander in seinen Steten. Zielthen. Merckten. vnd Dorffern bey den unsern. vnd den iren. ernstlich verfuegen. vñ bestellen. das solich auffsatzung durch erdlich person yedes iars vor dem newenjarstag eingenomen vñ verwart werden sol. Vnd ſd dann die Erst bezalūg laut der yetz gemelten ordnung zu den weihennachten nagsthuerschinen beschehen sein solt. Vnd aber solichs ettlicher vrsachhalben in unsern Erblaunden zu den selben zeitenn nicht ersucht noch eingepracht worden ist. Und wir aber sohln gemainen phenning eilennds merecher vnnser vnd des Reichs auch diser vnd ander unser Erblichen land obligunden geschefftshalben grosserd damit zuverhueten nicht lang emperen noch erwarten mogen Dem nach Emphelchen wir euch allen vnd yedem besonnder. ernstlich gepietend vnd wellen das ir solichs alleurhalben auff den Pfarkirchen vnd allen Filialen bey euch drey Sonntag die nagsten nachainander so bald euch diser unser beuelch zukumbt offenlich verkhundet Vnd meniklich darzu ermbert vnd beweget Also das ain yedes meusch Man. vnd Frauen kain person hierinnen aufgeslossen Inmoner auch außlendig So gueter oder gult in disem unserm lannd haben sein anzal so im zugeben auff gelegt ist Nemlich. Wer an werd es sey an beweglichen oder vnbeweglichen gueteren vnd Rentn. Funnffhundert guldein hat. ainen halbn guldein. Wer tausent guldein hat ain gantzn guldein Reinisch Wer aber vber tausent guldein hat vber ain gantzn guldein soull sein andacht ist Welicher aber vnder Funffhundert guldein vnd funffzehe iar alters erlangt hat ain viertdzwainzig tail ains Reinischen guldein gebe Also das vierundzwainzig derselben ainen Reinischen guldein bezalen vnd das in solichem funffundzwainzig guldein Reinisch iarlicher erdlichen Rennt oder nutzung fur funffhundert guldein vnd funffzig guldein der gleichen Rennt oder nutzung fur tausent guldein wert geacht werden. Das auch all Prelaten. Grauen. Freyen. Herren. vnd Commun. yeder nach seinem stand vnd wesen hierinn etwas mer tuen dann aunder. Vnd das von stund an nach der verkundung Euer yeder in seiner pharr in beiwesen zwayer erber redlicher mannen die ein yeder Gerichtherr in seinem gericht darzu verordnen sol die auch bei iren treuen vnd aiden So sy darumb schweren sullen in ewern benwesen ermessen Ob ainer tausent oder funnffhundert guldein wert hab. Auch aigentlich yede person mit iren namen vnd was yede in sounder gibt beschreiben. vnd albegen zusprechen. vnd sy auff iren aid vnd gluhd so sy deshalben thuen sollen ermanen ir auffgelegt gelt treulichen zugeben. Vnd was also in yeder pfarr bezalt vnd zusamen praeht wirdet durch euch vñ dieselben verordenten mit wissen hintter die gerichtherrn erlegt werden die dan weiter das system getrewen Hannsen herrasser Unserm hubmaister in Osterreich auff sein quittung antwnrten sullen So haben wir verordnet von stund an Nach aufgang der obberurtn dreyer Sonntag Von Gericht zu gericht zureiten vnd darob zusein das ain yeder zum mynsten sein auffgelegt gelt recht gebe Ir solt auch das volkh auff der Cannzel ermanen Ob pemands got zu loh vnd zu vnderhaltung auch merung Cristenlichs glauben. des heiligen Reichs vnd unser Erblichen Landen Auch zu handthabung des Rechtens vnd frides erwas iner dan hieuor auffgesetzt ist dan dreichen vnd hilff thun wolt. Wir lassen auch hiemit beuelh vnd Manndat außgen Euch hierinn beystendig vnd hilfflich zu sein Wann habt darinne getrewen fleis Damit das gelt furderlich geuall des wir vns genglich versechen. Gebenn zu Jnnſpruck am ersten tag des Mouads Augusti. Anno domini ꝛc. lxxxxvj. Unserer Reiche des Romischen im Aindlefften. Und des Hungrischen im Sibenundn Jarenn.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

67. Sonnabend, den 20. August 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

Verfolgt man die Erzählungen von den Feldschlachten und Friedensschlüssen, von den bewundernswürdigen Entdeckungen im Reiche des Wissens und den gewinnreichen Unternehmungen des Handels in fernen Welttheilen, verfolgt man die Fäden solcher Erzählungen, so gelangt man mitten durch dieses Gewirr an eine Stelle, wo sie alle aufeinander treffen. Dieser Kreuzungs-Punkt gibt dann den Kern, das Gemeinsame, das rein Menschliche aller der verschiedenartigen Strebungen; und vermöchte ein Menschengeist aus diesem Punkte heraus die ganze Masse der historischen Thatsachen organisch zu entwickeln, und in strenger Folg-Verkettung dahin zurückzuführen, so wäre das Ideal einer Geschichte des Menschengeschlechts auf das glänzendste erreicht. Allein die Unzulänglichkeit unserer Kräfte, den gesammten Thatenbestand allseitig ebenmäßig beherrschen zu können, zwingt uns die einige Geschichte in viele Geschichten zu splittern, und wir sprechen von Kriegs-, Friedens-, Literatur-Geschichte, u. s. f. und jene Darstellungen, die wir mit dem Namen Universalhistorie beehren, waren bis in neuerer Zeit nichts anders als ein synchronistisches Herumgruppiren einer gewissen Classe von Thatsachen aus der Geschichte aller Völker, im Gegensatz der Einzel-Geschichte, um einen leitenden Grundgedanken gewöhnlich, zur Geltendmachung irgend einer Lieblingsansicht. Bis in neuerer Zeit schloß diese historische Gattung, die den Vortritt vor allen andern anspricht, den das innere Leben der Völker kundgebenden Entwicklungsgang der Denk- und Sittenweise vornehm aus dem Kreise ihrer Darstellung aus, um desto mehr Raum für die gewissenhafte Aufzählung der Schlachten und anderer blutiger Vorgänge gewinnen zu können. Je mehr aber seit dem vorigen Jahrhundert die Volksmassen handelnd ins äußere Leben getreten waren, um so dringender machte sich dem Historiker die Rücksichtsnahme auf Gang und Gestaltung ihres innern. Denn die Veränderungen im staatlichen Leben waren dießmal sichtbarer als je durch die des geistigen der Völker vorbereitet und herbeigeführt, und ohne umfassendes Eingehen in den Cultur-Zustand der Zeit konnte kein befriedigendes Verständniß der öffentlichen Verhältnisse gewonnen werden. So sah sich endlich in unserer Zeit der Geschichtschreiber bemüssigt, der sonst hintangesetzten Denk-, Literatur- und Sittengeschichte seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und ihr in seinen universalhistorischen Darstellungen die gebührende Stelle einzuräumen. Und ist auch eine Vereinigung aller Geschichtsgattungen nicht mehr erreichbar, so ist es doch wenigstens der Culturgeschichte gelungen, aus ihrer staubigen Einsamkeit zu treten, und sich immer mehr als einen integrirenden Theil der politischen darzustellen; und in noch gebietenderer Weise als an dieser, weiß sie ihren Antheil an der Lebens geschichtschreibung geltend zu machen. Da die Aufgabe des Biographen sich nicht bloß darauf beschränkt, das äußere Erscheinen seines Helden ins Licht zu setzen, sondern sein Bestreben vorzüglich dahin gerichtet ist, dem innern Getriebe seiner Handlungen nachzuspüren und es offen zu legen, so wird kein Lebensbeschreiber, eingedenk der Würde seines Richteramts, den Endspruch über den moralischen Werth oder Unwerth eines Menschen-Individuums zu thun wagen, ohne vorher die äußern Einfluß nehmenden Zeitverhältnisse gewissenhaft erwogen zu haben, da ihm wohlbekannt ist, wie jeder Mensch mehr oder minder ein Produkt seiner Gegenwart ist, und nur aus ihr erklärt und gewürdigt werden könne. Die Zeit selber aber findet einzig in dem Cultur- und Sittenzustande ihren charak-

Digitized by Google

teristischen Ausdruck, und die Kunstmäler eines Jahrhunderts hinwieder sind ein solch treues Spiegelbild seiner Gesittung, daß sich diese häufig aus jenen erläutern lassen. Und sie behaupten um so höhere Bedeutung für solche Zeiträume, in denen die Geschichtsquellen so sparsam wie in der des frühen Mittelalters fließen, wo wir das Dunkel der Sittengeschichte hellen zu können nur mit Hülfe der Kunstmäler hoffen dürfen, die selbst noch in jenen Epochen sich unentbehrlich zu machen wissen, in denen die Annalisten schon häufiger den Aeußerungen des geistigen Lebens ihre Beachtung zuwenden. Denn dann geschieht der veränderten Denk- und Sittenweise ihrer Zeit noch immer auf eine Weise Erwähnung, daß dieser Umschwung uns wie mit einmal erfolgt vor Augen tritt, während es uns an der Hand der Kunstdenkmale oft gelingt, die zarten Anfänge einer sich gestaltenden Lebensansicht, die vorbereitenden Mittelgrade wie ihre örtliche Ausbreitung mit einer ins Einzelnste gehenden Genauigkeit auf das Ueberzeugendste nachzuweisen.

Ist sonach für den Universal- wie Lebens-Geschichtschreiber die Unentbehrlichkeit einer umfassenden Culturkunde, so wie die hohe Bedeutung der Kunstdenkmale für Begründung und Erweiterung jener, außer Zweifel gestellt, so liegt es nicht minder klar am Tage, wie hinwieder die Kunstmäler einer jeden Epoche selber, nicht einzig vom ästhetischen und antiquarischen Standpunkt, sondern auch von dem des Historikers aus beurtheilt werden wollen und müssen. Denn der Künstler schafft unter den Einflüssen der Zeit, der er seiner historischen Stellung nach angehört, und seine Schöpfungen, als der Spiegel seines innersten Menschen, werden wie dieser selbst, nur durch strenge Rücksichtnahme auf die fördernden und hemmenden Gewalten seiner Lebenszeit gewürdigt werden können, und manche Erscheinung in der Kunstgeschichte findet demnach in der Menschengeschichte ihre Lösung. So ergänzen sich die Geschichten gegenseitig, und die Kunsthistorie bleibt nicht mehr ein unförmliches Aggregat archäologischer Notizen vielbelesener Antiquare, die den Leichnam der Vergangenheit mit Citatenwerk und andern gelehrten Spezereien auf das mühseligste einbalsamiren *), sondern seine historische Belebung ist vor allen andern die Aufgabe, deren Lösung der Kunsthistoriker sich zum Zwecke setzt. In diesem Sinne versuche ich hier, wenn auch mit bescheidenen Kräften nur einen kunsthistorischen Ueberblick der Büchermalerei zu geben, dem freundliche Leser ihre theilnehmende Nachsicht nicht entziehen mögen.

Die Buchstaben von der zeichnenden Kunst als Bildfiguren ins Leben gesetzt, verläugneten auch dann nie völlig den Adel ihrer schönen Abkunft, als sich, gleichsam nur mehr Klangfiguren, jede Spur einer gegenständlichen Abbildung aus ihnen verloren hatte. Schon völlig, als Sprachtonzeichen, zu dürren Linien und Punkten verschrumpft, verriethen sie noch immer das Verlangen dem Auge zu gefallen, und es fanden sich auch stets Individuen, die es sich zu einem Geschäfte machten, ihnen eine gefällige Gestalt zu verleihen wie zu bewahren; und den Bemühungen der Kalligraphen, der unter rohen oder flüchtigen Händen hereinbrechenden Unleserlichkeit zu steuern, wird selbst der Gelehrte seine Anerkennung nicht versagen können, wenn er auch zu ihren weitern Verzierungsversuchen nur mit scheelem Auge sehen sollte. Denn die Schreibekünstler beschränkten sich nicht bloß auf Veredlung der Schriftzüge, sie strebten immer mehr dahin, die äußere Schönheit ihrer Rollen mit der innern des Textes in Einklang zu bringen. Chrisographen führten dem Leser den goldnen Gedanken in goldnen Schriftzügen vor's Auge (Jos. Antiquit. L. 12. c. 2), oder zeichneten ihn durch das als Vorzugsfarbe geltende Roth aus [1]. So wurden anfänglich nur einzelne Stellen, die man besonders augenfällig machen wollte, mit Minium und Gold bevorzugt, bis man später diese Begünstigung auf die gesammte Buchstaben-Bevölkerung mancher Codices ausdehnte [2]. Auf solche Weise gelang es, die Schrift-Charaktere der zeichnenden Kunst wieder näher zu führen; denn durch das Miniren befreundete und gewöhnte man sich immer mehr in den Schriftmälern an ein buntes Farbenspiel, bis es endlich zu förmlichen Malereien kam, als man durch pracht-

1 Nec te purpureo velent, vaccinia, fuco
Non est conveniens luctibus ille color
Nec titulus minio nec cedro charta notetur etc.
Ovid Tris. L. 1. El. 1 cnf. Plin. h. nat. L. 33. c. 7 und Mabill. de re diplom. f. 42 Edit. 2da. Ueber den Vorzug, den die rothe Farbe im Alterthum vor den andern behauptete, s. Sterilis Gesch. der teichn. Künste, Bd. 1, S. 3.

2 Habeant qui volunt veteres libros vel in membranis purpureis auro argentoque descriptos vel uncialibus at vulgo quam litteris onera magis exarata, quam codices, dummodo mihi, meisque permittant pauperes habere schedulas etc. non tam pulchros codices quam emendatos. s. Hieronimi praef. in Job. T. 1. p. 798. Paris 1693 sequ.

* Man weiß Schwindrigel wie gelehrte Offenkation auf ihren wahren Gehalt herabzusetzen, und wenn ich keine solchen imposanten Citatenmassen entwickele, wie sie manche Historiker ihren Lesern vorzuführen wissen, so hoffe ich, daß man der den Allegaten ihre Minderzahl, ihrer Verläßlichkeit willen, nachsehen wird.

Digitized by Google

volle Ausstattung der Codices die Leselust der römischen Welt zu reitzen suchte. Varro begleitete den Text seiner Biographien mit sieben hundert Porträten (Plin. L. 35. c. 2), und daß man berühmten Werken das Bildniß ihres Verfassers vorsetzte, wissen wir aus Martialis, nach dessen Zeugniß die Abschriften des Virgils gewöhnlich mit einer Abbildung des gefeierten Sängers geschmückt wurden [3].

(Fortsetzung folgt.)

Blicke
in den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

(Schluß.)

Ein neues Zeitalter nähert sich, kommende Generationen werden über die Irrthümer der gegenwärtigen richten. — Die Theorie der Staatswissenschaften selbst muß sich eine neue Bahn brechen. — Diese ist bereits in einem Werke begonnen, welches dazu berufen ist, Epoche in der Wissenschaft, und eine neue Aera in der Geschichte der Staatswissenschaften insbesondere zu begründen; — und welches daher in den Händen eines jeden Freundes der Fortschritte der Wissenschaft seyn sollte. In diesem Werke, betitelt: »Versuch, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage »festzustellen« (Wien 1835, bei Rohrmann und Schweigerd) entwickelt ein ungenannter Staatsmann das Gesetz der Liebe in seiner Anwendung auf die Staatswissenschaft, auf eine eben so neue als originelle Weise, mit ungewöhnlicher Gründlichkeit und freimüthiger Wahrheitsliebe. Der menschliche Geist, dem Gängelbande des Schulzwanges entkommen, forschet nach nichts mit glühenderem Verlangen, sobald er zur geistigen Volljährigkeit gelangt, als nach Licht in den weiten Hallen des Lebens, welche die Empirie dunkel läßt. Aber nur wenigen ist es gestattet, die erhellende Fackel in das Dunkel zu tragen. — Seltene Anlagen des Geistes und des Herzens, scharfsinnige und schnelle Auffassung der Verhältnisse, zur reifen Frucht gewordene Blüthen der Moral und vollkommene Assimilirung der welthistorischen Daten, sind die Vorbedingungen der Möglichkeit dieses Unternehmens. — Und soll es insbesondere von so selten segenreicher Ernte in der Staatswissenschaft gekrönt seyn, wie das genannte Werk, so muß der Verfasser das innere und äußere Leben des Staates in seinen geheimsten Organismen beobachtet, und die Herzschläge dieser moralischen Person durch eigenhändige Fühlung des Pulses belauscht haben, um die Diagnose richtig stellen zu können. — Der gelehrte Herr Verfasser, welcher durch Verschweigung seines Namens der rühmlichen Anerkennung der gelehrten Welt bescheiden entsagte, kann sich dem Danke eines jeden, dessen Auge freudetrunken an dem Gemeinkapitale der Menschheit, dem Fortschritte in der Wissenschaft, hängt — nicht leicht entschlagen.

In einer Zwietracht gebährenden, bewegten Zeit ist es labend, den tiefen Denker in einem Werke über den Staat sagen zu hören: »Keine Partei von irgend einer »Farbe wird darin den Wiederhall ihrer »Lieblingsmeinung finden. Parteilichkeit »und Leidenschaft sind und bleiben dem Prin»cipe, dessen Anwendung auf die Staatswis»senschaft ich versucht habe, ewig fremd.«

Wie glänzend der Herr Verfasser seinem Versprechen entsprach, wird jeder Gutgesinnte aus seinem Werke erkennen. Da mögen sie hingehen, die sogenannten Freunde der Menschrechte, und lernen, daß nicht im tollen Rasen, im Anfachen der Leidenschaften, in hochtrabenden Worten denen oft nur der thörichte Haufen zerstörende Bedeutung gibt, sondern im liebevollen Anregen, im lichtvollen Leiten zu den heiligsten Interessen und in dem die Wahrheit zeichnenden Ausdrucke der Klarheit, die reine Tendenz eines edlen Menschenfreundes, so wie in der Erreichung des schönen Zieles, der Menschheit und mit ihr den Staaten fruchtbar genützt zu haben, der schönste Lohn eines glänzenden Talentes liege. — Ohne Zwang und ohne leidenschaftliche Entstellung der Ergebnisse, erreichte der gründliche Forscher in diesen Blättern das bis jetzt vergebens angestrebte Ziel der himmlischen Harmonie zwischen Volk und Fürst; — der sichersten Garantie eines bleibenden Glückes der Nationen —! Während theils Böswilligkeit, theils Unkenntniß in einer verderbten Schule, Volk und Fürst feindlich als heterogen gegenüber stellten, einet hier das allmächtige Princip der Liebe, auf das der Allgütige seine Welten bauete, Unterthanen und Regierung mit dem unzerstörbaren Bande der Sympathie, und läßt diesem unversiegbaren Born alles Höheren alles Gute, alles Schöne, alles was den Menschen auf der Menschheit Höhen erhebt und beglückt, mit reicher Milde entströmen. — Es ist hier

3 Schwarz. Chr Gottl., de ornam. libr. disput 1. c.

Digitized by Google

nicht der Ort, in eine nähere kritische Beurtheilung einzugehen. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die in diesem Werke entwickelten Grundsätze einen mächtigen Anstoß geben werden, um ein neues festeres System der Staatswissenschaft zu begründen, und ich kann nicht umhin, den vorstehenden Blicken in den Geist unserer Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft den Wunsch zu einen, daß die vorzüglichsten Journale Deutschlands auf dieses Werk um so mehr ihre Aufmerksamkeit zu richten, und es einer ernsten Würdigung zu unterziehen veranlaßt werden mögen, als bereits nebst andern rühmlichen Erwähnungen desselben, Professor Pölitz selbst in seiner kritischen Uebersicht der staatswissenschaftlichen Literatur, ungeachtet sein Princip mit dem in diesem Werke aufgestellten durchaus nicht übereinstimmt, und von demselben vielfältig bestritten wird, dennoch unparteiisch genug die reine und edle Gesinnung des Verfassers anerkennt und selbst eingesteht, daß dessen Werk vielfach nützen könne. — Die stolzesten Weltweisen flüchteten sich nach dem Schiffbruche mit dem Wrak ihres Lehrgebäudes in den sichern Port der göttlichen Moral, gleich Fichte und Schelling. — Wie der irrende Schiffer auf hohem Meere den prüfenden Blick zum unwandelbaren Pole sendet, so wenden sich auch die irrenden Gemüther stets nach fruchtlosen Versuchen zur Moral, zur Religion. — Diese Bahn schlug der Herr Verfasser, ohne mit kostspieligen Entdeckungsreisen den Kanal seiner fruchtenden Thatkraft zu verwirren, ein —; und möge es dieser Stimme aus der Wüste unserer Zeit gelingen, die leidenschaftlichen Gemüther zu begütigen, und an die Stelle einer sterilen Zerstörungssucht das volle Eden des Friedens und der Liebe in die nackte Gegenwart zu pflanzen, so ist gewiß auch die schöne Aufgabe des von Liebe seiner Mitmenschen durchglühten Verfassers erreicht, — denn mit Recht hofft der Herr Verfasser, wohl: »diejenigen, welche das »Höchste in der Bestimmung des Menschen, »und der im Staate lebenden menschlichen »Gesellschaft wahrzunehmen fähig sind, — »edle Menschenfreunde, denen reine Wahr»heit und Menschenliebe über Alles werth »und theuer ist, werden in diesem Buche Ge»fühle und Gedanken finden, mit denen sie »simpathisiren.« —

Miscellen.

Die Feuerordnung der Stadt Wien vom Jahr 1534 bestimmt unter anderm, daß »die Bader, deren noch eilf in der Stadt, mit den jedem aus ihnen zugestellten zehn ledernen Eimern voll Wasser und ihren Knechten zulaufen, Wasser tragen und das Feuer zu löschen helfen sollen.«

Im Jahre 1547, als Karl V. seine Armee musterte, und eben ein großer Regen hereinbrach, nahm der Kaiser den Hut ab, damit er nicht naß würde. Vermuthlich waren damals die Hüte noch sehr theuer und selten. (?!)

Daß die edlen Frauen in Oesterreich doppelte Wappen geführt, findet sich zuerst bei Dorothea, Herren Hartneid's von Toppel Wittwe, 1409. Eben so hatte Anna von Hohenberg die Wappen der Dürnsteine und Hohenberge (1427) vereinigt.

Das Wiener-Diarium, das am 1. Juli 1703 zum ersten Male ausgegeben wurde, enthält in dem Blatte vom 26. September desselben Jahres nachstehende Mittheilung: »Wien. Allhier hat sich auf dem alten Fleischmarkt zugetragen, daß nachdem sich ohngefehr zwei fremde Cavaliere, so einen Pick auffeinander gehabt, allda in ihren Kutschen begegnet, seynd sie zugleich aus denselben gesprungen, und nach ihren Degen greifend auff einander losgegangen, wovon sie dann bede (aber nicht gefährlich) blessiret worden.«

(Der erste Buchhalter in Oesterreich.) Im Jahre 1490 am »Erichtag vor St. Valentins Tage« entwarf K. Maximilian zu Innsbruck die Ordnung für seine Schatzkammer, und bestimmte zur Aufsicht einen vertrauten Schreiber, »der das Buch hält und Buchhalter genannt werden soll.«

Zu den beliebten Unterhaltungen des dreizehnten Jahrhunderts gehörte das Würfelspiel. Es scheint sehr um sich gegriffen zu haben, denn in der Diöcesan-Synode zu St. Pölten 1284 wurde es den Geistlichen ausdrücklich verbothen. Auch das Stift Klosterneuburg machte 1289 ein Kapitular-Statut, darin nachstehende Stelle vorkommt: Cum ex ludo taxillorum multa damna proveniant animarum, communicato consilio fratrum nostrorum ipsum ludum tamquam morbum pestiferum volumus de cetero a nostris subditis evitari.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbäck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

68. Mittwoch, den 24. August 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Ob diese Vorgänge bei den Christen der ersten Jahrhunderte Nachahmung gefunden, darüber lassen uns Schrift- wie Kunsturkunden im Dunkeln, doch die Bilderscheu, die sich in diesem Zeitraume in der christlichen Welt allenthalben auf das lauteste ausspricht, berechtigt uns zur Vermuthung, die für die Zeit der ersten beiden Jahrhunderte beinahe zur Gewißheit wird, daß sich die christlichen Schreibekünstler jeder bildlichen Auszierung der Codices streng enthalten haben werden. Bekannt sind aus diesem Zeitraume die verdammenden Urtheile Tertullians, der mit gewohntem montanistischem Rigorismus gegen die Bilderverfertiger eiferte [4]. Kein Künstler konnte damals die Taufe erlangen, der nicht früher gleich dem Teufelsbündniß feierlich seiner Kunst entsagte, und mit Kirchenbann ward jeder Rückfall in künstlerische Beschäftigung geahndet [5]. Zeigten sich sonach die Kirchenlehrer der ersten Zeiten den Strebungen der Kunst nichts weniger als günstig, so machten sie die Macht ihres Ansehens doch nur in jenen Fällen geltend, in denen es die Kunst wagte, in das Heiligthum der Gotteshäuser einzudringen, wo Bildsäulen oder Gemälde die neugetauften Heiden in die Versuchung des Rückfalls führen, oder den bekehrten Juden zum Aergerniß werden konnten. Dagegen scheint man ihren Versuchen, sich ins häusliche Leben einzuführen, mindern Widerstand entgegengesetzt zu haben, denn durch Abbildungen auf Siegelringen [6], Gewändern [7], Bechern [8] und Zimmerwänden [9] gelang es den zeichnenden Künsten, sich mit den Christen schon zu einer Zeit zu befreunden, in der ihnen die Pforten der Kirche noch völlig verschlossen oder nur halb geöffnet waren. Sehen wir sonach mit der weitern Ausbreitung der Kirche im dritten Jahrhundert die Abneigung gegen Werke der Kunst einer regen Liebe zur ihr Platz machen, die sich bei den Gläubigen zunächst durch Verschönerung der sie umgebenden Gegenstände des häuslichen Lebens kund gibt, so glauben wir auch die Anfänge des Gebrauches, christliche Codices mit Malereien auszuschmücken, demselben Jahrhundert zuweisen zu dürfen; denn gewiß gab es in dem Hause eines Christen keinen kostbarern, höher gehaltenen Gegenstand als jene Bände, welche die heiligen Glaubensurkunden bewahrten. Der religiöse Eifer beschränkte sich damals nicht darauf, bloß in den Stunden der kirchlichen Versammlung [10] dem Worte Gottes Ohr und Herz zu leihen, auch in seiner stillen Wohnung suchte der Gläubige, zurückgezogen nach dem geräuschlosesten Theil des Hauses [11], in Psalmen, Evangelien und den andern heiligen Schriften, Belehrung wie Trost zu holen, und es wird wohl wenige unter den wohlhabenden christlichen Familien gegeben haben, die sich nicht im Besitze eines oder des andern Theils der Testamente, gleichsam ihrer Hausgötter, befunden haben werden [12]. Denn

4 At ubi artifices statuarum et imaginum et omnis generis simulacrorum diabolus seculo intulit, rude illud negotium humanae calamitatis et nomen de idolis consequutum et profectum — Neque enim interest an plastes effingat, an caelator exculpat, an Phrygio detexat. Tertul. de idol. c. 3. f. 96. Paris 1664. fol.

5 Ibid. c. 11. f. 97.

6 Clemens Alex. Strom., p. 899. Oxon. 1715.

7 Asteri hom. in divit. et Lazarum in Bibl. Patr. max. Lugd. T. 7 p. 808.

8 Procedunt ipsae picturae calicum vestrorum — pastor, quem in calice depingis (Abendmahlskelch). Tertul. de pudic. c. 7. p. 859 und c. 11. p. 863.

9 S. Chrysost. T. 2. p. 819. c.

10 Ueber die Lesung der heil. Schrift in den öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen s. Bingham orig. T. 6. p. 50.

11 Origenes de orat. T. 1. p. 208. c. Paris 1733. sequ.

12 Optamus tamen ut vel his auditis operam detis, non solum in

Digitized by Google

wenn der Cultus früherer Religionen, ein prachtvoll feierliches Opferschlachten, stumm an seinen Gläubigen vorüberschritt, so trat im Christenthum das lebendige belebende Wort als der wichtigste Moment der Gottesverehrung auf, und Bücher*) worauf jenes verkündet wurde, waren in den gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde, wie bei der Privat-Andacht des Einzelnen gleich wichtig. Und hielt sich auch die Malerei von den Kirchen-Exemplaren noch in scheuer Ferne, so mag doch hie und da ein aus dem Heidenthum bekehrter Künstler nicht immer der Versuchung widerstanden haben, wenigstens seinem stillen Eigenthum die geheimen Regungen seines ununterdrückbaren Bildungstriebes anzuvertrauen, und nicht lange, so wird aus dem Kreise naher Freunde der eine mit Worten, der andere mit Gold in ihn gedrungen haben, auch an ihre Codices die verschönernde Hand zu legen. Bald trat noch ein Umstand mehr hinzu, der auf Ausbreitung der Büchermalerei nur fördernd wirken konnte, damals, als ein römischer Kaiser gleich vielen seiner Vorgänger, die in Unterdrückung des neuen kräftig aufblühenden Glaubens das Belebungsmittel des hinsiechenden Götterdienstes gefunden zu haben wähnten, damals als Diocletian beschloß, das Christenthum bei der Wurzel zu fassen. Er hatte erkannt, wie die in Schriftmälern erhaltenen, geoffenbarten Glaubenslehren die Grundfesten des Christenthums wären, doch minder methodisch, als der spätere Julian, der den Vernichtungskampf damit öffnete, daß er den Bekennern Christi den Besuch der Schulen verpönte, während jener den über die ganze Welt webenden Geist des Christenthums ersticken zu können, wenn er seine Buchstaben tödtete, und roh täppisch zusahrend ordnete er gleichsam eine Entwaffnung der Christen, die Auslieferung und Verbrennung ihrer Glaubensurkunden an. Doch viele heldenmüthige Glaubensbekenner, vor dem Proconsul unter Androhung der Marter zur Uebergabe ihrer heiligen Schriften aufgefordert, ließen eher von dem Leben, als daß sie ihre Codices dem Flammentod Preis gegeben hätten[13]. Und gleich jedem gewaltsamen Ueberzeugungsverfahren, diente auch die Diocletianische Bücherverfolgung einzig dazu, den Gläubigen ihre Glaubensschriften um so werther und theuerer zu machen, je größer die Gefahren und Opfer waren, die sie ihrer Rettung brachten. So manches Exemplar ward mit Blut erkauft, und im Besitze eines solchen Bandes, dessen ein Martyrer sich im Leben bedient hatte, oder eines, der gar als dessen Autograph galt, im Besitz einer solchen Reliquie, hielt man sich für reicher als in dem aller anderen Kleinodien[14]. Jetzt sehen wir Frauen kleine Evangelien als Geschmeide am Halse tragen[15], ihre Wohnzimmer damit ausschmücken[16], und die christliche Welt zu Weihnacht und andern festlichen Tagen, sich Bücher erbaulichen Inhalts bescheeren[17]. Daß eine solche Verwendung der Evan-

*) Auf Kunstdenkmalen der ersten Jahrhunderte bis in denen des vierten zehnten erscheint Christus häufig mit einem Buche oder einer Rolle, als dem höchsten Symbol seiner Lehrerwürde. — Bei Concilien legte man das Evangelienbuch auf einen Thron, gleichsam die Gegenwart Christi dadurch repräsentirend. Darüber Baronius ad. an 434. c. 50.

Ecclesia audire verba Dei sed in domibus vestris exerceri, et meditari in lege Domini die ac nocte et ibi enim Christus est, et ubique adest quaerentibus se. Propteres namque mandatur in lege ut meditemur eam cum imus in via, et cum sedemus in domo etc. Origenes in Levit. hom. I. p. T. 2. p. 240. b.

Auch für den Fall, wo man an dem Besuch der öffentlichen Versammlung verhindert war, vereichtete man zu Hause seine Andacht. Si neque in domo neque in ecclesia congregatio potest agitari unus quisque apud se psallat legat procetur Consilt. apost. L. 8. c. 34.

13 An. 304. Quisnam tibi auctor fuit, ut membranas istas atque scripturas in hodiernum usque diem custodires? Ille, inquit Irenes, Deus omnipotens, qui jussit nobis ad mortem usque ipsum diligere, qua de causa non aussee summus eum prodere, sed maluimus aut viventes comburi, aut quaecumque alia nobis accideriut perpeti, quam talia scripta prodere. Acta S. S. Agape op. Ruinart acta sinc. 350. cl. 1. conf. f. 311, 313, 330, 351. Veronae 1731.

14 S. Hieronymus spricht vom heil. Pamphilus: Sed et duodecim Prophetas viginti quinque exegesecon Origenis volumina manu ejus exarata reperi, quae tanto amplector et servo gaudio, ut Croesi opes habere me credam. Si enim laetitia est unam Epistolam habere martyris quanto magis tot millia versuum, quae mihi videtur sui sanguinis signasse vestigiis? S. Hieron. de Scrip. Eccles. T. 4. P. 2 p 121.

15 Siehst du nicht, daß Weiber und Kinder mit großer Sorgfalt das Evangelium an den Hals hängen, und wohin immer sie gehen mögen, es mit sich herumtragen. Chrysost. ad. popl. Antioch. homil. 19. T. 2 497. c. Paris 1718 seqq. conf. Ruinart act. sinc. p. 352. c. 3. Ein Beispiel von der heil. Agape.

Exigui quidam libelli erant legem continentes, quos quidem judaeorum magistri gestabant quemadmodum etiam nunc foeminae parva Evangelia. Isiod. Pelusiot. Epist. L. 2. Ep. 140. p. 134. Venet. 1745 fol.

Damals war jedes der Evangelien ein für sich bestehendes Ganze, erst zur Zeit des heil. Hieronymus wurden alle vier zu einem verbunden. Er tadelt den Gebrauch die Evangelien am Halse zu tragen. Hoc apud nos superstitiosae mulierculae in parvulis Evangeliis et in crucis ligno et istiusmodi rebus quae habent quidem zelum Dei, sed non juxta scientiam etc. in Math. c. 23. T 4 P. 1. p 109. Man bediente sich solcher Evangelien, an denen die Kunstschreiber ihre Kunst gezeigt haben werden, als Amulete.

16 Man hieß sie über das Bett. S. Chrysost. in Epis. I. Chor. hom. 43. T. 10. p. 605. c.

17 S. S. Gregor. Nys. Epist I. in Gallandi Bibl. Patr. T. 76. p. 604.

So sendete Alcuin ein mit vier Miniaturen und goldgemahlten Initialen ausgestattetes Exemplar der heiligen Schrift an Carl den Großen zum Weihnachtsgeschenk nach Rom. Alcuin Epis. 103. T. 2. p. 153. Edit. Forben. (Wurde am 22. April i. J. in London um 1500 Pfund Sterl. öffentlich verkauft.)

Digitized by Google

gelien zu Frauen- und Gemächer-Schmuck oder zu Freundschaftsgeschenken nicht ohne günstige Wirkung auf die vermehrte Anwendung der Büchermalerei gebliehen seyn werde, läßt sich kaum bezweifeln.

Doch wir sind bereits in einem Jahrhundert angelangt, wo wir uns nicht mehr auf bloße Vermuthungen beschränken zu müssen genöthigt sehen. Und wenn, wie bisher, die Beweisführung auf dem Terrain der Analogie uns nur ein langsam scheues Fortbewegen möglich machte, so können wir jetzt, im Bereich des vierten Jahrhunderts, wo wir bereits historischen Boden unter uns fühlen, desto festern sichern Schrittes vorschreiten. In seiner Rede wider die Irrthümer der Juden, erwähnt Chrysostomus des herrschenden Gebrauches, die heiligen Schriften mit dem Kreuzzeichen zu schmücken [18]; sein Zeitgenosse, der gelehrte Hieronymus, klagt zu öfterm Malen über die mit Gold und Silber auf purpurnem Pergament geschriebenen Evangelien, in denen sich die Kunstschreiberei auf Unkosten der Correktheit belustige [19]. Doch wem alle diese Stellen nicht überzeugend genug für die Existenz der Büchermalereien sprechen, dessen Zweifel und Einwendungen werden durch das Vorhandenseyn eines reichlich mit Miniaturen versehenen Fragments einer griechischen Bibel aus dem 4ten Jahrhundert auf das gründlichste widerlegt [20]. Die Malereien dieses Codex, denen er vielleicht seine Erhaltung dankt, sind wahrscheinlich die einzig noch vorhandenen Zeugen des malenden Kunstfleißes eines Jahrhunderts, dessen derartige Denkmale im Strom der Zeiten längst untergesunken. Diese Ueberbleibsel werden daher stets hohen kunsthistorischen Werth behaupten, wenn sie auch als Kunstwerke, auf Beifall eben so wenig Anspruch machen können, als die Gesammtheit der künstlerischen Produktionen dieser Zeit, in der sich das Christenthum zwar bereits mit der bildenden Kunst völlig versöhnt, und ihr freudig wieder die Mutterarme erschlossen hatte, ohne daß jedoch die durch Weltbedrängnisse der Gegenwart und die Feindseligkeiten der Vergangenheit gekränkte tief gesunkene Kunst am Busen dieser wiedergekehrten Liebe zu neuer Schöne erblühen konnte.

Allhin um sich greifende Geschmacklosigkeit, fühlbarer Rückschritt, immer rascheres Sinken, endlich gänzlicher Verfall der Künste und Wissenschaften verkündigten und begleiteten die Auflösung des größten Staates der Welt, und als endlich das weströmische Reich den andringenden Barbaren erlag, suchten die dem Erlöschen nahen Künste einen schützenden Zufluchtsort vor dem verheerenden Toben des Völkersturmes, und stille Klostermauern boten ihnen, doch als Handwerke nur, ein bergendes Obdach. Sie mußten jetzt mit einem Platz unter den, den Klosterbrüdern vorgeschriebenen Handarbeiten vorlieb nehmen, denn es lag nicht in dem Plane der Ordensstifter, ihre Jünger zu Künstlern fördern zu wollen. Bethen sollten diese, damit die ewige Seele sich auf den Schwingen einer inbrünstigen verzückenden Andacht von der Erde weg zum Ewigen hebe, und arbeiten mußten die freiwillig Armen, um dem sterblichen Leib den nothdürftigen Lebensunterhalt zu gewinnen [21]. Durch Bearbeitung des Feldes erreicht man am naturgemäßesten diesen Zweck, darum steht unter den den Mönchen gebothenen und zugelassenen körperlichen Arbeiten der Ackerbau oben an [22]. Und wenn man auch in der Folge bei wachsendem Besitzthum an Land und Leuten von der Selbstbestellung des Ackers abkam [23], so hielt man im Allgemeinen dennoch strenge auf Uebung der übrigen regelgemäßen Handarbeiten, die man nächst dem Gebethe für das kräftigste Bekämpfungsmittel des Müssiggangs und seiner Versuchungen hielt [24]. Und nur als ein aus fürsor-

18 — Allüberall glänzt es (das Kreuz) an den Wänden des Hauses — in Büchern ꝛc. I. Chrysos. contr. Jud. T. 4. 571 c.

19 Pro gemis et serico, divinos codices amet in quibus non auri et pellis Babylonicae vermiculata pictura sed ad fidem placent emendata et erudita distinctio. S. Hieron. Epis. 57. T. 4. P. 2. p. 43. Vergl. Note 2.

20 Mit 48 Miniaturen, deren Abbildungen Tamberlini gibt. Comm. Bib. Caes. Vind. L. 3.

21 — tunc vere Monachi sunt si de labore manuum quarum vivunt, sicut et Patres nostri et Apostoli. Regul. S. Bened. c. 48.

22 Pallad. Laus. L. 4. c. 28. c. 30. — Man kennt die Verdienste der Benediktiner um die Bodencultivirung Deutschlands. Noch zur Zeit des heil. Bernhards sehen wir die Cistercienser mit eigener Hand den Acker bestellen. S. Bernh. Epis. 1. T. 4. p. 1. — Der heil. Basilius empfiehlt besonders den Mönchen den Ackerbau. S. Basilius Regul. fus. interog. 38. T. 2. 588 c. Paris 1721 sequ. Außerdem noch die Weberei, Riemerarbeit, Baukunst, Zimmern, Schmiedehandwerk, ibid. 384. c.

23 Concil. Agath. an 506. can. 26 im Canon 55—70 spricht sich der nachfolgende Reichthum und der beginnende Verfall der Disciplin aus. Ampl. Coll. Concil. Lab. et Cossart. T. 5. p. 822. — Ad laborem vero operis terreni, vel missiones viarum hi fratres deputentur qui artes nesciunt, sit discere nolunt aut non possunt. Regul. Magistri c. 50. apd. Holsten. Codex. Regul. T. 1. 257. Aug. Vindel. 1759. — Und das 48. Capt. der Regel d. h. Benedict: Si autem necessitas loci aut paupertas exegerit, ut ad fruges colligendas per se occupentur non contristentur. — Isidor Regul. mon. c. 5.

24 Otiositas inimica est animae. Et ideo certis temporibus occupari debent Fratres in labore manuum, certis iterum horis in lectione divina. Regul. S. Benedic. c. 48. — Clericus quantum libet verbo Dei eruditus artificio victum quaerat. Concil. Carth. 4.

Digitized by Google

genber Rücksicht fließendes Ausnahmsverfahren sah es die Ordensregel an, den schwächlichen Brüdern die Vergünstigung zu ertheilen, das vorschriftsmäßige Tagwerk in minder erschöpfende Handleistungen zu compensiren, wo dann solchen das Geschäft des Bücherschreibens zugewiesen wurde [25].

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge
zur Geschichte vaterländischer Sitten und Gebräuche.

III.

Vermerckht die beschaw die wir der von Eberstorf, der von Kranichperg vnd die lewt von Wienn von Tullen von baiden Newnburg, von Stadlaw von pewgen von vischamund vnd von sand petronell nach empfelnus vnd geschefft vnsers genedigen heren des durchlewchtigen fursten Herzog Albrechts herzogen ze osterreich ꝛc. zu hainburg getan haben auf der Aw genant die langschut gelegen an der Spital Aw zu hainburg darumb die Burger daselbs vnd her Wilhalm der enhestorffer lange Zeit sind stozzig gewesen vnd sagen darumb vnser kunschafft als hernach geschrieben stet.

Des ersten sprechen wir das wir die obgenant Aw genannt die lanng schut aigenleich zu Ring und beschawt haben vnd künnen wir obgenant lewt von Wienn von Tullen von balden Newnburg, von Stadlaw von pewgen von Wischamund vnd von petronelle nicht anders erwinden noch erkennen dann das dieselb Aw mit ir zugehorung nach dem vnd die alten haupt geet vnd der Stat zu hainburg sind, derselben Stat zugehore vnd sprechen das auch lawtterleich zu ainem Rechten vnd wer die Aw behabt dem sol die vischwaid an der Aw wo die daran Ruret auch zugehorn alsuer der Tunaw recht ist als aber der enhestorffer spricht, das die vorgenant Aw sein rechts erb verlehents vnd kauffts gut sey des er brief hab, dieselben brief ob die der Enhestorffer hiet sprechen wir In nicht ab vnd da beschech noch was Recht sey, es hat aber der Enhestorffer der sach für unsern gnedign Heren Herzog Albrechtn gewaigert vnd hat er bey uns zu ainen Rechten nicht wellu beleiben.

Auch gnediger here wirt der von Eberstorff vnd der kranichperg baider tail fürbringen Red und widerred vnd auch die brief die Sy der Enhestorffer hat lassen horn, vnd was Sy Recht dunket ewen gnadn zu erkennen geben wenn Sy ewr gnad darumb wil horn.

Genediger here wir all obgeschriben Bitten ewr furstleich gnad ob uns von der sach wegen pemant weinschafft oder unwillen wolt zu ziechen, daz Ir unser genediger here Scherm vnd vorstannt sein wellet wan wir die sach nach ewrn geschafft vnd haissen vngeverleich gehanndelt haben vnd auch nach dem vnd wir haben verstanden das Recht zu sprechen.

IV.

Durchlauchtiger Künig wir tun euer küniglichen Gnaden ze wissen, das sich ein Jud her gen Wienn gefügt, vnd euer Gnaden Gelapt zaigt vnd fürbracht vnder demselben gelapt er Erzney pflegt vnd den Leuten raichet, dabuech vil Christen menschen betrogen werden — daraus auch eurer Gnaden Schul hie groß Schmachheit entspringt, — auch wider unser Freyheit vnd Statut das auch von dem Stuhl zu Rom vnd dem Concilio zu Bassel bestett sind, auch kommen davon groß vnd vil Todsund vnd ergernus, Nachdem das die heilige Christleiche Kirche verpoten hat pey dem Pann von Juden Erzney zu nemen. Bitten wir nun, an Eure küniglche Amptleuten und Untertanen zu schreiben das sy es nit hinfür gestatten — angesehen auch das jetz besentlich hie ze Wienn XI Doctores stätlich sind, das dy gemain kainen Abgang an ertzten hat. Gegeben an Sant Lucien Tag der heiligen Junkhfrawen Anno Domini 1454.

---

[25] — quicunque agrum non excolit, Deum dupliciter colat; et inter reliqua etiam hanc quaerat artem ut paginam pingat digito, qui terram non praescribit aratro etc. S. Ferreoli Regul. c. 28. apd. Holsten. T. I. p. 162. conf. Cassiod. instit. L. 2. c. 7. — Handarbeit und Bücherschreiben wechselten mit einander. Nunquam otio indulsit quo non aut — certe manibus aliquid egeret, aut denique sacros codices scriberet. Greg. Tour in Vit. S. Aridi p. 200. Edit. Ruinart. enf. Monum. Boic. T. 7. p. 13 et 15 und Pertz Monum. Germ. T. 2. p. 218. l. 39. Was Sulpicius von dem Kloster des heiligen Martin zu Tour erzählt, an ihi exceptis scriptoribus nulla habetur Vit. S. Mart. c. 7. findet als Ausnahmefall in jener Zeit da. Denn obwohl die Permutationspraxis immer gewöhnlicher wird, so trat doch erst im 13. Jahrhundert die Schreibekunst gesetzlich an die Stelle der Handarbeiten. Abbates monachos suos claustrales loco operis manualis secundum suam habilitatem caeteris occupationibus deputent, in studendo, libros scribendo, corrigendo, illuminando, ligando (apd. Gener. Ord. S. Benedict. an. 1277. apd. Warton hist. of Engl. poetry V. 1. Disser. 2. p. 146. not. u Lond. 1824.

IV. an 389. c. 54. Amplis. Collect. Concil. T. 2. p. 1441. — Sacerdos quilibet ad augendam scientiam opificium discat diligenter. Can. dati sub. Edgaro Reg. an 967. c. 11 apd. Canciani leg. barb. T. 4. p. 276.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redartion (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

69. Sonnabend, den 27. August 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrenstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Zu einer je tiefern Bildungsstufe nun die Laienwelt herabsank (nur wenige vermochten eine Urkunde eigenhändig zu unterfertigen) [25], je mehr die barbarische Cursiv die römische Uncial zu verdrängen anfing, um so verdienstlicher und lohnender wies sich erworbene Schreibfertigkeit aus [27]. Die Klerisey kam in den Alleinbesitz der Schreibeämter, und das mögliche Erreichen hoher Staatsstellen [28] spornte den Ehrgeizigen zur Ausübung einer zierlichen Hand, so wie der fromme Zellenbewohner und edleren Beweggründen sich um Fertigkeit in derselben Kunst bewarb. Der eine lag mit allem Eifer dem Abschreiben ob, um mit dem gewonnenen Schreiblohn Werke der Barmherzigkeit zu üben [29], ein anderer copirte einen alten Classiker als Bußwerk für alte Sünden [30], und man sah es für ein gottgefälliges, das Heil der Seele förderndes Werk an, das Wort des Herrn durch Abschriften zu verbreiten, in deren Schlußzeilen sich gewöhnlich der Schreiber dem Gebethe des frommen Lesers empfahl [31]. Und wie man für die Ruhe theuerer Verstorbenen bethete, so schrieben auch treue Freunde für die Ruhe ihrer vorausgegangenen Unvergeßlichen [32].

Bei so lebhafter Schreibthätigkeit beschränkte sich Mancher nicht bloß auf ein trocknes Kopiren seines Originals. Und wenn auch nur wenige der Abschreiber sich zu selbstschöpferischen Schriftstellern erhoben, so suchten doch viele ihrer Copie einen Vorzugswerth vor andern zu geben. Und nichts war natürlicher, als daß die emsigen Schreiber, die im Schweiße ihres Angesichts ihrem Geschäfte oblagen, theils zur Erhohlung von dem ewigen Buchstaben-Einerlei es versuchten, die riesenlangen melancholischen Pergamentseiten durch einige sorgfältig ausgemalte Initialen zu Wenigen aufzuheitern. Diese Kalligraphen setzten bei zierlicher Ausmalung ihren Ruhm in Größe und Mächtigkeit der bunten Capital-Buchstaben [33]. Auf ehrende Weise wird solcher

---

26 Trait. de la Diplom. L. 2. c. 3. §. 120.

27 Eine feierliche Hand galt bei Carl dem Großen für eine wichtige Empfehlung. Koller Analect. T. 1. 741 n. a. Aus dem Mittel der Clerisei wurden im neunten und den folgenden Jahrhunderten die Notare genommen. Trait. nouv. ibid. — Und schon früher schreiben sie Testamente der Laien. Et quia (Ovo) erat in arte scriptoria eruditus plurimos codices in praedicto transcripsit monasterio, sed et testamenta et largitiones fidelium plurimas etc. Mabill. Act. T. 3. p. 340. Vita S. Wolframni n. 7.

28 Die Secretarii, Capellani, den supremum Cancellarium nahm Carl der Große aus der Clerisei. Lambec. comment. T. 1. 376. conf. Trait. nouv. L. 2. c. 2. §. 118. Daher ehemals in den französischen Parlamenten die Schreiber den Namen Clerc führen, und bis zur Stunde noch im englischen.

29 (9. heil. Livin † 646) Nam scriptor peritus erat et huic operi sedulo invigilabat, studens praecipue tu adquireret, unde egentes reconsolaret. Mabill. Act. T. 1. p. 436. Vit. S. Livini n. 12.

30 Eichhorn allg. Gesch. der Cult. und Litt. B. 2., S. 336.

31 Schon der heil. Pamphilus vertheilte Exemplare der Bibel, die er eigenhändig geschrieben. Boll. Act. Sanc. Jun. T. 1. p. 54. a. conf. Duchesnii Scr. Franc. T. 3. p. 457.

Solche Großgebethe findet man überaus häufig in den Handschriften des 10. bis 15. Jahrhunderts. J. B. Saec. X. Haecpertus me fecit. Qui istum librum legit orat pro Haecperto scriptore si Deum habeat adjutorium. Pertz Archiv. 5. B. 1. Thl. S. 485. S. 493 u. Pertz Thes. Anec. T. 1. p. XXXIX. Vergl. Anmerk. 14.

32 Codex Bibl. Claustroneoburg nor. 612. Saec. XV. In remedium animae suae et in remedium animarum fratrum predecessorum successorum amicorum praesentium et benefactorum suorum hunc libellum manu propria scripsit Jeronimus Sitzenperger de Wienna Canonicus et Professus mon. B. M. V. in Nuvenburga claustrali.

33 In Mabill. de re dipl. p. 47. Bessel Chron. Gottvic. T. 1. P. 1. p 33. — Pertz mon. Germ. T. 2. p. 27 et 92. — Montfauc. Palaeogr. graec. p. 254. — Astle Thom. the orig. and prog. of writing p. 76, 81, 82, 92, seqq. London 1784. — Willemin monum. ined. — Ihre Schriftmuster. — Trait. nouv. de la dipl. T. 3. — Casley a Catal. of the mss. of the kings libr. Lond. 1734. — Blanchini Evangel. quadr. T. 1. 474, 492, und in andern derartigen Werken findet

Schreibmaler in den Kloster-Annalen gedacht [34], und besaßen sie neben kalligraphischer Fertigkeit auch wissenschaftliche Bildung, so konnten ihnen hohe geistliche Aemter und Würden nicht entgehen [35]. Doch selbst in jenen Klosterkörperschaften, deren Glieder nicht in äußern Ehren den Lohn ihrer Kunstanstrengung zu finden hoffen durften, selbst in Nonnenklöstern machte sich zuweilen schreibmalende Thätigkeit auf das erfreulichste bemerkbar. Viele zarte Jungfrauen-Hände waren dort in sorgsamer Emsigkeit auf das treuvollste beflissen, ihre Pergamentbücher mit schönem reichem Buchstabenschmuck auszuzieren, und weiheten den himmlischen Bräutigam in demuthvoller Liebe die Erstlinge ihrer Kunst [36].

Die Kunstschreiberei, die sich damit zu entwickeln begann, daß sie die Anfangsbuchstaben, womit man die Hauptabschnitte des Buches augenfällig machte, zu kolossaler Höhe und Breite steigerte, ging nun einen Schritt weiter. Sie begnügte sich nicht mehr damit, die mächtigen Initialen mit einem vielfach gewundenen Schneckenlinien-Geflecht zu überspinnen, sie versuchte jetzt die Buchstaben aus Kräuterwerk und Thiergestalten zusammen zu fügen [37]. So gebiert die Initialmalerei zu einer solchen selbstständigen Ausbildung, daß sich das Geschäft einer Reinschrift nun zuweilen zwischen zweien Schreibern theilt, von denen der eine die Abschrift des Textes, der andere die Einmalung der Initialen besorgt [38]. Und aus diesen, rastlos auf Vervollkommung ihrer Kunst bedachten Initialzeichnern*) bildeten sich die Bildmaler in den occidentalischen Klöstern heran, in denen sich die malende Kunst aus der Schönschreiberei entwickelte. Vermag ich auch nicht urkundlich nachzuweisen, wie im Abendlande die Malerei über die Buchstabenschrift ihren Weg nahm, so glaube ich doch, daß ein Rückblick auf das bisher von den Klosternormen und ihren Künstlern Vorgebrachte, diese Annahme bei dem Leser zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit steigern werde. Denn zu dem Glauben, als hätte sich die

man Initialen abgebildet. Man vermuthet, daß sie zuweilen mit Stampfilen vorgebraucht wurden. Breitkopf Versuch über Ursp. der Spielkarten. B. 2. S. 33

34 J. B. Notker zu St. Gallen Ekard Can. S. Gall. c. 10. ap. Pertz Monum. Germ. T. 2. p. 136. I. 2. — Ekhard II ibid. p. 122. I. 34. — Salamon ibid. p. 92. I. 2. — Don Jacopo em Colmaltuenser im 14. Jahrhundert bereitete durch seine Kunstleistungen in Ausmalung der Chorstuhlbrüstungen. Vasari 1. 209. Scharas Uebersetzung. — Peta Diss. isag. p. 30 seq. etc. — Marten. Ampliss. collec. T. 4. p. 985.

Wie sehr diese gelegentlichen eine Reihe Miniaturen aus dem 9. bis 15. Jahrhundert auf.

IX. Jahrhundert. Hetzeric v. Seckingenkloster, von Mabill. anal. I. 33 nor. 49. Hrodegarius D'Agine. Peintur. Pl. 35. X. Jahrh. Chuniberius — scribendi et pingendi arte clarus. Petz Thes. Anec. T. 4. P. 3. p. 578. XII. Jahrh. Konrad v. Kloster Schwein, ibid. Disser. Isag. T. 1. p. XXVIII. XIII. Jahrh. Giotto, Oderigi, Franco Bolognese (Vasari B. 1) 146. XIV. und XV. Jahrh. Don Sylvestro beruhmt durch seine Capital-Buchstaben. Vasari B. 1. S. 460. Pietro aus Perugia ebendf. S. 330, Joh. v. Evk. (Catal. de Rotheliu p. IX. Franco Bolognese, Bartolomeo Abt zu Arezzo. (Biblioth. Decameron V. 4. p. 125.) Francesco Veronesi und Girolamo dei Libri. Abbildungen einiger ihrer Bücher-Miniaturen ebend. B. 4. S. 143.

35 Von Kunibert, Abt zu Altaich im 10. Jahrhundert scriptor directissimus — pictor ita decorus ut in laquearis exterioris sancti Galli coelesie circulo videre est. — Hic a Henrico duce Salzburgia — abbatiam Altahis promeruit. Ekkhard Can. S. Gall. c. 14. ap. Pertz Monum. T. 2. p. 138. I. 4.

Im 12. Jahrhundert schlugen der Prior und die Mönche des heil. Swithin eines ihrer Glieder zum Abt von Hode vor «Est enim confrater ille noster — in scriptura peritus, in capitalibus literis applegendis bonus artifex, in regula S. Benedicti instructissimus. Warton story of Engl. poet. 1. 446. Vergl. Anmerkung 31.

35 v. Saec. VII. In praedicto namque monasterio (Masse in Belgien) quo eraeditae erant beatissimae Virgines (Herlinde et Reinula) erudiendae, largiente deasper spiritualis misericordia, omni divino dogmate pleniter erant eruditae — in legendo, psallendo, nec non quod nostris temporibus valde mirum est etiam scribendo atque pingendo etc. Der Biograph dieser beiden Aebtissinnen lebte im 9. Jahrhundert. Boll. Act. Sanct. Marx. T. 3. p. 387 a. Sie schrieben die vier Evangelien und ein Psalterium ab, ibid. 388. c.

Saec. VIII. Eadburga, eine englische Nonne, schrieb mit goldenen Buchstaben die Briefe des heil. Peter. S. Bonifac. Epist. 29. p. 48. Edit. Würdtw.

v. Saec. XI. Diemund, Nonne im Kloster Wessobrun, berühmt durch ihre Copien vieler Codices. Pez. Thes. Anec. diss. isag. p. 29. Leutner hist. Wessof. T. 1. p. 167 und Monum. Boic. T. 7. p. 370

v. Saec. XII. Guda peccatrix meliter scripsit et pinxit hunc librum. Pergament-Codex des 12. Jahrhunderts zu Frankfurt am Main. Grafen Reifen T. 4. p. 180. — Heread v. Landsperg bekannt durch ihren Hortus deliciarum, herausgegeben von Engelhard 1818. — Luitard eine Nonne zu Wallersdorf. Mon. Boic. T. 16. p. 249. — Lippo Dalmasio (blühete um 1400) unterrichtete die heil. Katharina v. Siena in Miniaturmalerei. Vasari 1. p. 503. — Margaretha, Schwester Joh. v. Evkt, malte Bücher. Fiorillo Gesch. zeichn. Künste in Deutschl. B. 2. S. 295. — Elisabeth Muntpratin im 14. Jahrh. Haenel. Catal. Lib. Mss. p. 699. nr. 365. — Margareth Karthäuserin. Murr. Memor. Bibl. Norimb. T. 1. p. 251. — Das Gemerke der Schreiber wurde zu Bologna häufig von Weibern getrieben. Sarti de profes. Bolog. T. 1. 186.

37 Machen sich die griechischen Codices schon im 8. Jahrhundert bemerkbar. Codex Vatic. 1067 ap. Blanchini Evang. quadr. — Bandini Catalog. mss. Bib. Med. Laur. T. 1. p. 164. — Montfauc. Palaeog. graec. p. 254. — Dibdin docamer. T. 1. p. 407. Vergl. Anmerk. 33.

38 Eadfeid, Bischof von Durham, schrieb das Evangelium ab. Ethelwold illuminirte die Capital-Buchstaben und Bilfeid band es ein, circ. an. 720. Warton his of engl. poetr. V. 1. diss. 2. p. 129. — Der Schreiber und Rubrikator vollendete zuerst seine Arbeit, und ließ die für Initialen bestimmten Plätze für den Maler frei, der dann dem Codex die letzte Zierde gab. Vergl. Dibdin bibliographical tour. V. 2. p. 209.

*) Linestores in der Sprache des Mittelalters, das sich häufig der Ausdrücke pingere, illuminare für scribere bedient, denen das gothische malga, malgan, entspricht.

Digitized by Google

Malerkunst im 8ten Jahrhundert von Byzanz über Rom nach den westlichen Abendländern verbreitet, kann ich mich schon aus dem Grunde nicht überreden, weil abendländische Kunsterzeugnisse so tief unter denen der Byzantiner stehen, daß eine gemeinschaftliche Abkunft nicht denkbar ist. Die germanischen Kunstbestissenen dieser Zeiten beharren eigensinnig, trotz den ihnen vor Augen gebrachten byzantinischen Vorbildern, bei ihren fehlerhaften nationalen Eigenthümlichkeiten, und verfolgen unbeirrt ihre Entwicklungsbahn, bis aus der lang verschlossenen rauhen Knospenhülle die Blume der deutschen Baukunst bricht, deren Geschlinge und Fensterabwerkgeflechte uns lebhaft an die Initialschnörkel des 9ten Jahrhunderts mahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung
der Flüsse, Teiche, Sümpfe und Mineralquellen
in Oesterreichisch-Schlesien.

Von Held-Ritt.

Reich ist das Land bewässert, und viele Hauptflüsse verdanken ihm theils ihr Entstehen, theils ihr schnelles Wachsen.

1. Die Weichsel ist der Hauptfluß des ganzen Landes, besonders aber des Teschner Kreises, in dem er im hohen Gebirge, an der Gränze von Galizien entspringt. Der Ursprung dieses Flusses ist am Berge Baranio zu suchen. Das hier entspringende Wasser wird der Czarnafluß genannt, welcher unter dem Zarny-Berg die Biala aufnimmt, die am Magurczani-Berge ihre Quellen hat, und unter dem Tankow-Berge die Malinka, welche ihre Zuflüsse von den Bergen Malinow und Mirczinkow erhält. Diese vereinigten Quellen durchfließen zuerst das lange und stark bevölkerte Dorf Weichsel, und erhalten von ihm den Namen. Der Fluß geht hierauf in nördlicher Richtung bis Schwarzwasser, wo er sich auf einmal östlich wendet, und bis zum Einfluß der Biala die Landesgränze gegen Preußen bildet.

In die Weichsel ergießen sich nebst vielen kleinen, folgende im Teschner Kreise entspringende bedeutendere Wässer: a. Die Brenna oder Brennicza, welche an der galizischen Gränze, und am Stolow entspringt, die Lischnicza nebst vielen andern Bächen aufnimmt, und bey Harbutowitz in die Weichsel fällt. b. Die Biala, welche am Skalka-Berge ihre Quellen hat, und von da bis zu ihrem Einfluß in die Weichsel, Schlesien gegen Galizien begränzt. c. Die Labunitz und Jaschunka, welche ihre Quellen am Stolow und Girasberg haben, vereinigen sich später, und verbinden sich auch noch mit der d. Illownitza, die ihre Quellen am großen Gurak hat, und fließen unter letzterem Namen bei Dziedzitz in die Weichsel.

2. Die Olsa oder Elsa ist der zweite wichtigste Fluß im Teschner Kreise, er hat seine Quellen südlich nächst jenen der Weichsel an der Gränze von Galizien, und den Bergen Garczarka, Zuprom und Rzowka. Der erste Lauf dieses Flusses geht westlich nach Jabloukau, von wo er sich westnördlich nach Teschen wendet, nächst Freystadt vorbeifließt, und unterhalb dem Dorfe Zawada bis zu seinem Einfluß unterhalb Oderberg in die Oder, die Landesgränze gegen Preußen hält.

Unter den unzähligen Zuflüssen der Olsa sind die wichtigsten: a. Die Lomny, welche in den hohen Bergen der Beskiden ihre vielen Quellen hat, und bei Jablunka in die Olsa fällt. b. Die Kopetna, welche am Kaminita entspringt, und oberhalb Bystrzitz sich mit dem Hauptflusse vereinigt. c. Die Tyra, die am Ropicza entspringt, und oberhalb Konskau in die Olsa fließt. d. Die Ropiczanka, welche ebenfalls am Ropicza entspringt, und unterhalb Teschen in die Olsa fällt. e. Die Steina, (polnisch Stonawka) welche am Kolarz und Pralzinka ihre Quellen hat, die sich bei Ellgut sammeln, worauf dieser Fluß unweit Freystadt in den Hauptfluß fällt. f. Die Pietrocka hat ihren Ursprung oberhalb den Dörfern Rudau und Zamarsk, und ergießt sich bei Zawada in die Olsa.

3. Die Ostrawicza ist ebenfalls wichtig und der Gränzfluß zwischen Mähren und dem Teschner Gebiete. Er entspringt an Ungarns Gränze am Sulow, nimmt eine Menge im Teschner Kreise sich sammelnde Wässer auf, unter denen die Morawka (welche neben ihm am Sulow entspringt, und oberhalb Friedek sich vereinigt) das wichtigste ist, und fällt bei dem Dorfe Hruschau in die Oder.

Noch ist im Teschner Kreise das Flüßchen Skalita zu bemerken, welches im hohen Gebirge an der galizischen Gränze entspringt, viele kleine Flüsse von den südlichen Bergwänden der Beskiden aufnimmt und dann nach Ungarn fließt, wo es sich in die Wag ergießt.

Digitized by Google

4. Die Oder ist wohl der Hauptstrom Schlesiens, kann aber hier nur in so weit sie unser Land berührt, erwähnt werden. Sie hat auf dem Lieselberg, in der Herrschaft Weselitzko, im Prerauer Kreise Mährens unter dem Namen Ekbora-Wasser, 1753 Wiener-Fuß Meereshöhe, in drei Quellen ihren Ursprung, durchfließt von Glodersdorf, wo sie die dürre Lauch zuströmet, bis Wawelendorf den südlichen Theil des Troppauer Kreises, begränzt sodann den südöstlichen Theil dieses Kreises bis zum Einfluß der Ostrawitza gegen Mähren, und macht von hier bis zum Austritt ins preußische Gebiet die Gränzscheide zwischen dem Troppauer und Teschner Kreise. Zwei Hauptflüsse des Teschner Kreises, nähmlich die Olsa und Ostrawitza, vermehren um ein Bedeutendes den Wasserschatz der Oder; den ersten und größten empfängt dieser niedrig geborne Fluß aber aus dem Troppauer Kreise, und ganz besonders von der um 2423 Wiener Fuß höher gebornen Oppa, welcher mit Recht der Vorzug gebührt hätte, ihren Namen bis zur Ergießung ins Meer fortzuführen.

5. Die Oppa mit ihren Nebenflüssen.

Die Oppa ist ein Hauptfluß des Troppauer Kreises und empfängt ihre ersten Zuflüsse aus den auf den höchsten Bergen des schlesischen Gesenkes hervorrieselnden Quellen und Bächen. Sie wird durch folgende Flüsse gebildet: a. Die schwarze Oppa, entspringt 2566 Wiener Fuß Seehöhe oberhalb dem Dorfe Reiwiesen, in den sogenannten Saufümpfen (eine sumpfige Waldstrecke); sie fließt südlich neben dem berühmten Mooseruch vorbei, welcher ihr seinen Wasserüberfluß abgibt, nimmt zugleich drei andere Quellen vom Grübelbrunnen auf, welche am Geyersberge ihren Ursprung haben, und unterhalb dem Mooseruch auch noch[1]: b. Die weiße Oppa, welche unterhalb dem schmalen Urlich, 2844 Wiener Fuß Meereshöhe entspringt. Vereinigt stürzen nun die beyde Oppa fort, nehmen den Kien, Quint und Motseifen, nebst noch mehreren Bäcker auf, durchströmen das Dorf Einsiedel und vereinigen sich bei der Stadt Würbenthal mit der Mitteloppa in einer Meereshöhe von 1727 W. Fuß. c. Die Mitteloppa hat ihre Quellen nächst dem Altwater in den Blumengärten, unterhalb dem Königssteine und Falkensteine, 4100 W. Fuß Meereshöhe, sie vergrößert sich durch eine Menge Zuflüsse, wovon der Falkenfluß, der Beerwurzel, Lauter, Rubn, Stein und weiße Seifen die bedeutendsten sind, und nimmt oberhalb Würbenthal in einer Meeresfläche von 1794 W. Fuß die kleine Oppa auf. d. Die kleine Oppa entspringt auf der südöstlichen Seite des Altwaters, 4176 W. Fuß hoch, in der Einsattlung, welche den großen mit dem kleinen Vaterberg verbindet, und gehört ganz dem Freudenthaler Gebiete an, sie stürzt sich durch eines der schmälsten und tiefsten Thäler des Gesenkes wild und reißend fort, verstärkt sich in einer Höhe von 3790 W. F. mit einem vom Peterssteine kommenden Wasser, bildet zwischen dem Hinnewiederberge und dem südlichen Zuftenkamme am Fuße der Mooslehne einen merkwürdigen Wasserfall, welcher der Hohe-Fall genannt wird, treibt sodann die größten Räderwerke der Hochöfen, Hammer-, Walz-, Mühl- und Sägewerke in Hubertskirch, Karlsbrunn und Ludwigsthal, und stürzt sich, wie schon oben gesagt, oberhalb Würbenthal brausend in die Arme ihrer Schwester. Ihr Lauf beträgt bis hierher ohngefähr 1½ Meile, und ihr Fall 2382 W. F. Mit Recht sollte diese in Seifen höchstgehorne Quelle als die wahre Oderquelle betrachtet werden, und der Oberfluß den Namen Oppa mit ins Meer nehmen, indem die Oppa ersterem Flusse den größten Wasserschatz zuführt.

Die oben vereinigten vier Arme der Oppa eilen von Würbenthal (auch unter den Namen Goldfluß bekannt, weil in früherer Zeit auch dessen Bette viel Gold gewaschen wurde) in dem schmalen Oppathale durch die Dörfer Karlsthal, Markersdorf, Erbersdorf, Wiese, Seifersdorf, Brandsdorf, Weißkirch, Krottendorf bis Jägerndorf fort. Der Fluß wird durch bedeutende Zuflüsse immer ansehnlicher, und hält bis zum Einfluß in die Oder fast immer die Landesgränze gegen Preußen. Die Oppa nimmt eine Menge anderer im Gesenke entspringender Wässer auf; unter denen folgende die merkwürdigsten sind: a. Die Herrmannstädter Oppa hat ihre Quellen oberhalb dem Dorfe Herrmannstadt, durchfließt dieses lange Dorf, dann die Orte Kuttelberg, Hillersdorf, Heinzendorf und Olbersdorf, ist oft reißend, und durch viele ihr zufließende Bergwässer mächtig, wird in obigen Orten der Bach genannt, und hält unter Olbersdorf anfangend bis zu ihrem Einfluß in die Oppa, hinter Jägerndorf die Landesgränze. Die Bewohner von Tropplowitz nennen dieses Wasser die Tropplowitza, diejenigen von Komeitze nach letzterm Namen, und in Jägerndorf nennt man es im Gegensatz der von Freudenthal kommenden großen Oppa, die kleine Oppa, welches aber eine unrichtige Benennung ist. b. Die Mohra, ebenfalls ein wichtiger und 4256 W. F. hoch entspringender Fluß, der seine Quellen theils auf der Janowitzer Heide und zwischen dem schwarzen Hügel, Grätzenberge und Peterssteine im Freudenthaler Gebiethe hat, treibt schon in Mohrau Hammer- und Hüttenwerke, wird immer mächtiger, indem sie bei Kriegsdorf das Wildgruberwasser, bei Karlsberg das am Engelsberge entspringende, und bei Freudenthal vorbeifließende schwarze Wasser, dann vor ihrem Einfluß unterhalb Troppau, die oberhalb Spachendorf entspringende Hoönitz nebst vielen kleinen Bächen aufnimmt. Die Mohra hat, wie aus ihren hohem Ursprung ohnehin erklärlich, einen starken Fall, tief ausgehöhlten Rinnsal und unter Spachendorf bis Grätz hohe Ufer. e. Ferner fließen in die Oppa, das Kobelwasser[2], welches seinen Ursprung hinter dem Berglamme von Oberhillersdorf nimmt, und bei Neu-Bürgersdorf in obigen Fluß fällt, dann bei Braunsdorf der Ramselfluß. d. Die Czischine und Horschine, welch Erstere oberhalb Bennisch, letztere oberhalb Zossen entspringen und nächst Skochowitz in die Oppa fließen. e. Die ober Neuhof entstehende Zaktarka und das von Zattig kommende Kuchenlochwasser fließen endlich bei Troppau in die Oppa. (Fortsetzung folgt.)

[1] Aus der schwarzen Oppa hatte das bergbauende Volk der Ortsstadt einen Wassergraben längs den Lehnen der Gebirge bis am Hackelsberg geleitet, durch dessen Wasser das große Kunstrad betrieben wurde, welches die Wasser aus den tiefen Gesenken der alten Gruben heraushob.

[2] Dieses Wassers wird in Urkunden, unter dem Namen Kobila, im dreizehnten Jahrhunderte als Gränzscheide des Zuckmantler Gebietes gedacht.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

70. Mittwoch, den 31. August 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit, während welcher man im bilderstürmenden Constantinopel die Gemälde bis in die Codices hinein verfolgte [39], treffen wir die Büchermalerei am Hofe der Carolinger schon auf einem gewissen Grade von Ausbildung begriffen, nachdem sie ein Jahrhundert früher durch den heil. Bonifacius aus England nach Deutschland verpflanzt wurde. Er bediente sich eines Pracht-Exemplars der Briefe des heil. Petrus, um bei den roh sinnlichen Völkerschaften den Lehren jenes, dessen Worte er predigte, durch den Sinnenreitz goldstrahlender Buchstaben leichtern Eingang zu schaffen [40]. Und es blieb auch für die Folge um so mehr die vorzüglichste Bestimmung der Miniaturmalerei, den Glanz des liturgischen Bücher-Apparats erhöhen zu helfen, je mehr mit Vermehrung der Kirchenfeste und wachsendem Reichthum der geistlichen Körperschaften, der Act der öffentlichen Gottesverehrung an feierlicher Pracht gewonnen hatte [41]. An hohen festlichen Tagen [42] bethete man aus Büchern, deren innerer Bilderschmuck dem äußern der Banddeckel würdig zur Seite stand, die mit Gold und Edelsteinen auf das reichste verziert waren [43]. Und die Frommen jedes Geschlechtes beeiferten sich, um die vielfachen Beweise ihrer freigebigen Gottesliebe noch dadurch zu vermehren, daß sie während ihrer Lebenszeit, oder legatarisch mit derartigen Codices für die Ruhe ihrer Seele Schenkungen an Klöster machten [44], wie gleicher Weise kein Stif-

39 In sancta magna ecclesia Constantinopoleos, quando promotus sum, inquisivi in brevi, et reperi in eo deesse duos codices deauratos per imagines; quos requirens agnovi, quod in ignem eos mittentes incenderint. Inveni autem et alium librum Constantini chartophylacis, continentem de venerabilibus iconis; et reciderunt folia, in quibus jacebant verba super iconis. — Er zeigt den Codex vor. Ut videtis enim, argenteas tabulas habet, et hinc inde imaginibus omnium sanctorum adornatur, et rem ipsam dimittentes i. e. imagines, quae scripta de imaginibus intus erant reciderunt. 787. Concil. Nicen. II. actio V. T. 8. 1023. b.

Diese Erhaltung der Bilder bei Vernichtung der Schrift wird hier als ein Ausnahmsfall angeführt, und die Miniaturen wird sonst gewöhnlich das Schicksal des Textes getroffen haben.

40 Sic et adhuc deprecor, ut augeas quod coepisti, id est, ut mihi cum auro conscribas epistolas Domini mei Sancti Petri, ad honorem et reverentiam sanctarum scripturarum ante oculos carnalium in predicando. S. Bonific. Epist. 19. p. 48. Edit. Würdtw.

41 Darüber s. Zaccaria Bibl. ritual. T. 2. P. 1. p. 53.

42 Meichelbek Chronik. Benedictburn. T. 1. p. 74.

43 Gemmis Codices vestiuntur. S. Hieron. T. 4. P. 2. p. 48. (an. 872) von Hartmod, Abt zu St. Gallen.

Lectiones evangelii, quem librum auro et argento ac lapidibus preciosis ornavit. Lectionarium elephanto et auro paratum. Ratpert. Cas. S. Galli. ap. Pertz Monum. Germ. T. 2. p. 72. lin. 9. Vergl Ducange Glossar. a. v. Comisia librorum und folg. Anmerk.

44 (Saec. VII.) Nam quatuor Evangelia de auro purissimo in membranis depurpuratis, coloratis, pro animae suae remedio scribere jussit; nec non et Bibliothecam librorum eorum omnem de auro purissimo et gemmis praetiosissimis fabrefactam, compaginae inclusores gemmarum praecipit. Vita S. Wilfrid ap. Gale Scrip. XV. p. 60. — (an. 823) von Ludwig dem Frommen. Quatuor evanglica in membrano purpureo ex auro scribere jussit Romana litera — Lectionarium etiam — similiter scribere jusit decoratum tabulis eburneis. Gesta Ab. Fontanellens. apd. Pertz Monum. T. 2. p. 295. l. 33.

(Saec IX.) Eranrich dedit istum librum pro anima Richolfi ad altare S. Emmerani. Petz Thesaur. anect. Diss. isag. p. 39. cnf. Mai Script. vetr. nov. Collect. T. 5. p. 519 et 225.

Lothar schenkt an Kloster Prum. Notum esse volumus — obtulisse nos — Gubernatori nostro Domino pro animae nostrae salute Evangelium ex ebore crystallo atque auro gemisque compositum. Bibliothecam (i. e. Bibliam) cum imaginibus et majoribus characteribus in voluminum principiis deauratis. Brower An. Trev. T. 1. p. 414.

(Saec XI.) Kaiserin Kunigunde schenkt dem Stifte St. Stephan zu Bamberg ein mit 61 Miniaturen geziertes Evangelienbuch. Jäck Beschreibung der Bamberger Bibliothek. Cod. Nor 311. T. 1. S. XVII vergl. S. VII und 32.

(Saec. XII.) Ein Vermächtniß des Abtes Gerasimus bei Mont-

Digitized by Google

ter eines solchen es leicht versäumte, durch die reiche Ausstattung eines Plenarium und Psalterium seinem frommen Werke die Krone aufzusetzen [45]. Eifrig waren dann die Aebte auf Vermehrung dieser Kirchenkleinodien bedacht, und setzten ihren Ruhm darein, in den Kloster-Annalen als jene Vorsteher gepriesen zu werden, unter deren Verwaltung sich die Anzahl der Pracht-Codices um ein Ansehnliches vermehrte [46]. Hinter dem Clerus und dem Adelichen, der es auch in seiner Hauskapelle nicht an kostbaren Missalien fehlen ließ [47], wollten die minder bemittelten nicht zurückbleiben, und es thaten sich ihrer mehrere zusammen, um wetteifernd mit den reichern Ständen für den Altar einer Kirche ein kostbares liturgisches Buch anfertigen zu lassen [48]. So both sich dem Miniaturmaler vielfache Gelegenheit zur Uebung seiner Kunst um so mehr, da jene Bände außer dem liturgischen Gebrauch, auch bei der Gerichtshandlung des Eides [49], bei Investituren [50] und andern Feierlichkeiten [51] eine nicht unwichtige Rolle spielen. Doch auch außer dieser für die Oeffentlichkeit des Kirchenaltars und Richterstuhls bestimmten Codices, sah sich häufig in spätern Jahrhunderten die Miniaturmalerei in den Bücherkreis der häuslichen Erbauung hineingezogen, bildete auch bei dem Culturzustand des Mittelalters das weltliche Lese-Publikum, dessen Individuen bei der Kostbarkeit des Lese-Materials beinahe ausschließlich den vermögendern Ständen angehörten, nur ein stilles bescheidenes Häuflein.

Die erste Stelle in der Reihe der Erbauungsschriften nehmen die Bethbücher ein, deren standesgemäße Ausstattung mit Bildern und Juwelen von dem Reichthum ihrer Besitzer und dem frommen Aufwand ihrer Zeit zeigen [52], die zwar die für den häuslichen Gebrauch bestimmten Bände nicht mit gleich kostbaren Bücherdecken bedachte, dafür aber durch die große Zahl der eingemalten Bilder sie für den Verlust an äußern Glanz schadlos hielten. Und wie wir noch heute durch beigegebene Abbildungen den jungen leicht empfänglichen Sinnen der Kindheit die Vorgänge der Geschichte lebhaft einzuprägen suchen [53], so fand damals Jung und Alt sein Ergötzen daran, sich die auferbaulichen Historien des alten und neuen Bundes, wie sie selbe oft an Kirchwänden abgemalt sahen, auch in ihrer Hausbibel in sorgfältig illuminirten Bildern vor die Sinne zu führen. Dort in der Kirche suchte der Maler dem Be-

---

fsnc. Palaeogr. Graec. p. 404. — Lib. S. mar. de Fontanis quem dedit ei pro redemptione animae suae magister Arnulfus medicus. Haenel Cat. Libr. Mss. p. 855. nor. 4745.

(Saec. XIV.) Obiit Dominus Johannes Parisiensis Plebanus in Hollein qui testatus est monasterio — bonos libros ad bibliothecam pro aedificatione et consolatione Monachorum Clarom. Zwettlense. apd. P. Petz Scr. R. Aus. 4. 841. a.

(Saec. XV.) Cod. Claustroneoburgens. nor. 658. Librum praesentem nostro monasterio Neoburgensi testatus est egregius vir Mag. Symon Euban de Kuchach cnf. H. Petz Scr. R. Aus. T. 2. p. 480. e. p. 393. b. p. 484. b. p. 495. a. — Cod. nor. 690 (Sermones). Paulus parrer pro tunc scholastieus in Tullu me comparavit anno 1448 et obtulit me virgini gloriose patrone in Newnhus ga claustrali. Eadem die qua professus est. Quod actum est anno 1455 — cnf. Hist. liter. de la France. V. p. 119—425. Tiraboschi storia litera. T. 3. l. 3. c. 4. nor. 39.

45 Monum. Boic. T. 4. 340. — Histor. Fundat. Coll. Hospital. ap. Petz Scr. R. Austr. T. 2. p. 327. c. p. 59. a. p. 473. a. — Propterea acquisivit Dominus Reginbaldus multa decorabilia tam in libris quam in vestibus. Acta fund. Murens. apd. Herrgot. Geneal. T. 1 p. 303.

46 Ann. Domini MXL praefuit Gerhardus. Iste computans res Ecclesiasticas tam libris quam ornamentis literis comendavit. Et prime de ornamentis due plenaria unum auro gemmisque ornatum, alterum de argento, IV Missalia III Evangelia etc. Bernh. Norici Catal. Abb. Cremifan. ap. H. Petz S. S. R. Aus. T. 2. p. 47. c. p. 89. a. cnf. Rauch. S. R. Aus. T. 2. p. 365. H. Petz. T. 2. p. 344. c. cnf. Rauch S. T. 2. p. 374. — Libros autem oportet semper describere et augere et meliorare et ornare. Acta murens. ap. Herrgot. Genealog. T. 1. p. 347.

47 Es sey billich, daß die Ungelehrten zu Hause Messe hören. Synod. Registicina an. 850. c. 44. Ampl. Coll. Concil. T. 9. p. 1071, hat mit vergleiche Conc. Tiemense an. 855. c. 6. T. 9. 1163. cnf. Baluz. Capitul. T. 2 p. 352. — In Mabill. Annal. Or. S. Ben. T. 4. p. 658 erscheinen unter den Kostbarkeiten einer Schloßkapelle auch die liturgischen Bücher.

48 (Saec. XV.) Cod. Claustroneob. nor. 77 Missale. Iste liber emptus est a venerabilibus dominis Martino Engelhart, Wolfgango Ottinger et domino Paulo Woller ad fundationem ipsius Johannis Negel ad altare sancti Leonardi in ecclesia parochiali sancti Egidy ut ibi permanest perpetue capellano ejusdem beneficy.

49 Swear by book and bell. Grimm deutsche Rechtsaltert. S. 896. Ducange Glossar. med. et infim. lat. s. v. Evangelium, Jurare.

50 Ducange Gloss. s. v. Investitura per bibliothecam etc. Auch wähnte der Glaube jener Zeiten aus dem zufälligen Aufblättern einer Stelle im Evangelium die Zukunft vorhersehen zu können, s. Ducange Gloss. s. v. Sortes sanctorum. Auch als Amulete dienten auf Pergament geschriebene Stellen der heil. Schrift, s. Note 15.

Die sich from du le bete Am manker von Talent Der von nigromancie laß Und das listes gar am maister was der schried ain Karacteres. F. Wolf über die mexd. Leid. der Franz. S. 91. 104 und 149. Dem durch seine Forschungen im Gebiete mittelalterlicher Dichtung rühmlichst bekannten Herrn Verfasser, der aus dem reichen Schatze seines Wissens mir manche werthvolle Gabe spendete, fühle ich mich auf das wärmste verpflichtet.

51 Bei Progressionen und feierlichen Empfangen, s. Pertz Monum. T. 2. p. 114. 1. 24.

52 Solche Betbücher beschrieben bei Evangel. triport. T. 2. p. 591. das Evangelistarium Carl des Großen zu Kremsmünster, Dibdin tour. V. 3. p. 577. Carl des Kahlen, ibid. V. 2. p. 463. Das Psalterium des heil. Ludwig, ibid. V. 2. p. 467. Hours of Anne of Brittany, ibd. V. 2. p. 493. Vergl. Mosel Geschichte der k. k. Hofbibl. zu Wien. S. 308. f. f.

53 Schon im zehnten Jahrhundert suchte Ecbertus, einer der berühmtesten Miniaturzeichnen seiner Zeit, durch ein zierlich ausgemaltes Psalterium auf die Lectüre seiner Leses und Schreibschüler zu wirken. Warton hist. of engl.

Digitized by Google

schauer das Verständniß der Darstellung durch vielfach beigeschriebene Schriftstellen und Reimsprüche zu erleichtern,[54] hier im Buche dagegen suchte er dem Leser durch seine Bildchen zum schnellern und leichtern Verständniß des Schrifttextes zu verhelfen. Und jene frommen Armen am Geiste, die es in der schweren Wissenschaft des Syllabirens nicht zur erwünschten Fertigkeit gebracht hatten, erhielten vollends in solch einem Buche eine für sie so wohlthätige Biblia pauperum, aus der sie zu ihrer Erbauung wenigstens die Bilder herauslesen konnten. Diese Lesenunkunde machte die Miniaturen jenen Zeiten desto mehr zum Bedürfniß, je mehr, was schon Gregor der Große bemerkt, die Bilder in den christlichen Jahrhunderten ganz eigentlich dazu bestimmt waren, die Stelle der Bücher bei den Ungelehrten zu vertreten[55], deren Anzahl selbst in den höhern Ständen mehr als ansehnlich war.

(Fortsetzung folgt.)

Darstellung der Flüsse, Teiche, Sümpfe und Mineralquellen in Oesterreichisch-Schlesien.

(Fortsetzung.)

Wir schreiten nun zur Beschreibung jener Gewässer, welche im Antheile des Fürstenthums Neisse, Troppauer Kreises entspringen, und sich alle in den Neiß-Fluß ergießen. Der wichtigste von diesen ist:

6. Der Bila- auch Bielau-Fluß, und zur Unterscheidung von der Landecker gleichen Namens, die Neisser Biele genannt, hat seine Quellen 4114 W. F. Meereshöhe unterm Rössel, dem Bielkamme und dem Leiterberge, im hohen Gebirgsstocke des Neisser Gesenkes, von welchem er noch eine Menge Zuflüsse erhält, und dadurch sehr oft zu einem furchtbaren Strome anschwillt, Schrecken und Verheerung verbreitend.

Oberhalb Waldenburg wird die Biele durch das am Hungerberge entspringende Hohefall-Floß[1], bei Oberthomasdorf durch den Steinseifen, bei Unterthomasdorf durch den großen und kleinen Kienseifen, dann den Wildseifen und das Nitschwasser; unter Adelsdorf durch den Ranschgrund, und unter Buchelsdorf durch das Hammergrundwasser vermehrt. Unter der Stadt Freywaldau vereinigt sich die ebenfalls im Haupt-Gebirgsstocke des Neisser Gesenkes am Hundsrücken, Wiesen, Bogenberge und Amnichsteine entspringende Staritz (welche zuerst das Boger- und dann das Lindewiesnerwasser genannt wird) mit der Biale, welche ihren schnellen Lauf durch die Dörfer: Böhmischdorf, Sandhübel, Kaltseifen und Breitfurth fortsetzt, und unter Niklasdorf noch durch die Elsnitz, welche durch die aus den Mundlöchern der alten Grube und des Erbstollens am Hackelsberge, oberhalb Obergrund entfließenden Wässer, und dem am Knabensteine entspringende Latzdorferwasser gebildet wird, und eine Strecke die Landesgränze gegen Preußen hält, vermehrt wird. Unter Niklasdorf verläßt die Biale das österreichische Gebieth, und eilt dem Neißflusse zu, mit dem sie sich unter Neisse vereinigt. Der Lauf dieses Flusses ist von Süden nach Norden, sein Fall stark, sein Bett oft sehr eng, und zum Theile aus Granitfelsen bestehend.

7. Die Schlippe oder die Weidenau, ebenfalls hoch entspringend, und sehr wasserreich, wird durch eine Menge kleinerer Flüsse gebildet. Die schwarze Schlippe entspringt unweit der Glatzer und mährischen Gränze, in der Hirschkammer, und nimmt zuerst die kleine Schlippe, dann bei Friedeberg das bedeutende Setzdorferwasser auf, welches zwischen dem Hirschbad und Brandsteinberge im sogenannten Loche entspringt, und durch das Bogen-

54 Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatk., l. J. S. 64 Note 1.

55 Quod legentibus scriptura hoc idiotis praestat pictura cernentibus, quia in ipsa etiam ignorantes vident quid sequi debeant in ipsa legunt qui litteras nesciunt. Gregor. m. Epis. L. 11. Ep. 13. T. 2. p. 1100. c. et 1101. a. Paris 1705.

Et viri ac mulieres pueros parvulos nuper baptizatos in ulnis suis tenentes, itemque florentes aetate juvenes ex gentibus diversis indicatis digito historiis eos caedificant eorumque mentes et corda sursum ad Deum erigunt. Gregor II. Epist. 2. in Concil T. 8. p. 670. c.

Recht practisch fand diese Ansicht von dem Nutzen der Bilder ihre Anwendung in jenen Rollen, deren Abbildung d'Agincourt gibt. Peint. Pl. 53, 54, 55, 56, und T. 2. p. 66. Sie enthalten die Formel für die Weihung der Osterkerze (s. Martene de antiq. Eccl. ritib. T. 1. p. 76 Venet.) Jeder Strophe des Textes folgt die bildliche Darstellung, in der Weise, daß die Rolle auf den beiden Seiten des Bethpultes herabhängend, dem Priester die Schrift, dem Volke aber das Bild zukehrt.

1 Dieses Wasser bildet einen Wassersturz, der hohe Fall genannt, welcher bei starkem Wasser wegen seines mehr als 200 Fuß tiefen Falles über steile Felsenwände viel Effekt macht. Von Waldenburg ist derselbe etwas über zwei Stunden entfernt, der Zutritt zu ihm aber höchst beschwerlich, indem Sümpfe, Felsenblöcke, mannshohes Farrenkraut, Gestrüppe Hindernisse sind, deren Beseitigung nicht so leicht möglich wird.

Digitized by Google

wasser, die Weidensümpfe, das verlorne oder Polkenwasser bei Setzdorf vermehrt wird.

Unterhalb Jungferndorf fällt das Gurschdorferwasser in die Schlippe, das unweit der Glatzer-Gränze in den sogenannten Gründen entspringt, und die Dörfer Gursdorf und Domsdorf durchfließt. Bevor die Schlippe die Stadt Weidenau erreicht, nimmt sie noch die vereinigten Wässer von Schwarz- und Rothwasser auf. Ersteres entspringt oberhalb Kaltenstein, und wird auf den Rothwasser-Feldern durch das Gippel- oder Jäppetwasser vermehrt; letzteres hat seine Quellen am Falkenberge, durchfließt Rothwasser, vereinigt sich mit der Jöppet, und sodann, wie gesagt, mit der Schlippe, welche unterhalb Weidenau den Kaiserstaat verläßt, und der Neisse zufließt.

Bemerkenswerth sind noch folgende im Neisser-Gränzgebirge entspringende kleinere Flüsse: a. Das Großkunzendorfer-Wasser, welches oberhalb Saubsdorf entspringt, beide genannte Orte durchfließt, und unter dem Namen Mohrau in die Neisse fällt. b. Das Barzdorfer oder Huttwasser hat seine Quellen am Petersdorfer-Spitzberge und am Schwarzberge, erstere durchfließt die Dörfer Petersdorf, Siebenhuben und Buchsdorf; letztere aber Woitsdorf und Wildschütz, vereinigt sich in Buchsdorf mit seiner Schwester, erhält nun den Namen Huttwasser, und fließt durch Barzdorf ins preußische Gebieth der Neisse zu. c. Das Neu-Wilmsdorferwasser, oder der Krebsbach, entspringt oberhalb Neu-Wilmsdorf, fließt durch Sergsdorf, vereinigt sich mit den Wässern von Ober- und Niederforst, erhält dann den Namen Krebsbach, und fällt unter Ottmachau in den Neisse-Fluß. d. Das Johannesberger- oder Jauernigerwasser, hat seine Quellen an der Glatzer-Gränze oberhalb den Dörfern Krautenwalde und Waldek, welche vereinigt als Bach durch Jauernig fließen, und sich unter diesem Orte mit dem Krebsbach vereinigen. e. Das Weiße und das Gostitzer Wasser; ersteres entquillt im weißen Brunnen oberhalb Weißwasser, durchfließt diesen Ort und geht in die Neisse; letzteres entspringt westlich vom Hohensteine, durchfließt Gostitz, und ergießt sich ebenfalls in den Neisse-Fluß. f. Der trübe Bach, (die Braune) wird durch das Friedegrund- oder Nieserigwasser, welches im Lattichgraben an der Lattichlehne entspringt, und während seines Laufes durch den Herrmannstädter Wald noch mehrere Zuflüsse vom Gottesgabengebirge und der Stangenlehne erhält, dann durch die Hälfte des Gründerwassers, das schwarze Teichfloß gebildet wird, welche sich oberhalb der Stadt Zuckmantel vereinigen, und von hier ins preußische Gebiet nach Arnoldsdorf fließen. g. Schließlich verdient noch erwähnt zu werden, die im Troppauer Kreise am östlichen Abhange der Stangenlehne oberhalb Petersdorf entspringende Hotzenplotz. Dieses Wasser gehört der mährischen Enklave allein an, durchfließt die Orte Petersdorf, Johannesthal, Hennersdorf, Arnsdorf, Pitann, Seitendorf und Paulowitz, wendet sich bei Fällstein nördlich nach Hotzenplotz, verläßt bey Stubendorf das österreichische Gebiet, und ergießt sich bei Krapitz in die Oder.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Einst versorgte Böhmen fast ganz Europa mit Glas, und noch ist das Glas eines der wichtigsten Produkte dieses Landes. Nach Portugal trieb es einen ausschließenden Handel, bis der Minister Pombal englische und französische Glashütten mit großen Kosten zu Lissabon anlegte, und nun wurde das böhmische Glas mit 100 pCt. Abgaben belegt. Dieses dauerte aber nur bis 1779, in welchem Jahre ein unbedeutender Zufall die Sache wieder in ihr altes Geleis brachte. Der König trank nähmlich der Königin eine Gesundheit zu, darüber zerbrach das Glas, und da es aus der pombalischen Fabrik war, wurden die Glashütten wieder abgebrochen, und die Einfuhr des böhmischen Glases ward wie vorher gestattet.

Mit Ausnahme der Akatholischen, deren Zahl mehr als 3000 betrug, der Fremden und der Garnison, war bereits im Jahre 1784 die Bevölkerung Wien's auf 208,389 gestiegen; während unter Maria Theresia die Angaben gewöhnlich nur etwas über 170,000 lauten.

Als Erzherzog Carl im September 1796 Jourdans Kriegsheer an den Niederrhein zurückgeworfen hatte, machte Denis nachstehendes Distichon:

Septembri Octobrem, Jordano junge Morellum,
Carole! Sic Rhenus plaudet uterque Tibi.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

71. Sonnabend, den 3. September 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Die Vornehmen überließen es zudem meist den Frauen, sich in Büchern Trost und Erbauung zu hohlen [56], und ließ sich der burgherrliche Idiot [57] ja zuweilen von seinem Haus-Capellan einen Abschnitt aus der Bibel vorlesen oder übersetzen [58], so waren ihm zur Einsichtsnahme die Bilder gewiß eine nicht unwillkommene Zugabe zu den Worten, insbesondere dem Deutschen, dessen Bilderlust sich noch heute in Titelkupfern und Holzschnitt-Vignetten, wie ehedem in dem reichen Bilderschmuck seiner Bibeln [59] und Legendenbücher auf das lebhafteste ausspricht. Letztere waren die beinahe beliebteste Erbauungslectüre des Mittelalters. Die Erzählungen von dem heiligen Lebenswandel eines Beichtigers, von den Kämpfen, Gefahren, der wunderbaren Rettung oder dem ritterlichen Tode eines Glaubensbekenners wirkten mit eben so mächtigem Zauber auf die Phantasie des auflauschenden Zuhörers, als sie das Gemüth des frommen Lesers mit unerschütterlichem Muth und Gottvertrauen für die Leiden und Nöthen des Lebens erfüllten. Dieses poetische und ethische Element der Heiligensage benützte frühzeitig die Poesie [60], und sie borgte aus dem reichen Schatze der Heiligenleben also häufig ihre Stoffe, daß wir die Legende als den Stamm der gesammten ernsten Dichtung, und die Parodie jener, als den der satyrischen des Mittelalters ansehen können *), welchen die Poeten dieser Zeit vielfach mit Blättern und Blüthen ihrer meist monstrosen Phantasie umwinden, ohne ihn jedoch dermaßen hermetisch überdecken zu können, daß nicht an vielen Stellen das Holz, aus dem sie ihren Helden geschnitzt, recht deutlich hindurchschimmere. Solchen vielfach in Reim und Prosa bearbeiteten, in Kirchen, Klöstern und Burgen [61] allhin ver-

56 († 1094.) Von der heiligen Margareth, Königin von Schottland. Num quod ego in illa multum admirari solebam inter causarum tumultus, inter multiplices regni curas, miro studio divinae lectioni operam dabat. Act. S. S. Jun. T. 2. p. 330. c.

(† 968.) Die heilige Mathildis, Kaiserin. Posthac neminem voluit audire carmina secularia cantantem — sed tantum audivit sancta carmina de Evangeliis vel aliis sacris Scripturis. Act. S. S. Mrz. T. 2. p. 365. d.

57 Der Ritter, der von seiner Dame etwas Geschriebenes erhält, muß seine sehnsüchtige Neugierde bezwingen, bis nach zehn Tagen sein Schreiben anlangt. Ulrich v. Lichtenstein, Frauendienst S. 33, vergl. 101, 116. Tiefs Ausgabe.

58 Vom Vater der heil. Adelheid († 1015.) Si quando vero populo remoto paullulum remoto, aliqua quietis invenit otia, haec vertere studuit in honesta negotia, allocutione usus Capellanorum ut per eos Teutonice exponerentur lectiones voluminum Divinorum. Act. S. S. mens. Febr. T. 1. p. 716. d.

Der heilige Ludwig besorgte dieses Geschäft selbst. Quando studebat in libris (der heiligen Schrift und den Kirchenvätern) et aliqui de familiaribus suis erant praesentes, qui litteras ignorabant, quod intelligebat legendo proprie et optime noverat coram illis transferre in gallicam de latino. Duchesnii His. Fr. Ser. T. 5. p 457.

59 Lateinische Bibel Carl des Kahlen, mit vielen Miniaturen. Dibdin tour. V. 2. p. 162, eine Paraphrase, Bilderbibel wie die Biblia historica allegorica der k. k. Hofbibl. ibd. p. 168. Exemplare aus der Zeit des 14ten und 15ten Jahrhunderts finden sich in allen Manuscripten-Sammlungen. Byzantische Miniaturen zur heiligen Schrift aus dem achten Jahrhundert bei Ditgincourt abgebildet. Pent. Pl. 28—38. Vergl. Anmerk. 20.

60 († 968.) Von der heiligen Mathilde, Kaiserin. Nec non in hoc sedulo delectabatur, ut de vita vel passione sanctorum sibi cantaretur, cetera mundi delectamina respuit. vid. not. 56.

Thibault, Canonicus zu Rouen (an. 1053) reimte zum Theil nach Volksliedern Legenden der Heiligen. Hist. liter. de la Franc. V. 14. p. I.

Ueber die verschiedenen gereimten Heiligenleben, s. Gervinus Geschichte d. poet. Nation. Lit. B. 2, S. 114.

*) Welches ich für die Zeit des 11—13. Jahrhunderts in einer eigenen Schrift nachweisen werde.

61 S. Chrisost. homil. in Martyr. T. 2. p. 669. e. Mabillon Act. S. Ord. S. Bened. vit. S. Landebert Prolog. T. 3 p. 61. Eine deutsche Legende vom heiligen Bonifacius aus dem 9ten Jahrhundert, s. Lacombet Archiv für Geschichte des Niederrheins, Hft. 1. S. 11.

Digitized by Google

breiteten Legendenbüchern durfte eine freigebige Bilderausstattung nicht fehlen [62], um so mehr, da die Kirche ohnedieß die Darstellungen aus der Märtyrer Leben vorzüglich begünstigte [63]. Doch es wird uns schwer fallen, etwas zum Lobe dieser Darstellungen vorzubringen, in denen man eine mildernde Auffassung der Peinigungs-Scene vergebens sucht. Die italienischen Künstler der schönen Zeit, zuweilen auch schon die des 13ten Jahrhunderts, suchten hier alles Folterhafte und Blutige möglichst in die Ferne zu rücken, und im Vordergrunde tritt, der bewaffneten Rohheit gegenüber, ein zu Qualen ausersehener Wehrloser hin, dessen Leiden zur That wird. Aus allen seinen Geberden leuchtet eine gewisse Freudigkeit des Gemüthes, mit der dieser siegreiche Glaubensheld sein Leben für seine Ueberzeugung hinzugeben entschlossen ist. Hände und Augen heben sich nach oben, wo aus weit geöffnetem Himmel tausend Siegespalmen winken, oder er schaut nieder zu den ihn umgebenden Gläubigen mit dem triumphirenden Scheideblick einer Seele, die eine Handvoll Gegenwart hinopfert für die Ewigkeit einer glorioſen Zukunft, für deren Sieg sie hier in den Tod gehen. Doch von all dem ist in den Darstellungen unserer Legendarien keine Spur zu finden. Diese Maler fassen das Märtyrerthum einzig als einen Kampf und Sieg der Idee über die Materie auf, und führen uns den Bekenner in voller Marter vor, die sie mit legendarischer Treue wiedergeben, indem sie mit frommem Eifer beflissen sind, den heiligen Glaubenszeugen auf das Blutrünstigste, und seine Folterer auf das Kannibalischste herauszustaffiren, in der Weise, wie man sie zuweilen noch in den Stations-Capellen mancher Calvarienberge sieht. Doch man würde dem Künstler mit der Beschuldigung offenbar zu viel thun, als hätte er durch das häufige Vorführen gemalter Grausamkeiten das Wohlgefallen an wirklichen nähren helfen, gleichwie der öftere Anblick blutiger Correktionen nur dazu beitrage, das Mitleidsgefühl der Zuschauer abzustumpfen und zu Unmenschlichkeiten zu verhärten. War ihm ja doch vor allem andern die Aufgabe gestellt, mit historischer Treue zu verfahren, er konnte vielleicht nur einzig in dieser Weise auf das Gemüth seiner Beschauer zu wirken hoffen. Denn die neubekehrten Barbaren, schlachtgewohnte Kriegsnaturen, mit dem Tode eben so vertraut, als mit jedem peinlichen Strafverfahren unbekannt [64], diesen konnte man den hohen Werth des Märtyrertodes nur dadurch ins volle Licht setzen, indem man ihnen den Glaubenszeugen *inmitten* der gräßlichsten Qualen vorführte. Und als später auch bei diesen Stämmen die Gerechtigkeit den Apparat ihrer Strafwerkzeuge mit Galgen und Rad u. s. f. bereicherte, durften diese, wie schon früher in den byzantinischen Legendarien, um so weniger fehlen, da der volksthümliche Künstler nur dann seinem Publikum so recht eigentlich verständlich zu werden hoffen kann, je mehr er ihm alles handgreiflich in die neueste Gegenwart kleidet, und unbekümmert um den pedantischen Anachorismenkrämer, in seinen Märtyrerbildern, wie unser Albrecht, leibhaft den Executionsvorgang seiner Zeit abschildert.

Missale, Bethbücher, Bibeln, Legendarien und andere Bücher religiösen Inhalts waren, wie wir bisher fanden, diejenigen, die sich vorzüglich eines reichen Bilderschmuckes erfreuten. Mit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts sieht die Miniatur-Malerei ihren Wirkungskreis auch auf Werke der Profanscribenten ausgedehnt. Doch um ihr in diesem Bereiche leichter folgen zu können, wollen wir einen Rückblick auf den Zustand der Kunst in der Zeit des frühern Mittelalters werfen. Wir sahen mit dem Sinken der römischen Macht die Künste ihrem Verfalle zueilen, mit dem Erlöschen des Götterdienstes immer mehr aus der Oeffentlichkeit schwinden, da der Christusglaube, der die Künste im Dienste des Heidenthums vorgefunden, sie anfangs gänzlich verbannen, und selbst nachdem sich in der Folge mildere Ansichten geltend machten, sie noch immer auf das Bereich der Privathäuser beschränken zu müssen glaubte. Und trug die Kunst in der vorchristlichen Welt durchaus den Charakter der Oeffentlichkeit, dem sie erst in spätern

62 Ein Codex des IX. Saec. Sinnor Catal. Mss. p. 170. nor. 264. — Das Menologium Basilius des Jüngern, herausgegeben von Albani Menol. graec. Rom. 3. T. fol. — Leben der Heiligen aus dem XII. Jahrh. mit Miniaturen in der königl. Bibliothek zu Stuttgart. Dibdin tour V. 3. p. 149. — Archeol. Brit. V. 13. p. 209. — Hesnel Catal. Libr. Mss. p. 192. nor. 85. — Nor. 8105 und nor. 6815. Bibl. Royal vid. Arsenal Manu. d. paint. p. 222. — Hier möge auch das Speculum humanae salvationis Erwähnung finden. S. Mone Anz. für Kunde der deutschen Vorzeit. 1835. S. 384.

63 Non enim ob carnalem amorem illos laudamus aut depingimus, sed ad imitationem volentes habere virtutem eorum, et in libris vitas ipsorum describimus, et in imaginali scriptura illos depingimus. — Non enim tantum passiones sanctorum nos ad salutem nostram erudiunt, sed ipsa conscriptio passionum ipsorum etiam per imaginalem picturam.

ac. 787. Concil. Nicaen. II Actio VI. Concilia. T. 8. p. 1135. a. conf. p. 1055. c. conf. Pertz Monum. Germ. T. 2. p. 150. nota 15.

64 Verletzungen fremden Rechtes wurden mit Geld gesühnt (Wehrgeld) und die Kirche fügte bei den bekehrten Völkerschaften der Geldstrafe noch kirchliche bei. Welche Buße einem Vatermörder aufgelegt wurde, s. Mabill. Annal. Ord. S. Bend. T. 4. p. 87 et 88.

Digitized by Google

Zeiten zuweilen unterwurde, um sich den Reichen in Villen und Pallästen gefällig zu zeigen, so nahm sie in der christlichen einen entgegengesetzten Gang, indem sie, anfänglich eine Angelegenheit des Privatlebens, erst in der Folge sich zu einer der Oeffentlichkeit hob, damals, als mit der Erhebung des Christenthums zur Staats-Religion, und der Gründung Constantinopels sich Kaiser und Kaiserinen beeiferten, der Nachwelt glänzende Denkmale ihrer Frömmigkeit zu hinterlassen. Die von der Kirche noch immer beargwohnten Künstler haben sich wieder zu Ansehen, indem ihnen die nöthige Ausschmückung jener kirchlichen Bauwerke mit Mosaiken und Gemälden, eine gottgefällige ehrende Beschäftigung gab. Doch nicht lange und es brachen mit den Völkerwanderungen derartige Stürme über den Römischen, besonders westlichen Staatstheil herein, daß von einer den Künsten zu gewährenden Ermunterung keine Rede seyn konnte. So zog sich der auf Gelderwerb angewiesene Laie immer mehr von einer Hantirung zurück die nichts weniger als einen goldenen Boden both, alle höhere Disciplinen sahen sich hintangesetzt, endlich völlig aufgegeben, nur noch in den Klöstern both sich den Verlassenen eine Aufnahmsstätte, und die freien und schönen Künste gingen hin und nahmen das Mönchsgewand. Nach einem kurzen Glanz sah sich nun die christliche Kunst wieder auf der Oeffentlichkeit in die Häuslichkeit der Klostermauern gewiesen, deren Bewohner in einer Zeit, wo die Staatskörperschaft in die scharf geschiedenen Classen der Freien und Unfreien sich theilte, die einzigen unter den Gliedern der erstern waren, denen friedliche Muße für künstlerische Beschäftigung geblieben war, während die Masse dieser Classe auf das Schwert, der Unfreie aber meist auf den Pflug oder andere die Entwicklung des geistigen Lebens wenig fördernde Gewerke sich gewiesen sah. Zu dieser durch Zeitverhältnisse bedingten Beschränkung der gesammten Intelligenz auf die Glieder eines Standes, trat insbesondere für die Künste noch jene hinzu, daß sie keineswegs den wissenschaftlichen Disciplinen gleichgestellt, sondern zu ihnen, nach dem Geiste der Kloster-Institutionen, in ein Verhältniß der bloßen Duldung gestellt waren [65]. Aus dem Grunde war auch nicht für ihren Unterricht, gleich wie für den wissenschaftlichen, durch förmliche Schulen gesorgt, und die Künste blieben, als eine außerordentliche Disciplin, dem Privatfleiße des Liebhabers anheim gestellt, der sich seine Kunst gleichsam erfinden zu müssen gezwungen sah. Er führte sie so weit als seine Kunstkräfte reichten, und wie ohne Meister, so ohne Schüler, überließ er es seinem Nachfolger, wieder von Vorne anzufangen, und sich dieselbe Bahn von neuem zu brechen. Und da demnach die Existenz der Kunst nur auf der Gunst einiger weniger Dilettanten beruhete, so sah sie sich bei dem zeitweiligen Verfall der Klosterzucht noch gewaltsamer als die Bücherwissenschaften erschüttert, die zwar mit dem Umsichgreifen der Indisciplin einen heftigen Gegenstoß erlitten, ohne jedoch, als lebendiger im Orgauismus des monastischen Institutes wurzelnd, so tief als die Künste herabgedrückt worden zu seyn. Doch nicht bloß der Geist der Regellosigkeit, wie er sich der Klosterkörperschaften zu bemächtigen pflegte, bedrohete das Leben der Kunst, selbst die Bemühungen der Reformatoren, die mit heiligem Eifer die alte Sittenstrenge wieder herzustellen trachteten, übten einen nicht minder hemmenden Einfluß auf die Fortbildung der Kunst, da jene ernsten rigorosen Wiederherstellen in ihnen nur Vorläufer und Begleiter regelwidriger Pracht sahen, der man jedwede Nahrung entziehen müsse [66].

(Fortsetzung folgt.)

---

65 Von Ekhard II., welcher der Schule zu St. Gallen vorstand. Et quos ad literarum studia tardiores vidisset, ad scribendum occuparat et lineandum. Quorum amborum ipse erat potentissimus, maxime in capitularibus literis et auro. Ekkehard de Cas. S. Gall. C. 30. ap. Pertz Monum. Germ. T. 2. 122 Ein. 34.

Also nur jenen, die nicht zur Wissenschaft befähigt waren, überließ man die geringer geachtete Kunst. Daß die Verdienste der Klöster um Aufbewahrung jener geringen Ueberreste technischer Fertigkeit hier nicht unbeachtet blieben, zeigen die Anmerkungen 34 und 35 u. f. f. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Verdienst der Mönche um die Wissenschaft und das um die Kunst nicht auf gleicher Höhe stehen, und mehr die Gelehrsamkeit, als diese ihnen Dank schuldet. Trotz der fortdauernden Blüthe des monastischen Instituts in den Zeiten der wiedererwachenden Kunstliebe, war es dennoch der Laienstand, aus dem die Epoche machenden Künstler hervorgingen, von denen manche, nachdem sie ihr ganzes Leben durch ihre Kunst der Verherrlichung Gottes geweihet hatten, ihre Tage, gänzlich der Welt entsagend, in einer Klosterzelle beschlossen

66 Gespräch eines Cisterziensers mit einem Clugniazenser.

Cist. Vester ordo, quia illa quinque senarum oblectamenta, sicut noster ordo, non amputavit, plura accipit, quia pluribus indiget, nec necessitate sed sola voluntate.

Clun. Quae sunt illae?

Cist. Pulchrae picturae, variae celaturae, utraeque auro decoratae, pulchra et pretiosa pallia, pulchra tapetia variis coloribus depicta, pulchrae et pretiosae fenestrae, vitreae asphaltae, cappae et casulae aurifrigiatae, calices aurei et gemmati, in libris aureae littorae. Haec omnia non necessarius usus, sed oculorum concupiscentia requirit. Martene et Durand Thesaur. nov. Anecd. T. 5 p. 1584. c. anf. Concil. Clovesholvise II, an. 747. c 29. Conoil. T. 6. p. 325.

Digitized by Google

Darstellung der Flüsse, Teiche, Sümpfe und Mineralquellen in Oesterreichisch-Schlesien.

(Fortsetzung.)

Durch bedeutende Zunahme der Kultur und Bevölkerung in unserm Lande haben sich die Teiche auch sehr vermindert, und es sind nur in jenen Niederungen des Teschner Kreises, in den Umgebungen von Cechowitz, Drahomischel, Deutschleuten u. s. w., nähmlich im nördlichen Theile desselben, neben der Weichsel und Illoweice auch noch bedeutende und fischreiche Teiche vorhanden, eben so findet man solche in den Minderherrschaften Freystadt und Deutschleuten.

Im Troppauer Kreise sind nur jene Teiche von einiger Bedeutung, welche sich von Odrau anfangend, am linken Ufer der Oder bis zum Einfluß der Oppa fortziehen, und jene, welche nächst dem Lobensteinhofe, Stettin und Marzinau am rechten Ufer der Oppa liegen.

An sumpfigen Gegenden mangelt es in der Weichsel-Niederung des Teschner Kreises nicht, jedoch sind hier keine eigentlichen großen Sümpfe anzuführen, dagegen befinden sich im Troppauer Kreise mehrere Berg-Sümpfe von Bedeutung, welche eine ausführliche Würdigung verdienen.

In den verschiedenen Senkungen und Kesseln des Gebirges sind durch Abspülung der Erdtheile ihrer höhern Umgebungen sumpfartige Seen entstanden, welche so zu sagen die Vorrathskammern zur Erzeugung von Quellen und Bächen sind.

Die wichtigsten Berg-Sümpfe trifft man im Neisser Gesenke, und nähmlich am Altvater, Hungerberge, Rothenberge, zwischen der Brünnelheide und dem Glaserberge, Hockscharn und auf dem Hunberge ober Hundorf.

Der merkwürdigste unter ihnen ist der Mosebruch auch Seenteich genannt, welcher in einer Meereshöhe von 2436 Wiener Fuß südlich nächst dem Dorfe Reiwiesen liegt, und aus zwei, neben einander befindlichen, sumpfartigen Seen besteht, die eine Länge von 3000 Klaftern haben, und einen Flächenraum von ungefähr 1500 Nieder-Oesterreichischen Metzen Aussaat[1] einnehmen. Dieser Bergsumpf liegt auf der Höhe des Hundorf-Berges und senkt sich gegen Süden, er bekommt seine Zuflüsse von dem ihn umgebenden Bergränden, und hat eine Grundlage von Moorerde, in der Mitte einen klaren Wasserspiegel, welcher aber wegen der sumpfigen Umgebung schwer zugängig ist. Oberhalb des Moosebruches entspringt die schwarze Oppa, welche südlich an demselben vorbeifließt, und von ihm den Wasserüberfluß erhält, daher sich auch der Wasserspiegel dieses Seenteiches immer gleich bleibt. Ein großer Theil dieses Sumpfes ist mit hohem Moose bedeckt, welches die sogenannte Moosbeere[2] trägt, die erst im Frühjahre, nachdem der Schnee verschwunden, zu Reife gelangt, und dann vom Volke (das ihr verschiedene Heilkräfte zuschreibt) verspeist wird.

Das Volk hält den Moosebruch für einen wunderbaren Gegenstand; nach seiner Meinung ist derselbe unergründlich und steht mit dem Meere in Verbindung! — In früheren Zeiten machte man Versuche, diesen Bergsumpf auszutrocknen, und urbar zu machen, welches kostspielige Projekt aber mit Recht wieder aufgegeben wurde, indem im Falle es auch zum Theile gelungen wäre, der Gewinn niemals den Anforderungen entsprochen hätte, weil das hiesige Klima und die Lage eine bessere Kultivirung nicht zuläßt.

(Fortsetzung folgt.)

---

1 Drei Nieder-Oesterreichische Metzen besäen ein Joch oder 1050 Quadrat-Klafter. Eine geographische Quadrat-Meile enthält 9558 1/3 und eine österreichische Postmeile 10,000 Wiener-Joch.

2 Die Moosbeere, nach Lin. Vaccinium oxycoccos. Moselbeere, Sumpfbeere, Fennbeere, Kranichbeere, Winterbeere, Rauschgrün, auch Vieh Besinge genannt, ist eine rothe, kleine, runde Beere, welche an einem dünnen Fädchen hängt, und einen sauern dumpfigen Geschmack hat.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

72. Mittwoch, den 7. September 1836.

Ueber die physische Grundlage der Staats-Gesellschaft.

Man hat in neuerer Zeit wieder vielfach die Naturbasis des Staates zu erforschen angefangen, welches in so fern ohne Zweifel ein Fortschritt zum Besseren ist, als der Boden der Abstraction und vereinzelter Auffassung verlassen, und die Aufmerksamkeit dem Leben selbst zugewendet wird. Das Streben nach einer rein objectiven, nicht durch subjective Vorurtheile und angenommene Meinung getrübten Erkenntniß der Naturbasis des Staates muß eben so fruchtbar seyn, als dasselbe schwierig ist: wenn gleich auch im glücklichsten Falle hiermit nur die eine Hauptfrage näher erörtert, nähmlich die Zwecke und Gesetze des geschlechtlich-physischen Lebens in ihrem Zusammenhange und gegenseitiger Bedingung in helleres Licht gebracht werden können, während alle eigentlich ethische Verpflichtung, die wahrhaft menschliche Bestimmung, die göttlich-sittlichen Gesetze nicht bloß im Naturleben begründet seyn können, und in der Welt des Geistes wurzeln. Es ist übrigens jene Erforschung mit der Geschichte so nahe verwandt, daß sie gewisser Maßen einen Bestandtheil derselben ausmacht, denn der Gegenstand jener Erforschung sind Thatsachen, welche, wenn gleich nicht immer mit Reflexion aufgefaßt, doch zu keiner Zeit aufhören wirksam zu seyn; ja auf welchen das gesellschaftliche Leben, in der besagten Bedeutung, überall ganz vorzugsweise beruht. Entziehen sich diese Thatsachen der Natur auch häufig einer bestimmten Auffassung und Berechnung, so bestimmen sie doch die Nationen und ihre Regierungen oft schon in einem dunkeln Gemeingefühl, so zu sagen, durch socialen Instinkt, und die Gesetze, Rechtsbücher und Verfassungen, so wie die verschiedenen Sitten und Eigenthümlichkeiten der Völker können ohne Verständniß jener allgemeinen Naturverhältnisse und Thatsachen, und ihrer verschiedenen Gestaltung im Einzelnen nur unvollkommen aufgefaßt und gewürdigt werden.

Die folgenden Andeutungen machen weder Anspruch auf irgend eine Art von Vollständigkeit noch auf unbedingte Richtigkeit. Sie wünschen nur einem wohlwollenden und wahrheitliebenden Interesse zu begegnen.

Die erste und nothwendigste Function für jedes Volk, das sich in festen Sitzen ausbreiten will, und zu einiger Macht und Blüthe emporstrebt, ist der Ackerbau. Alle wahren Fortschritte der Gesellschaft sind nur unter der Bedingung zu denken, daß an den nothwendigsten Lebensmitteln mehr producirt werde, als die Ackerbauer bedürfen. — Zunächst, damit derjenige, der Zahl nach kleinere, aber der Würde nach hervorragende Theil der Menschen, welcher Functionen des Geistes für alle vollzieht, damit alle jene, welche das im Geiste erkannte Göttliche fürs Ganze darstellen und ausführen, oder im Anschluß an diese höhere Function in anderen Beziehungen Träger des Geistes fürs Ganze sind, welche gemeinsame Wahrheiten erforschen und lehren, gemeinsame Kraftanwendung hervorrufen und lenken u. s. w. ihre gebührende Erhaltung finden. Es wird hier vorausgesetzt, daß diese geistigen Functionen nicht mehr bloß, wie im ersten unzertheilten Anfange eines Volkes von den Aeltesten und Stammvätern vollzogen werden, und der Organismus des Ganzen sich nicht bloß der gegebenen Familiengliederung eines Viehzucht und Ackerbau treibenden Stammes anschließe. Daß aber diese Abtheilung der beiden Hauptstände auch abgesehen vom Christenthum und der von diesem verkündeten neuen Menschheit die Bedingung größerer Entwicklung und vielfachen Fortschritts ist, bedarf wohl nicht erst eines Beweises. — Hierzu wird aber überall noch zweitens erfordert, daß die Produkte des heimathlichen Bodens für die mannigfaltigen Bedürfnisse, zunächst des natürlich-leiblichen Lebens (für bessere, gesundere und feinere Nahrung, Heil-

Digitized by Google

mittel, Wohnung, für Geräthe und Bekleidung u. s. w.) und nicht minder auch für die höheren, darstellenden, geistig-leiblichen Zwecke, (z B. für Gottesdienst, für alle sinnbildliche Darstellung, für die höhere Kunst) gut verarbeitet, daß also so viel an Agrikultur-Produkten erzielt werde, damit eine für diese tüchtige Verarbeitung genügende Anzahl von Menschen, und beim weitern Fortschritt der Kunst und Gewerbe und fortgesetzter Arbeitstheilung zunehmend, mehrere davon gut ernährt werden können[1]. — Diese drei Grundbestandtheile der menschlichen Gesellschaft bilden überall die Bedingung von nationaler Macht und Wohlseyn; ein Volk, dessen sittlicher Zustand auf segenvoller Religion gegründet, und durch Geisteskraft gestützt und geschirmt; dessen Ackerbau in seinen verschiedenen Zweigen so betrieben, und durch solche Einrichtungen gefördert wäre, daß er annähernd das Meistmögliche an Nahrungsmitteln und vorzugsweise nützlichem Material producirte; dessen Gewerbe dann auch durch wohlgeleitete Arbeit, und vorzüglich durch Verarbeitung solcher Stoffe, deren Erzeugung verbesserten Landbau in ihrem Gefolge hat, eine Bevölkerung beschäftigte, welche für Arbeit Lohn und Nahrung fände; — ein solches Volk müßte auch ohne fremde Einwirkungen zu einer hohen Stufe der Stärke und des Wohlseyns gelangen. Und sind gleich die Grade der Annäherung an dieses Ziel unendlich verschieden, so muß doch nicht bloß jedes selbstständige Reich, sondern selbst jeder größere Kreis oder Provinz ein auf Verbindung dieser drei Grundlagen beruhendes mehr oder minder für sich suffizientes Ganze ausmachen.

Es schließet aber dieses schon jene Einrichtungen in sich, die zum Gebrauch des Ackerbau's und der im bezeichneten Sinne wahrhaft nöthigen und nützlichen Gewerbe wesentlich erforderlich sind. Damit der Ackerbau nur etwas reichlich producire, und nicht bloß für das eigene äußerste Bedürfniß der damit beschäftigten Familien diene, ist es eins der ersten Erfordnisse, daß derselbe nicht allein der vereinzelnten, von gemeinsamer Hülfe und Sammelkraft entblößten Arbeit der Menschenhand überlassen sey. Es müssen der letzteren die Pflugschar und mehrfaches Werkzeug, thierische Kraft und Befruchtung, eine umfassende Ackerwirthschaft den größeren Erfolg geben; — und je mehr die Anforderung an erhöhete Ackerproduction, die Grundbedingung jedes anderen Fortschritts, gesteigert wird, um so umfassender und unabweislicher wird auch das Bedürfniß nach reichlichem Viehstand, Agrikulturgebäuden, Bewässerungen, Mischung des Bodens, Abtheilung und Folge der Kulturarten u. s. w. seyn. Besitz und Anwendung eines größeren Acker-Capitals setzen eine gewisse Größe des Guten voraus, und nicht minder ist eine Abtheilung in größere und mittlere Sammelkraft für den Ackerbau, und dem entsprechend herrschaftlichen und wohlhabend bäuerlichen Besitz, — jenes für koncentrirte Bewirthschaftung im Großen, für umfassende Einrichtungen und Anlagen u. s. w., dieses für die unmittelbare, hausväterliche Einwirkung u. s. w. tief in dem Wesen der Ackerverhältnisse begründet. Würde die nöthigen größeren Unternehmungen für vermehrte und verbesserte Production, für Aufbewahrung der Producte u. s. w. nur dem freien Einverständniß Vieler anheimgegeben, so würde es der Sammelkraft an Stätigkeit, der Direktion an Einheit, der Ausführung an Energie oder Treue fehlen müssen; — und würde anderer Seits alles oder ein zu großer Theil des Grundeigenthums nur unter wenige große Herren vertheilt, so daß nicht ein selbstständig wohlhabender Bauernstand, wie auch übrigens die Form seiner Rechte sey, unter oder neben denselben sich ausbilden könnte, so wäre es wohl nicht möglich seyn, auf den ganzen Umkreis der großen Besitzungen jenen sorgfältigen Fleiß und zweckmäßigen Ueberblick zu verbreiten, wozu die Pflege eines wohlgeordneten Hauswesens den selbstständigen Landwirth im beschränkteren Umkreise auffordert und befähiget. — Zur nothwendigen Ergänzung aber wird auch außerdem eine Classe von Landbewohnern mit kleinerem, an sich selbst für die Ernährung ihrer Familien nicht hinreichenden Ackerbau, (welche Classe sich leicht von selbst bildet) zuzulassen seyn, bei welcher das eigene Grundstück eine Art von Freiheit begründet, das Ungenügende desselben aber Antrieb gibt, ihre aushelfende Arbeit den größeren Ackerunternehmungen zu widmen, und welche gleichsam als eine Pflanzschule persönlich freier Knechte und Taglöhner (da die Arbeit der Söhne und Nachgebornen nicht ausreicht) für den großen Ackerbau zu betrachten seyn dürften[1].

1 Gleich ursprünglich mit dem Landbau scheint die Kunst Lubaltains und der Bergbau, wodurch dem Schooß der dunkeln Erde mit harter Arbeit die Werkzeuge der Gewalt und des Gewinns entrissen werden, eine für alle Stufen der Cultur beinahe gleich nothwendige Bedingung des irdischen an Schwerkraft gebundenen Daseyns zu erfüllen.

1 Es kann das angedeutete Verhältniß, ohne daß dadurch dem nationalökonomischen Ideal nothwendig entgegengetreten würde, auf dreyfache Weise verwirklicht seyn. Es kann im Nebeneinanderbestehen großer und mittlerer, mit vollem Eigenthum den Besitzern gehörender Güter und Wirthschaften. Dann als getheiltes Eigenthum an

Digitized by Google

Eine zu große und rücksichtslose Vertheilung des Grundbesitzes, eine Zersplitterung des Acker-Capitals u. s. w. würde nicht nur für den Wohlstand einzelner Familien zerstörend, sondern überhaupt gemeinschädlich seyn, indem sie die Bedingungen reicher Production in demselben Maße vermindert, als das Bedürfniß derselben durch große Vermehrung der ländlichen Bevölkerung in hohem Maße vermehrt, also der Ueberschuß für die andern Bestandtheile der Gesellschaft, und die ärmere Suffizienz des Landes dadurch vermindert wird.

Während nun der Ackerbau ein Nebeneinanderbestehen größerer, mittlerer und kleinerer Wirthschaften voraussetzt, am vollkommensten in vielen zertheilten Mittelpunkten, um welche die einzelnen Wirthschaften sich runden, und so den Ueberblick und das Hingelangen an alle Punkte erleichtern, so hat es das Handwerk und Gewerbe mit den höheren geistigen Functionen und Bedürfnissen gemein, daß es einen Mittelpunkt für Viele bildet, und Vielen zugänglich seyn muß, so wie es hinwiederum Vieler bedarf. Und wenn das die allgemeinsten und nächsten Bedürfnisse befriegende Handwerk auch schon in kleinen Gemeinden und Dörfern Beschäftigung finden kann, so können dagegen die höheren Gewerbe nur für größere Distrikte bestehen, und werden sich in Mittelpunkten derselben sammeln. Daß diese Handwerke und Gewerbe nicht fehlen, ist allerdings auch eine gemeinschaftliche Angelegenheit, und wo nicht (was nur ausnahmsweise in besondern Fällen denkbar wäre) eine das Ganze lenkende Autorität durch Erziehung und Leitung für Daseyn und Güte der Arbeit sorgt, da wird dieses Bedürfniß ohne Conkurrenz Mehrerer nicht hinreichend befriedigt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

---

den Bauerngütern, so daß dieselben mit dem direkten Eigenthum einem Grundherrn, mit dem nutzbaren einem Bauern gehören, welcher dasselbe auf seine Descendenz vererbt und dafür zu Leistungen oder Abgaben verbunden ist. Dritten als Pacht, da das ganze Eigenthum dem Grundherrn, die volle Benützung aber mit dem ganzen beweglichen Acker-Capital dem Pächter gegen eine bedungene Gebenente auf vertragsmäßig bestimmte Zeit zusteht; — welches letztere System einen Zustand voraussetzt, wo das Ackerprodukt leicht und sicher zu Gelde gemacht werden kann. — Ein großes Gut, welches ungetheilt bewirthschaftet wird, kann angebaut werden: 1. Durch persönlich freie Knechte, um von Sklaverey (wirklicher Leibeigenschaft im vollen Sinne, da die Dienenden mit ihrem Leib und Leben als Eigenthum des Herrn betrachtet werden) nicht zu sprechen. 2. Durch kleine Eigenthümer oder deren Brüder und Söhne, welche für Taglohn arbeiten. 3. Durch Ackerknechte auf Antheilswirthschaft, da denselben gegen Beabsetzung des Bodens mit eigenem Ackergeräthe eine Tantième an den Früchten versichert ist, welche in keinen Fall unter ein festgesetztes Minimum sinken darf. 4. Durch Ackerknechte, denen für festgesetzte Dienste auf Widerruf ein kleineres Grundstück eingeräumt wäre. 5. Durch Aushälte in Gestalt bedungener Dienste von Seite der Bauern, welche entliches nutzbares Eigenthum haben, oder Pächter sind. — Alle Nachtheile bei der einen oder andern dieser Bestellungsarten ergeben sich: daß wo die Anzahl solcher Familien auf dem Lande, die keinen genügenden Acker für eigene Ernährung haben, zu groß ist, ihre Existenz durch Taglohn zu ungewiß, im Gegenfalle aber oft der Taglohn zu hoch gespannt seyn wird, — daß eine Stiftung der Ackerknechte auf wiederruflichen Grundbesitz letztern zerstückelt, ohne den kleinen Besitzern eine gesicherte Ernährung zu geben, und daß hiedurch leicht eine zahlreiche armseelige Acker-Bevölkerung gegründet wird, welches auch in ähnlicher Art von zu kleinen Pachtungen und Unterpachtungen gilt, — daß die Dienste von erblich gestifteten, oder das nutzbare Eigenthum besitzenden Bauern oft nicht gut geleistet werden, oft auch die kleinere Wirthschaft zu sehr drückend ist, u. s. w. Einrichtungen, wodurch bei letzterer Art von Aushälten diese beiden Nachtheile möglichst vermieden werden, und sonst eigene Bewirthschaftung mit Antheilswirthschaft statt zu ausgedehnten Taglohns; dann ferner Pachtsysteme unter den erfordeelichen Bedingungen scheinen im Allgemeinen die mit sonstigen Fortschritten am meisten übereinstimmenden Methoden zu seyn.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.[1]

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Diese bestrittene und schwankende Stellung der Kunst wich einer geschertern, als mit dem Aufblühen eines freien Mittelstandes, die Glieder des letztern, zuweilen mehr von Erwerbslust als Kunstliebe getrieben, mit den Klöstern in Conkurrenz traten [67], und sich zu Körperschaften verbrüdert hatten [68], die der Kunst wenigstens darin sichern Vortheil brachten, daß in solchen Gilden die Errungenschaft technischer Fertigkeiten vor dem Verlorengehen sicher

---

67 Evangelien wurden für Geldbezahlung abgeschrieben. Concil. Nicaen. II. an 787. T. 8. p. 1083. d.

Kaiser Friedrich machte Bestellungen auf Abschriften im Kloster Tegernsee. Pets Thes. anecd. T. 6. P. 2. p. 499. c. Audivimus quod boni sint scriptores in claustro tuo et nos valde indigemus libro Missali et Lectionario. Der Abt Ruppert hatte außer seinen Mönchen noch gedungene Schreiber im Sohn, ibid. p. 41, und die Bücherschreiberei und Malerei gehörte zur Klosterindustrie.

68 Die freien Handwerke waren in italienischen Städten häufig in solche Genossenschaften vereinigt. Eichhorn Rechtsgesch. B. 2. S. 398 3. Ausgabe. Hüllmann über den Ursprung der Stände. S. 440. 2. Ausgab. Vergl. Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen. Hft. 6. S. 116 und Wattenbachs Beiträge zur vaterländischen Geschichte B. 6. S. 189.

Digitized by Google

gestellt wurde. Und wenn wir früher das Gebiet der Kunst, herrenlos wie es war, seinem ganzen äußern Umfange nach, zeitweilig von einem Tausendkünstler [69] in Besitz nehmen sehen, so treffen wir jetzt bei weiterer Ausbildung der Disciplinen zwar seltner auf solche Universalkünstler [70], dafür aber kommen die einzelnen Künste in festen Besitz der Zünfte, und in manchen treten sie kastenartig gar als erblich auf, in der Art, daß durch eine Reihe Generationen der Kunstbetrieb von Vater auf Sohn übergeht [71]. Dieß, die durch das mittelalterliche Institut der Gilden gewonnene Stellung der Künste, die, früher ein Regal der Klöster, nun beinahe ein Monopol der Zünftigen wurden, bis endlich unter der Hand begabter Maler, der geringe Vorrath jener größten Theils von den Byzantinern [72] überkommenen Handgriffe und Observanzen, wie sie sich mechanisch in den Zünften forterbten, zu einem immer reichern Schatz technischer Fertigkeiten anwuchsen, und endlich jene Geister erschienen, die, der Naturform völlig Meister geworden durch die Schöpfungen ihres Geistes der Malerei einen Aufschwung gaben, der sie aus dem Bereich der Handwerke in die Region der Kunst hob, und indem sie die Fessel des zunftmäßig Herkömmlichen brachen, sich als Stifter eigener Kunstschulen an die Spitze zahlreicher Jünger stellten.

Kam während der Kloster-Periode der Kunst der Bücherschmuck vorzugsweise den Schriften religiösen Inhaltes zu, so suchte der Nahrungsfleiß der Zünftigen einen weitern Spielraum für seine Kunst, und dehnte die Büchermalerei auf Werke der Profan-Literatur aus; und trotz der Ungunst gelehrter Eiferer, die wie St. Hieronymus (s. Anmerkung 2) aus dem Umsichgreifen der Kalligraphie und Büchermalerei der Correktheit den sichern Tod prophezeiheten [73], wurden die ehrwürdigen Classiker unter den Pinsel gebracht [74], und die allenthalben sich kund gebende Liebe zur Kunst sprach sich immer lebhafter zu Gunsten der Bücher-Miniaturen aus [75].

(Fortsetzung folgt.)

69 J. B. De Notkero vero, doctore, pictore et medico. — Picturas quidem post arsuram plures Gallo fecerat, ut videre est in jamis et laqueari ecclesiae et libris quibusdam. Ekkhard Cas. S. Galli. c. 40. ap. Pertz Monum. Germ. T. 2 p. 136. lin. 8. Vom brit. Thermo, Erzbischof zu Salzburg. Non modo eas artes, quas liberales appellant, sed et mechanicas universas simul, pictoriam, fusoriam, sculpturiam etc. Canis. Lect. Antiqui. T. 3. P. 2. p. 403. Antv. 1725.

70 Die italienischen Künstler vereinigen noch oft Bildhauer- oder Baukunst mit der Malerei. J. B. Margaritone v. Arezzo. Vasari B. 1. S. 123. Thades di Gaddo, Ramahe ital. Forsch. B. 2. S. 21. Die Deutschen treiben häufig Goldschmiede- und Malerkunst vereint z. B. Martin Schon. Fiorillo Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland. »Hoc librum scripsit Johannes Port, unus scriptor et magister in ordinu de argentyna.« Wilken Geschicht. der Heidelberg. Bücherl. S. 409.

71 J. B. Hans, Michael und Kaspar von Kl. Zier. Gesch. der zeichn. Künste in Deutschland. B. 1. S. 322. Die berühmte Maler-Familie der Cos, Johann, Hubert und ihre Schwester Margarethe.

72 Lanzi Gesch. B. 1. S. 7.

73 Quid dicemus hodie? scriptores nostri temporis effecti sunt pictores, Sarti de Profes. Bologn. T. 1. p. 185.

Quis scriptorum inscitiae inertiaeque medebitur corumpentis omnia miscentique, cujus metu multa jam, ut auguror, e magnis operibus clara ingenia reflexerunt, meritoque id patitur ignavissimus aetas haec culinae sollicita litterarum negligens, et coquos examinans non scriptores. Quisquis itaque jungere aliquid in membranis manuque calamum vertere didicerit scriptor habebitur doctrinae omnis ignarus, expers ingenii artis, egens. Petrarcha de remediis utriusque fort. L. 1. dial. 43. Dieß eine Klage aus einer Zeit, in der sich die Miniaturmalerei immer höher in der Gunst der Bücherliebhaber hob. Petrarcha beließ selber einen Virgil mit einem Miniatur. Lanzi Gesch. B. 1. S. 274. und seine Werke selber mußten sich endlich dem Pinsel fügen. Zapf Reise 3. S. 29.

74 J. B. eine franz. Uebersetzung des Ovid in der k. Bibl. zu Paris nor. 6803. Terenz in der Barkanischen nor. 3867 eine Uebers. der Republ. des Plato. Catal. Mss. Angl. T. 2. p. 212. nor. 6858.

75 Der Luxus der Büchermalerei macht sich im 13ten Jahrhundert bemerkbar. Dixit pater filio — vade Parisius vel Bononiam et mittam tibi annuatim centum libras. Iste quid fecit? ivit Parisius et fecit libros suos bahunare de literis aureis. S. Tiraboschi stor. de la liter. T. 4. L. 1. c. 4. S. 3.

Papst Bonifacius VIII. rief den Maler Franco Bolognese nach Rom, um die Mnsp. der päpstlichen Bibliothek aufzumalen. Vasari B. 1. S. 146.

Mathias Corvinus ließ zu Florenz Codices für die Ofner Bibliothek anfertigen. Fabri de Bibl. Bud. p. 13.

Carl V. von Frankreich Montfauc. Monum. de la Monar. T. 3. p. 65. seq.

Heinrich II. von England. Henry hist. of. gr. Brit. V. 3. p. 440 bekannt als Freunde der Büchermalerei.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

73. Sonnabend, den 10. September 1836.

Ueber die physische Grundlage der Staats-Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

In dem Mittelpunkt eines größeren Districts werden hiernach an sich schon solche Gewerbe zusammenwirken müssen, welche einen größeren Umkreis von Wirthschaften und ganzen Gemeinden als Consumenten voraussetzen. Ferner werden nun für diese Inhaber höherer Gewerbe sich auch wieder mehrere lokale, niedere Gewerbe ansiedeln: auch wird die nöthige Conkurrenz (daß nähmlich Mehrere seyen, welche Arbeit anbieten, und unter welchen der Bedürfende wählen kann) nur dadurch zu erreichen seyn, daß Mehrere in derselben Sache für die Bedürfnisse desselben größeren Umkreises arbeiten. Dieses Bedürfniß der freien Conkurrenz führt also ebenfalls auf Concentrirung des Handwerks. — Mehr noch thut solches, das Bedürfniß einer wie immer gestalteten, unmittelbaren oder mittelbaren Leitung, um aus allgemeinen Erkenntnissen oder idealen Beziehungen der vereinzelten Arbeit zu Hülfe zu kommen, und dieser wiederum die für Harmonie des Ganzen wünschenswerthe Ausbildung zu geben. Das höhere Lebensbedürfniß selbst, Einsicht und Geschmack der größeren Besitzer, oder der Lehrenden, Ideen Darstellenden, Verwaltenden u. s. w. wirken (am meisten in Vereinigung an größeren Mittelpunkten) auf die Ausbildung des Gewerbes, indem sie die bessere Arbeit veranlassen und hervorrufen; — nicht minder kann das Zusammenschließen der Arbeitenden selbst in Genossenschaften und Innungen unter dem Einflusse zweckmäßiger Einrichtungen nur an solchen Mittelpunkten vorzugsweise gedeihen. Daß also Städte seyen, ist in der natürlichen Gestaltung einer Gesellschaft begründet, welche auch durch Gewerbe und Künste das Leben bereichern will. — Es läßt sich sehr wohl denken, daß die reicheren Grundbesitzer mancherley Handwerker und Gewerbsleute um sich sammelu, um für sie selbst, ihre Familien, ihre Haushaltung, ihre Vasallen zu arbeiten; wie es die fränkischen Großen in der Epoche der fränkisch-germanischen Reiche wirklich gethan haben, und wie in kleinem Maße auch heut zu Tage die einzelnen Familien oft Manches von den Hausgenossen arbeiten lassen. — Hatten sich nun aber z. B. um die Burg eines Grundherrn, um den Sitz eines Bisthums ꝛc. Arbeiter in größerer Anzahl angesiedelt, so bildet sich hieraus auch allgemeinere Conkurrenz der Arbeit mit ihren Folgen und schon dadurch ein Anfang der Stadtgemeinde. — Um so mehr war dieß der Fall, wo viele der reicheren Grundbesitzer durch Verweilen an Höfen, durch Anbau in den Städten, durch reiche Stiftungen, durch wiederkehrende Feste und Ritterspiele u. s. w. zusammentreffend (und zugleich in bleibender Weise) auf die Gewerbe einen befördernden Einfluß übten; wodurch jedoch nicht ausgeschlossen wird, daß auch manche Gründungen und Werkstätten des höheren Gewerbes sich außerhalb der Städte durchs Land vertheilen können, welches für die Arbeitenden selbst vielmehr als höchst wohlthätig erscheint. — Das Bedürfniß der Vertheidigung trägt dann aber noch das Meiste dazu bei, daß Städte sich ausbilden, weil in denselben die meiste defensive Kraft auch gegen einen mächtigen Feind concentrirt werden kann, zum unmittelbaren Schutz für Personen und Sachen, welche in die Stadt geflüchtet werden, und mittelbar für Alle, wenn der Feind nach vereitelter Anstrengung zum Rückzug genöthigt wurde.

Schon in diesen für die eigene Existenz, was die wesentlicheren Bedürfnisse betrifft, genügenden und selbstständigen Bestandtheilen (Kreisen oder Provinzen) muß der mannigfaltigste Austausch der Functionen und Producte, auch abgesehen vom eigentlichen innern und noch mehr vom auswärtigen Handel, Statt haben, und es wird ein Einverständniß über die relative Geltung der verschiedenartigen

Digitized by Google

Tageswerke vorausgesetzt, welches auf inneren naturgemäßen Gesetzen beruht, wenn gleich deren genaue Bestimmung und Anwendung im Einzelnen oft schwierig und schwankend ist. Nach jener großen und fundamentalen Austheilung der Functionen haben die Ackerbauer, wenn eine gleich große Anzahl Gewerbetreibender durch sie genährt wird, einen Anspruch auf die Hälfte des Products dieser letztern, oder auf das Product der Hälfte von Tagwerken derselben zusammengenommen, so fern man es sich gleichsam als Resultat eines gemeinsamen Einverständnisses denken darf, daß die Einen gleichmäßig für die Andern den Lebensunterhalt produciren, und so weit hier die Arbeit als solche in Anschlag kommt. Schreitet die Landwirthschaft vor, und kommt es dahin, daß eine zweimal so große Anzahl als die Ackerbauer selbst sind, durch sie ernährt werden, so findet für diese zweite Hälfte dasselbe Verhältniß Statt; die Ackerbauer erhalten Anspruch auf das Doppelte des Früheren. Der durchschnittliche Werth eines Ackertags wird gleich dem zweifachen eines Gewerbetags; der ungleiche Tauschwerth beider liegt in der ungleichen Beziehung der geleisteten Function zum Ganzen des irdischen Lebens. — Ferner: um irgend ein bestimmtes Industrie-Product hervorzubringen, sind verschiedenartige Leistungen in gleichem Grade nöthig. Die Lieferung des rohen Stoffes, welche meistens von den Ackerbauenden geleistet wird, ist selbst verstanden eine der nothwendigsten Bedingungen. Es kann oft eine der wesentlichen Hauptverrichtungen von Mehreren zugleich geleistet werden (während sie zwar auch von Einem, aber nur in längerer Zeit geleistet werden könnte) — welches eine Ungleichheit des Arbeitswerthes in Hinsicht auf das einzelne Product begründet. Endlich kann die eine Leistung von Vielen und ohne Vorübungen, eine andere dagegen nur von Wenigen und nach längerer Lern- und Uebungszeit angeboten werden, weßhalb hier der Tauschwerth durch die Conkurrenz wahrhaft begründet wird. — Hier liegen wohl die einfachen ursprünglichen Gesetze, sowohl für das Verhältniß des Tauschwerths von Ackertagen und Gewerbetagen, als für jenes der letzteren untereinander. Mit dem Anspruch auf das Product eines Tagswerkes überhaupt aber wird es jedesmal in die Willkühr dessen, der sich diesen Anspruch erworben hat, gestellt, ob er dasselbe für sich unmittelbar benützen, oder einen Dritten darauf anweisen will; was dann auch die Möglichkeit begründet, viele solcher Anweisungsberechtigungen zu sammeln, und mit einer gesammelten und vereinigten Anwendung vieler Tagwerke (Sammel- oder Capitalkraft) nach zweckmäßiger Direction solche Werke, Anlagen und Verbesserungen zu gründen, wodurch die Producte bleibend vermehrt und veredelt werden. Und weil der Unternehmer hierdurch gleichsam Schöpfer eines neuen Bodens ist, wozu er sich durch frühere Leistung und Ersparung die Macht erworben hat, so gebührt ihm ohne Zweifel ein verhältnißmäßig größerer Antheil am Ertrage. — Das bessere Product der Hand kann großen Theil auf ein Verhältniß von Tagen, die darauf verwendet werden mußten, in Verbindung mit dem Werth der Capitalkraft, welche dabei wirksam war, zurückgeführt werden; manche Ungleichheiten aber, welche von der Arbeit unabhängig sind (indem sie auf der natürlichen Ungleichheit der Stoffe und Arten, auf jener des künstlerischen oder erfinderischen Talents, auf besonderer Werthschätzung und Seltenheit beruhen) haben lediglich einen auf Conkurrenz beruhenden Tauschwerth. — Die höheren geistigen Functionen kommen, so weit sie rein um der Idee, um des Geistes willen da sind, nicht als Tauschwerth in Anschlag, sie beruhen auf ihrem eigenen inneren Werthe, der nicht in materiellen Dingen sein Aequivalent finden kann. Wohl aber gebührt schon nach jener ursprünglichen Theilung der Arbeit, denen, welche sich den Kräften des Geistes vorzugsweise widmen, ein Antheil an den Producten aller Uebrigen, dessen Maß zum Theil nach den mittelbaren Wirkungen, welche sie auf Ordnung und Gedeihen der übrigen Productionen haben, sonst aber wohl (abgesehen von bestimmten religiösen Einrichtungen) nach den freien Widmungen derjenigen bemessen werden muß, welche durch Hingebung eines Theiles ihres Besitzes den Werth ausdrücken, welchen sie auf die Vollziehung jener geistigen Functionen legen. Man könnte also, wenn gleich mit einem sehr ungeeigneten Ausdrucke, sagen, daß ihre Geltung in so weit auch auf einer Art von Conkurrenz beruht, welche aber nicht in einer materiellen in der Sache selbst liegenden Gleichung, sondern in der geistigen Empfänglichkeit des Widmenden ihren Maßstab findet.

In dem Bisherigen suchten wir die Grundlagen anzudeuten, worauf der gegenseitige Tauschwerth der Dinge und Functionen beruht; die Erwerbung von Ansprüchen, welche in ihrer Sphäre wohl ohne Zweifel auch Rechte mitbegründen und näher bestimmen, wenn gleich das Recht an sich selbst hierbey schon vorausgesetzt wird, und

Digitized by Google

eine einfachere, ursprüngliche Begründung hat. Es muß diese Rechtsbegründung in der Occupation (und zwar theils in der privaten, die jeder für sich, theils in der gemeinsamen, die z. B. ein Stammvater zugleich für seinen ganzen Stamm vollzieht) und im Vertrage gesucht werden; Bedingungen und Schranken aber, und die fortwährende Auslegung und Fortbildung des Gesetzes finden in den natürlichen Verhältnissen der Arbeit ihre Norm. Jedenfalls liegen in der »allernährenden Erde« und den übrigen Naturkräften, in Verbindung mit Arbeit und Austausch die Elemente des Reichthums sowohl der Nationen als der Einzelnen, und die naturgemäßen, in der Sache selbst liegenden Gesetze des Tauschwerths begründen in der Anwendung oft große Ungleichheit der Ansprüche des Einen auf das Product der Tagwerke des Andern, welche Ungleichheit in einer gemeinsamen oder gemeinsam gewollten Beziehung auf Zwecke des Lebens eine oft nicht genug beachtete Ausgleichung findet.

Ohne Austausch wären auch Production und Arbeit nur in einem sehr unvollkommenen Sinne denkbar. Früh nun und gleichmäßig in den verschiedensten Zeiten und Nationen äußert sich bekanntlich das Bedürfniß nach einem allgemeinen Tauschmittel, dem Gelde, statt den Anweisungen auf einzelne, bestimmte Tagwerke, mit ihrer Unbehelfenheit, ihrer Ausdehnung ins Unendliche und tausendfältigen Schwierigkeiten. Als Geld aber, worauf alle Tauschwerthe zurückgeführt werden sollten, konnte kein fires, unveränderlich Sachen-Quantum angenommen werden (etwa z. B. ein bestimmtes Maß von Weizen), weil dasselbe, je nach dem Zustande der Production im Ganzen, höchst verschiedene Aequivalente an Producten der Hand repräsentiren könnte. Es konnte auch nicht das Tagwerk als solches als die Wertheinheit angenommen werden, weil die Tagesarbeit, je nachdem sie vereint und auf Sammelthätigkeit beruhend, oder vereinzelt und werkzeuglos ward, in unendlich vielen Abstufungen viel oder wenig producirte. — Es konnte nur mit dem unter eine Vergleichung gebrachten Tauschwerth der Producte oder Tagwerke eine andere verhältnißmäßige Größenbestimmung in Beziehung gesetzt werden, so daß die Geldeinheit einer Sacheneinheit mit Willkühr gleichgestellt, und dann die beiderseitige Verhältnißmäßigkeit bezeichnet wurde[1]. Vermöge jener wichtigen und folgenreichen Erfindung eines allgemeinen Repräsentativs der Tauschwerthe wurde nun nicht bloß aller Umtausch, sondern auch die Sammlung und Anwendung der Capitalkraft ungemein erleichtert, zugleich aber auch schon, wie alles Menschliche seine Kehrseite hat, neuen Irrthümern und Täuschungen die Bahn eröffnet. Es entsteht ein anderes Maß des Reichthums, als das des reellen Wohlseyns; das Geld, gleichsam das in Abstraction gefaßte, im Begriff beherrschte körperliche Leben, entspricht in seiner Erwerbung und Verwendung gar nicht allezeit dem naturgemäßen Bedürfnisse, noch der wahren Ordnung und Abstufung des Nothwendigen, Nützlichen, Verschönernden.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Es könnte der Durchschnittswerth eines Arbeitstags in einem gegebenen Lande, und zu einer bestimmt gegebenen Zeit allerdings als die ausgleichende Wertheinheit angenommen, oder der repräsentirenden Geldeinheit gleich gestellt werden; es dürfte auch vielleicht dunkel eine solche Vorstellung bei Einführung des Geldes zum Grunde gelegen haben; nur wäre diese Gleichheit nicht festzuhalten, weil jener Durchschnittswerth sich immerwährend und unmerklich ändert, und die Veränderung der Geldpreise damit nicht gleichen Schritt zu halten vermag.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Solch ein reich ausgemalter Codex erbte sich in Familien durch viele Generationen als ein Kleinod fort[76], begleitete als Lieblings-Exemplar seinen Besitzer in die Schlacht[77], und manchem folgte er bis ins Grab[78]. Diese prächtigen

76 Erwardus Comes legirt seinen Söhnen Berengario Psalterium cum auro scriptum, Adalardo Lectionarium de Epistolis et Evangeliis cum auro scriptum. Blanchini Evang. quadr. T. 2. p. 591. Casley a Catal. of the mss. of the Kings. Bibl. p. 76.

Unter die Mobilien, die nach dem Tode des Gatten seiner Ehefrau anheim fielen, gehörten auch die Bücher. So zählt das sächsische Landrecht ohne Bücher da die Frauen pflegen Kurzweil in zu lesen zur Genade. Sächs. Weichb. Lehne. C. 21 und 44. Dadrifius 1557.

77 Carl der Kühne führte eine franz. Uebers. der Evangelien mit sich Jacobs Beiträge zur älteren Liter. B. 4. S. 375; fiel bei Nancy in Feindes Hände. Kunstblatt 1831. S. 178. Vergl. Warton hist. of engl. poetr. V. 1. Diss. 2. p. 114. nor. 1. and Mascov comment. de reb. Imper. p. 47.

78 Ueber das Lebendigbegraben der Bücher weiß ich keinen sichern Gewährsmann anzuführen. Von Carl dem Großen super ejus gentem textum Evangelistarium aureis litteris collo caverunt. Magn. Chron. Belgic. apd. Pistor. S. S. R. Germ. T. 3. p. 48. Eginhard weiß nichts davon. Es war eine barbarische Sitte, den vornehmen Män-

Digitized by Google

Bände bewahrten als kostbaren Inhalt das Geisteswerk eines Classikers der alten, oder das eines Dichters der neueren Zeit. — Der durch die Jahrhunderte der Kreuzzüge wehende Geist der Romantik ergoß sich bei den Sängern in monstrosen Ritterepopöen, voll Heldenwunderthaten und Minneabentheuer, und die malende Kunst reichte schwesterlich der dichtenden die Hand, um dem Leser, ein prächtig schönes Ganze zu biethen [79], wobei jene selber, indem sie sich in Darstellung bewegter Scenen, wie sie der Text both, versuchte, an dramatischer Lebendigkeit des Gruppirens gewann. Die stets zu höherer Gewandtheit steigende Kunst griff bald, unterstützt von dem herrschenden Zeitgeschmacke, nach schriftstellerischen Produkten aller Art, und Chroniken [80], Gesetzbücher [81], Urkunden [82], Streitschriften [83] u. s. f. wurden, trotz daß diese Texte nichts weniger als malerische Situationen boten, reichlich mit Bildern ausgestattet.

Der Miniaturen-Luxus hatte im 15ten Jahrhundert seinen Gipfel erreicht, und erhielt sich zwar noch als eine vornehme Liebhaberei bis ins siebzehnte hinab, doch fand er in dem Maße immer beschränktere Anwendung, als die Buchdrucker-, Holzschneide- und Kupferstechkunst zu höherer Vollkommenheit gediehen, welche die Büchermalerei endlich völlig aus dem Leben in das Bereich der Curiositäten drängten. Die Künstler, aus den Schulen großer Meister hervorgegangen, hielten es unter ihrer Würde, neben großen in Oehl ausgeführten Compositionen, wie die Kunstgenossen früherer Zeit, Bücher gleichsam in Taglohn auszumalen, und die Malerei hatte sich auf eine viel zu hohe Stufe gehoben, um von den Dilettanten, die sonst das Miniren als Liebhaberei trieben, erreicht werden zu können. So begann der Verfall der Miniaturmalerei gerade in jener Zeit, in der die Großmalerei, die sich an ihr emporgehoben hatte, ihre höchsten Triumphe feierte, und sie erlosch gänzlich, nachdem sie unter mehr oder minder [84] günstigen Verhältnissen durch acht Jahrhunderte eine schöne Existenz in der christlichen Welt behauptet hatte.

Folgen wir der Büchermalerei, nach Berücksichtigung der äußern Einfluß nehmenden Verhältnisse, auf den Stufengang ihrer Entwicklung, so zeigen und die abendländischen Original-Productionen des achten bis zwölften Jahrhunderts, die Miniaturmalerei, gleich den andern Künsten, im Lebensalter der Kindheit.

(Fortsetzung folgt.)

---

nern und Frauen Kostbarkeiten ins Grab zu geben. S. Montf. Monum. de la Monarch. V. 1. p. 109 und 175. Bischöfe wurden mit Stab und Ring begraben. Aringhi Roma subter. L. 4. c. 25. — Franz der Erste ließ den Sarg Petrarchas öffnen, in welchem er Breve des Dichters fand, denen er einige von seiner Erfindung beifchrieb. L. Castelvetro le rime di Petrarcha brevemente esposte. Ven. 1756. V. 1. p. 20 und 32.

79 Z. B. das Niederungen-Lied, Handschr. aus dem 13ten Jahrhundert. Morgenblt. 1816. S. 34. Lancelot du Lac, Tristan Romman de la Rose. Dibdin tour. V. 2. p. 247. seq. Renard le Contrefait, Breviario de amour, Le livre du Roy Modus et de la Reyne Ratio. Mosel Gesch. der k. k. Hofbibl. zu Wien. S. 325. seq. — Das Buch der sieben Meister. Wilken Gesch. der Heidelberg. Bücherf. S. 338. Geschichte Königs Pontus von Galligien. Eb. daf. S. 359. Dietrichs von Bern und seiner beiden Kampfe mit Riesen und Schlangen, ebendf. S. 409. Alle diese Werke sind reich mit Miniaturen ausgestattet.

80 Z. B. eine Chronik in bloßen Miniaturen 3300 an der Zahl, in der k. Bibliothek zu Petersburg. Bacmeister Essai sur la Bibl. Impér. du St. Petersb. p 140.

81 Z. B. Decretum Gratiani, Codex aus dem XIV. Jahrhundert mit vielen niedlichen Miniaturen, in der Regensburgter Raths-Bibliothek. Zapf Reisen, 4. Brief S. 6. Das Sachsen-Recht mit Miniaturen, Wilken Gesch. der Heidelb. Bücherf. S. 371. Kopp Bilder u. Schriften. B. 1. S. 48 und 151. Mone Anzeig. zur Kunde des deutschen Mittelalters.

82 Cod. Claustronoeb. Nr. 656. Fol. m. Schutzbriefenteng eines Rechtsstreites zwischen dem k. Fiscus und einem sichern Johann Sanchez von Aramburu, in der ihm die angerechtenen adelichen Privilegien zugesprochen werden. Die Urkunde, auf schönem Pergament geschrieben, beginnt: »Don Carlos Por la divina clemencia Emperador semper Augusto Rey de Alemaña,« und schließt mit den Worten: Dada en la nombrada y grand ciudad de Granada Seya dias del mes de Febrero Año del nascimiento do nuestro Salvador Jesu Christo de mill y quinientos y treynto y ocho Años. Das erste Blatt zeigt im D die Jungfrau, in der Rechten eine Rose haltend, in dem linken Arme das Kind, Engel halten eine Krone über ihrem Haupte. Pfauen, Schmetterlinge, Heuschrecken, Rosen ꝛc. umschlingen den Blatt als Arabesken-Gewinde. Die vorletzte Seite zeigt im Buchstaben P Carl den Fünften als Ritter des goldenen Vließes mit Krone und Schwert. Das Ganze ist mit mehr Pracht als Zierlichkeit ausgeführt

83 Z. B. das Colloquium zu Worms. Anno 1557. Wilken Gesch. der Heidelb. Bücherf. S. 335.

84 Es läßt sich vermuthen, daß mancher mit Miniaturen geschmückte Codex in der Bilderverfolgung des 16ten Jahrhunderts zu Schaden gekommen seyn werde. Vergl. Andrews hist. of gr. Brit. V. 2. p. 54. Eine Stelle aus Luthers Schriften gegen die Iconoklasten jener Zeit möge hier einen Platz finden.

»Es sind gar viele Bilder (Metaphoren) in den Büchern (der Bibel), beide Gottes, der Engel, Menschen und Thiere, sonderlich in der Offenbarung Joh. und in Mos und Josua. So bitten wir sie (die Bilderstürmer) nun gar freundlich, sie wollen und auch gönnen, daß wir auch solche Bilder mögen an die Wände malen, um Gedächtniß und besseren Verstandes willen, sintemal sie an den Wänden ja so wenig schaden als in den Büchern.«

Luther Schrift wider die himmlischen Propheten. T. 20. p. 212. Walchs Ausgabe.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

74. Mittwoch, den 14. September 1836.

Ueber die physische Grundlage der Staats-Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Man nimmt in jeder Beziehung leicht das Zeichen für die Sache. Sehr häufig vermag der Einzelne Geld zu gewinnen, wo Unnützes gegen Nützliches oder für anderes Unnützes eingetauscht wird. Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe im Gelde kann allerdings den Einzelnen bereichern, indem das gewonnene Geld ihn zum gnädigen Herrn eines größeren Antheils von Sachen und Arbeits-Producten macht, als er ohnedieß haben würde; dieser Gewinn kann aber sehr wohl durch reellen Verlust für das Individuum selbst, und wo das nicht wäre, durch Verlust fürs Allgemeine erkauft seyn. Größere Circulation des Geldes bezeichnet die Menge der Tauschacte, nicht die Güte und Zweckmäßigkeit der umgetauschten Sachen, nicht die gute Oekonomie des Nationalhaushaltes im Ganzen. Es bilden sich mit dem Gelde die entgegengesetzten und in verschiedener Weise schädlichen Laster des Geizes und der Verschwendung aus. — Und während nur durch Geld der innere Handel (Kauf und Wiederverkauf), ein neues und nützliches Geschäft, sich in vermehrtem Umfang entwickeln kann, bildet sich zugleich mit dem Gemeinnützigen derselben auch Monopol und Wuchergeist aus. Die Geldpreise der Dinge, wie sie sich oft unter ungünstigen Einflüssen, zu sehr vermehrter Bevölkerung, gewaltsam gestörter Conkurrenz, besonders künstlich bewirkter Theurung gestalten, sind sehr oft unnatürlich und theils den Kaufenden, theils den Verkaufenden verderblich, weil sie durch das Mittel des Geldes und die auf Geldgewinn berechneten Operationen zu sehr den Wirkungen der natürlichen Grundverhältnisse entrückt werden.

Ueberhaupt aber liegt nur in der Sammelkraft, in der Sparsamkeit und dadurch möglichen Verstärkung und Concentrirung der Arbeit, — möge dieselbe nun mehr unscheinbar in kleinem Zuwachs bei Vielen, oder in größerem Umfang und auffallenderen Unternehmungen wirken, — die eigentliche Fundgrube alles materiellen Reichthums und der Stärke der Staaten. Das einträchtige und rüstige Handeln der Menschen bewirkt auch in dieser Sphäre, in der Arbeit für Vermehrung äußeres Gutes, Großes. — Solche Vereinigung von Kräften kann auch zum Theil durch Zwang, in einer menschlich würdigen und zugleich in der wohlthätigsten Art aber wohl nur durch Gemeingeist oder durch geleisteten Gehorsam zu Stande gebracht werden. Zwang zumahl, um dem Vortheil Weniger zu fröhnen, würde die Menschen als Mittel für Sachen herabwürdigen; Gemeingeist wird wohl in den meisten Fällen nur durch Noth, welche Allen einleuchtet, hinreichend geweckt. (So vereinigen sich Bauerngemeinden zu gemeinsamer Ausführung von Dämmen gegen die reißende Gewalt des Elementes.)

So wirkt auch Krieg, zumahl der Defensionskrieg bei nicht zu ungünstigen Erfolgen, mittelbar sehr viel für wichtige Gewerbe und für die Entwicklung eines technischen Scharfsinns. Werden nicht allzu viele Kräfte des Ganzen in den Krieg hineingezogen, so wird der dadurch bewirkte Nachtheil, daß alle auf den Krieg gewendete Arbeit dem Austausch entzogen bleibt, oft durch diese indirekten Einflüsse mehr als aufgehoben. Die Fehden des Mittelalters waren nicht rein verderblich, sie haben ohne Zweifel auch diese Seite gehabt, und viele fruchtbare Kräfte im Dienste eines durch Noth verstärkten Gemeinsinns hervorgerufen und entwickelt. Ein regelmäßigerer, allgemeiner wirkender Hebel und Erwecker für gemeinsame Arbeit kann aber allerdings das wohlgebrauchte Geld seyn, — am fruchtbarsten wohl in jenem Mittelzustande der Bildung, wo weder zu große Rohheit und Trägheit, noch zu große Verweichlichung der Arbeit entgegenwirken, und die der Ansamm-

Digitized by Google

lung und gemeinnützigen Anwendung von Capitalkraft günstigen Tugenden der Mäßigkeit, der Redlichkeit, des Wohlwollens und thätigen Fleißes mit Benutzung der Erfahrung, mit Einsicht und Beharrlichkeit sich verbünden. — Durch Zusammensetzen der Geldkraft in Form des Darlehens- oder Gesellschafts-Contractes entstehen schon früh neue Verbindungen. Es bilden sich die Anfänge des Creditcs aus, wo Mehrere ihr erspartes Capital Einem für ein gemeinsames Unternehmen anvertrauen (creditum) in Hoffnung eines hinreichenden Antheils an den Früchten; oder auch wo Jemand in Hoffnung eines anderweiten und größern Gewinns die Früchte seines bisherigen Ackers oder Gewerbes durch eine Anleihe anticipirt. — Leicht findet nun eine Ausdehnung solchen Credites Statt. Das gesammelte Capital, wie es ursprünglich aus Anweisungsberechtigungen auf Arbeit entstanden war, gibt auch die Macht, für Arbeit Geldbezahlung anzuweisen, gleichsam Bürgschaftzettel für die Bezahlung auszustellen. So fern nun der Empfänger diese Geldanweisung nicht zur Zahlung präsentirt, sondern sie einem Dritten, der gleiches Vertrauen auf die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Ausstellers hätte, an Zahlungsstatt für eine andere Leistung übergäbe, so könnte dieselbe Anweisung vielleicht zwei bis drei Tauschacte des gleichen Werthes, als worauf sie lautet, bewirken. — Es scheint denn nahe zu liegen, noch einen Schritt weiter zu gehen, aber allerdings werden oft die folgereichsten Erfindungen auch dann noch nicht gemacht, wenn der menschliche Geist schon ganz nahe daran gestreift war. Es können Mehrere derselben Gegend, welche in einem gewissen Bereiche eines ausgedehnten Credits genießen, mit gemeinschaftlicher Bürgschaft eine ihr Sammelcapital, wäre es auch nur etwa um ein Drittheil übersteigende Masse von Geldanweisungen ausstellen, und dadurch ein Fictivcapital, ein neu erschaffenes Geld, wofür noch nie etwas geleistet worden, schaffen, welches durch zweckmäßige Anlage in Real-Capital verwandelt werden kann, nähmlich durch Bewirkung einer bleibenden Vermehrung des Ertrages. Es wäre dieses Arbeit, zu deren Bezahlung nicht etwa Andere ein erworbenes Capital dargeliehen, oder erst spätere Zinsen eines schon vorhandenen Capitals vorgeschossen, sondern lediglich eine Arbeit auf Hoffnung neuer Capitalbegründung.

Wenn nun die meisten der erwähnten Elemente schon für die inneren Verhältnisse eines jeden einigermaßen wohlhabenden Landes vorkommen, und ihre Entwicklung (in Verbindung mit guter Bewirthschaftung und wohlgeordneter Benützung alles dessen, was schon von Anfang an nicht Gegenstand der Privat-Occupation, sondern der Gesammt-Occupation war, worauf gemeinsame Interessen des ganzen Landes beruhen, wie z. B. des Bergbaus, Salzgewinns, der Wasserleitung, der Forst- und Weidenutzung; dann ferner mit guten Land- und Wasserstraßen im Innern) allerdings hinreichen würde, jedes einzelne Land auf eine bedeutende Stufe von Macht und Wohlstand zu erheben, so erhält doch dieses alles noch eine größere Ausdehnung, Vervollständigung und Sicherung durch Vereinigung mehrerer einzelner Länder zu größeren Ganzen, Herzogthümern, Königreichen und Bundesstaaten, wodurch sich größere Hauptstädte bilden; Concentrirung für noch größere Unternehmungen und Anlagen; erweiterte Communicationsmittel auf Heerstraßen, Strömen und Meeren, eine nationale Kriegsverfassung, Verhältnisse zu andern Reichen und Staaten. Neue Industriezweige und Gewerbsarten werden nöthig, den schon vorhandenen wird eine neue Erweiterung gegeben.

Man könnte eine große Hauptstadt gleichsam als eine neue Provinz betrachten, worin alle in den verschiedenen Ländern zerstreute, nähere und entferntere Producenten, welche sie mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, als die Ackerbauer zu betrachten wären, und worin eben diesen, weil in dieser künstlich bestehenden Provinz mehr und besser producirt wird, einem Tagwerk Ackerbau auch mehr und bessere Gewerbs-Producte als Aequivalent gebühren. — Theurer sind übrigens in diesen Mittelpunkten eines über mehrere Provinzen ausgedehnten Verkehrs alle Gegenstände schon dadurch, daß Transportkosten und Handelsgewinn bezahlt werden müssen; ferner durch größere Conkurrenz der Abnehmer, und durch Anhäufung des Geldes. So fließt Geld in die Provinz zurück, und wenn diese durch Abgaben an die Zentralregierung leidet, so soll doch das Reichsverhältniß selbst auch in ökonomischer Beziehung den Theilen wieder zu gut kommen, z. B. durch solche Anlagen, die aus zentralen Gesichtspunkten geleitet werden müssen, und wofür die Kräfte der einzelnen Länder nicht zugereichet hätten [1].

(Schluß folgt.)

[1] Abgaben sind im Allgemeinen nichts anders, als die Uebertragung eines Eigenthums an Producten oder Tagwerken an Jene, welche die höheren Functionen der Gesellschaft leisten. Im rechten Maße erhalten, sind sie schon als begründet durch jene durchgreifende Thei-

Digitized by Google

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Wir bestimmen den Kunstwerth der occidentalischen Miniaturen nicht nach den Merkmahlen, wie sie uns so manche Handzeichnungen dieses Zeitraumes bieten, die den Wandsudeleien unserer heutigen Gassenjungen zwar nicht nachstehen, sie aber auch nicht übertreffen [85], wir legen vielmehr den Maßstab, was bei Feststellung des Kunstcharakters eines Zeitraumes stets als oberstes Gesetz gelten muß, an die vollkommensten Productionen, die jene Epoche aufweisen kann, und da fällt das Urtheil des Unbefangenen nichts weniger als zu Gunsten des Kunstgeschmackes einer Zeit aus, der es gewiß nicht an Talenten, denen es aber an Aufmunterung fehlte. Denn nicht der Sirenenklang des Goldlohnes, wie ihn der Goldreiche dem Meister in den Schooß wirft, zaubert die großen Schöpfergedanken aus der Seele des Künstlers, sondern die rege Theilnahme, die freudige Anerkennung und der jubelnde Beifall der Zeitgenossen*) ist es, dessen Töne an sein Herz schlagen, und es zu jenen unsterblichen Kunstthaten begeistern, die seinen Namen durch die Jahrhunderte tragen. Eine Zeit daher, durch Ueberreiz abgestumpft, von Sorgen des Nothstandes gedrückt, oder andern als künstlerischen Interessen hingegeben, kann wohl durch das Almosen, das sie von Zeit zu Zeit den Künstlern verabfolgen läßt, die Kunst von jähem Verfalle, und manches Talent vom Hungertode retten, aus ihrem Schöpfungen aber wird nicht jenes wunderbare Etwas sprechen, das uns selbst aus den minder vorzüglichen Kunstgebilden jener Zeit entgegenweht, in der die Kunst nicht einzig Liebhaberei der Mäcene, sondern die Sache aller, gleichsam als National-Angelegenheit galt. Und eine solche war und konnte sie nicht in dieser Periode des Mittelalters seyn. Es mangelte nicht an München, die unbeengt von Lebenssorgen sich zwanglos den Regungen ihres Kunsttriebes überlassen durften, auch an Vornehmen nicht, die den Kunstgeübten, der ihre Kirchen und Capellen ausjierte, mit freigeeigner Hand lohnten, es fehlte nur an begeisterter Liebe für die Kunst, die uns in dieser Zeit zuweilen Gestalten vorführt, die, um mit Aeneas Sylvius zu sprechen, eher Mondkälbern als Menschen-Figuren gleichen [86]. Kopf und Augen sind gewöhnlich zu groß gehalten, letztere, mehr rund als geschlitzt, treten glotzend heraus [87]. Der Leib erscheint öfterer etwas zu kurz als zu lang, und die Magerkeit der Gestalt wird durch die langen, steifen Arme und Füße noch auffallender gemacht. Die Fleischpartien erscheinen zuweilen ungefärbt, zuweilen röthlich

lung der Haupt-Functionen zu betrachten. — Im Ganzen wird hierbey am Nationalreichthum nichts geändert, als nur dadurch, daß die Regierenden den Arbeiten oft eine andere Direction geben, als die Producenten würden gegeben haben. Diese andere Anwendung kann eine unproductive, aber dringend nothwendig seyn, wie die für Landesvertheidigung — sie kann verschwenderisch, und dadurch schädlich; sie kann durch ideale Bestrebung verdienst voll seyn (wie z. B. durch höhere Baukunst mit allen ihren Zweigen). — Durch Uebermaß, durch Ungleichheit, durch zufällige Umstände können die Abgaben auf den Nationalreichthum einen störenden Einfluß üben. Die Frage des positiven Rechts in einzelnen Fällen beschäftigt uns hier nicht. Eine vorzugsweise Besteuerung des Adelstandes im politischen Sinne hätte freilich ihr Recht, nach der Produktive im Allgemeinen genommen, sich durch höhere Competenz entschädigen kann, müssen wohl manchmal andere theilweisen Ungleichheiten, die Statt finden, ist bekannt das zu gewähren, daß der Anlagen von Grund-Capital zur Erhöhung der Production (welches Capital auf Ersparung und also Pervasion beruhet) durch Steuern der endliche Zeitpunkt, von wo an die Unternehmung Gewinne und Entschädigung für die frühere Entbehrung bringt, noch weiter hinausgesetzt wird, und zwar bey den minder gewinnbringenden, und also verdienstvollen Anlagen am weitesten. — Durch Abgaben aus den Provinzen in die Hauptstadt wird ersteren die dadurch repräsentirte Arbeit entzogen, wofern nicht durch die Verwendungsweise und durch neue Gründungen vom Gesichtspunkt des Ganzen aus denselben auf anderer Seite wieder Ersatz zu Theil wird. — Als solche gemeinnützige Anlagen im Sinne des Ganzen müssen auch z. B. Bergwerke auf edle Metalle angesehen werden, so fern die dadurch bewirkte Vermehrung der Masse des Geldes, theils eine Abgabenersparniß, theils vermehrte Capitalsanlage zur Folge haben. Würde aber durch plötzliche Ausbeute an Silber z. B. nur für vorübergehende Zwecke eine Vermehrung der Production veranlaßt, welcher kein bleibendes Konsumtionsbedürfniß entspräche, so würde jenem neuen Besitzantheil des Nationaleinkommens bald ein eben so großer Verlust und Ruin folgen. Nicht die Masse des neuen Geldes an sich selbst würde das Land wahrhaft bereichern,) sondern bloß der gute Gebrauch desselben: an sich selbst gewährt übrigens bekanntlich jede Anhäufung des Geldes eine nominelle Erhöhung der Preise.

85 Solche Hunderte zeigt Dr. Mone Anzeig. zur Kunde d. deut. Vorz. 1835. S. 435.

*) Es gab Kunstgenies, die sich aus reinster Quelle als die des irdischen Beifalls begeisterten, und unserer Zeit gröllet das Verdienst neuerdings die Anmerksamkeit auf sie gelenkt zu haben, wie es denn in unsern Tagen nicht an gemüthvollen Künstlern fehlt, die durch Darstellungen in die Minder seiner Offizials, und mit den Weisheit einer hingeschwundenen Zeit zu betrauden suchen.

86 Si ducentorum trecentorumque annorum aut sculptoras intueberis aut picturas invenies non hominum sed monstrorum portentorumque species. apd. Freher. R. G. Scrip. Edit. Struv. T. 2. p. 475.

87 »Als ein Vorzeichen der äußersten Entartung italienischer Malerei zeigen sich in ihren Miniaturen die Augapfel nur als kleine Punkte in weit entblößten Weißen angedeutet.« Rumohr ital. Forsch. B. 1. S. 190.

Digitized by Google

an den Lichtstellen, die Schatten sind mit Grün getuscht. Die Umrisse wurden mit schwarzer oder dunkelbrauner Tinte gezeichnet, dann mit Roth, Blau oder Grün, als den gebräuchlichsten Farben, ausgefüllt, darauf die Schatten nochmahls mit Tinte nachgeschwärzt, die Lichte sparte man uns, häufig aber wurde sie auch mit Weiß ausgeführt. Kenntniß der Perspective verräth sich nirgends, die Figuren der Gruppe stehen meist neben einander, ohne perspectivisches Vor- und Zurücktreten. Dabei auffallende Vernachlässigung der landschaftlichen Hintergründe, und während architektonische Beiwerke mit sichtbarer Sorgfalt behandelt werden, gibt sich in dem völlig mißlungenen Baumwerk Hintansetzung der einfachsten Zeichnungsregeln kund. Aus dieser absichtlichen Vernachlässigung der Objecte der Pflanzenwelt, können wir auf plastische Vorbilder bei den Miniaturen schließen. Denn wie überall die Bildnerei sich früher als die Malerei zu entwickeln und auszubilden begann, so finden wir auch in der mittelalterlichen Zeit viel häufiger und früher Statuen und Reliefs, die in künstlerischer Auffassung des Vorwurfs, wie in technischer Ausführung, die gleichzeitigen Werke der Malerei, weit überragen. Bei jener ihnen voreilenden Kunst konnten die Miniatoren sich Rath und Muster holen, und wie sie bei den Reliefs alles Pflanzenbeiwerk nur höchst roh angedeutet fanden, so gaben sie, ohne den Vortheil des höhern Darstellungsvermögens ihrer Kunst in solchen Gegenständen zu benützen, mit sclavischer Treue die Mängel ihres Vorbildes wieder, ohne dessen Vollkommenheiten erreichen zu können. — Diese allgemeinen Kennzeichen der Miniaturen aus der oben bezeichneten Periode, bieten keinen festen Maßstab für die nähere Zeitbestimmung der Büchermalereien jener Jahrhunderte, in denen die Maler, meist Mönche, in christlicher Verläugnung des Ehrgeitzes in den seltensten Fällen dem Bilde ihren Namen oder sonst irgend ein leitendes Merkzeichen beischrieben. Hier muß man die Schriftzeichen des Textes zu Hülfe rufen, die aber auch nicht in allen Fällen zur sichern Ermittlung des Altees einer Büchermalerei führen werden, da jüngern Handschriften zuweilen ältere Miniaturen beigeheftet wurden[88], oder dort wo die Miniaturen, da man früher den Text anfertigte und dann erst, oft durch fremde Hand, die Bilder einmalte[89], letztere lange nach dem Tode des Schreibers angefertigt wurden, und sonach einer spätern Zeit als der des Textes angehören.

In dem Zeitraume vom 13ten bis 15ten Jahrhundert ist die Büchermalerei, gleich allen andern Künsten, in der Uebergangs-Periode begriffen. Frankreich zwar bleibt noch in vielen seiner Miniaturen, die durch ihre rohe Unbeholfenheit an die Büchermalerei der ersten Epoche mahnen, hinter Italien und Deutschland zurück, desto freudiger aber regt sich hier das jugendliche Leben der abendländischen Kunst, deren schlummernde Kräfte zu wecken der byzantinischen endlich in dieser Zeit günstigerer Culturverhältnisse gelang, nachdem ihr früher dieser Versuch wiederhohlt mißlungen war[90]. Wir vermieden es im Laufe des bisher Gesagten, die Productionen dieser Kunst mit denen der abendländischen in Beziehung zu setzen, aus dem Grunde weil die Bahnen beider bisher nichts weniger als parallel mit einander laufen, so daß der Versuch einer synchronistischen Durchführung beider sich als völlig fruchtloses Bemühen herausstellen würde. Jetzt aber, wo wir die byzantinische Kunst in ein Verhältniß belebender Einwirkung zur abendländischen treten sehen, sey es uns, als an schicklicher Stelle, gegönnt, einen Blick auf die Lebens-Epochen der ersteren zu werfen. Forschen wir ihrer Genesis nach, so sehen wir die schon im Sinken begriffene griechische Kunst in die römische Gefangenschaft gerathen, von dort, wie sie sich unter Sclaven Händen verrömert hatte, durch Constantin nach dem östlichen Griechenland zurückgeführt, und dort aus der Vermischung griechischer, römischer und orientalischer Elemente die byzantinische Kunst hervorgehen.

(Schluß folgt.)

88 Ein Beispiel bei Rumohr ital. Forsch. B. 1. S. 224. Rivets seltene Schrift (bloß ein Prospectus auf 47 Seiten ist erschienen) l'art de verifier le age de miniat. konnte ich nicht benützen.

89 S. Anmerk. 38.

90 S. Rumohr ital. Forsch. B. 1. S. 328.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

75. Sonnabend, den 17. September 1836.

Ueber die physische Grundlage der Staats-Gesellschaft.

(Schluß)

Zu allem diesen kömmt erst der äußere Handel hinzu. Derselbe ist nothwendig, um von Nation zu Nation den Austausch derjenigen Güter zu bewirken, welche vorzugsweise eine vor der anderen besitzt; er vermehrt das Wohlseyn Beider, wenn Naturproducte, die verschiedenen Klimaten angehören, den Völkern, welche diese bewohnen, gegenseitig nothwendig sind; oder wo ein nützliches Product nur durch viele Arbeit und minder gut bei dem einen, leichter und besser dagegen bei dem andern Volke (bei welchem namentlich die rohen Stoffe sich finden) erzeugt wird. Bei gleichem Bedürfnisse muß auch der Vortheil des Handels gleich seyn. Städte, wo die Producte verschiedener Länder sich begegnen und ausgelegt werden, welche Weltmärkte werden, und den Zwischenhandel treiben, häufen auf Kosten derer, die eigentlich eintauschen oder austauschen, große Reichthümer, wodurch aber an sich selbst über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Handels für das producirende oder konsumirende Land nichts bewiesen wird. — Eine höhere Beziehung hat der Handel als Verbindungsmittel der Völker überhaupt, als eines von den Mitteln, welche die Vorsehung bestimmte, der Entfremdung der Völker in einseitiger Erstarrung und Vereinzelung entgegenzuwirken; es knüpfen sich an den Handel, als einen leiblichen Vorgang im Leben der Menschheit, auch Wirkungen des Geistes, von denen oft der gewinnsuchende Kaufmann nicht die leiseste Ahnung hat. — Allein man würde irren, zwischen den Nationen eine solche durchgreifende Austheilung der Arbeit und Austausch der verschiedenen Tagwerke als möglich zu denken, wie unter den Familien eines und desselben für sich bestehenden Volkes vorwaltet. Es kann im Großen und Ganzen das eine Volk nicht für das andere die Erde bauen, die nothwendigsten Gewerbe treiben, der Träger des Geistes in den wesentlichsten Beziehungen des Lebens seyn. Alle müssen der Erde ihre Hauptnahrung abgewinnen; alle haben eigene Häupter und Richter, Priester und Lehrer; alle bedürfen der nothwendigsten Künste und Gewerbe, wenn gleich in äußerst verschiedener Art und auf verschiedenen Stufen. — Daß diese Verschiedenheit so groß sey, als sie wirklich sich findet, scheint keineswegs erforderlich zu seyn, jedes große Volk ist darauf angewiesen und soll vor allem dahin streben, für alle Hauptbedingungen seines Bestehens von Andern unabhängig zu seyn. Der Handel kann seiner Natur nach nur eine Ergänzung des eigenen Wohlstandes der Völker seyn, er kann nur entweder die Naturproducte verschiedener Zonen, die in eigenthümlicher Weise unentbehrlich oder nützlich sind, in verhältnißmäßig geringen Quantitäten austauschen, oder etwa die Nahrungsmittel für einige Tage, und äußersten Falles Wochen einem Volke zuführen, oder — und das ist die vorwiegende und gewöhnliche Function des Handels, — die Genüsse der Reichen und Wohlhabenden (eines Sechstheils oder Fünftheils der Menschen) vermannigfachen und vermehren. Dieses letztere sollte aber nur auf eine Weise geschehen, welche eine Verbesserung auch für die mittleren und ärmeren Classen mit sich führt, und jedenfalls so, daß nicht bleibende größere Armuth und drückende Abhängigkeit für dieselben mit dem Handel erkauft wird. Letzteres scheint aber wirklich oft durch bleibende Benachtheiligung der Fall zu seyn, welche der reichere, industriell-thätigere und mächtigere Staat im Handel über den ärmeren und unthätigeren ausübt. Das zusammengesetzte Verhältniß, welches daraus entsteht, daß nur ein Geld in allen Ländern, aber sehr ungleiche Verhältnisse des Geldwerths zu den Sachen, und sehr ungleiche reelle Tauschwerthe der Sachen bestehen, bewirkt, daß der Vortheil des Einzelnen und des Augenblicks oft mit dem bleibenden und

Digitized by Google

wohlverstandenen Vortheile eines Landes in Widerspruch tritt, indem einerseits das Sachen-Capital ans Ausland verschleudert, das Geld-Capital nur für fremde Arbeit verausgabt wird, und das Arbeits-Capital des eigenen Landes vergraben und unbenützt bleibt. Andererseits kann aber auch der lockende Geldgewinn des äußeren Handels und Marktes eine mit der eigenen Acker-Production nicht in Verhältniß stehende Vermehrung der Bevölkerung nach sich ziehen: zumal wenn die Industrie in solchen Zweigen betrieben wird, welche keine Vermehrung der Acker-Production im eigenen Lande zur Folge haben, sondern diese vielmehr durch zufällige Umstände vermindern.

Nachtheile der ersteren Art finden nur zu häufig und wohl immer da Statt, wo rohe Producte, z. B. Leder, Wolle u. s. w., reichlich und gut sind, welche zur Abhülfe von reellen Bedürfnissen als nöthige und nützliche Producte im Lande selbst füglich verarbeitet werden könnten, gegen eben diese Fabricate vertauscht werden. Nicht minder, wo das Geld-Capital, welches im Lande angesammelt, oder als Preis von Ausfuhrartikeln erworben worden, nicht im Lande angelegt, sondern für fremde Consumtions-Artikel lediglich verschwendet wird. Es kommet in ersterm Falle auch nicht darauf an, ob die sogenannte Handels-Bilanz im Ausdruck des Geldwerths günstig oder ungünstig ist; denn das Opfer, das der Verkäufer bringt, ist nicht nach dem Geldbetrag, den er für eingetauschte Objecte dagegen ausgibt, sondern nach dem Nutzen zu bemessen, den er selbst aus der verkauften Sache hätte ziehen können und sollen[1]. — Wenn aber im Gegentheil die innere wohlverstandene Production durch das aus exportirten Gegenständen erlangte Geld-Capital vermehrt und befördert wird, und dieses nun einmal nicht auf direkterem Wege geschieht oder geschehen kann, so kann der Gewinn sehr groß seyn, selbst wenn er durch eine zeitweise ungünstige Handels-Bilanz erkaufet wäre. — Wenn übrigens in einem Lande verhältnißmäßig mehr Geld (Cours habendes, nämlich mehr Gold als Silber), oder mehr Fiktiv-Capital und Creditgeld vorhanden ist, oder ein größerer Theil des vorhandenen Sachenreichthums als Gegenstand des Tausches behandelt, und also in Geld ausgedrückt wird, und darum die Gegenstände bloß nominell theurer, oder wie man sagt, das Geld als Waare wohlfeiler ist, so werden mehr Sachen importirt; es wird vielen Geldbesitzern vortheilhaft erscheinen ihr Geld auszuführen. — Dieß ist ihrem Lande zwar nachtheilig, wenn dieses des Geldes als Industrie-Capitals bedurft hätte, es wird aber der Sachenreichthum nicht an sich dadurch vermindert, das Land der rohen Stoffe nicht beraubt, und immer wird der größte Theil des Geldes zurückbehalten, und im Lande angelegt werden. Wenn aber ein geldarmes Land zugleich auch das industriell ärmere und unthätigere ist, so wird die Beraubung seiner eigenen Capitalkräfte durch den Handel um so mehr erfolgen, als ein größeres Quantum an rohen Producten, bei nomineller Wohlfeilheit, für die eigene Industrie verloren geht, und die eingeführten Industrie-Producte dagegen auch nominell theurer bezahlt werden müssen[1]. Es wird zwar, wenn dieses Land ein ackerbauendes ist, vielleicht für keine Classe seiner Bevölkerung so leicht Hungersnoth entstehen (obgleich bei Mangel an zweckmäßigen Anstalten Mißjahre sehr verderblich seyn müssen). Es wird sich vielleicht ein greller Abstand zwischen dem Luxus einiger Reichen und der Sachenarmuth der mittleren und am meisten der zahlreichsten unteren Classe zeigen, es wird aber dennoch auch für letztere nicht so leicht an den allernothwendigsten Lebensmitteln völlig mangeln. Allein es würde ein solcher Zustand nichts desto minder für das Land eine Beraubung aller der Güter enthalten, welche mit zweckmäßiger Ausbeutung der eigenen Kräfte würden verbunden gewesen seyn, und welche manche edlere Ausbildung und ein würdiges und gerechtes Maß persönlicher Freiheit in ihrem Gefolge haben. Denn die Abhängigkeit, worin derjenige, welcher Eigenthümer des großen Boden-Capitals ist, die dienenden Hände hält, wird bei Unbeweglichkeit aller Verhältnisse leicht eine sehr drückende. — Es ist überhaupt die irdische Bestimmung des Menschen, im Schweiße seines Angesichtes sein Brot zu essen; wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Es soll also nicht der Trägheit gefröhnt werden; man vermeide selbstverschuldeten Druck und Armuth. Und selbst der Glanz und Genuß des Reichen, wenn er sich auf inneren Wohlstand des eigenen

1 Wer einen Acker verkaufte, in welchem ein Schatz verborgen wäre, ohne es zu wissen, und für den halben Kaufpreis Waaren nähme, dem müßte die andere Hälfte des Kaufpreises bar ausgezahlt werden, die Geld-Bilanz wäre für ihn, aber freilich mit seinem unberechenbaren Schaden. Das nicht benützte eigene Sachen- und Arbeits-Capital ist aber ein solcher Schatz. Nicht minder thöricht wäre es, einen gesunden, schon groß gezogenen Apfelbaum für einen eingetauschten Spiel zu vertauschen ꝛc.

1 Das getreiche Land, welches zugleich ein vielseitig sachenreiches ist, exportirt in das geld- und sachenärmere nur selten das Geld für Gewerbs-Producte, weil diese in dem letzteren in der erforderten Güte theils gar nicht, theils nicht wohlfeiler zu haben sind.

Digitized by Google

Landes stützt, wird gedeihender und gesicherter seyn. — In anderer Richtung aber hat eine productive Thätigkeit, die durch plötzlich hervorgehende und eben so unerwartet wieder verschwindende oder doch großen Veränderungen unterworfene Consumtionsverhältnisse hervorgerufen wird, spätere Geldverluste in ihrem Gefolge, die oft größer sind, als die vorhergegangenen Gewinnste. Wichtiger noch sind die Nachtheile einer industriellen Ueberbevölkerung, zumal, wo sich, durch die Thätigkeit und den lockenden Gewinn eines unverhältnißmäßigen Ausfuhrhandels in Fabrikaten verleitet, die arbeitenden Familien in einzelnen Districten dermaßen anhäufen, daß weder das eigene Land hinlängliche Nahrungsmittel für sie producirt, noch auch das Fehlende leicht und sicher vom Auslande eingeführt werden kann, und wo die zur Behauptung des Marktes nothwendige Wohlfeilheit, welche übermäßige Conkurrenz zur Arbeit voraussetzt, mit menschlichem Elend erkauft werden muß. — Wir möchten als Resultat festhalten, daß freie Conkurrenz allein und in allen Fällen eine wohlthätige Wirkung des Handels nicht verbürgt, wofern nicht bei den Handel treibenden Ländern der Anbau des Bodens und die Bearbeitung einheimischer Producte durch wohl dirigirtes Gewerbe annähernd auf eine gleiche Höhe gebracht sind, und auch in dem Verhältnisse des Geld-Quantums zu den Sachen in beiden Ländern nicht eine zu große Verschiedenheit obwaltet [1]; — und überhaupt die Grundbedingungen obwalten, um anzunehmen, daß der Gewinn des Einzelnen kein täuschender sey, und daß er nicht mit Gemeinverlust erkauft werden müsse.

Diese Andeutungen über die Quellen des Nationalreichthums, welche zugleich die physische Grundlage der Stände bilden, mögen hier genügen. Die Fragen über den zweckmäßigsten Organismus eines jeden Standes, so wie über ihr gegenseitiges rechtliches Verhältniß: was der Privatbetriebsamkeit eines jeden, was dagegen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Behörden überlassen werden kann, nach welchem Maß und in welcher Richtung die Staatsgesetzgebung mittelbar oder unmittelbar einzuwirken habe; welche Arten der Rechtsübertragung und des Erbrechts in einem jeden Stande dem eigenthümlichen Gedeihen desselben am gemäßesten seyen; wie der wahre Sachenreichthum und in dessen Gefolge unfehlbar auch der Geldreichthum des Einzelnen und der Regierung am zweifelfreiesten und nachhaltigsten vermehrt werden könne, — alle diese Fragen können ohne gründliche Einsicht in jene Grundlage und Verhältnisse des natürlichen Bau's der Gesellschaft keineswegs richtig gelöst werden, worauf etwas näher hinzuweisen der Zweck dieser flüchtigen Bemerkungen war.

B.

[1] Es ist im Vorstehenden noch jene Ungleichheit nicht in Anschlag gebracht, daß in jedem Lande der reelle Werth der angenommenen Geltungsgröße (wofür etwa der Durchschnittsertrag eines Tages in einer gegebenen Zeit genommen werden möchte) beständig wechselt, und wohl keine Gewißheit davon erlangt werden kann, in welchem Maße solches genau in dem einen, wie in dem andern Lande geschehen ist; weßhalb der Verkehr gleichsam mit einer verschiedenen Elle mißt, deren eigentliches Verhältniß zu einander nicht ausgemittelt werden kann und unbekannt bleibet.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Schluß der Einleitung.)

Ihre Malerei, die sich im 7ten Jahrhundert schon charakteristisch herausgebildet, und im zwölften unter den Comnenen zur höchsten Stufe ihrer Blüthe emporgehoben hatte [91], die Malereien byzantinischer Handschriften zeichnen sich durch überraschende Vollkommenheit des Porträtes auf das erfreulichste aus. Die Stirnpartie ist zwar im Verhältniß zu den Untertheilen des Gesichtes etwas zu schmal und kurz gehalten, aber die greisen Köpfe mit den hohen Augenbraunenbogen und den langen, grauen Bärten voll orientalisch-feierlichen Ernstes in den Mienen, verfehlen nicht, auf uns den Eindruck der Ehrwürdigkeit zu machen, der noch durch die überlange schmächtige Gestalt des Leibes erhöhet werden soll, der zuweilen bis zur mumienartigen Dürre vertrocknet. Körperliche Höhe einer Person erregte in jenen Zeiten das Vorurtheil geistiger Größe, ja ward dermaßen für unzertrennlich mit ihr gehalten, daß morgen- wie abendländische Biographen es für Pflicht ansahen, selbst in jenen Fällen ihrem Helden eine ehrbare Körperlänge zu vindiciren, wo sie fürchten mußten, durch Abbildungen jener Gefeierten sich Lügen gestraft zu sehen. Heiligen, frommen Personen durfte jenes äußere Schau-

[91] Basilius Macedo aus früherem Jahrhundert, und dann aus späterer Leo der Weise wie Constantin Porphyrogenitus, sind als Liebhaber prachtvoller Codices bekannt. Montfauc. Paleogr. graec. p. 109.

Digitized by Google

zeichen innerer Göttlichkeit schon gar nicht fehlen; so erscheint Christus stets in einer, die Personen seiner Umgebung weit überragenden Höhe, zu der sich die oben bemerkte Schmächtigkeit des Leibes gesellt, um in jenen Beschauern das Bild der Körperlosigkeit, des Aetherischen zu vervollständigen, die sich, wie die Gläubigen jener Zeiten, Wohlbeleibtheit und Heiligkeit als völlig unvereinbar dachten. Denn im Orient, dem Mutterlande der Mönchs-Askese, hatte sich die christliche Lehre der freiwilligen Armuth und Entbehrung, durch das Beispiel weltflüchtiger Anachoreten, zu einem System der Selbstpeinigung ausgebildet, das seine Grundlage, nicht ohne einen Anflug gnostischer Feindlichkeit gegen das Fleisch, in der möglichsten Herabsetzung des leiblichen Nahrungsbedarfes[92] suchte. Unter strenger Beobachtung dieses Fastens vermagerte die Gestalt zu jener oft gerippartigen Dürre, in der die Figuren in byzantinischen Bildwerken uns entgegentreten, und unter denselben Einflüssen verbleichte die ursprünglich bräunliche Hautfarbe zu jener fahlgrünen Blässe[93], die einen Hauptton des byzantinischen Colorits bildet. Und solche unter den strengsten Abtödtungen ergraute Mönche saßen den Malern, meist selber wieder Mönche, als Vorbilder zu ihren himmlischen und heiligen Personen. Die Zeichnung und Ausmalung der häufig auf Goldgrund ausgeführten Miniaturen ist überaus zierlich, doch in Anordnung der Gruppen herrscht auffallende Steifheit, besonders unbeholfen nehmen sich die in Handlung begriffenen Figuren aus, dagegen die in Ruhe befindlichen mit mehr Glück zur Darstellung gebracht sind.

Und diese, bei allen ihren Mängeln, so hoch über die Gebilde westeuropäischer Kunst stehenden Werke der byzantinischen gingen vergebens in frühern Jahrhunderten den abendländischen Künstlern als leuchtendes Beispiel vor Augen. Jetzt gewannen sie wichtigen Einfluß auf die italienische und deutsche Malerkunst. Welchen Impuls sie ersterer gegeben, in welcher Weise sie auf ihre Entwicklung gewirkt, darüber gibt uns Rumohr in seinen classischen Forschungen, wohin ich hier verweise, die belehrendsten Aufschlüsse (italienische Forschungen Bd. 1. S. 313 f. f. und Bd. 2. S. 1—76). In Deutschland tritt ihre Einwirkung noch deutlicher und nachhaltender hervor. Hier hielt man an byzantinischer Formbildung und Typik viel fester als im kunstbefreundeten Italien. In den von deutschen Künstlern gefertigten Miniaturen[94] sehen wir den Ernst der byzantinischen hagern, bleichen Gestalten durch einen Zug sanfter Schwermuth gemildert. Zum Hintergrund ist häufig Gold verwendet oder buntfarbiges arabeskenartiges Geschlinge, das wie die Architekturen der Niederländer, mit vielem Fleiß ausgeführt ist, wie sich denn überhaupt alles, was von den deutschen Malereien dieser Zeit als charakteristisch gilt, in den Bücherminiaturen natürlicher Weise wieder findet. Ja manche jener Eigenthümlichkeiten gingen einzig aus der Kleinmalerei hervor, denn während Italiens Künstler einzelne Vorgänge in großen Compositionen der Beschauung vorführten, liebte es die deutsche Bilderlust sich an einer Folge dramatischer Scenen zu ergetzen. Um den nöthigen Raum für eine solche cyclische Darstellung zu gewinnen, sah sich der Maler gezwungen, die länglichen Altarflügel in möglichst viele, und demnach schmale Räume zu feldern. Eine solche Beschränkung des Raumes bedingte das Verfahren des Kleinmalens, und diese prägte der deutschen Malerei die ihr eigenthümliche fleißige Pinselführung, und die ins kleinste Detail gehende Sorgfalt der Ausführung auf. Und so sehen wir die Büchermalerei bis ins 15te Säculum hinab, mächtigen Einfluß auf die westeuropäische Malerkunst behaupten[95], deren Keime sich bereits im achten Jahrhundert, nach unserer Ansicht einzig aus jener zu entwickeln begannen.

Wir gehen nun zur Einzelbeschreibung einiger Büchermalereien des 11.—16. Jahrhunderts über, wo sich uns Gelegenheit bieten wird, manches oben unberührt Gelassene an schicklicher Stelle nachzuholen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

92 Vivitur (monachus) pane, leguminibus et oleribus quae salae solo condiuntur, S. Hieron. Epis. 22. Viele Beispiele dieser Art im Leben d. H. Macarius, M. und Simon Stylita und Paladius Lauscac. c. 19. Bekannt ist der Patriarch Johannes jejunator.

93 Unus illi rubor placebat quem pudor affert, unus candor, quem parit abstinentia. S. Gregor. Naz. Orat. 11 T. 1. p. 164. b.

94 Hemmelnik und J. v. Eyk malten Handschriften aus. Fiorillo Gesch. der zeichn. Künste in Deutschl. B. 2. S. 310.

95 Beato Angelico war von der Miniaturmalerei ausgegangen. Rumohr, B. 2. S. 253.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Gheleu'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

76. Mittwoch, den 21. September 1836.

Philopömen der letzte Grieche und Loudon.

Consuevit enim ratio naturalis vestigare in rememoratione praeterita et antiqua digna veneratione praecolere vestigata.
Sabas Malaspina, in historia Manfredi.

Die Geschichte vergangener Jahre ist die Amme nachkommender jüngerer Geschlechter, sie säugt sie groß mit der Lebensmilch der Erfahrung, und schickt die neue Zeit zur alten in die Schule. Hat doch Friedrich der Zweite, durch die schiefe Schlachtordnung zu siegen, dem Böotier Feldherrn Epaminondas abgelernt, und dem großen Friedrich hielt Loudon im Felde das Gegengewicht, weil auch er sich nach einem griechischen Muster bildete.

Denn von Loudon, diesem in den Annalen der österreichischen Geschichte so ausgezeichneten Heerführer, sagt Pezzl: »wie jener selbst erzählte, daß er seine Reisen immer benützte, sein militärisches Auge zu schärfen, und sich jenen schnellen Ueberblick eigen zu machen, welcher im Kriege so oft das Loos der Schlachten entscheidet. Er stellte sich nämlich bei jeder Gelegenheit auf einen erhabenen Standpunkt, übersah die ganze Gegend, und bedachte, wie er angreifen würde, wenn er auf diesem Platze eine Armee zu kommandiren hätte, wie er sich im Falle der Noth zurückziehen wollte, wie er überhaupt dieses und jenes Terrain als General zu seinem Vortheile verwenden könnte,« und wahrlich die Tage bei Kunersdorf, wo Daun kommandirte, Loudon aber die Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher entschied, nachdem Friedrich, schon allenthalben Siegesbothen abgesandt hatte, — bei Hochkirch, und die Affaire bei Olmütz sie sind die glänzendsten Resultate dieser Beobachtungen.

Von Philopömen aber erzählt Livius (Lib. 35, cap. 28), daß er ausgezeichnet als Heerführer, vorzügliche Sorgfalt und Uebung hatte in der Besetzung des Terrains, und daß damit sein Geist sich nicht bloß im Kriege, sondern auch zur Friedenszeit beschäftigte. Denn wenn er eine Reise unternahm, und an einen, für den Durchzug eines Heeres schwierigen Paß kam, betrachtete er von jeder Seite die Beschaffenheit des Platzes, überlegte dann bei sich selbst, wenn er allein war, oder fragte seine Begleiter, wenn er in Gesellschaft reiste, »was zu thun wäre, wenn man an diesem Orte des Feindes ansichtig würde, was, wenn er vor der Fronte, was, wenn er im Rücken, was, wenn er in dieser oder jener Flanke angreifen möchte. Ob man ihm nach der Beschaffenheit des Bodens in aufgerollter Schlachtordnung, oder in verwickelten Massen sich entgegen setzen müsse. Welchen Platz er selbst besetzen möchte, mittelte er nachsinnend oder befragend aus, wie viel Streitkräfte er entwickeln, welcher Waffengattung er sich bedienen würde; wo er den Train, wo das Gepäck, wo er den unbewaffneten Troß lassen würde; welche, und wie starke Bedeckung für diese Gegenstände nöthig wäre, wenn er marschiren müßte, welche Route er einzuschlagen hätte, und obs gerathen sey, auf dem Wege, auf welchem er gekommen, sich wieder zurück zu ziehen, auch auf welchem Platze er Lager schlagen ließe, wie vielen Raum er die Verschanzung einnehmen ließe, und welcher Platz ihn am besten mit Wasser und Feuerung versehen könnte, welche Rich-

Digitized by Google

tung für das am folgenden Tage aufzubrechende Lager die sicherste sey, und welcher Gestalt die Heereshaufen ausrücken müßten," und diesen Betrachtungen und dieser Vorsorge schreibt Livius den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen zu. Vergleichen wir nun dieß mit dem, was früher von Loudon gesagt wurde, berücksichtigen wir ferner die Kriegs-Operationen dieser beiden Feldherren, und so manchen Zug in ihren Characteren, so dürfte leicht zu finden seyn, nach welchem Muster sich Loudon gebildet haben mochte?

Dem aber sey, wie es wolle, eines ist gewiß, daß Loudon, der unbedeutende liefländische Edelmann irischen Ursprungs, ohne die mindeste wissenschaftliche Erziehung, der auch hierin Philopömen gleich, die Schuld seines wenig versprechenden Aeußeren büßte, als Friedrich der Große bei dessen erster Vorstellung so geringschätzig über ihn abzutheilte, des Königs physiognomische Kenntnisse so evident Lügen strafte, so furchtbar dessen innere dunkle Ahnung, die ihm Loudons Gegenwart mehrere Male unleidlich machte, erfüllte, indem Loudon dem großen Friedrich gegenüber wohl manchmal sein böser Engel wurde; daß Loudon von der Pique auf es zu der höchsten militärischen Ehrenstelle brachte, dieses nur der Bildung verdanke, die er sich selber gegeben, und daß er dem Studium der Geschichte einen mächtigen Einfluß auf die Bildung zuschrieb, beweist, wie er unablässlich die Geschichte der Feldzüge aller Helden las.

Gideons praktischem Verstande aber mußte die Geschichte das werden, was beim Ariosto die Maga Melissa Brademanten war, sie zeigte ihm die Vorwelt, enthüllte die Zukunft, und lehrte ihn, was für die Gegenwart Noth thue! —

Exempla autem trahunt; und so wollen auch wir Anderen Loudons Beispiele folgen, und wollen sie nach Ciceros Ausspruch zur Magistra vitae machen. Es ist ja nur in der Geschichte für die öfter unverständlichen Hieroglyphen des Lebens und der Menschheit der Schlüssel zu finden! —

J. B. Koelli.

Die Bildungs-Anstalten
in Oesterreichisch-Schlesien.

A. Katholische[1].

Für die Ausbildung der Jugend ist durch zweckmäßige und wohl eingerichtete Lehranstalten auch in Oesterreichisch-Schlesien vom Staate väterlich gesorgt werden; die Aufzählung derselben, so wie die vielen unserem Lande entsprossenen tüchtigen Männer, welche den Wissenschaften und dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet, und den hierländigen Schulanstalten ihre erste Ausbildung verdankten, sind Zeugen.

K. K. Gymnasien befinden sich in Troppau und Teschen[2]. Jedes derselben besteht aus zwei Humanitäts- und vier Grammatikalklassen. Jede Anstalt ist im Besitze einer vorzüglich reich ausgestatteten Bibliothek, und die dabei befindlichen Museen erwecken in Hinsicht ihrer Reichhaltigkeit, der Naturalien- und Mineralien-Sammlung, der geometrischen, physikalischen und astronomischen Instrumente, der Münzsammlungen und sonstigen Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, die Bewunderung des Kenners. Besonderes Lob verdient die bei den genannten Museen verwaltende Ordnung und sinnreiche Aufstellung der Gegenstände.

Hauptschulen befinden sich zu Troppau, Teschen, Jägerndorf und Bielitz, dann diejenigen des Piaristen-Ordens zu Freudenthal und Weiswasser. Außer diesen bestehen fast in jedem bedeutenden Orte, ja selbst in den kleinsten Kolonien, die von der Mutterschule etwas entfernt liegen, Trivial- oder Mutterschulen deren Zahl sich auf 310 beläuft.

B. Evangelische.

a. Das Gymnasium in Teschen ist die einzige Lehranstalt dieser Art in den deutschen, böhmischen und galizischen Erbstaaten, sie erfreut sich einer Frequenz von 150 Gymnasiasten, und steht unter der unmittelbaren Leitung und Aufsicht eines Ephorats, welches aus den ständischen Kirchenvorstehern und zwei Teschner Pastoren gebildet ist.

Auf allerhöchsten Befehl wurde diese Lehranstalt (welche im Jahre 1710 gegründet war) im Jahre 1813 reorganisirt

[1] Es muß hier erwähnt werden, daß in allen im Kaiserstaate befindlichen katholischen Bildungs-Anstalten der Zutritt auch allen andern Religionsparteien gestattet ist.

[2] Dasjenige der Piaristen zu Weiswasser wurde im Jahre 1819 leider wieder aufgehoben.

Digitized by Google

und Kaiser Franz I. geruhte überdieß einen nahmhaften jährlichen Beitrag zur Unterhaltung der Lehrer und eines Convicts huldreichst zu bewilligen.

Nach dem Plane soll diese Anstalt aus einer Vorbereitungs-, 2 Elementar- und 4 oberen Gymnasialklassen bestehen, vorläufig sind aber nur aus Mangel an hinlänglichen Fonds 5 Klassen eingerichtet, in denen Religion, die griechische, lateinische und französische Sprache, deutscher Styl, Geographie, Geschichte, Algebra, Geometrie und Physik gelehrt wird. In den zwei obern Klassen soll außer den höhern Wissenschaften und der Philologie auch die Philosophie vorgetragen werden, auch diese treten nun baldigst durch die huldreiche Unterstützung Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers ins Leben.

b. Das Convict, auch Alumneum genannt, wurde zu gleich mit der Reorganisirung des Gymnasiums eingerichtet, und zählt jetzt 35 Schüler, welche hier freie Wohnung, Kost, Licht, Beheitzung und Wäsche erhalten, und unter der Aufsicht eines Lehrers leben. Diese nutzreiche Anstalt verdankt ebenfalls ihre Existenz unserm gnädigen Monarchen, der jährlich zu ihrem Unterhalt eine nahmhafte Summe bewilliget hat.

c. Die Bielitzer Stadt-Musterschule besteht aus einer Knabenschule mit 1 Rektor, 3 Lehrern und 322 Schülern, die in 4 Klassen getheilt ist, dann aus einer Mädchenschule in zwei Klassen, mit vier Abtheilungen, 2 Lehrern und 254 Schülerinen.

d. Evangelische Landschulen bestehen 34. Die gesämmten evangelischen Schulen, mit Ausnahme des Teschner Gymnasiums, zählen 42 Lehrer und 5275 Schulkinder.

Held-Ritt.

Darstellung
der Flüsse, Teiche, Sümpfe und Mineralquellen
in Oesterreichisch-Schlesien.

(Schluß.)

Das Gesenke trägt die unverkennbarsten Spuren der frühesten vulkanischen Wirkungen, und wenn auch später die noch mächtigern Wässer die Krater der Vulkane verschwemmten und erstickten, und den Gebirgen ihre heutige Gestalt gaben, daher fast alle Merkmale ihrer frühern Vulkanität wegnahmen, so blieben uns aber dennoch genug äußere[1] und innere Zeichen von derselben übrig.

Zu den innern Merkmalen gehören die aus den Bergen des Gesenkes hervorquellenden Mineralquellen; sie entspringen sicher in den ehemaligen vulkanischen Werkstätten dieses Gebirges, und sind alle in den Hauptbestandtheilen einander gleich, indem der Unterschied der darin enthaltenen freien Kohlensäure theils von der höheren oder tieferen Lage der Quelle, und von dem Zufluß des süßen Wassers abhängig ist, und die andern erdigen Bestandtheile von dem Boden herrühren, durch welchen die Quellen ihren Weg nehmen.

Die berühmtesten dieser Mineralquellen liegen im Troppauer Kreise, und folgende haben die Stelle ihres Ursprungs zu den heilbringendsten Cur- und Badeorten umgeschaffen.

1. Carlsbrunn, sonst Hinnewieder genannt, liegt an der kleinen Oppa im Westen vom Altvater, im Süden von der Haide, Peterstein, Grätzberge, Brand- und Schafberge, nordwestlich von der Mooslehne und nördlich vom Hinnewiederberge umgeben, im hohen Freudenthaler Gesenke, 2436 W. F. über dem Meeresspiegel, also in gleicher Höhe mit dem Moosebruch, und gehört dem hohen deutschen Orden, dessen Vice-Statthalter Freiherr von Riedheim im Jahre 1768 der Hauptquelle (damals der saure Waldbrunnen genannt) die erste Aufmerksamkeit schenkte, und demnach der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian 1780 nächst derselben ein Wohngebäude errichten ließ. Der vortheilhafte Ruf der Maximiliansquelle zog bald eine Menge Leidende herbei, und es wurde für dieselben im Jahre 1785 schon eine Badeanstalt (Sauerbrunnen durch glühende Eisenschlacken erwärmt) gegründet.

Im Jahre 1803 ließ Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Carl, als damaliger Hoch- und Deutschmeister, eine bis dahin wenig beachtete, südwestlich von obiger gelegene Quelle untersuchen, und da sie ebenfalls als vortrefflich befunden wurde, zum Gebrauch herstellen, welche sodann den Namen Carlsquelle, die ganze Curanstalt aber, welche bedeutend verbessert und erweitert wurde, den Namen Carlsbrunn erhielt.

[1] Zu den beachtenswerthesten dieser äußern Zeichen früherer Vulkanität gehört der merkwürdige Raudenberg, und die Basaltwaßen im westlichen Theile des Neisser Gränzgebirges, im Rücken des Hohensteines und am Heidelberge, nebst mehreren anderen.

Digitized by Google

Eine dritte, etwa 20 Schritte von obiger entfernt liegende Quelle, wurde im Jahre 1812 zum Gebrauch hergestellt und erhielt den Namen Antons-Quelle, zu Ehren des nun höchst seligen Herrn Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Anton, k. k. Hoheit. Diese und die Carlsquelle nebst noch zwei andern, die zwischen der Straße und dem Parke liegen, werden zu den Bädern verwendet und nur auf besondere Ordination getrunken. Genauen Untersuchungen zu Folge gehört das Wasser aller dieser Quellen zu den vorzüglichern Sauerbrunnen, und hat einen angenehmen, säuerlichen, höchst erfrischenden Geschmack. Die gewöhnliche Temperatur des Wassers ist + 6° Reaumur.

Der Maximilians-Brunnen enthält in 200 Kubik-Zoll Wasser:

Kohlensäure	379 Kubik-Zoll.
Kochsalz	0,5 Gran.
Glaubersalz	1,3 „
Gyps	3,0 „
Kohlensauren Kalk	14,5 „
Kohlensaure Bittererde	10,0 „
Eisen-Oxyd	2,0 „
Kieselerde	1,0 „
	32,3 Gran.

Die übrigen Quellen enthalten weniger Kohlensäure, dagegen aber die Carlsquelle 16 Gran kohlensaure Bittererde mehr als obige[1].

2. Der Johannisbrunnen bei Meltsch, 2 Meilen südwestlich von Troppau, ist ebenfalls ein Säuerling der besten Gattung, und entspringt in der sogenannten Sauerbrunnwiese, nächst dem Mohra-Flusse, unweit der Morawitzer Mühle.

Durch die besondere Fürsorge des Herrschaftsbesitzers, Herrn Grafen von Arzt, ist die bei der Mineralquelle befindliche Trink- und Bade-Curanstalt vielfach verschönert und zur Bequemlichkeit der Curgäste erweitert worden.

Von den übrigen Mineralquellen im Gesenke und Troppauer Kreise verdienen folgende einer besonderen Erwähnung: a. Der Säuerling oberhalb dem weißen Seifenflusse, im Einsiedler Forste, Zuckmantler Herrschaft, am Flusse des schwarzen Hübels hervorquellend. Nach genauer Untersuchung hat diese Mineralquelle dieselben Bestandtheile wie die Maximiliansquelle in Carlsbrunn. b. Die Sauerbrunnquellen im Ludwigsthal entquillen alle am und im Flußbette der kleinen Oppa, haben die nämlichen Bestandtheile, wie die Nachbarquelle in Carlsbrunn, und dienen den Ortsbewohnern zum erquickenden Trunke. c. Der Säuerling bei dem Dorfe Raase, 1 Meile südöstlich von Freudenthal am Rauderberge, hat eine Hauptquelle im Flußbette der Mohra, welche mit Steinen eingefaßt ist, und mehrere Nebenquellen am Fuß des Rauderberges von guter Gehalte. d. Der Säuerling zu Seifersdorf, 1 ¼ Meile westsüdlich von Jägerndorf, entquillt auf einer Anhöhe nächst der dortigen Kirche, hat eine vortreffliche Frische und viel freie Kohlensäure und kohlensaures Eisen, und wird theils von den Ortsbewohnern benützt, und auch in die nahen Orte verführt. e. Der Säuerling bei Wiese, 1 ¼ Meile westsüdlich von Jägerndorf, entspringt aus einer Wiese am linken Ufer der Oppa. Die Quelle ist mit Steinen ausgesetzt, und bei trockner Witterung einer der angenehmsten Säuerlinge. f. Der Säuerling in dem Dorfe Lichten 1 ¼ Meile südwestlich von Jägerndorf, entquillt in der Au des Oberdorfes, hart am Ufer des Bergbaches Czijina, und ist wegen häufiger Vermischung mit süßem Wasser nicht so kräftig als die Uebrigen.

Außer oben benannten Säuerlingen sind noch mehrere Quellen von minderm Gehalt im Gesenke vorhanden, welche aber theils wegen ihrer Lage und schlechten Kultivirung unbenützt geblieben.

Der Anführung werth sind noch der Wallmühlenbrunn bei Jägerndorf, und der Fleischerbrunn in Deutsch-Paulowitz, welche keine freie Kohlensäure, wohl aber viel kohlensaures Eisen enthalten.

Von ganz besonderer Reinheit und Frische ist aber auch das aus den vielen und hoch gelegenen Quellen emportieselnde Wasser des schlesischen Gebirges.

In der neuern Zeit hat ein spekulativer Kopf (Vincenz Prießnitz), auf den schon im grauen Alterthum bekannten Nutzen des Wassergebrauchs bei vielen Krankheiten bauend, auf dem Gräfenberge, eine halbe Stunde nordwestlich von der Stadt Freywaldau, im Reisser Gesenke, eine Wasser-Curanstalt gegründet, und durch die darin schnell und glücklich geheilten veralteten Uebel viel Aufsehen erregt, daher denn diese Anstalt sowohl im Auslande als Inlande sich einen so vortheilhaften Ruf erworben, daß sie seit einigen Jahren im Durchschnitt mit 150 Hilfesuchenden Menschen aus allen, ja meistens von den gebildetsten und höhern Ständen besetzt ist. Uebrigens ist diese Anstalt hier ganz am geeigneten Platze, indem der Kranke wegen der isolirten Lage des Wohnortes durchaus sich an die vorgeschriebene Diät halten muß, und keine Gelegenheit hat, sich andere Genüsse zu verschaffen; zudem der Gräfenberg nicht allein wegen seiner hohen Lage von einer zwar rauhen, aber reinen stärkenden Luft umherrscht wird, und der zur Wassercur Beliebten Tragende hier ein vortreffliches Wasser an der Quelle selbst genießen kann[2].

[1] Nach Med. Dr. Benjamin Scholz, physikalisch-chemischer Beschreibung.

[2] Wer sich über diese Anstalt und den Gebrauch des kalten Wassers belehren will, lese »Prießnitz in Gräfenberg und seine Methode, das kalte Wasser gegen verschiedene Krankheiten des menschlichen Körpers anzuwenden. Für Aerzte und Nichtärzte dargestellt von Dr. J. H. Kreher, practischem Arzte in Breslau.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

77. Sonnabend, den 24. September 1836.

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Pfalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Fortsetzung.)

Die Jünger des heiligen Benedikts haben kein Land betreten, ohne Spuren einer segensreichen Wirksamkeit zurück zu lassen, und die Missionsgeschichte dieses Ordens ist zugleich die der Ausbreitung der Cultur im westlichen Europa. Auch in Oesterreich waren es Mönche dieser Regel, durch deren Einwirkung die ersten Lebenskeime der Künste und Wissenschaften sich zu entwickeln begannen, denn diese unzertrennlichen Begleiter jener Ordensmänner waren auch mit ihnen nach Oesterreich gezogen, als der selige Hartmann dem Rufe nach diesem Lande folgte, und unter seinen ihn begleitenden Genossen Individuen zählte, die, wie andern Künsten, so auch der Schreiberei und Malerei ihre Hand zu leihen wußten [96]. Die von ihnen ins Leben gerufene Abtei Göttweih ward wie mit Gemälden und Kirchengeräthen, so auch mit Handschriften bereichert [97], und das leuchtende Beispiel der Göttweiher-Mönche blieb nicht ohne lebhafte Nacheiferung. In Kremsmünster, wo schon früher Abt Adalram sich vortheilhaft auszeichnete [98], erwarb sich der selige Altmann, durch seine eifrigen Bemühungen um den Bau der Kirchen und ihre würdige Ausstattung mit Bildern und Büchern, hohe Verdienste um die Verbreitung der bildenden Künste [99]. Den Abt Bertholdt I. von Garsten sah man, wie sein Biograph von ihm rühmt, nie müßig. Mit einziger Ausnahme der Speise- und Schlafstunden war seine Zeit zwischen Bethen, Lesen und Schreiben getheilt [100]. In gleicher Weise machte sich Abt Dietrich zu Seitenstetten durch die Anfertigung prachtvoller Missalen bemerkbar [101], und die nicht unansehnliche Handschriftenzahl aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, die Oesterreichs Klosterbibliotheken bewahren, geben der Regsamkeit der Büchermaler und Schreiber jener Zeiten vortheilhaftes Zeugniß. Wir sind daher keineswegs berechtigt, wenn wir den heiligen Markgrafen Leopold die zur Ausstattung seines Stiftes Klosterneuburg nöthigen Bücher aus Baiern beziehen sehen [102], dadurch auf fühlbaren Mangel und völlige Unfähigkeit der Erzeugung ähnlicher

96 S. österreichische Zeitschrift für Gesch. und Staatsk. I. J. S. 69 Anmerkung 9.

97 Honorem loci aedificiis, libris, picturis, palliis et religiosis ampliavit. H. Pez Sc. RR. Aus. T. 4. p. 432. c.

98 Virum generosum et Abbatem praedicandum tante religionis et honestate est immutatus, ut ceteris circumquaque Abatiis praeditis, aedificiis, libris, picturis et aliis sit spreclatus. H. Pez. S. R. R. Aus. T. 4. p. 190. b.

99 Nunc autem ex ejus industria omnes pene Ecclesiae in Episcopatu (Pataviensi sunt lapideae, libris, picturis et aliis ornamentis decoratae. Vit. Beat. Altmanni apd. H. Pez S. R. R. Aus. T. 4. p. 129. c.

An. 1072. Hujus tempore liber matutinalis vetustissimus est conscriptus. Item psalterium glossatum et hymnis, et pluribus orationibus etc. Catal Abb. Cremifan. apd. H. Pez S. R. R. Aus. T. 2. p. 59. a.

An. 1170. Hujus tempore introductus est usus artis musice — et auctus (est) — ornatus ecclesiae in libris calicibus et aliis ornamentis et omnes fanestrae monasterii — vitris. Bernh. Norici opuscul. apd. Rauch S. R. Aust. T. 2 p. 376. Vergl. Anmerkung Nr. 45.

100 Nemo illum unquam otiosum aut spiritualibus vidit studiis vacantem; sed sola somni et cibi hora exempta, nunc legendo, nunc orando modo vero scribendo. — Vit. B. Bertholdi I. apd. H. Pez S. R. R. Aus. T. 2. p. 91.

101 Zwischen an. 1384—84. Praeterea quinque cantuales libros musicales notis quadratis sumptuose et utiliter fieri procuravit etc. Histor. fundat. Monast. Seitenst apd. H. Pez. T. 2. p. 341. c.

102 — ib hac etiam confirmatione memorie comendandum et ipsum Marchionem Leupoldum cum Agnete uxore sua Bibliothecam (d. i. Bibliam) in tribus voluminibus et Missale ab eisdem fratribus accepisse ea conditione, ut annuntim libere navis eorum absque omni de partibus orientis transiret, et ut possessio eorundem fratrum in eisdem finibus nulli Marchionis juri subiaceret, et loco qui dicitur Neunburch, quem Domine nostro Jesu Christo, et me sanctissime Genetrici Marie prescripsit, tradidisse. Monum Boic. T. 4. p. 240.

Digitized by Google

Handschriften im Inlande zu schließen, die ihn zwang, seinen Bücherbedarf zu hohen Preisen im Auslande zu decken. Denn ich erkenne in diesem Bücherverkehr mit den regulirten Chorherren zu St. Nicola keineswegs ein Werk der Nöthigung, herbeigeführt durch einen drückenden Handschriften-Mangel in eigenem Lande, vielmehr suche ich den Beweggrund in der Vorliebe für eine Klostergemeinde, um die schon Leopold der Schöne sich hohe Verdienste erworben, und in welcher der selige Hartmann seine Gebäude abgelegt hatte, eine Klostergemeinde, die er sonach durch solche heilige Bande an ihn gefesselt, gewiß bei dem Bücherkauf für das Stift Klosterneuburg, zu dessen Probst er im Jahre 1133 berufen wurde, vor allen andern berücksichtigt, und vielleicht selber den Vertrag zwischen dem heiligen Markgrafen in dem Kloster St. Nicola vermittelt haben wird. So ist auch die, jenem Kloster für die abgetretenen vier Bände eingeräumte Zollfreiheit auf dessen jährlich die Donau herabfahrendes Schiff, und die Entsagung der Oberhoheit über seine in der österreichischen Mark liegenden Besitzungen, keineswegs als der currente Bücherpreis jener Zeiten anzusehen, vielmehr wollten dadurch der heilige Leopold und seine Gemahlin Agnes, wie so vielen andern Klöstern, so auch dem zu St. Nicola Beweise ihrer Munificenz geben, was sich deutlich in dieser Schenkungs-Urkunde ausspricht.

Von diesen drei Bänden der heiligen Schrift, die der fromme Markgraf dem Stifte Klosterneuburg geschenkt hatte, bewahrt die Stifts-Bibliothek dermalen nur noch einen einzigen, der aus den Fragmenten der andern zusammengetragen wurde. Er enthält die sieben kanonischen Briefe mit Ausnahme des Jacobischen, von dem nur ein Bruchstück sich vorfindet, ferner Apokalypsis, Parabolae, Ecclesiastes, Liber Sapientiae, Liber Jesu filii Syrach, Paralipomenon, Esdra, Judith, Hester, Machabeorum, Job*). Seinen innern, diplomatischen Kriterien nach, gehört dieser Codex dem Ende des eilften oder dem Anfange des 12ten Jahrhunderts an, in welche Zeit wir auch das Psalterium des heiligen Leopold verweisen, dessen Schrift-Charaktere das Gepräge der nahen Verwandtschaft mit jener Bibel tragen, und wahrscheinlich wie diese ein Schreibwerk baierischer oder fränkischer Mönche ist. Von äußern Kennzeichen werden wir bei Beurtheilung des Alters und Stammorts dieses Psalteriums nur wenig unterstützt, da bei gänzlichem Mangel an urkundlichen Beweisen jene Annahme, welche jenen Codex dem heiligen Leopold zueignet, dem Diplomatiker nicht die nöthige historische Sicherheit biethet. Doch wir schließen und hier um so lieber der frommen Tradition an, die den heiligen Markgrafen daraus bethen läßt, so oft er dem Gottesdienst im Stifte beiwohnte, als sich uns in dieser Handschrift nichts aufdrängt, was in direktem Widerspruche mit jener Ueberlieferung stände, und das in Ehren halten und sorgsame Aufbewahren der Psalterien frommer Personen nicht ohne Beispiel in der Geschichte dasteht [103]. Wie man gewöhnlich bei Büchern dieser Art, die dem täglichen Gebrauche bestimmt waren, von dem damals beliebten Riesen-Formate abging, so zeigt sich auch unser Psalterium als ein Quartband mäßiger Größe [104] von zwei hundert und drei glatten dünnen etwas gelblichen Pergamentblättern. Die Seite wird von einer einzigen Columne gefüllt, die in achtzehn ziemlich gleich weit von einander entfernten Zeilen getheilt ist. Die Linien sind sehr fein durch die ganze Breite des Blattes gezogen, zwei perpendikulare laufen an der innern und äußern Seite der Columne. Die Tinte ist von ziemlicher Schwärze, Initialen und Summarien sind minirt, viele davon mit Gold ausgelegt, das schon ins Grünliche spielt. Die Unzialen wie Halbunzialen sind gleichförmig gehalten. Zwei schräge parallele Striche dienen als Theilungszeichen. Abkürzungen kommen nicht allzuhäufig vor, Ds für Dominus OR (Oratio) oms (omnes) SPU (Spiritu) etc. Hie und da Marginalien einer Hand des 14ten Jahrhunderts, welche zeigen, daß dieß Psalterium bis dahin fleißig benützt wurde [105], wie denn manche Stelle und ganze Blätter, besonders von Vorne herein, sehr gebleicht und abgegriffen sind [106].

*) M. s. über diesen Codex den von dem Herrn Archivar M. Fischer verfaßten Handschriften-Catalog der Stifts-Bibliothek S. 4 und 2.

103 Beispiele, die aber freilich nach der Begründung bedürfen, bei Blanchini Evangel. quadrupl. T. 2. p. 699. Schannt Vindem. liter. p. 225. Acta Sanct. mens. Jun. T. 2. p. 1061. Vergl. Anmerk. Nr. 44.

104 Si vero in viam longiorem dirigitur, Codiculum medicum cum aliquibus lectionibus de Monasterio secum portat. Regul. Magistri c. 47. apd. Holsten. T. I.

105 Wahrscheinlich diente es den Prälaten als Betbuch. Vergl. Anmerkung Nr. 52.

106 Ueber das Erbleichen mancher Stellen in Handschriften folgendes als diplomatisches Curiosum. Der heil. Ephrem erzählt im Leben des heil. Julian: Quondam autem die ad ipsum dixi: Quis obsecro horse libros corrumpit? quippe in quibus sibi scriptum erat Deus aut Dominus, aut Jesus Christus vel Salvator, litterarum elementa deleta reperiuntur. — Julianus antwortet ihm — ego ubicumque nomen Dei mei scriptum comperio lacrymis meis rigo. Act. S. S. mens. Jun. T. 2. p. 476. c

Digitized by Google

Das Psalterium beginnt auf Seite 2. „Origo prophetiae David regis psalmorum numero CL. David filius Jesse cū esset in regno suo quatuor elegit qui psalmos facerent“ e. c. t. Pag. 4. „Quid sit psalterium“ etc. Pag. 6. „De libro St. Isidori liber psalmorum quamquam uno concludit volumine non ē tam uno eodeq. factore“ etc. Pag. 12. „Epistola Damasi“ etc. Pag. 17. „Praefatio sci Hieronimi Prbi.“ Pag. 19. Scs Augustinus dixit canticum psalmorum animas decorat. Seite 20 füllen in acht Zeilen, von denen eine schwarz mit einer roth geschriebenen wechselt, die Worte: LIBER PSALMORUM SECUNDUM TRADITIONEM SCI HIERONIMI TRANSLATUM DE HEBREO IN LATINŪ. Seite 21 nimmt eine Büchermalerei ein, König David und seine vier Kappelmeister Asaph, Eman, Ethan und Idythin darstellend [107]. Der königliche Sänger, eine geschlossene Krone auf dem Haupt, sitzt mitaneinander geschlossenen Füßen [108] auf einem goldenen Thronstuhl, und scheint den ihm auf der rechten und linken Schulter stehenden Tauben zu lauschen, welche beide ihre Schnäbel an sein Ohr legen. Die linke Hand hält ein zitherartiges Musik-Instrument, die rechte mit dem Streichbogen ruht auf dem rechten Schenkel aus. Die etwas kurze Gestalt hüllt ein grünes, bis an die Fußknöchel reichendes, vielfach gebrochenes Untergewand, über welches die von einem viereckigen Schluß gehaltene rothe Chlamys herabfällt. Blaue Strümpfe und schwarze Schuhe bilden die Fußbekleidung. Von den kleiner gehaltenen Musikern stehen zwei über David, der eine zur rechten, der andere zur linken Seite, die andern beiden zu seinen Füßen, ein jeder mit seiner Harfe in der Hand, an welcher der Stimmschlüssel befestigt ist. Ein kurzes Unter- [109] und ein rothes von einem Knopfe gehaltenes Obergewand, nebst gleichfarbigen Hosen und schwarzen Schuhen decken den magern Leib. Das hellbraune Haupthaar ist sehr kurz geschoren, das Kinn bartlos, während die Ehrwürdigkeit der königlichen Gestalt Davids durch einen spitzig zulaufenden Bart erhöhet wird [110]. Alle Vier sind im Harfenspielen begriffen, und haben ihre Köpfe zu dem in ihrer Mitte thronenden König David hingewendet. Den Hintergrund bildet eine grüne Fläche, durch einen blauen Streif der Breite nach in zwei gleiche Hälften getheilt. Seite 24 ein mit Gold, Grün und Blau sorgfältig ausgeschnörkeltes B, so wie auf Seite 61 ein auf gleiche Weise ausgeziertes Q, in dessen Mitte Christus, auf einem Throne sitzend, abgebildet ist, die Rechte segnend gehoben, mit dem Evangelium in der Linken. S. 114 ein vielgeschnörkeltes D. Die Reihe der Psalmen schließt der apocryphe „Cum David pugnavit contra Goliath. Pusillus eram inter fratres meos et adolescentior in domo patris mei“ etc. Diesem folgt: „canticum Jesaiae Prophetae. Confitebor tibi domine“ etc. „Canticum Ezechiae Regis.“ Die Litanei enthält Heiligennamen, wie S. Osdag, S. Tlodoald, S. Pertolf, S. Aldegundis etc., deren mancher dem römischen Martyrologium fremd ist. Nun folgt Oratio S. Gregorii Papae, officium in vigilia defunctorum, und andere Gebethe für die Vorstorbenen. Dem letzten Blatte ist ein Gebeth in altdeutscher Mundart eingeschrieben, dessen Schluß radirt worden zu seyn scheint, um der Copie einer wichtigen Urkunde Platz zu machen. Wir geben dieses Fragment, das schon Graff (Diutiska Bd. 2. S. 382) lieferte, mit einer wortgetreuen Uebersetzung wieder.

Trohtin tu mich arman giscuf ze demo dinan bilidie unta irlostast mit temo dinemo heiligemo blōdie tu irlōse mich arman uon allen minnan sunten die ihc ie gieta unta die ihc taglicha tun unta vona den chuntigan trohtin ich bittie dich daz tu mir an demo giunstiemo taga helfast so diu sela aceida uona demo lichanamon daz ich mit wararo giluba unta mit lautero būch unta mit durnachtigero minna dinas unta mines nachisten unta mit dero gimeidie dinas lichnamon unta dinas blōtas. — Herr (der) du mich Armen geschaffen, zu dem deinem Bilde, und erlöset hast mit dem deinem heiligen Blute, du erlöse mich Armen von allen meinen Sünden, die ich je gethan und die ich täglich thue, und von den künftigen. Herr ich bitte dich, daß du

---

107 Eine ähnliche Vorstellung im Betzbuch Carl des Kahlen. Trait. nouv. de Diplom. L. 2. c. 4. 5. 127, und in einer Handschrift zu St. Gallen (Notters deutsche Paraphrase des Psalters) Saec. XII. Haenel Catal. Lib. Mss. f. 66a. Nr. 24. Pergt. Diblin tour V. 3. p. 139, wo eine Miniatur aus dem Psalterium Hermanns Landgrafen von Thüringen und seiner Gemahlin Sophie abgebildet ist, welches das unsere an Correctheit der Zeichnung übertrifft.

108 Zu Gerichte Sitzende haben die Füße über einander geschlagen, s. Grimms Rechtsalterth. S. 463 und S. 885. Abbildungen bei Strutt Tabl. compl. Vol. 4.

109 Die Kleider der Hörigen sind immer von kürzern Schnitt als die der Vornehmen.

110 Fahrende Sänger schienen kurzes und eigenthümlich zugeschnittenes Haar getragen zu haben. Mone's Anzeig. für Gesch. des deutsch. M. Alt. 1835. S. 255.

Digitized by Google

mir an dem jüngsten Tage helfest, so die Seele scheidet von dem Leichnam, daß ich mit wahrem Glauben und mit lauterer Beichte und mit vollkommener Liebe deines und meines Nächsten und mit der Gemeinschaft deines Leichnams und deines Blutes."

Wäre es nicht in unserem Falle, wo urkundliche Zeugnisse dem Forscher jede Unterstützung versagen, ein fruchtloses Bemühen, den Besitzer dieses Psalteriums ermitteln zu wollen, so wären wir auf den Grund dieses Gebethes hin nicht ganz ungeneigt, diesen Codex eher der fränkischen Agnes, Tochter Kaiser Heinrich des Vierten, als ihrem Gemale dem heil. Markgrafen zuzusprechen.

(Schluß folgt.)

Schreiben

deß Herrn Grafen Schlickh obristen Leutenambts unter Grafen von Thurn Regiments von 28. Nouember 1618.

Auß Zwettal.

Wolgeborner Herr Graf vnnd Generallen.

Den 27. diß bin ich neben mir zuegegebenen volkh zue Roß vnnd Fueß von Grenizen vßgezogen vnnd mitsambt dem Läger Inn ein Dorf in Oestreich 2 meill von Zwettall Angelanget. Alda die Pagagien des von Griechinger vnnd Collaldo angetroffen, dieselben geblindert, viel gefangen (sonderlich des von Saxen Cartegiana) bekhommen, vnd nachdem ich Auisirt von den Vnger, das des Dampiers, vnnd andere Pagagien nach Zwettal zuezieben willens, denselben nachgesetzt, aber nit erraichen künden, vnderdessen ich Losirert. vmb ferner Khundtschafft außgeschikht, vnnd Alß ich bericht worden, Es sey des Dampiers, herzog in Saxen, vnnd hungerisch Pagagien, sambt den hunger-Säxisch vnnd Don Baldasar Campania vf 180 vnbewehrte knecht in Zwettal: Allso hab ich einen Anschlag dahin gemacht, den 27 diß Inn der Nacht dahingezogen, die Petarten, wie an das Ausserste, sowol an das Innerste Thor, vor welchen ein starke schlag Peuggen, glicklich angebracht, gesprengt, ohn sonders großen schaden, außer verlurst des Tödtlichen Ritter Capliers, so vß der Statt Zuem Fenster heraus erschoßen worden, vnnd ander 4 erschossenen, auch Beschedigten Soldaten hineinkhomen, aber bloß des Stauders Muscatierer, Dampiers etlich Reiterey, sammbt 6 Pferdten, etlich hungerige vnnd vnbewehrte knecht darin gefunden, was Ich Preserdirt nider machen lassen, das vebrig hat sich hin vnnd wider verschlossen, doch werdten sie stündtlich herfürgebracht, vnnd gefrukhlich verwahrt, die Pagagien ist von Reitterey vnnd fueßvolkh geblindert. Den hauptmann von Landaw, Alß Jren Commissarium hab ich Auch Allhie gefunden, Aber gegen Jme im wenigsten verfahren, sein Intention werden Jr Gnaden vß seinem schreiben vernehmen. Vff dieses, Nach dem Ich vernomen, Es sollten die besten Pagagien im Closter seyn, hab Ich heut frue dahin geschickht, ist aber nichts anders, alß 60 vnbewährte Mußcatiere, ohne Ainige Pagagien Alda gefunden worden. Bald darauf hat sich der Abbt erbotten, Er wolle den Behamischen Stenden herzlich vnnd guetwilligklich die Thür vnnd Dor aufmachen, hat Auch Alßbaldt ohn ainigen Betrang 50 Muscatierer ins Closter genommen. Insonderheit werde Ich glaubwirdig Bericht von Ainer des Abbts ansehnlichen S: geldts, so noch bis dato in Closter verbleibt. Ich verneme auch, daß die Stendt sehr incliniert seyndt, wie sich denn auch Albereiht etlich fürnemb Adels Personen Angemelt, vnd ist zuuerhoffen, sollte dieser orth, zuuordrest das Closter (welches vfs end Vest) besetzt werden, Es wiert ein guetthaill von den Stenden darzue contribuirt werden.

Die Burgerschafft beklagt sich der Massen den großen Zwang der Religion, wünschen, wie auch Andere ein Nachtrukh. Ich Befinde auch 3 Falkhanet zu 10 Pfundt, sowol einen feinen Vorrath von Kraut und Lot, die vnbewerte Muscatierer Bergeren vnderhalt, weil sie noch nit geschworen, sein aber noch vf weitern Ew Gnad Beschaidt in Verhafft, vnd nachdem ich sammt der mir Zuegegebenen Compagnia vnd Reutterey diesen Paß ohn Vorwissen Ew Gnad Zuuerlassen nit rathsam erachten, Alß bitt Ew Gnd, wessen ich mich Inn einen oder andern verhalten soll umb schleinigen Bericht. Gott mit Vnnß!

Geben Zwettall in Eill den 28 Nouember 1618.

(Aus einem geschriebenen Codex der Hschft. Rosenauer-Registratur.)

Miscellen.

Im schönen Rittersaale der Veste Riegersburg steht auf einer Fensterscheibe Folgendes eingraviert: „Anno 1635 den 6. April hat sich daß sauff angehebt vnd alle Tag ein Rausch geben biß auf den 26 dito."

Capitän Hall behauptet, daß es in ganz Steyermark keine Kamine gebe. Die eben genannte Burg besitzt deren Mehrere, und darunter einen sehr schönen vom Jahre 1588.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

78. Mittwoch, den 28. September 1836.

Ueber die Behandlungsweise der Geschichte Oesterreichs im Mittelalter.

Eine unmaßgebliche Meinung.

Eine der schwierigsten Aufgaben der Literatur ist gewiß eine befriedigende Geschichte der österreichischen Monarchie, und diese Schwierigkeit mag wohl am meisten Ursache seyn, daß, während alle übrigen Reiche sehr zahlreiche und mitunter treffliche Bearbeiter gefunden haben, die österreichische Geschichts-Literatur an solchen bisher wahrlich keinen Ueberfluß hat.

Es ist der österreichische Staat überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, der Aufmerksamkeit und ernsten Prüfung Aller, die da über Einrichtung und Ursprung, wie Wachsthum und Erhaltung der Staaten forschen, wohl werth; so verschiedene Völkerschaften, in Sprache, Sitten und Cultur so ungleich, sind unter Einem Herrscher vereinigt, und finden in dieser Vereinigung ihr Interesse, ihr Heil und ihr Glück! — Oesterreich biethet aber auch in seiner Geschichte dem Forscher so viel Interessantes und Lehrreiches, daß wohl wenige Reiche sich darin mit ihm messen können, — denn die Geschichte zeigt, wie nach und nach diese Vereinigung sich ergab, auf naturgemäßem, wohl auch nothwendigem Wege, sie zeigt, daß nur darin Völker ihr wahres Wohl finden, wenn sie einem starken, gerechten und milden Regenten gehorchen. Die österreichischen Völker mußten zum Theil durch bittere Erfahrungen, durch blutige Kämpfe, durch bedauernswürdige Reibungen und Streitigkeiten auf dieses Resultat gelangen, sie haben eine gute, aber mühevolle Schule gemacht. — Die Geschichte zeigt Trennung und ihre üblen Folgen, zeigt innerliche Zerwürfnisse und deßhalb Schwäche nach Außen, sie zeigt Ohnmacht des Regenten und deßhalb Jammer und Elend. — Es ist also Aufgabe eines österreichischen Geschichtschreibers, zu zeigen, wie nach und nach die österreichische Monarchie zu ihrer gegenwärtigen Größe erwuchs, und welche äußere und innere Schwierigkeiten überwunden werden mußten, bis sie unter dem Schutze der Vorsehung zu jener erhabenen, erfreulichen Bestimmung sich erkräftigte, ein Beyspiel zu seyn, wie Liebe, Gerechtigkeit und Stärke trennende Ungleichheiten ausgleichen, und alles im schönsten Wettkampfe der wahren Bildung und Humanität entgegenstrebt.

Aus der Aufstellung dieser Aufgabe eines österreichischen Geschichtschreibers ergibt sich aber auch, daß ein solcher — erst geboren werden muß, ja daß er nur bedingungsweise überhaupt möglich ist. — Ein österreichischer Geschichtschreiber muß nicht bloß die Kunst verstehen, in Massen von Thatsachen und Ereignissen Licht, Ordnung und Zusammenhang zu bringen, er muß sich auch in die verschiedensten nationellen und provinziellen Ansichten und Gefühle zu versetzen wissen, um allen gerecht zu seyn, ein allseitig ansprechendes, alle Bedürfnisse befriedigendes Gemälde zu entwerfen. — Er muß unbestechbare Wahrheitsliebe, umfassende Gelehrsamkeit, feine Combinationsgabe, kritischen Tact mit einem tieffühlenden, echt religiösen Gemüthe verbinden, und zudem in einer äußern Lage und Stellung leben, die ihn da von allem Verdachte und der so häufigen Anschuldigung, Parteisucht, Lohnsucht und Einseitigkeit freispricht! — Diese subjectiven Bedingungen allein sind es aber nicht, die die Seltenheit veranlassen, es gibt auch objective, die sogar die Möglichkeit einer befriedigenden österreichischen Geschichte bedingen. — Es müssen nämlich erst eine bedeutende Anzahl mühsamer Vorarbeiten zu

Digitized by Google

Stande gebracht werden, ehe diese geliefert sind, ist an eine österreichische Geschichte in dem obigen Sinn nicht zu denken. — Es müssen die Materialien zu Tage gefördert, geordnet und in Uebersicht gebracht werden, es müssen die einzelnen Theile ihre Geschichte erhalten, ehe das Ganze, welches ja das allen Einzelnen Gemeinsame und sie Verbindende hervorhebt, geschildert werden kann. Vor allem dürfte eine Theilung der Arbeit gerathen seyn, und fürs erste sollte eine Geschichte Oesterreichs im Mittelalter angestrebt werden. — Von Kaiser Ferdinand'd I. Zeiten an beginnt die Vereinigung der bedeutendsten Bestandtheile der österreichischen Monarchie. — Möge früher das Mittelalter geschildert werden, indem die eine Hälfte der Monarchie unter dem Schutze der göttlichen Vorsicht ein Jahrtausend durchlebte, unter so manchen Stürmen und Angriffen, die ihr zum Theil von eben jener andern Hälfte bereitet wurden, die jetzt so einig und friedlich unter einem Zepter mit ihr lebt! —

Auch die Geschichte Oesterreichs im Mittelalter bleibt eine sehr umfassende, schwierige Arbeit; möge es uns vergönnt seyn, mit einigen Worten die Behandlungsweise anzugeben, die unserer Meinung nach die ersprießlichste seyn dürfte. — Die Geschichte Oesterreichs im Mittelalter kann ebenfalls nur das Resultat mühsamer Vorarbeiten und gründlicher Bearbeitung einzelner Abschnitte und Theile seyn. — Sie muß zeigen, welche Bande die verschiedenen Bestandtheile schon früher verknüpften, ehe das stärkste Band, der gemeinschaftliche Regent, alle zu Einer Familie machte. — Die Frage, wann soll die Geschichte der österreichischen Monarchie beginnen, unter der Dynastie der Habsburger, oder der Babenberger oder wann sonst? dürfte wohl am angemessensten dahin beantwortet werden: die Geschichte Oesterreichs soll von dem Zeitpunkte beginnen, wo den Völkerschaften, die da die österreichische Monarchie bilden, durch die göttliche Vorsehung die größte aller erdenklichen Wohlthaten geschenkt ward — das Christenthum. — Das ist das Band, welches alle noch so verschiedenen Nationen verbindet. Das Christenthum hat die rauhen Barbaren gesittigt, dasselbe bewahrt auch fernerhin vor einseitiger Nationalität. — Es hat also der Geschichtschreiber Oesterreichs im Mittelalter die Aufgabe, nach einer kurzen Uebersicht der früheren Zustände der Länder (welche am Schlusse des Mittelalters einem Herrn gehorchten)[1], vor allem zu zeigen, welche Völkerschaften bildeten die Bevölkerung, von welchen deutschen Stämmen finden sich später noch Spuren und Ueberbleibsel; er muß in das Chaos der Völkerwanderung, das die frühere Geschichte Oesterreichs so dunkel macht, Licht und Ordnung zu bringen wissen. — Dazu sind aber noch höchst mühsame und umfassende Vorarbeiten über die österreichischen Dialecte und ihre ältesten Spuren wünschenswerth und nöthig. — Es müssen auch die übrigen Bestandtheile der Bevölkerung, worunter die Slaven eine Hauptstelle einnehmen, nachgewesen und ihre Eigenthümlichkeiten hervorgehoben werden. — Nun soll der Geschichtschreiber die Ausbreitung des Christenthums, welche zum Theil der Völkerwanderung vorausgegangen war, schildern, und ihre Folgen hervorheben, es müssen zu diesem Behufe noch viele Forschungen gemacht werden, und die Kritik hat noch viel zu sichten und aufzuräumen. — Nach diesen Grundlagen, Sprache und Religion, kann der Geschichtschreiber mit leichterer Mühe den Wechsel der politischen Herrschaft erforschen und nachweisen, und da ist die Oberherrlichkeit des fränkischen und später des deutschen Reiches das gemeinschaftliche Band, welches die einzelnen Provinzen vereinigt. — Es beginnt die Stiftung des Markgrafenthums Oesterreich und seine Bestimmung, ein Damm zu seyn gegen die Barbaren, und Religion, Recht und Sitte zu vertheidigen. — Zugleich müssen aber auch die Schicksale der übrigen Provinzen, namentlich Inner-Oesterreichs, berücksichtigt werden. — Es ist das Colonisations-System Karl's des Großen und der Spätern nachzuweisen, aus ihm ist der Besitz so vieler österreichischer Herrschaften und Güter in den Händen auswärtiger Bischöfe und Klöster und zum Theil weltlicher Fürsten zu erklären.

(Schluß folgt.)

Beiträge zur österreichischen Kunstgeschichte.

II.

Büchermalereien in dem Psalterium des heiligen Leopold und in andern Handschriften der Bibliothek des Chorherrnstiftes Klosterneuburg.

(Schluß.)

Dem Gemüthe der Frauen, bei denen das tiefe Bedürfniß eines innigen Anschließens an Gott, sich von jeher am

[1] Oesterreich unter und ob der Ens, Steyermark, Kärnthen, Krain.

Digitized by Google

wärmsten aussprach, ihrem heißen Andachtsdrang konnte das Herabbethen lateinischer, ihnen unverständlicher Formeln keine Befriedigung gewähren, und in der rührenden Einfalt ihres Herzens glaubten sie durch ein Gebeth in der Muttersprache sich Gott noch verständlicher zu machen, als durch eines in der fremden Zunge [111], und ihnen dankt mehr als andern die Sprache der Deutschen ihre ersten Bildungsversuche, denn auf Veranlassung jener geschah es, daß gelehrte Priester sich in Uebersetzung erbaulicher Schriften versuchten, wie namentlich eines der deutschen Sprachdenkmale ersten Ranges, Ottfrieds Krist, auf das Verlangen einer edlen Matrone ins Leben trat [112]. Und noch lange nachher blieben sie Beförderer solcher Unternehmungen, wie denn auch der hier befindliche, mit vielen Miniaturen gezierte Codex Nr. 4 (Saec. XIV) seine Existenz einer gewissen Kunegunde dankt, welche die Evangelienharmonie von einem kunstreichen Schreiber auf ihre Kosten copiren ließ. Die Handschrift beginnt mit den Worten: »Aller weistum ist von unsern herren got an ist bei im zu aller zeit gewesen« ꝛc. Das Initial A ist reich mit Gold und Arabesken ausgemalt, in der Mitte Christus auf einem Thron. Seite 6 »von unsern hern menschleichem geschlecht« im B Christus in der Mitte, ihm zur Rechten König David und zwei andere Anhertn, zur Linken eben so viele Frauen. S. 16 »die weissagung wie unser here gekündet wart.« Im Initial Jesaïs der Prophet mit einer Rolle in Händen, darauf die Inschrift »ecce virgo« etc.

Bis zur Seite 215 ist beinahe jedes Blatt mit einem Miniatur geziert, in denen sich der Pinsel eines gewandten Malers verräth. Die Fleischtinten spielen sehr ins Grünliche, die Figuren sind lang und schmächtig gehalten. Diese Handschrift wird, wenn auch nicht an Kunstwerth, doch an Pracht der goldstrahlenden Miniaturen vom Codex Nr. 2 (Biblia latina Saec XIV) übertroffen, dem sich Codex Nr. 6 (Joannis de Hysdinio expositio in Job) anschließt. Auf Seite 1 sieht man Job auf Asche sitzen, hinter ihm einen schwarzen Teufel mit einer Geißel, vor ihm sein Weib und die Freunde mit Geberden des Vorwurfs. In den Köpfen ist viel Ausdruck gelegt, und die dünnen Arme und Füße zeigen mehr als gewöhnliche Leichtigkeit der Bewegung. Codex Nr. 43 (Francisci Comestoris encomium B. Mariae Saec. XV). Seite 1 die Jungfrau mit dem Kinde. Eine überaus zarte Gestalt in einen lilienweißen Ober- und dunkelblauen Untergewand gehüllt. Codex Nr. 53 (Franciscus de Reza super Maria). Der heilige Leopold und Agnes bringen der über ihnen erscheinenden heiligen Jungfrau, mit dem Kinde im Arm, eine Kirche dar. Hinter den Stiftern steht Probst Simon von Thurn. In graue und braune Muzzetten gekleidete Chorherrn umgeben ihn kniend. Codex Nr. 54 (Franciscus de Reza super Mar. Saec. XV). In den Arabeskengewinden schaukeln sich gravitätisch possirliche Affen in rothen Schnabelschuhen, so wie in einem Missale (Codex Nr. 77) ähnlich ausstaffirte Thiere einem Jäger, der einen Vierzehnender jagt, mit der Bocksp feife aufspielen. Bizarren solcher Art sind keine Seltenheit in den Handschriften dieser Zeiten. Der satyrische Muthwille des Mittelalters spricht sich schon im 13ten Jahrhundert in der Thierfabel Reineke Fuchs lebhaft aus, und vor allen andern waren es deutsche Künstler, die an Thiermasken ganz besonders Gefallen gefunden hatten [113], das sich in den grotesken Caricäten ihrer Architekturen zur Genüge kund gibt, wie denn der bizzarre Geschmack dieser Zeiten selbst auf die Gestalt der Schrift-Charaktere seinen Einfluß übte, indem er die geschwungenen lateinischen Buchstaben zur vielfach gebrochenen Mönchsschrift ausjagt [114]. Die Satyre, die bis jetzt bloß Thiere auf die Bühne führte, und sich noch schen hinter Fuchs und

---

Trieſt, Görz, Istrien, Tirol und die Vorlande. — Die übrigen damaligen Besitzungen des Hauses Habsburg, welche nicht mehr zur österreichischen Monarchie gehören, bleiben natürlich ausgeschlossen.

111 Das Symbol und die Predigt des Herrn wußte jeder in der Landessprache auswendig. An. 747. Concil. Cloveshoviae II. c. 9 und 11. Concilior. T. 3. p. 324. Es war die Pflicht des Pathen jene Formeln seinem Täufling zu lehren. An. 787. Concil. Calchutense c. 2. Concil. T. 3. p. 633. An 813. Concil. Mogunt. c. 44. Concil. T. 9. p. 338 und p. 342.

Ut nullus credat quod non nisi in tribus linguis Deus orandus sit, quia in omni lingua Deus adoratur et homo exauditur. An. 794. Conc. Francof. c. 52. Concil. T. 9. p. 107.

112 Dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum, eorumque sanctitatem laicorum cantus inquietaret obscoenus, a quibusdam memoriae digais fratribus rogatus maximeque cujusdam Venerandae Matronae verbis nimium flagitantis nomine Judith partem Evangeliorum eis Theotisce conscribentem. Schilter Thes. Ant. T. 1. p. 40.

Psalmi Davidici cum rubricis theodisc Saec XII. — Breviarium monalium cum rub. theod. — Psalterium latinum cum versione theodisca interlineari circ. An. 1487. Aus Altdorfach und Windberg waren, wie beinahe alle Uebersetzungen der Art, ursprünglich für Nonnen bestimmt. S. Aretins Beiträge, Bd. 2. Hft. 5. S. 91. und Bd. 6. S. 138. Vergl. Anmerkung 107.

113 Grotesken aus dem Ende des XII. Jahrhunderts in einem italienischen Codex bei D'Agincourt Peint. V. 2. p. 68.

114 Außerdem geßel man sich noch in der Schreibsplelerei die Buchstaben von der Rechten zur Linken zu setzen, oder sie gar auf den Kopf zu stellen. Hänel Catal. Liber. Mss. p. 287. 46. A. 11. Vergl. Anmerkung Nr. 73.

Digitized by Google

Wolf verbirgt, während das Volk, als Bischöfe und Priester vermummt, seinem Muthwillen in den Tagen der Narren- und Eselsfeste freien Lauf läßt, tritt nun im vierzehnten Jahrhundert offener auf. Der Pfaffe Amis von Striker, und der Kahlenberger Pfaffe geben dem Publikum manche ergötzliche Streiche aus ihrem Leben zum Besten, und tragen so ihr Scherflein bei, die Personen ihres Standes der satyrischen Laune des Volkes Preis zu geben, und somit die Ehrfurcht vor dem Heiligen selbst zu untergraben, so daß endlich der burleske Geschmack jener Zeiten, sogar die dem Gottesdienst geweihten Bücher, mit lustigen Endschriften[115], kurzweiligen Marginalien[116] und bizarren Grotesken in der Weise zu verunzieren wagt, wie wir sie in den oben beschriebenen Codices sahen, in welcher Gattung jedoch die Niederländer, deren Wohlgefallen an Schamlosigkeiten sich schon in ihren schmutzigen Volksliedern auf das Unzweideutigste ausspricht[117], allen andern Nationen an frecher Unanständigkeit der Darstellung den Rang ablaufen[118].

Codex Nr. 71, 72, 75, 76 (Missalen aus dem XV. Jahrhundert) enthalten zierliche Büchermalereien. In letzterem erscheint Christus auf einem Regenbogen thronend, über seinem Haupt rechts ein Lilienstengel, links ein blutiges Schwert. Codex Nr. 78, 99, 122 (Decretales) 126 (Galenus de ingenio sanitatis etc.) mit vielen Grotesken; Codex Nr. 130 die acht Klosterneuburger Tafeln (s. H. Petz S. S. R. Austriae. T. 1. p. 10014) mit Miniaturen von seltener Zartheit der Ausmalung. Codex Nr. 185 (Biblia). In dem Briefe an die Epheser macht sich ein Initial bemerkbar, welchem ein auf den Kopf sich stellender Jongleur mit Schellen an den Füßen eingemalt ist. Codex Nr. 273, 286, 290 mit Grotesken. Codex Nr. 300, 303, 604, 606, 609 (Missale). Im Initial A des letzten Codex kniet ein Chorherr von jugendlichem Ausehen eine Rolle in Händen mit der Inschrift: »Delicta juventutis et ignorantias meas ne memineris Domine mei.« Hinter ihm steht ein greiser infulirter Prälat, der aber mit dem vor ihm knieenden Chorherrn eine und dieselbe Person, der Probst Simon von Thurn, ist. (Aus Vergleichung des Codex Nr. 54, 606 und 616 ergibt sich die Identität des Greises mit dem jungen Chorherrn.) Vor ihnen steht man den heiligen Leopold, stehend, mit einer zweithürmigen Kirche in der Hand u. s. f. Codex Nr. 612, ein Missale mit mehreren kunstvoll ausgeführten Arabeskeinfassungen, in denen die Rose, welche vor dem Ende des 14ten Jahrhunderts selten in Bücherminiaturen vorkommt, die Hauptrolle spielt. Die Arabesken, welche in lateinischen Handschriften zuerst im neunten Jahrhundert erschienen, bilden dort ein sehr schmuckloses, meist aus einer Art Myosotis gewundenes Blumengeflecht, welches sich in einer schmalen Randleiste hinzwängt, und in denen, wie in allen Darstellungen pflanzlicher Gegenstände dieser Zeit, sich allenthalben eine auffallende Rohheit der Zeichnung kund gibt. (Man vergleiche z. B. die Abbildung bei Dibdin tour. V. 2. p. 372). In dieser Epoche sind zur Verzierung der Initialen meist Thiergestalten gebraucht, bis sich mit dem Ende des elften Jahrhunderts der Kunstgeschmack mehr den Blumen-Ornamenten zuwendet[119], der bei näherer Verbindung mit dem Orient im 13ten Jahrhundert immer herrschender wird[120], bis endlich im vierzehnten, die strotzenden Initialen sich nach allen Seiten hin in tausendarmigen farbenprächtigen Blumengewinden ausranken, und die Gebilde einer phantastischen Flora und Fauna sich an einer mathematischen Grundlinie fortreihen, die in vielfachen Windungen das Pergamentblatt auf das innigste umschlingt.

Reihen wir die hier aufgeführten Handschriften chronologisch auf, so weist die Regierungszeit des Probst Simon v. Thurn und seines Nachfolgers Simon Heydl, die meisten und vorzüglichsten Miniaturen auf. Es fällt daher die Blüthezeit der Büchermalerei im regulirten Chorherrenstifte Klosterneuburg, zwischen den Jahren 1442—1465, gleichzeitig mit ihrem Flor im übrigen Europa, wo mit der Morgendämmerung der größten Erfindung des Jahrhunderts die Büchermalerei die Mittagshöhe der Beliebtheit erreicht hatte.

F. H. G. Zappert.

115 Codex Claustron. Saec. XIV. Sermones.
Explicit hoc totum
Infunde da mihi potum.
Cod. Claustroneob. Nor. 212. (Hieronimus in Epistolas B. Pauli ad Galatos.)
Explicit explicat
Ludere lector est.
Wilten Gesch. der Heidenb. Bücherbeschreibung.
Meine düse ferift nicht behage
Do müse einen Knoben genaigen
Mergl. ebd. S. 314 u. Feller Catal. Cod. Mss. Bib. Paulin. p. 439 seq.
Cod. Nr. 288 in der Bibliothek zu Zwettel.
Qui me scribebat potare multum solebat
Post hanatum Rebat, Johannes nomen habebat
Cod. Claustroneob. Nor. 54. (Deutsche Evangelien-Harmonie.)
Wer das purch neid oder haze
Dem wazzi sein nasen in seinen ers wachsen
116 Miscellanea e Cura Postilla mit scherzhaften Marginalien. Usenl Cat. lib. Mss f. 1455. nr. 324.
117 Hoffmann v. Fallersleben horae belgic. Bd. 2. S. 77.
118 Ein Beispiel bei Grosley Londres. T. 2 p. 75.

119 In dieser Zeit beginnen die Vorschriften für Miniaturmaler Theophilus Presbyter in gesinge Beträgen zur Geschich. d. Letter. Montfaue. Paleogr. Graec. p. 7.
Da Cange Gloss. Graec. s. v. Χρυσογραφεια. Berolini Catal. Cod. Graec. Bib. Laur. T. 2. p. 646. Wedemeister Beiträge, Bd. 6. S. 204. Wilten Gesch. d. Heidenb. Bücherb. S. 490. Codex Nr. 490.
120 Saec. XIII. Bibliotheca nogna de litters Parisiensi cooperata purpura, et ornata floribus aureis. Tiraboschi stor. della liter. ital. T. 4. L. 2. c. 4. §. 3.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Erben v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

79. Sonnabend, den 1. October 1836.

Ueber die Behandlungsweise der Geschichte Oesterreichs im Mittelalter.

Eine unmaßgebliche Meinung.

(Schluß.)

Nach und nach hören die wilden Kämpfe mit rauhen Horden auf, und es beginnt Frieden, Ordnung und Sicherheit zu herrschen. — Und nun ist es dem Geschichtschreiber möglich, mit urkundlich belegter, durch Folgerungen und Combinationen erweiterter, das Gemeinsame der verschiedenen Provinzen umfassender Darstellung der Zustände und ihrer Modificationen ein anziehendes Gemälde des Mittelalters zu liefern. — Er wird den Klerus und seine Wirksamkeit als Besitzer eines bedeutenden Theiles der Lande und dessen Cultur emsig befördernd zu schildern haben. — Theils Diöcesane der ihrer geistlichen Leitung Untergebenen (Salzburg, Passau, Brixen, Trient u. s. w.), theils nur im Besitze ansehnlicher Güter, die ihnen durch die Freigebigkeit der Machthaber geschenkt wurden (Freysingen, Bamberg, Regensburg u. s. w.). Viele zahlreiche Klöster, durch den frommen Sinn mächtiger Dynasten und Herrscher gestiftet und freigebig dotirt. — Die Geschichte des Klerus ist mit der Geschichte der Cultur des Landes und seiner Bewohner aufs innigste verbunden, und eine parallelistrende Uebersicht seiner Mittel und seiner Leistungen von den fruchtbarsten, interessantesten Folgerungen! — Er wird die Adels-Familien und ihre allmäligen Vergrößerungen, ihre Leistungen, ihre Mittel zu beleuchten und zu würdigen haben. — Wie nach und nach einzelne Familien durch kluge und weise Benützung günstiger Umstände groß wurden und mächtig, sich in mehreren Provinzen bedeutende Besitzungen erwarben, und wie sie dieselben behandelten und anwendeten. — Er wird die Stellung gegen die übrigen Stände, gegen die Landesfürsten und das Reich, gegen ihre Unterthanen zu schildern und zu beurtheilen wissen. — Was ihre Höhe und Größe veranlaßte und bedingte, was ihren Untergang und Verfall. — Er wird die nicht geringe Anzahl freyer Grundbesitzer, die jede Provinz hatte von früheren Zeiten, und wie sie im Verlaufe der Zeiten, durch die Noth der Umstände durch das Dringen der mächtigen Dynasten nach und nach verschwanden, und ihren Besitz an Mächtigere, seyen es geistliche oder weltliche Herren, überlassen mußten, aufmerken, und nicht unterlassen zu bemerken, wie dadurch ein fürs Ganze unvortheilhaftes Uebergewicht wenigen Mächtigen zu Theil ward, die nach und nach die Herrschaft an sich rissen und die Macht des Landesfürsten bedeutend schwächten, als daß in dem spätern Mittelalter Trotz und Stolz und Eigenmächtigkeit die Gerechtigkeit und ihre Handhabung fast unmöglich machte. — Er wird den Ursprung der Städte und Märkte emsig erforschen, und ihr allmäliges Gedeihen und Erstarken betrachtend hervorheben, und das Eigenthümliche, aber doch wieder Gemeinsame dieser bürgerlichen Corporationen in den verschiedenen Provinzen vergleichend zusammenstellen. — Ein interessantes Feld! — Mitten unter diesem Ringen und diesen Bestrebungen der verschiedenen Stände und ihren wechselseitigen Einflüssen ist die Fürstenmacht, die da Ausfluß der kaiserlichen Macht und Würde war, zu einem Leuchtthurm, nach dem das spätere Mittelalter mit Sehnsucht zu blicken veranlaßt ward, hingestellt. — Der Geschichtschreiber wird ihre Kämpfe nach Außen, ihre Wirksamkeit nach Innen mit unparteyischem Blicke übersehen, und die Schwierigkeiten würdigen, die sie zu überwinden hatten. — Er wird die verschiedenen Dynastien und Herrschergeschlechter und ihre Geschichte pragmatisch vorführen, und wie sie wirkten, und was sie anstrebten, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe schildern. — Wie sie nach und nach unter-

Digitized by Google

gehen und sich die jetzigen Bestandtheile unter einem gemeinschaftlichen Zepter vereinigen, was am Schlusse des 14ten Jahrhunderts größtentheils vollbracht ist. Von nun an beginnt eine andere Weise der Darstellung, die politische Geschichte der Regenten wiegt nun vor, und die Geschichte der Zustände, der Cultur ist nicht mehr das einzige Band, welches alle Provinzen verbindet. — Das 15te Jahrhundert, eines der lehrreichsten in der Geschichte Oesterreichs, fordert seine eigene Behandlungsweise. — Es ist der Kampf um die Macht zwischen den Fürsten und den Ständen. — Ein Uebermaß von Willkühr und Eigensucht von Seite des Adels und zum Theile des Clerus rief eine blutige Reaction der untern Stände hervor; nach blutigen Kämpfen ging nothwendig die größere Macht der Fürsten hervor, und in dieser Beziehung ist die Geschichte des schwer geprüften, Vieles duldenden Kaisers Friedrich ungemein lehrreich. — Unter Kaiser Maximilian I. endlich fängt ein ordentliches Regiment an, wirksam zu werden. Hätten nicht viele und schwere Kriege den vielfach gereizten, persönlich so anziehenden Herrscher in Anspruch genommen und seine Finanzen erschöpft, seine Regierung wäre gewiß eine der glorreichsten, der glücklichsten; aber auch so bleibt er Oesterreich das Vorbild des Ruhmes, der vielseitigen Thätigkeit, der Sorgfalt für das, was das Leben allein werth macht, für Ehre, Treue und Liebe. — Er, der letzte Ritter, bleibt des Geschichtschreibers interessanteste Aufgabe! —

Mehr als ein Jahrtausend umfaßt der Zeitraum, welcher geschildert werden soll. — Aber nicht die Größe des Zeitraums, sondern das Dunkel, welches auf einem beträchtlichen Theile desselben ruht, die Sparsamkeit der Quellen, die Verwirrung und die Menge unbrauchbarer, unbelegter Ueberlieferungen späterer Zeiten macht die größte Schwierigkeit aus. — Wie viele Lücken gibt es noch, wie viel hat die Kritik zu sichten, welche Menge von Materialien ist noch unbekannt, unbenützt. — Es müssen viele Vorarbeiten zuerst erscheinen, ehe auch nur eine Geschichte des Mittelalters möglich ist. — Viel zwar ist bereits seit geraumer Zeit geleistet worden, mehr bleibt noch zu leisten übrig. — Es müssen zuvor die Provinzen ihre Particulargeschichten erhalten, und diese sind wieder nur möglich, wenn die einzelnen Corporationen, Familien und Gemeinden, die verschiedenen Stände ihre wohlbegründete umfassende Geschichte erhalten haben. — Der Bau muß von unten beginnen und ein tüchtiges Fundament muß gelegt seyn, ehe an die weitere Ausführung, an die Ausschmückung und Verzierung zu denken ist. — Oder glaubt man, mit den bisherigen bekannten Materialien auszureichen, glaubt man, es sey des Stoffes bereits schon genug da, und es sey Zeit, an eine lesbare Form zu denken? die so urtheilen, haben wohl wenig selbst geforscht! — Wahrlich es wäre undankbar, die Verdienste früherer Forscher und Gelehrten zu verkennen. — Es ist nicht wenig Stoff zu Tage gefördert. — Es ist für Kritik und Beleuchtung einzelner Abschnitte Manches sehr Gediegene erschienen. Man gehe aber ins Einzelne, man nehme so viele geistliche Communitäten, ist ihre Geschichte erschöpft? Wie viele sind noch nicht gehörig beleuchtet. Man nehme Salzburg, dessen Wirksamkeit für die Geschichte Inner-Oesterreichs so höchst bedeutend ist, glaubt man durch die sonst klassische Juvavia (die aber nur einen einseitigen publicistischen Zweck hatte), durch Hunds Metropolis, Hansiz Germania Sacra, durch Zauner und Andere sey seine Geschichte hinlänglich bearbeitet? — Ein flüchtiger Blick in die höchst interessanten salzburgischen Kammerbücher, in das ungemein reichhaltige, salzburgische, erzbischöfliche und domcapitelische Archiv muß vom Gegentheile überzeugen. — Was wird nicht ein *Codex diplomaticus Salisburgensis*, den dem Vernehmen nach der vortreffliche zum kritischen Geschichtsforscher vor allen andern berufene Herr Professor Filz vorbereitet, für Belehrung bringen, zumal, wenn er die Wiener-Schätze der salzburgischen Archiv-Abtheilung zu benutzen Gelegenheit hat! — Das Archiv von Trient, das von Brixen, welche Bestandtheile des k. k. geheimen Hof- und Haus-Archives bilden, haben noch eine große Menge von Urkunden, die weder Tartaroti noch Resch mittheilten. — Es sind freilich viele Klostergeschichten erschienen, zum Theile von größtem Interesse für die Landesgeschichte. — Aber wie viele sind höchst mangelhaft und nichts weniger als untrügliche Leitsterne, denn ihr Bestreben war meist ein zum Theil erklärbares panegyrisches, oft auf Kosten der Wahrheit wenigstens stummes Verschweigen alles dessen, was der Communität weniger vortheilhaft gewesen wäre. — Sollte das Archiv zu Zwettel nicht bedeutende Schätze enthalten, welche der übrigens ungemein brave Link nicht mittheilte und benützte? — Das so berühmte, für jeden Geschichtsfreund um seiner beiden Geschichtstheroen Bessel und Magnus Klein so ehrwürdige Stift Göttweih erwartet seine gewiß für die österreichische Provinz mannigfach interessante Geschichte von einem Mitgliede. —

Digitized by Google

Möchte der gelehrte als Kritiker und Geschichtsforscher rühmlichst bekannte Stiftskämmerer von Göttweih, Friedrich Blumberger bei seinen vielfachen Berufsgeschäften doch die Zeit finden, seine beabsichtete frühere Geschichte des Passauer-Bisthums zu vollenden! — Rettenpacher's Urkunden von Kremsmünster verdienten einen bessern Abdruck. Pachmayer liefert freilich viel interessante Notizen. — Stülz's Geschichte von St. Florian ist ein sehr interessanter Beitrag zur Landesgeschichte, aber eben so sollten und könnten die Klostergeschichten von Schlägel, Lambach, Schlierbach[1], Garsten, Gleink, Baumgartenberg, Waldhausen u. s. w. schon erschienen seyn, wozu freilich Pfarrer Kurz in seinen Beiträgen manche höchst interessante Urkunde lieferte. — Die kirchliche Topographie, an und für sich recht verdienstlich, würde es noch mehr seyn, wenn alle einzelnen angeführten Thatsachen und Behauptungen gehörig belegt würden, überhaupt muß alle ältere Geschichte urkundlich bearbeitet werden, sonst ist sie dem Verdachte zu sehr ausgesetzt, ob auch alles Stich halte! — Wie vieles ist erst für die Inner-Oesterreichischen Klöster zu leisten, von denen im Ganzen fast gar nichts bekannt ist. Welcher Bereicherung ist die Styria sacra fähig! — Und nun erst die Geschichten der Adels-Familien! — Wie viele Monographien sind da nicht wünschenswerth und nöthig. — Nimmt man die genealogische Geschichte der oberennsischen Stände von Hoheneck, welcher stupende Fleiß des mühsamen Mannes, der aus Tausenden von Ladschreiben, Hochzeits-, Begräbniß- und Bittschreiben eine schwere Menge von Namen beibringt, der freilich die höchst interessanten Sammlungen des Enenkl und Strein benützte, aber leider nur zu genealogischen Zwecken, der meist nur unbrauchbare Stammbäume liefert, und dessen reelle Ausbeute von drei Bänden kaum ein Viertel Eines Bandes beträgt, indessen eine Geschichte der Schaunberger, der Wallsee, der Puchaim dem Lande von bedeutendstem Interesse wäre. — Was für eine unerfreuliche, fast unbrauchbare Geschichte ist die der Stahrenberge von Schwerdling, da doch die Geschichte dieses Geschlechtes eine der interessantesten, und für die gesammte Landesgeschichte fruchtbringendsten seyn könnte! — Noch haben wir keine Geschichte des unter-österreichischen Adels, so interessant die Wurmbrand'schen Collectaneen sind. — Duellii Collectanea sind durch Auslassung der Hauptsachen (der Realien) so gut als unbrauchbar! — Der steyrische Adel, der kärnthnerische und krainerische der görzische u. s. w. hat wohl einzelne Bearbeiter, aber welch reiches Feld ist noch zu bebauen! Noch haben wir keine documentirte Geschichte des königsverwandten Hauses der Cillyer, der Ortenburger, der Grafen von Görz, wenn auch sehr brauchbare Materialien. — Wie viele Monographien der Geschichten einzelner Städte sind erst wünschenswerth. — Freilich fehlt es nicht an einzelnen höchst interessanten Beiträgen, und zum Theil auch sind erschöpfende Geschichten einzelner Theile erschienen, aber im Ganzen ist das Städtewesen lange nicht so bearbeitet, als die geistlichen Communitäten! — Kurz, es ist des zu Leistenden gewiß mehr als des bereits Geleisteten! — Was nun soll aber geleistet werden? — Unserem Bedürfen nach soll jede Provinz fürs erste ihren *Codex diplomaticus* bekommen. — Nach den verschiedenen Corporationen, Communitäten und Familien sollen die Urkunden geordnet, und historisch beleuchtet und commentirt werden. — Ueberdieß sollte jede Provinz ihre Geschichte vorbereiten durch fleißige Sammlung ihrer Chroniken, ihrer Denkmäler. — Es sollten über gewisse Partien der vaterländischen Geschichte Monographien erscheinen, und ihr Erscheinen durch Preise und derlei Aufmunterungen hervorgerufen werden. Das preiswürdige Johanneum hat einen kostbaren Schatz von Urkunden, Documenten zur Geschichte Inner-Oesterreichs gesammelt. Dem Vernehmen nach wird auch ein Codex diplomaticus vorbereitet, möchte er bald, recht bald erscheinen! — Das Ferdinandeum in Innsbruck wird hoffentlich nacheifern. — Ob der Ens will, wie verlautet, auch nicht zurückbleiben. Ja, das ist der einzige Weg, auf dem eine umfassende, eine befriedigende, und allseitig documentirte Geschichte unsers Vaterlandes vorbereitet werden kann. — Möchten die unter-österreichischen Herren Stände, die in früherer Zeit nicht wenig auf Sammlung und Unterstützung von topographischen Notizen und Arbeiten verwendeten, sich für derlei wirklich gemeinnützige Unternehmungen lebhaft und werkthätig interessiren! — Nur durch einen historischen Verein in der Hauptstadt, dem Herzen der Monarchie, wo so viele historische Schätze aufgehäuft sind, kann den Provinzen theils der nöthige Stoff ergänzend mitgetheilt, theils ihren Bestrebungen das ersprießliche Zusammenwirken und Concentriren untergelegt werden. — Nur vereinte Kräfte

[1] Sehr fleißige Forschungen darüber hat das Stiftsglied, Herr Michael Wallner, Cooperator zu Kirchdorf, angestellt, und seine höchst wichtige Ausbeute an Urkunden, die wir durchzusehen Gelegenheit fanden, verdiente wohl, so bald als möglich bekannt gemacht zu werden. R.

Digitized by Google

mögen bei so mühsamen Arbeiten, als ein Codex dipl., als Sammlungen von Chroniken und Scriptores sind, etwas Bedeutendes liefern. — Möchte dieses wahrhaft patriotische Unternehmen von einem bedeutenden, einflußreichen Manne zu Stande gebracht werden. — Wahrlich Geschichte des Vaterlandes ist es, die da am meisten zur Liebe des Vaterlandes erweckt, und es läßt sich kein wirksameres Mittel denken, den verkehrten Tendenzen einer das historische Recht verhöhnenden Partei entgegen zu wirken, als klare Kenntniß der Vergangenheit, und wenn irgend eine Geschichte es verdient gepflegt und sorgsam gewartet zu werden, so ist es die Geschichte Oesterreichs, des gemüthvollen, seine angestammten Fürsten mit Gut und Blut gegen ihre Feinde vertheidigenden Oesterreichs. — Ja Religion, Sitte, Recht und Achtung vor dem Bestehenden ist in Oesterreich zu Hause, und darum ist seine Geschichte aller Ehren werth, und sie wird gepflegt werden fort und fort! —

J. Chmel.

Zur österreichischen Siegelkunde.

I. Andeutungen über Frauensiegel im Mittelalter.

Die unter den Miscellen stehende Bemerkung in Nr. 67 der österreichischen Zeitschrift über das erste Vorkommen doppelter Wappen bei unsern Edelfrauen veranlaßte die folgenden Andeutungen über österreichische Frauensiegel, welche weit entfernt auf Vollständigkeit Anspruch zu machen[1], nur jene Bemerkung berichtigen und Freunden der (noch viel zu wenig gewürdigten) Siegelkunde Veranlassung zu weiterer Nachforschung und Mittheilung geben sollen.

Die österreichischen Frauensiegel theilen sich im Allgemeinen in 1. solche, auf welchen das Wappen des Mannes erscheint; 2. welche das angestammte Wappen führen, und 3. welche Beide vereinigen.

Das älteste, von Hanthaler[2] bekannt gemachte Siegel der ersten Art vom Jahre 1230 und 1236 gehört der Gräfin Euphemia von Peilstein, einer gebornen Babenbergerin; darauf erscheint der Peilsteinische Löwe oder Panther. — Eben so bedient sich Euphemia, die Witwe Rudolfs von Pottendorf, i. J. 1270[3] des Pottendorf'schen Wappens. — Auch Agnes, Tiemos v. Heking Frau, 1291[4]; Petrissa v. Wolfgersdorf 1304[5]; Geisla, Conrad Altenburgers v. Ochsenburg Witwe, 1323[6], Kunigunde, Witwe Stephan II. von Hohenberg, 1343[7], und Margaretha, Friedrichs Häusler v. Purgstall Witwe, 1363[8], führen ihrer Männer Wappen im Siegel.

Aber während des Gebrauchs der Männer-Wappen schon, der nie ganz aufhörte, führen Edelfrauen das angestammte väterliche Wappen in ihren Siegeln, sey es, daß erhöhtes Gefühl der Selbstständigkeit diese Neuerung einführte, oder Vermeidung von Verwirrung in den Familien sie räthlich fand.

So führt 1296 Adelheid v. Reinsberg das väterliche Wappen von Meinberg[9]; 1301 und 1314 Adelheid, Witwe Friedrichs des Truchsessen v. Chreich[10]; eben so erscheint 1306 auf dem Siegel Margarethas, der Witwe Friedrichs v. Haufek, der Arnstein'sche Adler[11], auf jenem Agnesens v. Lonsdorf 1322 das angestammte Scheuerberg'sche Wappen[12], auf jenem Elisabeths, Witwe Wichards v. Rabenstein, 1323 das Polheim'sche[13]. Auf gleiche Weise führt 1334 Gisela, Witwe Heinrichs v. Piber, ihr Geburtswappen[14], 1339 Margaretha, Rathod II. v. Wildek Witwe, das väterliche v. Wildungsmauer[15]; 1390 Anna Hafner, eine geborne Löwenberg, das Löwenberg'sche, und nennt sich auch in der Umschrift: Anna Lempergerin[16]; das Siegel Anna's, der Witwe Johanns v. Tozenbach, zeigt das väterliche Wappen 1392[17]. Im folgenden Jahrhunderte finden wir 1408 auf dem Siegel Dorotheas, der Frau Thomas Schellinger v. Obermredl[18]; 1428 auf jenem der Agnes v. Schiefer[19]; 1452 auf jenem Margarethas Schad, einer gebornen Pötting, welcher Name allein auch auf der Randschrift steht[20]; und in demselben Jahre Ursulas, der Witwe Friedrichs Höfstätter, einer gebornen Weikhartsschlag[21] das angestammte Wappen[22]. (Schluß folgt.)

1 Von Siegeln geistlicher oder regierender Frauen ist nichts angeführt, weil sie ohnehin mehr bekannt sind, ihre vollständige Durchführung die Gränzen einer Zeitschrift überschreiten würde, und ich nur kurzer sachlich die erwähnte Bemerkung im Auge hatte. Ueber das Recht der Frauen zu siegeln, über den Umstand, daß sie Mehreres mit ihres Mannes, oder als Witwen mit eines männlichen Verwandten Siegel Urkunden bekräftigten u. s. w. werde ich spärer, wenn ich das mir erst im Klaren bin, das Nöthige nachtragen.

2 Rec. dipl. arch. Campil II 173. tab. 40. no 54.

3 Rec. dipl. arch. Campil. II 185. tab. 40. n. 26.

4 Duellius Excerpta. 577.

5 In meiner Sammlung. Das Siegel ist sechseckig.

6 Hanthaler Rec. I., ebenda 7.

8 Duellius Exc. 187.

9 Hanthaler Rec. II. p. 221 und t. 42 no. 42.

10 Duellius. Hist. Equit. O. T. p 125. Das Siegel ist oval, oben und unten zugespitzt; die Randschrift deutsch.

11 Hanthaler Rec. II. 47 t. 34. n. 5.

12 Ibidem p. 249. t. 41. no 3.

13 Ibidem p 211, wo bei der Jahreszahl: Ein C wegbleiben muß, und t. 42. no. 9.

14 Duellius Exc. p. 181.

15 Hanthaler Rec. II. 353. t. 48 n 22.

16 Duellius Rec. 218. cf. Hanthaler II.

17 Duellius Exc. 218.

18 Ibidem.

19 Wurmbrand Collectanea. p XLIX.

20 Hanthaler II. 182. tab. 39. nr. 15.

21 Duellius Exc.

22 In diese Classe gehört gewissermaßen Jungfrau Agnes v. Buchberg, die natürlich ihr väterliches Wappen führt. 1342 bei Hanth. t. 397 und t. 41. 15.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Gheleu'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

80. Mittwoch, den 5. October 1836.

Ueber Ferdinand II. und seine Zeit

mit Rücksicht auf Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts [1].

Von Hofrath Lehmann.

Immer noch wird Ferdinand II. als tyranischer Verfolger der Akatholischen, als ungerecht, herrschsüchtig, während seine Gegner als edel, als rechtlich dargestellt, wenigstens entschuldiget werden. So sehr pflanzen sich Vorurtheile durch Jahrhunderte fort. Auch Raumer erhält sich nicht ganz frei von diesem Tadel. Weit entfernt, den Kaiser Ferdinand von allen Mißgriffen losprechen zu wollen, muß man doch, um seinen Charakter und sein Handeln zu würdigen, den Geist seiner Zeit, so wie der ihm unmittelbar vorhergegangenen Epoche, dann die Fehler und selbst die Vergehen seiner Gegner in das Auge fassen. Immer fordert man von Ferdinand, er hätte nach den toleranten (fast indifferenten) Ansichten unserer Zeit handeln sollen, während man alle Mißgriffe seiner protestantischen Zeitgenossen rechtfertigt, oder wenigstens mit den Begriffen der Zeit entschuldiget.

Von jeher erlaubte sich jede neue Religionspartei, sobald sie sich stark fühlte, Gewaltthätigkeiten, welche vor dem Richterstuhl der Vernunft und des Rechts keine Gnade verdienen. Die gewaltsame, wenn auch unblutige Art, wie Theodos und Honorius die heidnischen Ceremonien ausrotteten, ist kaum zu entschuldigen. Die Wuth der im Anfange des vierten christlichen Jahrhunderts neu entstandenen Sekte der Donatisten stützte sich nicht einmal auf höhere Authorität einer weltlichen Behörde — es war Fanatismus roher Volkshaufen; die Arianer, gleich nach ihrem ersten Erscheinen, verfolgten unter den Kaisern Konstantius und Valens, und schauderhaft unter Afrikas wandalischen Königen.

Auch die Neuerer im 16ten und 17ten Jahrhunderte trifft der gleiche Vorwurf. Die Geschichte hat oft genug die Verfolgungen der Protestanten in England unter der Königin Maria Tudor, mit allen schwarzen Farben Philipps II. Härte und Alba's Grausamkeit gegen die akatholischen Belgier, mit verdientem Abscheu die Bartholomäus-Nacht zur Schau gestellt. Mit gerechtem Entsetzen seufzt man: tantum religio potuit suadere malorum! Aber leider zeigte sich auch von Seite der Neuerer eben so wenig Billigkeit und Duldung. Kaum hatte die Religions-Trennung begonnen, so begannen in Sachsen die Apostel der neuen Lehre, selbst Luthern zum großen Aerger, Bilder und Statuen (so manche theuere Denkmale deutschen Kunstsinnes) zu vernichten. Der Czaar ärgerte sich nicht mit Unrecht darüber, daß die Lutheraner in Liefland die Kirchen und Cruzifixe mit Koth und anderer Unsauberkeit verunehrt. Schmidt neue Gesch. d. D. 2. Bd. 6. Cap.

Wenn auch jeder billige Katholik weit entfernt ist, die Gräuel-Scenen der Wiedertäufer Luthern oder seinen Anhängern zur Last zu schreiben; so liegt doch für die Katholiken der damaligen Zeit eine große Entschuldigung für Vieles darin, daß sie ein schauerliches Beispiel vor Augen hatten, wohin es führen könne, wenn man den großen Haufen einmal von dem ererbten Religionspfade wegleukte, wenn man den Pöbel zum Richter über den Sinn der Bibel erklärte.

Ein Münzer, ein Kinperdoling, ein Johann von Leiden konnten sich so wenig als wir mit Luthers Behauptung vereinen, daß selbst die Apostel das Evangelium nicht richtiger verstanden hätten als er, und daß ein Engel, wenn er die

[1] Berichtigung der Ansichten über einen höchst wichtigen Zeitraum mag wohl nicht minder interessant seyn, als die Beleuchtung einer Variante eines alten Schriftstellers. Darum möge dem folgenden Aufsatz ein Platz in diesen Blättern vergönnt seyn. S.

Digitized by Google

Bibel anders als Doctor Martin erklärte, mit dem Anathema belegt werden müßte.

Es war wohl einigermaßen folgerecht nach Luthers Behauptung, daß die wesentlichen Stellen der Bibel für Jedermanns Verstand klar seyen, wenn dann die erwähnten Schwärmer den Sinn, den sie hineinlegten, für klar und unumstößlich hielten, wenn sie in der Bibel ein neues Jerusalem und Gründe für alle ihre Unthaten fanden.

So sehr es übrigens Luthern Ehre macht, daß er unbedingt jede Empörung, jede Gewaltthätigkeit mißbilligte; so wenig vermochte er es, den ersten Anhängern seiner Lehre gleich friedfertige Gesinnungen einzuflößen. Philipp von Hessen entriß eigenmächtig dem römischen König Ferdinand das Herzogthum Würtemberg, dessen Erwerbungs-Titel nach damaligen Begriffen von dem ganzen Reiche als rechtmäßig anerkannt war, er plünderte muthwillig die fränkischen Bisthümer; den freilich unruhigen Herzog Heinrich von Braunschweig nahm er gefangen, ohne Authorisation von Kaiser und Reich, und die Partei der Neuerer gab ihm den in die Geschichte übertragenen Namen des Großmüthigen.

Die Protestanten vereint, erklärten auf dem Reichstage, sie könnten ihren Unterthanen den Besuch der Messe nicht gestatten, weil sie nach ihrer Ansicht sich aus der Bibel überzeugt hätten, daß die Messe im Widerspruch mit der Christus-Lehre stände. So unduldsam war die Minderzahl der Reichsstände über einen von den Katholiken für wesentlich gehaltenen Religions-Theil, gegen Katholiken, welche einen Jahrhunderte alten Besitz für sich hatten, zu einer Zeit, wo die neue Lehre noch nicht einmal reichsgesetzlich geduldet, sondern durch Reichsgesetze (von Worms 1521, von Speyer 1529) geächtet war[1].

Wenn nun katholische Reichsstände ihre Unterthanen nicht dulden wollten, welche weniger als sieben Sakramente annahmen; so thaten sie nichts als wozu ihnen die Protestanten das Beispiel gaben. Von diesen wurden die Mönche, von katholischen Fürsten die lutherischen Prediger verjagt. Gegen die Kalvinisten verfuhren die Lutheraner eben so bitter, als Katholiken gegen Lutheraner und Kalvinisten, in Sachsen wurde selbst der bloße Verdacht des Kalvinismus (die Kripto-Kalvinisten) blutig verfolgt.

Die Kalvinisten ihrer Seits blieben hinter Katholiken und Lutheranern nicht zurück. Als die Fürsten des pfälzischen Hauses sich zu Kalvins Lehre bekannten, mußten ihre Unterthanen kalvinisch werden, Kalvin selbst veranlaßte, daß Servet wegen Religionslehren verbrannt wurde. Was würde der Mann gethan haben, wenn ihm die Vollmachten eines Torquemada, die Macht eines Alba wäre in die Hände gegeben worden.

Sein Schüler Knox wenigstens erfrechte sich schon, seine katholische Königin (Maria Stuart), wenn sie in einem neuen Kleide erschien, eine Jezabel zu nennen, und in schamlosem Ernste anzutragen, daß man der katholischen Königin nicht gestatten solle, in ihrer Kapelle eine Messe zu hören, weil er die Messe für Abgötterei erklärte. An einem katholischen Priester hätte Raumer solchen Frevel nicht so glimpflich beurtheilt.

Die Reformirten in Belgien, als die wohlwollende Statthalterin Margaretha von Parma die strengen Befehle Philipps II. aufgehoben hatte, und man daher die Regierung eingeschüchtert glaubte, rotteten sich in zahllosen Schaaren zusammen, höhnten die katholischen Ceremonien, stürmten die katholischen Kirchen, rissen viele nieder, zer-

---

1 Man muß jedoch diese der neuen Lehre anhängenden Fürsten entschuldigen, wenn man erwägt, wie roh, unduldsam und selbst blutdürstig viele protestantischen Prediger, freilich ganz gegen Luthers und Melanchthons Gesinnungen sprachen und schrieben. So sehr der tolerante Maximilian II. den protestantischen Predigern in Oesterreich das bisher geübt schädlich und ärgerliche Schänden und Schimpfen in den Predigen und andern ihren Versammlungen verwies (Schmidt neue Geschichte 2. Bd. 24. Cap.); so erlaubte sich doch der Prediger Opizius in Wien so seine Zuhörer zu erbittern, daß, so oft sie von seiner Predig gegangen, sie Lust gehabt die Päbstischen, welche er jederzeit als Abgötter verdammt und dem Teufel ergeben, mit blutigen Händen zu zerreißen, darunter auch der frommen und christlichen Obrigkeit nicht verschonnet, sondern dieselb, so viel als an ihm, so verhaßt machen wollen, daß allbereit etliche rohe, grobe Gesellen sagen dürfen, sie wollten mit ihrer Confession lieber bei Türken, als anderen Orten seyn, da der Römischen-Katholischen und Apostolischen Kirchenlehr und Religion gehalten werde. (Schmidt ebend. Bd. 3. Kap. 4.) Man glaube übrigens nicht, daß die protestantischen Prediger (löbliche Ausnahmen gab es freilich) nur gegen Katholiken so roh intolerant gewesen seyen; die Lutheraner und Kalvinisten waren es nicht minder unter sich. Als der Pfalzgraf Johann Casimir über den 9jährigen Churprinzen Friederich IV., seinen Neffen, die Vormundschaft an sich gerissen hatte, drang er ihm sogleich mit roher Gewalt statt des lutherischen den kalvinischen Katechismus auf, — die lutherischen Prediger wurden aus dem Lande geschafft, und im Lande der fluchwürdige Vers verbreitet:

O Casimire potens servos expelle Lutheri;
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca.

Digitized by Google

trüperten, vertilgten Statuen und Bilder, welche der Gegenstand der Verehrung der Katholiken waren.

Die Geschichte kennt kein ähnliches Beispiel eines katholischen Volkes gegen die Religion ihres protestantischen Landesherrn. So viel ungestümer ist die Religions-Wuth bei dem Religions-Neuerern, als bei jenen, die nur auf ihrer ererbten Religion verharren.

Als nun allmählig die insurgirten Protestanten in Brabant und Ober-Yssel die Oberhand errangen, zerstörten sie da die Bilder, und gestatteten den Katholiken nicht einmal Privat-Gottesdienst, aus Besorgniß vor ihren Zusammenkünften, wie Hugo Grotius sagt. (Annal. Lib. III motu coitionis.) Welcher Religionsdruck läßt sich nicht mit diesem Scheingrunde rechtfertigen? — Philipp II., dessen finstere Verfolgungssucht wir ja nicht rechtfertigen wollen, wollte den protestantischen Cultus in Belgien ausrotten, nachdem dessen Bekenner in zahlreichen Schaaren schon wilde Ausschweifungen verübt hatten; die Gegner gingen auf Ausrottung des katholischen Cultus aus, weil sie Zusammenrottungen besorgten. Als später Moritz von Oranien Nimwegen zur Uebergabe zwang, verweigerte er der Stadt auf ihre Bitte die katholische Religions-Uebung. Usus Romanarum Ceremoniarum *postulanti civitati* negatur. Grot. hist. Lib. II.

Was mit den katholischen Bewohnern Nimwegens geschehen sey, sagt der gelehrte Mann nicht, welcher mit ungeheurer Hyperbel schreibt: unter Carl V. seyen hundert Tausend Protestanten in Belgien hingerichtet worden.

Wie es in Nimwegen den Katholiken möge ergangen seyn, dürfte man aus der Behandlung der Reformirten unter sich selbst schließen. Im Jahre 1618 (es war gerade das Jahr des Ausbruchs des dreißigjährigen Krieges, somit ein bemerkenswerther Zug des Zeitgeistes) im Jahre 1618 hielten die Reformirten eine Synode zu Dortrecht, um die Dispute der Gomaristen und Arminianer über die Wirksamkeit der göttlichen Gnade und über die Prädestination zu schlichten. Beide Theile mögen, wie es so oft bei Religions-Disputen der Fall war, weder ihre Gegner noch sich selbst klar verstanden haben. Die Gomaristen siegten auf der Synode durch die gewaltsame Intervention des Moritz von Oranien. Nun begann die Verfolgung gegen die Arminianer. »Die remonstrantischen Geistlichen (Arminianer) wurden noch in Dortrecht gefangen gehalten, »und ihnen nicht einmal erlaubt, gegen Bürgenstellung »ihre im Kindbette liegenden Frauen, ihre sterbenden »Geschwister zu besuchen. Nach langer Haft sollten sie es »für eine Gnade halten, daß man sie (die vor Anordnung »auch nur ihrer häuslichen Angelegenheiten aus Amt und Brot, »von Haus und Hof verjagt waren) über die Gränze »brachte und mit fünfzig Gulden Reisegeld beschenkte. An »200 Prediger und viele Schullehrer wurden abgesetzt, »an 80 Geistliche verbannt; lebenslang sollte eingesperrt »werden, wer eigenmächtig in sein Vaterland zurückkehrte. »Hart bestrafte man ferner Druck, Einfuhr und Verkauf »arminianischer Schriften, und büßte diejenigen, welche ihren heimlichen Versammlungen beiwohnten, dergestalt, »daß man den Armen selbst die Betten unter dem Leibe »wegnahm, oder den Reichern Soldaten einlegte. Denn »noch dauerten die Versammlungen, in Wäldern, Scheunen, Kellern u. dgl. fort. Nach einer solchen Entdeckung »erfolgte in Rotterdam (und Aehnliches geschah in Alkmar »Horne, und in andern Orten) am 19. October 1619 eine »allgemeine Plünderung der Theilnehmer durch die Soldaten. Zwei Personen wurden getödtet, mehrere verwundet, und eine schwangere Frau so mißhandelt, daß »sie auf der Stelle gebar und starb.« Raumer III. Band Seite 208 und 209.

Um bei dieser Religionswuth ja auch ein recht glänzendes Beispiel aufzustellen, mußte das Haupt des um den Staat so hochverdienten Barneveld fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur österreichischen Siegelkunde.

I. Andeutungen über Frauensiegel im Mittelalter.

(Schluß.)

Ich komme nun zur dritten Classe der Damensiegel, welche nämlich das Wappen des Mannes mit dem angestammten vereinigen. Hier kommt zugleich die Erörterung jener in Nr. 67 der österr. Zeitschrift enthaltenen Bemerkung, daß diese Art Wappenführung zuerst 1409 vorkomme, in Betracht. — Daß gekrönte und aus Regentenhäusern abstammende Frauen schon im 13ten Jahrhunderte doppelte Wappen führen, ist bekannt [23]. Unter den österreichischen Edelfrauen begegnen wir 1337 dem (bis jetzt)

[23] Die interessanten Abhandlungen in den »Anmerkungen über die Siegel von P. W. Gerken. Augsbg. 1781 sind auch hierüber lehrreich.

Digitized by Google

erſten Beiſpiele der Art an einer Urkunde Blanka's von Liechtenſtein. Auf der XIV. Tafel, Nr. 19 bildet Hueber in ſeiner Austria ex archivis Mellicensibus illustrata ein an dieſer Urkunde hängendes Siegel ab, das links das Liechtenſteiniſche, rechts ein unbekanntes Wappen (einen dreihügelichen Berg), beide an einen Baum gelehnt, darſtellt, mit der Umſchrift: S. Rudolfi de Losenstein. Da nun das Loſenſtein'ſche Wappen ganz anders beſchaffen iſt, es unerklärlich wäre, wie das Liechtenſtein'ſche in dieſer Zeit hinzukäme, ſeltſam aber, daß ein Ritter damals zwei Wappen vereinigte, unerhört endlich, daß er mit Unterdrückung des eigenen, zwei zufällig etwa erworbene Schilde in ſein Siegel aufnähme, ſo erbat ich mir die Einſicht des Originals, und fand, ſey es durch des Kupferſtechers, auch ſonſt beklagenswerthe Nachläſſigkeit, oder daß Hueber, auf die Urkunde ſich verlaſſend, das Siegel nicht näher unterſuchte, daß das Siegel zwar die genannte Darſtellung habe, hingegen aber die deutliche Umſchrift: † S. DNE. PLANSCH D'LIECHTENSTEIN [24]. Und ſomit fiele das erſte Doppelwappen auf das Jahr 1337. — Das zweite Siegel der Art finde ich neun Jahre ſpäter (1346) an einer Lilienfelder-Urkunde Eliſabeths, Witwe Heinrich Schüchlers, worin ſie das Wappen des edlen Geſchlechts der Sebeke, dem ſie angehörte, neben das ihres Mannes ſtellt, und auf der Umſchrift nur ihren Geſchlechtsnamen nennt [25]. Das dritte Siegel mit Doppelwappen führt 1370 Katharina, Alberos von Streitwieſen Frau, eine geborne Häusler v. Purgſtall [26]. Die vierte Stelle nimmt das in der genannten Bemerkung, als das erſte angeführte Siegel Dorotheas Witwe Hartneids von Topel ein. Darauf folgt 1414 als das fünfte das zierliche Siegel der Barbara Pernerin an einer St. Pöltner-Urkunde [27], drei Jahre darauf (1417) als das ſechſte das Siegel Eliſabeths v. Wildek, einer gebornen Zelking, womit ſie bei ihres Mannes Leben, und nächſt ihm eine St. Pöltner-Urkunde bekräftigt; beide Wappen hält ein Engel, die Umſchrift nennt bloß den Geſchlechtsnamen [28].

Die ſiebente Stelle nimmt das in der mehrerwähnten Bemerkung angeführte Siegel Anna's von Hohenberg ein, auf welchem das vereinigte Dürenſtein-Hohenberg'ſche Wappen erſcheint (1427). Um die Dekade voll zu machen, nenne ich noch das Doppelwappen im Siegel Kunigundens v. Pottendorf, vom Jahre 1439, und in jenem Margarethas v. Dachsberg von demſelben Jahre [29]; ferner 1443 ſiegelt Beatrix, Heinrichs v. Puchheim Witwe [30], endlich 1459 und 1466 Katharina v. Ebersdorf, eine geborne Jörger, mit vereinigten Wappen [31].

Aus dieſer, im Verhältniſſe geringen Anzahl Frauenſiegel Schlüſſe ziehen zu wollen, wäre übereilt. Nur geht daraus hervor, daß 1. die Sitte, mit dem angeſtammten Wappen zu ſiegeln, allmählig die urſprüngliche, das Wappen des Gatten zu gebrauchen, verdrängte. 2. Bald darnach aber der Gebrauch der Doppelwappen gefiel, und zugleich mit jenem fortdauerte. — Aber ſelbſt dieſe kleinen Schlüſſe werden nur ſo lange Grund haben, als ſo viele vaterländiſche Archive unbeachtet bleiben werden.

Möchten ſie durch das Gegentheil recht bald wiederlegt werden.

Eduard Melly.

24 DNE heißt Domine (e für ae).

25 Hanthaler Rec. II. 257 und t. 44. no. 15.

26 Duellius Exc. 391. cf. Hanthaler I. lit H.

27 Ibidem. p. 208.

28 Duellius Exc. p. 181 und Hanthaler Rec. t. 18. n. 25.

29 Beide in einer Privat-Sammlung.

30 Duellius Exc. p.

31 Wurmbrand Collect. XXX. Ich kenne auch die übrigen herausgegebenen öſterreichiſchen Frauenſiegel, aber da ſie theils nichts als den Anfangsbuchſtaben (z. B. Margarethas Weitfelder 1336 bei Hueber) enthalten, theils (wie bei Kunigundens v. Winden bei Hueber) bei Manchen ich noch nicht ganz im Klaren bin, ſo wollte ich lieber, bis ich etwas Gründliches ſagen kann, darüber ſchweigen.

Die Oeſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde, erſcheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen beſtehend. Der Pränumerations-Preis für beide iſt ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. feſtgeſetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

81. Sonnabend, den 8. October 1836.

Ueber Ferdinand II. und seine Zeit

mit Rücksicht auf Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Raumer glaubt von den Protestanten eine Makel zum Theil abzuwaschen durch die Bemerkung, daß in spätern Zeiten die Generalstaaten Grundsätze einer weisen Religionsduldung annahmen. So sehr dieses der spätern niederländischen Regierung zur Ehre gereicht; so ist es doch gewiß, daß diese Regierung zur Zeit Ferdinand's II. dießfalls eben kein nachahmungswürdiges Beispiel gab, — kein Beispiel, wie weit früher in Oesterreich Ferdinand I. und Max II., was seit Hugo Grotius bis auf Raumer die Geschichte zu würdigen vergessen hat!

Ohne übrigens bei den vielen Hinrichtungen in England unter der hochgepriesenen Elisabeth, wegen Verweigerung des mit der katholischen Religion unvereinbaren Suprematie-Eides uns aufzuhalten[1], wollen wir näher beleuchten, in wie fern man protestantischer Seits zu Ferdinand's II. Zeiten religiöse Duldung kannte.

In Dänemark verboth man um diese Zeit den Katholiken das Besuchen ihrer Schulen im Auslande, gab keinem Katholiken ein öffentliches Amt, und befahl endlich 1613, jeder sollte lutherisch werden, oder auswandern, und seines Erbrechts verlustig gehen[1].

Der so sehr verschriene Ferdinand drang um diese Zeit in Inner-Oesterreich darauf, die Protestanten sollen katholisch werden oder auswandern, ihre Güter verkaufen, und zehn vom Hundert Abzug zahlen!

So rasch nun Ferdinand in Inner-Oesterreich die neuen Lehren ausrottete; so wurde doch dabei kein Blut vergossen, und bei der gezwungenen Auswanderung viel minder hart als in Dänemark verfahren. Religionslehrer wurden unter das Volk geschickt, um die Akatholischen zu unterrichten, kein protestantischer Geistlicher, viel weniger die Laien wurden wegen der Religion mißhandelt; wer sich nicht bekehren wollte, mußte auswandern, konnte sein Vermögen verkaufen, und das Erlöste exportiren.

Höchst verwerflich erscheint allerdings die dabei geltend gemachte Maxime, die Nachfolger seyen an Versprechungen und Freibriefe der Vorfahren nicht gebunden. Auch wäre diese Maxime dann noch nicht gerechtfertiget, wenn, wie Ferdinand äußerte, manche Protestanten ihrer Seits aus den von seinem Vater dem Erzherzog Karl vorgezeichneten Schranken herausgetreten wären, und die mit ihrer Duldung verknüpften Bedingungen überschritten, sogar ihre Anmaßungen mit bewaffneter Hand durchzusetzen sich unterstanden hätten. (M. s. Schmidt neue Gesch. d. D. 3. B. 16. Kap.)

Jedenfalls that aber auch hierin Ferdinand nichts anders, als was vom Anfang der Reformation an die protestantischen Fürsten Deutschlands gethan hatten. Die katholische Religion war durch Jahrhunderte die einzige staatsrechtlich sanktionirte Religion in Deutschland gewesen; jede Abweichung von derselben war durch Reichsgesetze schon von Kaiser Friedrichs II. Zeiten her hoch verpönt; Karls V.

[1] Im Jahre 1580 wurde es in England für Hochverrath erklärt, wenn irmand den andern von der englischen Kirche abwendig zu machen suchte. Eine Messe zu lesen, wurde bei 200 Mark Strafe und einjährigem Kerker, eine zu hören bei 100 Mark Strafe und einjährigem Kerker bestraft; wer 12 Monate die englische Kirche nicht besuchte, um 200 Pfd. Im Jahre 1585 wurde festgesetzt, alle katholischen Priester sollen binnen 40 Tagen bei Strafe des Hochverraths das Land verlassen, bei gleicher Strafe keiner daselbe betreten. Auf die Reconciliation mit der römischen Kirche wurde Todesstrafe gesetzt. Wenn auch nicht Alles das genau vollzogen wurde, so wurden doch 125 wegen Ausübung des geistlichen Amtes hingerichtet, über 70 wegen Reconciliation.

[1] Raumer Seite 224.

Digitized by Google

Wahl-Capitulation gewährte dem päpstlichen Stuhle Schutz; der Wormser Reichsschluß von 1521 verbannte jede dem Katholicismus widersprechende Religion. Diese feyerlichen Gesetze sollten doch den deutschen Unterthanen, welche katholisch bleiben wollten, eben so viel Schutz gewähren, als ein Freibrief des Erzherzogs Karl den protestantischen Unterthanen in Steyermark, Kärnthen und Krain. Doch gestatteten Deutschlands protestantische Fürsten ihren katholischen Unterthanen die Messe und die Dependenz von dem Papste nicht, was doch die Katholiken als wesentlich mit ihrer Religion verbunden betrachteten.

Dieses staatsrechtliche Verhältniß beider Religionstheile, ehe der Religions-Friede 1555 den Stand der Dinge rechtskräftig änderte, ist bis jetzt noch nie in der Geschichte beachtet, nie die Handlungsweise der Katholiken und der Protestanten der damaligen Zeit aus diesem, einzig richtigen, staatsrechtlichen Standpunkt gewürdiget worden. Wohl gewährt diese intolerante Verfahrungsart der ersten Protestanten keine volle Rechtfertigung ähnlicher unduldsamen Schritte katholischer Fürsten. Aber richtig ist es, daß die einseitig den Katholischen und Ferdinanden gemachten Vorwürfe in gleichem Maße auch die Protestanten treffen. Wenden wir, um den Geist der Zeit von mehreren Seiten kennen zu lernen, unsern Blick nach Schweden.

Da übernahm des katholischen Königs Sigismund Oheim Karl die Reichsverwaltung, entsetzte den vom Könige in Stockholm angestellten, katholisch gesinnten Grafen Erich seiner Kastellanei, schaffte den katholischen Gottesdienst ab, eröffnete 1595 einen Reichstag in Söderköping, dessen Beschlüsse lauteten:

Alles noch vorhandene Katholische wird abgeschafft (man zerstörte unter diesem Vorwande selbst Gräber und Heiligendenkmale), auch verlieren alle Katholiken ihre weltlichen und geistlichen Aemter, und verlassen binnen sechs Wochen das Reich. Niemand darf seine Kinder im Auslande bei Katholiken erziehen lassen. (Raumer Seite 251.)

Härteres verfügte um diese Zeit Ferdinand in Inner-Oesterreich nicht, wobei nur der beachtenswerthe Unterschied eintritt, daß Ferdinand als Landesherr handelte; in Schweden aber die Unterthanen gegen den Willen ihres katholischen Königs diese intoleranten Beschlüsse faßten. Ueberhaupt ist es charakteristisch, daß im 16ten Jahrhunderte protestantische Unterthanen katholischer Landesherren sich gegen die katholische Religion manchmal die rohesten Gewaltthätigkeiten erlaubten; katholische Unterthanen protestantischer Landesherren verhielten sich stets leidend.

Das Beispiel Frankreichs, welches den rechtmäßigen Thronerben Heinrich IV. erst anerkannte, als er in die Messe ging, wurde zur nämlichen Zeit in Schweden nachgeahmt, wo man den Wladislaw, des Königs Sigismund Sohn, nur dann als Thronerben erkennen wollte, wenn er Protestant würde. Bald aber lieferten die Protestanten ein, anderswo nie erhörtes Beispiel; durch ein eigenes Thronfolge-Gesetz wurde der König von Schweden auch für den Fall des Reichs verlustig erklärt, wenn er eine Katholikin heirathen würde.

Mit Leidwesen bemerkt man, daß selbst Raumer solche Gewaltstreiche gegen die katholische Religion ohne einen Laut der Mißbilligung erzählt, wenn er sich nicht erlauben kann, sie ganz zu verschweigen [1], während er Ferdinands Abweichung von Maximilians Duldung mit einer bittern Ausrufung rügt (Seite 339) und die Verfolgung der Kalvinisten in dem lutherischen Sachsen nach Verdienst tadelt (Seite 277), endlich Philipps II. und der französischen

1. Die Hinrichtungen wegen der katholischen Religion unter Elisabeth erwähnt er gar nicht, um das schöne Bild, welches er, in dieser Hinsicht mit Recht, von dieser Fürstin zeichnet, nicht zu verunstalten. Wohl aber stellt er später die rohe Intoleranz der Presbyterianer in Großbritannien nach Verdienst dar. Es mag hier der Ort seyn, aus Raumers 4. Bände einige Züge aufzuheben, welche Alles überbieten, was je den Jesuiten zum Vorwurf gemacht wurde.

Am 3. December 1641 befahl das englische Parlament, die katholische Religion sollte in Irland gar nicht mehr geduldet werden. Seite 62. Wenn es möglich gewesen wäre, diesen Befehl zu vollziehen, so hätten wenigstens fünf Sechstheile der Bevölkerung dieses Landes vertilgt oder vertrieben werden müssen.

Im Jahre 1646 drang das Parlament dem König Carl d. die Verpflichtung ab, daß die katholischen Kinder durch Protestanten sollten erzogen werden. Seite 185.

Einer der gemäßigtern Engländer rief doch, als von Duldung der Katholiken die Rede war, aus: eine so entsetzliche Verwilligung muß die Indignation Gottes und der Menschen hervorrufen. Seite 168.

Alles das erscheint jedoch mild gegen das, was der presbyterianische Prediger Marshall von der Kanzel donnerte: »Wessen Gottesherz erschrickt nicht bei dem Gedanken, in einer eroberten Stadt die kleinen Kinder zu spießen, oder sie bei einem Beine zu ergreifen, und ihre Köpfe an den Mauern einzuschlagen. Geschieht aber dieses Werk um Gottes Kirche (die presbyterianische) an Babilon (der englischen Kirche) zu rächen, so ist der ein gottgefegneter Mann, welcher die Kleinen ergreift und an den Steinen zerschmettert. Seite 143.

Digitized by Google

Könige Handlungsweise (mit Recht) frevelhafte Tyranei nennt (S. 296).

Nur einmal kann sich doch Raumer der Wahrheit nicht enthalten, welche eigentlich das Motto jeder Geschichte von 1517 an seyn sollte, daß man innerhalb jedes der drei Hauptbekenntnisse das wahrhaft Christliche vergessen und sich in übertriebenen heillosen Eifer verstricken kann. S. 393.

Es war aber auch gar zu auffallend, wie sich der Pfalzgraf Friedrich V. auf seinem noch so wankenden böhmischen Throne gegen die katholische Religion feindlich zeigte. Zwar versprach er anfangs den Katholiken Schutz und ungestörten Gottesdienst; aber bald forderte er von ihnen Eide, welche mit ihrer Religion unvereinbar waren, wer nicht schwören wollte, dessen Güter wurden eingezogen. Bald erschienen in der katholischen Hauptkirche Arbeitsleute, um alle Gemälde, Bildwerke, Reliquien und dergleichen wegzunehmen. Eifrige Katholiken und Kunstfreunde eilten herbei, und wollten das Verachtete retten oder kaufen, erhielten aber zur Antwort: man dürfe zur Fortdauer solchen Götzendienstes nicht die Hand biethen. Und so ward dann Alles zerschlagen, verbrannt, ein schönes Altarblatt von Kranach herabgeworfen, und frecher Spott der argen Gewalt hinzugefügt. Beim Abbrechen der Christus-Bilder sagte man z. B.: Hilf dir selber, so du Gottes Sohn bist u. dgl. Angezündete Kerzen, Taufbecken, Kniebeugen, Zeichen des Kreuzes, Singen der Collecten wurden nicht mehr geduldet, und jedes Denkmal, jede Erinnerung früherer Zeit bis auf die Inschriften vertilgt. Keine Glocke durfte mehr läuten, statt der Altäre wurden Tische hingestellt, die goldenen und silbernen Kelche zu Hofe abgeliefert, hölzerne dafür angeschafft, und das Abendmal ohne alle Feierlichkeit und Würde ausgetheilt.

Was hätten die Katholiken noch zu erwarten gehabt, wenn Friedrich bei Prag gesiegt, wenn er die Krone auf seinem Haupte befestiget gesehen hätte? Friedrichs Hofprediger Skultetus, unduldsamer als irgend ein Fanatiker sah alles, was über den kalvinischen Heidelberger Katechismus hinausging, für Götzendienst an. Gewiß wäre die katholische Religion in Böhmen verdrängt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Alterthümer in Böhmen.

In dem »Rheinischen Museum für Philologie,« herausgegeben von F. G. Welker und A. F. Näke. Jahrgang 4. Heft 3. Bonn 1836. 8. befindet sich der Briefwechsel zwischen Goethe und Dr. Chr. Fr. L. Schultz, geh. Ober-Reg. R., in welchem einige Nachrichten über vaterländische Gegenstände vorkommen, die sehr anregend und ganz geeignet sind, die Aufmerksamkeit kunsterfahrener Geschichtsfreunde auf sich zu ziehen. Die verschiedenen Stellen, welche davon sprechen, mögen, aus dem Ganzen herausgezogen und unmittelbar an einander gerückt, hier noch einmal abgedruckt werden, vielleicht bestimmen sie einen tüchtigen Mann, das, was in künstlerischer Hinsicht behauptet worden, noch einmal in gründlichen Augenschein zu nehmen, und wenn es sich haltbar und wahr erweiset, die Zeit auszumitteln, in welcher diese Bauten ausgeführt seyn könnten.

Goethe, p. 310: Was die antike Rustica betrifft, darf ich ein altes, von mir für römisch durchaus geachtetes Monument, den viereckigen Thurm auf der Festung zu Eger anführen. Hier ist nun diese Art, vier Seiten des Steins zu behauen, recht am Platze, da nämlich, wo sie unmittelbar an einander stoßen, die fünfte äußere nur so viel, als zur richtigen Fügung nöthig ist zu bearbeiten, die innere sechste ganz roh zu lassen. Bei einem äußerst festen Gestein, einem der Lava ähnlichen Basalt, gab sich die Sache ganz natürlich und macht, wie alles Gute und Nützliche, wohl auch durch den mannigfaltigen Anblick eine treffliche Wirkung. Ich lege ein Stück von dem Gestein bei, woraus das Zweckmäßige gedachter Mauerart hervorgeht.

Schultz, p. 312: Sie sehen, wie interessant mir hiernach Ihre Nachricht seyn mußte, daß Sie in Eger einen Thurm derselben Bauart angetroffen haben, und ihn ebenfalls für Römisch achten! Das ist doch wohl ein Zeuge des Feldzugs des Sextius Sartunius gegen Marobodum, dessen Vellejus Paterculus c. 109 und 110 erwähnt. Dort befestigte sich der römische Feldherr, bis Tiberius vom Süden herannahen würde, um den Feind mitten in Böhmen gemeinschaftlich anzugreifen. Da der Aufstand in Pannonien es verhinderte, verließ man eilig die Stellung, und die Deutschen fanden das Castrum leer; und so blieb es erhalten. Merkwürdig ist es, daß Friedrich Barbarossa zu

Digitized by Google

Eger eben so ein Palatium gehabt hat, wie in dem Römischen Castell zu Gelnhausen; ich könnte mehrere Beispiele dieser Art anführen. Da erkennen wir, wie armselig es um die vorgebliche Herrlichkeit des Mittelalters und seiner Kunst aussah!

P. 314. Ein solcher lavaartiger Basalt, wie Sie ihn an dem Thurme zu Eger fanden, bricht auch in der Gegend des Laacher-Sees bei Andernach, und ist von den Römern zu den Ufer- und Brücken-Bauen am Rhein und an der Mosel im Rustica-Styl vorzüglich verwendet worden.

P. 319. Haben Sie Gelegenheit, mir über den Thurm zu Eger, dessen Masse, Bauart, innere Einrichtung, seine besondere Lage, ob er zu einem größeren Castell derselben Bauart gehört habe, und was etwa davon noch vorhanden ist, Nachricht zu verschaffen, so würden Sie mich sehr erfreuen.

P. 322. Der Thurm, den Sie in Eger als Römisch anerkannt haben, schließt herrlich den Kreis der Macht Trajans gegen Deutschland, der letzten römischen Größe vor dem Verfall.

Goethe, p. 324: Der viereckige Thurm auf der Eger-Citadelle ist vielleicht das Festeste an Gestein und Bauart; dagegen ist mir der runde in Kinsberg als das Eleganteste vorgekommen, was ich in dieser Art gesehen habe. Eine Stelle aus meinem gedruckten Tagebuche stehe hier zur bequemeren Uebersicht:

»Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf stark durchquarztem Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architektonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten römischen Zeiten. Er mag hundert Fuß hoch seyn, und steht als prächtige, toskanische Colossal-Säule unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach, wie sie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Zirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine eben so schöne Steinsetzung, wie außen gewahr wird und die Mauer schätzen kann, welche zehn Fuß Leipziger Maß halten mag. Wenn man nun also den Mauern zwanzig Fuß zugesteht, und den innern Raum zu vierzig annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa fünfzig Fuß im Durchmesser; doch hierüber wird uns ein reisender Architekt nächstens aufklären; denn ich sage nicht zu viel, stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten.

Kinsberg finden Sie auf jeder Karte, und Sie werden bemerken, wie dieser Thurm gerade auf der Gränze von Böhmen und Bayern stand. Vielleicht ist Ihnen schon bekannt, was rechts und links nach Franken und Bayern zu von dergleichen Befestigungswerken gebaut war. Ich habe versäumt mich darnach zu erkundigen, doch wünschte ich Ihre Andeutung, und werde mich wegen des letzteren bei meinen böhmischen Freunden erkundigen.

Miscellen.

Die protestantische Schule zu Linz, welche aus fünf Klassen bestand, und im Jahre 1578 von Ens dahin übertragen worden war, hatte 1613, einem geschriebenen Verzeichnisse zu Folge, 176 Studierende. Unter diesen erscheinen die Namen: Dietrichstein, Herberstein, Tiefenbach, Saurau, Ortenburg, Stubenberg u. s. w.

»Anno 1517 haben die Genannten (die Bürger von Wien) begehrt die kayf. Majest. sol ir Freyheit lesen lassen, vnnd in die wal Burgermaister vnd Rat setzen, darauf kayf. Mt. diese Declaration gethan, etlichen gefallen etlichen nit:

Die 200 Zetteln oder Wahlen sollen ihm vorgelegt werden, und der die meisten Stimmen hat, sey Bürgermeister, wenn er tauglich befunden worden; so auch die Rathsheeren.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

82. Mittwoch, den 12. October 1836.

Ueber Ferdinand II. und seine Zeit

mit Rücksicht auf Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun kurz zusammen, wie sich ein halbes Jahrhundert vor Ferdinand und zu seiner Zeit in Europa in Hinsicht auf religiöse Duldung benommen worden! In Spanien und Italien war von Duldung keine Rede; in Frankreich, ohne noch der frühern Religionskriege zu gedenken, wurden unter des weisen Heinrich IV. Söhne durch Richelieu, den Hugenotten die durch frühere feyerliche Staatsverträge zugesicherten Begünstigungen zernichtet; in den Niederlanden höhnte frecher Pöbel alles Katholische, und wo die kalvinischen Insurgenten einer Provinz oder Stadt sich bemächtigten, wurde die katholische Religion nicht mehr geduldet; in Dänemark und Schweden wurde sie ausgerottet durch Gesetze, welche für die freilich nicht sehr große Zahl ihrer Bekenner mit dem empörendsten Drucke verbunden waren; in England erlaubte sich die Krone blutige Verfolgungen, unter Maria gegen Protestanten, unter Elisabeth gegen Katholiken, unter Jacob I. gegen Presbyterianer [1], und bald seufzten Katholiken und protestantische Episkopalen unter der Wuth der Presbyterianer; in Deutschland mußten die Brandenburger und Pfälzer nach der Laune ihrer Churfürsten bald den Heidelberger, bald Luthers Katechismus annehmen; in Sachsen mußte der Arzt Peucerus, wegen Meinungen über das Abendmahl, unter dem sonst so milden Churfürsten August, 12 Jahre lang in hartem Kerker schmachten. Die Fürsprache des Kaisers Max II., welcher bei einem Besuche in Dresden 1571 dem Churfürsten vorstellte, man müsse die Gewissen Gott überlassen, fand keinen Eingang. Daß die geistlichen Fürsten Deutschlands gegen ihre protestantischen Unterthanen um nichts toleranter waren, wurde auf Reichstagen stets geklagt. Kaum war der Churfürst von Köln Gebhard Truchseß, der schönen Agnes Mansfeld zu lieb, zur Religion der Protestanten übergetreten, so begann er auch den katholischen Gottesdienst zu verdrängen; so die Protestanten in Aachen, welche noch dazu eingedrungene belgische Flüchtlinge, nicht eigentlich Aachens Bürger waren; der Pöbel von Donauwerth, mitten in einem von Katholiken bewohnten Lande, störte mit Steinwürfen und andern Gewaltthätigkeiten den Gottesdienst [2]; die ersten Schritte der Kalvinisten in Prag zeigten nur zu klar, was die Katholiken (später höchst wahrscheinlich die Lutheraner) zu gewarten gehabt hätten, wenn Friedrich von der Pfalz im Besitz des usurpirten Thrones geblieben wäre. Man sprach sich schon derb genug aus, daß aller Götzendienst müsse ausgerottet werden [2]. Die Schlacht bei Prag entschied anders.

Solche Beispiele zeigten sich Ferdinanden in der nächsten Vergangenheit, solche von seinen Zeitgenossen; — und die einseitigen Schriftsteller schreiben so, als ob dieser Monarch das einzige Beispiel harter Unduldsamkeit gegeben hätte.

Folgen wir ihm nun in seinem religiösen und politischen Betragen: Ferdinand war, so weit es sich nicht um Religion handelte, mild und nachgebend. Erzogen auf der Universität Ingolstadt, dem Hauptsitz des Katholicismus, und von seiner Mutter der bayerischen

[1] Die Episkopalen wollten in dieser Verfolgung der Presbyterianer eine eigene Inspiration des heil. Geistes wahrnehmen.

[1] In Donauwerth hatten die schmalkaldischen Bundes-Verwandten im Anfange des Krieges, obschon der Magistrat ganz katholisch, und die Burgerschaft theils katholisch, theils lutherisch war, den katholischen Gottesdienst ganz abgeschafft; — Carl V. als Sieger eben so den lutherischen; Moritz von Sachsen abermals den katholischen, und Carl V. später wieder den lutherischen.

[2] Daß Raumer den frechen Thronräuber immer den König nennt, ist doch ein wenig anstößig.

Digitized by Google

Maria, hielt er es für seine heiligste Pflicht, die katholische Religion zur alleinherrschenden, mit Ausrottung aller ihr widersprechenden, zu erheben, so fern es ohne gänzliche Zerrüttung des Staates durchzusetzen möglich war. Nach seiner Ansicht war es Pflicht gegen die Ketzer selbst, sie von dem Irrthum zur Wahrheit und auf den alleinigen Weg des Seelenheils zu führen. Der eben so eifrig lutherische Gustav Adolph hielt es eben so für Pflicht, den Kalvinismus nicht aufkommen zu lassen [1]. In Deutschland selbst hatten die lutherischen Fürsten in ihren Ländern keine Spur der katholischen Religion übrig gelassen, die kalvinischen hatten weder katholisches noch lutherisches Glaubens-Bekenntniß geduldet. Es war die herrschende Idee in Europa: was der Landesherr in Religionssachen für wahr hält, zu dem müssen sich die Unterthanen bekennen.

Die vernünftig menschliche Idee, man müsse die Gewissen Gott anheimstellen, hatte bis dahin nur Maximilian II. erfaßt, und vergebens gepredigt.

Im allgemeinen Geiste des Zeitalters, im Sinne des Augsburger Religionsfriedens, handelte nun Ferdinand in Inner-Oesterreich. Wer nicht katholisch werden wollte, mußte auswandern, doch wurde bei diesem raschen Bekehrungswerke kein Blut vergossen, wie an manchen andern Orten; der den Habsburgern mit wenigen Ausnahmen eigene milde Sinn ließ es hier nicht zu so harten Schritten kommen, als sie in vielen andern Staaten Europa's vorgefallen waren. Einige Bauern-Aufstände, wozu sich hier wie anderwärts die Protestanten verleiten ließen, wurden kraftvoll niedergehalten, aber nicht blutig gerächt.

Vollbracht hatte Ferdinand in Inner-Oesterreich das Reformationswerk, — beruhigt war das Land, — als er vermög Verzichtleistung der kinderlosen Erzherzoge von der Linie Maximilians II. zur Nachfolge in Ungarn, Böhmen und Oesterreich berufen wurde.

In Oesterreich selbst konnte Ferdinands Recht zur Nachfolge keinem Zweifel unterliegen; auf die damals nicht klar entschiedene Frage: ob Ungarn und Böhmen Erb- oder Wahlreiche seyen? konnte es nicht mehr ankommen von dem Augenblicke an, als die Stände beider Reiche Ferdinanden als Nachfolger anerkannt hatten.

In seinen neu erworbenen Staaten fand Ferdinand den Protestantismus so mächtig gewurzelt, daß es einleuchtend war, hier können nicht, wie in Inner-Oesterreich, ohne Bürgerkrieg, ohne vieles Blutvergießen die neuen Lehren ausgerottet werden.

Zu so schauderhaften Bekehrungsmitteln mochte er sich nicht entschließen; daher bestätigte er bei seinem Regierungs-Antritte alle kirchlichen und weltlichen Rechte, Begnadigungen und Einrichtungen, selbst den so mißbeliebigen Rudolphinischen Majestätsbrief in Böhmen, stellte sogleich die Feindseligkeiten gegen die empörten Böhmen ein, und schlug freundlich milde Unterhandlungen vor.

Gewiß ein Zug seltener Mäßigung nach dem beispiellosen Frevel in Böhmen.

Sonderbar, daß Raumer alle Scheingründe zur Rechtfertigung der Böhmen anführt, ohne ein Wort zu deren so leichten Widerlegung niederzuschreiben, da doch selbst in dem Falle, wenn alle Beschwerden der Böhmen gegründet gewesen wären, es immer unverzeihlich war, die kaiserlichen Statthalter tumultuarisch zum Fenster hinaus zu stürzen.

Allein die Böhmen, überhaupt die Protestanten der Erblande, glaubten sich mächtig genug, daß sie nicht einmal nöthig hätten, Ferdinands versöhnende Anträge zu beantworten.

Lange hatten sie mit der protestantischen Union in Deutschland verabredet, daß Ferdinand nie zur Regierung gelangen solle. Sie rechneten auf den Beistand von Savoien, von Venedig, von Holland; die Ober-Oesterreicher verweigerten es, Ferdinanden zu huldigen; die Protestanten in Nieder-Oesterreich, noch frecher, erlaubten sich persönliche Mißhandlung: Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, trachtete nach der Krone Ungarns, wo er zahlreichen Anhang hatte.

Da nun auch ein von der Union abgesendetes Korps nach Böhmen den Empörern zu Hülfe kam; so handelten diese im Einverständniß mit den Ständen von Mähren, Schlesien und der Lausitz, als ob kein König wäre. Auch Raumer erkennt es an, daß die meisten erbländischen Protestanten die Vernichtung der österreichischen Macht bezweckten.

1 Auch nach Gustav Adolphs Tode hätten die Kalvinisten keine größere Begünstigung zu erwarten gehabt. Oxenstierna wollte sie, nach Pufendorfs Zeugniß, von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wissen, oder, wenn doch einer ein Amt antreten sollte, müßte er sich eidlich zu Luthers Dogmen bekennen. — Daß endlich im westphälischen Frieden die Reformirten mit den augsburgischen Konfessions-Verwandten gleiche Rechte errangen, verdankten sie dem Ansehen, in welches schon damals der große Churfürst von Brandenburg sich zu setzen gewußt hatte.

Digitized by Google

Wirklich schritten die böhmischen Stände zur neuen Königswahl; sie fiel auf das Haupt der protestantischen Union, den kalvinischen Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, welcher, aller Warnungen seiner Mutter und seines Schwiegervaters des Königs Jacob I. von England ungeachtet, die Krone annahm, und, wie wir bereits gesehen haben, sogleich in Böhmen gegen die katholische Religion sich höchst feindselig zeigte.

Nun war Ferdinands Lage höchst gefahrvoll; Böhmen, Mähren, Schlesien im offenen Aufstande; die Stimmung in Ober- und Nieder-Oesterreich mehr als schwierig; aus Ungarn rückte Gabor vor Wien, wohin sich auch die rebellischen Böhmen gewendet hatten.

Die verzweifelte Lage Ferdinands überbot noch die Gefahren Alfreds von England und Carls des VII. von Frankreich. Daß Ferdinand da noch festen Muthes blieb, würde die Geschichte an jedem Andern bewundert haben; an Ferdinanden will die Geschichte nichts Gutes finden.

Indeß würde ihn doch sein hochherziger Muth nicht gerettet haben ohne fremde Hülfe.

Die Natur eines Staatsverbandes bringt es mit sich, daß, wenn ein Mitglied des Staates in seinen Rechten und Besitzungen angegriffen wird, der ganze Staat sich zu seinem Schutz vereine.

Der Herzog von Baiern und der Churfürst von Sachsen leisteten wohl Ferdinanden Hülfe; aber sie ließen sich diese Hülfe theuer bezahlen; dem Ersten mußte für die auf 13 Millionen berechneten Kriegskosten das Land ob der Ens, dem Zweiten für die auf 6 Millionen berechneten Kosten die Ober- und Niederlausitz verpfändet werden [1].

Nun nöthigte wohl der Churfürst die Lausitz und Schlesien zur Unterwerfung, der Herzog das Land ob der Ens und schlug vereint mit den kaiserlichen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag die Rebellen entscheidend. Die Folge dieser Schlacht war die Unterwerfung Böhmens, Mährens und Oesterreichs.

Von nun an werden Ferdinands Schritte in gleichem Maße hämisch und unverständig beurtheilt.

Vor allem wird ihm (auch noch neuerlich von dem Hofrath v. Rotteck) zum Vorwurf gemacht, daß er nicht gleich nach der Prager Schlacht Friede geschlossen. Allerdings wäre jetzt Friedrich froh gewesen, mit der Verzichtleistung auf Böhmen (dessen Königs-Titel er jedoch noch immer führte) seine Erblande zurück zu erhalten. Allein sein zügelloser muthwilliger Ehrgeiz hatte Ferdinanden (ohne die Verwüstung der Erblande und die unermeßlichen Kriegskosten in Rechnung zu bringen) die Verpfändung der Lausitz und Ober-Oesterreichs gekostet. Durch den bayerischen Besitz des letztern Landes, welches einzulösen bei den erschöpften Finanzen Oesterreichs auf lange hinaus unmöglich war, wäre Bayerns Gränze bis auf wenige Tagmärsche von Wien vorgerückt worden.

Hierin lag nun ein schwer zu beseitigendes Hinderniß des Friedens.

Ferdinand war doch gewiß nicht der Urheber dieses unseligen Krieges, und doch hätte er nach der Ansicht der Schriftsteller, die ihn über die Fortsetzung des Krieges so bitter tadeln, allein die Kosten dieses Krieges tragen sollen; denn der Pfalzgraf Friedrich wollte in alle seine Länder wieder eingesetzt werden.

Der Kaiser verfiel auf das einzig mögliche Auskunftsmittel, wenigstens die empfindlichere Hälfte seines Schadens auf Kosten Friedrichs von sich abzuwälzen, das auf dem Lande ob der Ens haftende Pfand.

Die obere Pfalz, theils von dem deutschen Reiche, theils von der Krone Böhmen lehenbar, verlieh er an den Herzog von Bayern gegen die Bedingung, daß dieser auf seine Forderung von 13 Millionen und beziehungsweise auf das Pfandrecht auf Ober-Oesterreich verzichtete.

Diese Verfügung wurde auch im westphälischen Frieden, wo doch Oesterreichs Feinde mit solchem Uebergewicht auftraten, als gerecht anerkannt.

Da Friedrich auf der Rückstellung der Rheinpfalz und der Ober-Pfalz beharrte; so konnte zwischen ihm und Ferdinand II. kein Friede zu Stande kommen.

(Fortsetzung folgt.)

---

1 Gestützt Oxenstierna fand diese so theuer bezahlte Hülfe auffallend. Als man nach geschlossenem Prager Frieden mit Schweden zu unterhandeln begann, und dieser Krone zur Entschädigung 2 1/2 Million Thlr. bot; äußerte der schwedische Kanzler: »Der Churfürst von Sachsen »selbst, so gut wie jener von Bayern hätten sich von dem Kaiser, »dem sie als ihrem obersten Lehenherrn ohnehin »schuldig gewesen beizustehen, die geleistete Hülfe durch »Abtretung wichtiger Provinzen bezahlen lassen, wie er nun den »Schweden zumuthen wolle, mit der angebothenen Summe sich »zu begnügen« u. s. w. Schmidt eb. das. 44. Kap.

Digitized by Google

Mathias Wissnic von Wettern sendet Herrn Jörgen Pottnprunner und seinem Schwager Hannsen von Rorbach die Antwort, welche die Hussiten dem König Sigmund von Ungarn vor dem Basler-Concilium zu geben übereingekommen, zur Nachachtung. A. 1429.

Anno etc. XXIX°. (1429) des Monntags nach der hailigen drifaltigkait und die gannez wachen hat gewert ein grosse vnd sollige sammung herren Ritter vnd knechten Stet vnd der andern gemain die da zu der »Gotes« ee, zugenaigt sein zu Prag Jnn der haupt Stat des Behmischen lanndes, vnd die Sammung hat getan der kunig von vngern̄, nach seiner herren vnd Rittern Rathschafft, da selbist die dasigen wart von wart zu wart sind verschriben warden, Jnn derselben Rathschafft sind czwen nomhafft Artikl gelegt warden, alls ein Sammung, jn latein Consilium, aller kristenhait, vnd das ander ein Stil oder ein ffrid czway Jar mit dem kunig vnd seiner saiten,

Czu denn baiden die Maister vnd die priester habent jren Rat gegeben, aws der ee Gotes, ein solichen, daz die paid gesein mogen, mit gewissen vnd wirdigen vrsachen vnd awsredung, vnd darumb die vorgeschriben Ritter knecht Stet vnd die gemain, zu den paiden iren willen habent gegeben, vnd darnach sie auff dem beliben sein, Ein antwurt darauff getan habent, alls hernach geschriben stet,

Czum Ersten, ist daz wirt das Consilium aller kristenhait, daz dann die krichen die Armenen Patriarcha von Constantinopolin die da auch in baiden geschtalten nement den hailigen Sacrament auch da sein,

Daz ander, daz bay demselben Consilium sein schol ein taiding aus der Ee Gotes aber nicht nach Pabstlicher ordnunk, also als wir das dem kunig gesagt haben, vnd daselbist daz der Pabst nicht haben schol allain aus seiner macht zu taidigen, aber die gancz kristenhait, vnd wenn solich Sammung wirt fur sich gen, so well wir darzu schicken wais vnd fursichtig vnd Gotsorichtig laut gaistlich vnd werlntleich leut, mit ganczer macht, also das Consilium geschech eins halben Jars vor, ee wir zu der Sammung cziehen wurden,

Item zu dem frid gebens auch jren willen die vorgeschriben gmain, mit hernach ausgenomen worten,

Czum Ersten, welich versprachen haben zu zutreten vnd sich verschrieben zu der Gottes ee, Es say ein Richtigung mit dem kunig ader nicht, ist daz sie nicht zu vns treten, mit solhen well wir kain frid nicht haben,

das ander, daz das geprssert werde was vns in dem frid ist geschehen,

das drit, welche zugetreten sein zu der ee Gotes, vnd danach wider von getreten sein, an dem sie falschlich getan habent, mit den wellen wir kain frid nicht haben,

das virt, mit dem vngerischen kunig vnd sein laundt mit Osterlanndt mit Sleserlanndt vnd mit Merherlanndt well wir frid haben, aber mit dem von Maigsen vnd mit paerlannd kainen frid,

das fumfft, ob der von Osterlanndt frid haben wil, daz er sich den Merhern enthalt in den Rechten vnd verpriesen als sie sich am negsten verschriben habent, daz ein Auslender nicht schul sein ein Amtman, vnd der kunig daz er enphil etlichem herren, ader einem herczogen das Marherisch Lanndt der da sey der Behmischen czungen, ader der Windischen,

daz sechst, die halden vnd die czinns well wir in dem frid fur sich haben,

daz Sibent, Vnsier priester schullen allenthalben fray sein, aber die jren schullen auf den geschossern peleiben̄, daz sie das volkch nicht ablaiten,

das acht, die da nement den werden leichnam vnsern herren vnd sein hailigs plut in paiden geschtalten, daz vns die ain halben czinns geben, vnd jnn ain halben, daz sie damit widerspringen mochten jr scheden.

daz Newnt, daz die pawrn nicht phrenngt werden von yrer herschafft von der versessen czinns wegen,

daz czehent, daz die vffensunt schullen vnderstanden werden, dem frid ann all schaden,

daz aindlefft, wenn wir vber veld cziehen So schull wir vnser natdurfft nemen bay czimlicher mas, vnd das schol auch dem frid nicht schaden, vnd bay vnsern poten schal wir antwort geben mit den poten dem kunig,

Jch Mathes wissnic von wettern euch lieben Freundten Jorgen pottnprunner, vnd meinem lieben Swager hannsen von Rorbach schick die abgeschrifft der antwort, die dy hussen dem kunig tun werden, darauff sie ainig warden sin, noch der es enk wol richten wert.

(L. S.)

heinrich nothalt.

(sic)

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

83. Sonnabend, den 15. October 1836.

Ueber Ferdinand II. und seine Zeit

mit Rücksicht auf Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Die bittersten Vorwürfe macht man Ferdinanden wegen der Achtserklärung Friedrichs, als ob dadurch die Reichsgesetze, insbesondere die von dem Kaiser beschworne Wahl-Capitulation wäre verletzt worden. Wohl haben die spätern Wahl-Capitulationen Formen vorgeschrieben, welche bei Friedrichs Achtserklärung nicht beobachtet wurden, und diese spätern Wahl-Capitulationen werden von manchen Schriftstellern irrig auf die Zeiten Ferdinands angewendet.

In der Capitulation dieses Kaisers war nur vorgesorgt, daß Niemand unverhört geächtet werden sollte.

Friedrich hatte sich offenbar des Landfriedenbruches und des Majestäts-Verbrechens schuldig gemacht dadurch, daß er zu einer Zeit, wo Ferdinand schon zum Kaiser gewählt war, sein Königreich Böhmen und die Provinz Oesterreich feindlich überfiel, ohne daß er gegen Ferdinand auch nur einen Schein von Beschwerde hätte anführen können.

Die Churfürsten, welche früher Friedrichen vergebens gewarnt hatten, billigten seine Achtserklärung, da er nach der Prager Schlacht, so oft und so lang er auf die Waffen einige Hoffnung setzen zu können glaubte, im Kriegsstande gegen den Kaiser verharrte, und namentlich den böhmischen Königs-Titel fortführte.

Ungehört konnte man, was gegen ihn geschah, nicht nennen. Wer gegen so vielseitige Warnungen Landfriedensbruch begeht, und fortwährend im Empörungszustande verharrt, ist zum Urtheil reif.

Nicht so viel hatte zur Zeit des Kostnitzer Conciliums der Herzog Friedrich von Oesterreich-Tirol sich vergangen (gegen Kaiser und Reich eigentlich gar nichts), als er ohne weiters gehört zu werden, in die Reichsacht erklärt wurde.

Nicht gröber als jetzt der Churfürst von der Pfalz hatten sich zur Zeit des schmalkaldischen Krieges der Churfürst von Sachsen und zur Zeit Maximilians II. der Herzog von Sachsen-Gotha gegen Kaiser und Reich vergangen.

Vergehen gegen den Kaiser selbst können doch nicht für schuldloser angesehen werden, als Vergehen gegen einen Reichs-Mitstand.

Folgen wir nun dem Kaiser nach Böhmen!

Die böhmischen Protestanten hatten Ferdinands, des bereits gekrönten Königs, anfängliche gütige Anträge, die Bestätigung ihrer Privilegien keiner Antwort gewürdigt; sie hatten die Vermittlung der deutschen Churfürsten verschmäht.

Wahr ist es, daß an diesen Frevels, an den Eigenmächtigkeiten in Böhmen, an dem Einfall in Oesterreich, an dem Angriff auf Wien selbst vorzugsweise die kalvinische Partei Schuld war. Allein die Lutheraner in Böhmen hatten wohl gegen die Katholiken und gegen ihren König nicht bessern Willen, sie hatten in Böhmen nur mindern Einfluß.

Auch hatten in Oesterreich und in den Nebenlanden Böhmens, wo allerseits die Lutheraner überwiegend waren, diese mit den böhmischen Rebellen die genaueste Verbindung unterhalten.

Wenn nun in Dänemark, in Schweden, in den der spanischen Macht entrissenen Theilen der Niederlande, wo durchaus bei der auffallenden Minderzahl der Katholiken von ihnen keine Gefahr zu besorgen war, durch strenge Strafgesetze die katholische Religion gänzlich verbannt wurde; wie kann man Ferdinanden so sehr verdam-

Digitized by Google

men, daß er eine Religion nicht ferner dulden wollte, deren Bekenner zu dieser Zeit durch ihren Fanatismus und ihre frechen Anmaßungen ihm die Ueberzeugung aufdrangen, daß ihre Duldung mit der Sicherheit der Katholiken, mit der Ruhe des Staates, und mit den Rechten des Thrones unvereinbar sey?

Nicht nach der jetzigen Stimmung der Katholiken und Protestanten gegen einander muß man Ferdinands Zeitalter beurtheilen. Dieses Zeitalter hatte seine Propaganden über religiöse Ansichten, wie unsere jetzige Zeit über politische Principien; der Protestantismus wollte überall den Papismus als angeblichen Götzendienst ausrotten; der Katholicismus wollte jede Neuerung als zur Hölle führend nicht aufkommen lassen; auf beiden Seiten gab es fanatische Ultra's in gleichem Grade unduldsam; der innere Friede eines Staates, welcher zweierley Religions-Genossen in sich beherbergte, war damals wohl überall etwas gefährdet, um so mehr in einem Staate, wo so eben erst der gährende beiderseitige Haß sich so wild tobend gezeigt hatte, wie in Oesterreich und Böhmen.

Damals war es selbst in politischer Hinsicht von Ferdinand kein Fehlgriff, daß er auf Einheit der Religion drang, und da die Protestanten sich offener Empörung schuldig gemacht hatten, so kann man es nicht ungerecht nennen, daß Ferdinand in Oesterreich und Böhmen die von seinen Vorfahren verliehenen Bewilligungen, deren Bestätigung er Anfangs antrug, nun nach gedämpfter Empörung aufhob.

Mit der Landesverweisung der kalvinischen Prediger, als der offenbar unruhigsten und frechsten wurde der Anfang gemacht; die Lutherischen wurden noch durch einige Jahre geduldet. Ob sie in dieser Zwischenzeit sich solche Schritte zu Schulden kommen ließen, welche ihre nachmalige Verbannung aus Böhmen gerechtfertiget hätten, zeigt wohl die Geschichte nicht. Es scheint, daß sie nach der Prager Schlacht ohne Gefahr hätten geduldet werden können, daß Ferdinands Religions-Eifer mehr als irgend eine gebietherische Staatsrücksicht diesen Schritt herbeigeführt habe. Doch lag auch diese Härte im allgemeinen Geist der Zeit; es war eine ziemlich natürliche Folge des von den ersten Reformatoren aufgestellten intoleranten Axioms: cujus est regio, illius est religio.

Böhmens Verfassung wurde nun von dem siegenden Ferdinand wesentlich umgestaltet. Der Majestäts-Brief wurde zernichtet. Er hatte durch einseitige Auslegungen von der einen und andern Seite zu unseligen Verwicklungen geführt; seine Beibehaltung würde unfehlbar zu eben so großem Unglück auch in der Folge geführt haben; er war durch offenbare Empörung verwirkt.

Das Wahlrecht der Böhmen war, besonders so lange der Mannsstamm einer Dynastie blühte, nie gesetzlich klar begründet. Carl IV. und Wenzel waren ihren Vätern ohne Wahl auf Böhmens Thron gefolgt. Ferdinand konnte als Eroberer ohne Ungerechtigkeit über einen Zweifel in der Verfassung verfügen; daß er bei dieser Gelegenheit von Böhmen das Unglück eines Wahlreichs, die Quelle immerwährender innerer Unruhen abwendete, wird gewiß Niemand verdammen, der das endliche Schicksal von Wahlreichen aus geschichtlicher Erfahrung kennt.

Die Behandlung einzelner böhmischer Rebellen wird wohl am meisten mit Unrecht Ferdinanden zum Vorwurf gemacht.

Eine frechere Empörung, eine schuldere Nichtbeachtung versöhnender gnädiger Anträge des rechtmäßigen schon anerkannten Monarchen kennt wohl kaum die Weltgeschichte; der frevelhafte Ehrgeiz der Empörer hatte den Monarchen an den Rand des Verderbens, er hatte über das Königreich unnennbares Elend gebracht. Daß nun nach besiegter Empörung die strafende Gerechtigkeit ihr Amt handelte, welcher Unbefangene kann es verdammen? Sieben und zwanzig der Schuldigsten wurden hingerichtet, darunter allerdings Männer, welche hohe Stellen bekleidet hatten. (Ihre Schuld war eben deßhalb um so größer.)

Freilich meinten viele, man hätte diese Männer jetzt, wo von ihnen nichts mehr zu fürchten war, nicht so hart strafen sollen, verschiedene Ansichten über staatsrechtliche Gesetze seyen möglich und natürlich, gewiß aber kein Verbrechen.

Raumer führt diese Ansicht einseitiger damaliger Zeitgenossen auf, ohne irgend einer Beleuchtung, S. 419. Aber soll denn jeder Verbrecher straflos bleiben, sobald man seiner habhaft ist? Was würde dann für ein Mittel übrig seyn, Andere für die Zukunft von ähnlichen Verbrechen abzuschrecken? — Und war denn so gewiß von diesen Männern nichts mehr zu fürchten? Matthias Thurn und andere Häupter der Rebellen waren entwichen, waren noch in Waffen gegen den Kaiser. Das Kriegsglück konnte sich wenden; wer wollte dann die Unschädlichkeit von Männern

Digitized by Google

verbürgen, deren fanatische Wuth sich so fürchterlich gezeigt hatte? Wenn endlich politische Ansichten sich zu so schauderhaften Thaten verstiegen und als sogar natürlich wollten angesehen werden, was wäre dann noch als Staatsverbrechen anzusehen? Was für eine Schutzwehre gäbe es noch für die Sicherheit der Thronen und für die Ruhe der Völker, wenn solche Frevel nicht mehr gestraft werden dürften? Könnte man mit solchen Gründen nicht auch die Pulver-Verschwörung rechtfertigen?

Daß mit den Confiskationen gar zu weit gegangen wurde, daß man viele Günstlinge (darunter jedoch auch manche sehr verdiente Männer) mit den, den Rebellen abgenommenen Gütern bereicherte, wird wohl kein Billiger ganz rechtfertigen. Aber da man in dieser Zeit in Dänemark den Katholischen, welche sich gar keines Verbrechens schuldig gemacht hatten, alles Erbrecht raubte, so fällt es doch minder auf, daß man in Böhmen das Vermögen der Rebellen konfiscirte.

Die humane Gesetzgebung, daß auch das Vermögen der Staatsverbrecher nicht konfiscirt werden solle, ist einer der Glanzpunkte in der Geschichte des Kaisers Franz I., und hat bis jetzt noch wenig Nachahmung gefunden.

Aus der folgenden Geschichte müssen noch einige Acte nachgeholt werden, worüber Ferdinand so sehr verunglimpft wird; vor allem das Restitutions-Edikt.

(Schluß folgt.)

Die Gründung des Stiftes Reichersberg im Innkreise.

Gedichtet
vom Abte Bartholomäus, im Jahre 1462.

(Mitgetheilt von Franz Goldhann, aus einem Codex des benannten Stiftes.)

Von christ gepurdt tausent Jar,
vnd vier vnd achczig das ist war,
Zu derselben vrist,
hueb sich an ain stifft,
Zu Reichesperg als ich las,
das ee ain guet, vnd vessst gslos was,
Darauf sassen gemain,
Grafen vnd freyherren von Playn,
Graf Werenher von hoher art,
het ain Sun der hies Gebhardt,
Derselb sein sun lebt nit lang,
do macht der vater am Anfang
Aus dem vessten gslos ain gaistlich wesen,
vnd stifft das auf singen vnd lesen,
Hochgefreyt vnd fürgenumen,
nach nöblicher erdrungen,
Zu lob dem Erczengl sand Michel,
der dem tewfel manige sel,
Chan vnder seinem daugk zugken,
vnd zu dem ewigen leben rugken,
Nun het der Graf ain eeliche frawn,
die sich in eren lie schawn,
Dy was von Schwarrzwald aus Oberland,
vnd was fraw dietwirg genannd,
Von hochem adel wol geboren,
die macht ir tag nit lennger sparen,
Vnd schied von disem ellennd hin,
nun het graf Werenher den syn,
Vnd warf sein ritterliche klayder hindan,
vnd legt den geistlichen orden an,
Vnd ward ain frumber pärting,
vnd gauncz gehorsam aller ding,
Vnntz gaunts in seinen tod,
das got vber in pot,
Vnd liegt hie begraben,
als wir des den vrkundt haben,
Ein hochwirdiger fürst Erczbischof Gebhardt,
von salczburg was der frawen czart,
Rechter leiblicher Brueder genannt,
der herr von Playn sein swager erkant,
Derselb erczbischof vnd sein nachkumen,
kamen dem gotzhus zu grossen frumen,
Mit irem gut vnd gab,
Ist ir aller sel hab,
Sy sint mit den von Playn die ersten stifftherren,
vnd habnt vns nachent vnd verren,
Geholfen vnd fürgesehen,
mit gult vnd geistlichem lehen,
Vil lehnet auf der Waldmarch,
in Oesterreich an das Vngerisch Kunigreich starch,
An dy Steyrmarch tuen sy auch raichen,
das was der mildichait ain groß zaichen,
Das leihen vierczehen pfarrkirchen darnach
Bütten, Pranperg, edlitz vnd Krumpach,
Wismad, Schonnaw, Kirchschlag, hallentau.
Schener, Zober, Newnkirchen vnd Aschpang,
Munichkirchen vnd Liechtenegkh
das habent getan die frumen Erczbischof kechk,
Vnd auch in Bayern den wirdigen stifft,
mit güter gult vnd gütern an argen list,
Vnd habent vns das als gegeben,
Got geb in das ewig leben,
Darnach vber ettleich zeit,
ist die stifft gauncz zverstreyt,
Verhert vnd verprunnen,
vnd all ir guet genumen,
Das ist mer als aynsten beschehen,
als die allten puecher iehen,
Also haben sich die erczbischof bedacht,
vnd hinwider zu wierden bracht,
Vnd darnach bestattet gar kostleich,

Digitized by Google

die Bepst vnd kayser der geleich,
Vnd habent die stifft beschermt mit vleiß,
die hochwiedigen füesten weis,
Die bischoff von Babenberg, Passaw vnd Freysingen,
die haben gae guten gedingen,
Sy haben dj ewig frewd besessen,
nach dem sy vnnser nit habent vergessen,
Mit hanntvessten, guter freihait,
die sy haben an vns gelait,
Vnd die fürsten von Bayelannt,
wie sy die selben zeit waren genant,
Darczu die fürsten von Oesterreich,
die vns ihr gab gar löbleich,
Mit getailt vnd geben haben,
Got helf in wo sy seyn begraben,
Von andern wolgeborn herren ist das auch getan,
Got geb ju den ewigen lan,
Also ist dy stifft surgenumen,
vnd mit dem Adel durch got zu dem westen kumen,
Auch grafen herren vnd edelmann,
dy vns vil guets haben getan,
Vnd sand Michel habent geben leib vnd guet,
vnd sich benolhen in sein huet,
Sy haben sich geben in vnsern orden,
vnd sind corherren vnd conuersen worden,
Bey vns sein sy gestorben,
vnd das ewig leben geworben,
Darnach dy gueten geslecht,
Herren Ritter und Chnecht,
Mit ieem guet dy stifft merten,
vnd damit den gotzdinst erten,
Da sy dann begraben sind,
mit sambt iren vordern weib vnd kind,
Dee aller nam zu langk waer,
dem lesaer vnd dem schreibaer,
Gott wel in vergeben all ir schuld,
vnd verleihen sein götlich huld,
Doch habent ettlich gelaydigt dy stifft,
als in den Chroniken geiehen ist,
Vnd sind hie gestrafft durch götleich rach,
wer wais ob sy yecz haben rue und gemach,
So wellen wir doch für sy pitten den stargken got,
das er sy erledig aus pein vnd not,
Vnd well in doet vns hie nach disem leben,
durch sein paemherczigkait dy ewig frewd geben.

Bartholomeus prepositus
Reicherspergensis.

Miscellen.

In einer Münchnerhandschrift (Cod. germ. 216 Fol.) befindet sich Seite 23: »Hofmar der Newnstat. Vermerckht die genanten Manhafftn lewt. So ytzo die Newnstat gespeist haben an montag nacht nach vnser lieben frawn ze Liechtmessen 8 A« (1487.) Sie bestanden aus 1800 Mann zu Pferde und 200 Fußknechten. Der Ueberfall geschah um 1 Uhr Nachts, beim Wienerthore; »Da haben sie des Königs (von Ungarn) Leute erstochen, niedergemacht und erschlagen.« Auf ihrer Seite blieben ein Reiter und ein Fußknecht; etliche wurden verwundet. Das Verzeichniß beginnt: »Herr Reinprecht von Reichenburg obristee haubtman vnd sein Sonn. Item Grave hawge von Muntfurt Heer ze Bregenz hat gefürt sand Georgn sann. — Item Diewald Haeracher vnd Hanns pewrl Burgraven auf gretz, mit sambt Heer Fridrichn von stumbberg« ꝛc.

Kaiser Ferdinand I. hatte bereits im Jahre 1534 aus erheblichen Gründen verbothen, geistliche Güter ohne seine Genehmigung zu verkaufen oder zu verpfänden, es scheint indessen, der Unfug habe fortgedauert, und das Verboth wurde in den Jahren 1545, 1552 und 1567 erneuert. Maximilian II., dem nicht entging, daß die Verordnung seines Vaters in's Vergessen gerathen, hielt es abermals für nothwendig, durch eine Bestätigung der früher ausgegangenen Generalien (Prag, 20. Juni 1575) dem Gedächtnisse der geistlichen Vorsteher theilweise zu Hülfe zu kommen, theilweise aber auch mit mehr Nachdruck gegen den Mißbrauch aufzutreten.

Sehr wichtig ist das »Patent gegen Wucher-Contracte und Paetita,« das am 22. Februar 1614 zu Wien publicirt worden, und dem Herausgeber des Cod. Austr. entgangen ist: »Die vier Landstände hätten unter andeen in ihren übergebenen Beschwerden vorzüglich über das starke Einreißen dieses Uebels Klage erhoben. Sie führeten an, daß die Jugend dabei hauptsächlich benützt, für 800 fl. ein Schuldschein über mehr als 1000 fl. ausgestellt, im Allgemeinen höchst verderblichen Mißbräuchen Raum gestattet werde.« Mehrere einzelne Fälle werden angeführt, für den Geschichtsschreiber der damaligen inneren Zustände Veranlassung zu großen Folgerungen. »Dagegen werden nun die früheren Verordnungen bestätigt, und zur Handhabung eingeschärft. Da überdieß die zwei politischen Stände übereingekommen, daß für die Zukunft jeder Landmann, der diese Verfügungen verletzen würde, seiner Rechte als Adeliger verlustig und aus der Zahl der Landleute ausgeschlossen werden soll, so wird auch mit diesem Edict derselben Beschluß sanctionirt und bestätigt.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

84. Mittwoch, den 19. October 1836.

Ueber Ferdinand II. und seine Zeit

mit Rücksicht auf Raumer's Geschichte Europa's seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Bei der Abschließung des Religions-Friedens 1555 ging man von der Ansicht aus: das Verhältniß beider Religionstheile (der katholischen und der augsburgischen Confessions-Verwandten) festzusetzen, beiden Theilen für die Zukunft Sicherheit zu gewähren. In der That mußte auch der katholische Reichstheil alles Ernstes auf seine Sicherheit fürdenken. Nur noch das Kaiserhaus und Bayern waren katholisch; alle übrigen etwas bedeutenden weltlichen Fürstenhäuser hatten sich für die neue Glaubenslehre erklärt, und hatten so rasch reformirt, daß man schon zur Zeit des Religions-Friedens in ihren Ländern keine Katholiken mehr vorfand; die Kraft des katholischen Reichstheils beruhte auf Deutschlands geistlichen Fürsten. Wenn man zugab, daß die geistlichen Fürstenthümer und ihre Reichstags-Stimmen auf die Protestanten übergehen dürften, so unterschrieb man die Zernichtung des Katholicismus in Deutschland.

Der Reitz war zu groß, ein geistliches Land in ein Erbfürstenthum zu verwandeln, wie es früh in Preußen gelungen war; ein Paar schöne Augen konnten einem geistlichen Fürsten den Zölibat lästig machen und ihn zu einem Glaubensbekenntniß führen, welches ihm den Ehestand nicht untersagte; auch konnte wohl mancher sich überzeugt zu seyn dünken, den Katechismus von Martin Luther vorzüglicher als den Kanisius zu finden.

Auf diesen Wegen konnte eine geistliche Reichstagsstimme nach der andern dem katholischen Reichstheile entrissen werden. Wäre es der schönen Agnes Mansfeld gelungen, ihrem Gemahl Gebhard Truchses das Erzstift Köln zu erhalten; so hätten die Protestanten bleibend die Mehrzahl der Churstimmen gehabt. Bald würde die Kaiserkrone auf ein protestantisches Haupt gelangt seyn; die deutschen Reichstags-Beschlüsse würden rein protestantisch ausgefallen, und die katholische Religion bei dem allseitig intoleranten Geiste der Zeit bald ausgerottet worden seyn.

Die Hunderttausende katholischer Bewohner in den geistlichen Fürstenthümern hätten ihre Religion ändern, oder den Stab zum Auswandern ergreifen müssen, denn zu unduldsam wurde der Grundsatz festgehalten, die Unterthanen müßten in Religionssachen der Ueberzeugung des Landesherrn folgen. Herrmann von Wied in Köln und Friedrich von der Pfalz in Prag zeigten schnell, was katholische Unterthanen in solchen Fällen zu erwarten hatten.

Es lag daher in den Grundsätzen des Rechts, es war ein wesentliches Geboth der Sicherheit für die Katholiken, es war aber auch selbst in den beiderseitigen Religions-Begriffen gegründet, daß, wenn ein Erzbischof oder Bischof sich zur protestantischen Religion wenden würde (welche sowohl nach Luthers als nach Kalvins Principien keine Bischöfe erkennt), ein solcher eben dadurch aufhöre, Erzbischof oder Bischof zu seyn.

Noch im westphälischen Frieden, wo doch wegen indeß etwas gemilderter Intoleranz die Gefahr nicht mehr so groß war, wurde dieses als gerecht erkannt.

Um so nothwendiger war diese Vorschrift ein Jahrhundert früher zur Zeit des Religions-Friedens 1555.

Ohne diesen dem Religions-Frieden eingeschalteten kirchlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) würden der römische König Ferdinand und der katholische Reichstheil nie den Religions-Frieden, welcher zuerst den Protestanten das Staatsbürgerthum gesetzlich sicherte, haben unterschreiben können.

Es war daher rein gesetzwidrig, daß nach der Zeit des Religions-Friedens die Protestanten zwei Erzbisthümer, viele

Digitized by Google

Bisthümer und andere geistliche Fürstenthümer an sich gebracht hatten.

Das Restitutions-Edikt 1629, womit Ferdinand den Protestanten die Zurückstellung dieser geistlichen Güter befahl, war daher ganz reichsgesetzmäßig, und wurde im Grundsatz selbst durch den westphälischen Frieden bestätiget, nur daß über den beiderseitigen Besitzstand nicht mehr das Jahr des geschlossenen Religions-Friedens 1555, sondern das Jahr 1624 dem reservatum ecclesiasticum zum Grund gelegt wurde.

Zeitgemäß klug mochte wohl dieses Restitutions-Edikt nicht anerkannt werden, wie denn überhaupt Ferdinand's Eifer für Religion und Recht oft der Klugheit Stillschweigen geboth. Hätte Ferdinand über diesen Punkt im Jahre 1629 so klug, als sechs Jahre später im Prager-Frieden gehandelt, so wäre wahrscheinlich dem deutschen Vaterlande viel Elend erspart worden.

Daß Ferdinand in dem nämlichen Restitutions-Edikt den Kalvinisten das deutsche Staatsbürger-Recht verweigerte, gründete sich auf den klaren Buchstaben des von ihm beschwornen Religions-Friedens; die meisten Lutheraner waren gegen die Kalvinisten eben so intolerant, und Gustav Adolph, den keine Pflicht band, gestattete, so weit seine Waffen reichten, den Bau einer kalvinischen Kirche nicht.

Was man hie und da von Ferdinand's diktatorischer Sprache klagt, erregt wahrlich Lächeln über Leute, welche über den Uebermuth eines schwedischen Edelmannes schweigen, welcher deutsche Fürsten Stunden lang in seinem Vorzimmer aufwarten ließ, und sie dann mit der Hoffnung auf deutsche geistliche Fürstenthümer köderte. Unserm genialen Schiller gebührt das Lob, daß er der Erste, und bis jetzt beinahe der Einzige, solche den Nationalstolz empörende Scenen unverholen darstellte; der es so offen darlegt, wie viel mehr Deutschland und seine Fürsten von dem Schweden-König und von seinem Oxenstierna, als von Ferdinand zu fürchten gehabt hätten.

Raumer ist dießfalls nicht so ganz unbefangen; ihm ist Oxenstierna bescheiden, mäßig; Gustavs unverholenes Streben nach unumschränkter Gewalt in Deutschland, das Vorhaben, die Besitzungen der deutschen Katholiken seinen Officieren zur Beute zu geben, verdeckt Raumer.

Auch stellt er Magdeburgs Schicksal nicht ganz aufrichtig dar. Wenn man Raumer liest, so sollte man glauben, die Magdeburger wären von Tilli durch scheinbare Unterhandlungen hergezogen worden, um sie in ihrer Vertheidigung lauer zu machen. Das Wahre ist jedoch, daß Tilli die Magdeburger durch einen Herold zur Uebergabe auffordern ließ, daß die Magdeburger, um die Ankunft Gustav Adolphs abzuwarten und bis dahin den Tilli hinzuhalten, durch mehrere Tage den Herold nicht entließen, daß, um dem König von Schweden zuvorzukommen, die Stadt in Sturm genommen wurde[1].

Noch muß hier Wallensteins Schicksal berührt werden. Dieser außerordentliche Mann ist noch jetzt ein nicht klar gelöstes Räthsel, vielleicht war er über sich selbst nie ganz klar. Ihm war eine Gewalt über das Heer eingeräumt, welche es unmöglich machte, ihn über seine Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen. Daß er diese Gewalt oft mißbrauchte, ist wohl unläugbar. Man erinnere sich nur der Freilassung des Mathias Thurn.

Seine Unterhandlungen mit Bernhard von Weimar, mit den Schweden ohne Wissen seines Monarchen sind auf jeden Fall höchst strafbar. Ob seine letzte Absicht wirklich dahin ging, sich mit den Schweden zu verbinden und die Krone Böhmens auf sein Haupt zu setzen, ist wohl nicht klar erwiesen; aber schwedischer Seits selbst glaubte man es, auch Richelieu, welcher so schwer zu hintergehen war, zweifelte nicht an Wallensteins Absicht sich zum König von Böhmen aufzuwerfen. Seine Ermordung befahl Ferdinand nicht, sondern sich seiner Person zu bemächtigen.

Dieses schien den Vollziehern dieses Befehls so gefährlich, daß sie bei der nahe scheinenden höchsten Gefahr den höchst verdächtigen Mann mordeten. Der Kaiser bedauerte tief den Fall des früher so verdienten Mannes. Den kaiserlichen Befehl, Seelenmessen für Wallenstein lesen zu lassen, als Heuchelei erklären wollen, ist eben so hämisch als grundlos.

Daß unter Ferdinand Böhmen in seiner Bevölkerung und in seinem Wohlstande tief gesunken, ist gewiß. Das Land war so oft der Tummelplatz von Freunden und Feinden Heeren. Aber diesen Krieg, welcher so viele Pro-

[1] Wer den Brand Magdeburgs verschuldete, ist noch heut zu Tage nicht aufgeklärt. Alle Nachrichten gegeneinander gehalten, ist es höchst wahrscheinlich, daß zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten der Stadt von den rohen Soldaten der Liga und von den fanatischen Magdeburgern selbst Feuer gelegt worden sey. Jedenfalls kann dieses Unglück nicht dem Kaiser zur Last fallen. Sonderbar genug rechnen noch heut zu Tage Schriftsteller es Gustav Adolphen zum hohen Verdienst, daß er die Stadt München, welche sich ohne Gegenwehr ergeben hatte, nicht Magdeburgs Schicksal erfahren ließ.

Digitized by Google

pinzen Deutschlands in Wüsteneien verwandelte, hat doch nicht Ferdinand verschuldet.

Unverkennbar war Ferdinand einer der hochherzigsten Fürsten seiner Zeit. Unverantwortliche Freyel seiner Unterthanen, muthwillige Angriffe seiner Feinde machten es ihm unmöglich, die Waffen aus der Hand zu legen. Nicht alle Schritte, wozu ihn Religions-Eifer leitete, lassen sich vollkommen rechtfertigen, aber größtentheils durch den Geist der Zeit entschuldigen. Das Götzenbild der damaligen Zeit, der in so vieler Hinsicht große Gustav Adolph, war in Hinsicht auf Religion nicht toleranter als Ferdinand, und von Seite des Ehrgeitzes und ungerechter Eigenmächtigkeit weit tadelnswerther.

Das vaterländische Museum
zu Linz.

Es wäre gewiß von größtem Interesse, die Leistungen sämmtlicher Museen und vaterländischer Vereine in einer Uebersicht zusammen zu stellen, und es ließen sich daraus ohne Zweifel sehr erfreuliche Folgerungen und Schlüsse machen. — Die großartigen Beiträge und Schenkungen, welche die ungarischen Magnaten für ihr National-Museum, nacheinander in wechselseitigem Wetteifer sich überbiethend, darbrachten, sind wirklich ganz einzig. Die ungemeine Thätigkeit und Rührigkeit des vaterländischen Museums in Böhmen ist bekannt, und seine Leistungen sind eben so sehr ein Beweis des patriotischen Zusammenwirkens, als ein neuer Antrieb zu ferneren Bestrebungen. — Welche schönen Früchte hat das von dem hochgebildeten, für alles Edle enthusiastisch glühenden Stifter ins Leben gerufene Johanneum in Steyermark schon gebracht. — Wie hat sich die Anhänglichkeit ans Heimathsland dadurch gesteigert. — Wie erfreulich sind nicht die bisherigen Leistungen des Ferdinandeums in Innsbruck, welchen Früchten für die vaterländische Geschichte kann man dort entgegensehen. — Mähren hat gewiß sein Möglichstes gethan, und das Franzens-Museum, ist wahrlich ein ehrenvoller Beweis seines Patriotismus. — Es bleibt ein Zeugniß des echt humanen und nach wahrer Cultur seiner Unterthanen strebenden Sinnes unsers verewigten Kaisers Franz, daß Er diese verschiedenen Landes- und Provinzial-Museen begünstigte und ins Leben treten ließ. Wahrlich Oesterreich hat unter Ihm keine Rückschritte gemacht und der neuerwachte Sinn für vaterländische Geschichte, Sprache, für die heimischen Vorzüge ward von Ihm gepflegt und gefördert. — Er fürchtete nicht, daß dadurch Separatismus und Particularismus die einzelnen Völkerschaften seines vielgliedrigen Staates ergreifen möchte. — Sein practischer Sinn, seine gemüthliche Fürsorge traf auch hier das Rechte. — Wahre Cultur und begründeter Patriotismus sind immer zusammenwirkend und einigend, nur Nationalstolz und rohe Unwissenheit sind trennend und scheidend. Ein Wetteifer, sich zu wahrer Bildung des ganzen Charakters und des gesammten Wirkens vortheilhaft auszuzeichnen, ist gewiß nur fördernd, und Oesterreichs Völker sind von diesem Eifer beseelt. Sie streben nach dem schönen Ruhm, nicht bloß materiell sich zu heben, und die Erzeugnisse ihres Bodens zu mehren und zu bearbeiten, sondern auch sich durch gefälliges, freundliches, wahrhaft humanes Benehmen vor vielen Anderu vortheilhaft auszuzeichnen, oder vielmehr sie haben diesen Ruf, ohne darnach mit Affectation und Ziererei zu streben, und Gemüthlichkeit ist und bleibt hoffentlich, der erfreuliche Vorzug der Oesterreicher. — Darum verdient auch alles das, was auf der einen Seite die Liebe und Anhänglichkeit zum Vaterlande vermehrt, und auf der andern zur Veredlung und Cultur der Provinzen wesentlich beiträgt, die wärmste und kräftigste Unterstützung und Anerkennung. — Es ist für eine Nation ohne Zweifel ehrenvoll und rühmlich, wenn eine Hauptstadt die vorzüglichsten Schätze der Wissenschaft, der Kunst, der Geschichte, der Natur in sich vereinigt und concentrirt, und Wien ist wahrlich unter den Hauptstädten in dieser Beziehung nicht des zweiten Ranges, wenn auch von andern in den Blättern des Tages mehr geredet und posaunt wird. Wien hat vielleicht die meisten, wenn auch eben nicht die vorzüglichsten Sammlungen, es haben hier Privaten oft bedeutendere Schätze, als außerwärts so manche Stadt, von den herrlichen Kaiserlichen nicht zu erwähnen. — Aber gewiß ist es auch gut, wenn mannigfaltige Bildungs-Anstalten und Cultur fördernde Sammlungen auch den einzelnen Provinzen nicht fehlen, und es wird dadurch nur der wahren Bildung und Erziehung eines Volkes Vorschub geleistet, wenn an vielen Orten im weiten Gebiethe des Staates solche Lichtpunkte sich bilden. Der Sonne wird von ihrem Glanze nichts entzogen, wenn auch recht viele

Digitized by Google

blinkende Sterne und der freundliche Mond sich am Horizonte zur Nachtszeit dem Auge der Schauenden darbiethen.

Insbesondere ist es sehr ersprießlich, wenn an jenen Orten, wo höhere und zahlreiche Studien-Anstalten den Keim einer künftigen Generation heranbilden, und, wo zum Theil jene erzogen werden, die selbst einst als Volkslehrer (Geistliche u. s. w.) Kopf und Herz von Tausenden zu bilden haben, oder als Organe der Staats-Verwaltung (Beamte) einst zum Besten des Landes wirken können und sollen, sich solche Institute vorfinden, die da theils die Kenntniß der Natur, Geschichte und Einrichtung eines Landes, einer Provinz fördern, theils auch die Liebe zu ihr, durch eben diese Kenntniß, wecken und nähren. — Dann wird Patriotismus, Zufriedenheit mit dem Heimischen, mit dem Bestehenden gewiß in dem Herzen der jungen Generation Wurzel fassen, und der Staat dabey nur gewinnen.

Ein solches erfreuliches Institut ist nun seit Kurzem in dem interessanten Oesterreich ob der Ens mit Salzburg entstanden, und es liegen uns bereits zwei Jahresberichte vor, über die Bildung und den bisherigen Fortgang eines vaterländischen Museums für die genannte Provinz. — (Linz, gedr. bei Eurich, 1835, 1836. 4.)

Es wird den Lesern dieser Zeitschrift hoffentlich nicht unangenehm seyn, über dieses neuentstandene vaterländische Museum einige, diesen Berichten entnommene Notizen zu vernehmen, und die biedern Ober-Oesterreicher, die sich ohnehin Nationalstolz nicht vorzuwerfen haben, werden einige Bemerkungen über die bisherige Weise und die ferneren Leistungen, welche allenfalls noch wünschenswerth wären, um so lieber hinnehmen, als sie lediglich aus dem herzlichen Wunsche des Gedeihens dieser ehrenvollen und wahrlich der Pflege würdigen jungen Schöpfung hervorgehen sollen. — Oesterreich ob der Ens mit Salzburg ist eine der interessantesten Provinzen des weiten Kaiserreiches. Das Land, sehr schön, wird in dieser Beziehung immer mehr gelobt, gepriesen und besucht. — Es ist zum Theil auch sehr fruchtbar, und biethet dem Geologen und Naturhistoriker gewiß viel merkwürdige und interessante Gegenden und Gegenstände dar. — Die Bewohner dieses schönen Ländchens sind oft und stets vortheilhaft gewürdigt worden. Größtentheils fleißige, eifrige Leute, die nebst einer kleinen Beigabe von biederer Festigkeit, sehr viel Gemüthlichkeit und vor allem Offenheit haben, und das Bedürfniß fühlen, das zu lieben, was sie achten. Freilich hat der frühere Volks-Charakter durch den Einfluß mehrerer Ursachen, worunter der öftere Aufenthalt von zügelloser feindlicher Soldateska oben an steht, viel eingebüßt; doch zeigt der Ober-Oesterreicher im Ganzen immer noch Sinn für das Höhere; was die Empfänglichkeit für Religion, für Unterricht, für geistige Bildung betrifft, sind diese Gegenden gewiß nicht die letzten. — Die Geschichte des Landes gehört in jeglicher Hinsicht unter die interessantesten. Sie hat bisher noch die ältesten Ueberlieferungen und historischen Beweise aufzuweisen. — Hier war die früheste Cultur, von hier aus ging Christenthum und Gesittung nicht bloß in die nächsten Nachbarlande, auch entferntere Punkte verdanken z. B. Salzburg sehr viel. — Von den ersten Anfängen der Landesgeschichte bis in die neueste Zeit sind die Schicksale und Verhältnisse dieser Provinz bedeutsam, und verdienen und erregen die Aufmerksamkeit des Historikers und des Staatsmannes. — Ein mächtiger Clerus hatte durch Jahrhunderte nicht bloß als geistlicher Lehrkörper, sondern eigentlich als Herrschaft und Besitzer des bedeutendsten Theiles des Landes hier gewaltet, und man darf sagen mit Segen. Ein zahlreicher Adel hatte sich nach und nach im Lande in den Besitz vieler Güter gesetzt, und bedeutende Dynasten waren nicht bloß in der Provinz wirksam und mächtig, sie wurden auch einflußreich auf die Nachbarlande, auf das Ganze, man denke nur an die Schaumberge, Wallsee, Puchheim, Jörger, Starhemberge u. s. w. Die Verhältnisse der Unterthanen gegen ihre Herrschaften sind in dieser Provinz ganz eigenthümlich, und verdienen eine noch genauere und umfassendere Erörterung und historische Begründung und Würdigung als ihnen bisher zu Theil geworden. — Kurz diese Provinz verdient gewiß vor allen andern die genauste Kenntniß und Würdigung, und es war schon lange, lange Zeit hindurch dringendes Bedürfniß, im Lande selbst eine Anstalt erstehen zu lassen, welche diese Kenntniß und Würdigung vermitteln soll. — Wie viele historische Denkmäler, Kunstschätze und literarische Seltenheiten gingen nach und nach zu Grunde oder dem Lande verloren. Viel wurde verschleppt und verkauft, selbst ins Ausland. — Exempla sunt odiosa, aber Antiquare aus Wien, aus München, aus Leipzig haben in kurzem Zeitraume nicht wenig Interessantes dem Lande entzogen, was vielleicht nicht geschehen wäre, hätte damals das sich jetzt bildende Landes-Museum bestanden. Doch besser spät als nie. (Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

35. Sonnabend, den 22. October 1836.

Das vaterländische Museum, zu Linz.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet von nicht Wenigen die Möglichkeit, ein Museum im Lande ob der Ens zu Staude zu bringen, bezweifelt wurde, kam es doch zur Ausführung, was um so ehrenvoller ist, als die erste Anregung von einem Privaten ausging, jedoch alsogleich so viel Anklang fand, daß zur endlichen Realisirung geschritten werden konnte. Der thätige Landes-Chef Graf Ugarte wirkte die allerhöchste Bestätigung aus, und hatte auf die Gründung und innere Einrichtung des Institutes den glücklichsten Einfluß. — Es ist hier nicht der Platz, über die innere Verfassung und Gliederung des Vereins zu sprechen; wer sich näher unterrichten will, lese die interessanten Berichte selbst. Wir bemerken nur, daß es zu wünschen wäre, daß die Geldmittel der sehr umfassenden Anlage und Organisation mehr adäquat wären, doch vielleicht finden sich noch Wohlthäter, welche dem Institute bedeutende Geldgeschenke oder Legate zuwenden. — Wo solche Schenkungen Statt finden, wie im Johanneum, in Ungarn, in Böhmen, ist freilich auch großartigere Ausführung möglich, doch das Ländchen hat bisher schon nicht wenig gethan, und es ist manche artige Schenkung im ersten und zweiten Berichte angeführt. Z. B. 1835: 1) Bücher. Mehrere interessante Austriaca von den Herren Baron Stiebar, Spaun, Genczik, Weingartner, Fr. Eurich. — 2) Manuscripte: Pantheidungsbuch der Herrschaften Windhag u. s. w., einige archäologische Abhandlungen (ob der Ens und Salzburg betreffend) von H. Seethaler. 3) Urkunden. 160 Urkunden der Klöster Baumgartenberg und Mondsee (eine werthvolle Acquisition). 4) Münzen. Daran scheint das Linzer-Museum besonders reich werden zu wollen. Von den im Lande aufgefundenen römischen und mittelaltrigen Münzen die interessantesten, mit genauer Bezeichnung ihres Fundortes aufzuheben, ist sehr allerdings der Mühe werth. 5) Siegel und Wappen. — Ob dabei wohl das rein vaterländische Interesse im Auge behalten wurde?

Aus der zweiten Abtheilung (Kunst- und Alterthums-Gegenstände) sind sehr interessante römische Ausgrabungen zu bemerken, dann Waffen und Geräthschaften aus dem Mittelalter, Gemälde und Schnitzwerke (worunter sehr artige und für Ober-Oesterreich interessante Stücke). — Handzeichnungen sind auch mehrere angeführt, und eine vollständige Sammlung von Zeichnungen jener Denkmale, welche im Lande sich befinden, und zwar besonders von den unbeweglichen, Kirchen, Denksäulen u. s. w. ist besonders zu wünschen. — In der dritten Rubrik (naturhistorische Gegenstände) sind sehr bedeutende Schenkungen von dem Stifte St. Peter in Salzburg, von den Herren: Bischof, Hofstätter, Reg. R. Streinz, Hofrath Schiller (besonders schöne Stücke), Fischer, v. Moor, Hinterhuber, Müllebner, Susan angeführt. — Diese Rubrik ist bisher am reichsten bedacht. — Die vierte Rubrik (Technologisches) liefert im ersten Jahresberichte wohl nur Unbedeutendes.

Im zweiten Jahresberichte (1836) erscheint die erste Rubrik bedeutend besser bedacht als 1835. — Es sind ziemlich viele Bücher geschenkt worden, obschon dabei der eigentliche Zweck (rein Vaterländisches) öfter aus den Augen gesetzt erscheint. — Mehrere interessante Manuscripte und Partituren, Karten und Plane, obschon dabei wieder manche aufgeführt werden, welche in eine rein vaterländische Sammlung durchaus nicht gehören. — Auch Urkunden kommen mehrere vor. — Die Münzsammlung erhielt ähnliche Bereicherung, besonders durch die bedeutende Schenkung (1229 Stücke) des Hrn. Fürsten Kinsky, durch dessen Tod das Institut, wie das Land überhaupt einen ungemein schmerzlichen Verlust erlitten hat. — Römische Ausgrabungen erscheinen wieder mehrere, Waffen und Ge-

Digitized by Google

räthschaften, worunter einige zu interessanten Discussionen Veranlassung geben werden und zum Theil schon gegeben haben. — Schnitzwerke, Malereien, Handzeichnungen, Kupferstiche und Lithographien, unter denen recht gehaltvolle Stücke. — Selbst die Nationalmusik wurde bedacht, durch Sammlung von Original-Landes-Melodien. Die naturgeschichtlichen Sammlungen wurden nicht unbeträchtlich vermehrt. Die technologische Sammlung ist im Ganzen noch bedeutend zurück. — In dem seitdem wieder bekannt gemachten Vierteljahrsberichte (vom Mai bis Juli 1836) ist wieder ein recht erfreulicher Zuwachs aller Rubriken zu bemerken. So gab Herr Kaltenbaeck in Wien aus seiner reichen Bibliothek 65 Werke (Doubletten) in die österreichische Geschichte einschlagend. — Das Dom-Captitel in Linz überließ dem Museum 137 Stücke Urkunden des Klosters Waldhausen, mit Vorbehalt des Eigenthums. — Das ist eben so lobens- als nachahmenswerth; dadurch kann allein der historische Stoff nach und nach ausgebeutet werden, wenn die Urkunden mehr zugänglich gemacht werden. Die Naturgeschichte wurde wieder am besten bedacht.

Im Ganzen nun zeigt sich unter allen Sammlungen wohl Mehreres, was streng genommen in ein vaterländisches Museum nicht gehört, und was wohl am besten ausgeschieden und gegen rein Vaterländisches vertauscht werden sollte, da ohnehin mit der Zeit der Raum zu klein seyn dürfte. — Bei derlei Sammlungen ist unstreitig das Interessanteste und Charakteristisch-Belehrende, wenn nur das aufgenommen wird, was das Land selbst lieferte oder dasselbe betrifft. — Bey der Bibliothek kann allenfalls eine Ausnahme gemacht werden, wenn man nähmlich auch solche Werke aufnimmt, welche die Geschichte der Nachbarlande, mit denen das Land in Verbindung kam, beleuchten. — Will man aber im Allgemeinen alles Interessante sammeln, so reichen die materiellen Kräfte nicht zu und an eine recht fruchtbare Ordnung und Benützung ist am wenigsten zu denken.

Um über die Einrichtung und die Aussichten des Institutes Einiges zu bemerken, so ist nach des Referenten Dafürhalten das Ganze wohl etwas zu großartig angelegt, und die bisherigen Mittel reichen wahrlich nicht hin, um etwas Ersprießliches auf die Dauer zu leisten. Das Ganze beruht bisher wenigstens auf den Beiträgen der Mitglieder, welche aber nach diesen Berichten immer in bedeutendem Rückstande erscheinen. Wenn nun nach und nach die Mitglieder sich *vermindern*? Auf eine solche Abnahme muß man sich immer gefaßt machen. — Der erste Eifer verraucht bei vielen, das Kritisiren der aus was immer für Gründen austretenden Mitglieder schreckt vielleicht andere ab, die sonst Lust gehabt hätten, sich anzuschließen. Es muß also am Ende das Institut rückwärts gehen, wenn nicht eine *kräftigere, zuverlässigere* Unterstützung ihm zu Theile wird. — Die dringendsten Bedürfnisse dieser Anstalt sind: 1) ein zweckmäßiges, geräumiges Locale zur Aufstellung, und zur Benützung der Sammlungen. 2) Ein hinlängliches Personale zur Ordnung und Fruchtbarmachung der Sammlungen. — Das Nöthigste bei einem solchen Institute ist gewiß ein Custos, der vielseitige literarische Bildung, vor allem aber, da der Hauptreichthum des Instituts die naturgeschichtlichen Sammlungen sind und bleiben werden, die wünschenswerthen Kenntnisse in den zahlreichen Fächern der Naturwissenschaften haben soll. Er braucht einen Amanuensis, der ihm bei Verfertigung der Cataloge und bei der Anordnung der Gegenstände behülflich ist; die Anstalt braucht einen Diener, der das rein Materielle der Aufsicht und Herbeischaffung des Nöthigen besorgt. 3) Bedarf ein solches Institut einen jährlichen nicht unbeträchtlichen Geldbetrag, um theils die Acquisitionen gut einzureihen und aufzustellen, theils auch die sich darbietenden Gelegenheiten zur zweckmäßigen Bereicherung der Sammlungen zu benützen. — Alles dieses ist nun bisher bei dem Linzer-Museum, wenigstens den vorliegenden Berichten zu Folge, theils nur provisorisch, also ungenügend vorgesehen, theils wirklich gar sehr precär. — Es bleibt also übrig, daß, wenn das junge Institut nicht vor der Zeit ins Stocken gerathen soll, was doch Jammerschade wäre, sich diejenigen desselben erbarmen, welche das Land repräsentiren, ja die löblichen Herren Landstände können dem Ganzen allein das *Leben erhalten* und dasselbe erst recht *fruchtbar machen*. — In so kurzer Zeit kam durch *Privatgeschenke* so viel Interessantes zusammen, möge nun die preiswürdige oberennsische und salzburgische Landschaft das Institut zu einem *ständischen Schützling* machen! — Was für ein verdienstliches und wahrlich lohnendes Unternehmen wäre dieses! Die allerhöchste Bewilligung und Genehmigung würde gewiß nicht fehlen, da ja das Ganze wirklich patriotisch ist, und wo es einen so edlen, die Liebe zum Vaterlande fördernden Zweck gilt, wohl auch Geldausgaben sich reichlich verzinsen, wenn dadurch der Gemeinsinn gesteigert wird. —

Insbesondere werden die Klöster des Landes nur ihr eige-

Digitized by Google

nes Interesse fördern, wenn sie zur Unterstützung einer so schönen Anstalt ein Mehreres thun. — Man muß bekennen, daß die steyermärkischen Herren Landstände ungemein viel zum Besten des Landes thun, die oberennsischen waren von jeher von ähnlichem Eifer beseelt.

In dem Falle nun, daß das junge Institut unter der schützenden Hand der Herren Landstände glücklich gedeihen sollte, kann man sich schöne Früchte von seinem Bestehen allerdings versprechen. Dem zweiten Jahresbericht liegt ein Entwurf bei über eine zu bildende eigene historische Section zur Sammlung und Bearbeitung urkundlicher Geschichtsquellen des Landes. — Man will einen Codex diplomaticus vorbereiten, vielleicht auch später eine Geschichte des Landes. — Wirklich das schönste Ziel, welches ein solcher Verein haben kann. — Aber wie gesagt, dazu gehört besonders die volle Mitwirkung der Herren Landstände. — Sie müssen zu diesem Ende ihre Archive der Benützung und Bekanntgebung öffnen. — Sie können im Grunde wohl dabei nur gewinnen. Vielleicht würde bei dieser Gelegenheit manches Archiv in bessere Ordnung gebracht, und vor Verwahrlosung und Verschleppung besser gesichert. — Jedenfalls könnte eine solche Zustandebringung eines Diplomatars für das Land nur rühmlich und selbst ersprießlich seyn. — Dazu nun werden billiger Weise die Klöster des Landes wohl das Meiste beitragen, sowohl durch Darbiethung der Materialien, als auch durch Stellung von Mitarbeitern. — Es ist in der That hohes Bedürfniß, die vaterländische Geschichte mehr zu cultiviren, und dazu sind doch unstreitig die Klöster vor Allen berufen, sie haben die meisten Mittel, sie haben die wünschenswertheste Muße dazu. Nach unseren Bedürfnissen können die mühsamen, trockenen Vorarbeiten, die unumgänglich nöthig sind, soll eine stichhaltende, gründliche Landesgeschichte geliefert werden können, nur von Kloster-Geistlichen geliefert werden. Wenn doch die Beispiele der alten französischen Benedictiner auch in unsern Tagen ihre österreichischen Brüder zu ähnlichen Bestrebungen anspornen möchten, nachdem allerdings zu ihrer Zeit die Pez, Hanthaler, Schramb, Link u. s. w., wirklich durch sie geweckt und begeistert wurden. Daß nun aber die löblichen Herren oberennsischen Landstände für die vaterländische Geschichte wirklich vielen Sinn und thätige Vorliebe haben, beweist der vor einiger Zeit mit allerhöchster Bewilligung mittelst einer bedeutenden Summe durch sie gemachte Ankauf des Hoheneckischen Archivs in Schloß Aberg, beweist die Wiedererweckung einer landständischen Bibliothek. — Derlei wirklich erfreuliche und wesentliche Beweise von Theilnahme und Enthusiasmus bleiben in dem allzu bescheidenen Oesterreich unbekannt und unbesprochen! Referent hatte in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, das Schlüßlbergische Archiv, wenn auch nur sehr kurze Zeit, zu besichtigen, er hält die darin befindlichen Manuscripte für Oesterreich ob und unter der Ens, ja auch für andere Provinzen von dem bedeutendsten Interesse. — Der Genealoge Hoheneck, dieser ungemein fleißige und thätige Mann, hat selbe mit nicht geringen Kosten gesammelt. — Er hat wohl sein Archiv für seine Genealogie (3 Bde.), wie natürlich hauptsächlich benützt, aber nichts weniger als erschöpfend. Die damalige Zeit war in Mittheilung von vollständigen Urkunden und Actenstücken noch sehr ängstlich und eifersüchtig, man hielt seine Urkunden zurück (aus freilich unstatthaften Gründen). Darum ist auch das Hoheneckische Archiv (ich meine besonders die Manuscripte) bei weitem interessanter und wichtiger als das Hoheneckische Werk, und es bleibt in jeder Beziehung eine sehr werthvolle Acquisition. Ohne den Vorwurf der Unbescheidenheit zu fürchten, kann Referent nicht umhin, von seinen damals gemachten Notizen Einiges hier anzugeben, um die Freunde der vaterländischen Geschichte darauf aufmerksam zu machen, in der Ueberzeugung, daß die Herren Stände, als jetzige Besitzer, die historische Benützung unter gehöriger Vorsicht mit Liberalität bewilligen würden, um so mehr, als sie bereits einige derselben Manuscripte dem Museum zur Aufstellung überließen.

(Schluß folgt.)

Das Kloster des heil. Severin.

Die Lage des Klosters des heil. Severin muß nach dem Eugippius folgende Eigenschaften haben:

1. Muß es nahe an den Mauern der Stadt gewesen seyn. Monasterium haud procul a civitate c. 5. juxta muros oppidi Favianis. c. 23. Dum in monasterio Favianis evangelium legeret etc. c. 24.

2. Muß zwischen dem Kloster und den Mauern der Stadt die Donau gewesen seyn. Denn im 38. Kapitel wird erzählt, Friedrich des Feletheus Bruder habe nach dem Tode des heil. Severin das Kloster so geplündert, daß er

Digitized by Google

nur die Mauern stehen ließ, die er nicht über die Donau fortbringen konnte. Nun war damals Friedrich Herr zu Favianis, welche Stadt er von seinem Bruder zum Geschenke bekommen hatte. (35. Kapitel.) Es ist also wahrscheinlich, daß er die Beute nach Favianis, wo er herrschte und wohnte, gebracht habe. Folglich war die Donau zwischen Favianis und dem Kloster. Fridericus a fratre suo Rugorum Rege Feva ex paucis, quae super ripam Danubii remanserant oppidis unum acceperat Favianis, juxta quod S. Severinus commanebat c. 35. Fridericus abrasis omnibus monasterii rebus parietes tantum, quas Danubio non potuit transferre, dimisit. c. 38.

3. Das Kloster ist wahrscheinlicher Weise auf einer Insel gewesen, welches aus dem eben angeführten 38. Kapitel sich vermuthen läßt. Denn da wird erzählt, daß ein gewisser Kriegsmann, mit Namen Aviclanus, der auf Befehl Friedrichs das Kirchengeräthe dieses Klosters davon getragen, nachmals diese seine That bereuet, sich dem Mönchsstande auf der einsamen Insel gewidmet, und göttliche Waffen und Kriegsdienste angenommen hat. Is ergo velociter consilio meliore correxit errata. Suscepto namque professionis sanctae proposito in *insulae* solitudine armis caelestibus mancipatus, militae commutavit officium.

Es läßt sich auch aus den Worten des Eugippius nicht gewiß schließen, ob die Klosterkirche dem heil. Johannes dem Täufer geweiht gewesen sey. Denn Eugippius erzählt nur, daß der Heilige die Reliquien des heil. Johannes auf eine wunderbare Weise erhalten, und daß er eine Kirche (basilicam) durch die Dienste der Priester geweiht hat, nachdem ihm, seiner Weissagung zu Folge, von freien Stücken der Segen des heil. Johannes zu Theil geworden wäre. Reliquias Dei servus debita veneratione suscipiens basilicam S. Joannis, sicut praedixerat, ultronea benedictione collata, sacravit officio sacerdotum, c. 24. item c. 23.

Es scheint also dieses Kloster auf einer nahe gelegenen Donau-Insel, oder auf dem untern Werd, der heutigen Leopoldstadt, gestanden zu seyn, und wenn die Kirche dem heil. Johannes dem Täufer zu Ehren geweiht war, könnte es die Kirche der Barmherzigen Brüder gewesen seyn, welche zu Rudolph's IV. Zeiten die Augustiner-Mönche und nach diesen die Carmeliter innehatten. Fischer parte 1. c. 43. et c. 17. Oder man könnte den Platz des Klosters außer das neue Thor setzen, wo nach dem Zeugnisse des Lazius Rer. Vien. p. 128 (wie ihn Fischer p. 1. c. 51. p. 235 citirt) die Pfarrkirche der sogenannten Fischer-Vorstadt stand: Suburbium a piscatoribus dictum, welche auch dem heil. Johannes dem Täufer geweiht war. Eben diesen Platz scheint auch Hansitz zu bestimmen:

Locus erat dictus ad vineas a frequentia remotior, ad quem Eugippio referente secedere a civitate Favianensi solitabat Severinus. Ejus loci non obscurum monimentum est vicus ad montem Cetium plane ad vineas situs, quem hodie quoque vulgo *Siveria* appellant. Immo geminae ejusdem nomenclationis villae in eadem valle Cetiensi, quae ad *Heiligenstadium* se demittit, collocatae nomen retinent, ut plane videtur ex S. Severino, quorum alterum Siverin, seu Sivering superius, alterum Sivering inferius appellatur. Cuspinianus in ea sententia fuit, ut monasterium S. Severini censeret stetisse olim in vico Heiligenstadt quippe vocabulo ipso significante stationem sanctorum hominum. Verum quia locus ille media fere leuca Germanica ab urbe Viennensi distat, Eugippius contra reverat monasterium S. Severini *haud procul a muris Favianae*, item alibi *prope muros* extitisse, hinc in dubium venit, num Cuspiniano et vulgari traditioni de vico Heiligenstadt acquiescam. Sequi malim opinionem eorum, qui in pomeriis Viennensibus monasterii illius vestigia requirunt: ac sane aeterat olim vetusti operis ecclesia S. Joannis prope portam flumentanam vulgo parroecia piscatorum vocata: et alia ejusdem Sancti titulo visitor in suburbanis prope amniculum Alsensem: et constat S. Severinum ecclesiam sui monasterii S. Joannis honoribus habuise consecratam. *Hansiz Germ. Sacr.* T. I.

Miscelle.

In der neuen Polizei-Ordnung der Handwerker für Oesterreich unter der Ens vom 1. April 1527 wird unter andern Artikeln verbothen, einen Handwerker wegen einer erschlagenen Katze u. dgl. für unehrlich zu halten. Handwerker auf dem Lande, so nit seßhafft sein, werden „Störer“ genannt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

86. Mittwoch, den 26. October 1836.

Die Kirchenbücher der Russen *.

Von den 60 Millionen Slawen haben an 40 Millionen für ihren kirchlichen Gottesdienst eine eigene, von ihren heutigen vier verschiedenen Landesmundarten (Groß- und Klein-Russisch, Bulgarisch und Illyrisch, d. i. serbisch und echt kroatisch) wieder mehr und weniger verschiedene, *uralte, heilige* Sprache, die man demnach auch die Sonntagssprache dieser 40 Millionen nennen könnte. Die übrigen 20 Millionen (Polen, Wenden, Böhmen, Kroaten, Winden, Dalmatiner) liturgiren theils lateinisch, theils (die Million Protestanten) in ihrer Werktagssprache.

2. Diese Kirchensprache war vor 1000 Jahren, es wird sich später zeigen wo, lebende Landessprache *außer* Rußland, und wird sogar mit zweierlei für sie eigens erfundenen Alphabeten geschrieben; beide (mehr oder weniger offenbar, gleich dem gothischen) auf griechisch-lateinischer Grundlage zur Schreibung der slawischen Sprache, unläugbar nach einem und demselben Plane, erweitert (nämlich durch Hinzufügung besonderer einfacher Zeichen für die eigenthümlichen Laute der Slawen); das eine, *jüngere*, nun durch Rußlands Macht immer mächtiger fortschreitend, das andere, *ältere*, einst durch das ganze Illyricum, im Süden der Donau, von Meer zu Meer herrschend, nun in seiner letzten Zufluchtsstätte an der adriatischen Küste dahinsterbend. Dieses letztere heißt das *Glagolitische* (einst das Bulgarische), jenes nun herrschende das *Cyrillische* Alphabet, von dem das russische, sogenannte *civile* (weltliche, Layen-) Alphabet nur eine latinisirende, durch Peter I. in Holland geschaffene Abart ist. Cyrillisch soll auf den mährisch-pannonischen Slawen-Apostel Cyrill hindeuten, der es um das Jahr 860 mit seinem Bruder Methodius in Pannonien erfand (wohl nur aus dem ihm, dem Griechen, unbequemen ältern glagolitischen modificirte); der Name *Glagoliten* scheint ein nachbarliches Sobriquet der lateinisch Liturgirenden gegen ihre Bruder-Katholiken, die in ihrem slawischen Gottesdienste das jenen ganz entfremdete und dadurch unverständliche Wort Glagola (in illo tempore *dixit* Jesus) in ihren Evangelien hören ließen; das eben nicht hohe Alter der einen, wie der andern Benennung ist bisher nicht genau bekannt.

3. Beide Alphabete haben in Folge nachbarlicher Anfechtungen die *ausdrückliche* päpstliche Genehmigung von den Jahren 880 und 1248; so wie die *eine und selbe* liturgische Sprache, der sie beide dienen. Diese Anfechtungen waren indeß natürlich gegen ein zwar im Orient nicht einmal fragliches, aber dafür im Occident unerhörtes Privilegium der Liturgie in einer »barbarischen« Landessprache! aber die Slawen waren auch an der Gränze des Ostens, und *darum* ließen die Päpste ihnen wenigstens als neues occidentalisches *Privilegium* gelten, was früher nicht nur den ältern Syrern, Armeniern, Kopten, sondern selbst den südlichen Nachbarn und Gränz-Collegen der Slawen, den Griechen und Römern nur *gemeines Recht* gewesen. Uebrigens wollen und können wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß alle obengenannten Kirchensprachen, sammt unserm *Latein*, oder dem andern Cultus gewidmeten *Zend* oder *Sanskrit*, nun *todte* Sprachen sind, die nirgends mehr gesprochen, sondern aus Büchern gelernt werden, so wie z. B. der Deutsche sein Gothisch auch neu lernen müßte, wenn sich *Ulfila's* Liturgie in der Kirche erhalten hätte. Nur das *Dacisch-Walachische*, was erst seit etwa 100 Jahen auch in der

* Um jede Beschuldigung des Nachdrucks von uns abzuwenden, müssen wir hier bemerken, daß vorliegender Aufsatz, bereits im »Ausland« abgedruckt, uns von dem Verfasser mit vielen Zusätzen und Berichtigungen zur Aufnahme eingesendet worden ist. R.

Digitized by Google

Kirche eingeführt worden ist, macht hiervon derweil noch eine Ausnahme; es ist noch gemein verständlich, wird es aber nach 1000 Jahren auch nicht mehr seyn. Das Macedonisch-Walachische ist noch nicht liturgisch, so wenig als das Albanesische, so viel sich auch sonst die griechische Kirche der lateinischen gegenüber auf ihre Liberalität gegen barbarische Sprachen zu Gute thut.

4. Da indeß, um nur bei den Slawen zu bleiben, vor Erfindung der Buchdruckerei bei Anfertigung neuer Abschriften der Kirchenbücher nicht nur die officielle Controlle, wie doch einst bei den Juden, nicht Statt fand; sondern umgekehrt auf den ältesten Subscriptionen (Schlußschriften) der Abschreiber sogar hervorgeht, daß sie angewiesen wurden, »dunkle Ausdrücke mit verständlichern zu vertauschen, wenn nur der Sinn derselbe blieb,« so kann man leicht denken, welche Unzahl von Varianten auch nur während der ersten 300 Jahre die Abschriften auf einem Flächenraum vom Plattensee in West-Ungern bis Rona in Dalmatien und Salonich, und von dort bis Kiew und Archangel, inmitten der verschiedenen Landesmundarten erzeugen mußten! Wiewohl nun Gott mehr auf das Herz als auf die Worte sieht, so war der durch diese Anarchie der Abschreiber nach und nach erwachsene Nonsense selbst den Russen, deren Herrscher ihn durch die oben erwähnte Vertauschungsermächtigung einst selbst hervorgerufen hatten, am Ende doch zu arg. Sie sahen nach der Befreiung aus der mehr als 200jährigen mongolischen Gefangenschaft die dringende Nothwendigkeit ein, ihre gräulich verdorbenen Kirchenbücher ad exemplaria graeca, als ihre Originalien zu revidiren.

5. Diese Revision fing, wie so manch anderes in der Welt, fast zufällig an. Der neue Großfürst Wassily (IV.), Vater des schrecklichen Iwan IV., fand bei Uebernahme des väterlichen Erbes im Jahre 1505 auch zwei Gewölbe voll griechischer und lateinischer Bücher in Moskau, die seine Hofleute nicht verstanden. Darunter wird in einer vom Dorpater Professor Closius 1835 bekannt gemachten niederdeutschen Urkunde ein Livius (ob ganz?) und ein Cicero de republica (!) und seine historiarum libri VIII (?) genannt. Man schrieb an den Patriarchen in Konstantinopel um einen sprach- und sachkundigen Beschreiber dieses Bücherschatzes. Es kam 1506 Maxim der Grieche, ein Mönch vom Berge Athos, der, ein geborner Albaneser von Arta, in Florenz und Paris studirt hatte. Er verkehrte anfänglich lateinisch mit den Moskowitern, bis er nach und nach auch russisch erlernte. Der Zaar wollte die noch nicht übersetzten Werke russisch übersetzt haben. Die Reihe traf zuerst einen Psalter mit der Erläuterung von sieben Kirchenvätern (tolkovaja psaltir). Maxim dolmetschte das griechische Original zwei russischen Dolmetschern auf lateinisch, und diese diktirten es wieder zwei Schreibern auf russisch. Diese erste Arbeit dauerte 17 Monate. Darauf wurden eben so Chrysostomi Predigten über das Evangelium Johannis übersetzt. Mittlerweile hatte Maxim zur Noth Russisch gelernt, und dabei den Nonsense, auch wohl im Eifer »die Blasphemien« der russischen Kirchenbücher bemerkt und bemerklich gemacht, wobei er wohl die Moskowiter seine wissenschaftliche Ueberlegenheit leicht zu stolz fühlen ließ; dazu kam, daß der Zaar von seiner Gemahlin, die vor 20 Jahren unter allen Schönheiten des ganzen Reichs als die schönste für ihn war gewählt worden, wegen Unfruchtbarkeit geschieden zu werden wünschte, und der darüber mit befragte, gelehrte, aber unhöfische Maxim als strenger Canonist dawider war. Kurz, er fiel nach neun Jahren Aufenthalts in Moskau, sowohl in des Clerus als in des Hofes Ungnade, und — ward nicht entlassen (wie er mit Recht verlangte), sondern als Ketzer in bald härterem, bald gelinderem Gefängniß gehalten, bis er darin 1556 starb.

6. Die von Maxim angeregte und immer dringender werdende Verbesserung der Kirchenbücher kam doch immer wieder zu Sprache. Selbst die neue Dynastie Romanow versammelte 1654—1667 zwei Concilien, mit zu diesem Zwecke, bis am Ende der Aenderungen so viel wurden, daß sie sogar ein Schisma (Raskol) in der russischen Kirche erzeugten. Die unkritischen, aber um so eifrigern Verehrer der alten Bücher und des nach ihnen damit zusammenhängenden alten Glaubens (Starowerzi) meinten nämlich, wären so viel russische Heilige (ihrer 58 sind kanonisch anerkannt) es mit den alten Büchern geworden, so könne man es wohl auch ferner noch werden; und darum handle es sich. Maxim schon hatte diesen Einwand hören müssen, und er beantwortete ihn fast klüger, als den Fall der Ehescheidung, theils ad hominem aus der Legende, nach der ein frommer Priester, dessen Messe immer ein Engel beiwohnte, durch mehrere Jahre von diesem ungemahnt, severianisch gebetet hatte, bis ihn ein frisch ausstudirter Diakonus aus Konstantinopel korrigirte (denn Gott wolle, daß der Mensch vom Menschen zurechtgewiesen werde!), theils durch Anführung offenbarer

Digitized by Google

und unläugbarer Schreib-, und sogar ursprünglicher Uebersetzungsfehler, die nach ihm bis zu den ersten russischen Uebersetzern, nach uns aber bis auf Method und Cyrill sich zurückdatiren; z. B. der Areopag (ἄρειος πάγος) in Athen (Act. XVII, 19 und 22), ist in den ältesten Handschriften mit währender Ignoranz durch Arii glacies übersetzt: Paulus ward von den neuigkeitslustigen Athenienser auf das „Eis des Arius“ geführt! Welches Feld für die Phantasie eines Legendenlesers; doch dergleichen philologische Ignoranzfehler finden sich in allen ersten Uebersetzungsversuchen, z. B. in dem ersten althochdeutschen Evangelium Matthäi ist Alilia (Maßvieh) durch hohista übersetzt, als wäre es von Altus (hoch). Im ältesten polnischen Psalter vom Jahre 1300 ist reptilia (ps. 68,35) durch łapaioncze übersetzt, als wären es rapientia; aber ps. 103,25 richtig durch laxoncy zwierz.

(Fortsetzung folgt.)

Das vaterländische Museum zu Linz.

(Schluß.)

Referent nennt folgende interessante Manuscripte, die er sich nach freilich nur flüchtiger Durchsicht notirte:

1. Ein sehr schönes und durch seinen Register besonders brauchbares Exemplar der Landhandvest von R. Strein. Fol. 159) *2. *Annales historici* v. Strein, oder Historisch Jarzeit Buech des Ertzherzogthumbs Oesterreich ob der Ennss ꝛc. ꝛc. copirt von Adam v. Hoheneck 1726. Fol. 900 Seiten. (Von 100 Jahren vor Chr. bis 1559 n. Chr.) *3. *Maximiliani I. Vita et Gesta.* Von R. Strein, geschrieben von Adam v. Hoheneck. 1722. Fol. 335 Seiten, dann Verzeichniß der Reisen Max. I. vom November 1508 bis Februar 1518 Tag für Tag. 112 S. (Sind bloße Collectanea.) *4. *M. H. Genealogica* von R. Strein. 17 Theile in Fol. *5. *Collectanea genealogica*, zusammengetragen von Joh Hartmann Enenkel Freyherrn von Albrechtsberg, eigenhändig geschrieben von Ad. v. Hoheneck. 2 Bde. Fol. (667 S. und 299 Bl. ohne Register). Sehr interessant. 6. Anschlag verschiedener Herrschaften, Guetter und Gulten des Erzh. Oesterreich unter der Ens. I. Theil. Fol. 758 S. (57 Numern.) 7. *Catalogus omnium facultatum librorum qui continebantur anno* 1622 *Bibliotheca Joh Hartmanni Baronis Enenkelii S. Caes. Mti a consiliis Archiducal. Regim. Austr. Fol.* 799 S. (Enthält ein Verzeichniß der Bücher, Manuscripte, Briefschaften, Kupferstiche, Medaillen, Kunstsachen, und zeigt einen überraschenden Reichthum.) 8. Copia eines bei den Grafen von Oedt vorhandenen Handbuechs über verschiedene zu Zeiten Erzh. Alberts V. (K. Albrechtl.) ausgefertigte Instrumente, kopirt 1721. Fol. 383 S. und Reg. (Viele herzogliche Briefe.) 9. *Styra Antiqua et praesens* Von Preuenhuber 1642. Ms. Fol. 47 Bl. und 3 Bl. Register. 10. *Collectanea genealogico-historica*, zusammengetragen von Mar. Graf. Freyherrn v. Hackelberg-Landau, und communicirt d. Ad. v. Hoheneck. 1719. Fol. 508 S. Reg. 11. Baierische Landtafel von den Räthen des Herzogs Albrecht auf seinen Befehl verfertigt. Ms. Fol. 92 Bl. 12. Ein Register über ständische Verhandlungen der Landschaft unter der Ens. v. 1577, 1581, 1585. Fol. 13. *Collectanea* H. Joh. Gottfr. von Clamm Freyherrn. Von ausnehmung der Landleuth in Oesterreich ob und unter der Enns. Matricul der alt und neuen Landleute, Revers auch andere Landschaftsangelegenheiten und besonders alle neu angenommene Familien von alt und neuen Ritterstand bey den Lebzeiten, mit anotationibus von den Herkommen den Geschlechts. *De anno* 1620 bis 1662 Fol. 340 S. *14. Steyerische vnnd Kärntische Verfolgung d. i. wahrhaftige und eigentliche Beschreibung alles desjenigen, wass sich in den Landen vnd Herzogth. Steyr vnd Kärndten mit der darinnen fürgelaufenen Religionsperfection von dem Monat Sept. 1598 an bis auf den Aprills des 1601 Jars zugetragen, sampt den Copeyen der landesfürstl. befelchen auch der Landstände hierwider eingewandte gehorsl. beantwortung. Fol. 322 Bl. 15. *Collectanea genealogica* von verschiedenen meistentheils öfterr. Geschlechtern, von Val. Preuenhuber gesammelt, von Otto H. v. Hohenfeldt geschenkt dem Hoheneck 1714. Fol. 525 S. und Reg. anderter Theil Fol. 383 S. 16. Extract-Buech, in sich haltendt verschiedener Familien Briefschaften und Urkunden so sich in den Kaiserl. sogenant. kleinern Schatzgewölb oder Archiv befinden, verfaßt von Joh. Christoph Grafen von Oedt und dem Hoheneck geschenkt, 1708. Fol. 1000 Seiten. 17. *Monumenta*, Epitaphien und Grabschriften, so in verschiedenen Pfarr- und anderen Kirchen deren beeden Erzh. Oesterreich ob und unter der Enns, auch andern Ländern, theils annoch zu sehen seind, theills aber von feinden deren antiquitäten in ganz kurzer Zeit also ein in ihren angen scheinendte ungerodt den Renouierung deren Gotteshausern hinweg gerissen worden. 1 Theil angefangen von D. G. Adam von Hoheneck, fortgesetzt von G. Brix von Hoheneck. Mspt. Fol. 202 S. Reg. (bis S. 93 ob der Ens, v. 95—138 unter der Ens. 18. Ms. *Curiosa mixta. Anno* 1694. Darunter: 1) Fol. 38. *Catalogus Exulum Styriae, Carinthiae et Carniolae ex numero Provincialium Ao.* 1629. 6 Bl. (135 Personen). 2. Verzeichniß des unthosteuns so auf des Herzogens von Baiern hochzeit gangen, als die F. G. ihr der Königin aus Pollu geheurat. Im 1441 Jar. 15 Bl. Item des von No-

Digitized by Google

senwerg 1478. 3) Brief des Jacob und Hanns Christoff Kollnpeck an ihren Vater Rimeod Kollnpeck zu Niederwalse, aus Jena 13 Augusti 1612. 5 Bl. 4°) Geheime Hofcammer-Instruction. 2 Bl. extra. 19. Relation an K. Ferdinand II. von H. Ludwig Freyherrn von Kuefstein, Gesandten bey der Pforte 1628, 1629. Fol. *20. Grabmahl der Ständischen Freyhaiten ob der Ennß. Geschrieben und mit denen dazue gehörigen Documentis und Actis belegt. 1749. 34 Bl. Text, das Uebrige Actenstücke (1750). J. G. Beiz Freyh. v. Hoheneck. **21. Actenstücke, mehrere Commissionen duech H. Hanns Ludwig von Kuefstein im Nahmen der unterösterreichischen Stände ausgerichtet, woezüglich die Reise nach den Niederlanden zu Ezh. Albeet betreffend. 1619. Fol. (auch von 1608, 1618 u. f. f.) Nr. 17. **22. Abhandtung H. H. L. v. Kuefstein zu denen Unierten Reichsfüesten vnnd Ständen von 1619—1621. Nr. 16. *23. Streiniana. 1) Coreespondenz zwischen Strein und Ezh. Ernst. 1587. 2) Briefleins von K. Max II. an Strein (45). 3) Casus Feideckianus. 4) Instruction für Strein von Ezh. Mathias, lezt. Dec. 1586. n. f. Hofstat. 24. Historische Darchführung der Rechte der Kaiserin M. Theresia auf die öst. Thronfolge, nebst Geschichte der hierüber entstandenen Kriege und Streitigkeiten, von Ad. v. Hoheneck. Fol. (fehlt Einiges). 25. Anschläge verschiedener Herrschaften, Gütee und Gülten mit allen Ertragsrubriken, aus Oestereich ob und unter der Ens. 6 Bde. in Fol. (Ein Band enthält allein über 50 Numern und 600 bis 800 Seiten.) 26. Hauptgränzbestellung vom Jahre 1577. Fol. 27. Original-Sendschreiben von verschiedenen Cavalieren und Damen, an Ad. v. Hoheneck. Von 1689—1726. 12. Bde. Fol. Item 5 Bde. von 1738—1742. Fol. **28. Relation des Ad. v. Hoheneck über das, was sich vom Jahre 1702 bis 1705 im Lande zugetragen, mit Federzeichnungen, Charten und Planen. Groß Fol. (Hoheneck war damals landschäftl. Ober-Commissarius und Magazins-Director.) 29. Commissions-Protokolle desselben Ad. v. Hoheneck, während des baierischen und französischen Kriegs vom 1. Nov. 1702 bis 1. Mai 1705. 5. Bde. Fol. 30. Protokolle von demselben gesammelt über die aufgehabte Gränzbewachung und Gastgeber-Verpflegungs-Commission. 2 Bde. Fol. *31 Extract aus den Memorialien für die Oberennsischen Stände sammt den daeüber ergangenen Beschlüssen 1700—1725. 2 Bde. Fol. Verschiedene Aufsätze, Sessions-Protokolle, Vorschläge, Bemerkungen, ständische Verhandlungen. Von G. Ad. Freyh. von Hoheneck. 54 Hefte. *33. Stammbücher österreichischer Edlen. 11 Bde. 1) Des Achaz Tollinger zu Grienau (1590—1639). 2) Des Alex. Freyherr v. Schlitter (1590—1600). 3) Des Karl Rueshamer (1590—1608). 4) Des Wolfgang Spiller v. Mitterberg (1600). 5) Des Nothaft v. Hohenberg (1610—1616). 6) Des Helmhard Heyden v. Dorf (1580—1600). 7) Des Franz Friedr. Freyh. v. Stiebar (1630—1670). 8) Des Ludwig Altheimer (1580—1600). 9) Des Joh Hartmann v. Enenkel (1600). 10) Des Franz Fr. Freyh. v. Stiebar (1610). 11) Des Ludwig Altheimer (1599). 34. Geschichte H. Gareis, Ritters von der Tafelrunde, Mpt. 169 Bl. Fol. Papier, jede Seite hat 2 Columnen à 33 bis 35 Seiten, ohne Einfassung.

Incip. „Ein schöne hochzeyt
„So für daz volch enwider strit
„Von allen enden in daz lant
„Da man den werden chvnich vant etc. etc.

Schluss: „Der daz puch hat getichtet
„Der ist noch vnberichtet
„Ganczer sinne wan daz er sein mut
„Niemant durch churczweyl tut
„Vnd ze eren frummen läuten
„Ich wil ech eveh rechte bedäuten
„Swa ir in hort nennen,
„Daz irn mugt erchennen.
„man haizzet in den plahâre
„Hie hab ein ende daz märe.
„Gott lazz vns allen wol geschehn
„Daz wir noch muzzen gesehen
„Sein genad in himelreich
„Daz wir da ewichleich
„Muzzen pawen immer mer
„Dez helf vns got durch seiner marter. Amen.

(Aus der Bibl. des Joh Hartmann v. Enenkl. Ungedr. vgl. v. d. Hagen u. Büschings Grundriß.)

Diese Notizen sollen nur aufmerksam machen; die nähere Prüfung des Inhalts und seine Würdigung bleibt denen vorbehalten, welche diese Manuscripte nach Muße und Bedürfniß untersuchen können. Jedenfalls sieht man, daß noch allerlei Interessantes zur Landesgeschichte in den Archiven und Bibliotheken stecken müsse, und es ist ein ungemeines Verdienst der Herren Landstände, daß sie diese Stücke dem Untergange und der Verschleppung entzogen haben. — Darum hegt Referent auch die zuversichtliche Hoffnung, daß sich dieselben des vaterländischen Museums auch annehmen werden und dasselbe muß es sich zum größten Gewinn anrechnen, wenn es mit den übrigen ständischen Instituten vereinigt werden könnte. Sollte diese Vereinigung zu Stande kommen, sollen die Leser dieser Zeitschrift von einem so erfreulichen Zeichen des Gemeinsinnes alsogleich unterrichtet werden.

* λ.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

87. Sonnabend, den 29. October 1836.

Die Kirchenbücher der Russen.

(Fortsetzung.)

7. Es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß die Russen, deren Großfürst Wladimir im Jahre 988 mit einer byzantinischen Prinzessin Anna auch das Christenthum, und auf bisher unbekannten Wegen die mehr als volle 100 Jahre früher, in Pannonien, durch die Slawen-Apostel[1] Cyrill und Method, im Jahre 870 begonnenen, dann nach der Ungern Einbruch (a. 900) in der Bulgarei, Serbien u. a. süddonauischen Slawenländern fortgesetzten slawischen Kirchenbücher überkommen hatte, alle diese so eben erwähnten Antecedentien gänzlich ignoriren. Nach ihnen wurden die griechischen Kirchenbücher allererst unter Wladimir ins Russische übersetzt, und ist nur ewig Schade, daß das Original jener Uebersetzung (wenigstens der Bibel), das um das Jahr 1580 durch Vermittlung des litthauischen Kanzlers Michael Garaburda, von Moskau aus, dem rechtgläubigen, aber polnischen Fürsten Konstantin von Ostrog anvertraut worden, in Folge dieses Anleihens ach! verloren ging. So sprechen in ihrem Vorberichte die Redactoren der endlichen Bibel-Revision vom Jahre 1751. Aber das Mahre davon ist, daß dieses vermeinte (und in dieser Voraussetzung eines schmerzlichen Ach! (uvy) wohl würdige) Original von 988 nichts als eine Abschrift einer um das Jahr 1499 (nach dem Muster der gedruckten böhmischen) taliter qualiter zusammengestellten ganzen Papierbibel vom Jahre 1558 ist, das vom Ostroger Fürsten nach vollendetem Abdrucke getreulich wieder zurückgestellt worden seyn muß, weil der sel. Dobrowsky es 1792 in Moskau selbst verglich. Wladimirs kräftigster Sohn, Jaroslaw, der von 1015 an 40 Jahre regierte, und durch drei seiner schönen Töchter die Könige von Ungern, Norwegen und Frankreich[1] zu Schwiegersöhnen bekam, war auch selbst ein bücherliebender Fürst, der nach Nestor Schulen einführte, und Vieles aus dem Griechischen ins Slawische übersetzen ließ[2].

8. Das in Goldblech und Edelsteinen eingebundene Evangelienbuch in Rheims (le Texte du sacre), auf welches bis zur Revolution die französischen Könige ihren Krönungseid ablegten, war, ominös genug, ein slawisches, auf Doppelspalten in den beiden slawischen Kirchen-Alphabeten geschrieben; wahrscheinlichst von Jaroslaw's Tochter Anna im Jahre 1050 aus Kiew nach Paris mitgebracht. Ist es, wie wir, Sacy's Nachricht im Magazin encyclopédique 1799 ungeachtet, zu hoffen wagen, auch des kostbaren Einbandes beraubt, doch vielleicht der Revolutionsflamme entgangen, so wäre es der älteste bisher bekannt gewordene slawische Codex, selbst wenn es wie das nun in Petersburg befindliche Evangelienbuch des Nowgoroder Statthalters Ostromir von 1057 nur eine gleichzeitige Abschrift eines damals in Kiew verbliebenen Originals wäre, das vielleicht schon im Jahre 988 die byzantinische Anna mitgebracht, oder doch deren Sohn, der bücherliebende Jaroslaw seiner Zeit aus der Bulgarei erhalten hatte, wo noch beide Alphabete allgemein üblich waren, so wie etwa bei uns die deutsche und lateinische Schrift[3].

1 Sie heißen (nicht von Alters her) die Slawen-Apostel, nur in dem Sinne, wie z. B. St. Bonifazius der Deutschen Apostel heißt. Dieser, wie jene, kamen zu bereits vor ihnen Bekehrten; die sie daher nur zu vervollkommnen hatten, Bonifazius hierarchisch, Methodius liturgisch.

1 Letzterer war Heinrich I., von der eigenen Mutter verfolgt, aber vom Norman, Robert dem Teufel, beschützt! Ueber die schöne russische Anna, die 1054 unter den omnibus donis wohl auch den Rheimser Texte du sacre mitbrachte, siehe Bouquet Hist. des Gaules XI.

2 Wie wollen dieß glauben, aber warum schweigt Nestor und alle übrigen Russen von den mit dem Christenthum zugleich eingebrachten slawischen Büchern?

3 Frage man, wozu ein doppeltes Alphabet für eine Sprache, so liegt die Antwort vielleicht noch treffender in dem samaritanischen

Digitized by Google

9. Der in — Abwesenheit oder Ermanglung[1] des Rheimser Krönungs-Evangeliums nun älteste slawische Codex, das Newgoroder Evangelium von 1057 ward eben auch für einen Verwandten der französischen Königin Anna geschrieben. So wie im Jahre 1073 für ihren leiblichen Bruder Swetoslaw ein Auszug (Izbornik) aus Werken des heil. Basilius u. a., gleichwichtig (durch seine zehn Abbildungen, deren eine den Großfürsten sammt Gemahlin und ihren fünf Kindern in ganzer kostümirter Figur darstellt) für die Geschichte der Kunst, wie der Literatur in Rußland durch die bereits oben berührte Subskription des Diaks Johann, nach der »der Herr ihm befohlen habe, die Worte zu ändern, und nur auf die Identität des Sinnes zu achten.« Auch daraus also geht hervor, daß das Original, das Diak Johann für seinen Herrn (Vladyka) Swetoslaw in Sprache verständlicher machen (erneuen, verjüngern, kurz russifiren) sollte, ein fremdher eingebrachtes, bulgarisches, wo nicht gar pannonisches war, das vielleicht den Swetoslaw noch als Prinzen, wenn es unter dem Vater Jaroslaw vorgelesen wurde, schon durch seine sprachliche Dunkelheit gelangweilt haben mochte.

10. Merkwürdig bleibt es indeß immer, daß, wie wir bereits oben erinnerten, von diesem Diak Johann an durch Nestor (1111) hin bis auf die Schluß-Revisoren von 1751 herab, kein Russe die ausländische Selbstständigkeit seiner Kirchensprache anerkennt, oder auch nur ahnet oder verräth; alle sehen sie darin nur veraltetes Russisch, das man erneuern (verjüngen) könne, ja solle, um es verständlicher zu machen! — So geschah es denn, daß, da die cisdanubianischen Slawen, denen die Liturgie und Bibel Cyrills theils vaterländisch (Pannonien), theils zunächst verwandt und befreundet war (Mösien), in Folge politischer Bedrängnisse ihrer sorgfältigen Pflege entrathen mußten, die entfernteren Russen, die sie, mehr als 100 Jahre später und von allen Slawen zuletzt, überkommen, und während der mehr als 200jährigen mongolischen Dienstbarkeit arg genug verdorben hatten, am Ende doch als die zuerst wieder Gekräftigten sie in Vormundschaft nehmen konnten. Denn die pannonischen Slawen, deren Mundart ihr Erzbischof St. Methodius zuerst auch zum Altar emporgehoben hatte, indem er im Jahre 870 am Plattensee, wie seine salzburgischen Rivalen bitter klagen, die Messe »in barbarischer,« d. i. slawischer Sprache sang, wurden nach 900 von den Hufen der ungrischen Rosse zermalmt. Zwar rettete sich Methods Liturgie nach den beiden Mösien, wo sie lange fröhlich fortblühte, und von da selbst in Salonich und Konstantinopel bekannt, und wohl dadurch nach Kiew importirt ward. Aber die geschichtlich allgemein bekannten Weltbegebenheiten drückten am Ende auch auf die Halbinsel des Hämus so schwer, daß die Illyrier beider Ritus kaum den Anfang der Buchdruckerei erreichten, um theils in Venedig, theils in der Walachei einige (50) nun als Seltenheiten gesuchte liturgische Incunabeln zu bestreiten, deren rührende Subskriptionen ihr nahes gänzliches Ermatten verkünden. Heute ist es Rußland allein, das nicht nur sene, sondern auch die türkischen, ja selbst größtentheils auch die österreichischen Slawen seiner Konfession mit allen Kirchenbüchern (von 24 bis 100 Folianten) aus seinen Druckereien versieht; ja selbst die latinoslawischen Glagoliten des in Rußland unbekannten Alphabets mußten — so war es in den Sternen geschrieben, durch Rußlands gläubigen Schüler Caraman seit 1741 ihr Missal und Brevier, von Rom selbst aus, vollends russifiren lassen! Sic erant novissimi primi et primi novissimi (Math. 20, 16), wiederholt sich hier auf die frappanteste Weise.

(Schluß folgt.)

Die Weitmooserischen Säulen zu Hofgastein.

Mitten im Hofe des Hauses Nr. 52 zu Hofgastein dienen nun ein Paar Säulen von Serpentinstein, die Unterlage einer aus Holz erbauten Geräthschaftskammer zu stützen. Ihre ausgezeichnetere Bauart und insbesondere der Umstand, daß sie zwischen einem der Wohnhäuser, und dem neben an befindlichen Thurmgebäude des berühmten Berggewerken Erasmus Weitmooser stehen, veranlaßte, daß man sie bisher für edlere Baudenkmäler von diesem hielt. Das Gasteinerthal von Koch-Sternfeld und andere Notizen über Gastein nennen sie daher immer die Weitmooserischen. Al-

---

und chaldäischen Alphabet des Einen Pentateuchs. Das glagolitische Alphabet ist das ältere, das dem jüngern cyrillischen der griechischen Slawen-Apostel nach und nach weichen mußte.

1 Von diaconus, wie der französische clerc von clericus; zuerst ein angehender Geistlicher, dann überhaupt ein Mensch, der schreiben kann. Ob in Rußland die Schreibekunst auch vor dem Galgen schützt, wie in England, ist noch nicht gewiß.

Digitized by Google

lein sie sind nicht von Weitmooser [1], oder einem seiner Nachkommen des 16ten Jahrhundertes; sondern nach den heraldischen Emblemen, welche die beiden Knäufe dieser Säulen zieren, zu urtheilen, von andern Edlen, jedoch immer so ziemlich aus der Periode des glücklicheren Metall-Segens, welcher zwischen dem 15ten und 17ten Jahrhunderte in der dreifachen Felsen-Arche Gasteins den Bergbau lohnte.

Es dürfte hier nicht am unrechten Orte seyn, diese beiden Säulen, da ihr Baustoff nicht aus dem ungleich mächtigern Granit und Gneisgebilden der Gastein, sondern aus dem schöneren Serpentinsteine genommen, zugleich aber auch der Bau selbst in edleren Formen und Verzierungen ausgeführt ist, näher zu betrachten.

Der Baustoff von beiden Säulen ist, wie eben gesagt, edlerer marmorirter Serpentinstein, mit Kalkspath und Talk, oder unmittelbar von der Steingattung und dem Talkgeschlechte genommen, der individuell von den uralten Steinbrüchen des Ingelsberges in dem Thale von Hofgastein gewonnen wird. In Hinsicht auf die Architektonik ist die eine dieser Säulen höher, als die andere, und, obwohl wieder so ziemlich von gleicher Dicke, sind sie doch den Verzierungen nach ganz verschieden. Ihr Typus ist übrigens keiner der älteren Säulenordnungen ähnlich, sondern nähert sich mehr dem gothischen Geschmacke.

Im Besonderen ist die größere dieser Säulen 6′—9′ hoch, hat eine besondere achteckigte Platte vom Serpentinsteine zur Unterlage, bestehet massiv erbaut aus dem Piedestal, mit dem Grundsteine, dem Würfel, und der Simse aus der runden Säule, mit dem Fuße, dem Kranze, dem Schafte, und dem Knaufe von rauh gearbeiteter Oberfläche ohne eines Archidrabes. Den Würfel dieser Säule zieren Rhomboiden in der Gestalt eines quadrirten aufrechten Gitterbildes, und den Schaft der Länge nach Ciselirungen von divergirenden Strichen, den Umkreis des Knaufes aber acht verschiedene heraldische Embleme und zwar 1. ein Löwenkopf mit ausgeschlagener Zunge in erhabener Arbeit, als Hauptemblem aus dem Stammwappen der Zotten, das noch auf einem Grabdenkmal an der östlichen Wand des Leichenhofes zu Hofgastein ersichtlich ist. Diese Zotten kommen als Landmänner Salzburgs zwischen 1169 und 1620, als Berggewerken in Gastein aber Martin Zott 1525 und Hanns Zott 1550 bereits vor.

2. Eine Rose mit herzförmigen Blättern, mit zur Basis ihr unterlegten Stacheln als Wappen der Rosenberger oder Feuersenger, von denen jene zwischen 1348 und 1500, diese aber zwischen 1348 und 1591 Berggewerken in Gastein waren.

3. Ein dreiblättriger Klee auf dem Blattstiel aus dem Stammwappen der bayerisch-österreichischen Zehendner die bisher um 1494 als Landleute, auch als Berggewerken von Rauris aus dortigen Grabmälern; aber noch nicht als letztere von Gastein bekannt gewesen sind.

4. Von den Keutschachen ist die Rübe mit ihren Stielblättern, die gleichfalls zwischen 1348 und 1500 Berggewerken von Gastein sind, als Landmänner von Salzburg aber noch um 1525 vorkommen. Leonhard von Keutschach war Kirchenfürst in Salzburg von 1495 bis 1519. Ihm und seinen reichlichen Geldvorschüssen verdankte der Goldbergbau in Gastein sein damaliges Aufblühen.

5. Ein von der linken zur rechten Seite quergetheilter Wappenschild, vermuthlich aus dem Stammwappen der Edlen von Abensberg, wovon Conrad Freyherr von Abensberg zwischen 1106 und 1147 der Kathedrale von Salzburg vorstand. Diese Edlen waren auch zwischen 1106 und 1147 Landmänner von Salzburg, und mögen daher allerdings unter den Gewerken zur Zeit der Blüthe der reichen Gold- und Silberschächte von Gastein ihren Namen hier fortgesetzt haben.

6. Ein senkrecht getheilter Wappenschild, wahrscheinlich das Stammwappen der Edlen von Schaumburg vorstellend: Friedrich von Schaumburg saß wenigstens zwischen 1489 und 1493 auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Salzburg; Verwandte von diesem mögen daher gleichfalls an der Gewerkschaft von Gastein Theil genommen haben.

7. Neuerdings ein Löwenkopf [1], vielleicht auf das Ge-

1 Das Wappen der Weitmooser enthält drei schwarze Mooskolben im weißen Felde, übrigens besaß Hanns Weitmooser um 1550 auch ein Freyhaus in Lauffen, was auf dessen Handelschafts-Verkehr, und die Verbindung mit dem übrigen Schifffahrtsstappel deutet.

1 Dieser Löwenkopf des siebenten heraldischen Emblems zeigt aber doch keine Spur von einer ausgeschlagenen Zunge, wie die Löwengebilde in dem Wappen vom Arno, und von Alt-Baiern; deßwegen ist die gegenwärtige Beziehung noch nicht so platterdings richtig. Unter den Edlen, die mit dem Erzbischofe Matthäus Lang bei dem bekannten Bauernaufruhr von 1525 in der belagerten Feste Hohensalzburg 1525 gewesen sind, waren jedoch auch ein Abamer, Auer, die zwar Löwen als Hauptembleme, aber auch doch wieder mit ausgeschlage-

Digitized by Google

schlechtswappen des salzburgischen Fürsterzbischofs Ernst aus dem Hause der Pfalzgrafen bei Rhein, und Herzoge von Baiern, zwischen 1540 und 1554 deutend, welcher ohnehin unmittelbar in der Regierung dem Erzbischofe Matthäus Lang von Wellenburg 1540 gefolgt war. Wenigstens legt Düchers Chronik von Salzburg eine vorzügliche Kenntniß der Mathematik und des Bergbaues diesem Fürsterzbischofe Ernst bei, und überdem besaß Baiern selbst das Prädium Gastein noch vor 1291 als Peilsteinisches Erbe. Indessen mag dieses heraldische Emblem vielleicht auf einen gemeinschaftlichen Antheil der Domainenherrschaft des Hochstiftes Salzburg selbst deuten, der baierische Löwe ist ohnehin in das erste Stiftswappen des Erzbischofes Aeno übergegangen, und nach Koch-Sternfelds Tauern hebt sich gerade die Gewerksgenossenschaft von Gastein zwischen dem 13ten und 17ten Jahrhunderte, durch Kauf, Tausch und Erbschaft immer mehr gehäufet, oder auch wieder verändert, zahlreicher empor.

8. Das letzte dieser heraldischen Embleme, ein roth und silbern getheiltes Thürband, erscheint als das Hauptemblem des salzburgischen Erzbischofes Matthäus Lang von Wellenburg zwischen 1519 und 1540, oder doch gewiß als eines seiner Stammverwandten; denn das Geschlecht von Lang war vor 1500 lediglich von der Klasse rathsfähiger Bürger von Augsburg, der benannte Erzbischof selbst aber erst 1500 Dompropst des Hochstiftes Salzburg, 1503 Coadjutor, und Administrator des Bisthums Gurk, 1511 Cardinal, 1517 Coadjutor des Erzbisthums Salzburg, und 1519 als dessen Erzpriester, auch nach der römischen Reichsverfassung Deutschlands Reichsfürst. Erst als Coadjutor von Gurk erkaufte Matthäus Lang von einem Bürger Augsburgs die Herrschaft Wellenburg in Schwaben, und wurde darüber mit seinen Brüdern Lukas und Mayr durch den römischen Kaiser Maximilian I. mit dem Prädicate Edler von Wellenburg geadelt. (Schluß folgt.)

nen Zungen hatten, so daß also im eigentlichen Betrachte von dem gegenwärtigen Löwengemälde dermal noch keine heraldische Beziehung zu einem gewissen Geschlechte bestimmt anzugeben ist.

Miscellen.

In Ennenkls »Aufzeichnuche« befindet sich ein »Verzeichnus der Unkosten, welche Hr. Wolf Christof von Mäming wegen der löbl. Evangel. Ständ des Erzherzogthumb Oesterreich vnder der Ens zu Dr. Bacmeister Abfierung von Rostock angewendet.« Der Abgeordnete verließ am 11. Novembre 1579 sein Gut Rasdorf, kam den 18. nach Linz, und ging von hier den 21. weg über Efferding, Passau, Straubing, Regensburg, Nüenberg, Erfurt, Magdeburg u. s. w. nach Rostock, wo er am 23. December Nachts anlangte. Am 16. Jänner 1580 verließ er mit dem Prediger Bacmeister Rostock, und fuhr über Berlin, Frankfurt an der Odee, Neisse, Olmütz, Brünn nach Wien, das sie den 20. Februar erreichten.

Die Unkosten betrugen im Ganzen für Reise-Requisiten und Zehrung 2360 fl. 2 Ge. 5 Pf., eine für die damalige Zeit nicht geringe Summe. Das Verzeichniß ist sehr pünctlich: so kostete die Kutsche für Bacmeister zu Rostock 54 fl. 4 Ge. Die vier Pferde dazu 120 fl. 3 Ge.; die Geschirre 34 fl. Die sechs Pferde für den Wagen des Abgeordneten selbst wurden in Wien mit 287 fl. angekauft.

Die fürstlich Dietrichsteinische Bibliothek zu Nikolsburg besteht aus 7- bis 8000 Druckwerken und 440 Bänden Manuskripten. Unter diesen erscheinen viele von ausgezeichnetem Werthe; jene sind geöffentheils aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, aus der Verlassenschaft des Ferdinand Hoffmann Freiherrn von Grünbüchel. Freunde von Bibelausgaben werden manche große Seltenheiten treffen, zur Geschichte des Theuerdanks bemerken wir, daß sich auch hier ein Exemplar auf Pergament der Ausgabe von 1517 befindet.

In Ferdinand's I. »General alnes gemainen Aufpots wider den Türckhenn vom 5. Februar 1523 wird die Zählung der Wehrhafften in jeder Hauptmannschaft, Pflegverwesung, in den Städten und Märkten auf das strengste anbefohlen. Zugleich sollen darüber zwei gleichlautende Zettel verfertigt werden, um das eine zu behalten, das andere aber unverzüglich an den Großkanzler der N. Oe. Lande einzuschicken, „damit wir auch allezeit wissen mögen, wie viel wir wehrhaft volk haben.«

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 1te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

88. Mittwoch, den 2. November 1836.

Die Kirchenbücher der Russen.

(Schluß.)

11. Worin besteht denn der obbesagte Russismus der slawischen Kirchenbücher? Antwort: Was schon 1073 der Diak Johann auf Befehl seines Herrn, das thaten seine Kollegen und Nachfolger, mit und ohne Befehl, eben auch; „sie vertauschten echte südslawische Wörter, die ihnen schon weniger verständlich waren, mit gebräuchlicheren russischen; ja, sie schnitten nach und nach die altslawonische Sprache nach dem grammatischen Leisten der russischen zu, liehen ihr Wörter und Ausdrücke nebst neuern Bedeutungen, die die alte Sprache nicht hatte, nicht kannte.“ (Dobrowsky's Slawin S. 365, 425.) Wir setzen hinzu, sie accentuirten auch die Kirchenbücher nach der russischen Prosodie, die oft, sehr oft das gerade Gegentheil der cisdanubianischen ist. In Folge aller dieser Schicksale ist denn die slawische Kirchensprache, wie sie sich durch die letzte russische Redaction der Kirchenbücher (die im Vorbeigehen zu sagen, auch in den wenigen Ofner Nachdrücken, wie sich von selbst versteht, als die allein wahre befolgt wird) gestaltet hat, nach dem, wohl gegen des Verfassers Absicht nur allzu treffenden Ausdrucke eines jener russischen Hauptredactoren (Jakob Blonitzki) selbst eine neualte Sprache (język nowostary, lingua novantiqua) geworden, die ihrem Stifter St. Methydius hinwieder eben so dunkel wäre, wie es sein alter Codex dem Großfürsten Swetoslaw war. Sie ist nicht die echte alte slawische, aber auch nicht ganz die neue, russische, sondern ein Mischling aus beiden; etwa wie v. d. Hagens erneutes Nibelungenlied dem echten, z. B. in Lachmann's Ausgabe gegenüber.

12. Wir wollen indeß mit allem dem die Russen keineswegs tadeln, daß sie die Revision so und nicht anders gemacht; sie hatten vor Allem das Interesse ihres Volkes im Auge; aber dafür werden auch sie uns zugeben müssen, daß man, eben in Folge ihrer Revision die echte altslawische Kirchensprache nicht aus ihren Editionen der Kirchenbücher, sondern nur aus alten, bisher unedirten, aber doch hinlänglich charakterisirten Codicibus lernen könne, die am besten noch vor der Christianisirung der Russen außer Rußland, oder doch wie Ostromirs Evangelium wenigstens bald nach Rußlands Taufe in Rußland, aber aus außerrussischen Originalien ohne Aenderungsgallmacht abgeschrieben sind.

13. Da die jetzt lebenden Russen, seit Schlözer und Dobrowsky, die cisdanubianische Abkunft der Kirchensprache wohl kennen und anerkennen, da wir den charakteristischen Unterschied ihrer drei Gattungen (schlechtalt-, mittel- und neuslawisch) selbst einem Russen (Bibliothekar Alex. Woßtokow) verdanken; so müssen wir wünschen, daß sie uns zum Behufe tieferer Sprachstudien, den ganzen Ostromir und ähnliche älteste Codices durch den Druck zugänglich machen mögen. Ja Herr Woßtokow selbst könnte seinen dießfälligen Verdiensten die Krone aufsetzen, wenn er, wie er 1824 vorhatte, den Ostromir ganz herausgäbe und dazu Grammatik und Lexikon nach Ostromirs Codex verfaßte. Wie sehr hätte ein solches Werk, wenn es bereits heraus wäre, z. B. nur Bopps und Dorns Vergleichung des Slawischen mit dem Sanskrit zugleich erleichtert und gefördert.

14. Um indessen einer Seits nicht ganz von den Russen abzuhängen, und anderer Seits doch auch ein cisdanubianisches Schärflein zur guten Sache der Wissenschaft beizutragen, hat der Wiener Hofbibliothek-Custos, Kopitar, zwei Ternionen der sogenannten hieronymischen Bibel der einst mächtigen kroatischen Grafen Frangepani (auf der adriatischen Insel Veglia), die im Archive des zipolischen Schlosses Maria-Stein entdeckt und durch den nunmehrigen

Digitized by Google

edlen Eigenthümer, Grafen Paris Cloz, ihm mitgetheilt worden, mit dessen Genehmigung sehr gern auf seine Kosten herausgegeben. Das Fragment, obwohl größtentheils Uebersetzung griechischer Predigten von Chrysostomus, Athanasius, Epiphanius ꝛc., enthält doch auch an 3 Seiten eigene Arbeit des slawischen Uebersetzers von hohem Interesse, über Heiligkeit der Ehe, Enthaltung von heidnischen Gebräuchen ꝛc., aber sein Hauptverdienst besteht in der echten alten Sprache, die sich der Ostromirschen zur Seite stellt, und mehr noch in der früher kaum geahnten Vervollständigung des glagolitischen Alphabets, wodurch Dobrowsky's Hypothese, daß das cyrillische Alphabet das ältere, das glagolitische hingegen um 300 bis 400 Jahre jünger sey, sich beinahe jetzt schon in's Gegentheil verwandeln muß. Kopitar hat, was wir oben Hrn. Woßtokow zumutheten, schon bei Gelegenheit der Herausgabe dieses glagolitischen Fragments, so weit seine Quellen und Hülfsmittel reichten, zu leisten versucht: das Fragment genau edirt, kritisch und sprachlich erläutert, das griechische Original beigegeben, dazu für nichtslawische Forscher alles Slawische Lateinisch übersetzt, und dem allem eine historisch-philologische Einleitung über die Entstehung und Schicksale der slawischen Liturgie zuerst in Pannonien im Jahre 870 u. s. w. vorausgeschickt, so wie eine gedrängte, aber um so übersichtlichere altslawische Grammatik und Lexikon nachfolgen lassen unter dem Titel: Glagolita Clozianus etc. Vindobonae 1836 ap. C. Gerold 166 S. in kl. F. mit 2 Kupfertafeln.

Sollte seine Aufforderung, dem größern Reste dieser Frangepanischen Bibel, so wie den Schicksalen des glagolitischen Psalters vom Jahre 1222 und denen des sogar in beiden slawischen Schriftarten zugleich geschriebenen Rheimser Krönungs-Evangeliums (le texte du Sacre) nachzuforschen, auf längere Zeit noch ohne Erfolg bleiben, so liegen doch schon jetzt in der Vaticana die uralten glagolitischen Evangelien, die Assemanni 1736 von Jerusalem mitbrachte, die daher nur auf einen Herausgeber warten, und seiner Zeit ein würdiges Seit[illegible] cyrillischen des Nowgoroder Statthalters [illegible]. Mit Kopitars Glagolita an der Hand [illegible] auch ein Nichtslawe an ihre Herausgabe machen. Fiat!

Nachschrift. Der Rheimser Texte du sacre ist seither wieder entdeckt worden; zwar des kostbaren Einbandes beraubt, doch der Text selbst so, wie er sonst war. Aber die beiden Schriftarten stehen einander nicht als eine dupla gegenüber, sondern ein cyrillisches und ein glagolitisches Synaxar-Fragment sind nur in eins gebunden; und weder der cyrillische, noch der glagolitische Bestandtheil ist älter als höchstens aus dem XIV. Jahrhundert! Um so höher stehen also unser Glagolita Clozianus und das noch unedirte vatikanische Evangelium.

Die Weitmooserischen Säulen zu Hofgastein.

(Schluß.)

An der zweiten und kleinern Säule sind folgende Verhältnisse ersichtlich: Sie hat keine besondere Unterlage, und nur eine Höhe von 6', bestehet aber, ursprünglich gleichfalls massiv erbauet, aus dem Säulenstuhle mit dem Grundstein, dem Würfel und der Simse, aus der runden Säule mit dem Schafte, mit dem Knaufe, der untenher von dem Schafte abgebrochen, und obenher bloß rauh gearbeitet ist. Das obere Gebälke fehlt auch bei dieser Säule; indessen zieren ihren Würfel ebenfalls Rhomboiden in der Form eines liegenden quadrillirten Gitters, auch den Schaft nach der Länge gezogene Striche von getriebener Arbeit, jedoch in der Stellung scharfer, sich entgegengesetzter Winkel, und das Kapital zwei sich fortwindende Schlangen, welche Kronen, oder wenigstens erhabene Kämme (was der rohen Arbeit wegen nicht wohl zu unterscheiden ist) auf den Köpfen tragen, und die sich in dem Umkreise von diesem nacheinander dergestalt folgen, daß die voranziehende Schlange den Schweif um den Hals der nachfolgenden geschlungen hält.

In so ferne demnach, als der Aufsatz auf den Köpfen dieser beiden Schlangen für eine Krone gelten soll, mögen dieselben ein Emblem aus dem Wappen eines Edlen seyn, dessen Attribut eine solche Schlange ist. Von einem Edelmann, oder einem Berggewerken mit diesem Embleme aus Hofgastein, oder von Salzburg ist vorläufig nichts bekannt. Nur in den Wappenschilden der Schomburg, Stahremberg, Paradeiser, Wurmberg u. s. w., kommen gekrönte Schlangen vor.

In der Kathegorie der kleinen Säule (ohne Rücksicht auf eine allfällige mythische Beziehung vor ihr), wie in der Anzahl der heraldischen Embleme von der großen, lassen sich daher neuerdings Merkmale zur Erinnerung an mehrere gleichzeitige Gewerken zwischen dem 15ten und

Digitized by Google

17ten Jahrhunderte erkennen. Wahrscheinlich zierten dieselben daher einst die Vorhalle eines der ganzen Berggenossenschaft gehörigen Hauses, mit den Sälen der Wechselbank, oder der Berggewerken für ihre Berathungen oder Freundschaftlichen Unterhandlungen, vielleicht wollte auch Weitmooser sich selbst dadurch in diesem Hause Nr. 52 die Erinnerung an seine edlen Berggenossen erhalten. Immer war dieses Haus vor seiner jüngeren Zerstörung durch Brand im Jahre 1502, von ausgezeichneter Bauart; noch jetzt treten an der westlichen Wand der Sole des ersten Geschosses ein Paar zierliche Postamente von Serpentinstein hervor, welche einst eine Altane, oder ein Paar Standbilder mögen getragen haben. Denn gewiß gehörte dieses Haus nicht bloß, sondern auch die hier zum erstenmale speciell beschriebenen Säulen in die glänzende Periode des Metallbaues von Gastein um das 15te Jahrhundert, welche die gegenwärtige Welt nur noch in Ruinen von Denkmälern und Gebäuden gespenstig anspricht, oder die bloß in den widerstrebenden Wechselflagen von dem Brausch[1]steier, von dem Ringe, von dem Spielen um Silberplatten, und von dem Hautabziehen des sebenden Stieres[1], oder von Noth, Glück und Uebermuth der Gewerken und ihrer Knappen noch fortleben.

J. A. Seethaler.

Bibliographische Mittheilungen.

XII.

Querela afflictae Germaniae ad Illustrissimos principes ac dnos dnos Ludovicum et Fridericum Comites palatinos Rheni et utriusque Bavariae duces etc. Cui additum est septimum caput Solomonis proverbiorum versu elegiaco redditum. Cum aliis quibusdam Epigrammatibus: Authore Gaspare *Bruschio* Slaccenwaldensi Poeta laureato. Anno Christi MDXLI aetatis suae XXII. Am Ende: Impressum Ratisbonae apud Joannem Khol. anno Christi MDXLI. 3 Bogen 4. Das letzte Blatt ist leer.

Dieses Gedicht, in dessen nähere Zergliederung ich hier nicht eingehen kann, zunächst auch, weil es keinen besonderen historischen Werth hat, ist bisher allen Biographen des merkwürdigen Verfassers entgangen. Daraus erklärt sich, wie so viele Autoren, welche über Bruschius seit Bayle geschrieben haben, diesem folgen und behaupten konnten, Bruschius sey im Jahre 1552 von Kaiser Ferdinand I. zu Wien als Dichter gekrönt worden. Zwar hat schon der unermüdete Denis in den Merkwürdigkeiten der Garellischen Bibliothek Hahle's Angabe für unhaltbar erklärt, ohne jedoch selbst im Stande gewesen zu seyn, das Jahr des feyerlichen Aktes näher zu bestimmen.

Vorliegendes Werkchen setzt die Frage außer allen Zweifel. Die kurze Widmung S. 2: „Charissimo parenti suo Joanni Bruschio" ist unterzeichnet: „Datae e *Ratisbona* XIII. die Aprilis," qua decreta mihi est a sacratiss. augustissimoque Caesare *Carolo* V. laurus Apollinea: Anno Christianae salutis MDXLI. Gaspar Bruschius filius tuus *unicus*."

Die auf dem Titelblatte genannten Epigramme sind an und über Kaiser Karl V. und drei an der Zahl: De aquila Ro. Imperii signo ad Carolum V. Caesarem augustiss. II. De columnis Herculis et Caroli V. Caesaris Augustiss. experientia. III. De aureo vellere, catena ferrea et episcopali infula, Caesaris *insignibus*. Ich kann nicht umhin, einige Distichen aus dem letzten hier anzuführen:

Agnus Caesareo dependens pectore, blandam
Mentem et tranquillam Caesaris esse docet,
Quae nihil horrendae tristisque Tyrannidis alto
Pectore circumfert cogitat atque suo.
Hinc *Patris* merito gaudet cognomine Caesar,
Pace etenim populos protegit ille bonos.
Ferrum, quod silicis scintillam excudit et ignem
Caesaris ac magni pulchra catena gerit.
Caesaris id vires atque arma potencia signat
Hostes (arma) quibus conteret ille suos.
Sicut dura silex duro mage frangitur aere
Robur et arborcum ferrea clava secat.
Infula (quam cernis) tutelam religionis
Significat, mentem Caesaris atque piam,
Qua defendere jus et Christi dogma tueri
Debeat et sacras Relligionis opes.

XIII.

De irruptione Bavarica et gallica a Maximiliano Emanuele Bavaro et Ludovico Vendomio, Gallorum ad Padum duce in *Tirolim* facta anno post Christum natum Millesimo Septingentesimo tertio. Libri III. 4to. Authore *Bernardo Isipontano* Austrico. Viennae Austriae, Schlegel 1709. 12.

Der wahre Name des Verfassers ist schon lange kein Geheimniß mehr; demungeachtet glaubte ich nachstehende Notiz, die sich in meinem Exemplare auf dem inneren Deckel des Einbandes findet, hier mittheilen zu sollen. »Autor

---

1 Von dieser grausamen Unterhaltung zeugen noch die Stierköpfe im Saale des alten Gewerkhauses, des gegenwärtigen Amtshofes des Pfleggerichtes zu Hofgastein. Sie war ein Act des Uebermuthes der Bergknappen.

Digitized by Google

hujus opusculi est P. *Bernardus Pez* Benedictinus Mellicensis, quod is composuit et edidit anno aetatis suae XXVIImo. Locum professionis, Ordinem et nomen clarius ponere inhibuerunt ex gravi et pia causa optimi Superiores. Vocat se autor Isipontanum ab Isiponte, seu Isiponte et Isidis Ponte, nunc *Ips*, quod est Austriae oppidum tribus fere milliaribus supra Mellicium ad Danubium positum, locus Bernardi natalis. Hoc quidquid nugarum est, in perennem sui memoriam dono mittit Adm. R. P. *Renato Masuet* S. Germanensi, amico suo integerrimo.

MDCCXVII. P. Bernardus Pez.

Miscellen.

In der Gegend von Vordernberg hat sich unter den Bergleuten folgende Sage erhalten: Zur Zeit, da die Römer aus diesem Theile der heutigen Steiermark vertrieben wurden, erschien den Siegern der Genius der Gebirge und sprach: »Ich will euch eine Gnade erzeigen; wählt selbst: Wollt ihr Goldminen auf ein Jahr, Silberminen auf zwanzig Jahr, oder Eisenminen für immer?« Die Leute waren weise und wählten Eisen für immer.

Gabriele Karolina Patina hielt im Jahre 1684 an der Universität zu Padua öffentlich eine lateinische Rede über die glückliche Befreiung der Stadt Wien von der türkischen Belagerung. Sie erschien später lateinisch und deutsch, ohne Angabe des Druckortes, mit dem Bildnisse der Rednerin, und unter diesem stehen nachfolgende Verse:

Ein Wunder der Natur, des Frauen-Zimmers Pracht,
Deßgleichen an Verstand, Witz und Beredsamkeit,
Bei zartem Alterthum nicht wohl wird seyn gewesen,
Ist hier durch Künstlers Hand nur schattend ausgemacht.
Von Kunstwerk an Ihm selbst, wovon erst jene Zeit
Wird rühmen, finstu gnug in dieser Schrifft zu lesen.

Wie Kunig Vladißlaus in Hungern kumbt, vnd Stülweyssenburg vnd andere flecken wider erobert, auch wie er gekrönt ist worden.

Tausent, vierhundert, vnd ainsvndneuntzig jar, nach dem als Kaiser Maximilian auß dem Vngerland gezogen was, vnd Stulweissenburg, auch andere flecken mit hauptleuten vnd volck besetzt hat, wie vor angezaygt ist, da kam Künig Vlalislaus mit vil Behemischen vnd Vngerischen Herrn, so jn erwölt hetten, mitsampt der Künigin, gen Ofen, alda ain Landtag ausgeschriben, vnd von außtreibung der Teutschen, vnd eroberung der eingenomen flecken, vnd sonderlich von der krönung des Künigs gehandelt ward. Vnd ain bottschafft von dem Künig vnnd den Vngern zu dem hauptman Herrn Jörgen von Castelward vnd andern hauptleuten geschickt, die Stat vnnd das Schloß auffzugeben begert vnd erfordert ward. Als sich aber die hauptleut solchs zuthun widerten, ward ain volck auff dem Rekusch oder Landtag verordnet, damit Weissenburg vnd andere besetzungen wider gewunnen, vnd das auch der Künig in aigner person zufeld ziehen, vnnd in alweg wie sich dan ainem Vngerischen Künig gebüret seiner pflicht halben, das er das land von den Teutschen erledigen vnd frey machen solt. Darauff gedachter Künig Vladislaus sich für Stulweyssenburg mit heeres krafft legert, vnd die an vil orten mit dem geschütz arbayten thet. Dieweil aber Kaiser Maximilianus nicht im land, sonder mit dem Reichstag zu Nürnberg behafft, vnd mit andern trefflichen heudeln bekümmert was, deßhalben er den belegerten nicht zu hilff kommen noch sy erredten kund. Wiewol er das für all ander sachen gern gethon hett, so was jme doch das dieselbe zeit nicht müglich; Dieweil Kaiser Fridrich sein vatter kainen weitern kosten darauff legen, noch den Reichstag darumb verlassen wolt. Also ward Stulweyssenburg von den Vngern wider gewunnen vnd eingenomen. Vnd Künig Vladislaus ward dasselbige jar mit der kron des heiligen sant Steffans gekrönet.

In die Reihe österreichischer Schriftstellerinen gehört auch Katharina Regina von Greiffenberg, Baronin in Seiseneck, die in der deutschen Gesellschaft den Namen »die Tapfere« führte, und der Lilienzunft Obervorsitzerin und Zunftmeisterin gewesen ist. Wir haben von ihr zwölf Passions-Betrachtungen zu eben so vielen bildlichen Vorstellungen (Nürnberg 1672) und »Sieges-Säule der Busse und Glaubens wider den Erbfeind Christlichen Namens.« (Ebend. 1675.) Letzteres Werk nennt der Vorredner Joh. Wilhelm von Stubenberg ein »Helden-Werk, Engelwerk;« uns genügt, darauf wieder aufmerksam gemacht zu haben.

Schon Ferdinand I. hatte verordnet, daß keinem Ausländer adelige Güter ohne seine oder der Regierung Einwilligung verkauft, verpfändet oder in Bestand gegeben werden sollen. Dieses Verboth wurde am 20. August 1565, als die Landstände sich beschwerten, daß es häufig übertreten würde, von Kaiser Maximilian II. erneuert, bestätigt, und auch auf die Häuser in Wien ausgedehnt. »In Zukunft sollen alle Verträge, die gegenwärtiges Generale verletzen, kraftlos seyn, und überdieß mit den bestimmten Strafen belegt werden.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

89. Sonnabend, den 5. November 1836.

Geschichte des k. k. Naturalien-Cabinetts in Wien,

von

dessen Entstehung bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Franz I., welcher mit einer neuen Linie unserer Beherrscher eine neue Betriebsamkeit für Künste und Wissenschaften in unsere Länder mitgebracht, schenkte den schönen Künsten eine besondere Aufmerksamkeit, und ließ es an Aufmunterung und Unterstützung nicht fehlen. Er war der großen Maria Theresia bei so mancher herrlichen Anstalt, die ihre Regierung auszeichnet, Rathgeber und Mitschöpfer. Er ließ die berühmten, aus wirklichen Steinen zusammengesetzten Tische und Bilder mit ungemeinen Kosten in Florenz verfertigen, und zierte damit eines der schönsten Zimmer seines in der Wallnerstraße eigens dazu von ihm erkauften Hauses aus. Er legte die wahrhaft kaiserliche Sammlung der modernen Münzen mit einem kaum glaublichen Aufwande an. Er vermehrte das Cabinett der antiken Münzen und der Gemmen oder geschnittenen Steine bei jeder Gelegenheit. Seine Liebe zur Chemie und Physik bewog ihn eine Menge elektrische Maschinen, Brennspiegel, verschiedene Maschinen und Kunstwerke anzuschaffen, wodurch eine Art physikalisches Cabinett entstand, um viele kostbare Versuche und unter andern manche mit dem Diamante zu machen, dessen Verbrennbarkeit er mit Daranwendung mehrerer tausend Gulden der erste bewährte. Kein Wunder, daß er auch einsah, wie wenig bisher für die Kenntniß der Natur bei uns gethan worden. Er legte darum im Garten zu Schönbrunn eine Menagerie an, und ließ aller Orten fremde Thiere bestellen und aufkaufen. Er stiftete bei eben dem Lustschlosse den botanischen Garten, der an Größe der Glas- und Treibhäuser, an Menge, Pflege und Mannigfaltigkeit der Pflanzen keinen über sich, kaum einen gleichen zählt. Diesem Monarchen hat auch die k. k. Naturalien- oder vielmehr Mineralien-Sammlung ihre Entstehung zu verdanken. Alles, was in diesem Fache zuvor vorhanden war, bestand in einigen Klumpen von Silber und Gold aus Amerika, in dem großen berühmten Opale, und einigen unbedeutenden Mineralien, die mit den gearbeiteten Kunstwerken von Achat, Bergkrystall und Elfenbein u. s. w. in der k. k. Schatzkammer zu sehen waren. Dieser Vernachlässigung einer so nützlichen Wissenschaft entgegen zu arbeiten, fing der Monarch damit an, daß er 1748 die damals sehr berühmte, fast einzige Sammlung des Ritters von Baillou, den er in den Freiherrnstand erhob, ankaufte. Die Beschreibung dieser Sammlung war schon 1746 zu London unter dem Titel herausgekommen: „Description abrégée du fameux Cabinett de M. le Chevalier de Baillou, pour servir à l'Historie naturelle des pierres precieuses, Metaux, Mineraux, et autres fossiles par Joannon de S. Laurent.“ Baillou, der damals einer der um die Naturgeschichte verdientesten Männer in Europa war, wurde der erste Direktor des Cabinetts, und diese Würde auf seinen Sohn vererbt, der sie auch seit 1757, wo sein Vater starb, mehrere Jahrzehente bekleidete. Alle drei Naturreiche zu bereichern, schickte Se. Majestät um diese Zeit den würdigen Bergrath und Professor Niklas von Jaquin nach Amerika, der mit verschiedenen seltenen Thieren, einer ausnehmend prächtigen Sammlung von Pflanzen, Samen, Blumenwiebeln und mit den größten prächtigsten Zoophyten, von denen der größte Theil noch jetzt die Zierde der kaiserlichen Sammlung ausmacht, glücklich zurückkam. Diese Ausgabe war nicht die einzige, die dieser Monarch für seine Sammlung machte. Was nur Seltenes ihm angebothen wurde, kaufte er mit kaiserlicher Frei-

Digitized by Google

gebigkeit an sich, wie er denn z. B. für eine einzige Wendeltreppe 4000 fl. und für die in der Sammlung befindlichen Smaragde und einige andere Steine 20.000 fl. gegeben hat.

Franz I. starb. Maria Theresia, die schon bei Lebzeiten ihres Gemahls keine Gelegenheit versäumte, die kaiserl. Naturalien-Sammlung zu vermehren, wie sie denn selbe mit dem prächtigen noch allda aufbehaltenen Blumenstrauß von Edelsteinen, unter dem Vorwande eines Anfangs der Sammlung von Edelsteinen verherrlichet hat; diese unvergleichliche Fürstin setzte den jedesmaligen Oberstkämmerer zum obersten Director aller kaiserl. Sammlungen ein; eine Würde, die Herr Fürst von Khevenhüller nur wenige Tage, Herr Anton Graf von Salm vom 15. September 1765 an, Herr Heinrich Fürst zu Auersperg vom 22. April 1770, Herr Franz Xaver Graf, hernach Fürst von Ursin und Rosenberg vom 8. April 1775 bekleideten, und die Se. Excellenz Herr Graf Franz von Colloredo seit dem 16. November 1796 wirklich bekleidete. Unter dem Herrn Grafen Harrach und Fürsten von Salm wurden die beiden Münzsammlungen, das damalige physikalische Cabinett und das Naturalien-Cabinett, von denen das letzte in den nunmehrigen Studierzimmern der kaiserl. Bibliothek aufgestellet war, in die gegenwärtigen am Augustinergange ganz neu erbauten Säle gebracht. Vor dem Eingange in das Münz-Cabinett ließ Höchstdieselbe nebst verschiedenen passenden Verzierungen in Bronze und Marmor, worunter das Brustbild Kaisers Franz I. das Mittelstück war, folgende Aufschrift setzen:

Naturae Miranda Et Artis
Quae Una Cum
Omnium Fere Populorum Monetis
D. Franciscus Rom. Imp. P. F. Aug.
Ubique Terrarum Collegit
Josephus II et Maria Theresia Augg.
Publicae Utilitati Et Memoriae
Parentis Optimi Et Conjugis Amantis.
Adject. Veterum Numo. Avito Thesauro
Heic
Sacra Esse Jusserunt MDCCLXV.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

II. Peter Anich [1].

Peter Anich, im Dorfe Oberperfuß bei Innsbruck am 22. Februar 1723 geboren, weidete in seiner Jugend die Heerde, und kannte bis zum 23ten Jahre seines Lebens kein anderes Geschäft, als den Feldbau. Aber auch als Hirt und Bauernknecht zeichnete er sich schon durch auffallende Eigenschaften aus. Er schien immer tief in Gedanken versunken; entfernte sich von allen Vergnügungen, welche die frohe Jugend so gerne aufsucht, und kannte nur eine einzige Leidenschaft: die Liebe zur Astronomie. Das Schauspiel, das uns die Gestirne des Himmels darbieten, fesselte sein Auge, beschäftigte seinen Geist, erfüllte seine reine Seele mit Wonne. Man sah ihn oft am Abend, während andere ermüdet von der Arbeit des Tages der Ruhe pflegten, auf das offene Feld hinauswandern, und erst mit dem Aufgang der Sonne wieder nach Hause kehren. Er beobachtete die ganze Nacht den Stand der Sterne, ihre Bewegungen, Phasen und andere Erscheinungen des gestirnten Himmels. Er hatte sich einen Reichthum von Kenntnissen erworben, und sich selbst zu einem Gelehrten gebildet, ohne noch lesen und schreiben zu können.

Einst vernahm er, daß es in Innsbruck Männer gebe, welche alles genau wüßten, was er so mühsam zu erlernen suchte. Man setzte hinzu, daß diese Männer bereit seyen, jedem hierüber Unterricht zu ertheilen. Froh erstaunt, faßte er sogleich den Entschluß, nach Innsbruck zu eilen, und so einen Mann aufzusuchen.

Er stieß auf den Jesuiten P. Hell, welcher damals die Astronomie auf der Universität daselbst lehrte. »Herr Pater!« redete ihn Anich an, »seyd ihr der Mann, der den Lauf der Sterne beobachtet?« Hell über diese Frage aus dem Munde eines Bauers erstaunt, antwortete: »Warum stellt Ihr diese Frage an mich? und was kann Euch an meinen Beobachtungen gelegen seyn?« Anich erwiederte: »Wenn ich das Vieh hüte, oder auf dem Felde arbeite, gehe ich immer auf die Gestirne und ihren Lauf Acht; allein ich habe nicht studirt, und komme damit nicht ins Klare. Ich bitte Euch, unterrichtet mich, wie sich die Sterne bewegen, und was sie in Bewegung setzt.«

[1] Aus Wierthaler's hinterlassenen Handschriften.

Digitized by Google

P. Hell war von der Wißbegierde dieses jungen Bauers höchst angenehm überrascht; er entdeckte in ihm einen nicht seltenen Scharfsinn, richtige Beurtheilung und glückliches Gedächtniß, und nahm ihn unter seine Schüler auf.

Anich war arm. Aber was vermag der Mensch nicht, wenn es ihm Ernst ist etwas zu seyn und zu werden? Er lernte binnen kurzer Zeit lesen, und wanderte nun alle Sonn- und Feiertage nach Innsbruck, um sich in den Grundsätzen der Geometrie und Mechanik unterrichten zu lassen. P. Hell wies ihm in der Folge einige zur Mathematik nöthige Instrumente. Anich untersuchte sie, und verfertigte sodann eben so schöne und richtige. P. Hell trug ihm auf, einen Himmelsglobus für die Universität auszuarbeiten. Man zweifelte, ob der astronomische Bauer dieser Arbeit gewachsen sey; aber im Jahre 1756 erschien dieser mit der Himmelssphäre in der Hand.

Es wäre wenig gesagt, wenn man blos des Beifalls erwähnte, welchen die Gelehrten dieser künstlichen Maschine ertheilten, sie fanden diese auch würdig, in dem Cabinett der Kaiserin aufgestellt zu werden. »Es ist die schönste und vollkommenste Maschine, die ich in meinem Leben gesehen habe,« schrieb P. Weinhard an den P. Hell. Die Sterne waren durch Punkte ausgedrückt, und zwar nach Doppelmaiers Karte, jeder an dem Platze, den er am Himmel einnimmt. Die Punkte selbst waren von geschliffenem Stahl. Anich wollte dadurch den Glanz der Sterne bemerken. An der Kugel selbst war eine hungrische Uhr mit acht Rädern angebracht, welche vermittelst eines sehr einfachen Mechanismus das Forträcken der Sonne, des Mondes und der Sterne darstellten.

Da dem geschickten Anich die Himmelskugel so trefflich gelungen war, so forderte man ihn auf, sich auch an der Erdkugel zu versuchen. Es zeigte sich dabey sogleich eine Schwierigkeit: Peter Anich konnte kaum schreiben; er machte die Buchstaben so schlecht, daß er öfter selbst Mühe hatte, zu lesen, was er schrieb; er ließ sich aber nie von einer Schwierigkeit abhalten. Er lernte schreiben, und nach einigen Monaten war er geschickter, als so mancher Schreibmeister. Sein Erdglobus ward im April 1759 fertig. Er ist mit dem Himmelsglobus von gleicher Größe, und hat ungefähr drei Fuß im Durchschnitte. Sie sind beide von hartem Holze, sehr künstlich gearbeitet, ob er sich gleich nur seiner gewöhnlichen Drehbank dazu bedient hat. Die Sphären haben ein so richtiges Gleichgewicht, daß sie auf allen Punkten, in die man sie stellt, in Ruhe bleiben; sie sind aber auch so empfindlich, daß die Bewegung einer Uhr sie aus ihrer Ruhe bringen kann.

Anich war in der Geometrie noch geschickter, als in der Astronomie, und P. Hell, sein Lehrer und Freund, empfahl ihn zur Verfertigung einer Generalkarte von Tirol. Herr von Sperg hatte schon den mittäglichen Theil aufgenommen; Anich vollendete das Werk, und setzte den mitternächtlichen Theil hinzu. Er unternahm diese Arbeit in der beschwerlichsten Jahreszeit: in den Monaten November und December.

Die Regierung war mit dieser Arbeit so wohl zufrieden, daß sie dem Anich auftrug, eine geographische Karte von ganz Tirol aufzunehmen. Er leistete diesem Auftrage mit so vieler Genauigkeit Genüge, daß er auf einer Karte, von vier und einem halben Fuß in der Höhe, und sieben in der Breite nicht allein alle Flüsse, Gebirge, Wälder, Städte und Dörfer in Tirol, sondern sogar die kleinsten Meierhöfe und die geringsten Hügel vorstellte. Er hatte vorher versucht, eine Karte von dem letzten Kriege zwischen der Kaiserin und dem König von Preußen zu entwerfen, und zwar so, daß man Oerter und Gegenden unterscheiden konnte, wie sie von einer oder der andern Macht waren erobert worden. Diese Karte war nur fünf Fuß hoch, und ungefähr drei Fuß breit, und doch war kein Winkel in diesem weitläufigen Striche Landes, der nicht genau darauf angemerkt war. Man wird sich wohl vorstellen, daß er die Instrumente, die er zu dergleichen Arbeiten nöthig hatte, nicht kaufte; er würde sie nicht so gut und richtig gefunden haben, als er sie selbst verfertigte. Es gibt auch kein zur Geometrie und Mechanik gehöriges Instrument, das er nicht verfertiget und verbessert hätte.

Anich war bei diesen großen Talenten ein so bescheidener Mann, daß er seine Bauerkleidung nie ablegen, noch seine Hütte, in welcher er wohnte, verlassen wollte. Man sah ihn öfter mitten unter seinen häuerischen Werkzeugen studiren, Karten zeichnen, Himmelskugeln und Maschinen bauen. Die vielen Arbeiten aber verkürzten sein Leben; der Geist verzehrte den Körper, oder nach dem Ausdrucke eines neuern Dichters, die Klinge nutzte die Scheide ab. Er war in den letzten Jahren matt und schwach; er verlor das Gehör, und konnte zuletzt kaum mehr von der Stelle gehen. Im Sommer 1766 badete er sich in der

Digitized by Google

Hitze in einem Flusse, und bekam davon ein Fieber, welches in eine Wassersucht überging. Er glaubte daran zu sterben, als die Wassersucht auf einmal verschwand. Das erste, was Anich nach seiner Genesung zu thun hatte, war, daß er in die Kirche ging, um Gott für diese Wohlthat zu danken; er ward aber, als er wieder nach Hause kam, von einem heftigen Kopfschmerze befallen, auf welchen der gänzliche Verlust des Gesichtes folgte. Er starb den folgenden Tag, am 1. September 1766.

Die Kaiserin-Königin bedauerte einen so arbeitsamen Unterthan. Er sollte eben eine Pension erhalten, denn Anich besaß bei allen seinen Arbeiten nichts weiter, als viel Wissenschaft und eine große Bescheidenheit, welche selten zu einem großen Glücke führt. Seiner Schwester wurde von der Kaiserin ein Theil der Pension verliehen, die für ihren Bruder bestimmt war. Er ward in der Kirche zu Oberperfuß begraben, einem Dorfe, an sich unbekannt, und nur durch die Geburt dieses besonderen Mannes berühmt.

Seine Karten von Tirol kamen unter der Aufschrift heraus: Tirolis chorographice delineata etc. Viennae 1774. 25 Blätter in Fol.

Die Stallburg zu Wien.

Mit den Redouten-Sälen und der Reitschule steht durch einen Ueberbau die kaiserl. Stallburg in Verbindung. Ursprünglich bestimmte dieses Gebäude Kaiser Ferdinand I., statt dem i. J. 1526 abgebrannten Zillerhofe, zum Zeughause. Während der ersten türkischen Belagerung Wien's wurde alles Geschütz herausgenommen, und zur Bewaffnung der Freiwilligen, zur Vertheidigung der Basteyen und Wälle zwischen dem Werder- und Schottenthore bis über die Burg verwendet. Nach aufgehobener Belagerung indessen brachte man das Geschütz und die Waffen nicht mehr dahin zurück, sondern es wurde der vormalige Salzburgerhof (das jetzige kaiserl. Zeughaus in der Renngasse) zu deren Aufbewahrung bestimmt. Das Haus selbst aber wurde im Jahre 1539 zur Wohnung für den königlichen Prinzen Maximilian II. umgestaltet, und von ihm, bis er i. J. 1564 die Regierung antrat, und dann die Burg bezog, bewohnt. Nun ging eine dritte Veränderung mit diesem Gebäude vor sich. Aus der alten kaiserlichen verfallenen Zaumburg (das Eckhaus nächst den Kapuzinern, dem Taxis'schen, heut Schwarzenbergischen Palais gegenüber) wurden die Pferde in den untern Theil übersetzt, und von dieser Zeit an führt es den Nahmen der Stallburg.

Das obere Stockwerk wurde theils zu Vorstellungen von Schauspielen, und zu Wohnungen der Hofmusiker, theils zur Aufbewahrung der gesammelten Bilder, Kunstwerke, Antiquen, Münzen und anderer Seltenheiten verwendet. Ferdinand der Erste war eigentlich der Gründer dieser Kunstflammer und Gemälde-Gallerie. Kaiser Maximilian II., Rudolph II., Ferdinand der Zweite, und insbesondere der Erzherzog Leopold Wilhelm, Gouverneur der Niederlande, fuhren fort, diese Schätze zu vermehren, und unter Leopold dem Ersten, Karl dem Sechsten stiegen sie zu einer solchen Anzahl, daß der Platz zur Unterbringung zu klein wurde. Kaiser Franz der Erste sah sich daher genöthiget, bei den großen Vermehrungen, die täglich einliefen, ein eigenes Haus in der Wallnerstraße (heut das gräflich Czernin'sche Haus) zu kaufen. Endlich half die Kaiserin Maria Theresia ab, und ließ im Jahre 1764 für diese Sammlungen in dem Burggraben gegen die Bastei besondere Cabinette erbauen. Im Jahre 1777 wurde auch dieser Aufbewahrungsort für die von Kaiser Joseph dem Zweiten gesammelten Kunstgemälde, deren Zahl schon auf 2000 angewachsen, zu klein; es wurden daher sämmtliche Kunstgemälde aus der Stallburg und den erwähnten Cabinetten in das Belvedere übersetzt.

Der untere Theil des leeren Gebäudes wurde der vorigen Bestimmung zu ebener Erde im Hofe erhalten; das Gebäude gegen die Gasse zur Hof-Apotheke verwendet, die Gemächer der obern zwei Stockwerke aber der kaiserl. geheimen auswärtigen Staatskanzley für das Dechifrirungs-Departement überlassen.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, Die Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

90. Mittwoch, den 9. November **1836.**

Geschichte des k. k. Naturalien-Cabinetts in Wien, von dessen Entstehung bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Der größte Schritt aber zur künftigen Vollkommenheit geschah im Jahre 1779, wo die Kaiserin, auf Vorschlag des Fürsten von Rosenberg, dem in der Naturgeschichte hochberühmten Hofrathe von Born den Auftrag gab, die kaiserliche Sammlung nach den neuesten darüber bekannten Aufklärungen einzurichten, und die dringendsten Befehle erließ, von allen in ihren Erbstaaten befindlichen Produkten Exemplare einzuliefern. Zu gleicher Zeit wurde H. Haidinger als Direktors-Adjunct aufgenommen. Nun brachte man aus allen kaiserl. Bergwerken Seltenheiten und Prachtstücke herbei, worin sich die damaligen k. k. Bergräthe Müller von Reichenstein in Tirol und Siebenbürgen, Ruprecht zu Schemnitz, Leitner in Idria, Rösler in Böhmen, Ployer in Kärnthen, Fichtel in Siebenbürgen und noch viele andere besonders auszeichneten.

Die Kaiserin hatte aus Neapel eine artige Kollection sicilianischen Marmors, Jaspachate und Jaspise, und eine ausgesuchte Sammlung der Laven und Auswürfe des Vesuvs erhalten. Einige Tage vor Ihrem Tode 1780 erkaufte Sie die an verschiedenen älteren, seltenen Produkten reiche Mineralien-Sammlung des H. v. Damm um 10,000 fl. Nun begann Born die Sammlung einzurichten nach dem Plane, den er verfaßt und den Hr. Haidinger unter dem Titel: Eintheilung der k. k. Naturalien-Sammlung in Wien bei Wappler in 8. 1782 herausgegeben hat. Dem Hofrath halfen in der Einrichtung nebst dem Adjunkten Hrn. Haidinger und dem Custos Hrn. Megerle, die Herren Karl Mell, Saldonner, Helbling und Bonsaing Nach vollendeter Einrichtung ging es an das Beschreiben. Man fing bei den Konchylien an. Es erschienen 1780 die Testacea Mus. Caes. Vindob. in einer prachtvollen Ausgabe in Folio, worin die noch nicht bekannten Konchylien nach der Natur gezeichnet und illuminirt sind. Der Tod Marien Theresiens, die Amalgamationsgeschichte und eigene Kränklichkeit hinderten Born diese Beschreibungen auf die Zoophyten fortzusetzen, bis er endlich der Welt gar entrissen wurde. Indessen vergaß er niemals auf die Bereicherung der Sammlung selbst. Er trug eine Menge ihm gemachter Geschenke derselben unentgeldlich bei, und ihm zu Liebe schickte der berühmte Graf Büffon, Professor Fabricius, Baron Zoes, Viceberghauptmann Trebra, H. M. Ilsemann seltene Stücke verschiedener Arten ein.

Joseph II. begünstigte das Werk seines Vaters, so wie er überhaupt alle Institute desselben heilig erhielt. Er befahl, was in den Sammlungen des aufgehobenen Theresianums, der Schwarzspanier und anderer aufgehobener Klöster Brauchbares gefunden wurde, in die kaiserl. Sammlung zu übertragen. Er brachte auf seinen italienischen Reisen verschiedene Stücke an sich, als sein Porträt in Sardonyr treffend von Tericella geschnitten, ein Incanatum nach einer herculanischen Antike gemacht, eine Dose von Karraramarmor, der mit Markositen prächtig angeflogen, u. s. w. Er ließ den H. R. von Born aus der zurückgelassenen Sammlung Sr. k. H. des Prinzen Carl v. Lothringen, was man zu bedürfen glaubte, auswählen. Er kaufte eine reiche Zeoliten- und Kalzedon-Sammlung von Hrn. Professor de la Patrie zu Hamburg um 1500 Dukaten. Er schickte den Obergärtner und Menagerie-Director Hrn. Boos nebst anderen Gärtnern und einigen Mineralogen unter der Direktion des Professors Märter nach Amerika und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die denn freilich mehr von Pflanzen und Thieren als von Minera-

Digitized by Google

sien; aber auch zu der Naturalien-Sammlung herrliche Gorgoinen und Meerschwämme sammelten, und besonders Hr. Boos uns den prächtigen 139 Pfund schweren doppeltgespitzten Bergkrystall, einen anderen Bergkrystall mit eingeschlossenem Wasser beyde von Madagaskar, und ein Geschenk des Hrn. Cossigny, königl. Ingenieurs auf der Isle de France und nebst anderen Muscheln eine prächtige Weberspuhle mitbrachte. Auch gab es noch immer einige Beiträge. Herr von Kannengießer sendete eine beträchtliche Sammlung von allerhand Seltenheiten ein, worunter besonders schöne Petrefakten waren. Von Seite des Cabinettes zu Paris wurde ein von Kaiser Joseph II. gemachtes Geschenk von Mineralien durch ebenfalls sehr vorzügliche Stücke erwiedert.

Indessen berief man H. Haidinger zur Direktion der Amalgamationsproben nach der Glashütte bei Schemnitz, und Stülz, zuvor Canonikus bey St. Dorothea, damals Professor der Naturgeschichte und Geographie bei der k.k. Real-Akademie, versah die Adjunkten-Stelle, die ihm auch nach der Beförderung des H. Haidinger zur Würde eines referirenden Bergrathes bei der Hofstelle im Münz- und Bergwesen 1788 den 28. Julius zu Theil wurde.

Kaiser Leopold II., ein großer Beschützer der Chemie und Mineralogie, hob bald nach dem Antritte seiner Regierung das vorige physikalische Cabinett auf, und theilte die da vorhandenen Sachen verschiedenen Instituten, vorzüglich der Universität von Wien mit. Das antike Münz-Cabinett bekam einen Saal dieses Cabinettes, und der andere ward dem k.k. Naturalien-Cabinette zu Theile. Dadurch entstand die Nothwendigkeit es neu einzurichten, welches Hr. Stülz mit Hülfe der beiden Herren Megerle, des Vaters und Sohnes, 1793 glücklich vollendete, und dessen Ordnungs-Tabelle er unter dem Titel: Neue Einrichtung der k.k. Naturalien-Sammlung in Wien herausgab. Kaiser Leopold kaufte die schöne Sammlung des würdigen Feldmarschalls Habit, die größtentheils aus versteinertem Holze, Goldstufen und Opalen bestand, und einige hundert Stücke des Mineralienhändlers Hampichler. Auch wurde von Freyherrn von Schmid in Frankfurt durch Se. Exl. dem Hrn. General Grafen von Manfredini eingesendet.

Der höchstselige Kaiser Franz I., beseelet von dem nähmlichen Eifer für die Naturgeschichte, hat nicht nur ein Cabinett von ausgestopften Thieren errichtet, und selbes dem Hrn. Probsten Eberl nebst dem neu entstandenen physikalischen Cabinette übergeben, sondern auch die Menagerie mit seltenen Thieren bereichert, verschiedene Ankäufe besonders im Fache der Konchylien aus der Doctor Spalowskischen und Chevalier Bourdin'schen Sammlung und prächtiger russischer Mineralien von dem Mineralienhändler Barcigli angeordnet. Se. Durchlaucht der Herzog von Würtenberg sendete zu gleicher Zeit eine für den Hof in Rußland gemachte Partie Mineralien ein. Von allen diesen wurde ein Katalog verfertiget, der die Natur, Bezeichnung, den Geburtsort und das Gewicht eines jeden Stückes enthält.

Eine prächtige hydrostatische Wage, die zu dem Ende durch den hiesigen Mechanikus Kühn verfertiget wurde, und deren Gewicht bis auf $^1/_{100}$ Gran geht, haben Se. Majestät auf Verschlag, des für den Glanz des Cabinettes äußerst besorgten Hrn. Oberstkämmerers Grafen von Colloredo dem Cabinette einverleiben lassen, damit man auch die specifische Schwere der Mineralkörper wissen möge.

Endlich haben Se. Majestät den bisherigen Adjuncten Stülz zum wirklichen Director, unbeschadet der dem B. Baillou erblich zugestandenen Directorswürde, den bisherigen Custos Johann Megerle zum Directors-Adjuncten, und dessen Sohn Johann Carl Megerle zum Custos zu ernennen geruhet, wozu die Dekrete den 23. November 1797 sind ausgefertiget, und sowohl dem neuen Director, als auch Hrn. Neumann, der nach Abbé Eckel's Tod die Direction beider Münz-Cabinette bekam, den k.k. Rathstitel ertheilet.

Zur österreichischen Siegelkunde.

II. Ein altes Siegel der Stadt Krems.

Umschrift zwischen zwei Perl-Linien:

† SIGILLVM • CIVIVM • IN • CHREMS.

Unter dem Blätterdache eines Baumes, dessen Stamm stufenförmig endet, stehen zwei dreieckige Schilde: Im Felde des (heraldisch) Rechten der steierische Panther, links der österreichische Querbalken: Pflanzengewinde füllen den Raum zwischen dem Schilde und dem Baum.

Rund, 2½ Zoll groß.

* * *

Das silberne Typar dieses Siegels bewahrt das Kremser Stadtarchiv. Hueber in seiner Austria ex Archivis Mel-

Digitized by Google

licensibus illustrata gab es nach dem Wachs-Abdrucke, der an einer Meiker-Urkunde des Jahres 1318 hängt, zuerst heraus[1].

Hanthaler im Recensus[2] findet den steierischen Panther und noch dazu rechts, ganz unbegreiflich, und die Ursache in einem »merum sculptoris in toto libro inepti erroremc. Allerdings geht die Nachlässigkeit des Kupferstechers bei Hueber über alle Vorstellung und manchmal wirklich ins Sinnlose, so, daß diese Siegelabbildungen nur mit äußerster Vorsicht gebraucht werden können; allein im Kremsersiegel ist das Thier wirklich ein Panther. Dieß beweist das Typar, das ich sah, und daraus Abdrücke machte, nach welchen nächstens eine Abbildung dieser Zeitschrift beiliegen wird. Dieß beweist unwidersprechlich die Vergleichung des steierischen Wappens auf den Siegeln Friedrich des Streitbaren, Ottokars, Rudolphs IV., Otto des Fröhlichen, Friedrich IV. und Ladislaw Posthumus[3].

Wie er aber in einem österreichischen Stadtsiegel seine Stelle finde? ist leicht erklärlich. Erscheinen doch fast immer die Schilde dieser beiden Herzlande auf Siegeln der Fürsten, warum auch nicht der Städte, zumal in steierischen Städten auch der österr. Bindenschild erscheint[4]. Auch ist unser Siegel nicht das Einzige der Art. Auf einem spätern Siegel der Stadt Krems von 1453 erscheint ebenfalls neben dem österr. Wappen das Steierische, dieses aber (heraldisch) links, und dieß führt zu der schwierigen Frage, wodurch der steierische Schild seinen Platz zur Rechten rechtfertige?

Daß ein minderes Wappen (und das steierische ist ein solches in einem österr. Siegel, so wie umgekehrt) die Ehrenstelle behauptet, ist nicht so ganz ohne Beispiel. Gerken in den »Anmerkungen über die Siegel« hat S. 24 sechs ähnliche Fälle angeführt, und das von mir bekannt gemachte Siegel Blanka's von Liechtenstein hat das vorzüglichere (Liechtensteinische) Wappen ebenfalls links[5]. Freilich gelten die angeführten Beispiele blos Familiensiegel, von Städtesiegeln weiß ich kein ähnliches aufzuweisen.

Indeß, die Heraldik lag damals noch in der Wiege, der Stämpelschneider mochte sich leicht, da er verkehrt arbeitet, irren, er ließ sich etwa durch das Siegel v. J. 1268, das ihm vielleicht vorlag[6], verführen, kurz, gewiß kein historischer, sondern irgend ein zufälliger Umstand stellte das Pantherthier (heraldisch, nicht für den Beschauer aber) rechts.

Betrachten wir lieber die Arbeit des Siegels: sie ist kräftig, von einer gewissen Einfalt, die mit geringen Mitteln ihre Absicht erreichen will, nicht ohne Zierlichkeit. Eine etwas nähere Untersuchung wird dieß Urtheil bestätigen.

Der Grund des inneren Feldes ist an der Stelle, wo das Laubwerk des Baumes sich ausbreitet, verständig erhöht, so daß dieses die beiden Wappenschilde wirklich, wie es des Künstlers Absicht war, beschattet. Bäume bleiben für Bildnerei immer eine mißliche Sache, deren man sich nur auf die von unserm Siegelschneider (und den Alten) gewählte Weise mit Ehren entledigen kann. Die Anordnung der Zweige, die Zeichnung der zierlichen (für den Stamm freilich etwas zu großen) Blätter ist tadellos. Der Panther des Schildes ist bei aller Fehlerhaftigkeit der Verhältnisse mit einer gewissen Freiheit behandelt; die, das Feld des andern Schildes ausfüllenden Streifen (in denen kein Heraldiker etwa eine Farbebezeichnung suche) sind mit einer der damaligen Zeit sonst fremden Ungleichheit und Regellosigkeit ausgeführt, und stechen gegen die niedlichen Pflanzengewinde zu beiden Seiten der Schilde nicht vortheilhaft ab. Die Schrift sehr hoch geschnitten, ist bestimmt und regelmäßig. Schließlich etwas über das Alter des Siegels. Es wird nicht viel älter seyn, als die Urkunde dd. 1318, von der es Hueber bekannt machte; denn 1299 bekräftigen die Kremserbürger eine Lilienfelder-Urkunde noch mit einem andern Siegel[7].

Noch ist zu erwähnen, daß auf der Rückseite des Hueber'schen Siegels fünf kreuzförmig vertheilte Eindrücke erscheinen, die Pferdehufen oder dem Zeichen © am Aehnlichsten sind. Ist es etwa ein altdeutsches C als Initial von Ehrems? Wer die unzählige Verschiedenheit der Impressionen auf den Stücken alter Siegel kennt, wird mir jede weitere Hypothese erlassen und mich für die angeführte nicht verantwortlich machen, um so weniger, da ich bloß nach dem Kupferstiche bei Hueber urtheilen kann.

Eduard Melly.

---

1 Auf der IX. Tafel unter Nr. 11. Die Urkunde ist aber in dem Diplomatar nicht abgedruckt.

2 Tom I. p. 226.

3 Ich konnte aus den gestochenen Sammlungen bei Herzett, Duellius, Hanthaler, Heinecius ꝛc. eine Menge Beispiele anführen, beschränke mich aber lieber bloß auf jene Siegel, von welchen ich selbst gute Abdrücke besitze, da sogar in Hinsicht auf Treue den Herzog'schen Stichen nicht zu trauen ist.

4 Auf einem Siegel der Stadt Bruck an der Leitha erscheint ein senkrecht getheiltes Wappen, rechts der Panther, links die Bindenschilde. Das Siegel ist aus dem XIV. Jahrhundert.

5 Siehe 3.

6 Siehe Hanthaler T. I. p. 191 und Hueber Austr. zu diesem Jahre. T. V. no. 5. Dort ist der böhmische Löwe im Schilde rechts. Das Siegel v. J. 1268, wo Ottokar Gewalthaber Oesterreichs war.

7 Hanthaler Recens. Dipl. Arch. Campil. T. I. p. 225.

Digitized by Google

Ain Hantvest vber die Rechtn in der Schefftraß[1] ze Wien 1379.

Wir Albrecht von gots gnaden zu Oesterreich, zu Steyr, ze Kernden vnd ze Krain her auf der windischen march vnd ze portenaw Graff zu Habspurg vnd ze Tyrol ze phirt vnd ze Kiburg Marggraff zu Burgaw vnd Lanntgraff in Elsassen ꝛc. Bekennen vnd tun kund offentlich mit dem brief das für vns komen sind vnser getrewn, der Amman dem purgen vnd dem leut gemainiglich gesessen in der Schefstraß vnd ze Erdpurkch vnd was darzu gehört die mit gerichten vnd diensten angehöret vnser liebe hertzogin vnd gemehel frawen Beatrixin von Nüremberg als das von alter gewohnhait herkomen ist, vnd haben vns fürpracht, wie Si Jn jrn Rechten die Si mit guter gewonhait herpracht vnd gehabt habent, groß Invell vnd Jrrung leiden, mit namen das Si darüber nicht hantvest noch brief habent vnd piten vns fleissiglich das wir in dieselben jrew Recht vnd gut gewonhait mit vnsern hanntvesten vnd briefen bestetten vnd vernewen geruhten. Das Si vns auch aigenlich vnd mit guter kuntschaft beweist habent, Als hernach von Stukchen zu Stukchen geschriben stet, des ersten das die egenannte vnser burger vnd leut ainen Ambtman halten sullen der Stetes gesessen vnd wonhaft sey in der Schefstraß der zu Richten hab von vnser vnd einer hertzogin wegen von Oesterreich die ze des Elitsiten Hertzogen von Oesterreich ꝛc. Hertzogin vnd gemahel ist, vmb all sach aufgenomen alain vmb den tode, derselb Ambtman sol vnd mag dasselb Stiften vnd Störu vnd nemen zu ablait von ainem haus oder krautgarten zwen pfennig vnd zu Anlait oder auffsaß ain pfennig. Item es soll auch derselb Ambtman allen hausgenossen auf dem aigen gewalt vnd vnrechts vor sein vnd weh er nicht vermag, das sol er an vns pringen, darjnn sullen vnd wellen wir jm ains Rechtens geholfen sein, Item welicher auch ain wirt, oder jrman ainer der auf dem aigen gesessen ist, kaufft in sein haus jm vnd seinem gesind zu essen vnd getrinchen, der soll weder zoll noch mautt davon geben in allem dem Rechten, als ob er in der Statt gesessen wer, Item es sol noch mag auch chain man auf dem aigen gesessen sein Erb es sei purkrecht oder Perkrecht, weder verrechten weder vernottursten nach verdiensten, Geschicht im aber der ains vnd chumpt vngevangen davon, der Ambtman sol sein freewd oder wen er darzu schafft sein erb lassen verkauffen, vnd sol sein Recht zwen vnd sibenzig pfennig davon nemen, vnd sol jm der Amptman die vbrig sein hab schiemen an vnser stat, wirt er aber gevangen So sol er sich mit seinem gut ledigen so er nagst mag vnd sol dem vorgenannten Ambtman nicht mer denn zwen vnd sibenzig pfennig davon geben, Item wurd auch der hausgenossen ainer oder ain anderer man von wann er wer auf dem aigen vmb den leib gevangen vmb welichelai schuld oder sach das wer, mit dem sol der Stat-Richter auf dem aign nicht zu schaffen haben und soll der egenant Ambtman der schuldigen Mann dem Stat-Richter ab dem aign Antwuetten als er mit der Gurtt ombfangen ist. Item kumpt auch ain man, der auf dem aigen gesessen ist in die Stat gegangen Wab wunnt ainen andern man in der Stat, vnd kumpt vngevangen davon, wider auf das aigen, der sol vnd mag wider in die Stat geen, vnd huett sich vor seinen veinten, So er pfiff mag vnd sol der Stat Richter mit jm nichts zu schaffen haben, denn mit dem Rechtn. Wolt aber nemant das Recht suchen, der sol das tun vor dem egenanten Amptman, Item es sol auch chain Richter in der Stat, noch vor der Stat, wie er genant sei noch jr Anwalt an des obgenanten Amptmans willen freevlich weder bey tage noch bey nacht geen auf das aigen, Er tu es denn allen den die auf dem aigen gesessn sind vnschedlich angeverd Item es mugent auch die egenanten vnser leut in der Schefstraß vnd ze Erdpurg den Gesten von wann die sind jr wein vmb lon behalten angeverd vnd sol jn daran nemand chain jrrung noch hindernuß tun in dheinem weg Item es sullen auch die hausgenossen auf dem vorgenanten aigen in der Schefstraß vnd zu Erdpurg gantze Stadt Recht haben mit verkauffen vnd kauffen ze markt vnd ze Gassen, vor der Stat oder in der Stat auf wasser vnd auf lannd, Innerlands vnd ausserlands in allem dem Rechten als mit derselben vnserer Stat dinnen vnd litten vnd darjnn gesessen wern. Item beschech auch das die genanten vnser leut in der Schefstraß an dhainem auffsaß oder Newngen die die vorgenanten vnser purger zu Wien teten vnd möchten jmmert daran vervieln, da sullen Si nyemand vmb vervallen sein, denn vns vnd vnserer lieben herzogin vnd Gemahl oder welche ye zu den zeiten des Elitsiten herzogen gemecht ist, vnd sullen auch darzu alle ander Jre Recht gnad vnd gut gewonhait halten vnd nessen, als sie die von alter herpracht vnd gehabt haben rubichlich an Jrrung vnd hindernuß vngeverlich. An haben wir genedeiglich angesehen die getrewen dienst, dieuns die yor genant vnser burgervnd sesin leut stete tun, vnd das auch Sie selb Jr gevet, redlich vnd beschaidn vnd darumb das Sie surbas dester mynner an denselben Jrn Rechtn vnd guten gewonhaiten gehindert vnd beswert wurden, So haben wir Jn alle die stuck vnd punte die davor geschriben stennd verneut vnd bstett verneuen vnd bestetten Jn auch die wissenntlich mit kraft diczs briefs vnd wellen ernstlich das Sie auch die ewiglich halten vnd dabei belaiben, Als Sie die mit guten gewonhaiten herpracht haben Vnd gepieten ernstlich bei vnsern hulden dem lanndmarschalich in Oesterreich dem Burggemaister dem Richter vn dem Rat zu Wienn vnd allen andern vnsern Amptleuten vnd Vnterthanen wie die genant sind das Sie die obgenant vnser burger vnd leut dabei halten vnd schirmen vnd beleiben lassen, vnd darjnn chain Jrrung noch jmuel tun noch yemand andern dawider gestatten zutun in dhainen weis oder weg, Wer aber dawider tet der wist das der swerlich wider vns tut vnd wollten den swerlich darumb pessern an leib vnd an Gut vnd darüber zu einem ewigen getzeugnusse vrkund vnd sichrchait hiessen wir vnser groß fürstlich Jnsigl henkchen an disen brief, Der gegeben ist ze Wienn an muntag nach dem Suntag als man singt letare in der vaisten Nach cristi geburd drewtzehenhundert Jar, darnach in dem Newn vnd sibenzigisten Jare.

[1] Wir verweisen hier auf Hormayr's »Wien's Geschichte und seine Denkwürdigkeiten« II. Jahrg. 4. Bd. S. 16. Eine nur flüchtige Vergleichung wird die Wichtigkeit dieser Urkunde, die sich abschriftlich in meiner Sammlung befindet, hinlänglich darthun. K.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

91. Sonnabend, den 12. November **1836.**

Oesterreichisch-Schlesien

in seiner

politischen, kirchlichen und militärischen Verfassung,

dargestellt

von Held-Ritt.

Politische Eintheilung.

Oesterreichisch-Schlesien hatte nach dem Breslauer Frieden eine selbstständige Regierung unter dem Titel: „königliches Amt“ erhalten [1], dem zu Troppau sein Sitz angewiesen war.

Es bestand aus einem Präsidenten und zwei Räthen, und ihm waren als erste Instanz die bürgerlichen Rechtssachen der Städte, fürstlichen Aemter und der Minderstandesherrschaften untergeordnet. Königliche Administratoren in den Hauptstädten der Fürstenthümer, und königliche Richter versahen in den übrigen Städten die Gerichtspflege, und wachten über die Vollziehung der Gesetze. Diesen unterstanden die sonstigen Magistrate und Aemter des Landes. Das oberste Appellationsgericht war zu Prag.

Im Jahre 1745 wurde das Land in den Teschner, Troppauer und Neisserkreis eingetheilt. Zu ersterem gehörte das Fürstenthum Teschen und Bielitz, zum zweiten die Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, nebst der Minderstandesherrschaft Freudenthal, zum dritten der Antheil vom Fürstenthum Neisse.

Diesen Kreisen waren Landesälteste mit dem Titel eines königlichen Rathes vorgesetzt, welchen die Amtssitze zu Teschen, Jägerndorf (später Troppau) und Weidenau angewiesen waren.

Diese Landesälteste- oder Kreisämter hatten die Aufsicht über Handhabung der positiven Gesetze, und waren jedes nebst dem Landesältesten mit einem Exekutions-Commissär, einem Steuer-Cassier, und drei berittenen Land-Dragonern besetzt.

Im Jahre 1783 erhielt obige Eintheilung abermals eine wichtige Aenderung, indem in Brünn ein Gubernium für Mähren und Schlesien errichtet, daher das schlesische königliche Amt aufgehoben, der Neisser Kreis aber mit dem Troppauer vereinigt, und die nun seit dieser Zeit bestehenden Troppauer und Teschner Kreise, mit den übrigen mährischen Kreisen, unter das mährisch-schlesische Gubernium vereinigt wurden, somit auch die Appellation nach Prag aufhörte, und diese an das mährisch-schlesische Appellations- und Kriminal-Obergericht in Brünn übertragen wurde.

Nebst der Kreiseintheilung besteht noch diejenige, welche sich nach den Titeln der mittelbaren Besitzer der betreffenden Landestheile richtet.

Nach der Theilung Schlesiens sind bei Oesterreichs Antheile von Schlesien die ganzen Fürstenthümer Teschen und Bielitz verblieben, welche nebst den Minderstandesherrschaften Friedeck, Freistadt, Deutschleuten, Roy, Reichwaldau und dem Antheil von Oderberg sämmtlich zum Teschner Kreise gehören.

Zum Troppauer Kreise gehören die Antheile der Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Neisse, dann die ganzen Minderstandesherrschaften Freudenthal und Olbersdorf, so wie diejenigen Ortschaften, welche die mährische Enclave bilden, die im Jahre 1797 wegen zu weiter Entfernung von ihren Kreisämtern dem Troppauer einverleibt wurden.

Die Rathspflege für Adelige, Geistliche und sonstig Bevorrechtete in erster Instanz verhandelt für das Fürsten-

[1] Weil Schlesien als ein königliches Lehen von Böhmen verwaltet wurde, erhielt auch die neuerrichtete Regierung sammt ihren Unterstheilungen den Titel königlich.

Digitized by Google

thum Teschen und Bielitz das herzogliche Landrecht in Teschen, für die Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, das herzogliche Landrecht in Troppau, und für das Fürstenthum Neisse, das fürstbischöfliche Landrecht zu Johannesberg.

Die Fürsten stehen in Streitsachen unter dem k. k. Landrechte in Brünn, eben so die Stände und Geistlichen der mährischen Enklavuren, so wie die Besitzer der Minderstandesherrschaften, weil solche keinem Fürstenthum angehören, daher als Selbststände betrachtet werden.

In den Städten, welche organisirte Magistrate haben, üben diese die Rechtspflege aus, auf den Dominien aber wird solche von Justizjuren besorgt, welche von der Appellation geprüft und bei den Herrschaftsbesitzern angestellt sind.

Für peinliche Fälle bestehen in den genannten Fürstenthümern zu Troppau, Teschen und Johannesberg Land- und Kriminalgerichte. Auch befindet sich zu Troppau das für Oesterreichisch-Schlesien bestimmte Wechsel- und Merkantilgericht. Alle diese Gerichte haben seit 1783 das Appellationsgericht in Brünn zu ihrer zweiten Instanz, von welcher die Berufung an die oberste Justizstelle in Wien geschieht.

Das Berggericht für Schlesien befindet sich zu Kuttenberg in Böhmen. Für das Fürstenthum Neisse ist ein Berggerichts-Substitut, eben so einer für die Minderstandesherrschaft Freudenthal, und zwei für das Herzogthum bestellt.

Für Vertretung der Rechte dritter Personen sind für Johannesberg ein, für Troppau fünf und für Teschen zwei Doctoren der Rechte oder Advokaten gesetzlich bestimmt.

Die österreichisch-schlesischen Stände haben nicht wie jene der übrigen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates das Recht, sich auf Landtagen zu versammeln, um über die Landes-Angelegenheiten zu berathen.

Aus dem Herrenstande werden in den Fürstenthümern Troppau und Teschen die Aemter des Landeshauptmanns für Troppau und Teschen, des obersten Landkämmerers und des obersten Landrichters besetzt. Aus dem Ritterstande wird der oberste Hofrichter und oberste Landschreiber gewählt.

Diese Stände haben ihre eigene Landesordnung, Landtafel und die Landrechte zum Gerichtsstand.

Die Besitzer der Herzogthümer Teschen und Bielitz, und der Antheile von den Herzogthümern Troppau, Jägerndorf und Neisse bilden die eigentlichen Fürstenthumsstände, welche sich durch permanente Stellvertreter oder Deputirte vertreten lassen.

Diese fünf Deputirten[1] machen den steten gesetzlichen Körper unter dem Namen des schlesischen öffentlichen Convents (Conventus publicus) aus, von dem die Repartition der Steuern, das Creditsgeschäft und die Erbsteuersachen besorgt werden. Die Sitzungen derselben werden in Troppau gehalten, wo sich auch die Conventual-Kanzlei, die Generalsteueramts- und Credits-Buchhaltung, dann die Generalsteueramts-Casse befindet.

Die Versammlung dieser Fürstenthumsstände heißt nicht Landtag, sondern Fürstentag; jährlich wird vom Kaiser ein solcher für Schlesien ausgeschrieben und in der Stadt Troppau durch drei Tage abgehalten.

Nebst dem kaiserlichen Commissär erscheinen bei der Fürstentagsversammlung nur die oben erwähnten fünf Deputirten zur Vernehmung der kaiserlichen Postulate, welche dann durch die ständische Buchhalterei den Kreisämtern, und durch diese den Dominien mitgetheilt werden.

Von den im Lande befindlichen Gütern und Besitzungen verdienen bemerkt zu werden:

1. Rittergüter, welche nur von Adeligen oder solchen besessen werden können, die das Inkolat oder Landmannsrecht erworben; die Besitzer üben über ihre Unterthanen die Gerichtsbarkeit aus, benützen die hohe und niedere Jagd, haben das Patronatsrecht, stehen unter dem Landrecht, und sind im Besitze manch anderer Vorrechte.

2. Lehngüter, haben dieselben Dominialrechte wie obige Güter und können ebenfalls nur von solchen besessen werden, die das Inkolat erworben.

3. Rittermäßige Scholtiseyen, welche nur im Fürstenthum Neisse bestehen. Die Besitzer benöthigen nicht das Inkolat, haben eine eigene Gerichtsbarkeit und mehrere Vorrechte, stehen unter der Landschaft und sind von herrschaftlichen Diensten und vom Laudemium befreit. Sie sind, so wie die meisten Rittergüter des Fürstenthums

[1] Der Herzog von Troppau und Jägerndorf hat zwar nur Einen Deputirten, dagegen genießen die Stände dieser Herzogthümer das Vorrecht, einen eigenen ständischen Deputirten aus ihrer Mitte zu wählen.

Digitized by Google

Reisse aus den ursprünglichen Erbvogteien entstanden, die im 12ten und 13ten Jahrhundert in Schlesien auf deutsches Recht begründet, später aber, wegen allzu großer Ausdehnung zerstückelt wurden[1].

4. Freisassen. Sind nicht adelige Besitzer ständischer Dominikal-Gründe, welche in der herzoglich Teschner Landtafel inneliegen; sie haben genanntes Landrecht zum Real- und Personal-Gerichtsstande.

5. Freie Erb-Scholtiseyen. Die Besitzer üben das Richteramt in den betreffenden Dörfern aus, haben mehrere Gerechtsame, unterstehen demselben Gerichtsstande wie die rittermässigen Scholtiseyen, sind von Roboth, aber nicht vom Laudemium befreit. Diese sind ebenfalls aus den frühern Vogteien entsprungen, jedoch viel später als die Rittermässigen, daher ihnen auch nicht dieselben stattliche Rechte eigen wurden.

6. Freibauer Güter. Sind mit unbeträchtlichen Diensten belastet, robothfrei, und haben denselben Gerichtsstand wie die andern Bauern.

Sie entstanden nach dem dreissigjährigen Kriege, wo das Land entvölkert und verödet, daher den neuen Anbauern mehrere Erleichterungen zu Theil wurden.

7. Dienstbare Bauern. Sind zu allen in den durch die Urbarial-Hof-Commission von 1770 in den Urbarien verzeichneten Lasten und Schuldigkeiten gegen ihre Obrigkeit verpflichtet.

Mit der neuen Eintheilung des Landes wurde auch im Jahre 1748 das neue Steuerwesen eingeführt, und fusste sich auf die gewissenhafte Schätzung des Besitz-, Erwerbs- und Vermögensstandes. Nach den erhobenen Fassionen wurden die öffentlichen Abgaben bestimmt, und mussten monathlich in die zu Troppau errichtete k. Kriegskasse bezahlt werden, bis denn auch durch die Josephinische Landesvermessung und übrigen neuern Einrichtungen die obige Art der Steuererhebung sich anders gestaltete.

(Schluß folgt.)

[1] Daher den einzelnen Theilen fast dieselben Rechte anklleben, wie solche die Erbvogteien selbst besassen, welchen sogar das Recht über Hauptt und Hand zustand. Von vielen jetzigen Rittergütern im Fürstenthum Reisse kann Verfasser urkundenmässig nachweisen, dass sie ursprünglich einzelne Theile der grossen Vogteien waren, und erst in späterer Zeit selbstständig wurden.

Das Collegium der PP. Piaristen bei St. Thekla auf der Wieden.

Den 26. März 1751 ist der österreichischen Ordensprovinz der Piaristen die Bewilligung von der Kaiserin Maria Theresia ertheilt worden, zur Unterweisung der zahlreichen und armen Jugend in den hiesigen Vorstädten, insbesondere aber auf der äußeren Wieden und Landstraße deutsche Schulen zu errichten, und die hierzu erforderlichen Häuser zu erkaufen.

In Gemäßheit dieser erhaltenen höchsten Hofbewilligung haben die Piaristen außer dem Klagbaum auf der Wieden den 3. October 1752 das Haus und den Garten des Herrn Franz Xaver von Hillebrand, k. k. Hofkriegsraths-Concipisten, um 4000 fl. käuflich an sich gebracht. Da aber nebst den Wohnzimmern für die Geistlichen und dem Schulgebäude auch ein Gotteshaus sowohl für die Ordenspriester als auch für die Schuljugend erforderlich war, so hat die Ordensprovinz auf ihr an Se. Eminenz der heil. Röm. K. Kardinal und Erzbischof Grafen von Kollonitsch, um ein Gotteshaus errichten zu können, die unterthänige Bitte gestellt, und hierzu auch unter dem 4. April 1751 die gnädige Bewilligung erhalten. Von dieser Zeit an wurde zu dem künftigen Bau des Collegiums und der Kirche von dem damaligen Herrn Stadtbaumeister Joseph Gerl die nöthige Skizze entworfen; der Garten, in welchem meistens Weinreben und Blumengewächse gepflanzt waren, ausgehauen; die kleinen zu ebener Erde sich darin befindlichen Zinswohnungen niedergerissen, und die Veranstaltung getroffen, daß zum Behelf des künftigen Baues zwei Ziegelöfen, ein großer und ein kleinerer, errichtet, und aus diesem Gartengrunde die Hälfte der nöthigen Mauerziegel gebrannt werden könnte.

Den 1. December 1752 hat der Bau des Ordenshauses der Piaristen auf der Wieden angefangen, und den 10. Juli 1757 ist derselbe vollendet worden.

Nachdem der Bau dieses Ordenshauses schon im Jahre 1755 so weit geführt war, daß der erste, gegen die Straße liegende Trakt des Gebäudes sammt der kleinen, an die Kirche anstoßenden Capelle in vollkommen fertigem Stande sich befanden, die Ordenskirche aber nur unter das Dach gebracht, und von dem zweiten Trakte, als dem Schutzgebäude, nur die äußern Mauern aufgeführet wa-

Digitized by Google

ren, so haben doch in eben diesem Jahre den 1. October ein Rector mit vier Ordenspriestern und vier Novizen dieses neue Ordenshaus bezogen, wozu der Ordensobere sammt den dahin bestimmten neun Geistlichen von dem damaligen Fürsterzbischof Grafen von Trautson den erzbischöflichen Segen empfangen hat.

Im August 1756 ist der Bau der neuen Ordenskirche sammt der inneren Einrichtung und Herstellung der Altäre vollkommen beendigt worden, daher auch den 27. desselben Monathes, als dem Festtage des Ordensstifters, Joseph von Calasanz, der erste feierliche Gottesdienst unter großem Zulauf des Volkes abgehalten, und von diesem Tage an immer dem Volke geöffnet worden, da vorher der tägliche Gottesdienst von der Zeit an, als im vorigen Jahre dieses neue Ordenshaus von mehreren Ordenspriestern bezogen worden, in der Reben-Capelle verrichtet wurde.

Im folgenden Monathe, als den 17. September, sind die drei Kirchenglocken, wovon die größere 860 Pfund, die mittlere 446 Pfund, und die kleinere 251 Pfund an Gewicht beträgt, eingeweiht, und in den neugebauten Thurm, der Anfangs mit einer vom weißen Blech gedeckten Kuppel versehen war, aufgezogen worden, worauf den 26. desselben Monaths durch den damaligen hochwürdigsten Herrn Weihbischof Anton Franz Xaver v. Marxer, die neue Ordenskirche zur heil. Thekla eingeweiht und consecriret wurde.

Nachdem in eben dieser Zeit der zweite Theil des Gebäudes, oder der Schultrakt unter das Dach gebracht, und die nöthigen Schulzimmer zum Unterricht der Jugend vollkommen hergerichtet waren, so sind auch den 4. November 1756 die Schulen feierlich eröffnet worden, in welchen nicht nur von der Wieden, sondern auch von den übrigen herumliegenden Gründen und Ungebungen, als: Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Hungelbrunn, Laurenzergrund, Margarethen, Hundsthurm, Gumpendorf und Magdalenagrund über 500 Schüler erschienen sind, die theils im Lesen, theils im Schreiben und Rechnen, und dann auch in dem Anfangsgründen der lateinischen Sprache und in der Religionslehre täglich Vor- und Nachmittags den Unterricht empfangen haben, und unter Einem auch dahin verhalten wurden, daß sie nicht nur täglich zur Anhörung der heiligen Messe, sondern auch an Sonn- und Feiertagen bei dem nachmittägigen Gottesdienst, der Christenlehre und Segen, unter der Aufsicht ihrer Lehrer erscheinen mußten. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Advokatenordnung; Korneuburg den 23. December 1570.

Allen, die nicht vor der Regierung den Eid geleistet, wird das Advociren streng untersagt; wollen sie ferner ihren Erwerb in diesem Geschäfte suchen, haben sie bei der Regierung ihren Gesuch um Erlaubniß dazu, mit den nöthigen Zeugnissen versehen, einzureichen. Die Beeideten sollen die Scheiften selbst ausfertigen, und eigenhändig, deutlich unterzeichnen; im entgegengesetzten Falle werden die Gesuche oder Schriften nicht länger mehr bei den betreffenden Behörden angenommen. Ein Verzeichniß der von der Regierung Befähigten wird aufgenommen, und jeder Betrug in Zukunft scharf geahndet werden!

Das sogenannte **Bräunglöckchen** in Wien ist und war nichts andres als das **Primglöckchen**, das Rudolph IV. im Jahre 1360 zu läuten befahl, um den Domherren bei St. Stephan das Zeichen zur **Prim** zu geben.

Schon im Jahre 1527 wurde von der österreichischen Regierung den Prokuratoren und Supplikationsschreibern eingeschärft, in ihren Schriften und Widereden nicht »schmähliche, noch lästerlichen zu werden, wodurch die Parteien an ihrer Ehre angetastet, und »weiter gegeneinander in Hitze, Unwillen, Kosten und Schaden geführt werden möchten.«

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

92. Mittwoch, den 16. November 1836.

Oesterreichisch-Schlesien

in seiner

politischen, kirchlichen und militärischen Verfassung,

dargestellt

von Held-Ritt.

(Schluß.)

B. Kirchliche Eintheilung.

1. Katholische.

Oesterreichisch-Schlesien ist in zwei bischöfliche Sprengel oder Diözesen getheilt, indem die Antheile der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, so wie die Minderherrschaft Freudenthal und die mährische Enclave unter dem Erzbisthum Olmütz[1], das Herzogthum Teschen und Bielitz, sammt den im Teschner Kreise liegenden Minderstandesherrschaften, der Antheil des Fürstenthums Neisse, und die Minderherrschaft Obersdorf aber unter dem Bisthum Breslau stehen.

Der Olmützer erzbischöfliche Diözes-Antheil ist in folgende Dekanate eingetheilt:

I. Das Troppauer mit 2 Stadt-, 6 Landpfarren und 2 Lokalkaplaneien.

II. Das Jägerndorfer mit 1 Stadt-, 6 Landpfarren und 9 Lokalkaplaneien.

III. Das Freundenthaler mit 3 Stadt-, 2 Landpfarren und 6 Lokalkaplaneien.

IV. Das Eckersdorfer mit 3 Landpfarren und 6 Lokalkaplaneien.

V. Das Grätzer mit 3 Landpfarren und 3 Lokalkaplaneien.

VI. Das Hotzenplotzer mit 2 Stadt-, 6 Landpfarren und 3 Lokalkaplaneien.

VII. Das Oderauer[1] mit 1 Stadt-, 3 Landpfarren und 3 Lokalkaplaneien.

VIII. Das Wagstädter mit 1 Stadt-, 1 Landpfarre und 4 Lokalkaplaneien.

IX. Das Bautscher mit 1 Stadt- und 1 Lokalkaplanei.

Nebst dem gehören zur obigen Diözes die Minoriten-Klöster zu Troppau und Jägerndorf; das Piaristen-Collegium zu Freudenthal, und die geistlichen Ritter-Komthureien des deutschen und des Maltheser- oder Johanniter-Ritter-Ordens zu Troppau.

Für den Breslauer Diözes-Antheil versieht das fürstbischöfliche General-Vicariatamt zu Friedeck alle in das publico ecclasiasticum einschlagenden Geschäfte, und demselben sind das Teschner und Neisser Commissariat, mit den dazu gehörenden und untenbenannten Archipresbyteriaten untergeordnet.

a. Teschner-Commissariat.

Hat seinen Sitz zu Bielitz, und dazu gehören:

I. Das Bielitzer Archipresbyteriat mit 1 Stadt-, 3 Landpfarren, 3 Lokalkaplaneien.

II. Das Freistädter Archipresbyterat mit 2 Stadt-, 3 Landpfarren und 1 Lokalkaplanei.

III. Das Friedecker Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 6 Landpfarren und 1 Lokalkaplanei.

IV. Das Jablunkauer Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 4 Landpfarren und 2 Lokalkaplaneien.

V. Das Karwiner Archipresbyterat mit 7 Landpfarren und 1 Lokalkaplanei.

VI. Das Schwarzwasser Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 3 Landpfarren und 1 Lokalkaplanei.

VII. Das Skotschauer Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 3 Landpfarren und 2 Lokalkaplaneien.

[1] Eigentlich gehören zur Olmützer Diözese die Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf ganz, wie selbe ehemals unter selbstständigen Fürsten bestanden. Das sind die preußischen Decanate zu Hultschin, Katscher, Leobschütz und Troppolowitz. Auch gehören die dem Teschner Kreise zugetheilten Herrschaften und Güter des Troppauer Fürstenthums hierher.

[1] Die bei den Decanaten VII, VIII und IX zum Prerauer Kreise gehörenden Pfarren sind hier nicht angegeben.

Digitized by Google

VIII. Das Teschner Archipresbyteriat mit 1 Stadt-, 4 Landpfarren und 3 Lokalkaplaneien.

b. Neisser-Commissariat.

Hat seinen Sitz in Johannesberg, und dazu gehören:

I. Das Freiwälder Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 2 Landpfarren und 3 Lokalkaplaneien.

II. Das Johannesberger Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 4 Landpfarren und 6 Lokalkaplaneien.

III. Das Weidenauer Archipresbyterat mit 1 Stadt-, 3 Landpfarren und 2 Lokalkaplaneien.

IV. Das Zuckmantler Archipresbyterat mit 2 Stadt-, 3 Landpfarren, 3 Lokalkaplaneien und 1 Lokal-Cooperatur.

Außer dem gehören zur Breslauer Diözes noch das Kloster der barmherzigen Brüder und das der Elisabethinerinen in Teschen, und das Piaristen-Collegium zu Weißwasser.

2. Evangelische Augsburger-Confession.

Die sich zu obiger Confession bekennenden Protestanten bilden im österreichischen Antheile von Schlesien dreizehn Kirchspiele und zwei Filialgemeinden, denen der zu Bielitz wohnende Senior vorgesetzt, und welcher dem für Mähren und Schlesien bestellten, zu Brünn seinen Sitz habenden Superintendenten untergeordnet ist.

Im Teschner Kreise befinden sich folgende Kirchspiele:

Bielitz mit 2 Predigern und	5460	Seelen.
Alt Bielitz mit 1 Prediger und	2900	»
Ernsdorf mit 1 Prediger und	3173	»
Drahonnischel mit 1 Prediger und . . .	3039	»
Ustron mit 1 Prediger und	3937	»
Golleschau (wird von Ustron administrirt)	1962	»
Weichsel mit 1 Prediger und	3592	»
Nawsi mit 1 Prediger und	2440	»
Bystritz mit 1 Prediger und	6500	»
Ellgoth mit 1 Prediger und	4581	»
Teschen mit 3 Predigern und	7089	»
Bludowitz mit 1 Prediger und	3600	»

Im Troppauer Kreise befindet sich das Kirchspiel Hillersdorf, wozu die Filial-Bethhäuser in Klein-Breslau (Bressel) und Christdorf im Olmützer Kreise gehören, mit 1 Prediger, 1 Vicar und . . . . . 5155 Seelen.

Zusammen 16 Geistliche und . . . . 53.426 Seelen[1].

C. Militärische Verfassung.

Für den österreichischen Antheil von Schlesien besteht zu Troppau ein dem k.k. Militär-General-Commando der Provinz in Brünn untergeordnetes schlesisches General-, Truppen- und Divisions-Commando, welches den Oberbefehl über die ihm untergeordneten Brigaden- und Truppen-Abtheilungen ausübt.

Der ganze österreichische Antheil von Schlesien, also beide Kreise, bilden den Werb-Bezirk des k.k. Linien-Infanterie-Regiments Herzog Wilhelm von Nassau Nr. 29. Die zur Ergänzung dieses Regiments nöthige Mannschaft, so wie die an andere Truppen-Corps abzugebende, wird aus dessen Werb-Bezirke entnommen. Der Werb-Bezirk ist zur Erleichterung der jetzt alle drei Jahre üblichen Population-Revisionen, nach dem Areale und der Lage, in zehn Sectionen getheilt.

Ein Oberst und Regiments-Commandant leitet den bedeutenden Kriegskörper eines Linien-Infanterie-Regiments, und ihm sind der Regiments-Caplan als geistlicher Referent und zur Besorgung der Seelsorge im Regimente, der Auditor für die Gerichtsbarkeit und sonst resortirende Geschäfte, der Rechnungsführer als Verweser des Komptabilitätsfaches; der Regiments-Adjutant zur Leitung der rein dienstlichen und die Standeseintheilung betreffenden Gegenstände, und endlich der Werb-Bezirks-Revisor zur Leitung aller im Werb-Bezirke vorkommenden Angelegenheiten zugetheilt.

Das Regiments-Knaben-Erziehungshaus befindet sich sich in Troppau. Alle im Werb-Bezirke lebenden Militärpersonen, deren Witwen und Waisen sind an das Regiments-Commando als erste Behörde angewiesen. Uebrigens untersthen selbe unmittelbar dem General-Militär-Commando in Brünn. Troppau ist zugleich der Standort eines Feldkriegs-Commissariats, eines Hauptverpflegungs-Magazins, und eines Aerarial-Beschäl-Commandos, welches während der Sommermonathe in die vier Stationen: Roßwald, Jägerndorf, Johannesberg und Troppau vertheilt wird.

1 Die Erhebung der Volkszahl ist vom Schlusse des Jahres 1833.

Das Collegium der PP. Piaristen
bei St. Thekla auf der Wieden.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1757 sind endlich auch die 10. Juli die an das neu erbaute Ordenshaus seitswärts in die Gasse anstossenden 16 Zinswohnungen sammt der Gartenmauer hergestellt, und folglich der ganze Bau vollendet worden. Gleichwie aber die Ordensprovinz mittelst der Beiträge der übrigen Ordenshäuser, und besonders des gräflich Löwenburgischen Convicts, diesen Bau unternommen hat, so hat auch dieselbe zur Unterhaltung dieses neuen Ordenshauses und Verpflegung ihrer dasigen Ordensgeistlichen, die ganz ohne alle Stiftung waren, nach ihrem Vermögen beigetragen, bis endlich nach und nach der Ordenskirche von Wohlthätern mehrere fromme Stiftungen zugewachsen, die jährlichen Honorarien jener bei verschiedenen adeligen Familien zur Erziehung und zum Unterricht ihrer Söhne ausgesetzten Ordenspriester diesem Ordenshause zugetheilt, von den vermöglicheren Ordens-Novizen für ihre zweijährige Probezeit 250 fl. Kost- und Kleidungsgeld erlegt worden sind, wodurch es dahin gelangt, daß es sich selbst, obschon sehr kümmerlich, verpflegen, und alle bürgerlichen Steuern und Abgaben, auch von ihrem Schulgebäude selbst zu bestreiten hatte.

Im Jahre 1769 ist der Ordenskirche der Piaristen auf der Wieden zur heiligen Thekla von Johann Georg Pfister, gewesenen bürgerlichen Wirth bei dem blechernen Thurm auf der Wieden, auf eine tägliche Segenmesse und nachmittägigen Segen an Sonn- und Feiertagen eine fromme Stiftung pr. 11000 fl., und im Jahre 1773 von seiner hinterlassenen Ehegattin Katharina Pfister, auf eine Frühpredigt an Sonntagen, dann auf eine wöchentliche Segenmesse, wie auch zur Erhaltung der nöthigen Kirchenwäsche, und Bestreitung der Musik bei dem von ihrem sel. Herrn gestifteten nachmittägigen Segen ebenfalls eine fromme Stiftung pr. 6000 fl. zugewachsen, durch welche Stiftungen das Ordenshaus eine bessere Subsistenz, als es bisher genossen, erhalten hat.

Die grösste Wohlthat ist aber diesem Ordenshause im Jahre 1775 dadurch zugeflossen, daß Ihre k. k. Majestät die Kaiserin Maria Theresia durch die bekannte Dürftigkeit des Piaristen-Ordens bewogen, allergnädigst anzubefehlen geruhten, daß jene zwei Tausend Gulden, welche vorhin dem hiesigen Professhause der aufgehobenen Gesellschaft Jesu von dem Cameral-Aerario jährlich abgereicht, und als eine Gnadengabe aus dem Universal-Cameral-Zahlamte verabfolget worden sind, nunmehr vom ersten Herbstmonathe 1775 anzufangen an das Noviziathaus der Piaristen auf der Wieden zu dem Ende abgegeben werden sollen, auf daß dieser Orden 12 junge Leute aufnehmen und erhalten, solche in dem Lehr- und Predigtamte geschickt machen, und zu Ihrer Majestät Bestimmung bereit halten soll. Durch diese Wohlthat ist es denn auch geschehen, daß mehrere Ordens-Candidaten aufgenommen worden, die während ihrer zweijährigen Prüfungszeit und geistlichen Ausbildung nicht nur im Rechnen, in der Schönschreibekunst, und in der nachher eingeführten deutschen Normallehr-Methode unterrichtet, sondern auch in der Wiederhohlung der Gymnasialklassen und vorgeschriebenen Lehrart derselben unterwiesen wurden. Von dem Ordens-Collegium in Horn, in welchem bisher die Ordens-Cleriker nach Vollendung ihres Noviziats in der Philosophie und Mathematik den Unterricht erhielten, wurde das philosophische und mathematische Studium in Zukunft für die Cleriker in das Noviziathaus auf der Wieden verlegt; das dazu gehörige Museum Mathematico-physicum mit nöthigen Instrumenten zur Experimental-Physik vermehrt, und auch mit verschiedenen Sammlungen zur Naturgeschichte versehen, um die Ordenszöglinge in allen diesen Wissenschaften gehörig zu begründen. Hatten diese Cleriker ihre philosophischen Studien beendigt, so rückten sie zu den Vorbereitungs-Wissenschaften der Theologie vor, und wurden durch einen eigenen Ordens-Professor, gleichwie in den vorausgegangenen Lehrfächern, in der griechischen und hebräischen Sprache, dann in der Kirchengeschichte und in der Hermenevtik des alten und neuen Testaments unterrichtet, worauf sie auch öffentlich in Gegenwart mancher Professoren der Universität, und mehrerer anderer Gäste geprüft worden. Kurz, dieses Ordenshaus war nebst dem öffentlichen Unterricht der zahlreichen Schuljugend nicht nur ein Probehaus der Ordenszöglinge, sondern auch zugleich ein Studienhaus für die Ordens-Cleriker, und die eifrigste Bemühung der Vorgesetzten war dahin gerichtet, die jungen Ordensleute mit den nöthigen Kenntnissen zu begründen, und nach der Bestimmung der Kaiserin Maria Theresia auszubilden.

So zunehmend bisher der Stand dieses Ordenshauses war, so sehr hat derselbe vom Jahre 1785 an abgenommen, indem die Aufnahme der Candidaten bei dem

Digitized by Google

Regular-Clerus auf mehrere Jahre eingestellt worden, während welcher Zeit dann auch mehrere Nichtprofesse den Orden verlassen, und zu einen anderen Stand sich bestimmt haben, bis endlich i. J. 1791 der Piaristen-Orden wieder die Erlaubniß, Ordens-Candidaten aufzunehmen, erhalten hat. Allein, da das nachherige Noviziat in dem Ordens-Collegium in der Josephstadt errichtet, und von dort aus im J. 1785 nach Krems übersetzt worden, so hat das Ordenshaus auf der Wieden die oben erwähnte allerhöchste jährliche Gnadengabe von 2000 fl. verloren, weil diese nur jenem Hause, das zur Bildung der Novizen bestimmt war, zugetheilet worden sind.

Nachdem jener Theil des Ordens-Collegiums, welcher gegen die Hauptstraße liegt, sowohl von den Novizen als auch von jenen Priestern, die vorhin bei dem Unterricht und der Erziehung der Ordenszöglinge angestellt waren, geräumt worden, bestimmte Kaiser Joseph diesen leeren Trakt des Ordensgebäudes für die Genfer-Uhrmacher, die er damals nach Wien berufen hatte, zur Fabrik. Er befahl diesen Theil des Gebäudes abzuschätzen, und für die Genfer-Uhrmacher-Fabrikanten zuzurichten. Der Schätzungspreis belief sich auf zehn Tausend Gulden; allein Kaiser Joseph ließ der Ordensprovinz noch über den Schätzungspreis 3600fl., folglich 13600 fl. auszahlen. Da aber das Personal der Genfer-Uhrmacher in diesem Trakte des Gebäudes nicht hinlänglich Platz fanden, ward verordnet, daß auch der zweite Stock des zweiten Theiles des Ordensgebäudes oder Schulen-Traktes, der mit dem ersteren in Verbindung steht, zugerichtet, und der Ordensprovinz ein jährlicher Zins von 160 fl. dafür aus der Staatskasse bezahlt werden soll, folglich blieb nur der erste Stock nebst der Kirche, und den Schulzimmern zu ebener Erde, den geistlichen Ordenslehrern zur Wohnung übrig.

Nach dieser Allerhöchsten Bestimmung sind in dem zweiten Stocke des Schultraktes 4 Küchen, mehrere Abtheilungen aus den vorigen Wohnzimmern der Geistlichen, und auch sogar aus dem Gange selbst kleine Nebenzimmer gemacht, und zum Gebrauch der Uhrmacher hergestellt worden.

(Schluß folgt.)

Vaterländische Sagen und Legenden.

III.

Die Brücke in Prag, als mächtiges Bauwerk bekannt, theilt mit so vielen andern jener Zeit die Sage, daß der steinbindende Mörtel mit Eierklar und Wein bereitet worden, dem sie ihre wellentrotzende Sicherheit dankt; nicht aber folgende wahrhaft poetische. »Der Baumeister,« heißt es, »vermauerte an einer Stelle, man weiß nicht an welcher, ein blankes Schwerdt. Wenn einmal dem Lande eine Vernichtung drohende Gefahr nahet; so wird das Schwerdt sich Bahn brechen durch die Quadern, sie sprengen, sich über die Brücke schwingen, und wie eine Flamme leuchten. Es wird die Richtung bezeichnen, wo Hülfe zu holen sey, und zischend sodann in der Fluth der Moldau untersinken.«

IV.

Unter dem Dache der ältesten Synagoge zu Prag (die Alt-Neuschule), die durch den Glauben, daß den Arbeitern Unglück begegnen müsse, in ihrer altehrwürdigen Gestalt und Farbe erhalten ist, befindet sich ein rumpfähnliches Stück Lehm, der unter dem Namen »Golem« bekannt ist.

Ein weiser Rabbi (Hoch Reb Leb von den Juden noch genannt), der sich mit der Kabbalah viel in jeder heimlich stillen Nacht beschäftigte, bildete eine menschenähnliche Gestalt, und legte ihr einen geheimnißvollen Namen (»Schem«) Gottes unter die Zunge. Dadurch wurde sie belebt und verrichtete die Dienste eines Knechtes. Wenn aber die ersten drei Sterne Freitag Abends am Himmel erschienen, und der Gebethausrufer (Schames, bei den Völkern des Orients sonst Mulassim genannt) den Sabbath anfündigte, nahm der Rabbi, weil die verdammten Geister (einen gefegneten schafft nur Gott der Herr) am Sabbath ruhen dürfen, seinem Knechte den geheimnißvollen Namen Gottes unter der Zunge, so daß er wieder ein Stück Lehm ohne Leben wurde. Einst, heißt es, erlitt der Rabbi den Schmerz über den Verlust seines geliebten Sohnes und vergaß seinen Knecht, als wieder der Gebethausrufer die Ruhe des Sabbaths verkündigte, zu entleben; da wurde dieser wie von Wahnsinn ergriffen, seine Augen rollten und brannten wie flammende Räder, sein Athem wurde sichtbar und spielte wunderbare Farben, und er begann eine schreckliche Zerstörung im Hause. Darüber erschracken Alle sehr und riefen mit bangem Entsetzen den Rabbi. Dieser aber war nicht im Stande ihn zu bändigen, um den geheimnißvollen Namen unter seiner Zunge ihm zu nehmen; da sprach er einen tief schneidenden Fluch aus, und der Knecht wurde wieder, was er früher war, ein Stück Lehm. Der Rabbi aber wagte nie wieder die geheime Wissenschaft auszuüben. L. A. Frankl.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kalsenbacck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

93. Sonnabend, den 19. November 1836.

Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirten Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

Da ich im Jahre 1830, aufgemuntert durch meinen väterlichen Freund Pfarrer Kurz, unterstützt durch meinen verehrten Stifts-Vorsteher M. Arneth, und begünstigt durch Se. Durchlaucht den erhabenen Staats-Kanzler Fürsten von Metternich, die historischen Schätze des k. k. geheimen Staats-, Hof- und Haus-Archives benützte, so wie die der k. k. Hof-Bibliothek, in der Absicht eine umständliche Geschichte Kaiser Friedrichs IV., aus den mir schon früher durch günstige Umstände in die Hände gekommenen und dann in Wien in staunenswerther Fülle sich darbietenden Materialien vorzubereiten, veranlaßte mich eben dieser überraschende Reichthum von noch unbenütztem diplomatischem Stoffe, den ich bei dieser Gelegenheit auch in Hinsicht auf die frühere und spätere Zeit unserer vaterländischen Geschichte auffand, meinen Plan zu verändern und auf die gesammte Zeit des Mittelalters auszudehnen.

Fürwahr ein gewagter Entschluß, dessen Realisirung einem Einzelnen platterdings unmöglich seyn dürfte!

Eine enthusiastische Vorliebe für das Studium der vaterländischen Geschichte, die wegen der großen Mannigfaltigkeit und wesentlichen Verschiedenheit der einzelnen Provinzen an Interesse (wie an Schwierigkeit) jede andere übertrifft, machte mich glauben, daß besonders unter meinen Standesgenossen, den Ordens-Geistlichen, die größtentheils an Gelegenheit und Hülfsmitteln zu historischen Studien vor allen Andern reich sind, viele gefunden werden dürften, welche sich einem Unternehmen (Quellen-Sammlung), das in andern Ländern auch meist durch Ordens-Geistliche zu Stande gekommen war, anschließen möchten. Ich hoffte, zu einer Zeit, die die Klöster eigentlich dringend auffordert, Aufgaben zu übernehmen, die vereinzelten Kräften zu lösen unmöglich sind, mit einer Aufforderung zu gemeinschaftlicher Arbeit Anklang zu finden und bereitwilliges Anschließen. Nachdem ich mich durch die rege, preiswürdige Theilnahme Sr. Excellenz des hochverehrtesten Herrn Grafen v. Kolowrat, dessen Unterstützung sich die Wissenschaften in so ausgezeichnetem Grade erfreuen, der Bewilligung der höchsten Staats-Behörden, ja selbst Sr. Majestät des hochverewigten Monarchen versichert hatte, wollte ich, zur Vermittlung eines gemeinschaftlichen Zusammenwirkens, in den Klöstern Unter- und Ober-Oesterreichs junge Männer aufsuchen, die Lust und Liebe zum Fache hätten, in der Hoffnung, wenn einmal diese gefunden wären, dann auch die verehrten Herren Vorsteher entweder selbst persönlich, oder wenn es nöthig wäre, durch höhere Fürsprache zur Unterstützung ihrer Arbeiten zu vermögen; zugleich wollte ich die Archive und Bibliotheken der Klöster kennen lernen, so wie die der Städte, Märkte, Schlösser des Landes, in so ferne sie mir durch die allerhöchste Empfehlung geöffnet waren. — Ich nehme mir nun die Freiheit, die Ergebnisse dieser kleinen Reise, die zwar in ihrem zu erzweckenden Haupt-Resultate verunglückt war, aber doch mir nicht wenigen Stoff zur Kenntniß brachte, dessen Sammlung und Bearbeitung so wünschenswerth wäre, dem größeren Publicum vorzulegen, theils um vielleicht, was damals durch die Zeitumstände verhindert wurde, doch jetzt, wenn auch nur zum Theile, vorzubereiten, und wo möglich zu realisiren, theils mein Scherflein bei-

Digitized by Google

zutragen zur Bekanntmachung der vorhandenen, zu benützenden Materialien, auf daß auch Andere, denen welche zugänglich sind, deßgleichen thun, zum Frommen der vaterländischen Geschichte, die erst aus einer vollständigen gewissenhaften Sammlung der Quellen wahres Heil zu erwarten und zu hoffen hat.

Zuerst hatte ich, wie ich fand, den Zeitpunkt meiner Reise unglücklich gewählt; gerade im Sommer des Jahres 1831, wo die Furcht vor der leidigen Cholera die Gemüther der Menschen mit banger Erwartung erfüllte, die ihnen das Interesse für die Vergangenheit nahm, je grauenhafter die Zukunft hereinstarrte, reiste ich zur ungelegenen Zeit, und ich schreibe einen großen Theil des Mangels an Theilnahme diesem Umstande zu.

Das Benedictiner-Kloster Seitenstetten, ein freundlich gelegenes, von eben so freundlichen, gastfreien Geistlichen bewohntes Stift, war der erste Punkt, den ich traf. Der weiland würdige Herr Pralat Columban, dessen treuer Obsorge und humaner Weise es gelang, in kurzer Zeit Seitenstetten in vielfacher Beziehung zu heben, behandelte mich mit vieler Güte, und gestattete mir durch längere Zeit die Benützung der schönen, an manchen literarischen Schätzen reichen Bibliothek. Die Uebernahme eines Gymnasiums und Convikts hatte die Verwendung mehrerer Individuen zu den Professuren und Präfekturen nöthig gemacht, so daß für die nicht zunächst praktischen (möchte ich sagen) Literaturzweige keine erübrigten, doch soll der Hr. Hofmeister des Wiener-Stiftshauses insbesondere zum Behufe der kirchlichen Topographie sich den diplomatisch-historischen Studium widmen, was nun so mehr zu wünschen ist, da das Stifts-Archiv ziemlich viele und interessante Dokumente enthält, die wohl der fleißige und gelehrte Schaukegl zur historischen Benützung vorbereitete. Auch einen sehr fleißigen und genauen Bibliothekar hatte Seitenstetten in früherer Zeit, der einen sehr brauchbaren Catalog über die der Bibliothek einverleibten Manuscripte verfertigte, aus dem ich einen Auszug machte, den ich hier abgekürzt mittheilen will, mit Uebergehung dessen, was bereits Pertz (im VI. Bande des Archives der Gesellschaft zur Herausgabe der deutschen Quellen zur Geschichte des Mittelalters) anführte. Ich bemerke dabei, daß ich nicht bloß das streng historische Materiale aushob, sondern alles Interessante (auch in philologischer Hinsicht), weil ich glaube, daß auch derlei Notizen zur Literar- und Culturgeschichte dienlich seyn können. Zugleich habe ich einige der interessantesten Codices selbst durchgegangen und Auszüge aus denselben gemacht.

Auszug aus dem Manuscripten-Catalog der Bibliothek zu Seitenstetten.

1. Cod. III. chart. fol. max. saec. XV. Joh. Regiomontani tabula primi mobilis cum ejusdem praefatione ad Mathiam Regem Hung. et LXIII problematibus in praefatam tabulam. Die tabula hat 59 Blätter.

2. Cod. XXV. chart. fol. saec. XV. Joannis Runsick (v. Freyburg) Summa confessariorum, ins Deutsche übersetzt von Fr. Berchtold. »Explicit Summa Joannis per manus Erhardi Saltzmann presbiteri Ratisbonensis dioecesis »tunc temporis socius Divinorum Ven. viri D. Theoderici »Trawtlchofer Decani nec non plebani in Stainhering »anno 1436 in octava S. Agnetis Virg.« Am Ende von einer andern Hand, 5 Briefe, interessant zur Disciplinargeschichte des 15. Jahrhunderts.

3. Cod. XXVII. part. membr. part. chart. fol. saec. XV. Valerii Maximi libb. IX factorum dictorumque memorabilium, libri X. de nominibus fragm. Sehr schön geschrieben. Hat Lücken. Vollständiger Cod. XXXIII. chart. fol. min. saec. XV.

4. Cod. XXVIII. chart. fol. min. saec. XV. Leopoldi Ducis austriae filii, de astrorum scientia tractatus X.

5 Cod. XXXI. chart. fol. saec. XV. (loco V.) Joannis XXIII. Papae, Schedulae de cessione Papatus (16 Febr. 1414 in Concil. Constant.)

6. Cod. XXXIV. membr. fol. min. saec. XIV. (?) (Die Zeilen sind bloß mit dem Griffel gezogen.) Plutarchi Chaeronensis vitae parallelae virorum illustrium, graece. Lycurgi et Numae; Solonis et Publ. Valerii; Aristidis et Catonis M.; Themistoclis et Camilli; Cimonis et Luculli; Periclis et Fabii Max.; Niciae et M. Crassi; Agesilai et Pompeji; die übigen fehlen.

7. Cod. XXXV. chart. fol. min. saec. XV. M. T. Ciceronis Orationis. (XVI.) Pro lege manilia; Cn. Plancio: P. Sylla; Licinio Archia Poeta; M. Marcello; Q. Ligario; Rege Dejotaro; Milone; L. Flacco; M. Caelio; P. Quintio; L. Corn. Balbo; De exilio suo (post reditum ad Quirites I.) Post red. II. in senatu; pro S. Roscio Amerino (imperf.).

8. Cod. XXXVIII. membr. fol. min. saec. XV. M. T. Ciceronis Epistalarum ad Familiares libri XVI. Sehr schön geschrieben; die griechischen Stellen sind unausgefüllt. Mit vielen Varianten.

9. Cod. XL. chart. fol. min. saec. XV. Gesetze und Privilegien von Oesterreich und der Stadt Wien. 1) Bestätigung des Stadtrechts von Wien, durch H. Albrecht. 1281. 2) Gesetz von

Digitized by Google

H. Friedrich 1312. Die Handelschaft betreffend. 3) Von H. Albrecht über denselben Gegenstand. 1312, 1348, 1351, 1366. 4) Sicherheitsbrief für die Handelsleute vom Markgrafen v. Brandenburg 1364. 5) Item von Mainzhaed und Heinrich von Görz 1351. 6) Item vom Patriarchen und dem Capitel von Aquileja, 1343, sammt einer Bestätigung vom Patr. und der Gemeinde von A. 1344. 7) Niemand soll über die Zollach fahren, als die von ob der Enns, vom Erzh. Rudolph 1361. 8) Daß keine fremden Handelsleute zum Schaden der Wiener durch das Land fahren sollen, von H. H. Albrecht und Leopold 1353. 9) Neuer Geleitsbrief vom Grafen von Görz 1369. 10) Bestätigung des wienerischen Stadtrechts, von H. Albrecht 1375. 11) Welcher Weg von Wien nach Venedig und zurück soll genommen werden, von H. Albrecht 4 Gesetze von 1386, 1388, 1389, 1393. 12) 5 Beisätze der Städte Linz, Wels, Enns, Steyer und Freistadt, als Gegenvorstellungen nebst mehreren Vorschriften über die Handlung nach Venedig. 13) Item ein Hantfest des kaiserl. Rechts darinn beschlossen die Burgerschraun zu Wienn o. J. 14) H. Rudolphs Handfest zu Oesterreich und Röm. König o. J. (?) unvollständig. 15) Handfest von H. Albrecht und H. Leopold. 1369. 16) Erbschaftsgesetze von H. Albrecht. 1420, 1421. 17) Das ist H. Rudolphs IV. Handfest ꝛc. 1364. 18) Item das ist die Handfest H. Albrechts und Leopolds 1368. Darin mehrere Ehegesetze. 19) Ein Handvest von H. Albrecht zw. Kaufleuten 1432, 1435. 20) Der Jahrmarktsbrief zu Wien, von H. Albrecht 1362; nebst andern sich darauf beziehenden Gesetzen. 21) Hie hebt sich an das munß Recht; ohne Jahrzahl mit verschiedenen Privilegien und Eidesformeln. 22) Abgeschrift des Ungeltbriefes in Oesterreich, o. J. unvollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Collegium der PP. Piaristen bei St. Thekla auf der Wieden.

(Schluß.)

Im Jahre 1789, nachdem sowohl die erste Abtheilung des Ordenshauses, als auch der zweite Stock der zweiten Abtheilung oder des Schultraktes hergerichtet worden, haben die Genfer-Uhrmacher die für sie bestimmten Wohnungen bezogen. Die Genfer-Uhrmacher-Fabrik hat durch 12 Jahre gedauert, nach deren Verlauf die Auflassung derselben erfolgt, und im Jahre 1801 in das k. k. Militär-Transporthaus verwandelt worden ist.

Hierauf ist auch der zweite Stock des Schultraktes den Piaristen auf der Wieden zu ihrem Gebrauch wieder überlassen worden. Da sich aber jetzt nur wenige Priester des Ordens hier vorfanden, die im ersten Stocke des Schulgebäudes hinlänglichen Raum hatten, und deren Hauptgeschäft darin bestand, der dortigen zahlreichen Jugend in ihrer Hauptschule den Unterricht zu ertheilen, so wurde die Einrichtung getroffen, daß der zweite Stock mehreren weltlichen Parteien auf Zins überlassen wurde, um durch diesen Beitrag, sowohl die Baulichkeiten des Hauses, als auch die Verpflegung der Ordenslehrer deste leichter bestreiten zu können. Denn das Wiedner Piaristen-Ordenshaus war seit der Zeit, als die Genfer-Uhrmacher eingezogen waren, kein für sich bestehendes Haus mehr; es wurde mit dem Josephstädter-Collegium vereinigt, und ist daher nur als eine Expositur betrachtet worden. Da indessen die Vermischung der weltlichen Zinsparteien mit den geistlichen Ordenslehrern in dem Schulhause aus vielen Ursachen nicht mehr verträglich war, so machte die Ordensprovinz Sr. Majestät die unterthänigste Vorstellung: Höchstselbe möchten allergnädigst geruhen, den zweiten Stock, der auf Anordnung Kaiser Josephs zum Gebrauch und zur Wohnung der Genfer-Uhrmacher zugerichtet worden, auf die vorige Art, zu Wohnungen der Ordensgeistlichen herstellen zu lassen, damit wieder ein ordentliches Ordenshaus, ohne Vermischung mit weltlichen Zinsparteien entstehen könnte. Die hohe Regierung wurde demnach beauftragt, die Sache zu untersuchen, und den Ueberschlag der Unkosten für die Wiederherstellung des zweiten Stockes Sr. Majestät vorzulegen, worauf der Betrag derselben im August 1805 an den Provinzial des Ordens angewiesen wurde mit dem Auftrage: daß er den zweiten Stock seines Ordenshauses auf der Wieden auf eben die Weise, wie derselbe vor der Beziehung der Genfer-Uhrmacher bestanden, herstellen, und nach Vollendung der Reparatur die Anzeige an die hohe Landesstelle machen soll.

Im August, September und October eben dieses Jahres ist diese Wiederherstellung sammt der nöthigen Einrichtung der Wohnzimmer beendigt, und dann im folgenden Jahre 1806 nach Abzug der Franzosen, von der hohen Landesstelle beaugenscheiniget, und über die ordentliche Herstellung die hohe Genehmigung erlassen worden.

Von dieser Zeit an ist das Wiedner-Piaristen-Ordenshaus wieder ein ordentliches, für sich bestehendes Collegium, welches, von dem Josephstädter-Ordens-Collegium

Digitized by Google

ganz unabhängig, seinen eigenen Rektor hat, der zugleich Director der Hauptschule ist, und mit einem Vice-Rektor und dem nöthigen Lehrer-Personal des Ordens den Unterricht der Schuljugend und den Kirchendienst zu besorgen hat.

Bibliographische Mittheilungen.

XIII.

Ein new Lied von dem außzug des Türckischen Keysers von Constantinopel, im zwey und dreissigsten jar geschehen, In des Wüstecken thon. Oder, Es geet ein frischer summer. Am Ende: Gedruckt zu Nürnberg durch Künig und Hergotin. 5 Bl. 8.

Vernembt jr werden Christen leut, wie sich wol in des meyen zeit, der Türck was rüsten fere, wol zu Constantinopel der stat, mit eym gwaltigen here.

Zu roß zu fuß mit manchem man wolt er die Christen straffen than, in hoffart ers anfienge, In hohen pracht und vbermut, Got ließ jm nit gelingen.

Der Türckisch Keyser ließ gar schnell, weyhen zu Constantinopel, des Machometen fanen, Gab jn Morbecho in die handt, dem aller stercksten manne.

Der ein Griechischer waschо war, er trug den Fanen vor der schar, ins Kaysers pallasts eeren, vil mancher Waschо folgt jm nach, vnd vil Türckischer herren.

Der Türckisch Keyser sich vermaß, er gieng vnd da seyn muter was wolt vrlaub von jr nemen, vnd mit jr reden vor zu letz, ob er nit wider keme.

Er sie vmbfieng wol zu der stund er küst sie freundlich an den mund, da sieng sie an vnd weynet, sie wert jm gar seer disen zug, mit trewen sie jn meynet.

Das er solt lassen dise repff, Sie sprach ich sag dir was ich weyß, ich hab gelesen dicke, wol bey den teutschen Christen wirdt, es dir nit wol gelücken.

Der Keyser mit lachendem mund, sein muter tröst vnd gieng zu stund, zu Königlichen frawen, zu einer mit namen Sponigiel, mit wollust sie zu schawen.

Vnd die jm zu Macedonia, geporen ist bey welcher er da, die selben nacht thett schlaffen, Keyns vbels war jm nit zu vil, darumb jn Gott was straffen.

Darer mit jr seyn lust verbracht; gar schnelligklich er sich auff macht, vnd wolt nit lenger beyten, Mit all seym volck schyed er hindan, der teufel gab jm gleyte.

Mer denn tausend galea schnell, schifften von Constantinopel, die schiff waren gezieret, mit kreuttern grin vnd edlem schmack, in schiffen man quintieret.

Mit hohem glanz schifftens hin dan, je gschütz liessen sie als abgan, das auff dem meer erhalle, ob himmel vnd erden brechen wolt, wol von dem grossen knalle.

Auff wasser vnd auff lande wist zug der Türck starck vnd wol gerüst, in manche stat er kame, bis er zu Kriechischen Weyssenburg daselbst eyn rit mit name.

Im Summer an sant Johannes tag, da man den Türckischen Keyser sach, gar köstlichen einreyten, zu Kriechisch Weyssenburg in die stat, mit seiu türckischen leuten.

Mit köstlichen triumph man hat jn empfangen wol in der stadt, gar künstlich war gemachet, von regenpogen ein hymelspil, des jm der keyser lachet.

Da er dardurch auß renten thett, die burgerschafft in der statt het, ein köstlichen hymel wiste, von Silber vnd gold in seyden gestickt, auff den keyser gerüste.

Den man vber dem Keyser trug, die hoffart was des keysers fug, das man jm triumphieret, Nach prauch der alter Römer art, man jm herrlich hoffieret.

Nach jm folgeten hundert pfert, darauff des keisers kammerer, sassen gekleydet schone, mit goldt gestickt was jr gewandt, auff sie sach peder mane.

Ein peder het ein eygen zopff, geflochten von har auff dem kopff, vber sein augen hangen, rot hut vnd weysse federn drauff, die sich in dem lufft schwangen.

Zwölff waren aber vndter jn, die hetten auff köstlich helmlin, mit perlein vnd edlem gesteine, das gab ein scheynbarlichen glast, die hoffart was mit kleyne.

Der Türkisch Keyser hett auch ein, der gleychen findt man nyndert kein, der gleycht eyner Bäbstlichen Krone, Abrahm Waschо der jm den, zu eer was schenken thune.

Mit solchem pracht kam er behend, ins land vnd da teutsch Christen feud, er meynt er wolt sie schrecken, da thet man dem Türckischen keiser vil, seiner türcken abdecken.

Vor Günß vnd auch zum Potenstein, vnd auch vor Wien der schad was sein, es wolt jm nit glücke, wie jn sein muter warnen was, so schlug jms Got zurücke.

Gott sey lob eer in ewigkeyt, der sein Christen zu aller zeit, bewart vor dem tyrannen, mit schand vnd spot zum andern mal, ist er zogen von dannen.

Der Türckisch Keyser het nit gemeynt, das sich die Stett hetten geeynt, mit dem Römischen Keyser, es gewan der krieg bey jm ein loch, da mans saget dem keyser.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

94. Mittwoch, den 23. November **1836.**

Ueber Bearbeitung der österreichischen Geschichte.

Von Hofrath Lehmann.

»Wahrlich! Geschichte des Vaterlandes ist es, die da am meisten zur Liebe des Vaterlandes erweckt.« J. Chmel.

Herr Chmel hat in diesen Blättern Nr. 78 und 79 herrliche Fingerzeige gegeben, was geschehen müsse, damit dereinst Oesterreichs Geschichte erschöpfend, gründlich, vollkommen bearbeitet werden könnte.

Wenn nach seinen Vorschlägen die Archive der Stifte, der Städte, der Stände, der einzelnen Familien ausgebeutet werden; so möchte dann allerdings mit der Zeit ein Mann, welcher den wahren Geist besäße, für Oesterreich ein Nationalwerk zu liefern im Stande seyn, wie es wohl noch kein Staat aufzuweisen vermag.

Aber Chmel rückt denn doch den Zeitpunkt, bis wann wir eine erfreuliche Geschichte Oesterreichs hoffen dürften, gar zu weit hinaus.

»Glaubt man«, sagt Chmel, »mit den bekannten bisherigen Materialien auszureichen, glaubt man, es sey »des Stoffes bereits schon genug da, und es sey Zeit, an »eine lesbare Form zu denken? die so urtheilen, haben »wohl wenig selbst geforscht.«

Also, bis alle, alle schönen Wünsche des H. Chmel erfüllt sind, sollen wir durch gar nichts Lesbares über die Geschichte unseres Vaterlandes erfreut werden!

Zwar gehöre ich unter jene, welche noch nicht viel selbst geforscht haben; doch glaube ich fest, daß es schon jetzt möglich wäre, etwas Lesbares, etwas Besseres, als wir bis jetzt besitzen, zu liefern.

Man halte mich nicht für undankbar, nicht für anmaßend absprechend; ich erkenne dankbar die Verdienste eines Schrötter, Rauch, Calles; sie haben Bahn gebrochen in bis dahin öder Steppe; es ist zu bedauern, daß ihre Arbeiten nicht über die Periode der Babenberger hinausreichen. Kurz hat Treffliches geleistet; Schade, daß der gründliche Mann nur einzelne Partien, nicht eine ganze Geschichte Oesterreichs zu behandeln unternahm. Core's Leistungen verdienen Anerkennung; auch Hormayr verdient unsern Dank (mehr in dem, was er über Wien lieferte, als in seinem Plutarch).

Aber immer besitzen wir noch weder ein Compendium, noch ein umfassendes Handbuch, welche allen Anforderungen vollkommen Genüge leisteten. Und doch ist Oesterreichs Geschichte so herzerhebend, so rein; hier fanden die weltstürmenden Mongolen, hier die Renner und Brenner der Osmanen ihr Ziel; hier fand der Katholicismus sein Schild, und der Reuerungsgeist Widerstand zur Zeit, in welcher Tausende, den Sinn der ersten Reformatoren mißkennend, nicht nur dem alten Glauben ihrer Väter, sondern auch allen schönen Künsten feindlich gegenüber traten.

Hier gaben jedoch auch früh zwei Monarchen das schöne Beispiel humaner religiöser Duldung, wie man sie außer Oesterreich im sechzehnten Jahrhunderte nirgend kannte.

Hier war nie ein Ludwig XI., nie ein Richard III., keine Ehestands-Scenen eines Heinrichs VIII., nie ein frech despotischer Premier-Minister, nie die Regierung einer Maintenon, Pompadour, Dubarri; nie Mütter eines Carls VII. von Frankreich, eines Ferdinands VII. von Spanien. Eine Reihe väterlicher Fürsten herrschten von des Getiuß Höhen und von Vindobona's Zinnen über treu ergebene Völker; keiner wollte mit seiner Völker Blut fremde Marken erobern, nur schützen, was Hymen freundlich liebend vereint hatte.

Möge daher bald Einer Oesterreichs Geschichte liebend und wahr schreiben!

Digitized by Google

Liebend und dankbar soll uns der Verfasser vor Augen stellen, was vom Ende des achten Jahrhunderts an zur Civilisation Salzburg und Passau hier gewirkt, wie fleißige Mönche mit einer Hand Wildnisse urbar gemacht haben, mit der andern für Religion und Wissenschaft thätig waren; wie mannhafte Ritter mit ihren Leuten aus deutschen Gauen dem öden Lande Bewohner und Schutz verliehen, wie schon die Babenberger mild und wohlwollend herrschten, wie der erste Rudolph klug durch Hymens Bande Deutschlands größte Fürsten vereinte, kräftig des Reiches Würde schirmte, den Raubgeist der minder Mächtigen zügelte, und in Deutschland den Haß zwischen Welfen und Gibellinen in Vergessenheit brachte, wie Herzog Albert II. der Weise ein Muster deutscher Rechtlichkeit war in einer Zeit, in welcher mehr als je alle staatsrechtlichen Grundsätze mißkannt wurden; wie Maximilian I. seinem Jahrhunderte den Impuls zu allem Großen gab, wie Ferdinand I. und Max II. Oesterreichs Ruhe, während das übrige Europa sturmbewegt war, durch Milde schirmten; wie Maria Theresia, Muster aller Regenten- und häuslichen Tugenden, durch 40 Jahre Wohlthäterin von Millionen, von ganz Europa verehrt wurde; wie Lothringens Herzoge durch ein Jahrhundert unter den Ferdinanden und Leopold I. allen Lockungen Frankreichs widerstanden, und allen Gefahren trotzend sich an Oesterreich anschlossen, als ob sie schon geahnt hätten, daß sie dereinst als Landesväter über österreichische Nationen herrschen würden; wie die Stahrenberge, die Liechtensteine, die Hardegge, die Schwarzenberge, durch Jahrhunderte mit alt-römischem Muthe den Glanz der österreichischen Waffen behaupteten; diese und ähnliche Züge, an welchen unsere Geschichte so reich ist, werden den vaterländischen Leser mit Liebe für den Staat und sein Regentenhaus beseelen.

Aber auch wahr muß Oesterreichs Geschichte seyn; während sie den unerschütterten Muth der österreichischen Regenten in den gefahrvollsten Perioden, unter Friedrich dem Streitbaren, zur Zeit des Mathias Corvinus, unter Ferdinand II., in den Jahren 1741, 1805, 1809, und die rührende Ausdauer treuer Völker darstellt, darf sie auch die ruhmlose Unthätigkeit des letzten Friedrichs und des letzten Rudolphs nicht verschweigen.

Wir wünschen jedoch, daß nicht erst für unsere Enkel eine so gestaltete Geschichte erscheinen möchte.

Oesterreich erhielt während einer unruhigen kriegerischen Zeit ein bürgerliches und ein Strafgesetzbuch, beide so vorzüglich, so human, wie sie kaum ein anderer Staat aufzuweisen vermag.

Sollte es nun in ruhiger Zeit nicht zu erreichen seyn, daß für die Jugend in den Schulen zweckmäßige Compendien, und für die Lesewelt ein umfassenderes Handbuch der vaterländischen Geschichte bearbeitet würde?

Wohl sind die Schwierigkeiten dieser Unternehmung nicht gering; der kleine Staat zwischen der Ens und Melk vergrößerte sich allmählig durch das Land ob der Ens, durch Steiermark, durch Krain, durch Kärnthen, durch Tirol, durch Görz (die Vorlande waren eben so allmählich aus kleinen Bestandtheilen zusammen gewachsen), durch Böhmen und Ungarn, durch Galizien, durch das lombardisch-venetianische Königreich. Diese Aggregate zu verbinden, die Geschichte des Staates in einem fortlaufenden Faden zu spinnen, ist schon in sich eine schwierige Aufgabe. — Dann ist es auch nicht zu verkennen, daß nach allem, was wir wackern Männern von Melk, von Lilienfeld, von Kremsmünster, von Göttweih, von St. Florian u. a. verdanken, noch so viele Quellen der österreichischen Geschichte vergraben sind.

Doch darf man hoffen, daß schon jetzt eine lesbare, eine den Patriotismus erhebende Geschichte des Vaterlandes zu Stande gebracht werden könne, wenn nur der rechte Mann dazu gefunden, und sein Eifer geweckt wird.

Hat doch Hume ein Handbuch der Geschichte Englands geliefert, welches vielleicht noch in keinem andern Staate übertroffen wird. — Daß England selbst aus sieben kleinen Königreichen zusammen gewachsen, daß einige Jahrhunderte später Irland erobert, noch später Wales bezwungen, und endlich erst Schottland mit der Krone vereiniget worden ist, schreckte den wackern Mann nicht ab. Auch nach ihm wurden so manche Quellen der Geschichte Großbritanniens erst zu Tage gefördert; die Archive der ehemaligen englischen Besitzungen auf dem Festlande (aus der Normandie, Poitou, Guienne, Anjou) standen ihm nicht zu Gebothe, er bereut gewiß eine nicht minder schwierige Bahn, als ein künftiger Geschichtsschreiber Oesterreichs.

Aehnliches ließe sich über die Geschichte Spaniens, welche doch ihren Mariana und Ferreras gefunden, bemerken.

Man fordere nur nicht sogleich das Vollkommenste, und man darf etwas Gutes hoffen.

Digitized by Google

Oesterreichs Regierung hat in neuerer Zeit zu so manchem Großen den Impuls gegeben, so manches durch Ermunterung und Belohnung erzweckt. Der Geschichte des Vaterlandes dürfte wohl auch gleiche Ermunterung zu Theil werden.

Man gönne in diesen Blättern einigen patriotischen Wünschen (Vorschlägen) einen Platz:

I. Die Regierung bestimme eine Prämie für das gelungenste Compendium der österreichischen Staats-Geschichte (nicht Staaten-Geschichte, wie Schneller) binnen einem nicht zu kurzen, aber auch nicht zu entfernten Zeitraum, vielleicht von zwei Jahren.

Die deutsche Sprache ist vorgeschrieben.

II. Die Regierung zeichne die Methode, nach welcher dieses Compendium zu bearbeiten ist, vor, in so fern auf die Prämie Anspruch gemacht werden will. Dahin gehört:

1. daß die Staatsgeschichte mit Oesterreich beginne, und zwar

2. mit den Babenbergern.

Alles Frühere, die Herrschaft der Römer über Panonien und Noricum einer Seits, die Markomanen, Quaden, Hermunduren jenseits der Donau, vom fünften Jahrhunderte an die Züge der Hunnen, die Regierung der Heruler und Rugier, der Ostgothen, der Oströmer, der Avaren, der Carolinger, der Magyaren, wird nur in der Einleitung kurz berührt.

3. Die Geschichte geht fortlaufend von Oesterreich aus. Die frühere Geschichte der von Zeit zu Zeit an die Regenten Oesterreichs gelangten Königreiche und Provinzen wird am gehörigen Orte kurz eingeschaltet. Z. B. vom Lande ob der Ens bei Heinrich Jasomirgott, von Steiermark bei Leopold VI., von Krain bei Leopold VII., von Kärnthen bei König Ottokar, von Böhmen bei Albert I., von Tirol bei Rudolph IV., von Ungarn bei Ferdinand I., von Gallizien bei M. Theresia, von Venedig bei Franz I., so wie von Ragusa.

Wenk in seinem trockenen Compendium der österreichischen Geschichte hat diese Einschaltungen recht brav bewirkt.

4. Die Abschnitte der Geschichte dürften zum voraus von der Regierung vorgeschrieben seyn, vielleicht

a) von dem ersten Babenberger bis auf den Habsburger Albert I.,

b) von Albert I. bis Ferdinand I.,

c) von Ferdinand I. bis 1740;

d) von da bis auf die neueste Zeit.

5. Nach jedem Abschnitte wäre ein kurzer Rückblick über die Geschichte der eben vollendeten Periode einzuschalten, ungefähr in dem Geiste der Geschichte der Deutschen von M. Ignaz Schmidt, nur (versteht es sich) viel kürzer.

In den Faden der Geschichte dürfte gehören, was durch Verfügungen der Landesherren und ihrer Verwaltungs-Behörden geschah; in den periodischen Rückblick alle Erscheinungen in religiöser, politischer, wissenschaftlicher, merkantilischer und ökonomischer Rücksicht, welche durch das stille Wirken der Unterthanen bewirkt wurden.

6. Der Umfang des Buches sollte nicht zu groß seyn; die erste und vorzügliche Widmung desselben wäre für Gymnasien.

7. Um auch für höhere Lehr-Anstalten möglichst zu entsprechen, wären an angemessenen Orten in Noten kurze Winke zu geben, wo der Lehrer für Schüler von größerem Fassungsvermögen nähere Erörterungen vorzutragen hätte.

8. In einer Zeitschrift würden Aufsätze aufgenommen, welche theils zur Berichtigung, hie und da Vervollständigung bei jeweiligen neuen Auflagen dieses Compendiums, theils als Beiträge für ein künftig zu bearbeitendes größeres Handbuch der österreichischen Geschichte dienen würden.

Die von Herrn Kaltenbaeck redigirte Zeitschrift hat in dieser Hinsicht schon sehr Schätzenswerthes geleistet. Es wäre zu wünschen, daß Städte, Klöster ꝛc. auch Einzelnes, Neues in diese Fundgrube, aus welcher dann der künftige Geschichtsschreiber schöpfen könnte, niederlegen möchten.

9. Einige Jahre später dürfte eine bedeutende Prämie ausgeschrieben werden für eine umfassende österreichische Staatsgeschichte in etwa 5 bis 6 Octav-Bänden.

Der historischen Abschnitte dürften da mehrere seyn, besonders um die Rückblicke am Ende einer jeden Periode umfassender zu bearbeiten.

Die Verdienste um successive Urbarmachung des vaterländischen Bodens, um vaterländisches Wissen und Kunst u. d. gl. dürften in diesem Werke ausführlich hervorgehoben werden.

Manches Vorurtheil, manche ungünstige Ansicht über gewisse Stände dürfte dadurch geheilt, aber auch die Mitglieder dieser Stände ermuntert werden, in Streben und Wirken sich ihrer Vorfahren würdig zu zeigen, Vorur-

Digitized by Google

theile durch Handeln zu widerlegen; damit jeder im Staate in Liebe zum Monarchen und zum Vaterlande wetteifere, und jeder seinen Nachbar, welchen Rock er tragen möge, mit Achtung und Liebe umfange.

Bericht

über eine

im Jahre 1834 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

Von Joseph Chmel,

regulirten Chorherrn von St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Haus-Archivar.

(Fortsetzung.)

10. Cod. XLI. chart. fol. min. sec. XV. Gesetze und Freiheiten Oesterreichs und der Stadt Wien. Von 1365—1395, aber nicht in chronologischer Ordnung. Vollständiger als Cod. XL.

NB. Beide Codices wurden von Pf. Kurz bei seiner Handelsgeschichte benützt. Auf dem 226. Blatte, wo von dem Lehenrechte gehandelt wird, steht: „Anno Domini etc. XXXV. (1335) an sant Gilgen abent da schennkcht man wein in „der purgk zu wienn und da derdrukcht der per ain „diernn."

11. Cod. XLIII. membr. fol. sec. XIV. Aristotelis Ethicorum libri X. idiomate lat. cum annotationibus interlinearibus et marginalibus.

12. Cod. XLIV. membr. fol. sec. XIV. Rasis (Abuberti) Scripta medica ex arabico in latinum idioma a Gerardo Cremonensi translata.

13. Cod. XLV. membr. fol. min. sec. XIV. Joannis de sacro Bosco de Sphaera mundi. Ein vorzüglich schön geschriebenes, mit astronomischen Figuren geziertes Manuscript. Enthält in deutscher Sprache: 1) auf den ersten 17 Blättern das Werk: de Sphaera mundi (v. Fabr. med. et inf. lat. IV. 128.) Incipit: „Das puechlein von der spera tailen wir „in vier Capitl vnd sprechen in dem ersten, was spera „sey, was Ir centrum sey, was Ir axis sey, was Ir „polus sey, wie viel speren seyn vnd wie die gestalt der „welt sey." 2) Alchabitii lib. isagogic. ad magisterium „judiciorum astrorum, oder wie der deutsche Titel sagt: „Das „puch Alkawizius das ist insuerend vnd weysvnde in die „gesicht der Sternkunst."

14. Cod. XLVI. chart. fol. sec. XV. Opera astronomica Joannis de gmunden. Enthält: a) Tabula de Planetarum motibus et luminarium eclipsibus ad meridianum Vienense m. Incipit: „Tabula conversionis annorum et mensium „in prima, secunda, tertia et quarta." b) Practica tabularum astronomicarum (praecedentium). c) Tabula stellarum fixarum seu quae sunt semper in imaginibus signorum coeli etc. de quibusdam quae sunt extra imagines. Weder Khaut (p. 30) noch Apfaltrer (Scriptt. Univ. Vienn. I. 126) erwähnt ihrer. d) de Sphaera solida tractatus; incipit: „Totius astronomiae speculationis radix et funda„mentum." Am Ende: „Explicit tractatus de compositione „et utilitatibus sphaerae solidae." e) De compositione Turcheti. Incipit: „Si vis componere Turchetum." Finit: „Sagax lector per se facile inveniet ex dictis." Auch diese zwei Tractate sind nicht angeführt. f) Compositio Astrolabii. g) Compositio novi Quadrantis. In fine: „Et sic „est finis huius compositionis novi quadrantis anno 1414 „in die S. Ciriaci Martyris." h) Utilitas novi Quadrantis. i) Tractatus de arte metrica. k) Tractatus de ponderibus. (Unvollendet.)

Derselbe Codex enthält:

II. Practica Geometriae. In fine: „Explicit practica „Geometriae ordinata per reverendum virum magistrum „Dominicum de Clavasio. (?)"

III. Tabula aequationis domorum ad Viennam. Incipit: „Nota tabulam aequationis domorum sic compones."

15. Cod. XLIX. chart. fol. sec. XV. Darin kommt vor (loco XXV): „Casus juridicus in negotio emptionis et ven„ditionis cum responso Martini V. Papae." Am Ende steht: „Reverendissimus in Christo Pater et Dominus D. Gwile„rinus tunc S. Marci Presbyter Cardinalis a Domino nostro Papa Martino V. requisitus ut in hac materia de usuris scriberet et de quaestione praedicta suam diceret opinionem de ipsa respondit et praemissa scripsit ut superius annotantur."

Die Antwort des Papstes: „Ad Archiepiscopum Gnesnensem et Lubuczensem ac Olomucensem Episcopum fängt an: „Martinus etc. etc. Reginini universalis Ecclesiae," am Ende: „Datum Romae apud St. Apostolos VI. Non. Julii Pontif. n. Anno VIII." Weder im Bullarium magnum, noch bei C. Cocquelin.

(Loco XLII). Blatt 400—411. Petri de Pulcka quaestio: „Utrum Christus omnem sanguinem qui de corpore effluxit in eodem corpore hora resurrectionis glorificavit." Apfaltrer (I. p. 101) erwähnt ihrer nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Gheelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

95. Sonnabend, den 26. November 1836.

Entwurf
einer
Akademie der Wissenschaften für Wien
unter Maria Theresia.

Ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem Leibnitz vergebens Alles in Bewegung gesetzt hatte, um in der Hauptstadt Deutschlands, um in Wien eine Akademie der Wissenschaften zu gründen; als von Neuem die schöne Idee angeregt, und die Regierung abermals geneigt ward, ihrer Verwirklichung jede mögliche Unterstützung zuzuwenden. Die Hindernisse, welche dem Plane und den Bestrebungen des großen Leibnitz entgegengestanden, waren verschwunden; es gab keine Gesellschaft mehr, in deren System es lag, der wissenschaftlichen Thätigkeit Schranken zu setzen, und die sich berufen wähnte, die geistigen Angelegenheiten der Menschheit zu bevormunden! Wenn man übrigens liest, welches Interesse die vorzüglichsten Minister des kaiserlichen Hofes, ja selbst Karl VI. und dessen Gemahlin[1] an der Gründung einer Akademie nahmen, muß es in der That auffallen, wie es Einzelnen möglich geworden, die schon so weit gediehenen Unterhandlungen niederzuschlagen. Zudem war, was sonst gewöhnlich der größte Stein des Anstoßes, beseitigt: der unermüdete Leibnitz hatte Hülfsquellen angedeutet, welche dem Staate nur mehr höchst unbedeutende Opfer übrig ließen. Der schöne Plan scheiterte auf eine fast unglaubliche Weise. Wer die Machinationen der Gegner näher kennen lernen will, lese die Briefe, welche Leibnitz mit seinen Freunden in Wien darüber gewechselt hat: er wird zu seinem nicht geringen Staunen finden, wie Eitelkeit und Intoleranz zuletzt den Sieg davon getragen haben. — Diesen ward die große Idee geopfert, in der Hauptstadt Deutschlands einen geistigen Vereinigungspunkt zu gründen, der unstreitig selbst in politischer Beziehung von unberechbaren Folgen gewesen wäre! Ich zweifle keinen Augenblick, daß der große Eugen, welcher sich mit Liebe der Sache annahm, die politische Bedeutsamkeit zunächst im Auge hatte, als er am 23. März 1715 an Leibnitz schrieb: „Sie können versichert seyn, daß ich meines Orts, zu Vorstellung ihres Vorhabens, um so mehr alles, was nur immer von mir dependirt, anwenden werde, als solches allein zu Ihrer kaiserlichen Majestät und des gemeinen Bestens Nutzen abzielet.“

Das Bedürfniß eines wissenschaftlichen Centrales für Oesterreich scheint wohl auch mehr oder minder die vielen Versuche geleitet zu haben, welche unter Maria Theresia wegen Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien gemacht worden sind. Die wahrhaft große Regsamkeit für Verbesserung des Unterrichtswesens, der Studienanstalten, die sich bereits in den ersten Regierungsjahren der unvergleichlichen Monarchin auf eine höchst erfreuliche Weise beurkundete; die vielfach fördernde Theilnahme an literarischen Leistungen, kurz das offen ausgesprochene Bestreben, die Intelligenz nach allen Richtungen hin zu heben, war auch ganz geeignet, der stets genährten Hoffnung, auch in Oesterreich erstehen zu sehen, was die Nachbarstaaten besaßen, neues Leben und neue Kraft zu geben. Und sie fußte dieses Mal auf festerem Boden, als je. Konnten gleich die ersten Vorstellungen nicht durchdringen, weil die Wunden des Krieges keine außerordentlichen Ausgaben zuließen, so fanden sie doch eine aufrichtige Bereitwilligkeit, und dieß war genug, um bei der nächsten Veranlassung wieder hervorzutreten. Diese ergab sich, als im Jahre 1773 eine allgemeine Reform der Studien eingeleitet wurde. Wie vordem nie, war jetzt die Frage an der Zeit; denn Martini, an der Spitze der Commission stehend, welche die Hindernisse höherer Bildung wegräumen sollte, hatte sich stets öffentlich dafür

[1] Imperator ipse, quod inter nos dictum sit, nolim enim praemature efferri, mihi novissime per Imperatricem Amaliam, haec per aliquam ex nobilibus Dominabus aulae suae, significari curavit, fixum sibi ratumque esse, fundare Societatem scientiarum. (Epistola Leibnitii ad Hanschium dd. 6. Dec. 1715.)

Digitized by Google

erklärt, und gehörte wohl selbst zu den Männern, die sich zur glücklichen Lösung verbunden hatten. Zugleich waren die größten Schwierigkeiten, in Beziehung eines hinlänglichen Fonds beseitigt. Die Gründung der Akademie sollte dem Staate nicht die geringsten Opfer kosten, und doch die Anstalt auf eine Weise in's Leben gerufen werden, daß sie keiner der bestehenden weichen durfte. Das Geheimniß hatte man den Akademien zu Berlin, München, London u. s. w. abgelernt, welche alle aus dem Kalenderwesen ihre reichen Einkünfte bezogen.

Der Vorschlag wurde der Kaiserin noch im Jahre 1773 vorgelegt, und sie bewilligte, »daß von nun an alle den erbländischen Verlegern verliehenen Kalenderdruckprivilegien, wie sie nach und nach erlöschen würden, nicht mehr erneuert, und unter der Leitung des berühmten Astronomen Hell zugleich akademische Kalender einstweilen herausgegeben werden sollen, bis der nöthige akademische Fond auf diese Weise gegründet, und nach und nach das ganze Kalenderwesen in die Hände der Direction gekommen wäre, worauf dann die Akademie errichtet werden sollte.« Wie sehr überdieß die Kaiserin dem beabsichtigten neuen Institute ihre Aufmerksamkeit schenkte, beweist auch eine etwas spätere Bestimmung, wornach demselben ein ansehnlicher Theil der Pachtsumme des Wienerdiariums und andere ähnliche Einkünfte zugewiesen wurden. Der baldigen Vollendung schien nun nichts mehr im Wege zu liegen: mehrere Kalenderprivilegien waren bereits eingezogen, und die übrigen, da sie schon vor längerer Zeit und nur auf zehn Jahre gegeben waren, standen dem Erlöschen nahe. Hofrath von Martini betrieb überdieß als Studien-Referent die Angelegenheit mit allem möglichen Eifer, und Pater Hell hatte bereits einen akademischen Kalender für das Jahr 1774 vollendet, der von dem Publikum mit großer Vorliebe aufgenommen wurde. Ueberhaupt zeigte sich eine allgemeine Theilnahme, ja es stand bereits mit Grund zu erwarten, daß selbst mancher reichere Privatmann, sobald nur einmal die Sache im Gange wäre, sein Scherflein zur ferneren Begründung beitragen werde, und dazu kommt noch, daß Staatsmänner des höchsten Ranges nicht ohne Begeisterung der neuen Schöpfung entgegensahen, und insbesondere Fürst Kaunitz, unsterblichen Andenkens, ihr seinen besonderen Schutz versprochen hatte.

Indessen — so günstig die Aussichten, so vielversprechend die ersten Schritte waren, das Unternehmen gerieth ins Stocken, der schöne Plan zerfiel. Der Buchhändler Trattner, welcher den Kalenderverlag für die beste Erwerbsquelle ansah, setzte Alles in Bewegung, um seine Privilegien, obschon sie vor zwölf Jahren verfallen und nicht erneuert worden waren, zu retten. Er drang bis zur Kaiserin, stellte seinen und seiner Gläubiger Ruin vor, und Maria Theresia, deren gränzenlose Güte Niemand schaden wollte, gab seinen Bitten Gehör. Sowohl ihm, als andern Verlegern wurden neue Kalenderprivilegien ertheilt, und die Idee einer Akademie der Wissenschaften für Oesterreich ging damit zu Grabe.

(Schluß folgt.)

Szene aus dem Leben des Frater David a S. Cajetano.

An der Stätte, wo der unerschöpfliche Abraham a. S. Clara als Prediger wirkte, im Kloster der Augustiner zu Wien, lebte fünfzig Jahre später ein stiller, bescheidener Laienbruder, berühmt als Mathematiker, und unübertroffen in mechanischer Fertigkeit. Wem ist der Frater David a. S. Cajetano unbekannt? Im Jahre 1746 kam er ein gemeiner Tischlergeselle nach Wien; 1754 trat er in den Orden zu Maria Brunn, und sechs Jahre später versetzten ihn seine Oberen, das seltene Talent erkennend, in das Kloster nach Wien, um hier ungestört der Wissenschaft und Kunst leben zu können. Seine Fortschritte gränzen an das Unglaubliche. Kaum war ein Dezennium verflossen, übernahm er, was schon früher viele Meister umsonst versucht hatten, die Wiederherstellung der großen Stadtuhr, und sie gelang ihm vollkommen. Die Sache machte Aufsehen; die Uhr wurde im bürgerlichen Zeughause aufgestellt, und vom ganzen Hofe in Augenschein genommen. Maria Theresia behandelte den Künstler mit der ihr angebornen Güte; er schrieb die Unterredung in einem eben so bescheidenen als liebenswürdigen Tone nieder, und wir lernen die große Fürstin daraus von Neuem verehren. Aber auch Kaiser Joseph schenkte dem gelehrten Laienbruder eine nicht geringere Aufmerksamkeit; doch wir wollen darüber diesen selbst hören. »Nachdem ich,« fährt er fort, »auch das ganze Werk dem Kaiser insbesondere

Digitized by Google

auf allen vier Seiten erklärt hatte, nahm er mich auf die Seite, und führte mit mir folgendes Gespräch:

Kaiser Joseph: Was hat das alte Räderwerk auf dem Tische dort zu bedeuten?

Fr. David: Ich habe es dorthin gelegt, um es Eurer Majestät zu weisen, und zugleich zu zeigen, daß ich das aufgerichtete Werk völlig neu, und mit mehreren und vollkommeren Diensten versehen habe.

Kaiser Joseph: Hätte aber nicht vieles sowohl an dem Werthe, als an der Zeit erspart werden können, wenn man die alten Räder dazu eingetheilt hätte?

Fr. David: Folgende drei Hauptumstände hinderten mich, etwas von dem alten Werke einzutheilen. Erstens ist der ganze Mechanismus schlosser- ja schmidmäßig, indem alle Stücke von Eisen roh, und alle Zähne in den Rädern ungleich groß gemacht sind, der eine groß, der eine klein in dem nämlichen Rade. Zweitens hat kein einziges von diesen alten Rädern die gehörige Anzahl Zähne, wie es die richtige Rechnung erfordert: die ganze alte Räderberechnung ist grundfalsch. Drittens sind die sämmtlichen Anrichtungen der alten Zeigerwerke ungeschickt und zeigen zur Genüge an, daß der Meister derselben nichts weniger, als eine gründliche Einsicht in die Astronomie besessen habe.

Kaiser Joseph: Können Sie dieses alles beweisen?

Fr. David: Wenn Euer Majestät die Allerhöchste Gnade haben wollen, mich bei dem Tische dort ganz anzuhören, so werde ich von Allem, was ich gesagt habe, die augenscheinlichen Beweise an den Tag legen.

Ich zeigte hierauf dem Kaiser die unfleißige Arbeit der Räder und ihrer Getriebe und überzeugte ihn, daß es keine Möglichkeit war, die übrigen Räder durch das Gehwerk in Bewegung zu bringen, wenn selbes auch mit überhäufter Kraft wäre belegt worden, daß nämlich eher die Zähne der Räder hätten zu Grund gehen müssen, ehe eine Bewegung zu hoffen gewesen wäre. Sodann wies ich ihm die alten Uhrblätter vor, welche die höchst ungeschickten Verrichtungen der Zeiger hinlänglich anzeigten. Da ich, bevor ich das neue Werk anfing, das alte schon völlig aufgezeichnet und genau berechnet hatte, so war es mir leicht, die ganz verwirrte und grundfalsche Rechnung der alten Zeigerwerke zu beweisen. Ich zeigte nämlich dem Kaiser diesen Aufriß, welcher schon bei dem alten Werke lag, sammt der beigeschriebenen Rechnung, sodann wies ich ihm auch die alten Werke, welche stückweise mit der zu Papier gebrachten Aufzeichnung übereinstimmten.

Nachdem ich überdieß auch noch bewiesen hatte, daß das alte Geh- und die Schlagwerke, welche ich noch einmal besonders vorzeigen mußte, zum täglichen zweimaligen Aufziehen berechnet worden sind, so war der Kaiser nach dieser Untersuchung, wodurch er sich selbst sowohl von der Falschheit der Berechnung, als auch von der Ungeschicklichkeit und gänzlichen Untauglichkeit der gesammten alten Räderwerke genugsam überzeugt hatte, mit mir vollkommen zufrieden. Daß er aber so lange angehalten, und mich mit der größten Herablassung angehört hatte, dieß war mir lieber, als ein Regal oder Geschenk!

Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

(Fortsetzung.)

16. Codex LI. chart. fol. min. sec. XIV et XV enthält a) C. Plinii secundi liber primus historiae naturalis. b) M. T. Ciceronis Orationes 4 in Catilinam. c) Platonis Timaeus seu liber de natura a Chalcidio e graeco in lat. translatus eruditoque commentario illustratus ac Osio seu Hosio Cordubensi Episcopo dedicatus (Unvollendet). d) C. S. Apollinaris Sidonii libri IX. Epp.

17. Codex LII. chart. fol. sec. XV. P. Terentii Comoediae sex, perpetuo commentario illustratae.

18. Codex LXI. chart. 4. min. sec. XV. Enthält: a) S. Boetii libri V. de consulatione Philosophiae cum excerptis ex commentario qui perperam S. Thomae de Aquino tribuitur. b) Carmen elegiacum de ascensione Domini incerti Authoris.

Auf dem letzten Blatte heißt es (von einer andern Hand):

»Is Genß Martini, Wurst in festo Nicolai;
»Is Blasii Lemper, Haring Oculi mei semper
»Is Ayr Pasce, ertper Johannis Baptiste,
»Von Kytzen carnes sint gutt festo pentecostes,
»Trag sparbee Sixti, vach Wachtell bartholomei;
»Klayb Woll kalixti, haytz vast natalicia Christi.
»See Korn egidii, habern gersten Benedicti,
»Kauff holtz si velis willtt nit erfriessen Michaelis,
»Grab ruben Colomanni, snewt kraut Damianni;
»So hebb an Martini, trinke Wein per circulum anni.«

Digitized by Google

c) C. Cr. Sallustii bellum catilinarium (?). Mit Varianten und Noten. d) Historia Lucretiae (ein Fragment von Boccacio de claris mulieribus.) e) Virgilii Maronis Moretum, poema.

19. Codex LXIII. chart. 4. min. sec. XV. Joannis Regiomontani Ludus Pannonicensis, seu tabulae Directionum profectionumque, cum sinuum canonae ad radium 60000 contra Archidiaconum Parmensem. Die Dedicationsepistel: »Reverendissimo in Christo Patri ac Domino domino Joanni „Archiepiscopo Strigonicnsi Joannes de Regiomonte se humiliter commendat.« »Magnam esse admodum et fuisse »semper in edendis libris.« Ende: „quas ubi pro acumine „ingenii tui probaveris in publicum prodire jubeto Vale „presulum decus.“ Dann folgt eine Anleitung zum Gebrauch der Tafel, am Ende: Per me magistrum „Joannem de Kupferberg“ (vermuthlich geschrieben). Dann folgen die Tafeln selbst.

20. Codex LXIV. chart. 4. min. sec. XV. Joannis de Gmunden Tabulae astronomicae, nempe de Planetarum motibus, de luminarium eclipsibus, aequationis domorum ad Viennam, partis proportionis, Stellarum fixarum, secundum quod sunt semper in imaginibus signorum coeli et de quibusdam, quae sunt extra imagines, (wie oben Codex XLVI.) Dann folgt: Practica tabularum astronomicarum; Incipit: »Quamvis de motibus mediis“ in zwei Theilen von 60 und 28 Capiteln. Darauf: Tractatus de modis componendi et corrigendi tabulas. Incipit: „Pro maiori, „fundamento et certitudine eorum quae posita sunt in tabulis motuum planetarum etc. etc. et canonibus de practica earundem tabularum videndum est de modis componendi et corrigendi easdem tabulas, Scilicet.“ — Ist nicht bekannt. Item: Practica eclipsium. Incipit: »Quia „multi ad sciendum praeticam eclipsium solis et lunae sunt „magis inclinati.« 28 Capitel. Zuletzt: Tractatus de Cilindro. Incipit: „Tractatus chilindri duas habet partes.“

21. Codex LXV. chart. 4. min. Sec. XV. Flavii Vegetii. Renati institutionum rei militaris libri V. (in Cod. libri IV.) in deutscher Uebersetzung. Aufschrift: »Vegecius von ritterlichen »Dingen.« Nach der Inhaltsanzeige folgt ein Distichon:

„Sceptriger Albertus sumat tuus Austria quantum
»Hoc opus exiguum voce, sed arte sacrum.“ (Albertus II.)

Mit Anmerkungen, z. B. p. 14, wo von der Größe der Soldaten die Rede ist:

»fier wanzkörner bringen eins finger prait, dye nach Ritterlich rechnung eins finger prait ist ein vncz, fir finger »ein hant, fir hend ein fuezztritt, fünff fuezztritt ein schritt, »hundert schritt ein gewontn, acht gewotn ein walisch meil, »czwo walisch meil eni leuv oder ein halb dewtschew, dy »yoff hercules in eyn obem.« (Vergl. ähnliche bei Panzer und Göze III, 218.)

22. Codex LXVII. membr. 4. min. sec. XIII. Sehr schön geschrieben. Enthält unter andern Calendarium ecclesiasticum, in französischer Sprache (zw. 1228—1233).

23. Codex LXXII. chart. 8. maj. sec. XV. a) Quinque epistolae Picardorum ad Joann. Rokiczanum. Voraus, mit rother Dinte: „Translacio et transscripcio ex Boemico »mense Januarii 1489.“

»Anno Domini 1468, quando versuti heretici relinquentes doctrinam hereticam Joannis de Rokyczana heresiarchae, ad heresim piccardorum paulatim serpentes sectari incipiunt, has ad ipsum Epistolas mittunt, ex quarum „fine deprehendi potest, etiam ipsum Rokyczanam tandem »Wyklessiticis erroribus infectum licet de palliare se non „fuerit ausus, oberrasse, quorum numerus hereticorum »propemodum major in Moravia est multitudine catholicorum.“

Dann folgt die 1. Ep. Incipit: „Magister Joannes de Ro„kyczana. Notificavimus hoc scripto affectum nostrum et »oracionem.“

Die Aufschrift der 2. Ep. „De separatione istorum hereticorum a Secta Rokyzany, ex seqnentibus.“ — Incipit: „Magister non suspicemini quod ad vobis separemur.«

Die 3. Ep. desselben Inhalts. Incipit: »Magister Joannes „desiderantes affectamus.«

Die 4. Ep. desselben Inhalts. Incipit: „Magister Joannes »benigne et boni desiderabilis Rogamus per misericordiam „Dei.“ — Diesem Briefe ist eine Confessio fidei angehängt, mit der Aufschrift: »Hic iam vacio redditur de fide, spe, caritate et de sacramentis Magistro Joanni de Rokyczana.“ Incipit: »In nomine domini nostri Jesu Christi rationem »reddimus de his rebus que sunt circa nos isto scripto „Magister Joannes Rokyczane et primum de fide nostra et „spe et aliarum rerum.“

Die 5. Ep., in der sie ihren Glauben auseinandersetzen und seine Hülfe anrufen, fängt an: »Magister Jo. de Rokyczana, „affectum nostrum vobis optimi boni in hoc tempore et in „erum.“ Häufige Anmerkungen beleuchten die Geschichte jener verwirrten Zeit. b) Excerpta ex libro, qui inscribitur: »Rete fidei.“ Voraus mit rother Dinte: „Ex libro Boemico »hereticorum quem vocant Rethe fidei ex cerpta ac scripta »quedam ad pernoscendum eorum astutiam, ut cognitis »eorum contagiis errorum eis obviare possit. Habitus est liber »ille ab Alberto Koskone cummodato per d. Joa. de Sternbergk qui rapuit infra scripta et transtulit anno Domini »1477 et est persuasio venenosa et fraudulenta.« Incipit: »Luce V. dixit Jesus Simoni Petro duc in altum.« Ist unvollständig. (Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

96. Mittwoch, den 30. November **1836.**

Entwurf einer Akademie der Wissenschaften für Wien unter Maria Theresia.

(Schluß.)

Die günstigen Aussichten, unter welchen dieses Mal die Idee einer Akademie der Wissenschaften für Oesterreich angeregt und verfolgt worden, hatten auch viele vaterländische Gelehrte veranlaßt, ihre Ansichten über die innere Einrichtung sowohl, als auch über die äußere Verwaltung derselben niederzuschreiben. Mehrere Plane waren bereits eingelaufen und von der Commission einer ernsten Prüfung unterworfen worden. Sie trugen alle mehr oder minder das schöne Gepräge patriotischer Gesinnungen, und unter ihren Bearbeitern erschienen größtentheils Namen, welche schon lange der Gegenstand allgemeiner Verehrung waren. Indessen erhielt der Versuch eines jungen Mannes, der an der Hochschule zu Wien Geschichte lehrte, die meisten Stimmen: er sollte wenigstens als Grundlage angenommen werden. Mathes Ignaz Ritter von Heß hieß der Verfasser, ein Gelehrter, beßgleichen in der That nicht Viele die Literaturgeschichte aufzuweisen hat; zumal wenn man bedenkt, daß er mit dreißig Jahren aus diesem Leben schied! Er wurde im Jahre 1746 zu Würzburg geboren, wo sein Vater fürstbischöflicher Hofrath war, vollendete die juridischen und zum Theil auch theologischen Studien in seiner Vaterstadt, und machte hierauf mehrere Reisen zunächst durch Italien. In Rom nahm er Praris bei den berühmtesten Rechtsgelehrten, und an Winkelmann's Seite studirte er die Denkmäler der Kunst. Später ging er nach Göttingen, und hörte die Vorlesungen eines Böhmer, Pütter, Heyne, Gatterer und Schlözer. Geschichte und Staatswissenschaft bildeten sein Hauptstudium; in beiden Wissenschaften hat er es zu einem hohen Grade von Gediegenheit gebracht. Ueber Böhmen nach Wien kommend, ward er hier als Professor der Geschichte angestellt, und in kurzer Zeit der Liebling seiner Collegen und Zuhörer. Die anhaltenden geistigen Arbeiten hatten indessen bald auf sein physisches Wohl die nachtheiligsten Folgen hervorgebracht: er erlag diesen im Jahre 1776. Der damalige Professor der Philosophie an der Universität, J. E. Mayer, hielt dem so früh Geschiedenen eine herzliche Trauerrede, welche auch im selben Jahre mit dem Bildnisse des Verblichenen bei Kurzböck im Drucke erschienen ist. Seine literarischen Arbeiten[1] betreffen größtentheils das öffentliche Schulwesen, und haben auf die damalige Reformation deßelben in Oesterreich einen nicht unbedeutenden Einfluß genommen. Hierher gehören insbesondere die »Gedanken über die Einrichtung der Priesterhäuser« und der Vorschlag zur Verbesserung der Gymnasien in den k. k. Erbländern. Daß letzterer, im Jahre 1774 der Hof-Studien-Commission überreicht, nicht durchgriff, war der leidige Streit Ursache, welcher darüber zwischen Martini und Kollar entstand. Maria Theresia ernannte den Piaristen P. Gracian zum Director der Schulen, und das Geschäft der Reformatoren hatte ein Ende!

Doch ich kehre zu dem Versuche zurück, den unser junge Professor: »Entwurf einer k. k. Akademie der Wissenschaften« überschrieben, und der, wie bereits gesagt worden ist, die Zustimmung der Commission erhalten hat. Sein Vorzug besteht darin, daß er, obgleich ihm die Akademien in München, Mannheim und Paris zum Vorbilde dienten, dennoch die Aufgabe recht wohl ins Auge gefaßt hatte, welche durch den Grund und Boden, möchte ich sagen,

[1] Erschienen zu Halle und Wien 1778–1781 in zwei Bänden.

Digitized by Google

gebothen war, auf dem die Akademie entstehen, gedeihen und wirken sollte. Wenigstens wird bei jeder Sektion, bei jeder Wissenschaft auf die Richtung hingewiesen, die zunächst einzuschlagen, ja unabweisbar, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen, das heißt, wenn sie den Bedürfnissen Oesterreichs genügen sollte. Und darin liegt wohl auch allein die Bedeutsamkeit eines solchen Institutes, denn ohne lebendige Beziehung zum Vaterlande muß es früher oder später dem Schlendrian verfallen, und zum leeren Puppenspiele werden. Wir haben Aehnliches selbst bei literarisch-kritischen Unternehmungen erlebt; sie sind geradezu wirkungslos geworden, seitdem es ihnen an der Erkenntniß dieses Geheimnisses fehlt! Sollte je die Idee einer Akademie der Wissenschaften für Oesterreich wieder angeregt werden, dürfte in der That das sclavische Hängen an dem gewöhnlichen Begriffe nicht rathsam seyn. Dadurch sey indessen keineswegs gesagt, daß ausschließend könne verfahren werden: die physisch-mathematischen Wissenschaften z. B. constituiren durchgehend noch keine; ich glaube vielmehr erweiternd, alles in den Kreis ziehend, was sich bei einer Gesammtheit, die aus so verschiedenen Theilen besteht, als nothwendig zur Hebung der geistigen Cultur herausstellt, und dadurch wirken soll auf Erweckung und Belebung des Gemeinsinnes und des Geistes der Einheit!

Daß gerade in diese Ansicht, in dieses Bedürfniß der Verfasser des Entwurfes eingegangen, läßt sich wohl nicht behaupten, allein er hält durchgehends fest an dem Gedanken: Vaterländisch, Oesterreichisch! Hören wir, was er bei Gelegenheit der historischen Sektion sagt: »Vor Allem werden sich ihre Bemühungen auf die erbländische Geschichte wenden. Hier wird sie den Ursprung der Nationen und ihrer Verfassung, die ersten Elemente unseres Handels und unserer Industrie erforschen, und aus den historischen Beobachtungen und Erfahrungen die Maßregeln für künftige Zeiten und Anstalten entwickeln. In der mittlern Geschichte fußen unsere heutigen Rechte, Gebräuche, Sitten, Verfassung und Institute. Insbesondere verdient der Gang des Verfalles der Cultur im Mittelalter gründliche Untersuchungen, um ähnliches Unheil verhüten, ähnlicher Degradation ausweichen zu können u. s. w.« Wo ständen wir in Bearbeitung der vaterländischen Geschichte, wenn diese Andeutungen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfolgt und durchgeführt worden wären? Wir dürften jetzt nicht klagen, daß so viele, so wichtige Partien brach liegen, und vorerst noch an keine allseitig genügende Geschichte Oesterreichs gedacht werden könne. Wenigstens hätten wir Sammlungen der ältesten Gesetze und Gewohnheiten, und somit die schwer vermißten Materialien zur Darstellung der inneren Zustände, der Verfassung, Verwaltung, Sitten und Ansichten des Volkes. So lange der einzelne Historiker noch immer angewiesen ist, erst selbst zu suchen; ist es wohl allerdings möglich, daß wir eine lesbare Geschichte der äußeren Form nach bekommen; aber ob im Geiste der einen Wahrheit, das ist eine andere Frage.

Uebrigens folgte der Verfasser des Entwurfes in Rücksicht der äußeren Einrichtung ganz den bestehenden Vorbildern. Das erste Hauptstück handelt von der Eintheilung der Classen nach ihren Gegenständen (Physisch-Mathematische; Historisch-Philosophische); das zweite von den akademischen Personen (Protektor, oberster Präsident, und für jede Classe wieder ein Präsident und ein Direktor; Ehrenmitglieder, ordentliche und außerordentliche Mitglieder, Zuhörer, Sekretäre); das dritte von den akademischen Arbeiten, und im vierten werden sehr ausführlich die dazu gehörigen, nöthigen Hülfsmittel und Sammlungen besprochen. Da letztere bereits in Wien und zwar so vollkommen wie nirgend vorhanden (der Verfasser hatte die kaiserlichen im Auge); so geht das fünfte Hauptstück: Akademische Auslagen und Fundus überschrieben, sogleich auf die Besoldungen der Mitglieder über. Diese erscheinen jedenfalls gering; die sämmtlichen Ausgaben werden auf 31500 Gulden angesetzt. Hier der Ueberschlag:

Zwei Präsidenten, jeder 1600 fl.	3200
24 pensionirte Mitglieder, à 800 fl.	19200
2 Sekretäre à 800 fl.	1600
2 Schreiber à 400 fl.	800
2 Pedellen à 200 fl.	400
Jettons	3300
Versuche, Reisen ꝛc. ꝛc.	2000
Correspondenz und andere Kleinigkeiten . .	1000
	31500 fl.

Ob der Ertrag aus dem privilegirten Kalenderdruck allein hinreichend gewesen wäre, läßt sich schwer ermessen; inzwischen scheinen auch bereits anderweitige Bestimmungen getroffen worden zu seyn. Leibnitz schlug, da zu seiner Zeit Oesterreich noch alles Papier kontraktmäßig aus Holland bezog, die ausschließende Erlaubniß zur Errichtung von Papier-Fabriken im Lande vor, und als die-

Digitized by Google

ses nicht anging, eine von ihm mit vielem Scharfsinn combinirte Lotterie. Jedenfalls war das Mittel, welches die Späteren im Kalenderwesen fanden, das einfachste, und gewiß auch das — unschädlichste für Staat und Unterthan.

Bericht
über eine
im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.
(Fortsetzung.)

24. Codex LXXXIX. membr. 8. min. sec. XV. XVI. Ein Gebetbuch in deutscher Sprache, mit vielen Bildern. Enthält: 1) Calendarium ecclesiasticum mit ungewöhnlichen Heiligen, z. B. 25. April S. Wendelini; 13. Juni S. Onofrii; 21. Juli S. Arbogasti.

Der September heißt Erstherbst, October Ander Herbst, November Dritter Herbst.

6) Art und Weise, die Messe zu hören, in Reimen; am Ende:

»Ablaß — Noch merk ains das ist groß
»Zwanzig tag mach dich gnoß
»Johannes ain bapst wann das wortt
»Jhesus vnd Maria hort
»In der Meß genent werden« u. s. w.

Dieses Gebetbuch gehörte der Gräfin Magdalena v. Montfort, gebornen Gräfin v. Oettingen. (Sie war eine Tochter Ludwigs XIII. Grafen von Oettingen-Wallerstein, der 1489 starb, und die Gemalin des Grafen Ulrich von Montfort zu Tetnang, der 1520 starb.) Scheint 1501 geschrieben zu seyn weil der Sonntagsbuchstabe C und die goldene Zahl I ist.

25. Codex XCI. chart. 12. sec. XIV. Liber de ortu et vita B. V. Mariae et de infantia Jesu Christi, in deutschen Reimen.

»Maria mueter chuneginne
»all der werlde loserinne,
»verleihe mier vrowe der sinne
»daz ich diz puechleins beginne.«
— — — — — —
»Ein puech habent di deutschen herren
»Daz wart in gesant von verren,
»Da ab wart geschriben diz.
»Gott geb allen den Selden vnd wiz
»Di ez horen oder lesen
»Auch muezze selich wesen
»Friderich der Schreiwer
»Got helf im von seiner Swer!
»Ewickleich in Seinem reich
»Nu sprechet amen alle geleich" u. s. w.

Vergl. Hormayrs Archiv. 1819. 30. April.

26. Codex CXXIV. chart. fol. sec. XIV. Enthält (loco II): Statuta confraternitatis a clero Seculari in Archidiaconatu Lambacensi initae 1371. (14) Incipit: »Nos clerici aliqui Archidyaconatus Lambacensis considerantes.«

(Jährlicher Convent in Gmunden, gegenseitige Fürbitte.)

Eine Bestätigung, vielleicht von einem Decanus ist angehängt: »Meminerint universi Christi fideles presentem pa»ginam intuentes quod commendabiles in christo fratres »ac domini honorandi plebani vicarii capellani quorum »vota Deus perspiciens est ex alto anno verbi incarnati »MCCCLXXI in die Primi et Feliciani Martyrum Beatorum »confraternitatem mutuo indixere secundum tenorem ac »decretum inferius annotatum.« Am Ende: »Neque ulli »de antescriptis observationibus licet imminuere seu au»gere ni fiat fratrum cunctorum de consilio generali et hic »dicta sufficiunt.«

27. Codex CLXXVIII. chart. 4. sec. XV. Enthält (loco V): Buridani Criminatio de Joanna Philippi Pulchri uxore, commentariolus historicus de adolescentibus Parisiensibus per Buridanum ab illicitis cuiusdam Francine Reginae amoribus retractis.

Da schon Bayle in seinem Dict. hist. I. 709, den Druck dieses Curiosums wünscht, so folgt es im Anhang sub Nr. I.

28. Codex CLXXXI. chart. fol. sec. XV. Enthält: (loco V.): Responsum facultatis theologicae Studii Viennensis de neutralitate inter concilium generale Basileense et Eugenium IV. servanda, requirenti Archiepiscopo Salisburgensi datum.

Incipit: »Circa materiam unionis quam inierunt Re»verendissimi Patres et illustrissimi principes Sacri Ro»mani Imperii Electores, ut dicitur una cum aliis prin»cipibus et praelatis occasione cuiusdam neutralitatis ser»vande pro bono pacis procurando inter sacrum concilium et dominum olym dictum Eugenium, nec non de »vigore appellacionis eorundem ab utrisque partibus ad »utrosque interposite ut ex consideratione talium diligenti »fundatius responderi et consuli possit, Reverendissimo »Archiepiscopo Salzburgensi qui super hoc pro bono et »salute sibi subditorum tanquam vigilans pastor super »gregem domini pastorali sue cure commissum provide et »solerter consilium alme huius universitatis requisivit, et »aliis universe ecclesie filiis qui super tali dubii negotio »quod omnes tangit homines nacionis germanice possit et »debeat consuli et responderi.«

29. Codex CLXXXIV. chart. fol. sec. XV. Enthält: (loco XVI): Joannis Nider consolatorium timoratae conscientiae. Auf dem ersten Blatte dieses Codex steht am Rande oben: »Anno domini etc. 46 pro domino Johanne de Wey»tra nunc Octonaris ad S. Stephanum nunc magistro Chori,

Digitized by Google

„sanctum librum est mihi testatus venerabilis vir ac egre„gius sacri juris doctor D. Thomas de Zwetl qui obiit anno „Domini 1455 in vigilia pentecostes cujus anima requiescat „in santa pace amen.“

30. Codex CLXXXV. chart. fol. sec. XV. Thomæ de Haselbach expositio orationis dominicae, salutationis angelicae et symboli apostolici. Sind 10, 11 und 15 Sermones.

Am Ende stehen diese Verse:

„Hec veri solis cecos splendore serenat
„Doctrina patrum nectit amore dei
„Quam scripsit Thomas declamans ore fideli
„Precibus jungatur civibus angelicis
„Mille quadringentis quinquaginta simul annis
„Virginis a partu sanat hec sana fides.“

Bernard Pez übersah bei seiner Sammlung dieses Werk, und L. Schönleben in Sexag. D. D. et conspectus Hist. univers. Vienn. ad annum 1467 schreibt es dem Georgius Schleuchl zu (s. Scriptores Univers. Viennensis sec. II. p. 9), der es nur abschrieb; es heißt zwar: »Hi sermones super Pater no»ster ave maria et Credo scripti per me M. Georgium »Schleuchl.“ Vielleicht sind die obigen Verse von ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Es war eben ein anhaltendes Regenwetter, als Joseph II. das letzte Mal durch Siebenbürgen reiste, und allen Unbequemlichkeiten schlechter Straßen ausgesetzt war. Der Monarch ritt öfter ganze Stationen auf schlechten Bauerpferden, und trotzte nach der ihm eigenen Weise jedem Ungemach. Ein Wallache, dessen Pferd der Kaiser von Reismarkt bis Hermanstadt ritt, erhielt dafür zwölf Ducaten. Diese Summe war für ihn ein Schatz; er war außer sich vor Freude, geberdete sich wie ein Unsinniger, und eilte, den Kopf von tausend Projekten voll, um Weib und Kinder mit der Nachricht seines Glückes zu überraschen. Nach einigen Tagen kam er nach Reismarkt, sich für das erhaltene Geld ein Paar Ochsen zu kaufen; aber alle waren ihm zu schlecht. »Ich will das Geld des Kaisers für nichts Mittelmäßiges hingeben,« sprach er, und eilte unverrichteter Dinge nach Hause. Seine Nachbarn erzählten, daß er seitdem täglich Abends seine Familie zusammenrief, sich mit ihr auf die Knie warf, und laut um den Segen des Himmels für die Wohlfahrt seines wohlthätigen Monarchen betete!

Unter den Wallachen im Banate gab es eine Bruderschaft der Aeltesten; ob sie noch besteht, können wir nicht angeben. Die Mitglieder nannten sich Fratre de Cruce (Kreuzbrüder), und sie behaupteten, diese Vereinigung stamme aus den ältesten Zeiten her. Sie versammelten sich im Jahre oft, aber stets so heimlich als möglich; verbanden sich da durch fürchterliche Eide, und gelobten, mit Rath und That, mit Gut und Habe, mit Leib und Leben sich gegenseitig beizustehen, zu vertheidigen und die Gesetze der Gastfreundschaft stets heilig zu halten. Bei den Zusammenkünften erhielt jedes Mitglied ein Stückchen Brot, das mit einem kleinen Kreuze bezeichnet, mit Honig überstrichen und mit Salz bestreut war; in der Mitte des Kreuzes steckte eine Kerze. Dieß sollte bedeuten, daß sie Brüder seyn wollen in angenehmen und widerwärtigen Vorfällen, bei Nacht und bei Tag, im Leben und im Tode. Das Brot verzehrten sie alle zugleich; hierauf bezeichnete Jeder für sich die Decke des Versammlungsortes mit einem Kreuze, und ging schweigend von dannen.

Didaco Pirro, bekannt unter dem Namen Jacobus Flavius, wurde zu Evora 1517 von israelitischen Aeltern geboren. Noch sehr jung, verließ er sein Vaterland Portugal, um den religiösen Verfolgungen zu entgehen. Er brachte den größten Theil seines Lebens in Ragusa zu und starb 1607 oder noch später zu Castelnuovo. Er gehört zu den besten lateinischen Dichtern seiner Zeit, und stand mit den größten Gelehrten Italiens in freundschaftlicher Verbindung. Wir nennen nur Giraldi, Paul und Aldus Manutius, Tasso, dem er auch eine schöne Elegie über die Liebe widmete. Indessen wurde er nie von einem Literaturhistoriker genannt; ja selbst nicht einmal von jenen citirt, die zunächst über portugiesische und israelitische Schriftsteller geschrieben haben. Der einzige, welcher von ihm sprach, war Appendini in seiner Geschichte der Ragusaner; um so erfreulicher und wichtiger ist die kleine Schrift von Th. Chersa: »Della vita est degli scritti di Didaco Pirro,« welche 1826 in Florenz erschienen ist.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

97. Sonnabend, den 3. December 1836.

Das Zollwesen und die Gränz- und Landwache in Oesterreichisch-Schlesien.

1. Zollwesen.

Unter der obersten Leitung der k. k. allgemeinen Hofkammer steht die für Mähren und Schlesien in Brünn aufgestellte k. k. vereinte Cameral-Gefällen-Verwaltung; dieser untergeordnet bestehen zu Olmütz und Teschen k. k. Cameral-Bezirks-Verwaltungen. Der Wirkungskreis der ersteren erstreckt sich über den Olmützer und Troppauer, der letzterer über den Teschner und Hradischer Kreis, und alle da befindlichen zum Gefälle gehörenden Beamten und Aemter sind ihnen untergeordnet.

Diese Cameral-Bezirks-Verwaltungen haben einen ausgedehnten Geschäftskreis, und umfassen die Verwaltung des Zollgefälls, und der damit verbundenen Zweige, dann der Weg-, Brücken- und Wassermäuthe, der allgemeinen Verzehrungssteuer, des Tabak- und Stämpelgefälls, der Cameral-, Fonds- und Stiftungsgüter mit Einschluß des Forstwesens, die Leitung der Gränzwache und innern Gefällen-Aufsicht; ferner die Aufsicht über die Vollziehung der auf das Lotto- und Salzgefäll Bezug nehmenden Vorschriften, so wie die Untersuchung der Vergehen gegen Gefälls-Vorschriften, und die Schöpfung des Erkenntnisses darüber, endlich die Mitwirkung in Bezug auf das Tarwesen und auf die übrigen der vereinten Cameral-Gefällen-Verwaltung zugewiesenen Gefälls-Zweige, im Sinne, wie solches die Zoll- und Staats-Monopols-Ordnung vom 11. Juli 1835 angeordnet hat.

Der Olmützer Cameral-Bezirks-Verwaltung unterstehen im Troppauer Kreise das Hauptzollamt zu Troppau, die Commerzial-Zoll-Einbruchsämter zu Bartelsdorf, Jägerndorf, Hotzenplotz, Zuckmantel und Weidenau, dann die Gränz-Zollämter zu Smolkau, Rattiborer- und Jacter-Vorstadt von Troppau, Kreutzendorf, Olbersdorf, Große, Hennersdorf, Nicklaßdorf, Groß-Kunzendorf, Bartzdorf, Weisbach, Weißwasser, Krautenwalde und Spieglitz.

Zur Teschner Cameral-Bezirks-Verwaltung gehören das Zoll-Legstattamt zu Teschen und Bielitz, die Commerzial-Gränz-Zollämter zu Jablunkau, Oderberg und Schwarzwasser, dann die Gränz-Zollämter zu Diechelau (Dziehelau), Hruschau, Petrowitz, Dziedzitz (Diedits), Jaworzinka und Mosty[1].

Ueber die eben verzeichneten Hauptzoll- und Commerzial-Zollämter können alle Waaren-Transporte ein- oder ausgeführt werden, wogegen die Gränz-Zollämter nur für den Kleinhandel zur Bequemlichkeit der Gränzbewohner vom Staate erhalten werden.

2. Innere Linie und Gränz-Bezirk.

Nach der neuen Zoll- und Staats-Monopols-Ordnung, ist zur Ueberwachung der bestehenden Vorschriften und Handhabung der Controlle eine innere Linie gebildet worden, welche das Zollgebiet des innern Landes vom Gränzbezirke scheidet[2].

Oesterreichisch-Schlesien betreffend beginnt diese innere Linie im Westen, sich immer in östlicher Richtung fortziehend, bei dem mährischen Dorfe Spornhau, von wo sie sich am obern Bardflusse bis zu der nach Ramsau führenden Brücke außerhalb Spornhau fortzieht.

---

1 Hier sind nur diejenigen Aemter benannt, welche im Troppauer und Teschner Kreise liegen.

2 Unter dem Namen Gränzbezirk wird jener schmale Landstreifen, oder das Gebiet verstanden, welches zwischen der äußern Landesgränze und der innern Linie sich befindet, und in welchem schärfere Controllmaßregeln als im innern Lande Statt finden.

Digitized by Google

Von dieser Brücke an folgt die innere Linie am östlichen Rande der Straße bis Ramsau, dem ersten Ort in Schlesien, schließt dieß Dorf in den Gränzbezirk ein, und folgt dann dem rechten Ufer des Staritzbaches bis Oberlindewiese. Von hier geht sie südlich an Ober- und Nieder-Lindewiese, Bieberteich vorbei nach Freywaldau.

Diese Stadt südlich umziehend und in den Gränzbezirk einschließend, folgt die innere Linie dann dem südlichen Rande des Fahrweges nach Neiwiese und Hermanstadt, welche Orte gleichfalls dem Gränzbezirke angehören.

Es gehört daher fast das ganze Oberamt Freywaldau, so wie die Ober- und Amtsgebiete von Johannesberg und Friedeberg, dann die Stadt Zuckmantel und die Zuckmantler-Amtsdörfer Neiwiese, Ober- und Nieder-Grund und Hermanstadt, also fast das ganze Fürstenthum Neisse österreichischen Antheils dem Gränzbezirke an, weil dieses Land einer Seits von der Grafschaft Glatz und anderer Seits von Preußisch-Schlesien begränzt wird.

Außerhalb Hermanstadt zieht sich die innere Linie am rechten Ufer der Goldoppa[1] bis Kuttelberg, schließt diesen Ort in den Gränzbezirk ein, folgt dem Wege nach Hillersdorf, geht dann westlich von Hirschberg zum Schandfleck, von da an dem Waldwege zur Holzhütte der Stadt Jägerndorf, und dann am Wege nach Kronsdorf, und von da am Pfaffensteig nach Wiese, von wo die innere Linie, Seifersdorf westlich umziehend, dem Fahrwege nach Lichten folgt.

Diesen Ort in den Gränzbezirk einschließend, geht die innere Linie an dem Wege nach Zossen, von da nach Klein- und Großherrlitz und Zattick, um diesen Ort und den Zatticker Hof herum am Wege nach Neuhof und Czeschkowitz und dem von letzterem Orte nach Leitersdorf führenden Wege, so daß alle hier genannten Orte in den Gränzbezirk fallen. Leitersdorf umziehend, geht die innere Linie an dem aus diesem Orte kommenden Bache nach Schönstein, östlich um diesen Ort an dem Hosnitzfluß, dessen rechten Ufer sie bis Kattersdorf folgt. Diesen Ort in den Gränzbezirk einschließend, folgt sie dem linken Ufer des von Benkowitz kommenden Baches bis Benkowitz, und geht von da dem Fußsteige entlang, bis an die Mohra oberhalb Grätz. Von dem unterhalb Schimmerwitz von Benkowitz an die Mohra führenden Fußsteige am Thiergarten nach Keilowitz, von da über die Höhe nach Jacubczowitz, und von da, denselben Weg entlang, nach Tiefengrund, von hier nach dem Bache abwärts bis zur Beiselwitzer Mühle, am Wege nach der Höhe auf Wilmersdorf, und dann an dem Wege, welcher bei einem Teiche vorüber, am rechten Ufer des durch Königsberg fließenden Baches nach Königsberg führt, zu dem oben genannten Orte.

Südlich von Königsberg und Wonsdorf, Ober- und Niederplanken herum, führt die innere Linie längs des Weges nach Alt- und Neu-Biala und Pietrowitz, welche Orte in den Gränzbezirk fallen.

Von Pietrowitz geht der Zug der innern Linie Anfangs an dem nach Paskau führenden Wege bis zu dem ersten Damme, dann an diesem nach Groß-Habrowa südlich um diesen Ort herum über die Ostrawa nach Popinitze; von diesem in den Gränzbezirk fallenden Orte durch den Wald an den Teichen östlich vorüber zur Brücke, südlich von Lipina um diesen Ort herum; über die Chaussee nach Kobanitz von da durch den Wald, an dem von Skriwice kommenden Bache nach Skriwice, südlich um Peterswald, Kättenthal nach Orlau.

Von Orlau, welcher Ort wie die oben genannten in den Gränzbezirk fällt, geht die innere Linie am Wege nach Karwin, um diesen Ort und das nahe Solza über den Damm, an der Mühle vorüber, nach Darkau, von da am Wege nach Lonkau, diesen Ort südlich umschließend, an dem von Lonkau nach Bogwiesdau führenden Wege, über die Olsa nach Bogwiesdau, südlich um diesen Ort herum, an dem Wege über die Höhe an den zu Groß-Kunzendorf gehörigen Häusern südlich vorüber nach Haslach. Von Haslach zieht die innere Linie an den Communikationswegen nach Ober-Baumgarten, Schimonad und Wislitz, diese Orte in den Gränzbezirk einschließend; von da über die Höhe herab, östlich an die Weichsel, über diese nach Kiczitz, und dann an dem Communikationswege fort, nach Perstetz, Rostropitz, Riegersdorf, Kurzwalde, Matzdorf nach Deutsch-Barzdorf, alle genannten Orte in den Gränzbezirk einschließend. Südlich von Barzdorf stößt die innere Linie an den Bialafluß, und folgt demselben nach Norden, bis zu dem von der Bestweiner Mühle zu dem Barzdorfer Meierhofe führenden Feldwege, an welchem Punkte sich die Mährisch-Schlesische innere Linie an jene des Königreichs Galizien anschließt.

Die Zoll-Linie, so wie die Zollstraßen, die innere Linie,

[1] Soll heißen Hermanstädter-Oppa.

Digitized by Google

die Zoll-Aemter und Ansagepoſten, die Amtsplätze und die Ortſchaften im Gränzbezirke, ſind an den nöthigen Punkten zur Warnung aller jener, die mit controlspflichtigen Waaren dieſe Straßen oder Bezirke betreten, mit Tafeln, worauf die erforderlichen Aufſchriften ſich befinden, bezeichnet. An dieſer innern Linie ſind zur Ueberwachung der Gefällsvorſchriften, und an ſolchen Punkten, wo die wichtigſten Straßenzüge ſich befinden, Controllämter errichtet. Diejenigen den Verkehr Schleſiens betreffend befinden ſich zu Altſtadt, Nieder-Lindewieſe, Würbenthal, Freudenthal, Leitersdorf, Grätz, Oſtrau und Skotſchau.

(Schluß folgt.)

Vaterländiſche Sagen und Legenden.

V.

Zweierlei Bad.

Otto von Olmütz war geſtorben 1086, und ſeine Söhne, Swatopluck und Ottik, nahmen ſonder Weilen von dem väterlichen Erbe Beſitz, wobei ſie jedoch unterließen, hierzu die Beſtätigung Wratislaw's, Königs von Böhmen, einzuholen. Dieſer, ob ſolcher Felonie ergrimmt, vertrieb die jungen Fürſten wieder aus ihrem Lande, und da ihr Ohm, Konrad von Mähren, ſelbes ihnen von Neuem erobert hatte, zog der König mit Heeresmacht gegen den Letzteren, ihn zu Brünn (1091) belagernd.

Unter den Kriegsoberſten des Königs befand ſich auch deſſen Sohn Brzetislaw, ein feuriger, kühner und thatenluſtiger Jüngling, als welcher aber, gleich andern jungen Männern, auch unbeſonnen, übereilt und tollköpfig war über alle Maßen, wie aus einem ſeiner letzten Abentheuer leichtlich zu erſehen.

Vor einiger Zeit hatte er nämlich die Unvorſichtigkeit begangen, während einer Fehde gegen die Sachſen, und in der Nähe ihres Kriegslagers, verlockt durch die unbillige Hitze des Tages, in einem Wäſſerlein einſam zu baden, ſich keiner böſen Folge verſehend, wie ſie der Feinde Nähe doch unſchwer errathen ließ. Urplötzlich war er von den Feinden, ſo die Gegend umſtellt hatten, überraſcht, gefangen und in Haft gehalten worden; der thatenfreudigen Kriegesbahn ſchmählich entrückt. Später wieder zur Freiheit gediehen, gab dieß ſein Mißgeſchick lange noch dem böſen Leumund ein willkommen Spiel.

Als nun Wratislaw, gen Brünn gekommen, den Anführern die Plätze bezeichnete, wo ſie ihre Zelte aufrichten ſollten, bemerkte Zdorad von Schwabenitz, der fürnehmſte unter den Kriegsoberſten des Königs, welcher deſſen abſonderliches Vertrauen beſaß, in Gegenwart des Prinzen, dem er ob ſeines hoffärtigen Benehmens weidlich abhold war, mit lauter Stimme, indem er auf die plätſchenden Wellen des Zwittafluſſes wies: »Des Thronerben Hoheit iſt ja, ſo will mich bedünken, ein ausnehmender Freund von Abkühlungen im Bade, wie wir erſt jüngſthin erfahren; hei — da wäre hier ein trefflich Oertlein für ſein Gelüſten, und wo's dem Führer behagt, mag wohl auch ſeine Schaar ſich begnügen! — Geliebt doch, mein König und Herr, das Jüngelchen hier aufzuſtellen, damit es ſich der Badeluſt nicht zu entwöhnen brauche.«

Empört über ſothanen Hohn, wollte Brzetislaw alsbald ſeinem Ingrimme gegen den Spötter Luft machen, doch die Anweſenheit des Königs nöthigte ihn, dem Sturme ſeiner Bruſt Einhalt zu thun; darum begrenzt, knirſchend vor Luſt der Rache ſeinen Lagerplatz, und wartete nur auf einen günſtigen Anlaß, um den böswilligen Häuptling zu züchtigen; — ach, die Gelegenheit Böſes zu thun, findet ſich nur all zu ſchnell!

Als es dunkelte, verſammelte Brzetislaw ſeine Freunde, deren er in großer Menge beſaß, und berieth mit ihnen einen Entwurf zur Vergeltung des ihm angethanen Schornes. Es ward, nach mancherlei ſeltſamlichen Einfällen der Jünglinge, beſchloſſen, den Zdorad mit Tagesanbruch zu einer Unterredung einzuladen; dieſe aber ſollte die letzte ſeines Lebens ſeyn. »Blutig,« ſo rief der Prinz, »blutig war die Schmach; — blutig ſoll ſie auch gerächt werden!«

Sofort ward einer der Verbündeten erkieſet, um den Verſchmähten zu entbiethen, welcher auch Zuſage leiſtete, zu erſcheinen.

Voll des hochmüthigſten Vertrauens auf ſeine Würde und im Geleite eines einzigen Kriegers fand ſich der Schwabenitzer wirklich an dem bezeichneten Orte und zur verabredeten Stunde ein; ihm ſchwante es nicht, daß ſeinem Leben ein verderblicher Fallſtrick gelegt worden. Man erzählt ſogar, in der ſchweigenden Mitternachtsſtunde habe ihn ein Traumgeſicht gewarnt, und er ſich, ſinkend in einem Strome von Blut, geſehen; allein Mannestrotz verwirft jegliche Verwarnung, und in ſtolzer Zuverſicht ging er ſeinem Schickſale entgegen. »Mich ſchützt,« ſo dachte

Digitized by Google

er, »mich schützt das Schild der Majestät — darum kann ich der ohnmächtigen Wuth meiner Feinde lachen.«

Als Brzetislaw des Nahenden ansichtig wurde, schritt er eine Strecke weit an ihn heran, und hielt, als er den Krieger erreicht hatte, ihm zur Seite inne. »Frecher Vasall,« donnerte er ihm entgegegen, »dein Herr will zu Gerichte gegehen mit dir. — Das Bad, ob dessen du mein spottetest, und Jenes, so dir bevorsteht, ist zweierlei; denn es soll nun zum Blutbade für dich werden und das Schandmahl wegtilgen, so du dem Sohne deines Königs angesudelt. Und also mögen alle Frevler an den Stellvertretern Gottes auf Erden ruchlos enden!«

Nach diesen Worten schlug er den Ritter mit seinem Handschuh so gewaltig in das Antlitz, daß ihm die Sinne vergingen, und dieß war für die Genossen ein Zeichen zum Ueberfalle. Wüthend griffen sie den Schwabenitzer an, spießten ihn auf ihre Partisanen, schleuderten ihn von deren Zacken hoch empor in die Luft und verstümmelten den herabfallenden Leichnam auf eine schmähliche Art mit ihren Waffenstücken und unter den Hufen ihrer Rosse. Zderad's Begleiter entfloh noch zur rechten Stunde, ehe auch ihn das Todeslos ereilte und verkündete die Schauermähre fliehend im Lager.

Brzetislaw, den Zorn des Vaters fürchtend, zog hierauf einen großen Theil der reisigen Schaaren durch Bitten und Verheißungen an seine Seite, sich von dem Heere des Königs und Vaters trennend, welcher schaudernd die entsetzliche Kunde vernahm. Er fluchte seinem Sohne nicht; doch um die Unthat zu strafen, schloß er ihn nachmals von der Thronfolge aus.

Zum Gedächtnisse aber des gefallenen Feldherrn ließ Wratislaw ihm, an der Stelle, wo Jener den Streichen der Mörder erlegen war, eine Denksäule errichten, welche noch gegenwärtig zu schauen ist, und zwar an dem Platze, wo der Zwitta-Fluß die Straße gegen Olmütz berührt. Dort soll man auch von Zeit zu Zeit den Geist des Erschlagenen gesehen und sein Wimmern gehört haben. Zur Unterhaltung eines ewigen Lichtes bei dem Monumente, wies der König, mittelst besonderen Stiftungsbriefes, etliche Einkünfte des Schlosses zu Deblin an, und dieser Dienst erhielt sich durch eine lange Reihe von Jahren. Die Zderad-Säule bei Brünn, so wird das Maal geheißen, hat im Verlaufe der Zeit mancherlei Deutungen erfahren, aber ihre ursprüngliche Widmung, wie sie hier erörtert worden, ist außer Zweifel gestellt.

E. Straube.

Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

(Fortsetzung.)

31. Codex CLXXXVI. chart. fol. sec. XV. Enthält: a. (loco X.) Consilium dioecesanum Patavii anno 1419 celebratum una cum actis Synodi provincialis Salisburgensis anno 1418 habitae. Steht auch im Cod. CXXII (chart. fol. sec. XV) loco VI aber nicht so vollständig. Nicht bei Colet, Mansi, Hartzheim; Hansiz macht nur Erwähnung davon. (Germ. s. T. I. p. 495.)

Voraus steht: „Scripta super rescripta Bulla (Martini »V. de concordatis N. G.) per manus domini Johannis Rumpli »de Weytra Patav. Diöces. pro tunc Cooperator divinorum »in Gmund anno D. MCCCCXVIII (vermuthlich ein Schreib»fehler für XXIII) Maximiliani Ep. beati quondam laurea»censis.«

Da die Beschlüsse dieser Provinzial-Synode zur Kirchengeschichte unserer Provinz einen interessanten Beitrag liefern, theile ich sie im Anhange mit, sammt dem Mandate des Rupertus de Welz, welches im Codex den Synodalacten beigefügt ist. Anhang Nr. II. b. (loco XVI.) Matthaei de Steynhus sermones duo in Concilio Constantiensi habiti.

I. Incipit: »Estote misericordes.« Am Ende: „Iste sermo „factus est in concilio Constantiensi anno Domini 1416. „Dominica quarta post festum S. Trinitatis per fratrem „Matheum de Steynhuz professum in aula regia circa pra„gam Ord. Cisterc. S. Theol. Professorem artiumque magi„strum." Auch in der k. k. Hofbibliothek, aber ohne Beinamen des Verfassers, s. Balbini Boh. docta II, 160.

II. (de SS. Petro et Paulo) Incipit: „Hy sunt viri mise»ricordiae Transumptive in leccione misse ecclesiarum »originaliter." c. (loco XVII, fol. 114—116). Mauricii de Praga sermo de causa Conventus Constantiensis quae est »ecclesiastica reformatio. Incipit: „Ecce ego mitto ad vos »Prophetas.« In fine additur: „Sermo pronuntiatus per »Rev. Mag. Mauricium de praga S. Theol. doctorem in Con»stantia 1418." d. (loco XXII, fol. 301.) Georgii Ep. Pataviensis decretum ad clerum secularem de recitando s'ngulis septimanis officio S. Stephani M. (extat in Cod. CXI. n. 1. Dat. Wyenn.) Dat. Mauttarn anno Dni 1404 quinta die mensis Novembris." e. (loco XXIII, fol. 302.) Georgii Ep. Patav. decretum de celebrando festo SS. Trinitatis dominica prima post Pentecosten. Incipit: „Universis et sin»gulis ad quos praesentes pervenerint." Am Ende: Datum wyene die 19 Maji anno domini 1411. f. (loco XXIV, fol. 302—304. Urbani VI. Bulla, qua statuit, annum jubilaei de trigesimo tertio in trigesimum tertium esse celebrandum. Incipit: „Urbanus Ep. Servus servorum Dei, ad perpetuam rei memoriam, Salvator noster unigenitus dei filius.« In fine: »Dat. Rome apud. S. Petrum VI ydus april. pontif. n. anno XI. Ist weder im Bull. magn. Cherubini noch im Bull. m. Rom. auch nicht in amplissima collectione Coquelinerii.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

98. Mittwoch, den 7. December 1836.

Die Feierlichkeit der Dichterkrönungen zu Wien im sechzehnten Jahrhundert.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt hatte im Jahre 1442 Kaiser Friedrich IV. den Aeneas Sylvius, nachmaligen Papst Pius II., zum Dichter gekrönt; und hiermit ward auch in Deutschland diese, in ihrer Grund-Idee unstreitig schöne Sitte eingeführt. Daß sie später ausgeartet; daß es im siebenzehnten Jahrhundert mehr gekrönte Knaben, als Dichter gegeben, bestätigt wohl die alte Wahrheit, wie Alles unter der Sonne dem Mißbrauch, der Profanisirung erliege, keineswegs aber die Ansicht so Vieler, die da stets und überall geneigt sind, an den zufälligen Folgen zerrend, ohne Umstände die Sache selbst zu verwerfen. —

Vier Dezennien später, zu Nürnberg am 18. April 1487, würdigte derselbe Kaiser, auf Anrathen des Churfürsten von Sachsen, den jugendlichen Konrad Celtis, als den ersten[1] Deutschen, des Lorbeerkranzes, und die bedeutungsvolle Feierlichkeit blieb nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Sie gewann insbesondere durch Maximilian I. größeren Umfang, und dadurch eine nicht geringe Wirksamkeit zum Vortheile der Wissenschaften. Unermüdet thätig, wo es Hebung der geistigen Cultur galt, hatte Maximilian gleich beim Antritte der Regierung seine ganz besondere Aufmerksamkeit auf die Hochschule zu Wien gelenkt, und Einrichtungen getroffen, denen Gedeihen und Früchte nicht fehlen konnten. Unter diesen erschien ihm denn auch mit Recht die Dichterkrönung als vorzugsweise fördernd, und er reichte selbst sehr vielen Gelehrten seiner Zeit den Lorbeerkranz und fast nie ohne erhebende Nebenumstände. Wir erinnern an die Aufführung des Schauspieles: Ludus Dianae, zu Linz im Jahre 1501, durch den Verfasser Celtis und seine Freunde. Im dritten Akte erscheint mit vielem Gefolge Bachus, von dem Schlesier Vincenz Longinus dargestellt, und bittet den Kaiser, der mit seiner Gemahlin und den Fürsten Mailands auf erhöhten Sitzen saß, um Ertheilung des Lorbeers. Maximilian tritt vor, krönt den knieenden Gott der Reben, und der ganze Chor bricht in lauten Jubel aus.

Dieß genügte indessen noch keineswegs dem lebenskräftigen Geiste des Kaisers. Am Ende desselben Jahres stellte er auch die Ermächtigung aus, daß in Zukunft Celtis und dessen Nachfolger, als Vorsteher des eben errichteten Collegiums der Beredsamkeit und Dichtkunst in Wien, den poetischen Lorbeerkranz Jedem ertheilen konnten, der nach einer ernsten Prüfung dessen würdig befunden worden. Wie oft sich Celtis dieser Auszeichnung bediente, läßt sich schwer ermitteln, gewiß ist es, daß er den silbernen Lorbeerkranz, den ihm Maximilian zu diesem Zwecke geschenkt hatte, in seinem Testamente 1508 der Universität vermachte. Hier wurde er als eine theure Reliquie aufbewahrt, allein erst um die Mitte des Jahrhunderts verwendet. Die nach Maximilian's Ableben erfolgten Religionsneuerungen wirkten überhaupt auf Wien's literarisches Fortschreiten höchst nachtheilig; somit unterließ auch das Collegium der Beredsamkeit und Dichtkunst die Ausübung ihres Vorrechtes, und es verflossen mehr als vierzig Jahre, daß Wien die schöne Feierlichkeit nicht wieder sah. Um so größeren Eindruck machte die Erneuerung in den Jahren 1558 und

[1] Celtis schreibt selbst hierüber an den Churfürsten von Sachsen: Primus ego inter Germanos litterarum ornamenta et insignia, ac imperialem laurum a Caesare, tuo, princeps illustrissime, ducta et monitu accepi. Bekannt sind auch ferner die Verse von ihm:

Primus ego titulum gessi, nomenque poetae,
Caesareis manibus laurea nexa mihi.

Herr Bibliothekar Bubik erörtert sich in einem Aufsatze dagegen auf eine fast unbegreifliche Weise. Nicht Celtis, behauptet er, sondern Aeneas Sylvius war der erste! — Der gelehrte Kritiker scheint indessen hier entweder übersehen zu haben, daß Aeneas Sylvius kein Deutscher war; oder er las »Primus in Germania« für: »Primus inter Germanos«.

Digitized by Google

1560. Georg Eder, von Freistingen gebürtig, war kaum nach Wien gekommen, als er auch schon den größten Einfluß auf das Studienwesen nahm, und zunächst dadurch, indem er die Herstellung der alten Freiheiten bewirkte. Dahin gehörte denn auch das Privilegium, Dichter zu krönen. Er rief es wieder ins Leben, und Wien nahm in kurzer Zeit an zwei Feierlichkeiten Theil, die durch würdevolle Haltung und Anzahl der Gekrönten gleich bemerkenswerth erscheinen. Wir wollen hier nur den Akt selbst näher betrachten.

Die Stunde der Verleihung rückte heran, eine große Menge Volkes strömte nach dem zur Feierlichkeit bestimmten Orte. Hier hielt der dazu ernannte Professor der Universität als Repräsentant der Dichtkunst, auf einem Katheder stehend, die vorgeschriebene Rede, darin er des Stifters Absicht und Gesetze entwickelte, die verliehenen Privilegien erneuerte und am Ende den Candidaten aufforderte, näher zu treten, um den festgesetzten Eid zu leisten. Hierauf gab er ihm ein offenes und ein geschlossenes Buch mit der Bemerkung: „daß es seine Pflicht sey, aus jenem die Kenntnisse und Erfahrungen der Vorzeit mit Liebe und Ausdauer zu schöpfen, in dieses aber die Resultate seiner eigenen Geistesthätigkeit einzutragen und so der Mit- und Nachwelt nützlich zu werden.“ Nach diesem erfolgte die Schenkung eines goldenen Ringes, in dessen Mitte ein Jaspis glänzte, mit der Erklärung: „Die heilige Poesie verlange dadurch, daß er nie das Geboth reiner Sitten verletze; darum erinnere ihn das Gold, seinen Geist nicht mit niedriger Sinnlichkeit zu verunreinigen, die Rundung des Ringes mahne an Einigkeit, und der Jaspis in der Mitte zeige makellosen Glanz innerer Güte. Nun näherte sich der Repräsentant dem Dichter und gab ihm den Kuß des Friedens — zum Zeichen, daß er in Liebe und Freundschaft leben solle mit Allen, denen Kunst und Wissenschaft, Recht und Billigkeit am Herzen liegt. Bei dem Aufsetzen des Lorbeerkranzes, das zuletzt erfolgte, erscholl von allen Seiten Beifallruf und mit einem Segensspruche und dem: „Te inquam, creo, dico laureatum, hatte das erhebende Schauspiel sein Ende.

Erzherzog Carl,

beständiger Rektor der Universität zu Freiburg, 1796.

Als im Jahre 1796 die Universität zu Freiburg in Breisgau zusammentrat, um einen neuen Rektor zu wählen, fielen alle Stimmen auf den großen Sieger am Rheine, der so eben auch sie, wie ganz Deutschland, vor dem Drängen des Feindes bewahrt hatte. Die Universität schickte sogleich nach geendigter Wahl Abgeordnete nach Offenburg an den jugendlichen Helden, mit der Bitte, den hohen Schutz, den sie von seinen glänzenden Waffenthaten erfahren, auch als ihr Rektor fortsetzen zu wollen. Erzherzog Carl nahm die Rektorsstelle an, und weiland Kaiser Franz willfahrte dem Gesuche der Hochschule um Bestätigung. Wir theilen hier das Schreiben mit, welches die Abgeordneten nach Offenburg zu überreichen die Ehre hatten, und enthalten uns jeder weiteren Einleitung, in der Ueberzeugung, ein so schönes Aktenstück spreche zu allen Zeiten für sich selbst!

An Se. königl. Hoheit, den Durchlauchtigsten Erzherzog.

Die Abgeordneten der hiesigen hohen Schule haben den Auftrag, Eurer königl. Hoheit in derselben Namen ihre erfurchtsvollsten und dankbarsten Wünsche zu Höchstderoselben glorreichesten Namensfeste darzubringen, und Eurer königl. Hoheit zu versichern, daß alle Mitglieder für Hochderoselben Wohl und für den Flor des ganzen Durchlauchtigsten Erzhauses Gott innigst anzuflehen nie aufhören werden.

Eurer königlichen Hoheit erhabene Vorfahren und Ahnen, die Rudolphe, Albrechte, Maximiliane, Leopolde und Carl führten immer in der einen Hand das Schwert und schlugen damit ihre Feinde; in der andern eine Feder und gaben weise Gesetze zum Glücke und Wohl ihrer Völker. Nie vergassen sie dabei, daß Künste und Wissenschaften eine der vorzüglichsten Zierden der Staaten seyen, und eben darum legten sie selbst unter dem Geräusche der Waffen Akademien an, zogen berühmte Lehrer dahin, und würdigten sich gar oft, wie die Albrechte, Leopolde und Carl, und andere mehr, die friedlichen Tempel der Musen und ihre Zöglinge zu besuchen.

Auch unsere hohe Schule, eine der ältesten Deutschlands, verdankt ihre Stiftung einem kriegerischen Prinzen Albrecht IV., ihren weitern Flor den Leopolden, der

Digitized by Google

weisen und huldvollen Thereſia, dem unſterblichen Joſeph II., und ihr noch jetziges Daſeyn und Anſehn dem guten Leopold II. und Seiner jetzt regierenden Majeſtät Franz II.

Von jeher hing ſie mit unverbrüchlicher Treue an ihren Monarchen und dem Durchlauchtigſten Erzhauſe; auch jetzt ſtand ſie aufrecht, und ließ ſich nicht vom Taumel der Neuerer hinreißen, ſie duldete und harrte ſtandhaft aus, bis ihr erhabener Retter erſchien, und ſie wieder in Freiheit ſetzte.

Heiße Thränen des Dankes entquollen den Augen aller ihrer Mitglieder in der Stunde ihrer Errettung, warm ſchlugen ihre Herzen Eurer königl. Hoheit entgegen, und ſchnell keimte in ihnen der Wunſch auf: »Möchten Eure »königl. Hoheit auf immer ihr Schützer werden, und die »Würde eines beſtändigen Rektors der hohen Schule über »Sich zu nehmen gnädigſt geruhen; ſo wie es die Könige »von England über Göttingens Auguſta, die Churfürſten »von Sachſen und andere Fürſten Deutſchlands ſind.«

Ewiger Ruhm und Glanz, Ehre und Aufnehmen würden dadurch der hohen Schule zuwachſen, und ein Blick auf Ihr Durchlauchtigſtes Haupt würde jedes Mitglied derſelben mit raſtloſem Eifer und Thätigkeit beſeelen, um ſich Höchſtdesſelben würdig zu machen.

Auch dieſen Wunſch der hohen Schule ſollen ihre Abgeordnete Eurer königl. Hoheit mit Ehrfurcht vortragen, und Höchſtdieſelben unterthänigſt gehorſamſt bitten, daß E. k. H. huldreichſt geruhen wollten, der beſtändige Rektor der hohen Schule zu ſeyn.

Nicht kriechende Schmeicheley, auch nicht irgend eine Abſicht unedler Art bewog die hohe Schule, an Eure königl. Hoheit dieſe unterthänigſte Bitte zu wagen; nur innigſtes Dankgefühl, und der ſehnſuchtsvolle Wunſch, ihren und Deutſchlands Retter immer als ihr Haupt und ihren Schutzgeiſt verehren zu können, beſtimmte ſie zu dieſem Schritte.

Eurer königl. Hoheit ſoll durch die Annahme der Rektorwürde weder ein neues Geſchäft, noch eine beſondere Sorge zuwachſen; denn die Geſchäfte, und alles, was auf irgend eine Weiſe dahin einſchlägt, und die hohe Schule betrifft, ſollen ſo, wie es bisher von einem jeweiligen Rektor geſchah, in der Zukunft durch einen Prorektor geführt und geſchlichtet werden.

Es wäre hierdurch auch keine Neuerung an der hohen Schule eingeführt; denn ihre Statuten ſagen ausdrücklich: daß ſie zu Rektoren vorzüglich hohe Fürſten und Herren erwählen möge.

In der ſchmeichelhaften Hoffnung einer gnädigſten Aufnahme erſterben wir in tiefſter Ehrfurcht

Eurer königl. Hoheit

Freiburg im Breisgau
den 31. Okt. 1790.

unterthänig gehorſamſte
Mitglieder der hohen Schule.

Das Zollweſen
und
die Gränz- und Landwache
in Oeſterreichiſch-Schleſien.

(Schluß.)

3. Gränzwache.

Ein der k. k. allgemeinen Hofkammer untergeordnetes bewaffnetes und uniformirtes Corps, welches den Namen k. k. Gränzwache erhalten und in Compagnien, und dieſe wieder in mehrere Bezirke getheilt ſind, bewacht die Landesgränze, und deſſen Hauptzweck beſteht darin: a) den Schleichhandel und die Uebertretungen der Zollgeſetze zu verhindern; b) verdächtige, mit den erforderlichen Ausweiſen nicht verſehene Leute von dem Eintritte in das Land abzuhalten, und c) den Austritt der Militär-Ausreißer, der Auswanderer oder anderer Perſonen in das Ausland zu hindern, die ſich dahin ohne die erforderliche Befugniß begeben wollen.

Auch iſt es Pflicht der Gränzwache, auf vorläufige Aufforderung der Behörden zur Vollſtreckung der Vorkehrungen für die öffentliche Sicherheit in dem der Gränzwache zugewieſenen Bezirk Hülfe zu leiſten.

Die Landesgränze von Oeſterreichiſch-Schleſien iſt mit drei Gränzwach-Compagnien beſetzt[1]. Der Bezirk der er-

1 Eine k. k. Gränzwach Compagnie hat zum Commandanten einen Ober-Commiſſär und dieſem ſind 2 bis 3 Commiſſäre untergeordnet. Der übrige Dienſtſtand richtet ſich nach dem zu überwachenden Bezirke, und beſteht ungefähr aus 4 bis 5 Führern, 45 bis 50 Oberjägern und 250 bis 300 Gränzjägern, welche nach Beſchaffenheit des Terrains, der Gränzämter ꝛc. in den Gränzorten poſtirt ſind, und meiſtens mittelſt aufgeſtellter Reſerven doppelte Durchbruchslinien bilden. Die Bekleidung iſt dem Zwecke entſprechend. Grün mit kaiſergelben Aufſchlägen und Kragen, die Bewaffnung leichte Feuergewehre mit Bajonet und Säbel.

Digitized by Google

sten Compagnie, dessen Commandant in dem Städtchen Friedeberg wohnt, fängt mit dem linken Flügel bei Spieglitz an, und endet mit dem rechten bei Zuckmantel auf der Bischofskoppe.

Die zweite Gränzwach-Compagnie stößt mit ihrem linken Flügel an obigen rechten, und ihr rechter endet beim Einflusse der Oppa in die Oder. Der Commandant derselben wohnt zu Troppau.

Beide obige Compagnien unterstehen der k. k. Cameral-Bezirks-Verwaltung zu Olmütz.

Die dritte Gränzwach-Compagnie stößt mit ihrem linken Flügel an den rechten der zweiten Compagnie, und umzieht die Landesgränze des ganzen Teschner Kreises gegen Preußen und Ungarn. Der Commandant wohnt zu Teschen und untersteht der dortigen Cameral-Bezirks-Verwaltung.

4. Gefällen-Wache.

Die Bestimmung der neu errichteten Gefällen-Wache ist: a) den Schleichhandel und die Uebertretungen der Gefällsvorschriften zu hindern; b) verübte Uebertretungen dieser Vorschriften zu entdecken; c) den ausübenden Gefällsämtern in der Vollziehung ihrer Amtshandlungen Hülfe zu leisten, und d) bei der Vollstreckung der Vorkehrungen für die öffentliche Sicherheit mitzuwirken.

Diese aus Gefällen-Aufsehern, Oberaufsehern und Respicienten, dann Unter-Inspectoren und Inspectoren bestehende Gefällen-Wache ist in Sectionen getheilt; so zwar, daß der Umfang, über welchen sich der Wirkungskreis einer Cameral-Bezirks-Verwaltung (Finanz-Intendenz) erstreckt, auch eine Section bildet.

Die Aufstellung der Gefällenwache richtet sich nach der Wichtigkeit der Orte und Gegenden, wo lebhafter Verkehr obwaltet; daher denn auch im Gränzbezirke, und überhaupt in dem von der Landesgränze bis zwei oder drei Meilen landeinwärts liegenden Raume zahlreichere Postirungen, als im Innern des Landes sich befinden.

Im Allgemeinen wird noch bemerkt, daß die Gefällen-Wache ausschließend den Cameral-Behörden, und in der höchsten Instanz der k. k. allgemeinen Hofkammer untergeordnet ist.

Held-Ritt.

Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

(Fortsetzung.)

32. Codex CLXXXVIII. chart. 4. sec. XV. Petri ex Ord. Coelestinorum inquisitionis haereticae pravitatis processus contra Waldenses in Austria.

Zuerst Fragen: Ubi es natus? Quis pater tuus? Que mater tua?

Dann folgt eine dreifache Eidesformel: 1) Die Wahrheit bei der Inquisition anzugeben; 2) ein Reinigungseid; 3) die Abschwörungsformel. (Auch im Cod. CCLII, loco VIII kommt sie vor, und zwar besser) die letzte s. Anhang Nr. III.

33. Codex CXCIII. chart. fol. sec. XV. Auf dem vordern Deckel steht folgendes Mandat:

„Cristanus de Prachatitz Magister in artibus Rector „Univ. Pragensis mandat omnibus membris et suppositis „eiusdem Universitatis quatenus nullus ipsorum diurno „serotino aut nocturno tempore lapidibus projiciat super „tecta et institas carnificum que diebus forensibus in foro „communi stare solent neque super alias institas et tecta „quecunque sub pena excommunicationis et pena prestiti „juramenti ac pena non intromittendi pro eisdem si ali„quid contrarii alicui acciderit ex proieccione huiusmodi.“ „Datum Rectoratus sub sigillo.“

Von diesem Christ. de Prachatitz (st. 1438) s. Balbini Boh. docta P. II, p. 187.

34. Codex CCIV. chart. fol. sec. XV. Thomae de Haselbach Sermones de Sanctis. Nach der Predigt von der Kirchenweihe folgt:

„Epygramma Thome de Haselbach
„Gloria Sanctorum merces speciata pyorum
„Scandere me fecit hoc opus eximium
„Vita beata necem quibus intulit atra potestas u. s. w.

Auf dem vordern Deckel steht: „In die SS. Johannis et „Pauli, hora tertia in manu sub pulsu primarum ducesAustrie „Albertus et Sigismundus fecerunt infringi portam civitatis „circa castrum nolentibus civibus aperire, recipientes suos „stipendiarios domini duces ut dicebatur duo fere milia „1458 qui et prius plene VIII. mille stipendiariorum „Wienne habuerunt.“

Auf dem hintern Deckel steht:

„Liter iste continet 24 Sexternos computando sexternum „per 36 denarios sicut emptus est facit in toto 28 Solidos „de ligatura mediam libram 15 denariorum. Illuminatori „15 denarios. Anno Domini 1458. Wienne.“ (Forts. folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

99. Sonnabend, den 10. December 1836.

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

III. Franz Christoph von Scheyb.

Es hat eine Zeit gegeben, wo Scheyb's »Theresiade« als poetisches Meisterwerk viel gelesen und viel bewundert wurde. Diese Zeit ist längst vorüber; die Theresiade gerieth in Vergessenheit, und jetzt kennen sie kaum mehr jene, die sich zunächst mit Literaturgeschichte beschäftigen. Und dennoch, so geringen Werth das Gedicht an und für sich hat, müßte es das Andenken seines Verfassers erhalten, wenn er auch sonst keine Werke größerer Bedeutsamkeit geschrieben hätte. Die Theresiade erschien im Jahre 1746. Damals stand die Bildung, die man aus den österreichischen Schulen mit ins Leben brachte, der — Muttersprache geradezu entgegen. Predigten, dort und da etwa ein Hochzeitsgedicht, und wenige andere Schriften verwandten Inhalts waren seit Jahren — Alles, was die Pressen Wiens in deutscher Sprache lieferten; wie indessen diese beschaffen war, übersteigt jede Vorstellung. Noch immer hieß ein leidiges Latein schreiben der Höhepunkt gelehrter Bildung; ja es lag darin, daß selbst Jene, welche in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen weiter drangen, als es dem festgehaltenen Systeme zusagte, der lateinischen Sprache sich zu bedienen gezwungen waren, unstreitig eine jener feinen Combinationen, wodurch die damaligen Vorsteher des Studienwesens bestimmte — Gränzen zogen.

Unter solchen Umständen war daher nichts natürlicher, als daß ein deutsches Gedicht, welches aus mehreren tausend lesbaren Versen bestand, und dazu einen Gegenstand allgemeiner Liebe und Verehrung behandelte, wie ein elektrischer Schlag auf die Menge wirkte. Man sah den ziemlich starken Quartband in Jedermanns Händen, und selbst im Auslande erhoben sich vielseitig Stimmen der Anerkennung. Das Verdienst einer bisher nicht gewöhnlichen Leichtigkeit und Reinheit des Ausdrucks wird der Theresiade Niemand absprechen; und somit läßt sich auch der Einfluß nicht verkennen, den ihre Erscheinung und große Verbreitung in sprachlicher Beziehung genommen hat. Dieß ist aber eine Thatsache, welche kein Literaturhistoriker übersehen darf: Scheyb's Andenken wird schon ihretwillen in den vaterländischen Jahrbüchern stets ein freundliches Plätzchen finden. Indessen gehörte er auch zu den größten Kunstkennern seiner Zeit, und hat es durch mehrere Werke bethätigt; seine Verdienste um die Tabula Peutingeriana sind anerkannt und die historischen Arbeiten, die wir von ihm besitzen, zeichnen sich durch Gründlichkeit der Forschung und Treue der Darstellung vor Vielen aus.

Franz Christoph von Scheyb in Gauböckelsheim wurde am 26. Februar 1704 zu Tengenien in Oberschwaben geboren, wo sein Vater als Rath und Oberamtmann lebte. Kaiser Ferdinand II. hatte seine Familie, die aus Konstanz war, und gegen das Erzhaus Oesterreich stets viele Liebe und Treue bewies, mit dem Adel des heiligen römischen Reiches belohnt. Den ersten Unterricht erhielt unser Scheyb im väterlichen Hause; kaum aber eilf Jahre alt, wurde er in die Schule der Prämonstratenser-Abtei Münchrodgaben geschickt. Rasch entwickelten sich hier die ersten Keime eines eben so reichen als glücklichen Talentes; unermüdeter Fleiß belebten und erhöhten sie; die Erholungsstunden verwendete der Knabe bereits auf Musik, Mathematik und französische Sprache.

Indessen starb 1717 der Vater, und man schickte ihn im nächsten Jahre nach Wien. Hier war der Landschafts-Syndikus, Franz Anton Edler von Spaun, ein naher Verwandter seines Hauses, bereit, Vaterstelle zu vertreten, und er hat dieses wahrhaft auf eine eben so humane als wirksame Weise geübt. Der hoffnungsvolle Jüngling kam in das Convikt der Jesuiten, um die Humaniores und die philosophischen Studien zu vollenden. In letzteren, so schlecht berathen sie waren, machte er ausgezeichnete Fort-

Digitized by Google

schritte: er ward im Jahre 1722 unter 80 Baccaulauren der dritte, und behauptete im folgenden Curse unter 60 Magistern dieselbe Stellung. Nun ging er zum Studium der Rechtswissenschaften über, betrieb es mit Eifer und Ausdauer, verwendete aber auch die freien Stunden zur größeren Ausbildung in der Geographie und Geschichte und zur Erlernung der italienischen und spanischen Sprache. Man muß diese schöne Richtung des jugendlichen Geistes im Auge behalten, wenn man die frühe Reife und die späteren Leistungen des Mannes genügend erklären will. Nur mit solchen Vorbereitungen war es möglich, über so verschiedene Gegenstände gleich gelehrt und erschöpfend zu schreiben.

Nach vollendeten Rechtsstudien fand er im Jahre 1728 Gelegenheit, sein Vaterland wieder zu sehen, indem er einem Kammerfräulein der Kaiserin Elisabeth als Reise-Commissär zugetheilt wurde. Er verlebte nun im Kreise seiner Verwandten einige Zeit in Ruhe und Muße, bis er mit einem Male einen Ruf erhielt, der seinen Kenntnissen nicht minder, wie seinen Wünschen entsprach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Hohenems
und
die dortige Judengemeinde,
die einzige in Tyrol und Vorarlberg.

Von Joseph Bergmann.

Hohenems, oder gemeinhin Ems, ein wohlgebauter Marktflecken in Vorarlberg, am nordwestlichen Fuße eines auf seiner Spitze mit den Ruinen des Schlosses Hohenems gekrönten, Himmel anragenden Felsens, der in unaufhaltsamem Sturze den Ort zu begraben droht, hat zwei Hauptgassen, die lange, gerade Christen- und die vom Berge entfernter gelegene Judengasse. Jene zählte im Jahre 1825 drei und fünfzig Häuser, 80 Familien und 404 Einwohner, diese 59½ Häuser, 90 Familien mit 277 männlichen und 236 weiblichen, zusammen 513 israelitischen Bewohnern.

Die übrigen nach Hohenems eingepfarrten Weiler und Einöden zählen 335 Häuser, 464 Familien mit 2244 Menschen, somit hat ganz Hohenems in 447 ½ Häusern 634 Familien und 3161 Einwohner, und ist nach dem schönen Markte Dornbirn die bevölkertste Pfarre Vorarlbergs.

Hier nur in Kürze Einiges von dem uralten, einst zahlreichen und blühenden, Geschlechte der Ritter, und seit 1560 Reichsgrafen von Hohenems, von welchen wir bei einer andern Gelegenheit ausführlichere Meldung thun wollen.

Schon in den ersten Turnieren in den Jahren 942, dann 1042 und 1080 ꝛc. ꝛc. erschienen Ritter von Ems. Auf dem Bergschlosse Hohenems ließ Kaiser Heinrich VI. Tancreds, Königs von Sicilien, geblendeten einzigen Sohn Wilhelm mit andern neapolitanischen Edlen in harter Gefangenschaft ihr jammervolles Leben vertrauen. Rudolph von Ems, höchst wahrscheinlich auch diesem Geschlechte angehörig, war ein ungemein fruchtbarer Sänger im damals so sangreichen Schwaben (zwischen 1220 und 1254); er ist der Verfasser einer poetischen Welt-Chronik, und Bearbeiter der poetischen Legende von Barlaam und Josaphat, und der sagenhaften Geschichte Alexanders des Großen, wie auch Wilhelms von Orleans. Zu Hohenems waren zwei verschiedene Handschriften des Niebelungenliedes.

Mehrere dieses Geschlechts waren Dompröpste und Dignitarien des Hochstiftes zu Chur; andere kommen als Zeugen in Urkunden jener Zeit vor. Im Jahre 1333 erwarb Ulrich von Ems vom Kaiser Ludwig für den Vorhof zu Ems und den Flecken daselbst alle jene Freiheiten, welche die Stadt Lindau hatte. 1343 bewilligte der gedachte Kaiser Ulrichen von Ems die neue Burg und Veste auf dem Gloppert (d. i. Hohenems) zu bauen.

Egloff und Ulrich der Jüngere, beide Ritter, fielen neben dem Herzog Leopold an jenem heißen Tage bei Sempach 1386, und ruhen in Königsfelden; Rudolph, der unglückliche Vermittler mit den Appenzellern Wilhelm und Goswinn II., wurden von diesen in der blutigen Schlacht am Stoß 1405, am 17. Juni erschlagen. Eines großen Kriegsruhmes in deutschen und wälschen Landen erfreute sich der Capitän Jakob, der unter Kaiser Maximilian I. im Jahre 1509 in Italien gegen die Venetianer zog, und während der scharfen und langwierigen Belagerung von Pavia das Zeugniß erhielt, daß Er nebst dem Prinzen von Anhalt von allen deutschen Officieren am tapfersten gefochten. Später diente er mit acht Tausend Landsknechten Ludwig XII., Könige von

Digitized by Google

Frankreich, gegen die Spanier, ebenfalls in Italien, Ritter Jakob aber, der stets ein deutsches Herz und deutsche Sitten behielt, sich mit den Franzosen eines Dolmetsches bediente, und nur die französischen Worte »bon jour Monseigneur« sprach, fiel mit Gaston de Foix im Beginne der Schlacht bei Ravenna 1512.

Sein Neffe Max Sittich I. ward 1513 österreichischer Vogt zu Bregenz und oberster Hauptmann der vier Herrschaften vor dem Arlberg, Mitsieger bei Pavia, und Bezwinger der aufrührischen Bundschuh-Bauern am Bodensee (1525), und führte seine Landsknechte selbst nach Ungarn gegen die Türken und den Gegenkönig Johann Zapolya († 1533). Auch sein Sohn Wolf Dietrich war ein hochherziger Kriegsheld, und durch seine Vermählung mit Clara, des gefeierten Johann Jakobs von Medicis, Markgrafen von Merigenno, Tochter und Schwester des nachherigen Papstes Pius IV. hochgeehrt; aber leider starb er seinem größern Ruhme zu frühe im 31. Jahre seines Lebens 1536.

Dessen jüngerer Sohn Jakob Hannibal (geboren 1530) überstrahlte durch seine Thaten und seinen Kriegsruhm alle seine Ahnen, er begann seine Heldenbahn im Schmalkaldenkriege unter Karl V., ward vom Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1560 in den Reichsgrafenstand und das Gebiet von Hohenems von 3½ Quadrat-Meilen zu einer Reichsgrafschaft mit allen zugehörigen Privilegien, Sitz und Stimme auf der schwäbischen Grafenbank erhoben. Auch diente er als Feldoberster und General-Gouverneur der römischen Kirche unter seinem mütterlichen Oheim Papst Pius IV. und seinem Nachfolger Pius V., ward päpstlicher Gesandter von 1561 bis 1564 am spanischen Hofe, zog für König Philipp II. dreimal nach den Niederlanden, wo er außer andern Thaten im Jahre 1574 Antwerpen gegen den Ueberfall Wilhelms von Oranien rettete, und dafür zum Grande von Spanien erhöht, und für seinen Kostenaufwand mit der Grafschaft Galerate im damals spanischen Herzogthume Mailand für sich und seine Nachkommen im Jahre 1578 im Escorial belehnt wurde. Er kämpfte als Schrecken der Ungläubigen in Neapel, Spanien, wo sie landeten, und an der afrikanischen Küste gegen den Herrscher von Fez, und starb als Erzherzog Ferdinands von Tirol Vogt über die Grafschaften Feldkirch, Bregenz und Hohenek, und einer der Ersten und Besten des waffenbewegten XVI. Jahrhundertes in seinem Schlosse zu Hohenems 1587, am 1. Jänner, im 57ten Jahre seines thatenreichen Lebens[1].

Seine Gemahlin war Hortensia Borromea aus Mailand, des heiligen Carls von Borromeo leibliche Schwester.

(Schluß folgt.)

Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

(Fortsetzung.)

35. Codex CCV. chart. fol. sec. XV. (loco IV.) Archiepiscopi Pragensis Ernesti I. (1343.) Statuta provincialia, quae edidit, dum Sedes Pragensis dignitate Archiepiscopali insigniretur.

Auch im Codex CCXXVIII. loco II.

36. Codex CCVI. chart. fol. sec. XV. Thomae de Haselbach sermones in ewangelia dominicalia per annum. (Annexi sunt sermones 7 alii.) Werden nirgends angeführet.

Auf dem ersten Blatte steht:

„Anno domini 1443 in die S. Bonifacii videlicet feria „4. ante pentecostes fuit magnus terre motus in Wienna „ita ut cunete due parve campane scilicet campana pri„marum in magna turri S. Stephani trina ac quatuor vi„c bus sonuerint et una alia 4 in alia turri totics eciam „vigil de turri cucurrit putans turrim ruere et laboran„tes antiquam ecclesiam de muro fugaruut.“

37. Codex CCXXI. chart. 4. sec. XV. (loco VII.) Joannis Gews Sermones de Corpore Christi.

III. Sermo de potacione vini cui intingitur aut immergitur lignum S. crucis factus Wienne ad S. Stephanum in cimiterio.

Da diese Predigt einen kleinen Beitrag zur Cultursgeschichte liefert, so folgt das Skelet derselben im Anhang Nr. IV, sammt einem Widerruf eines gewissen Frater Wolfhart, der die Unruhe angefangen hatte (steht fol. 204.)

38. Codex CCXXIII. chart. 4. sec. XV. (loco XII): »In„cipit oracio Georgii Policarpi in cancellaria Mathie (Cor„vini) hungarorum Regis Prothonotarii, acta Nurnberge

---

1 Die Rüstungen dieser vier letzten Helden bewahrt die k. k. Ambraser-Sammlung im zweiten Rüstungssaale Nr. 68. ff.

Digitized by Google

„coram amplissimo conventu principum electorum S. Im-
„perii, anno domini 1461. XVI. Kal. marcias."

„Quamquam fidelium defensio, patres prestantissimi
„ac amplissimi, orbis terre atque cousilii principes, om-
„nibus Christianis principibus incumbit, tamen Reges
„hungarie publice salutis defendende adeo fuerunt studiosi,
„ut, dum per vicinos principes fruerentur, nulli unquam
„principum Christianorum curam reliquerint hostium pro-
„pulsandorum soli dum licuit turcorum cohiberent impe-
„tum mare hellesponticum et penitiores europe partes pe-
„netrancium." Ist interessant.

39. Codex CCXXV. chart. 4. sec. XV. (loco IV. Fol. 93—100): Callisti Papae III. Bulla de movendo in Turcas bello. Dat. Romae Id. Maji 1455.

Fol. 98. Sequuntur huius bullae excerpta per Reverendum patrem D. Joannem Aychelberger Officialem in Wien.

Fol. 99. extat mandatum d. n. graciosissimi domini Udalrici Ep. Patav. ad Clerum decanatus Viennensis de publicanda et declaranda bulla Callisti. Dat. Wienn. die 18 mensis Julii 1456.

Fol. 100. triplex scriptum Joannis Cardinalis tit. S. Angeli Sedis ap. Legati, idem concernens negotium. a) Mandat ut fideles arma capcsentes, Legato se sistant. Dat. Budae ultima Maji 1456. b) Eisdem plenariam iudulgentiam peccatorum concedit. Budae 8 Julii 1456. c) Singulis praedicatoribus injungit, ut fideles ad militiam contra Turcas exhortentur. Budae, 18 Julii 1456.

40. Codex CCXXIX. chart. 4. sec. XV. (loco III): Simonis de Tissnow tractatus contra quatuor Hussitarum articulos.

In Form einer Epistel an die Böhmischen Edlen und Begünstiger der Ketzer.

Incipit: „Magnificentissimis ac Nobilissimis dominis Ba-
„ronibus Ulrico de Rosenberg, Czenconi de Wartenberg
„alias de Wesfels, Ulrico de Grecz, Hynconi Krussyna
„de lychtenburk, et Henrico Berka de Duba. Prudentibus
„Johanni de Knyezewoy, Lyderzoni de Radcowicz, Paw-
„liconi Johanni Charwath civibus majoris et nove civitatum
„Pragensis Famosis Johanni Zizka, Zbinconi de Buchowa,
„Johanni de Dmylkow, Nicolao de Barchow, Milote de Roch-
„danecze, Onssoni de Miecowecz et Henrico de Boharynye
„clientibus circumspectis Ffranconi de Rozetal, Wacskoni
„de Zacz, Mathie Prazack de Grecz super albea, et Petro
„de Hosticz de Gurym civibus civitatum electis in con-
„cilio Zaslawiensi per predictum generale concilium ca-
„pitancis et dispensatoribus regni Bohemie Quidam vilis-
„simus et abjectissimus Sacerdotum salus et pax Christi
„et sue ecclesie sit cum omnibus vobis. Ad honorem dei
„omnipotentis pro incremento ac conservacione fidei or-
„thodoxe et pro labe predictam fidem in regno Bohemie
„et Marchionatu Moravie inficiente expurganda motus con-
„sciencia intendo vestras dominaciones cum omni timore
„et reverentia paucis scriptis adhortari." v. Bern. Pez Thes. aneed. T. IV. Diss. Isagogica p. 15. Balbinus Boh. docta II. 187.

41. Codex CCXXXVII. chart. 4. sec. XV. (loco III.) Sententia facultatis theologicae Viennensis data ad archidiaconum Judenburgensem anno 1400 contra opinionem quorundam fanaticorum qui 24 Seniores in Apocalypsi Dei consiliarios esse fingebant.

Inscriptio: „Sequitur Scriptum de 24 Senioribus."

Incipit: „Honorabili provido ac sollicito viro domino
„in superiori Styria ac archidiacono Decanus ac magistri
„omnes ac singuli facultatis sacre Theologie universitatis
„studii Wiennensis magne caritatis affectum et honorem
„duplicem hiis qui bene presunt pollicitum efficaciter
„promoveri. Orthodoxe fidei puritas professionis nostre
„fidelitas ac zelus quo pro animarum salute fervemus nos
„excitando compellunt contra quosdam errores ac noxias
„superstitiosasque observancias exurgere et assare posse-
„nous veritati. Quia nuper ad congregationem nostram
„veridicorum deducebatur relatibus quod in nounullis
„locis vestri archidyaconatus et nominatim in Judenburga
„zizaniarum sator pestiferum quemdam errorem severit, et
„in plurium corda fidelium fixis radicibus plantaverit ut
„firmiter credant quod dominus deus cum 24 senioribus
„quos beatus Joannes Apocal. IV cap. commemorat sin-
„gulis feriis quintis quatuor temporum quasi ad judicium
„resideat et cum eis consilietur de futuris agendis per
„quartam anni proxime subsequentem."

Nachdem diese alberne Meinung widerlegt ist, schließt der Brief:

„Datum Wienne in ducali collegio in nostra generali
„congregatione super hoc solempnitas celebrata anno do-
„mini 1400. 27 Octobr. sub nostri sigilli appensione ad
„maiorem certitudinem prescriptorum. Amen."

Cf. N. Bibl. eccles. Friburgensis VII. fasc. II. p. 370.

(Fortsetzung folgt.)

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend, im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

100. Mittwoch, den 14. December **1836.**

Ueber Hohenems
und
die dortige Judengemeinde,
die einzige in Tyrol und Vorarlberg.

(Schluß.)

Mit Jakob Hannibal endet der militärische Ruhm dieses Hauses, wohl aber sind aus demselben zwei Fürsten der römischen Kirche ausgezeichnet. Des oft genannten Grafen Jakob Hannibals älterer Bruder Mar Sittich II. ward Cardinal und Bischof von Constanz (von 1561 bis zu seiner Resignation 1589), wie auch mit apostolischer Vollmacht Präsident auf dem Concilium zu Trient, der vom Kaiser Maximilian II. das sonderbare Privilegium erwirkte, daß seine Unterthanen von Constanz ohne von ihm eingeholte Bewilligung keine Contracte mit den Juden schließen sollen. Er starb zu Rom 1595, am 15. März.

Er begann den Bau des schönen ehemaligen Residenzschlosses im italienischen Style in dem Markte Hohenems, welchen sein Neffe, der Graf Caspar von Ems-Hallarate, Jakob Hannibals jüngerer Sohn, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts vollendete.

Marr Sittich III., Caspars Bruder, war vom Jahre 1612 bis 1619 Erzbischof von Salzburg, der das Schloß zu Hellbrunn mit seinen Wasserkünsten baute, und das Gymnasium zu St. Peter gründete.

Graf Caspar kaufte im Jahre 1613 von Carl Ludwig Graf von Sulz die Grafschaften Vaduz und Schellenberg um 200.000 fl., und regierte von der Gränze Graubündtens bis an den Bodensee neben dem Erzhause Oesterreich. Unter ihm ward 1616 im gräflichen Markte Hohenems unseres Wissens das erste Buch in Vorarlberg durch Bartholomä Schnell gedruckt[1].

Im folgenden Jahre 1617 haben sich unter dem genannten Grafen Caspar die Juden in Hohenems angesiedelt, worüber der fleißige und treffliche Joseph Pius Moosbrugger, Cooperator zu Dornbirn, mir Nachstehendes mittheilte.

Keiner der spätern Grafen kam zu einiger Berühmtheit. Im Laufe jenes Jahrhunderts theilte sich unter dessen zwei Enkeln der Stamm in die zwei Aeste zu Hohenems und Vaduz, und sank durch Schulden tief hinab.

Jener starb mit dem Grafen Franz Carl Anton im Jahre 1718 aus, und dieser, nachdem der Graf Jacob Hannibal Friedrich die Grafschaft Vaduz und Schellenberg 1699 an das Haus Liechtenstein verkauft und dafür die Herrschaft Bystra in Böhmen erkauft hatte, mit dem Grafen Franz Wilhelm Maximilian, kaiserlichen Obersten und Commandanten zu Grätz, am 5. November 1759, und in ihm erlosch der ganze Mannsstamm. Seine einzige Erbtochter, Maria Rebecca Josepha vermählte sich am 4. Jänner 1761 mit Franz Xaver Grafen von Harrach, k. k. F. M. L., Ritter des Marien-Theresien-Ordens, commandirenden General in der Lombardie zu Mailand, wo er den 15. Februar 1781 starb.

Deren einzige Tochter M. Walburga Josepha Cajetana Gräfin von Harrach, geboren am 22. October 1762, ward mit Clemens Alois, Reichsgrafen Truchseß von Waldburg-Zeil den 12. September 1779 vermählt, der am 10. März 1817 starb. Der dermalige Besitzer des ehemaligen Reichshofes Lustenau (einst

[1] Diese große typographische Seltenheit hat den Titel: »Historische Relation, oder Eygendtliche Beschreibung der Landtschafft vnderhalb St. Lucis Staig vnd dem Schellberg beyderseits Rheins biß an den Bodensee, so vnder die Rhetiam gezehlt, vnnd die vnder Alpetia mag genennt werden ꝛc. ꝛc. Durch Johann Georg Schleehen von Rottweyl, zusammengetragen vnd in Truck verfertiget, in 4. mit großem, schönem Drucke, vielen Holzschnitten, welche besonders die Wappen der Städte, Märkte ꝛc. und der alten edeln Geschlechter vorstellen.

Digitized by Google

der Sitz des Kaisers Carl des Dicken), welchen Max Sittich 1526 von Christoph und Felix von Werdenberg durch Kauf zum Eigenthum erhielt, und der nun mit den sechs dazu gehörigen Dörfern und Weilern das einzige vorarlbergische Patrimonial-Landgericht von 32/100 Quadrat-Meilen, mit 405 Häusern und 2515 Einwohnern bildet, ist des Grafen Clemens Alois Neffe, der Graf Maximilian von Waldburg-Zeil-Lustenau, geboren 1799, 8. October, k.k. Rittmeister im zweiten Chevaurlegers-Regimente Prinz von Hohenzollern. Die reichslehenbare Grafschaft Hohenems aber wurde vom Kaiser Franz I. am 11. März 1765 dem Erzhause Oesterreich ertheilt, welches am 13. Juni desselben Jahres von derselben Besitz nahm, und sie den andern vorarlbergischen Herrschaften einverleibte. Seine jetzt regierende Majestät Kaiser Ferdinand I. nahm bei der neulichen Regulirung der kaiserlichen Wappen und Titel, auch jene der Grafschaft Hohenems auf. Das Wappen ist ein springender, goldner, schwarzgehörnter Bock im blauen Felde.

Man weiß nicht, woher die Juden zunächst nach Hohenems gekommen sind. Sie sollen früher zu Heiligenkreuz bei Feldkirch gewohnt haben. Gewiß ist es, daß mehrere Juden-Familien zu Sulz bei Rankweil gewohnt haben. In Hohenems haben sie sich 1617 niedergelassen unter folgenden Bedingungen:

1. Sollen den Juden alle erlaubten Handtierungen vergönnt seyn.

2. Mögen sie Geld ausleihen, aber jährlich nur zu 5 Procent.

3. Soll den Juden aller Wucher verboten und abgestreckt seyn. Sie dürfen offene Buden haben, auch kaufen, was ihnen zugetragen wird, außer schweißige Kleider, nasse Häute, nasse Tücher, ungedroschen Korn, Kirchengüter, Kelche und was zu der Messe gehört, und allem, was wissentlich gestohlen Gut ist.

4. Des Anschlags halber mit Roß und Vieh sollen sie wie andere Unterthanen gehalten werden, doch daß sie in solchem Falle die Gemeindstagwerke wie andere Gemeindsleute tragen sollen. Zum Wintern (des Viehes) sollen sie nicht obligirt seyn. Sie mögen auch Holz zum Brennen und Bauen für sich hauen, und andere Gemeindenutzbarkeiten nießen.

5. Mögen sie Wein kaufen, darauf leihen und damit nach Gefallen schalten, jedoch mit der Bescheidenheit, weil allhiesige Herrschaft von Georgi bis Martini ihre Unterthanen alljährlich versieht mit Wein, daß sie in dieser halben Jahresfrist in Ihro Gnaden Graf- und Herrschaft, sich andern als Ihro Gnaden Wein auszuschenken, gänzlich bemüssigen. Außer Lands mögen sie damit nach Belieben handeln.

6. Sollen sie Ihro Gnaden Nutzen fördern, Schaden wenden, auch sich in allweg gehorsam, potpar, Gerichtbar, und wie andern Unterthanen zusteht, verhalten.

7. Sie sollen auch ihrer Religion halber (außer ihren Häusern) sich also bescheiden betragen, daß darum kein Unterthan verführt, oder Aergerniß empfahen möge; auch nichts vornehmen, so der christlichen Religion zuwider. So viel ihre Begräbniß belangt, soll ihnen der Ort ausgesteckt werden. Dagegen sie von einem Alten, der mit Tod abgeht, zwei, von einem jungen Kind, Einen Gulden zu bezahlen schuldig seyn sollen. Die Juden mögen auch in ihren Häusern Synagogen, Schulen und Schulmeister halten unverhindert meniglichs. Wann auch Streitigkeiten unter ihnen, so ihre Lehre betrifft, vorfielen, mögen sie selbe vor ihrem Rabbi nach ihrem Gesetze wohl ausrichten, doch der Herrschaft ohne Nachtheil. Sie mögen auch an ihrem Sabat und Feiertag Christen, die ihnen ihr Haushaben verrichten, in Dienst nehmen.

8. Soll jeder Jude, der sich im gräflichen Markte Ems niederlasset, der Herrschaft jährlich zu Schutz- und Schirmgeld bezahlen zehn Gulden sammt zwei gemästeten Gänsen. Da aber der Herrschaft Unterthanen ins Künftige andere, extraordinare Anlagen dem Reich oder in ander Weg bezahlen sollten, sollen sie damit selben gleich gehalten werden, und weil

9. hiesiger Markt ziemlich besetzt, und das Unterkommen in Häusern um jährlichen Zins schwerlich zu erlangen ist, so soll einem jeden Juden zu bauen vergönnt seyn. Sie mögen ihr Gebäu auch darnach richten, daß ihrer zwei, drei oder vier beieinander in einer Behausung sitzen, zu welchen Gebäuden ihnen geräumiger Platz eingeraumt werden soll.

10. Mögen sie in ihren Häusern zu ihrer Haushothdurft metzgen, und die Hinterstücke ꝛc. anderwärts verkaufen.

11. Sollen sie des Ein- und Abzugs halber gänzlich frei gehalten werden, und deßwegen von ihnen nichts abgefordert werden.

Actum Ems den 3. April 1617.

Gräfl. Hohenemsische Kanzley.

Digitized by Google

Nebst dieser, aus dem Archive von Ems ausgehobenen Urkunde findet sich daselbst noch eine zweite, die dem Wesen nach mit vorstehender gleichlautend ist. Sie ist vom 1. März 1657, vom Grafen Carl Friedrich (gest. 1675, 20. Oktober) eigenhändig unterschrieben. — Es wurden von ihm neu aufgenommen, die Juden: Salomon Spüri, Lazarus Ulman, Meyer Moos, Josle Levitikus, Gerson Moos, Baruch Moises, Abraham Spüri, Joseph Heimb, Abraham Heimb, Meyer, Mooßen Bruder, Moyses Marr, Abraham Moyses Metzger und Isak Meyers Witib sammt ihrem Tochtermann. Punkt 1, 2, 3, wie oben.

4. Das Ausschlagen des Viehes belangend, müssen sie sich mit der Gemeinde Ems vergleichen und abfindig machen.

5. Wie oben. Auch sollen sie, wie die hiesigen Wirthe, davon das gebührende Umgeld entrichten.

6. Sollen die Juden der Quartier, Zug und Wächter halber auf den Festungen, auch anderer Beschwerden, (ausser zur Erhaltung der Nachtwächter und des Brunnen in der Thunbpropstgassen) ganz befreyet seyn, auch ihnen sämmtlichen Juden und den Ihrigen, weder Weib noch Kindern, das wenigste weder mit Wort noch Werken nicht verübet, beleidigt, sondern von Meniglich bei Strafe unbelästigt gelassen werden sollen. 7, 8, 9, wie oben 6, 7, 8.

10. Schutz- und Schirmgeld soll jeder Jude jährlich zehn Reichsthaler sammt zwei gemästeten Gänsen entrichten. 11, wie oben 10.

12. So die Juden allem Obigen fleißig nachkommen, und besonders das jährliche Schutzgeld auf den 1. März richtig erlegen, so sollen sie nicht nur in gutem Schutz und Schirm gehalten, sondern auch zwölf Jahre lang, bei allem Obigen zu verbleiben, und allhier zu wohnen, gnädig verwilligt seyn.

13. Im Falle die Juden sich aus hiesigem gräflichen Markte Ems in anderwärtigen Schutz und Schirm begeben sollten, sollen sie Abzugs- wie Einzugshalber frei seyn. Es ist aber bedungen worden, daß ein Jud, der von Ems hinweg zieht, sich mit seinen Schuldnern seiner Anforderung wegen abfindig machen solle, und ihm durchaus nicht zugelassen sey, einen hiesigen Unterthan auf ein fremdes Gericht zu laden, sondern allein vor hiesigem Oberamt zu beklagen. — Zur Urkunde, wie oben angegeben ist.

In einer Nachschrift hat Franz Carl Graf von Hohenems den Juden diese Privilegien auf's neue zugesichert (den 9. Jäuner 1676) mit der Bedingung, daß jede Haushaltung für Schirm- und Schutzgeld (Ständische Steuer) statt jährlich zehn nun zwanzig Reichsthaler bezahle.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Judenschaft theilte ein jüdischer Lehrer folgendes mit:

Im Jahre 1740, als Baiern mit Frankreich feindlich gegen Oesterreich auftrat, wurden einige Juden-Familien, die bis dahin in Sulz wohnten, genöthigt, mit dem Landsturme zu gehen, und mit Gewalt von Sulz vertrieben. Da sie nach Ems kamen, suchten sie beim damaligen Grafen Schutz, und fanden Aufnahme. Gegenwärtig schreiben sich noch mehrere von diesen abstammende Familien Sulzer. — Nach dem königl. baierischen Edikte von 1813 wurden die Juden im ganzen Königreiche immatrikulirt und ihre Familienzahl für Hohenems auf neunzig beschränkt. Wenn daher eine Familie abgeht, darf sich wieder ein Paar verehelichen, ausgenommen sind die ältesten Söhne, die nach den allerhöchsten Directiven ungebundene Heirathsbewilligung haben. In Bezug auf Einquartierung, Straßenbau, Wüstungen rc. hat jetzt die Judengemeinde den fünften Theil zu tragen, weil sie ungefähr den fünften Theil der Volkszahl ausmacht. In frühern Zeiten war ihr Vermögensstand bei weitem nicht so bedeutend wie gegenwärtig, weil sie jetzt mehr Spekulationsgeist besitzen. Sie betreiben auch verschiedene Handwerke, haben eine Baumwolle- und eine Band-Fabrik; sollen sich auch auf Wissenschaften verlegen.

Mehrere sind Gutsbesitzer, lassen es aber noch immerhin an Selbstbearbeitung der Felder ermangeln. Die Jüdinen arbeiten nichts, als für ihren Putz. Sie haben eine öffentliche jüdisch-deutsche, und eine Religionsschule, eine Synagoge mit einem Rabbiner und Vorbether beim Gottesdienste.

Erinnerungen an vaterländische Celebrte.

III. Franz Christoph von Scheyb.

(Fortsetzung.)

Der geheime Rath, Aloys Graf von Harrach, eben im Begriffe, als Vicekönig nach Neapel abzureisen, berief Scheyb nach Wien, und machte ihm den Vorschlag, dahin mitzugehen. Nichts konnte dem jungen Gelehrten erwünschter kommen; denn abgesehen von den vielversprechenden

Digitized by Google

Aussichten, die sich dadurch für die Zukunft seiner bürgerlichen Stellung eröffneten; welche Fülle von Genuß und Hoffnungen lag nicht in dem Gedanken, Italien, das Land der Kunst und Wissenschaft zu sehen! Er entriß sich den Umarmungen seiner Freunde, und eilte geraden Weges nach Wien zurück, wo er gegen die Mitte Juli ankam. Da er der italienischen Sprache vollkommen mächtig war, wurde er sogleich mit dem Gepäcke vorausgeschickt und dem Oberaufseher darüber zugetheilt. Der Zug aber, aus etwa 60 Personen und mehr als 200 Pferden bestehend, setzte sich mit Ende August in Bewegung, ging über Grätz, Fiume nach Triest, und von hier zu Schiffe nach Apulien. Am 16. Oktober hielt der neue Vicekönig seinen feierlichen Einzug in Neapel.

Die Herrlichkeit der Natur, die Schätze der Kunst und die zahlreichen Denkmale römischer Größe wirkten auf Scheyb mit einer Allgewalt, die ihm keine Ruhe ließ. Er forschte und studierte Tag und Nacht, jetzt vor den Bild- und Bauwerken der jüngsten Vergangenheit; dann mitten unter den großartigen Gegenständen archäologischer Untersuchung. In kurzer Zeit stand er auch mit den ausgezeichnetsten Gelehrten Neapels in freundschaftlichem Verkehre. Wir nennen nur D. Garafolo, Pozzo, Cyrillo, und insbesondere Nicola de Martino, der ihm Vorlesungen über die höhere Algebra hielt. Mittlerweile hatte er aber selbst dem Vicekönig den Vorschlag gemacht, die Edelknaben in der Philosophie, Erd- und Völkerkunde und den juridischen Vorstudien zu unterrichten: welcher Vorschlag auch angenommen wurde. So verlebte Scheyb seine Zeit zwischen Lernen und Lehren; beides zur Bereicherung seines Geistes, zur festeren Begründung seiner Kenntnisse. Wir dürfen hier nicht übergehen, daß der Sohn des Vicekönigs, Graf Ferdinand von Harrach, welcher ebenfalls nach Neapel gekommen war, ihm auch mehrere Monate den Euklid erklärte.

Mit dem Jahre 1730 erhielt indessen Scheyb eine andere Bestimmung. Er ward vom Vicekönig ausersehen, seinen Enkel Johann Graf v. Thun, und dessen Erzieher Abt Marci auf einer Reise durch Belgien und Frankreich zu begleiten. Sie verließen Neapel, und kamen Anfangs April in Rom an, wo sie sechs Wochen verweilten. Es ist hier wohl überflüssig zu erwähnen, welchen Eindruck die ewige Roma auf unsern Reisenden machte. Nur der Gedanke, neuen Genüssen entgegen zu eilen, konnte ihn über einen so kurzen Aufenthalt trösten! Die Reise ging von hier über Siena, Livorno, Florenz, Modena, Mantua, Mailand nach Trient. Da überall, wo Natur und Kunst Gegenstände der Beachtung für Geist und Gemüth bothen, längere Zeit verweilt wurde, hatte Scheyb Gelegenheit, die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten, wie die eines Manfredi, Muratori und Sassi zu machen, aus deren Umgang er auch jeden möglichen Gewinn zog. Er besuchte an ihrer Seite die reichen Bibliotheken, bewunderte mit ihnen die Meisterwerke der Kunst aus Italiens Blüthentagen, und schrieb, zu Hause angekommen, nieder, was er gesehen und gehört hatte. So entwickelten sich in ihm zunächst die Ansichten über Kunst, welche er später in mehreren Abhandlungen und Werken der Oeffentlichkeit übergeben hat, und die auf Wien's artistisches Leben nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben sind.

In Trient schied Graf Thun von seiner Mutter, und nun ging die Reise raschen Fluges über München, Augsburg, Straßburg, Speyer, Frankfurt nach Mainz, und von hier aus auf dem Rheine nach Leiden, wo sie am ersten Oktober ankamen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Maximilian's II. Mandat an Alle und Jede, die nach Oesterreich ob und unter der Ens reisen; Wien, 21. Mai 1571. Da sich viel heerenloses Gesindel zersteeut im Lande und besonders in Wien einfinde, »welches böse Thaten, Mord und Entleibung stiftet«, so befehlen wir, »daß hinfür die gedachten fremden, verdächtigen, heerenlosen Personen, alsbald bei den äußersten Städten, Flecken und Pässen dieses Landes Oesterreich unter und ob der Ens, wo sie von jeden anrainenden Landen, die gehören nun uns oder andern Fürsten zu, herein kommen müssen, wie in andern Ländern gebräuchig. Ihres Thuns, Wesens, Handels und Wandels, Fürhabens und Ursachen Ihres Hereinreisens examiniet und gerechtfertigt, und welche alles Verdächtes sei befunden, mit »Poleten« oder »Scheinen« versehen, und alsdann erst ins Land gelassen; welche sich aber, der Ordnung zuwider durch unrechte Wege oder andere Mittel einschlüpfen würden, gegen dieselben da sie betretten, mit mehrer doch gebührlichen Examination und Inquisition fürgegangen, und um so viel weniger im Land oder hiesiger Stadt geduldet werden sollen.

Die Scheine sollen ein besonderes Zeichen angeben, dadurch die Person, »ob sie den Namen verändert, zu erkennen.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

101. Sonnabend, den 17. December **1836.**

Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1529.

Seit Kaiser Friedrich IV. war auf den deutschen Reichstagen die Türkengefahr häufig Gegenstand ernster Berathung gewesen, aber immer ohne thätige Beachtung geblieben. Selbst nachdem König Ludwig von Ungarn in der Schlacht bei Mohacz gefallen, erschien kein Fürst des Reiches auf dem Tage zu Regensburg, und die dahin gesendeten Räthe kehrten unverrichteter Dinge nach Hause. Die Gefahr wurde indessen immer drohender; der Gegenkönig in Ungarn, Johannes Zapolya, von König Ferdinand I. allenthalben zurückgedrängt, hatte sich an Suleiman gewendet, und von diesem die Zusage kräftiger Unterstützung erhalten. Eben waren die deutschen Reichsfürsten in Speyer versammelt, das dringende Begehren König Ferdinands zu überlegen, als die Nachricht anlangte, der Türke sey mit großer Kriegesmacht nach Ungarn und Oesterreich aufgebrochen. Nun ergriff Alle Besorgniß und Angst: die Türkenhülfe ward beschlossen, und zur Wahl des Heerführers geschritten [1]. Die größere Zahl der Stimmen fiel auf Friedrich von der Pfalz; ein kleinerer Theil auf Baierns Herzog Ludwig, dem auch jener die seine gegeben hatte. Beiden wurde befohlen, abzutreten und des Beschlusses zu harren. Als sie wieder in die Versammlung zurückgekehrt, erging an Friedrich die Erklärung, daß er, nach dem Uebereinkommen sämmtlicher Stände des Reichs, und dem ausdrücklichen Wunsche der königlichen Majestät, dieses christliche Werk übernehmen, und zur schnellen Ausführung schreiten möge. Friedrich machte Einwendungen, erklärte sich dazu für nicht kräftig genug, und erhielt endlich Bedenkzeit. Als aber hierauf Graf von Roggendorf, des Königs Oberst-Hofmeister, ihm vorstellte, wie groß die Ehre, wie heilig das Unternehmen, und wie wichtig für seines eigenen Hauses Interessen die übertragene Würde, willigte er ein, und versprach, dem Wunsche des Königs nachzukommen. Vermög der Rede, die unser Gewährsmann Roggendorf halten läßt, soll dieser auch von der Aussicht, einst Vicekönig von Ungarn werden zu können, gesprochen haben; was wir indessen dahingestellt seyn lassen wollen. Merkwürdig aber bleibt jedenfalls der Eingang der Rede: »Da ich Euch zaudern und zweifeln sehe,« begann Roggendorf, »fürchte ich, daß Ihr das Sprichwort bestätigt, welches von Euch Pfalzgrafen durch ganz Deutschland verbreitet ist. Oft habe das Glück Euch freundlich gelächelt, und in Euer Haus einzuziehen verlangt; allein Ihr habt, so stark es auch an Eure Pforte klopfte, es nicht hören wollen.«

Friedrich kehrte in die Versammlung der Reichsstände zurück, und gelobte nach Kräften ihrem Begehren willfahren zu wollen; nur bath er, da die Stellung große Schwierigkeiten hätte, ihm Kriegsräthe beizugeben. Obschon dieses etwas Neues, ward es ihm doch zugleich mit der Freiheit, dieselben sich selbst zu wählen, zugestanden, und er ernannte demnach dazu den Grafen Wilhelm v. Rennenberg, den Freiherrn Georg v. Heideck und die vier edlen Ritter, Reinhard v. Reimeck, Wolfgang v. Affenstein, Sigismund v. Hersberg und Ulrich v. Schellenberg. Hierauf ging er nach Neuburg, und von da nach Regensburg, wohin er einige fürstliche Abgeordnete und seine Kriegsräthe berufen hatte, welche indessen über weiter nichts einig werden konnten, als über die Absendung zweier Männer nach Ungarn, um genau zu erforschen, ob das Anrücken der Türken auch gewiß sey. Es waren aber diese

[1] Von hier an nach den »Annales de vita et rebus gestis Illustrissimi Principis, Friderici II. Electoris Palatini. Authore Huberto Thoma Leodio ejusdem Consiliario, Francofurti, 1624. 4.

Digitized by Google

beiden Männer, die vortrefflichen Geistes und der ungarischen Sprache kundig waren, der Rechtsgelehrte Sebastian Schilling, und Christoph Besnitres, Bürgermeister der Stadt Braunau. Sie drangen bis Osen vor, und vernahmen hier, daß der Türke mit ungeheurer Heeresmacht von Adrianopel aufgebrochen, und im vollen Marsche nach Ungarn begriffen sey. So schnell als möglich zurückkehrend, setzten sie davon den Pfalzgrafen Friedrich in Kenntniß, der nun keinen Augenblick versäumte, sondern mit vollem Eifer alles Kriegsvolk zu Fuß und Pferd an sich zog. Indessen ging dieses viel langsamer von Statten, als es der Drang der Umstände forderte; um daher den Feinden und ihrer Raubgierde nicht allzugroßen Spielraum zu lassen, schickte Friedrich seinen Bruderssohn Philipp mit dem bereits schlagfertigen, obschon kleinen Haufen voraus; er selbst aber wollte folgen, sobald sich nur eine größere Armee um ihn versammelt hätte. So verstrichen mehrere Wochen; endlich verließ er Neuburg, begab sich nach Regensburg, und bestieg hier mit seinen Brüdern, Heinrich, Bischof von Utrecht, Johann, Bischof von Regensburg, und dem Fürsten Wolfgang die längst bereiteten Schiffe. Am dritten Tage landeten sie in Linz, wo sie von König Ferdinand, der sich damals hier aufhielt, äußerst freundlich aufgenommen, und zur Tafel gezogen wurden. Während derselben waren, wie natürlich, die Kriegsbereitnisse der Gegenstand des Gespräches, indessen wechselte mit dem Ernsten doch manch heiterer Scherz. Wie der Pfalzgraf aber nach der Tafel, weil er bei dem großen Drange der Umstände Willens war mit Tagesanbruch aufzubrechen, vom König Abschied nehmen wollte, gab es dieser nicht zu, mit der Bemerkung, daß noch Manches zu berathen und zu erörtern übrig wäre. Der ganze folgende Tag wurde daher mit Berathungen und stratagetischen Entwürfen zugebracht. Als die Stunde der Abreise kam, begleitete der König mit den beiden Königinen, der Gemahlin Anna und der Schwester Maria, den Scheidenden bis zum Schiffe; auch hatte er ihm früher zwei englische Pferde geschenkt, das eine mit goldenen, das andere mit Decken von Scharlach umhüllt. Für ein so wahrhaft königliches Geschenke würdig dankend, und seine Erfurcht nach Gebühr bezeugend, bestieg der Pfalzgraf das Schiff, und fuhr gegen Grein hin, eine kleine Stadt nächst jenen gefährlichen Stellen der Donau, die unter dem Namen der Strom und Wirbel bekannt sind. Da er aber hier kaum ans Land gestiegen war, kam ihm Melchior von Harstal, den er während seines Verweilens in Linz vorausgeschickt hatte, um dem Neffen Philipp die Beschirmung Wiens ans Herz zu legen, und den Kriegsräthen zu Klosterneuburg seine nahe Ankunft zu berichten, keuchend entgegen, und sagte aus, daß Suleiman bereits vor Wien stehe und die Stadt mit einem unzählbaren Heere auf das engste eingeschlossen habe. Ihm folgte bald ein Trompeter, dasselbe berichtend, und von den Kriegsräthen geschickt, daß Friedrich nicht weiter vordringen sollte. Dadurch keineswegs in Furcht gesetzt, befahl dieser vielmehr, die Schiffe in Bereitschaft zu halten, die Waffen zu ergreifen, in Schlachtordnung sich zu setzen, das Geschütze schlagfertig zu halten, und so schnell als möglich auf Krems loszusteuern. Schon zeigten sich an beiden Ufern der Donau dort und da streifende Türken, die durch Mord und Brand Alles in die gräßlichste Verwirrung brachten. Das erschreckte Volk ergriff die Flucht, ungewiß, wohin und wie dem Unglück zu entgehen; halb leblos schleppten Männer und Weiber ihre Kinder, ihre Habseligkeiten; der Wehruf wurde immer lauter, immer allgemeiner. Tiefbewegt von dem Elende, versuchte Friedrich, der mit seinen sechshundert Kriegern nicht helfen konnte, durch Worte der Güte und mit der Versicherung zu trösten, daß die rächende Hand solche Frevel treffen werde. Nun kam die dritte Bothschaft durch den Ritter Sigismund von Weixelberg, und den Constantinopolitaner, Vagitius Paulus, welchen beiden, als Anführern der leichten Truppen, die Beschützung der Donaubrücke anvertraut worden war; ihr folgte bald eine andere und jetzt kamen Bothen über Bothen. Obgleich alles dieses Friedrich warnen sollte, nicht vorwärts zu gehen, war er nichts destoweniger fest entschlossen, mit dem ersten Morgenstrahle weiter zu schiffen, und sich und die Seinigen dem Schutze des Himmels zu empfehlen. Schon war Alles bereitet, und er gesonnen, mitten durch die Feinde zu dringen; da fiel plötzlich ein Nebel, und die Schiffer erklärten, wegen der vielen Sandbänke der Donau die Fahrt nicht wagen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an vaterländische Gelehrte.

III. Franz Christoph von Scheyb.

(Fortsetzung.)

Der Ruf und das große Ansehen, welche damals die Universität zu Leiden allenthalben mit Recht genoß, hätten

die Erwartungen Scheyb's in hohem Grade gespannt, und er fand sich in keiner Beziehung getäuscht. Bei seiner Ankunft sogleich alle Hörsäle besuchend, ward er von den Vorlesungen eines Vitriarius, Burmann, Gravesande und Anderer eben so sehr überrascht, als von der lebendigen Theilnahme ihrer Zuhörer ergriffen. Wie so ganz Anders war es hier, als wo er seine Studien vollendet! Lag es im Systeme seiner einstigen Lehrer, niederzuhalten; so war hier freie Entwicklung und Fortbildung das begeisternde Losungswort; hatte man ihn durch volle zwei Jahre nichts gelehrt, als schlechte lateinische Verse über ideenlose Gegenstände zu fabriziren und ein Heer von Redefiguren zu memoriren, so galt es hier, den Geist der Alten zu erforschen, und durch Verständniß und Erläuterung wirksam zu machen. Er fühlte, wie er wieder von Vorne beginnen müsse, und sprach weinend mit Abt Marci darüber. Allein noch weit schlechter stand es mit seinen philosophischen Kenntnissen. Bei der Gesellschaft, deren Collegien er besuchte, hieß die elendeste Skolastik noch immer Philosophie, und das Resultat zweijähriger Vorträge fiel wieder mit dem Ausgangssatze zusammen: Clament, clament Domini, etiamsi non intelligant; nam clamor est signum intelligentiae! —

Indessen — so entmuthigend, so niederschlagend die endliche Beobachtung einer verfehlten Jugendbildung seyn muß — auf Scheyb brachte sie zuletzt die entgegengesetzte Wirkung hervor. Unterstützt von den Kenntnissen, die er seinem Privatfleiße verdankte, begann er mit rastlosem Eifer, das Versäumte nachzuholen. Er studierte Tag und Nacht, schrieb sich nieder, was er von den genannten großen Lehrern in ihren Vorlesungen über Grotius, deutsche Geschichte, Staatsrecht und Experimentalphysik Vorzügliches gehört hatte, und nahm noch besonderen Unterricht in der griechischen Sprache. Durch Vitriarius zunächst aufgemuntert, unterzog er sich überdieß der Aufgabe, den Grotius in einen poetischen Auszug zu bringen, welche Arbeit auch im Jahre 1738 unter dem Titel: Grotius de jure belli et pacis in nuce zu Leiden gedruckt worden ist, und vielfachen Beifall fand. Mittlerweile hatte er auch die Bekanntschaft der Mediziner Boerhave, Royer, Albinus und Gerard van Swieten gemacht, welche nicht ohne nachhaltige Folgen geblieben ist. Insbesondere gilt dieses von der Freundschaft mit dem letzten, der, wie bekannt, später als Leibarzt der Kaiserin nach Wien berufen worden, und hier auf die wissenschaftliche Richtung einen so wirksamen Einfluß genommen hat. Sie sahen sich häufig in Wien, und van Swieten unterstützte und förderte Scheyb's literarische Bestrebungen auf alle mögliche Weise; wie er denn überhaupt seine einflußreiche Stellung gerne dazu benützte, um das geistige Leben in Oesterreich zu heben.

Die Ankunft des berühmten Geschichtsschreibers Schoepflin zu Leiden war inzwischen für Scheyb's wissenschaftliche Richtung von der — größten Bedeutung. Schoepflin hatte in der Wohnung des Grafen von Thun gastliche Aufnahme gefunden, und las diesem sowohl, als auch dessen beiden Begleitern täglich mehrere Stunden über Geschichte vor. Daß die Ansichten und Bemerkungen eines so gründlichen Forschers nicht auf unfruchtbaren Boden fielen, sondern feste Wurzel faßten und Früchte trugen, bedarf wohl bei unserm jungen wackern Gelehrten keine weiteren Erörterung, es war aber dieß in einem noch viel höheren Grade der Fall, als Schoepflin sich auch entschloß, mit der kleinen Gesellschaft eine Reise durch Holland, Belgien und Frankreich zu machen. Wo großes Wissen und reiche Erfahrung die Begleiter, bietet jeder Gegenstand Genuß und Belehrung. Sie brachen im Juni 1731 von Leiden auf, und gingen nach Amsterdam, wo sie die reysischen anatomischen Sammlungen besahen, und den alten Le Clerc besuchten, der indessen der andern Welt schon näher als dieser stand. In Utrecht wurde Musschenbroeck bewundert, und da sich Graf Thun entschlossen, mit dem Abte Marci sechs Wochen im Brüssel zu verweilen, machten Schoepflin und Scheyb einen Ausflug nach Löwen, Maestricht, Aachen, Lüttich und Tillemont. Bei ihrer Rückkehr aber ging die Reise rasch vorwärts über Gent, Brügge, Ostende, Lille, Compiegne nach — Paris.

Wie überall, war es auch hier erste Angelegenheit, alle literarischen Anstalten kennen zu lernen, und mit den Gelehrten von Ruf und Ansehen in Verbindung zu treten. Unter diesen erscheinen Namen des ersten Ranges: Fontenelle, Montfaucon, Tournemine, Congrue, Clairaut, Banduri u. s. w. An die Unterredungen mit ihnen hat Scheyb stets mit Liebe und Bewunderung gedacht; dabei sich aber immer auch dankbar des herrlichen Mentors erinnert, der ihn eingeführt, und durch den seine gemachten Beobachtungen nicht selten erst ihre wahre Richtung und festere Begründung erhalten haben. Dieses gilt ebenfalls von den häufigen Besuchen in den Werkstätten der Maler,

Digitized by Google

Bildhauer, Kupferstecher: Schoepflin ergänzte, was die Künstler anregten, insbesondere, wo es sich um historische Ansichten handelte. Man kann nicht übersehen, wie freundlich das Schicksal unserem jungen Gelehrten gewesen ist; allein er benützte auch jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, mit einer Liebe und Ausdauer, dergleichen wohl nicht Viele, unter denselben Umständen, an den Tag legen dürften. Alle seine Zeit zwischen Kunst und Wissenschaft theilend, hatte er es bereits in beiden Richtungen zu einem ungewöhnlichen Grade der Ausbildung gebracht.

Schoepflin mußte inzwischen Paris verlassen; bald hierauf erhielt auch Scheyb den Auftrag, sich nach Rom zu begeben, um die Sekretärsstelle bei dem zweiten Sohne des Vicekönigs, Ernst Grafen von Harrach, anzutreten, welcher als Auditor Sacrae Rotae romanae der deutschen Nation dahin gesendet worden war, und nach dem Tode des Cardinals Cienfuegos das kaiserliche Ministerium übernahm.

(Schluß folgt.)

Bericht

über eine

im Jahre 1831 unternommene kleine Reise

zum Behufe

der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.

(Fortsetzung.)

42. Codex CCXLIX. chart. fol. sec. XIV. Gutolfi Gramatica in usum Monialium ad S. Nicolaum Viennae conscripta.

Gutolfus oder Gottulfus, ein Cisterzienser-Mönch von H. Kreuz in Unter-Oesterreich, und Beichtvater der Nonnen bei St. Nicola schrieb ein Leben des heil. Bernhards in Versen u. s. w. um 1270.

43. Codex CCLI. chart. fol. sec. (loco XII.) Joannis Kaltenmarkter facta Romae anno 1492 revocatio quarumdam proposicionum quas in universitate Viennensi docuit restringentes authoritatem Pontificis et privilegia mendicantium impugnantes.

Incipit: „Observandissime ac vos ceteri Reverendissimi „Patres Ego Joannes Kaltenmargkter Salzburgensis et Pa„taviensis Officialis cum dudum in scholis Universitatis „Vienne extraordinarie legerem."

Schließt: „Anno 1492. Pontificatus SS. D. N. Innocentii VIII anno VIII die X mensis maji. — Darauf folgt eine große Zahl von Beysthern und Zeugen.

Kaltenmarkter war zwischen 1482—1502 achtmal Decan der juridischen Fakultät, auch Rektor der Universität war er.

44. Codex CCLXXII. chart. fol. sec. XV. (loco IV.) Evangelien in böhmischer Sprache. 9 Blätter.

45. Codex CCLXXVII. chart. 4. sec. XV. (loco II.) Eine böhmische Predigt. 4 Seiten.

46. Codex CCXCIV. part. membr. part. chart. fol. sec. XIV. vel. XV.

Auf dem ersten Blatte stehen zwei Appellationen an den römischen Stuhl; von Bischof Emerich von Großwardein gegen einen Erwählten von Gran, der beschuldigt wird, den zur Reichsversammlung Berufenen nachgestellt zu haben. Die zweite vom Probst zu St. Emerich gegen die Minoriten, die ohne bischöfliche Erlaubniß die Seelsorge ausüben.

47. Codex CCXCVIII. chart. 4. sec. XV. (loco III.) Antonii Constantii de Fano Elegia ad Matthiam Regem Hungariae. „Serenissimo Hungarorum Regi Domino Mathie An„thonius Constantius se commendat."

Incipit: „Pannonie omnipotens Rex et clarissime gentis
Et decus ac blanci gloria summa patris."

Darauf folgt die Antwort: „Johannis Pannonii Ep. quin„que Ecclesiarum ex persona Serenissimi Domini Mathiae „Regis Hungarorum ad Anthonium Constantium poetam „Italicum responsio."

Incipit: „Non levis aonidum constanti cura sororum
Qui nos, qui nostrum tollis ad astra patrem."

(Loco V.): Bulla Sixti IV. qua redditus ecclesiarum in Berchtoldsdorff et S. Martini conceduntur ecclesiae cathedrali Viennensi ad sustentandum Praepositum Decanum.

Incipit: „Pastoralis officii debitum quo sumus univer„sis ecclesiis orbis obligati."

„Data 1475. III. Id. Junii. Pontif. anno IV."

(Loco VII.): „Responsia deputatorum in causa articu„lorum Dominorum civium Nuerenbergensium Universitati „transmissorum."

Diese Artikel, worüber die Nürnberger von den Wiener-Theologen Aufklärung wünschten (5) betreffen die Streitigkeiten zwischen Christen und Juden vor Gericht.

Incipit: „Attendentes primum quare domini cives Nue„renbergenses in foro consciencie et pro animarum sua„rum salute super transmissis articulis pie petant edo„ceri." Sine Dato.

Eine ähnliche Entscheidung bei Schelhorn, Amoenit. lit. XI. 222.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

102. Mittwoch, den 21. December 1836.

Friedrichs von der Pfalz und der deutschen Hülfstruppen Zug nach Oesterreich wider die Türken im Jahre 1529.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile kamen auch die Kriegsräthe, nachdem sie das ganze baierische Kriegsvolk zusammengezogen hatten, an und berichteten, daß der Feind jeden Zugang der Stadt abgesperrt habe. »Weder zu Wasser noch zu Lande sey es möglich, nach Wien zu gelangen; sie hätten alles versucht, um durchzudringen, bei aller Anstrengung jedoch es nicht ins Werk setzen können. Der Türke habe mit einer Flotte die Donaubrücken weggenommen, und mit griechischem Feuer angezündet; durch den übrigen Theil des Heeres aber Schanzen um die ganze Stadt aufgeworfen. Zudem zähle er in seinen Lagern über dreimalhundert tausend Streiter, mit denen er Alles ringsherum überschwemme. Sie selbst hätten den Entschluß zum Rückzuge gefaßt, damit sie desto früher gemeinschaftlich überlegen möchten, was bei einer so gefährlichen Lage der Dinge zu beginnen wäre.« Diese Nachricht setzte Friedrich in keine geringe Unruhe. Der Gedanke an seinen Neffen Philipp und dessen Genossen peinigte ihn, und das Elend des Volkes, das allenthalben der Mord- und Raubgierde ausgesetzt war, zerriß sein Innerstes; doch hing er unerschütterlich dem Gedanken nach, ob und wie er den Belagerten zu Hülfe kommen könne, und fest stand sein Entschluß, kämpfend entweder den Tod zu finden, oder mitten durch die Reihen der Feinde in die Stadt zu dringen. Die Kriegsräthe, einsehend, daß er an Unmögliches denke, waren aber anderer Ansicht; sie ermahnten ihn, einer so großen Gefahr sich nicht aussetzen zu wollen. „Es handle sich hier nicht um die Beschützung einer Stadt, sondern um das Heil des ganzen Reiches. Von seinem Entschlusse hänge nicht das Glück Eines Menschen oder eines kleinen Volkes ab, sondern gleichwie von einem heiligen Anker die Rettung der ganzen Christenheit und der deutschen Nation. Sein Entschluß, mit einem so kleinen Haufen das Lager der Feinde zu durchbrechen, sey unmöglich, und selbst, wenn es ohne Gefahr und Schaden geschehen könnte, von keinem nachhaltigen Erfolge. Denn, sobald er selbst auch in die Stadt eingeschlossen, werde Niemand seyn, der mit solcher Treue dem König Ferdinand, den Churfürsten und den übrigen Fürsten des Reichs berichten könne, in welcher großen Gefahr Deutschland schwebe; Niemand, der die Belagerten indessen, bis eine größere Macht aus allen Theilen der Reichs komme, durch Rath und That zu unterstützen vermöge. Daß sie zu spät und erst nach der Einschließung Wiens gekommen, sey offenbar durch eine besondere Fügung des Himmels geschehen: denn es sey nun viel besser, in einem nicht unsichern Orte stehen zu bleiben, sich da wie in einer Festung zu halten, größere Kräfte zu entwickeln, und bei guter Gelegenheit dem mehr drängenden Feind in den Rücken zu fallen. So allein nur könne das Vorhaben der Ruchlosen vereitelt, und der belagerte Freund wahrhaft unterstützt werden.«

Durch diese und andere Gründe zum Theile überredet, ruhte Friedrich dennoch nicht, sondern beschloß, einstweilen, bis die Aussichten besser würden, sich bei Krems, Stein und Mautern festzusetzen, und damit dieses desto schneller geschehen könnte, Alles an König Ferdinand und die Churfürsten zu berichten. Er schickte demnach überall hin Bothen und Briefe aus, schilderte die Lage der Dinge, wie sie war, und ermahnte Alle, daß, wenn sie die Christenheit gefahrlos sehen, das Vaterland frei, Kinder und Aeltern unversehrt erhalten wollen, jetzt mit vereinigter Jugendkraft gegen den Erbfeind müsse angekämpft werden. »Zu keiner Zeit sey die Sache der Christenheit mehr bedrängt gewesen; Alles stehe bereits am Abgrunde, und wenn es

Digitized by Google

nicht mit neuer Macht unterstützt werde, müsse es in Kurzem stürzen.«

Weil derselbe Untergang die Böhmen und Mährer zunächst bedrohte, schien es nicht unangemessen, zumal jene schon lange in Waffen standen, auch ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Auf Anordnung König Ferdinands war der Baron Johann von Pernstein ihr Anführer. Friedrich schrieb diesem daher, daß er ohne Zögern wider den gemeinsamen Feind gemeinschaftliche Sache machen möge. Ein ähnliches Schreiben ward an die Edlen Ober-Ungarns erlassen, und hierauf beschlossen, daß, sobald die Heere sich würden vereinigt haben, die Flotte, welche beide Donaubrücken besetzt hielt, überfallen und weggenommen werden sollte, wodurch ohne Zweifel die Belagerung eine andere Wendung nehmen müßte. Zugleich lag es im Plane, sich mit dem Schwerte einen Weg in die Stadt zu bahnen, um den Belagerten Lebensmittel und andere Kriegsbedürfnisse zu verschaffen. Friedrich setzte davon seinen Neffen durch einen heimlichen Bothen in Kenntniß, um dessen Waffengenossen zu einem Ausfalle aufzumuntern, sobald er selbst von der Wasserseite her das Lager des Feindes angreifen würde.

Entgegen fuhr Suleiman fort, die umliegenden Gegenden zu verwüsten. Seine leichtbewaffneten Reiterschaaren überschwemmten das Marchfeld, und machten Alles der Erde gleich. Die Greise wurden niedergehauen, die Jünglinge fortgeschleppt, und die Weiber, nachdem sie unter den Augen ihrer Männer das Schändlichste erduldet, sammt den Kindern verstümmelt und an den nächsten besten Pfeiler aufgehängt. Dieses und Aehnliches, was zu erzählen schon ein Verbrechen, verübten die Heillosen, wohin sie kamen; das Volk, von unnennbarem Schrecken ergriffen, irrte ohne Leitung, ohne Führer herum, unwissend, wohin es sich wenden, und wen es um Schutz und Rettung anrufen sollte. Endlich, als es kaum vernommen, der Pfalzgraf sey mit Kriegsvolk in Krems angekommen, flüchtete es sich dahin, und bat und flehte um Hülfe. Auch erschienen an demselben Tage bei Friedrich Abgeordnete der Prälaten von Klosterneuburg, Göttweih und Melk mit der Bitte und Anzeige, daß, wenn ihre Klöster und Märkte nicht von einer starken Besatzung vertheidigt würden, es um sie und all das Ihrige geschehen sey. Ein großer Haufe Renner und Brenner sey bereits auf dem Wege; wird sich diesem nicht so schnell als möglich eine Anzahl Krieger entgegenstellen, können sie, schwach und in Waffen ungeübt, nicht widerstehen.« Inzwischen hatte Wilhelm von Puchheim tausend flüchtige Eingeborne gesammelt, denen es aber an Hauptleuten fehlte. Friedrich theilte ihnen einige Veteranen, und aus dem baierischen Hülfs-Corps ausgewählte Edle zu; worauf sie an die genannten Orte eilten, und diese gegen den stürmischen Anlauf der Feinde muthig vertheidigten. Auf ähnliche Weise wurde auch Aggspach, ein unweit vom Städtchen Spitz gelegenes ansehnliches Kloster, durch den dortigen Hauptmann vor feindlicher Wuth bewahrt. Nächst Stockerau vertheidigten zwei Brüder, aus der erlauchten Familie der Chunringe, an der Spitze der Ortsbewohner mit Ruhm den Uebergang über die Donau. Zu Haimburg aber verließen 600 Mann Fußvolk, welche einer so großen Feindesmenge zu widerstehen nicht Muth genug hatten, aus Schrecken die Burg, und flüchteten nach Korneuburg, wo sie, da ihre Zügellosigkeit gegen die Bürger zu weit ging, von Friedrich davon abzustehen ermahnt und zur Ordnung gewiesen wurden. Als sie aber nicht hinlänglich gehorchten, nahm man ihnen die Fahnen und Waffen weg, und hieß sie unter Androhung einer noch größeren Strafe das Land räumen. In der nächsten und der folgenden Nacht brach zu Krems Feuer aus, ohne daß man den Urheber desselben in Erfahrung bringen konnte. Diese glaubten es den schimpflich entlassenen Soldaten, Andere aber dem Feinde, der ganz in der Nähe umherstreife, zuschreiben zu müssen. Der Hauptmann Conrad Gotzmann verlor dabei mehrere Diener und einige Pferde.

Während dieses in den Umgebungen Wien's vorfiel, that sich unter den Belagerten Philipp von der Pfalz mit seinen deutschen Hülfstruppen durch Tapferkeit und Ausdauer ganz besonders hervor. Unser Annalist erzählt nun mehrere Begebenheiten, die sich bei der Belagerung selbst zugetragen haben; da indessen diese von vielen Andern und zuletzt durch Hammer's treffliches Geschichtswerk vollständig erläutert worden sind, und auch Philipps Verdienste die vollste Würdigung erhalten haben, wenden wir uns wieder zu den Unternehmungen, die jenseits der Donau auch ferner noch von Friedrich geleitet und ausgeführt worden sind. Dahin gehören insbesondere die glücklichen Erfolge wider die häufigen Streifzüge der Renner und Brenner. Beinahe ans Unglaubliche gränzen die Leistungen der Tapferen, welche unter Friedrichs Befehlen kämpften. Auf dreißig Schiffen hatten 20,000 Türken die Donau übersetzt, und das Marchfeld mit Raub und Brand-

Digitized by Google

legung heimgesucht. Julius Graf von Hardeck, vor dessen Augen ein großer Haufe derselben eben das Schloß und Dorf Schmieda angezündet hatte, stürzte mit 200 Reitern so gewaltig in ihre Reihen, daß sie beinahe alle schon niedergemetzelt waren, ehe sie dessen Gegenwart bemerkten. Von den Seinigen verlor er nur einen Mann, der Coberle hieß, und dieser starb auf eine hochrühmliche Weise. Gleich beim ersten Angriffe hatte er nämlich sein Pferd so heftig mitten in die Feinde hineingespornt, daß er mit den bereits Fliehenden bis an die Schiffe fortstürmte, in eines derselben, das von Türken ganz angefüllt war, sprang, und es umwarf und untertauchte! — Caspar Erlebeck von Trausnitz überfiel mit 10 Reitern und 6 Mann Fußvolk mehr als 300 Türken bei Treiselmauer, das sie eben niederbrennen wollten, erlegte einen großen Theil davon und machte die Uebrigen, mit Ausnahme Weniger, die ihr Heil in der Flucht suchten, zu Gefangenen; nicht unähnlich dem Spartaner Leonidas, der übrigens inmitten der Feinde sank, während er jauchzend und wohl erhalten die Trophäen zu den Seinen brachte. Viele Feinde wurden von den Husaren niedergemacht, Viele gefangen und lebend zu Friedrich geführt; Viele auch, die sich in den Thurm einer Kirche geflüchtet, um in dem Heiligthum Schutz für ihr Leben zu finden, von Georg von Leuchtenberg, Sigismund von Welberg, Vagitius Paulus und Wolfgang von Weir nahe bei Kornenburg, im Angesichte des Erzfeindes und seines Heeres am jenseitigen Ufer der Donau, getödtet, und durch den Rauch des Feuers erstickt.

(Schluß folgt.)

Der ehemalige
Hofgarten in Wien.

In der Burgtheilung vom Jahre 1458 wird schon eines Gartens, der in der Gegend des heutigen Josephplatzes lag, erwähnt, und dieser kommt öfter unter dem Namen: Irrgarten und Pardiesgarten vor. 1683 hieß er der Tummelplatz, später erscheint ein Hofgarten mit dem Namen Paradiesgarten auf dem Platze, wo jetzt das Theater und die Reitschule stehen.

Unter den Kaisern Ferdinand II. und III. war letzterer Garten sehr berühmt; es befand sich darin ein Grottengang mit einem Gartenhause, in welchem ein Wasserfall angebracht war, durch den einige Arbeiter in einem Silber-Bergwerke bewegt wurden. Durch die Erbauung des Opernhauses, der Reitschule und des Theaters, ward dieser Garten sehr verkleinert, und macht heute einen Hof von den genannten Gebäuden aus. Statt demselben entstand aber mit eben diesem Namen ein neuer Garten auf der Burg-Bastei, welchen seit 1797 eine aus Erz gegossene Statue Kaiser Franz des Ersten zu Pferde, mit folgender Inschrift ziert:

Divi Francisci I. Rom. Imp. Statuae
Franciscus II. Rom. Imp.
Avi. Optimi. Maximi. Memoriam. Veneratus
Hunc Locum Obtavit
Ut in Suorum Conspectu Semper Esset
CIↃ. IↃ. CCXCVII.

Neben dem obigen Paradiesgarten war auch der Königin Baumgarten[1] vor dem Wiednerthore, bei der Brunnlacken, nächst dem neuen Hofspital der Barmherzigkeit, bekannt; er ward 1529 bei der ersten türkischen Belagerung Wiens verwüstet; und nachher bei der neuen Fortification der Stadt, theils zum Stadtgraben, theils zur Straße verwendet[2]. Auch besaßen die Königinen eigene Meierhöfe[3], von welchen lange noch das Baron Walterskirchische Haus in der obern Bräunerstraße den Namen Kuhstall führte; ein anderer stand in der Kothlakengasse, welchen das Königs-Kloster erhielt[4].

Bericht
über eine
im Jahre 1831 unternommene kleine Reise
zum Behufe
der Oesterr. Geschichts-Quellen-Sammlung.
(Fortsetzung.)

48. Codex CCC. chart. fol. sec. XVI. Joannis Fabri Episcopi Viennensis constitutiones quas convictoribus ad S. Nicolaum Viennae observandas praescripsit.

Incipiunt: „Nos Joannes Faber Doctor, Dei et Apost. „sedis Rom. gratia Episcopus Viennae Austriae.“

1 In dem Archive des ehemaligen Stiftes St. Dorothea findet sich ein Belef Herzogs Albrechts v. J. 1437, mit welchem er diesem Stifte den Judenfeeidhof, an der Straße bei seinem Paradieshause, schenkt. Vermuthlich erhielt daher der Garten den Namen.

2 Siehe Burgvisare-Grundbuch. J. 1522 bis 1555.

3 1642 und 1643 haben die N. De. Stände zur Herstellung der königl. Meierhöfe 30000 fl. gegeben.

4 Nach Aufhebung dieses Klosters wurde der Meierhof zerstückelt und der Boden zum Häuserbau überlassen; jetzt machen diese einen eigenen Grund aus, der den Namen die untere Windmühle führt

Digitized by Google

Ende: »Acta et constituta sunt haec in arce nostra ad »S. Vitum supra fluvium Viennam, die 1 Novembris, qua »celebratur festum omnium Sanctorum, anno a Christo »Jesu nostro nato 1540 aetatis vero nostrae 62.«

49. Codex CCCI. membr. fol. min. Sec. XVI. et XVII. Catalogus convictorum in collegio ad S. Nicolaum Viennae a Johanne Faber Ep. Viennensi dotato, una cum inventario domesticae suppellectillis.

Jeder Zögling ist mit eigener Hand unterschrieben; der erste Petrus Faber, ein Verwandter des Bischofs, anno 1536. Der letzte ist Joannes Hipschaner anno 1603.

50. Codex CCCII. chart. 4. sec. XV et XVI (loco II.): »Verzaichnus etlicher Treuherziger Vätterlicher dir meinem lieben Sohn Franz Christoffen Keuenhüller zusammen gekhlaubter Warnussen.«

(Loco III.) Piccardorum dogmata.

Incipit: »Anno Domini 1480. 4. et 5. Junii pociores qui»dam ex novis pykardis venerunt in Glatz exponentes »perfidiam suam et conferentes nobiscum per illos duos »dies a mane usque ad sero.«

Unter den Pikarden kommen vor: »Michael barbatus, Joa»nes Wilhelmi, Procopius Ruffus, et Thomas Sartor.

51. Codex CCCV. membr. Sec. XV. Rotulus funebris Pauli Pirmisser Abbatis Seitenstettensis aliorumque confratrum defunctorum, sex membranaceis ex foliis palmam latis, et in longum consutis, confectus, qui per superiorem Austriam, Bavariam, Tyrolin, Sueviam, Franconiam, Thuringiam, Hassiam, ad diversorum ordinum monasteria, circumlatus fuerat.

Am Rande steht: »Presencium bajolus exivit Monaste»rium S. Marie in Seytenstetten Ord. S. Benedicti Pat. Dio»cesis anno Domini 1477, die cene obieruntque ex iam »dicto monasterio.«

»Dominus Reverendus Abbas VII. kal. Januarii
»Item Zacharias Presbyter et monachus IV. ydus Novembris« u. s. w.

Das erste Kloster war Gleink.

»Lator presencium apparuit nobiscum in nostro Mona»sterio Glewnk vigilia pasce Ord. S. Bened. Pat. Dios. anno »domini 1477.

Das letzte Fürstenzell:

»Presencium gerulus se obtulit in nostro Monasterio »Fürstenzell Ord. Cisterciensis Pat. Diöc. in festo Symo»nis et Jude App. anno 1477. Orate pro nostris presertim »pro Fratre Octro Sacerdote et Monacho noviter defuncto, »quod eadem vicissitudine studebimus pro vestris.«

52. Im Codex CCXXXVIII stehen theils auf dem Deckel theils auf einigen Blättern einige Abschriften von Urkunden, welche einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte der Probstey Ardackee in Unter-Oesterreich bilden, und die ich copirte. Sie folgen im Anhang sub Nr. V.

Gerne hätte ich das ziemlich reichhaltige Archiv des Stiftes benützt, da aber das Verzeichniß der Urkunden nicht zu Hause war, wollte ich durch einen längern Aufenthalt nicht zur Last fallen, und setzte mit dankbarem Herzen für die genossene Güte und Willfahrigkeit meine Reise fort nach Waidhofen an der Ybbs, ehemals eine Besitzung der Bischöfe von Freysingen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

»Bruder Michael Stysel Augustiner von Esslingen. Von der christförmigen, rechtgegründten Leer Doctoris Martini Luthers, ein überuß schön kunstlich Lyed, sampt seiner neben vßlegung. In Bruder Veiten thon. (Holzschnitt: ein Augustiner im Ordenskleide; rechts und links davon:)

Liß mich mit fleyß, der wort nimm acht
Gots gnad ich preyß, das Werck nitt acht.
Entschleuß kurtzlich, christlichen standt
Hye ligt die Kugel, an der wandt.

32 Bl. in 4. (Ohne Druckort und Jahr.)

Der Verfasser war erster lutherischer Prediger in Oesterreich. Auf der Kehrseite des 2. Bl. das Bildniß Luther's im Augustiner Ordenskleide, mit einem Heiligenscheine und über seinem Haupte der heilige Geist in Taubengestalt. — Bl. 3 nachstehende Erklärung:

»Das furnemen vnd die endmeynung disers Buechlins ist, zubeveſten vnnd beweren die leer des christlichen engelischen, Martini Luther's, vnd wie dz sein schreiben on mittel härfleyß vß dem grund des heyligen Evangelii, Pauli, vnd anderer gotts gesandten vnd bewerten leereren der heyligen geschrifft.«

Berichtigung. In der Zeitschrift Nr. 98, S. 390, zweite Spalte, Zeile 2 von unten, ist zu lesen: Albrecht VI., statt Albrecht IV.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

103. Sonnabend, den 24. December 1836.

Friedrichs von der Pfalz
und
der deutschen Hülfstruppen
Zug nach Oesterreich wider die Türken
im Jahre 1529.

(Schluß.)

Nachdem aber der Türke die Belagerung aufgehoben hatte, und Wien wieder frei geworden war, eilte Friedrich so schnell als möglich dahin, um Truppen zu sammeln, und dem Feinde, wenn er Stand halten würde, eine Schlacht zu liefern, oder wenigstens dessen Nachhuth zu beunruhigen. Sogleich bei seiner Ankunft in Wien befahl er den Hauptleuten, die Soldaten zusammen zu rufen, und deren Zählung vorzunehmen. Kaum hatte indessen die Musterung begonnen, als die Gemeinen unruhig wurden, fünffachen Sold wegen der glänzend vertheidigten Stadt forderten, und zugleich gnädige Erlassung des Proviantes, das sie während der Belagerung bezogen hatten. Der Pfalzgraf ermahnte sie vorerst mit der ihm angebornen Güte, einen mit so großen Ehren erkämpften Ruhm nicht zu beflecken; dann aber dringender, von solchem Ungestüm zu lassen, damit nicht darunter ihr wohl erworbenes Verdienst erliege. »Er bekenne gerne, daß Alle wegen der, bei Vertheidigung der Stadt geleisteten Hülfe Lohn und Würdigung verdienen; jetzt sey es aber ganz und gar unrecht, die Zeit mit so niedrigem Streite zu vergeuden, denn nie war vorher der Aufschub so schädlich, als jetzt, da inzwischen der Feind entrinne. Sie mögen ihm Glauben schenken; er werde stets und mit allem Eifer sorgen, daß ihre große Tapferkeit nicht unbelohnt bleibe; nur jetzt sollen sie gehorchen und folgen.«

Diese gütige Rede Friedrichs blieb auf die Unruhigen ohne Eindruck; sie forderten vielmehr mit erhöhtem Ungestüm ihren Sold und die Guadenlöhnung, und als jener einige Hauptleute, unter denen sie bereits lange Zeit gedient hatten, entließ, um ihre Hartnäckigkeit zu heben, brach das Feuer in helle Flammen aus. Mit jedem Augenblicke wuchs die Wuth; endlich warfen sie Spieße und Lanzen weg, umringten ihre Hauptleute, und drohten wüthend, wenn nicht bald das Verlangte erfolge, mit Mord und Todschlag. So ward der ganze Tag mit ähnlichen Auftritten bis zum späten Abend zugebracht; jetzt gingen sie auseinander. Allein des andern Tages bald nach Sonnenaufgang kehrten sie wieder zurück, und wie man glaubte bereits entschlossen die Stadt zu plündern. Als daher der Pfalzgraf sah, daß bei ihnen keine Autorität mehr gelte, und er selbst und die Seinen, insbesondere aber Wien in der größten Gefahr schwebe, hielt er es an der Zeit, dem heillosen Beginnen, bevor es noch in ärgere Wuth ausbräche beschwichtigend zu begegnen. Die Ruhe demnach herzustellen, wurde ihnen ein dreifacher Sold zugestanden; doch war dieses nun zu spät, denn der Feind hatte indessen einen zu großen Vorsprung gewonnen, um ihm mit Erfolg nachsetzen zu können. Die große Nachsicht hatte alle Gemüther damals etwas weit gemacht, und auch die Militär-Disciplin wurde, während der Feind vor den Thoren drängend stand, gelinder als billig hergehalten. Doch blieb die That nicht ungestraft, und wenn auch nicht mit derselben Strenge dagegen verfahren wurde, wie einst durch Decimation oder den Schanzkorb, so büßten doch die Haupträdelsführer ihr Verbrechen mit dem Tode durch's Schwert.

Friedrich verweilte hierauf nur noch kurze Zeit in Wien, entließ die Soldaten, und kehrte dann über Schärding nach Neuburg zurück. Hier hielt er sich bis zum 5. Jänner 1530 auf, an welchem Tage er nach Speyer abreiste, wo ihn die versammelten Reichsstände zum Abgeord-

Digitized by Google

neten nach Italien erwählten, um den Kaiser der glücklichen Ankunft und der nahen Krönung wegen zu beglückwünschen.

Bevor wir von unserm Gewährsmann scheiden, dürfte es nicht uninteressant seyn, zu hören, was er zunächst über Wien niedergeschrieben hat. Fünf Tausend Schritte vom Kahlenberg, sagt er, liegt die Stadt, auf der niedrigsten Fläche, und vom slavischen Geschlechte gegründet, als es die Gränzen des römischen Pannoniens wider die Einfälle der Barbaren vertheidigte. Daher hat sie auch den Namen Flaviana geführt; nun heißt sie aber Vienna (Wien) durch Hinweglassung der ersten Sylbe, oder von dem Flüßchen, das, wenn es vom Regen angeschwellt wird, südlich vorbeifließt. Obschon die Stadt gegen Mitternacht durch den Donaustrom beschützt wird, so ist sie doch in den übrigen Richtungen weder durch Kunst noch durch Natur hinlänglich befestigt. Denn die Gräben außer den Mauern, da sie nicht mit Wasser angefüllt sind, machen den Belagerern den Zugang leicht, und die Mauern selbst, obgleich von gebrannten Ziegeln erbaut, tragen zu geringe Bollwerke, um wiederholten feindlichen Angriffen kräftig genug entgegen zu stehen. Diese, weder hoch noch geräumig, haben in der That das Ansehen eines wahren Alterthums.

Die Türken, von fünfzehn Seiten Wien angreifend, versuchten zunächst die Grundvesten der Mauern zu stürzen. Sie gruben Minen, entschlossen, sobald diese in Feuer gesetzt wirken würden, zu stürmen und durch die Breschen einzudringen. Die Fügung des Himmels vereitelte aber ihr Vorhaben. Drei gefangene Ueberläufer verriethen auf der Folter den Plan, und gestanden zugleich, daß sie versprochen hatten, Feuer im Innern der Stadt zu legen, damit, während Alles zur Löschung herbeieilen würde, der Feind die entblößten Mauern ersteigen und wegnehmen könnte. Dasselbe wurde auch von gefangenen Türken ausgesagt; um so höher stieg nun in den Belagerten der Muth; um so freudiger arbeiteten sie den Absichten des Erbfeindes entgegen! —

Kleiderordnung Kaiser Maximilians I. für die österreichischen Länder. 1518.

Man hat bisher wenig oder nichts für die Geschichte der älteren österreichischer Gesetzgebung gethan, und zunächst bei Maximilian übersehen, wie er so recht eigentlich auch hierin Schöpfer und Gründer gewesen ist. Alle späteren Institutionen fußen mehr oder minder an dem neuen Boden, den Maximilians unerschöpflicher Geist gelegt hat; wer diesen nicht genau durchforscht hat, wird in der Untersuchung über die Verfassung und Verwaltung Oesterreichs unter Ferdinand I., Maximilian II. u. s. w. auf unübersteigbare Hindernisse stoßen. Eine korrecte Sammlung sämmtlicher Verordnungen Maximilians, seiner Einrichtungen und Bestimmungen, so wie der Landtagsverhandlungen unter ihm, würde einem höchst fühlbaren Bedürfnisse entgegenkommen; denn was die beiden ersten Theile des Codex Austriacus enthalten, ist kaum des Erwähnens werth. Indem wir aber nachstehende Ordnung mittheilen, geschieht es wohl nicht so sehr ihrer Wichtigkeit wegen, als vielmehr, um mit den späteren und bekannteren ähnlichen Inhalts Vergleichungen zu veranlassen.

„Nachdem durch Ueberfluß der Kleidungen und andere Kostbarkeiten die Erblande treffentlich je mehr erschöpft, und daraus großes Geld in fremde Länder verschwendet wird; so haben Wir, damit solcher Ueberfluß abgestellt, auch zwischen den Personen hohen und niederen Standes der Unterschied erkannt und gehalten werde, fürgenommen, geordnet und gesetzt:

Erstens, daß Niemand, geistlich noch weltlich, an Schwertern, Spornen, Spiessen oder andern Wehren und Geräthschaften Messing und andere ritterliche Zeichen oder Kleinode führen oder tragen soll; er sey denn zum Ritter geschlagen. Auch sollen sich die Prälaten und Geistlichen in ihrem Stand mit solchen ritterlichen Zeichen gebührlich halten.

Item die edel und nicht Ritter sind, mögen sich bekleiden mit Tuch, so gut sie wollen, deßgleichen mit Damask, Atlas und anderen Seiden, auch mit Reh-, Marder- und anderen Fellen; aber auch ihre Kleider nicht über anderthalb Ellen Sammet verbrämen. Von den Hauben, welche sie tragen, darf keine über drei Gulden werth seyn.

Digitized by Google

Perlen, goldene Ketten und goldene Ringe um den Hals sollen jene, so nicht Ritter oder Doctoren sind, öffentlich nicht tragen; auch soll keiner einen Federbusch führen, der über zehn Gulden werth ist; aber Rosse und Harnische mag Jeder haben wie gut er will, nach seinem Vermögen.

Es mag ein Edelmann einen Sammetrock oder Schauben ganz und unzerstückt zu einem Ehrenkleid tragen, aber den Rittern, auch der Fürsten Räthen und Dienern, und denen vom Adel, die sich außerhalb Landes begeben würden, sollen jetzthemeldete Kleidungen unverbothen seyn.

Deßgleichen welche Edle oder andere Personen, so nicht Ritter sind, von dem Landesfürsten an seiner Gnaden Hof oder sonst in andere Länder erfordert würden, die mögen sich dem Landesfürsten zu Ehren, mit Ausname von Gold, Zobel und Hermelin, kleiden nach ihrem Willen, sollen aber doch nicht öffentlich goldene Ketten oder Ringe am Halse tragen.

Die Frauen vom Adel, sie seyen Rittersfrauen oder nicht, mögen tragen Ketten von Gold zu hundert Gulden, eine Perlenhaube zu vierzig Gulden, und sonst andere Hauben und Brustücher zu sechs Gulden, doch nicht höher. Es mag auch jede haben ein sammtnes und zwei seidene Kleider von Damask und Atlas; aber goldene Röcke oder ganz goldene Brust sollen sie nicht tragen, ausgenommen denn, wenn sie einen sammtnen oder seidenen Rock damit verbrämen wollten, doch sollen dazu nicht über anderthalb Präschen gebraucht werden. Was sie aber mit Sammet verbrämen wollten, dazu soll auch über anderhalb Ellen nicht gebraucht werden.

Es soll auch hinfüro keine Frau weder zu Hochzeiten, Tänzen, noch andern Lustbarkeiten über drei Kleidungen mitnehmen, tragen, oder sich in mehr Kleidungen verkleiden.

Item die Bürger in Städten, die nicht vom Adel, Ritter oder Herren sind, sollen weder Gold, Perlen, Sammet, Scharlach noch Seiden, noch auch Zobel oder Hermelin Futter, doch mögen sie ungefehrdet Sammet oder Seiden zu Mammassen auch Schamlot zu Kleidungen tragen. Aber goldene und silberne Hauben sollen ihnen verbothen seyn. So mögen ihre Frauen und Kinder ihre Kleider mit Sammet oder Seiden ziemlich verbrämen, umlegen oder zieren, doch darf solche Bräm nicht über eine Elle betragen, und auch nicht mit goldenen oder silbernen Stücken geschehen. Es soll auch ihren Töchtern und Jungfrauen Perlenhauben oder Portl zu tragen unverbothen seyn; doch darf keine dieser Hauben oder Portl über zehn Gulden Werth haben.

Item die reisigen Knechte sollen weder Gold, Silber noch Seiden, auch weder Brustücher, Hauben, noch anderes von Gold und Silber gemacht tragen, auch nicht ihre Kleider damit verbrämen; doch Schwert und Degen mögen sie, so fern es in ihrem Vermögen ist, wohl mit Silber beschlagen lassen, und was ihnen ihre Herren von Kleidung schenken, soll ihnen zu tragen auch unverbothen seyn.

Die Handwerksleute und ihre Knechte und Jungen, auch der Bürger und Kaufleute Diener sollen kein Tuch von dem eine Elle über drei Ort einen Gulden kostet, tragen, auch weder Gold, Perlen, Silber, Sammet, Marder, Seiden noch Schamlot tragen. Dasselbe soll auch von der Handwerksleute Frauen, Kindern und Maiden verstanden werden, sich mit ihrer Kleidung also zu halten.

Der gemeine Bauersmann und anderes arbeitendes Volk in Städten und auf dem Lande soll kein Tuch, von dem eine Elle über einen halben Gulden hungarisch kostet, tragen. Es soll auch ihren Kindern Gold, Perlen, Sammet und Seiden zu tragen nicht gestattet werden; doch eine halbe Elle Sammet oder andere Seiden zum Verbrämen erlaubt seyn.

Aber lindisches Tuch, nachdem dieses dem gemeinen Mann vor Zeiten eine nützliche Kleidung gewesen ist, und wo man es in voriger Güte und Breite macht, noch seyn mag, soll durchaus Niemand verbothen seyn.

Es soll füran allen Handwerksleuten, reisigen und Dienstknechten, deßgleichen den Bauersleuten kein »Panet« so über 24 Pfennige kostet, nachdem solches eine übertrefflich große Schätzung ist, zu tragen gestattet werden, und damit des Geldes desto mehr in unsern Landen bleiben möge, soll man in unsern Erblanden Ordnung fürnehmen, Tuch, Panet und Seiden zu machen.

Digitized by Google

Miscellen.

In meinem Exemplare von Khevenhüller's »Annales Ferdinandei,« erster Ausgabe, ist ein eigenhändiges Schreiben des Verfassers an Grafen v. Kuefstein vorgebunden, das wohl hier mitgetheilt zu werden verdient.

»Hoch vnd wolgeborner herr Graff.

Hochgeehrter vielgeliebter herr Vetter, E. L. sein meine gehorsame willige Dienst jederzeit zuvor: Dieweilen dieselbig mein vnterhabendeß werckh, vnd davon den Ersten vnd andern theil mir zur Gnad so hoch verlangen, so hab ich es E. L. hiermit vbersenden wollen, wolte wüntschen, daß ein solches werckh were, daß Sie approbirten, so wurd ich hernach desto köefher werden, es Ihrer Kayf. May. einzuhendigen: die abgehenden Kupfferstich vnd relationen wil E. L. ich nach vnd nach schickhen, vnd ob ich wol das Buech, weiln in der Truckerey viel Errores einlauffen, hette sollen vberlesen, vnd corrigieren lassen, so hab ich doch gedacht, intelligenti pauca, vnd daß Sies mit ihrer discretion supplieren, vnd am lesen selbst werden corrigieren können, wan die anderen folgenden Theile zum einbinden, so sollend E. L. auch nachgeschickt werden: bitte allein gehorsamblich, Sie wellen darob sein, daß nit etwa in solche hend kumbt, daß nach Franckfurth mechte geschickt werden, dan man stellt ihm sehr nach, es dorten nachzutruechen.

Auß Schlesien hat man, daß der Feind zu Torgaw vber die Elbe gangen, vnd ain Stuckh vnd ein Mörser zuruech gelassen, die die Vnserigen zum tropheo bekumben: Auß der Feind drei Tag auffgezogen gewesen, sein die Vnserigen nachgezogen: waß sonsten von Rhein vnd hauptquartier waß neweß, vernemben E. L. auß Beylage.

Der Vngarische Landtag soll noch gewiß fortgehen: Ich befinde mich, Gott lob, wieder so viel besser, daß ich kunftig Sontag hoffe nacher hoff zugehen, alßdan werde ich E. L. mehrers particularitteten schreiben können. verbleib

E. L.

Wien 20. Oktober 1642.

getreuer gehorsamber Knecht
F. Christoph Khevenhüller.

Zu den größten typographischen Seltenheiten gehört unstreitig das: »Wappen Buch darinnen aller Geistlichen Prälaten Herrn und Landleut auch der Stett des löblichen Fürstenthumbs Steyer Wappen und Insignia, wie die im Landhauß zu Grätz angemahlt zu finden. Gedruckt zu Grätz durch Zachariam Bartsch Formschneider. (1567) 4.« Existirt ein vollständiges Exemplar? und wie viel Blätter hat es?

»Der aufrichtige Postklapperboth in Wien« hieß ein Wochenblatt, welches 1783/84 erschienen ist, später aber in ein Tagsblatt überging. Das erste Stück wurde am 17. December 1783 ausgegeben; mit dem dreizehnten vom 3. Jänner 1784 scheint es unterbrochen worden zu seyn; denn erst am 22. Jänner erschien das 14. Stück unter dem veränderten Titel: »Die Post von Wien.« Der 19. April war sein Todestag! Kurze politische Angaben ohne Auswal; Anekdoten aus dem Wienerleben ohne Salz und Pfeffer; Gemeinheiten in Menge, nirgends Geist und durchgehends schlecht geschrieben.

Unter den Handschriften, welche die Cistercienser-Abtei zu Heiligenkreuz aufbewahrt, befindet sich auch ein ziemlich starker Quartband: »Notitia universalis Monasterii Sanctae Crucis, Ord. Cist. in Austria inferiori.« — Der Verfasser Clemens Scheffer, am 27. Februar 1629 zu Wien geboren; legte am 1. Jänner 1648 die Ordensgelübde ab, wurde am 26. Mai 1654 zum Priester geweiht, und bereits 1658 den 11. April zum Abte erwählt. Als solcher verwaltete er 25 Jahre mit vieler Umsicht die Angelegenheiten des Stiftes, bis er endlich, allgemein betrauert, am letzten März 1693 starb.

»Am 2. Oktober 1551 wird vom Oberkämmerer Christoph Enzianer dem Herrn Oberjägermeister, Erasmus v. Liechtenstein ein Dreiling guter Maß Wein für acht Hirschgeweihe verehrt, welche auf die acht Ecken des Stephansthurmes wegen Einschlagung des wilden Feuers und Donners aufgemacht wurden.«

Im Jahre 1524 ging Alexander Brassicam mit dem kaiserlichen Gesandten Wilhelm von Eberstein nach Ofen. Hier besah er die herrliche Corvinische Bibliothek, und schrieb darüber einen Brief voll Enthusiasmus an den Bischof von Augsburg, Christoph v. Stadion. (Mader, de bibl. et Arch. n. 16.) König Ludwig schenkte ihm auch verschiedene Codices: unter andern einen Statius, der sich nun auf der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift
für
Geschichts- und Staatskunde.

104. Mittwoch, den 28. December 1836.

Der Kampf der Oesterreicher wider die Türken in der Veteranischen[1] Höhle.

im August 1788.

(Bericht eines Augenzeugen.)

Vor dem 11. August stand das Bataillon von Brechainville auf den Anhöhen ober der Höhle; in der Höhle selbst war der Hauptmann Mahovaz mit einer Compagnie des wallachisch-illirischen Regiments als Befehlshaber. Am 11. August vor vier Uhr wurde das Brechainvillesche Bataillon bei starkem Nebel von 10.000 Mann zu Fuß und Pferde angegriffen; die Hauptattaque war auf die mittlere Division gerichtet, welche sich in eine mit Pallisaden umgebene Palanka warf. Hier wehrte sie sich fünf Stunden lang, hielt vier Anfälle aus, wurde aber endlich von der wüthenden Menge überwältigt und bis auf den Hauptmann Scholderer und den Fähnrich Baron Elpt, welche beide in türkische Gefangenschaft geriethen, niedergehauen. Die übrigen Officiere, als Graf Thürheim, Graf Clary, Lieutenant Ferstenwald und Fähnrich Eichfeld mit allen in der Palanka gewesenen Artilleristen und 400 Gemeinen und Unter-Officieren verloren ihr Leben. Der Ueberest von vier Compagnien retirirte sich, weil man der Menge nicht widerstehen konnte, in die Höhle mit dem Vorsatz, diesen Posten bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Nun aber glichen wir dem Wilde bei einer Treibjagd, das von Jägern auf allen Seiten umrungen, keinen Schlupfwinkel mehr finden kann, um sich zu verbergen.

Die Feinde bestiegen alle Anhöhen und Felsen über uns, beschossen uns mit Pfeilen, Musqueten, Doppelhaken und Kanonen, sprengten große Felsenstücke auf uns, und wälzten brennende Bäume herab. Unsere Verschanzung war mit dürrem Reißholz umgeben; hätten sie dieses in Brand gesteckt, so wären wir lebendig gebraten worden. Wir hatten zwei Redouten mit zehn Kanonen besetzt, womit wir den feindlichen Schiffen die Fahrt auf der Donau hindern mußten. Die Feinde versuchten täglich mit 25 Tschaiken und Schiffen, wo auf jedem wenigstens 3 Kanonen und 100 Mann waren, durchzubrechen, wurden aber immer von unseren Kanonen so heftig empfangen, daß sie sich jedesmal mit Verlust zurückziehen mußten.

Während uns die Türken so auf alle mögliche Weise zusetzten, litten wir auch fortan an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen. Unsere Nahrung, sowohl für die Officiere als für die Gemeinen, bestand bloß in Speck und Schrotmehl, woraus wir in heißer Asche Flecken zu backen gezwungen waren, denn wir hatten weder Bagage noch Geschirr zum Kochen. Auch mußten wir bei jeder Witterung auf der Erde oder in Felsenlöchern liegen, die Kranken und Blessirten häuften sich, und wir hatten keine Medicin. Alles schien den Untergang zu verkünden.

Indessen warfen uns die Türken wiederholt Briefe in italienischer Sprache herab, und trugen uns freien Abzug und andere Bedingungen an; allein da wir immer noch auf Sukkurs hofften, verwarfen wir ihre Anträge, und waren entschlossen, uns auf das Aeußerste zu vertheidigen. Während wir so in großer Noth waren, kamen 2 Schiffe an, welche uns Reiß, Brot, Schöpsen und Munition brachten, damit erholten wir uns wieder in etwas, aber das Nöthigste blieb aus, nämlich der Sukkurs, der die Feinde von Oben verjagt hätte.

Endlich fielen stockfinstere Nächte ein. Diesen Vortheil benützten die Türken, und machten nun neue Versuche, unter dem Schutze der Nacht mit ihren Schiffen durch den Paß zu kommen. Wir hörten sie ganz behutsam rudern,

1 Oberhalb Alt-Orsowa, im Gebirge bei dem Dorfe Ogsadina, liegt die Veteranische Höhle, unter welcher sich eine Stromenge der Donau von 80 Klaftern befindet. (Lichtenstern.) Die Belagerung dauerte vom 11. bis 31. August.

Digitized by Google

konnten aber nicht Einen Schritt weit sehen, und hatten auch nichts, um den Fluß zu beleuchten. Wir kanonirten also ununterbrochen fort, als ob die Welt zu Grunde gehen sollte, schossen eine feindliche Tschaike zusammen, aber zwei andere kamen durch. In der folgenden Nacht ging es eben so: wir mußten durch volle zwei Stunden kanoniren, ohne etwas zu sehen, und doch kamen wieder einige Tschaiken durch den Paß. Nun hatten wir gegen dreißig Tschaiken zur linken, die durchgebrochen waren zur rechten Hand, und über uns nichts als Würgengel.

(Schluß folgt.)

Das Regiment der Oesterreichischen Lande unter Kaiser Maximilian I.

Im Jahre 1494, gleich beim Antritt seiner Regierung, errichtete Kaiser Maximilian I. ein sogenanntes »Regiment der Oesterreichischen Lande«. Dieses bestand aus einem Obersten Hauptmann, der später auch den Namen Statthalter führte, und mehreren Räthen aus dem Herren-, Ritter- und Gelehrtenstande, und hatte die Gewalt, Alles zu richten und zu schlichten, dessen Entscheidung sonst nur von dem Landesfürsten selbst abhing. Neben diesem Regiment war noch zu Wiener-Neustadt das alte Hof- und Kammergericht und zu Wien das Nieder-Oesterreichische Landrecht oder Landmarschalls-Gericht und das Stadtgericht. Als aber diese erste Anordnung ihrem Zwecke nicht genügend entsprach, und insbesondere bei des Kaisers häufigen Reisen außer Landes nicht hinreichte, alle Händel und Beschwerden, welche zunächst das Kammergut betrafen, bei ihren übrigen Geschäften allein zu entscheiden und abzuthun; so traf Maximilian im Jahre 1501, Nürnberg am Mittwoch nach dem Sonntag Quasimodo geniti, eine neue Einrichtung, nach welcher nun, er selbst möge inner oder außer Landes seyn, Folgendes festgesetzt wurde: I. Die fortwährende Wirksamkeit des aufgestellten Regiments der Niederösterreichischen Lande mit einigen zugetheilten Räthen von Haus aus. Das Regiment hatte anfänglich seinen Sitz zu Ens, später aber zu Linz; endlich ward es nach Wien übersetzt. II. Das Hofgericht zu Wiener-Neustadt, das an jedem Quatember Sitzung halten sollte. III. Die Hofkammer zu Wien, unter welcher die Kammergüter und das alte Hubamt, das von nun an Vicedomamt genannt wurde, die Münze, Zölle und Mauthen, und alle landesfürstlichen Gefälle standen. IV. Die Hauskammer, mit der Aufsicht über die kaiserlichen Gebäude, das Hofgesinde, die Jägerei u. s. w. V. Der Hofrath und die geheime Hofkanzlei, wohin alle Beschwerden und Appellationen von dem Regiment, dem Hofgericht, der Hof- und Hauskammer ihren Lauf zu nehmen hatten, so daß diesem Hofrath über Alles, selbst in Gnadensachen und höchsten landesfürstlichen Verleihungen die Entscheidung zustand. Das Gutachten aber und den Beschluß mußte er zur Bestätigung unmittelbar an den Kaiser abgeben; auch wurden einige Fälle namentlich bestimmt, in welchen er der Hof- und Hauskammer mit Rath beistehen sollte. Dieser beständige Hofrath erhielt im Jahre 1518 einige Verbesserungen, und zugleich die nähere Abgränzung, daß er aus einem Kanzler und 18 Räthen bestehen soll, worunter fünf Doctoren der Rechte die übrigen aber aus dem Herren- und Ritterstande der österreichischen Erbländer.

Das Regiment nach der Anordnung vom 11. April 1501 bestand aus folgenden Individuen: Oberster Hauptmann und Regent der Niederösterreichischen Fürstenthümer und Lande: Wolfgang Freiherr von Polheim zu Wartenburg, Burgvogt zu Wels, Herr zu Frankenburg, Kammer, Kogl, Neu-Attersee, Puchheim ꝛc. Ritter des goldenen Vließes, und der kaiserlichen Majestät geheimer Rath. († 1512.) Räthe und sogenannte Regenten: Wilhelm Herr von und zu Losenstein in der Gschwend; Johannes Fuxmagen, Doctor der Rechte; Diepold Harracher; Sigismund von Polheim zu Prag († 1505); Bernhard Herr von Schärffenberg zu Spielberg[1]; Gregor von Strahremberg; Michael von Traun zu Eschelberg; Caspar von Roggendorf zu Mollenburg; Ladislaus von Prag zu Windhag, und die beiden Doctoren der Rechte, Simon von Hungersbach und Wilhelm Knörringer. Diesen folgten im Verlaufe der Zeit, 1505 Bartholomäus Freysleben, Doctor der Rechte; 1507 Bartholomäus von Stahremberg; 1510 Wolfgang Herr v. Schärffenberg (in den Jahren 1515 und 1516 Statthalter und Regent) und Wilhelm von Zelking zu Weinberg; 1512 Hans von Lamberg, und Hans Schnaidtpeck, Doctor der Rechte, später Kanzler; 1514 Cyriak Herr von Polheim.

W.

[1] Starb 1513 und wurde in der uralten St. Laurentiuskirche zu Lorch nächst Ens begraben.

Digitized by Google

Erinnerungen an vaterländiſche Gelehrte.

III. Franz Chriſtoph von Scheyb.

(Schluß.)

Scheyb verließ Anfangs Oktober Paris und ging über Chalon und Lyon nach Turin. Nachdem er hier, von dem Maltheſer Großprior, Baron von Bevern, bei Hofe und anderen höheren Geſellſchaften eingeführt, ſo wie in Mailand alle Merkwürdigkeiten beſehen hatte, kam er zu Ende des Monats in Rom an. Die neue Sekretärsſtelle nahm ſeine Zeit wenig in Anſpruch; er konnte ungeſtört den Wiſſenſchaften und der Kunſt leben, und darin förderte ihn ganz vorzugsweiſe die vollkommen freigeſtellte Benützung einer höchſt reichhaltigen Bibliothek, und der Zutritt zu allen gelehrten Verſammlungen. Er wurde Mitglied der Arkadiſchen und Cortoniſchen Akademie, und erfreute ſich des Umganges mit den berühmteſten Männern Roms. Wir erwähnen aus den Vielen nur eines Fontanini, Orſi, Valeſio, Minorelli, Cornazani, Floravanti, Venutti, Morei, Theoli und Botari. Indeſſen ſtarb der kaiſerliche Geſandte, Cardinal Cienfuegos, und Ernſt Graf v. Harrach trat an deſſen Stelle. Mit dieſem Wechſel ward Scheyb ſeinen literariſchen Verbindungen mehr entzogen; er hatte viele der wichtigſten Angelegenheiten in lateiniſcher, deutſcher und italieniſcher Sprache zu beſorgen, und dieſer Geſchäftskreis nahm mit jedem Tage einen größeren Umfang. Eine Reiſe im Jahre 1732 mit dem Grafen nach Neapel unterbrach nur auf kurze Zeit die fortwährende Anſtrengung, doch verſchaffte ſie ihm Gelegenheit, die früheren freundſchaftlichen Verhältniſſe zu erneuern.

Als fünf Jahre ſpäter der Vicekönig Neapel verließ, und nach Wien zurückkehrte, rief er auch Scheyb von Rom ab, um ihm wieder eine größere Freiheit zu literariſchen Arbeiten zu verſchaffen. Scheyb verließ Rom am 9. Mai 1737, und reiſte, da er Briefe von großer Wichtigkeit mit ſich führte, mit ſolcher Eile über Venedig, Görz und Grätz, daß er bereits am 16. in Wien ankam. Von ſeinem Gönner mit Liebe und Theilnahme empfangen, hatte er nun Muße genug, die geſammelten wahrhaft reichen Erfahrungen durch fernere Studien zu erweitern, zu begründen, und in größeren Werken dem Drucke zu übergeben. Bevor wir indeſſen von dieſen ſprechen, wollen wir noch kurz die übrigen äußeren Lebensverhältniſſe berühren. Im Jahre 1739 wurde er Niederöſterreichiſcher Landſchafts-Sekretär; jedoch ohne die Verbindung aufzugeben, in welcher er zu ſeinem alten Freunde, dem Grafen von Harrach, ſtand; ja als dieſer im Jahre 1742 ſtarb, trat er in dasſelbe Verhältniß zu deſſen Sohne, Grafen Friedrich, dem General-Gouverneur der Niederlande. Wie tief und innig er insbeſondere letzteren verehrte, hat er nach deſſen Tode in einer Lobrede ausgeſprochen, die 1750 im Druck erſchienen iſt, und lange Zeit allgemein als ein Meiſterwerk ihrer Art gegolten hat. Um das Jahr 1760 erhielt er von der Regierung den Auftrag, alle Aktenſtücke, den öſterreichiſch-ungariſchen Gränzſtreit betreffend, zuſammenzuſtellen, und darüber ein hiſtoriſches Referat zu entwerfen. Er löſte ſeine Aufgabe zur größten Zufriedenheit des Hofes und erwarb ſich dadurch den Titel eines kaiſerlichen Rathes. Die Handſchrift in zwei Foliobänden wird in der kaiſerlichen Bibliothek aufbewahrt. Indeſſen war er auch anderer Seits fortan literariſch thätig, und dieß bis zu ſeinem Lebensende, das die Auszehrung am 4. Oktober 1777 herbeiführte. Die Zeitgenoſſen bedauerten allgemein und aufrichtig den Geſchiedenen; die Nachwelt wird ſein Andenken bewahren, indem ſie aus ſeinen Werken — Belehrung ſchöpft.

Unter dieſen nimmt die Herausgabe und kritiſche Beleuchtung der Tabula Peutingeriana unſtreitig den erſten Platz ein. Alle früheren Ausgaben derſelben waren ſehr fehlerhaft, unrichtig und unvollkommen. Scheyb ließ ſie daher unter der ſtrengſten Aufſicht abzeichnen und auf mehreren Platten in Kupfer ſtechen, ſo daß die Zuſammenſetzung der einzelnen Blätter eine Art Fac simile gewährt. Inzwiſchen kamen nur wenige Exemplare bei ihrem Erſcheinen 1753 in groß Folio ins Publikum. Die Platten ſelbſt wurden ſpäter ein Eigenthum der Akademie zu Manheim, und endlich mit andern alten Geräthſchaften verkauft. Der neue Beſitzer wollte ſie eben zuſammenſchlagen, als die Münchner Akademie davon Nachricht erhielt, und ſie käuflich an ſich brachte. Sie wurden hierauf mit dem Originale[1] verglichen, dort und da verbeſſert, und der Geograph Mannert erhielt den Auftrag, dieſes wichtige Denkmal der alten Geographie zu einer wiederholten Ausgabe von Neuem zu commentiren. Thierſch ſchrieb die Vorrede dazu; ſie erſchien 1824 zu Leipzig in Folio unter

[1] Pergamentrolle 22′ lang, 1′ breit in der kaiſerlichen Hofbibliothek zu Wien. Moſel S. 305. Das wahre Alter hat Henrendach zuerſt beſtimmt.

Digitized by Google

dem Titel: „Tabula itineraria Peutingeriana, primum aeri incisa et edita a Fr. Chr. de Scheyb. Anno MDCCLIII. Denuo cum Codice Vindobonensi collata, emendata et nova C. Mannerti introductione instructa.“ Nach einigen deutschen Kritikern hätten die Platten noch immer einiger Verbesserungen bedurft, um mit dem Originale vollkommen übereinzustimmen. Die Ausgabe, welche 1809 in Italien veranstaltet worden ist, stellt sich in jeder Beziehung als ein schlechter Nachdruck der *ersten* von Scheyb heraus. Die neuesten kritischen Untersuchungen stellte darüber der ungarische Franziskaner-Mönch, P. Katanczich, an, dessen »Commentaria« in zwei Quartbänden zu Ofen 1824 erschienen sind.

Von der »Theresiade« haben wir im Eingange gesprochen. Scheyb gehörte zu den größten Verehrern der unvergeßlichen Kaiserin; voll der Begeisterung, die sich im genannten Gedichte durch und durch ausspricht, schrieb er selbst einen Brief an J. J. Rousseau, um ihn zur Verherrlichung dieser seiner hohen Fürstin zu bewegen. Der Philosoph von Genf lehnte es ab; die Antwort, in der Sammlung seiner Briefe, ist merkwürdig.

In demselben Gefühle wahrer Bewunderung sammelte Scheyb auch im Jahre 1755 alle Gedichte und Aufsätze, die bei Erneuerung der Wiener Hochschule an den verschiedensten Orten verfaßt worden sind: sie erschienen unter dem Titel: Musae M. Theresiae et Francisci I. Instaurationem studiorum in Universitate Vindobonensi applaudentes. 4. Eines der schönsten Gedichte ist von ihm selbst.

Wenn man auch in der Abhandlung: »Vindobona romana, das ist: die Stadt Wien in Oesterreich vor und zu den Zeiten den Römer,« welche 1766 in 8. erschienen ist, manche Annahme als zu gewagt bezeichnen muß, so läßt sich doch auf der andern Seite der gründliche Fleiß nicht verkennen, der mehrere Fragen glücklich löste, und zumindest eine brauchbare Vorarbeit lieferte.

Der lange Aufenthalt in Italien, die Reisen durch die Niederlande und Frankreich, und dabei die besondere Vorliebe, mit welcher Scheyb überall die Gallerien und die Ateliers der berühmtesten Maler, Bildhauer und Kupferstecher besuchte, waren wohl zunächst geeignet, seinen Ansichten über Kunst, die er aus Büchern geschöpft hatte, die gehörige Richtung und Ausbildung zu geben. Wenn die beiden Werke, in welchen er diese dem Publikum vorgelegt hat, in unseren Tagen kaum mehr eine Beachtung zu verdienen scheinen, so darf man wohl dabei *nie* vergessen, was sie *für ihre Zeit* waren, und wie sehr sie damals einem fühlbaren Bedürfnisse entgegenkamen. Zunächst haben sie in Oesterreich einen wahrhaft bedeutenden Einfluß genommen, und sie müssen daher immer mit Anerkennung genannt werden, sobald es sich um die Geschichte vaterländischer Kunst handelt. Das erste erschien im Jahre 1770 unter dem Titel: »Koremons Natur und Kunst in Gemälden, Bildhauerei, Gebäude und Kupferstichen;“ (Leipzig. 8.), und vier Jahre später das zweite: „Orestrio von den drei Künsten der Zeichnung. Mit einem Anhange von der Art und Weise Abdrücke in Schwefel, Gyps und Glas zu verfertigen, auch in Edelsteine zu graben.“ (Wien gr. 8.) Dieses ist eigentlich der *zwölfte* Theil des Koremon. Unter dem Namen »Orestrio« gab Scheyb auch mehrere Gelegenheitsgedichte heraus, unter welchen wir nur jenes anführen wollen, das er nach einer langwierigen Krankheit an *van Swieten* gemacht hat, und zu Leipzig bei Breitkopf gedruckt worden ist. »Die Krankheit eine Ode; durch den A. O. (Arkader Orestrio) in Wien.“

Im Jahre 1773 erschien von ihm: »Geschichte des Lebens, der Marter und der Wunderwerke des heiligen Johannes von Nepomuck ꝛc. Aus den Processen seinen Heiligsprechung, Italienisch zu Rom 1729, heute 1773 aber zu Wien deutsch verfaßt. Wien, Ghelen. 8.

Zum Schlusse müssen wir noch erwähnen, daß er beim Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia mehrere englische Staatsschriften ins Deutsche übersetzte, und im Verlaufe des Krieges mit Preußen eine große Anzahl Lieder in österreichischer Mundart herausgab, die viele Theilnahme fanden. Gewiß würden letztere noch jetzt, gesammelt und geschichtet, ihre Wirkung nicht verfehlen; denn sie sind durchgehends schöne Denkmale der Liebe und Begeisterung, von welcher damals *alle* Oesterreicher für ihre herrliche Fürstin durchdrungen waren.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Oesterreichische Zeitschrift

für

Geschichts- und Staatskunde.

105. Sonnabend, den 31. December 1836.

Der Kampf der Oesterreicher wider die Türken in der Veteranischen Höhle, im August 1788.

(Bericht eines Augenzeugen.)

(Schluß.)

Mundvorrath hatten wir noch auf vier Tage, und Munition noch auf einen einzigen Angriff. In dieser traurigen Lage, gedrängt von Außen, und von Innen durch Noth gedrückt, trugen uns die Türken zum letzten Male Pardon an; wir schickten also zwei Officiere zur Unterhandlung hinauf. Die Feinde versprachen uns freien Abzug; wir glaubten noch mehr zu erhalten, konnten aber weiter nichts erlangen, als daß den Officieren, den Artilleristen und Unter-Officieren die Seitengewehre gelassen wurden. Entweder dieses — oder gänzlicher Untergang war zu wählen übrig. Sie zeigten unsern Abgeordneten alle Anstalten, die sie bereits zum Generalsturm gemacht hatten, und sagten: »wir werden zwar Leute dabei verlieren, aber ihr müßt alle zu Grunde gehen, und der Paß wird uns durch euer Blut werden.«

Wir mußten also kapituliren. In Gesellschaft einiger Türken und eines Sekretärs kam ein Pascha zu uns herab; die Kapitulation ward schriftlich aufgesetzt und verdolmetscht, und darin stand ausdrücklich, daß wir uns 21 Tage lang tapfer gehalten und nur aus Mangel an Lebens- und Vertheidigungsmitteln den Paß übergeben hätten. Kanonen und Feuergewehre wurden überreicht und unser Abzug war auf den folgenden Tag festgesetzt.

Kurz vor unserm Abzug kam der Großwesir (Einige wollten behaupten, daß es der Beglerbeg von Rumelien gewesen; man hatte aber sonst keinen Grund, als daß der Großwesir nach andern Angaben nicht so alt sey) selbst auf einer Tschaike gefahren, ein Mann mit schneeweißem Bart beiläufig von 70 Jahren, prächtig gekleidet, einen rothen Turban auf dem Haupte, in einem weißseidenen Kleid, um die Lenden eine von Gold gestickte Binde, mit prächtigem Säbel und Messer versehen, deren Scheide ebenfalls von reinem Golde mit Brillanten besetzt war. Als wir uns beurlaubten, ließ er uns durch seinen Dolmetsch sagen: wir sollten gesund und ohne Furcht reisen; er hätte solche Vorkehrungen getroffen, daß wir nichts zu fürchten hätten. Nun stiegen wir den Geißweg, der sehr enge, hoch und voll Gesträuch war, den Berg hinan; wir konnten nur einzeln gehen, und brachten, da wir mit der wallachischen Compagnie 700 Köpfe ausmachten, zwei Stunden zu, ehe wir die Höhe erreichten. Mitten auf dem Wege sprang ein Arnaute auf einen Officier von Brechainville los und wollte ihm den Degen rauben; der Officier hielt den Degen fest, der Arnaute spannte sein Gewehr und setzte es dem Offizier auf die Brust. Nun rief dieser um Hülfe. Sogleich kamen zwei Türken von Oben herab und hießen den Arnauten mit donnernder Stimme abzulassen; der Kerl that es, doch antwortete er ganz trotzig. Da spannte der eine Türke sein Gewehr, und wollte eben den Arnauten erschießen, als der Großwesir, der den Lärm hinab gehört hatte, herauf rufen und fragen ließ, was da vorgehe. Als man ihm antwortete, ein Officier sey von einem Arnauten attaquirt worden, ließ er den Kerl sogleich zur Bestrafung hinab bringen.

Nachdem wir auf der Höhe angekommen waren, stand die türkische Infanterie und Kavallerie in Reihen aufgestellt: die Reiter hatten lederne Schläuche mit frischem Wasser gefüllt in Händen und boten es unsern Leuten zum Trinken an; Alle aber reichten uns freundschaftlich die Hände und wünschten uns alles Gute. Der Pascha saß auf dem Boden; wir Officiere machten ihm unser Compliment und setzten uns im Kreise um ihn her: er ließ uns Kaffeh bereiten, und jenen, die zu rauchen wünschten, Ta-

Digitized by Google

baksbfeifen reichen. Das Gespräch kam auf den Vorfall, der sich auf dem Geißwege zugetragen hatte; der Pascha versicherte hierauf: dieser Arnaute müsse sein Vergehen mit dem Kopfe büßen, weil es bei Lebensstrafe verboten sey, irgend Jemanden von uns etwas zu Leide zu thun. Man entdeckte dabei, wie eben dieser Arnaute mehreren Officieren die Seitengewehre abgenommen hatte; worauf sich der Pascha alle Mühe gab, daß sie wieder zurückgestellt würden.

Als wir eine Stunde geruht hatten, wurde der Marsch weiter angetreten. Die Officiere bekamen Alle Pferde zum Reiten, und der Pascha begleitete uns selbst mit 200 Türken zu Pferde. Nach einer Stunde wurde abermals geruht, wir tranken wieder Kaffeh und assen weißen Zwieback; unter die Gemeinen wurden zwei Säcke voll von gewöhnlichem Zwieback ausgetheilt. Dann begleitete uns der Pascha noch eine Stunde weit; beim Abschiede sagte er eben so wohlwollend als freundlich: »er wolle einer der ersten seyn, der seinen Kredit bei der Pforte zur Herstellung der alten Freundschaft mit uns verwenden würde; wir möchten auch, durch seine Begegnung aufgemuntert, eben das bei unserm Kaiser thun.« Hierauf gingen nur noch zwanzig Türken zu Pferde mit uns bis Schwinitza, wo wir schon Leute von unserm Frei-Corps antrafen. Hier blieben wir die Nacht; am folgenden Tage wurden die Türken, nachdem sie uns Allen nochmals die Hand gedrückt hatten, durch einen Officier vom Frei-Corps und einige Gemeine zwei Stunden weit zurückbegleitet.

Unsere Kranken und Blessirten, deren über 80 waren, wurden von der Höhle aus zu Wasser nach Moldawa transportirt, wohin zur Bedeckung eine türkische Tschaike mitging.

Diese außerordentlich menschenfreundliche Behandlung der Türken hat Niemand glauben wollen; wir selbst haben Anfangs immer besorgt, sie würden uns nicht Wort halten; aber sie thaten mehr, als irgend jemand von Feinden nur erwarten konnte. Davon legten sie auch noch eine Probe auf unserem Marsche ab, welche der edelsten Nation in Europa Ehre machen würde. Ein Gemeiner von uns wurde auf dem Marsch marode und konnte fast nicht mehr gehen; als dieses ein Türke bemerkte, stieg er vom Pferde ab, half dem Ermüdeten hinauf, und führte das Pferd auf dem ganzen Wege beim Zügel.

Beiträge zur österreichischen Siegelkunde.

III. Noch ein altes Siegel der Stadt Krems.

Umschrift innerhalb eines Perlrandes mit altdeutscher Fraktur:

SIGILLVM. CIVITATIS. KREMSEE. 1453.

Innerhalb einer mit Geschmack erfundenen Verzierung, deren vier Seiten durch zwei größere und zwei kleinere Zirkeltheile unterbrochen sind, halten vier Engel (bis an die Brust sichtbar) einen großen Schild. Nicht ganz in der Mitte, sondern mehr in der obern Hälfte desselben befinden sich zwei Wappenschildchen, und zwar rechts das österreichische, links aber das steirische.

Rund. Größe: 2 Zoll, 6 Linien.

*

Dieses Siegel, dessen silbernes Typar sich ebenfalls im Stadt-Archive von Krems befindet, ist noch unherausgegeben, und ich glaube den Kennern und Freunden der mittelalterlichen Sphragistik durch dessen Bekanntmachung einen Dienst zu erweisen; denn die geschmackvolle Erfindung eben sowohl, als die überaus zierliche Ausführung desselben weisen ihm, nicht nur unter den österreichischen Städtesiegeln, den ersten, sondern überhaupt unter allen deutschen, italienischen und französischen Städtesiegeln, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, einen vorzüglichen Platz ein. Sehr sinnig sind insbesondere die Engel vertheilt, von welchen der oberste den Schild im Gleichgewicht hält, während ihn zwei andere zu beiden Seiten in die Höhe heben, und der unterste ihn mit seinen Flügeln stützt. Die Gesichtszüge, Haare, die Federn der Flügel und die Falten der Gewänder sind bei aller Winzigkeit des Raumes, mit größter Reinheit und Deutlichkeit ausgeführt. Der große Schild, den sie halten, ist rauh gekrönt, und so wie die kleinen, oben und unten ausgebaucht. Diese beiden letzteren sind ebenfalls mit vielem Fleiße gearbeitet. So sind sogar bei dem Panther die Haare durch eine feine Schraffirung angegeben, und der Querbalken des österreichischen Schildes mit schöner Damaszirung geschmückt. — Es scheint, als hätte man die Absicht gehabt, unterhalb der beiden Schildchen ein drittes hinzuzufügen. Da sonst der Stämpelschneider, der in allem Uebrigen das Lob einer geschmackvollen Anordnung verdient, gewiß durch eine andere Stellung der Schilde den Raum des größeren Schildes benützt haben würde, den er dann durch die schwache

Digitized by Google

Einzeichnung einer Blume einiger Maßen auszufüllen bestrebt war. Das Ornament, welches Wappen und Engel einschließt, und dessen gute und ungemein passende Erfindung wir bereits gerühmt haben, ist sehr hoch und mit größter Schärfe und Reinheit geschnitten; die Buchstaben sind des Ganzen würdig.

Den Bürgern von Krems und Stein wuede von König Ladislaus »durch der erbern vnd getrewn dinstwillen, so Sy dem Allerdurchleuchtigisten Fürsten Kunig Albrechten Römischen zu Hungern zu Behem ꝛc. Kunig vnnsern lieben Herrn vnnd Vater, auch an ere vnsern vordern den Gott genedig sey, vnnd vns mit stetter williger Gehorsam vnuerdrossenlich getan habent vnd hinfür tun sulle," im Jahre 1453 das Privilegium ertheilt, mit rothem Wachs zu siegeln[1]. Da unser Siegel von demselben Jahre ist, so erscheint jenes Privilegium als Grund seiner Verfeetigung, wenn es nicht vielleicht ein Geschenk des Königs Ladislaus selbst ist, wie die Aehnlichkeit in der Behandlungsweise mit den Siegeln dieses Königs vermuthen läßt.

Es ist mir bisher keine Urkunde vorgekommen, an welcher ein Wachsabdruck dieses Siegels hinge[2].

Eduard Melly.

Miscellen.

Der türkische Weihen ist erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Steiermark bekannt worden. Weil aber damals die Zehentbesitzer immer mit den Grundbesitzern im Streite lagen, hatte der Anbau sehr geringen Fortgang. Endlich erklärte Kaiser Karl VI. im Jahre 1733 den türkischen Weihen zehentfrei, und seit dieser Zeit ist die Cultur desselben in Unterstei er der vorzüglichste Nahrungszweig des Landmannes geworden.

Zu Wischofsgrün am Fuße des Fichtelgebirges hat sich lange fort die Sage erhalten, daß am Tage der Sonnenwende, wäheend dee Segen in dee Kiecke gesprochen wied, auf dem Gipfel des Berges eine Blume emporwachse, und wer diese zu brechen so glücklich, dem sollen sich alle unteeirdische Gold- und Silbergänge öffnen.

Im Jahre 1518 erließ Maximilian I. wider die Gotteslästeree nachstehende Verordnung:

»Welcher Mann oder welche Frau gemeinen Standes bei dem Leichnam, dee Marter, dem Leiden, Blut, den Wunden oder andern Gliedern, Zeichen und Waffen des heiligen Kreutzes, Leibes und Leidens Christi unsers lieben Heern und der Jungfrauen Maeia oder dee lieben Heiligen schwöeen würde, der oder die soll erstlich drei Tage, und welcher oder welche solches zum andernmal thäte, acht Tage mit Wasser und Brot gefänglich gehalten: welcher aber solches zum drittenmal oder freventlich, bedächtlich oder muthwillig beginge und dessen überwiesen wüede, an Leib, Leben oder Gut nach Gestalt der Handlung und Erkenntniß der Rechte gestraft werden.

Welcher Mann oder welche Frau des Adels odee anderer Treffentlichkeit obberührter Gestalt schwören würde, der oder dieselbe sollen eestlich um acht Gulden, zu dem andern Mal um zwanzig Gulden, und so sie zum dritten Mal freventlich bedächtlich und muthwillig schwören und deß überwiesen werden, duech ihre Obrigkeit gefänglich eingezogen und von unser als Landesfürsten wegen an Leib, Leben oder Gut auch nach Gestalt ihrer Verhandlungen und Erkenntniß des Rechtens gestraft werden. Was Geldes von solchen Strafen eingeht, soll zur Hälfte armen Gotteshäuseen und Hausarmen gegeben weeden, und die andere Hälfte der Obrigkeit, in deren Verwaltung solche Uebertretung geschieht.

Doch ob Jemand aus Zorn, Gewohnheit oder andeeee Gestalt, nicht freventlich in Reden Gott nennen würde, der soll darum gegen die weltliche Obrigkeit nichts verwirkt haben, sondern seine geistliche Buße nach Aufgabe seines Brichtvaters darüber empfangen.

Vom Jahre 1782 bis 1786 Mbnat Mai, sind in ganz Oesterreich 413 Mannsklöster und 211 Frauenklöster aufgehoben worden. Wenn man im Durchschnitt auf ein Klostee 30 Köpfe rechnet, so betrug der Regulae Clerus im J. 1770 nicht wenigen als 64.890 Seelen; im Jahre 1786 war der Stand 44.280.

Unter den Geschenken, die Ladislaus Posthumus 1457 dee Königin von Frankreich schickte, befand sich auch eine Kutsche, die ganz Paeis ihrer Neuheit wegen in Erstaunen sehte.

1 Urkunde im Stadt-Archive von Krems.

2 Da auch die beste Abbildung die Zierlichkeit dieses Siegels nicht wiedergeben dürfte, so werde ich mir ein Vergnügen machen, Freunden der Siegelkunde, die sich an mich wenden, gute Gipsabdrücke (natürlich gegen Gegenliefe) mitzutheilen. (Landstraße, Rabengasse, Pallast Se. königl. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, 2 Stock.)

Digitized by Google

Ankündigung.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, und die Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, werden auch im nächsten Jahre fort erscheinen, und sie haben — wir glauben es sagen zu dürfen — bis jetzt redlich gestrebt, der ausgesprochenen Tendenz treu, eine fühlbare Lücke in der Oesterreichischen Literatur auszufüllen. Wahr, frei und unbestechen, soll das erste, zunächst alle Erbländer umfassend, beitragen, durch Entwicklung und kritische Beleuchtung einzelner wichtiger Theile das Gebiet der Geschichtskunde zu erweitern, und die Kenntniß des Vaterlandes zu befördern.

Mittheilung seltener Urkunden, Eröffnung alter, guter Quellen ist dadurch bedingt; denn erst dann, wenn Alles aus dem dunklen Schachte der Vorzeit ans Tageslicht gefördert worden, läßt sich eine gründliche Würdigung derselben erwarten. Einen weiten Wirkungskreis insbesondere eröffnet vaterländische Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte. Ihre Bearbeitung ist um so wünschenswerther, je weniger darin bis jetzt geleistet worden. Wenn, um von vielen Beispielen nur Eines anzuführen, ausländische Schriftsteller die europäische Bedeutsamkeit der Wiener Universität beim Beginnen des sechzehnten Jahrhunderts oft vorzüglich übergehen, ist es ihnen wohl weniger zu verargen, als dem Inländer, der davon nichts zu wissen scheint! — Die Benützung der älteren Gesetzgebung zu einem treuen Gemälde sittlicher Ausbildung trägt ihre Wichtigkeit auf der Stirne: sie gewinnt an Bedeutung, wenn sie vergleichend mit fremdem, gleichzeitigem Streben auftritt, und die Vergangenheit mit der Gegenwart stets zu verbinden sucht. Daraus entwickelt sich vorzugsweise das schöne Verhältniß der Völker zu ihren Fürsten, und die Achtung und Verehrung, die ihnen heilige, unverletzbare Pflicht geworden. Biographische Züge mögen diese Wirkung erhöhen: sie sind in jeder Beziehung kräftig sprechende Denkmale, an denen Keiner ohne Gewinn vorübergeht.

Statistische Abhandlungen in weitester Beziehung, in so fern sie nicht leere Aufzählungen und Nomenclaturen, sondern interessante Folgerungen darbiethen; Aufsätze über den Zustand der vaterländischen Industrie; Hindeutungen auf innere und äußere Verwaltung; Erörterung wichtiger Theile der Landesverfassung; Schilderung der Sitten, Gebräuche, und des öffentlichen Lebens; Mittheilungen über Volkspoesie, Sagen, Sprache und Mundarten u. s. w. sollen dem Angeführten sich anschließen, und so zur Erreichung einer Tendenz mitwirken, welche beabsichtigt, dem Vaterlande bei dem Ausländer Achtung, bei dem Eingebornen Liebe und Anhänglichkeit zu gewinnen.

Gleichwie das Hauptblatt sich zunächst mit Oesterreich beschäftigt, ohne jedoch das Fremde allzustrenge ausschließen zu können, sollen die Blätter für Literatur, Kunst und Kritik eine Stimme seyn aus Oesterreich über die vorzüglichsten artistischen und literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes. Die unparteiische gründliche Prüfung, ob das Gebiet des Schönen, Guten und Wahren durch eine neue Erscheinung wirklich gewonnen, ist der festgehaltene Standpunkt, von dem die Beurtheilungen in diesen Blättern ausgehen. Selbstständige Abhandlungen und Aufsätze, in so fern sie der Tendenz eines Literaturblattes entsprechen, bleiben wie bisher, ein stehender Artikel.

Unstreitig hängt das glückliche Bestehen eines so bedeutenden Unternehmens von einer thätigen Theilnahme ausgezeichneter Literatoren ab. Von dieser Ueberzeugung ausgehend hat die Redaction so viel als möglich gesucht, alle bekannteren Namen Oesterreichs dafür zu gewinnen, und daß es ihr gelungen, bezeugen die Aufsätze der beiden früheren Jahrgänge. Die Anzahl vermehrt sich täglich — ein Umstand, der eben so sehr unsere Dankbarkeit in Anspruch nimmt, als er eine immer festere Begründung der neuen Anstalt verspricht! Alle Arten von Zusendungen — Briefe durch die Post, größere Paquete im Wege des Buchhandels — erbitten wir uns unter der Adresse: »An die Redaction der Oesterreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.« Da, wie gesagt, der Artikel »Kritik« vorzugsweise beachtet werden soll, laden wir alle Schriftsteller und Verlagshandlungen, die eine baldige Besprechung ihrer Werke wünschen, schließlich ein, uns frühzeitig genug davon in Kenntniß zu setzen.

Wie bisher übernimmt die Friedrich Beck'sche Universitäts-Buchhandlung die Bestellungen; der Pränumerationspreis beträgt ganzjährig zwölf, halbjährig sechs Gulden Conv. Münze.

Nur für den Platz Wien ist zur größeren Bequemlichkeit die besondere Einrichtung getroffen, daß auch bei dem Herausgeber pränumerirt werden könne. Denjenigen Abnehmern, welche sich demnach an diesen (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock, Eingang: Klostergasse, kleines Thor, nächst der Lotto-Collectur) wenden wollen, erhalten beide Blätter am Tage der Erscheinung, gratis und pünktlich, in die Wohnung zugeschickt.

Für Auswärtige hat sich die löbl. Oberste Hofpostamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an sie nach Wien schickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechnet), zu einer wöchentlich zweimaligen Versendung nach allen Theilen der Oesterreichischen Monarchie unter Couvert und Adresse bereit erklärt.

Die Redaction.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

Zur

Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.

Zweiter Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt

von

F. P. Kaltenbaeck.

Wien 1836.

In Commission der F. Beck'schen Buchhandlung.

Gedruckt bei den Edlen von Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Abhandlungen.

	Seite
Balbi, der Libanon	285
Bauernfeld, kritische Rückblicke und Seitenblicke	25
Benfey, Beitrag zur Sanskrit-Metrik	75
Briefe von Schiller, Wieland, Goethe, J. Müller, Baggesen, Peter Frank, Hippel, Bartsch, Fernow, Reinhold u. s.	353
Büchertitel	100
Cornelius Nepos	408
Denkmäler, die ältesten, der deutschen Sprache	17
Enk, Poesie und Moral	85
Evangelium, das vorcarolinische altdeutsche, in Wien	317
Feuchtersleben, Goethe und Schiller	1
» » Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten	65
» » moderne poetische Literatur	117
» » die Leser	213
» » Hindeutungen auf eine vaterländ. Dichterin	215
» » Betrachtungen über einige Stellen aus Rahel und Bettina	249
» » Aphorismen.	
Holler, von der Bedeutung der philologischen Studien in den gelehrten Schulen	273
Jeitteles, über das Lächerliche und Naive	245
Körber, venetianische Malerschule	297
Koelli, das alte und neue Epos	209
» » der Carrocio	277
» » Cato des Censors, Geist der Gesetze	357
» » Etwas über Volkssagen und deren Behandlung	396
Lee, Capitain	265
Nubien, Neueste archäolog. Forschungen in	261
Pichler, Caroline, Grifeldis	109
» » über die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst	221
Rumy, der magyarische Schauspieler J. Kótsi Patkó	355
» Aufforderung an Ungarns Alterthumsforscher	363
Schober, ästhetische Rapsodie	201
Schumacher, Antik, Romantisch, Modern	58
» » das Buch Jjob	105
» » Schubart und Schiller	139
» » Ueber die Bestimmung der Poesie	141
» » der Hirte Sylvander	187
Schumacher, Fata-Morgana der Sage	341
Sendschreiben an den Redacteur ꝛc.	290
Straube, die Richtenden	193
» » Wenn ich ein Kritiker wäre	267
Tuvora, Klassisch, Romantisch, Modern	135
Walther, Uebersicht der bei Artaria erschienenen Landkarten	107

II. Recensionen

Ackermann, das Christliche im Plato	5
Arnim, sechs Erzählungen	96
Balbi, essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne	138 und 167
Bauernfeld, Theater	13
Beneke, Unsere Universitäten	394
Benkowich, der Ungern Stamm und Sprache	323
Blumenbach, Landeskunde von Oesterreich u. d. E.	157
Braunthal, Phantasie und Thierstücke	237
» » Shakspeare, Drama	331
Budik, Ursprung des Turniers	49
Chownitz, die Verirrten	303
Closs, Anmerkung zu Schiller's Gedichten	247
Collection, de documens inédits	365
Damitz, die Schlacht bei Hohenfriedberg	7
Dapenberger, mythische Dichtungen	283
Doering, Leben A. B. v. Schlözers	247
Eberl, Erinnerungen an Tyrol	302
Eckermann Gespräche mit Goethe	369
Emancipation, Ueber die, der Frauen	309
Emmert, Taschenbuch für Tyrol	47
Endlicher, Catalogus Cod. Manuscr. Bibl. Vindob.	242
Enk, Ueber deutsche Zeitmessung	197
Föhlisch, Ansichten über Erziehung u. Unterricht	394
Fraehn, Notiz eines Arabers über Mainz	123
Frankl, Christoforo Colombo	161
» » Parisina	212
Gelbke, Albrecht Dürers Tod	307
Gervinus, Geschichte der deutschen National-Literatur 1. und 2. Bd.	89 und 405
» » Ueber den Goethischen Briefwechsel	159
Gregory, die Ruinen der Burgveste Kostelec ꝛc.	375
Griselda, sul poema Drammatico	212

Digitized by Google

	Seite
Guttenstein, Zinkgrefs Sprüche der Deutschen	232
Habel, Fragmente aus Briefen eines Reisenden	155
Hagen, Jahrbuch für deutsche Sprache	264
Hall, Schloß Hainfeld	253 und 413
Hammer-Purgstall, Geschichte der osmanischen Dichtkunst	165
» » Duftkörner	293
Haupolder, K. Franz I.	338
Haupt, Altdeutsche Blätter	404
Hebenstreit, der Fremde in Wien	148
Hell, Gesch. der Staatseinrichtung, Literatur in Spanien	228
Heinke, österr. Lehenrecht	79
Heyser, Kirchenverf. der A. C. in Siebenbürgen	185
Hirsch, Raphaele	156
» » Frühlingsalbum	391
Hoefer die ältesten Urkunden in deutsch. Sprache	110
Humelauer, Verarmung der ackerbauenden Classe	212
Jätenstein, Böhmens heidn. Opferplätze	379
Jaklitsch, studia della lingua allemana	304
Job, Biographie des Hofkaplan	234
Jurende, vaterl. Pilger	392
Kaltenbrunner, Constantin	259
Kitka Beweislehre	129
Knebel, Schriften	33
Koch, Sicherungen vor Feuersgefahr	144
Körber, Bilder aus der Lombardie	156
Kopitar, Glagolita Clozianus	41
Krafft, Gemäldegallerie	361
Kurz, Albrecht II.	241
Langer, Heilquellen von Gleichenberg	306
Lavater, Physiognomik	243
Lehmann, Pädagogische Bilder	394
Lembert, Almanach dramat. Spiele	156
» » Novellen	211
Lessing, Unsicherheit der Erkenntniß des erloich Lebens	313
Locher, geschichtliche Studien	3 0
Maltitz, musikal. Künstler	11
Mare, über die Hülfe der Scheintodten	313
Marsand, i manoscritti italiani	15
Meißner, Chemie	238
Meyer, Recept-Taschenbuch	248
Minkwitz, Briefwechsel mit Platen	271
Mohnike, Altschwedische Sagen	330
Mone, Heldensage	325
Muchar, Horatius Flaccus	22
Müchler, Scenen aus dem Leben Friedrichs	224
Müller, bildl. Darstellung im Sanktuarium	233
Nagler, Rafael	45
Negrelli, poesie di Uhland	303
Orlich der große Churfürst	362
Pichler, zerstreute Blätter	359
Prechtler, Dichtungen	319
Raumer, histor. Taschenbuch	107
Reichhardt, kleine Schriften	104
Reil, Nachwort zu Schmidl's Vorwort	83
Richter Dr., Rettungsmittel bei Scheintodten	313
» » F. Ambraser Sammlung	153
Rochholz, Eidgenoss. Liederchronik	95
Roßwinkler, über künstliche Füße	363
Rückert, Gedichte	81
Rudhard, Regino's Babenbergk	231
Rumohr, Hans Holbein	305
Schels, über Kriegsgeschichte	258
Schilling, satyr. Anklänge	372
Schlager, Wiener-Skizzen	281
Schlesinger, mährische Wanderbriefe	96
Schneidawind, Carl von Oesterreich	159
Schönhut, Geschichte Hohentwiels	350
» » Chronik des Klosters Reichenau	366
Schöning, Hans Adam von Schöning	339
Schulheim, Gedichte	238
Schwab, Geschichten und Sagen	178
Seidl Bifolien	206
» Georginen	234
Silesius, die Verbannung des Hanswurstes	128
Sommer, Taschenbuch	208
Stegmayer, dramatische Dichtungen	227
» » Klänge aus der Teufe	260
Steinbüchel, d. Beckerisch. Münzstämpel	21 und 42
Straube, Guttenstein, Novelle	231
Told, Abendstunden	160
Vesselv, der Mensch	115
Vilmar, Von der stete ampten	7
Vogl, der Minstrel	162
» Lyrische Blätter	217
Vogler, Rettungsmittel bei Scheintodten	313
Wagner, Briefe an Merk ꝛc.	133
Walch, das Gelübde	39
Walten, Dramatisches und Lyrisches	235
Weidmann, Wegweiser	155
Weis, Wiens Merkwürdigkeiten	159
Wiegmann, Malerei der Alten	198
Wolny, Topographie von Mähren	61
Zarbl, Reise durch Oesterreichs Klöster	311
Zettler, Gedichte	367
Ziemann, Kutrun	308
Zipser, Franz der Erste	230

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oestern. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

1. Sonnabend, den 2. Jänner 1836.

Goethe und Schiller.

Von Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Alles ist nur Uebergang.
Brückeninschrift.

In einer Zeit, wo so häufig die Namen, welche den Titel dieser Zeilen ausmachen, als Fahnen zum Streit ausgesteckt werden, — wo das Heil für alles Dichten und Trachten bald von der Nachfolge des Einen, bald von der des Andern, prophezeit und erwartet wird, — mag es auch dem Einzelnen gestattet seyn, von seiner Seite die Zulässigkeit dieses ganzen Streites zu negiren, das Heil anderswoher zu prophezeihen, und die Gründe, die ihn hierzu bewegen, anzugeben.

Für's Erste muß der eigentliche Fragepunct festgesetzt werden, damit wir nicht, nach der Mode neuester Genialität, in den Tag hinein phantasiren. Also: daß von Nachbildung der Formen, deren sich beide Dichter bedient, die ihnen eigen waren, nicht die Rede seyn kann, leuchtet wohl gleich ein. Wer möchte noch daher irgend ein Heil erwarten? Jeder lebendige Gedanke wird mit seiner nothwendigen Form zugleich geboren, jede selbstständige Bildung schafft sich die ihrige selbst. Und was Goethe und Schiller'n eigen war, werden wir ihnen wohl lassen müssen, eben weil es ihnen eigen war, — weil wir nie Schiller und Goethe seyn können, und weil Derjenige weniger wird, als er seyn kann, ja als er ist, der mehr oder etwas Anderes seyn will, als er selbst. Was man Reminiscenzen nennt, kann und soll bei einer so reichen Bildung, wie die moderne, zumal die deutsche ist, nicht vermieden werden. Die ganze Literatur ist Reminiscenz; und die Bemühungen der größten Geister wären verloren, wenn sie es nicht wäre, wenn das Schöne, das Große keine Spuren in uns zurückließe. Frägt es sich aber um ein Vorbild reinen Styls, wobei die Eigenheit des Persönlichen gemäßigt, veredelt werde, so schlage ich hierzu die Alten vor, die, wenn ich nicht irre, den angeführten großen Dichtern selbst zum eigentlichen Muster dienten. Wir dürfen dabei nicht fürchten, monoton zu werden; denn das Nachahmenswerthe im antiken Style besteht in der Einfachheit, Präcision und Anmuth; Eigenschaften, welche mit der eigenthümlichen Farbe jedes originellen Schriftstellers recht gut vereinbar sind. Oder waren die Großen unter den Alten nicht auch originell? geht Ein Ton durch Herodot, Thukydides, Platon, Cicero, Tacitus? Wenigstens haben wir dabei nicht mehr Eintönigkeit zu besorgen, als wenn wir Alle Goethe oder Schiller copiren. Die Nachahmung von Goethe's früherem Style würde zu einer gewissen Nachlässigkeit, welche nur dem Genie, — die Nachahmung des spätern zu einem Vornehmthun, welches kaum dem Genie erlaubt ist, verführen; die Nachahmung Schiller's zu leeren Phrasenschwall bei Solchen, die den Pomp seines Ausdrucks ohne sein Gefühl besäßen, — zu einer Subjectivität, die nur einem so von Grund aus liebenswürdigen Subjecte, als er war, gestattet werden kann.

Doch schon zu viel hiervon! Um Copie handelt es sich also nicht. Welcher von Beiden überhaupt den Vorzug verdiene, möchte wohl auch nicht gefragt werden können. Schiller wenigstens war der Antwort darauf gewiß; er, der, je weiter er vorschritt, desto mehr sich der realen Fülle und idealen Vollendung Goethe's zu nähern strebte; auch möchte es wohl von allen Gebildeten jetzt anerkannt seyn, daß die höchsten Hervorbringungen Goethe's nicht nur das Höchste sind, was Deutschland, sondern was die neuere Zeit überhaupt aufzuweisen hat. Ich sage: die höchsten, weil es sich von selbst verstehen sollte, daß man nur diese zum Maßstabe eines graduellen Vergleiches machen darf; wer »Epimenides Erwachen« mit »Wilhelm Tell« zusammenhielte, würde so gut fahren, wie, wer »Cabale und Liebe« zum ewigen Vorbilde der Poesie machen wollte.

Digitized by Google

»Noch immer nicht die eigentliche Frage!« unterbricht mich der Leser; — »nicht um Manier, nicht um Vorzug handelt es sich, sondern um den Weg, den der deutsche Schriftsteller in Zukunft einzuschlagen habe, wenn er seinem Volke das werden will, was ihm zu ihrer Zeit jene Dioskuren gewesen sind; ob den Weg Schiller's oder Goethe's? denn auf diese Doppelbahn ließe sich zuletzt alles literarische, zumal poetische Streben zurückführen.« — Ich gestehe, diese Voraussetzung nicht zu begreifen. Warum gerade Schiller's oder Goethe's Weg? warum nicht Lessing's, Herder's, Wieland's? kommt es überhaupt auf den Weg an? führen nicht alle Wege nach Rom? haben es nicht jene angeführten Dichter, ich möchte sagen — wundersam, bewiesen? ist nicht Schiller, wie ich oben bemerkte, in der zweiten Hälfte seiner Bahn so ziemlich Goethe's Weg gegangen? Aber zugegeben, daß es sey, wie jene sagen, — so muß ich mich weiter fragen: welches war denn Goethe's Weg? welches der Schiller's? Wenn ich hierüber nachsinne, so finde ich Folgendes: Goethe ist bei seinem Dichten und Denken vom Leben ausgegangen, und hat das große Glück gehabt, sich nie davon entfernen zu dürfen, wenn ihm gleich nach so manchen Pilgerfahrten das Land der Idee nichts weniger als fremd blieb; vielmehr das Reale und Ideelle, in seinen schönsten Productionen, wie im Tasso, sich zu einer Einheit verband, wie man sie seit den Tagen Sophokles nicht mehr bewundert hatte. Schiller's productive Kraft ward im Aubeginn durch den schmerzlich gefühlten Contrast der äußern und innern Welt, zur Opposition gegen die erstere geweckt; bis die Reife und Erfahrung des männlichen Alters allmählig die Forderungen des edelsten Herzens abspannten, und einen ruhigern Sinn für's Leben in demselben erschufen, — daß es, seinen ewigen Idealen nie untreu, in der Poesie endlich die gleiche Versöhnung zwischen Ideal und Leben suchte und fand, — wie sie aus Goethe's Dichtungen weht. Dieser Unterschied ist also, wie man sieht, durch Naturell und Verhältnisse bedingt, und es frägt sich demnach nicht: welchen von beiden Wegen *soll* man gehen? sondern: welchen *kann* man gehen? So bliebe uns denn vor der Hand nichts übrig, als diese Frage an uns zu richten, und, nach erhaltener Antwort — zu gehen. Denn ein Scheim thut mehr als erkann. Wer dann am weitesten kommen wird? Hierauf scheint die Geschichte zu erwiedern: daß eine glückliche Organisation bei beharrlichem Weiterstreben, unter Begünstigung der Verhältnisse, das Höchste leistet. So war es bei den Griechen, so bei Goethe. Glaube ja Niemand, daß Goethe oder Schiller ihre Zeit gemacht haben; zu der Zeit, als diese Geister emporstrebten, strebte die Welt mit ihnen; eine Unzahl Opferflammen loderten auf einmahl hinan, von einem gemeinschaftlichen Strahl von oben her entzündet, — nur daß Goethe's Flamme am höchsten emporschlug. Nur wenn eine *Zeit* Anlaß gibt, daß *eigene* Naturen sich rein und frei entwickeln, entstehen Vorbilder. »Man kann selten unterscheiden,« sagt ein Stimmführer neuester Kritik, »wie fern ein Mann mehr auf seine Zeit, oder diese mehr auf ihn gewirkt. Große Geister sind nur die Spiegel der Zeit, durch die sie eben geschliffen werden.“ — In einem dieser Geister erreicht dann wohl die Zeit, die man immerhin nach ihm nennen mag, das Letzte, was sie, als solche erreichen kann, — aber nicht das Letzte überhaupt. Darum sind die größten, wirksamsten Geister als Durch- und Uebergangs-Medien zu betrachten, — als Triumphpforten, durch welche die Zeiten ziehen; die Formen, in denen sie sich bewegten, als Schlangenhäute, die bei der Wiedergeburt abgeworfen werden müssen. Umgehen kann, soll man diese Pforten nicht, — aber bei ihnen stehen bleiben auch nicht. Schiller hat so ziemlich unter uns ausgewirkt, wie Lessing; Goethe's Geist wirkt noch fort, oder vielmehr, wirkt erst jetzt; aus ihm entsprang der Quell der Gegenwart, die uns umrauscht; die Söhne des gewaltigen Stromes erkennen ihn bereits selbst als Vater an; ihn, der die ursprüngliche Welle frischen Lebens entfesselte, und sich selbst keinen echtern Namen weiß, als den des Befreiers (Goethe Bd. 45, S. 429); und in so fern könnte man sagen, daß *seine* Richtung für uns gemacht sey; aber auch diese Haut wird die ewig lebendige Bildung einst von sich abstreifen, und neuen Formen entgegenblühen.

Richtung sagte ich? hier habe ich die Saite berührt, die bei unsern Zeitgenossen am schnellsten und lautesten nachklingt. »In der Richtung, in der Tendenz ihrer Ansichten« — höre ich diese rufen — „waren sich doch jene Beiden entgegengesetzt?« — Entgegengesetzt? warum nicht gar! von differenten Naturen habe ich einen Begriff, weil der Mensch das Holz, woraus er sich schnitzelt, von oben erhält; aber davon habe ich keinen, wie zwei reine, wohlwollende, denkende Geister über die heiligsten, höchsten Interessen entgegengesetzter Ansicht seyn sollen. Die Bildungsgeschichte unseres Geschlechtes sollte uns hinlänglich belehrt haben, — *wohin* alle Geister, die sich ihrer und des Ganzen bewußt werden, tendiren. Hier gibt es keinen Eigen-

Digitized by Google

willen, und die Neigung verliert ihr Stimmrecht; der gebildete Mensch kann sich die höchsten Bedürfnisse nicht verhehlen, — kann dem hörbaren Schritte der Menschheit das Ohr nicht verschließen; nicht das Auge dem sichtbar deutenden Finger der Vorsehung; — und der Gebildetste aus uns, Goethe, hätte es gekount? nimmermehr! Wenn man an ihm je diese Richtung, der er gerade sein ganzes Leben geweiht, verkannt hat, so war es Mißverständniß, das die Gesetze der Kunst mit denen der Moral verwechselte; oder Kurzsichtigkeit, die den lichten Punct in der Ferne nicht gewahrt, wo beide zusammentreffen; oder Oberflächlichkeit, die sich die Mühe nicht gibt, in den Kern seiner Werke einzudringen; oder gar Bosheit und Absicht, der es um die höchsten Interessen der Menschheit nicht so sehr zu thun ist, als sie uns glauben machen will; was wir aber, zur Ehre unserer Nation, lieber nicht annehmen wollen. Sein Wollen und Denken ist den Tiefersehauenden nicht fremd geblieben; auf einsamen Höhen erwarten diese Keime himmlische Befruchtung, mit jenen, welche der prophetische Herder gelegt, den man weit öfter citirt als begriffen hat, und dessen Wirkung weit über unser Jahrhundert hinausreicht. Schiller's Lebensathem drang in den Busen seines Volkes und seiner Zeit, und belebte unser Herz zu feurigen Pulsen; wir schreiben ihm allein die Richtung zu, die wir an ihm allein verstehen. Herrlicher hat Niemand seinen Werth ausgedrückt, als Goethe an Bettina.

Nun ist nur noch Eine Seite übrig, von der aus wir allerdings dem eifrigen Studium Schiller's vor dem Goethe's den Vorzug zugestehen möchten. Ich meine den Dichter, dessen Absicht es ist, von der Bühne herab, und zwar durch die Tragödie, auf uns und unser Vaterland zu wirken. Ihm hat Schiller den Weg vorgezeichnet, auf dem allein er sein Publicum zu einer Stufe emporheben kann, von der aus es einer reinern, höhern Wirkung empfänglich wird. Das scheinen die besten der neuern Dramatiker, das scheint Grillparzer vor Andern zu empfinden.

Was folgt nun aus diesem allem? was haben wir zu thun? Alles in uns aufzunehmen, und unsern Weg dabei fortzugehen. Unsere Bildung sey ein Strom aus ursprünglichem Born, von mündenden Bächen und Flüssen geschwellt, aber nicht gehemmt. So, und nur so werden wir die Ahnungen unserer Väter überflügeln; man wird nicht länger müßige Elegien anstimmen, daß kein Griechenland, kein Goethe mehr wiederkommt; es wird etwas in die Welt treten, was auch Griechenland, auch Goethe ist, — nur anders. Denn die Menschheit ist unendlicher Entwicklungen fähig. Aber auf dem Wege, welchen die Himmelsstürmer der neuern Kritik zu bahnen wähnten, wird es nicht gehen; durch Verläugnung des Größten, was unter uns gedieh, werden wir nicht größer werden; wir müssen es erst in uns aufnehmen, bevor wir es verdauen, bevor wir es überwachsen. »Ich begreife nun« — schrieb einst Schiller — »daß das Vortreffliche eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe.«

Lasset uns ein so großes Wort durch Thaten der Ehrfurcht bekräftigen, — aber auch nicht vergessen, daß Jedem von uns Kräfte gegeben sind, mit denen er weiter reicht als mit allen fremden, — und daß nur von der Entwicklung und Thätigkeit aller dieser Kräfte das zu erwarten ist, dem wir Alle sehnlichst entgegendürsten, und das kein Einzelner je darzustellen hoffen darf. Das hat Goethe mit seiner Weltliteratur gemeint; den Gewinn hat er berechnet, der der Menschheit fiele, wenn alles Monopol aufhörte, und alle einzelnen Interessen dem großen Capitale zugeschlagen würden. Und wahrlich! wenn wie das ein goldenes Zeitalter nennen, in welchem eine Versammlung großer Charaktere und Köpfe auf eine Nation bildend einwirkt, — von welchem Metall wird jenes seyn, das uns bevorsteht, wenn eine solche Bildung allgemein wird? Die Trägheit schiebt alles auf's Genie; aber man beginne nur, — und man wird erfahren, was wir Alle können! wie man denn auch, wenn man Goethe's Leben prüft, gar bald bemerkt, daß es nicht so geistig schlaraffenmäßig war, als man fabelt, — daß ihm auch nicht alles nur so eingefallen ist, wie der Blitz einschlägt, — sondern daß auch Er sich sein mißgönntes Theil Lorbeer sauer genug verdient hat, — saurer, als ihr euer Bravo vom literarischen Parterre. — Lassen wir diesen seinen Schweiß nicht vergebens seyn! kehren wir mit den von ihm erkämpften Trophäen in die Heimath zurück — in uns selbst; denn hier nur blüht unser Lorbeer. Dadurch, daß die Größten sie selbst gewesen sind, — gewesen sind, was nur sie seyn konnten, dadurch sind sie die Größten gewesen; diese Pforte steht auch uns offen. Nicht uns geben, wie wir sind, — aber uns bilden zu dem, was wir, nur wir, seyn können, das ist unsere Aufgabe. Ohne eigenes Leben kein Heil. Träumen müssen wir, um zu schaffen, eine eigene Größe träumen. Ewig zurückschauen, raubt uns die Gegenwart, den Boden des heiligsten Samens. Anerkennung jeder Kraft, und Ausbildung der eige-

Digitized by Google

nen! Folgen wir diesem Wahlspruch, durch den Hellas groß ward, dann wird des Dichters Wort wahr werden:

Sind diese Thatenquellen wieder unser eigen,
— Das Dunkel ringt noch zweifelhaft mit Licht —
Dann wird gewiß sich eine neue Größe zeigen,
Dieß hofft, ihr Guten, und verzaget nicht!

Literarische Notizen.

Der Buchhändler Kalistratow in Petersburg beabsichtigt, die vorzüglichsten ausländischen Schriftsteller, welche über Rußland, von Johann III. bis Peter dem Großen geschrieben haben, unter der Redaction des Hofraths Ssemenow, ins Russische übersetzen, und in zwölf Bänden gedruckt erscheinen zu lassen. Die Sache ist für Rußland, das in früheren Zeiten bekanntlich keine anderen Historiker, als Chronikenschreiber, und noch weniger Männer hatte, welche die Geschichte ihrer Zeit niedergeschrieben hätten, und das auch seine Begebenheiten aus jenem Zeitraume, wo es anfing, sich den cultivirten europäischen Staaten anzuschließen, fast nur aus den Berichten der Ausländer kennt, von größter Wichtigkeit. Die Autoren, welche in diese Sammlung aufgenommen werden, zerfallen in drei Zeitabschnitte, und zwar 1) in die Periode von Johann III., Wasilij Iwanowitsch, Iwan Grosnoj und Feodor Iwanowitsch; 2) das Interregnum, und 3) die Regierung des Hauses Romanov bis auf Peter den Großen. Die Zahl der Schriftsteller, welche übersetzt werden sollen, ist noch nicht angegeben; nur die, für die erste Periode bestimmten wurden in der Ankündigung genannt. Es sind deren dreißig: Die Reihe beginnt Barbaro (1436), und den Schluß macht Thomas Smitt (1604). Die Namen der zwei berühmten österreichischen Gesandten: Herberstein (1517, 1526) und Cobenzl (1577) konnten unter ihnen nicht fehlen; insbesondere sind des Ersteren Commentare eine wahre Fundgrube für Rußlands Sittengeschichte damaliger Zeit. Auch in der zweiten und dritten Periode dürften Oesterreicher einen ausgezeichneten Platz finden; denn unsere russischen Gesandtschaften haben früher nicht minder, wie unsere türkischen, die Resultate ihrer Beobachtungen in bedeutenden Druckwerken zum Gemeingute wissenschaftlicher Forschungen gemacht.

Ueber des berühmten Simonde de Sismondi neuestes Werk: Histoire de la chûte de l'empire romain et du déclin de la civilisation, de l'an 250 à l'an 1000 (Paris 1835, 2 vol. 8.) äußert sich der Temps: »Sismondi fängt in seinem Buche nicht die Arbeit früherer Autoren von vorn an; er gibt seinem Werke durch eine große Menge neuer und genauer Erklärungen das Gepräge der Eigenthümlichkeit; er nimmt besonders auf die abstraeten und politischen Momente jener großen Begebenheiten Rücksicht, welche noch Niemand mit so gründlichen Studien, mit einer so kalten Besonnenheit betrachtet hat. Montesquieu hat mit seiner Beredsamkeit am Schlusse seines herrlichen Buches die Ursachen und Wirkungen der Katastrophe summarisch angegeben, aber seine zwanzig Seiten enthalten nichts Genaueres; der talentvolle Gibbon hat die sociale Seite dieser Geschichte zum Gegenstande genommen; seine Arbeit enthält interessante, bezeichnende Details, aber diese Details zeichnen zu ausschließlich die Gesellschaft. — Ohne diese Seite zu vernachlässigen, hat sie Sismondi doch flüchtiger behandelt, um Raum zu einer genauen Darlegung der Einrichtung der Regierung zu gewinnen. Wir erkennen bald, daß die Quelle des Uebels in der politischen Organisation lag, in der unumschränkten Macht, dem gewaltsamen Wechsel der Kaiser, der das Volk aus einer vernichtenden Tirannei immer in eine noch ärgere brachte. — Das Werk ist besonders für die Geschichte der römischen und byzantinischen Regierung von Wichtigkeit.«

Der letzte Michaelis-Meß-Catalog, welcher abermals stärker, denn seine Vorgänger, multa, aber nicht multum ankündigte, wies auf 2792 wissenschaftliche Bücher, 161 Romane, 32 Schauspiele und 176 Werke in fremden Sprachen hin. Süd-Deutschland hat darin bei gleicher Anzahl der Bevölkerung wie Nord-Deutschland, kaum halb so viel Verlagsorte und Verleger als dieses. So erscheint Preußen mit 53 Verlagsorten, 141 Verlegern und 821 Verlagsartikeln; Oesterreich mit 7 Verlagsorten, 17 Verlegern und 216 Verlagsartikeln. Auffallend merkwürdig tritt Stuttgart hervor; hier lieferten 17 Verleger 185 Druckwerke!

Die »Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte,« herausgegeben von der Direction desselben. (1. Bandes 1. Abtheilung, Wien, Rohrmann und Schweigerd, 1835, 24 1/4 Bog. gr. 4. und 16 lith. Tafeln, 4 Thlr.) enthalten folgende Aufsätze: 1. C. M. Diesing, Versuch einer Monographie der Gattung Pentastoma. — 2. Ed. Fenzl, Acanthophyllum, eine neue Pflanzengattung aus der Ordnung der Sileneen, näher erläutert und von einer Charakteristik aller Gattungen der Alsineen begleitet. Erste Abth. — 3. Jac. Heckl, Scaphirhynchus, eine neue Fischgattung aus der Ordnung der Ganoidopterygier mit freien Kiemen. — 4. Vinc. Kollar, Beiträge zur Kenntniß der lernäenartigen Crustaceen. — 5. Paul Partsch, über die sog. versteinerten Ziegenklauen aus dem Plattenkese in Ungarn, und ein neues urweltliches Geschlecht zweischaliger Conchylien. — 6. Leop. Fitzinger, Entwurf einer systematischen Anordnung der Schildkröten, nach den Grundsätzen der natürlichen Methode. — 7. Steph. Endlicher, Bemerkungen über die Flora der Südsee-Inseln. Erste oder botanische Abtheilung.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

2. Mittwoch, den 6. Jänner **1836.**

Das Christliche im Plato und in der Platonischen Philosophie. Entwickelt und hervorgehoben von Dr. C. Ackermann, Archidiacenus zu Jena. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1835. XX und 353 S. 8.

Wenn Gründlichkeit der Forschung, Schärfe des Blickes, Höhe des Standpunctes, Reichthum der Kenntniß, Klarheit der Darstellung und Adel der Gesinnung, kurz, Wahrheit des Inhaltes und Trefflichkeit der Behandlung besonderes Anrecht auf allgemeine Theilnahme gewähren, so verdient das vorliegende Buch, auch abgesehen von dem welthistorischen Interesse seines Gegenstandes, eine Aufmerksamkeit, wie wenige literarische Erscheinungen unserer Zeit, und wir freuen uns der Gelegenheit, es der Würdigung des geehrten Leserkreises dieser Blätter näher zu bringen.

Es handelt sich in diesem Buche um nichts Geringeres, als um das Verhältniß der Wissenschaft zur Thatsache der Erlösung, des Heidenthums in der schönsten seiner Gestaltungen zum Christenthume in seinen wesenhaften Elementen, und dieses soll bestimmt werden, frei von allem Einschlage falscher Sentimentalität, fantastischen Mysticismus, und einer an der Oberfläche und Einzelnheit haftenden Betrachtungsweise.

Das Christenthum ist das einzig Heilkräftige; das ist die große Lehre des Ganzen; ihm ging das Judenthum, als das Heilerwartende, das Heidenthum, als das Heilersinnende voraus, und Plato's Lehre steht mitten unter den vergeblichen Bestrebungen des letzteren, als die nächste am Ziele, als die heilbezweckende da, jedoch immer nur als ein Evangelium Johannis in der Wüste, das seine höchste Wahrheit und Bedeutsamkeit erst durch den erhält, der den Jüngern des Täufers sagte: Gehet und berichtet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden gereinigt, die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget; aber glücklich ist, wer nicht Aergerniß nimmt an mir! Matth. 11, 5—6.

Es sey uns nun vergönnt, den Gang und die wesentlichsten Momente der Untersuchung etwas näher anzudeuten:

Es ist zu allen Zeiten und selbst von der Kirche anerkannt worden, daß etwas Christliches im Plato liege [1]. Wenn mehrere, besonders lateinische Väter, meist veranlaßt durch ihren Kampf gegen den Neuplatonismus, und die demselben zuneigenden Tendenzen in der Kirche selbst, feindselig gegen ihn auftraten, so galt es bloß der Anmaßung des Philosophismus an und für sich, ohne Beziehung auf Christum und sein Heilswerk, Quelle der Wahrheit und Tugend seyn zu wollen.

Der nächste Grund dieser Anerkennung waren wohl die vielen christlich klingenden Lehren im Plato [2]. »Ich muß Gott mehr gehorchen, als Euch, den Menschen,« sagt der Platonische Socrates vor dem Areopag (apolog. ed. Steph. p. 29), wie die Apostel vor dem Synhedrium. Die Stelle der Republik (rep. 9, 591), wo vom Staat im Innern des Menschen die Rede ist, erinnert an den Spruch des Herrn: »das Reich Gottes ist inwendig in Euch.« Der Zustand der Seligen, das Wesen der Liebe (Phaedon 81, Convent. 197) wird im Plato fast mit denselben Worten geschildert, wie im Evangelium, und dergleichen Parallelstellen ließen sich bis in die Hunderte vermehren. Die eigenthümliche Würde des Menschen, der Glaube an Gottes Vorsehung und Güte, die Polemik gegen die Sophisten, die Pharisäer der Philosophie, gegen die Schlemmer und Wollüstlinge, das tiefe Gefühl von der Flucht des Werdens, der Schwierigkeit, das Wesenhafte festzuhalten, seine Begriffe von Gott, selbst die Benennungen, die er dem höchsten Wesen gibt, die Sorge um das Seelenheil, das Vertrauen auf eine Zukunft jenseits des Grabes, die erschütternde Aussicht auf ein letztes Gericht, die Scheu vor der Welt und der in ihr herrschenden Sünde, das Bewußtseyn des steten Kampfes des Menschen mit sich selbst; —

---

1 Vergl. Justin. M. apolog. 2, 97; 1, 55; dial. c. Tryph. 109; Athenagoras leg. 284; 292; 295 (ed. Hagae 1742 fol.) Clemens Alex. Eusebius Caesar.; Theodoret.; Augustin. civ. Dei 8, 4; 8, 5; 11, 5; de vera rel. 3, 3; 4, 7; confes. 7, 20; Rösler Bibl. der Kirchenväter, 3, 18. Clauser apologetae eccl. christ. Platonis etc. Havn. 1817. 8.

2 Vergl. Fr. Patricius, Aristoteles exotericus in opp. Ferrarae 1591 fol. Livius Galantes de christ. theol. e. platonica comp. Bol. 1627. fol. Luxdorphiana e Platone 2 M. ed. Worm. Kop. 1801 i. u. a. m.

Digitized by Google

alles Lehren Plato's — trägt durchaus den Charakter des Chriſtlichen an ſich. In ſeiner Republik ſtellt er Geſetze und Einrichtungen auf, die mit den moſaiſchen befremdende Aehnlichkeit haben, und oft — wie da, wo er von den leidenden Gerechten ſpricht (rep. 2, 361; Gorg. 486) — wird er ſogar prophetiſch; ſelbſt der Backenſtreich, den ſich der edle Dulder von der gemeinen Rohheit gefallen laſſen muß, wird nicht vergeſſen. —

Was können aber dieſe Stellen beweiſen, als eine theilweiſe, vielleicht nur zufällige und äußere Aehnlichkeit? Könnten ihnen nicht andere, der Lehre des Evangeliums widerſprechende entgegen geſtellt werden? Geben ſie Aufſchluß über das Princip der Platoniſchen Lehre und das Verhältniß eben dieſes Principes zum Chriſtenthum? — Dieſe Aehnlichkeit liegt aber noch weniger in der ſentimentalen, ſchwärmeriſchen und idealiſtiſchen Richtung, die man beiden, dem Platonismus wie dem Chriſtenthume, zuſchreibt. Gefühle ohne Thaten, oder verſchwendet an Objecte von weniger als dem höchſten unvergänglichen Werthe, Beſtrebungen über das Maß des wirklich gegebenen Lebens, Standes und Berufes hinaus, und eine Tugend, die hier auf Erden nicht geübt werden kann, ſind dem Weſen des Chriſtenthums fremd. Was Plato betrifft, ſo iſt er ſo wenig ſentimental und ſchwärmeriſch, wie das geſammte claſſiſche Alterthum; das wehmüthig Weiche und Schmerzensſelige, das der modernen Sentimentalität ſo vorzüglich eigen iſt, war dieſem eine ganz unbekannte Erſcheinung. Plato verachtet die Gefühle (Philebus 27; 53; Timaeus 52), ſucht ihren Urſprung im ſterblichen und unvernünftigen Seelentheil (Tim. 69), behauptet ihre Werthloſigkeit in Beziehung auf Wiſſenſchaft und Sittlichkeit (Phaed. 66; 83; rep. 7, 519). Seine Sittenlehre iſt der Stoa verwandt; im Staate verlangt er unbeugſame Herrſchaft des Geſetzes; bis zur Gemeinſchaft der Weiber, Ausſetzung der ſchwächlichen Kinder, ſteigert er dieſe Sorge für das Staatswohl. Was man von der ſogenannten Platoniſchen Liebe ſagt, iſt ſpätere Erfindung, ſelbſt das bekannte Bild von den zwei ſich ſuchenden Hälften, das von liebenden Seelen ſo geprieſen wird, erſcheint beim Plato (Conv. 185—192) in dem Munde des Komikers Ariſtophanes als Ausdruck des Spottes und der Ironie. Verſteht man ferner unter Idealismus eine krankhafte Schwäche, die aus Ueberdruß an der Wirklichkeit ſich in ſich ſelbſt zurückzieht und unthätig Bilder eines beliebigen ſchönern Daſeyns ſich entwirft; ſo kann man Plato auch nicht idealiſtiſch nennen, bei allem dem, daß auch er die Fäulniß der Welt erkennt und ein Beſſeres beabſichtigt, das erſt ſpät, vielleicht nie zu erreichen. Denn was Plato tadelt, iſt das Schlechte, Willkührliche, Zerſtreuende; was er will, iſt nicht Erſchlaffung, ſondern Erſtarkung und Sammlung der Seelenkraft. Er träumt nicht, ſondern denkt; nur das beſtimmt und klar Erkannte iſt ihm Ideal. Er dringt im Allgemeinen, wo nicht die unſägliche Verderbtheit des vielgeprieſenen Athens ihn verzweifeln macht, auf Thätigkeit nach Außen, auf Wirkſamkeit für's gemeine Wohl. Er verachtet nicht, er ehrt das Alte, Ueberlieferte, die vaterländiſchen Götter, Sitten und Geſetze. Uebrigens ſoll hiemit nicht geläugnet ſeyn, daß Plato's Philoſophie einem wiſſenſchaftlichen Idealismus zugethan geweſen, daß ſie die geiſtige Idee von der empiriſchen Kenntniß, das Bewußtſeyn der Subſtantialität des Geiſtes vor jenem ſeiner Beſchränktheit und Bedingtheit ausgebildet, und eben deßwegen theils die Abirrung des ſpätern Neuplatonismus möglich gemacht, theils den Gegenſatz des Ariſtotelismus ins Leben gerufen habe.

Um das Chriſtliche im Plato herauszufinden, thut vor Allem Noth eine lebendige Erkenntniß Plato's. Nicht dem erſten Auffaſſen gibt er ſich hin, ſeine Breite kann ermüden, die dialogiſche Form manierirt dünken, und daß die Unterſuchung faſt nie vollendet erſcheint als Unvollkommenheit ſich aufdrängen. Plato will als organiſches Ganzes erfaßt werden, als ſtetes Emporbilden aus Einem Mittelpuncte, mit durchgängiger Bezugigkeit der einzelnen Theile. Dann erſt erſieht man, wie der Platoniſche Gedanke, daß der Geiſt die ihm angemeſſene Form ſich ſelbſt bilde, thatkräftig in ſeinen Schriften ausgeprägt iſt. Ihre edle Einfalt, die dialectiſche Künſtlichkeit, die Begeiſterung für alles Schöne und Gute, die hohe und heitere Ironie, die in alle Wirren Maß, Ausblick und Vermittlung bringt, die Angſt und Kümmerniß des Lebens ſtandhaft von den freien Höhen der Weisheit abwehrt, wie es ihm durchaus nicht um das Anlehnen eines in der Form feſtgenannten Syſtems, ſondern um Aufregung und Entwicklung des innerſten Selbſts zu thun ſey, das durchgängig Sachgemäße, der gebildete Ton ſeiner Schreibart, alles gewinnt tiefe zuſammenſtimmende Bedeutung.

Was nun die Philoſophie Plato's betrifft, ſo gibt der Verfaſſer im 4. Capitel ſeines Buchs eine Darſtellung derſelben, die tiefer und auf kürzerem und leichterem Wege in das Verſtändniß derſelben einführt, als ſelbſt Schleiermacher, Ritter und Aſt. Plato iſt tief ergriffen von der Mangelhaftigkeit des irdiſchen Beſtandes und der Nothwendigkeit, zur Rettung des eigenen Selbſts über die Erſcheinungswelt hinauszugreifen. Mit demantnen Ketten hält er feſt: Es gibt ein Seyendes im Werden, ein Bleibendes im Wechſel, ein Ueberſinnliches in der Sinnenwelt, und dieſes iſt erkennbar, und (was mit dem wahren Erkennen identiſch iſt) darſtellbar im Leben, was auch Sophiſt und Scepticker dagegen ſagen. Ein ſolches Seyendes iſt nun unſer Geiſt, ein Abglanz der ewigen Idee! Im weitern Nachweiſe dieſes Grundgedankens ſtellt ſich ihm heraus, wie das lebendige Bewußtſeyn des Einen und ewigen Geiſtes durch das All der Dinge ziehe und darum eine ewige Analogie dasſelbe durchdringe und erkläre, und den Zuſammenhang zwiſchen dem Vereinzelten und Auein-

Digitized by Google

andergeworfenen wieder herstelle. Denn die Welt ist aus der Einheit und Einfachheit des Seyns herausgetreten und ist zur Mannigfaltigkeit und zum Wechsel geworden, sie muß daher zu jener wieder zurückgeleitet werden. Dieses leistet dem Einzelnen die Philosophie, das Besinnen und Sammeln seiner selbst, für das All wirkt in dieser Richtung der Geist, der es durchseelt. Dieses System (von dem hier natürlich nur die äußersten Umrisse gegeben werden konnten) ist nun einzureihen in die Stufe, die es in der Geschichte der menschlichen Entwicklung einnimmt, und zu beurtheilen aus dem Standpuncte einer höheren Wahrheit, und hier zeigt sich die einzige Unvollkommenheit und Schwankung, die wir dem achtungswürdigen Verf. vorliegenden Buches vorzuwerfen hätten, und die, leider! nicht ohne Einfluß auf die Präcision der endlichen Lösung seiner Aufgabe geblieben ist. Plato bezeichnet — um hierin den Verf. zu ergänzen — jenen Punct der Entwicklung, wo der Denkgeist in der Betrachtung der Natur dahin kam, sich von derselben im Wesen *verschieden*, über dieselbe *erhaben* zu fühlen. Die alten hundertköpfigen Naturkräfte, die Titanide n stürzen, und ein jüngeres, von der Zeit gebornes Göttergeschlecht, mit menschlichem Antlitz, menschlicher Größe und Leidenschaft, besteigt den Thron des Olymps. Allein, wenn auch der Geist seiner gesonderten *Existenz* und theilweise selbst seiner besonderen *Lebensaufgabe* inne ward; so hatte er doch noch nicht gelernt, das Besondere seiner *Lebensform* (und hierdurch seiner gesonderten Substantialität) auszufassen. Er übertrug den *Begriff*, die fortschreitende Besonderung und rückschreitende Verallgemeinerung, die er in der Natur beobachtete, auf das eigene Seyn, und ließ dasselbe darin aufgehen. Das Mannigfaltige aufgeben und auf die Einheit zurückgehen; die Einzelheit dem Allgemeinen unterordnen; das einfache Seyn, wie es in die Besonderungen auseinander tritt; den Antrieb zur Besonderung und Zerstreuung als das eigentlich Böse betrachten; überall kehrt im Plato dieser Mißgriff wieder. Das Allgemeine, das Gegensatzlose, das Einfache, das ist ihm das Göttliche, Ewige, Absolute, und alles was ist, ist Besonderung, Emanation, Differenz desselben. Die Persönlichkeit (Ichheit) in ihrer gesetzmäßigen, wahrhaften Bedeutung, ist ihm fremd, im creatürlichen wie im absoluten Leben. Er kennt kein persönliches Verdienst, kein persönliches Verschulden, keine Dreieinigkeit, keine Schöpfung, keinen lebendigen persönlichen Heiland auf Erden.

(Der Schluß folgt.)

Von der stete ampten und von der fursten ratgeben, ein deutsches Lehr- und Spruchgedicht aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Zum ersten Male herausgegeben v. Dr. Aug. Friedrich Chrn. Vilmar. Marburg 1835. 23 S. 4.

Das in Hagen und Büsching's Grundriß (S. 420—421) aus einer Berliner Handschrift aufgeführte Gedicht von einer *Stadtverfassung* umfaßt nur die Verse 109—352 des vorliegenden, welches 1292 stark ist, und in der Landesbibliothek zu Fulda aufbewahrt wird (Pergament-Codex in Folio, Nr. 199, das *Kaiserrecht*, Bl. 55 c. bis 55 d.). Die Veröffentlichung verdient in jeder Rücksicht dankbare Anerkennung. Abgesehen von dem Gewinne für Sprachforschung und Rechtsgeschichte, wird es nur aus solchen Mittheilungen möglich, in die Denkweise des Mittelalters immer tiefer einzudringen. Das Gedicht zerfällt in zwei Theile; »der erste reicht von v. 1 bis 677, und enthält außer der Vorrede Regeln für das Verhalten der Stadtheamten, aus der unmittelbaren Anschauung geschöpft und lebendig dargestellt, ohne Beimischung von Theorie und Bücherweisheit; der *zweite* Theil, von v. 678 bis 1292, ist überschrieben: *Von der Fursten Ratgeben*, und handelt dieses Thema zwar auch lebendig und naiv, doch nicht ohne bedeutende Zusätze aus dem Schatze des gelehrten Wissens, welcher dem Verfasser zu Gebothe stehen mochte, ab; so werden citirt Hieronymus, Augustinus, Aristoteles und Cicero (der heidnische Meister Tullius, v. 1020); dieß und die Aufzählung der sieben Laster von v. 996 an, geben diesem zweiten Theile weit mehr als dem ersten den Anschein eines absichtlichen Lehrgedichts, welchem eben so viel Abstraction, als lebendige Anschauung zum Grunde liegt. Doch hat auch dieser Abschnitt des Gedichtes noch immer große Vorzüge vor den »*getruwe rät*« des Aristoteles (Cod. pal. 355), und den »*drei rät*« desselben an Alexander (zu München, Doceu Misc. 139—140), welche ebenfalls dem 15ten Jahrhundert angehören, und verwandten Inhalts sind.«

Der Umstand, daß der Kölner Codex des Kaiserrechts auch das Kölner Stadtrecht, der Eschweger das Eschweger Stadtrecht, und mehrere andere Eschweger Statuten enthält, läßt den gewandten Herausgeber vermuthen, »es habe dieses Gedicht in dem für Fulda bestimmten Rechtsbuche die Stelle des, hierher eigentlich gehörigen Fuldaer Stadtrechts vertreten sollen;« zumal die Handschrift auf Bl. 1—2 auch wirklich mehrere besondere Rechte der Stadt Fulda enthält.

Die Schlacht bei Hohenfriedberg (am 4. Junius 1745). Nach den vorhandenen Quellen bearbeitet von v. Damitz, königl. preußischem Hauptmann, Ritter ꝛc. Glogau, Flemming, 1835. 30 S. 8. Mit Tabellen und einem großen Plane.

Die »Oestreichische militärische Zeitschrift« hat mit dem dritten Bande des Jahrganges 1825, als Fortsetzung einer Geschichte des zweiten schlesischen Krieges den Feldzug von 1745 geliefert, worin die genannte Schlacht nach vaterländischen Originalquellen wahr, umständlich und mit vieler Sach-

Digitized by Google

kenntniß beschrieben wird. Dieser treffliche Aufsatz ist dem Verfasser des vorliegenden Werkchens entgangen, und so sah er sich denn genöthigt, bald den Mangel österreichischer Nachrichten zu behaupten (S. 14), und wiederhohlt die Geständnisse eines österreichischen Veterans, welche in zwei Bänden erschienen sind, als Quelle anzuführen. Wir können hier weder berichtigend noch ergänzend einschreiten; Freunden der Geschichte wird es genügen, auf das vorhandene Bessere hingedeutet zu sehen. Wenn z. B. der Vers. S. 6 bei Eroberung der Festung Cosel sagt: »Ein aus der Garnison desertirter Fähnrich soll dem Oberst en Buccow hierbei den leichtesten Weg zum Angriff gewiesen haben,« kann man in der Oesterr. milit. Zeitschrift S. 25 lesen: »Nachdem Buccow in Reuchsdorf seine Truppen geordnet, führte sie der preußische Fähnrich verdeckt, längs eines Dammes, bis nahe an den Punct, wo sie über den, bei 50 Schritte breiten Graben gehen sollten. Die Posten in der Festung wurden regelmäßig eine Stunde nach Mitternacht abgelöst, worauf gewöhnlich um 2 Uhr eine Patrouille ging. Die Oesterreicher warteten in größter Stille die Ablösung und den Gang der Patrouille ab; als sie vorüber war, stieg der Fähnrich, mit einem Corporale und zwölf freiwilligen Panduren, in den Graben. Er kam glücklich auf die andere Seite, worauf 200 Panduren denselben Weg einschlugen u. s. w.« ck.

Literarische Notizen.

Das von Christian Kapp für 1836 herausgegebene Taschenbuch: »Hertha,« das sich durch geschmackvolle Ausstattung eben nicht auszeichnet, enthält mehrere, wenn auch nicht immer neue, doch vielfach interessante Aufsätze. Wir rechnen hierher die von Friedrich Rückert mitgetheilten »Lieder und Sprüche der Minnesänger«; einige Volkslieder, nach einer Handschrift des 17ten Jahrhunderts, von Rochholz bearbeitet; die populär gehaltene Abhandlung: »Ueber den Ursprung des Welthandels der alten Völker« und die kleine, von Rochholz wiedererzählte altfranzösische Novelle: »Pontus und Sidonia,« welche schon im 15ten Jahrhundert von Eleonore Stuart, der Tochter des unglücklichen Schottenkönigs Jacob I., und Gemahlin des Erzherzogs Sigismund von Oesterreich in das Lateinische und Deutsche übersetzt wurde. Als Titelkupfer erscheint das Bildniß Kaiser Ferdinand's I., und zum Behufe einiger geographischen Aufsätze, unter denen besonders die Artikel: »Die Sterblichkeit der Erde« und »die unterseeischen Inseln und Gebirge« durch wissenschaftliche Klarheit und schöne Darstellung hervortreten, ist eine Karte beigegeben, welche einen Panigiob der Antipoden, oder der größten Entfernungen der Erde darbiethet.

Die königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt setzt einen Preis von 20 Stück Friedrichsd'or auf die genügende Beantwortung folgender Frage: »Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?« Zur Feststellung der Vorfrage wird eine genaue Vergleichung der gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse, der Gewerbe und des Handels, des Vermögens und Nahrungsstandes, der Lebensweise und der Bedürfnisse der mittlern und unteru Volksclassen in der zweiten Hälfte des letzt verflossenen Jahrhunderts, und in der Zeit vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bis zum hergestellten Frieden, nach dem Befreiungskriege mit dem Zustande der gegenwärtigen Zeit erfordert. Bei der Erörterung der Mittel zur Abhülfe, ist besonders die Frage zu beantworten: ob die Anlegung von Armen-Colonien, dergleichen in den Niederlanden bestehen, auch für Deutschland, namentlich für Mittel-Deutschland, anzurathen, auf welche Weise sie zu bewirken, und welche Einrichtung den Colonien zu geben sey, um, in Beziehung auf das ökonomische und polizeiliche Interesse, so wie auf das sittliche und religiöse Bedürfniß der Anbauer, den Zweck genügend zu erreichen.

Die Preisbewerber haben ihre Arbeiten bis spätestens Ende Septembers 1836 an den Secretär der Akademie, Professor Mensing, portofrei einzusenden.

Unter der Menge von Weltgeschichten, welche alljährig aus der Presse hervorgehen, nimmt Heinrich Leo's »Lehrbuch der Universalgeschichte, zum Gebrauche der höheren Unterrichtsanstalten« einen ausgezeichneten Platz ein. Der erste Band, welcher im vergangenen Jahre erschienen ist, enthält eine sehr markige Einleitung in die alte Geschichte. »Man ist,« sagt der Referent in den Götting'schen gelehrten Anzeigen, »aus den früheren Werken des Verfassers es schon gewohnt, ihn nicht als blosden Compilator und Nachschreiber, sondern als Selbstforscher auftreten zu sehen, und wird es daher im Voraus erwarten, daß er diesen Charakter auch hier nicht verläugnet hat, auch da, wo man gegen die von ihm gegebenen Resultate Zweifel hegen möchte.«

Aus den zahlreichen Winken und kritischen Erläuterungen, welche der gelehrte Humboldt in seinem Werke: Examen critique de l'histoire de la géographie etc. über die Lebensumstände des Columbus, so wie dessen Kenntnisse gibt, heben wir hier die Bemerkung hervor, wie Columbus vorzüglich durch das im Jahre 1410 verfaßte Werk des Cardinals Pierre d'Ailly: Imago mundi geleitet wurde. Die kosmographischen Ansichten dieses Werkes machte er sich so sehr zu eigen, daß er nicht nur mehrere Stellen desselben in seinen Profecias aufschrieb, sondern auch in dem aus Haiti im Jahre 1498 an den spanischen Monarchen gerichteten Briefe aus demselben die Erörterungen über den angeblich geringen Umfang des Meeres aufnahm; welche Humboldt zugleich als aus dem von Cardinal d'Ailly nie genannten Opus majus des Franciskaners Roger Bacon (1297) von seinem wörtlich entlehnt nachweist, so daß es die Worte dieses so hoch über seiner Zeit stehenden Mannes sind, welche den Columbus ohne sein Wissen leiteten, so daß also die Gedanken des tief forschenden einsamen Mönches unverloren nach zwei Jahrhunderten die goldenen Früchte des gediegenen Saatkornes ihrer Verheißung trugen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitscheist für Geschichts- und Staatskunde.)

3. Sonnabend, den 9. Jänner 1836.

Das Christliche im Plato und in der Platonischen Philosophie. Entwickelt und hervorgehoben von Dr. C. Ackermann, Archidiaconus zu Jena. Hamburg, bei Friedrich Perthes. 1835. XX und 353 S. 8.

(Schluß.)

Das Wesen des Platonismus wäre nun erkannt, worin besteht aber das Wesen des Christenthums? — Mitten in der üppigen Lebendigkeit der Natur und all dem Schönen und Guten, das sich im Kreise der Menschheit regt, schleicht durch die letztere ein Zug des Unheils, des Grauens und der Zerwürfniß. Der Schmerz des Lebens ist tief und allgemein, desto schrecklicher, in je höhere Sphären er aufsteigt, und darum so entsetzlich, weil im Menschenleben der Schmerz bewußte Wesen, selbstständige Persönlichkeiten angreift, Wesen, wo der Segen des Einen nicht mit dem Unheil des Andern erkauft werden darf, wo die Empfindung nachwirkt in die Zukunft, Furcht und Rückerinnerung kennt, sich Andern mittheilt und tiefer geht. Dieses Unheil, es ist von dem Gefühl der Schuld begleitet. Es als angeschaffen erklären, hieße alle Hoffnung und Möglichkeit des Andersseyn aufgeben. „Das Leben fühlt seine Schuld," ruft der Verf. aus, „und will sie bezahlen; daher seine nie ruhende Hast, alle seine Momente auszufüllen; daher sein Mißmuth, über das sich immer wieder aufdrängende Gefühl der Leere; daher sein Sinnen und Denken auf Genugthuungswerke und Entsühnungsmittel; daher der ungeheure Ernst seiner Schuldopfer, Strafen, Büßungen und Selbstpeinigungen; daher die Strenge seiner Ordensgelübde und Priesterregeln; daher die Menge und Mannigfaltigkeit seiner heiligen Gebräuche, seiner Weihen und Reinigungen, seiner Gebethe und Mysterien. Das Leben ahnt den Abstand seiner Wirklichkeit von der Idee, und erkennt ihn immer mehr, je mehr das Bewußtseyn sich entwickelt; daher sein beständiges Schwanken zwischen dem Erhabenen und Gemeinen; daher die Unzahl seiner aus dem innern Zwiespalt überall hervorbrechenden Widersprüche; daher sein Streben nach Besonnenheit und nach Betäubung, sein Drang, sich zu fassen und sich los zu werden; daher sein Umsichgreifen nach festen Haltpuncten, sein Verlangen nach kräftigen Reihen, Erregungen und Erhebungen; daher sein ewiger Schmerz und seine ewige Klage über das traumartige Nichts seiner vergänglichen Herrlichkeit und Mühe; daher sein ungestilltes Sehnen nach einem reinen und dauernden Glück« u. s. w. [1].

Wer soll nun dem Leben der Heiland seyn? — Die Natur? Sie wirkt in jene höhern Lebenssphären nicht hinüber, nimmt Farbe nnd Gestaltung vom Geiste an. — Die Kunst? Sie berührt das Uebel als solches nicht; sie kann es nicht entfernen, sondern höchstens auf Augenblicke vergessen machen. — Wissenschaft, Philosophie? Sie können über das Bestehende nicht hinaus, sind bloß Dolmetsche desselben, wirken nur auf wenige Auserwählte. — Die Civilisation? Sie vermehrt die Uebel wie die Vorzüge des Menschen, gibt dem Laster höchstens raffinirtere Formen. — Die Moral? Sie ist das Gesetz des Lebens und nicht die Kraft, die es erfüllt; ist für sich wirkungslose Erkenntniß. — Wir sehen also, daß sich die angestammte Ueberzeugung der Menschheit bestätige, wie nur von der Religion diese Restauration des Le-

[1] Um von der staunenswerthen Belesenheit des Verf. einen Begriff zu geben, mögen hier die Werke folgen, aus denen er Stellen für die einzelnen Theile dieses Satzes anführt: August. epist.; Luther; Herodot; Gesenius; Voltaire; Baumgarten-Crusius; Baur Apollonius von Tyana; Ritter Gesch. der Phil.; Neander Kirchengesch.; Förstemann, die christl. Geisterergesellschaften; Fichte, Sätze zur Vorschule der Theol.; Katechismus der Schwanen in Illgen's Zeitschr. für histor. Theol.; v. Göcking, Leben des Dom Armand ꝛc., Abtes von la Trappe; — Zendavesta von Kleuker; Matthies baptismatis expos. bibl. hist. dogm. — Creuzer, Symbolik und Mythologie — Goethe nachgelassene Werke — Hegel, Phänomenologie; Pascal. pensées; Claudius sämmtliche Werke. — Martin l'homme de désir. — Prediger Salomons; Tholuck von der Sünde und dem Versöhnen; Hamann sämmtliche Werke. — Auch ist es nicht Ostentation, was aus diesen Belegen hervorleuchtet, sondern sie dienen stets zum Feststellen der Thatsache, Beleuchtung des Begriffs; Darlegung des tiefgefühltesten, beredtesten Ausdruckes für die Sache. Wie denn Martin sagt: Tu n'es pas à la place ici bas; un seul de tes désirs moreaux, une seule de tes inquietudes prouve plus la dégradation de notre espèce, que tous les argumens des philosophes ne prouvent le contraire, oder Tholuck: »Ohne die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß keine Himmelfahrt der Gotteserkenntniß.

Digitized by Google

bens zu erwarten ſey. Nun aber erſcheint in Chriſtus das Leben als ein ſolches freudiges, friſches, klares, in ſich und in Gott geeintes, heiliges und liebvolles, wie wir es erſehnen. Es wirkt nach Außen, nach Innen, in die Weite, die Tiefe; — es ruft in jedem, der es gläubig aufnimmt, ähnliche Wirkungen hervor; wird hiſtoriſch als Heil der Welt prophezeit, verkündigt, dargethan, iſt für alle Claſſen und Stände, alle Zeiten und Völker beſtimmt. Das Chriſtenthum iſt nicht düſter und trübe, es tödtet das Fleiſch nicht — wie die Schule St. Simons meint — es „ſchließt, wohin es kömmt, alles Unheil und Sündenelend aus, und die Fülle von Leben und Seligkeit ein; denn es beſteht ſeinem Weſen nach in der kräftigen Gegenwart des Herrn und ſeiner Liebe, die überall da, wo ſie iſt, ſein Leben, ſeine Freiheit und ſeinen Frieden wirkt[1].“ — Was es zu ſeiner Annahme voraus-ſetzt, iſt gerade das, was wir im Leben ausgedrückt gefunden haben, das Gefühl der Vergänglichkeit und Sündhaftigkeit neben dem Bewußtſeyn der hohen Würde und Beſtimmung des Menſchen.

Eine Zuſammenſtellung des hier vom Chriſtenthume, und früher vom Syſteme Plato's Geſagten zeigt nun auch, worin das Chriſtliche im Plato beſtehe, in der Feſthaltung der Würde des Geiſtes nämlich, ſeiner hohen Aufgabe (die in allen Beziehungen des Daſeyns wiederkehrt), und der Schwierigkeit, ſie mitten unter den Stürmen dieſer Erde zu löſen. Da wo dieſes Bewußtſeyn erwacht iſt, und mit ihm das Bedürfniß und die Sehnſucht nach dem Heile, da kann das Chriſtenthum in ſeiner Wahrheit erkannt und die frohe Bothſchaft angenommen werden; das Auge iſt fromenhaft geworden und kann das Licht ſchauen. Aus dieſem Grunde, hätte der Verfaſſer hier bemerken können, fand auch das Chriſtenthum bei den Nationen, wo dieſes Bewußtſeyn lebendig war, wie bei den Occidentalen überhaupt, ſchnellen Eingang, während dort, wo die Allvergötterung in der einen oder andern ihrer mannigfachen, ſinn- und herzbethörenden Formen ihre Herrſchaft gegründet, wie insbeſondere in Oſtindien, die glühendſten Anſtrengungen für Verbreitung der Lehre keinen, nur einigen Maßen ausgebreiteten und andauernden Erfolg hatten, wenigſtens bei jenen Claſſen, denen der Anſpruch einer höhern Stufe der göttlichen Emanation geworden war.

Als das Nicht- und Unchriſtliche im Plato führt der Verf. einige Einzelheiten an, die er zum Theile als Unweſentliches betrachtet und aus dem Bildungsſtande der Nation zu erklären ſucht. Den Vorwurf des Pantheism, der dem Plato oftmals gemacht worden, lehnt er zwar nicht entſchieden ab, aber er ſtellt letztern als einen Wirbel dar, dem man nur entgeht, um an der ſtarren Klippe des abſtracten, gottentfremdeten Deismus zu ſcheitern, ſo daß fromme Gemüther ſich leichter für den erſten entſcheiden. Als der alleinige weſentliche Unterſchied zwiſchen Platonismus und Chriſtenthum, gilt ihm daher, wie Anfangs erwähnt, nur der, daß Plato das Heil nur bezwecke, Chriſtus aber gebe.

Letzteres iſt nun freilich wahr, es gibt nur Ein Heil und dieſes iſt Chriſtus, der durch ſein freies Verdienſt die Schuld vom Geſchlechte getilgt hat; aber dieſer Gegenſatz *in ſeiner* Allgemeinheit eignet ſich mehr zur Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Philoſophie und Chriſtenthum überhaupt, als daß er eine beſondere Beziehung zur Lehre Plato's hätte; ſo wie jene Einzelheiten als ſolche allerdings nicht ein Urtheil über das Weſen der Platoniſchen Philoſophie erlauben. Der Unterſchied zwiſchen Platonismus und Chriſtenthum, dasjenige, was die Kirche manchmal jenen als ihren bitterſten Feind fürchten hieß, was einen Bellarmin beſtimmte, ſeine Einführung in die Schulen (an die Stelle der peripatetiſchen Syſteme) teuer oder vielmehr gerade wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem Chriſtenthum zu widerrathen, liegt — in der Vergöttlichung des menſchlichen Geiſtes, die, wie wir bemerkten, *im urſprünglichen* Zuſammenhang mit dem Verkennen ſeiner weſenhaften (vom Daſeyn der Natur qualitativ verſchiedenen) Lebensform ſtand. Darum weiß er von keiner Sünde, keiner Schuld, darum glaubt er durch Philoſophie allein, durch Feſthalten an das Weſen des Menſchengeiſtes, das Heil gründen zu können; darum hat er keinen perſönlichen Gott, keinen Schöpfer, keinen Erlöſer; darum ſteht die Eimaemene (das Fatum) feſter über der Idee und ihren wirkenden Kräften; darum fällt der Abfall der Welt in ihrer Mannigfaltigkeit mit ihrem Daſeyn zuſammen u. ſ. w.

Nur durch die Erkenntniß: der Menſch iſt nicht Gott, ſondern Geſchöpf Gottes, er iſt Ebenbild, aber nicht Theil, Ausfluß von ihm; er ſteht mit ihm in perſönlichem Wechſelverkehr und nicht in weſentlicher Einheit; er kann und ſoll nach der Vereinigung mit Gott ſtreben, aber nicht nach dem Aufgehn in Gott, mit Verluſt ſeiner Selbſtheit und des Bewußtſeyns derſelben, iſt dem Pantheismus Thor und Riegel vorgeſchoben. — Dieß iſt der große Grundzug des Chriſtenthums, der es durch und durch von jenen indiſchen Ueberlieferungen ſcheidet, die auch von Immanationen des Logos, Vermittlungen und Erlöſungen ſprechen, jedoch immer auf einen vorweltlichen (metaphyſiſchen, nicht ethiſchen) Niederſchlag und eine nachweltliche Auflöſung des Gewordenen in das Urſeyn hinauskommen. Es bewährt ſich hier bei dieſer All-Eins-Setzung der Creatur mit dem Creator, gegen Beſtrebungen des Myſticismus

[1] Der Verfaſſer geſtehet ein, das Weſen des Chriſtenthums in ſeiner Darſtellung nicht verſchöpft zu haben, wie dieß auch nicht in ſeiner Aufgabe gelegen; darum glauben auch wir, uns der Polemik gegen Manches, was in dieſer Darſtellung ſchillernd oder unbeſtimmt erſcheint, enthalten zu ſollen.

Digitized by Google

aller Art, die alte Regel: Was Gott getrennt hat, soll der Mensch nicht binden, und umgekehrt!

Dr. C. F. Hock.

Denkmal den berühmten musikalischen Künstlern: Mozart, Beethoven, Hummel, Kalkbrenner, Field, Weber, Ries, Moscheles, Czerny, geweiht von Freiherrn G. A. v. Maltitz und Andern. Mit 9 Porträts. Leipzig, Hamburg und Itzehoe, Schuberth und Niemayer. 8.

Das verschiedene Papier, der verschiedene Druck, die ganz regellose Paginirung, der, nach jedem Porträt, auf dem Schmutztitel wieder angeführte Verlag, die Inconsequenz, daß Mozart voran genannt und doch mit Beethoven angefangen wird, die noch größere, daß bei Kalkbrenner von »vorausgehenden Notiz über Weber« gesprochen wird, während diese erst weit hinten nachfolgt, die willkührliche, weder begründete, noch geordnete Auswahl der Biographien, — alle diese Umstände deuten darauf hin, daß die Verleger, die bisher die Kupferstiche mit angehängter Lebensbeschreibung einzeln verkauften, sich entschlossen, ein Heft daraus zu machen, und es den Liebhabern Vollhymniens für ihr Geld, den Pränumeranten gewisser, bei ihnen verlegter Artikel gratis anzubieten. Auch so noch verdient das Anerbieten Dank und Annahme. Nur versteht es sich, daß der Maßstab ernster und steenger Kritik an ein solches Unternehmen nicht zu legen ist. Die Stahlstiche von C. Mayer aus Nürnberg, sind hübsch und ähnlich genug, wenn gleich Czerny mit Halstuch, Kragen, Frack und Gilet aus Wolken schauend, sich wunderlich ausnimmt. Bei Beethoven ist's ein anderes; der gehört über die Wolken, und hat obendrein Frack und Weste zurückgelassen. Der Text reicht eben hin, um einen Begriff von, und eine Erinnerung an jene Künstler zu geben; eine theoretische Würdigung erwarte Niemand. Statt ihrer dienen eingestreute emphatische Vergleiche und Tiraden. Am unangenehmsten ist dieß bei Beethoven und Mozart, weil sie die tiefsten sind. In wie fern Freih. v. Maltitz an diesem Text Antheil hat, ist niegends ausgedrückt. Sein, bei Mozart eingeschobenes Gedicht ist sehr schwach gerathen; der Volkston läßt überhaupt nicht mit sich spielen. — Die Auswahl könnte einen Nichtkenner zu dem Wahne verführen, als seyen dieß die neun größten Componisten Deutschlands, und Händel, Gluck und Haydn gehöreten nicht dazu. Da einer der Verleger Schuberth heißt, so hätte ihn sein Name an unsern zu früh! geschiedenen Sänger erinnern können, der, da er im Liede einzig ist, seinen Platz im Tempel verdient. Züge zu seiner Biographie und Charakteristik findet man in Hormayr's Archiv (Jahrg. 1829); sein Bildniß bat Passini nach Rieder sehr gut gestochen. Eine ausführlichere Kritik des Textes wird wohl Niemand verlangen; die Urtheile sind im Ganzen richtig, weil sie der Stimme des allgemeinen Gefühles nachgeschrieben sind; zum Widerspruch fordern sie nirgends auf. Das Ganze ist gut gemeint, und verdient, in den Händen der Musikfreunde zu seyn. Dem Mangel der Vollständigkeit würde eine Fortsetzung am besten abhelfen.

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Literarische Notiz.

Des Dänischen Staats-Rathes F. W. Otto »Reise durch Norwegen im Sommer 1832«, welche vergangenes Jahr bei Rücker in Berlin erschienen ist, gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen dieser Art. Zunächst die natürliche Beschaffenheit und den Culturzustand des Landes, Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Handel und Schifffahrt im Auge, zeigt sich der Verfasser durchgehends als einen gründlichen Beobachter und vielfach gewandten Schriftsteller. Wir wollen hier dessen Bemerkungen über die literarischen Bestrebungen Norwegens, und vorzugsweise der Universitätsstadt Christiania mittheilen, in der Ueberzeugung, Vielen unserer Leser dadurch einen wesentlichen Dienst zu leisten. »Die Anzahl der Buchhandlungen in Christiana ist 11, welche 25 Pressen beschäftigen. Die Verhandlungen des Storthings, die Universität und die zahlreichen öffentlichen Blätter, von welchen nicht weniger als neun theils täglich, theils wöchentlich ausgegeben werden, beschäftigen vorzüglich die Presse. Unter diesen Blättern nimmt als halboffiziell, indem darin die gerichtlichen Bekanntmachungen enthalten sind, die erste Stelle ein:

Rigstidende, herausgegeben vom Archivar Mulfsbere, Obrelehrer Döderlein und Büreau-Chef Bernhöft; erscheint Sonntags und Donnerstags.

Die übrigen Blätter führen folgende Titel:

Morgenbladet, herausgegeben vom Capitän Mariboe, enthält wöhend des Storthings die Verhandlungen desselben, ferner in die Staatswirthschaft und Staats-Oekonomie einschlagende Aufsätze, politische Nachrichten und öffentliche Anzeigen aller Art. Es erscheint täglich.

Handelstitenden, wozu den Redactn., dem Consul Björn und den Bevollmächtigten Treschow und Hansen die Listen der Ein- und Ausfuhr unmittelbar aus dem Finanz-, Handels- und Zoll-Departement mitgetheilt werden; enthält gleichfalls politische Nachrichten, und erscheint wöchentlich zwei Mahl.

Aftenbladet, oder Schilderung von Christiania und Stockholm, ein literarisches und politisches Blatt.

Staatsborgeren, redigirt von Sölvold; erscheint wöchentlich und maßt sich gleichsam das Amt eines öffentlichen Anklägers an, ohne weder durch Wahrheitsliebe noch billige Schonung, oder durch Vortrag und Einkleidung zu einem solchen mißlichen Amte befähigt zu seyn.

Folkebladet; dasselbe ist, wie das eben angeführte,

Digitized by Google

ein Oppositionsblatt, wird vom Kriegsrathe Flor herausgegeben, und ist nicht frei von dem Vorwurfe einer nicht seiten zu einseitigen Beurtheilung der Gegenstände.

Vidar, eine literarische Zeitung, welche der Studentenverein herausgibt, und einige Lectoren redigiren.

Christiania's Inteiligenzblätter, redigirt vom Büreau-Chef Busk, werden zum Besten des Waisenhauses herausgegeben und in der Druckerei desselben gedruckt.

Patronillen, vom Capitän Maridoe herausgegeben, ein früher mehr wie jetzt beliebtes Oppositionsblatt, dessen übrigens talentvoller Redacteur seine Leser vielleicht durch zu einseitige und zu ausführliche Behandlung der Gegenstände und zu häufige Beziehung auf sich selbst, von sich abwendig gemacht hat.

Außer den hier angeführten Blättern kommen in Christiania noch folgende Zeitschriften heraus:

Allmindelig Norsk Maanedskrift, vom Advokaten des höchsten Gerichts Hjelm.

Militair-Tidsskrift, von mehreren Officieren vierteljährlich herausgegeben.

Heftskrift for Almuen, von Heinrich Wergeland.

Theologisk Tidsskrift, vom Pastor Wexel.

Budstikken, ein Blatt für die Landökonomie, von der Gesellschaft für Norwegens Wohl herausgegeben; es erscheint zu unbestimmter Zeit.

An einem zweckmäßig abgefaßten Volksblatte hat es bisher gleichwohl gefehlt. Abgesehen von der bisherigen Mangelhaftigkeit der Volksschulen, scheint das Bedürfniß eines solchen gleichwohl durch die Tendenz gewisser Blätter, durch welche die Volksmeinung irre geführt zu werden in Gefahr geräth, hervorgerufen zu werden. Bei dieser Gelegenheit glaube ich die große Unparteilichkeit nicht unerwähnt lassen zu dürfen, welche von Seiten der Regierung in Ansehung solcher Blätter bewiesen wird, deren Redactoren in jedem andern Staate, England ausgenommen, das Mißfallen der Machthaber zu empfinden haben würden. Im richtigen Gefühl ihrer Würde läßt selbige nicht nur ungegründete mißbilligende Aeußerungen über die von ihr gewählten Maßregeln ungeahndet, sondern benutzt auch die gegebenen Winke, gerügte Mängel abzustellen, und Verbesserungen eintreten zu lassen. Dabei bleibt Einzelnen, welche durch Mißbrauch der Presse ihre Rechte verletzt glauben, unbenommen, den Beistand der Gerichte anzurufen. Eine Regierung, welche auf solche Weise die ihr gebührende Stellung gegen die Presse zu behaupten versteht, sichert sich unstreitig am besten wider ihre Verunglimpfungen.

Unter den hiesigen sechs Buchhandlungen der Herren von Cappelen, Hoppe, Dahl, Hartmann, Winther und Schive, ist die zuerst genannte die wichtigste. Sie stehen sämmtlich mit den Copenhagener Buchhandlungen, die beiden ersten auch mit dem deutschen Buchhandel, in Verbindung. Daß die dänische Literatur in Norwegen vorherrscht, ist ganz natürlich, theils wegen der Gleichheit der Sprachen, theils weil die hiesigen Verlagsartikel ziemlich kostbar sind, da solche nur ein beschränktes Publicum finden, und bei der geringeren Anzahl der Käufer der Preis der Bücher natürlich gesteigert wird. Ein Schriftsteller, der sich aber dennoch dazu entschließt, die Früchte seines Nachdenkens und Fleißes in Norwegischer Sprache vor das Publicum zu bringen, wird nur in seltenen Fällen durch die Aussicht auf pecuniären Gewinn dazu aufgemuntert werden. Wen daher nicht eigenes Vermögen in den Stand setzt, hierauf zu verzichten, der muß den Weg der Subscription einschlagen, oder die Unterstützung der Regierung aus dem Fond zur Beförderung der Aufklärung nachsuchen. Einer rühmlichen Anerkennung ist es daher um so mehr werth, daß nichts destoweniger seit erlangter Seidstständigkeit dieses Reiches, eine verhältnißmäßig große Anzahl einheimischer Schriften herausgegeben ist, wovon im Jahre 1832 in Hoppe's und Cappelen's Verlag ein eigenes, 43 Seiten starkes Verzeichniß erschienen ist.

Die vorhin erwähnte Schwierigkeit des beschränkten Absatzes wird insonderheit auch in Ansehung der, nach dem Maßstabe von 1/200000 der wirklichen Demension des Landes, von dem Capitän Munthe und dem Capitän Ramm gezeichneten, und sehr sauber in Paris gestochenen Karte von Norwegen empfunden, von welcher bis jetzt sechs Blätter erschienen sind. Der an sich dem inneren Werthe nicht unangemessene Preis von 2 Spec. für das Blatt, ist dennoch Hinderniß eines bedeutenden Absatzes. Ohnehin ist ein längerer Stillstand in der Herausgabe dieser ausgezeichneten Karten durch den Umstand herbeigeführt, daß Capitän Ramm, zur Wiederherstellung von einer durch die Arbeit der Aufmessung sich zugezogenen Augenkrankheit, eine Reise nach Frankreich und Italien angetreten hat. Sollte die Fortsetzung dieser Arbeit dadurch ganz aufgehoben werden, so würde das um so beklagenswerther seyn, da es bisher an einer vollkommen guten Karte über Norwegen fehlt, und andere Special-Karten nicht vorhanden sind.

Zwei hiesige Steindruckereien der Herren Fehr und Winther finden hinreichende Beschäftigung, und beweisen durch die Güte ihrer Arbeit, daß sie in den neuerlichen Fortschritten der Lithographie nicht zurückgeblieben sind.«

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

4. Mittwoch, den 15. Jänner 1836.

Theater von Bauernfeld. Inhalt: die Bekenntnisse; Franz Walter. — Mannheim, Löwenthal. 1835. 286 S. 8.

„Die wird geheirathet!“ — Aus diesen Worten mit Zubehör von Handlung besteht die erste Scene des ersten Stückes. Und hiermit ist der Ton angeschlagen, aus dem das Ganze geht. Diese Kürze der Scenen und Reden, diese rasche, lustige Lebendigkeit, die den trägsten Schauspieler in Schweiß setzen würde, ist auch der Grund, warum das erste Stück, bedeutend länger als das zweite, viel schneller abgespielt wird, — und wohl auch, warum es auf der Bühne die größere Theilnahme findet, während es dem Leser vielleicht umgekehrt geht. Ich werde hier mich, den Dichter und den Leser nicht mit der Explanation der ganzen Fabeln betrüben; ich werde nur ein Paar Allegretto's über das vorgelegte Thema phantasiren. Ueber den Werth unsers Dichters, hoffe ich, sind wir einig; mag Jeder dessen nach seiner Weise froh werden!

Der äußere Inhalt der Bekenntnisse ist: Zwei Paare, A mit B, und C mit D, sollen verbunden werden, und werden es; eine sich geltend machende frühere Neigung von A zu C, und B zu D, bricht, das ganze Spiel zu verderben, und nur die „Bekenntnisse zu rechter Zeit“ (wie das Schlußwort sagt) lösen den Knoten glücklich auf. Ob sie so ganz „zu rechter Zeit“ waren, wird das künftige Schicksal der Verbundenen lehren, die allerdings den contrastirenden Charaktteren nach sehr klug vom Poeten zusammengebracht worden sind; daß es „höchste Zeit“ war, das ist wohl klar, und das superfeine Convenienzgefühl in den Theer-Zirkeln und Logen wird so Manches nur dem lockern, sich für leichte Münze gebenden Wesen des Ganzen verzeihen wollen. Im Einzelnen scheint der Charakter Bitter's nicht scharf genug gezeichnet, oder nicht interessant genug, — der Abschluß des Ganzen etwas zu präcipitirt. Die gegenseitige Eifersucht ist eben noch im besten Brand, — da wird Wasser aufgeschüttet und hastig gelöscht. Die Verkleidung bleibt hier, wie immer, ein nothwendiges Uebel; und es wäre zu wünschen, daß dieß Motiv selten gebraucht würde. Gemeine Wahrscheinlichkeit fordert man vom Dichter nicht, aber ungern vergibt man ihm das Unmögliche, besonders wenn es stereotyp werden will. S. 55 wird Werther's Lotte verläumdet; die Arme, die bei ihren Lebzeiten durch ihre Tugend so viel gelitten, muß sich nun im Grabe nachsagen lassen, daß sie Werther's Briefe geküßt, und es ihm geschrieben habe! Dieses Factum ist ihm zu imputiren. (S. Goethe's Werke, Bd. 16, S. 58.) — An Wahrheiten, die uns der Dichter zu verdauen gibt, fehlt es auch hier nicht. „Das Ennuy,“ meint Frau v. Linden, „macht alle Menschen zu Brüdern (S. 43).“ Darüber läßt sich nachdenken. Irgend ein geistreicher Franzose, ich glaube Helvetius, sagt einmal: Les sages seroient hommes, s'ils pouvoient s'ennuyer. — Mir aber, als Arzt, fiel besonders die Bemerkung des Assessors auf (S. 58): „Ei was! ein Badeort ist für alle Welt! im Nothfalle kann ich ja auch baden, und obendrein den Brunnen trinken.“ — Wenn der Mann nicht über die Heilkraft der Brunnen gründlich nachgedacht und erfahren hat, so will ich kein Hydro-Therapeutiker seyn! — Der Dialog ist hier, wie sonst bei Bauernfeld, ja mehr als sonst, höchst lebendig. Die geistreich-hastigen, einander gleichsam vom Munde genommenen Repliken, oder fortlaufende Sätze, die von mehreren Personen rasch nacheinander abgesponnen werden, wie man sie aus Goethe's Bürgergeneral u. s. w. kennt, sind der wahre Triumph der Lustspiel-Prosa. Wir finden sie auch hier wieder. Etwas Provinzielles, nicht in den Ausdrücken, sondern in ihrer Haltung, ist dabei deutlich zu bemerken; es ist dieß dem Lustspiele wesentlich, das stets auf nationellem Boden wachsen muß, gewachsen ist. Man könnte vielleicht sagen, daß alle Personen in diesem Stücke zu sehr in Adolph's, d. i. in Bauernfeld's Manier reden; kurz, lebhaft, witzig, mit einer heitern Ironie, die nicht in Jedes Charakter liegt; auch pessifisiren sie sich zu oft selbst, d. h. sagen Dinge von sich, die zu sagen eigentlich einem Andern zukäme. Nun ist freilich, was den ersten Punct betrifft, zu bedenken, daß jedes Kunstwerk eine Farbe tragen müsse, unbeschadet der Charakteristik, wie z. B. in der Iphigenia alles, auch der Barbar, edel spricht, — daß diese Farbe im Lustspiel seyn muß, und man es übel aufnehmen würde, wenn der Langweilige wirklich langweilig spräche; was den zweiten Punct betrifft, so sollen die Gestalten des Drama's, wie Gorthe von Shakespear rühmt, Ihren

Digitized by Google

seyn, deren Werk man sieht; — aber alle diese Forderungen haben ihr Maß, und die Charakteristik ist es vor Allem, was dem Lustspiel seine Wirkung verleiht.

Franz Walter behandelt eine sittliche Aufgabe, zugleich mit der künstlerischen, gründlich und schön. Beim Titel steht: Charakteegemälde. Das Werk kann so heißen, in Bezug aufs Ganze, und alle handelnden Charaktere, so wie in Bezug auf den Hauptcharakter, nach Moliere's Art (Tartuffe, Malade imaginaire etc.). Nach diesem Epitheton will es denn auch beurtheilt seyn; nicht eben nach der eigensinnigen Strenge der Dramaturgie. So ist die 7. Scene, wie auch die 11. des zweiten Aufzugs (vielleicht die schönste im Ganzen), mehr der Charakteristik als der Haupthandlung wegen da. Nun wäre es an uns, die sämmtlichen Charaktere prüfend durchzuschildern und nachzuweisen, wie sich aus ihrem Conflicte die Handlung verwickelt und löst. Denn hierin besteht die Kritik eines Drama, — oder besser: hierin sollte sie bestehen. Hier, so kurz als möglich, einige Grundzüge dazu: der Hauptcharakter ist sehr bedeutend; ein tiefes Bild aus dem Leben der Gemüther, den Zuständen unserer Zeit angemessen, mit liebevoller Psychologie dargestellt, kein Menschenfeind, wie Meinau, auch nicht wie der Schiller's; ein guter, lieber Heautontimorumenos, ein sittliches Hypochondeist, der an die Welt und an sich (auch an sich; s. S. 265, 4. Scene) übergroße Forderungen macht, den das, meist durch eigene Schuld ungestillte Bedürfniß der Liebe quält (S. 217). Ein solcher Seelenzustand ist wohl nur durch eine Katastrophe zu heilen; durch eine Katasteophe, die vor den Augen des Unglücklichen die Hülsen der Convenienz zeespringen läßt, und ihm den Kern der Liebe im menschlichen Heezen offenbart. Eine solche Katasteophe bildet die Geschichte des Stücks. Walter's mißtrauendes, liebevolles Gemüth, sein schaefer, leise abwartender Verstand, führen in den Mithandelnden Momente herbei, in denen sich ihr Inneres herauskehrt, — wo denn Offenheit und Liebe den Knoten lösen, den Weltveehältniß und Rückhalt geschürzt haben. In diesem Sinne könnte dieß Stück so gut wie das vorige »Bekenntnisse« heißen. Ein practischer, sein büegeeliches Interesse streng im Auge behaltender Senator einer deutschen Handelsstadt des vorigen Säculums, seine kleinstädtische Ehehälfte, seine tief und verschwiegen empfindende Tochter, Franzens lustigee Gegenfüßler und Bruder, ein nur im Gefühle seines innern Werthes beruhigter Aspieant um Liebe und Amt, ein lakonisch-veeständiger Arze, ein gemüthlich lebensfroher Künstler mit seiner fröhlichen Familie, ein inniges, feuriges Wesen, das an Gurli und Miguon eeinnert, abrr weder so übernaiv ist als jene, noch so phantastisch als diese, und natürlichee als beide, ein aufschneiderischer Bedienter und sein dupe, eine alte Eva von Wirthschafteein, und eine stumme Magd, — das sind die Personen, die Franz umgeben, und mehr oder weniger zu seiner Cur beiteagen. Alle diese Charaktere sind gut und consequent gehalten, was bei Franz W. am meisten in die Augen fällt, weil er der bedeutendste ist, und weil des Dichtees Feder, von dee wir meist rosenfarbene Züge gewohnt sind, hier einmal in dunkle Tinte getaucht ist. Von Claren hätte ein etwas markirterer Ausdeuck einer innern Neiguug zu Werner (in dee 4. Scene des 1. Actes) wohl gethan, da sie doch am Schlusse befriedigt wied; Christine drückt sich vielleicht zu Ende (S. 279) pathetischer, fließender und cultivirter aus, als es mit der Speache ihres Auftretens (S. 186 u. f.) ganz zusammenstimmt. Im Ganzen ist die Farbe des Styles dem Begriff des Werks völlig angemessen, und erinnert an den Ton der waheen, innigen Natüelichkeit in Goethe's Geschwisteen. »Wee warm fühlt, wer lebendig denkt, der findet allenthalben Lebensfreude. Lieben ist Leben. Lieben kann Jeder, und Jeder wird Liebe finden, der sie aufeichtig sucht (S. 211).« Das ist die Moral des Stücks: eine große, seohe, wahre.

Die Handlung ist in beiden Dramen, wie in den Bauernfeld'schen allen, eine innere, der die äußere nur zum Hebel der Entwicklung dient oder als Blüthe ihrem Samen entspeoßt. Es sind nicht die Personen, die spielen, sondern ihre Charakteee; sie veewickeln sich untereinander, sie gerathen in Situationen, sie tragen den Keim zur Lösung in sich. Denn allen menschlichen Charakteren liegt der menschliche Chaeakter zu Grunde; er wird durch Convention, Irrthümer, verworrene gesellschaftliche Zustäde getrübt, beirrt, erdrückt, — und nur, wenn diese Netze der Aeußerlichkeit zerreissen, tritt er veeklärt, zur Befriedigung unseres innersten Wesens, aus ihnen hervor. Das ist nun kein Philosophem, das ich diesen Dichtungen unterlege, — es ist ein Factum, das Jeder an ihnen gewahe werden sollte, — das ihnen so eigen ist, daß es sie charakterisirt. In diesem Sinne ist Bauernfeld ein Dichter der Humanität. Nun muß man freilich ein Oegan füe solche Wahenehmungen haben, um nicht über Mangel an Handlung zu klagen, obwohl wir übrigens nicht in Abrede stellen, daß dieselben oder sehr ähnliche hemmende Bedingungen des innern Menschen bisher in B's. Lustspielen nicht selten an einander mahnen, — so daß alleedings noch gar mancher Acker des breiten Weltlebens für ihn zu bepflügen bleibt, was, bei der Geistesfrische und unverwüstlichen Lebendigkeit des Dichters zu angenehmen Hoffnungen Raum gibt. Die Betrachtung, wie viele verworrene, lächerliche Zustände seit Moliere, ja seit Plautus von der Bühne herab diejenigen ergötzen, die im Leben von ihnen beherrscht werden, wird ihn nicht irren; die Thorheit der Menschen ist unversiegbar, — warum sollte das Lächeln darüber es weniger seyn? Die Formen wechseln — die Naeeheit bleibt; ja sie scheint sich, nach ewigen Gesetzen, mit der Menschheit gleichen Schrittes zu entwickeln, zu vervollkommnen. Also keine Furcht vor Mangel an Komödienstoff! nach dem alten Wort: difficile est, satyram non scribere.

Digitized by Google

So viel zum Dichtee! Nun zum echten Leser: Nur ein mit dem Verf. geistverwandter, mit dem Bühneninstitut eben so vertrauter Lustspieldichter könnte solche Werke eigentlich recensiren, d. h. in ihre Lebenstechnik eingehen, und über etwa nöthige Modificationen seine Meinung abgeben, die dann, nach Maßgabe seiner Virtuosität, Ansicht oder Urtheil wäre, und dem Dichter zu Statten käme. Wie können unsererseits bloß Studien darüber machen, die mehr und, als den Verfasser zu fördern geeignet sind. Aber auch diese Studien, wie wir sie im Sinne haben, würden die uns angewiesenen Gränzen überschreiten. Wir müßten nämlich den vom Dichter gewählten Stoff in seine Elemente auflösen, und, das Ganze neu aufbauend, prüfen, wie er gebildet worden ist. Jede Scene, jedes Atom des Dialogs hätte dann Rechenschaft abzulegen. Eine solche Art aber, Lustspiele zu recensiren, würde uns, da sie den grellsten Contrast zu der üblichen bildet, den Vorwurf der Pedanterie zuziehen. »Sind es doch nur Lustspiele!« würde das liebe Publicum sagen, — nicht bedenkend, daß derjenige als der Glücklichste und Weiseste zu rühmen wäre, dem das Leben zum Lustspiel geworden ist. Ueberlassen wir also die Kinder einer edlen, geistreichen Laune dem Forum, vor welches sie eigentlich gehören: der augenblicklichen, lebendigen Wirkung!

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

---

1 Manoscritti Italiani della regia biblioteca Parigina descritti ed illustrati dal dottore *Antonio Marsand*, professore emerito dell' imperiale e regia università di Padua. Parigi stamp. reale autorizzatane dal re. 1835. XV und 864 S. 4.[1]

Längst sind die Verdienste Marsand's um eine der wichtigsten Epochen der italienischen Literaturgeschichte und ihren Chorführen gewürdigt; seine Ausgabe Petrarca's (Padova 1819. II. vol. 42), so wie seine Bibliotheca Petrarchesca (Mil. 1826. 42) werden als kritische Sammelwerke für Kenner und Freunde der Literatur immer ihren hohen Werth behalten. Zu gegenwärtigem Werke ward er theils durch die Verwandtschaft des Gegenstandes, theils durch das immer mehr fühlbare Bedürfniß solcher Repertorien angespornt. Aus dem fortgesetzten Besuche der königlichen Bibliothek während einer Reihe von Jahren, und aus der lohnenden Mühe beim Forschen nach wichtigen, seinen Gegenstand betreffenden Notizen, erfaßte Marsand die Idee, sämmtliche, in jener Bibliothek vorhandene italienische Handschriften zu verzeichnen und zu beleuchten. Denn gerade von diesem Theile der Manuscripte war die Kenntniß bisher höchst mangelhaft, da das in Montfaucon enthaltene Verzeichniß sehr fragmentarisch ist, und in den neueren Notices et extraits des manuscrits de la bibl. du rois bloß orientalische, griechische, lateinische und altfranzösische Handschriften besprochen werden. Die von ihm befolgte Eintheilung und Ordnung ist ganz der Aufstellung in der Bibliothek gemäß; demnach nimmt er zuerst die in der Haupttabtheilung begriffenen, dann die, in den mit Supplément, Saint-Germain, Versailles, missions étrangères, Saint-Victor, Bouhier, Armoire grillé, Saint-Magloire, Fonds de reserve bezeichneten Nebenabtheilungen befindlichen Handschriften vor. Von dem Inhalte wollen wir Folgendes zusammenfassen. Man findet darin von 76 Autoren alter und neuerer Zeit sogenannte testi di lingua, classisch in sprachlicher Hinsicht, darunter 36 Codices von Dante's göttlicher Komödie mit und ohne Commentar (ausgezeichnet sind die codd. 6874, 7001, 7002[4], 7254, 7255, 7765, 19 (Supplém. L. V.), 2 (F. de reserve) 3 (eben da), 7 (eben da), 14 (eben da), 7002½ (eben da); 25 von Petrarca's Rime mit und ohne Commentar (vorzügliche codd. 6875. 7769, 7771, 7774, 8139, 8142, 8206, 535 (Supplém.), 855 (S. Victoir) 682 (F. de res.), 8 (eben da), 14 (eben da), 32 zweimal (eben da); acht Handschriften von Boccaccio's Decamerone (darunter codd. 7262, 7759, 656, S.-Vict.); 296 diplomatische Gesandtschafts-Relationen, 117 juridisch-politische Verhandlungen und Statuten, 338 politische und diplomatische Abhandlungen, woeuntee 28 über die Liga gegen die Türken im XVI. Jahrhundert; 56 staats-ökonomische und statistische Schriften, 90 biographische, apologetische, satyrische und kritisirende; 259 Specialgeschichten, genealogische, numismatische und andere Documente u. s. w., im Ganzen 1852 Nummern, den Materien nach, ohne hierunter eine beträchtliche Anzahl päpstlicher Bullen zu zählen.

Für die Geschichte Oesterreichs und seiner Erbländer sind folgende Codices von Belang:

1. Iucommincia la leggenda da Santa Guilelma figliola de lo re d'Ungheria. — c. 7762 n. 3. (XV. Jahrh.)

2. Viaggio a San Giaccomo di Galizia (in ottave rime dell sec. XV.) — c. 8147. n. 2.

3. Notizia della casa d' Austria per ciò che riguarda lo stato suo politico e amministrativo, scritta per commando d' un alto personaggio (sec. XVI.) — c. 9934. n. 1.

4. Lettere di mons. Ubaldini nunzio della corte di Roma in Francia (sec. XVII.) — XIII Bände in 4. à 500 S.; codd. 9938 (2—10, 12—16).

5. Lettere del Card. Frivulzio, legato in Francia al Card. Caracciolo, legato all' imperatore (s. XVI.) — codd. 10036-6 n. 25, 26, 27, und cod. 10088. n. 7, 8.

6. Memorie sulla-ribellione et morte del Wallenstein, scritte per Gneo Fabritio Donaloro. (Dato: Piltzen 12. Jan. 1635). — c. 100488, n. 5.

7. Sommario delle capitolazioni fatte fra diversi pontefici e principi christiani (s. XVII.) — c. 10060.

---

1 Es liegt wohl zunächst in der Tendenz dieser Blätter, auf ausländische Erscheinungen hinzuweisen, die mehr oder minder Beiträge zur österreichischen Geschichte enthalten. Wir werden in Zukunft vorzugsweise auf solche Rücksicht nehmen. Red.

Digitized by Google

8. Sommario delle capitolazioni fatte fra diversi pontefici e principi christiani dall' anno 1510 fino all' anno 1570 (s. XVII.) — vom Vorigen verschiedener cod. 10061.

9. Instruzione a mons. vescovo de' Aversa, nunzio destinato alla maestà ces. di Ferdinando II. imp. (s. XVII.) — c. 10065. n. 1.

10. Sommario di capitolazioni fra diversi principi christiani (1510—1559). — c. 10070. n. 11, sehr wichtig.

11. Relazione dell' ill. sig. Ottavio Bon dell' origine et progressi delle guerre d' Italia, fra gli duchi di Savoja, et di Mantova, et gli Spagnuoli, et fra Venezia et l' arciduca Ferdinando, con il trattato et conclusione della pace seguita l' anno 1619. — c. 10062. n. 4, c. 10072, n. 3.

12. Statistica di Alimagnia (s. XVI.), worunter auch die Oesterreich. — c. 10083, n. 1.

13. Relazione del' attentato delle armi austriache nella citta di Cremona, la notte antecedente del 1 Febrajo 1702. — c. 10090, n. 1.

14—15. Relazione della Germania et di Ferdinando d' Austria Re de' Romani, fatte l' anno 1546—47. — Relazione del clar. Messer Michele Suriano, ritornato ambasciatore dal ser. Re de' Romani, l' anno 1557. — c. 1440 (S. Germ.) n. 2, 3.

16. Documenti sul' ambasciata del Sig. Bruslard presso la Repubblica di Venezia, giuntevi due notificazioni, le quali concernano l' una il regno di Boemia (1620), l' altra l' Italia (1617). — c. 740 (S. Germ.).

17. Lettere di un Gentiluomo italiano ad un' amico intorno alle voci aparte contra il re christianissimo all' occasione della irruzione de Turchi nell' Austria, e dell' assedio (secondo) di Vienna. — c. 10090, n. 21.

18. Protestazione fatta dal imp. Massimiliano (II.) contro il Papa Pio V., quando diede il titolo di Granduca al Duca di Fiorenza. — c. 10088. n. 2.

19. Lettera di Massimiliano (II.) al sacro collegio de' Cardinali (data di Praga 25. Magg. anno 1575.) — c. 332. (m. étrang.) n. 15.

20. Ristretto delle colpe del card. Clesel in pregiuditio e danno dell' imp. Mathias, del re Ferdinando, e dell' arciduca Massimiliano d' Austria. — c. 10213-3, n. 2; c. 541 (suppl.) n. 10.

21. Relazione dello stato di forze dell' imperatore (Ferdinando II.), e de' principi della germania. — c. 1762 (suppl.), n. 3.

22. Relazione di Giovan Michele di ritorno della sua ambasciata l' anno 1563 presso l' imp. Ferdinando d' Austria, interno alle forze esterne ed interne dell' impero, lo stato, e l' amministrazione. — c. 791 (S. Germ.), n. 6.

23. Notificazione di Ferdinando II. a tutti gli stati del suo impero sulle compassio revoli circostanze della Boemia nell' anno 1620. — c. 740 (S. Germ.), n. 2.

24. Lettera scritta da un preneipe Neapolitano al ser. Don Giovanni d' Austria, intercetta dal Vice rè di Napoli, nella quale vien esortato, farsi rè di Napoli. — c. 10213-3 n. 5.

25. Relazione della Germania ed di Ferdinando d' Austria (I.) rè de' Romani fatte l' anno 1546—47 (sehr bedeutend) — c. 1440 (S. Germ.)

26. Relazione e corte di Germania del caval. Batt. Nani, ambasciator Veneto presso Leopoldo I. — c. 10090.

27. Instruzione di Leopoldo I. per il nostro e fidel diletto Franc. de Sciarsinel, consigliere d. nostra camera aulica, con due lettere scritte da tutto pugno da pp. Clemente XI. alla imp. Leop. I. e risposte dell' imperatore. — c. 10090, n. 14.

28. Lettera ad un amico, nella quale si prove, che il bando d. imp. Leop. I. contro Ferdinando Carlo Gonzaga di Mantova è nullo. — c. 10090, n. 20.

Literarische Notiz.

Die philosophisch-philosophische Classe der Akademie zu Berlin hat vor zwei Jahren folgende Preisfrage gestellt: »Aus den über das Alexandrinische Museum vorhandenen, sehr fragmentarischen Nachrichten mit Hülfe einer kritischen Combination ein Ganzes zusammenzusetzen, das eine anschauliche Idee von dem Zwecke, der Organisation, den Leistungen und den Schicksalen dieser berühmten Anstalt gewähre.« Es versteht sich, war hinzugefügt, daß die einzelnen Wissenschaften, die dem Museum ihre Begründung oder Erweiterung verdanken, hervorzuheben und die einzelnen Gelehrten des Vereins, die sich in dieser Beziehung verdient gemacht haben, anzuführen sind; aber es ist keineswegs die Absicht der Akademie, eine neue, mit biographischen und bibliographischen Details überfüllte Literaturgeschichte des alten Griechenlands ins Leben zu rufen. Es kommt hier, wie man leicht sieht, auf etwas mehr als auf bloße Anhäufung eines literarischen Apparats an. Wer also nichts weiter als einen solchen zu geben vermag, verschwende seine Zeit nicht an eine Untersuchung, die dadurch wenig gefördert werden würde. Daß auch von den Schicksalen der berühmten Alexandrinischen Bibliothek und ihrer angeblichen Katastrophe unter Omar die Rede sein müsse, versteht sich von selbst; es fragt sich nur, ob nach Bonamy, Dedel, Reinhard und Angus Untersuchungen noch etwas Neues darüber zu sagen sein möchte. — Zur Beantwortung dieser Frage waren sechs Bewerbungsschriften eingelaufen, von denen jedoch die eine, mit dem Motto: »Feci quod potui, faciant meliora sequentes,« erst den 10. April v. J. eingegangen ist, weßhalb sie von der Bewerbung ausgeschlossen werden mußte. Inzwischen konnte auch keiner der fünf übrigen Abhandlungen, so Zweckmäßiges und Brauchbares sie auch im Einzelnen enthielten, der Preis zuerkannt werden; vielmehr läßt sich, da die Aufgabe eine so bedeutende Aufmerksamkeit erregt hat, und in den eingereichten Schriften theilweise schon sehr Dankenswerthes geliefert ist, erwarten, daß eine Wiederhohlung der Preisfrage einen günstigen Erfolg haben werde. Es soll daher die Aufgabe zu einer neuen Bewerbung für das Jahr 1837 mit Verdoppelung des Preises bestehen, und die Herren Verfasser der eingegangenen Schriften werden ersucht, diese zu weiterem Gebrauche zurückzunehmen. — Der ausschließende Termin für die Einsendung der Beantwortungen dieser Preisfrage, welche nach der Wahl der Bewerber in deutscher, französischer, englischer, italienischer oder lateinischer Sprache geschrieben sein können, ist der 31. März 1837. Jede Bewerbungsschrift ist mit einer Devise zu versehen, und diese auf der äußern Seite des versiegelten Zettels, welcher dem Namen des Verfassers enthält, zu wiederhohlen. Die Ertheilung des für die beste Beantwortung bestimmten Preises von 100 Ducaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Leibnitzischen Jahrestage im Monat Julius des gedachten Jahres. (Vergl. Anzeigebl. z. d. Jahrb. für wissenschaftl. Kritik. 1835. II. n. 2.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Gheleu'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

5. Sonnabend, den 16. Jänner 1836.

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein literarhistorischer Versuch.

> Damnosa quid non imminuit dies?
> Aetas parentum, pejor avis, tulit
> Nos nequiores, mox daturos
> Progeniem vitiosiorem.
> Horatius.

Aus der frühesten Zeit unserer Geschichte hat sich kein einziges Denkmal erhalten, aus dem wir den ältesten Zustand unserer Sprache in unmittelbarer Anschauung zu erkennen im Stande wären.

Völker, Oerter und Personen — Namen bey römischen und griechischen Schriftstellern des ersten Jahrhunderts vor Christi Geburt bis zum vierten unserer Zeitrechnung, sind die einzigen Ueberreste, die aus der frühesten Zeit der germanischen Sprachen in schwachen, nur dem tiefer eingeweihten Forscher vernehmlichen Lauten herüber tönen. — Die Heldenlieder und Schlachtgesänge der alten Germanen sind längst verklungen, und nicht ein einziger zusammenhängender Satz hat sich in den zahlreichen Schriften der fremden Eroberer, in denen ihrer Erwähnung geschieht, erhalten.

Erst mit dem vierten Jahrhunderte begegnen wir einem einheimischen Denkmale, der Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Wulfila (Wölfle), die bei dem immerhin sehr bedeutenden Umfang, der durch einen Zusammenfluß glücklicher Umstände erhaltenen, und nach und nach zu Tage kommenden Bruchstücke, den ersten festen Anhaltspunkt bei den Forschungen über den Urzustand deutscher Sprachen gewährt, und als das kostbarste Kleinod unserer Sprachalterthümer einzig und unübertroffen dasteht.

Aber gar schnell verstummen die wenigen gothischen Sprachurkunden, die sich der Bibelholmetschung Wulfilas unmittelbar anschließen, und wieder sind wir auf einzelne Wörter beschränkt, die freilich in mancherlei Documenten nun reicher zu fließen und vernehmlicher zu tönen anfangen; aber zusammenhängende Rede schweigt wieder gänzlich, und erst mit dem achten Jahrhundert werden nicht nur in den nordischen Schwestersprachen, sondern auch in unserer eigenen Muttersprache nach und nach immer mehr Stimmen laut, bis endlich mit dem dreizehnten Jahrhunderte sich eine deutsche Literatur bildet, und unsere Poesie ihre schönsten Blüthen zu entfalten beginnt.

Es kann nur die Aufgabe der vergleichenden Grammatik seyn, und würde unsere Gränze bei weitem überschreiten, wenn wir hier zeigen wollten, welche innere Veränderungen in dem Zeitraum vom vierten Jahrhundert, wo wir zuerst durch die gothischen Sprachreste den ältesten Zustand deutscher Rede kennen lernen, bis zur höchsten Blüthe deutscher Poesie unter den Hohenstaufen, und von da bis heute in dem Bau unserer Sprache vorgegangen sind, und sich urkundlich nachweisen lassen.

Die Vorstellung, die man sich von der Rohheit der deutschen Sprache zu den Zeiten des Tacitus, und von der allmähligen Entwicklung und Veredlung der Sprachen überhaupt gemacht hat, ist eine von den zahllosen Albernheiten einer geistesarmen Zeit, die ja auch, weil sie in dem Kreise ihrer Beschränktheit für ein vor ihren Augen vorgehendes Phänomen keine Erklärungsart fand, es geradezu läugnete, daß Steine aus der Luft fallen, oder weil die Reste einer untergegangenen Thierwelt nicht in ihre scharfsinnige Schöpfungsgeschichte passen wollten, auf den abenteuerlichen Gedanken verfiel, die versteinerten Reste der durch große Fluthen zu Grunde gegangenen Organismen für Naturspiele zu erklären.

Es ist aber eine nicht zu läugnende Thatsache, daß die deutsche Sprache des dreizehnten Jahrhunderts edlere, reinere Formen zeigt, als unsere heutige, die des achten und neunten wieder reinere als die des dreizehnten, endlich das gothische des vierten und fünften Jahrhunderts noch vollkommnere, woraus man schließen muß, daß die Sprache, wie sie im ersten Jahrhunderte von Deutschen geredet worden, selbst die gothische noch werde übertroffen haben, und somit der, mit den Aussprüchen jener in selbstgefälliger Bespiegelung untergegangenen Schule gerade im Widerspruche stehende Lehrsatz der neueren Sprachphilosophie: daß die Urvollendung der Sprache (und Poesie) mit dem was wir Bildung des menschlichen Geschlechtes nennen, gar nicht zusammen geht und steht; ja ihr

Digitized by Google

reiner Gegensatz, ist auch an der Geschichte unserer Sprache nachzuweisen [1].

Daher ist es wohl nicht erst nöthig, auf die hohe Wichtigkeit hinzudeuten, die man denjenigen Denkmählern, an denen wir den frühesten Zustand unserer Muttersprache zu erkennen im Stande sind, auch abgesehen von der dichterischen oder sittengeschichtlichen Bedeutung der meisten derselben werden beizulegen haben.

Ist auch nicht gerade die wichtigste Seite des Werthes dieser, leider gar sparsamen, und lange schmählichem Untergange Preis gegebenen Denkmäler frühzeitig anerkannt worden, so hatten sie doch zu vielerlei Anziehendes, um seit dem Wiederaufblühen wissenschaftlicher Thätigkeit im fünfzehnten Jahrhundert gänzlich vernachlässigt zu werden. Mancher schwachen Versuche ehrenwerthe Männer des sechzehnten Jahrhunderts, eines Trithems, Celtis, Beatus Rhenanus, Lazius, Math. Flacius u. A., die Alterthümer der deutschen Sprache aufzuhellen, nicht zu erwähnen, werden wie noch vielfältige Gelegenheit haben, von den Verdiensten zu sprechen, die sich im siebenzehnten Jahrhundert Marc. Freher, Bonav. Vulcanius, Merula und Borhorn, vor allen aber Franz du Jon, so wie im achtzehnten Schilter, Dietrich von Stade, Palthen, Scherz, Nostgard, Eccard und Andere durch ihre Bemühungen erworben haben, das Wenige was aus unzähligen Schiffbrüchen durch blinden Zufall gerettet worden, zu sammeln, um es der Mitwelt zugänglich zu machen, und der Nachwelt zu überliefern.

Dem neunzehnten Jahrhunderte, dem die Bemühungen Docen's, der Brüder Grimm, Schmeller's, Wackernagel's, Hoffmann's und anderer Deutschen, so wie die gar wichtigen Entdeckungen der teefflichen Italiener Mai und Castiglione angehören, war es vorbehalten, nicht nur die Anzahl der vorhandenen Documente beträchtlich zu vermehren, sondern was mehr ist, den wahren Werth derselben in seiner vollen Bedeutung zu erkennen, auszusprechen und festzuhalten, und die aus ihnen für vergleichende Grammatik und Lexicographie hervorgehenden Resultate in der »deutschen Grammatik« und in dem »altdeutschen Sprachschatz« darzustellen [2].

So geringe auch die Anzahl der uns erhaltenen ältesten deutschen Sprachdenkmäler seyn mag, und so leicht dasjenige, was von ihnen bisher bekannt geworden ist, sich übersehen läßt, so dürfte es doch in mancherlei Beziehungen nicht ganz überflüssig erscheinen, eine bibliographische Zusammenstellung der theils in verschiedene größere Sammlungen aufgenommenen, theils vereinzelten Documente zu versuchen [1].

---

1 M. vergl. Grimm deutsche Grammatik. 4. Ausg. Vorrede S. 16. Graff, Vorrede zu Ottfrieds Christ. S. 1

2 Deutsche Grammatik von Jacob Grimm. Erste Auflage. Göttingen 1819. 8. — Zweyte Auflage. Göttingen 1822—1834. 8. 3 Vol. (Ein brauchbarer Auszug aus dieser Grammatik ist die: »Gothisch hochdeutsche Wortlehre von Adolf Zirmann. Quedlinburg und Leipzig 1831.« 8. Die oft versprochene mitteldeutsche Grammatik von Hoffmann in Breslau wird wohl dieses Versprechen bleiben.)

Althochdeutscher Sprachschatz, oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache, von Dr. E. G. Graff. Berlin 1834. 4. Erstes Theil. Lief. 1—4. (Hiezu gehören noch: die althochdeutschen Präpositionen, ein Beitrag zur deutschen Sprachkunde und Vorläufer eines althochdeutschen Sprachschatzes nach den Quellen des 8. bis 11. Jahrhunderts von E. G. Graff. Königsberg 1824. 8.

Wenn wir Grimm's Grammatik und Graff's Sprachschatz nebeneinander nennen, so sollen dadurch mehr die beiden Richtungen der Sprachforschung, Grammatik und Lexicographie bezeichnet, als beide Werke parallelisirt werden. Die deutsche Grammatik, die deutschen Rechtsalterthümer (Göttingen 1828) und die deutsche Mythologie (Göttingen 1835) sind übrigens als ein Ganzes zu betrachten, dessen Schlußstein das versprochene Buch »über deutsche Sitten« (m. s. Vorrede zur deutschen Mythologie p. XXI.) bilden wird. Ein mitteldeutscher Sprachschatz ist von Wilhelm Wackernagel in gewärtigen. Eine Probe davon geben Hoffmann's Fundgruben. Thl. 1. S. 347.

1 Um lästigen Wiederholungen auszuweichen, verzeichnen wir hier die vorzüglicheren Sammlungen, auf die wir in der Folge häufiger hinzuweisen haben, in chronologischer Reihe:

Eccard J. G., Historia studii etymologici linguae Germaniae. Hannoverae 1711. 8.

— — Veterum Monumentorum Quaternio. Lipsiae 1720. fol.

Pez Bernh., Thesaurus anecdotorum. Augustae Vind. 1721. 6 Vol. fol.

Eccard J. G., Commentarius de rebus Francine orientalis et Ecclesiae Wirceburgensis. Wirceburgi 1729. fol. 2 Vol.

Michaeler Car. Jos., Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum. Oeniponti 1776. 8. (nun gänzlich unbrauchbar).

Schers J. G., Glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti sueviceae, edidit Jerem. Jac. Oberlin. Argentorati 1781. fol. 2 Vol.

Praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis ins 14te Jahrhundert; in einer Folge von Probestücken aus dem Gothischen, Altfränkischen oder Obeddeutschen, Niederdeutschen und Angelsächsischen, mit spracherläuternden Uebersetzungen und Anmerkungen (von Joh Pet. Willenbücher). Leipzig 1787. 8.

Dragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, herausgegeben von Büsch und Gräter. Leipzig und Breßlau, 1791 — 1813. 8. 8 Vol.

Altdeutsche Wälder, herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel 1813. 1. Bd. — Frankfurt a. M. 1815. 2. Bd. — Ibid. 1816. 3. Bd. B. d. Hagen, Denkmale des Mittelalters. 4. Heft. Berlin 1824. 8.

Hoffmann H., Altdeutsche Glossen. Breßlau 1826. 4. Samml. 1.

Graf, Diutiska. Stuttgart 1826 — 1829. 3 Bde. 8.

Maßmann H. J., Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. München 1828. 8. Heft 1.

Mone F. J., Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Achen 1830. 8. Band 1.

Hoffmann Heinr., Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur. Breßlau 1830. 8. Thl. 1. (Ein zweiter Th. ist, auch unter dem Titel: Iber austriacum, ist angekündigt.)

Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Hgg. v. Aufseß und Mone. München 1830. 4. (erscheint jetzt in Quartalheften.)

Altdeutsches Lesebuch von A. Zirmann. Quedlinburg 1833. 8.

Wackernagel Wilh., deutsches Lesebuch. Basel 1835. 8. Thl. I. Sprachproben aus dem 4ten bis 16ten Jahrhundert, ein altdeutsches Lesebuch für Studierende. Bamberg 1835. 8.

Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Leipzig 1835. Heft 1 u. 2. (Bisher blos Mittelhochdeutsches.)

Neues Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde; herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. Berlin 1835. 8. Heft 1. 2. 3.

Digitized by Google

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es nicht in den Gränzen einer ſolchen Aufgabe liegen kann, die Entwicklung oder den Gang der Literatur, wie er ſich aus dieſen Documenten ſpiegelt, darzuſtellen, dafür iſt durch mehr als eine geiſtreiche Darſtellung und manches brauchbare Compendium geſorgt[1]; es handelt ſich vielmehr darum, die Schickſale der einzelnen Denkmäler, und was für ſie geſchehen iſt, zu erzählen, und ſo eine bequeme und vollſtändige Ueberſicht des vorhandenen Stoffes zu gewinnen, die für den Geleheten vom Fache wohl entbehrlich erachtet, manchen Anderen aber Anreitzungen werden könnte, um ſich mit den Alterthümern unſerer Sprache und Literatur, die noch viel zu ſehr aus dem Kreiſe unſerer Bildung ausgeſchloſſen ſind, bekannt zu machen.

Die alten Denkmäler der deutſchen Sprache zerfallen in die gothiſchen (viertes bis fünftes Jahrhundert), die altdeutſchen (achtes bis eilftes Jahrhundert), die altnordiſchen, angelſächſiſchen und mitteldeutſchen (zwölftes bis ſechzehntes Jahrhundert) Sprachquellen; hier ſoll nur von den altdeutſchen die Rede ſeyn. Indem wir ſomit unſer Gebieth ziemlich enge begränzen, hier die Ueberreſte der gothiſchen Sprache, das älteſte was von zuſammenhängender Rede deutſcher Zunge auf uns gekommen iſt, ausſchließend, um es ſpäter zum Gegenſtand einer beſondern Darſtellung zu machen, dort aber die nicht minder merkwürdigen Monumente der nordiſchen Schweſteridiome, Erzeugniſſe einer ſelbſtſtändig-unabhängigen Entwicklung als ein abgeſchloſſenes Ganze betrachtend, endlich das zwölfte Jahrhundert, in dem die deutſche Sprache bereits eine andere geworden war, als äußerſte Gränze annehmen, müſſen wir nichts deſto weniger die wenigen vom ſiebenten bis zum zwölften Jahrhundert abgefaßten Sprachdenkmäler wieder in mehrere Unterabtheilungen einreihen.

Vor allen pflegt man die altdeutſchen Sprachquellen in Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Dialectes, in welchen ſie abgefaßt ſind, in ſolche einzutheilen, die in Hoch- oder Oberdeutſchland, d. h. in Baiern, (Oeſterreich) Schwaben (Schweiz, Elſaß), Oſtfranken, Thüringen, Heſſen, in der Wetterau und im fränkiſchen Königreich ſelbſt, und in ſolche, die in Niederdeutſchland, d. i. in Sachſen, Engern, Oſt- und Weſtphalen und in den heutigen Niederlanden entſprungen ſind. Erſtere nennt man althochdeutſche oder altfränkiſche, letztere altniederdeutſche oder altſächſiſche Sprachdenkmäler. Bei der verhältnißmäßig äußerſt geringen Anzahl der Letzteren, und den vielfältigen Uebergängen, die es oft unmöglich machen, die Beſonderheit des Dialectes bei mehreren der einzelnen Sprachurkunden mit Beſtimmtheit auszuſprechen, dürfte es bei einer Darſtellung, wie wir ſie bezwecken, kaum nöthig ſeyn, die Dialect-Verſchiedenheit als einen Eintheilungsgrund anzuſehen, und viel zweckmäßiger erſcheinen, bei jedem der einzelnen Denkmäler anzugeben, ob es dem Einen oder Andern angehört, oder in wie fern es durch ſeine Miſchung zwiſchen beiden ſteht.

Einen die Wichtigkeit der einzelnen Monumente gar weſentlich bedingenden, und aus der innerſten Natur derſelben hergenommenen Eintheilungsgrund finden wir dagegen in der Eintheilung in Denkmäler in zuſammenhängender Rede und in Gloſſen.

Es wird aber für manchen unſerer Leſer nicht ganz unnöthig ſeyn, welchen Begriff wir hier mit den Namen Gloſſen verbinden, näher zu erörtern, und anſchaulich zu machen.

In dem Zeitraum, in welchen unſere Denkmäler fallen, und noch lange nachher, war gelehrte Bildung und geiſtliches und weltliches Geſchäft der Mutterſprache entfremdet, und Eigenthum einer bereits verſtorbenen, nur durch die Tradition der Schule überkommenen Sprache. Geiſtliche und weltliche Geſetzbücher, ja ſelbſt die heiligen Scheiften und Kirchenbücher waren größtentheils nur in lateiniſcher Sprache vorhanden, und machten es vorzüglich dem mit Volksbelehrung beauftragten Prieſter von der höchſten Wichtigkeit, nicht bloß die ſchon ſeine Exiſtenz als Prieſter bedingende lateiniſche Sprache dem Verſtändniſſe nach zu erlernen, ſondern auch das von ihm einer fremden Sprache abgeborgte Wort Gottes dem horchenden Volke zu verdolmetſchen.

Unter den Hülfsmitteln, deren man ſich zur Erreichung dieſes Zweckes bediente, war es keines der geringſten, daß ſich die Mönche in ihre Bibel oder in ihre Ritualbücher, ja in der Schule wohl ſelbſt in die Abſchrift irgend eines klaſſiſchen Schriftſtellers oder eines chriſtlichen Dichters, die Bedeutung eines einzelnen Wortes, bisweilen ſogar aller einſchrieben, und uns ſo einen reichen Schatz der merkwürdigſten Wörter überlieferten; und dieſe einzelnen Wörter ſind es, die wir im Gegenſatz zur zuſammenhängenden Rede mit dem Nahmen der Gloſſen bezeichnen. Andere legten wieder zum bequemeren Gebrauche eigene Sammlungen ſolcher deutſcher Erklärungen lateiniſcher Wörter an, und ſtellten ſie nach verſchiedenen Anordnungs-Prinzipien in eigene Wörterbücher zuſammen; dieſe werden wir Gloſſarien nennen, und uns in der ſpäter folgenden Aufzählung vorzüglich auf ſie, und auf die ſogenannten Interlinearverſionen (wo nähmlich jedem lateiniſchen Worte eines Buches das entſprechende deutſche in derſelben Beugung überſchrieben iſt, ohne Rückſicht auf Conſtruction) beſchränken müſſen, da die Zahl der einzelnen Urkunden, in denen Interlineargloſſen (nur zerſtreute Erklärungen in größerer oder geringerer Anzahl) vorkommen, viel zu groß iſt, als daß ein

[1] So ganz neuerlich durch Gervinus treffliche Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen. Leipzig. 1835. 8. (Bis jetzt 2 Bde.) Grundriß zur Geſchichte der deutſchen National-Literatur von Aug. Koberſtein. Leipz. 1827. 8. (Eine neue Ausgabe iſt angekündigt.) Uebrigens iſt auch ein: Bibliographiſches Handbuch der altdeutſchen National-Literatur von Ulphilas bis Luther, von J. C. H. Schmalz ſeit längerer Zeit verſprochen, deſſen Erſcheinung wir mit Verlangen entgegen ſehen.

Digitized by Google

vollständiges Verzeichniß derselben hier füglich Platz finden könnte.

Die Denkmäler in zusammenhängender Rede zerfallen wieder in selbstständige und in Uebersetzung lateinischer Originale. Bei weitem der größere Theil gehört zur letztern Classe.

Von den selbstständigen Denkmälern sind die meisten in gebundener Rede und gereimt, und größten Theils durch die Natur des biblischen oder sonst geistlichen Stoffes, den sie behandeln, von fremden Vorbildern dennoch in größerem oder geringerem Grade bestimmt. Einige wenige zeigen noch die uralt-germanische Eigenthümlichkeit des Buchstabenreimes oder der Alliteration [1], und verdienen schon deßhalb unsere ganz besondere Aufmerksamkeit, und sollen in nachstehender Uebersicht unserer Sprachdenkmäler die Reihe alter deutscher Rede beginnen.

Sprachdenkmäler in zusammenhängender Rede.

a. Selbstständiges.

I. Alliterirte Dichtungen.

Das Lied vom Hildebrand und Hadubrand. VIII. Jahrh. Niederdeutsch. (Aus Fulda, in Cassel).

Das Wessobrunner Gebet. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (Aus Wessobrunn, in München).

Muspilli, oder vom Weltuntergang. XI. Jahrh. Hochdeutsch. (Aus St. Emmeran, in München).

Heliand, altsächsische Evangelienharmonie. IX. Jahrh. (Zu London, und München aus Bamberg).

Altsächsische Beschwörungsformeln. IX. Jahrh. (Zu Wien.)

II. Gereimte Dichtungen.

Ottfrieds von Weissenburg Christ. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (In Heidelberg [eine Zeitlang in der Vaticana] München [aus Freisingen] Wien. Bruchstücke zu Bonn, Wolfenbüttel ꝛc.)

Lied auf den h. Georg. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (Hinter dem Heidelberger Otfried).

Lied auf den h. Petrus. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (In München aus Freisingen).

Lied von der Samariterin IX. Jahrh. Hochdeutsch. (In Wien.)

Das Ludwigs Lied. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Amand bei Tournay; schon 1693 verloren).

Gereimte Psalmen. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (Wien.)

Das Lied von den beiden Heinrichen. X. Jahrh. Hochdeutsch. (In Cambridge).

Liederbruchstücke von den kämpfenden Rittern und vom Eber. X. Jahrh. Hochdeutsch. (In München aus St. Gallen).

Münchner Stoßgebet. X. Jahrh. Hochdeutsch. (In München).

Merigarto. Bruchstück einer Cosmographie. XI. Jahrh. Hochdeutsch. (Fürstenbergische Bibliothek in Prag).

III. Prosa.

Entsagung des Teufels, beim Uebergang zum Christenthum. VIII. Jahrh. Niederdeutsch. (In einer Heidelberger Handschrift in der Vaticana [2]).

Ermahnung an die Neubekehrten. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (In München aus Freisingen, und zu Cassel aus Fulda.)

Würzburger Gränz-Urkunde vom J. 779. Hochdeutsch. (München aus Würzburg).

Schwur der Könige Carl und Ludwig. J. 842. Hochdeutsch. Bei Nithart, am besten in einer Vatikanischen Handschrift).

Freckenhorster Heberolle. X. Jahrh. Niederdeutsch. (Aus Freckenhorst im königl. Archiv zu Berlin).

Essener Heberolle. X. Jahrh. Niederdeutsch. (Aus Essen in Westphalen in Düsseldorf).

Augsburger Traditions-Urkunde zwischen 1064—1077. Hochdeutsch. (München).

Das Gebet des St. Emmeraner Mönches Otloh. XII. Jahrh. Hochdeutsch. (München).

Uebersetzungen.

Bruchstücke einer Uebersetzung des Tractates von Isidor von Sevilla de nativitate Domini. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (Paris, und Wien aus Monsee).

Bruchstücke einer Uebersetzung des Evangeliums des h. Mathäus und einiger Homilien. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (Wien aus Monsee).

Formel des christlichen Glaubensbekenntnisses. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (Im Archiv zu Rothenburg ob der Tauber).

Auslegung des Vater unser. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (In München aus Freisingen.)

Uebersetzung von Tatians Evangelienharmonie. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (Zu Oxford aus du Jons Verlassenschaft, und zu St. Gallen).

Essener Beichtformel. IX. Jahrh. Niederdeutsch (Düsseldorf.)

Bruchstück einer Homilie des Beda. IX. Jahrh. Niederdeutsch. (Düsseldorf aus Essen).

Auslegung des Vater unser, Beicht und Glaubensformeln. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (In Wolfenbüttel aus Weissenburg, St. Gallen, Würzburg und Wien.)

Uebersetzung lateinischer Stellen in den Briefen Meister Notkerts. X. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen).

Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Notker Labeo († 1022) aus St. Gallen. X. Jahrh. Hochdeutsch. (In St. Gallen und bedeutend abweichend zu Wien).

Uebersetzung des Boethius vom Troste der Philosophie von Notker Labeo. X. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen).

Uebersetzung des Marianus Capella von Notker Labeo X. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen.)

Uebersetzung des Aristotelischen Organons nach Boethius von Notker Labeo. X. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen).

Uebersetzung einiger Abschnitte aus Boethius von der Musik. X. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen und Wolfenbüttel).

Predigtbruchstücke. X. Jahrh. Hochdeutsch. (Im Wiener Codex des Notker).

Uebersetzung eines Physiologus moralisatus XI. Jahrh. Hochdeutsch. (In zweierlei Wiener Handschriften).

Predigtbruchstücke (ohne Zweifel übersetzt) XII. Jahrh. Hochdeutsch. (Wien).

Glossen.

Interlinear Versionen.

Uebersetzung der Benedictiner Regel vom Möuche Kero zu St. Gallen. Anfang des VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen).

Interlinear-Uebersetzung von XIX. Kirchenhymnen. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (Orig. verloren, du Jons Abschrift zu Oxford.)

Interlinear Version des Kirchenliedes Sancte sator suffragator. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (München aus Tegernsee).

Interlinear Version der Psalmen. IX. Jahrh. Niederdeutsch. (Verloren. Von Lipsius und van Switen gesehen).

Interlinear. Version der Paulinischen Briefe X. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen.)

Glossarien.

Glossar des h. Gallus. VIII. Jahrh. Hochdeutsch. (St. Gallen.)

Glossae Monseenses. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (Wien aus Monsee und Salzburg. München aus Tegernsee ꝛc.)

Glossar des Rhabanus Maurus. IX. Jahrh. Hochdeutsch. (Wien aus Schloß Ambras. Bruchstücke zu Wien und München).

Glossae Salamonis. IX. Jahrh. Hochdeutsch (St. Gallen. Alter Druck s. l. et a.

(Fortsetzung folgt).

[1] Ueber die Alliteration oder den Buchstabenreim findet man das hauptsächlichste bei Grimm altdeutsche Wälder I. 120, 55. Lachmann in Ersch und Grubers Encyclopädie III. 406, und in einem ganz vortrefflichen Aufsatze Näck's im Rheinischen Museum für Philologie und Jurisprudenz III. 321, 55. Ob aber die Alliteration wie J. Grimm (deutsche Mythologie p. 8), behauptet gerade darum dem christlichen Reim so schnell erlegen sei, weil sie in heidnischen Gesängen geherrscht hatte, dürfte noch billig bezweifelt werden, um so mehr, da die bedeutendste zum Verdrängen heidnischer Gesänge bestimmte christliche Dichtung alliterirt ist.

[2] Hierher gehören noch die beiden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ziemlich plump gedichteten altsächsischen Denkmäler, das Rachegelübde der Sachsen wider Carl den Großen (Hillkroti Wondana) und der Huldigungs-Eid der gefangenen Sachsen (Hilken maktik kommik Karolo) die lange Zeit, von Handbuch in Handbuch übergingen, und deren Unechtheit nunmehr so allgemein anerkannt ist, daß sie in das »altdeutsche Lesebuch für Studirende, Bamb. 1835.« wo sie S. 10 ohne weitere Bemerkung hinter dem Hildebrands Lied abgedruckt sind, nicht hätten aufgenommen werden sollen. M. v. übrigens Kindleling Gesch. der niedersächsischen Sprache p. 196 bis 197 Rüh's ausführliche Erläuterung der zehn ersten Kapitel der Germania des Tacitus. Berlin 1821 p 272, 270.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaek. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

6. Mittwoch, den 20. Jänner 1836.

Die Beckerischen falschen Münzstämpel in ausführlichen Verzeichnissen von dem Herrn Münz- und Antiken-Cabinets-Director, A. von Steinbüchel. Wien, bei Fr. Volke. 1836.

Wir glauben Freunden der Münzwissenschaft und insbesondere den angehenden noch wenig erfahrenen Sammlern einen Dienst zu leisten, wenn wir sie auf dieses Werk aufmerksam machen. Eine so bedeutende und vollkommen gelungene Münzverfälschung wie die Becker'sche gewesen, erfordert, wie jeder öffentliche Betrug, die schnellste und ausgedehnteste Bekanntgebung, um so mehr, als ohnedieß seit Becker's Tod über fünf Jahre verflossen sind, bevor es gelang, vollständige Verzeichnisse über diese Fälschung zu erhalten und die Anzahl falscher Stämpel, die 255 Münzen entnommen sind, über die summarische Angabe von 510 hinaus sich erstreckt. Im Eingange seiner Schrift bemerkt der um diese Betrugs-Entschleierung sich so sehr verdient gemachte Herr Verfasser, daß es vorzüglich bei den Goldstücken nur dem geübtesten Kennerauge möglich ist, die falsche Münze von der echten zu unterscheiden, indem des Fälschers Vorsicht so weit ging, daß er gemeine aber echt antike Goldmünzen umschmolz, um daraus das vollkommen geeignete Metall für seine Nachahmung zu gewinnen. Er verschaffte erstlich durch dieses Schmelzverfahren seinen Erzeugnissen die gleiche Farbe der echten Münzen, und beobachtete dann sorgfältigst die übrigen Umstände der Geöße, der Dicke und des Gewichts der Münzen, die er nachahmen wollte, endlich bediente er sich, in diesem Stücke ganz den Alten folgend, bei Ausprägung seiner Stücke des Hammerschlages. Der Herr Verfasser bemerkt, daß bei den Silbermünzen das Merkmahl der Fälschung in dem »wenn noch so leise, doch unverkennbaren Anhauche des Metalls« gelegen sey, daher die Gefahr minder groß; bei Kupfermünzen finde jedoch gar keine Statt, weil Becker keine ausgeprägt hat. Andere allgemeine Kennzeichen liefern die, verglichen mit den antiken Münzen, geringere Vollendung und Zierlichkeit der Buchstaben, die ängstliche Treue, womit jedes Pünctchen und alle Zufälligkeiten nachgeahmet sind, ferner die steife Behandlung der Haare, der Ohren und des Muskelspiels. Aus dem was der Hr. Verfasser über Becker's bedeutendes Talent der Fälschung sagt, scheint hervorzugehen, daß selbst diese bestimmten Angaben, Behufs der Unterscheidung, nur das sehr geübte Auge zur Entdeckung führen dürften, daher wir uns verbunden halten, des an angehende Sammlee von ihm gerrichteten Vorschlages zu erwähnen. Sie sollten, meint er, entweder ein echtes Stück der griechischen Silbermünze der Locri Opuntii, oder doch einen scharfen Gyps- oder Schwefel-Abguß sich davon zu verschaffen suchen, und damit das von Becker nachgeahmte Stück vergleichen, indem hierbei einer Seits Becker's besondere Fähigkeit, anderer Seits aber der ganze Gehalt der Antike in den auffallendsten Zügen hervortritt. Wir möchten hier die Frage aufwerfen, ob es nicht thunlich (denn nützlich wäre es gewiß), die bei solchen Vergleichungen entdeckten Merkmale der Unechtheit von je einer und einer der verfälschten Münzen, in einem öffentlichen Blatte bekannt zu machen.

Aus der Erzählung, wie Becker Münzverfälscher wurde, geht hervor, daß er zufällig erst ein Betrogener seyn mußte, um ein Betrüger zu werden. Von einem Münzenhändler beim Verkaufe einer falschen Goldmünze betrogen, und über den dießfalls gemachten Vorwurf mit den Worten abgefertigt »es geschehe ihm ganz recht — was man nicht versteht, damit müsse man nicht handeln,« ward Becker von solchem Unmuthe ergriffen, daß er sich vornahm, die Schmach durch Entgeltung mit einem ähnlichen Betruge zu rächen. Er, der früher nie den Griffel geführt hatte, verschaffte sich jetzt durch unablässigen Fleiß die nöthigen Fertigkeiten, brachte eine Goldmünze, nicht minder werthvoll als die gewesen war, womit man ihn betrogen hatte, zu Stande, und im gelungenen Austausche, an den betrügerischen Münzhändler. So war der erste Schritt, der Verkäufer so vieler anderer, gethan.

Der Hr. Verfasser hat die Verzeichnisse der Becker'schen Stämpel sehr methodisch gegeben. Erst ist ihre Gesammtzahl, dann die Hauptangabe der falschen Münzen unter den Rubriken: 1. Griechische Münzen. 2. Gothische. 3. Römische. 4. Coins romains de Becker. 5. Coins grecs de B., und endlich 6. die Table des légendes des coins romains de B. aufgeführt. Jeder Rubrik sind die betreffenden Unterabtheilungen beigefügt.

Digitized by Google

Ein kluger und ersprießlicher Gedanke war es, diesem Werke, welches besonders der angehende Münzsammler nicht wird entbehren können, eine Einleitung in die Münzkunde anzuschließen, die, wenn gleich nicht in vollständiger, vielleicht auch nicht beabsichtigter Ausführlichkeit, doch mehr als hinreicht, um im Geiste des unwissenschaftlichen Sammlers, der bloß beabsichtigt, in der Schau des Erworbenen sich zu vergnügen, von seinem Thun eine höhere Ansicht anzuregen. Während ein solcher vielleicht nur nach diesem Werke greift, um sich gegen Irrthum und Betrug zu waffnen, stößt er beim Weiterlesen auf die wichtigen, möglicher Weise selbst nicht einmal geahneten Beziehungen, in welchen die Münzwissenschaft mit dem Alterthume, mit der Kunst und der Geschichte steht; — Beziehungen, die der Verfasser eben in der Absicht, um auf die Bildung solcher Anfänger nützlich einzuwirken, trefflich und in einem blühenden Vortrage entwickelt hat. Der übrige Inhalt dieses Werkes, den man füglich unter dem Gesichtspuncte einer theoretisch-practischen Einleitung in die Münzwissenschaft auffassen kann, ist lebensfrisch wie die Liebe zum Gegenstande, geistreich wie eine glückliche Vereinigungsthätigkeit von Sachkenntniß, Urtheil und Fantasie zu wirken pflegt, abgefaßt, und für Numismatiker auch noch in der Beziehung dessen interessant, was der Herr Verfasser über das Verhältniß von Neumann's Anordnungen zum Systeme Eckhel's bemerkt. Die äußere Ausstattung ist besonders nett, und die dem Titelblatte vorangesetzte Anzeige, daß Eckhel's großes bereits vergriffenes Werk, in Volke's Buchhandlung in hinzugekommenee Vervollständigung wieder ausgebothen ist, hinlänglich wichtig, um darauf auch hier aufmerksam zu machen.

M. Koch.

***G. Horatii Flacci Opera lyrica* — annotatione e notis aliorum et suis perpetua, versione germanica inserta, et observationibus aestheticis illustravit — *Albertus Muchar* etc. Graecii 1835, typis *J. A. Kienreich*. 402 S. 8.**

In der Vorrede, die in der ersten Hälfte wohl etwas zu geziert ist, sagt der Verfasser: Doctissimorum virorum commentaria sollerti (p. solerti a solus et ars) versavimus manu — was er auch durch 400 Seiten so getreu befolgt, daß wir ihm Dank wüßten, wenn es 1) so vieler Noten bedürfte, um den Autor zu verstehen; 2) wenn diese Noten auch immer die zweckmäßigsten, und 3) wenn sie in Gehalt und Form correcter wären.

Wer zur Lesung eines Horaz schreitet, muß nicht bloß schon eine beträchtliche Anzahl classischer Schriftsteller interpretirt haben, sondern auch im Studium der Antiquitäten, in der alten Geographie, Historie und Mythologie wohl bewandert seyn. Man sehe nun z. B. gleich von vorne herein (S. 3 bis 5), wie breit ist die Erklärung der olympischen Spiele, wie ermüdend sind die wiederhohlten Umschreibungen und Varianten der einfachsten Sätze, die noch überdieß von der deutschen, meist Voß'schen Uebersetzung begleitet! Was braucht S. 8—9 der Eingang der zweiten Ode: Jam satis terris etc. dahin commentirt zu werden, daß satis mehrfach umschrieben, und terris für in terras als Graecismus (aber nicht »graecca, wie der Verfasser hier und anderweitig schreibt, da terris nicht an sich »griechisch« ist) bezeichnet werde? Solche Dative sind wohl ursprünglich griechischer Natur, aber doch so häufig in der lateinischen Tochter, daß wir sie selbst in der glatten Prosa antreffen, und in der Construction des Partic. Fut. Pass. fast immer haben. Einer Erklärung würdiger aber sind die sogenannten griechischen Accusative, worunter ein κατα verstanden werden muß; z. B. Os humerosque Deo similis. — Daß urbs, oder besser Urbs oftmals für Roma gesetzt wird, weiß jeder Anfänger. Ist Ostia das heutige Civitavecchia. — Wozu S. 13 diese Tautologie: In utere constrictis ceteris ventis — oder wie es fehlerhaft steht: in ictre? constrictis coeteris? Was schon im Argumentum S. 11 gesagt worden, wird S. 13, Note 9 mit andern Worten ermüdend wiederhohlt u. s. w. — Der gerechte Vorwurf der Ueberladung und Weitschweifigkeit, der diese angeführten wenigen Seiten trifft, darf kaum eine einzige des ganzen dicken Buches verschonen, und wir sind schon dadurch zu sagen berechtigt, daß die Commentirung nicht immer zweckmäßig. Sie ist es aber in der That um so weniger, weil sie dem Jüngling zur Interpretirung seines Dichters durchgehends keinen andern Kampf übrig läßt, als die Schwierigkeit, das aus dem großen Wortschwall heraus zu finden, was er eben heute für seine Lection braucht. Lassen wir indessen auch die Art der Commentirung hingehen, nehmen wir an, daß sie sogar vertheidigt werden könne; was soll man aber zu dem gänzlichen Mangel an Correctheit sagen? Wenn ja irgendwo, muß diese bei Ausgabe der Alten im strengsten Sinne gefordert werden. Hier einige Beispiele aus dem ersten Viertel des Buches:

Seite 2, inseris — pro inseres. S. 7 ist uxorius ein metrischer Fehler, denn es soll getrennt seyn in u-xorius, um mit amnis einen Adonius auszumachen. S. 11, Jilli — pro Illi. S. 12, aera pro aëre, der Schüler kann es für den plur. von aes halten. S. 18, urguet pro urget. S. 20, aliti — pro alite. S. 24, paturit pro parturit. S. 29, agigantur p. agitantur. S. 29, querere p. quaerere. S. 30, que alleinstehend p. pignusque. S. 34, (V. 7) ist invida beim subst. aetas ausgelassen. S. 35, summis p. sumes. S. 36, morandem p. morantem. S. 36, de silebo p. te silebo. S. 36, Camena p. Camoena. S. 43, primus p. pinus. S. 46, fumera p. funera. S. 46, urguent p. urgent. S. 50, opprobiis p. opprobris. S. 53, colubras p. colubros. S. 53, hedulcae p. hoedilia (ab hoedus, hoedile.) S. 53, levia pro laevia — (von lae-

Digitized by Google

vis glatt.) S. 58, turaque p. thuraque. S. 60, Coecubam p. Caecubum (scil. vinum). S. 64, expeditis p. expeditus. S. 64, Daunias p. Daunia — (i. e. Apulia). S. 67, Threicio, metrisch gefehlt p. Threicio. S. 72, Pimpleï dulcis p. Pimplea (scil. Musa). S. 74. igenuoque p ingenuoque. S. 74, qui fragend p. quis. S. 74, Chimaera p. Chimerae. S. 76, Achita p. Archita S. 76, Panthoiden p. Panthoïden (metri causa). S. 77, densentur p. densantur. S. 82, coemtis p. coëmtis. S. 83, ture p. thure. S. 87, religerat p. religarat. S. 87, lictore p. litore. S. 89, Pholeon p. Pholoën. S. 89, Calabrossinus p. Calabros sinus. S. 91, imma p. ima. S. 91, aucto p. acuto. S. 94, percipit p. pepercit. S. 97, turre p. thure. Welch ein Mißverständniß können nur diese drei Fehler zur Folge haben! S. 97, pueritiae pro puertiae (per Syncopen, metri causa). S. 98, heredis p. hederis u. s. w.

M.

Literarische Notizen.

Die Stadtbibliothek zu Augspueg besitzt unter andern Merkwürdigkeiten einen Papier-Codex in Folio, welcher eine große Anzahl Lieder von Meistersängern enthält, und nachstehenden Titel führt:

»Hochdeutsche Maister-Gesanng, auß hailliger »göttlicher schrifft gezogen. Auch ettlicher wunder»barlicher Hysterien vnnd Stampeneyen, aus »der Philosophi.«

»Durch Johann Sachs vnd Johan Springer »auch ettlicher Gedicht Onofferi Schwartzenbach, »jnn der zweiff Alten vnd sonst mancherley Mai»ster gethon, Ganz lustig vnnd kurtzweillig hier»innen verfasst.«

1565.

Dieser Codex besteht aus 397 Blättern, 12 Blättern Index, und in einem neun Blätter starken Gedichte von Martin Dirr (Dhür, Thürr).

Außer dem Meister Dirr, und den obengenannten dreien: Hans Sachs, Johann Springer (Spreng) und Onofferus Schwarhenbach, kommen noch als Verfasser der verschiedenen Lieder und Gedichte (welche größten Theils biblischen und moralischen Inhaltes sind) folgende vor: Caspar Ottendorfer, Michael Frank, Daniel Holzmann, und ein paar Ungenannte. In der Anzeige der Gesangsweisen (vor den Liedern) aber: Caspar Betz, Maister Conrat Nachtigal, Hannß Vogel, der Maruer, der Römer, der Minich von Salzburg, der Harder, der Sighart, Conrat von Wurtzburg, Michael Herbert, Hanß von Nörlingen, Conrat Fulsack, Petter Fleischer, Frutz Zoren, Linhardt nunebeck, Hannß Schwartz, Hannß Folz (Volz), Wolf Buchner, Caspar Ottendorfer, Heinrich Endris, Paul Ring, Marx Metzger, Michel Behem, Michel Lorentz, Georg Schilcher, Ulrich Eyslinger, Fritz Kettner, Hanns Rosengart, der Regenbogen, der Walther, der Stolle, der Cantzler, der Trabolz, Michel Miler, Six Beckmesser, Herman Oertel, Bastian Schweinfelder, Paul Schmid, Hannß Hay, Jacob Klieber, Albrecht Lesch, Baltasar Fridel.

Ich glaubte, den Freunden der Meistersängerkunst diese Notiz, in welcher mehrere ganz unbekannte Namen erscheinen, so wie nachstehendes (Fol. 388 recto 599 vorkommende) interessante Gedicht nicht vorenthalten zu dürfen.

Die zwelff maister zu Augspurg.

In des Michel Franken jungen thon.

Gesanges Kunst
Hat einen göttlichen vrsprung
vnd fleusst her auß dem himlischen tron
da manche engelische zung
hoch preyset iren got vnd schöpffer fron
Gibt seiner Majestet berayt
das Lob inn alle Ewigkeit.
Auff liebe brunst
Wil frumer leut auf erden guet
den herren durch gesang haben bekendt
wie soliches bezeugen thuet
das alte vnd auch das newe Testament
da finden wir ohn maß vnd zil
Noch herlicher Exempel vil. ꝛc.
Daher ist offenbar, gar
loblich kommen auf das schon maister gesang
zu Maintz hat es erstlich
angefangen vor vil hundert iaren lang
Alß Otto fuert das Kaiserthumb
Zwelff Männer hoch gezieret
gelert vnd eines Lebens frumb
jnn Tugent wol probieret
Sich vbten auf der kunsten stuel
herr doctor Frawenlob die schuel
zu Maintz loblich regieret ꝛc.

2.

Nicht lang darnach
Zu Nuernberg geleicher weiß
die kunst 12 Maister brachten auf die Pan
Sie fuerten mit gesang den Preyß
vnd haben da die schuel gerichtet an
auß welichen den vorzug het
Hannß Volz der Teutsch benuempt Poet ꝛc.
Fort allgemach
hat das gesang sich außgebrait
jnn der statt Augspurg durch 12 maister clueg
die ich erzell jnnsonderhait
Nach Ordnung irer Thon der Erst mit fueg
was Raphael Thuller genannt
der furuembst auf der schurl erkannt ꝛc.

Digitized by Google

Der ander hieß also, O.
Rofferus Schwarzenbach war ein Singer mitt
vnd Michel Frankh der dritt, sitt-
licher stim, der vierd ein Dichter Basti Wild
der fünfft hieß Martin Schrot hiebey
der sechst inn Got genesen
war Caspar Ottendorffer frey
der sibent ist gewesen
Herr Caspar Würt der achtet noch
haisst Georg Dannbacher ein Maister hoch
der freyen Kunst erlesen ꝛc.

3.

Der Neunt zumal
Hannß Ratgeb war ein singer guet
nach dem Jacob Taglang der Zehent sein
der Ailfft die schuel wol bauen thuet
haysst Daniel Hoff mit dem namen sein
der zwelfft die schuel ziert alle freist
vnnd Martin Thurr genennet ist. ꝛc.
Inn dieser Zal
begriffen sind zwelff maister zart
dardurch die Schul zu Augspurg in der Statt
ist fur gesetzt Kunst reicher artt
ain ieder schöne thön erfunden hat
vnnd sich gebot inn dem Gedicht
zu singen sein gemuet verpflicht ꝛc.
Auf das zu aller zeit, weit
Gottes nam wurd außgebraitet hie auf erd
das kurtze lied also, Jo-
hannes Spreng ainer ganzen gesellschafft werd,
gedichtet hat zu lieb vnd gunst
Thet er daßelbig schenckhen
Sein herz thuet sich zu diser kunst
jonsonderhait auch lencken
Alß man funffzehen hundert jar
Funff vnd siebentzig zelen war
Geschach diß zu gedenckhen.

finis. Adi d. 1. Septemb. A. 73.

Franz Goldhann.

Ein Werk von bedeutendem Umfange und für den Geschichtsforscher von hoher Wichtigkeit, versprechen der Ankündigung und der amtlichen Stellung der Herausgeber zu Folge zu werden die »Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII, ou collection de pièces rares et intéressantes, telles que chroniques, mémoires, pamphlets, lettres, vies, procès, testamens, exécutions, siéges, batailles, massacres, entrevues, fêtes, cérémonies funèbres etc. Publié d'après les textes conservés à la bibliothèque royale, et accompagnées de notices et d'éclaircissemens, par M. *L. Cimber* et autres personnes employées à la bibliothèque royale.“ In drei Abtheilungen, von Louis XI. bis XIII., Louis XIII. bis XV. und von Louis XV. bis XVIII. wird diese Sammlung erscheinen. Für die Aufnahme in dieselbe sind vorläufig bestimmt: 1. Le cabinet du Louis XI. 2. Chronique sur le comte Dammartin 3. Extraits des comptes et dépenses de Louis XI. 4. Discours du siége de Beauvais en 1472. 5. Procès de Jean II., duc d'Alençon. 6. Mémoire touchant Charles VIII. 7. Relation du voyage de Charles VIII. pour la conquête de Naples, par L. Desrey. 8. Diarium J. Burchardi, mit einer französischen Uebersetzung. 9. Le vergier d'honneur, par A. de la Vigne. — Die 1. Abtheilung, von welcher der 3. Theil bereits erschienen ist, (Paris, Beaupaid 1835, 28½ Bog. gr8.), wird aus 12 bis 15 Theilen bestehen und jeder 7 Fr. 50 C. kosten. Von zwei zu zwei Monathen erscheint ein Band.

Die Zahl der gelehrten Schulen in den Vereinigten Staaten beträgt 64. Die vorzüglichsten unter diesen sind Hervard University, Yale College und St. Mary's College. Erstere hat 30 Lehrer und eine Bibliothek von 40.000 Bänden, das zweite 26 Lehrer und 8500 Bände; das letztere 24 Lehrer und 10.500 Bände.

Nach dem Bericht des Gouverneurs von New-York an die gesetzgebende Versammlung sind in den 9865 Schul-Districten dieses Staates 534.002 Kinder zwischen 5 und 16 Jahren, wovon im J. 1833 nach den eingesandten Berichten 531.240 die Schule besuchten. Von öffentlichen Geldern wurden 316.153 Dollars 93 Cents, und zwar 100.000 Doll. aus dem allgem. Schulfonds, und 18.538 Doll. 56 C. aus localen, den Städten gehörigen Fonds für die Schulen verwendet. Die Einwohner der Districte haben 398.137 Doll. 4 C. beigetragen. Die Summen, im Betrag von 714.290 Doll. 97 C. sind (mit Ausnahme einiger 1000 Doll. für Schullehrer in New-York) für Gehalte der Lehrer ausgegeben worden. Die im J. 1833 auf die öffentlichen Schulen verwendeten Gelder betragen nicht unter 1.200.000 Doll. Von denjenigen höhern Schulen, welche man hier Akademien nennt, gibt es 67 mit 5506 Schülern; Colleges, wozu auch die sogenannte Universität in New-York gehört, 7 mit 1135 Schülern. Das Capital des Fonds für die Volksschulen beträgt jetzt 1.791.321 Doll. 21. C., wovon die Revenuen im vorigen Jahre 104.390 Doll. 75 C. betrugen, welches die Summe übersteigt, die jährlich für diese Schulen bestimmt ist.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

7. Sonnabend, den 23. Jänner 1836.

Kritische Rückblicke und Seitenblicke.

Von Bauernfeld.

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat.

Die Wogen der Literatur schäumen und brausen immer heftiger, immer wilder. Man weiß nicht, ob aus der gährenden Tiefe eine schöne, blumige Insel emporsteigen werde, oder ob die dunkeln Fluthen, das Ufer übersteigend, vielleicht drohen, das freundliche, bebaute Land in ihren Schoß zu versenken. Man kann sagen, die neue deutsche Kunst ist aus der Kritik hervorgegangen, aus der Betrachtung und Zergliederung des inneren Menschen, aus der philosophischen Forschung und Bildung. Aber die Kritik war damals eine verständige Mutter, welche die geistige Ueberlegenheit ihres Kindes erkannte, und sich damit begnügte, es an den Brüsten des Lebens zu nähren. Nun ist diese Mutter grausam und blutdürstig geworden, und droht, ihr liebstes Kind zu verschlingen.

Lessing ist der Vater, oder der Nährvater der neuen deutschen Poesie. Er hat, ein literarischer Herkules, die Mühe übernommen, den Stall des Musenpferdes zu reinigen, oder vielmehr, er führte es aus dem Stall, und läßt das geflügelte Thier, wie es sich gebühret, im grünen Walde, unter dem sonnigen Himmelblau springen und weiden. Pedantismus, geistige Knechtschaft, Vorurtheile, Abhängigkeit von fremder Autorität fielen, als Auswüchse des deutschen Nationalcharakters, unter Lessing's schaef-schneidenden Worten; Verstand, Vernunft, Natur, Wahrheit wurden in ihre ursprünglichen Rechte eingesetzt.

Herder setzte das begonnene Werk in einem andern Sinne fort. Ihm erschien das Gefühl als die Blüthe der Menschheit. Die innere Gemüthskraft, ihr Streben nach fortschreitender Vervollkommnung, ihr Zusammenhang mit der Geisterwelt, war der Lebenskreis, in dem er sich liebend bewegte. Wo sich Lessing mit sittlicher Kraft begnügte, drang Herder auf religiösen Einfluß. Sein Sinn, der sich in das Allgemeine verlor, verband ferne Zeiten, fremde Nationen, und legte den ersten Grund zur späteren Welt-Literatur.

Beide große Geister waren in der Kunst mehr anregend, erweckend, fördernd, als ursprünglich schaffend und gestaltend. Das weite und freie Leben, welches sie für die Poesie erobert, wurde erst durch Goethe zur Kunst und Schönheit verklärt. Mit Goethe's rein menschlichem Genius verbrüderte sich Schiller's Idealismus. Beide Meister, Goethe und Schiller, hatten das Glück, gemeinsam zu leben und sich zu ergänzen, wie sie denn auch im Munde des Volkes stets zusammen genannt werden. Schiller faßte in allen seinen Werken vorzugsweise diejenigen Seiten des Lebens auf, welche den Menschen in seinen erhabensten und edelsten Bestrebungen, und diese, im Conflicte mit der Gemeinheit, im ideellen Siege darstellen. Er zog gewissermaßen das Erhabene und Göttliche in den Kreis des gewöhnlichen Lebens, welches er durch die höchsten sittlichen und ästhetischen Anforderungen zu veredeln und zu verschönern suchte. Schiller's Anschauungsweise, welche dem deutschen Sinne besonders zusagte, verschaffte ihm unter uns den Ruhm des populärsten Schriftstellers. Goethe schilderte das Leben in seinem ganzen Umfang. Das Ideelle war ihm nicht fremd; aber er betrachtete und behandelte es eben als einzelne Erscheinung, wie alle übrigen menschlichen Zustände und Sinnesarten. Goethe lehrte den Menschen, durch naturgemäße Ausbildung seines innersten Wesens, in und durch sich selbst zu bestehen, mit bescheidenem Hinblick auf ein Unsichtbares, Unbekanntes. Seit Shakespeare hatte kein Dichter den Menschen so vollständig und im Ganzen erfaßt, hatte keiner seine Mit-Zeit so vollkommen begriffen und dargestellt — und war keiner von seinen Zeitgenossen so wenig verstanden worden. Der feinste Lebensäther neuester Bildung und Philosophie, von dem originellsten Geist, mit Bewußtseyn aller seiner Zwecke, aufgenommen, dringt durch Goethe's Poesie. Er bedient sich ihrer nicht als schöner Form, um irgend eine Lieblingslehre hinein zu gießen, und so mit seiner eigenen Begeisterung die Welt dafür zu entflammen, sondern ihm ist die Poesie Geist und Blüthe des Lebens, das Leben selbst. Lessing, Herder, Goethe, Schiller sind die vier Hauptströme im Eden der neuen deutschen Poesie.

In der Philosophie haben Kant, ihr Lessing, und Schelling, ihr Goethe, der Erste sichtend und ordnend, der Zweite

Digitized by Google

nen ſchaffend und geſtaltend, den Idealismus und Realismus der Schule, durch den fortgeſetzten Kampf für die Selbſtheit des menſchlichen Geiſtes und für die geiſtige Auffaſſung der Natur, verſöhnt und ihren Gegenſatz aufgehoben. Durch die Natur-Philoſophie und ihre weitere Fortbildung erſcheint die geiſtige Revolution der neuen Zeit in ihren Hauptzügen vollendet, und der unendliche Weg zur weiteren Forſchung geebnet und geſichert.

Es iſt eine ſchöne Sache, eine reiche Literatur überblicken, und ſich ihr, durch Aneignung des Vorhandenen oder durch Selbſt-Schöpfung, anreihen zu dürfen. Aber die Menſchen ſind mit einer beſcheidenen Stellung, ſelbſt mit verdientem Ruhm nicht zufrieden. Die kleineren Geiſter, welche auf die großen folgen, möchten gerne noch höheren Glanz erreichen, als dieſe. Anſtatt ihr eigentliches Weſen und Talent auszubilden, überbieten ſie häufig ihre Natur, und zwingen ſich in Kunſt und Kritik irgend eine geiſtreich bizarre Richtung an, worauf die großen Meiſter gar nicht dachten, und welche ſie nun, dieſen gegenüber, gerne für die allein Gültige ausgeben möchten.

Das Neue reizt und lockt, und bald iſt die genußſüchtige Menge durch die Stimmführer verleitet, ihre ausſchließliche Bewunderung jenen ſeltſamen Schöpfungen zuzuwenden, die ihrer Natur nach doch nur einen bedingten und beſchränkten Werth haben können. Zugleich wird die Blöße einiger berühmten alten Nahmen aufgeſpürt, ja der Zweifel über den Werth gewiſſer Werke angeregt, welche bisher, als ſogenannte claſſiſche, unangetaſtet blieben; das Publicum freut ſich, ſeiner läſtigen Verehrung für jene Alterthümer los zu werden, das Selbſtgefühl wird gepriefen, Zwang und Regel ſoll weder für den Künſtler noch für den Kunſtfreund gelten, und ſo iſt der Weg eröffnet zur geprieſenen freieſten Geiſtesentwicklung, aber auch zur Verkümmerung und Verkleinerung alles lebendigen Schaffens und Aufnehmens. Ein ſolches negatives Beſtreben zeigte ſich zuerſt bei den Gebrüdern Schlegel. Auch ſie gingen, wie Leſſing, von der Kritik aus, aber ihr Wirken, bei geiſtreichen, einzelnen Reſultaten, war im Ganzen für die Kunſt mehr hemmend als fördernd, wie ſie denn auch, trotz aller Bemühungen, kein einziges Kunſtwerk zu Stande brachten, welches in Fleiſch und Blut der Nation übergegangen wäre; dafür legte das Athenäum den Grund zu allen halbwahren und verkehrten Anſichten, die Lucinde zu allen poetiſch-unſittlichen Romanen und quälenden Selbſtbekenntniſſen der Gegenwart. Auch die Vereherung Goethe's, welche durch die Beurtheilungen der Gebrüder Schlegel ihren Höhenpunkt erreicht, wurde durch ſie übertrieben und unwahr. Vielleicht wollte ſich der Eine von ihnen für ſeinen Hyper-Goethianismus entſühnen, indem er, zum Glück erſt im ſpäteren Alter, die Entdeckung machte, daß ſeinem großen Schützling der Mittelpunct fehle.

Der literariſche Thron Deutſchlands wurde in der Folge von einer zahlreichen Partei an Tieck überlaſſen, der als ein milder König Dunkan regierte. Seine Geſetze, die er erließ, die dramaturgiſchen Blätter, laſſen ſich über den Verfall und die Gemeinheit der deutſchen Bühne vernehmen, und ſchlagen zu ihrer Verbeſſerung vor, das Theater nach der Art des Shakespeare'ſchen einzurichten.

Von dem Dichter des Octavianus und der Genovefa läßt ſich übrigens begreifen, daß er der Schiller'ſchen Muſe nicht beſonders geneigt ſeyn kann. Tieck iſt jedoch, auch wo er tadelt, immer human, und ſein Urtheil, als von einem geiſtreichen Prieſter des Schönen, ſtets belehrend, ſo daß man dieſer Art von Kritik unmöglich gram werden kann. Schärfer und philoſophiſcher trat Börne in der »Wage« auf. Seine häufig bitteren äſthetiſchen Urtheilsſprüche gingen, wie bei Rouſſeau, aus dem tiefſten Wahrheitsgefühl hervor. Bekanntlich ennuyirte es ihn bald, den Dramaturgen zu ſpielen, und trieb ihn mit Macht in die, Alles verſchlingenden Wogen der Politik. — Tieck zur Seite ſtellte ſich Menzel, ein Mann, deſſen Charakter und Wiſſen man achten muß, der aber zugleich ein lebendiges Beiſpiel gibt, wie man, bei aller Verſtandesſchärfe und angefüllt mit allen Wiſſenſchaften, der Gefahr oft am nächſten ſtehe, die natürliche und harmloſe Empfindung für das lebendige Schöne einzubüßen. Menzel, der mit den neueſten Fortſchritten der Politik und Philoſophie vertraut iſt, ſetzte den Maßſtab ſeiner Grundſätze an Goethe's Werke an, und fand ſie klein und nichtig. Goethe, hieß es, war ein Ariſtokrat, ein Egoiſt, er verkannte ſeine Zeit, das deutſche Volk, er diente den Fürſten, er haßte die Freiheit. — Wie ſind nun auf dem Punct, wo ſich die politiſche Anſicht allein geltend macht, wo das Menſchengeſchlecht in zwei Claſſen getheilt wird, in Servile und Lideale; wo jede Individualität verſchwindet, wo die Poeſie aufhört. Iſt Goethe wirklich ein Serviler? Er liebte den Verkehr mit Großen und Vornehmen, er nannte irgend einen kleinen Fürſten ſeinen gnädigen Herrn, er aß und trank gerne was Gutes, er verſchaffte ſich Privilegien für die Ausgaben ſeiner Werke. Das thut ihr ja Alles auch! — Er ſchrieb den Götz von Berlichingen, Fauſt, Egmont — Bücher, in denen weder die Republik, noch das conſtitutionelle Königthum als Blüthe der Menſchheit angeprieſen wird, ſondern die Freiheit und Selbſtheit des Geiſtes, unabhängig von jeder Staatsform. Iſt dieſe innere Freiheit nicht die Vorbedingung zu der äußern? Steht der ganze Menſch nicht höher als der bloß politiſche Menſch? Gebt doch einer Maſſe geiſtig unfreier Menſchen die freieſte Staatsform, und ſeht, wozu ſie ſie gebrauchen! Entweder hat Schiller, den Ihr einen freien nennt, Goethe'n niemals verſtanden, oder dieſer hat Euch und die Gebildetſten unter Euch erſt auf die Stufe der allgemeinen geiſtigen Freiheit geſtellt, die es Euch nun möglich macht, auf politiſches

Digitized by Google

Leben zu denken. Thut nur nicht so vornehm, und sagt, Ihr hättet Alles aus Euch selbst geschöpft! Spottet des alten Ministers in Weimar nicht, während Ihr ihm doch Eure Bildung, Euer geistiges Leben, Eure Poesie und Prosa verdankt. Es ist wahr, der alte Mann hatte seine wunderlichen Launen! Er verschloß sein Ohr vor dem Lärm gewisser neuer Idren, deren rsten, rinen Klang er im Grunde doch selbst anstimmte; r schloß die Augen vor riner stürmisch aus Gewölkrn hereinbrechenden Morgenröthe, da rr die Strahlen dre beruhigenden Sonne nicht mehr zu relehen gedachte. Seine Srudung war erfüllt, rr zog sich in sich selbst zurück, und sprach nur bisweilen, wie im zweiten Theil des Faust, einige mystische Worte aus, die wohl rrkennen lassen, wie rr die Sache würdigr, abrr ihre Verfechtrr für rin bischen schwachköpfig halte. Goethe beschloß sein Lrben, wie so viele große und brdeutende Männer; nachdrm er recht mittrn im Lrben grlebt, und an allen lohrnswerthrn Richtungen seinrr Zeit thätigen Antheil genommen, flüchtete rr im Grristrnalter aus drm Welt-Tumult in eine bescheidliche Einsamkeit. Laßt doch drn Einsirdler in seiner Zelle ruhrn, sprecht krise, wenn Ihr an seinrr Schwelle vorübergeht, und zrrstreut die Blumen nicht, unter denrn rr sich selbst sein poetischrs Grab brttete.

Während die Kritik sich durch die Brihülfe der politischrn Zritansichten zu erneuern gedachte, und das Lrbendige und Poetische nach ihren trockenen Abstractionen beurtheilte, hatte das Leben, wie immer, die neuen Elemrntr rrgriffen und sie poetisch zu verkörprrn gestrebt. Heine war aufgetretrn. Seinem Talrnt huldigten die verschirdrnstrn Partrien, die Kritik wollte messen und sichten — abrr in drm allgemrinrn freudigen Zujauchzen wurde ihre Stimme kaum mehr vrrnommen. Hiemit schien die Poesie in Deutschland wirdrr aus ihrem Schlummer zu rrwachen. Poetischr Grdanken und Anschaurn schwirrten, wie bunter Schmrttrrlinge und Käfer, durch die Kritikreine Luft, als wollten sie einrn neuen Frühling verkündigen; an drn Bäumchen knospetr es hir und da, abrr das frische, breitr, saftigr Laub wollte nirgrndo recht hrrvorschießen. Die neurrr Poesie drang von allen Seiten hrrein, ungestüm und hochmüthig, doch nicht ohne Geist und Kraft, zum Thril mit bestem Willen; aber ihre Grstalten, dir sie uns für rcht lebendige ausgrben wollte, waren dürftig, kahl, nebelhaft, schwankend, mit Einem Wort: unfrrtig. Dir neue Poesie verwrchselte ihren Drang, ihre Begeistrrung, das Rrue, Zeitgemäße, Niegrsagtr endlich aussprechen zu wollen, mit drr Fähigkeit, dem Talrnt, rs auch zu könnrn, und sie überschätzte das Talent, indrm sir drn brharrlichrn Ernst und die edle Srlbstvrrläugnung für entbehrlichr Stützen drsselben ansah. Dir neue Porsie war in dem Fall drs jungen Goethe, als rr den Werther schrieb, aber sie hat ihrrn Werther noch nicht geschrieben, und wird ihn noch lange nicht schreibrn, wenn sie sich, wir bisher, überstürzt, und so einer Seits durch den Jubel ihrrr Partei, anderrr Seits durch gehässigen Widerspruch rrhitzt, den Einfall jedes tollen Augenblickes ohne Wahl, ohne Prüfung in die Welt schickt. Dabri wird das Talent vergeudet, nicht gebildet. So weit ist dir Welt nicht aus drn Angeln, daß man, bei einigem Geist und Talent, alle gesrlligen Vrrhältnisse und Einrichtungeu vrrachtend und zersprengend, bloß durch dir angrnrhme Anstrengung riniger exaltirten Stunden, gleichsam im Champagner-Rausch ein großer Mann und Dichter und drr Liebling seiner Zeit wird. Man soll das Lobenswerthe in den Bestrebungen der jüngst rntstandenen Talentr nicht verkennrn. Sir haben dir Kritik von mannigfaltigem Wust und Schulgeschwätz befreit, sir haben sie wirdrr auf das Leben bezogen und aus dem Leben rrklärt, sir haben Goethr aus drn Klauen drr Moral- Pedanten grrettet, und nrnnrn sich mit Frrude und Stolz seine Jünger, sie kämpfen mit Geschick gegrn das, in Deutschland nir aussterbrnde Philisterthum; aber damit ist noch nichts gewonnen. Sie verkündrn rinr neue Literatur. Wo ist sie? Sollen Reisefizzen und Charakterskitzen für Kunstwerke gelten? Soll dir Literatur in Zukunft darin bestehen, über dir vorhandenen Werkr, wrnn auch geistreich, zu schwatzen? Möchte dir neue Poesie von drn unsrn Franzosen, denen sie so Manches abgemerkt, auch noch dir Hauptsache lrrnen: daß man vor allrn Dingen etwas machrn müsse. Victor Hugo, Balzac, Eugène Sur, Alexandre Dumas, Jules Janin begnügrn sich nicht damit, zu brweisen, daß man jetzt anders schreiben müsse, als Corneille, Racine und Voltaire, sondern sie brweisen durch die That. Sie schreibeu monströse Dramen und Romanr; rinr Masse von Talrnten ist vorhanden, die, wenn sie sich rrst abgeklärt, vollendrt und ganz originelle Kunstwerke versprechen. Läßt sich von unserer neuen Poesie etwas Arhulichrs erwarten?

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Die praktischen Proben stehrn doch gar zu writ unter den Theorien, als dern Rrsultate sie sich ausgeben. Ein geistreicher Mensch, dem rs bloß darum zu thun ist, kann leicht Aufsehen machen, bsondrrs wrnn er sich um alle Gesetze drr Sittlichkeit, der Schönheit und des Anstandrs nicht kümmert. Ich vrrlange von der Porsie nicht, daß sir sich moralische Zwecke vor Augrn haltr, abrr der rchte Dichtrr fühlrt noch nirmals ein Bedürfniß, grgen dir Gesetze drr Moral in die Schranken zu trrtrn, wohl aber gegen die Schwächen und Gebrechrn seinrr Zeit. Drr Dichter ist auch nicht brrufen, seine Zeit umzugestalten, sondern er bemächtigt sich ihrer besten und wichtigsten Elemente, und grstaltet sie zu künstlrischen Zwecken. Calderon, Molirre, Goethe sind klare Beispiele. Je größer der Mensch und Dichtrr, um so klarer und bedeutendrr spiegelt sich seine Zrit in ihm ab. Es schrint, der Satz läßt sich nicht umkehren. Die Epoche, in der

Digitized by Google

wir leben, ist gewiß wichtig und bedeutend. Die Humanität, eine allgemeine Bildung breitet sich durch ganz Europa aus; eine vernünftige Philosophie hat uns Gott, die Menschen und die Natur näher gerückt; ein edler Lebensgenuß blieb nicht mehr blos das Vorrecht einiger Glücklichen, sondern er ist der Masse des Volkes offen und leicht zugänglich. Es scheint, daß in einem solchen Medium die Poesie leicht und gemächlich gedeihen sollte; aber es scheint auch nur. Die politischen und praktischen Zustände nehmen fast alle Aufmerksamkeit in Anspruch; die Poesie wird über constitutionellem Königthum, über Eisenbahnen und Dampfschiffen vergessen. Die Literatur äußert sich und wirkt fast nur polemisch. Aber die verschiedensten Parteien schaden nicht, wenn es allen um die Wahrheit zu thun ist. Der Dichter wird noch erwartet, der sich der Zeit und ihrer verschiedenartigen Interessen bemächtige, und sie rein künstlerisch gestalte. Bemühen wir uns, die Forderungen an diesen zukünftigen Messias der Poesie nicht noch mehr zu verwirren. Es ist kein Zweifel, daß die Literatur gegenwärtig einen größeren Einfluß auf das Privatleben der gebildeten Mehrzahl ausübt, als jemals; laßt es unsere Sorge seyn, diesen Einfluß segenreich zu machen, indem wir uns dem Wahren und Naturgemäßen immer mehr anschließen. Einer der Neuen desavouirt in seinen „modernen Charakteristiken“ mit aller Freimüthigkeit manche seiner früheren, vorzeitigen und übertriebenen Ansichten: möge den Uebrigen sein Beispiel als Richtschnur dienen.

Einen großen literarischen Uebels ist noch zu erwähnen, welches sich besonders in der neuesten Zeit mit allem Unheil äußerte; ich meine die Art, wie man literarische Fehden zu führen pflegt. Schriftsteller von verschiedenen Ansichten betrachten sich nämlich als wirkliche Feinde, sie kämpfen gegen Principien, indem sie sich bemühen, die häuslichen und persönlichen, bisweilen etwas unsauberen Verhältnisse ihres Gegners aufzudecken, und den Charakter ihres Feindes zu verdächtigen. In Frankreich kommt es wirklich, in Deutschland beinahe bis zum Duell. Das schadenfrohe Publicum ergötzt sich an diesen chroniques scandaleuses, und gewöhnt sich bald, diejenigen, die seine Lehrer seyn sollten, als seine Lustigmacher zu betrachten. Aber die Kunst ist kein Gladiatorenspiel; auf der olympischen Rennbahn führen nur Kraft und Geschicklichkeit zum Ziel. Die Waffen der Wahrheit sind leuchtende Worte, nicht Gift und Dolch. Jede bedeutende Individualität, die sich, auch außer den herkömmlichen Formen ausspricht, hat ein Recht auf eine ernste und billige Würdigung. Nur der Gemeinheit, wenn sie sich gar zu breit macht, trete man, einzeln und verbunden, mit Wort und That entgegen. Uebrigens kann man den Schriftstellern aller Farben, die sich irgend eines schönen und guten Zweckes bewußt sind, die Worte des sterbenden Attinghausen nicht oft genug zurufen: „Seyd einig, einig, einig!“

Literarische Notizen.

Der Benedictiner-Orden in Spanien zählt jetzt 85 Mönchs- und 6 Nonnenklöster; der Bernardiner-Orden 130 Mönchs- und Nonnenklöster; der der Karthäuser (Cartajos) 16 sehr reiche Häuser; der Orden des heil. Hieronymus 48 Mönchs- und 19 Nonnenklöster; der des heil. Basilius 17 Mönchsklöster; der des heil. Dominicus 351 Mönchs- und Nonnenklöster in Kastilien, Aragonien und Andalusien; der des heil. Franciscus, genannt von der Observanz, 580 Mönchs- und Nonnenklöster, die von Almosen leben; der des heil. Franciscus, genannt terceros regulares 15 Klöster in Andalusien und 7 in der Provinz Leon; der reformirte Orden der Barfüßermönche 171 Klöster; zusammen 1715 Klöster. Nur die vier ersten Orden, des heil. Benedict, Bernhard, Hieronymus und der Karthäuser sind reich; aber auch ihr Reichthum ist durch die im Jahre 1821 durch die Cortes bewerkstelligten, später durch Ferdinand VII. annullirten Verkäufe bedeutend verringert worden. Jetzt beabsichtigt man angeblich, den Käufern die Güter in natura zurückzustellen, und die Commission hat sich in diesem Sinne erklärt.

Voyage pittoresque autour du monde; Résumé général des voyages de découvertes de *Magellan*, *Tasman*, *Dampier*, *Anson*, *Byron*, *Wallis*, *Bougainville*, *Cook*, *Lapérouse* etc. Publié sous la direction de M. *Dumont d'Urville*. Tom. I. Paris, Tenre 1835. 576 p. gr. 4. Dieser erste Theil enthält die Geschichte des Besuches der canarischen Inseln, Senegal, Rio Janeiro, Tristan d'Acunha, des Caps der guten Hoffnung, der Seychellen, Maldiven und Ceylon, Indien, Sumatra, Siam, Cochin-China, der Philippinen, China, Japan, der Sandwich-Inseln und Taiti.

Von der längst schon angekündigten Uebersetzung von Ritter's vergleichender Geographie ist der 1. Band nun erschienen: Geographie générale comparée, ou étude de la terre dans les rapports avec la nature et avec l'histoire de l'homme etc. Par *Carl Ritter*, trad. de l'allemand par *E. Buret* et *Ed. Desor*. Tom. I. (Afrique tom. 1.) Paris, Paulin 1835. 32 3/4 Bog. gr8. (8 fr.) Afrika wird 3 Bände umfassen.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 1te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

8. Mittwoch, den 27. Jänner 1836.

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein litterarhistorischer Versuch.

(Fortsetzung.)

I. Hauptstück. Selbstständige Sprachdenkmäler in gebundener Rede.

a. Alliterirte.

Alliterirte altdeutsche Sprachdenkmäler, die man Anfangs der ganzen deutschen Sprache abläugnen, später auf Nieder-Deutschland hat beschränken wollen, sind überhaupt nur vier bekannt.

Eines derselben, bei weitem das umfangsreichste und in sprachlicher Beziehung das wichtigste, eine poetische Evangelienharmonie (Heliand) ist entschieden niederdeutsch, zwei andere, das sogenannte Weßobrunner Gebet, von gar geringem Umfange, und ein vor kurzem an das Tageslicht gekommenes Bruchstück eines Gedichtes vom Weltuntergang (Muspilli) sind entschieden fränkisch. Der Dialect des vierten, unstreitig des ältesten und zugleich des einzigen unter allen alten Sprachdenkmälern, welches keinen christlichen Gegenstand behandelt, sondern in den Kreis deutscher Heldensagen eingreift, das Lied von Hildebrand und Hudubrand ist gemischt, sich allerdings mehr zum Niederdeutschen neigend.

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand.

In einer schon während des 30jährigen Krieges aus Fulda nach Cassel gekommenen lateinischen biblischen Handschrift des achten oder neunten Jahrhunderts, mit sogenannter angelsächsischer Schrift (nicht aber in dieser Sprache, wie durch ein Mißverständniß ist behauptet worden), haben zwei gleichzeitige nicht sehr geübte Schreiber, die erste und letzte Seite des Buches, die (wie dieß häufig geschah, um die Schrift vor unmittelbarer Berührung der Deckel zu schonen) leer gelassen waren, dazu verwendet, ein altes Lied, wie sie es vielleicht in ihrer Jugend mochten auswendig gelernt haben, oder ein Sänger es ihnen vorsprach, so weit es der Raum des Pergaments erlaubte, und so vollständig, als es im Gedächtnisse lebte, nieder zu schreiben. J. G. Eckart, dem die deutschen Sprachdenkmäler so vieles verdanken, war der erste, der dieses Fragment in der Cassler Handschrift bemerkte, und im ersten Bande seiner Francia orientalis S. 864—902 in Bezug auf Sprache und Inhalt, so weit es bei den Fortschritten seiner Zeit möglich war, erläutert, abdrucken ließ. Achtig Jahre später veranstaltete Reinwald, der durch langjährige Beschäftigung mit der altsächsischen Evangelienharmonie wohl hierzu berufen gewesen wäre, hätte er überhaupt philologisches Talent besessen, ohne die Handschrift selbst einzusehen, einen Wiederabdruck des Bruchstückes nach Eccards nur zu fehlerhafter Ausgabe, im neuen litterarischer Anzeiger 1808 col. 33—47. Durch seinen grammatischen Commentar war für das Verständniß des Liedes nichts gewonnen.

Die Gebrüder Grimm, damals Bibliothekare in Cassel, mit der alten Membran, die uns das Lied erhalten hat, wohl vertraut durch tiefe Sprachkenntniß und genaue umfassende Bekanntschaft mit dem ganzen Kreise der deutschen Heldensage, ganz zu solchem Unternehmen geeignet, waren es, die dieses Denkmal zuerst in jeder Beziehung erläuterten und auf sein Metrum zurückgeführt, nebst dem sogenannten Weßobrunner Gebet in einer eigenen Schrift »die beiden ältesten Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenburger Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm, Cassel bei Thurneisen 1812,« herausgaben.

War in der ersten Bearbeitung auch Vieles mangelhaft, Manches mißverstanden oder verkehrt gedeutet, so darf dieß bei der damals kaum zu berechnenden Schwierigkeit des Gegenstandes wenig Staunen erregen. Fortgesetzte Aufmerksamkeit und neue Hülfsmittel lehrten gar bald die wesentlichsten Mängel der frühern Arbeit kennen und verbessern, und schon drei Jahre später konnte Jacob Grimm eine neue, bei weitem vollkommenere Recension des alten Liedes (in den altdeutschen Wäldern II. 97. ss. vergl. I. 123. 324) aufstellen, zu der seine später in der deutschen Grammatik zerstreuten Bemerkungen über einzelne Wörter und Stellen ergänzend und berichtigend hinzukamen. Im Jahre 1830 erfreute der kunstfertige Wilhelm Grimm alle Freunde altdeutscher Literatur durch eine bewundernswürdig treue Nachbildung der Cassler Membran (De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum

Digitized by Google

edditit Guilelmus Grimm. Gottingae 1830. Fol.) und gab dadurch auch den Fernen Gelegenheit, ihren Scharfſinn an der Urſchrift ſelbſt zu üben.

Vor ganz kurzer Zeit erſchien (im letzten Bande der Abhandlungen der Berliner-Akademie der Wiſſenſchaften v. J. 1835) eine neue Bearbeitung des Textes von Prof. Lachmann, dem das Verdienſt gebührt, nicht nur viele der bedeutendſten Schwierigkeiten des Liedes glücklich und zum Theil überraſchend gelöſet, ſondern auch das Metrum desſelben feſtgeſtellt, und die Lücken, die das ungetreue Gedächtniß der Schreiber ließ, mit kundiger Hand aufgedeckt zu haben. Obgleich auch durch ihn noch nicht alle Schwierigkeiten des ſo ganz vereinzelnten und beinahe nur aus ſich ſelbſt zu beſſernden Monumentes gehoben ſind, und zu erneuerten und wiederholten Verſuchen, deren ſolcher Schatz bei unſerer Armuth wohl werth iſt, auffordern[1].

Wir wenden uns nun zum Inhalte des alten Bruchſtückes ſelbſt.

Dietrich von Verona, ſo erzählt uns die Wilkina Saga, König vom Amelungen-Lande, lebt Anfangs mit ſeinem Ohm Ermenrich, dem mächtigen über Rom herrſchenden Kaiſer in Freundſchaft, und zieht auf ſeine Gaſtgebothe. Sibich, der treuloſe, aus heimlichen Groll auf des ganzen Geſchlechtes Untergang ſinnend, weiß Ermenrich zu umſtricken; ſchon hat er, von ihm aufgereizt, ſeine eigenen Söhne getödtet, und verlangt nun von Dietrich Schatzung und Unterwerfung. Sein Heer zieht gegen Verona. Dietrich, zu ſchwach zum Widerſtande gegen die Uebermacht, zieht aus mit ſeinen Leuten. Der alte Hildebrand ergreift das Banner und führt ſie kämpfend und verwüſtend durch das Land der Longobarden über die Alpen nach Bekalar, wo Rüdiger gebiethet, und weiter von da nach Suſat im Hunnenlande, wo König Ehel die Vertriebenen ehrenvoll aufnimmt. Dietrich, nach zwanzigjährigem Aufenthalt unter den Hunnen, und mancher unter dem Banner ihres Fürſten verübter Waffenthat, denkt wieder daran, ſein eigenes Land zu erobern. Der erſte Verſuch, von Ehels Schaaren und ſeinen Söhnen ſelbſt unterſtützt, mißlingt, und erſt zwölf Jahre ſpäter zieht er allein mit Herrat ſeiner Gattinn, und mit Hildebrand nach dem Lande der Amelungen, wo er Ermenrichs Tod vernimmt. Albrandur, Hildebrands Sohn, unmündig vom Vater verlaſſen, waltet des Landes. Dietrich hält in einem Walde, und Hildebrand reitet voraus, ſeinen Sohn aufzuſuchen, um ihn für den König zu gewinnen, und hat ſich ſeine Geſtalt und Rüſtung beſchreiben laſſen. Das alte Lied beginnt damit, wie ſich Vater und Sohn begegnend, unerkannt zum Kampfe fordern[1].

Ik gihôrta dhat seggen,
— — — — — — — — —
dhat sih urhêttun
ênôn muotin
Hiltibraht joh Hadubrant
untar herjun tvêm.
sunufatarungôs
iro saro rihtun,
garutun se iro gûdhamun,
gurtun sih svert anâ,
helidôs, ubar hringâ,
dô sie ti derô hiltju ritun.
Hiltibraht gimahalta.
er was hêrôro man,
ferahes frôtôro:
er frâgên gistuont
fôhêm wortum
hver sin fater wâri
fireô in folche,
— — — — — — —
— — — — — — — —
neddo hvelihhes cnuosles du sis.
ibu du mi ênan sagês,
ik mi dê ôdrê wet,
chind in chuningrîche
chûd ist mi al irmindeot"
Hadubraht gimahalta,

Ich hörte das ſagen
— — — — — — — — — —
daß ſich forderten
zum Einzelnkampfe
Hiltibrand und Hadubrant
zwiſchen zweien Herren.
Sohn und Vater
Ihre Rüſtung richteten,
bereiteten ihre Schlachtkleider
gürteten ſich die Schwerter an
die Helden, über die Ringe,
da ſie zum Gefechte ritten.
Hiltibrant ſprach,
(er war der ſtolzere Mann
der Geiſtes klügere)
er hub an zu fragen
mit wenigen Worten:
wer ſein Vater wäre
der Leute im Volke,
— — — — — — —
— — — — — — — —
oder welchen Geſchlechtes du ſeyſt?
Wenn du mir einen ſagſt
Ich mir die andern weiß,
du Kind im Königreich,
Kund iſt mir all Menſchenvolk.
Hadubrant ſprach:

1 So eben erſcheint unter dem Titel: »Das Lied von Hiltibraht und Hadubrand, das älteſte Denkmal altdeutſcher Heldendichtung, in einigen ſeiner ſchwierigſten Stellen erläutert, im Gegenſatze der Grimm'ſchen Erklärung von Wilhelm Mohe. Marburg 1836.« Eine 14 Duodezſeiten ſtarke Broſchüre, die einige grammatiſche Bemerkungen zu unſerm Gedichte enthält, deren Werth auf ſich beruhen mag. Lachmann's Arbeit iſt dem Verfaſſer unbekannt geblieben.

1 Es ſteht hier nach Lachmanns Recenſion, die auch in Wackernagels altdeutſchem Leſebuch S. 14 abgedruckt iſt.

Digitized by Google

Hiltibrantes sunu,
dat sagêtun mi
  ûserê liuti,
âltê joh frôtê,
  de êr hina wârun,
dat Hiltibrant hêtti
  min fater: ih heittu Hadubrant.«
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
»Forn er ôstar giweit,
  flôh er Otachres nîd,
hina mit Theotrîhhe,
  enti sinero degano filu.
er furlet in laute
  luttila sitten
prût in bûre,
  barn unwachsan,
arbeolaosa (er rêt
  ôstar hina) dêt.
sid Dêtrihhe
  darbâ gistuontun
fateres mines.
  dat was sô friuntlaos man:
er was Otachre
  ummet irri,
degano dechisto
  was er Deotrichhe;
eo folsches at ente:
  Imo was eo fehta ti leop:
chûd was er . . . . .
  chônnêm mannum.
    ni wâniu ich iu lîb habbe«
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
»Wittû irmingot
  obana sona hevane
dat du neo dana halt
    mit sus sippan man
dine ni gileitôs.«
  want er dô ar arme
wuntanê bougâ
cheisuringû gitân,
  so imo si der chuning gap,
Hûneô truhtîn,
  »dat ih dir it nu bi huldî gibu«
Hadubraht gimâlta,
  Hiltibrantes sunu
»mit gêrû scal
  man geba infâhan,
ort widar orte.
  du bist dir, alter Hûn
ummet spâhêr,
  spensis mih . . . .
mit dinêm wortun, wili mih
  dinu sperû werpan,
pist alsô gialtêt man,
  so du êwîn inwit fortôs.
dat sagêtun mi
  sêolidantê

Hiltibrants Sohn
Das ſagten mir
unſere Leute,
alte und kluge,
die vorlängſt dahin waren:
daß Hiltibrant geheißen
mein Vater, ich heiße Hadubrant.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Vordem er oſtwärts ging,
Er floh Otachers Haß,
Fort mit Theotorich
und ſeiner Männer vielen,
er verließ im Lande
elend ſitzen
die Frau im Hauſe,
unerwachſen das Kind.
erblos (er ritt
gegen Oſten fort) das Volk.
Nachher Theotrichen
traf der Verluſt
meines Vaters,
das war ſo freundloſer Mann,
er war auf Otacher
allzu ergrimmt.
Der Männer liebſter
War er Theotriche.
Immer an des Volkes Spitze,
ihm war immer Gefecht zu lieb,
bekannt war er . . . .
kühnen Männern,
nicht glaub ich mehr, daß er lebe.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Weiß Allgott
Oben vom Himmel
daß du nie noch mehr
— mit ſo verwandten Mann
Streit haſt geführet.
Da wand er vom Arme
gewundene Ringe,
vom Kaiſerringe gemacht,
wie ihm ſie der König gab,
Der Hunnen Herr,
daß ich dirs nun mit Huld gebe.
Hadubrant ſprach
Hiltibrants Sohn:
Mit dem Wurfſpieß ſoll
Der Mann Gabe empfangen.
Spitze wieder Spitze,
du biſt dir, alter Hunn,
allzu klug,
reizeſt mit . . . . .
mit deinen Worten, willſt mich
mit deinem Speere werfen.
Du biſt ein ſo gealteter Mann
wie du ewigen Betrug verführteſt.
Das ſagten mir
Seefahrende

Digitized by Google

westar ubar wentil-
sêo, dat man wîe furnam:
tôt ist Hiltibrant
Heribrantes suno.«
— — — — — — —
— — — — — — —
Hiltibraht gimahalta
Heribrantes suno:
»wela gisihu ih in dînêm hrustim
dat du habês hême
hêrron gôtan,
dat du noh bi desemo rîche
reccheo ni wurtîs«
— — — — — — —
— — — — — — —
»Welaga nu, waltant
got, wêwurt skihit,
ih wallôta sumaro
enti wintro sehstic
ur lante,
dar man mih eo scerita
in folc sceotantero,
so man mir at burc êngeru
banun ni gifasta:
nu scal mih svâsat
chind svertû hauwan,
breton sinû billjû,
eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht du nu aodlihho,
ibu dir din ellen tauc,
in sus hêremo man
hrustî giwinnan,
rauba birahanen,
ibu du dâr ênîc reht habês.«
— — — — — — —
— — — — — — —
»Der sî doh nu argôsto
ôstarliuto,
der dir nu wîges warne,
nu dih es sô wel lustit.
gûdea gimeinûn
niusê de môtti,
hver dar sih hiutû
dero bregilo hruomen muotti,
erdo desero brunnôno
bêdero waltan«
do lêttun se êrist
asckim scritan,
scarpên scûrim,
dat in dem sciltim stônt.
dô stôptun ti samane
staimbortchlûdun,
heuwun harmlicco
hvîtte sciliî,
unti im iro lintûn
luttilô wurtun
giwigan, nî ti wambnum.
— — — — — — —

ostwärts über der Wendel-
See, daß man Krieg vernahm,
todt ist Hiltibrant
Heribrants Sohn
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Hiltibrant sprach
Heribrants Sohn:
— Wohl seh ich an deinen Rüstungen
daß du hast daheim
einen guten Herrn,
daß du noch durch diese Herrschaft
nicht verbannt worden bist.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Wehe nun Herrscher
Gott! Wehschicksal geschieht.
Ich wallte der Sommer
und Winter sechzig
außer dem Lande,
wo man mich immer bestimmte
in die Schaar der Schützen,
wie man mir an irgend einer Burg
den Tod nicht befestigte.
Nun soll mich mein trautes
Kind mit dem Schwerte hauen,
Treffen mit seiner Hacke,
Oder ich ihm zum Toden werden.
Du kannst ja leicht
wenn dir dein Muth etwas taugt
an einem eben so stolzen Mann
Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten,
wenn du da irgend Recht hast.
— — — — — — —
— — — — — — —
der sey doch nun der Feigste
der Ostleute
der dir nun Kampf weigere,
nun dich so wohl gelüstet
die handgemeine Schlacht.
Versuche den Kampf,
wer von uns sich heute
der Beuten rühmen soll,
oder dieser Brünnen
beider walten.
Da ließen sie zuerst
mit Eschen schreiten,
mit scharfen Schauern,
daß es in den Schilden stand.
Da traten sie zusammen
daß ihnen die Steinbarte klangen,
hieben schmerzlich
weiße Schilder,
bis ihnen ihre Linden
klein wurden
gemacht, nicht aber die Leiber
— — — — — — —

(Forts. folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

9. Sonnabend, den 30. Jänner 1836.

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Erster Bd. mit Knebel's Bildniß. LXIII. und 264 S. Zweiter Bd. 512 S. Leipzig. Gebrüder Reichenbach 1835. gr8.

Goethe's große Eigenthümlichkeit wirkte auf seine Umgebung auf eine dreifache Art. Schwache, kleinliche, und dabei, wie immer, eitle Naturen, die ihn auf keine Weise zu fassen fähig waren, denen nur sein Ruhm und der sichtbare Ausdruck von Großheit, der ihm so eigen war, imponirte, — suchten, so wohlfeil sie nur immer konnten, von diesen letztern Aeußerlichkeiten etwas an sich zu bringen, —

»und wie er sich räuspert und wie er spuckt
das haben sie ihm glücklich abgeguckt;«

die Jünglinge, die seine Jugend mitlebten, thaten, als kämen sie ohne Umweg aus Jaxthausen, Wahlheim oder Auerbach's Keller, — ja wenn's nur überhaupt ein Keller war! es war ihnen ganz genial zu Muthe, und sie gedachten vor der Hand, ehe sie die Welt mit ihren Schöpfungen erbeben machen wollten, sich's recht wohl seyn zu lassen.

Der Rausch ging vorüber, die Jugend alterte, — aber die Narrheit blieb, oder vielmehr wuchs; denn der Jugend vergibt man sie, dem Alter nicht. Goethe kam, mit Steinen und Antiken beladen, aus Italien, sprach wenig, und war vornehmer geworden. Nun setzten Jene die Beille auf die Nase, gaben sich das Ansehen Kunstkenner zu seyn, und ließen dann und wann ein gnädiges Orakel zu uns armen Sterblichen herniederschallen. Sie thaten, als sei ihnen eben so ruhig zu Muthe, wie ihrem Meister, als stecke hinter ihren vieldeutigen Reden eben so viel Sinn, als hinter den seinen. Dieß war das abscheuliche Unheil der Goethe-Thuerei, aus dem wir, leider! noch nicht völlig erlöst sind. — Eine zweite Art der Einwirkung, jener völlig entgegengesetzt, erlitten kräftige, originelle Naturen, die entweder eine innere Discrepanz mit Goethe's Wesen in sich fühlten, oder von vorneherein jeder Uebermacht feind, je mehr seine Würde sich entfaltete, desto mehr sich gegen sie waffneten. Diese Gegner haben dem Dichter, sobald sie nur wahr und ehrlich waren, weit weniger geschadet, als jene Nachbeter; jetzt, wo Goethe's Eigenthümlichkeit und Verhältniß zu seiner Zeit und Welt immer klarer wird, werden ihrer immer weniger, aber manche bedeutende fahren noch fort, sich auf ihrem Sattel zu behaupten. — Die dritte Art seines Einflusses, den er zumal in nächster Nähe geübt zu haben scheint, war die erfreulichste. Sie glich der Wirkung, welche dieselbe Sonne auf die mannigfachen Produkte der irdischen Vegetation ausübt: Jedes dieser Gewächse gedeiht nach dem Maßstabe, der ihm eingeboren ist. Und so kam durch Goethe's Anregung, aber ohne seinen Zwang, mancher treffliche Geist zum Bewußtsein seiner selbst und der Sphäre, in welcher er für sich etwas darstellen konnte, was, in demselben Kreise, keinem andern möglich war. Unterdrückung eigener Kräfte aus Verzweiflung am Gelingen, im Anblicke eines übergewaltigen Geistes, wirkte Goethe gar nicht; denn sein ganzes Seyn, Dichten und Lehren war anregend, aufmunternd, fördernd, belebend.

Von jeder der geschilderten Wirkungsarten nun enthält der vorliegende Nachlaß interessante Beyspiele.

Knebel selbst gehört in die dritte Art. Er entwickelte an Goethe's Seite ein erfreuliches Naturell, lernte seine Fähigkeiten, nach gehöriger Schätzung, cultiviren, und lieferte so jene gesunden Producte, die ihm von seinen Freunden wohl etwas zu hoch angerechnet werden, die aber immer einen schätzbaren Beitrag zu unserer Literatur liefern. Bei ihnen jedoch blieb er auch stehen, und suchte nicht, wie wir es so oft in neuesten Tagen sehen, durch ein phaëtontisches Mißlingen mitleidigen Nachruf für herzlichen Beifall einzutauschen. Alles bisher Gesagte sucht der vorliegenden Sammlung die rechte Stelle unter der großen Masse neuerer Erscheinungen anzuweisen. Sie stellt nämlich ein Stück deutscher Literaturgeschichte dar, und zwar vorzüglich aus jener Epoche und jenem Kreise, welche wir uns nicht ohne besondern und innigen Bezug auf Goethe denken können.

Die einleitende Biographie Knebels von Th. Mundt ist breiter als tief. Es wird viel geredet und wenig gesagt. Im Ganzen wird Knebel als das bezeichnet, was er war. Es wird zu verstehen gegeben, daß ein eigentlicher dichterischer Genius ihm nicht inwohnte, was in der That die folgenden Gedichte bestätigen. Es sind mehr geist- und gemüthreiche Aeuße-

Digitized by Google

rungen in rhythmiſchen Formen, als wahre Gedichte. Dasſelbe läßt ſich nun freilich von der bei weitem größern Zahl ſämmtlicher exiſtirenden lyriſchen Sammlungen ſagen; aber jene wollen auch für mehr nicht gelten, und das läßt ſich nicht von dieſen rühmen. Den großen Lucretius ſcheint der Biograph nie ſtudirt zu haben, ſonſt würde er eher begreifen, was denn »dieſe auf die barſte Lebenswirklichkeit hinauslaufende Dichtung . . . enthalten mußte, um jene Gemüther nicht nur zu blenden, ſondeen auch zu eeheben.« (S. XLI.) Da hat ſich der dialectiſche Hegel ſchon beſſer umgeſehen, wenn er (II. 447) ſchreibt: »Ich weiß wohl, daß einen Zeitungs-Artikel abfaſſen, Strophefſen heißt, gegen das Schwelgen in dem Drehen und Ausmeißeln lukreziſcher Hexameter, voll tiefſinniger Philoſophie. »Daß aber vollends, wie Mundt verſichert (XLI) »in der heidniſchen Unvermitteltheit die Weisheit des Epikur etwas Richtiges iſt »und die Wahrheiten, die in ihr ſtecken, nur erſt durch eine Begründung auf chriſtlicher Baſis zu ihrem eigentlichen Recht gebracht werden« — mögen die Philoſophen und Theologen, jeder nach ſeiner Art widerlegen; jene werden behaupten, den Epikur ohne Chriſtenthum zu verſtehen, — und dieſe werden ſchwerlich unſern Glauben zu einem Commentar des Epikur machen wollen.

Die Gedichte ſind, mit wenigen Ausnahmen, in antiken Versformen, welche Knebel bekanntlich mit bequemer Lebendigkeit behandelt, abgefaßt, und beſtehen aus Hymnen, welche ein edles religiöſes Gefühl für die Natur ausdrücken, — Elegien, welche den Widerſpeuch zwiſchen den ernſten Forderungen und idylliſchen Träumen eines liebevollen Herzens und der traurigen Kälte einer bedenklichen Gegenwart abermals zur Sprache bringen, — vermiſchten Gedichten (vom J. 1766 bis zum Jahre 1829), meiſtentheils bei beſtimmten Anläſſen entſtanden, uns zum Theile, wie das Gürtelband (S. 42) aus Herdee's Werken bekannt, und durch dieſe Sammlung nur erſt ihrem Vater vindiciet, — und Diſtichen, wie ſie eben von bedeutenden Augenblicken einem aufmerkſamen Geiſte eingegeben werden. S. 83 treffen wir ein Gedicht, das dieſelbe Idee entwickelt, die Goethe mit der Ueberſchrift: »Urworte; Orphiſch« (3. Bd. S. 101) zum Typus des menſchlichen Lebens zu ſtämpeln ſuchte. Nur hat es Knebel mit der determinirten Strenge eines Philoſophen dabei bewenden laſſen, uns auf die ernſte Nothwendigkeit, als die dunkle, eiſerne Schlußmauer unſers Daſeyns zu verweiſen, während Goethe mit dichteriſcher Milde die eherne Pforte dieſer Mauer entriegelt, und die Hoffnung, das liebliche Weſen, uns zum Troſte beebeirufk. — Herder's Einfluß iſt in allen Dichtungen unverkennbar; ein Centrum in Knebels Naturell, eine gewiſſe zuſammenhaltende Kraft, durch den ſtäten Umgang mit den Alten, beſonders mit dem ſo bündigen Lukrez, noch mehr befeſtigt, hat dieſen Einfluß unſchädlich gemacht. Denn man kann im Ganzen nicht ſagen, daß Herdee auf die Seinen günſtig wirkte; ſein großer, weiter Blick verlockte das ungeübte Auge in's Grenzenloſe, und wenn Goethe befceit hat, ſo hat Herder entzügelt.

Der nun folgende Briefwechſel iſt unſtreitig das Intereſſanteſte am Ganzen. Eine merkwürdige, ja man muß wohl ſagen die merkwürdigſte Epoche der deutſchen Bildungsgeſchichte bewegt ſich hier, wie in einer reichen Ausſtellung, lebendiger als es in Compendien geſchehen kann, vor der Erinnerung des Literaturhiſtorikers vorüber. Die bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten erſcheinen, gleichſam durch ſich ſelbſt gemalt, wie wandelnde Portraits, jeder die Attribute und Inſigeln mit ſich peäſentirend, die ihn charakteriſtiſch bezeichnen. Ohne daß es deutlich ausgeſprochen wird, merkt auch hier der kundige Leſer überall, daß Goethe der verborgene Mittelpunct iſt, auf den ſie ſich alle beziehen, in dem ſie ſich reflectiren. Knebel eeſcheint dabei wie der Romanheld nach W. Meiſter's Theorie: er läßt eben alle auf ſich wirken, nimmt auf, lehnt ab, vermittelt, und iſt dabei der gewinnende Theil. Sein eigener Gefühls- und Gedankenkreis wird im dritten Bande deutlicher werden; denn dieſer wird ſeine eignen Briefe, ſeine vermiſchten Scheiſten über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände, nud Auszüge aus ſeinen Tagebüchern enthalten.

(Schluß folgt.)

Die älteſten Denkmäler der deutſchen Sprache.

Ein literarhiſtoriſcher Verſuch.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir das alte Lied[1] gegeben, müſſen wir nun den Faden der Erzählung der Wilkina-Sage wieder aufnehmen, um die einzelnen Züge, welche unſer Bruchſtück enthält mit dieſee

1 Zur Vergleichung mit dem wiederhergeſtellten Texte folgt hier eine diplomatiſch genaue Abſchrift des Originals nach W. Grimm's in wenigen Händen befindlichen Facſimile.

Den Anfang einer neuen Zeile haben wir durch || bezeichnet. Für das gebrochene d der Handſchrift ſetzen wir ein liegendes d, für das in paläographiſcher Hinſicht merkwürdige angelſächſiſche w ein liegendes w.

Ik gihorta dat seggen dat sih urhettun aénon muo || tin. hiltibraht enti hadubrant. untar heriunsuem, || sunu fatarungo Irosaro rihtun garutun sé iro || gudhamun. gurtun sih. iro suertana. helidos || ubar ringa do sie to dero hiltiuritun. hiltibraht || gimahalta heribrantes sunu. her uuas heroro || man ferahes frotoro her fragen gistuont fohem || uuortum. wersinfater wari fireo in folche eddo || welihhes cnuosles dusie. bu du mienansages. ik || mideo dreunet chind In chuninc riche. chud ist || min alirmin deot-hadubracht gimahalta hilti || brantes sunu dat sagetun mi usere liuti alte anti || frote dea érhina warun. dat hiltibrant hatti || min fater ih heitti hadubrant. formher ostar || gih weit flohher otachres nid hina miti theotrihhe. || enti sinero degano filu. her fur laet in lante luttilla || sitten prut in bure barn unwahsan arbeolaosa. || hera? ostar hina det sid detrihhe darba gi || stuontun fatereres mines. dat uuas so friant || leoe man fherueas otachre ummettirri dega || no dechisto unti deotrichhe darba gistontun ||

Digitized by Google

ausführlicheren Darstellung vergleichen zu können, wodurch wir zugleich in den Stand gesetzt werden, nicht nur die Lücken in der auf uns gekommenen Aufzeichnung zu bemerken, sondern auch den weiteren Zusammenhang der Episode mit dem ganzen Kreise der Heldensage näher zu entwickeln, wobei noch mancher scheinbare Widerspruch unserer Ueberlieferung mit den aus anderen Quellen bekannten seine Vermittlung finden wird.

Hildibrandur, der sich, wie oben erwähnt, des Sohnes Aussehen und seine Rüstung beschreiben lassen, so erzählt die Wilkina-Sage weiter[1], erkennt diesen alsbald an Roß und Schild, und nennt sogleich den stattlichen Reiter an: Alibrandur aber traf ihn männlich, und jeder von ihnen stieß dem andern in den Schild, daß der Spieß entzwei ging, darauf stiegen sie von ihren Pferden und fochten so lange männiglich, bis sie ermüdet waren, worauf sie sich niedersetzten und ausruhten. Alibrandur sprach: »sag mir deinen Namen, »wer bist du alter Mann, der du so lange ausgehalten gegen »mich im Kampfe, sage mir ihn alsbald, oder du bist zur »Stunde mein Gefangener.« Sprach's und mit beiden Händen sein Schwert erhebend, hieb er ein auf Hildibrandur, und dieser wieder gegen ihn, und keiner schonte des andern, bis sie ermüdet waren und ausruhten zum andern Mal. Da sprach Alibrandur: »sag mir stracks deinen Namen, oder du mußt »sterben;« da hieb Alibrandur oft und hart und ward sehr zornig, da er den Alten treffen wollte, und dieser sich männlich wehete. Hildibrandur aber sprach: »Bist du einer vom »Geschlechte der Wülfingen, so sage stracks deinen Nahmen, »oder du sollst sterben.« Alibrandur entgegnend: »Ist dir »dein Leben lieb, so sagst du gleich deinen Namen, nicht bin »ich vom Geschlechte der Wülfingen, und wahrlich thöricht bist »du vor Alter, daß du mich dergleichen zu fragen wagst.« Und wieder hieben sie hart ein, und Hildibrandur führte einen schweren Hieb nach der Hüfte Alibrandurs, daß die Schiene entzwei sprang, und er eine große Wunde empfing, so daß ihn der Fuß nicht länger zu tragen im Stande war. Da sprach er zu Hildibrandur: »In deiner Hand hast du den Teufel, darum will ich aufgeben den Kampf mit dir, ich habe nicht länger Kraft zu streiten gegen dich, greife mein Schwert.« Und als Hildibrandur nach dem Schwerte griff, da hieb der junge Alibrandur nach ihm, und wollte ihm die Hände abhauen, er aber streckte das Schild vor und sprach: »Diesen Hieb lehrte »dich ein Weib, nicht aber dein Vater.« Darnach ging Hildibrandur so gewaltig auf ihn ein, daß er kopfunter fiel, und der alte Hildibrandur fiel oben auf ihn, und schlug ihn mit dem Degenknopf auf die Brust und sprach: »Sage mir stracks »deinen Namen, oder es kostet dein Leben.« Alibrandur aber sprach: »Was liegt mir an meinem Leben, da so ein alter Mann »mich überwunden hat.« Hildibrandur aber sagte: »Wenn du »dein Leben behalten willst, so sage mir stracks, ob du mein »Sohn Alibrandur bist, dann bin ich dein Vater Hildibrandur.« Sodann erhoben sie sich beide, nahmen sich in die Arme und küßten sich, und da waren beide froh, bestiegen ihre Rosse, und ritten nach Bern. Da aber ging die Mutter Alibrandurs, die Frau Hiltibrandurs aus, und als sie ihren Sohn bluten sah, da weinte sie und hatte sich übel und sprach: »Mein lie»ber Sohn, wie bist du so wund, und wer ist der alte Mann, »der dir folgt?« Alibrandur aber sprach: »Von dieser Wunde »habe ich keine Scham, denn die gab mir Meister Hilibran»dur, mein Vater, der da geritten kommt.« Da war die Mutter froh, und empfing ihren Mann Hildibrandur, und es war große Freude auf beiden Seiten. — Dieß die Erzählung der Wilkina-Sage.

In unserem Liede, so weit wir es nach dem erhaltenen Bruchstücke beurtheilen können, gestaltet sich in den Einzelnheiten der Erzählung manches anders, als in der weitläufigeren und vollständigen Darstellung, wie sie die Wilkina-Saga nach deutschen Quellen des 13ten Jahrhunderts gibt, während sich doch der Zusammenhang der einzelnen Begebenheit zur fortlebenden Sage ganz gut herausstellt, und die meisten im Liede angedeuteten Züge aus ihr ohne Mühe erklären lassen. Nichts desto weniger scheint auch hier, wie bei aller erzählenden volksmäßigen Poesie des Mittelalters, die Erfindung von der Darstellung getrennt betrachtet werden zu müssen, so daß wir hier zwar allerdings ein der Heldensage angehörendes Lied vor uns haben, dasselbe aber keineswegs als ein Bruchstück eines den ganzen Kreis derselben umfassenden epischen Gedichtes (oder wie man sich früher wohl über unser Lied ausdrückte, eines alten fränkischen Ritterromanes) vor uns haben.

her was eo folches at ente imo waseo feheta ti leop. || chud wes her chonnem mannum ni waniu ih || in lib habbe. wittu irmingot quad || * || hiltibraht obana abheusne dat duneo danahalt mit sus || sippan man dine ni gileitos want her do ararme wuntane || bouge cheisuringu giten. sonno seder chuning gap || huneo truchtin. dat ih dirit nubi huldi gibu. hadubraht || gimalta hiltibrantes sunu. mit geru scal man geba insa || han ort widar orte. du bist dir alter hun ummet spaher || spenis mih mit dinem wortun wilihuh dinu speru wer || pan pist also gialt' man so du ewin inwit fortos. || dat sagetun mi seo lidante westar uber wentil seo dat || man wic furnam. tot ist hiltibrant heribrantes suno || hiltibraht gimahalta heribrantes suno. welagi sihu ih || in dinem hrustim dat du habes heme herron goten || dat du noh bidesemo riche reccheo ni wurti. wele || ganu waltant got quad hiltibrant wewurt skihit. || ih wallota sumaro enti wintro sehstic urlante. dar || man mih eo scerita in fole secotantero soman mir at || hore enigeru. banun nigifasta. Nu eeal mih suaset || ehind. suertu hauwen breton mit sinu billiu eddo || ih imo tibenin werdan. doh maht dunn sodlihho || ibu dir din eilen teoc. in sus heremo man hrusti gi || winnen rauba bihrahanen. ibu du dar enic reht ha || bes. der si doh nu argosto quad hiltibrand ostar liuto || der dir nu wiges warne nu dih es so wel lustit. gudee || gimeinun niusedemotti. wer dar sih dero hiutu hrelgilo || hrumen muotti. erdeo desero brunnono bedero uual || tan. do lettun se eerist aeckim scritan scarpen scurim || dat ni dem sciltim stont. do sloptun tosamne staim || bort chludun. hewun harmlico huitte scilti. || unti im iro lintun luttilo wurtun. giwigan. niti wambnum.

[1] Wilkina-Saga c. 375–378. Grimm Hildebrandslied, S. 44–48.

»Die Sage entsteht, wächst und treibt ihr geheimnißvolles Wesen für sich, dem Dichter oder Verfasser einer einzelnen poetischen Erzählung gehört von der Fabel und ihren Personen und Begebenheiten nichts Wesentliches eigenthümlich zu, eben so wenig als der Glaube oder die sittlichen Ansichten, auf die er fußt. So war auch hier dem Dichter ohne Zweifel der ganze Stoff überliefert: der alte Hildebrand, mit Dietrich von Otaker vertrieben, kehrt nach dreißigjähriger Abwesenheit heim, und kämpft mit seinem eigenen Sohne, und auch das Einzelne hat nicht den Schein eigener Erfindung, es gehört so wesentlich mit zur Erzählung, daß nicht einmal eine Nothwendigkeit vorhanden ist anzunehmen, daß der Dichter auch mit den anderen Theilen der Sage von Dietrich und Hildebrand bekannt seyn mußte[1].

Nur was eben in der Erzählung den Dichter bewegte, was ihm als der wichtigste Punct und die Einheit des Ganzen erscheinen mußte, hier der Kampf zwischen Sohn und Vater, dieß hervorzuheben, hat ihm freigestanden und konnte von ihm absichtlich geändert werden. Vergleichen wir in diesem Sinne die Eigenthümlichkeiten des alten Liedes mit dem in späteren Darstellungen Abweichenden, so erscheint in diesem der kampflustige Uebermuth des Sohnes, der mit dem Vater kämpft, ohne daß sich ihm dieser vor dem Siege zu erkennen gäbe, während sich hier die ganze Lage der Sachen schon im Voraus feststellt, und die Kämpfenden nicht einmal eine Zeit lang unbekannt blieben, sondern die Handlung gleich damit beginnt, daß sich der Vater dem Sohne zu erkennen gibt, während der Unglaube des Sohnes in der gewissen Kunde, die er vom Tode seines Vaters erhalten hat, hinreichend begründet erscheint. Der Versuch des Vaters, den Sohn zu Anerkennung durch Geschenke zu gewinnen, ist eigenthümlicher Zusatz, so wie auch der Verdacht gegen die Gesinnung des Sohnes im Herzen des Vaters, der aus der prächtigen Rüstung auf die Gunst schließt, in der er bei dem Herrn des Landes stehen müsse, in der späteren Darstellung auf keinerlei Weise erwähnt wird, während doch gerade dadurch, hier, wo es sich handelt dem vertriebenen Dietrich sein Land zu gewinnen, was nur durch Hadubrand's Anerkennung seiner Person und Ansprüche (den nach der Wilkina-Saga walte er des Landes) möglich erscheint, der Schmerz des Vaters über die Hartnäckigkeit seines Sohnes, und sein Wunsch, ihn gütlich zu überzeugen, ganz motivirt wird, und das ganze Verhältniß ein höheres, wahrhaft tragisches Interesse gewinnt. Diese Voraussetzung eines besonderen Verhältnisses zwischen Hadubrand, den der mit Dietrich vertriebene Vater unmündig, vielleicht ungeboren verläßt, zu dem Eroberer und neuen Herrn des Landes, wie es dem Dichter vorgeschwebt zu haben scheint, findet in der Sage selbst durchaus keine Erwähnung, scheint aber mit einem anderen merkwürdigen Widerspruch zwischen unserm Lied und der Sage in Verbindung zu stehen, nämlich mit dem ganz besonderen Umstande, daß hier Otaker als Gegner Hildebrands und Dietrichs auftritt, während sonst in allen anderen Quellen Siebich der Rathgeber Ermenrichs genannt wird, eine ganz sagenmäßige Abweichung des Liedes, die schon dem Conrad von Lichtenau im 13ten Jahrhundert wohlbekannt war, wie dieß aus einer Stelle des Chronicon urspergense[1], in der er die gemeine Tradition (vulgari fabulatione et cantilenarum modulatione) mit der Erzählung des Jornandes zusammenhält. Ueberhaupt darf es als ein erfreuliches Zusammentreffen von glücklichen Umständen angesehen werden, daß sich gerade das älteste Denkmal unserer Sprache, welches in den Kreis der Heldensage fällt, nicht bloß in seiner ursprünglichsten Form in der Casseler Membran erhalten, sondern auch in der poetischen Tradition bis in unsere Zeit fortgepflanzt hat, und in mehr als einer Ueberarbeitung in Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts (sonderbarer Weise wieder als Lückenbüßer, wie die älteste Aufzeichnung) und in fliegenden Blättern des 16ten und 17ten Jahrhunderts erscheint, die zu vergleichen oder einzeln aufzuzählen zu weit führen würde[2].

(Fortsetzung folgt.)

1 Lachmann a. a. O. S. 123—124.

Literarische Notiz.

Gersdorfs Repertorium (Leipzig, Brockhaus) bespricht im letzten Novemberhefte Bauernfeld's Theater (Mannheim 1835) auf eine höchst rühmliche Weise. »Herr Bauernfeld«, heißt es unter Andern, »gehört jetzt zu unseren besten dramatischen Dichtern: er übersetzt nicht, sondern gibt Eigenes, und zwar meist sehr Gutes. Unter obigem Titel erhalten wir von ihm ein Lustspiel: »Die Bekenntnisse«, in drei Aufzügen, und »Franz Walter«, ein Charaktergemälde in vier Aufzügen. Jenes erinnert an Jünger und Kotzebue, so hübsch ist die Verwicklung, so einfach die Auflösung, so lebendig, Schlag auf Schlag, Witz auf Witz der Dialog.«

1 Chronic. urspergense. Argent. 1609. p. 85. Vergl. Grimm altdeutsche Wälder I. 188, 288. I. 97.

2 M. s. Grimm Hildebrandslied. 48—58.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kastenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

10. Mittwoch, den 3. Februar **1836.**

K. L. v. Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Erster Bd. mit Knebel's Bildniß. LXIII. und 264 S. Zweiter Bd. 512 S. Leipzig. Gebrüder Reichenbach 1835. gr8.

(Schluß.)

Den Reihen der vorüberziehenden Gestalten eröffnet würdig der Großherzog Carl August von Weimar. Ein Welt- und Lebemann im besten Sinne, aufgeklärt, geprüft, durch Geist und Geburt gleich hoch gestellt, diese Stellung sich heiter bewußt, und sie zu kräftiger Anregung froher, lebendiger Thätigkeit um sich her benützend, mit der echten Fürstengabe gekrönt, Menschen jeder Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu behandeln, von den Grazien beschenkt, practischer Philosoph mit einem angenehmen Uebergewicht edlen Epikuräismus, — unterhält sich hier mit einem biedern Freund über mannigfache Reise-, Lebens- und Seelen-Angelegenheiten. Es thut wohl, einen solchen Fürsten in einem solchen Kreise wahrzunehmen, und im Geiste die Früchte vorzugenießen, die ein so herrliches Verhältniß reifen muß. Eines Auszuges sind diese Briefe, die in der Breite des Weltverkehrs herumvagiren, nicht fähig. Einem ähnlichen, practischen, realen Geiste sagt vor Allem die Sphäre der Natur zu, und so mag statt aller Eine treffliche Stelle zur Bezeichnung hier stehen: »Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergibt; sie fängt an leicht zu werden, daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem Duest nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich... immer auf dem ruhigen, bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher vorschreibt.« (I. 143) — Die Herzogin Amalie läßt ohne Rückhalt die gefühlvollen Ausdrücke einer schönen, zart gestimmten Seele walten, während die kürzeren Billets der Großherzogin Louise das Gepräge geistiger Hoheit und sorgfältig gemessenen Betragens haben. Desto ungezwungener, halb in Prosa, halb in Knittelreimen, läßt sich der wackere Einsiedel aus, in welchem sich der fröhliche Welt- und der herzliche Biedermann auf's Erquickendste durchdringen.

Der würdige Dalberg schließt mit edlen, philosophischen Aeußerungen, die sämmtlich auf sittliche Befriedigung hinwirken, den ersten Band. — Briefe von Knebel an seinen Jugendfreund Gilbert, die den zweiten eröffnen, versetzen uns in die angenehmen Jahre, wo man den Pegasus zuerst besteigt, und der gewissen Hoffnung lebt, er werde uns in olympische Räume tragen. Nüchterner wird man schon gestimmt, wenn man Ramlers Briefe liest, dem das edle Flügelroß nie sanfter genug gezäumt, gesattelt und gesteiegelt ist. Ein einziger Brief der Karschinn reicht hin, was noch an Illusion übrig war, zu vernichten. Die kindischen Spielereien des alten Gleim haben doch etwas Gemüthliches. Geistreicher, mit gefühlvollem Behagen, wirft Frih Jacobi einige Worte hin. Der eheliche Boje erhandelt und behandelt kümmerlich Beiträge zu seinem Musen-Almanach, protegirt studirende Poeten, macht Bücklinge vor ausstudirten, und ist ein rechter Göttinger-Mäcen. Von Nicolai's wenigen Briefen ist nichts zu sagen. Die von Großmann hätten neben jenen an Gilbert, und die von Knebel an seine Schwester Henriette, herzlich, schön und bedeutend für Knebel's Charakteristik, wie sie sind, im dritten Bande eine passendere Stelle gefunden. Nun geht es aus einem höhern Tone. Die Briefe des hochherrlichen, so oft, und leider! noch jetzt häufig verkannten Wieland stellen uns diesen wahrhaft schönen Geist wieder in seiner liebenswürdigen Größe dar. Feiner, gefühlvoller Scherz, scharfe, menschenerhellende Gedanken, rührende Innigkeit, große Ansichten, wechseln mit einander, und werden nur durch die sanfte Beleuchtung zusammengehalten, welche das Licht innerer Klarheit über sie ausgießt. Diese ruhige Helle ist es nebst anderem, was unserer verworrenen Zeit, der alles Große nur als Komet vorschwebt, an Wieland ungenießbar bleibt. Diese Briefe aber, die zum Theile aus den Tagen seiner Zurückgezogenheit sind, verdienen Dank, daß sie uns das schöne Bild großen,

Digitized by Google

klaren, anmuthigen Daſeins wieder vor Augen bringen, das Wieland unter dem Namen Agathodämon zeichnete, »als letzten Verſuch, ein ſchon ſo lange in ſeiner Seele liegendes Ideal abzuſchatten.« (II. S. 213) Ein Ideal, das ſeine eigene Perſönlichkeit und Art zu ſeyn, auf's Lebendigſte verwirklichte. — Herder ſendet geflügelte Blätter, verſchiedenſten Inhaltes, an den ihm beſonders ergebenen, ſeelenverwandten Freund. Sein Styl iſt in dieſen Briefen derſelbe wie in ſeinen Werken, nur noch individueller. Es ſind hingeworfene Skizzen, große Umriſſe, ahnungsvolle Blitze, vielbedeutende Orakel; alte Worte deuten in's Unendliche hinaus. Was ſich von ihm aneignen läßt, hat ſeine Gattin Caroline mit ihrer eigenen gemüthlichen Zartheit und Weichheit, bei etwas Unbeſtimmtem, Unaufgehelltem in ihrem Denkkreiſe, zu einer wohlthuendem Perſönlichkeit verſchmolzen. Ihre Briefe behandeln meiſt literariſche Vorwürfe, und ich kann nicht umhin, hier eine Stelle daraus mitzutheilen, die dem beliebten Gemeinſpruch über Goethe's Eugenia: „marmorglatt, aber auch marmorkalt« — gänzlich zuwider lautet (II. 345): »Das Thema des Stücks hat eine große Anlage — nämlich: der ewige Kampf der menſchlichen Verhältniſſe mit den politiſchen. Der Keim und Gang des Schickſals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet ſich eine Folge aus der andern, Handlungen und Empfindungen ſind Eins, vortreffliche Geſinnungen, Gedanken, ausgeſprochen in einer klaſſiſchen Sprache .... die Stände handeln, ohne Namen: König, Herzog, Graf u. ſ. w.; zwiſchen dieſe kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedräng. Das Verhältniß eines verſtändigen, zärtlichen Vaters zu ſeiner geliebten Tochter iſt unvergleichlich dargeſtellt, ſeine Liebe und ſein Schmerz, da er ſie verloren, ſo rührend wahr! Die Schuldloſe wird vom Bruder verfolgt, von ihrem Vater, der ſie todt glaubt, entfernt, — ſie ſoll über's Meer. Hier zeigt ſich nun, in den verſchiedenen Situationen, wo ſie um Hülfe fleht, daß ſie nur Stände, nicht Menſchen antrifft. Nur Einer hat ein mitempfindend Herz, er will ſie retten ... Sie ſagt ihm ihre Hand zu ... dieß iſt die erſte Abtheilung von dreien. Es iſt ein wahrhaft hohes, klaſſiſches Stück, ... nach dieſem Anfang zu urtheilen, das Schönſte, was Goethe je gemacht hat.« — Nach dieſer enthuſiaſtiſchen Aeußerung wirft ſie einige ungerechte Seitenblicke auf Schiller, und verzweifelt wieder im nächſten Briefe bei der Vorſtellung, Goethe könne das Stück zu Gunſten der Stände ſtatt zu Gunſten der Menſchlichkeit, wie es ihr gutes Herz wünſcht, enden wollen. Wie nun, wenn er es zu Gunſten der Wahrheit geendet hätte? der alten, grauen, eiſernen Wahrheit, die von Ständen ſo wenig als von guten Herzen weiß? und wenn es eben dieſe Wahrheit wäre, deren harte, ſchwer verdauliche Biſſen uns die hätſchelnde Amme Poeſie in gezuckertem Brei darreicht? — Knebel's Antworten an das bedeutende Ehepaar folgen auf ihre Briefe; und nun tritt uns Lavater's Kerngeſtalt entgegen. Schade, daß ſo wenig von ihm da iſt! man ſpürt ſogleich, daß man es mit einem tüchtigen, in ſich ausgearbeiteten Manne zu thun hat, der weiß was er will und es ganz will. Jedes ſeiner Worte lebt, alles iſt individuell, wahr, kräftig, groß, und wir wagen es zu ſagen, daß vielleicht von Allen, die hier vor uns auftreten, dieſer unſchätzbare Mann an eigentlichem geiſtigen Gehalte Goethe am nächſten ſteht. Er fühlt ſich auch ſo. — Heinr. Meyer, auf ſchlichte, klare Weiſe, Fernow mit etwas mehr Auspuz, Paſſow mit modernem, gelehrtem Enthuſiasmus, Wolf mit der Sicherheit des bewähren Kenners, und Schütz mit Beſcheidenheit, geben Meinungen über philologiſche Gegenſtände, Vorſchläge, Conjecturen, Lesarten u. dgl. m. Jean Paul wiederhohlt ſeine bekannte Art, über allerlei Objecte mit geiſtreich-ſentimentaler Laune zu phantaſiren, und ſich zwiſchen »den zwei Brennpuncten ſeiner närriſchen Ellipſe, Hesperus Rührung und Schoppers Wildheit (S. 425) zu bewegen. Die wenigen Briefe Matthiſſon's haben etwas unangenehm Eleganzgefühlvolles, etwa wie ſich Apoll mit Frack und Beinkleid bei einem äſthetiſchen Thee am Genferſee ausdrücken würde. Hegel zeigt ſich beſchäftigt und vertraut mit den öffentlichen Angelegenheiten, und bewährt auch hier den eindringenden Verſtand. Falk, und der friſche, herzliche Voß laſſen ſich nur kurz vernehmen; ſo wie ein einziger Brief hinreicht, um Wernern auf's Täuſchendſte zu porträtiren, und uns dieſe ganze merkwürdige Perſönlichkeit, wie wir ſie im Leben kannten, wieder vor's Auge zu rufen. Die altfränkiſche Ungeſchicklichkeit mit emphatiſchen Kraftäußerungen, die übertriebene Demuth bei unverholner Selbſtgefälligkeit, der fromme Ton von mythologiſchen Formeln durchbrochen, — dieſes aus Widerſprüchen geknetete Ganze macht einen wehmüthigen Eindruck. Oken endlich rechtfertigt bündig ſeine conſequente, freilich mancher Mißdeutung fähige Lehre gegen die Zweifel des, die determinirte Sprache einer ſchlußfeſten Syſtematik nicht ſo gewohnten Knebel. Er verfährt dabei mit der ihrer ſelbſt gewiſſen, liebenswürdigen, runden Derbheit des Philoſophen, die dem Gegner nichts übrig läßt, als das Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit. — Dieß ſind ſämmtliche Briefſteller. Ueber Knebel ſelbſt wird der dritte Band erſt die rechte Auskunft geben. — Weil wir nun doch das Ganze in Bezug auf Goethe gefaßt und dargeſtellt haben, ſo werden einige Stellen über ihn von den Briefſtellern die Charakteriſtik vollenden. Der Herzog K. A.: »Goethen hab' ich geſchrieben. Dieſem Menſchen ſcheint's gewaltig wohl zu geh'n, und jetzt in ſeinem Alter hat er die Gewalt über ſich, ſich's nicht wohler werden zu laſſen, als ſich's geziemt.« (I. 161) »Goethe ſchreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken laſſen; es iſt gar poſſirlich, wie der Menſch ſo feierlich wird.« (I. 180) Wieland: »Verzeihen Sie das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondriſchen Anfall über Goethe ſchrieb. Ich bin inzwiſchen radicaliter von allem Mißmuth gegen dieſen ſonderbaren

Digitized by Google

großen Sterblichen geheilt worden.« (II. 210) Herder: »Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glück geht ihm entgegen. . . . Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt des Lebens ein Mann. Wie Viele gibt's Solcher? . . . In der Kunstbetrachtung bin ich nach meiner Weise fleißig, und ich gebe Goethen in Allem Recht was er darüber sagt.« (II. 236, 240, 246) Lavater: »An der Iphigenie lab' ich mich noch alle Tage.« (II. 399) Jean Paul: »Goethe sey von allem, was gut und recht in mir ist, aufs Innigste gegrüßt.« (II. 429) Jacobi: »Goethe hat einen Kupferstich von mir; ich hätt' ihn gern wieder; eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich, wer weiß was, dabei denken.« (II. 72) So komisch dieser letzte Zug ist, so bezeichnend ist er, und mag, als ein lustiges Problem, der letzte bleiben.

Das beigegebene Bildniß präsentirt Knebeln mit dem von Wieland ererbten Käppchen, und einem flüchtigen Facsimile. Von einer »plastischen Schönheit von echt antiker Bildung des Kopfes« wie sie Mundt (S. LXIII) rühmt, bemerke ich nichts. Der gemüthliche, sinnende Ausdruck, verbunden mit dem deutschen Costüme, erinnert eher an einen Steinmetz oder Baumeister des 16ten Jahrhunderts.

Dem dritten Bande sieht man mit Erwartung entgegen. Wenn auch die goldenen Zeitalter mehr in den Köpfen der Dichter spuken als die Wirklichkeit beglücken, so gewährt doch immer die Betrachtung bedeutender Individuen und einer regsamen Literatur-Epoche ein reines und fruchtbareres Vergnügen, als die Erscheinungen einer verworrenen und verwirrenden Gegenwart.

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Das Gelübde. Novelle von Heinrich Walch. 2 Thle. Leipzig. Brockhaus 1835. 314 und 362 S. 8.

Auf der Reise von Halle nach Eisleben hört ein sogenannter Baron von Leichenfeld allenthalben und aus jedem Munde von einer Räuberbande, der Prudentisten-Orden zubenamset, die von dem schwarzen Sepp, einer Art Vampyr, befehligt ist, reden, und wird nach der Bekanntschaft dieses gefürchteten Häuptlings lüstern. Sein Wunsch geht sehr bald in Erfüllung, er geräth in die Gefangenschaft der Weglagerer, wird von ihnen weit und breit herumgeschleppt, mit ihnen verhaftet und in den Untersuchungs-Prozeß verwickelt, erlebt eine Menge Abentheuer mit Gespenstern, Damen, Vagabunden u. dgl. die ganz unbegreiflich erscheinen, sich jedoch am Ende sehr einfach lösen, indem es sich ergibt, daß alle Erlebnisse des Freyherrn, der eigentlich ein angesehener Reichsgraf ist, nur Machinationen einer weitgreifenden Mystification gewesen seyen, durch welche er von einem beabsichtigten Duell zurückgehalten werden sollte.

Einem Novellendichter kann die Kritik keinen schlimmeren Dienst erweisen, als wenn sie den Inhalt seiner Arbeit verräth, weil damit ein guter Theil der Wirkung schon von Vorne herein aufgeopfert ist; mit dem vorliegenden Buche darf man aber getrost eine Ausnahme machen, denn es wird den Leser noch immer in hohem Grade ansprechen, weil ein großer Theil seiner Anziehungskraft auf den vielen eingestreuten ausgezeichneten Episoden beruht, und weil die Haltung des Ganzen so originell ist, daß die Kunst der Darstellung auch denjenigen fesseln muß, der den Zusammenhang bereits kennt. Zudem ist das Erscheinen eines Räuber- und Gespenster-Romans, unter der Firma Brockhaus, ein zu überraschendes Factum, um nicht, gleichsam als eine nothwendige Rechtfertigung, solche Details zu verlangen, durch welche jenes geachtete Institut alsbald vor dem Verdachte gesichert wird, als wolle es sich zur Kategorie »Fürst von M. (N.) ordhausen u. dgl.« erniedrigen. »Das Gelübde« ist jedoch nichts weniger als ein Schauerroman, sondern vielmehr eine geistreiche, lebensvolle, interessante Erzählung, deren Verfasser unbedenklich zu den begabtesten Novellisten unserer Tage gehört, und dessen künftige Leistungen ohne Zweifel sich dem Besten dieses Faches anreihen werden. Unseres Erachtens mag Hr. Walch ein tüchtiger Criminalist seyn, der Manches aus Original-Acten schöpfte, zusammenstellte, und den leichten Rahmen des Romans um dasselbe spannte, damit sein Gericht auch für den Gaumen des großen Publicums mundrecht werde. Es ist nicht zu läugnen, daß durch die häufigen Einschiebsel dem Gange der Haupthandlung Eintrag geschehe; allein es liegt anderntheils dahinter auch wieder viel von dem Reizmittel, das den Leser aufregt, und wer weiß, ob der Autor, dessen schalkhafte Laune an mehreren Orten hervorbricht, nicht absichtlich diese Art von Folter erwählte, um den Heißhunger des gewöhnlichen Romanen-Publicums persiflirend zu schrauben! — Dem sey übrigens wie ihm wolle, genug »das Gelübde« darf als ein höchst vergnügliches, anziehendes und geistvolles Werk anempfohlen werden, das Niemanden unbefriedigt lassen wird, wenn schon die endliche Lösung durch ein, im ganzen Lande verzweigtes, scherzhaftes Complott, zu Demjenigen gerechnet werden mag, von dem wir in Oesterreich sprichwörtlich zu sagen pflegen: »Dazu gehören fünf Vaterunser und ein starker Glaube! !« —

E. Straube.

Literarische Notizen.

Die Literatur der Jahrbücher und Almanachs ist in England nicht minder zahlreich als in Deutschland. Wir führen dem Titel nach einige der gelesensten an: Friendship's Of-

Digitized by Google

fering and Winter's Wreath; a Christmas and New Year's Present for 1836. London, Smith an Co. 382 p. 12. — The New Year's Gift, for 1836 London. 8. (8 Sh.) — The Forget-Me-Not for 1836, edited by *Shoberl*. London, Ackermann. 356 p. 18. (12 Sh.) — Affection's Keepsake, 1836, original Poetry. Lond. 32 (2 Sh. 6 D.) — *Fulcher's* Lady's Memorandum Book, and Poetical Miscelany. 1836. Sudbury, Fulcher. 8. — The Amulet, for 1836. Edited by *S. C. Hall*. London, Westley and Davids. 304 p. 8. (12 Sh.) — The Squib Annual, or Poetry, Politics and Personalities for 1836. (With 12 Designs by Seymour). London, Chapman and Hall. 178 p. 18. (5 Sh.) — New Year's Gift for 1836 and Juvenile Souvenir. Edited by Mrs. *All. Watts*. London, Wittaker. — The Juvenile Forget-Me-Not. 1836. Lond. (8 Sh.) — The Comic Almanack for 1836 by *Rigdum Funidos*. With 12 Plates. London, Tilt. — The Keepsake for 1836. Edited by Mrs. *Norton*. With 19 Engravins. London, Longman and Co. 324 p. 8. (1 Lb. 1 Sh.) — Heath's picturesque Annual, cont. a Journey to St. Pertersburgh and Moscou through Courland and Livonia. With 25 fin. plates. London, Longman and Co. 256 p. 8. — The Oriental Annual, By the rev. *Hobard Caunter*. With 22 Illustrat. by *W. Daniell*, Esq. London, Churton. 1836. (1 Lb. 11 Sh. 6 D.) Enthält Ansichten und Beschreibung von Bombay, während der Jahrgang 1834 Madras, 1835 Calcuta enthielt. — The English Annual, cont. 16 engrav. from Paintings by Sir *T. Lawrence*, *W. Daniell* ect., and contributions by the first Authors of the de day. London, Churton. 1836. 8. (15 Sh.) — *Jennig's* Landscape Annual for 1836; or, Tourist in Spain. Andalusia. With 31 Illustr. with Drawings by *D. Robert's*; the liter. Departement by *Th. Roscoe*. London, Jennings. 8. (1 Lb. 1 Sh.) — Drawing Room Scrap-Book. 1836, with thirty-six highly fin. Engravings and poetical Illustrations by *L. E. L.* London, Fisher and Son. 4. (1 Lb. 1 Sh.) — The Christian Keepsake, 1836. Edited by the rev. *Will. Ellis*. With 17 Engravings. London, Fischer. 4. (15 Sh.) — The biblical Keepsake by *Th. Hartwell Horne*. London, Murray. 1836. (21 Sh.) Mit 32 bibl. Ansichten. — The Christmas Fete; a literary and musical Offering. 1836. London. 4. (12 Sh.) — *Baxter's* Agricultural and Horticultural Annual. London, Sinpkin and Marshall.

Im Laufe d. v. J. erschienen zu Straßburg folgende akademische Gelegenheitsschriften: Des institutiones mosaiques, considérés dans leurs rapports avec la conservation du monothéisme chez les Hébreux. Thèse présentée à la faculté de théol. de Stasbourg etc. pour obtenir le grade de bachelier en théol. par *Eug. Brunel*. Strasb. (Silbermann.) 1835. 8½ Bog. 8. — De la réformation en Espagne. Thèse présentée à la faculte de théol. de Strasbourg etc. par *F. Petit*. Strasb (Silbermann.) 3½ Bog. 4. — L'ecclesiaste, étude crit. et exégétique présentée à la faculté de theol. de Strasb. etc. par *Louis Segond*. Strasb. (Silbermann.) 1835. 9 Bog. 4. — Essai sur l'histoire de l'église armenienne. Thèse présentée à la faculté de théol. de Strasb. etc. par *D. de Bray*. Strasb. (Silbermann.) 1835. 2½ Bog. 4. — Essai sur le dogme de l'immortalité d'après le nouveau testament. Thèse présentée etc. par *Ch. Zang*. (Silberman.) 3¼ Bogen 4. — Essai sur le souverain principe de la morale chrétienne, comparée aux principes de la morale philosophique. Thése présentée etc. par *Ch. Fr. Frey*. Strasb. (Levrault.) 1835. 6 Bog. 4 — Vie de Pierre Martyr Vermigli. Thèse présentée à la faculté de théol. etc. par *Ch. Schmidt*. (Silbermann.) 7½ Bog. 4. — De philosophica Philonis Judaei doctrina, dissert. quam Argentoratensi humaniorum litter. facultati ad gradun doctoris obtulit et publice def. *J. Sarazin*, licent., in reg. Duacensi collegio historiae prof. Argentor., Levrault. 1835. 2 Bog. gr8. — Du progrès des études historiques en France, au XIX. siècle. Dissertation présentée à la faculté des lettres à Strasbourg etc. pour obtenir le grade de docteur. Par *J. Sarazin*. Strasb. (Levrault.) 1835. 3½ Bog. gr8. — Essai sur la vie et sur quelques articles de la doctrine d'Emmanuel SwedenborgThèse présentée etc. par *Paul. Eug.* Witz Strasb. (Heitz.) 1835. 3¼ Bog. 4. Durch königl. Ordonnanz vom 28. November sind die näheren Bestimmungen über die école speciale de pharmacie bekannt geworden In einer gleichzeitigen Ordonnanz werden ernannt: Dr. Hecht sen. zum directeur honoraire; Persoz, Professor der Chemie, zum Director, Reßler, Professor der Pharmacie, zum Schatzmeister, Kirchschléger, Professor der Botanik, Oppermann, Professor's Adjunct, für das Fach der Toxikologie Oberlin d. j., Professor's Adjunct, für das Fach der Pharmakognosie und zum Secretär. (Gersdorf's Repertorium.)

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitscheift für Geschichts- und Staatskunde.)

11. Sonnabend, den 6. Februar **1836.**

Glagolita Clozianus, i. e. codicis Glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat Vegliae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi bibliis Croaticis, supparisque ad minimum exarato a. 1075. Cyrilliano Ostromiri Novogradensis, Λειψανον foliorum XII. membraneorum, servatum in bibliotheca ill. comitis Paridis Cloz Tridentini. ed. Barth. *Kopitar* Augustissimo Austriae Imperatori a bibliothecae Palatinae custodia. c. tabulis aeneis duabus. Vindobonae apud Gerold 1836. f. LXXX. et 86 pag.

Durch einen freundlichen Gegendienst erhielt der gelehrte Herausgeber aus Tyrol das Bruchstück eines slavischen Codex zur Einsicht, welchen er für einen glagolitischen, und wenn nicht für älter, doch für gleichzeitig dem Evangeliarium erkannte, welches sich der Nowgoroder Posádnik Ostromir i. J. 1056—1057 in cyrillischen Buchstaben hatte abschreiben lassen. Der Streit über das Alter der beiden Alphabete, des glagolitischen und des cyrillischen, ist bekannt. Die Illyrier insgemein, und unter den Böhmen Dobner, Durich, Alter sind geneigt, dem ersten ein höheres Alter vor dem zweiten zuzuschreiben. Der schwer zu befriedigende Dobrowsky suchte durch schaefe Kritik der Ansicht allgemeinen Eingang zu verschaffen: das glagolitische sey durch frommen Betrug zwischen den Jahren 1060 bis 1222 erdichtet worden, um es als Erfindung des heiligen Hieronymus, der i. J. 420 gestorben, geltend zu machen, und folglich jünger als das cyrillische, welches Erfindung, Einführung und Ansehen den beiden großen Slaven-Aposteln und Brüdern, den Griechen Constantin (Cyrillus) und Method verdankt. Diese Meinung, welche ein bloß sprachliches Interesse zu haben scheint, gewinnt dadurch zugleich für die Geschichte unsers Vaterlandes bedeutende Wichtigkeit, daß mit dem höheren Alter des cyrillischen Alphabets die Slaven für die Einführung des Christenthums mehr den Griechen, mit dem höheren Alter des glagolitischen mehr der lateinischen Kirche zu danken hätten[1]. Zwar hatte sich auch Dobrowsky dahin ausgesprochen, daß man die Anfänge der slavischen Kirchensprache bei den pannonischen Slaven zu suchen habe, weil diese zuerst sich zum Christenthum bekannt; war aber in der Folge von dieser Ansicht abgewichen, und hatte einen alten, noch unvermischten serbisch-bulgarisch-mazedonischen Dialect statuirt, aus welchem Alles hergeflossen seyn sollte. Die glückliche Auffindung des Clozischen Codex, welchen Hr. Kopitar nach fünfjährigem Fleiße würdig ausgestattet auf seine Kosten herausgibt, biethet ihm nun erwünschte Gelegenheit, die Ansichten Dobrowsky's mit neuen, verstärkten Gründen zu bekämpfen, und mit aller Entschiedenheit die zwei Sätze zu behaupten:

1. Das sogenannte glagolitische Alphabet, welches noch heut zu Tage den wenigen Slaven lateinischen Ritus in Istrien und Dalmatien eigenthümlich ist, sey, wenn nicht älter, doch gleichzeitig dem cyrillischen, sey ehedem mit Recht das bulgarische Abecenarium genannt woeden, und habe mit dem cyrillischen dießseits der Donau durch ganz Illyrien geherrscht;

2. Die nun ausgesprochene Kirchensprache der Slaven beiderlei Ritus, sey die gewöhnliche (Umgangs-)Sprache der Pannonischen oder (wie die Annalen sie auch nennen) der Karentanischen Slaven gewesen, welche in dem Kirchsprengel des pannonischen Erzbischofs Method gelebt, und mehrere Jahrhunderte vor seiner und seines Bruders Cyrillus Ankunft durch deutsche oder baierische Glaubensbothen im Christenthume unterrichtet worden. Dieser Dialect, von Method i. J. 870 in Pannonien zuerst für den Altar verwendet, sey bald von allen übrigen Slaven mit ungeheuerem Beifall aufgenommen worden, habe sich vor den zerstörenden Einfällen der Ungarn zu den verwandten Bulgaren, Kroaten, Serben, endlich zu den Russen flüchten müssen, und durch den Umgang mit diesen Stämmen mehrerlei angenommen, mehrerlei vergessen, was ihm an seiner Geburtsstätte unbekannt oder geläufig gewesen.

Die ausführlichen, sprachlichen und historischen Beweise für diese einfachen Sätze müssen in den Prolegomenen selbst nachgelesen werden. Es finden sich der anziehenden Paragraphe so viele, daß die Auswahl, welche die vorzüglichsten, schwer wird. Bei §. 38. Slavorum Cisdanubianorum historiae conspectus chronologicus usque ad a. 901, hätte sich der Herausgeber

[1] Glagoliten heißen in Dalmatien diejenigen Priester, welche aus slavonischen Missalen nach dem römischen Ritus die Messe lesen

Digitized by Google

auch noch ein anderes Verdienſt erwerben können, wenn er, wie etwa G. W. v. Raumer in ſeinen Regestis historiae Brandenburgensis gethan, bei jedem einzelnen Factum ſtets die Hauptquelle, und dann die Oerter, wo ſpätere Schriftſteller dieſe gründlich erläutert, widerlegt, bekämpft, gerechtfertigt, angezeigt hätte: eine Mühe, welche ihm bei dem Umfange ſeiner Kenntniſſe, und bei ſeiner Liebe für den Gegenſtand nicht ſchwer fallen konnte, und um ſo größeren Dank erwerben mußte, wenn er more suo mit gewichtigen Worten ſein Urtheil beigeſetzt.

Das aufgefundene Bruchſtück ſelbſt beſteht aus zwölf Pergamentblättern oder 24 Seiten, welche der Herausgeber genau wieder auf zwölf Blättern oder 24 Seiten abdrucken ließ: was erklärt, warum er das in unſerer Zeit ungebräuchlichere Klein-Folio-Format gewählt. Der Inhalt begreift in ſich:

1) einen Theil der Rede am Palmſonntage, welche man dem heiligen Chryſoſtomus zuſchreibt;

2) den letzten Theil der Rede desſelben Kirchenvaters über den Verrath des Judas;

3) die ganze Rede am Charfreitag, welche man in den Werken des heiligen Athanaſius findet;

4) den erſten Theil der Rede auf das Begräbniß Chriſti, welche man gewöhnlich dem heiligen Epiphanius beilegt.

Der Herausgeber läßt genau ſeinen Codex mit der alten Interpunction, jedoch in den gebräuchlicheren cyrilliſchen Buchſtaben abdrucken, ihm zur Seite läuft Zeile für Zeile derſelbe Text nach neuer Art in Wörter abgetheilt, und mit den neuen Interpunctionszeichen verſehen; darauf folgt das griechiſche Original, welches dem ſlaviſchen Ueberſetzer vorgelegen, und dieſem wieder zur Seite die lateiniſche Ueberſetzung des Slaviſchen; endlich ſchließt dieſe ganze Abtheilung eine Vergleichung der bibliſchen Stellen.

Als dankenswerthe Zugabe erſcheint noch eine kurze Grammatik der ſlaviſchen Kirchenſprache, wobei ſich eine ſehr ſchätzbare vergleichende Tabelle der ſlaviſchen Alphabete befindet; darauf ein Verzeichniß aller jener Wörter, welche in dem Cloziſchen Bruchſtücke vorkommen, denen — mit Ausſchluß der abgeleiteten und zuſammengeſetzten — auch die übrigen bekannten einfachen der Kirchenſprache eingeſchaltet ſind.

Der lateiniſche Styl des Herausgebers iſt gedrungen, und macht nöthig, daß auch der aufmerkſame Leſer manchen Satz, wegen der vielen eingeſchobenen Nebenideen und Citate, wiederhohlt vernehmen muß. Eine ſichtliche Vorliebe für griechiſche Formen (en nos tandem proximos τῶ τέλει alphabeti glagolitici. XXV.) und für Purismus iſt nicht zu verkennen. Selbſt eigene Namen ſind nicht unverändert geblieben. Mit ſtrenger Conſequenz iſt durch das ganze Werk der latiniſirte Name Dobrovius gebraucht, bis auf p. XXXI., wo der heimiſche Klang Dobrowsky unvermuthet der ſcharfen Surveillance entſchlüpft zu ſeyn ſcheint. Bei Dolliner ſteht in einem Klammerſatze Dolinarium q. d. Vallensem, rectius scribas Slavum Carniolum.

Je unerwarteter und erfreulicher das Geſchenk iſt, welches der Herausgeber der gelehrten Welt mit ſeinem Codex gemacht, um ſo lebhafter erwacht der Wunſch: das Glück möge ihm hold ſeyn, und noch mehrere Bruchſtücke dieſer Art in ſeine kundigen Hände führen, damit das große Dunkel, welches noch über der Chriſtianiſirung und den Anfängen ſlaviſcher Cultur liegt, ſich allmählig erhelle. Es haben in jenen Zeiten ausgezeichnete Männer gedacht und geſtrebt, kräftige Völkerſchaften gelebt und gewirkt, jetzt iſt Alles wie verſunken im tiefen Meere, und die Unwiſſenheit hat noch eine dicke Eisrinde darüber gezogen. Legen Philologen und Hiſtoriker an ſelbe prüfend ihr Ohr, ſo vernehmen ſie vom Abgrunde herauf wohl ein dumpfes Rauſchen und Rollen der Wogen; allein es iſt noch ſchwer, das Gehörte in klaren Worten wiederzugeben. Möge demnach das Glück das Seinige beitragen, und durch Darreichung verloren geglaubter Codices die Eisrinde da und dort ſprengen; es wird an freudigen, kundigen Männern nicht fehlen, welche hören und verſtehen.

Carl Veith.

Die Becker'ſchen falſchen Münzſtämpel, in ausführlichen Verzeichniſſen. Für Sammler und Freunde der Münzwiſſenſchaft. Mit einer Einleitung über Münzkunde überhaupt. Von A. v. Steinbüchel, Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetts u. ſ. w. Wien. Friedr. Volke's Buchhandlung. 1836. XLVIII. 40 S. 4.

Nach des Hrn. Herausgebers Angabe befindet ſich in den Händen einzelner Münzfreunde und Händler ein gedrucktes »Verzeichniß der Becker'ſchen Suiten von griechiſchen, römiſchen, Mittelalter- und modernen Münzen, nach ihrem Alter und verſchiedenen Kunſt-Epochen geordnet,« welches er zufällig von einem Freunde mitgetheilt erhalten haben ſoll, der ſich im Beſitze aller (!?) Becker'ſchen Stämpel befinde.

S. 3 wird die Geſammtzahl der Stämpel mit 510 für 255 Münzen angegeben und hierbei bemerkt, es zeige die Vergleichung der folgenden Verzeichniſſe, daß die Zahl der Stämpel immer zunahm. Becker habe den Verkaufspreis all dieſer Stämpel auf 2264 Ducaten im Golde beſtimmt. — Verzeichnet erſcheinen: 110 griechiſche Münzen, 22 von gothiſchen Königen, 20 Solidi, 7 Medaillons, 13 Nothmünzen, 131 römiſche, zuſammen 303 Münzen. Beſchrieben ſind: (S. 8—16) 132 römiſche Münzen, und zwar 8 von Familien, 124 von Kaiſern, dann (S. 17—33) 133 griechiſche. Werden dieſen die 22 Münzen der gothiſchen Könige, 20 Solidi, 7 Medaillons und 13

1 Vergl. Blätter Nr. 6. R.

Digitized by Google

Nothmünzen zugerechnet, so stellt sich die Gesammtzahl der vom Hrn. Heeausgeber angezeigten Münzen auf 427. Nach der Bemerkung S. 5 sollen aber noch einige von Becker nachgemachte moderne Medaillen vorhanden seyn, welche der Hr. Herausgeber nachteäglich zu liefern (anzeigen zu können) hofft. — In der Einleitung wird angeführt, daß Becker zu dem ersten Schritte durch eine Uebervortheilung verleitet wurde, und es in Zweifel stehe, ob er seine Geschicklichkeit zu eigenem Vortheile oder auf fremde Rechnung benützte. Als Merkmahle werden angegeben, ein schwärzlicher Ueberzug, der wie ein Nebel das Feld seiuer Silbermünzen bedeckt; die Unvollständigkeit in den Buchstaben, theils auch in den Voestellungen, eigentlich der Mangel der Wahrheit.

Sestini hatte schon im Jahre 1826 in dem Werkchen: Sopra i moderni falsificatori viele falsche Münzen der neuern Zeit und einen Elenco dei denari romani Beckeriani bekannt gemacht, auch von jenen Münzen, die sich besonders auszeichnen, Abbildungen geliefert. Dankbar nahmen dieses die Sammler und Freunde der Münzkunde auf, und werden gewiß jede Bekanutmachung dee Eezeugnisse von Falschmünzern, ihres Nutzens wegen, mit Dank veeehren. Rücksichtlich der vorliegenden muß man aber bedauern, daß dieses so spät und unvollständig geschah. Nach anderen Nachrichten mag Becker schon in den ersten Jaheen dieses Jahrhunderts sein Unteruehmen begonnen haben. Ee besorgte Lieferungen für einen Fürsten Deutschlands, welcher Goldmünzen, vorzugsweise römische, sammelte. Hierbei ersah er seinen Vortheil, Stämpel für seltene und sehr seltene Münzen dieser Gattung zu verfertigen und die geprägten Goldmünzen nach Beauvais Preisbestimmungev zu liefern. So verpestete er die Sammlung dieses Fürsten und betrog verschiedene audere Sammler. In der ersten Zeit ging er mit vieler Vorsicht um. Beiläufig um das Jahr 1810 wurde seine Betrügerei ruchbar, und da er auch seine Stämpel vermehrt hatte, begann er sich vieler Mittelhände zu bedienen, die nicht bloß auf Verkäufe ausgingen, sondern durch Eintausche und Ablockungen kostbarer echter Münzen ihr Truggeschäft maskirten. Als endlich sein Name unter allen Sammlern gebrandmarkt war, machte er im Jahre 1822 oder 1823 jenes Verzeichniß bekannt, dessen der Herr Herausgeber erwähnt, und welches in Nr. 5 u. f. der Blätter für Münzkunde dieses Jahrs abgedruckt ist. Becker wollte den Vortheil erringen, seine Erzeugnisse für die am Schlusse des Verzeichnisses beigesetzten sehr hohen Preise anzubringen. Er fand aber nur wenige einzelne Liebhaber, denn zu Verschwendungen für eine falsche Waare sind wenige Menschen geneigt. Becker erschien endlich in Wien und both seine Stämpel dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinette für den Preis von 7000 fl. Conv. Münze an. Es hat allgemein verlautet, daß im Monathe October 1824 der Antrag zu deren Ankauf für 5500 bis 6000 fl. gestellt wurde, um den feeneren Mißbrauch dieser Stämpel unmöglich zu machen und die Sammler in die genaue Kenntniß ihrer Erzeugnisse zu setzen. Becker sollte sich auch verbinden, seine Falschmünzerei aufzugeben. Dieser Anteag wurde keines Beifalls gewüedigt, wahrscheinlich, weil die Betrügereien schon in der größten Ausdehnung Statt gefunden haben, und die Sammler theils durch die eigene Ansicht und Ueberzeugung belehrt, theils durch Becker's gedrucktes Verzeichniß gewarnt worden sind. Wer könnte endlich auf das Wort eines Mannes vertrauen, der seine Kenntnisse und Geschicklichkeit so schlecht angewendet und die Falschmünzerei zu seinem Erweeb gemacht hatte? Schon damals durfte dem Hrn. Heeausgeber ein vollständiges Verzeichniß jener Stämpel, die Becker verkaufen wollte, in die Hände gelangt seyn. Vergleicht man das, welches derselbe liefert, mit dem von Becker herausgegebenen und in den Blättern für Münzkunde abgedruckten, so vermißt man unter den Münzen von gothischen Königen zwei, eine von Egica, eine von Vitiza, dann unter den Medaillons die kleine Medaille für den Fürsten Carl v. Isenburg. Dagegen erscheinen unter den Medaillons Nr. 7. Melchior eps. Vienn. A. 1630, und unter den Nothmünzen Nr. 5 Bastille, Nr. 10 Münster, und Nr. 12 und 13 Elba neu. Daß die Münzen der gothischen Könige, die Solidi, die Medaillons und die Nothmünzen nicht eben so beschrieben wurden, wie die römischen und geiechischen, dieses ist nicht zu billigen; auch läßt sich nicht absehen, weßhalb in der Table des légendes die Voestellungen Lateinisch und nicht, wie auf den vorgehenden Blättern, Französisch beschrieben sind. Die Schaumünzen für Elba können nicht unter die Nothmünzen gerechnet werden; eben so wenig kann man sie unter falsche Münzen zählen, sie sind, wie die Medaille für den Fürsten Carl von Isenburg und die drei für den Grafen Wiczay im antiken Style geprägten Medaillen eine Peivatarbeit, wie sie von vielen anderen Stämpelschneidern unteenommen wird. Nebst den angeführten römischen Kaisermünzen ist eine von Gordianus africanus mit VICTORIA AVGG. von Becker bekannt. In dee Table des légendes vermißt man eine genaue Ueberceinstimmung mit den Legenden, welche S. 8–16 vorkommen, so z. B. geht jene von Diadumenianus mit PRINC. IVVENTVTIS ab, und die von Saloninus Valerianus mit P. C. L. VALERIANUS. NOB. CAES. ist unrichtig mit P. C. VALERIANUS angegeben. Auf der Münze der Fausta erscheint im Abschnitte anstatt des angegebenen POT ein halber Mond zwischen P—T.

Unstreitig hat es Becker in der Nachahmung antiker Münzen weit gebracht. Besondees zeichnen sich die Medaillen von Heraclea Lucaniae und Locri Opuntii aus. Sein wesentlichstes Augenmerk war darauf geeichtet, die äußersten Umrisse der Münzen nach ihren verschiedenartigen Geprägen genau nachzuahmen und dadurch den Kenner zu überraschen und zu täuschen. Bei sorgfältiger Prüfung wied man aber die Mängel

Digitized by Google

in der Ausführung, hauptsächlich in den Haaren, Augen und in der Rundheit der Buchstaben gewahr. Die Silbermünzen sind meistens geschwärzt, die Goldmünzen gefärbt und den einen wie den anderen mangelt die spiegelartige Fläche. Becker hat — um leichter Aenderungen anzubringen und verschiedene Abdrücke liefern zu können — seine Stämpel nicht gehärtet, und dieses verursachte Mattigkeit im Felde der Münzen. Er bediente sich auch nicht immer des feinsten Goldes. Die Münzblättchen für antike Münzen verfertigte er meistens aus Kugeln, die flach und zur gehörigen Größe gehämmert wurden. Ein Stämpel wurde in den Ambos fest eingesetzt und der zweite über dem darauf eingelegten Münzblättchen mit einer Zange gehalten, sonach ein schwerer Hammer von kräftigen Händen angewendet. — Bei diesem Verfahren erhielt der Rand der Münze Ungleichheiten, manchmahl Risse, und Rückungen der Stämpel verursachten zuweilen, daß ein Doppelschlag auf der Münze sichtbar wurde. All dieses war zur Erleichterung der Täuschung wohl berechnet. Als der Mangel der spiegelartigen Fläche für ein verkennbares Zeichen bekannt wurde, ersann Becker das Mittel, in die Stämpel für antike Goldmünzen schwache Strahlen anzubringen, diese sind jedoch zu gekünstelt und leicht wahrnehmbar. Am schwersten sind jene seiner Münzen zu erkennen, wozu er antike Subärat-Münzen — wahrscheinlich nach ihrer vorläufigen Erglühung — benützte. So ist eine Münze von Pacatianus ausgebothen worden. Uebrigens ist bekannt, daß er einzelne Rückseiten-Stämpel für mehrere römische Kaiser benützte.

In der Einleitung hat der Hr. Herausgeber einige — wenn gleich nicht unbekannte, doch anziehende Bemerkungen über antike Münzen geliefert. In so fern aber die Ausstellung der Münzen unter Glas empfohlen wird, so würde einzig der Prunksucht dadurch gehuldigt. Abgesehen davon, daß nur immer eine Seite der Münzen sichtbar wäre, so darf nicht unbeachtet bleiben, daß bei einer zahlreichen Sammlung eine Reihe von Sälen nothwendig, auch die Gefahren sehr vermehret wären, da eine jede Vorsicht die Möglichkeit einer Feuersbrunst und einer Entwendung nicht ausschließt.

Der Hr. Herausgeber bespricht endlich Neumann's System, in der Reihung der griechischen Münzen mit Aegina zu beginnen, wogegen Eckhel in Spanien begann. Er erklärt sich für das erste, hat jedoch die „Coins grecs de Becker" S. 17—33 nach Eckhel's System gereiher. Daß Egina der Ursitz der Numismatik war, dieses läßt sich nicht mit voller Gewißheit annehmen, und nach Eckhel ist der Uebergang vom schlechteren zu schönem und schönstem Gepräge weit anziehender für die Sinne, wie umgekehrt. Dieses System des größten Numismaten ist allgemein angenommen und geschätzt. Ein auffallender Uebelstand war es daher, daß Neumann in dem Wiener k. k. Münz- und Antiken-Cabinette sich nicht daran hielt. Nicht vergeblich ist dieses von Kennern besprochen worden. Jetzt ist dieser Uebelstand beseitigt, auch die chaotische Zusammenstellung einzelner großer moderner Schaumünzen unter Glas aufgehoben.

Papier und Druck sind schön. • • •

Literarische Notiz.

Höchst merkwürdig und zugleich sehr selten ist Campanella's Werklein de sensu rerum et magia, das 1620 in Frankfurt erschienen ist. Der Verfasser spricht darin von einem gewissen Cajeta mit vielen Lobeserhebungen, und als Beweis von außergewöhnlichem Scharfsinne führt er nachstehende Behauptung desselben an: »Willst du eines Menschen Innerstes recht kennen lernen, so sieh ihn nur sehr genau an. Merke dir seine Nase, sein Haar, sein Gesicht, seine Stirn und seine Art zu reden. Präge dir dieß alles scharf ein, und geh jetzt hin, und spanne deine Einbildungskraft an. Bilde dir auf das lebhafteste ein, du wärest der Mensch, den du gesehen hast; du hättest dieselbe lange oder kurze, breite oder dünne Nase, dieselben Haare, und sprächest dazu mit eben dem Accente, wie er! Nun hasche schnell, und halte sorgfältig alle Gedanken fest, die während dieser Imagination in dir entstehen, alle Affecte, die dich bewegen, so lange du dir einbildest, eine solche Nase zu haben. Sei versichert, der Mensch, dessen Nase zu haben du dir lebhaft vorgestellt hast, hat eben die Art zu denken, eben die Affecte, kurz eben den Charakter, den du hattest, so lange deine verkünstelte Phantasie währte. Si quando video hominem, statim mihi imaginor me habere nasum, ut ille habet, et pilum et frontem et locutionem; et tunc, qui affectus et cogitationes in hac cogitatione mihi obrepunt, judico esse proprios illi, quem ita imaginando contueor. Dem guten Campanella gefällt diese Methode, und er unterstützt sie mit folgenden Gründen: Spiritus format corpus, et juxta affectus innatos ipsum fingit exprimitque. Incirco Spiritus caninus contrahens affectum sui genitoris, quo venationem ore porrecto captat, efformat os oblongum hujus gratia. Lupinus devorationis avidus innatae ventrem latum fingit. Leporinus, timori assuetus, aures patulas et frontem introactam quasi caveret, efformat. Leoninus unguibus assuetus venari, magnificat ipsas in formatione; et omne animal membra efformat juxta affectus suos. Daraus schließt er, daß auch die Seele eines jeden einzelnen Menschen sich ihren eigenen Körper so macht, wie sie ihn gern haben will, nach ihrer Denkart und nach ihren Affecten. Ja, sobald sich Campanella einbildet, er habe eine große Nase, ergreift ihn plötzlich das Gefühl der Großmuth; denkt er sich seine Stirne eingebogen, ist er furchtsam und vorsichtig; wenn aber vortretend, erhaben, fühlt er sich fortstürzen, gleichviel, ob in Gefahren!! —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

12. Mittwoch, den 10. Februar **1836.**

Rafael als Mensch und Künstler. Dargestellt von Dr. G. K. Nagler, Verf. des neuen allgem. Künstlerlexicons. (Mit Rafael's Bildniß.) München bei C. A. Fleischman. 1836. VIII und 365 S. gr. 8.

Man bemüht sich in den neuesten Tagen vielfältig, die Kunstgeschichte durch sorglich ausgearbeitete Biographien bedeutender Künstler zu fördern. Solche Arbeiten sind jedenfalls verdienstlich und verdienen den Dank der Kunstfreunde wie der ausübenden Künstler. Sollen sie aber Jenen zu echter Theorie, d. h. Anschauungsfähigkeit, diesen zu productiver Praxis behülflich seyn, so wünscht man vorzugsweise über zweierlei Angelegenheiten aus ihnen unterrichtet zu werden. Erstens soll des dargestellten Künstlers artistische Eigenthümlichkeit genau und allseitig bezeichnet, ihm damit sein Platz in der Reihe der Vor-, Mit- und Nachwirkenden angewiesen werden; zweitens möchte man über seine innere Bildungsgeschichte, die Umstände, die ihn gehemmt, entwickelt, verschlimmert, gebessert haben, so wie über die Gestalt seines Gemüthes, die, bewußt oder unbewußt, immer auf die Leinwand übertragen wird, und deren Kenntniß das Verständniß der Werke erleichtert, Auskunft erhalten.

Diese beiden Forderungen sind nun in gegenwärtigem, mit rühmlicher Ausdauer, mit ausgezeichneter Belesenheit abgefaßtem Werke nicht nach Wunsche berücksichtigt. Der Verfasser hat die Geschichte eines weit merkwürdigern Kunstvermögens zur Aufgabe gewählt, als Reumont in seinem del Sarto, und doch weiß uns dieser seinen Mann anziehender, bekannter, bedeutender zu machen als Nagler den seinen. Der Grund davon scheint in der vorwaltenden Liebe zur Kunst und daraus entspringenden Einsicht in dieselbe zu liegen, welche dem Biographen Andrea's sein Werk eingaben, so wie in dem gelehrten Triebe, welcher dem Biographen Sanzio's das seine dictirte. Denn die Gelehrsamkeit und das Kunstgefühl scheinen sich in dem einzigen Winkelmann mit einander vertragen zu haben. Reumont hat die Bilder des Andrea gesehen, geliebt, und in ihr Leben einzugehen versucht; Nagler trägt mit unermüdetem Fleiße Nachrichten und Beschreibungen aus Schriftstellern zusammen, die er selten widerlegt, da sie doch oft so gänzlich dissentiren. Die weimarischen Kunstfreunde, Schlegel, Rumohr, Passavant, Schorn, haben gleiches Stimmrecht. Nun gereicht freilich Bescheidenheit dem geselligen Menschen zum Lobe; vom Kunst-Geschichtsschreiber aber erwartet man eine fruchtbare Erörterung, einen letzten Ausspruch. Die Schwierigkeit, einen Geist wie Rafael's genetisch zu erklären, die halbe Unmöglichkeit, Producte wie die seinen, mit Worten so darzustellen, daß man sie von andern gehörig unterscheidend würdige, verkennt man nicht; allein ohne einen Versuch, das Unmögliche zu leisten, wird kein scheiststellerisches, ja kein menschliches Werk die Höhe erreichen, von wo aus es in's Leben schaffend eingreift; und ohne dieses Eingreifen erscheinen Bücher dem Denkenden eigentlich unnütz.

Diese allgemeinen Betrachtungen, wozu das vorliegende Buch Anlaß gab, müssen uns bestimmen, dem gelehrten Werth desselben nur noch mehr sein Recht wiederfahren zu lassen. Was irgend zu Daten über die chronologische Folge von Raphael's Werken dienen konnte, ist redlich benützt, die Begebenheiten seines äußern Lebens laufen synchronistisch mit der Schilderung der Werke, und was über den Kunst-Charakter der letztern wie des Meisters selbst aus den bekanntesten Forschungen und Darstellungen hervorgeht, ist gedrängt und deutlich zusammengefaßt. Zum Schlusse wird noch, was von Bildnissen Raphael's vorhanden ist, angeführt, — eine kurze Charakteristik seiner vorzüglichsten Schüler versucht, — seiner Briefe und Dichtungen Erwähnung gethan, — und ein, nach den alphabetisch gereihten Städten, wo sich seine Werke befinden, geordnetes Verzeichniß derselben vorgelegt. Was die in der kaiserl. Gallerie zu Wien befindlichen betrifft, so haben die verdienstlichen Forschungen Albrecht Krafft's, deren Ergebnisse in dieser Zeitschrift (erster Jahrg. Nr. 35, 36, 47, 48, 55, 56 und 57) niedergelegt sind, über ihre Genealogie das befriedigendste Licht verbreitet. Namentlich möchte durch sie die Echtheit der herrlichsten dieser Bilder nun auch für Jene constatirt seyn, deren Auge unglücklich genug ist, eines Beweises von Schwarz auf Weiß zu bedürfen. — Im Texte vermißt man die Erwähnung des Bildes: Christus mit der Samaritin, aus Raphael's Schule, das auch im Belvedere befindlich ist. — Um ein Beispiel zu geben, auf welche Weise

Digitized by Google

die Ansichten der Kunsttheoretiker über Raphael redigirt worden, mag hier stehen, was bei Gelegenheit der Transfiguration gesagt wird (S. 286 u. f.): »Kein Kunstrichter«, heißt es »brachte es bei Beschreibung dieses Werkes zum genügenden Resultate (ist die Beschreibung selbst nicht das genügendste Resultat?), weil sie das Gemälde als ein historisches betrachteten, (als was betrachtet es denn der Verf.?), wobei es unmöglich war, den Hauptvorwurf der verletzten Einheit zu beseitigen; (so?)« — Dabei werden in einer Note die Vertheidiger der sogenannten Doppelhandlung angeführt (!), denen sich der Verf. beigesellt, indem er »eine poetische Licenz« statuirt, »die sich Raphael hier erlaubt habe, oder derjenige, der ihm das Thema zu seinem Bilde gab.« (S. 287.) Durfte der dürre, alte Gemeinplatz in einer erneuten Betrachtung dieses Meisterwerkes, auch nur wieder berührt werden? ist, um nur Einen aus Vielen zu nennen, der wackere Heinse auch zu keinem Resultate über das Werk gekommen, wenn er es auf's Lebendigste schildert, und dann als das beste von Raphael's theologischen Werken bezeichnet, »weil es die Quintessenz aller seiner heiligen Gefühle in sich hält, und den Zuschauer in den Mittelpunct der christlichen Religion zaubert?« — Dann führt der Verf. die heterogensten Meinungen nach einander auf, nennt die körperlosen Deuteleien Fr. Schlegel's »einen höhern Gesichtspunkt« (S. 289), stimmt ihnen aber doch wieder nicht bei, und will am Ende »an die Stelle der gewöhnlichen Bewunderung eine strenge Kritik« (S. 290) gesetzt wissen. Nun frage ich: bekommt auf diese Weise irgend Jemand auch nur eine Ahnung von dem, was Raphael gewollt oder gemacht hat? und wer uns diese nicht geben kann oder will, verpflichtet uns wenig, wenn er über Raphael schreibt. Ich habe hier ein Beispiel mit absichtlicher Strenge erörtert, um das Unfruchtbare auch des emsigsten Compilirens im Gebiete der Kunst zu zeigen. Plus und Minus heben sich auf, und aus tausend Ansichten wird keine Anschauung.

Daher kommt es denn auch, daß wir, wenn wir zum Abschluß eine resumirende Charakteristik des außerordentlichen Künstlers erwarten, uns damit begnügen müssen, daß Raphael drei Manieren gehabt habe, deren erste durch Magerkeit und Unvollkommenheit der Formen, blasses und dürftiges Colorit, — die zweite durch mehr Großartigkeit der Form und größere Farbenkraft, — die dritte durch Freiheit der Zeichnung und Behandlung, Großartigkeit und Majestät, so wie Kraft des Colorits, bezeichnet werden. (S. 300.) Wer würde sich mit dieser Schilderung begnügen? von Manieren sollte schon gar nicht die Rede seyn, und nur der dreifachen Abtheilung liegt, wie allen Aussprüchen des allgemeinen Gefühls, etwas tieferes Wahres zum Grunde, das ich hier mit wenigen Zügen bezeichnen will.

Raphael's ganze Bildungsgeschichte stellt uns wie in einem Symbole die Bildung des Talentes, so wie der Kunst überhaupt, dar. Von einer treuen Ergebung an Natur und praktische Lehre geht sie aus. Der glücklich begabte Schüler übt sein Auge und seine Hand, und folgt dabei einstweilen gänzlich dem Meister. Er läßt in dieser Periode seinem Talente Zeit, sich zu entfalten, und greift ihm nicht vor, ehe er die Mittel in seiner Gewalt hat, ihm zu genügen. Hier scheitern die meisten jetzigen Künstler; sie wollen singen ehe sie lallen können. Glücklich, wer, wie Raphael, mit dem menschlichsten Sinne begabt, in eine Zeit und Schule fällt, wo noch nichts verdorben, nichts verkünstelt ist! Dieß ist die erste Periode, wo Raphael's Bilder von denen Perugino's oft nicht zu unterscheiden sind. Seine Arbeiten in Perugia, zumal die Krönung Mariens für das Kloster San Francesco, werden das Gepräge dieses Zeitraumes tragen. Nun aber, wenn der Stoff besiegt ist, wird die Seele sich ihrer eigenen Schönheit bewußt, und wirft das stille Licht ihrer inneren Anmuth auf alles was die Hand vollendet. Dieß ist die zweite Periode Raphael's, wo seine Bilder alle der Abdruck seines Gemüthes sind, und wie in Seele getaucht erscheinen. Wir freuen uns des Vorzugs, in der Madonna im Grünen ein herrliches Werk aus dieser Epoche zu besitzen. Es ist die Blüthezeit jedes wahren Künstlers, wo jeder am meisten er selbst ist. Da kommt es denn auf die angeborne Natur eines Jeden an, was sich in seinen Gebilden aussprechen wird, und zweimal glücklich ist nun Raphael zu preisen, dem die schönste innwohnte! Kommt nun noch die Gunst des Schicksals hinzu, die dem Künstler, wie unserem an Papst Julius dem Zweiten, einen edlen Gönner und Kenner zuführt, so rühmen wir ihn dreifach beglückt; er aber lernt, während sein Geist sich klärt, nun andere Forderungen an sich machen als die, welche bisher sein eigen Herz in ihm erweckte; er will dem objectiven Begriff einer großen, von den Weisesten und Besten anerkannten Kunst genügen, und dieß ist Raphael's dritte Epoche. Die Schule von Athen darf wohl zur Erläuterung des Begriffs von dieser Periode als Beispiel dienen. — Dieser Gang ist jedem Talente angewiesen, und der Kunst im Großen selbst. Nachahmung, Manier (im besten Sinne), Styl. In der ersten Epoche wird oft noch eine gewisse naive, trockene, herzliche Einfalt sichtbar werden, wie sie der Beschränkung, dem Unvermögen eigen ist, und man kann hieraus diejenigen beurtheilen, welche diese Epoche allen übrigen vorziehen, und ewig darin verweilen möchten. In der zweiten bemerkt man häufig die Mängel und Einseitigkeit des Individuums; und in der dritten wird manchmal eine theoretische Satzung überschätzt, und als Kunstgesetz in Ausübung gebracht. Von den beiden ersten Mängeln ist Raphael frei geblieben, — ob er dem letzten nie verfallen, wird schwer zu entscheiden seyn, so lange nicht entschieden wird, was in der Kunst für Satzung, und was für Gesetz zu gelten habe. Auf jeden Fall wird deutlich, was Raphael dem Glücke zu danken hatte; und ist es

Digitized by Google

nicht das Glück, welches jede himmliſche Pflanze auf Erden reift und zur Blüthe bringt? Dann wird auch klar, in welchen Zeitraum Raphael's Vollendung zu ſetzen ſey: in den Uebergang nämlich vom zweiten zum dritten, wo die herrlichſte Natur in den Schranken der Schönheit waltete. Um auch dieſen Moment durch ein Beiſpiel zu fixiren, wähle ich aus vielen das unvergleichliche Bild lo spasimo di Sicilia. — So ſchwebt uns billig Raphael für immer als die ſchönſte Erſcheinung, als das bedeutendſte Sinnbild vor!

Mögen dieſe Umriſſe als Ergänzung des verdienſtlichen mit dem lobenswertheſten Fleiße ausgeführten Buches gelten!

Dr. Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

Almanach für Geſchichte, Kunſt und Literatur von Tirol und Vorarlberg, herausgegeben von Anton Emmert. Erſter Jahrgang 1836. Mit 5 Bildern. Innsbruck, auf Koſten des Herausgebers, und in Commiſſion der Wagner'ſchen Buchhandlung. XII. 300 S. 8.

Dieſes Taſchenbuch ſoll, laut Vorrede, der neuen Zeitſchrift des Ferdinandeums, von welcher jährlich nur ein Heft zu 10 bis 12 Bögen erſcheint, geſellig an die Seite treten, und ſo einem fühlbaren Bedürfniſſe abhelfen. Die vaterländiſche Geſchichte durch Mittheilung und Verarbeitung noch unbenützter Quellen zu bereichern, iſt ſeine erſte Aufgabe; Beiträge zur Genealogie, Münz- und Wappenkunde Tirols, Rückblicke auf die artiſtiſchen und literariſchen Leiſtungen desſelben und ſtatiſtiſche Abhandlungen ſind für die übrigen ſtehenden Artikel beſtimmt. Dazu kommen Sagen, Legenden, Volkslieder und — andere Gedichte. Niemand wird in Abrede ſtellen können, daß ein Vorhaben dieſer Art Anerkennung und Aufmunterung verdiene; wenn wir daher Einiges rügen zu müſſen glauben, wollen wir dadurch keineswegs der ſchönen Idee zu nahe treten. Vor Allem iſt dem Herausgeber eine ruhigere Haltung zu wünſchen; das Ueberſprudeln des jugendlichen Enthuſiasmus wirkt nachtheilig und ſtörend. Bei den meiſten ſelbſtſtändigen Aufſätzen läßt ſich der gute Wille nicht verkennen; allein eben ſo wenig die Flüchtigkeit in der Behandlung, und noch weniger die Schwäche in der — Darſtellung. Dieſe iſt größtentheils verworren und unverſtändlich; auch an häufigen Verſtößen gegen die Grammatik fehlt es nicht. So in der Vorrede, in der Entwicklung des Planes, im »Hauptſchloß Tirol,« in den einleitenden Worten u. ſ. w. Ein Beiſpiel möge genügen: »Kaiſer Maximilian I. von Deutſchland und Landesfürſt von Tirol, edel, ſtaatsklug, umſichtig, unternehmend, unüberredbar in ſeinen Entſchlüſſen, und uneigennützig in ſeinen Handlungen, perſönlich tapfer in Kriegen, und im Frieden Wiſſenſchaften und Künſte fördernd und befördernd, hochgefeiert als Fürſt und Staatsmann, als Held und Literator, als Gemſenjäger und Abenteurer in der Perſon des letzten deutſchen Ritters, aus der Vorzeit im Auge der Gegenwart ein wahres Herrſchermuſter für die Zukunft, verdient im Tempel der Geſchichte von Tirol, als großer Liebhaber dieſes Alpenlandes und deſſen Bewohner ſowohl, als unmittelbarer und mittelbarer Schöpfer von Erzeugniſſen für Literatur und Kunſt in Tirol, ein Denkmal eigener Art, und ſoll es auch allmählig für Tirol in dieſem Taſchenbuche haben; aber von der Art ſoll es ſeyn, daß, um nicht ungerecht für ihn, und einſeitig für die Geſchichte zu ſeyn, er nicht bloß als einflußreich für Tirol, ſondern auch als thätig wirkend aus Tirol für allgemeine Geſchichte, Kunſt und Literatur erſcheint. Was indeſſen in dieſer Beziehung für die Zukunft geleiſtet werden ſoll, wird vor der Hand, um nicht etwa hinter dem Verſprechen zu bleiben, nicht ausgeſprochen, und es ſollen einmal einige Briefe von ihm an den Landesfürſten Sigmund von Tirol im Originale ſelbſt (!) und einige ſeiner Zeitgenoſſen für dießmal ſprechen.« — Unſtreitig ſind dieſe die ſchönſten Perlen des ganzen Taſchenbuches, und der Herausgeber wird ſich durch ähnliche Mittheilungen in den künftigen Jahrgängen den Dank aller Geſchichtsfreunde verdienen; zumal, wenn er noch eine etwas geößere Pünctlichkeit im Leſen und Copiren an den Tag legen wird. Abgeſehen davon, daß einige Sätze unklar erſcheinen, iſt denn doch gewiß S. 106 »von lorenzen ſawree, ewer kay. Mat. witerumb« und Mitto humanitate sue, Imagines codi: Australes et boreales in planum proiectas" unrichtig geleſen. Uebrigens ſind ſolche Stellen wirklich nur in ſehr geringer Anzahl vorhanden, und der Fleiß iſt nirgends zu verkennen. Wenn wir nun noch ſagen, daß der Herausgeber beſſer thun würde, die Novellen, Gedichte (S. 266 und 277) für die Folge ganz wegzulaſſen, haben wir allen Tadel ausgeſprochen. Was um des Himmels willen ſollen auch die ſchon 1801 zu Botzen für eine geſchloſſene Geſellſchaft gedruckten Gedichte nach gegebenen Endreimen? Schülerverſuche, beſſer ſind ſie in keiner Beziehung, mögen ruhig verſchloſſen bleiben! Selbſt die von S. 268 bis 276 ſtehenden Sonette: »Insbrucks Umgebungen«, »Waſſertrinkerlied am Krazerbrunnen« und »Gedichte im Nationaldialect« ſind ungeachtet ihrer vaterländiſchen Richtung von zu geringem poetiſchem Werthe, um nur einiges Intereſſe zu erregen. Bei den letzten konnten wir auch durch die Note nicht veranlaßt werden, in dem Sänger »Tirols Hebel im Weeden« zu ahnen!! Als eine höchſt erfreuliche Erſcheinung müſſen wir die »Kriegslieder des Tyroler Landſturmes, vom Jahre 1796« bezeichnen. Sie ſtehen von S. 117 bis 168. und ihre Zuſammenſtellung iſt und bleibt eine Zierde des Taſchenbuches. Es gibt keine lebendigeren Actenſtücke der Geſchichte; das Gepräge der Nationalität, der herrlichſten Begeiſterung für Fürſt und Vaterland trägt jede Zeile. Eben ſo verdienſtlich iſt der Wiederab-

Digitized by Google

druck des 1558 erschienenen Werkleins: „der fürstlichen Grafschaft Tyrol Lanndtreime (S. 44 bis 75) und einer Genealogie in Reimen der Herren Trautson von Matray, welche 1634 verfaßt worden, und nur in einem unvollständigen gedenckten Exemplare mehr vorhanden sind. Die Ergänzungen sind einer Papierabschrift entnommen, das Original auf Pergament befindet sich in Wien. Die Excerpte aus Chroniken als Beweise, daß Kaiser Lothar zu Breitenwang gestochen (S. 75); die Urkunden zur Geschichte der Kreidefeuer in Tirol und Vorarlberg (S. 109) und die „Hansordnung der Hofdameu von Insbruck« (S. 87) sind beachtenswerthe Mittheilungen. Der Artikel: »Zeitgenossen des Kaisers Maximilian I.« liefert Briefe von Johann Reuchlin, Marx Treuzsauerwein, Ladislaus Suntheim, und Johann Cuspinian — Namen, welche allein genügen, um der kleinsten Reliquie die vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Unter der Aufschrift »Baukunst« werden wir mit der Kirche St. Leonhard, einem schönen Denkmale des Mittelalters, und dem Baumeister der Pfarrkirche zu Bozen, Johann Lutz von Schussenried, bekannt gemacht. Zwei lithographirte Abbildungen dienen zur Verständigung des ersteren Aufsatzes; die biographische Würdigung ziert das Porträt des Künstlers. Das Bildniß Kaiser Maximilian's I., dem Titel zur Seite, und nach dem bekannten Gemälde Walchs von Gatterer aus Lienz gezeichnet, ist eine sehr gelungene Lithographie J. Bergmann's. Zum Schlusse müssen wir noch der gemüthlichen Dichtung erwähnen, welche als Eingang nach der Vorrede steht, und »das Mädchen von den Alpen« überschrieben ist. Die allegorische Haltung des Ganzen hat uns recht innig angesprochen, und die Schlußanwendung:

Ein solches Kind bin ich nun auch,
Drum nehmet gut mich auf,
Und wie's bei uns zu Haus der Brauch,
Bring' ich was zum Verkauf;
Zwar Waare nicht, gar hoch geehret
In große, weiter Welt:
Doch ganz gewiß von so viel Werth,
Daß etwas d'ran gefällt —

gereicht der Bescheidenheit des Herausgebers zur Ehre. Die Leistungen des dießjährigen Jahrganges bürgen für die Zukunft; möge dem schönen Wollen nirgends die verdiente Anerkennung fehlen! Je seltener der Sinn für echt vaterländische Tendenzen zu werden scheint, desto kräftiger muß er dort, wo er uns Leben tritt, erfaßt, gewürdigt und ermuntert werden. K.

Literarische Notizen.

Einen wahren Schatz für Archäologen und Geschichtsforscher bietet Giuseppe Molini's »collezione di Documenti storici, appartenenti all' Italia« aus den authentischen Originalen, meist Handschriften, die in den Bibliotheken von Paris befindlich sind, ausgezogen, und aus mehr denn 500 Handschreiben, als dem Briefwechsel von Päpsten, Königen ꝛc., Tractaten, Verträgen und anderen historischen Papieren bestehend und von Gino Capponi mit Noten versehen. — Jeder Band dieser Sammlung wird ungefähr 5 Fr. 60 Cent. kosten. Die Documente folgen nach chronologischer Ordnung vom 12ten bis 17ten Jahrhundert.

Wer die Eigenheiten des mailändischen Dialects zu kennen wünscht, dem können wir ein bei Paolo Cavaletti, librajo sulla Corsia de' Servi erschienenes Büchlein: Miscellanea de Poesii Milanes empfehlen. — Witz und Laune, in allen Eigenthümlichkeiten des Eingebornen ausgeprägt, verleihen diesen Miscellaneen angenehmen Reiz.

Das neue Werk: Storia della Republica di Genova di Carlo Varese, Genova 1835, Tipografia Gravier, 8 vol. in 8., wird für den Gebildeten eine willkommene Gabe seyn. Darin hebt die Geschichte dieses Staates im eilften Jahrhunderte in der Epoche an, wo Genua, von der Oberherrschaft des römisch-deutschen Kaisereiches sich losreißend, in die Reihe der selbstständigen Staaten eintrat. Der erste Band ist bereits erschienen und reicht bis zum Jahre 1256 hinab, woraus sich auf den Umfang des ganzen Werkes schließen läßt. Styl und Behandlung des geschichtlichen Stoffes sind vorzüglich, die Ausgabe ist gefällig und correct.

Das neueste geschichtliche Werk größeren Umfanges: Storia del Regno di Napoli sotto la Dinastia Borbonica, Napoli 1835, dessen Verfasser der berühmte Schriftsteller Cav. Francesco de Angelis ist, dürfte jedem Freunde der Geschichte eine angenehme Erscheinung seyn. Es behandelt diese geschichtliche Periode (v. J. 1700—1835) in nicht weniger als acht Bänden, von welchen sieben bereits erschienen sind. Darin sind die vorzüglichsten Verträge und geschichtlichen Documente des Königreichs aufgenommen, mithin die Daten zu andern selbstständigen Arbeiten dieser Art zu finden. Der siebente Band allein erzählt alle Ereignisse v. J. 1825—1829, der achte Band soll bis zum Jahr 1835 reichen, und nächstens die Presse verlassen. (Echo.)

Berichtigung. In der letzten Nummer der Blätter, erste Seite, Zeile 19 v. o. muß es statt »ausgespeochene« heißen: »ausgestorbene, und zweite Seite, Zeile 8 v. u. statt „veernehmen« — vornehmen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

13. Sonnabend, den 13. Februar 1836.

Ursprung, Ausbildung, Abnahme und Verfall des Turniers. Ein Beitrag zur Geschichte des Ritterwesen (—s) im Mittelalter. Von A. P. Budik, k. k. Bibliothekar. Wien 1836. L. Grund. 156 S. 8.

Mit Vorliebe nahm Refeerent das genannte Buch zur Hand, weil sowohl der Gegenstand, als die ämtliche Stellung des Herrn Verfassers, einen guten Erfolg hoffen ließen. Allein er fand sich getäuscht.

Da die Turniere zu den anziehendsten Erscheinungen des Mittelalters zu zählen sind, bedurfte der Autor in seinem Vorworte wohl keiner Entschuldigung, und dieß um so mehr, da bisher hierüber noch nichts Genügendes — wenigstens nicht im Druck, oder dem Lesepublico Zugängliches — erschienen ist. Daß er jedoch diesen allgemein bekannten Mangel dadurch begründet, „daß Ludwig's historische Untersuchung der Ritter„spiele nur ein mißlungener Auszug aus G. Schubart's Co„ment. histor. de ludis equestribus sey,“ fordert eine Berichtigung. Gesetzt auch, Ludwig's Auszug sey mißlungen, so ist hierdurch noch nicht über Schubart's Arbeit der Stab gebrochen, und in der That ist dessen letztbesprochene Dissertatio (die eigentlich Burkard Gotthelf Struve unter Vorsitz des Schubart hielt) eine mit so vielem Fleiße, und so vielen nützlichen Citaten geschmückte Arbeit, daß man es ihr alsogleich ansieht: sie stamme aus einer Zeit, in der noch viele gewissenhafte Schriftsteller und wenig Büchermacher bestanden.

Daß sie brauchbar sey, bewies der Herr Verfasser selbst dadurch, indem er mehrere lateinische Citate sämmtlich aus Struve entnahm; wobey ihm jedoch das Verdienst gebührt, die häufigen Schreibfehler des Originals verbessert zu haben.

Des Verfassers Zweck wae: eine Geschichte der Turniere zu schreiben. Dieß erhellt theils aus dem Titel seines Buches; theils, und zwar schlagend, aus der Ueberschrift, welche ein früherer Auszug desselben (eingerückt im II. Jahrg. 1. Heft der Steyerm. Zeitschrift 1835) führt. Sie heißt: „kurzgefaßte Geschichte des Turniers.“ Davon scharf getrennt hätte eine Beschreibung des Turniers bleiben sollen, welche allein, wenn sie auf Vollständigkeit Anspruch machen will, ein eigenes Buch erfordert. — Da nun aber der Hr. Verf. in seinem 6., 7., 8. und 9. Abschnitte, auch diesen Zweig des Gegenstandes in sein Werk verflocht, so ist es nöthig, seine Arbeit auch von der Seite zu beleuchten.

Hiernach betrachtet, vermißt man vor allem im Buche eine logische Ordnung. Den Anfang jedes wissenschaftlich geordneten Werkes, macht sonst, nach löblicher alter Sitte, die Herleitung und Erklärung des Namens, und die Feststellung des Begriffes. Hierauf folgt eine genaue Beschreibung des Gegenstandes — und zuletzt die eigentliche Abhandlung, hier: die Geschichte der Turniere. Der Hr. Verf. ging einen andern Weg; daher so manche Undeutlichkeit, daher der Mißstand, daß der Leser im ersten Abschnitte S. 11 vom Turnier in der eigentlichen Form, und S. 13 vom Turnier im eigentlichen Sinne reden hört, ohne zu wissen, was denn der Autor darunter verstehe?

Wir wenden uns daher, einer besseren Ordnung folgend, zuerst zu den zwei Abschnitten, betitelt: Herleitung des Wortes Turnier, und das Turnier in eigentlicher Form.

Im ersteren gibt sich der Verf. die Miene, als wenn er die Wurzel des Wortes Turnier für deutsch erklärte, und zwar von turnen, d. i. wenden, lenken. Allein beinahe dieselben Gründe, gegen welche sich wohl so Manches einwenden ließe, kann man auch in Büschings N. Z. I. 292 nachlesen. Es dürfte überhaupt den Unbefangenen befremden, daß die Franzosen, bei denen die Turniere längst im Schwunge waren, ehe man in Deutschland daran dachte (wie der Autor S. 20 selber eingesteht), dennoch die Benennung ihrer Uebungen von einer Nation geborgt haben sollten, die dafür noch keinen Begriff, also auch kein Wort haben konnte. (!)

Im letztgenannten Abschnitte nun hofft man, da es die Ueberschrift verspricht, das Turnier in seiner eigentlichen Form kennen zu lernen — aber mit nichten. Denn hier folgt die Fortsetzung der Untersuchung über die Erfinder des Turniers, und der Abschnitt endet damit, daß auch der aufmerksamste Leser höchstens vermuthen kann, der Autor habe darunter „die Lanzenrennen zweier einzelner Ritter, nach „bestimmten Gesetzen gehalten, und durch kriegerischen Prunk „und Feierlichkeiten verschönert,“ verstanden.

Digitized by Google

Nachdem vom Turniere in geregelter Form gesprochen worden, sollten nun billig diese Regeln selbst (d. i. Turniergesetze S. 45) folgen.

Unter dieser Ueberschrift folgt nun ein Vordersatz, dessen Nachsatz gänzlich mangelt. Es heißt (S. 46) „ob daher jene „die im Turnier mitkämpfen wollten, stiftsmäßig geboren . . „. . . . . die ihre Ahnen mit Schild und Helm beweisen „könnten." — Hier schließt der Satz, dessen Ergänzung dem fleißigen Leser überlassen bleibt.

Von den zwölf Turnierartikeln führet der Verf. nicht alle an; und dieß ist in der That eine arge Nachlässigkeit. Wo bleibt der Artikel: die Urheber neuer Zölle und Abgaben (nach Nürner Nr. 9), und warum ist der 12. Turnierartikel Nürnberg's: „Wer seine adelige Geburt nicht mit vier Ahnen beweisen konnten, im Texte unter den Artikeln ausgelassen, und nur in einer Note (S. 46, Nr. 2) angedeutet? Es waren aber noch mehrere vom Turniere ausgeschlossen, deren der Hr. Verfasser gar nicht erwähnt.

Wenn der Verf. anführt, daß nach der Heilbronner Turnierordnung von 1484 jede Mißheirath die Turnierfreiheit vernichtete, so sollte er auch die baldige Abänderung dieser Vorschrift beifügen. S. 54 heißt es, daß kein König sich der Wappenschau zu unterziehen hatte; dieß beweiset der Hr. Verf. durch eine Stelle, welche weiter nichts sagt, als: daß ein Fürst keines Turnierbriefs bedurfte! — Wir wollen hierüber in Nürnberg nachsuchen, der in Bezug auf Turniergebräuche eine gültige Stimme hat, weil er selbst Reichsherold war. Dieser läßt F. XXX. sogar einen römischen Kaiser zur Schau und Helmtheilung auftragen.

Ueber die Turnierstrafen ist die Angabe voll Lücken und unrichtig; so z. B. geschah das Schlagen nicht allgemein mit Spießruthen, wie der Autor Seite 53 anführt, sondern die Ritter bläueten mit Kolben, dagegen die Stangenknechte „Stecken« und die Damen (welche in Frankreich auch zuschlugen) eine Art Gerte gebrauchten, welche Turnieraft hieß.

Nach Anführung der Turniergesetze sollte die Angabe folgen, welche Personen die ersteren zum Turnier fähig erkannten. (Turnierfähigkeit S. 55.) Man vermißt hier viele Kunstausdrücke sammt deren nothwendigen Erklärung, so z. B. auf welche Arten wurde die Turnierfähigkeit untersucht? Was hieß die Wappenschau? Wie ließen die Ritter anfragen? — Wie wurden sie getheilt? Wie waren Turnierregister? — Genügte der Beweis der Turnierfähigkeit durch Zeugen? — Was hieß: Der Ritter wurde zu Platt getragen — er lag ob — er hatte so viel ledige Fälle gewonnen? — Wie unterschieden sich der Ober-Turniervogt (König) und Unter-Turniervogt? — u. dergl. m. Statt aller dieser nothwendigen Vorbegriffe folgt eine zehn Seiten lange Beschreibung der Feierlichkeiten bei Ertheilung der Ritterwürde, die wohl in einer Geschichte des Ritterwesens, aber nicht in einer Geschichte der Turniere zu suchen seyn dürfte.

Der Abschnitt über die Turnierwaffen ist höchst mangelhaft. So sagt der Verf. z. B. S. 46, Note 1: „Die „Armbrust war nach dem Muster der Mauerbrecher (!) und „Katapulte der Römer gemacht, daher man sie auch arcus „balistarius oder balista manualis hieß!« Der römische Mauerbrecher war ein starker Balken mit eisernem Kopf, um damit Mauern einzustoßen; und die römische Katapulte war ein starkes Wurfgeschoß, das in der Regel nur Steine, Aas und Feuerbrände in die belagerte Stadt schleuderte — sehr selten Pfeile. — (Jeder, der den Bau der Katapulte kennt, weiß, daß ihr Mechanismus viel mehr dem Knebel einer Tischlersäge, als dem Bogen einer Armbrust ähnlich war). Noch ergötzlicher ist der Schluß der Note: „weil die Armbrust der Katapulte glich, „so nannte man sie Balista!!« —

Wenn von Turnierwaffen die Rede ist, so erfordert die Deutlichkeit und Vollständigkeit eines Buches, dessen Verfasser eine erschöpfende Monographie des Turniers zu liefern versuchte (s. d. Vorwort), daß vorerst sämmtliche Arten des Turniers aufgezählt, die Benennungen derselben festgestellt, und die Begriffe streng gesondert werden. Auch hätte man was Neues zu hören gewünscht, denn das bereits in andern Büchern Gesagte lohnte kaum der Mühe, es neuerdings abdrucken zu lassen; — aber nicht einmal sämmtliche Benennungen der Turnierarten (deren über dreißig sind) findet man angeführt.

Ueber die 21 Druckseiten dieses Abschnittes also Folgendes: S. 61 wäre anzugeben gewesen: Der Unterschied zwischen Stechlanze, Rennlanze, Kriegslanze, Bannerstange (die der Hr. Verf. S. 66 mit Kriegslanze vermengt) und den Spieß des Landesknechtes — nicht wie der Verf. S. 65 fälschlich ableitet Lanz—knechtes; wie kann er auch glauben, daß der Landsknecht eine Lanze trug, da er selber sieben Zeilen vorher sagt: „Nur der Ritter durfte die Lanze führen." Bei genauer Kenntniß des Turnierwesens zeigen sich die Angaben S. 65 als unrichtig, als: „Das Spiel mit der Lanze hieß gewöhnlich Rennen" — „Scharfrennen nur dann, wenn es mit spitzen Lanzen geschah." — „Zu den Turnieren brauchte man in der Regel nur Krönige." — Bei der Angabe der Schutzwaffen hat der Hr. Verf. den Zweck ganz verfehlt. Hier wäre von den Turnier-Waffenstücken zu reden gewesen; statt dessen aber ist größtentheils nur von der Kriegsrüstung des Ritters, und S. 81 von der Schlachtrüstung der Rosse die Rede. Der Verf. verwechselt häufig den Ausdruck Panzer und Harnisch. Die Bemerkung S. 70, daß die Bräune aus hornenen Ringen bestanden habe, ist eine Unbestimmtheit, die falsche Begriffe veranlaßt. — S. 72 hat es den Anschein, als ob die Fürsten mit bloßem Haupte turniert hätten — allein man kann wohl denken, daß sie sich beim Ge-

Digitized by Google

ſtech und Rennen einen gut verwahrten Stechhelm oder eine Rennhaube, gleich jedem Anderen, aufbinden ließen; (das Pfaunenrennen, Schildrennen und Wulſtrennen ausgenommen, bei welchen dreien mit dem bloßen Haupte geranut werden mußte). — Daß der Ritter ganz in Eiſen gehüllt war (S. 78) iſt nur theilweiſe wahr, bei den wenigſten Arten des Turniers war dieß der Fall. Dagegen ſchützten ihn die ſchweren »Dilgen« (Scheukelwehren) und oft des Pferdes „Vorbug," — daß die eiſerne Stirne des Pferdes mit einem Augengitter verſehen war (S. 81) iſt nur theilweiſe wahr. Meiſtens waren die Turnierpferde geblendet (d. i. ihre Augen verdeckt), nur bei einigen Geſtechen und Rennen ſahen ſie, welche hier anzuführen der Raum verbiethet. — Und nun frägt der unbefriedigte Leſer am Schluſſe des Abſchnittes: Wie waren die Pferde geziert? — Wie unterſchied ſich der Stech-, der Renn- und Kriegs-Sattel? — Zäumte man bloß mit Stange, oder Treuſe, oder mit beiden? u. ſ. w. Ueber derlei Kleinigkeiten war der Verf. erhaben, und doch iſt ihre Kenntniß, zum Verſtehen des Ganzen unerläßlich. — In dem kurzen Abſchnitte: der Dank, ſind die Frauendänke gänzlich mit Stillſchweigen übergangen.

Nachdem nun der Hr. Verf. den Gegenſtand, über den zu ſprechen er Sinnes war, dem Leſee deutlich beſchrieben, ſoll die eigeutliche Abhandlung, der beabſichtigte Haupttheil des gauzen Buches, das iſt: eine Geſchichte der Turniere folgen.

Bei dem Urſprung des Turniers iſt der Hr. Verf. bemühet, darzuthun, daß ſchon die Römer, die Griechen, die Gothen, und die Germanen Kampfſpiele hatten, in denen die Idee zu den ſpäteren Turnieren lag. Er beſcheeibt den Schwerttanz der deutſchen Jünglinge, und führt an, daß die Tänzer dabei völlig gerüſtet waren (S. 7); zu deſſen Beweis ſetzt ee aber jene Stelle des Tacitus: *Nudi juvenes* — inter gladios se — saltu jaciunt (!).

Hierauf folgt eine Unterſnchung, ob ſchon zu Arthurs Zeit (im Anfange des VI. Jahrhunderts) Turniere in ihrer eigentlichern Form gehalten worden, was nicht erwieſen werden kann. — Dann erſcheinen die Waffenübungen zur Zeit Clodowiks, Königs in Gallien. (Iſt hiee Clodowik der I. oder der II. gemeint? — Der Abſtand beträgt über anderthalb Jahrhunderte.) —

Obwohl nun, ſo ſchließt der Autor S. 12, die Geſchichtsſchreiber des VII. Jahrhunderts die kriegeriſchen Uebungen jener Zeit Conflictus gallicus nannten, ſo könne man dennoch nicht den Franzoſen die Erfindung des Turniers zugeſtehen, weil die alten Chroniſten letztere auch Conflictus gallorum nannten, »was mit Conflictus gallicus dasſelbe ſey, bei welchem Letztern aber denn doch Niemanden einfallen werde, die Franzoſen als Erfinder des Turniers anzuſehen!« — Welch ein ſonderbarer Schluß? — Den Abſchnitt beſchließt eine Beſchreibung eines Haufens, gegen einen anderen (combat à la foule) bald nach Carl des Großen Tode, Uebungen, welche »doch noch keine ludi equestres genannt werden dürfen.« Der geneigte Leſer kennt am Ende des Abſchnittes die Namen der Nationen, welche die Turniere nicht erfunden haben.

(Schluß folgt.)

Die älteſten Denkmäler der deutſchen Sprache.

Ein literarhiſtoriſcher Verſuch.

(Fortſetzung.)

II. Das Weßobrunner Gebet.

Keinem der anderen altdeutſchen Sprachdenkmäler ſind ſo häufige Abdrücke und Commentare zu Theil geworden als einem kleinen, inmitten einer lateiniſchen Handſchrift des Kloſters Weſſobrunn (nunmehr in München) aus dem achten Jahrhundert befindlichen deutſchen Gedichte von nur wenigen Zeilen, über deſſen Bedeutung vielfach geſtritten worden iſt, und das zu einem der lächerlichſten Mißgriffe in der Literaturgeſchichte Anlaß gegeben hat.

Kazungali, ſo nennen die erſten Herausgeber den Verfaſſer des älteſten auf uns gekommenen, in fränkiſcher Mundart abgefaßten Liedes, und in unzähligen Büchern und Compendien hallt dieſer deutſche Dichternamen bis in unſere Tage wieder, obgleich es längſt erwieſen, und ebenfalls zur Genüge wiederholt worden iſt, daß es in der Ueberſchrift der alten Membran heiße: *cantiuncula*, woraus Leichtſinn und Unverſtand gerade das Abentheuerlichſte herauslas.

Der Umſtand, daß man hier einen beſtimmten Namen vor ſich zu haben glaubte (den erſten nach Ulphilas, und unter den Dichtern deh einzigen vor Otfried), der geringe Umfang des Denkmals, ſein bedeutender innerer Werth, und die wichtige Stelle, die es auch als herrenloſes Lied in der Geſchichte wird einnehmen müſſen, waren eben ſo viel Aufforderungen, es zum Gegenſtande beſonderer Unterſuchungen zu machen, wozu ſich noch, wie einer der letzten Bearbeiter desſelben ſehr richtig bemerkt, für die neueren Herausgeber das intereſſante Geſchäft geſellte, an der langen Reihe von Erklärungen die Entwicklung der deutſchen Philologie zu verfolgen.

Seit unſer altes Gedicht im J. 1764 zuerſt in den Monumentis boicis bekannt gemacht wurde, iſt es nicht wenigee als zwölf Male von Pez, Peterſen, Böckh, Kinderling, Gräter, dann Reinwald, von den Gebrüdern Grimm, Maßmann, Hoffmann und Wackernagel wieder gedruckt und erläutert woeden, mancher Abdrücke in Chreſtomathien und Compendien nicht zu gedenken [1].

1 Monumenta boica. vol. VIII. p 138.
Pez, Anecdota I. 1, 118.

Digitized by Google

Das bedeutendste Verdienst unter ihnen erwarben sich die Gebrüder Grimm und die Herren Maßmann und Wackernagel, erstere vorzüglich durch Wiederherstellung der Alliteration und durch ihre Andeutung über die eigentliche Bedeutung des Ganzen, letztere durch Beschränkung dessen, was zu willkürlich von den früheren Bearbeitern war festgesetzt worden, und durch eine scharfsinnig durchgeführte Zerlegung des kleinen Denkmals in mehrere Bestandtheile, wodurch das Verhältniß desselben zur Zeit seiner Niederschreibung und seine Beziehungen zur heidnischen Vorzeit ins gehörige Licht gesetzt wurden. Wackernagels Wiederherstellung des Textes ist folgende[1]):

Dat gafregin ih mit firahim
firiwizzo meista,
Dat ero ni was
noh uſhimil,
noh paum nohheinig
noh pereg ni was,
ni . . . . . .
noh sunna ni scein,
noh mano ni liuhta
noh der mareoseo.
do war niwiht ni was
enteo ni wenteo,
enti do was der eino
almahtico cot,
manno miltisto;
enti dar wârun auh manake
mit inan coollihhê geistâ.

Daß frug ich bei Menschen
mit Fürwiz meistem
daß Erde nicht war
Noch der Aufhimmel
noch Baum einiger
noch Berg nicht war
noch . . . . .
noch Sonne nicht schien
noch Mond nicht leuchtete
noch der Meeresee.
Als da nichts nicht war
Ende noch Wende
Und da war der eine
allmächtige Gott
der Männer mildester
und da waren auch manche
mit ihm göttliche Geister.

Enti cot heilae, cot almahticô, du himil enti erda gaworahtôs, enti dû mannun sô manac coot forgâpi, forgip mir in dinô ganâdâ rehta galaupa enti côtan willeon, wistôm enti spâhida, enti craft tiuflun za widarstantanne enti arc za piwisanne, enti dinan willeon za gawurchanne.

Und Gott heiliger Gott allmächtiger du Himmel und Erde gewirkest, und du dem Menschen so mannig Gut vergabst, vergib mir in deiner Gnade rechten Glauben, und guten Willen, Weisheit und Klugheit, und Kraft Teufelu zu widerstehen und Arg zu verweisen und deinen Willen zu gewirken.

Peterſen, gekrönte Preisſchrift von den Veränderungen der deutſchen Hauptſprachen.

Bôch, im Beagur I.

Kimbering, im Beagur III. V.

Gräce, im Beagur V. 118—155 mit Facſimile.

Reinwald in den literariſchen Blättern. Nürnberg 1803. V. 152—154, und in Docen's Miscellaneen II. 291.

Docen, Miscellaneen. I. 20—26.

Brüder Grimm, das Hildebrandlied und das Weißenbrunner Gebet. Caſſel 1812. S. 80—88.

Maßmann, Erläuterungen zum Weſſobrunner Gebet. Berlin 1824. 8.

Poema vetustum theotiscum Kazungalli nomine olim et nunc quoque passim circumlatum, in usum nobilissimi viri Caroli Gregorii Hartwigi Myorrhoi amplissimam carminum germanicorum collectionem instituturi, ieoi causa edidit Henricus Custos. Cum Privilegio Jacobi Caesaris grammaticorum. Typis Hausfreundianis, impressum anno magnis ventorum flatibus intempestivo. (Berolini 1825.) 8.

Wackernagel, das Weſſobrunner Gebet. Berlin 1826. 8.

1 Wir geben auch hier den urkundlichen Text, und zwar dießmahl Zeile für Zeile:

Depocta (auf dem vorhergehenden Blatt steht catiuncula).
Dat gfregin ih mit firahim
firi muizo meista. Dat ero ni
was. noh uſhimil. noh paum
noh pereg. niuas. ni noh heinig
noh sunna ni stein. noh mano
ni liuhta. noh der mareo eeo.
Do dar niuuiht niuuas enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
al mahtico cot. manno miltisto.
⁊dar uuarun auh manake mit
inan coot lihhe geista. ⁊ cot
heilae. Cot almahtico. du
himil ⁊ erda zuoorahtos.
⁊ du mannun somanac coot
forzpi. for gip mir ni dino
ganada rehta galaupa.
⁊cotan uuilleon. uuistôn
enti spahida. ⁊ craft. tiuflun
za uuidar stantanne. ⁊ arc
za pi uuisanne. ⁊ dinan uuil
leon za zuurchanne.

In der Unterſchrift iſt in paläographiſcher Beziehung die Abkürzung ⁊ für enti zu bemerken, die ſonſt in deutſchen Handſchriften nicht gefunden wurde, wohl aber in angelſächſiſchen Manuſcripten für and, und in isländiſchen für oc vorkommt. In lateiniſchen Handſchriften erſcheint dieſelbe Abkürzung für & bekanntlich erſt viel ſpäter. Merkwürdiger iſt eine andere Abbreviatur ɤ, ein X mit einem verticalen Strich durch ſeine Mitte, welche von einigen der frühern Herausgeber unbedenklich für ein chriſtliches Kreuzeszeichen erklärt wurde, während man jetzt in demſelben ein intereſſantes (in deutſchen Handſchriften einziges) Ueberbleibſel des Runenalphabetes erkennt. Es iſt das runiſche Hagel, und ſteht in unſerem Denkmal für gi (chiga (ka) in ɤfregin = gifregin, ɤworachtos = gaworachtos; forɤpi = forgipi, ɤuurchanne = gewurchanne; daß es ein Kloſes Kreuzgeſchen nicht ſeyn könne, geht aus dem Worte forɤpi, wo es die ganze Sylbe erſetzt, unbedenklich hervor, auch würden bei dieſer Annahme die Formen fregin, worachtos, uurchanne unerklärt bleiben. Ueberhaupt ſtimmt das Erſcheinen der Rune in dem Gedichte recht gut zu der gleich zu entwickelnden Annahme, die einen Theil deſſelben dem Heidenthume zuweiſt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

14. Mittwoch, den 17. Februar **1836.**

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein literarhistorischer Versuch.

(Fortsetzung.)

II. Das Wessobrunner Gebet.

(Schluß.)

Man kann in unserem kleinen Denkmahl, trotz des geringen Umfanges desselben, zwei, vielleicht sogar drei verschiedene Bestandtheile mit leichter Mühe erkennen, nämlich den ersten oder alliterirten, der als Eingang zu dem zweiten oder dem prosaischen Gebeth steht, und mit demselben durch ein Mittelglied (die Worte Enti cot heilac bis sô manac coot forgâpi), welches noch theilweise Spuren der Alliteration zeigt, nur schwach verbunden ist. Bei dieser Sonderung des poetischen und prosaischen Theiles kann es nicht mehr schwer fallen, die Entstehung und eigentliche Bedeutung des Ganzen zu errathen. Dem Wessobrunner Mönch, dem wir die Aufzeichnung verdanken, genügte es nicht ein kurzes Gebet, wie wir ähnliche, ja zum Theil ganz gleichlautende später unter den altdeutschen Sprachdenkmälern wieder antreffen werden, aufzuschreiben, er hielt es für passend, das Gebet, welches er zu Gott sandte, die Bitte, ihn mit Glauben, Weisheit und Kraft gegen die Sünde auszurüsten, gleichsam zu begründen und zu rechtfertigen, indem er sich auf die unendliche Güte berief, welche die Erde zum Wohnsitze des künftigen Menschengeschlechtes geschaffen, sie mit Wasser umgüetet, und den hohen Himmel darüber gespannt hat. Um diese Idee nun auszusprechen, entlehnte er aus einem Dichter die Schilderung, wie öde und trübe es im Nichts vor der Weltschöpfung gewesen, und wie allein die Herelichkeit Gottes und seiner Heerscharen da gewesen, und geht von dieser Schilderung, um sich seinem Gebete zu nähern, gleich in die zweite Person über, und spricht von der Erschaffung der Welt, die so weitläufig eingeleitet war, so kurz und so subjunctiv, als ob schon früher ausführlich die Rede davon gewesen wäre. Ob nun das poetische Fragment, welches unser Schreiben aufzeichnete, aus der Handschrift eines früheren oder eines gleichzeitigen Dichters abgeschrieben, ob es von dem Dichter selbst mitgetheilt, oder ob es früher einmal gelesen oder auswendig gelernt, nun aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet worden, läßt sich nicht entscheiden, um so weniger, da die von derselben Hand herrührende Aufschrift de poeta alle diese Voraussetzungen zuläßt, während sie jede andere Auslegung ausschließt. Der wichtigste Punct, über den auch vielfach gestritten worden, ist der, ob wie hier das Bruchstück einer heidnischen Cosmogenie, oder eines christlichen Gedichtes von Erschaffung der Welt vor uns haben. Die Gebrüder Grimm vermuthen das erstere, und Maßmann nimmt keinen Anstand, geradezu zu behaupten, das Gebet sei von einem „nagelneuen Christen," der noch voll war von heidnischen Erinnerungen, niedergeschrieben, die Schilderung der Schöpfung aber das Werk eines früheren heidnischen Dichters, und nach »Singen und Hörensagen« aufgeschrieben. Wackernagel's hauptsächlichster Einwurf gegen diese Annahme (der Grund von dem Gegensatze der heidnischen Ansicht vor der Erschaffung aus der Materie und der christlichen aus Nichts, ist nicht der Rede werth), daß es im achten Jahrhundert außer Sachsen keine heidnischen Lieder dogmatischen Inhaltes mehr gegeben habe, ist durch die neuerliche Entdeckung eines anderen Denkmals, über welches wie zunächst umständlich berichten werden, siegreich widerlegt, so daß wir der Ansicht vom heidnischen Ursprunge dieses Bruchstückes, welches mit der scandinavischen Wöluspa die auffallendste Aehnlichkeit zeigt[1], gar nicht mehr zweifeln können, wenn wir nicht lieber annehmen wollen, es habe ein christlicher Dichter eine alte einheimische Cosmogenie bei einer poetischen Bearbeitung der Genesis zum Grunde gelegt, und der Wessobrunner Mönch somit das Lied durch die zweite Hand überkommen, was allerdings das Wahrscheinlichste seyn dürfte.

---

[1] Woluspa Rescnii str. 3.

Ar varalda —	Frühe wars der Alter —
that er, ecki var:	das ist, nicht war,
varu sandr nè sär	waren Sand noch See,
nè svalar unnir;	noch kühle Wellen;
iördh fannz ei	Erde fand sich nirgend
nè upp-himin;	noch der Aufhimmel;
gap var ginnunga	Gaffen war Gähnungen
en gras ecki.	und Gras nicht.

und weiter:

Sól that nè vissi,	— Sonne das nicht wußte
hvar hon sali átti;	Wo sie Wohnung hatte,

Digitized by Google

Antik, Romantisch, Modern.

Eine Skizze.

Von Andreas Schumacher.

Die Natur war die erste Lehrerin des Menschen. Sie machte ihn nicht bloß mit den Dingen um ihn, sondern auch mit sich selbst zuerst bekannt. Sie lehrte ihn den großen Grundsatz der Erhaltung und Vermehrung, sie wies ihm die Gränzen nach, die ihm im großen Reiche der Schöpfung allenthalben angedeutet sind. Allein er, als selbstständiges, freies Wesen, suchte diese Gränzen bald zu überschreiten. Es ist seine Natur, der absoluten Freiheit, das heißt, der Unendlichkeit entgegen zu ringen. Sein Begehren, sein Erkennen und sein Wollen, sind drei durch nichts als die Localität des Universums darstellbare Potenzen. Sobald er aber von dem Baum der Erkenntniß gegessen hatte, begann für ihn auch die Erfahrung eines Uebermächtigen außer ihm, das rächend und zerstörend auf ihn einwirke, sobald er, als Geschlecht oder Individuum das Gesetz gemeinschaftlicher Erhaltung überträte. Damals entstanden Philosophie und Priesterschaft, die so lange Eines waren, als Philosophie Liebe zur Weisheit blieb, und die Weisheit nicht in bloßes dürres Wissen ohne Heil und Trost, und folglich ohne Werth für das Leben ausartete. Die Weisen nämlich, die das mächtige Erhaltende und mächtige Zerstörende aus Erfahrung erkannt hatten, suchten ihren Brüdern von beiden einen Begriff zu geben, ihnen beides, als etwas von ihrem Willen Unabhängiges, Unverletzliches und Göttliches darzustellen, und diese Begriffe durch Sinnbilder deutlich zu machen. Dieß war der erste Cultus; der aber, da die Uneingeweihten das Symbol für den Begriff selbst nahmen, den Menschen mehr zum blinden Gehorsam, als zur wahren Veredlung führte. Der erste Schritt zu dieser waren die auf den Cultus der Nationen begründeten Kunst-Ideale.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Culturgeschichte der Menschheit zeigt uns, wie groß von jeher, so weit ihre Jahrbücher reichen, die von den Erfahrungen der letzten drei Jahrhunderte auf das überzeugendste bestätigt werden, der Einfluß jenes religiösen Cultus auf die bürgerliche und humanistische Entwicklung des Menschen war. Wir finden die Nationen des Alterthums in ihrem Entwicklungsgange so weiter vorgerückt, je mehr sich die Sinnbilder ihres Cultus dem Begriffe selbst annähern. Wir finden sie der Thierheit so näher, und sehen sie so hartnäckiger im Zustande der Verwilderung beharren, je roher ihre Vorstellungen von dem Uebernatürlichen, Göttlichen geblieben. Ja, abgesehen von aller Erfahrung, fällt es nicht schwer zu begreifen, wie das Princip des Göttlichen, je näher dem Menschen der Gedanke einer Verwandtschaft mit ihm rückt, je deutlicher es ihm aus dem räthselhaften Symbol hervortritt, so wärmer von ihm ergriffen und festgehalten wird. (Warum hätte auch sonst die philosophische Anatomie in unsern Tagen so um sich gegriffen?) Es war daher ein Epoche machender Fortschritt in der Humanisirung des Menschengeschlechtes, als man begann, sich das Göttliche in der dem Menschen verwandtesten Gestalt, die zugleich die vollendteste der Schöpfung war, unter der menschlichen zu versinnlichen. Dieß geschah durch die Kunst.

Die Kunst aber stellt das Göttliche nicht als einen Menschen dar. Ihre Aufgabe war: einzelne Züge von Größe, Macht und Güte der Natur, im Bilde des Menschen zu symbolisiren; die Lösung ihre Aufgabe: die im menschlichen Symbole sich aussprechende Idee. Das Princip, welches sie leiten mußte, war die höchste dynamische Entwicklung. Die Kunst erhob das Symbol zum Ideal. Hiermit ist der Charakter der Antike ausgesprochen. Da die Begriffe des Erhaltens und Ernährens, so wie des Bekämpfens und Ueberwindens des Zerstörenden die Grundlage dieses auf Naturverherrlichung begründeten Pantheismus ausmachen, so war das Dynamische ihre einzige Aufgabe. Daher beschäftigte sie sich, und konnte sich mit nichts beschäftigen, als mit der menschlichen Form, deren Darstellung nicht anders als in ihrer höchsten, jedoch immer idealen Vollendung erlaubt war. Sie verschmähte alle Attribute, die nicht das Ideal bezeichnen.

Aus dem Gesagten wird leicht hervorgehen, daß Skulptur so recht die eigentliche Kunst der Antike war, und selbst alle andern Künste ihren Charakter mehr oder minder annehmen mußten. Auch in der Malerey war die Darstellung der Formvollendung das Höchste, der Rhythmus in der Musik und Sprache. Der Säulenbau antiker Tempel mit seinen Flachformen der irdischen Begränzung freundlich vertraut, mochte durch den Gedanken der Unendlichkeit noch nicht zerschmettern, sondern erhob durch seine kräftige Milde das endliche Wesen. Alle Fülle der hier ausgestreuten Pracht erinnerte an die Schönheit des Lebens, und die schlanken Stützen des mächtigen Gebäudes schienen dem Menschen als die Sinnbilder seiner Jugend dahingestellt.

So erfaßte der Grieche in seiner Lebens- und Kunstansicht immer das Zunächstliegende. Die Einzelerscheinung des Unendlichen im Endlichen befriedigte seine noch kindliche Philosophie. Er brauchte nicht sich mühevoll aufzuringen zu dem Begriffe eines Allumfassenden, er sah das unergründliche Geheimniß in tausend Bildern versinnlicht, und Jedes, und somit Alles, war ihm edel und göttlich. Kein Wunder also,

---

mani that nè vissi,
hvalt hann megins átti;
stiörnur that nè vissu,
hvar thär stathi átta.

Mond das nicht wußte,
was er Macht hatte,
Sterne das nicht wußten
Wo sie Stätte hatten.

Digitized by Google

wenn sich dieses Volk froh und glücklich entwickelte. Kein Wunder aber auch, wenn dieses System von Einzelvergötterung, welches der Imagination einen gar zu freien Spielraum einräumt, durch die Menge seiner divergirenden Vorstellungen sich auch bald selbst zertrümmerte. Dieses Ergreifen des Nächstliegenden, dem kräftigen Sohne der Natur immer in so hohem Grade eigen, dieses Vereinzelnen und Zerstücken ließ die griechische Nation ja niemals zu einer Einheit — sey's in Cultus oder politischer Stellung, gelangen. Ja die Einheit war eben der rechte Gegensatz ihres Charakters.

Man darf aber nicht vergessen, daß das Vereinzelnen des Griechen das Absondern eines Allgemeinen, und folglich immer schematisch war. Eben weil sich in ihm alles zum Ideal gestaltete, konnte die nicht veredelte Wirklichkeit, das äußere Bestehen der Dinge an und für sich nie der Gegenstand seiner Kunst seyn. Der Gedanke des Göttlichen, Unendlichen sprach sich bei ihm als die Vollendung menschlicher Formen und als schematische Vollkommenheit der Denkart aus, und ward so zum sichtbaren Bande, das die veredelten Gestalten seiner Götter- und Heroenwelt gemeinschaftlich umschlang. Seine Kunst war daher in Bild und Wort der Ausdruck schematischer Begriffe, von der sichtbaren, d. h. leiblichen Natur, in dem Menschenbilde.

Wir haben es hier nicht mit der erschöpfenden Darstellung dessen zu thun, was die griechische Kunst und Philosophie in ihrem ganzen Umfange leistete, und können daher von den einzelnen Ausnahmen, die hiervon Statt finden, ohne Nachtheil für unsere Betrachtungen abgehen, zumal, da solche Ausnamen, z. B. Socrates, Plato, erst spät bedeutenderen Einfluß hatten, und dem Charakter der Nation im Ganzen keinen Abbruch thaten. Wir wollen vielmehr den Gang unserer Untersuchung weiter verfolgend, auf eine durch ihre politische Gewalt höchst merkwürdig gewordene Nation übergehen, die mit der griechischen, als von ihr abstammend, bei gleichem Cultus, und gleicher pantheistischer Ansicht, ja bei der vollkommsten Uebereinstimmung der ganzen Kunstform, durch die innere Bedeutungslosigkeit, durch den völligen Verlust der kindlich frohen und freien Ansicht, und durch ihre Ausartung in ascetische Starrheit und sinnliche Verwilderung, so ungeheuer contrastirt, daß der Denker hier überreichen Stoff zum Nachsinnen findet.

Die Römer haben für den humanistischen Zweck der Menschheit, für den wahren Fortschritt der Kunst nichts gethan, als in so fern sie durch ihre Sprache und Kunstform, nach ihrem politischen Untergange, als Vermittler zwischen der romantischen und antiken Denkart und Kunst fortwirkten. Sie waren das Werkzeug der Vermittlung und der Vorbereitung der neuesten Zeit. (Fortsetzung folgt.)

Ursprung, Ausbildung, Abnahme und Verfall des Turniers. Ein Beitrag zur Geschichte des Ritterwesen (—s) im Mittelalter. Von A. P. Budik, k. k. Bibliothekar. Wien 1836. L. Grund. 156 S. 8.

(Schluß.)

Im nächsten Abschnitte: »Das Turnier in seiner eigentlichen Form« führt der Hr. Verf. den Beweis: daß Kaiser Heinrich I. nicht der Erfinder des Turniers war, jedoch demselben eine geregelte Form gab. Man höre, wie er diesen Satz verfechtet: Nachdem er über zwölf Autoren citirt hat, welche sämmtlich Kaiser Heinrich I. für den Erfinder des Turniers halten, führt er nur zwei Stimmen für seine eigene Behauptung an, beide Autoren des XVIII. Jahrhunderts, in dem man wenig mehr von Turnieren kannte, und das Citat Pfeffels (S. 26, N. 3) weiset nur darauf hin, daß schon die römischen Reiter Uebungen mit der Lanze hatten. — Noch ein Mittel, seine Meinung zu retten, wäre dem Hrn. Verf. geblieben, hätte er in dem Verzeichnisse sämmtlicher Turniere S. 133, etliche Turniere vor dem Magdeburger Turnier i. J. 936 historisch nachgewiesen. Aber auch nicht ein einziges war er fähig aufzutreiben! — Kein Wunder also, daß der geängstigte Leser, der so lange über die Erfinder des Turniers streiten hört, ohne daraus klüger zu werden, am Ende frägt: »wer hat denn eigentlich das Turnier erfunden?« Dieß erfährt er aber nicht, denn — der Autor weiß hierüber nicht Bescheid. — Wie könnte er sonst (S. 30) sagen: Wie es erwiesen vorliegt, waren die Turniere schon unter Heinrich I. in Deutschland üblich; und dagegen S. 123 damit beginnen: Als der staatskluge Heinrich I. das Turnier einführte u. s. w.!?

Referent übergeht die zwei kleinen Abschnitte: Zweck des Turniers und Verfall derselben, in welchen nur allbekannte Dinge gesagt werden, die den Gegenstand nicht neu beleuchten, und meint durch das Gegebene die Hauptzüge des Buches kenntlich genug gezeichnet zu haben. — Dagegen ist er weit entfernt das Gute des Büchleins zu verkennen, oder schmälern zu wollen; so z. B. ist Hans Dollingers Kampf (S. 27 u. f. f.) anziehend beschrieben, zweckmäßig die Unterscheidung zwischen Behourd und Turnier (S. 32); die Erklärung der Devisen (S. 76 u. f. f.) ist eine der genügendsten im ganzen Buche; schön ist das Gedicht des Eustache Dechamps (S. 84), noch anziehender und sehr passend des Hans Sachs lebhafte Schilderung eines Turniers S. 105 — überhaupt ist im Abschnitte: »Das Turnier« betitelt, alles gesagt, was man in so kleinem Raume fordern konnte, und er bleibt, einige Unrichtigkeiten abgerechnet, der belehrendste und unterhaltendste des Buches. Echt komisch und ein treues Bild jener Zeit, ist die lateinische Strafpredigt des Mönchs gegen die Turniere (S. 125 u. f. f.); auch die chronologische Uebersicht der gehaltenen Tur-

Digitized by Google

niere enthält ſo manches nützliche Allegat, worunter beſonders die Schilderung des Turniers zu Augsburg 1539 die bereits ſteigende Entartung der Turniere deutlich erkennen läßt. — Es bietet auch ſo manches anziehende Geſchichtchen, das man ſonſt in vielen theuren Werken mühſam ſuchen müßte, in einem bequemen Compendio. — Indeſſen das ſind nur ſchöne Zierblumen, welche den Mangel eines logiſch haltbaren Ganzen nicht erſetzen können.

An Druckfehlern iſt kein Mangel, ſo z. B. folgt nach S. 118 die S. 116, und nach S. 128 ſogleich S. 133, wobei alle Zwiſchenzahlen fehlen u. d. m.

Lettern und Papier ſind zu loben.

Fr. von Leber.

Literariſche Notizen.

Als im Jahre 1782 Schlözer nach Italien reiſte, und ſich einige Tage zu Innsbruck aufhielt, äußerte er den Wunſch, als Mitglied der Juriſten-Facultät aufgenommen zu werden. Die Landesſtelle hatte dagegen nichts einzuwenden; man ereirte den berühmten Fremden zum Doctor, und um die Feierlichkeit zu erhöhen, hielt der damalige Rector Schtzek eine weitläufige, lateiniſche Rede. Wir geben hier in ſeiner treuen Ueberſetzung den Eingang: „Die beſondere Gelegenheit, welche heute unſere überaus zahlreiche Verſammlung veranlaßt, iſt auch wegen der außerordentlichen Denkwürdigkeit einer beſondern Lobrede um deſto würdiger, je mehr eine ſo bemerkenswerthe Handlung unſerer Univerſität ruhmwürdig iſt, und je mehr ſie auch für andere, die es uns, wenn wir ſie verſchwiegen, verdenken würden, der Erwähnung würdig ſcheinen muß. Kund ſey es alſo unſerer Stadt, kund unſerer Provinz, kund ſey es ganz Europa, daß der weltberühmte Schlözer, deſſen Schriften ganz Europa lieſt, unſere Univerſität ſo ſehr beehrt hat, daß er ſelbſt unter ihre Glieder eingetragen zu werden verlangt!!« —

Im vergangenen Jahre erſchien zu Graham's Town in Südafrika, nachſtehende, in mehrfacher Beziehung höchſt intereſſante Schrift: Introductory remarks to a narrative of the irruption of the kafir hordes into the eastern province of the Cape of good hope, A. D. 1834—1835. By the Editor of the „Graham's Town Journal.“ Part I. 128 Seiten in Octav. Sie iſt, wie auch der Titel angibt, nur die Einleitung zu einem größeren Werke über den Krieg, den gegenwärtig die Cap-Colonie mit den Kaffern führt, deſſen Endreſultat nach aller Wahrſcheinlichkeit einen groſſen Einfluß auf den künftigen Zuſtand des öſtlichen Theils der Colonie haben wird. Eingeſtreute Nachrichten über einige noch nicht genau bekannte afrikaniſche Stämme, namentlich über das Mantatee-Volk und die Bogogas, verdienen allgemeine Aufmerkſamkeit. Angehängt iſt ein merkwürdiges Actenſtück: die an den Haupt-Chef der Kaffernſtämme, Hintza, gerichtete Communication des Gouverneurs der Cap-Colonie vom 29. April v. J., welche das Sündenregiſter des Kaffern-Fürſten und der von ihm abhängigen Horden von 1828 an, ſo wie die Bedingungen enthält, welche die Grundlage des Friedens ſeyn ſollten. Es iſt den Kaffern u. A. auferlegt, nicht weniger denn 50000 Stück Rindvieh und 1000 Pferde der Colonie zu geben, und ausgemacht, daß, ſo bald die Hälfte davon abgeliefert ſeyn würde, die Feindſeligkeiten eingeſtellt werden ſollten. Der Friedensvertrag wurde auch wirklich am 30. April v. J. feierlich abgeſchloſſen, aber ſehr bald darauf von Hintza wieder gebrochen.

Hieronymus della Rovere, der bekannte gelehrte Cardinal, ließ als ein Knabe von zehn Jahren zu Pavia 1540 eine Rede ad commendationem sexus muliebris drucken. Sie iſt einer adeligen Dame zugeeignet, und beginnt mit folgenden Worten: Meum erga genus muliebre *perpetuum* atque *incredibile* prope studium conjeci tandem aliquando in monumenta literarum!“

Der berühmte engliſche Franziskaner Scotus, ſonſt Johannes Duns, und ſeines Tiefſinnes wegen Doctor subtilis genannt, Stifter eines den Thomiſten entgegengeſetzten Syſtemes, der zu Köln 1308 im theologiſchen Lehramte ſtarb, wurde einſt von Freunden erinnert, warum er doch den Thomas von Aquino ſo ſorgfältig beſtritte, der ein heiliger und gelehrter Mann geweſen wäre. »War er heilig,« verſetzte Scotus, »ſo bitte er Gott für mich; war er gelehrt, ſo laſſet ſeine Schüler mit mir diſputiren.«

David Sarkany und Fried. Adolph Lampe, wenn ſie in der Historia Ecclesiae reform. in Ungaria et Transylvania von dem Orte Saros-Patak reden, ſchreiben S. Patak. Daraus hat Karl Andr. Belius einen heiligen Patakus gemacht!

Der ehrwürdigſte Stammvater der zahlloſen Deſcendenz der Druckfehler iſt wohl Spalmorum für Psalmorum in der Unterſchrift des älteſten datirten Druckſtückes, des Pſalters von 1457, der in Mainz erſchienen iſt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

15. Sonnabend, den 20. Februar **1836.**

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein literarhistorischer Versuch.

(Fortsetzung.)

III. Muspilli. Bruchstücke einer Dichtung vom Ende der Welt.

Einem Münchner, ehemals Emmeraner Pergament-Codex (Emm. Bd. VI.) des XIV. Jahrhunderts, mit den ascetischen Tractaten des Bruder David von Augsburg, ist zufällig eine andere, wahrscheinlich zwischen 821—836 geschriebene Handschrift beigebunden, welche auf 60 Klein-Quartblättern einen gewöhnlich dem heil. Augustins beigelegten Sermo de symbolo contra Judaeos (opp. edit. Maurin. tom. 5.) enthält, an dessen Schlusse folgende Verse stehen:

„Accipe summe puer parvum Hludouuico libellum,
„Quem tibi devotus obtulit en famulus.
„Scilicet iudignus iuuaensis pastor ovilis
„Dictus Adalrammus, servulus ipse tuus.“

Aus dieser bereits von Hansitz (Germ. sacr. II. 127) angeführten Schlußschrift läßt sich mit Gewißheit entnehmen, daß das Büchlein von Adalramm, dem dritten unter den Erzbischöfen von Salzburg (erw. 821, † 836), für den Sohn Ludwigs des Frommen, Ludwig II. oder deutschen, der als König von Bayern vom Jahre 828 in Regensburg Hof hielt, und später (843—876) als König von ganz Deutschland herrschte, bestimmt war, was auch sehr gut mit dem Umstande übereinstimmt, daß sich die Handschrift in St. Emmeran befand, wo bekanntlich die Witwe Ludwigs II., Hemma, so wie früher ihr einziges Kind, ihre Grabstätten fanden.

Adalramms Absicht, als er ein zierlich geschriebenes Exemplar des „contra Judaeos“ überschriebenen, und damals vielgelesenen Tractates dem jungen Könige bestimmte, braucht durchaus nicht aus einem besondern Hang der damaligen Zeit zu solch' einer Polemik erklärt zu werden, als diese Schrift, gleich den ähnlichen von Isidor von Sevilla, Beda und Hrabanus Maurus, eigentlich eine Christologie, die freilich eine gegen das Judenthum polemisirende Richtung nehmen muß, zu einem Geschenk des Erzbischofes an den königlichen Knaben ganz geeignet war.

In dieser, dem heil Augustin nur mit Unrecht beigelegten Abhandlung, werden unter anderen Beweisen für die Wahrheit des Christenthums, als besonders schlagend auch die bekannten, als sibyllinisches Orakel geltenden, und das jüngste Gericht beschreibenden akrostischen Verse über die Worte ἰησοῦς χριστος θεοῦ υἱος σωτηρ, und zwar in derselben lateinischen Nachbildung, die auch bei Augustins (de civitate dei (XVIII. 23) steht, angeführt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach durch diese poetische Beschreibung eines auch dazumal als nahe bevorstehend betrachteten, und deßhalb die Gemüther vielfach beschäftigenden Ereignisses angeregt, hat eine gleichzeitige, im Schreiben etwas schwerfällige und orthographisch nachlässige Hand, die leeren Ränder des Büchleins dazu benutzt, eine Reihe deutlicher, ebenfalls vom jüngsten Gerichte handelnder Verse aufzuschreiben, wodurch uns Bruchstücke einer der ältesten und merkwürdigsten deutschen Dichtungen, auf eine ähnliche Weise wie das eben besprochene Hildebrandslied, aufbewahrt worden sind.

So groß nun nach dem Verlauf von wenigstens tausend Jahren der Werth dieser deutschen Dichtung für uns auch seyn mag, so daß mit derselben verglichen, der des Tractates, dem sie beigeschrieben ist, in gar keinen Betracht kommen kann, so wird man doch zugeben müssen, daß in der Zeit, als diese Verse auf die leeren Ränder des schönen Büchleins geschrieben wurden, dieß eine wahre Verunstaltung desselben war, wodurch man weiter auf die nicht unwahrscheinliche Vermuthung geführt wurde, daß eine solche Entstellung nur mit Vorwissen des königlichen Besitzers Statt gefunden habe, ja vielleicht gar von seiner eigenen Hand herrühre, eine Vermuthung, die durch manche Stellen des Gedichtes selbst, in denen von Ländern die Rede ist, um die man mit seinen Blutsverwandten kriegt, oder die Richter ermahnt, nur unbestechlich zu richten, einige Bestätigung zu erhalten scheint, und überdieß werden wir Ludwig den II. durch Otfrieds Widmung der Christiade (a. 869), auch später als Freund deutscher Dichtung kennen lernen.

Uebrigens behandelt unser Gedicht, auch abgesehen von dem Umstande, daß es Alliterirt ist, und nur einmal (Z. 66 bis 67) ein Reim in demselben vorkommt, den Stoff auf eine selbst von der Otfriedischen (Libr. v. c. 19—21) so vortheil-

Digitized by Google

hafs sich auszeichnende Weise, daß wir die Zeit seiner Abfassung noch um ein Bedeutendes höher werden ansetzen können, als die seiner Niederschreibung. — Die nordische Mythe vom Ende der Tage war den Deutschen viel zu geläufig, als daß die christliche Lehre vom Weltgericht, in die sie, wie wir aus unserm Gedichte sehen, auch ihren Muspilli übertrugen, nicht sehr frühe in Gedichten besungen worden seyn sollte, denen gewiß noch ältere, ganz heidnische Lieder theilweise zum Grunde lagen [1].

An ein Entstehen der Verse unter der Hand des Schreibers ist, trotz einiger Wiederholungen oder Correctionen, nicht wohl zu denken, wahrscheinlicher sind sie Erinnerung einer in der Jugend auswendig gelernten Dichtung, da bekanntlich auch die Erlernung deutscher Gedichte neben lateinischen einen Theil der Erziehung der Kinder des carolingischen Hauses ausmachte. Leider sind uns aber nur Bruchstücke des Gedichtes erhalten worden, da nicht nur die unteren Ränder der Membranen von dem St. Emmeraner Buchbinder, als er die Handschrift des neunten Jahrhunderts, der kleineren des vierzehnten anpassen mußte, weggeschnitten wurden, sondern auch ein Paar Vorsetzblätter zu Anfang und Ende gänzlich verloren gegangen zu seyn scheinen. Äußerdem sind viele Zeilen dergestalt verblichen, und besonders zu Anfang oder Ende so sehr abgerieben, daß sie unlesbar geworden sind, und manche bedauerungswürdige Lücken im Texte bleiben.

Docen, dem die altdeutsche Literatur so überaus viel verdankt, und dessen Glück im Auffinden alter Denkmäler vielleicht nur von seiner Saumseligkeit im Herausgeben übertroffen wurde, war bereits im Jahre 1819 im Besitze dieses, für die Geschichte deutscher Poesie unschätzbaren Bruchstückes, und mit gespannter Erwartung sahen alle Freunde und Kenner unserer Sprachüberreste, da die Kunde von der Existenz desselben bereits in's Publikum gelangt war, dem Erscheinen eines unzweifelhaft oberdeutschen, alliterirten Gedichtes entgegen, welches sich dem vielfach besprochenen Wessobrunner Gebet anschließen, und mit einem Male den alten Streit über die Ursprünglichkeit deutscher Alliteration und ihren Gebrauch in fränkischer Mundart unabweisbar entscheiden sollte.

Nach Docen's Tod, der die einzelnen Pergamentblätter, auf denen unser Bruchstück erhalten ist, aus der ganzen Handschrift herausgelöst hatte, gelang es seinem Nachfolger im Amte, Hrn. Custos Schmeller, nur nach langer Bemühung zuerst diese einzelnen Blätter, und später den Emmeraner Codex, dem sie entnommen waren, wieder aufzufinden, und durch diese zugleich zu den wichtigen und interessanten Vermuthungen über Zeit und Umstände der Niederschreibung des alten Liedes zu gelangen [1]. Schmeller, mit der Herausgabe eines größeren ähnlichen Denkmals beschäftigt, über welches wir sogleich umständlich sprechen werden, säumte nicht, die lange getäuschten Hoffnungen auf das Vollständigste zu befriedigen, indem er die deutschen Philologen schon im Jahre 1832 mit einem diplomatisch getreuen Abdruck des Gedichtes, einem wiederhergestellten Text, einer Uebersetzung und zahlreichen Erläuterungen erfreute [2].

(Fortsetzung folgt.)

Antik, Romantisch, Modern.

Eine Skizze.

Von Andreas Schumacher.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon früher darauf hingedeutet, daß weder in dem Kultus noch in der politischen Stellung der Griechen, trotz des oft gefühlten Bedürfnisses, eine Einheit entstehen konnte. Jeder Stamm, jede Stadt war unabhängig für sich, hatte ihre eigenen Götter und Gesetze; nur in der körperlichen Erziehung, die eine nothwendige Folge der dem ganzen Hellenismus zu Grunde liegenden Grundansicht, und allerdings aus dem religiösen und dem bürgerlichen Gesichtspuncte genommen, gleich wichtig war, in der Entwicklung des Dynamischen, finden wir eine Uebereinstimmung der Ansicht. Doch darf diese Uebereinstimmung nie als eine vollkommene angesehen werden; denn wie sehr verschieden waren, namentlich in der Zeit ihrer Entwicklung, selbst in diesem Puncte das kriegerische Lacedämon und das weichliche Athen. Der römische Staat in seinem Anbeginne, scheint nun eben jene Ansicht körperlicher Erziehung und Entwicklung, obgleich

---

1 In der heidnischen Lehre ist der nördlichen Nebelwelt (Nifelheimes) eine südliche Flammenwelt (Muspell oder Muspelheimes) entgegengesetzt; sie ist heiß und glühend, licht und brennend, und nur Eingeborne können es in ihr aushalten, so daß keiner der Erdenbewohner in sie übergeht, wie in die kalte Nebelwelt. Ihrer hütet Surtr ihre von der Glut gebräunte, verwandt mit svart (nigor) dem Träger des leuchtenden Schwertes. Am Ende der Tage zieht Surtr heraus mit den Muspellssöhnen und fündet den Götterm Krieg. Wenn er mit seinem feurigen Schweet von Süden heraufahrt, wanken die Festen der Berge, die Riesen stieben, und die Menschen gehen den Todesweg. Endlich spaltet sich der Himmel, und die Götter kämpfen mit Surtr auf dem Heimr Oskopnir, bis sie alle erliegen und die Welt untergeht. M. s. Grimm's deutsche Mythologie 464—469.

1 Unerklärt bleibt es noch, daß der bekannte Bibliograph und St. Emmeranische Bibliothekar Sanftel, der die Handschrift in seinem ungedruckten Catalog der Bibliothek von St. Emmeran beschreibt, und sonst in demselben auch auf vorkommende altdeutsche Glossen besonder Sorgfalt verwendet, gerade hier von der deutschen Zuthat keine Notiz nimmt.

2 Muspilli. Bruchstücke einer altbaierdeutschen alliterierenden Dichtung vom Ende der Welt. Aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu München. Herausgegeben von J. A. Schmeller. (Besonderer Abdruck aus Buchner's neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, Geographie und Statistik. Jahrg. 1832. Bd. I S. 89—117.) Mit Facsimile und Glossar. München 1832. Jaquet. 8.

Digitized by Google

eine pelasgiſche Kolonie, aus Nothwendigkeit getheilt zu haben. Seine politiſche Stellung, in Mitte ſtärkerer, älterer Städte, mußte nebſt den ſchon mitgebrachten griechiſchen Göttern, weſentlich dazu beitragen, ihm die Aufrechthaltung dieſes Prinzipes beſtändig als zu ſeiner Selbſterhaltung höchſt nothwendig zu vergegenwärtigen. Abgeſondert und in keinem andern Verkehr als dem der Waffen mit ſeinen benachbarten Nebenſtaaten, war es frühzeitig eiferſüchtig auf ſeemden Wachsthum; der Stolz auf ſeine unüberwundenen Waffen ließ es über dieſen bald alles andere vergeſſen, und ſo verlor es, während es ſich zur Weltherrſchaft vorbereitete, die urſprüngliche Heiterkeit der griechiſchen Lebens-Anſicht, und entwickelte ſeine ſtolze Tugend.

Die Verweichlichung fürchtend und wohl wiſſend, daß es nur durch ſeine rauhe und eiſerne Gewalt Ehrfurcht gebiethen könne, ſtieß dieſes neue Lacädemon mit ſeinem blutigen Geſetz die Huldgöttin ſammt den Künſten und ihren Prieſtern aus, als Entartete verachtend die Abkömmlinge ihrer Väter, welche Freiheit und Frohſinn gleich hoch achteten, und der Kunſt wie der Tapferkeit heimiſche Kränze flochten. Gegen dieſe Entwicklung einer Nation kann man nichts einwenden, ſo lange ſie für ihre politiſche Unabhängigkeit, für ihre Exiſtenz und Freiheit kämpfet; denn ſo ſorgt ſie für ihr erſtes und größtes Bedürfniß. Allein, ſobald für dieſes Bedürfniß geſorgt iſt, muß der jetzt eintretenden neuen Entwicklungs-Periode bereits ihre Bahn feſt vorgezeichnet, d. h. ſie muß in und durch die frühere mit vorbereitet-ſeyn. Dieß war in Rom nicht der Fall. Karthago war zerſtöret, und kein Feind konnte ihm — vollends, als auch Mithridates endete, mehr die Stirne biethen. Da floſſen alle Reichthümer der Welt in Rom zuſammen, kaum daß es hie und da noch nöthig war, ein Volk zu erinnern, daß dieſes eiſerne Rom allein zu gebiethen verſtehe. Da mußten viele ſeiner Kräfte unbeſchäftigt bleiben, die bei dem Ueberfluſſe des Reichthums und der völligen Unbekanntſchaft mit allem Edleren in Weichlichkeit dahin ſiechten. Da wurden die griechiſchen Künſte zu Hülfe gerufen Doch ſie wirkten und lebten auf dieſer fremden Erde nicht wie in ihrer Heimath. Das alte Rom hat es nie weiter als bis zur Nachahmung gebracht, und das Schickſal hat ihm das Heiligthum der Kunſt ſtrenge verſchloſſen. Der andere Theil der Nation, der ſich in der Uebung der Waffen erhielt, war der herrſchende im Staat, und ließ die alte Aſcetik der Waffen nebenbei nicht ausſterben. Der Kriegee trotzte auf ſeine Waffen, und verfocht das Geboth ſeiner Willkühr. Da kamen die Imperatoren nach der Reihe; wenige Beiſpiele von menſchlich hoher Geſinnung. Aber vor ihren geübten Kohorten und Legionen zitterte noch die Welt, bis eine neue Zeitrechnung anfing, und die myſtiſche Schauernacht des Nordens gewaltige Völker aus ihrem Todtenſchlummer aufwachen ließ. Mit ſeinem ſchweren Streithammer ſchlug Gott Thor an die Pforten der Zeit. Der Stern im Süden war aufgegangen, und der Hammerſchlag auf Golgatha antwortete ihm. Der Heiland war erſtanden, und der Vorhang am Tempel zerriſſen, ſeine Mauern ſtürzten ein, und ſie kamen vom Aufgang und Untergang, und hielten Rath über dem entnervten Rom. Wohl der Welt, daß friſches germaniſches Blut in ihre Adern kam! Rom und Byzanz ſtürzten in Trümmer, das Kreuz flammte heiligend über einer neuen Generation.

Längſt hatte man in Rom wie in Griechenland das Unzureichende der alten Götterlehre, und die Nothwendigkeit, das Sittliche auf neue, feſtere Gründſäulen zu ſtützen, empfunden. Daher geſchah es, daß die Anfangs ſo ſchwer verfolgte chriſtliche Religion ſobald zur herrſchenden wurde. Der ſtrenge Gegenſatz, in dem der Geiſt der Antike zu ihr ſtand, zeigte ſich ohnedieß ſchon früher durch den größeren Verkehr, in den die entfernteſten Theile der Welt in Folge der römiſchen Alleinherrſchaft gebracht waren, größtentheils aufgehoben. Die Vergötterung des Sinnlichen war in eine Abgötterei der Sinne, das dynamiſche Princip in Deſpotie ausgeartet, und der, obwohl unfeuchtbare, aber nur einmal ausgeſprochene Begeiff ernſter Tugend, ſo wie jener andere der nothwendigen Einheit, der ſich in den bürgerlichen und politiſchen Beziehungen Rom's ſo klar entwickelte und ausprägte, fand in der neuen Lehre mehr einen Anhaltspunct, als abſtoßende Polarität. Endlich fanden die einbrechenden ſogenannten Barbaren, eben durch die römiſche Alleinherrſchaft, die chriſtliche Lehre, nachdem ſie einmal die Verfolgungen der erſten Jahrhunderte ſiegreich überwunden hatte, und zur herrſchenden geworden war, über die ganze civiliſirte Erde ausgebreitet. In ihnen lagen die Begriffe von Ritterthum, Ehre und hoher Liebe bereits entwickelt, mit lebendigem Feuer ergriffen ſie die große Lehre der Entſagung, und der tiefe Grundzug nordiſcher Sehnſucht wandelte ſich ahnungsvoll einer unerforſchten Ewigkeit, voll der Schauer und Entzückungen entgegen. Und aufging das Reich der Fantaſie, des religiöſen Ahnens; es entwickelte ſich die romantiſche Anſicht.

Der Grundzug romantiſcher Kunſt iſt das Ringen der Naturen nach Befreiung, die ausgegangen von ihm, zu dem Unendlichen zurückſtreben. Auch die lebloſe Natur hat in ſo ferne Sprache, und der romantiſche Künſtler muß in ihr die Offenbarung des Unendlichen ſo gut wie im Menſchen ſelbſt erkennen und darſtellen. Da ſeine Aufgabe keine beſchränkte iſt, wie die des antiken Künſtlers war, der mit der Darſtellung einer Idee im Menſchenbilde die ſeine gelöſt hatte, da es der Grundzug romantiſcher Kunſt iſt, nach der Darſtellung des Unendlichen zu ringen, wird er ſie immer nur annäherungsweiſe und nur in ſo ferne vollkommen löſen, als er den durchgreifenden Grundzug, die Sehnſucht des Endlichen

Digitized by Google

vollkommen zur Anschauung zu bringen vermag. Er verschmäht das auf dynamischem Princip beruhende Ideal, er verhüllt, was zu seiner Darstellung verleiten könnte, denn da sein Princip, das Ethische, mit jenem nichts gemein hat, verwirft er alles als störend, was nicht auf die nähere Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Endlichen und Unendlichen hinstrebt.

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die Nachricht von dem Tode Metastasio's schloß ein gleichzeitiges Wiener Blatt mit nachstehenden interessanten Bemerkungen: „Metastasio war schön an Geist und Körper, mittelmäßig groß, mehr fett als mager, hatte wohl proportionirte Gliedmaßen, sehr regelmäßige Gesichtszüge, braune, überaus scharfe und durchdringende Augen, eine Habichtsnase, einen etwas großen, doch wohlgebildeten Mund, das Gesicht, war weiß, und hatte viel natürliche Farbe. Er erblelt bis ins 84te Jahr den ungeschwächten Gebrauch aller seiner Sinne, und genoß eine beständige Gesundheit, Folge seiner sehr ordentlichen Lebensweise. Beim Aufstehen, beim Essen und beim Schlafengehen beobachtete er immer dieselbe Stunde, vermied alle Spiele und Gastmale; in seiner Wohnung und Kleidung herrschte stets die größte Reinlichkeit und in allen seinen Verrichtungen (selbst im Briefschreiben und Dichten) eine fast zu gewissenhafte Genauigkeit und Ordnung. Metastasio war in Allem was er trieb, ausgezeichnet. Von 11 Uhr vor bis 2 Uhr nach Mittag, und von 8 bis 10 Uhr Abends brachte er täglich in Gesellschaft zu, von 6 bis 8 Uhr Abends las er die klassischen Werke der Griechen und Römer bis aus Ende seines Lebens. Er besaß von Natur ein ungemein glückliches Gedächtniß, das ihn auch in seinem hohen Alter nicht verließ, in welchem er seinen Horaz noch fast ganz auswendig hersagen konnte. Metastasio war ein warmer Freund, gutthätig ohne Prahlerei, ein geschworner Feind aller Satyren und sittenverderblicher Schriften, sehr behutsam im Reden, mehr als 50 Jahr in Wien ohne einen Feind zu haben, scharfer Richter über sich selbst, mit seinen Werken nie ganz zufrieden, in seinem Umgang äußerst freundlich und selbst zuvorkommend, weit entfernt von der stolzen Demuth, die mehr beleidigt als offenbarer Stolz: er wollte den ihm vom Kaiser angetragenen Grafenstand, und das kleine Kreuz des heil. Stephansordens nicht annehmen, schrieb sich auch nie Mitglied aller der Akademien, die ihn dazu gewählt hatten. Der Gouverneur von Florenz schickte ihm acht Medaillen, auf welchen Metastasio's Bildniß, und auf der Kehrseite: ultimi nascent Geloni stand.

Nach einer Angabe des Echo beschäftigen sich zu Mailand neun Zeitschriften mit theatralischen Aufsätzen. Eine davon, il Censore universale ist diesem Fache ausschließend geweiht. Ihr Herausgeber, auch zugleich einziger Verfasser derselben, sucht den Kreis seiner Abonnenten größtentheils in der Classe der Sänger, Tänzer oder Schauspieler. Daher strotzen auch seine sehr langen Berichte von ungeheuren Lobeserhebungen oft ganz unbekannter Namen.

Der Pirata, welcher eben so wie der Censore zweymal in der Woche erscheint, widmet einen bedeutenden Theil seiner Spalten ebenfalls dem Theater. Er liefert seine Notizen schnell aber nicht immer mit erforderlicher Prüfung.

Der Figaro, der diesen Nahmen statt des seinem, des Barbiere di Siviglia angenommen hat, bedient seine Kunden auch zweimal die Woche um das fäbelichte Abonnement von 20 österr. Lire. Seine dramatischen Aussprüche klingen sehr vornehm, und man sieht in denselben ein erzwungenes Streben besonders tief und gelehrt zu erscheinen.

Glissons n'appuyons pas ist der Titel einer Zeitschrift die früher diesen Nahmen führete, im vorigen Jahre jenen des Telegraso annahm, und nun wieder zur alten Benennung zurückgekehrt ist. Sie erscheint dreymal die Woche, kostet 36 österr. Lire, und liefert alle 15 bis 20 Tage eine musikalische Beilage. Theatralische Nachrichten sind nur als Zugabe gebothen; sie sind meistens beißend und beschränken sich fast einzig auf Mailand.

Zwei Journale sind vorzüglich der Mode und dem schönen Geschlechte gewidmet, sie enthalten daher nothwendig auch Bühnennotizen, denn was gehört wohl mehr in das Gebieth der Mode, als das Theater? Das eine ist der Corriere delle Dame, der bereits sein sechs und dreißigstes Jahr angetreten, und durch eine neue sinnige Redaction, und durch gelungene und schnelle Copirung der Pariser Moden, sich vermehrten Antheil zu gewinnen gewußt hat. Seine theatralischen Anzeigen sind kurz, und mit Ausnahme der Mailand betreffenden, andern Journalen entlehnt. Das andere Journal: La Moda, giornale dedicato al bel sesso, erscheint erst seit Anfange dieses Jahres. Die äußere Ausstattung ist gefällig, seine Tendenz beschränkt sich auf Mode und Theater.

Die Fama hat ebenfalls erst mit diesem Jahre begonnen. Sie enthält in den bisher erschienenen Nummern eine Reihe von gediegen wissenschaftlichen, unterreichenden und abwechselnd unterhaltenden Aufsätzen. Ihre Berichte über Theater umfassen das Aus- und Inland, und ihre Urtheile aus eigener Anschauung, stimmen meistens mit jenen in unserm Echo enthaltenen überein.

Für Theaterfreunde, die schnelle, viele und alle Länder betreffende Neuigkeiten, und nebstbei Porträrt berühmter Künstler mit den geringsten Kosten sich verschaffen wollen, ist unstreitig das Cosmorama teatrale, das einmal die Woche in gedrängtem Drucke in das Gebieth der Dramaturgie gehörende Original-Artikel, und eine Legion von Bühnennotizen verbindet, gewiß die empfehlenswertheste Zeitschrift.

Die Gazetta di Milano sucht manchmal in ihrem Feuilleton auch durch dramatische Berichte den Ernst ihres politischen Inhalts zu mildern. Jenen kann Unabhängigkeit eben so wenig abgesprochen werden als das Streben pikant zu erscheinen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

16. Mittwoch, den 24. Februar **1836.**

Die Markgrafschaft Mähren, topographisch, statistisch und historisch geschildert von Gregor Wolny, Benedictiner und Professor. I. Band. Prerauer Kreis. Brünn. Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei Seidel. Gedruckt bei Rohrer. Heft I. LVIII. 162 S. §. 8. S. 1—102. Heft II. S. 103—262. gr. 8.

Nicht leicht wäre es dem Referenten in den Sinn gekommen, eine Anzeige des vorliegenden Werkes zu versuchen, da seine Berufs- und Musseschäftigungen nicht eigentlich mit jenen des gelehrten Hrn. Verfassers zusammentreffen, wenn denselben nicht die in den Mittheilungen der k. k. Mähr. Schlesi. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu Brünn, Sept. Nr. 38 (nicht Nr. 30, wie es auf dem Umschlagsblatte des II. Heftes obigen Werkes irrig heißt) erschienene Beurtheilung gleichsam aufgefordert hätte.

Des Gesertigten Vaterland, Mähren, hat das Schicksal getroffen, daß es lange Zeit gegen die übrigen Provinzen unsers Kaiserstaats in wissenschaftlicher Hinsicht zurückgestanden, anderseits unberufene Lobredner, oft mit dem besten Willen, das Gute dieses Landes so hyperpolisch, und leider oft in solchem Marktgeschreiertone darstellten, daß der ruhige Beobachter lächelnd, nicht selten aber mit Indignation sich abgewendet. Das alte exempla sunt odiosa möge auch hier gelten, um so mehr, da diese Zeit bessern und gediegeneren Bestrebungen Platz gemacht hat, worunter jene Wolny's zu gewiß gehört, als daß nicht eine unparteiische Würdigung im Interesse der Wahrheit, Wissenschaft und des Vaterlandes am Platze wäre.

Um so mehr ist zu bedauern, daß durch oben angedeutete, seynsollende Recension die Erwartung jedes unbefangenen Literaturfreundes so sehr getäuscht werden muß, daß die Berufung darauf im Werke selbst zu den unglücklichsten Gedanken gehört, die dem Verfasser nur immer beykommen konnten, da es unter Anderem dort S. 297 heißt: „„Allein je größer die Aufgabe, je schwieriger deren gelungene Durchführung, um so dankbarer und freudiger ist auch der würdige Priester der Wissenschaft zu begrüßen, welchem die Zustandebringung eines so rühmlichen, sein Volk verherrlichenden Unternehmens gelungen.““ — Dieß wünschen wir herzlich. Aber, bei Erscheinung des ersten Heftes es so apodictisch auszusprechen, dazu gehört ein wahrhaft seltener Blick in die Zukunft, da ja bei einem gelungenen leicht alle andern mißlingen können. Ferner heißt es von dem Werke ebenda S. 300, — „„welches nicht nur einen hohen Rang in der vaterländischen Literatur einnimmt, sondern zugleich als Muster werk (!) für Bearbeitungen ähnlicher Art aufgestellt und allgemein nachdrücklich empfohlen zu werden verdient.““

Dieß vorausgesendet, möge es erlaubt seyn, einige Bemerkungen zu geben, die sich mir, fast einem Laien im Fache, aufdrängten, und von manchem Sachkundigen gebilligt wurden. Wenn bei der Menge des Stoffes und bei der ungemein schweigen Sichtung dem Verfasser in der Materie selbst Vieles nachgesehen werden muß, so ist doch in der Form und Anordnung so Manches übersehen worden, daß diese Versehen oft unbegreiflich erscheinen, besonders da es nach S. XIV scheint, daß der Prerauer Kreis, zu dessen Bearbeitung den Verfasser wohl eigene, nicht zu tadelnde Vorliebe zog, als Musterkreis dienen soll, zumahl da er die gewünschten Bescheidungen der Dominien allbort am frühesten vielleicht erhielt; weil sonst billig die Frage gestellt werden könnte, warum das Werk nicht mit dem politisch-wichtigsten, dem Brünner, oder historisch-wichtigsten, dem Olmützer Kreise begann! — Mähren besaß aus der letzten Zeit des 18ten Jahrhunderts die Topographie Schwoy's, Wien bei Hraschanzky 1794, drei Bände, welche ganz natürlich durch die Länge der Zeit um so unbrauchbarer geworden, als Schwoy wohl geöstentheils auf eigene Kräfte beschränkt, wenigstens nicht jene Unterstützung genoß, welche Wolny in doppelter Hinsicht zu Theil wurde, einmal wegen der potentirten, geographisch-statistischen Kenntnisse der Gelehrten des Zeitalters, und der mannigfachen, wenigstens zur Orientirung tauglichen Vorarbeiten — dann wegen der Unterstützung vieler sachkundiger, auf den ausgezeichnetsten Posten stehender Männer, die der Verfasser im Vorworte dankend anführt, durch welche Unterstützung aber auch der Maßstab verändert wurde, den man nach Billigkeit an Schwoy's Versuch anzulegen sich bemüssiget fand. —

Mit freudiger Erwartung sah man daher Wolny's Werke entgegen, um so mehr, da der Hr. Verfasser als tüchtiger

Digitized by Google

Geschichtslehrer und Geschichtsforscher durch Herausgabe des mährischen Taschenbuches — Theilnahme an kritischen Quellensichtungen ꝛc., äußerst vortheilhaft bekannt gewesen. Im Sommer 1835 erschien das erste Heft des I. Bandes, und Wolny hatte in diesem wohl billigen Erwartungen genügt, und durch die Masse des gehäuften Materials seinen Sammlerfleiß bewährt, aber keineswegs ein Muster der Darstellung geliefert.

Das Werk ist dem, um die vaterländische Literatur so hochverdienten Obersten Kanzler, Grafen Anton Friedrich Mittrowsky v. Mittrowitz und Nemischel, gewidmet, und wahrlich konnte ein mährisches Werk keinen besseren Namen an der Spitze tragen! In der Vorrede sind schätzbare historische Notizen enthalten, welche zum Verständniß des Werkes dienen sollen, dann folgt S. XV. die Erklärung der Abbreviaturen — und ein Theil des Verzeichnisses alter slavischer Taufnamen. — Das Werk beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der physischen und politischen Verhältnisse des Prerauer Kreises vom Professor Albin Heinrich zu Brünn, und diese gehört also zunächst nicht dem Verfasser der Topographie, ist aber doch der am meisten zu tadelnde Theil, welcher Tadel ganz auf Wolny fallen muß, da er nicht berücksichtigte, daß diese Uebersicht vielleicht zu einer Monographie des Prerauer Kreises paßte, zum Behufe einer Topographie des Landes aber hätte umgearbeitet werden sollen. Ein Paar Beispiele mögen dieses erläutern. So lesen wir S. XLIX: »Die »politische Verwaltung ist dem mährisch-schlesischen Guber»nium übertragen, welche sie durch das k. k. Kreisamt ver»walten läßt ꝛc. Die Justizverwaltung in erster Instanz be»„sorgen die regulirten Magistrate und Justizämter auf den »Dominien. Für den Adel und die Geistlichkeit befindet sich »das k. k. Landrecht zu Brünn.« Wenn dieses bey dem Prerauer Kreise gesagt ist, soll man es dann sechsmal wiederhohlt haben? da die politischen und Justiz-Einrichtungen in ganz Mähren, und mit geringen Ausnahmen in der ganzen Monarchie, diefelben sind, und dieses füglich für eine allgemeine Uebersicht hätte verspart werden sollen. Die Darstellung der Justizverwaltung ist obendrein unrichtig, denn die Justiz in erster Instanz verwaltet in den kleinen Städten der geprüfte Syndicus mit einem unregulirten Magistrate, in größern Städten sind bloß regulirte Magistrate; insbesondere im Prerauer Kreise wohl wenige dergleichen zu finden, und dann erst die Justizämter der Dominien, welche sehr oft an die Syndici der Stadtmagistrate übertragen sind.

Ferner heißt es S. LI: »nach der kreisämtl. Manuf. und Commerztabelle von 1832 sind im Kreise: Apotheken 14, Barbierer 15, Bierschänken 350 ꝛc.« Wie, wenn, wie leicht zu erweisen, diese Gewerbe bei den einzelnen Dominien unrichtig angeführt sind, wenn der Verfasser sich im Verlaufe der Herausgabe des Kreises selbst davon überzeugt; — dürfte es ihm dann nicht einleuchten, daß es besser gewesen wäre, die allgemeine Kreisübersicht nach der Kreisdarstellung, oder vielmehr nach der Landesübersicht selbst zu geben, wie Opern-Compositeurs die Ouverture zuletzt schreiben, wo man Wiederhohlungen vermieden hätte, und dann auch eine Uebereinstimmung der Zahlen erzielt worden wäre, welche jetzt unter die Unmöglichkeiten gehört. Was Einzelnes betrifft, findet man S. LIV über Hannaken: »Die Männer tragen kurze, weite, oben in Falten ge»legte, rothbraune angestrichene lederne Hosen — ein grü»nes Leibchen ꝛc. Auch im heißen Sommer legt der Han»nak selten seinen braunen, gleichsam cylinderförmig, den »Körper einschließenden, und mit zwei langen Zipfeln ver»sehenen Schafpelz ab. Die grünen Leibchen gehören aber nur »einem Theile der Hannaken, indeß die andern graue, mit »Aufschlägen versehene längere Kleider tragen.« — Die charakteristischen Schafpelze, sogenannte Zipfelpelze, sind aber eben so wenig zu sehen, als man z. B. in Brünn die Goldhauben zu sehen bekommt. Referent, dem täglich Hannaken zu Gesicht kommen, erinnert sich kaum ein oder das andere Mal bei seinen vielen Fußexcursionen in der Hanna dieses Kleidungsstück gesehen zu haben — hingegen tragen die Hannaken mit allerlei Zierrath besetzte (ausgenähte) Mäntel, die ihnen eigen sind, und oft sehr hoch kommen. Die Stelle S. LIV: »Eine besondere Vorliebe haben sie für Pferde, daher span»nen sie auch ohne gerade nothwendig zu seyn, vier »schöne starke Rosse vor den Pflug oder Wagen.« Sollte wohl heißen: ohne daß es gerade nothwendig wäre, denn sonst müßten ja grammatikalisch bei obigem Satze Hannaken, und nicht Rosse verstanden werden.

Wo diese ungenauen Nachrichten ihre Quelle haben, ist Ref. nicht bekannt, wohl aber Maniak's Monographie der Wallachen (in Wolny's Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens I. Jahrg. 1826), welche P. Heinrich wirklich auf eine sonderbare Art benützte. Was z. B. dort S. 271 für eine Monographie passend gesagt ist: »Noch immer jagen in »der Charwoche die Knaben mit Klappern und Ratschkarren »lärmend — — den Verräther Judas herum« — ist S. LV in die Topographie wörtlich aufgenommen, wo es natürlich als charakteristisch für die Wallachen erscheint, da doch dieser Unfug wenigstens vor Kurzem noch fast in ganz Mähren heimisch war. — Ferner (eben das.) ist Maniak's Darstellung nicht zum besten benützt, z. B. Top. S. LV. »Die Wallachen „(besitzen!) ungemein viel Religiosität« wo Maniak sprachrichtiger und schöner sagt S. 269: »In der Gemüthsstimmung der Wallachen ist auch ihre ungemeine Religiosität begründet.« Die folgenden schönern Zeilen ließ P. Heinrich hinweg, und schloß mit der sonderbarsten Zusammenstellung: Kirchenfeste, Wallfahrten, gemeinsames Bethen im Freien« sind der Wallachen liebstes gesellschaftliches Vergnügen! — dann (W. Taschenbuch S. 271): »Noch immer sind am Abende vor dem

Digitized by Google

»24. Juni auf allen Anhöhen die Johannisfeuer zu sehen,« was Maniak und Heinrich unter die unvernünftigen (besser unverständigen) Gebräuche rechnet, obgleich ersterer hinzufügt: »So anziehend sich besonders vom Gipfel des Radhost die »weite nächtliche Gegend voll zitternder Lichtklumpen aus»nimmt ꝛc.« — welche Anerkennung des Aesthetischen in der Topographie ebenfalls wegblieb. — Allerdings ist damit Unfug verbunden, und wo dann nicht? aber er kann ja vermieden werden, und eine neuere Zeit hat dergleichen Volksgebräuche aus dem historisch-ethnologischen Standpuncte besser zu würdigen gewußt. So heißt es: Top. LV.; Tasch. S. 271): »Marena hieß »bekanntlich die Göttin der Jagd, vielleicht ist dieses Spiel »ein Nachhall ihres ehemaligen Festes.« — Warum sollte nicht Marena vielmehr den Tod (Winter) bedeuten. Der Slave in nördlichen Gegenden hatte das Tödten (Verbrennen) des Winterphantoms im Sinne, indeß der Grieche unterm südlichen Himmel das Nahen des Frühlings bei seiner Feier der Geburt des Adonis berücksichtigte. Volksmythen sind am glücklichsten durch Analogie zu erklären. In die Reihe der Berge konnte wohl auch der Hostein angefügt werden. Dieser erscheint erst im Werke selbst Seite 56, nachdem der Verfasser Zeile 17 von oben sagt: »S. Einleitung,« wo doch nichts im ganzen Hefte unter diesem Namen existirt. Eben dort S. 34 ist der Berg Hostein 385° 62′, 3/4 Stunden südöstlich von Bistritz angegeben, indeß derselbe S. 73, Z. 7 von unten mit 385° 39′, 1/2 Stunde südöstlich bezeichnet, also nach einigen Seiten die Höhe und Entfernung von Bistritz anders angegeben ist, was auf Nachlässigkeit der Correctur hindeutet.

(Schluß folgt.)

Antik, Romantisch, Modern.

Eine Skizze.

Von Andreas Schumacher.

(Schluß.)

Man darf hier nicht übersehen, daß diese Elemente der romantischen Kunst oft mißverstanden und mißbraucht worden sind. Man scheint nämlich oft geneigt gewesen zu seyn, die Verwerfung des Idealen, bis auf die Verwerfung des Idealen auszudehnen und das äußere krankhafte Bestehen der Dinge an und für sich als den Gegenstand romantischer Kunst angenommen zu haben. Wenn aber der romantische Künstler auch niemals ein eigentliches Kunst-Ideal vor Augen haben darf, wenn sich ihm auch die Wahrheit der Natur in ihrem ganzen Umfange als Kunstmittel darbietet, die allerdings ohne weitere Zugabe nach der oben ausgesprochenen Grundansicht an und für sich Symbol und Offenbarung ist, so darf er doch nie vergessen, daß in all seinen Gebilden das Ringen des Endlichen nach Unendlichem sich als ein im endlich Harmonischen dargestelltes Ewiges aussprechen muß. Hat er auch kein dynamisch Ideales, so hat er doch ein im Sichtbaren erkenntliches Ethisch-Ideelles darzustellen. Allerdings steht es ihm frei, dieß auch in seinem Gegensatze, in dem zu einem Ganzen hinwirkenden Charakterbilde negativ anzudeuten, aber hat er es mit dem Positiven zu thun, was bei den meisten historisch religiösen Gegenständen der Fall ist, dann vergesse er nie, daß körperliche Schönheit als der leibliche Ausdruck bedingt geistiger Harmonie, ohne die doch die Sehnsucht nach dem Höchsten, Unendlichen nicht denkbar wäre, niemals fehlen darf; zumalen haben die meisten historischen Gegenstände christlicher Kunst, so wie jene der antiken, einen wirklich symbolischen Charakter gewonnen, und hier setzt die Größe des Gegenstandes Adel, Harmonie und ethische Freiheit voraus. Er hüthe sich hier statt begeistert, krank zu seyn, statt die Nähe des Unendlichen zu empfinden, in irdischer Befangenheit untergesunken! Das Leben ist arm, die Kunst ist reich an himmlischem Frieden.

Der Charakter aller romantischen Kunst ist intensiv. Ihre Tendenz das Hinweisen auf das Bestehen der Universalität durch die ethische Einheit. Ihre Darstellungsarten sind zweierlei, und zwar je nachdem sie das Universelle generisch oder nach seinen einzelnen Erscheinungen auffaßt, symbolisch und charakteristisch. Beide unterscheiden sich streng von der antiken, schematischen Auffassung, indem sie den Rückblick auf die ewig zu Grunde liegende Idee der Einheit nie vergessen, nie wie das antike Schema oder Ideal an und für sich bestehen, sondern erst durch die Stellung ihrer Einzeldarstellungen gegeneinander und dann zu dem gemeinschaftlichen letzten Zweck ihre Bedeutung erhalten.

Der oft besprochene Gegenstand der Antike und Romantik, noch weit mehr als bei der Poesie, ist bei jener Kunst im Auge zu behalten, in deren Aufgabe unter allen Modificationen die Darstellung der menschlichen Form, oder vielmehr Gestalt, immer so wesentlich verflochten bleibt. Die Erkenntniß dessen, was diesen Gegensatz begründet, ist aber für jeden Künstler, den nicht bloß ein dunkler Instinct antreibt, und der für seine Kunst auch denkt, um so wichtiger, da sich eine dritte Schule lange schon vor uns gebildet hat, die wir die Schule der Modernen nennen möchten, die weder antik noch romantisch ist, und deren Wesen, indem es sich zu keiner jener beiden Grundformen allein zu erheben vermag, auf dem ewigen Kampfe, wir möchten sagen, auf dem Zwiespalt der menschlichen Natur beruht. Diese Schule ist diejenige, die wir alle, ohne Ausnahme, mitleben und mitempfinden,

Digitized by Google

und mit der wir selbst uns, je nachdem sich ein Jahrzehent mehr zum Expansiven, oder mehr zum Intensiven der Kunst hinneigt, bald dem Plastischen bald dem Symbolischen annähern.

In so ferne nämlich die romantische Schule zur Antike nicht bloß als zur ästhetischen Vorschule der Welt zurückgekehrt ist, sondern auch ein Selbstständiges, von der transcendentalen Einheit scheinbar Unabhängiges aufgestellt hat, begründete sie den Dualismus der neuesten Zeit, die Schule der Modernen, von der wir übrigens glauben, daß sie nur ein Wanken zwischen den beiden früheren ohne selbstständiges Leben ist. Hier herrscht der Augenblick und die Künstler sind Chamäleone. Ihr Ringen hat im Ganzen keinen bestimmten, am wenigsten aber einen gemeinschaftlichen Gegenstand. Das ethische Prinzip hat viel von seiner Kraft verloren, und seine Vermischung mit dem Idealen macht den Krankheitsstoff aus, an dem sie leiden. Es dürfte sich übrigens ergeben, daß dieser ganze Dualismus nur ein scheinbarer, und nur ein auf transcendentale Grundlage gebauter Pantheismus sey, der gewiß von selbst untergeht, sobald man den ererbten Symbolen einer vor unseren Augen versunkenen Welt ihre vergessenen Begriffe unterlegt haben wird.

Wenn wir übrigens dieser Zeit, der wir selbst angehören, einen so ernsten Vorwurf machen, so denke man ja nicht, daß wir hiermit jemanden zu nahe treten wollen. Jeder kann eine beliebige Anzahl von Ausnahmen annehmen, und sich selbst darunter als die erste anführen. Auch könnte man anderen Zeiten, um deren Gebrechen es uns hier aber nicht zu thun ist, weit schwerere Vorwürfe machen; wenn wir also die unsere einigermaßen tadeln, ist das nichts anders, als die lobenswerthe Gewohnheit, uns selbst und unser Treiben, so gut es angeht, zu prüfen, und wo möglich, zum Bessern zu wenden.

Wer italische Kunst kennen gelernt hat, der weiß, zu welcher Verbindung der Antike und Romantik der Maler es bringen kann und soll, und zu welcher auch unsere Zeit hinausstreben dürfte. Dieß ist kein Dualismus. Man braucht nicht eben wie Dürer zu malen, um romantisch zu seyn, nicht eben wie Rafael. Dürer und Rafael waren nur deßwegen groß, weil sie das, was sie waren, aus der inneren Kraft ihres Geistes geworden sind. Es zeigt Verschrobenheit und Siechthum, wenn man einer anderen Zeit angehören will, als in der man lebt, wenn man technische Fehler: Starrheit, Kälte und kränkliche Formen nachahmt, um bei lebendigem Leibe für eine Antiquität zu gelten! Es zeigt Verschrobenheit, wenn man der Weichheit der Farbe, des Zerfließens der Conturen nicht satt werden kann, und das eine ist so fehlerhaft wie das andere. Sieht man dieß alles so hart aneinander, als Product einer und derselben Zeit hingestellt, dann frägt man wohl ganz natürlich: Hat denn diese Zeit gar keinen Charakter? Worauf wir mit dem obigen zu antworten gesucht haben. Wir könnten wohl Eins seyn, wenn wir nur wollten!

Literarische Notizen.

Von dem Prachtwerke: »Campagnes des Français en Italie, en Egypte, en Hollande, en Allemagne, en Prusse, en Pologne, en Espagne, en Russie, en Saxe etc., depuis l'an IV (1795) jusqu'au traité de paix du 20. Nov. 1815, par *Auber*" et *Rouillon*« erscheint eine Ausgabe in vier Bänden grß. mit einem Atlas von 65 Kupfern Fol., meist Schlachtenansichten und 11 Porträts enthaltend. Dreißig Kupfer zu den ersten beiden Bänden beziehen sich auf die Feldzüge der Franzosen in Italien, Egypten und in Holland. Zu dem dritten Bande gehören die Ansichten der Schlacht von Ulm, des Einzugs der Franzosen in Wien, der Schlachten von Austerlitz und Jena, der Tod des Pr. Louis bei Saalfeld, der Einzug der Franzosen in Berlin u. s. w., bis zu dem Treffen von Regensburg. Der vierte Band enthält die Ansichten der Schlachten von Wagram und an der Moskwa, den Einzug in Moskau, die Schlachten von Lützen und Dresden, Rückzug von Leipzig, Abdankung Napoleon's, Schlacht von Waterloo, Napoleon am Bord des Northumberland, dessen Porträt nach David, die Porträts von zehn Generalen, und eine große Karte. Jeder Band mit Kupfern wird 24 Fr. kosten; die Exemplare der Ausgabe in Folio werden jetzt mit 600 Fr. bezahlt.

Seit einigen Jahren haben in Deutschland, wie in Frankreich die Sammlungen von Authographen außerordentlich zugenommen. Mehrere derselben sind bereits durch die Menge sowohl, als die besondere Seltenheit einzelner Stücke sehr berühmt geworden. Noch kurze Zeit, und wir besitzen dickleibige Abhandlungen über die Art zu sammeln, systematische Handbücher mit scharfsinnigen Classificationen u. s. w. Als erster Anwurf mag die Broschüre: Des collections d'autographes, et de l'utilité qu'on en peut retirer, par P. Jul. *Fontaine* (Paris, Baudouin 1834. 2 Bg. 8.) gelten, die wir denn auch hiemit allen Liebhabern empfohlen haben wollen.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M. können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

17. Sonnabend, den 27. Februar 1836.

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten[1].

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

> Die Jugend eines Menschen, wie eines Volkes hält sich an der Betrachtung des Menschen; die Betrachtung der Natur ist ein Geschäft reiferer Jahre. C. G. Carus.

Von Allem, was Goethe gedacht, gestrebt und geleistet, haben bisher seine Bemühungen für Naturwissenschaft am wenigsten Eingang, ja vielmehr meistens Tadel und Widerspruch gefunden. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß gerade sie es sind, was, nebst den vollendeten seiner poetischen Gebilde, die Prüfung der Zeiten am glorreichsten bestehen wird; daß sie es sind, worin sich Goethe's Werth und Eigenheit am reinsten und vollkommensten ausspricht, wofür er eigentlich geboren zu seyn schien; so daß uns, wenn wir in diese Betrachtungen aufmerksam eingehen, selbst seine dichterischen Hervorbringungen wie Werke erscheinen, die aus Naturforschung hervorgegangen sind. Ja man wird selbst das, was man ihm, sowohl in der Poesie, als besonders in der Kunsttheorie zur Last legt, in dieser Richtung begründet, wenn nicht entschuldigt finden. Auf der andern Seite wird man an diesem Beispiele bestätigt finden, was von den bessern Geistern unserer Zeit längst nicht mehr verkannt wird, daß echte, treue Naturforschung, wenn sie fördern und befreien soll, eine poetische Anschauungsweise nicht nur nicht ausschließt, sondern ganz eigentlich fordert. Wie Goethe ohne Naturforschung nicht so vollkommen Dichter, so wäre er ohne Poesie nicht so vollkommen Naturforscher geworden. Ein Anderes ist's: in der Wissenschaft dichten, — und auf der Höhe stehen, wo Kunst und Wissen Eins werden. — Dieses alles nun wünschte der folgende Aufsatz zu bestätigen; vorzüglich aber soll: das Ganze, die leitende und belebende Idee von Goethe's Naturstudien, die man bisher zu wenig auffaßte, hervorgehoben werden; denn so wird meine Arbeit weniger atomistisch, durch Kleinlichkeiten verwirrend, — vielmehr ganz, einig, bedeutend und belebend werden, — und so vielleicht ihren Zweck erreichen: die Theilnahme des Gebildeten überhaupt zu erregen, und Angelegenheiten, die unser höchstes Interesse so nahe berühren, vor das Forum unbefangen prüfender Vernunft zu bringen.

Um aber für das, was ich hierüber zu sagen gedenke, im Leser zum Voraus die gehörige Stimmung zu bereiten, sind vor Allem zwei Puncte festzusetzen. Erstens muß bedacht werden, daß in keinem Bereich menschlichen Wissens der abgeschlossene Geist der Gilde so durchaus waltet, als in den unpopulären Bezirken der Naturforschung; vorzugsweise in jenen, deren Thron die Mathematik usurpirt hat. Wer würde sich hier so leicht entschließen, die mühsam aufgespeicherten Schätze der Gelehrsamkeit, die geheiligten Theorien anerkannter Erfinder, die süße Vaterlust an selbsterzeugten Hypothesen, den Nimbus in sich vollendeter Systematik, — der leichten, freien, heitern Ansicht eines unbefangenen Beobachters, und gar eines Dichters, — aufopfernd hinzugeben? Da mag eher die Wahrheit noch lange kommenden Geschlechtern ein Räthsel bleiben, ehe wir das Siegel von unserm Diplome wankend machen lassen! — Es sey genug, diese Stelle berührt zu haben, und uns Aerzten, im Gegensatze zu den Mathematikern, den schönen Ruhm zu vindiciren, daß wir mit dem Wohle der Menschen beschäftigt, die Ersten sind, die mit aufmerksamem Danke die Wahrnehmungen eines reinen und scharfen Beobachters aufzunehmen und zu nützen uns nicht schämen. Oder war es, der zuerst in seinem anatomischen Handbuche (1788) des Zwischenknochens gedachte, Sömmerring that 1791 das Gleiche, Oken wie Steffens haben sich theilweise mit sichtlicher Liebe aus Goethe's Minen bereichert; Carus (Gynäkologie, Urwirbel u. s. w.) hat

[1] Die Citate beziehen sich auf die Duodez-Ausgabe.

Digitized by Google

aus ihnen Manches zu Tage gefördert, und namentlich das Schema der Filiation im Knochensysteme bis zum Erstaunlichen ausgebildet; Schmidt Dr. J. H. (zwölf Bücher über Morphologie u. s. w. Berlin; Enslin 1831) solche Ideen zur comparativen Pathologie zu verwenden gesucht; Dr. Engelmann (de Antholysi prodromus etc. Francof. ad M. Broenner 1832) sie im botanischen Fache weiter ausgebildet, Purkinje übereinstimmende Erfahrungen über das Sehen (1819) veröffentlicht; anderer einzelner Erwähnungen, oder eigentlicher Schüler, als Ernst Meyer's u. s. f. nicht zu gedenken. Den Aerzten zum Gegensatze hat Pfaff (über Newton's u. s. w. Leipz. 1813) die verrosteten Waffen der alten Lichttheorie gegen Goethe zugeschärft, und wir wissen Niemand zu nennen, der ihm hierin widersprochen hätte, als etwa im Stillen Maler, Färber, und andere practische Menschen. Die Professoren in ihren Lehrbüchern gingen den sanctionirten Weg, und blickten höchstens vornehm scheuwärts auf den armen Dichter, der sich in ihren aufgestellten Netzen gefangen hatte. Jenen wackern ärztlichen Collegen nun mich anzureihen, ist mir Ehre und Zweck bei diesen Zeilen; daß sie übrigens nicht für die Gilde sondern für alle Gebildeten, Freien geschrieben sind, die in diesen Dingen Licht haben wollen, und gesunde Augen mitbringen, brauche ich, nach dem Gesagten, kaum hinzuzufügen.

Ich komme nun zu dem zweiten festzustellenden Puncte. Wer nämlich wähnt, daß Goethe's Bestrebungen in unserm Fache von der Lust herrührten, universal zu scheinen und überall glänzen zu wollen, der irrt gröblich, und verdunkelt sich zum Voraus die ganze Untersuchung. Zu zeigen, auf welchem Wege der Dichter in dieses Gebiet, mit Nothwendigkeit, geführt ward, sey vorerst hier unsere Aufgabe. Wir können sie nur lösen, indem wir uns auf die Geschichte seines Lebens und Denkens einlassen, und, was sich ihm von naturwissenschaftlichen Ideen ergab, genetisch entwickeln. Denn bey diesem Manne war alles ganz und folgerecht, und wir müssen es auch zu seyn versuchen, so bald wir ihn begreifen wollen. Daß ein glücklich organisirtes, zeitlich aufgeschlossenes, heiteres Gemüth, das in der Breite der Welt poetische Nahrung sucht, ein heller, rüstiger Verstand, der sich zu orientiren wünscht, frühzeitig auf das schöne, klare Wort des Lebens hingewiesen werden, das die Natur in ihren Werken rings um uns lebendig ausspricht, wird uns nicht befremden. Der erste Keim also zu spätern Entfaltungen ist in Goethe's Naturell zu suchen, und in so manchen Aeußerungen aus seinem ersten geistigen Erwachen (aus mein. Leb. 1 und 2) zu finden. Umstände, als: der Umgang mit Medizinern, der sogar zum Besuch anatomischer und chemischer Collegien veranlaßte (aus m. L. 2. Thl. S. 233), Ausflüge in bedeutende Gebirgsgegenden, wo Steinkohlengruben, Eisen- und Alaunwerke die Betrachtung auf sich zogen (ebendas. S. 323), die frühe Bekanntschaft mit Spinoza (ebendas. III. S. 290), die persönliche mit einem würdigen, klinischen Lehrer (ebendas. S. 9), mit dem unvergleichlichen Zimmermann (ebendas. S. 337), haben das ihre zur Pflege jener Keime beygetragen, wie denn ein Blick auf die Medizin »die den ganzen Menschen beschäftigt, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigte« (25. Bd. 232), die Lectüre der Aphorismen Boerhave's (ebend. S. 204), in einem so hellen Geiste auch hierin fruchtbare Gedanken reifen mußten, wie die über die Contagien (Bd. 45), oder über das Schicksal neuer Heilmethoden (ebend. S. 366, Vaccination) u. dgl. a. m. O. — so wie Herders große, auf das Letzte, Höchste hindeutende, unendliche Bahnen vorzeichnende, in den »Ideen« und in „Gott“ ausgesprochene Ansichten, gleichsam im Voraus etwas von den Früchten zu kosten gaben, welche jenen Keimen einst entwachsen würden. Allein alle diese Bedingungen, wenn gleich nicht in demselben Maße, traten bei so manchem Andern auch zusammen. Wir haben also den Grund besonderer Naturstudien noch anderswo zu suchen, und finden ihn in den Studien zur Kunst. Dieß ist die Pforte, durch welche Goethe in den Isistempel trat. Auch in diesem Sinne waren die „Propyläen“ Vorhallen. Die italienische Reise war es, welche die frische, poetische Lust an Kunstwerken, durch Anschauung und Nachdenken, zum Begriffe reifte, und von diesem Begriffe war der Uebergang zum Naturstudium nothwendig. Von da ist also eigentlich die Aera des letztern zu datiren. Das künstlerische Colorit war es, was zuerst die Betrachtung auf sich zog, und zu einer sichern Begründung gebracht werden sollte. Woher aber war eine solche zu erwarten, wenn nicht von einer naturgemäßen, practischen Theorie der Farbe? Das Bedürfniß war von Malern nie verhehlt, Newtons optische Theoreme waren zu nichts zu brauchen, — ein muthwilliges Paradoxon, ein Versuch einer Künstlerin, ohne Blau zu malen, führten auf die genauere Betrachtung der atmosphärischen Farben, welche die erste Aussicht in eine heitere Physik gewährte.

Ich führe diese historischen Anfänge ausführlicher an,

Digitized by Google

weil bei der Prüfung wissenschaftlicher Leistungen, zumal dessen, was einer Hypothese gleich steht, gar viel darauf ankommt, wie der Urheber dazu gelangt sey; hier aber zeigt es sich, daß der Weg sachgemäß, nothwendig und unbefangen war. Denn bald nach der Rückkehr aus Italien ward Newtons sogenannter Fundamental-Versuch, der, einseitig und absichtlich wie er ist, für eine allseitige Theorie gelten soll, geprüft, und es ergab sich, daß die daraus gefolgerte Hypothese unhaltbar sey (1790). Die um Rath gefragten Physiker schüttelten die Köpfe, wiederholten das alte Evangelium, Lichtenberg versagte grämlich seine Theilnahme, und das erste Stück optischer Beiträge (1791) ward mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben (Bd. 31 S. 17). So geschah es, daß ein Bestreben, welches die Freunde des Dichters barock fanden, weil sie dessen Wurzel nicht berücksichtigten, und welches die vom Fache zu ignoriren suchten, weil sie ihr verwöhntes Auge von dem foramen exiguum auf den unendlichen Aether wenden sollten, — in sich zurückgedrängt ward; und daß der mildeste, billigste, der Satyre abgeneigteste aller Deutschen zu Ausdrücken sich getrieben sah, wie die folgenden: »Da ich damals in dem Wahn stand, denen, die sich mit Naturwissenschaften abgeben, sey es um die Phänomene zu thun" u. s. w. (Bd. 54 S. 305.) — Dieser bittern Erfahrungen ungeachtet, ward im Stillen fortgearbeitet, und unter der liebevollen Mithülfe Mayer's und Schiller's, bei der edlen Theilnahme einer hochgebildeten Fürstinn, das Gebäude nach und nach zu jener Festigkeit und Schönheit gebracht, in der es nun mit der Aufschrift Farbenlehre vor uns steht. Die Methode, wie in dem polemischen Theile der alte Schutt aufgeräumt, und im Didactischen der Grund bezeichnet, und die Steine geprüft, behauen und geschichtet werden, würde allein schon, ein ewiges Muster wissenschaftlichen Verfahrens, den Dank der Unsterblichkeit verdienen. In dieser Gestalt nun wirkte die reine Theorie mehr; hatte aber noch des Kampfes genug zu bestehen. Theils suchte man durch mißwollendes Verschweigen Goethe's frühere Bemühungen auszulöschen, was um so thunlicher schien, als er selbst deßhalb seit Jahren nichts direct zur Sprache brachte; theils machte man von seinen Ansichten, die er seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch, ohne sein dabei zu gedenken (Bd. 54 S. 318). Indeß machte Runge übereinstimmende Erfahrungen und Ansichten bekannt, Dr. Schopenhauer trat den Hauptpuncten bei, Steffen's ging in freiere Ansichten von der Farbe ein, Künstler, Techniker und unbefangene Menschen fühlen das Unfruchtbare der alten, das Lebendige der neuen Doctrin, — und vielleicht ist Pfaff der letzte in Deutschland, der sich der reinen Lehre, die uns das Blau des Himmels ertheilt, widersetzt hat! — Dieß ist in wenigen Zügen die Geschichte der Goethischen Farbenlehre. Nun wird der Laie fragen, was denn das für eine absonderliche Theorie sey, die so schwer in die theoretischesten Köpfe hineinwolle. Diese Frage complett zu beantwortn, müßte man Goethe's Werk abschreiben; liefert doch dieses selbst nur gedrängteste Stoffe, auszufüllende Umrisse! Dabei würde die zu verfolgende Consequenz ins Gränzenlose führen. Der Kern ist in Folgendem enthalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Markgrafschaft Mähren, topographisch, statistisch und historisch geschildert von Gregor Wolny, Benedictiner und Professor. I. Band. Prerauer Kreis. Brünn. Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei Seidel. Gedruckt bei Rohrer. Heft I. LVIII. 162 S. §. 8. S. 1—102. Heft II. S. 103—262. gr8.

(Schluß.)

Wolny's Arbeit beginnt mit der Fideikommiß-Herrschaft Weiskirch, als dem Hauptorte des Kreises, unterschieden von Schwoy, welcher im dritten Bande mit Altbiela, Prerauer Kreises beginnt, und Weiskirch erst S. 198 unter W. anführt. Die vorgenommene Aenderung ist allerdings zu billigen, da der Hauptort die größte politische Bedeutung hat, und also füglich ausgeschieden werden soll. So hat P. Wolny auch unterschieden von Schwoy die Dominien (Herrschaften und Güter in Mähren) alphabetisch angeführt, und jedem Dominium die untergeordneten Orte alphabetisch untergesetzt, was jedenfalls die politische Uebersicht erleichtert, aber gegen Schwoy's alphabetische Darstellung der Einzelnorte selbst dadurch in Nachtheil steht, daß, wenn man nun z. B. Altendorf sucht, man zuvor wissen muß, ob damit jenes der Bautscher, Kremsierer Herrschaft gemeint sey, was natürlich bei jenen Orten noch schwieriger seyn dürfte, die in Mähren (z. B. Lhota) ohne Zahl vorkommen. Bis also ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der Einzelorte erscheint, sind die Hefte der neuern Topographie ohne Schwoy kaum zu gebrauchen — — zu tadeln aber ist unstreitig, daß Wolny auf folgende Art anführt, z. B. S. 44: Olmützer erzbischöfliches Kammergut Bautsch; wie viel besser wäre es gewesen zu sagen: Bautsch (Olmützer erzb. Kammergut), dieß hätte das Nachschlagen sehr erleichtert, und die unmittelbare Voraussetzung des Namens als der Hauptsache, gehört zu den Vorzügen Schwoy's. Untergeordnete Orte konnten wohl auch wie, z. B. hier: 1. Altendorf, 2. Gundersdorf, 3. Neudorf füglich durch Anfangszeilen, anstatt durch kleine Querstriche unterschieden werden. — Der Raum hätte wohl anderswo, z. B. in der allgemeinen Uebersicht an manchen Orten erspart werden können. Was die Sache selbst betrifft, so wird ein bloßer Ueberblick einzelner Dominien zeigen, wie reichhaltig die Topographie P. Wolny's gegen die Schwoy'sche ist. Schlage man z. B. Schwoy III. S. 19, Wolny I. S. 52 nach. P. Wolny spricht über die Gränzen, Besitzer, Beschaffenheit,

Digitized by Google

Flächeninhalt, Bevölkerung, Ertragsquellen, Unterricht, Armenanstalten, Gesundheitspflegr ziemlich weitläufig. Dann folgt die Ortsbeschrribung des Hauptortes, und der demselben untergeordneten Oerter, und so überall, wo noch obendrein die jedem Orte entsprossenen wichtigeren Männer angeführt sind, wo man denn doch die allzu angehäufte Titulatur, besonders noch lebender Personen, nicht mit Wohlgefallen bemerkt. Ohnehin ist dem Deutschen und Slaven die Titelsucht leider nicht mit Unrecht vorgeworfen worden, und eine Topographie ist ja kein Titular-Kalender. Johann Müller z. B. und Karamsin sind allgemein dem Gebildeten so bekannt, wie dem Mährer Commenius und Sonnenfels — wo es also wohl vieler Wörter nicht bedarf, sodald bei Fulnek oder Neydenitz, dann Nikolsburg von diesen die Rede wäre. Uebrigens sind die Angaben über die Zahl der Gewerbe manchmal sonderbar. Ref. befand sich gerade beim Erscheinen des I. Heftes in Bistritz, wo man sich nicht genug darüber wundern konnte, wie (S. 58) zwei, zum Handelsstande gehörige Spezerei- und Materialwaarenhändler, ferner 7, schreibe sieben vermischter Waarenhandlungen im Werke erscheinen, bei im Ganzen 9512 Seelen; da die Herrschaft Hochwald (an Bevölkerung 32245 Seelen) in und mit den Schutzstädten: Braunsberg — Frankstadt — Freyberg und Mährisch Ostrau (welche Letztere noch eine Gesammtzahl von circa 14596 Seelen haben), also mit Hochwald an 46841 — nur vierzehn sogenannte Spezerei-, Material- und vermischte Waarenhandlungen zählt. — Wohl sollte es bei Bistritz billig auch heißen: 2 Specerey-, Material- und vermischte Waarenhandlungen. Solche äußerst problematische Daten dürften noch viele von Sachkundigen aufzufinden seyn, wir z. B. S. 97 vom Gute Chorin gesagt wird — „die Obrigkeit verlegt sich fleißig auf Erzeugung des „Hopfens — der fette Schweizerkäse, der hier erzeugt wird, „ist sehr beliebt, und wird größtentheils nach Wien, Grätz „und Laibach! versendet." — Die Versendung bis nach Krain dürfte wohl nicht allzu oft Statt finden — so wie die Production des Hopfens dort, wie Ref. aus sicherer Quelle weiß, nicht der Erwähnung werth ist. — Was die historischen Nachrichten über die Besitzer der einzelnen Oerter betrifft, so wird ein flüchtiger Blick in Schoon's und Wolny's Werke darthun, um wie viel reichhaltiger die Notizen des letzteren Werks sind, man könnte sagen, fast zu reichhaltig, da wahrlich, wenn man das Einzelne durchgeht, so viele Namen und in solchem Detail bemerkbar werden, daß wohl sehr Vieles darunter, als ohne alles historisches Interesse, hätte wegbleiben können, wobei obendrein auch die Anhäufung von Titulaturen vorkömmt (s. vorzüglich S. 54), als ob es sich darum handelte, die Adresse dieser verstorbenen Besitzer festzustellen. Andererseits wieder ist Manches weggeblieben, was gerade Interesse hätte, z. B. bemerket Wolny S. 91 sehr richtig, daß Chorin dem gräflichen Geschlechte Chorinsky den Beinamen gegeben; während indessen die Zeit, in welcher Chorin an die einzelnen Besitzer übergegangen, richtig bemerkt ist, fehlt gerade ein neueres Datum, nämlich: wann eigentlich der Verkauf oder die Ueberlassung an die Famille Forgatsch vor sich ging. — Im zweiten Heft finden wir die Schutzstadt Hochwald's, Freiberg, unverhältnißmäßig weitläufig angeführt, ohne daß der Grund dieses Verfahrens angegeben wurde. Der Verfasser ist, wenn Referent anders recht berichtet wurde, dort gebürtig, und es dürfte wohl kaum irgend Jemand das cara est patria des Verfassers mißbilligen, warum es also nicht offen heraussagen? Gerade Freyberg hätte auf die Unrichtigkeit der Angabe in der allgemeinen Uebersicht, in Rücksicht der Justizverwaltung führen können, da S. 171 ganz richtig von einem nicht regulirten Magistrate (Bürgermeister), einem geprüften Rath (Syndicus), und zwei ungeprüften Räthen gesprochen wird. S. 173 kommt vor: »Von zwei andern ehemals bestandenen Kirchen des heil. Marcus, und des hier erzogenen — — späterhin selig gesprochenen, Johann Sarkander, hat man keine Spur mehr." Referent weiß wohl, daß im Volke dieser ehrwürdige, muthvolle und fromme Pfarrherr als selig gesprochen gilt, weil man den Ausdruck: Venerabilis nicht versteht — aber dem mährischen Geschichtskundigen sollte es nicht unbekannt seyn, daß die Seligsprechung (Beatifications-Prozeß) zwar eingeleitet gewesen, aber später unterbrochen wurde, daher sogar die zu Olmütz befindliche vulgo sogenannte Sarkander-Capelle kirchlich nur unter dem Titel, Capelle aller Heiligen vorkommt, und alles Andere, was sich auf eine Verehrung beziehen könnte, sistirt ist, da der Beatifications-Prozeß erst wieder vorgenommen werden soll. Warum bei des biedern Pollaschek Todesjahr (1822?) ein Fragzeichen steht, ist nicht abzusehen. Konnte denn der Verfasser nicht die Series presbyterum pie defunctorum im Olmützer Diöcesan-Catalog nachschlagen? — Wie wenig auf Neueres Rücksicht genommen worden, zeigt S. 256, wo es heißt: »an »die (Hallen des erzbischöflichen Schlosses) sich ein im besten Geschmacke angelegter, und durch die ihn umgebenden Pappel-»Alleen von seltener Höhe merkwürdiger Garten anschließt.« Da das II. Heft erst im Spätherbste 1835 erschien, so konnte ja der Hr. Verf. wissen, daß diese unter dem Namen Schloßgarten bestandene Anlage, man könnte sagen aus dem Grunde von dem gegenwärtigen Besitzer, dem Fürst-Erzb. Grafen v. Chotek umgeformt, und noch bis nun nach dem neuen Plane nicht vollendet wurde. Auch vermißt man S. 254 die Erwähnung der vermehrten Dotation der Chorherrn von Seite des gegenwärtigen Fürst-Erzbischofs. Was die (eben allda) schön bearbeiteten Bildsäulen betrifft, genügt zu wissen: daß sie ursprünglich auf der Zinne des Schlosses hätten aufgestellt werden sollen, woraus man leicht schließen kann, ob die Dimensionen derselben in so geringee Höhe angenehm in's Auge fallen können, was wohl gewöhnlich dem Beobachter nicht entgeht. Ob es gerade durchaus alte Römer sind, d. h. historische Personen Roms, zweifelt Ref., kann aber (seines Erinnerns nach) auch das Gegentheil nicht behaupten. Auch ist sonderbar, daß nirgend der Kremsirer Kettenbrücke erwähnt ist, welche, nachdem der Besitzer von Strazmitz, Graf Magnis, die erste in Mähren erbaute, von Sr. Kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Rudolph errichtet ward. Bei einem topographisch-statistischen Werke strenge Anforderungen rücksichtlich des Styles zu machen, wäre wohl ungerecht, aber aus einer solchen Darstellung sollte wo möglich aller Schwulst verbannt seyn. So liest man z. B. S. 15, »von da (Weiskirchen) gegen W. N. W. »findet man inmitten eines Eichenwaldes einen über alle Bäume »emporragenden Sandsteinfels, welchen die Andacht mit einer ungeheuern (sic) Bildsäule des heil.' Johann von Nepomuck gekrönt (sic) hat." Sollte man nicht glauben, es wäre etwa von einem colossalen Steinbild des heil. Carl auf den Boromäischen Inseln die Rede, und bei Lichte besehen ist es eine rohe Statue, weiß aus dem Dunkel der Bäume emporleuchtend, welche auf flachem Boden sogar gefährlich wäre, da es nicht einmal geschehen, daß Pferde vor solchen Standbildern, die nach der barbarischen Gewohnheit der Landleute mit Kalk hier zu Lande übertüncht werden, scheu geworden sind. Was die Art zu schreiben betrifft, ist Referenten aufgefallen, daß der Verfasser stets Deich (moles fluctibus oppositae) in Nordersachsen ein Erddamm, das Fluß- oder Seewasser abzuhalten, für Teich (piscina) schreibt, was sich wohl schwerlich vertheidigen läßt. Druck und Papier sind nicht besonders, und stehen hinter ähnlichen Werken von Sommer (Böhmen) und Blumenbach (Oesterreich unter der Enns) zurück, und die Hefte sind übrigens so nachlässig gebunden, daß die Blätter fast beim ersten Berühren auseinanderfallen. Der Preis für ein Exemplar auf Velinpapier (6 Bände) mit 26 fl., auf Druckpapier mit 19 fl. 30 kr. C. M., kann nicht anders als billig genannt werden. Diese Bemerkungen des Referenten, die sich demselben auf den ersten Blick fast aufgedrungen, mögen darthun, daß kein Musterwerk geliefert worden, mögen aber zugleich das Zeugniß geben, daß der Gefertigte aus voller Ueberzeugung des Hrn. Verfassers Mühe, Anstrengung, Fleiß und Verdienstlichkeit, gegen leider so viele demselben zu nahe tretende Stimmen zu schätzen weiß. Wenn noch durch eine strengere Redaction größere Harmonie der Theile und Ausscheidung des minder Wichtigen erzielt wird, wird man mit gutem Gewissen dem ubi *plura* nitent, auch das non *paucis* offendar maculis hinzufügen können. v. Canaval, Prof.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

18. Mittwoch, den 2. März 1836.

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Fortsetzung.)

Die ganze Farbenlehre beruht auf dem reinen Begriff vom Trüben, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwicklung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden (Bd. 32). Denn die Farbe ist nichts anderes als der Bezug der Natur auf den Sinn des Auges (Bd. 52); wenn wir nämlich bloß das einen reinen Bezug nennen, wobei das Organ in seiner Integrität verbleibt. Dieser Bezug aber wird nur durch das Trübe zur Erscheinung gebracht. Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, ist blendend und farblos; das völlig Finstere ist unsichtbar; beides also hebt jenen Bezug auf, indem es das Organ gleichsam vernichtet; jenes durch übermäßige Entbindung, dieses durch übermäßige Beschränkung des innern Lichtes; ein Verhältniß, welches bereits der göttliche Platon ausgesprochen. Der leer gedachte Raum ist durchsichtig; der Raum, mit einem Mittel erfüllt, daß unser Auge nicht gewahr wird, ist durchscheinend, und gibt den Begriff des Trüben. Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgültigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung. Das Licht, durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe des Mittels zu, so erscheint das Licht nach und nach gelbroth, und steigert sich bis zum Rubinrothen. Die Finsterniß, durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel gesehen, erscheint uns blau; heller, wenn das Mittel trüber, dunkler, wenn dieses durchsichtiger wird; beim mindesten Grad der Trübe, als das schönste Violett. Darum sehen wir den Himmel blau, denn es ist der unendliche finstere Raum, durch atmosphärische, vom Taglicht beleuchtete Dünste gesehen; darum erscheint die Sonne, das blendende Licht, durch Dünste gelb, Morgens und Abends durch Gewölke als Morgen- und Abendröthe. Ein schönes Sinnbild dieser Lehre ist die reine Flamme. Auf dem dunkeln Grunde eines Tempels sehen wir ihren untern Theil blau, als Dunst den mittlern gelb, den höchsten roth, als selbstleuchtenden Körper. Die Farbe also ist ein verdunkeltes Licht oder ein beleuchtetes Dunkel. Σκιερον sagten die hellsehenden Griechen; lumen opacatum bei Ath. Kircher. Diese Grunderfahrung durch trübe Mittel nennen wir ein Urphänomen. Solche Erscheinungen sind Symbole aller übrigen, und über sie hinaus gibt es nichts mehr. Mit Worten ist ihnen nicht beizukommen, in ihrem Gewahrwerden besteht aber die Naturwissenschaft, welche als vollendet zu betrachten wäre, sobald wir alle Erscheinungen auf solche Urphänomene reducirt hätten. Ein solches ist der Magnet. Wir hören dieses Wort und eine Welt von Thätigkeiten ist erklärt. So erhellt die Anschauung des Trüben den Raum, der uns umgibt. Es fällt mir schwer, hier die Andeutung zu unterdrücken, welche Symbolik des ganzen Natur- und Menschenlebens dem Blicke des Denkers bei diesem einfachen Phänomene sich in's Unendliche aufthut; die ewige Formel des Daseyns, das Gesetz der Polarität, das höchste, was er denken kann, was Platons erhabene Vernunft als συγκρισις und διακρισις aufgefaßt hat, — kommt zum Vorschein, und der mittlere Zustand des Menschen zwischen Licht und Nacht wird klar, des Menschen, dessen »Leben nur ein farbiger Abglanz« ist. Doch, um nicht abstrus zu werden, verfolge ich meine Darstellung. Zunächst also am Licht entsteht Gelb, zunächst am Dunkel Blau; beides, zum Gleichgewicht gemischt, gibt Grün. Die beiden ersten Farben, verdichtet, werden röthlich, bis zu einem Grade, daß man das primitive Gelb und Blau nicht mehr erkennen kann; doch läßt sich das höchste Roth physisch hervorbringen, wenn man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereint. Man kann

Digitized by Google

auch zu dem fertigen Blau und Gelb fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was vorwärts durch Intensiren bewirkt ward. Das sind die Elemente der Chromatik. Das Große und Wichtige aber ist, daß Goethe diese Erscheinungen allseitig, nicht bloß subjectiv auffaßt. Er betrachtet dem gemäß die Farben physiologisch, physisch und chemisch. Die ersten sind ganz subjectiv, die zweiten gemischt, die dritten objectiv; die ersten, die man bisher als pathologische Phänomene ansah, beruhen auf den vitalen Functionen der Retina, in welchen sich nur die ewige Lebensformel — Systole und Diastole — wiederhohlt; sie sind in der Erscheinung flüchtig; die wirklich pathologischen schließen sich an sie, und Goethe bezeichnet und überläßt hier dem Ophthalmologen ein schönes Feld; die zweiten entstehen durch Mittel, sind vorübergehend, und zerfallen in verschiedene Rubriken, welche von der Subjectivität der ersten zur Objectivität der dritten die Stufen bilden; die dritten haften an Stoffen, und sind permanent. Bei den ersten lernen wir die fruchtbare Entdeckung der geforderten Farben kennen; d. h. der Farben, die sich gegenseitig im Auge bedingen und hervorrufen; als: Gelb und Violett, Orange und Blau, Grün und Purpur. Hierin ist endlich ein Grundgesetz für Farbenharmonie gegeben, welches der bisher zum Typus aufgestellte Regenbogen, dem die Hauptfarbe, das reine Roth, fehlt, durchaus nicht leistete. Und so wirkt die Theorie der Naturerscheinung von ihrem Gipfel wieder auf die künstlerische Praxis zurück, von wo der Weg zu ihr ursprünglich ausgegangen war. Wem nun bei unbefangenen Sinnen räthselhaft erschiene, wie so klare Wahrnehmungen irgend geläugnet oder auf verwickelte Principien reducirt werden könnten, der erfahre, daß die bisherige Theorie behauptet: in dem weißen Lichte seyen überall, zumal im Sonnenlichte, mehrere, verschiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht erzeuge. Damit nun diese zum Vorschein kommen sollen, setzt Newton dem weißen Lichte gar mancherlei Bedingungen entgegen, vorzüglich brechende Mittel, die es von seiner Bahn ablenken, aber diese nicht in einfacher Vorrichtung; er gibt ihnen allerlei Form, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfache Art ein, beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, und, nachdem er es auf hunderterlei Art in die Enge gebracht, behauptet er, alle diese Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenschaften des Lichts rege zu machen, daß es sein Inneres offenbare. Goethe beweist dagegen, daß es keineswegs die Brechung allein sei, was die Farbenerscheinung verursacht; vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich: daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke, und ein solches von der Stelle rücke; ein Bild entsteht nur durch Gränzen, und diese übersieht Newton. Das Ganze ist eine Randerscheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als in so fern die farbigen Ränder sich decken (Erklär. z. d. Kupfertaf.). Hier hat man ein Specimen von willkürlicher Experimentation und eins von reiner Auffassung der Phänomene. Zum Ueberflusse werden die Künstler aufgefordert, den Vorrath ihrer Palette zusammenzumischen, — ob ein weißes Licht herauskommen werde? — So viel von den Elementen des Ganzen. Wenn wir aber erst, diesen Faden in der Hand, die mäandrischen Labirinthe der ganzen Physik, Optik, Chemie, Naturgeschichte, Technologie und Kunst-Technik, bis hinauf zur Physiologie, Philosophie und in die Bezirke ethischer, ja religiöser Anschauungen verfolgen, — wenn wir den Gegensatz von Säure und Alkali in dem der Farbe wieder ausgesprochen, die Gestalt der Mineralien mit ihrer Mischung, und diese mit ihrer Farbe im Zusammenhange finden, — wenn wir das Colorit organischer Körper als Resultat einer innern Kochung (πεψις), und die Metamorphose der Pflanzen damit in Verbindung betrachten lernen, wenn uns die Pracht des Pfauenauges, des Schmetterlingsflügels, des Gefieders überhaupt über animalische Lebensverhältnisse aufklärt, — wenn uns der Specificationsgrad der Farbe zum Merkmal der Stufe dient, auf der sich lebende Geschöpfe befinden, — wenn das Verschwinden der Elementarfarben uns andeutet, daß wir im Reiche der Menschheit uns befinden, und von da aus erst eine höhere Bedeutung der Farbe angeht, — dann erst erscheint uns die Farbenlehre im ganzen Umfang ihres Werthes; und es wird uns klar, daß jeder Theil der Naturwissenschaft so wichtig und nothwendig als jeder andere ist. Ich bin vielleicht schon zu breit über diesen Gegenstand geworden; allein da er den Typus für die in allen andern Naturforschungen Goethe's waltende Methode angibt, und zugleich der angefochtenste ist, habe ich ihn etwas prolixer erörtert; ich habe dabei, so viel als möglich Goethe's eigene Worte hervorgesucht, weil man bei Darstellung der Ansichten Anderer nicht zu gewissenhaft seyn kann, besonders wo man sich auf polemischem Boden befindet. Wer übrigens den historischen Theil und den didaktischen der Farbenlehre zusammenfassend prüft, bestätigt sich wieder in der Ueberzeugung, daß die Geschichte

Digitized by Google

einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst ist. Während des historischen Studiums der Physik, »dieser höchsten Wissenschaft,« schrieb Goethe: »Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt, eine ungeheuere Contignation von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; alles, was wir täglich gewahren, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die auf ihre patho- und physiologischen Principe zurückzuführen sind« (Bd. 32). Ich habe eine solche Reduction im Vorhergehenden, so bündig als es möglich schien, versucht. — Fahren wir nun in unserer genetischen Entwicklung fort.

Außer dem Colorit, und in einer noch höhern, geistigern Bedeutung, zog die Gestalt, vor Allem die menschliche, die Aufmerksamkeit des Kunstfreundes an sich. Die Vollendung dieses höchsten Gebildes, wie sie uns in den plastischen Idealwerken der Alten entzückt, hatte bereits dem scharfen Blick Camper's den Gesichtswinkel geoffenbart, und die Ahnung eines Vorbildes gegeben, dem die Natur, durch tausend Verhältnisse gedrängt, nur in den glücklichsten Augenblicken sich zu nähern im Stande ist. Es mußte aber dem Geiste des Menschen, der ein Ebenbild des Ewigen ist, durch solche Winke geleitet, möglich seyn, der Absicht der Natur auf die Spur zu kommen, und sie gleichsam bei ihrem Schaffen zu ertappen. Diese tiefste, innere Verwandtschaft zwischen Kunst und Natur, war schon den Alten, wie sie selbe durch ihre Werke bethätigten, kein Geheimniß geblieben. »Der geistige Bestandtheil des Samens« — sagt Erasistrat bei Galen (de nat. fac. II.) — »bringt die Entwicklung der Gestalt und des Baues des kindlichen Körpers auf eben die Art hervor, wie Phidias aus einem Marmorblocke eine Bildsäule.“ — Also auch umgekehrt! Allein wie nun dieser Procedur, wie ihrem Gesetze auf die Spur kommen? Es fällt in die Augen, daß die Gestalt, wie sie der Plastiker vor uns hinstellt, ihren Charakter durch das zu Grunde liegende Knochengerüste erhält; wie der Kern, so die Schale; nichts wird Außen erscheinen, das nicht Innen vorgebildet ist. War es doch dieser Wechselbezug von Innen und Außen, der erst Lavatern auf seine Physiognomik, später den scharfsinnigen Gall auf seine Schädellehre führte! weßhalb auch Goethe bei Gelegenheit des Kotzebue'schen Scherzes »der Schädelkenner« aussprach: es möchte weder dieser wunderlichen Lehre, noch jener an einem Fundamente fehlen (Bd. 31, S. 148). Der Forscher sieht sich also hier an die Osteologie gewiesen. Er studiert sie im Complex mit der Syndesmologie, die eigentlich jene erst belebt, »durch eine besondere Verrücktheit der medizinischen Jugend jedoch vernachlässigt wird;« sieht aber bald, daß durch die schulmäßige Kenntniß des einzelnen, todten Skeletts kein Schritt vorwärts zu thun sey. Da eröffnen sich ihm zwey Wege: die Betrachtung desselben organischen Ganzen durch alle Thierklassen — vergleichende Anatomie, und Betrachtung desselben Organismus in demselben Individuum, wie er sich zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedenen Stufen der Entwicklung befindet, — Morphologie im engern Sinne; ein Wort, und ein Begriff, welche Goethe in die Wissenschaft eingeführt hat. Wenn wir das Skelett in diesem Sinne beschauen, so scheint es durch die Classen der Lebendigen und durch die Stufen des Lebens sich gleichsam zu bewegen, und wird selbst belebt. (Hier schalte ich den Vorschlag Goethe's ein, durch plastische Anatomie die fortbildende Natur darzustellen, und zugleich den Schreckensscenen der »Resurrectionisten vorzubeugen und Einhalt zu thun) (Bd. 23 und 44). Die Wahrnehmung, welche Goethe 1786 machte: daß dem Menschen ein Zwischenknochen (os intermaxillare) zukomme, — so wie die zu Venedig 1790 aus dem Schädel eines Schafes herausgelesene Bildung des Schädels aus den Wirbelknochen, — werden nun nicht mehr vereinzelt und unwichtig erscheinen; man wird einsehen, daß sie so gut als die Eintheilung des Os petrosum in bulla und os petrosum propr. sic. dic. (Bd. 55, S. 303), des Os sphaenoideum in anterius und posterius (ibid.), und die Vergleichung von Ulna und Radius, Tibia und Fibula (ebend.) Glieder eines Ganzen sind. Zu gleicher Zeit als Goethe mit diesen Anschauungen beschäftigt war, trat ihm, in Sicilien 1788, bei Betrachtung einer herrlichen Vegetation das ideale, aus dem Gemeinschaftlichen der einzelnen Pflanzen abstrahirte Bild einer Urpflanze vor den inneren Sinn, während er, nach dem oben erwähnten Doppelschema, zugleich die Umbildung der einzelnen Pflanze, vom Keim bis zur Blüthe, zu beobachten, und so dem Geheimniß der Organisation auf die Spur zu kommen suchte. Wie sich nun so die Botanik, zu der ein fröhliches Jagdleben den ersten Impuls gab, den das peinliche Gefühl der Unzulänglichkeit der herkömmlichen Nomenclatur verstärkte, den übrigen Naturanschauungen anschloß, ward dem Geiste das Gesetz offenbar, welches, wie Goethe's rother Faden, alle Reiche der Natur durchwaltet; und indem der edle Herder gleichzeitig nach seiner Weise von Innen heraus dieselbe große Pulsader des Weltalls entdeckte, so, daß man nicht sagen kann,

Digitized by Google

wem man hierin die Priorität zugeſtehen ſollte (man ſehe Herders Ideen I. Bd. Gott, b. Geſpr.) — ward die Idee der Naturwiſſenſchaft zur Welt geboren. Es iſt die Lehre von der Metamorphoſe; und ich wiederhohle: ehe dieſe Idee ausgeſprochen war, hat es keine Naturwiſſenſchaft gegeben.

Ich muß hier ſuchen, zu Athem zu kommen, damit mich das Ungeheuere nicht überwältige, und ich zugleich das Fruchtbare wie das Gefährliche eines ſo großen Gedankens zeigen könne. Plutarch erzählt im Leben des Theſeus, das Schiff, auf welchem dieſer nach Kreta geſchifft, ſey von den Athenern bis auf die Zeit des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten worden, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues, feſtes einzog. Er ſetzt hinzu, das habe nachher den Philoſophen Stoff zu Controverſen über die Veränderung der Dinge gegeben, und Einige hätten behauptet, es wäre das alte, Andere es wäre ein neues Schiff. Hier iſt der Begriff der Metamorphoſe des Individuums. Der Strom ewiger Umwandlungen würde es verflüchtigen, wie einſt in der alten joniſchen Schule, wenn nicht das Beharrlichkeitsvermögen, das centripetale Princip ſein Beſtehen ſicherte. (Conatus, quo unaquaeque res in suo esse perseverare conatur, nihil est praeter ipsius rei actualem essentiam. Spinoza. Eth. P. III. prop. 7.) Dieß Ineinanderwirken liefert die Erſcheinung, die wir Leben nennen; ſein Geſetz heißt: Polarität mit Steigerung; Polarität, in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, Steigerung in immerwährendem Aufwärtsſtreben, ſich offenbarend; jene mehr der materiellen, dieſe der geiſtigen Seite der Naturen angehörig. Das iſt die Natur und die Geſchichte, — das iſt das Wort des Geheimniſſes, in dem wir leben und weben. — Wenden wir uns nun zu einem andern Bilde. Wenn wir die Weltgeſchichte betrachten, ſo ſehen wir den Genius der Menſchheit auf eine ideale Einheit hinwirken, worin die Contraſte der Wirklichkeit ſich löſen ſollen; ein aufmerkſamer Blick aber auf den Globus überzeugt uns, daß dieſe Einheit nie völlig zur Erſcheinung kommen werde, ſo lange die Erde — Erde iſt, d. h. ſo lange Continent und Inſeln, Klimate, Ströme und Gebirge auf ihr ſind, welche verſchiedenartige Bedürfniſſe begründen. Hier haben wir das Bild der Metamorphoſe der Gattungen. Alles Individuelle in dem Reiche der Natur würde ſich in das univerſelle Schema des Organismus auflöſen, wenn nicht der Specificationstrieb es zuſammenhielte. Und hierin liegt auch die Gefahr, bei Verfolgung dieſer Idee in der Wiſſenſchaft ſich in's Allgemeine, in's Unbeſtimmte, Leere zu verlieren; zugleich mit dem in die andere Schale zu legenden Gegengewichte. »Das Detail verachten,« ſagt ein tiefer Autor, »heißt Natur verachten. Wo iſt mehr Detail bei mehr Einheit, als in ihr?« — Dieſen beiden Formen der Metamorphoſe liegt eine Urform zu Grunde, die ſich durch alle Reiche der Natur verfolgen läßt. Herder nennt ſie das Hauptplasma der Organiſation. Bei den Pflanzen läßt ſich leicht bemerken, wie Stipula und Blatt ein und dasſelbe Organ auf verſchiedener Entwicklungsſtufe darſtellen; das Bryophyllum calycinum feiert den Triumph der Metamorphoſe; die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasſelbe bleibt, in eine andere Geſtalt, iſt am Inſecte (z. B. Monoculus apus) deutlich zu ſehen; in der vergleichenden Anatomie iſt ſchon dem Auge deutlich, wie die verſchiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen, erſt einfach, einzeln erkennbar, nach und nach ſchwerer zu beobachten, bis allmählig die angeſchwollene Maſſe Unterſchied und Urſprung völlig verbirgt. Der allgemeine Typus muß auch da noch anerkannt werden, wenn er ſich, auf der höchſten Stufe der Menſchheit, in's Verborgene beſcheiden zurückzieht (Bd. 31).

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Notizen.

Für hiſtoriſche Forſchung iſt in Schweden rege Thätigkeit. Neben den Handbüchern der Geſchichte Schwedens von Er. Guſt. Geijer (2. Del. bis Guſtav Adolph, Oerebro, Lindh. 1834. 392 S. 8. 2 Rdr.), von Andr. Fryxell (Berättelser ur Swenska Historien etc. 1—6. Del.) u. a. erſcheint: Swenska Folkets Historia från äldsta till närwarande tider. 1 Bandet. Stockholm, Hörberg. 1834. 619 S. 8. (3 Rdr. 14 ſk.) Auch unter dem Titel: Skandinavien under Hedna-Aldern. 1. Afdelningen. — Ein ſehr ausführliches Werk; als Verf. wird A. M. Strinnholm genannt.

Unter dem Titel „Fornnordiska minnen“ erſchien vor Kurzem (Lund. 1835. gr. 8.) der zweite Theil ſchätzbarer Unterſuchungen zur Geſchichte der alten Bewohner des Nordens. Dießmal ſind Abhandlungen über die Waräger, die Dänen in Wenden (Mecklenburg) und die Schweden in Finland darin mitgetheilt. Ein kleiner Auszug aus der Unterſuchung über die Wenden in dem Magazin für die Liter. des Ausl. 1835. S. 520.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

19. Sonnabend, den 5. März **1836.**

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Fortsetzung.)

Um das Vorhergehende recht zu begreifen, dürfen wir nie vergessen, daß wir die Natur uns nicht als todt zu denken haben. Ohne Hylozoismus keine lebendige Naturwissenschaft. Jedes organische Individuum besteht aus mehreren Wesen, die selbstständig leben, sich stets bedingen, umbilden, bewegen, trennen und suchen, herrschen und dienen, und eine unendliche Production begründen. Wir sehen das an der Fortpflanzung der Vegetabilien durch Absenker und Augen, wie durch den Samen, wo sie eine Entwicklung vieler gleicher Individuen aus dem Schooß der Mutterpflanze darstellt; an den Infusorien, die bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, platzen, und eine Menge Körner ausschütten, in die sie, bei naturgemäßem Gange, auch im Feuchten sich zerlegt, und so fortgepflanzt hätten; an Polypen und Lumbricis, die in neue Organismen zerschnitten werden können. (Beitr. zur Naturw. und Morph. Tübing. 1817.) Der sich zunächst an die Erkenntniß der entelechischen Monade anschließende Begriff ist der von den Gränzen, in welche ihre Thätigkeit eingeschlossen ist, wo Gestalten und Zwecke der einzelnen Geschöpfe sich bedingen, und selbst im Unvollkommenen, in der gestörten Bildung, das Walten und die Gesetze einer heiligen Ordnung erscheinen. Denn jeder Organismus ist, wie es schon in den hippokratischen Schriften (περὶ τοπ. τ. κ. ἀνθρ.) gesagt ward, ein lebendiger Kreis; ein Organ bedingt das andere und wird von ihm bedingt; die Gestalt des Lebendigen begründet dessen Lebensweise, und die Lebensweise wirkt auf die Gestalt zurück. Das Thier ist Zweck sein selbst, und auf die Gränzen angewiesen, innerhalb derer allein diesem Zwecke genügt werden kann. Durchbricht der animalische Bildungstrieb nach irgend einer Seite die Schranken, so läßt er eine Lücke auf der entgegengesetzten Seite zurück. So entstehen die seltsamen, die abnormen Bildungen. (S. das Gedicht: Metamorph. d. Thiere. Bd. 3.) Es waren eben die »Compensationen in einem Ganzen gestörter, organischer Kräfte,« aus denen Herder die Idee einer ewigen Nothwendigkeit, Güte und Weisheit deutend erbaute. — Von hier war der Uebergang in pathologische Anatomie natürlich, unausweichlich. Die dahin gehörigen Beobachtungen sind in Goethe's Tagebüchern und Reiseskizzen zerstreut (Bd. 43, S. 116; Bd. 31, S. 80), und gingen, besprochen, vermehrt, wiederhohlt, in's Leben über. (Specimen anatomico-pathol. de lab. leporin. auctore Constant. Nicati 1822. — Nova acta physico-medica Acad. Caes. Leop. Carol. — Bonn. Weber 1829. Vol. XIV., die der treffliche Nees von Esenbeck redigirte; wo Weber eine merkwürdige Uebereinstimmung von Mißbildungen im Hirn, Schädel und Becken eines Mannes beschreibt. Im 15ten Band dieser Zeitschrift findet man auch die Abbildungen zur Anatomie des oss. intermax., und Goethe's Beobachtungen über die unglaubliche Prolificität des Antherium Sternbergianum Schult., die das ganze Leben einer Pflanze vor unsern Augen vorgehen läßt; und über Conferventbildung aus todten Fliegeneiern). Wie nun die aus pathologischen Prozessen entwickelte Einsicht in organische Verhältnisse auf die Pathologie selbst zurückwirken mußte, da insonderheit der Chirurg mit Geisteskraft, oft nicht einmal vom Tastsinn unterstützt, die innen verletzte Stelle zu finden weiß, und sich daher eine Art von durchdringender Allwissenheit erwerben muß (Bd. 55), wohin er nur durch Erhebung zum plastischen Begriffe gelangt, — so wirkte die ganze Reihe organischer Naturbetrachtungen wieder auf die Betrachtung der Kunst zurück, aus der sie ursprünglich entstanden war. Was Goethe bei Gelegenheit der Landschaftsmalerey von der Metamorphose der Pflanzen einschiebt, kann bestätigen, was ich im Anfange andeutete,

Digitized by Google

daß der Naturforscher in ihm alles übrige überwog. Der Einfluß lebendiger Anatomie auf Malerey und Skulptur ist deutlich; von der Physiognomik war es bereits empfunden, was sie bedeute; David nahm bei seinen Arbeiten Antike, Gall und Lavatern zu Hülfe; ja, die Alten müssen hierüber sattsam vorgearbeitet haben, wenn Jamblichus erzählen darf, daß die Pythagoräer Keinen initiirten, bevor dessen Schädel und Physiognomie genau untersucht war. Uebrigens begreift man aus reinen, pysiographischen Ansichten gar wohl, was durch angeborne, zumal Knochengestalt, charakterisirt werde, und gibt Goethen Recht, wenn er sagt, daß die Physiognomik, von der man mehr durch Ahnung als durch Begriff Rechenschaft geben könne, bei ihrem echten Naturgrunde, nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zur Wissenschaft machen wollte (Band 32). Diese höchste und tiefste Einheit von Kunst und Natur hat schon Winkelmann gefühlt, als er für seine alten Tage sich Naturstudien vornahm. Camper, Blumenbach (Specim. hist. nat. antiqu. art. operib. illustr. Goett. 1808), Geoffroy St. Hilaire, d'Alton, Carus ergriffen diesen Sinn. — Hier nun bin ich wieder auf meiner Heerstraße, und habe von Goethe's naturwissenschaftlichen Ansichten, wie sie aus Kunstforschung entsprangen, weiter zu berichten.

Die Schweizerreise 1779, so wie später die italienische gaben Anlaß genug, zu fühlen, daß die Geognosie, zu der schon der Ilmenauer Flötzbergbau Lust und Fleiß erregt hatte, ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium sey; der Zug der Gebirge, der davon abhängige der Gewässer, der um jene Gipfel schwärmende der Gewölke, wurden beobachtet, und so der Uebergang zur Meteorologie gebahnt. Und wenn einerseits die riesigen, vor den Augen der Sterblichen in der Form von Gebirgen hingestellten Probleme den poetischen Geist auf die ruhige, stumme Großheit der Geologie, dieser uralten, steinernen Sphinx der Wissenschaften hinwiesen, so konnte es dem Kunstfreund nicht entgehen, daß dem Maler zur landschaftlichen Darstellung, und noch mehr dem Plastiker zur Kenntniß der Stoffe, in denen er arbeitet (vergl. Benvenut. Cell. II. S. 319, 330), die Oryktognosie von größtem Nutzen sey. Daß wir hier dem Gebieth der Chemie, welches uns übrigens schon seit der Untersuchung der Farben nicht mehr fremd ist, nicht ausweichen können, ist klar; und wie wollte man auch das letzte Glied der ungeheueren Kette des Weltorganismus in Bewegung setzen, ohne daß alsbald alle übrigen Glieder klirrend mit einstimmten? Was Humboldt angedeutet, Goethe im Großen geschaut, Oersted im Einzelnen empirisch nachgewiesen: »Der sich täglich mehr offenbarende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene aufeinander,« wird immer mehr als die Achse der Naturerkenntnisse anerkannt werden, und erhält den Muth des Forschenden aufrecht, wenn sein Geist sich in den unabsehbaren Labyrinthen verlieren will. Die Betrachtung der mächtigen, aber stillen und leisen Wirkungen der schaffenden Natur, im Gegensatze zu den beliebten vulkanischen und neptunischen Revolutionen, — und des lebendigen Wechselbezugs zwischen der Erde und ihrer Atmosphäre, schon während der italienischen Reise als ein Pulsiren oder tellurisches Athmen ausgesprochen (Bd. 27, S. 19), — später durch das entsprechende Steigen und Fallen des Merkurs erläutert (Bd. 32, S. 214), — leuchtete in den dunkeln Grüften der Geologie, wie durch die Nebel der Meteorologie. Dem menschlichen Geiste ist die Idee der Totalität gegönnt und ihr Bedürfniß angeboren; und so sucht er Leben und Bewegung in der Wissenschaft vom Starren, Gesetz und Ruhepunct in der vom ewig Wandelbaren; er möchte den Granit lösen und den Aether binden. Jener Wissenschaft sollte ein projectirtes Modell förderlich werden, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, beim Auseinanderziehen aber an den innern Profilen das Fallen, Streichen u. s. f. der Gebirgsarten anzeigen sollte. Das Project blieb aber Project (Bd. 32, S. 8). Ueberhaupt schien Goethen das Schematische, Tabellarische sehr förderlam, um das Mentale sinnlich überschaubar zu machen; so zeichnete er eine Temperamentenrose, wie man eine Windrose hat u. dgl. Was konnte dagegen für die Forschungen in der Meteorologie erwünschter kommen, als die stille Bemühung des frommen Howard, die räthselhaften Gestalten der Wolken zu bannen, zu unterscheiden, zu deuten? in Prosa und Reimen ward die neue Lehre verherrlicht, damit der Forscher wie der Künstler sich aus ihr bereichere. Dabei war Goethe bedacht, die vier lakonischen Grundbestimmungen durch Anwendung zu verdeutlichen, und durch Nüancirung zu vervielfältigen, ohne den Erkennungstypus zu verwischen (vergl. Dr. Kastner's Handb. der Meteorologie. Erlangen 1830, wo zu Goethe's paries noch velum sich gesellt). Humboldt's grandiose Empirie veranlaßte ihn, die geographischen Verhältnisse der Pflanzenwelt in einer Landschaft zu symbolisiren; — und die herrliche Betrachtung einer Doppel-Tendenz in den Pflanzen: der vertikalen, behar-

Digitized by Google

renden, und der spiralen, fortbildenden, — erheiterte noch den Abend seines reichen, großen Lebens. — So zurückhaltend und flüchtig nun auch mir die gegebenen Andeutungen über diese Bestrebungen Goethe's scheinen, so fürchte ich doch für viele Leser schon zu ausführlich geworden zu seyn, was meinem Zwecke ganz zuwider liefe, da ich gebildete Menschen für ähnliche Studien und zur Anerkennung Goethe's, zu gewinnen und nicht davon abzuschrecken wünschte. Ich eile daher noch, ehe ich Ergebnisse ausspreche, mit einigen Zügen, die vor den meisten Lesern Gnade zu finden pflegen, mein Bild zu vollenden. Bisher ist es in allen Partien gleich und hell beleuchtet; noch fehlt ihm vielleicht das, was Schubert „die Nachtseite der Naturwissenschaften" nennt; und bei einem Dichter sollte dieß Etwas gefehlt haben? nimmermehr! es war vielmehr der dunkle Anfang und das dunkle Ende seines Forschertages, und in alle Winkel seiner poetischen und scientifischen Werke hat er die mystischen Schatten wie flüchtige Räthsel ausgestreut, wo sie den Vorüberwandelnden, je nachdem er ist, zur Ruhe einladen, necken oder ungeschoren lassen. Die aurea catena Homeri umschlang den poetischen Jüngling mit magischem Reitz; die schnelle Genesung nach einem verschluckten Wundersalz, die herrliche, nach Wellings op. mago-cabal. selbst bereitete, Erscheinung des liquoris silicum waren nicht geeignet, jenen Reitz so schnell zu lösen. Dazu kamen die in ähnlichen Büchern, wie Fulgurationen ausgestreuten Fingerzeige, die auf einen lebendigen Wechselbezug, und auf ein Erstes und Letztes ahnend hindeuten, und so den Geist erweitern ohne ihn auszufüllen; — sie trafen überdieß ein dichterisches Gemüth, in dessen Tiefe sich bereits eine eigene, mystisch-kosmologische Gott- und Weltlehre aufgebaut hatte (Bd. 25), — und so ward in einem Winkel von Goethe's Innerem ein Altar für den Cultus der Nacht gegründet, dessen verborgene Flamme nie wieder erlosch. Wie sie später mit den klaren Emanationen naturwissenschaftlicher Erleuchtung ineinanderfloß, und nur hie und da zwischen den reinen Strahlen durch ihr Flackern bemerkbar wird, — ist für Wissende, als Symbol menschlichen Strebens überhaupt, anziehend zu bemerken. Poetische Züge im Faust, so mancher geheimnißvolle Bezug in den Wahlverwandtschaften, zumal Ottiliens siderisch-magnetische Wundernatur, Jarno's Wünschelruthe, selbst ein wissenschaftlicher Seitenblick auf die Astrologie (Bd. 55, S. 52), und noch so manche Seltsamkeiten sind hieher zu beziehen, — und zur glorreichen Vollendung reißt uns Makariens planetarisches Sonnenleben wirbelnd von Sphäre zu Sphäre in die Unendlichkeit hinaus, so daß ich froh bin, an meiner sich abstumpfenden Feder eine Erinnerung meiner Endlichkeit und einen Anlaß zum Abschlusse zu haben.

(Schluß folgt.)

Beitrag zur Sanskrit-Metrik.

(Aus einer brieflichen Mittheilung.)

Die wichtigste Schrift über diesen Gegenstand ist Colebrooke's Abhandlung: On Sanscrit and Praerit-Poetry, in Asiat. Research. X. 389. Die Dunkelheit, welche über dieser kleinen Schrift zu ruhen scheint und in der That bewirkt hat, daß sie vielfach mißverstanden wurde, löst sich bei einigermaßen sorgsamem Studium in präcise Klarheit auf; insbesondere, wenn man die Theorie durch Anwendung auf concrete Fälle sich klar zu machen sucht. Es finden sich einige unbedeutende Druckfehler in dem Schema, welche man aber, sobald man die Theorie im Ganzen versteht, leicht durch einiges Nachrechnen zu verbessern vermag. — Nicht unwichtig für das Verständniß des gewöhnlichen Sloken-Metrums ist A. W. Schlegel's Vorrede zu seiner Ausgabe der Bhagavadgità, und Chezy: Theorie du Sloka, Paris 1828; ferner: Indische Bibliothek. I, 36; Journ. Asiat. VI. pag. 383. — Einige der mehr vorkommenden Metra behandelt Ewald in einer kleinen Abhandlung: über Sanskrit-Metra, Göttingen bei Deuerlich. Bedeutender ist die Behandlung eines einzelnen Metrums in Benary's Vorrede zu seiner Ausgabe des Nalodaya. Schema von Versmaßen in den uns bekannten prosodischen Zeichen finden sich in verschiedenen neueren Ausgaben indischer Poesien, z. B. in Lassen's Hitopadesa, Robert Lenz's Urvasi, Stenzler's Raghuvansa und Bohlen's Bhartrihari. Letzterer hat den Vorzug, daß er einige Mittheilungen aus Kalidâsa's indischer Behandlung der Metrik gibt; die bei ihm vorkommenden Mißverständnisse habe ich in einer Recension seines Buches (in den Wiener-Jahrbüchern für 1835, Heft 3) nachgewiesen und berichtigt. Zu einem Schlußresultat wird das Ganze erst dann kommen können, wenn wir mit den Theorien der indischen Grammatiker selbst, oder wenigstens mit den Hauptformen der verschiedenen Arten von Metren bekannt werden. Vieles findet sich in dieser Beziehung schon gedruckt in den Scholien des Mallinatha zu den beiden epischen Gedichten Kiratarûniya und Sisupâlabadoha. Einige Schwierigkeit setzte dem Verständnisse dieser indischen Darstellung der Umstand entgegen, daß die Inder zur Bezeichnung der Zahlen sich einer ganz eigenthümlichen, — auch nach Tibet verpflanzten, Darstellungsweise bedienen. Genauere Auskunft

Digitized by Google

über diese Schrift findet sich im Journ. Asiat. 1835, 9. und 10. Heft. — Dieses sind ungefähr die Hülfsmittel, welche in das Gebieth der Sanskrit-Metrik einzuführen vermögen. Ich selbst versuchte es, eine etwas genauere Darstellung der indischen Metrik abzufassen, welche sich dermalen in den Händen des Prof. Lassen in Bonn befindet, und für eins der nächsten Hefte der indischen Bibliothek bestimmt ist.

Die indische Metrik ging von der Zusammenstellung der sich mehr oder weniger, in Beziehung auf die Dauer der zum Lesen erforderlichen Zeit, gleichmäßigen Reihen aus, welche denselben rhythmischen Schluß hatten. Die Zahl und Quantität der die Reihe beginnenden Sylben war dem Gefühle des Dichters ganz überlassen, der Schluß war rhythmisch gleich. Auf diese Art wurden 2, 3, auch 4 Reihen zusammengestellt. Diese Form herrscht in den Veden. Ein hieher gehöriges Beispiel finden wir in dem nachstehenden Metrum (wo das Zeichen » eine rücksichtlich ihre Quantität unbestimmte Sylbe bedeutet), welches in vier Glieder zerfällt, deren Anfang unbestimmt, deren Schluß $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}$ ist: » » » » » » $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}$ u. s. w. Diese Urform wird nun dadurch unaucirt, daß nur zwei Glieder gleichen Schluß erhalten, das eine oder die zwei übrigbleibenden dagegen einen andern; so erscheint in den Veden das Metrum:

» » » » » » | $\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$ || » » » » » » | $\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}$ || » » » » » » | $\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$

Hier sind das erste und dritte Glied sowohl in der Zahl der unbestimmten Sylben als im rhythmischen Schlusse übereinstimmend, das zweite ist abweichend. — In diesen metrischen Anfängen ist die Entstehung des Metrums überhaupt zu suchen, welches zuerst gewiß nur eine prosodische Reihe mit rhythmischem Schlusse war. Im Fortgang der Zeiten bildete man die prosodischen Reihen immer gleichmäßiger, bis zuletzt Versmaße entstanden, welche die höchste Gleichheit in dieser Beziehung zeigen.

An die Versmaße der Veden, deren es gewiß eine große Anzahl gibt, — schließt sich das Metrum der Sloken. Es zerfällt in zwei Reihen, deren Schluß gerade wie in dem zuletzt angeführten Veden-Metrum rhythmisirt ist: $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}$; diesem voraus geht eine der Zahl nach bestimmte, aber der Quantität nach nicht ganz bedingte Reihe von 12 Sylben. Die Zeile von 16 Sylben spaltet sich in zwei gleichsylbige Gegensätze von je 8 Sylben, deren erster Theil zwar auch am Schluß rhythmisirt wird, aber keineswegs so gleichmäßig wie die zweite Hälfte. — Der gewöhnliche rhythmische Schluß ist: $\text{—}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$; aber dieser darf noch mit mehreren andern Formen variiren, welche in den oben erwähnten Schriften sich verzeichnet finden. Außer diesem Sloke, dem gebräuchlichsten aller Metren, gibt es noch viele andere, welche auf demselben Princip — einer prosodischen Reihe von einer bestimmten Anzahl Sylben mit einem rhythmischen Schluß — beruhen. — Da aber nun im Sanskrit die Sylben eine aufs genauste bestimmte Quantität haben, ganz wie in der lateinischen und griechischen Sprache — indem die Sylben durch den Vocal entweder natürlich lang oder kurz sind, oder durch Position zweier Consonanten lang werden, so entsteht ein neues Princip; die beginnende Reihe ist nämlich nicht mehr nach der Zahl der Sylben, sondern nach dem Maß bestimmt. Es darf im Anfang einer Reihe eine gewisse Anzahl morae (⏑), deren zwei einer Länge (—) gleich sind, stehen; und diese nun nach morae bestimmte Reihe hat wiederum einen rhythmisch bestimmten Schluß. Ein Metrum dieser Art ist zum Beispiel folgende Form von vier Gliedern:

⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$ || ⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$ } Vaitaliya-
⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$ || ⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | $\text{—}\,\breve{}\,\text{—}\,\breve{}\,\text{—}$ } Metrum.

Nun treten aber auch Gesetze über die Behandlung des nur noch Moren im Allgemeinen bestimmten Theiles ein, und durch die Verschiedenheit der Zahl dieser Moren, der rhythmisch bestimmten Schlüsse und der Behandlung ist der Möglichkeit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Formen freier Raum gegeben. — Hieraus bilden sich die metrischen Formen, in denen dieß Alles aufs Genaueste bestimmt ist, und die sich an Zahl und Quantität der Sylben völlig gleich sind. Größtentheils zerfallen diese Formen in 4 gleiche Glieder, wovon je zwei einen Vers und zwei Verse ein Distichon bilden. Sind die Glieder größer, so zerfallen sie wiederum durch fest bestimmte Caesuren in zwei verschiedenartige Glieder. Bisweilen verbinden sich auch ungleichartige Verse in einem Distichon, aber auch dieß findet nach genau bestimmten Regeln Statt. Die indischen Grammatikee kennen 21 solcher metrischer Formen, von denen manche jedoch nur in Theorien ihren Platz gefunden haben mögen. Die Erste dieser Formen hat in einem Gliede sechs, nach ihrer Quantität bestimmte Sylben, also im Distichon 24. Die letzte Form hat 26 Sylben im Gliede, also 104 im Distichon. Doch ist selbst mit diesem Versungeheuer die Reihe der Metren noch nicht geschlossen; die indischen Prosodiken kennen auch Verse von 27 bis 999 Sylben in einem Gliede. Allein diese Art Verse nähert sich der arabischen gereimten Prosa, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Reims, das Princip ihrer Bildung der Rhythmus ist. Ihre Construction ist sehr einfach. So gibt es ein Metrum, daß mit ⏑⏑⏑⏑⏑⏑ beginnt, dann folgt der Fuß $\breve{}\,\text{—}\,\breve{}$, der in einem Gliede so lange wiederholt werden kann, bis er mit Einschluß der beginnenden 6 Sylben die Zahl 999 erreicht. Diese Verse sind keine Chimäre. Aehnliche, obwohl nicht in dieser bizarr ungethümlichen Gestalt, kommen schon in den uns zugänglichen Sanskrit-Schriften vor. — Die Monstruosität dieser Versformen ist in der außerordentlichen Bildsamkeit und der metempsychischen Verbindungsfähigkeit der altindischen Sprache begründet. —

Dr. Theodor Benfey.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

20. Mittwoch, den 9. März **1836.**

Goethe's naturwissenschaftliche Ansichten.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Schluß.)

Wir haben nun, so viel es in unsern Gränzen thunlich war, erzählt, was Goethe im Kreise der Naturerkenntniß gedacht, gewollt, gethan, und wie er zu allem gelangt sey; das Schwierigste bei diesem Unternehmen war, uns von der Fülle des Gegenstandes weder in's Allgemeine noch in's allzu Detaillirte, hinreißen zu lassen; eine Gränzlinie, die ich bereits übertreten zu haben fürchte. Nun bleibt uns die Beantwortung der Hauptfrage übrig, der Frage, um derentwillen wir die ganze, nicht eben allzuleichte Bemühung unternommen: was ist nun mit dem allem geleistet? worin besteht das große Verdienst, das wir Goethen zuschrieben? Was unterscheidet ihn vor der größern Masse der Naturforscher?

Ich antworte: Zweierlei, — die Beobachtung und die Idee. (Die Methode und das Resultat.) Das Fruchtbare, Practisch-Eingreifende jener Ansichten erwähne ich gar nicht, denn es versteht sich von selbst. Der Denker frägt nie: ist dieser Satz auch nützlich? ist er nur wahr, so ist er es gewiß. — Das Folgende soll meine obige Antwort erläutern; ihr völliges Verständniß findet sie nur in dem sorgfältigem Studium der besprochenen Werke, — und der Natur. Denn diese Antwort enthält alles, was über Naturforschung zu sagen und zu denken ist. Zuerst also die Beobachtung. Alle Naturforschung beginnt empirisch; und auf die Methode des Erfahrens kommt es an, ob sie mit Grillen oder mit Ideen enden soll. Nun hat aber, seit den Griechen, deren Behelf, leider! zu arm war, Niemand zu erfahren gewußt, wie Goethe; ja, das Erfahren ist ihm ganz eigentlich zur Kunst geworden. Die Unschuld, Reinheit, Klarheit, Schärfe und Unmittelbarkeit seiner Beobachtungen hat in der Geschichte der Naturwissenschaften nicht ihres Gleichen; und glücklich wären besonders wir Aerzte zu preisen, wenn wir mehrere Kapitel so abgehandelt besäßen, als das von den physio- und pathologischen Farben! wie sehr würde z. B. der Kreis der so außerordentlichen, unschätzbaren, sthetoskopischen Wahrnehmungen durch eine solche Bearbeitung an zuverlässiger Fruchtbarkeit gewinnen! (Ich kann mich hier unmöglich enthalten, im Vorbeigehen aus jenem Kapitel, weil sie Niemand dort suchen wird, eine Stelle einzuschalten, die mir den Kern aller pathologischen Philosophie zu enthalten scheint, wie er, nur unausgesprochen in den therapeutischen Grundsätzen des Hippokrates ruht: »Wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist, und durch welche sie zusammengehalten wird.«) — Das erste Erforderniß, zur echten Methode zu gelangen, besteht in der Selbstverläugnung. Der Naturforscher wähnt gemeinhin um so höher zu stehen, je mehr er von seinem Verstande in das Experiment hineinmischt. Allein die Natur verlangt eine tabula rasa, um darauf schreiben zu können. »Ist es der Gegenstand, oder bist du es, was sich jetzt ausspricht?“ Das ist die erste Frage im Katechismus der Naturforschung. Der Mensch, und wo möglich nur der Mensch, sey das Werkzeug des Versuches; und damit er es recht sey, sey auch Er sich früher objectiv geworden. So thue er seine Frage an die Natur; ohne diese, wie Menelaos den Proteus in Bande, oder wie Newton das Licht in eilf Schrauben (Bd. 50, S. 188) zu zwingen. Die Antwort, nachdem er das Object allseitig umfragt hat, fasse er mit kindlichem Sinne auf, wolle nicht erklären, sondern verehren, und begnüge sich, statt Theorien zu schmieden, mit der herrlichen Gottesgabe:

Digitized by Google

Anschauung; — denn das vollständige Phänomen ist die wahre Theorie, und die beste Erklärung doch nur ein idem per idem. Daher kommt es, daß kindlich frommen Gemüthern, wie Howard, Novalis, die Natur ihr Bestes, ihr Innerstes am liebsten offenbart. So entsteht jene „zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird« (Bd. 22, S. 248). Dabei darf keine der menschlichen Kräfte unwirksam bleiben; die ganze Natur und der ganze Mensch treten in ein lebendiges Verhältniß, Analyse und Synthese halten gleichen Schritt, die Weltseele offenbart sich der menschlichen, und die Naturforschung wird zur Kunst.

Nun das Resultat: die Idee; denn wie die Erfahrung das Alpha, so ist die Idee das Omega der Naturwissenschaft; und nirgends leuchtet uns ihr himmlischer Strahl, ungetrübt und glänzend wie bei Goethe entgegen. Denn die Idee kömmt von oben; und wenn Aristoteles, der zu ihr hinauf-, und Platon, der von ihr herablehrte, das Symbol zweier Seiten der Menschenbildung darstellen, so verehren wir in Goethe die ganze. Wenn er geschaut und gedacht, unterschieden und verglichen, da ward eine Welt vor seinem Geiste licht, und bescheiden nannte er das ein Apperçu, was Philosophen ein System genannt hätten. Uebrigens würde es der redliche Blick dem Genie bald gleich thun, wenn er sich liebend in die Gegenstände versenkte; »hat doch die Natur kein Geheimniß, das sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellte!« Ihre Geschöpfe sind Signaturen, ihre Begebenheiten Chiffern; aussprechen kann kein Mensch das Wort ihres Lebens, denn unsere Sprache ist arm gegen ihr Schweigen; aber es lesen zu lehren, war Goethe's Aufgabe und Verdienst. Er selbst beschreibt sein Verfahren mit dem glücklichsten Ausdrucke, wo er sagt, »daß aus der Uebersicht der Phänomene ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird« (Bd. 51, S. 209). Nie fiel es ihm ein, die ewig lebendige Natur dem Particulär-Gesetze des menschlichen Verstandes zu unterwerfen; und wenn die skeptische Schrankenlosigkeit des ersten Anschauens (Bd. 50, die Natur) auch später durch die reife Anerkenntniß nothwendiger Gesetzlichkeit determinirt ward, so blieb die Unendlichkeit unverletzt in ihren Rechten. Le grand défaut de tous les naturalistes — sagt der scharfblickende Casanova — est d'être systematiques. Il leur faut un systeme; mais celui qu'ils adoptent pour connoitre et comprendre ce qu'ils ne pourroient ni concevoir ni deviner, est celui qu'ils ont creés eux-mêmes a seconde de leur besoin. Das war es, was Goethe, nicht mit der Verzweiflung des Grüblers, sondern mit dem freien Bewußtseyn eines Geistes, der das Unendliche zu denken vermag, sich gestand; mit Kühnheit sprach er es aus: »Die Natur hat kein System; sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Gränze« (Bd. 50). Die bisherige Behandlung der Naturwissenschaften aber ließ uns bereits fürchten, daß die lebendigsten aller menschlichen Kenntnisse zu einer Nomenclatur von Begriffen ohne Anschauung erstarren möchten. In diesem Sinne war es gemeint, wenn ein verehrender Biograph von Goethe an die Erlösung der Naturwissenschaften datirt; wenn wir gleich den Alten das schöne Glück eines großen, schuldlosen, freien Blickes in das All nicht streitig machen wollen. Bei einer solchen poetischen Ansicht von der Natur (sie ist am keckſten ausgedrückt in dem Aufsatze: Natur, 50 Bd.) wäre jedoch zu befürchten, daß das All, welches wir eben zu Buchstaben und Ziffern verhärten sahen, nun in Myriaden wechselnder Gestalten sich lösend, unserm Blick auf ewig unerreichbar in fließende Unendlichkeiten auseinanderquölle; die Aufgabe der Physik aber ist — nach dem Ausdruck des eben erwähnten Schriftstellers — das Band in der Natur zu finden; „Encheiresin naturae nennt's die Chemie, spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie.« Und dieses Band ist eben die Idee. Hatte dem Dichterweisen schon frühe das Gewahrwerden des Unendlichen Staunen, und die Ahnung des Gesetzlichen Ehrfurcht abgewonnen, so daß schon der drangvolle Jüngling beim Anblicke des Straßburger Münsters nicht bunte Phantasien, sondern Gedanken von Harmonie und Ordnung lallt (s. Fr. v. Müller, Goethe in s. pract. Wirksamkeit. Weim. 1832), — so kann man doch sagen, daß damals, als unter den Ruinen von Agrigent in Sicilien das Bild der Urpflanze vor seinem Geiste auftauchte, über den Gehalt seines Daseins entschieden ward. Die Natur und der Geist begegneten sich in jenem Augenblicke — in der Idee; im aufgeschlossenen Innern der Welt, die einst „ein allverschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer“ geschienen, offenbarte sich das stille Band, das alle Dinge verbindet, der Lebenskreis, in dem sie werden und wesen, das Beharrende im Wandel, »das ewige Gesetz, wonach die Rose und Lilie blüht;« ein zarter Denker aber hat den Ausspruch gethan: »Allenthalben dieselbe heilige Nothwendigkeit wahrzunehmen, lieb

Digitized by Google

zu gewinnen, sich selbst anzubilden, — das macht den Werth eines Menschenlebens.“ Numa Pompilius hatte eine Muse, die er »die Schweigenden« nannte, und die ihm das Heiligste in seinen Einsamkeiten verkündete. Eine solche Muse wird und die Erkenntniß der Natur; sie deutet, ein stummer Genius, dem Sterblichen auf seine Gränze und Bestimmung hin, und beglückt ihn practisch, wie sie ihn innerlich beseligt; das quem to deus esse jussit wird der denkenden Creatur klar und wichtig, und der endliche, discursive Verstand nimmt gleichsam Theil an dem schaffenden Genusse des intellectus archetypus, Theil an der ewigen Liebe, Ruhe, Kraft und Seligkeit. Hier sind wir an der Gränze des irdischen Horizontes, und unser Auge verweilt einen Augenblick bei der Aussicht in ein überirdisches Gefilde. Wir ahnen dasjenige, was keine Zunge ausspricht, von dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß ist; und wie dem Geometer von jeher der Triangel, als einfachstes Schema des Urverhältnisses aller Dinge: der Entfaltung und Rückkehr in sich, — als höchstes Sinnbild gegolten hat, und gilt, — wie in den Naturwissenschaften jedes Besondere Symbol des Ganzen, das Ganze Symbol des Kleinsten ist, so wird dem für's Höchste empfänglichen Geiste die ganze Naturwissenschaft und ihre leitende Idee, das Gesetz der Metamorphose, wiederum nur Symbol sittlicher und religiöser Ideenwelten. Auch der Mensch und sein Geschlecht sind im Tiefsten ein Gebilde des Kampfes und des Aufwärtsstrebens; auch der Tod, wie das ihn bereitende Leben, ist Metamorphose; ein göttliches, unabänderliches Gesetz des Bewegens und Wirkens geht durch alle Welten (thöricht, was irgend ihm Trotz biethen will!), das Erkennen wird Pflicht, das Forschen Andacht, und »das Wissen, das bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, zumal auf einem Planeten, der, aus seinem Zusammenhang mit der Sonne herausgerissen, als Stückwerk erscheinen muß, findet seine Ergänzung im Glauben« (Goethe, bei Falk: G. aus näh. Umg. u. s. f.) — im Glauben, »der nicht der Anfang sondern das Ende alles Wissens ist.« — So bestätigt sich, trotz roher Verläumdungen, womit Unsinn und böser Wille den gottergebenen Denker nie verschonen, das alte Wort: Philosophia, leviter gustata, abducit a Deo, penitus exhausta reducit ad Deum; ist doch jedes Naturwerk immer »ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes« (G. an die Großherzogin Luise) — »der Mensch aber in der Reihe so mannigfacher Producte das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält« (G. bei Falk).

Bei diesen Gefühlen, die der Silberblick des Lebens sind, verweilt und beruhigt sich der Vertrauende. Der Forscher, überzeugt, daß ein Blick in diese Herrlichkeit für's Leben genügt, daß wir aber, je mehr wir davon aussprechen wollen, desto mehr uns in ein schaales, stammelndes Gerede verlieren, widmet sich liebevoll den schönen Erscheinungen, arbeitet wie der Goldschmid zu Ephesus am Saum des göttlichen Gewandes fort, setzt das Unerforschliche voraus, und zieht sich fürder keine Gränze. »Muß er sich denn nicht selbst voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es denn eigentlich mit ihm beschaffen sey? studiert er nicht immer fort, ohne sich jemals zu begreifen? sich und Andere? und doch geht es fröhlich immer weiter und weiter!« (Zur Morphol.) Dieses Wesen soll auch unsere Parole auf Leben und Sterben seyn, — wie es den Grund unseres Wesens ausdrückt; in rastloser Thätigkeit bewege sich die Entelechie von Sphäre zu Sphären, in immer weitern, immer hellern Kreisen! Auch in der Naturwissenschaft wollen wir dieß Gebot erfüllen, nicht ewig klauben, ausprägen und zählen, was Goethe und die Besten aus den edlen Gängen gefördert, lieber sichten, läutern, es mit dem Neugewonnenen verschmelzen, und kühn das ewige Urgestein von Frischem behauen, uns nicht Goethe's Sprüche und Formen, sondern den Geist aneignen, aus dem sie entquollen sind!

Auf diesen Geist zu deuten, seine Spuren zu verfolgen, war ich in diesen Blättern bemüht. Haben sie zur Erweckung desselben in Andern, auch nur im kleinsten Kreise, beigetragen, so sind sie nicht umsonst geschrieben.

Grundlinien des in den österreichischen Staaten bestehenden Lehenverhältnisses. Zum Gebrauche der Vasallen und der in Lehengeschäften arbeitenden Beamten. Von Joseph Prokop Freyherrn von Heinke, königl. böhmischem Landmanne, niederösterr. landesfürstl. Lehenpropste und wirkl. Regierungsrathe. Wien 1836. In der F. Beckschen Universitäts Buchhandlung. 8.

Der gelehrte Herr Verfasser, welcher die juridische Literatur bereits mit mehreren sehr schätzbaren Werken bereicherte, hat es in einem hohen Alter nicht gescheut, das Ergebniß einer 56jährigen Erfahrung der Lesewelt zu übergeben, und ich glaube, jeder, der die Früchte seiner theoretischen Ausbildung in der lohnenden Praxis sucht, wird ihm hiefür den wohlverdienten Dank nicht versagen. —

Digitized by Google

Das Lehenrecht, als Norm eines Rechtsverhältnisses, welches sich selbst überlebte, konnte nur durch den Umstand eine Aufnahme in unserem Studienplane erhalten, weil es bei der erwachten Bildung dem künftigen Staatsdiener ein wesentliches Erforderniß seyn mußte, ihn nicht unvorbereitet im Lehengeschäfte zu finden. — Allein eben diesem weisen Zwecke wird oft sehr übel entsprochen, wenn auf dem hochtrabenden Felde der Polemik, der weisheitshungerigen Bahn der Archeologie, junge Leute, welche für die practische Laufbahn vorbereitet werden sollen, bogenlange Discussionen über den Geburtstag eines der »libri feudorum,« oder einen muthmaßlichen Druckfehler speisen müssen — und in Folge dieser Ueberladung keinen wesentlichen Begriff des Lehenwesens zur Verdauung bringen. — Man lernt freilich Manches in den Studienjahren, was man wieder vergißt; — allein die erwünschte Wirkung, d. i. die Schärfung der Urtheilskraft, bleibt für immer — nicht so ist es bei dem ausdrücklich Erlernten, und den am Ende doch bloß durch die Auctorität des Lehrenden entschiedenen sterilen Discussionen des Lehenrechtes. — Alle jene, die seufzend unter der Last des mühsam erlernten Textstreites sich nach gründlichen Begriffen sehnen, finden Hülfe und Rath in dem Werke des Hrn. Verfassers vom Jahre 1831, so wie in diesem Compendium. — Daß der Hr. Verfasser durch das vorliegende Werk gerade den gerügten Gebrechen begegnen wollte, erhellt ganz deutlich aus seiner Vorrede S. IV—VI, wo er erklärt, daß »gerade die halbe Kenntniß (die man mitbringt) in jeder Gelegenheit schade, »wo es sich um eine Rechtserklärung handelt.« wo mag sie wohl nützen?! — er verspricht aber zugleich »nebst »einer deutlichen Erklärung der Grundbegriffe und Angabe »der aus diesem Verhältnisse entspringenden Rechte und Ob»liegenheiten dasjenige mitzutheilen, was die derzeitige Ge»setzgebung dießfalls vorschreibt, und in practischer Hinsicht »noch anwendbar ist.«

Wie gewissenhaft nun allen Anforderungen der versprochenen Leistung der Hr. Vers. Genüge gethan habe, wird jeder unbefangene Leser gerne anerkennen. —

Der S. 8 gestellte Wunsch des Hrn. Vers., daß die Staatsverwaltung auf die Lehenbarkeit kleiner mit großen Allodien verbundener Parzellen zu Gunsten des besseren Betriebes in national-ökonomistischer Hinsicht verzichten mögs, kann in Verbindung mit den im §. 82 aufgestellten Bedingungen einer möglichen Aufhebung der Leheneigenschaft der noch bestehenden Lehen, als ein Wink des durch eine so lange Reihe von Jahren mit dem Sachverhältnisse gewiß sehr vertrauten Practikers nur sehr beachtenswerth erscheinen.

Das ganze Werk ist im Uebrigen durch eine günstige Eintheilung und eine sehr leichte Uebersicht, wie auch die typische Ausstattung dem Gebrauche sehr zusagend, und ich bin überzeugt, daß ein zahlreiches Publicum demselben seine Theilnahme nicht versagen wird. — Dr. Herz.

Literarische Notizen.

Rabbi Joseph Ben Jesua Ben Meir, von vertriebenen spanischen Juden abstammend und 1496 n. Ch. zu Avignon geboren, dann zu Genua ansässig, schrieb mit gelehrter Nachahmung der alten hebräischen Geschichtsbücher eine Geschichte der Welt vom Anfang bis zum J. 1553 n. Ch., so daß er, obwohl mit Adam beginnend, doch die heilige Geschichte bis zur letzten Zerstörung Jerusalems übergehend und zur neuen Geschichte eilend, je näher die Ereignisse seiner Zeit liegen, desto ausführlicher sie beschreibt. In Europa, wie sich aus seinem Wohnorte erwarten läßt, vorzüglich nur von der Geschichte Italiens und Frankreichs ausgehend, wendet er als Jude doch seine Augen am liebsten gegen Osten, und erzählt mit Vorliebe die Schicksale des heil. Landes. Daß die Gesinnung des Historikers ganz die seines Volkes ist, und er sogar die Islamiten lieber sieht als die Christen, erklärt sich aus der Geschichte jener Zeiten hinlänglich; ja es ist dieß wohl der einzige, wenigstens der größte geschichtliche Nutzen des Werkes, daß man darin die über die Juden im Mittelalter und noch im 16ten Jahrhundert verhängten Leiden nicht, wie sonst gewöhnlich, aus christlicher, sondern aus rein jüdischer Ansicht erzählt findet. Die hebräischen Ausgaben dieses Werkes, sowohl die erste zu Venedig 1554, als auch die folgenden, sind sehr selten, und selbst auf größeren Bibliotheken nicht zu finden; um so wichtiger ist die englische Uebersetzung, welche im vergangenen Jahre zu London erschienen ist: The Chronicles of Rabbi Joseph ben Josua ben Meir, the Spheardi (d. h. dem Spanier). Translated from the Hebren by C. H. F. *Bialloblotzky*. Vol. I. Published for the Orient. Transl. Fund. XX. und 440 S. 8. Dieser Theil geht bis zum J 1520; der zweite wird die Geschichte der Jahre 1520 bis 1553 enthalten.

In Petersburg erregt ein neuer sibirischer Roman von dem durch seine »Reise nach Jakutsk« und seine Erzählung »der Verwiesene« bekannten N. Stschukin viel Interesse. Er hat den Titel: »Die Wasserfälle in Angara.« In eine einfache Begebenheit ist die Beschreibung jenes von vulkanischen Erschütterungen vielfach heimgesuchten Landes, eine Schilderung der Lebensweise der Buräten, namentlich ihrer Jagden, verwebt, welche die große Localkenntniß des Verf. bekunden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

21. Sonnabend, den 12. März **1836.**

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Erlangen, Verlag von C. Heyder 1834. 8. 436 S.

Ein neuerer, sehr achtenswerther Dichter meint, die Welt sey zu alt und zu kalt geworden für die Dichtkunst; und man kann Beides in gewissem Sinne zugeben: obgleich er unstreitig weit richtiger gesagt hätte, sie sey zu tief aufgeregt von politischer Parteysucht, und zu eifrig beschäftigt mit Geldspeculationen, Dampfbooten und Dampfwägen, Fabriken und Eisenbahnen, als daß sie sich den lebendigen Sinn für eine Kunst hätte bewahren können, welche so wenig geeignet ist, sie in den bezeichneten Richtungen zu fördern. Desto erfreulicher ist es, daß trotz der Hast und Entschiedenheit, mit welchen sie sich in diesen Richtungen bewegt, zwei neuere Dichter, Uhland und Friedrich Rückert, dem deutschen Publicum einen so allgemeinen Antheil abgewonnen haben, daß von dem ersteren bereits die neunte Auflage erscheinen konnte, und der letztere eine nicht minder entschiedene Anerkennung seines Verdienstes gefunden hat. Referent glaubt nämlich darin einen sehr trefflichen Beweis zu sehen, es sey mit der kernhaften Gesundheit des deutschen Volkes, wenigstens bis auf diesen Augenblick — denn wer möchte für die Zukunft stehen — noch nicht so weit herabgekommen, daß sich ihm so ganz allgemein und unbedingt die Ueberzeugung aufgedrungen hätte, es sey das höchste und letzte Interesse, die höchste und letzte Aufgabe der Menschheit, Dampfwagen zu bauen, und Eisenbahnen anzulegen; und alle Weisheit, deren sie im bürgerlichen und Privatleben bedürfe, lasse sich aus keiner andern Quelle so rein und lauter schöpfen, als aus guten Lehrbüchern der Mechanik und der Gewerbskunde. Denn die Mechanik, so Wundervolles sie auch leistet, has ja doch unter allen ihren Formeln, auch nicht eine einzige, nach welcher die sittliche Kraft im Menschen erhöht, gestärkt, und ihrem Ziele zugelenkt würde, und da Staat und Familie nur durch diese Kraft bestehen und erhalten werden können; da alles Gute, Große und Schöne, was gewirkt und geschaffen wurde, nur durch sie geschaffen wurde, und nur aus ihr hervorgehen konnte, da die Zeit von den Uebeln, an welchen sie leidet, nur durch sie genesen, und das Elend, welches sie bedroht, nur durch sie gebämmt und gemindert werden kann: so darf gewiß mit vollem Recht eine tröstliche Erscheinung genannt werden, was irgend beweist, daß diese Zeit, wie entschieden die materiellen Interessen und Bestrebungen in ihr auch hervortreten und sich hervordrängen, sich dennoch, zum Theil wenigstens, Sinn und Gemüth für das erhalten habe, was sie am meisten und am dringensten bedarf; für geistige Erhebung.

Das Element geistiger Erhebung ist im einzelnen Menschen, wie in der Menschheit, als ein Unzerstörbares vorhanden, wie es auch durch die sinnlichen und materiellen Tendenzen des Lebens, oder durch was immer für Einwirkungen anderer Art, beschränkt, gehemmt und herabgedrückt werden mag; und der Beruf der Dichtkunst ist es vor jeder andern Kunst und Lehre, jenen göttlichen Funken zu nähren und lebendig zu erhalten. Es gibt daher keine echte Poesie, ohne geistige Erhebung; das heißt, ohne das Anknüpfen der Zwecke des Lebens an die Idee sittlicher Freyheit und einer sittlichen Weltordnung. Je inniger und lebendiger in den Werken eines Dichters diese Idee sich abspiegelt, um desto näher steht er dem höchsten Ziele aller Poesie; und nach diesem Maßstab gemessen, darf Rückert zu den ausgezeichnetsten Dichtern aller Zeiten gezählt werden. Denn jedes, auch das kleinste seiner Gedichte durchweht der lebendige Hauch geistiger Erhebung, seine Auffassung der Natur, wie des Menschen; der Freude, wie des Schmerzes; sein Tiefsinn, wie sein Scherz tragen dieses Gepräge; und die Verklärung der sittlichen Freyheit, die Verherrlichung der Herrschaft des Geistes über die Materie ist die Seele alles seines Dichtens, von welchem Puncte dieses auch ausgehen, oder auf welchen es sonst auch immer gerichtet seyn möge.

Wenn geistige Erhebung die Seele aller echten Poesie genannt werden muß, so ist es klar, daß in ihr allein das Eigenthümliche des einzelnen Dichters nicht gesucht werden kann. Eben so wenig aber darf sie in einem Zufälligen der Form, oder wohl gar in einer dem Dichter habituell gewordenen Manier gesucht werden. Sie ist bei dem ausgezeichneten Dichter etwas Höheres und Besseres; der Reflex nämlich der Eigenthümlichkeit seines Geistes und Gemüthes, und als solcher ein eben so geistiger und wesentlicher Bestandtheil seiner Poesie, als seine Hingebung an die Idee sittlicher Freyheit selbst. Daß

Digitized by Google

aber das Leben und Weben in dieser Idee bei Rückert nicht nur mit der höchsten Innigkeit, sondern mit einer kaum bei irgend einem andern Dichter anzutreffenden Entschiedenheit und Unbefangenheit; daß es dabei bei aller Tiefe mit der reinsten Klarheit, und mit einer bezauberten Milde sich ausspricht: das ist es, was Ref. als das Charakteristische seiner Poesie bezeichnen zu dürfen glaubt; was ihn seinen Zeitgenossen so werth gemacht hat, und was ihm für alle Zeiten seine Stelle unter den edelsten und liebenswürdigsten Sängern seines Vaterlandes sichert.

Noch eines andern, Rückert eigenthümlichen Vorzuges, muß Referent insbesondere erwähnen. Ganz unähnlich, nämlich jenen Dichtern, die im bequemen Vertrauen auf das die Eitelkeit so sanft wiegende: Poeta nascitur, es durchaus überflüssig finden, ihren Geist gründlich durchzubilden, hat Rückert, nachdem er sich durch die vielseitigsten Sprachstudien dazu vorbereitet, die geistigen Schätze der entferntesten Zeiten und Länder sich zugeeignet, wie groß auch der Reichthum war, mit welchem die Natur selbst ihn ausgestattet hatte; und er selbst ist der rüstige Kauffahrer, von dem er Seite 66 singt, der mit den edelsten Erzeugnissen aller Zonen beladen, in sein Vaterland zurückkehrt, um sie diesem zuzuwenden, dessen er nie vergessen, und für welches er sie gesammelt hat.

Nun hab' ich weit die Welt durchmessen,
Zur Heimat' lenk' ich wieder ein.
Der Heimat hab ich nie vergessen;
Es scheint sie hat vergessen mein.
Hier machten, seit ich durch die Welten
Umhergeschweift, sich Andre gelten,
Und Niemand darf ich d'rum bescheiten,
Als mich nur, mich allein.

Nun aber will ich hier mich regen
Mit neuem Muthe, der mir schwoll;
So will ich in das Zeug mich legen,
Daß mir kein Gegner stehen soll.
Was ich geeert auf weiten Pfaden,
Gekreuzt an fernen Meergestaden,
In fremden Strömen was gebaden,
Macht erst die Kraft mir voll.

Ein Kram ist's, den ich aus will legen,
Der Aller Augen blenden soll.
Gesammelt hab' ich euretwegen
Aus Land und Meer der Schöpfung Zoll;
Ihr Kunden seyd nun eingeladen,
Nicht schad' es mir an euern Gnaden,
Seht ihr den aufgethanen Laden
Vom besten Weltgut voll.

Die Kunden werden sicher nicht fehlen, wenn sie irgend noch wissen — was sie am meisten und am dringensten bedürfen.

M. Enk.

Mein Nachwort zu Herrn Adolph Schmidl's Vorwort (in dessen Werke: Wien's Umgebung im Umkreise von zwanzig Stunden. Wien bei Gerold 1835).

Vor einigen Tagen erhielt ich dieses Werk zur Durchsicht und ich freute mich im Voraus auf das Gute, das ich darin zu finden hoffte. Aber schon in dem Vorworte komme ich auf eine Stelle, die mehr als nicht gut ist, die mein Rechtlichkeitsgefühl zu ihrer näheren Beleuchtung auffordert; sie heißt:

„Um nicht eines Plagiats beschuldigt zu werden, muß ich »bemerken, daß ich mein Manuscript Hrn. Reil auf dessen »Verlangen mittheilte, welcher in seinem Werke: Das Do»nauländchen der k. k. Patrimonial-Herrschaften ꝛc. ꝛc. einige »Notizen über Streitwiesen, Heiligenblut u. s. w. wörtlich »aufnahm.«

Ich erstaunte. Das hätte ich von Hrn. Schmidl nicht erwartet; nicht erwartet, daß er, ein Schriftsteller, der sich Achtung erworben hat, auf Kosten derselben und jener, die er als solcher dem Publicum schuldig ist, sich nicht scheuen würde, seine Bemerkung mit einem Zusatze so übergewichtiger Unwahrheit zu verunreinigen. Daher, so ungern ich an meinem anspruchslosen Schreibepulte mit andern als an Frieden gewöhnten Gedanken stehe, kann ich zur angeführten Bemerkung des Hrn. Schmidl, die wie eine mich selbst des Plagiats anschuldigende Stimme lautet, denn doch nicht umhin, auch etwas bemerken zu müssen, und auf Achtung vor dem Publicum in aller Schlichtheit deutlich zu machen, was daran wahr und was falscher Auswuchs ist. Hr. Schmidl selbst mußte schon längst erstaunen, daß bisher keine Rüge noch von mir erfolgte.

Vor anderthalb Jahren begegnete mir Hr. Schmidl auf dem Glacis vor dem Burgthore und äußerte seine freudige Theilnahme an der baldigen Erscheinung meines »Donauländchen« (die ich am 8. Mai 1834 öffentlich angekündigt hatte), auch unter Andern, daß schon mein (im Jahre 1823 erschienener) „Wanderer im Waldviertel« ihm gut zu Statten komme, und dann, daß er gedenke, nächstens selbst einen Theil der Gegend meiner angekündigten Beschreibung zu bereisen. Deßhalb machte ich ihn auf einige interessante Ortschaften aufmerksam, auf die alten Fenstergemälde, Altarbilder und Grabmäler in den Kirchen zu Laach, Weiten, Pöggstall, Streitwiesen, Heiligenblut (wo sich auch ein sehenswerthes Sanctuar befinde), und zu Ranna, wo ich einige Grabsteine aus dem hohen Schutte der niedergerissenen Klosterkirche mir mühsam hatte hervorgraben und aufstellen lassen.

Bei einer zweiten Begegnung, — als Hr. Schmidl von seinem Ausfluge zurückgekommen war, und die erste Abtheilung meines Werkes schon unter der Presse ging, — sprachen wir wieder über die benannten Gegenstände, auch von dem Heiligenbluter Judenbilde, dessen Erklärung ich aus dem im

Digitized by Google

Capellchen hängenden Berichte abgeschrieben hatte. Diese Abschrift war Hrn. Schmidl willkommen; er ersuchte mich darum; mit Vergnügen sagte ich sie ihm zu, und bath ihn zugleich um eine Gegengefälligkeit. Meine Notiz nämlich, die ich über das Sanctuar und die Fenstergemälde in Heiligenblut dort aufgesetzt hatte, war durch das hier, eben vor der Abschrift umgestoßene Tintenfaß unleserlich geworden. Ich sagte Hrn. Schmidl, ich möchte selbe doch nicht gern aufgeben, und es wäre eben noch Zeit, mit Hülfe der Einsicht in die seinige, und meines Gedächtnisses, sie vor der Ablieferung der zweiten Abtheilung meines Manuscriptes an die Censur einigermaßen wieder herzustellen. Hr. Schmidl versprach mir die Mittheilung. Ich besuchte ihn deßhalb und er gab mir ein einzelnes Quartblatt mit, um den Inhalt für mein Werk zu benützen. Das Blatt enthielt freilich weniger, als meine frühere Notiz; doch dieute es mir, selbe, wenn auch nicht gänzlich wie vorher, noch so auszustatten, wie sie im »Donauländchen« auf der Seite 212 und 213 mit beiläufig vierzig Zeilen vorkommt.

Dieses einzelne Quartblatt war das Einzige, was Hr. Schmidl mir von seiner Handschrift gab; das nämliche Manuscript, welches Wort, wie es in seiner Bemerkung angebracht ist, klingt, als sey es ein Volumen, Hrn. Schmidl's ganzes handschriftliches Buch gewesen; das nämliche, worin Nichts von »Streitwiesen« und einem »u. s. w.« erwähnt wurde. Freilich hätte — ich erkenne es jetzt, bin belehrt und werfe mir mein Verfehen vor, — hätte ich, da ich doch übrigens alle Quellen, oft selbst des Geringfügigsten so gewissenhaft angab, den Dank, den ich bei Zurückstellung dieses Quartblattes abgestattet hatte, in dem Vorworte meines Buches oder auf der Seite 212 wiederholen sollen, wie ich auch auf der Seite 142 meinen Dank an Herrn Keiblinger nicht unterließ, wie wohl dieser meine öffentliche Anerkennung seines freundschaftlichen Antheils immer alles Ernstes von sich abgelehnt und doch so unermüdlich mitgewirkt, mit wahrer Bienenemsigkeit seine historischen Aufsuchungen und Andeutungen mir zugetragen hatte, frei von allem Eigennutz und Dünkel, aus reinem Antriebe für das Löbliche meines mir gewiß nicht leicht gewesenen Unternehmens. Aber hätte nicht auch Hr. Schmidl etwas anhaltender in seiner Freundschaftlichkeit seyn, und meine im Druck vergessene Danksiederholung im Stillen gegen die Vergeßlichkeit abrechnen können, in welcher er meiner Aushülfe auch nicht öffentlich gedachte, die er aus dem „Wanderer im Waldviertel« in seinem oben angeführten Buche z. B. zu den Berichten von Rosenburg, Altenburg, Greilenstein, Drei-Eichen und besonders Mörderdorf so treuherzig zunahm? Wie konnte er, dem ich Mittel zutraue, auf eine wertvere Art sein schriftstellerisches Talent geltender zu machen, sich beigehen lassen und der Versuchung nachgeben, in diesem seinem nämlichen Buche den Gebrauch einer kleinen Notiz, zu welchem er sich mit mir für den Austausch der meinigen einverstanden hatte, hinter meinem Rücken zu verdächtigen? Was hatte er nöthig, noch gar die Unwahrheit beidrucken zu lassen, er habe mir auch Notizen von Streitwiesen u. s. w. mitgetheilt, die ich wörtlich aufgenommen? Das ist mir denn doch zu viel gedruckt; und das in dem nämlichen Buche, worin er sich nicht scheute, an dem meinigen, das er anklagt, sich stillschweigend selbst Ersatz für die Mittheilung seiner Heiligenbluter Notiz zu nehmen; bei welchen Stellen? das wird Hr. Schmidl, wenn er die Hand aufs Herz legt und aufrichtig zu sich sprechen will, am Besten wissen. Nur eine hebe ich hier heraus, die, welche auf der 393. Seite des ersten Bändchens das Grabmal Augusts von Sinzendorf beschreibt, welches Hr. Schmidl als in Pöggstall befindlich angibt. Ich frage, wo denn in Pöggstall — hat er dieses Grabmal gesehen? Mir hat man es nicht gewußt aufzuweisen, und ich war doch früher dort als Hr. Schmidl und hatte schriftliche Besugniß, dergleichen mir sehen zu lassen. Die Grabschrift aber habe ich gelesen, aus einer mit vergoldeten Buchstaben und Zeichnungen versehenen Kupferplatte, die mir nebst derlei anderu aus der Amtskanzlei vorgelegt wurde und wahrscheinlich das Muster vorstellte, nach welchem sie auf dem Grabmale angebracht war oder werden sollte. Diese Grabschrift schrieb ich ab, weniger, weil ich ihrer als eines Mitbeleges bedurfte, daß »August v. Sinzendorf, Freiherr auf Ernsprun« auch »Herr zu Rogendorff in Pöggstall« war, als — weil ihre sinnbildige Darstellung irdischer Vergänglichkeit mir aufgefallen war. Allein das Grabmal selbst konnte ich denn doch nicht als in Pöggstall befindlich angeben. Denn daß die Kupferplatte, von der man mir ebenfalls nicht zu sagen wußte, wie sie nach Pöggstall gekommen ist, sich dort noch vorfindet, ist kein Beweis, daß der Leichnam dort beigesetzt worden; und die Wörter: Hierinnen ruhet ꝛc. ꝛc. ꝛc. konnten eben so gut Ernsbrun als Pöggstall bedeuten, oder auch Pressburg, wo, laut der Kupferplatte, dieser August v. Sinzendorf gestorben ist. Und dennoch bemerkte Hr. Schmidl das Dasein dieses Grabmales als in Pöggstall. Da nun aber dieses Grabmal nicht dort ist und ich Erweis in der Hand habe, daß die Grabschrift aus der Kupferplatte Niemand nach mir, auch ämtlichen Wissens nach, Niemand vor mir abgeschrieben hat; so dürfte es doch höchst wahrscheinlich seyn, daß Hr. Schmidl dieselbe aus meinem »Donauländchen« benützte.

Uebrigens sind die geneigten Leser des »Donauländchen« von mir überzeugt worden, mit welcher Sorgsamkeit und aus welchen authentischen Quellen ich gesammelt und geordnet habe, wo hingegen Hrn. Schmidl gewiß nicht mehrere Urkunden zum Gebrauche vorgelegt wurden, wie mir, der ich durch ämtliche Zugnisse befugt war, aus den Archiven Belege zu sammeln. Auch hätte Hr. Schmidl, wie es ohnehin nicht sein Zweck war, noch seyn konnte, den historischen

Digitized by Google

Theil seines Werkes so ausgedehnt zu geben, wie ihn eine Monographie erfordert, sich wohl schwerlich die Mühe gegeben, so viele Documente durchzulesen, geschweige in den Quellen der zugeschickten Excerpten aus schon gedruckten Berichten, wie auch in den mir nur angedeuteten Quellen selbst nochmahl nachzusehen. Daher wird man mir auch, glaube ich, wohl zutrauen, daß ich nicht bedurfte, meine Aufsätze, die früher fertig waren, als jene des Hrn. Schmidt, auch wenn er mir deren mehrere mitgetheilt hätte, erst nach seinem Berichtsstyle wörtlich umzumodeln.

Da Hr. Schmidt einsieht, daß ich mir dieses Nachwort schuldig war, und es ebenfalls als einen vollgültigen Beitrag zu seinem Werke anerkennen muß, so wird er aus Achtung vor seinen Lesern bei der zweiten Auflage seines Vorwortes, nicht anstehen, seine zuvor angeführte Bemerkung, unserm beiderseitigen Gefühle und Bessersein entsprechend, zu ändern.

Friedrich Reil.

Literarische Notizen.

Wenn Wieland in der ersten Hälfte seines Oberon fast durchgehends dem altfranzösischen Volksbuche: Huon de Bordeaux folgte, hat er es, wie bekannt, in der zweiten, und besonders gegen das Ende, völlig unbeachtet gelassen. Wir glauben mit Recht; demungeachtet können wir nicht umhin, zwei Stellen daraus mitzutheilen, die zu treffend den Geist jener Zeit bezeichnen, der sie ihre Entstehung verdanken. Hüon segelt unter andern bei dem großen Strudel vorüber, welcher den persischen Meerbusen mit dem kaspischen Meere vereinigt. Hier sieht er einen nackten Menschen, der sich in den Wogen herumschlägt, und um dessen Schultern ein Stück weißes Tuch flattert. Hüon läßt das Schiff halten, und fragt ihn, wer er sey? Dieser antwortet, er wäre Judas, und verurtheilt, bis zum jüngsten Gerichte die schreckliche Marter auszustehen, von den unermeßlichen Wogen, die der Strudel in sich zieht und wieder ausspeit, ohne Ruhe geschlagen zu werden. Auf dessen Klage, daß ihm sein göttlicher Herr und Meister nicht auch, wie den übrigen Aposteln die Kraft verliehen, der Versuchung zu widerstehen, entgegnet Hüon: »Tu l'aurois eue, si tu l'avois aimé; mais dis-moi, quelle est cette toile qui flote autour de toi?« — „„Hélas! elle m'est laissée, pour me défendre un peu contre la mer en fureur, parce que je la donnai pour l'amour de mon maitre, et qu'il n'est aucune oeuvre perdue, quand on l'a faite en son nom[1].““ Ein anderes Mal sieht Hüon auf einer Wiese ein großes Faß, mit eisernen Reifen gebunden, auf ihn zurollen; er hält es mit einem eisernen Hammer, der vor ihm liegt, an, und eine klagende Stimme läßt sich von innen heraus also vernehmen: Wer bist du, der du meine Pein einen Augenblick stillst? Hüon erwiedert, er sey ein Mensch und wolle ihm helfen, wenn er könne, doch müsse er vorerst wissen, mit wem er es zu thun habe. „Ah! je suis le malheureux *Caïn:* pour me punir du meurtre de mon frere, l'Eternel m'enferma dans ce horrible coffre pleine de serpens et de pointes ardentes, dont je suis déchiré sans pouvoir mourir. Mais tu m'as promis ton secours; sers-toi de ce maillet et dépêche-toi de me délivrer.“ — „„Je m'en garderai bien; je n'irai point contre la volonté du Très-Haut.““ — „Ah! traître, pourquoi me l'as-tu donc promis?“ Hüon zieht seines Weges weiter.

[1] Corps d'Extraits de Romans de Chevalerie par Mr. le comte de Tressan. Paris 1784. p. II.

Aufforderung an Gelehrte.

Ich habe die Herausgabe eines

Biographischen Lexikons der Alterthumsforscher seit dem 15ten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit; sowohl des In- und Auslandes,

übernommen, um der Zukunft ein Werk zu bereiten, in welchem über die literarisch-wirksamen Männer der Vergangenheit und Gegenwart genügende Auskunft ertheilt werden soll. Schon seit Jahren dafür thätig, kann ich allein die unendlichen Schwierigkeiten auch durch den ausdauerndsten Fleiß nicht beseitigen, wenn nicht aufmerksame und thätige Theilnahme der Gelehrten selbst Hülfe bringt. Diese Hoffnung darf ich hegen, und auf Erfüllung der Bitte um Autobiographien, um biographische Beiträge und Lebensbilder von Gelehrten, Freunden und Beförderern der Alterthumswissenschaft vertrauen. Für alle solche Denkmale steht das Werk offen. Ich bitte daher recht bald, auf dem Wege des Buchhandels durch die Hinrichsche Verlagshandlung oder portofrey, um Nachricht über gefällige Mittheilungen.

Leipzig. Dr. S. J. W. Hoffmann.

Ueber Ferrand's Novellen (Berlin 1835) sagt ein ausländisches Blatt ganz treffend: »Einige Empfindung, noch mehr Empfindeley, Wohlgefallen an hinbrütender Wehmuth, Sehnsucht ohne Tiefe und Ernst, ganz artig mit Worten zusammengestuzt, in Romanentou gekleidet, und die Ergebnisse Novellen genannt, bilden den Charakter dieser Schrift.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

22. Mittwoch, den 16. März 1836.

Poesie und Moral.

Das Verhältniß der Poesie zur Moral scheint zu unserer Zeit keiner weiteren Erörterung zu bedürfen. Daß ein Gedicht die reinsten moralischen Grundsätze aussprechen, und, als Gedicht darum nicht minder durchaus schlecht seyn könne, der sittliche Gehalt also nirgends als Maßstab für den poetischen, die Poesie selbst aber nicht als eine Dienerin und Handlangerin der Moral angesehen werden dürfe; darüber ist man im Ganzen einig. Und dennoch ist die Poesie mit der Moral durch ein so enges und inniges Band verbunden, daß diese von ihr nicht getrennt gedacht werden kann, und jene nothwendig sich selbst zerstören müßte, wenn sie dieses Band zerreißen wollte, oder zu zerreißen vermöchte.

Daß sie dieses gar nicht vermag, das beweist am besten, wie fest jenes Band ist, und wie es nicht als ein zufälliges, von der Willkühr abhängiges, sondern als ein inneres und nothwendiges bestehe. Denn wie groß man sich die sittliche Entartung eines Zeitalters auch immer denke: man kann sie sich nie bis zu einem solchen Grad gediehen denken, daß die sittliche Idee im Leben selbst dadurch aufgehoben würde, und ihr Gegentheil als herrschendes Princip an ihre Stelle träte. Wäre ein solcher Grad von Entartung denkbar: so würde mit dem Verschwinden der sittlichen Idee aus dem Leben zugleich alle gesellschaftliche Verbindung selbst aufhören, und der Mensch zum thierischen Naturzustand herabsinken. Besteht aber die sittliche Idee als ein Nothwendiges im Leben: so besteht sie *als ein solches* auch in der Poesie. Denn diese selbst ist ja nichts Anderes, als ein Abbild des Lebens; wie selbstständig sie bei ihren Schöpfungen auch verfahre, wie sie den Farbenton der gemeinen Wirklichkeit auch erhebe, und wie sie auch Alles entferne und ausscheide, was die Verbindung der einzelnen Theile zu einem harmonischen Ganzen stören könnte. Ist es nun aber die Aufgabe aller Poesie, auf diese Weise wahr und naturgetreu zu seyn, wie kann sie die sittliche Idee, als das höchste und letzte Gesetz des Lebens, dessen Abbild sie seyn soll, verläugnen, ohne mit demselben in einen Widerspruch zu gerathen, und ohne dadurch unwahr und zur Unnatur zu werden?

Um ganz zu begreifen, wie innig der Zusammenhang zwischen Poesie und Moral ist, muß man diesen aus dem Gesichtspuncte des Verhältnisses der ersteren zur Reflexion erfassen. Denn obgleich die Reflexion an sich selbst nie Poesie seyn kann: so ist doch ihr Verhältniß zur Poesie darum nicht minder ein sehr bestimmtes. Auch dieses Verhältniß besteht für die Poesie, weil ein bestimmtes Verhältniß alles Handelns und Empfindens zur Reflexion im Leben selbst besteht. Es gibt nämlich kein Handeln ohne innere, der Reflexion angehörende Gründe; und es gibt, außer momentanen, instinctartig wirkenden Empfindungen, eben so wenig eine von der Reflexion ganz unabhängige Empfindung; obgleich bald ein einzelner starker Eindruck, bald eine Reihe an sich selbst schwächerer, aber homogen wirkender Eindrücke, ein bestimmtes Handeln erzeugen, und der Empfindung ein bestimmtes Gepräge geben können, ohne daß die beiden zum Grunde liegenden und der Reflexion angehörenden Vorstellungen im Bewußtseyn zur Klarheit gediehen wären. Eine solche Unklarheit ist aber mit den Zwecken des Dichters durchaus unvereinbar, und er kann sie nur dort brauchen, wo sie selbst Bedingung eines bestimmten Handelns oder Empfindens ist. Da er auch bei seiner Darstellung des Handelns und Empfindens nicht mit der Umständlichkeit, und nach Art und Weise des Psychologen verfahren, und die Gründe von Beydem nicht, wie dieser, zergliedernd darlegen kann, so wird er auf Beyde das Licht von einer andern Seite her fallen lassen müssen; durch Darlegung der innern, der Reflexion angehörenden Gründe

Digitized by Google

nämlich, wodurch das Handeln, wie die Empfindung bestimmt wird. Will er das nun als Dichter thun: so wird jene Darlegung schon darum, weil sie eine lebendige und sinnlich anschauliche seyn soll, der Klarheit und Bestimmtheit nicht ermangeln dürfen; um so weniger, da ihm dafür immer nur ein beschränkter Raum zu Gebothe steht. Eben so wird er gezwungen seyn, wie sehr die poetische Darstellung von Charakteren und Empfindungen auch Eigenthümlichkeit verlange, bei jener Darlegung zu den allgemeinen Gründen hinaufzusteigen, weil alles Besondere und Eigenthümliche eben nur in einem Allgemeinen eine feste Unterlage findet, und nur dadurch in voller Klarheit hervortreten kann. Da nun alle Gründe des Handelns, wie der Empfindung, eine bestimmte Beziehung zu einer sittlichen Ansicht des Lebens haben, und zwar eine um so entschiedenere, je allgemeiner sie ausgesprochen werden, so wird der Dichter, indem er sich der Reflexion bedient, und die Reflexion anregt, wenn er uns ein treues Bild des Lebens geben will, eine solche Ansicht desselben nicht verläugnen können.

Darum kann es nur der einzelne Dichter, nie aber die Poesie, zu einem Schisma mit der Moral bringen. Denn da es die Aufgabe aller Poesie ist, über der Verworrenheit der gemeinen Wirklichkeit zu schweben; da es ihre Aufgabe ist, was in dieser mißklingt in Harmonie aufzulösen, was sich feindselig bekämpft zu versöhnen, und Alles was die Brust des Menschen bewegt, in reiner Form darzustellen, und zu einem befriedigenden Abschluß zu führen: so muß sie sich zu jener Idee erheben, und an jener Idee festhalten, in welcher allein die Wirren des Lebens ihre Lösung und ihren Abschluß finden; nämlich zur Idee einer sittlichen Weltordnung. Die Poesie tritt daher nicht nur überall nothwendig mit sich selbst in einen Widerspruch, wo sie mit der höchsten sittlichen Idee des Lebens in Widerspruch geräth, oder gegen sie ankämpft, sondern sie ruft auch, weil diese Idee dem Leben zum leitenden Stern gegeben, und darum als eine unverwüstliche im allgemeinen Bewußtseyn vorhanden ist, eben so nothwendig den Widerspruch hervor; eine Behauptung womit das Zeugniß der Geschichte im vollkommsten Einklang steht.

Wenn man jedoch dieses Zeugniß richtig verstehen will, so muß man einerseits die Vorstellung einer idyllischen Sittenreinheit, wie wir sie nur bei sehr kleinen, in patriarchalischer Einfalt lebenden Völkern finden, und andererseits die Vorstellung einer Sittenstrenge entfernen, wie wir sie ebenfalls fast immer nur bei kleinen, armen, und mit hartem Druck, oder mindestens mit der Beschränkung ihrer äußeren oder inneren Verhältnisse kämpfenden Völkern antreffen. Wo die gemeinschaftlichen Verhältnisse und Interessen sich vielseitiger entwikeln, und sich mannigfaltiger gestalten, da ist es um jene idyllische Reinheit und jene patriarchalische Strenge der Sitten überall geschehen. Auf gleiche Weise darf die Würdigung des sittlichen Gehalts eines Zeitalters weder nach einzelnen ihr eigenthümlichen Vorzügen, noch nach einzelnen in ihm herrschenden Fehlern, geschweige dann nach einzelnen Thatsachen gemessen werden, die nie einen andern, als einen unzuverlässigen, und ganz nach Willkühr zu brauchenden Maßstab abgeben können. Der einzige wahre und sichere Maßstab für den sittlichen Gehalt jeder Zeit ist die Kraft und Lebendigkeit, mit welcher die sittliche Idee im geistigen Bewußtseyn derselben vorhanden ist, und auf die thätigen Bestrebungen derselben einwirkt. Wie diese Idee im einzelnen Menschen, wenn sie klar und lebendig ihm aufgegangen, trotz alles Irrens und Sinkens, ihn nicht richtungslos sich verirren, und nicht bis zur sittlichen Unkraft herabsinken läßt, sondern fortwährend zum Streben nach dem Besseren und zur Verachtung gegen alles Gemeine, Niedrige und Schlechte ihn anregend, alle seine Bestrebungen, und selbst seine Verirrungen veredelt, so auch im Leben ganzer Völker und Zeitabschnitte. Wo die sittliche Idee im geistigen Bewußtseyn eines Volkes oder eines Zeitalters lebendig aufgegangen: da drückt sie dem ganzen Leben und Streben desselben ihren Stämpel auf; gleichviel, wie dieses Streben sich eigenthümlich gestalte; ob als Begeisterung für die Freyheit, wie in Griechenland, als Begeisterung für Religion, Ehre und Liebe, wie in der Blüthezeit des Ritterthums im Mittelalter; oder für Kunst und Wissenschaft, wie zur Zeit der Wiedererweckung Beider — indem eine solche Begeisterung jederzeit nur in sittlicher Erhebung Halt und Abschluß finden kann. Mit dem Aufschwung einer solchen Begeisterung steht aber immer der Aufschwung der Poesie in geradem Verhältnisse, weil Beide, Poesie und Leben, in den einem Punct der sittlichen Erhebung zusammentreffen, und dadurch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das Leben selbst zur Poesie wird. Wo hingegen die sittliche Idee im Bewußtseyn eines Volkes oder eines Zeitalters getrübt und verdunkelt wird, es sey durch Ueppigkeit und die Ausbildung einer die Rechte der Sinnlichkeit einseitig begünstigenden Philosophie, durch Druck, religiöse oder politische Par-

Digitized by Google

teisucht, oder durch die Richtung auf rein materielle Interessen: da sinkt, erschlafft und ermattet mit dem Leben zugleich die Poesie, weil in jenen Bestrebungen für Beide weiter kein Element der Erhebung vorhanden, und der klare Blick für eine unbefangene naturgetreue Auffassung der rein menschlichen, wie der gesellschaftlichen Verhältnisse für Beide getrübt ist. Da tritt ein entschiedener Widerstreit zwischen Poesie und Moral hervor, und von zwei Fällen ergibt sich dann der eine, oder der andere; entweder die sittliche Gesinnung macht in der Poesie in einer einseitigen prosaisch-didactischen und prosaisch-satyrischen Richtung ihre Rechte geltend, wie das im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert bei uns der Fall war, oder die Poesie sinkt, wo die sittliche Erschöpfung sich gleichförmig über alle Stände verbreitet hat, wie in den späteren Zeiten Roms, mit dem Leben zugleich zur gänzlichen Nichtswürdigkeit und Gehaltlosigkeit herab, bis beide durch gewaltsame Erschütterungen in einer neuen Gestaltung der Dinge die Kraft zu einem erneuerten Aufschwung gewinnen.

Diese Ansicht von dem Verhältniß der Poesie zur Moral im Allgemeinen weist von selbst aus, wie dieses Verhältniß im Besondern, das heißt bei dem einzelnen Dichter sich darlegen müsse. Von dem Dichter verlangen, daß er sein Werk zu einem moralischen Exempelbuch, und die Poesie zu einer Handlangerin der Sittenlehre mache; daß er nur tugendhafte Charaktere schildere, und überall ein Bild der höchsten Sittenreinheit aufstellen solle, hieße das Wesen der Poesie auf die engherzigste und widersinnigste Weise verkennen. Wenn die Poesie ein treues Abbild des Lebens seyn soll, so muß sie das ganze Leben und den ganzen Menschen umfassen; seine Irthümer, seine Schwächen, seine Leidenschaften und seine Laster, wie seine sittlichen Anlagen und seine erhabensten Tugenden; sie muß in die finstersten Abgründe seiner Brust hinabsteigen, wie sie sich mit ihm über die Erde erheben, und ihn auf seinem Flug zum Himmel begleiten muß. Die patriarchalische Reinheit der Sitten hatte, was seine mythische Geschichte beweist, Griechenland schon lange verloren, als die Poesie dort ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Je mannigfaltiger aber, je verwirrender, widersprechender und zum Theil je empörender die Erscheinungen der sittlichen Welt an sich selbst sind; je unversöhnlicher in ihr das Gute und Böse sich bekämpfen, und je leichter Blick und Urtheil durch den Schimmer einer falschen Färbung, wie durch das Bestreben, durch die lebhafteste Farbengebung eine kräftige Wirkung hervorzubringen, getäuscht und bestochen werden, um desto nothwendiger ist es, daß die Idee von einer sittlichen Bestimmung des Lebens, als leitendes Princip seiner Auffassung und Darstellung desselben klar entwickelt in der Seele des Dichters liege; damit weder sein eigener Blick sich verwirre, noch er den Blick Anderer zu verwirren suche, und es seiner Anschauung und Darstellung des Lebens nicht an einem Mittelpunct fehle, auf welchen er die Erscheinungen desselben, der Natur und Wahrheit getreu, mit Klarheit und Sicherheit zurückführen möge. In der Klarheit und Sicherheit dieses Beziehens auf eine dem Zweck der Poesie entsprechende Weise, stellt sich eben das rechte Verhältniß der Letzteren zur Moral heraus, und wie viel der Dichter im Einzelnen auch leiste, nie wird er die letzte Höhe seiner Kunst erreichen, wenn das Verständniß dieses Verhältnisses sich ihm nicht vollkommen und unzweideutig erschlossen hat.

Ein eigenes Interesse gewinnt die Frage über das Verhältniß der Poesie zur Moral, wenn man sie aus dem Gesichtspunct der Anforderungen unserer Zeit betrachtet. Viele unter den neueren Dichtern wollen die Poesie als einen Hebel brauchen, um auf diese einzuwirken, und sie für die großen Interessen zu begeistern, von welchen sie bewegt wird. Sie soll den Kampf mit auskämpfen helfen, der, wie sie sagen, ausgekämpft werden müsse, und der ein unvermeidlicher sey. Mag es so seyn. Aber von welcher andern Kraft, als von der sittlichen, von reiner Begeisterung für Wahrheit und Recht, von Redlichkeit, Treue, uneigennütziger Selbstverläugnung, Mäßigung und Besonnenheit mag der Sieg in diesem Kampf errungen werden? Und wenn nur dadurch, und dadurch allein, wie soll man es nennen, wenn sie, die da vorgeben und sich rühmen für diesen Kampf zu glühen, zu dulden, zu leiden, und zerrissen zu seyn, und ihre Zerrissenheit zu lieben, wenn sie, die sich der ganzen Nation zu Vorfechtern und Führern für diesen Kampf anbiethen, anstatt die sittliche Kraft ihrer Zeitgenossen zu wecken und zu stärken, sie im Gegentheil schwächen und entnerven? Wie können sie hier den offenbarsten Widerspruch wegläugnen? und wenn sie das nicht können, was ist ihr Thun und Treiben dann etwas anderes, als eine höchst anmaßende und aberwitzige Verblendung?

M. Enk.

Literarische Notizen.

In einem der neueren Blätter des Phönix hat Duller das dramatische Gedicht: »Purbaum« von F. E. Scherer be-

Digitized by Google

sprochen. Da er in früherer Zeit denselben Gegenstand bearbeitet, und bei der Aufführung im Theater an der Wien vielfache Theilnahme gefunden hat, dürfte sein Urtheil über eine fremde Leistung nicht ohne Interesse seyn. Wir wollen ihn hören:

»Ich war fast noch ein Knabe, als ich den Stoff der alten Bau-Sage (von den beiden Thürmen am Wiener Stephansdom) zu einem dramatischen Versuch benutzte; — ich war noch ein Jüngling, als dieser Versuch in Wien zur Darstellung kam. Die freundliche Theilnahme, mit welcher das Publicum des Theaters an der Wien dieß unreife Product aufnahm, brachte auf alle meine bunt durch einander gewirrten Bestrebungen einen Einbruck hervor, der für mein ganzes Leben entscheidend wurde. Kann man es mir verdenken, wenn ich den nationalen Stoff, dem allein ich jene ermunternde Theilnahme zu verdanken hatte, erst recht lieb gewann, als an meiner dramatischen Studie, seit sie einmal vor dem Publicum ausgestellt worden, von meiner bessern Einsicht nichts mehr zu ändern war?! Was ändern? Ich hätte das alte Schauspiel verbrennen und ein ganz neues machen müssen. Und diese Aufgabe hatte ich späteren Jahren vorbehalten. —

Da bringt mir nun das neueste Leipziger Postpaket das dramatische Gedicht Scherer's, und ich sehe beschämt, wie arg ich mich damals an dem herrlichen Stoffe versündiget hatte, aus dem ein tüchtiger Mann seither ein männliches Werk geschaffen hat, ein wahrhaft poetisches, ein wahrhaft dramatisches. Ich hatte, meiner knabenhaften Phantasie mich sorglos hingebend, bloß mit dem glänzenden, blut- und thränendurchwirkten Mantel der Sage gespielt und getändelt, nur das Allgemeine, nur das Charakteristische eines Bildes hatte sich in meiner Seele abgedrückt, und so hatte ich ein — überdem verstümmeltes — Effectstück zusammengebracht, in welchem die Sprache das Beste, und diese — holprig genug war; die Gestalten meines »großen romantischen Schauspiels« (wie es — ohne meine Zuthat — auf dem Comödienzettel angekündigt war) zerflossen in Nebel, sobald der Vorhang gefallen war, und vielleicht nur ein Wesen weinte bei der Vorstellung — Freudenthränen, ein treues heiliges Wesen, das in Leid und Freud schon viel um mich geweint.

Hier in dem dramatischen Gedichte Scherer's ist kein Nebel und keine Nebelgestalt, hier ist Leben, hier ist Handlung, hier sind Charaktere. Und das Leben ist wahr, und die Handlung ist dramatisch, und die Charaktere sind poetisch. Wie freue ich mich jeder Vollkommenheit dieses Werkes! Es ist eine vollendete Tragödie, und eine Tragödie im großen Styl. Es ist eine nationale Tragödie, und eine nationale in echter Bedeutung des Wortes, keine von denen, die die Nationalität in wohlfeilen Phrasen dem Parterre und den Gallerien zum Kaufe anbieten, sondern national durch die deutschen Gesinnungen, welche die Adern dieses Werkes schwellen machen. Eine Tragödie im großen Style aber ist es, weil es eine Tragödie der Leidenschaft ist, und weil die Leidenschaften sich bekämpfen, bis die Idee inmitten der Leichen ihr göttliches Banner aufpflanzt. Der Dichter hat sein Gedicht mit sorglicher Liebe vollendet, nirgends dem Drang des Fertigmachens nachgegeben, sondern jedes Detail der Situation erschöpft, jede psychologische Nüance, welche die Lebens-Entwicklung und Vollendung bedingt, beachtet und ausgemalt. So wurde es möglich, daß bei einem so gewaltigen Stoff nirgends eine gewaltsame Eigenmächtigkeit des Dichters getadelt werden kann, und daß man ihm nachsagen darf, er habe, was Andere keck oder nachlässig manierirt hätten, stylisirt (im Sinne des Malers). Das lyrische Element ist der dramatischen Form glücklich eingeordnet und durchströmt sie belebend, jeder einzelnen Gestalt von innen heraus den eigenthümlichen Teint verleihend.«

Wilhelm Schmidthammer, seit dem Jahre 1825 als Poet und homiletischer Schriftsteller bekannt (?), hat im v. J. bei Heinrichshofen in Magdeburg ein episches Gedicht: »Die gefallenen Engel« herausgegeben, zu dessen Charakteristik nachstehende Verse genügen mögen:

Stürmt's, packt's Ursonnatom zerrt glüh zwei prasselnde Sterne,
Blaß ausziſchend, mit splitterndem Zahn, daß Adern zerspalten,
Schleudert zum Thron, todt Wolken hinein in die knirschende Siedfluth,
Wolke durchflammt, platzt auf mit Getob, wehe über das Stromgold,
Stürzt an's Urfeuer, mit Graus von dem Sitz wälzt er Abdiel, glüht ihn
Rothsprühend, wendet die Kohl, Faustgeballt, will weithin versengen
Brüllt so verkohle das Reich! naht ziſchend dem Kreise des Throns ſich.

Sehr empfehlenswerth ist die Geschichte Schlesiens von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten von Aug. Otto, welche im vergangenen Jahre zu Breslau erschienen ist. (IV und 414 S. 8.) Namentlich ist die Zeit der Reformation mit vieler Umsicht und in einem seltnen Geiste der Duldung und Milde geschrieben, so wie der 3te Zeitraum, die Herrschaft des habsburg-österreichischen Hauses, eine besondere Erwähnung verdient.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

23. Sonnabend, den 19. März **1836.**

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig bei Engelmann 1835. VIII u. 476 S. gr. 8.

Opus aggressor, opimum casibus .... Tacit.

Ein Werk von so ernster Intention, und welches mit einer solchen Fülle und Beherrschung von Mitteln unternommen ward, wie das vorliegende, fordert die Kritik zu redlicher Bemühung auf, wenn sie ihren Beruf erfüllen, und dem Publicum von dem, was der Verfasser gewollt und geleistet hat, Rechnung legen und gleichsam ein Facit ziehen will. Hier nun kommt es ihr sehr zu Statten, wenn der Autor, so viel es seine subjective Stellung zuläßt, diese Bemühung anticipirt, und den Versuch gewagt hat, sich und sein Werk selbst zu charakterisiren. Der Ort dazu pflegt die Vorrede zu seyn; und darum erscheint bei Werken dieser Art jenes Prooemium so wichtig; der Beurtheilende hält sich mit Recht daran fest, und dabei auf; erspart so sich und dem Leser eine verdrießliche Folge von Wiederhohlungen, da doch eine in's Detail angewandte Ansicht nur eine Wiederhohlung ihrer selbst ist, und gleicht, wie er soll, dem Prologus oder Chorus, der dem versammelten Publicum die Scene, den Umriß und Charakter des aufzuführenden Stückes bezeichnet, dann aber noch zu rechter Zeit abtritt, und dem Werke selbst überläßt — zu sprechen; nicht bloß was er gesagt hat, noch einmal zu sagen. Er deutet besonders jene Partien unter den Zuschauern an, welchen das Werk vorzüglich gemäß seyn wird; damit befriedigt er zugleich die übrigen, die nun wissen wie sie daran sind, und den Dichter wenigstens gelten lassen.

Alles was ich hier gesagt habe, paßt vollkommen auf den gegenwärtigen Fall; um so mehr, da das Werk selbst eine fortlaufende Kritik ist; denn was ist pragmatische Geschichte, zumal der Literatur, anders? wir haben uns also vorerst aus dem, was der Verfasser im Vorworte Preis gibt, über den Geist seiner Darstellung zu orientiren, und dann diese letztere nur in großen Contouren zu verfolgen, wobei wir unsere eigenen Meinungen über die Gegenstände die er vorführt, als Anregung für den Forscher solcher Sphären, nicht aber als Berichtigungen der Resultate die ein diesen Regionen ganz geweihtes Leben gebracht hat, anreihen und betrachten dürfen.

»Jeder, der da weiß« — sagt Gervinus auf der ersten Seite — »daß man heut zu Tage nicht bloß für das Leben ... sondern auch (leider nicht so sehr für Wissenschaft und Kenner, als) für Gelehrsamkeit und Gelehrte schreiben muß, und der zugleich den Wunsch mit mir theilt, daß dieß Muß nicht seyn müßte, der wird das Verhältniß meiner ... Schriften zu einander leicht finden.« — Den Wunsch theilen wir von ganzem Herzen, allein das Muß will uns nicht einleuchten. Warum muß? kein Mensch muß müssen, und ein Autor müßte? Wenn sich der wahre Forscher von der gelehrten Gilde Gesetze vorschreiben ließe, wohin würde die Wissenschaft gerathen? würde sie ihren Zweck erfüllen: vom Leben aus für's Leben zu wirken? wenn es so wäre, wozu noch eine Jeder anrühren? nein es ist nicht so; es gibt noch Menschen, denen es um die Sache, nicht um's Wort zu thun ist; für diese und für Niemand sonst schreibt der wahre Historiker, und wenn sie nicht existirten, er müßte sie erträumen, um nur über haupt schreiben zu können; ja, ich gehe noch weiter, und sage: er soll sie erträumen, denn dann nur wird er so schreiben, daß er sie sich erschaffen kann; um das übrige Publicum hat er sich nicht zu kümmern, — als ob es gar nicht da wäre. In diesem Verfahren liegt das Heil und die Rettung unserer Literatur. Das ist nun der erste Punct, in welchem wir mit dem Verfasser, gleichsam übereinstimmend dissentiren, und wobei wir bemerken, daß von hier aus alles, was man mit Recht an dem trefflichen Werke bemängeln könnte, sich erklärt. Hat er die Innftgelehrten durch Verschmähung todten Citatenwesens beleidigt, so hat er es uns Weltkindern dadurch, daß er sich jenem Muß unterwirft, auch wieder nicht ganz recht gemacht; nach dem alten Sprichwort: zweien Herren zugleich ist schwer zu dienen. Wenn also Gervinus Verdienst gehörig geschätzt werden soll, so gehört dazu ein aus beiden Classen gewissermaßen abstrahirtes Publicum; ein Publicum, das sich an dem Durchstöbern rauchgeschwärzter Pergamente erfreut, ohne sich an der Freiheit, mit

Digitized by Google

der sie vor das Licht des Verstandes gebracht werden, zu stoßen. Weil ich nun hier, indem ich die Stellung des Verfassers bezeichne, über ihn etwas Allgemeines aussprechе, so soll sich gleich eine kurze Schilderung seiner Art und Richtung im Ganzen anschließen, wie man sie sonst als Schlußstein zu setzen pflegt; ich verschaffe mir dadurch die Erleichterung, im Verlaufe das Wesentliche als gesagt voraussetzen zu dürfen.

Gervinus, gleich entfernt von jener kindischen Ueberschätzung des deutschen Alterthums, die jetzt, Gott sey Dank, immer mehr aus der Mode zu kommen scheint, — wie von der Ueberschätzung unseres eigenen Werthes, welche die Wurzeln der Gegenwart in der Vergangenheit zu suchen vergißt, — unternimmt es, eine Geschichte, d. i. eine genetische Darstellung der deutschen Poesie zu liefern, aus welcher hervorgehen soll, wie sich das, was sie ist, aus dem, was sie war, mit Nothwendigkeit entwickelt hat; wobei sich vielleicht ein Lichtstrahl über das, was sie werden soll, entzündet. Er kennt und fühlt die Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe sehr genau, ja fast mehr als zu einer leichten, kühnen Bewältigung des Stoffes wünschenswerth ist; er ist aber auch ganz der Mann, mit einem solchen Probleme siegreich fertig zu werden. Vertraut mit den Denkmälern unserer alten Poesie, geübt, in die Zeiten und Völker zu schauen und durch Vergleichung und Unterscheiden den Blick bestimmter und heller zu machen, vergißt er nie, ihn prüfend auf die Gegenwart zu heften, deren Erklärung der Zweck der ganzen Arbeit ist. Dieses Festhalten am Zwecke wäre vielen wissenschaftlichen Rittern zu wünschen, die vor den Schranken der Einleitung, weil es einmal Turnierbrauch ist, etwas wie ein Ziel oder einen Preis aufpflanzen, dann aber auf der ganzen Rennbahn sich nicht weiter darum bekümmern. Daß unseren Historiker eben die große Umsicht, die im Felde der Weltgeschichte gegönnt ist, manchmal da zur Synthese leitet, wo eine Analyse das Verständniß mehr befördert hätte, daß er gern alles massenhaft aufgereist und wirken läßt, ist mehr der Geschichtsschreibung unserer Zeit überhaupt, als ihm insbesondere, eigen, und es wird bald Anlaß seyn, mehr davon zu sprechen. Uebrigens ist seine Denkart edel, würdig, frei; seine Ansichten sind verständig, vielseitig, hell, bedeutend und überall begründet; seine Darstellung ist stufenweise fortschreitend, folgerichtig, lebendig; seine Sprache der Majestät der Geschichte angemessen, gebildet, einfach mit Wärme, rhetorisch ohne Schwulst; doch nicht ohne eine gewisse pathetische Färbung und Periodenbreite. Von letzterer rührt zum Theile wohl auch der dem Leser unerfreuliche Anblick ununterbrochen angefüllter großer Octavseiten, ohne Absatz, ohne Ruhepunkt; von ersterer ist das zweimalige Beginnen mit »Ich« (Vorwort, Einleitung) ein Beispiel. Es ist höchstens dem Rhetor, — dem gebildeten Briefsteller längst nicht mehr — gestattet; und der Schriftstellee, besonders der deutsche, sollte sich immer mehr an die Gesetze der guten Gesellschaft und an den Styl einer geistreichen Correspondenz gewöhnen. So viel an Umrissen. Es ist Zeit, daß wir näher treten.

In der Einleitung mißt der Verfasser den Umfang seines Werkes, und zählt vorerst, ohne den Vorwurf der Ruhmredigkeit zu befürchten, die Schwierigkeiten auf, die er zu überwinden fand. Allzu große Forderungen enthalten oft in sich selbst den Grund, warum ihnen nicht genügt wird; bei der stäten Rücksicht auf's Ganze ist das Eingehen in's Einzelne erschwert, in so fern, wie es bei der Poesie besonders der Fall ist, das Eigenthümliche nur aus sich selbst zu begreifen ist, und hier ist es am Orte einen Faden wieder anzuknüpfen, den ich oben fallen ließ. Das ungeheuere Gedränge literarischer Erscheinungen, das uns umtobt, die Schulen, welche sich theils selbst gebildet und benannt haben, theils bei Zusammenstellung gewisser Schriftsteller vom Kritiker aufgestellt werden, die großen Ereignisse der neueren Geschichte, welche uns die Wirkungen der Massen und Epochen im Vergleich mit der des einzelnen Menschen auf's Merkwürdigste bewährt haben, endlich der philosophische Geist der Deutschen, welcher sich seit Herder gewöhnt hat, Alles im Großen anzuschauen, — alle diese Umstände haben unsern historischen Blick vielleicht in's Weite und Universelle gelenkt. Unter den Kritikern hat es, so viel ich weiß, Menzel zuerst ausgesprochen, daß er gesonnen sey, die deutschen Dichter fortan nach Classen, gleichsam in Bausch und Bogen, zu recensiren. Wenn sich nun aber ein unglückliches Individuum durchaus nicht will »in Catalogum registriren« lassen, — wie dann? es muß dem Ganzen geopfert werden! es mag wollen oder nicht, es muß „sich aus seiner Zeit erklären lassen!« volentem ducit, volentem trahit, — kann man von dieser Kritik sagen, welche eben so unerbittlich, wenn auch nicht eben so weise als das Schicksal ist. Hätte sich Gervinus dieser Ansicht weniger untergeordnet, hätte er die einzelnen Werke mehr beschrieben und weniger verglichen, so würde er mehr Historiker als Kritiker, also seinem Ideale treuer geblieben seyn. Das Gefühl einer solchen Unzulänglichkeit scheint ihn bewegt zu haben, als er sein mit Riesenfleiß ausgearbeitetes Werk »eine Skizze, ja den bloßen ersten Entwurf einer Skizze« (S. 1) nannte, — eine Bescheidenheit, die nicht leicht zu überbieten ist, und einen deutschen Literator charakterisirt; es ist als ob der Erbauer des Straßburger Münsters sein Werk »einen Plan zu einem Modell« nennen wollte. Wie dem auch sey, jene Art die Dinge zu sehen, ist Schuld, wenn er sich im Einzelnen selbst nicht genügte. »Die schöne Zeit des Thucydides — klagt er — ist vorüber; ... mit solchem Aufgeboth von Fleiß und Ausdauer, wie wir, brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen!« (Seite 4 und 7.) Diese Zeit ist nie vorüber, so lange es einen Thucydides gibt, d. h. einen gesunden, practischen Mann, der ein festes, beharrliches Auge auf seine Zeitgenossen wirft, und die Ursachen der Ergebnisse nicht immer in Ideen, sondern

Digitized by Google

oft auch in Boudoirs, Küchen und Kammern sucht. Wenn das eine Abschweifung war, so wollen wie die folgenden Capitel um so succincter behandeln.

Die ältesten Spuren mythischen Gesanges in Deutschland veranlassen die Bemerkung, daß diese Art Dichtungen über der Völker Anfänge meist überall gefunden wird, überall aber auch erst in Zeiten entstanden zu seyn scheint, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein feindes Volk oder feindde Zustände die Veranlassung dazu gegeben ist, so daß die Gesänge dieses Inhalts bei den Germanen schwerlich aus viel älterer Zeit gewesen seyn mögen, als in der sie Tacitus erwähnt (S. 19); eine Bemerkung, die ich als historisches Problem dahin gestellt seyn lasse. Wae die Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Voestellungen der Germanen, schon bei den ersten dunklen Spuren das Menschliche, das Historische vorwaltend (S. 20); ein Zug, welchen Gervinus glücklich und bezeichnend auffaßt. In jener Verehrung des Herkules und Ulysses vermuthet er Spuren einer priesterlichen poetischen Sage (S. 20); von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach, die Pflege durch diesen Stand vereithe, haben wir in Deutschland kaum Spuren (S. 22). Die von Tacitus geschilderten Schlachtgesänge mußten wohl am ersten verschwinden. Quant à ces chants populaires — sagt Fauriel — germes premiers de l'épopée complexe et developpée, il est de leur essence, de se perdre, et de se perdre de bonne heure, dans les transformations successives, auxquelles ils sont destinés (S. 24). Mehr noch ist der Verlust der historischen Gesänge zu bedauern, von deren Inhalt Gervinus aus Joenandes Kunde gibt, wobei er eine Anekdote, die sich dort findet und die in der Volsunga- und Wilkina-Sage wieder zu erkennen ist, zum Typus für die oben erwähnte Differenz der deutschen und nordischen Dichtung, und zum Belege für seine Annahme des deutschen Ursprungs der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage anführet (Seite 26). Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht; und das hat auch wohl Niemand im Ernste behauptet (S. 27). Diese vergleichende Ansicht scheint durch die longobardischen Geschichten des Paul Warnefriedes Sohns bestätigt zu werden, deren Inhalt so poetisch, menschlich, nationalgeschichtlich erscheint, daß sie dem Verfasser längst eine Bearbeitung für die deutsche Jugend wünschenswerth machten (S. 29). Die schöne Charakteristik nordischer und deutscher Dichtung, aus dem Leben, der Naturumgebung, den Uezuständen der Völker abgeleitet, die nun folgt, ist ganz in dem von Herder (oder von R. Wood über Homer) angeregten Sinne, trefflich gedacht und durchgeführt (S. 30, 31). In eine noch weitere Sphäre führt die Zusammenstellung der ältesten Dichtungsweise der Deutschen mit jener der Hellenen. Was Gervinus (S. 33), aus freiester, historischer Umsicht und geläutertem ästhetischem Sinne hierüber ausspricht, halten wir fest, weil es uns über die ganze Differenz der alten und neuen Poesie, ja über das, was man Polarität der Dichtkunst überhaupt nennen könnte, aufklärt, und uns später, wo wir es mit der Ansicht, welcher die Nibelungen als Ilias erscheint, zu thun haben, trefflich zu Statten kommen wird. Ich müßte mehrere Blätter ausschreiben, wenn ich alles das Schöne und Gediegene dieser Erörterung mittheilen wollte; das Resultat aber läßt sich in Einem Satze zusammenfassen, den ich so ausdrücken würde: das Eigenthümliche griechischer Kunst ist Selbstständigkeit; die deutsche unterwirft sich dem Stoffe, der aus ihr begeisternd wirkt. — Schließlich vindicirt Gervinus der deutschen Poesie das Vorrecht, mehr als jede andere, von ihren Ursprüngen bis zur Periode ihrer Ausbildung, im reinsten Sinne populär gewesen zu seyn; er erkennt aber sehr richtig, daß diese Eigenschaft nur den Anfängen nicht aber der Höhe der poetischen Cultur gedeihlich ist; er empfindet den edlen geistigen Aristokratismus, welcher der Dichtkunst inwohnt, — wirft einen Blick über die Gränze seines Capitels prophetisch in die Gegenwart hinüber, und kehrt zur Betrachtung der Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang zurück. Sehr einsichtsvoll deutet er aus der geübten, gestörten, von römischer Cultur überwältigten Fortbildung der alten Nationaldichtung, aus der weltgeschichtlichen Erschütterung und Verwirrung einer Zeit, in welcher Europa unter traurigen Wehen wiedergeboren ward, und aus der durch das Christenthum allgemein aufgeschlossenen, durch das beschauliche Naturell des Deutschen früh und individuell angebauten Zauberwelt des Gemüthes, — das Eigenthümliche unserer, zumal poetischen, Bildung; er löst und bindet vor unsern Augen die Elemente dessen, was unter dem Namen »Romantisch« in der neueren Literaturgeschichte eine so verhängnißvolle Rolle spielt; er erklärt, als ein wahrer Geschichtsschreiber, aus der Vergangenheit die Gegenwart. Hiermit ist ein großes Lob ausgesprochen; denn, wenn gleich fast alle Historiker dasselbe zu thun, in der Vorrede und im Context wiederhohlt versichern, so leisten es doch die Wenigsten. Gervinus aber reißt uns in's Ganze fort, ohne auch nur ein einzelnes Sandkorn im Fluge zu verschütten. So darf er es wagen, ohne kernlose Paradoxie, die Edda und Hoffmann's Spuckgeschichten aneinander zu knüpfen. Den größten Werth legt er billig auf das berühmte Hildebrandlied. Die Brüder Grimm haben uns darüber die bedeutendsten Aufschlüsse gegeben; sie setzen sein Vaterland nach Hessen; der Zeit nach gehört es in's 8te Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig, vor denen es sich aber durch Wahrscheinlichkeit und Einfalt in den Motiven, durch menschlichere Fühl- und Redeweise, durch epische Besonnenheit und Ruhe, kenntlich

Digitized by Google

macht. Gervinus äußert sich über den in's Niederdeutsche vorneigenden Dialect des Gedichtes, wie über den Vorzug, den das ältere Fragment vor den spätern Bearbeitungen verdient, ganz wie der einsichtsvolle, gelehrte Verfasser der Abhandlung »die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache« in Nr. 8 u. 9 des dießjährigen Bandes dieser Zeitschrift. Eben da wird man sich auch über das Wessobrunner-Gebet nach Wunsche belehren, welches in dieselbe Epoche gehört, von Gervinus aber, dem es mehr um die innern Verhältnisse der Dichtkunst, als um Erläuterung der Formen zu thun ist, übergangen wird. — „So weit also« — schließt er diesen Abschnitt — »führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, auf großartige Verhältnisse und Zustände ... ausdehnte. ... Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volks-Epen; ... Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten, würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Products der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit. .. Eben so wie Carl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. ... Das Epos dankt überall seine Entstehung, und im Mittelalter insbesondere seine ungeheure Verbreitung und Mannigfaltigkeit demselben Geiste, der wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in andern Verhältnissen die Mönche in Orden, die Edeln in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen, und mit Ideen zu durchdringen ... jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen Anstrich gibt, der nur seine Kehrseite hat, weil die Ideale allzu schnell in Träumereien ausarteten. ... Die Dichter blieben mit ihren Kräften hinter der Aufgabe zurück, ... die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß!« (S. 56—58.) — Der welthistorische Blick, den Gervinus hier gethan, der gründliche Umriß, mit dem er das Mittelalter bezeichnet, und die neue Zeit von der alten vollständig gelöst und geschieden, und auf jenes tiefe, foetzeugende Element hingewiesen hat, welches sich dem Auge keines Einzigen, der das Problem der Zeiten vor sich hinstellte, entzog, — haben mich gleichsam genöthigt, die ganze Stelle, die zugleich ein Specimen der Darstellung bietet, mitzutheilen. Jene Betrachtung eröffnet uns das Verständniß aller folgenden; ihr eigenes würde noch erleichtert worden seyn, wenn es dem Verfasser gefallen hätte, auch die übrigen Kunst- und Lebensbestrebungen jener palingenetischen Epoche, zumal die Baukunst, mit in die Schilderung aufzunehmen. Ich aber habe nun, wenn ich mich nicht absorbiren will, den Faden der Entwicklungen zu verfolgen; denn meine Hauptaufgabe bleibt es, die Contouren des ganzen Gemäldes zusammenzudrücken, die Mittelglieder, welche in dem weitläufigen, von hundert Episoden durchflochtenen Geschichts-Epos schwer aufzufinden sind, aneinander zu ketten, die Hauptpartien effectvoller, und so eine Uebersicht des großen Ganzen möglich, ja wirklich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Bei Schultheß in Zürich erschien: »Sant Oswald Leben.« Ein Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert. Herausgegeben von Ludwig Ettmüller.« Die Handschrift, nach welcher die Ausgabe gemacht worden, befindet sich zu Schaffhausen, und das Gedicht ist in v. d. Hagen und Büsching's Grundriß S. 297 angeführt, wo ihm aber fälschlich 1760 Verse zugeschrieben werden, da es doch 3470 hat. Von der eigentlichen Legende vom heil. Oswald, die der Herausgeber in der Vorrede aus den Actis Sanctorum erzählt, weicht das Gedicht in Manchem ab; der Herausgeber selbst macht namentlich auf die Richtung nach dem Orient in demselben aufmerksam. Die Handschrift ist vom Jahre 1472. Das Gedicht selbst schreibt der Herausgeber dem 12ten Jahrhundert zu, hält es aber für eine Ueberarbeitung eines noch älteren deutschen Gedichtes.

In Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit befinden sich (3. und 4. Quartalheft 1835) mehrere höchst interessante Briefe des Kaisers Maximilian I. und seiner Tochter Margaretha aus den Jahren 1499 bis 1518. Der Herausgeber copirte sie im Archive zu Lille, und weist im Eingange auf den großen Reichthum der noch daselbst aufbewahrten Urkunden hin. Nächstens wird er auch jene Briefe Maximilians mittheilen, welche in Betreff der Kaiserwahl Carls V. geschrieben worden — es ist nur Schade, daß seine nächste Bestimmung ihn hinderte, eine größere Ausbeute mit nach Deutschland zu bringen. Jedenfalls düeste hierin von Neuem für österreichische und deutsche Geschichtsforscher eine Mahnung liegen, was noch Alles, und wo es zu suchen!

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M. können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

24. Mittwoch, den 23. März **1836.**

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig bei Engelmann 1835. VIII u. 476 S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Wir haben nun, auf dem Puncte, wo wir stehen, zu betrachten, »welcherlei Dichtung um und nach Carls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen das Volks-Epos plötzlich in die Feder der Geistlichen, und aus der Volkssprache in die Lateinische übergehen sehen.« Es sind dieß die geistlichen Dichtungen im 9ten Jahrhundert. Hier nimmt nun Gervinus Anlaß, seine Anerkennung des sprachlichen Werthes dieser unschätzbaren Reliquien zugleich mit der Ueberzeugung auszudrücken, daß ihr poetischer Werth, in Folge dieses grammatikalisch-geschichtlichen Interesses, überschätzt werde. Die oft ventilirte Frage, wie die Sprache und die Bildung überhaupt, in ihren Pro- und Regressen sich zu einander verhalten, wird dahin beantwortet, daß allerdings Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich geordnet sey, und daß wir, wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, nachweisen können würden, daß auch einst eine Zeit war, in welcher der Körper der Sprache von einer niedern Stufe zu jener Höhe hinaufsteigen mußte, von der wir ihn nachher absinken sehen. Wenn wir hiermit den gelehrten Verfasser des erwähnten Aufsatzes in dieser Zeitschrift (Nr. 5) in Widerspruch finden, so wird dieser dadurch ausgeglichen, daß Gervinus Sprache und Poesie von einander unterscheidet, Entwicklung und Bedürfniß beider als getrennt darstellt, indem einerseits die reichste, sinnlich vollkommenste Sprache keineswegs einer mehr auf's Innere gerichteten Poesie, andererseits den anschaulichen Gestalten, welche die epische Dichtung fordert, eine naive, weit mehr als eine geistig cultivirte Sprache genüge. Hiebei schlägt er den Einfluß fremder Sprachen auf die unsere hoch an, will dem Herausgeber des gothischen zweiten Corintherbriefs (Castilionaeus. Mediol. 1829) seine Ansicht von der Einwirkung des Griechischen auf's Gothische nicht abgeläugnet haben, und schlägt den Philologen vor, die Art und Verhältnisse dieser Einflüsse genauer zu untersuchen. Da aber diese Gelehrten, von der Wichtigkeit Otfrieds und ähnlicher Werke für Sprachkenntniß hingerissen, sofort auch der Jugend solche Studien anmuthen, da der neue Herausgeber des Otfried die Commentation dieses Denkmales zu einer stehenden Lection auf der Universität und in den Gymnasien und höheren Bürgerschulen machen will, — da erwacht in Gervinus der Mensch. »Wie?« ruft er aus — »wir sollen also zu der ungeheueren Last, die unsern Schülern ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dieß Opus aufladen? ... eine neue Sprache, zu der noch die nöthigsten Hülfsmittel erwartet werden, soll um eines Buchs willen erlernt werden? ... und was sollte und könnte uns denn in diesem Buche aussprechen und belehren? ... sollen wir die naive, reine Sprache der Bibel mit diesem Otfried verdrängen? ... oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen?« (S. 65 und 66) So frägt Gervinus, der solche Studien unter die Aufgaben seines Lebens zählt; und wir stimmen lebhaft mit ein, und berufen uns auf das was wir wiederhohlt hierüber gesagt haben. Gerade je bedeutender, tiefgreifender eine literarische Aufgabe ist, desto weniger gehört sie vor die Jugend, die am Leben für's Leben zu erziehen ist.

Nur die beiden Evangelienharmonien (die hochdeutsche des Weissenburgischen Otfried, und die niedersächsische Heliand) hebt Gervinus aus dieser Periode geistlicher Dichtung heraus. Die erstere repräsentirt den deutschen Süden, die zweite den Norden; sie stehen sich gegenüber wie die Ritter-Epen der schwäbischen Periode dem Volks-Epos. Der Vers des sächsischen Gedichts besteht aus jenen, der Alliterations-Poesie eigenen Satzweisen (vittae); Otfrieds Werk dagegen ist das älteste, in welchem der Reim herrscht, bei dessen Kritik Gervinus wunderlich unser Landvolk beneidet, dessen Ungeschick, die Reinheit der Reime zu empfinden, ihm als »volles Ohr« erscheint (S. 69). Im Heliand ist ein Ton der Unschuld, der Bewußtlosigkeit; im Otfried Besinnung, Kritik; dort reines Anelgnen des Stoffes, hier Erkenntniß und Erstrebung einer Form; dort Anklang der Volks-Poesie, hier Bearbeitung nach gebildeten Mustern. Auf welcher Seite Gervinus echtes, poe-

Digitized by Google

tisches Leben gewahrt, wird man leicht errathen. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, — das gibt er zu — allein die Poesie gedeiht nur in der Blüthe und Frische der Welt, und wer in Ostfrieds Werke ihren Hauch zu spüren vorgibt, der — meint er — müsse zu rechter Genügsamkeit herabgekommen seyn. Hier ist er nun bei dem Ziele, das er am Anfang des Capitels festgestellt: Abhängigkeit geistlicher Dichtkunst. Der bedingende Satz: es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbstständigkeit fordern wollte; sie besaß sie nur höchst selten, und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht (S. 74); — dieser Satz ist auszustreichen, wie alle bedingenden Sätze, denn die Ausnahmen verstehen sich immer von selbst, oder vielmehr es gibt keine Ausnahmen von einer rein und scharf ausgedrückten Regel. Immer ist Selbstständigkeit von der Dichtkunst zu fordern; immer war die wahre Poesie selbstständig; nie hat sie, im Dienste der Gelegenheit, das Höchste erreicht, nie überhaupt der Gelegenheit gedient; entwachsen ist sie wohl aus ihr, wie jede Erscheinung des Göttlichen auf Erden. So viel im Vorbeigehen; nur des »zware und nuure« halber; denn in der Hauptsache denkt Gervinus überein. Indem er das übrige wenig Bedeutende dieses Zeitraums übergeht, weil es ihm keine Hauptpflicht des Historikers ist, überflüssigen Stoff auszuscheiden von der Geschichte« (S. 75) — wendet er seinen Schritt weiter.

Die Volksdichtung in den Händen der Geistlichkeit bot ein gemüthliches Bild von einer innigen, religiös durchdrungenen Zeit; in diesem Betracht interessirt das Siegeslied über die Normannen, nach 881, zu Ehren Ludwigs, eines Sohnes Ludwigs des Stammlers, gedichtet, ein durchaus volksmäßiger Gesang, sey er nun durch geistliche Hände gegangen oder nicht. Mit Recht nimmt Gervinus die rührige Periode der Ottonen in Schutz; mit Recht findet er das Anerkennen, das Aufnehmen deutscher und gebeiblicher als das Abschließen, das Hypernationalisiren; mit Recht deutet er ehrfurchtsvoll auf das hehre Alterthum hinüber, dessen ewig lebendige Wirkung nur eine trotzige, gotteslästerliche Selbstbeschränkungskunst ablehnen wollen kann. Er macht uns auf das lateinische epische Gedicht von Walther von Aquitanien (von Eckehart I. in St. Gallen; 1. Hälfte des 10ten Jahrhunderts) aufmerksam, welches dem Stoffe nach, wie der Gesinnung, echt deutsch, der Behandlung nach ganz antiken Mustern nachgebildet, als Beispiel vaterländischer Heldensage in den Händen eines Geistlichen, einen Begriff von jener übergänglichen Bildung gibt; wenn es gleich dem poetischen Werthe nach weniger preiswürdig erscheinen möchte, als es Gervinus ausgibt. Naivetät und Ungeschicklichkeit sehen sich oft zum Sprechen ähnlich; aber jene bleibt sich gleich, während diese bald einen rechten bald einen Fehltritt macht. In die Betrachtung dieses quasi-klassischen Zeitraumes, in welchem gleichzeitige Heroen unmittelbar vielfach in den Gesang verwoben wurden, flicht Gervinus die Bemerkung ein, daß, abgesehen von W. Grimm's Hypothese von einem lateinischen Nibelungenbuche, jedenfalls die Zeit der Ottonen eine Durchgangs-Periode für das Nibelungen-Epos, eine Zeit seiner Wiederaufnahme und Umgestaltung war; welche Bemerkung er sehr schön commentirt und fortsetzt, und die Erläuterung des zerstückelten, lückenhaften Wesens dieses Gedichtes daran knüpft; es sind treffliche Gedanken und Worte, von denen ihm nur »Haimons Liebelei« die alten Götter verzeihen mögen (S. 91); ich aber fürchte, sie werden's nicht, sondern ihm einmal bei Gelegenheit einen scharf angelegten Pfeil dafür abwenden vom Leibe des Feindes.

Wissenschaft und Kunst blieben während des Uebergangs zur ritterlichen Poesie der Hohenstaufenzeit wohl noch in den Händen der Geistlichen, — allein der Geist des Ritterthums beginnt zu wehen, und eine neue Welt will sich entfalten. Ehe wir aber diese Morgenröthe erblühen sehen, geht, wie bei der wirklichen, ein Moment der Kälte voran. Die Zeit der fränkischen Kaiser gab vorzugsweise politisch-kirchlichen Angelegenheiten Raum; die Welt hatte damit zu thun, ihren eigenen Lauf zu betrachten; das Gewahrwerden dieses großen tragi-komischen Thier- und Puppenspiels versetzte der Poesie einen fast tödtlichen Schlag; unverwüstlich wie sie ist, schuf sie sich in der Bedrängniß ein neues Element, dessen launig bittere Geburt: die Thiersage, von der Darstellung jener geistigen Lebens-Processe nicht ausgeschlossen werden kann. Gervinus zieht sie einsichtig in den Umriß seines Bildes, und Reinhart Fuchs, der alte Schelm, muß herhalten, und sich nolens volens philosophisch-ästhetisch-historisch analysiren lassen. Der Stänkerer macht freilich ein wunderlich Gesicht dazu, — allein Wolfen und Jegrimm ergeht's auch nicht besser. Am komischesten verzieht er seinen Mund zu dem, was er über das »curalte Thiermährchen« (S. 110) und von den »Heimlichkeiten der Thierwelt« (S. 113) zu hören bekommt; daß übrigens etwas Gefühltes in diesen Rhapsodien steckt, kann er doch nicht läugnen. Ist doch nur sein ärgerlich weltliches Wesen allein Schuld, daß uns, neben seiner Figur, der gründliche Ernst eines Gervinus, der dieselbe mit der Reformation und Weltgeschichte in feierliche Verbindung bringt, ein Lächeln abnöthigt.

Dieser Ernst erscheint ganz am Platze, wenn es sich um die Einwirkung handelt, welche die Kreuzzüge auf die Bildung, und somit auf die Poesie jener Zeit geäußert. Ob der Uebergang der alten Welt zur neuen, christlichen, durch diese »außerordentlichste Revolution, welche die Welt je sah« (S. 125 — dieser Superlativ möchte angefochten werden!) so scharf zu markiren sey, wie Gervinus meint, — ob denn dem Orient dabei so ganz aller Miteinfluß abzusprechen sey, wie er auch meint, — bleibe mit einem Fragezeichen in der

Digitized by Google

Weltgeschichte stehen. Ob man wohl thut, die ganze neue Bildung immer durch das eine Ephitheton »christlich« zu charakterisiren, — hänge ich diesem Fragezeichen an. War denn nicht schon in der zerfallenden alten Welt ein Element, welches das christliche vorbereitete? und war dieß das einzige der neuen? Gervinus selbst hat im Frühern solche Uebergänge leiser und vollständiger angedeutet. In der Geschichte so gut wie in der Natur geschieht alles übergänglich, und was uns als impetus erscheint, ist immer Wirkung und Ursache zugleich. Im Gefolge dieser Betrachtungen möchte von den zwei Haupt-Einflüssen, welche Gervinus den Kreuzzügen zuschreibt, der erste: Erweiterung des Verkehrs, und durch ihn Ausdehnung der Cultur, — der wichtigste seyn. Hierauf beruht wohl allerdings die Differenz beider Weltalter; und es wird immer mehr anerkannt werden, daß Extension der errungenen Masse von Cultur über die Masse der Menschheit, die Aufgabe dessen ist, was wir unsere Zeit nennen; so wie das Erringen die Aufgabe der Vergangenheit war. Hier, wenn irgend wo, ist dem Sterblichen ein bescheidener Blick in die heiligen Wege der Vorsehung gegönnt. Der zweite, von Gervinus statuirte Hauptpunct: Entfaltung des Innern, — bleibe dahin gestellt. Wir fühlen nicht genug mit den Alten, weil wir nicht mit ihnen gelebt haben, — wir glauben, wie jeder einzelne Mensch, die Welt sey mit uns geboren worden; das Gemüth aber, das tiefste Innere des Menschen, hat sein eigenes Leben, und bedarf keiner Kreuzzüge, keiner Welterschütterungen, um sich sein bewußt zu werden. — Daß Gervinus, in der Entwicklung dieser Zeiträume, nicht bei uns Deutschen stehen bleibt, ist seiner großen Manier und Absicht gemäß; daß er dabei Ariost (S. 136) überschätzt, vergibt man gern in Betracht so Vieler, die diesen herrlichen Dichter zu wenig achten; übrigens ist das, was nach seiner eigenen richtigen Angabe (ebend.) demselben zum Homer fehlt, gerade das, was diesen zum Homer macht.

Das französische Volks-Epos scheint dem Verfasser den Geist der Kreuzfahrten am treuesten auszusprechen, der Gesang der Troubadours und ihr Frauendienst, scheint ihm einen fröhlichen Gehalt, einen unversiegbaren Stoffquell in die breite Welt geströmt zu haben. Er verweist die, welche sich über diese Kreise ursprünglicher unterrichten wollen, auf Uhland, Schmidt, und vorzüglich unsern verdienstvollen F. Wolf (die neuest. Leist. d. Franz. f. ihr. Nation. Heldenged. Wien 1833); und wir können nichts Besseres thun, als diese Andeutung wiederhohlen. Conrad's deutsche Bearbeitung der Rolandsgeschichte wird nun charakteristisch geschildert, und Geist und Werth dieses Gedichtes gebührend anerkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Eidgenössische Lieder-Chronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zähringer bis zur Reformation. Aus Handschriften, Urkundensammlungen, Chroniken, fliegenden Blättern und andern Quellen zusammengetragen, übersetzt und historisch erläutert von Ernst Ludwig Rochholz. Bern, Fischer und Comp. 1835. XVIII. 421 S. 8.

Die wichtigen Beziehungen, in welchen das Volkslied überhaupt zur Cultur- und Sittengeschichte, das historische insbesondere aber zum politischen Leben und Bewegen steht, bedürfen wohl keiner näheren Bezeichnung; sie liegen in dem klaren Gepräge ausgesprochen, das jedem echten Volksliede eigenthümlich ist, und wodurch dieses eben jene ergreifende Stimme aus längstvergangenen Tagen wird, die uns der Gegenwart entrückt, und in der Vorzeit Denken und Handeln wahrhaft magisch einführt. Darum auch ist für uns jede, selbst die gelungenste Uebersetzung ein kaum verzeihlicher Mißgriff; sie zertrümmert jenen namenlosen Zauber; das neue Wort paßt nicht zur alten Sitte, die heutige Form nicht für die Ansicht unserer Ahnen. Mit den beiden Beweggründen, welche der Herausgeber im Vorworte entwickelt, können wir schon deßwegen nicht übereinstimmen; überdieß scheinen sie uns geradehin unhaltbar. Wenn die vielen Abweichungen in Handschriften und Druckweeken bei einem und demselben Liede es unmöglich machten, durch Zusammensetzung und Ausscheidung den guten Kern aus der schlechten Hülse zu bringen; wie war denn diese Wahl für die Uebersetzung möglich? Müssen wir nicht vielmehr auch jetzt fürchten, für den Kern die Hülse zu haben? — Der zweite Beweggrund, der Wunsch und die Vermuthung nämlich, daß durch eine Bearbeitung das schöne Product der Väter bei den Söhnen leichteren und schnelleren Eingang finde, hat in der — Idee etwas für sich; in der Wirklichkeit dürfte er schwerlich von practischen Folgen seyn. Wir zweifeln sehr, ob überhaupt in den Massen noch Empfänglichkeit genug vorhanden; für die Einzelnen aber hat nur der Urtext Bedeutsamkeit, abgesehen selbst von jeder historischen Brauchbarkeit. Dem ungeachtet bleibt das Verdienst der Zusammenstellung ein wirkliches, und es ist in der That zu wünschen, daß von allen Ländern ähnliche Sammlungen in's Leben treten. Die Lieder umfassen den Zeitraum von 1243 bis 1500; gegen die älteren ließe sich wohl zuweilen ein haltbarer Zweifel über ihre Gleichzeitigkeit aufwerfen; mehrere wenigstens tragen ganz offenbar den Stämpel späterer Zeit; doch wir wollen sie nehmen, wie sie gegeben sind. Daß die Ergebnisse der Schweiz mit dem Hause Habsburg großen Theils ihr Haupt-Inhalt, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden; sie haben eben dadurch für den österreichischen Historiker ein specielles Interesse. Nur ist zu be-

Digitized by Google

daueen, daß die hiſtoriſchen Erläuterungen ohne Rückſicht auf öſterreichiſche Quellen ſtreng dem Tſchudi, Johannes Müller u. ſ. w. folgen; neuere Reſultate, ſo fleißig ſie immer ſind, treten daher niegends hervor. In den bibliographiſchen und literariſchen Nachweiſungen ſind uns namentlich bei der letzten Abtheilung mehrere Lücken und Irrungen aufgeſtoßen; wir werden bei einer andern Gelegenheit darauf zurückkommen.

Sechs Erzählungen. Nachlaß von L. Achim von Arnim. Berlin und Königsberg in der Vereins-Buchhandlung. 1835. 140 S. 8.

Ein guter, alter Spruch will, daß man von den Todten nur Gutes ſage und dieſes Geboth wied zu Gunſten des Autors von den vorliegenden Erzählungen ſo dringend in Anſpruch genommen, daß man eine hübſche Doſis chriſtlicher Nachſicht hegen muß, um Gutes in dieſelben hineinzuleſen; Referent hat ſeinerſeits nur wenig deßgleichen herausleſen können, oder doch ſich mühſelig durch das völlig Ungenießbare zu dem Erträglichen durchgearbeitet. Sechs Piecen ſind es, aus welchen der Nachlaß Achim's von Arnim beſteht: 1. Frau von Saverne. 2. Die Einquartierung im Pfaerhauſe. 3. Die Weihnachts-Ausſtellung. 4. Juvenis. 5. Füeſt Ganzgott und Sänger Halbgott. 6. Der tolle Invalide auf dem Fort Natonneau. Eigentliche Erfindung fehlt ihnen ſo ziemlich allen, doch iſt in 3, 4 und 5 das Bizarre und Phantaſtiſche anderer Muſter mit Geſchick nachgeahmt. Die anderen drei ſind vollkommen unbedeutend und auch dem Stoffe nach ſo düeſtig, daß ſelbſt eine glänzende Erzählungsgabe kaum viel Anziehendes daraus gewonnen haben dürfte. Styl und Darſtellung zeigen von Mangel an Uebung und Befangenheit in Provinzialismen; beſonders kalt iſt der eingeflochtene Scherz, dem man es leicht anſieht, wie wenig er dem Verfaſſer vom Herzen ging, eben ſo die Satyre in Nr. 5, der es faſt an aller Pointe fehlt. Als Materiale für einen tüchtigen Novelliſten dürfte Nr. 6 nicht ohne Werth ſeyn, auch die allegoriſche Bedeutung von »Juvenis« iſt recht gemüthlich. Wenn wie dieß anerkennen, ſo möchte dem Verfaſſer wohl ſein genügendes Recht zu Theil geworden ſeyn. — Die Auflage erhebt ſich nicht über die Mittelmäßigkeit. St.

Mährische Wanderbriefe. Von Sigmund Schleſinger, Leipzig, Hartmann 1835. 136 S. 8.

Keine topographiſchen, keine hiſtoriſchen Schilderungen, ſondern Reflexionen über Literatur, Kunſt und Leben nach beſtehenden Muſtern, ohne tiefen Gehalt, doch auch nicht ganz ohne Talent. Nachahmungen haben ſich ſelten über die Mittelmäßigkeit erhoben; daß vorliegende Briefe, ſowohl dem Titel als der inneren Haltung nach, ſolche ſind, zeigt ein flüchtiger Blick in dieſelben. Wenn der Verf. mehr Ruhe und Beſonnenheit aus geößeren Studien zu gewinnen trachten wird, darf die Kritik ohne weiters die Erwartung eines Beſſeren anregen; die erſten Wanderungen in die Welt hinaus, zumahl jung unternommen, verleiten immee zu Mißgriffen. So erwarten wir mit Zuverſicht, daß in einem künftigen Ausfluge nicht mehr von »ſchimmernden Goldminenkerkern zu Paris und London,« von einer »frommen Maiennacht,« vom »beginnenden Monde,« dumpfbrütenden Spätherbſt« u. ſ. w. die Rede ſeyn wied. Auch Stellen, wie: »An den verweſenden Rücken des Todes grünt und blüht das Leben — aus dem Marke gemeiner Verachtung ſproßt eine Knoſpe ewig und unſterblich, wie die Natur«, oder: »Ich athme wieder trüber. Mich drückt eine geräuſchvolle menſchenſchwere Luft mit ihrem Qualm von Staub und Verweſung« — werden durch andere erſetzt werden?! D.

Literarische Notiz.

Le antichità di Pesto, e le più belle ruine di Pompei descritte, misurate e disegnate da Francesco de Cesare. Napoli 1836. (Die Alterthümer von Päſtum und die merkwürdigſten Ruinen Pompei's, beſchrieben, gemeſſen und gezeichnet von Francesco de Cefare.) Dieß iſt der Titel eines Werkes, das einem längſt gefühlten Bedürfniſſe begegnet, das ſo viele ausländiſche, wie jene eines Mazois, Clarac, Millin, Rochette und Gell nun entbehrlich, das ſeinem Verfaſſer unendliche Ehre macht. Zehn Kupfertafeln begreifen die Alterthümer Päſtums: die Tempel Neptuns und der Ceres, die Baſilica, und andere bee bemerkenswerthеſten architektoniſchen Ueberbleibſel. Dem nach zweitauſendjährigem Schlafe wieder erweckten Pompei ſind vier und zwanzig Tafeln gewidmet. Auf ihnen ſieht man die nach genaueſten geometriſchen Verhältniſſen entworfenen Abbildungen der Häuſee, welche unter den Benennungen des Diomedes, des Salluſt, des Pauſa, des Poeten, des Quäſtors, des Fauns und der Ariadne bekannt ſind. An öffentlichen Gebäuden finden ſich die Bäder, die beiden Theater, das Amphitheatee, die verſchiedenen Tempel, das Forum, die Propiläen abgebildet. Einem kurzen geſchichtlichen Ueberblicke der Schickſale Päſtum's und Pompei's folgen die einzelnen Beſchreibungen, abgefaßt ohne ermüdenden Pedantismus, bereichert mit ſinnigen Bemerkungen. Mit Zuverſicht können wir die Anſicht ausſprechen, daß Hr. de Cesare ein Werk geliefert hat, das dem Reiſenden ein willkommener Gefährte, dem Archäologen eine intereſſante Fundgrube ſeyn, das in der Kunſtwelt Epoche machen wird. (Echo.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

25. Sonnabend, den 26. März 1836.

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig bei Engelmann 1835. VIII u. 476 S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Den Uebergang zur Darstellung des veränderten Zeitgeschmacks, der sich an Legenden und Novellen letzte, macht eine Reflexion, die mir nicht gefällt. »Was der großen Masse — heißt es (S. 152) — die gewöhnlichste Unterhaltung bietet, ... verdiene in einer Geschichte der Dichtung keinen vorzüglichen Platz; ... von einem poetischen Geschmack sey es gegenwärtig eine Sünde zu reden; ... die Romangattungen und dergleichen (!) verdienen in einer Geschichte der Dichtung, ihrem Werthe nach, wahelich keinen Raum" ... (S. 153). Dieses historiographische Nasenrümpfen kann man einem Gervinus doch nicht so hingehen lassen; einem Gervinus am wenigsten, sonst machen sich's »die Kleinen von den Seinen" gar zu bequem, nennen Sterne, Scott, Bulwer, Salvandy, Manzoni, Cervantes, Boccaccio und den Dichter des W. Meister »gemeine Unterhaltungsschriftsteller« — und finden es unter der historischen Würde, ein Wort über solchen Kram zu verlieren, — was freilich das größte Unglück nicht wäre! »Belletristische Zeitschriften, Romane, Novellen, Bühnenstücke, und dergleichen (!)« werden S. 153 auf Einen Mist geworfen, da sich der Geschichtsschreiber nur mit dem »Belehrenden, was bleibendes Muster ist« abgeben soll; nun frage ich: was ist Belehrend, — das Lied vom Hildebrand und Hadubrand, oder Tristram Shandy? was ist bleibendes Muster, — das Wessobrunner Gebet, oder W. Meister?

Es fürchte die Dichter
Das gelehrte Geschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Es gefällt ihnen aber, zu leben und leben zu lassen; und so sey es genug an diesem Ausfalle; ein anderes Mal wollen wir die Materie wieder aufnehmen, und darthun, daß »die Charakteristik einer Zeit« (für welche Gervinus die angeführten Werke selbst wichtig findet) mit der Geschichte der Poesie gar sehr zusammenhängt, und daß Roman und Theater von dem künftigen Geschichtsschreiber unserer Poesie nicht ungestraft werden verachtet bleiben dürfen. Nach einer Abschweifung über das Niebelungenlied, die der entspricht, welche ich mir eben zu Schulden kommen ließ, — kommt Gervinus auf die Kaiser-Chronik, deren Druck uns so lang versprochen und noch nicht erfolgt ist, zu reden, die er, ihrer deutschen Quelle nach, worauf sie sich beruft, in den Anfang dieses Jahrhundeets setzt, — und mit der er, der Form und dem Wesen nach den Lobgesang des heil. Hanno genau verbunden wissen will, von welchem er mit Recht sagt, daß man ihn seit Herder überschätzt habe. Er tadelt an dem veränderten Geschmacke die Unklaeheit, das leichtsinnige Untereinanderwerfen, das kleinlich Materielle, wovon er aus der Kaiser-Chronik ein Beispiel gibt, das freilich spassig genug ist: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt, und er gibt eine Keöte von sich:

die walche sprungen uf sa
sie riefen lata rana;

daher der Name Lateran! (S. 159.) — Konnte ich eben das Vornehmthun gegen die lebendigsten Formen der neuen Zeit nicht ungeneckt lassen, so klatsche ich desto herzlicher allem Beifall zu, was Gervinus nun über die kindische, doch glücklicher Weise wie es scheint, schon abnehmende Liebhaberei an Mährchen sagt, deren wiederhohltes Herausgeben oder gar neues Erfindrn, zu andern als geschichtlichen Zwecken, er unverantwortlich nennt (S. 164). Was er hierüber weiter sagt, sollte man fleißig lesen, und denen einpeägen, denen es Noth thut; ihm aber danken, daß er uns einmal die Stimme eines Mannes wieder hören ließ, in einer Welt, die bereits drohte zu einer Kinderstube zu werden. Italien war zu der Zeit, von der jetzt gehandelt wird, der Herd der Unterhaltungs-Poesie; aus Italien leitet Gervinus, mit Ausschließung alles anderen Einflusses (was wir oben schon befragzeichneten) die Wellen dieser Dichtungen nach Deutschland, gibt

Digitized by Google

aber bald eine mittelbare Influenz des Orients und Griechenlands zu, wobei sich an den geistreichen Seitenblicken, die er auf Bidpai, Hitopadesa, und die griechischen Erotika wirft, eine leicht und frei beherrschte Gelehrsamkeit glänzend hervorthut. Zu mancherlei Betrachtungen regt die Wahrnehmung an, daß sich ähnliche Erscheinungen, die, frei von einander, im Osten, Süden oder Norden aufkeimten, in jener Mittel-Epoche begegneten (S. 174), und so Brücken bildeten, auf welchen die alte Welt in die neue, und die seltsame Fremde in die Heimath heeüberschritten.

Die Ausartung der Volks-Poesie, theils durch Verdrängung, theils durch Verpflanzung, Entstellung durch gereiste Poeten, ungeschickte Amalgamirung mit griechisch-morgenländischen Sagen, und Bereicherung aus neuen Erfindungen, wird nun am König Rother, wie an einem tauglichen Specimen klarer vor Augen gestellt. Gervinus bescheidet sich, den Streit, der über die Geschichte dieses Gedichtes unter den größten Kennern herrscht, nicht schlichten zu können; so viel ist gewiß, daß es ein ursprünglich deutsches ist, daß äußere Verhältnisse aus Byzanz darauf eingewirkt haben, und daß man dem Wecke viel zu viel Bewunderung gezollt hat. Mit Salomo und Morolf, mit Herzog Ernst von Veldeck ist es nicht anders. Der Nationalgeist ist verschwunden, die Willkühr des Einzelnen schaltet mit dem poetischen Eigenthume des Volkes, und wirft Fremdes und Einheimisches roh untereinander.

Die Einflüsse aus England oder der Bretagne, welche der Verfasser, mit etwas gar zu schneller Analogie, der Anglomanie des vorigen Jahrhundeets gleichstellt, veranlassen wieder ethnographisch-literaehistorische Ausflüge in jene britisch-walisischen Regionen. Die Echtheit der walisischen Barditeder und der Gesänge Ossians soll aus dem wechselseitigen Verhältnisse hervorgehen. Die Merlin- und Arthur-Sage werden beleuchtet, von den Tafelrunde-Romanen, denen nichts als ihre Neuheit Werth und Ansehen gegeben haben soll, (?) wird das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das hier zum ersten Male (?) Eingang in die epische Poesie fand (S. 205), abgeleitet. Es ist zu wundern, daß nicht gleich auch die Verbindung mit Lafontaine und Kotzebue nachgewiesen wird! Die Poesie, und somit auch ihre Geschichte ist ein gar proteisches Element; es ist das Spielzeug des menschlichen Gemüthes, und schlüpft, wenn es zu sehr en gros gefaßt wird, aus den Händen des Historikers, welche Schwert und Wage zu halten gewohnt sind. Hier macht sich die Willkühr geltend, keine blinde, aber eine feeie, geistige, der nur der schöpferische Genius gebietet. Diese Willkühe schaltet oft selbst mit Recensenten, und wirft ihnen Abschweifungen, wie diese da, aufs Blatt, wo sie triste supercilium Catonis sich vorgesetzt hatten. — Bei Ulrichs Lancelot verweilt Gervinus einen Augenblick; wie es denn seine Art ist, seine theoretische Ansicht immer an einem Beispiele zur Anschauung zu bringen. Er beschreibt das Gedicht; und was er von der dichteeischen Ungeschicklichkeit, vom Mangel innerer Nothwendigkeit, zumal in der deutschen Bearbeitung sagt, ist recht gut; — allein bei seinem Sinne für's Innerliche, Tiefe, beserndet es doch, daß er das Menschlichgroße, was in diesen Dichtungen verborgen ist, und von einer spätern Zeit gar gut heraugefühlt und heraugebeaucht worden ist, verkennt oder übergeht. Die hier zum Grunde liegenden Ideen von Erziehung, Liebe, Kraft, Prüfung, Geselligkeit, haben eine tiefe Wurzel, und es entwuchs ihnen ein Baum, der späten Enkeln herrliche Früchte trug. Hier aber kann man auf eine solche Entwicklung sich nicht einlassen.

Sehr ergöhlich ist der folgende Abschnitt, wo wir antike Dichtungsstoffe in der abenteuerlichen Gestalt des Mittelalters und vorgeführt sehen. Der alexandrinisch-welsche Geschmack hatte sich geltend gemacht, das Nationale war verdrängt, das Hellenische lebendig nicht wieder hervoezurufen, — und Gervinus bricht in Klagen aus. Aergerlich überläßt er den baroeken Daeesphegius den keltischen Literaehistorikern, und wendet sich mit mehr Inteeesse zur Sage von Alexander, die er, von den Quellen bis in die Mündungen, verfolgt. Mit Recht zieht er die orientalischen Darstellungen mit herein; nur war nicht zu veegessen, daß diese, dem Geiste östlicher, zumal persischer Dichtkunst gemäß, nicht sowohl als das Eegebnis populärer Ueberlieferungen zu nehmen sind, als vielmehr als Gebilde des Geistes einzelner großer Dichter, zumal des heerlichen Nisami aus Gendsch, der, nach seiner Weise, im Isskendername ein romantisches Gemälde, dessen einzelnen Paetien mau die Erfindung, die Allegorie, alsbald abmerkte, zu sittlichen Zwecken hinzauberte, welches dann die Nachfolgenden, ein Dschami u. A. theils modificirten, theils copieten. Diese persische Dichtung vom Alexander daef also nicht als Sage betrachtet werden, und hat einen eigenen Charaktee. — Sehr bedeutend ist die jedenfalls deutsche Beaebeitung dieser Geschichtsfabel von Lamprecht, fey nun das Verdienst ihm oder seinen Voegängern beizumessen. Sehe ausführlich und beredt entwickelt Gervinus das kräftig veeständige Gedicht, und gibt ihm den Vorzug vor fast allen mittelaltrigen deutschen Dichtungen (S. 229). Wir, indem wir die Vergleichung mit der Odyssee (S. 233) liegen lassen, machen nur auf die trefflichen Erörteeungen des Verfassers und auf das merkwürdige Gedicht alle Freunde jenee ältern Poesien aufmerksam (S. Maßmann's Denkmäler deutscher Sprache u. Literat. 1828). — So weethvoll jenes Weck ist, so ärmlich steht es mit der Aeneide des Heinr. v. Veldeck aus. Wenn Gervinus gleich den römischen Uedichter selbst, wie es scheint, nicht gehöeig zu schätzen weiß, so zeigt er doch in einer Parallele sehr einleuchtend das paeodistisch Lächeeliche seines altdeutschen Rivals, bei welchem Anna die Dido nach ihres Liebsten Namen

Digitized by Google

fragt, und dieſe antwortet: E — und ne —, und ehe ſie ſagt — as, hat die kluge Anne ſchon gewußt, wer es geweſen. Nach Kritik der Schönheiten dieſer »Eneit« bemüht ſich unſer Geſchichtſchreiber zu unterſuchen, warum denn dieſem Dichter ſeiner Zeit ein ſo beſonderes Lob geworden, — eine Frage, auf die ſich bequem hätte antworten laſſen: weil ſeine Zeit nicht beſſer war als er, — und ſtellt dann den trojaniſchen Krieg des Herbort v. Fritzlar in die Mitte zwiſchen beide letztbeſprochenen Werke. Das Zuſammentreffen mit dem Inhalte des ſchönſten Gedichtes in der Welt wirkt draſtiſch in dieſer quasi Epopöe.

Einer ſo ſchwankenden, gehaltleeren, da und dort hinausvagirenden Poeterei folgt das Bedürfniß der Nation, wieder einmal tiefer und ganz angeſprochen zu werden, und bedingt in einer an ſich noch kräftigen Zeit, wo die Vergangenheit noch lebendig in's Gegenwärtige herübergreift, — eine Regeneration des Volks-Epos, welche uns längſt nicht möglich iſt, denen ſelbſt das Verſtändniß jener Reliquien verſagt iſt. Hier iſt es, wo Gervinus die Betrachtung der Nibelungen und der Gudrun am Platze findet; hier, wo man wohl auch meinerſeits eine ausführliche Erörterung eines ſo oft erörterten Lieblingsgegenſtandes erwarten mag, und wo ich es eben für meine Pflicht halte, ſo kurz als möglich zu ſeyn. Ich habe es mit Gervinus zu thun, nicht mit dem Nibelungen-Gedichte; dieſes iſt nicht da, — ſagt der dichteriſcheſte Kenner — um ein für allemal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines Jeden Anſpruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft, die der Reproduction fähig iſt, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, ſo wie für's Zarte, Feine, für ein weit umfaſſendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne; aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben. — Da es ſich nun trifft, daß ſich das Gedicht in den Hauptſachen mir eben ſo darſtellt, wie es Gervinus ſchildert, ſo kann ich dem Leſer wie mir viel erſparen, und ziehe nur Folgendes zuſammen:

Daß die Gudrun im zwölften Jahrhundert in früherer Geſtaltung exiſtirte, iſt durch neugefundene Zeugniſſe entſchieden; daß aber die Nibelungen darin vielfältige Schickſale erlitten haben, iſt von Niemanden geläugnet. Wo die nordiſche Siegfried-Sage, zu jener Zeit, in Deutſchland wieder eingeführt ward, iſt ungewiß. In Nieder-Deutſchland am wahrſcheinlichſten; wo die erſten Zeugniſſe dafür gefunden werden. Der Norden, das Alterthum trat damals ſo in die Gegenwart, wie in neuerer Zeit das Deutſchthümliche (?) (S. 253); und „nicht anders“ wandte ſich Goethe von den Göttingern, Schiller von Bürger ab, als die Hofſänger jener Tage vom Volksgeſang (!?) — Die ungeſchickte Verbindung zweier heterogener Stoffe (im Nibel. L.) ſpringt in die Augen. (?) Nicht zwei Stoffe kämpfen mit einander; ſondern der Stoff und die Behandlung. Der Unterſchied nordiſcher und deutſcher Sage, den wir feſtſetzten, beſtätigt ſich auch hier; auf jene iſt die allegoriſche Deutung (Sagabibl. II S. 366) anwendbar (wir geben ihr das Zeugniß, mit dem chemiſch-naturphiloſophiſch ſeyn ſollenden Unſinn bei Jenne nichts gemein zu haben; ob ſie aber durchaus rein und unſchuldig iſt?); dieſe hat geſchichtlichen Boden. Dieſer Boden iſt in Deutſchland, die urſprüngliche deutſche Geſtalt, die uns verloren iſt, würde aber mit der nordiſchen weit weniger gemein, als die, ſo wir jetzt vor uns haben, die ihre Züge aus dem Norden borgte, und, ungeſchickt genug, uralte Rohheit und neue Courtoiſie vermiſchte. — (Hier folgen Vermuthungen, Annahmen und Wünſche S. 256—261). Ein letzter überarbeitender Dichter muß angenommen werden; ob er Oſterdingen oder Klinſor hieß, iſt gleichgiltig. Dieſer Ordner hat nicht Vermögen genug, den ungeheuern Stoff zu bewältigen (S. 262). Wir finden aber doch im Nibel. L. die rein plaſtiſche, objective Kunſt (? liegt denn dieſe im Stoff?) der Alten (S. 263). (Unklare, wenig practiſche Erörterungen folgen; Widerſprüche werden offenbar; Vergleichungen zwiſchen den Nibelungen, den Ritter-Gedichten jener Zeit, und dem griechiſchen Epos, die zu keinem rechten Reſultate führen; hiſtoriſche Phantaſien, die außer der Sphäre der Beurtheilung liegen). Für poetiſchen Genuß iſt das Werk nicht allzuhoch anzuſchlagen (S. 271); es dient dazu, den alten Geſchichten unſeres Volks (wie Schlegel will, deſſen verkannte Aufſätze im deutſchen Muſeum Gervinus mit Recht vertheidigt) einen poetiſchen Hintergrund zu geben; zur Bildung der Frühjugend möchte es eher ſchädlich als nützlich ſeyn, (und was hierüber geſagt wird, iſt von Zeile zu Zeile zu unterſchreiben, und ich kann es nur dem Leſen dringend anempfehlen S. 272; wir beziehen uns dabei auf das bei Otfried Geſagte; auch das, was hier von Homer zu leſen iſt, erquickt das Herz, — wie es aber im Haupte des Verfaſſers ſich mit dem kurz zuvor Behaupteten verträgt, iſt ſchwer abzuſehen; »wenn man vollends« heißt es S. 273 ſehr gut, »den poetiſchen Werth im vaterländiſchen Dünkel dem Homer entgegenzuſtellen kühn genug war, ſo muß man bedauern, daß ſolche Ausſprüche unter uns nur eine Möglichkeit ſind!« — wenn aber im Nibel. L. die »plaſtiſche Kunſt der Alten zu finden iſt« (S. 263), ſo wüthet Gervinus gegen ſich ſelbſt. — So viel von den Nibelungen. Es geht hoffentlich aus den Sätzen und meinem Eingeklammerten genügend hervor, was Verfaſſer und Referent wollen und meinen. Verläßt man die engeren Territorien geſchichtlicher und äſthetiſcher Demarcationen, nimmt man das Lebendige lebendig auf, das Einzelne einzeln, das Ganze mit großem Gefühle, ſo wird man erſt des Wahren inne werden, und keines Kritikers bedürfen. Zu Menſchen, die ſo zu genießen fähig ſind, ſpricht die Poeſie aus allen Jahrhunderten gleich verſtändlich; um ſolcher Menſchen willen iſt die Poeſie da.

„Den Nibelungen ſetzt nun Gervinus „die Gudrun ent-

Digitized by Google

gegnen oder (?) zur Seite, die deutsche Odyssee (?) deutscher Ilias (?);« (S. 274). — Wir lassen es bei einigen Fragezeichen bewenden, und erfreuen uns der anziehenden und instructiven Darstellung, die er uns von dem bedeutenden Gedichte gibt, über dessen Ursprung und Alter noch einige historische Zähne auszubeißen sind. Man hat an diesem Werk, wie früher an der Alexander-Sage, Anlaß zu der Bemerkung, daß der entschiedene Vorzug, welcher dem Lied der Niebelungen vor allen Denkmalen unseres Alterthums fast ausschließlich, geworden ist, ein Resultat von Zeitverhältnissen war, und eigentlich noch sub judice seyn sollte. Die Geschichte der Gudrun ist jedenfalls farbiger, zarter, menschlicher, und bei schauerig wilden Zügen versöhnender, als die im Niebelungenliede; wenn nur Gervinus nicht den Brauch hätte, alles mit antiken Mustern zu vergleichen! So wird hier zur unrechten Zeit das Wiedersehen des Orest und der Elektra (S. 281) angeführt, und dadurch, mit der besten Meinung, unserem braven Vorfahr nur geschadet. Diesen Anspruch müssen wir nun einmal fahren lassen mit den Griechen zu concurriren! man braucht nicht von der Grücomanie befallen zu seyn, um zu empfinden, welch' ein Abgrund zwischen uns und ihnen gähnt; durch keinen Literarhistoriker auszufüllen, nur durch eine feische, schöpferische Gegenwart dem Blicke zu verbergen.

(Schluß folgt.)

Büchertitel.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde an einer deutschen Universitä' eine Abhandlung[1] ausgetheilt, welche über die Sucht der Schriftsteller, ihren Werken besondere, auffallende Titel zu geben, handelte; wer in unsern Tagen Aehnliches versuchen wollte, würde seinen Gegenstand in vielen dickleibigen Folianten nicht erschöpfen. Tritt jetzt ein Büchlein mit einem pikanten Aushängeschild vor's Publicum; im nächsten Augenblicke heißt die Zahl der Nachgeäfften — Legion. Doch so war es zu allen Zeiten. Im sechzehnten Jahrhunderte herrschte dieselbe Krankheit, wie im neunzehnten; der ganze Unterschied liegt in den Massen. Einige Jahre vor der Reformation war »Spiegel« das Losungswort; zwanzig Jahre später spuckte allenthalben der Teufel. Der Sachsen- und der Schwabenspiegel, Sammlungen alter Rechte und Gewohnheiten, gaben zu einer Unzahl von Spiegeln ascetischen und moralischen Inhalts Veranlassung[2]; doch kaum war im Jahre 1551 der »Sauf-Teufel« erschienen, ergriff die derbe, vielbewegte Zeit mit wahrem Heißhunger den neuen Fund, und in kurzem hatten alle Stände, alle Verhältnisse ihre Teufel. Sie waren indessen nicht so sehr eine Geißel der Satyre oder des Witzes, als vielmehr grobes Geschütz der damaligen theologischen Fehden; auch sind ihre Verfasser meistens Pastoren. Das größte Aufsehen machte der »Hof-Teufel — Spielweiß gestellt und in Reimen verfaßt durch Joannem Chepfeum. Gedruckt zu Frankfurt 1562.« Diesem folgte 1563 der Wucher-Teufel von Albert von Blankenburg, und im Jahre 1564 druckte Feyerabend in Frankfurt allein: den Gesinde-Teufel, den Faul-Teufel, und den Bau-Teufel. Wie beliebt aber diese Art Literatur gewesen, beweist die Speculation des Buchhändlers Peter Schmidt, welcher sämmtliche Teufel im Jahre 1575 sammelte, und unter dem Titel: Theatrum Diabolorum wieder drucken ließ. Dieses seltne Buch in Folio ist beinahe acht Alphabete stark, enthält 24 Teufel, unter welchen sich vier neue befinden, und hat zum Titelblatte einen Holzschnitt, auf dem 13 Teufel jämmerlich genug abgebildet erscheinen.

[1] De Titulomania Eruditorum, vulgo, Titel-Sucht derer Gelehrten. Praeside C. H. Heegio, et respondente J. G. Stabolio. Lipsiae 1725. 4.

[2] Klagspiegel, Laienspiegel, Tugendspiegel, Geduldspiegel, Beichtspiegel, Augenspiegel, Handspiegel, Eulenspiegel u. s. w. In Wien erschien 1553 ein »Frawen-Spiegl« mit dem Motto:

Auf Erden ist kein Creatur,
So köstlich als ain weybes figur,
Die von Natur ist woll gestallt,
Und sich in eeren frümblich hallt.
Meydt nit allein der laster that,
Sondern was zum verdacht auch schadt.

Der Verfasser, Hanns Thanner, ein wackerer Kriegsmann in Siebenbürgen wider den Erbfeind, gibt darin allgemeine Regeln über den inneren und äußeren Anstand; zu den größten Untugenden der Frauen rechnet er »das lesen der unnutzen merr Buechlein von der Buelschafft lieb, und dergleichen gedichte — !«

Literarische Notiz.

Die Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Ludwig XII. von Wilhelm Havemann (Göttingen 1835. VIII. 483 S. 8.)« zeigt, so fleißig sie immerhin gearbeitet ist, auffallend, wohin die einseitige Benützung der Quellen führt. Der Verfasser folgte großentheils italienischen und französischen Schriftstellern; Maximilian I. erscheint dadurch nicht selten von einem falschen, verkehrten Standpunkte beurtheilt. Wir begreifen in der That nicht, warum die österreichischen, die deutschen Quellen so ganz unbeachtet gelassen worden — audiatur et altera pars!

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M. können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

26. Mittwoch, den 30. März **1836.**

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von Dr. G. G. Gervinus. Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig bei Engelmann 1835. VIII u. 476 S. gr. 8.

(Schluß.)

Gervinus nimmt sich (S. 284) vor, den Minnesang kurz abzuthun, wie es billig gewesen wäre, da seit Bodmer dieser Nachtigall-Literatur wohl mehr Aufmerksamkeit, als sie verdiente, geschenkt ward, und ein neuer kritischer Singsang dem alten poetischen folgte. Es blieb aber beim schönen Vorsatz; und der Ursprung des deutschen Minnesangs, sein Verhältniß zur provençalischen Troubadour-Poesie, ihre Berührungspunkte (das joie marimen), ihre Differenz, wobei es sich versteht, daß uns der Vorzug ernster Innerlichkeit und Wahrheit vindicirt bleibt, — alles dieß wird mit beredter Weitläufigkeit erörtert, Hafis und Dschelaleddin (S. 300) werden sogar (nicht mit rechtem Verständniß, wenn ich das: »selbst sie hätten's verstanden, Wein und Lust zu preisen« recht auslege; wer mehr als sie?) zu Hülfe gerufen, und der Verfasser gibt zu merken, daß er selbst empfinde, er habe diese Ansichten »weit her« geholt (S. 292). Dabei wird sein eigenes, letztes Urtheil nicht klar, die vereinzelten Aussprüche wollen sich nicht verbinden lassen, und der gute Leser, der, wie so viele, gerne glauben möchte, gerne sich aus dem probaten Geschichtschreiber einen Richterspruch in sein Hirn einschreiben möchte, um ihn, wenn von Minneliedern die Rede ist, fix und parat zu haben, — dieser brave, fromme, jedem Autor wünschenswerthe Leser kommt in Verlegenheit, wenn er aus Sätzen wie die folgenden eine Durchschnittsformel herauszuziehen soll: »Wer durch altkluge Erziehung, oder durch Schullast, oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor den Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir vergeblich einen Begriff von dieser Periode, ... gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. ... Wer möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können?« (S. 293) also: widrige Verhältnisse hindern uns am Auffassen schöner? Gervinus möchte uns Geschmack an dieser Lyrik beibringen? in Innigkeit muß ihr Leben erfaßt werden? Nun: »Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des innern und des äußern Lebens muß Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder.« (S. 301) Jetzt erklär' mir Oerindur diesen Zwiespalt des Verfassers! Wenn dir, verlegener Leser, mit einer dritten Ansicht, für zweie, gedient ist, so habe hier die meine: Die Lyrik jener Zeit nahm, wie eben jede, Stoff und Form, aus ihrer Welt und ihrem Sänger; jene wäre reich genug gewesen, dieser war meist desto ärmer; eine freie, edle Bildung unterstützte ihn nicht, und über das für ihn süße, für die nach That, Leben und Cultur strebende Welt langweilige, Thema seiner Liebe, variirte, nach hergebrachten Weisen, mit mehr, minder, oder gar keiner Anmuth, das traurig-frohe Geleier. Wir brauchen eben keine tiefwelthistorischen Deductionen zur Erklärung solcher Phänomene; ein gewaltiger Geist hätte auch damals was Rechtes geschaffen, — und wiederum: auch unsere Zeit hat ihre Minnesinger. Der Geist der Zeiten ist etwas, aber der Geist des Menschen ist Alles. So ragt schon Walther von der Vogelweide wie eine lustige Oase aus dem Sahara jener Liedwüste. Gervinus würdigt ihn vortrefflich; Verstand und Vielseitigkeit unterscheidet ihn von den übrigen Minnesingern, Tiefe und Ernst von den Troubadours; »einlöthig und wohlgeviert« bleibt er den Treuen, eine geballte Faust wirft er den Argen; Liebe ist ihm »Leidvertreib, Sittlichkeit, Recht, Menschlichkeit« — sind ihm heilig. Mitten in den schönsten Betrachtungen über eine so respectable Poesie verfällt Gervinus in die gewohnte Parallele mit dem hellenischen Alterthum, deren wir wohl schon genug haben, — und selbst in jene, seit den Philosophen aus Schellings Schule übliche, bei Zeune (Rieb. L.) den Zenith erreichende Analogien-Liebhaberei, welche stets mehr für die Versatilität eines Geistes als für seine Tiefe und Wahrheit zeugt, — und welche die Kritik gehörigen Orts zu rügen hat. Sphärische Form und Linie werden (S. 312) als weiblich und männlich, demgemäß die griechische Architektur, wegen der kanellirten Säulen, als männlich, die deutsche, wegen der Bündelsäulen,

Digitized by Google

als weiblich bezeichnet; daraus die Minnesänger und griechischen Lyriker weiter charakterisirt, und was dergleichen mehr ist. Es sind üble Angewöhnungen oft trefflicher Schriftsteller, wie in der Gesellschaft die ehrenwerthesten Männer manchmal sie durch das Schüttelu des Kopfes, das Zupfen am Halskragen, das Ziehen an den Knöpfen, merklich bezeichnen. Man tadelt das Zupfen, man achtet den Mann. —

Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg werden von dem Ehrentitel der größten Dichter, den man allzufreigebig an sie und ihres Gleichen verschwendet, absolvirt. »Kann man — seägt unser Verfasser, und wir fragen mit — »ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst dem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist?« (Seite 324). Die ehrenwerthe Gesinnung ist im „armen Heinrich« sehr lieblich genug, — deutlicher vielleicht als es der Poesie gesund ist, die in einem Gedichte die Hauptsache bleibt; vom schönen Talente ist im Iwein desto weniger zu bemerken, wenn einzelne gelungene Stellen nicht dessen Beweis seyn sollen. Der Wigalois des Wient (entstanden um 1212) gehört mit diesen Gedichten in eine Categorie; Benecke (Berl. 1819) findet die größte Familienähnlichkeit zwischen demselben und Iwein; mir scheint dieß letztere Gedicht ganzer und einiger, Wigalois dagegen intelligenter, lebensvoller zu seyn. Den Winsbeke (in Benekе's Beiträgen Band 2) nennt Gervinus einen der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, wegen der hohen, eigenthümlichen Moralität, die darin waltet.

Wie aber aus solchen Anfängen sich ein großes Ganzes, wie aus diesem Stamme »die Krone epischer Dichtkunst« sich entfaltet habe (S. 322), verstehe ich nicht völlig, obwohl es Gervinus erklärt zu haben denkt. Es wird wohl hier wieder, wie meistens, zu viel auf volksthümliche, weltgeschichtliche Epochen und Prozesse geschoben; wenn auf Dichtungen geringen Kalibers Werke von größerer Bedeutung folgen, so liegt unseres Bedünkens das Geheimniß meistens darin, daß die Dichter der spätern mehr Geist besaßen als die der frühern. Nur in den ursprünglichen Zuständen der Völker lassen sich füglich ganze Massen von Poesie charakterisiren; in Zeiten, wo wirklich noch das Volk selbst dichtet, oder poetische Geister so sparsam und einsam dastehen, daß eine ganze Periode nichts thut als: sie wiederklingen; nur in solchen Zeiten läßt sich von Entstehung eines Epos reden, in spätern wird das Epos gemacht; und ist es dann noch Epos? Je tiefer und breiter nun eine allgemeine Cultur in und über die Nation sich fortpflanzt, desto mehr ist dem Einzelnen anzurechnen, desto weniger ist von Epochen und Entwicklungen zu phantasiren. Wenn z. B. ein Geschichtschreiber unserer modernen Poesie tiefsinnig und quellengetränkt in nationellen Vorgängen den Grund nachweisen wollte, warum Raupach niedriger als Schiller, und Grillparzer höher als Raupach stünde, warum Matthisson schöner als Haller, Platten schöner als beide und am Ende wieder weniger schön als er selbst gedichtet habe, warum auf einen Goethe ein Hoffmann, und auf diesen wieder vernünftige Erzähler gefolgt, warum mitten unter Schöngeistern eine Rahel, mitten aus der romantischen Zunft eine Bettina sich hervorgebildet, warum derselbe Tieck drei verschiedene Dichter in drei Cyclen seines Lebens darstelle u. s. w. u. s. w., wenn Jemand das mit Aufwand von Volks- und Geschichts-Metaphysik entwickeln wollte, — nicht wahr, wir würden ihn auslachen? — So viel ein für allemal an den modernen Historiker, der manchmal den Baum vor lauter Wald nicht sieht. Genug, Wolfram v. Eschenbach war bedeutend, und wohl werth, daß man ihn zum Beginn oder Culminationspunkt einer Aera machte. Daß Gervinus bei Betrachtung dieses Poeten sagt, es gehöre zum Plane seiner Arbeit, auf das Biographische wenig oder keine Rücksicht zu nehmen (S. 345), ist sehr zu bedauern; aus Gründen, welche sich leicht aus dem eben Gesagten folgern lassen. Die Quellen des Parzival interessiren ihn mehr; unglücklicher Weise sind sie verborgener als die des Nigerstroms, während Leben und Gedicht jedes Dichters, fleißig gegen einander gehalten, gewiß Klarheit über beides verbreiten. Mit Aufwand von Geist und Wissen faßt Gervinus Wolfram's Eigenheit als Weltansicht zusammen, und setzt sie als solche der des Gottfried von Straßburg entgegen.« Der Tristan sagt er »schwimmt mit der Welt, Parzival steuert ihr entgegen« (S. 356). Er entfaltet diese Bezeichnung sehr ausführlich und lesenswürdig; und es bleibt allerdings sehr lehrreich, zu bemerken, wie der bedeutendste Gegensatz zwischen geistigen Naturen und geistiger Bildung, das Scheiden in ideelle und reale Tendenz, von jeher in jeder sich entscheidenden Cultur hervorgethan hat, und wie hier in zwei ältern Dichtern Deutschlands eine Differenz, die sich in den neuern so wichtig gemacht hat, und als deren Haupttypen man bekanntlich Goethe und Schiller ansieht, gleichsam schon vorgebildet ist. Da werden wir denn nicht umhin können, wie in allen ähnlichen Fällen, den tiefen, rührenden, wundervollen Wolfram unser Mitgefühl, dem heitern und erheiternden, geistreichen, kunstvollen Gottfried die Palme des Beifalls und der Anerkennung zu schenken. Daß und hier Gervinus mit einem Cornu Copiae von Vergleichungen, Herleitungen, Andeutungen u. dgl. erfreut und überschüttet, hat man wohl schon errathen; Aeschylos, Dante, Milton, Klopstock, Goethe werden herancitirt, und wir überlassen es jedem Leser selbst, sich in diesen schönen Labirinthen kritischer Geschichts-Philosophie an der Hand des »rückwärts gekehrten Sehers« zu ergehen. Nur wo er etwas von »Verdammen« (S. 390) über den liebenswürdigsten jener Dichter fallen läßt,

Digitized by Google

wird uns an seiner Seite bang, und wir athmen nur wieder leichter, wenn er am Schlusse die Frage hinwirft (ebend.): ob nicht der Dichter mit Recht verlangt hätte, an ein Kunstwerk die Forderungen der Moral nicht zu stellen? — Leider bloß als Frage! — Weniger als es mit dem Geschmack der meisten Freunde der „fröhlichen Wissenschaft“ übereinstimmen möchte, ist das liebliche Gedicht Flora und Blanscheflur (Blume und Weißblume) von Conrad Flecke gewürdigt. Den Vorwurf »nichts weiter als zu unterhalten« (S. 392) kann sich ein Dichter immerhin gefallen lassen; das Wort »unterhalten« ist so peekär und vieldeutig, daß alles Schöne hineinpaßt; den ernsten Historiker besticht das Pathos der Gegenstände und Ansichten, — allein in das Anmuthige, Heitere, hat von jeher die Poesie ihre geößte Tiefe gelegt.

Sehr ausführlich wird nun Thomasin Tirkler's welscher Gast (Cod. Pal. Nr. 389) als Specimen einer sich hervorthuenden didaetisch-ethischen Poesie beleuchtet. „Einer der bedeutendsten Reste aus den zwei ersten Decennien des 13ten Jahrhunderts, leider noch nicht gedeuckt, während wir so viel Entbehrlicheres eehielten“ (S. 396). Der Dichter ist aus Friaul gebürtig; er scheieb ein italienisches Werk übee höfliche Sitte, — später dieß deutsche, worin er um Nachsicht als »welscher Gast« ersucht. Er lehrt eine tüchtige, aus schaefer Betrachtung des Weltlaufs abstrahirte Moral: Ohne Stetigkeit sind alle Tugenden nichts. Die Absicht und nicht die That, entscheidet. Stete Tugend weicht nicht vor Lieb und Leid. Denn was inneelich ist, weicht nie dem Aeußern. Einfach, eindringlich und practisch ist seine Lehre, »denn er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie eereichen kann.“ (S. 401 bis 409). — Dieses Werk fühet zur Erwägung des Ursprünglichen unserer Volks-Philosophie, — der Speichwörter. Nie kann dieß Element achtsam genug behandelt merden; was steckt nicht alles darin! und Gervinus, mit Rücksicht auf die gnomischen Reliquien anderer Nationen, dee Hellenen, Hebeäer, Italieuer, weiß über dieß Capitel so viel Feines und Inteeessantes zu sagen, daß der Keitiker nur zum Lesen aufzufordern hat. (S. 410 u. f.) Das Resultat ist: »Eine rein practische Ansicht der Welt und der Menschen war das älteste Element in unsern Sprüchwörteen.« Dieß Element wied wohl das älteste in der Philosophie aller Völker gewesen seyn; wenn aber der Ausdruck füe die dee Deutschen sich besonders bestätigen sollte, so darf uns wohl der hochgepriesene Flug in's Leere, den unsere im Anbeginn so fruchtverheißende Weisheit später nahm, ein Ach! auspressen. Wenn uns auch nicht, wie dem stets vergleichenden Gervinus, der brave Thomasin mit Kant und Sokrates (S. 408) zusammenstellbar erscheint, so haben doch schon seine nächsten Nachfolger, die Gervinus genauer durchgeht, zu ihrem Nachtheile gegen ihn, jenen teaurigen Flug begonnen, von welchem Gervinus, wie es scheint, zweifelt, ob er ihn Fort- oder Rückgang nennen soll (S. 424).

Das folgende Capitel von den Legenden, deren Behandlung Gervinus streng genug recensirt, wird dem Leser eine Unterhaltung gewähren, die ich duech Auszug und Vorkritik um so weniger stören mag, als ich im Ganzen mit den Ansichten des Verfassers mich übereinstimmen fühle. Der Anklang der majestätisch-lieblichen lateinischen Kirchen-Lyrik ist erfeeulich, wie in den Versen:

Moyses und Abraham mit Davide singent,
Und ihr süßes seitenspiel wunniglich erklingent,
Da die edlen cherubin tanzent unde springent
Mit gesang in jubilo ihre flügel schwingent (S. 440).

Nach dem Gesetze des allenthalben waltenden Contrastes (Tieck oder Fr. Horn wüeden sagen: der Ironie) streckte zwischen den frommen Sagen der Schelm Reinecke seinen Kopf heraus. Er erscheint dießmal als Franzose, Niederländee und Niedersachse; dem mittlern wird der Preis zuerkannt; von Goethe füge ich den gelehrten und scharfsinnigen Eröeterungen des Verfassers, nur im Vorbeigehen hinzu: daß es ihm nicht so um Bewaheung des ursprünglichen Tons als darum zu thun war, alte, bittere Wahrheiten in lustigen Hexameteen durch Bestien an Mann zu bringen.

Die alte Zeit des Ritterthums und dee Minne ging zu Ende. Der moralisirende Reimar von Zweter, in Oesteereich aufgewachsen (Maness. Samml. II. 122—155), der alberne, langweilige Ulrich von Lichtenstein, der talentirte, aber wenig bedeutende Rudolph von Ems, selbst der denkende, reich ausgestattete, aber doch auch überschätzte Conrad von Würzburg, können sie nicht wieder zu Ehren bringen, können sich der eindeingenden Prosa nicht erwehren. Mit den herrlichen Bestrebungen der hohenstaufischen Monarchen sinkt auch die Poesie (S. 474); wie jene, sucht auch sie an der Scheide des 13ten und 14ten Jahrhundeets noch einmal den alten Bauner wieder zu eegreifen, — umsonst! morsch entfällt er iheen Händen, — und auch der Geschichtschreiber wendet sich beteübt von dem Anblicke des Verfalls, und sammelt, ausruhend, Kraft zu — einem zweiten Bande.

»Noch haben wir nichts weniger — ruft dee Erwecker der Volks-Poesie in unseem Vaterlande — »als eine Geschichte der deutschen Poesie und Sprache! ... welch' ein Meer ist da noch zu beschiffen, wie schöne Inseln zu entdecken! ... wann sammeln sich einst die Schätze dieser Art? wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unseres Vateelandes damit zu schmücken? ... Ich freue mich unendlich auf seine Arbeiten in diesem Felde, wozu ich ihm bei kritischem Scharfsinne zugleich völlige Toleranz jeder Sitte, Zeit und Denkart zur Muse wünsche!« — Freue dich, edler Herder, dein Wunsch ist erreicht, — der Mann ist gefunden; Gervinus vereiuigt alles in sich, was hier gefordert wird.

Aber wenn wir die ganze Bahn, die wir an seiner Hand

Digitized by Google

durchpilgert haben, nun noch einmal überschauen, — ist die Ausbeute an Blüthen oder Früchten so reich als wir erwarteten? wir haben es ihm zum Theil selbst aus dem Munde gelockt: sie ist es nicht. Desto mehr Dank dem rastlosen, aufopfernden Historiker, der den Moder und Staub vergilbter Pergamente nicht scheut, und dumpfe Tage nicht für verloren achtet, die er damit zubrachte, uns das Ueberschätzte in seiner Armuth, das Gute in seinem Werthe, zu deuten und zu ordnen! Wir haben der Dankbarkeitspflicht uns dadurch zu entledigen gesucht, daß wir seine Bemühungen nicht unbeachtet ließen, daß wir sein Werk zugleich im Auszuge mit unsern Beiwerken begleiteten, daß wir dem Leser so die nicht ganz behagliche Lectüre zu erleichtern suchten, daß wir die letzten Spuren von Staub, die hie und da noch das Frische trübten, zu verwischen strebten. Der Gelehrte selbst würde sein Daseyn für verfehlt und verloren achten, wenn nicht am Ende doch die Früchte seiner Pflanzung der lebendigen Welt auf irgend einem Wege zu gute kämen; dieser Weg sollte die Kritik seyn. Ich wünsche, ihn fruchtbar eingeschlagen zu haben, und freue mich auf den Verfolg des Werkes, wo der Stoff selbst schon der Gegenwart und dem Leben näher tritt. Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. Von C. G. Reichard, herzogl. Gothaischem Hofrathe. Mit drei lithographirten Tafeln. gr. 8. Güns 1836. Carl Reichard.

Unter den Männern, welche in neuerer Zeit für Ausbreitung der geographischen Kenntnisse durch unermüdeten Eifer im Forschen nach Neuem, so wie durch gelehrte und scharfsinnige Berichtigung langverjährter Irrthümer, mit rastloser Thätigkeit beigetragen, verdient, wie längst schon anerkannt worden, der Verfasser vorliegender Sammlung eine der ersten Stellen. Durch Herausgabe seiner Atlasse und einzelner Karten, durch sein „Germanien unter den Römern« (um nur der Hauptwerke zu gedenken) seit einer bedeutenden Reihe von Jahren mit verdientem Ruhme genannt, erfüllte der Verfasser gewiß nur die lebhaften Wünsche des Publikums, indem er die von ihm in verschiedenen gelehrten Zeitschriften zerstreut enthaltenen Aufsätze, theils Recensionen, theils selbstständige Abhandlungen, sammelte und dieselben, um sie der Vergessenheit oder doch späterer Nichtbeachtung zu entziehen, und zugleich bequemerem Gebrauche zugänglich zu machen, im vorliegenden Buche der Oeffentlichkeit übergab. Jeder dieser Aufsätze, er mag sich als Abhandlung über einzelne wichtige Theile und Streitfragen der alten Geographie, oder als Recension, oder bloße Berichtigung fremder größerer Werke darstellen, zeichnet sich durch genaue, gewissenhafte Forschung in den Quellen, durch deren lichtvolle Zusammenstellung, tiefe Kritik und klare Darstellung der so gewonnenen Resultate aus. Der Natur der Sache nach ist beinahe jeder polemisch; dieß aber auf eine Art, daß wahrlich jeder Wissenschaft nur das höchste Gedeihen aus solcher Polemik erwachsen könnte, und jeder vernünftige Autor, dem es nicht so sehr um seine Behauptung, als vielmehr um das einzig Wahre zu thun ist, sich zu solchem Gegner Glück wünschen müßte. Nicht der kleinste Vorzug des Verfassers ist es endlich, sich von vielen gelehrten Kritikern durch seine einfache natürliche Erklärung des Sinnes und der Bedeutung seiner Quellen zu unterscheiden, ganz im Gegentheile jener, welche die sich darbietende natürlichste Auslegung — eben weil sie die natürlichste — verschmähend, die gerade Stelle künstlich verrenken, um sie ihrer vorgefaßten Meinung oder der von ihnen blindlings als infallibel verehrten Autorität anzupassen, wovon der Verfasser im Verlaufe seiner kritischen Forschungen an mehreren Orten zahlreiche Beispiele aufzuführen Gelegenheit nimmt. —

Was nun die Gegenstände der einzelnen Aufsätze betrifft, so enthalten Nr. I und II Rechtfertigungen und Erläuterungen des vom Verfasser herausgegebenen Atlasses in 6 Tafeln, und der östlichen und westlichen Halbkugel in 2 Blättern; Nr. III, IX und XIV beschäftigen sich mit kritischer Untersuchung einiger, den Alten bekannter Theile Asiens; XII, XV und XVI behandeln besonders interessante, bisher streitig gewesene Punkte Afrika's, wobei nicht unbeachtet bleiben darf, daß der Verf. in XV, gewaltigen Autoritäten und ergrauten Irrthümern entgegentretend, schon vor vielen Jahren über den Niger und Nil durch Scharfsinn das gefunden, was die neuesten Entdeckungen als wahr und richtig den erstaunten Augen der Welt practisch nachgewiesen haben. — Die übrigen Abhandlungen haben Europa zum Gegenstande, wovon Nr. VI, XI und XIII für Deutschland und Preußen, VII und VIII aber für unser Vaterland von besonderem Interesse sind. Den X. Aufsatz nennt der Verf. mit Recht einen Leitfaden für Rußlands alte Geographie, da in diesem alles, was den Alten von jenem ungeheuren Reiche bekannt war, zusammengestellt und mit gewohntem Scharfsinne und überzeugender Klarheit und Gründlichkeit abgehandelt wurde.

Zum Schlusse bleibt nur noch der Wunsch übrig, es möge dem verehrten Hrn. Verf. die S. XI für nothwendig erklärte, wirksame Unterstützung bald zu Theil werden, um die Herausgabe des lateinischen Textes zum II. Theile des Thesaurus zu bewerkstelligen, und so ein Werk vollenden zu können, welches jenen Scharfsinn, jene kritischen Kenntnisse, jenes nie ermüdende Studium, kurz alle jene Eigenschaften erfordert, die außer dem Verfasser nicht Vielen geworden sind. ***

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

27. Sonnabend, den 2. April 1836.

Das Buch Ijob.

In seinen geschichtlichen und artistischen Beziehungen.

Von Andreas Schumacher.

Mehrere der gelehrtesten Orientalisten nennen das Buch Ijob die älteste Urkunde des menschlichen Geschlechtes und führen diese Vermuthung zu einem so hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, daß sich vielleicht nur wenig dagegen einwenden läßt. Sie stellen dieses göttliche Gedicht noch weit über Moses hinaus. Es dürfte sich nun vor allem die Frage erheben, ob sich denn in der Geschichte solche Belege für die Person Jobs vorfinden, die eine so gewagte Behauptung rechtfertigen — eine Frage, deren reine Lösung in einem Zeitalter, wo uns alle Spuren menschlicher Geschichte entschwunden sind, hart an die Unmöglichkeit gränzt, die jedoch durch den wunderbaren Zusammenhang verschiedener Bücher des alten Testamentes so befriedigend beantwortet wird, daß sie wenigstens mehr bejaht als verneint erscheinen muß. Denn obwohl von Ijob selbst und seinem Dasein niegends ein anderes Zeugniß gegeben ist, als jenes unzweifelhafte, auf das Dasein des heiligen Buches von ihm selbst begründete, so wird auf dieses und das Zeitalter, in welches es fällt, doch in einer Beziehung, deren Wichtigkeit sich in solchen Fällen nicht ablehnen läßt, nämlich durch die wiederholten Hindeutungen der h. Schrift auf mehrere Personen und Nahmen, die in dem Gedichte vorkommen, so wie durch den Gang und Zusammenhang der heil. Geschichte deutlich hingewiesen.

Abgesehen davon, daß mit dieser Meinung, welcher die Lehren der Kirche, so viel uns bekannt, in keiner Hinsicht widersprechen, auch der Mischnah und der Talmud übereinstimmen, deren Zeugniß, wenn auch nicht entscheiden, doch aber wie das anderer Bücher berücksichtigt werden kann, wollen wir aus den Belegen der Gelehrten und den Ergebnissen unsers eigenen Forschens hier nur das anführen, was sie aus den Schriften des alten Bundes, namentlich den Geschlechts-Registern des Bereschit genommen haben.

Zuförderst mögen die Freunde Jobs, Josar von Nosmeh, Bildad von Suah und Elifas von Thaimen (von Elihu, dem jüngsten, ist nirgends die Rede) in nähere Beteachtung gezogen weeden. Der Bedeutendste unter ihnen, Elifas, der von dem göttlichen Sänger zumeist herausgehoben wurde, ist zugleich der historisch Zugänglichste und mag also billig den Anfang dieser Untersuchung machen. Er war von den Kindern, d. h. aus der Familie, den nächsten Nachkommlingen Esau's, da er aus Thaimen im Lande Edom war, wohin Esau mit seinen Kindern, Knechten, Heeeden ꝛc. gezogen, als sich der Segen Jakobs so sehr vermehrte, daß beide Brüder nicht mehr im selben Lande neben einander wohnen konnten. Wir werden weiter unten sehen, aus welchem allgemeinen Hauptgrunde die Geschichte Jobs überhaupt in diese Zeit versetzt werden müsse, und begnügen uns hier aus dem Buche Bereschit das 36 K. nachzuweisen, welches über das Dasein Elifas, des Sohnes Esau, in jener Zeit keinen Zweifel übria läßt. Die angezogene Stelle lautet so:

»Dieß ist das Geschlecht Esau, der da heißet Edom (roth).

»Esau nahm Weiber von den Töchtern Kanaan. Ada die Tochter des Elon des Hethiters — und Aholibama, die Tochter des Ana, die Neffe des Zibeon des Hevithers;

»Und Basmath die Tochter des Ismaels, Nebajoths Schwester.

„Und Ada gebar dem Esau: Elifas, aber Basmath gebar den Reguel.

»Aholibama gebar Jehus, Jaelan und Korah. Das sind Esau's Kinder, die ihm geboren sind im Lande Kanaan;

„Und Esau nahm seine Weiber, Söhne und Töchter, und alle Seelen seines Hauses, seine Habe und alles Vieh mit allen Gütern, so er im Lande Kanaan erworben hatte, und zog in ein Land — weg von seinem Bruder Jacob,

»Denn ihre Habe war zu groß, daß sie nicht konnten bei einander wohnen, und das Land, darin sie Fremdling waren, mochte sie nicht ertragen für der Menge ihres Viehs.

»Also wohnt Esau auf dem Gebirge. Seir und Esau ist der Edom.

„Das ist das Geschlecht Esau von dem die Edomiter herkommen auf dem Gebirge Seir.

Digitized by Google

Ferner heißt es: V. 15. »Das sind die Fürsten unter den Kindern Esau.« Die Kinder Elifas des ersten Sohnes waren diese: Der Fürst Theman (Theimen), der Fürst Omar, der Fürst Zefo, der Fürst Kenas.

Der Sohn Elifas also hieß Theman. Da es aber durch eine Stelle des Propheten Jeremias, wo er Theman eine Stadt der Weisen nennt, gewiß ist, daß in Edom eine Stadt dieses Namens lag (S. 49. K.), so dürfte auch Elifas von Theman einer der nächsten Nachkömmlinge Esaus gewesen seyn.

Bildad von Suah, so wie Zofar von Noema (Noehme), die eigentlich nur ein Nachklang des Elifas und Wiederhohler seiner Worte sind, sind beide auch hinsichtlich ihrer historischen Existenz mehr in den Schatten gestellt. Dessen ungeachtet wissen wir von ersterem doch so viel, daß er ein Nachkomme Abrahams war, da der Nahme Suah unter den Kindern der Ketura, des letzten Weibes, welches Abraham genommen, vorkömmt. S. Bereschit 25. Cap. 2. „Die gebar ihm Simeon und Jackan, Medan und Midian, Jesback und Suah.“ Da nun die Väter des Stammes, meistens dem Lande, das sie bewohnten, den Namen gaben, ist es ohne Zweifel anzunehmen, daß Bildad aus jener Gegend war, in welcher Vermuthung die Geschlechts-Register des Talmud bestärken, welche den Bildad unter den Abkömmlingen der Ketura, und zwar als einen Enkel des Midian aufführten.

Eben so war Zofar von Naema (Noemeh) aus dem Geschlechte dieses Namens, welcher diesen von der Schwester des Kain Heben (wegen ihrer Schönheit hochberühmt) beigelegt wurde.

Von Ijob selbst heißt es nur: »Er war herrlicher, denn Alle, die gegen Morgen wohnten. Er war Fürst und Stammvater.« (Emir) Aus dem Umstande, daß er aus dem Lande Uz war, läßt sich jedoch vermuthen, daß er aus dem Stamme Disan, des Geschlechtes Seir, des Horithers war, der zwei Söhne Uz und Aran zeugte, und mit Esau verwandt war, durch dessen Verbindung mit Ahalibama, der Tochter Ana, welcher letztere Divans Bruder war. S. 36. Cap. 20 u. 30 V. Die Judeu sagen, er war nicht aus dem Geschlechte Israel, dem er aber doch durch seine Verwandtschaft, die gemeinschaftliche Abstammung und den gemeinschaftlichen Glauben an den allein wahren, unsichtbaren Gott, angehörte [1].

Daß das Buch Ijob überhaupt in die Zeit Jacobs falle, zeigt sich aber am Klarsten aus dem Gange der heiligen Geschichte. Die Israeliten wurden nämlich nur so lange, als sie nomadisch lebten, von einzelnen unabhängigen Stammvätern und Oberhäuptern regiert. Der ursprüngliche Stand der Emire ging verloren, als sie, aus Egypten nach Kanaan kommend, sich dort ansiedelten; daß Ijob aber seinen Stand als den eines Stamm-Oberhauptes oder Emirs schildert, kann sich jedermann bei Durchlesung des Gedichtes überzeugen. Ijob und seine Freunde haben sämmtlich patriarchalisch im Lande Edom gewohnt, welches der Umstand, daß Araber und Chaldäer als feindliche Stämme die Güter Ijobs rauben, den genannten beiden feindlichen Nationen benachbart bezeichnet, und welches daher aller Muthmaßlichkeit zu Folge östlich am Jordan lag, der mit seinen ihm befreundeten Thieren eine bedeutende Rolle in dem Gedichte selbst spielt.

Nach so vielen Andeutungen der heiligen Schrift selbst, die mit den Traditionen der Hebräer hier so wichtig übereinstimmen, und aus welchen beinahe alle Umstände der Zeit, des Ortes und der Personen erhellen, kann über die geschichtliche Existenz des Patriarchen Ijob wohl kein Zweifel mehr erhoben werden, wenn auch das Ansehen der Kirche nicht längst darüber entschieden hätte. Obwohl nun die hebräische Schule die Existenz Ijobs nicht angreift, so kamen ihre Gelehrten doch auf den Gedanken, daß Ijob, welcher in dem Lande Edom lebte (welches gewöhnlich für Arabien angenommen wird), besonders bei der in seinem Gedichte herrschenden Form der Mokameh, welche sonst nirgends in den Büchern des alten Bundes vorkommt, sein Gedicht ursprünglich Arabisch geschrieben habe, und daß dasselbe dann später von Mose ins Ebreische übersetzt worden seyn; welche Vermuthung auch verschiedene dem Arabischen nachgebildete Eigenthümlichkeiten und Wendungen der Sprache unterstützen. Mose aber wird als Uebersetzer genannt, da ihm kein anderer Dichter seiner Zeit an Geschicklichkeit gleich kam, namentlich aber weil kein anderer als er so gut den Unterschied der göttlichen Benennungen: El, Elohim, Eloha, Schaddai, Jehova ꝛc. kannte, welchen letzteren Namen er auch zuerst ausgesprochen haben soll. Da es sich nun kaum annehmen läßt, daß eine Dichtungsform, die bei einer Nation als eine ursprüngliche und eingeborne betrachtet werden muß, auch bei einer zweiten, von jenen Sitten, Sprache und Glauben völlig verschiedenen, ganz gleichmäßig und originell entspringe, die Mokameh des Ijob aber in der That sich sowohl durch diese genannte Form, als auch durch den ihr eigenthümlichen unvermischt poetischen Charakter, von allen übrigen Büchern des alten Bundes unterscheidet, so scheint diese Behauptung ein etwas mehr als zufälliger Gedanke. Doch kömmt hier auch Folgendes in Erwägung.

(Schluß folgt.)

[1] Hierüber dürften vorzüglich jene Stellen nachzulesen seyn, wo von seinem Stande, von dem Opfer für den Altar und vom Aufstehen in der Gemeinde (öffentlicher Trauer) die Rede ist.

Digitized by Google

Allgemeine Ueberſicht der bei Artaria und Compagnie in Wien in der neueſten Zeit erſchienenen Landkarten, mit beſonderer Rückſicht auf die öſterreichiſche Monarchie.

Die gewonnene Ueberzeugung, daß der höhere Preis der durch den k. k. Generalſtab verfertigten Specialkarten der einzelnen Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie, da jede aus vielen Blättern beſteht, ſolche dem größeren aber minder bemittelten Theile der Freunde vaterländiſcher Geographie weniger zugänglich mache, verbunden mit der lobenswerthen Abſicht, den Unterricht der Schuljugend in dieſem bisher leider zu wenig beachteten Zweige der Vorbereitungsſtudien für künftige Militärs und Beamte, ſo wie für Geſchäftsleute überhaupt zu erleichtern, hat die Kunſthandlung Artaria und Compagnie in Wien auf den Gedanken gebracht, dieſem Bedürfniſſe durch Landkarten, die jedesmal ein abgeſchloſſenes Ganze auf einem Groß-Regalbogen darbiethen, und den Preis von zwei Gulden Conventions-Münze für das Blatt nicht überſteigen ſollen, abzuhelfen.

Dieſe Karten ſollen, der angedeuteten Tendenz zu Folge, zunächſt die Länder des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, mit Benützung der vorhandenen beſten und neueſten Quellen, nebenher aber auch die übrigen Staaten Europa's umfaſſen, und die Züge der Flüſſe und Gebirge, ſo wie auch die Höhenmaße der Letzteren vorzugsweiſe berückſichtigen.

Zu dieſem Behufe erſchienen ſeit dem Jahre 1833 zuerſt eine General-Poſt- und Straßen-Karte der öſterreichiſchen Monarchie bloß zur Ueberſicht und daher ohne Angabe der Höhen, ſodann aber im Detail: die Specialkarten des Erzherzogthums Oeſterreich mit einem Theile von Steyermark, von Tyrol[1], Böhmen und zuletzt erſt im heurigen Jahre von Mähren und Schleſien, ſämmtlich nach den Zeichnungen des einſichtsvollen und um dieſen Hülfszweig des geographiſchen Studiums in Oeſterreich ſo wohlverdienten Franz Fried mit vieler Genauigkeit und Nettigkeit im Stiche ausgeführt.

Eben ſo befindet ſich eine Karte von Ungarn nach ſeinem Entwurfe im Stiche.

Bei dem Eifer, welcher dieſes Unternehmen beſeelt, ſteht zu erwarten, daß auch die Darſtellungen der übrigen Provinzen unſerer Monarchie ſich den bereits erſchienenen Blättern eheſtens auf eine nicht minder entſprechende Weiſe anſchließen werden.

Außer dieſen ſind noch bisher im gleichen Formate die Generalkarten von Europa nnd Frankreich, dann eine Poſtkarte von Deutſchland, alle drei ohne Angabe der Höhen, endlich eine Generalkarte von Spanien und Portugal, mit dieſer Angabe verſehen, aus eben derſelben Verlagshandlung hervorgegangen, die, mit Ausnahme der von Schulz entworfenen Poſtkarte von Deutſchland, ſämmtlich nach Zeichnungen von Fried gearbeitet ſind.

Unter dieſen verdient vorzüglich jene von Spanien nnd Portugal, welche erſt im laufenden Jahre herauskam, wegen ihrer ſehr gelungenen Veranſchaulichung des Zuges und Abfalls der Gebirge, eine genauere Beachtung. Bei der Karte von Frankreich werden die Höhenmaße nachgetragen werden.

Bereits im Stiche begriffen ſind eine Karte der Europäiſchen Türkei, dann eine ſehr ausführliche Generalkarte von Deutſchland.

Dieſe Karte von Deutſchland iſt es, welche Fried bei ſeinem ſchon vorgerückten Lebensalter zum letzten ſeiner Werke beſtimmt, und der er, mit ſichtlicher Vorliebe, ſeit einem Zeitraume von beinahe anderthalb Jahren, ſtrenge Studien und den ganzen Umfang ſeiner techniſchen Kenntniſſe mit unermüdetem Fleiße gewidmet hat.

Mit Recht kann man erwarten, daß dieſes letzte auch das beſte ſeiner Werke ſeyn, und ſeinem Nahmen jene ehrenvolle Stellung ſichern werde, deren er ſich durch ſo viele gelungene Leiſtungen ſeit Jahren würdig gemacht hat.

Paul Friedrich Walther.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildniſſe der Anna Jeanewna, und einer Karte des Schlachtfeldes von Deutſch-Wagram. Leipzig, Brockhaus 1836. 496 S. gr. 12.

Unter den ſechs Aufſätzen, welche dieſer Jahrgang uns bietet, nimmt der erſte: die Schlacht von Deutſch-Wagram am 5. und 6. Juli 1809, von K. A. Varnhagen von Enſe — unſer Intereſſe beſonders in Anſpruch. Nach einer kurzen Darſtellung der Begeiſterung, welche die Schlacht von Aſpern in Preußen bewirkte, und in Folge derer auch Varnhagen ſich mit einigen Freunden dem öſterreichiſchen Freiheitskampfe anſchloß, und nach einigen Umriſſen über das Lagerleben und die Präludien der Wagramerſchlacht, geht der Verfaſſer zur Beſchreibung dieſes Titanenkampfes über, welchem er größten Theils ſelbſt beiwohnte. Wie vortheilhaft unterſcheidet ſich dieſe Erzählung von andern ähnlichen Schlachtgemälden! Deutlich, klar und lebendig iſt das ganze, inhaltsreiche Epos vor unſern Augen entwickelt, ſo daß durch die meiſterhafte Anordnung, ungeachtet der Darſtellung der Nebenpartien, doch der Mittelpunkt unſerm Auge nie entrückt wird. Die mit wenigen aber kräftigen Zügen gezeichneten Folgen der Schlacht in materieller, vorzüglich aber in moraliſcher Beziehung auf Oeſterreich und — man kann ſagen

[1] Auf zwei kleineren Blättern, die zuſammen die Größe jeder der übrigen Karten nur wenig überſchreiten.

Digitized by Google

— auf ganz Europa, bildet den Schluß der Schilderung dieses Kampfes, der für Oesterreichs Völker ein ewiges Denkmal ihrer Vaterlandsliebe und Tapferkeit seyn wird.

Wilhelms von Oranien Ehe mit Anna von Sachsen, von K. W. Böttiger, ist ein besonders durch Actenbelege interessant gemachter Beitrag, die dunkle Geschichte dieser Ehe zu erhellen; er wirft bedeutende Lichtpunkte in die düster verhüllten Verhältnisse, vermag jedoch vollkommene Klarheit nicht zu verschaffen.

Die dritte Abhandlung: »Anna Joanowna. Cabinett, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und St. Petersburg. Dargestellt von F. W. Barthold« — möchten wir die Krone des Ganzen nennen. Sie beschäftigt sich mit einem äußerst interessanten merkwürdigen Abschnitte aus der Geschichte Rußlands, von dem der Verfasser S. 289 mit Recht sagt, daß sich in ihm »Rußlands erster, nachdrücklicher Ausschritt, fremde Verhältnisse nach seinem Willen zu gestalten, fremden Streit zu schlichten,« deutlich ausspricht. Ohne sich in ein breites Detail der ohnehin bekannten Haupt- und Staats-Actionen einzulassen, ohne den Leser mit unerquicklichen, ermüdenden Schlachten- und Kriegs-Relationen zu quälen, hat sich der Verfasser die genaue Schilderung der handelnden Personen, ihrer Motive und Bestrebungen, kurz die Entwicklung ihres ganzen Charakters zur Aufgabe gemacht. Das ganze, fein gesponnene und weit ausgebreitete Netz, zu dessen Vollendung schlaue Staatsmänner, und rauhe Kriegshelden mitwirkten, welches die Kaiserin — dessen unbewußt — umschnürte, dessen Zweck nicht Volkswohl, nicht unmittelbare Beförderung und Erhöhung des Glanzes der Regierung, sondern nur Befriedigung des theilweise schamlosen Egoismus der einzelnen Machthaber war, wird vor den Augen des überraschten Lesers mit einer Klarheit, Ruhe und Sicherheit entwirrt, welche demselben den deutlichsten Blick in das dunkle Chaos jener Verhältnisse gestattet und die vollendete Kunst des Verfassers beurkundet. Zur vollkommenen Ausführung des reichen Bildes tragen die einzelnen Züge damaliger Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten bedeutend bei. Gewiß wird diese Mittheilung und die Art derselben allerseits den lebhaften Wunsch erregen, daß der Verfasser sein Versprechen, auch die folgenden Perioden der russischen Geschichte auf ähnliche Weise zu behandeln, recht bald erfüllen möge!

»Das königl. preußische General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium von F. v. Raumer, behandelt die drei für diesen äußerst wichtigen Verwaltungszweig erlassenen Hauptvorschriften auf eine Weise, die wohl auch für andere Staaten von Interesse seyn muß.

Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien, von Richard Roepell, gibt nähere Aufklärung, wie England durch indische Thronstreitigkeiten und dadurch veranlaßte Einmischung der auf den brittischen Handel eifersüchtigen Franzosen wider Willen aus seiner Neutralität auf den entscheidenden Kampfplatz gezogen, mit erstaunlich geringen Mitteln den Grund zu seiner heutigen Oberhoheit über Indien legte. — Kaiser Carl V. und der Waffenstillstand von Nizza 1538, von F. v. Raumer ist eine Uebersetzung des merkwürdigen Berichtes Cornaro's über die bei dieser Unterhandlung einschreitenden Personen, die besonders von Seite Franz I. dem weitern Fortgange in den Weg gelegten Hindernisse, und endliche glückliche Zustandebringung des Friedenswerkes. Der Uebersetzer ergreift dabei die Gelegenheit, eine gedrängte, kräftige Schilderung der wahrhaft kaiserlichen Politik Carls zu geben, eine Schilderung, wie man sie nur immer von dem, Ursache und Folgen genau abwägenden, durch keine vorgefaßte Meinung oder Parteiansicht irregeleiteten Verfasser der Hohenstaufen zu erwarten berechtigt ist. • • •

Literarische Notizen.

Ein polnischer Franziscaner, Albert Debolecki, erbittert über die gelehrte Wuth der Sprachforscher des Auslandes, ihre Muttersprachen zu Ursprachen stämpeln, und die Wurzeln aller übrigen in ihnen ausmitteln zu wollen — schrieb mit vielem Scharfsinn und spottender Laune ein Werk, in dem er bewies, daß die slawische Sprache die älteste auf unserer Erde sey (Warschau 1633). Auf etymologischem Wege zeigt er, daß Azya von Ozyia, die Belebende, Bachus von Beczkos, der auf der Tonne sitzende, Absalon von Obszolon, der Wahnsinnige u. s. w. abstamme, und daß in allen althistorischen und mythologischen Namen das polnische Stammwort nicht zu verkennen sey! —

Die Geschichte des Mittelalters von Dr. Friedrich Kortüm (Bern 1836; 2 Bde. 8.) ist nicht so sehr eine neue, durchgreifende Bearbeitung, als vielmehr eine Zusammenstellung der bereits gewonnenen Resultate der Forschung. Deßhalb ist auch das Werk mehr für das größere, als für das gelehrte Publikum bestimmt; und deßhalb wird auch eine Nachweisung der Quellen selten gegeben. Im Allgemeinen verdient die Ausführung Lob.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

28. Mittwoch, den 6. April **1836.**

Griseldis
über Liebe und Selbstsucht.

Von Caroline Pichler.

Es war eine Zeit, wo — wie ich einen sehr gebildeten Mann sich einst äußern hörte — das Theater eine geistige Angelegenheit für das Publikum war. Diese Zeit war damahls schon vorüber, und ich habe mich anderwärts darüber ausgesprochen — ich glaube sie auch für Wien, für Deutschland, für — überall vorüber, wo man das Theater bloß als eine Anstalt betrachtet, um ein Paar Abendstunden, oder wenigstens die Zeit, bis zur aprés-soirée bequem auszufüllen. Ich seufzte darüber, und dachte bei dieser, wie bei mehreren andern Gelegenheiten nicht ohne Wehmuth an das bon vieux tems, wo ich und die Welt um mich her noch jung war.

Aber eine glänzende Erscheinung in unserer neuesten Zeit scheint diese grämliche Klage auf eine höchsterfreuliche Art Lügen zu strafen. Vielleicht nimmt Niemand lieber als ich, den voreiligen Tadel zurück, und ist herzlicher froh darüber als ich, daß unsere Zeit noch jugendlich fühlen kann. Und warum sollte ich nicht diese Freude empfinden und gestehen? das Gefühl altert ja nicht, und Victor Hugo sagt in seinem Hernani, so wahr und rührend:

Un coeur est toujours jeune, et peut toujours saigner.

Also Gottlob! — Die Griseldis unseres Landsmanns, der unter der bescheidenen Hülle eines Friedrich Halm einen bekannten und allgemein geachteten Familien-Rahmen verbirgt — dieses Stück, welches seit einigen Monaten fleißig und bei stets vollem Hause auf unserer Hofbühne trefflich gegeben wird, zaubert uns plötzlich aus der satten, theilnahmslosen Gegenwart, in jene feische Jugendzeit zurück, wo ein gutes Stück noch im Stande war, das ganze Publikum zu elektrisiren, Wärme und lebhaften Antheil zu erregen, auch wohl Streit für und wider — das Sujet, einen Charakter, eine Situation zu veranlassen, und mit einem Worte, zu einer geistigen Angelegenheit für das Publicum zu werden. Jetzt wie ehemals liefert Griseldis häufig ein Thema der Gespräche in Gesellschaften. Es wird darüber eifrig discutirt, ob der Verfasser wohlgethan von der Entwicklung der alten Novelle abzuweichen? Ob Griseldis Charakter wirklich ein so erhabenes Muster weiblicher Tugend, oder vielmehr eine willenlose Sclavennatur sey? Ob der so schmerzlich in ihr erzeugte Entschluß, sich von Parceval zu trennen, in ihrer übrigen Denkart psychologisch gegründet — ob er, wenn die Dichtung in Wirklichkeit überträte, von Dauer seyn — oder die allzuzärtliche Gattin nicht nach Verlauf einiger Zeit, der eigenen Sehnsucht, oder den Bitten des vereinsamten Gemahls nachgeben, und ihr voriges Leben an seiner Seite, vielleicht zu neuen bittern Erfahrungen beginnen würde? u. s. w.

Solche und ähnliche Erörterungen, Fragen, Behauptungen hört man jetzt überall. Das Stück wird noch stets mit Begierde besucht, die Sperrsitze sind auf Fünftige Vorstellungen bestellt, kurz es erneuert sich von den Wienern ein ehemals sehr häufiger, nur jetzt ganz aus der Mode gekommener Auftritt, nämlich das Uebersetzen der poetischen, auf den Brettern dargestellten Welt in die wirkliche; das Leben und Conversiren mit den Gestalten des Drama's, gleich als gehörten dieser Parceval im Bärenfell, diese eitle und schroffe Königin, diese Dulderinn Griseldis zu dem Kreise unserer nähren Bekannten, um deren gute oder böse Eigenschaften wir uns ernstlich bekümmern.

Es ist hier der Ort nicht, und ich fühle mich auf keine Weise dazu berechtigt, ein recensirendes Urtheil über das Stück an sich auszusprechen. Das ist schon von Anderen geschehen, die theils aus diesen Beurtheilungen ihr eigentliches Geschäft machen, theils von solchen, die, ohne zu den Journalisten und Kritikern von Profession zu gehören, durch die Schönheit und Macht der Erscheinung dieser Griseldis vermocht wurden, sich darüber vor dem Publikum auszusprechen, wie der Verfasser des sehr gehaltvollen italienischen Büchelchens: *Sul Poema dramatico Griselda.* Aber das darf ich sagen, daß mich das Stück sehr ergriffen hat, daß es mir nicht bloß den Abend wo ich es sah, und später las, sondern viele Tage nachher eine willkommene Beschäftigung für meine Gedanken und Empfindungen gebothen, daß ich mich gern in die Welt versenkt habe, die es mir aufschloß, und

Digitized by Google

daß gerade die keusche Klarheit der Sprache, die Entfernung von jener überströmenden Bilderfülle, welche seit Müllners Schuld wie eine ansteckende Krankheit alle poetischen, besonders alle dramatischen Erzeugnisse ergriffen hatte, mir wohlgethan, und auch die stille Würde classischer Einfachheit hat fühlen lassen, welche mir aus den Tagen meiner Bildungs-Periode in deutschen, englischen oder antiken Vorbildern glänzend vor Augen schwebte.

Griseldis ist somit für uns, besonders durch die meisterliche Darstellung der Madame Rettich, eine wirklich lebende Person aus unserm Bekanntschaftskreise geworden, an deren Wohl und Weh wir nun ihres Unglücks und ihrer Liebenswürdigkeit willen eifrigen Antheil nehmen. Da sie kein bloßes Schattenwerk der Phantasie ist, so wird es auch erlaubt seyn, über ihre Handlungsweise, über den Werth oder Unwerth ihres Benehmens zu raisonniren, von ihrer Art zu empfinden auf die Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit im Allgemeinen überzugehen, und an ihrem Beispiel das Lobens- und Tadelnswerthe solcher Gefühle überhaupt zu entwickeln.

(Schluß folgt.)

Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im königl. geheimen Staats- und Cabinets-Archiv zu Berlin, herausgegeben von L. F. Hoefer, geh. Staats- und Cabinets-Archivar, geheimen Archivrath u. s. w. Hamburg, Perthes 1835. VIII und 407 S. 8.

Abgesehen von dem hohen Interesse, welches vorliegende Sammlung in rein historischer Beziehung hat, ist sie für deutsches Recht und deutsche Sprache eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube. Mit Recht sagt der gelehrte Herausgeber: »Die Entwicklung der deutschen Sprache im Mittelalter ist bisher vorzugsweise nur in der Poesie verfolgt; das deutsche Recht des Mittelalters mußte sich mit Ausnahme einiger größeren Sammlungen, zumeist in lateinische Formen kleiden, und zwar in der wichtigen Zeit, wo es hauptsächlich durch die Schrift festgehalten und bewahrt wurde. Die lateinische Sprache reichte aber oft für deutsche Rechtsbegriffe nicht aus, und die Dichtkunst ist arm an Formen für Gegenstände des gewöhnlichen, aber lebendigen Verkehrs. Daher sind selbst einzelne deutsche Urkunden aus dem Anfange der Mittelhochdeutschen Sprach-Entwicklungs-Periode immer mit großem, aber zu rechtfertigendem Interesse aufgenommen,« — weil das Bedürfniß unverkennbar und dringend; um so mehr sind wir dem Herausgeber vorliegender Sammlung zum Danke verpflichtet, einer Sammlung, die jedenfalls zu dem Ausgezeichnetsten gehört, was je in diesem Fache geleistet worden. Sie ist chronologisch geordnet und zerfällt in drei Abschnitte: 1) Urkunden in deutscher Sprache bis zum Ausgange des XIII. Jahrhunderts — 30 Stücke; 2) Urkunden vom Jahre 1301 bis zum Jahre 1341 — 224 Stücke; 3) Anhang, enthaltend die »ältesten Urkunden deutscher Sprache« aus dem königl. Provinzial-Archiv zu Stettin — 17 Stücke.

Man hat bisher häufig behauptet, daß die Urkunden in deutscher Sprache erst mit dem vierzehnten Jahrhunderte beginnen, und man muß gestehen, obwol viele, früher datirte bekannt sind, daß sie wirklich erst in dieser Epoche ein eigenthümliches, festes Gepräge erhalten. Die älteste hier mitgetheilte, sehr merkwürdige Urkunde ist eine Eidesformel für die Juden, in Erfurt zwischen 1160 bis 1200 ausgefertigt. Die nächstfolgende aber fällt ins Jahr 1248, und ist, wie fast alle übrigen des ersten Abschnittes aus der Gegend des Rheins. Wenn man hiermit Herrgott's Geneal. diplom. gent. Habsb. Tom. II. und III. vergleicht, so finden sich darin deutsche Urkunden aus der Schweiz von 1217, 1237, 1239, 1251, 1257, 1260 u. s. w., welche fast durchgehends Habsburgische sind! Oberdeutsche kommen erst um die Mitte des Jahrhunderts zum Vorschein; das älteste niederdeutsche Document aber ist vom Jahre 1271. In der vorliegenden Sammlung erscheint eine Brandenburgische Urkunde vom Jahre 1305, Pommersche 1306 und Mecklenburgische ebenfalls 1306.

Es ist sehr zu wünschen, daß bald aus allen Archiven Deutschlands, und insbesondere Oesterreichs, ähnliche Arbeiten hervorgehen; der Gewinn für deutsche Sprachforschung, für die rechtlichen, bürgerlichen und Ortsverhältnisse läßt sich kaum ermessen. Wir rechnen die vorliegende zu den erfreulichsten neuerer Zeit; und obschon sie sich zunächst einen andern Zweck gestellt, so ist doch auch für die historische Benützung durch ein dreifaches Register genügend gesorgt. Zuerst erscheint ein »Landschaftliches Urkunden-Verzeichniß,« und darnach zeigen sich Urkunden für das Erzstift Trier, für die Grafschaften Sayn und Sponheim; für das Erzstift Cölln, für die Rheinlande, für Westphalen, Henneberg, Franken und Kevernburg, für Erfurt, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Sachsen, Lausitz und Thüringen, für die Mark Brandenburg, und für Pommern. Dann folgt ein Orts-Register, und den Schluß macht ein vollständiges Personen-Register. Fischer.

Das Buch Jiob.

In seinen geschichtlichen und artistischen Beziehungen.

Von Andreas Schumacher.

(Schluß.)

Hinsichtlich des Umstandes, daß Jiob in Edom lebte, ist zu bemerken, daß dieß auch bei einem großen Theile unbezwei-

Digitized by Google

felter Nachkommen Abrahams, nämlich den Kindern Esaus der Fall, welcher der Stammvater der Edomiter genannt wird, daß Ijob also aus diesem Grunde eben kein Araber, d. h. keiner jener Bewohner von Erez Edom war, die sich von dem Geschlechte Abrahams durch die Sprache unterschieden; welcher Ansicht auch mehrere wesentliche Momente des Inhalts widersprechen, da erstens Ijob die Verklärung des alleinwahren Gottes singt, zweitens der Gemeinde Israels angehörte, an ihrer Versammlung Theil nahm und vom gebothenen Opfer am Altare spricht — drittens aber weil die Araber als ein feindlicher fremder Stamm in dem Gedichte ausdrücklich genannt sind. Was aber die Behauptung des Talmud anbelangt, daß Mose dieses Gedicht geschrieben habe, und die Auslegung seiner Verehrer, die dieses geschrieben mit übersetzt ausgedrückt haben wollen, so glauben wir, daß es ungefähr erneuert bedeute. Die Form der Mekameh endlich, deren Fremdartigkeit in der ebreischen Poesie den gelehrten Aben-Esra zuerst auf die Vermuthung des fremden Ursprunges des Buches Ijob führte, konnte sein Verfasser, als den Arabern benachbart, von ihnen überkommen haben, ohne selbst Araber zu seyn. Lernt nicht jeder Weise, ja selbst jeder denkende Mensch gerne die Sitten, Sprache und Künste der benachbarten, wenn auch ihm fremder Nationen kennen? Hören wir nicht im Gedichte selbst, daß Ijobs reichbeladene Kamehle aus fernem Orient zurückkehrten? daß er also nicht bloß Emir eines Hirtenvolkes, sondern auch bewandert war im Verkehr mit fremden Nationen; zeigt er nicht selbst auf genauere Kenntnisse von ihren Künsten und Wissenschaften hin? — Und endlich, wenn auch alle jene Vermuthungen nicht durch die materiellen Andeutungen des göttlichen Buches selbst widerlegt wären, in wessen Seele riefe nicht eine Stimme laut: Das Buch Ijob kann nicht von dem Sänger eines anderen Volkes kommen als dessen, dem sich der Herr, der alleinwahre Gott, ursprünglich selbst verkündigt hatte. Gewiß wäre solch ein Lied, was den lebendigen Gott, was den Befreier und Richter mit allen heiligen Schauern, die ihn umringen, verkündigt, bei jedem andern Volke der Erde eine unerklärliche, ja fürwahr eine undenkliche Erscheinung?! Verfolgen wir den Ideengang des heiligen Sängers.

Eine Idee, deren Größe und Erhabenheit uns mit gerechter Bewunderung erfüllt, ist die Vorstellung, die uns der begeisterte Prophet von dem Gott gibt, den er anbetet. Nie hat die Welt eine höhere erreicht. Er ist der Inbegriff alles Seins und Wollens, aller Weisheit, alles Verstandes, er ist der Allgegenwärtige, Ewige, Ursache, Grund und Wesen: »Im Anfang war Er und außer ihm nichts — und Alles, was ist, ist das Werk seiner Hände. — Von ihm geht aller Geist aus, zu Ihm wird aller Geist zurückkehren.« „Was werdet ihr dem Herrn sagen, wenn er sich einst allen Geist sammeln wird?« — Und mit welcher kindlichen Einfalt ist Er — der Unendliche, dem Herzen des Menschen nahe gestellt. Wie redet Ijob zu ihm mit treuer Freundessprache. Wohl geht Satan von dem Herrn aus und prüft den gerechten Ijob mehr als strenge. Er vernichtet all sein Gut, beraubt ihn all seiner Kinder, wendet das Herz seines Weibes von ihm ab, — ja er schlägt endlich seinen Leib mit den furchtbarsten Qualen. Damit kam er auch seiner Seele nahe, denn diese, sich ihres göttlichen Ursprungs bewußt, erhebt sich im Gefühle ihrer erduldeten Pein und fordert den Tod. Ja, er sagt: Wärst du nicht so groß, daß der Mensch nichts gegen dich vermag, nähmst du die Furcht des Todes von mir, und ständst mir menschlich gegenüber, ich stünde auf gegen dich und hätte kein Hehl meiner Klagen. Gott aber erscheint ihm und richtet ihn auf, nachdem er ihn für seinen Kleinmuth und den sich selbst übersliegenden Stolz getadelt. Wie, sagt er, wie tadelst du mich, der ich allein der Grund bin aller Dinge, da ich allein vermag den Verderber zu überwältigen? vermagst du den Leviathan zu bändigen? (vermagst du den Gegensatz des Lebens und des Todes aufzuheben?) Ijob kennt auch ein böses Princip, das er in der Gestalt Satans aufführt. Ueber ihn lesen wir: »Es begab sich aber eines Tages, da die Kinder Gottes versammelt waren, stand der Satan auch unter ihnen.« Gleich diese erste Stelle reiht ihn den Erschaffenen an. Sie steht im genauesten Zusammenhange mit der Lehre der Kirche über ihn, die ihn auch erschaffen nennt, obwohl nicht so erschaffen, wie er durch die Entwicklung seines individuellen Lebens geworden. Die zweite Stelle: K. 1. V. 12 sagt: „Da ging Satan aus von dem Herrn.“ Hier ist er Vollstrecker des göttlichen Willens. Kann wohl die tiefste Philosophie einen würdigeren Begriff von dem Ursprunge des Verderbens geben, als ihn hier die heiligen Bücher klar an den Tag legen. Was aus Gottes Hand kam, war gut, auch das Verderben, die Zerstörung, der Tod waren urspünglich reine Geister, die er durch die Entwicklung der lebendigen Schöpfung jenen Widerstreit des Guten und Bösen bildeten, den der Mensch menschlicher Weise einen absoluten nennt, der aber in der That nur ein bedingter, und in seiner Totalität in der großen Kette des göttlichen Willens vorbestimmter seyn kann.

So steht das Buch Ijob abgeschlossen, wie kein anderes des alten Testaments, in seinem poetischen Charakter, in historischer, philosophischer und theologischer Beziehung als gleich wichtig und bedeutungsvoll da. Wenn schon die Alten sagen: Es ist ein göttliches Buch voll der Poesie und Gleichniß — so mögen wir Neuern, wenn wir diese Blätter aufschlagen, immer wohl bedenken, daß wir heiligen Boden betreten. Der heilige Sänger, der dieses Lied gesungen, das so Viele unterwiesen und lasse Hände gestärkt, so viele Gefallene aufgerichtet,“ gibt uns von dem Herrn des Lebens so erhabene Kunde, zeigt uns ein so rührendes Beispiel göttlicher Milde, ist so tief eingedrungen in

Digitized by Google

die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens, daß ſeine Worte, nie veraltend, wohl noch viele Weiſe lehren werden. Aller Ernſt, alle Phantaſie des Morgenlandes ſind wie zu einem Brennpunkte geſammelt, die Seele zu entflammen, und das gewaltige Rauſchen der von göttlicher Begeiſterung getragenen Sangesfittige erfüllt gewiß jedes gläubige Gemüth mit Schauern. Wir ſind entzückt von dem Schmelz dieſer reinen Sangesblüthen, wir verehren die tiefe Weisheit des deutungſchweren Wortes, wir fühlen uns getroffen von dem ſcharfen Verſtande dieſes kindlich einfachen Gedichts; aber mit der innigſten Bewunderung durchdringt uns der Anhauch jener ſymboliſchen Welt, die ſie gemeinſchaftlich bauen, und aus der wir mit beſeligender Vorahnung reiner und erhabener Philoſophie des Chriſtenthums in unſerer Bruſt zurückkehren.

Literariſche Notizen.

Sehr empfehlenswerth iſt eine im vergangenen Jahre zu Dresden erſchienene Schrift von K. A. Müller: »Ueber den Geſchichts-Unterricht auf Schulen.« Der Verfaſſer behandelt ſeinen Gegenſtand mit wohlthuender Wärme und ernſter Begeiſterung: umfaſſende Kenntniß des Stoffes, Lebendigkeit der Auffaſſung und Verarbeitung beurkunden auf jeder Seite den Beruf zum tüchtigen Geſchichtslehrer, den leider nicht Viele, welche das Katheder beſteigen, erhalten haben.

Carus, in ſeinen erſt neulich erſchienenen Briefen über Goethe's Fauſt, ſpricht im erſten von einigen ſeiner Vorgänger, und nachdem er ſie großen Theils mit ihren Anſichten zurückgewieſen, fährt er fort: »ja manchmal begegnet man plötzlich irgend einer geiſtigen Exploſion über den Fauſt, welche zu den nachdrücklichſten Betrachtungen Anlaß gibt. So ging es mir neulich mit dem Schluſſe eines Aufſatzes über Fauſt[1], der bei manchem Unzulänglichen im Einzelnen doch in anderer Hinſicht wirklich den Nagel ſo auf den Kopf trifft, daß ich ihm mindeſtens eine wenigere vergängliche Stelle wünſchte; denn gewiß! der Sinn hat ſich dieſem jungen Manne tiefer erſchloſſen, als jenen Scholiaſten und Commentatoren, die überhaupt von jeher mit dem »Brot der Engel,« wie Dante ſagt, wenig Glück gehabt haben.«

1 Schreiben über Goethe's Fauſt, mitgetheilt von Ernſt Freiherrn v. Feuchtersleben in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode 1836, Nr. 148.

In Mailand bei Stella erſcheint: Vite delle Donne celebri. Bisher liegen 15 Lieferungen vor uns; ſie enthalten eine Uebertragung des bekannten Werkes der Herzogin von Abrantes. Dieſes iſt aber in Paris ſuſpendirt und endet mit dem 20. Hefte; der Mailänder Verleger verſpricht daher, das Unternehmen durch vaterländiſche Talente fortſetzen zu laſſen.

Torquato Tasso. Drei Geſänge von Jacob Cabianca. Mailand. Bravetta 1836. — Der Verfaſſer ſchildert drei Momente aus Taſſo's Leben: Den Aufenthalt in Paris, ſeine Liebe zu Eleonoren und des Dichters Tod; die Ueberſchriften der drei Geſänge heißen: „Poesia," — „Amore," — »Religione.« Die Stanzen ſind theilweiſe ausgezeichnet, am gelungenſten iſt die zweite Abtheilung. Cabianca, 24 Jahre alt, verſpricht ein bedeutender Dichter zu werden.

„Inni di Cesare Cantù." Mailand. Stella 1836. — Das Büchlein enthält drei Hymen: La Croce. La Domenica degli Ulivi. Maria Assunta. Weder durch Originalität der Auffaſſung, noch durch poetiſchen Schwung über die Mittelmäßigkeit erhoben, enthalten dieſe Arbeiten auch noch mancherlei Eigenmächtigkeiten in Sprache und Verſification. Manzoni's trefflicher Dichtungen in dieſem Genre ſollten jeden minder Begabten von nutzloſer Stümperei abſchrecken.

Bei Meli in Palermo erſchien ein neues, für Statiſtiker ſehr intereſſantes Werk: Sullo istituto d' incoraggimento e sulla industria siciliana, ragionamento economico di Rafaele Busacca, 412 Seiten in 8. ſtark.

Es gibt viele Erbauungsbücher im Mittelalter, welche die früheſten freien Erzeugniſſe und Proben der deutſchen Proſa ſind. Die aus dem 13ten Jahrhundert verdienen Aufmerkſamkeit, nicht nur ihrer gewandten Sprache wegen, ſondern auch weil ſie viele althochdeutſche Formen noch ganz gewöhnlich brauchen, die bei den Dichtern ſchon lange abgelegt ſind, und nur als Ausnahme vorkommen. Ueberhaupt finden ſich althochdeutſche Formen (beſonders die Endung ot) bis ans Ende des 15ten Jahrhunderts in Gebethbüchern, gleichſam als ſtehende Kirchenſprache.

Der Jeſuit J. B. le Beau oder Bellus ließ zu Toulouſe 1637 drucken: Diatribe de mense et die Pharsalici conflictus. Dafür ſteht in Jöchers Lexicon: Pharisaici conflictus.

Einzelne Blätter dieſer Zeitſchrift (à 24 kr. C. M. können nur von der Redaction, (Stadt, Bürgerſpital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

29. Sonnabend, den 9. April 1836.

Griseldis.

Ueber Liebe und Selbstsucht.

Von Caroline Pichler.

(Schluß.)

Es hat Menschen gegeben, und gibt deren noch, welche behaupten, die echte Liebe müsse das Werk eines einzigen, aber für das ganze Leben entscheidenden Momentes seyn, in welchem »der Blitzstrahl« (wie der selige Werner, der Verfasser der Söhne des Thals sich ausdrückte) »in zwei verwandte Herzen einschlägt, und sie für die ganze Ewigkeit reinigend entzündet.« So ungefähr lauteten seine Worte, als wir einst an einem der stillen Abende, die er vor seiner Reise nach Rom im Jahre 1807 oft bei uns zubrachte, mit einigen Freunden über allerlei, und endlich auch über das Wesen der Liebe sprachen. Ich behauptete gegen Werner, eine wahre Liebe müsse auf erkannter, oder wenigstens gefühlter Uebereinstimmung der Gemüther, und vor Allem auf Hochachtung beruhen. Natürlicher Weise blieben wir Jedes auf unserer Meinung, wie immer in solchen Fällen geschieht, damit aber will ich durchaus nicht bestreiten, daß eine, auf solche Art entstandene Leidenschaft nicht zufälliger Weise auch einmahl echt und beglückend seyn könne. Der Glaube an die Platonischen Hälften, die in einem vorirdischen Zustand vereinigt waren, sich hiernieden schmerzlich suchen, und vielleicht finden, hat für mich immer etwas sehr Anziehendes und Einleuchtendes gehabt. Es ist möglich, ja, es läßt sich sogar recht prosaisch beweisen, daß unter den vielen Tausenden von Menschen, die zugleich auf der Erde leben, zwei am meisten — nicht gleich tönend, sondern harmonisch fühlen müssen[1]; so wie unter den tausend verschiedenen Blättern eines Baumes es zwei geben müsse, die sich am gleichsten sind. Finden sich nun, durch eine gütige Fügung der Vorsicht geleitet, oder durch einen sympathetischen Hang gezogen, diese beiden harmonischen Wesen, so ist es sehr natürlich, daß sie sich auch im ersten Moment an jenen geheimnißvollen psychischen Intuitionen erkennen werden, wodurch eine menschliche Seele die andere zu durchschauen, und ohne Worte in allen ihren Tiefen zu verstehen vermag. Ich glaube, daß das seyn kann, daß es zuweilen geschieht, daß aber dieser Fall äußerst selten eintritt. Tritt er aber ein, dann entscheidet er auch sicher für das ganze Leben, und nicht für dieß Leben allein; es ist ein Bund für die Ewigkeit, denn es ist ein Bund der Geister.

Gibt es aber mehrere solche Momente in dem Leben eines Menschen, wie es unserm nun schon lange verklärten Freunde geschah, und sein Lebenslauf beweiset, so ist gewiß Keiner der rechte; jeder solche Blitzstrahl ist nur ein täuschendes Irrlicht gewesen, und die Empfindung, welche er entzündete, war eine aus Phantasie und Sinnenreitz gemischte Erregung, zu welcher sich öfters ein Anflug von Eitelkeit gesellt, kurz das, was man eigentlich nicht Liebe, sondern Verliebtheit nennen sollte.

Von solcher Art war, wie es aus dem Gange des vorgenannten Drama's deutlich wird, das Gefühl, die Leidenschaft, welche Parcevalu und Griseldis entflammte. Er sah sie am Bach (die Stelle, worin er dieß erzählt, ist eine der schönsten im Stücke, und von hohem poetischen Werth); er war Zeuge einiger unbedeutender Handlungen, welche ihm, den schon des Mädchens Anblick heftig ergriffen hatte, für eben so viel unzweifelhafte Beweise echter weiblicher Tugenden galten. — Er verliebte sich plötzlich in sie, schloß aus dem, was er beobachtet hatte, daß sie ein treffliches Wesen sei (und dießmahl hatte die flüchtige Wahrnehmung richtig gerathen) und faßte den Entschluß sie zu besitzen. So ging er in die Köhlerhütte und begehrte sie von ihrem Vater zum Weibe, der mächtige Dynast von dem armen Vasallen — wahrscheinlich einem hörigen Manne, und das Unverhältnißmäßige dieses Abstandes, der Glanz, welcher den Mächtigen umstrahlte, blendeten Vater und Tochter. Die plötzliche Liebesbewerbung ward eben so plötzlich erhört, oder durfte vielleicht von Seite des niedrig gebornen Brautvaters nicht abgewiesen werden, und die Tochter wurde eben so plötzlich in leidenschaftlicher Gluth für den glänzenden, mächtigen, tapfern, vielleicht auch recht hübschen Mann entzündet, der ihr zu Liebe,

[1] Freundschaft entsteht nicht unter gleich tönenden, sondern unter harmonischen Seelen. Schiller in der Thalia.

Digitized by Google

Rang und Geburt vergessen, und die Köhlerstochter auf den Fürstenstuhl, den sie mit ihm theilen sollte, erheben wollte.

Nur so kann Griseldis Liebe zu Parceval entstanden seyn. Es war eine plötzliche Verblendung, ein Rausch. Daß die unbillige Behandlung, welche ihr Vater Cedric von ihrem harten Gemahl erleiden mußte, und der strenge Zwang, der sie hinderte, ihre siechende Mutter zu besuchen, weil sie entweder den ebenfalls kranken Gemahl auch nicht auf die kürzeste Zeit verlassen durfte, ohne seinen Zorn zu reizen, oder weil er es ausdrücklich verbothen hatte — daß dieß Alles ihr die Augen über die wahre Natur der Empfindung, womit Parceval sie umfaßte, nicht geöffnet hatte, sehen wir aus der rücksichtslosen Hingebung, mit welcher sie ihrem geliebten Tyrannen ihr Kind, ihre Ehre, und endlich auch ihren Vater opfert, der in der frühern meisterhaften Scene mit ihr, ihr geradezu sagt:

Du hast Abgötterey mit ihm getrieben.

Und das ist es auch: Abgötterei, welche einen häßlichen Fetisch zum göttlichen Wesen erhebt, und, blind über seinen eigentlichen Werth, nur das in ihm liebt, was ihre durch Sinnenreitz und Phantasie aufgeregte Leidenschaft in ihm sieht, nicht was er wirklich ist. Das ist nicht Liebe, das ist Verliebtheit, Verblendung, welche früher oder später vor dem Strahl der eindringenden Vernunft weichen, und einer bittern Enttäuschung Platz machen muß, wie es denn auch bei Griseldis geschieht, als plötzlich die schmerzliche Ueberzeugung vor sie hintritt, daß alle diese unendlichen Qualen, welche Parceval über sie verhängte, nichts weiter als ein geausames Possenspiel gewesen, womit er seiner Eitelkeit einen Triumph bereiten, und die gewählte Erniedrigung eines Fußfalls (der dem Lehensmann seiner Königin gegenüber nie enteheend sein konnte) von sich abzuwehren gestrebt hatte.

„Ein Fastnachtsspiel“ — ruft Griseldis aus, wie eine Hofdame ihr schonungslos die Wahrheit mit diesem schneidenden Ausdruck enthüllt. Speich du, fähet sie, zu Parceval gewendet, fort, laß du mich hören; denn sie will das Entsetzliche nicht so leicht glauben, ja sie hofft, Parceval werde ihr sagen, daß nicht sein Eigensinn und Hochmuth, sondern eine gebieterische Nothwendigkeit ihn gezwungen habe, ihe so harte Prüfungen aufzuerlegen. Aber nein! — Es ist so! Sie kann das Auge nicht mehr vor dem schmerzlichen Strahl der eindringenden Wahrheit schließen — und nun ist es auch mit ihrer Liebe zu ihm aus, denn sie erkennt seinen Unwerth. Sie reißt sich los von ihm, und ich bin nicht der Meinung Mancher, welche dafür halten, diese so heiß liebende Frau würde die Trennung nicht lange aushalten, sondern ihrer Beleidigung vergessend, in kurzer Zeit sich wieder mit dem Gemahl vereinigen. Griseldis ist ein starker Charakter, ihre Willenlosigkeit gegen Parceval ist nicht Schwäche, sie ist Wirkung einer Alles überwindenden Leidenschaft, die zwar ihren Grund in einer Verblendung hat, sich aber in diesem hohen Gemüthe zu einer bessern, sich selbst vergessenden Empfindung geläutert hat. Hört nun diese Verblendung auf, so muß auch die Leidenschaft, die nur durch sie entstanden war, aufhören. Parceval ist nicht der Halbgott, den sie in ihm verehrte, nicht das Ideal, welches ihre Phantasie aus ihm bildete — er ist ein alltäglicher Mensch, voll Eitelkeit und Egoismus. Wie könnte ihr Gefühl für ihn dasselbe bleiben? Auch sagt sie ihm in der letzten Scene: du hast mich nicht geliebt, und bestätigt hiermit meine Ansicht, daß echte Liebe etwas anders sey als Verliebtheit, aber auch etwas anders als Selbstsucht.

Und das ist Parceval's Empfindung für Griselden. Er hat sie nie geliebt, er hat nur sich in ihr geliebt. Sie ist ihm nur ein Werkzeug seines häuslichen Wohlbehagens; bloß in dieser Hinsicht hat er mit dem schönen Mädchen am Bach, das seinen Augen gefallen, eine oberflächliche Prüfung angestellt, und sich vollkommen beruhigt gefunden. Weiß er doch, der mächtige Donast, daß er, was allenfalls noch zu seiner vollständigen Zufriedenheit mangeln sollte, sich durch ein Machtwort verschaffen kann. So rühmt er sich unart ihrer Tugenden vor dem ganzen Hofe; so verheißt er in halbtrunkenem Muthe und beleidigtem Stolze die verlangten Proben mit ihr vorzunehmen, ohne Rücksicht ob — und was sie dabei leiden könnte. Er will ja nicht ihr Glück, er will nur seinen Zweck, das heißt, den Triumph seiner Eitelkeit, bey welchem dann nebenher auch eine schmeichelhafte Auszeichnung für sie — das Niederknieen der Königin vor ihr — ausfallen soll.

Das ist Selbstsucht in der Liebe, und ihre Erscheinung bei weitem gewöhnlicher, als man wohl glaubt, weil sie nur selten so plump und grell, wie in diesem Ritter mit dem Bärenfell hervortritt. Es ist das Ich, das leidige Ich, das, wenn wir uns steenge erforschen, bey Jedem von uns mehr oder minder unsern Wünschen und Bestrebungen zum Grunde liegt, und dem wir eigentlich opfern, wenn wir vorgeben, und in sehr gewöhnlicher Selbsttäuschung auch glauben, für den geliebten Gegenstand zu handeln. Es zeigt sich am häufigsten dadurch, daß so wenige Menschen es dem geliebten Gegenstande erlauben wollen, nach seiner Weise glücklich oder zufrieden zu seyn; daß sie eine zärtliche, aber doch eine unnachlassende Art von Tirannei über ihn üben, indem sie aus lauter Liebe wie sie sagen, wünschen, daß es an eben den Dingen oder Personen Wohlgefallen finden möchte, welche ihnen behagen. Hierher gehören auch die Qualen und Bestrebungen der Eifersucht, dieser eastlosen Leidenschaft, welche zur eigenen Folter und zur Marter dessen, was man liebt, sich aus dem selbstsüchtigen Gemüthe entwickelt; diese Eifersucht, die so oft nicht einmal mit der Teene gepaart ist, und von der ein italienischer Dichter singt:

Digitized by Google

Come sono i moderni mariti,
Per sistema infedeli,
Per genio cappricioni,
E per orgoglio poi tutti gelosi.

Das war damals vielleicht von vielen wahr, wie es gedichtet wurde, vor vierzig und mehr Jahren. Seit dem hat sich die Welt und mit ihr die Empfindungsweise der Menschen verändert. Es gibt keine oder nur wenig eifersüchtige Ehemänner; aber Eifersucht in der Liebe gibt es noch immer, und sie ist nur in seltnen Fällen edlerer Art — ein schüchternes Mißtrauen in seinen eigenen Werth dem übergeschätzten Gegenstand seiner Liebe gegenüber — sondern meist das Erzeugniß der Selbstsucht. Diese will ausschließend besitzen, sie will unbestrittene Sicherheit in diesem Besitz, und sie strebt mit allen Kräften darnach, sich diese Sicherheit zu erringen, sey es auch auf Kosten des ganzen Glückes der geliebten Person, das ihr viel weniger gilt, als die eigene Zufriedenheit.

So ist es nicht bey echter Liebe, die dieses Nahmens ganz würdig ist. Diese findet ihr eigenes Glück nur in dem des geliebten Gegenstandes, und zählt nur in so fern auf Erwiederung, als auch dieser von ähnlichen Gefühlen belebt ist, und die eigene Zufriedenheit in der Beglückung des Andern findet. Das reinste Bild davon gibt uns Sterblichen die Mutterliebe, diese heilige Empfindung, die der Schöpfer in die menschliche Brust gepflanzt hat, um uns in ihr einen, wenn auch schwachen, doch treuen Abriß der göttlichen Liebe zu zeigen. Diese Liebe, die sich selbst vergißt, bey der das Ich nie in Betracht kommt — und die nur darum da ist, um den geliebten Gegenstand, das Kind, so glücklich zu machen, als es ihm möglich ist; die dafür nichts fordert, nichts erwartet, sondern wenn alle verwachten Nächte und mühevollen Tage während der Kindheit, wenn alle Sorgen und Befürchtungen in den Jahren der unerfahrnen leidenschaftlichen Jugend vorüber sind — den Sohn mit freudigem Gefühl seinen oft entfernten Beruf antreten, die Tochter in die Arme eines Gatten übergehen sieht, sich selbst einsam findet, und dennoch glücklich ist, wenn es nur den Kindern wohl ergeht. Das ist wahre Liebe.

Der Mensch, in Beziehung auf sein Werden, Bestehen und auf seinen Tod; naturgemäß erforscht von Joseph Beßely, der Arzneykunde Doctor und k. k. ersten Bergkamerał-Physikus zu Schemnitz. Wien 1836. Kupffer und Singer. VIII und 184 S. 8.

Der Verfasser hat über die innersten Angelegenheiten des Menschen tief und ernstlich nachgedacht; man sieht aus allen seinen Betrachtungen, daß es ihm um die Sache zu thun ist; und darum unterscheidet sich auch sein Vortrag vor so vielen Sophistereien und Radotagen in diesem Bezirke, durch Bildung, Würde und Ruhe. Schade, daß sein Geist, als er den Kühnen Flug begann, nicht von Voraussetzungen frei gewesen ist; um Aristoteles, Spinoza und Lessing auszustechen, dazu bedarf es stählerner Lanzen, und alle lieben Schwächen, Wünsche und gläubigen Annahmen des Herzens müssten früher zum Schweigen verwiesen werden. Die allgemeine Naturanschicht, womit er beginnt, stellt gleich den Thurm auf die Spitze, indem sie vom Unerforschlichen ausgeht, mit dem sie enden sollte. Aus dem Unerklärbaren kann nichts erklärt werden. Der Act der Schöpfung, wie ihn der Verf. sich denkt, ist nicht, wie er meint, ein Gesetz, sondern ein Geheimniß; und wenn er fortfährt: »Hieraus folgt« — (S. 6) muß man ihm antworten: Nichts. Da aber dem ungeachtet der ganze Bau auf diesem luftigen Steine ruht, müßte eine allseitige Widerlegung des Ganzen von hier beginnen. Die Schwäche der Reflexion, die Unbestimmtheit der Definitionen, ist in diesem Kapitel am auffallendsten. »Das eigenthümliche Wesen eines geschaffenen, in welcher Form immer in Zeit und Raum erscheinenden einzelnen Theils der Natur, benenne ich mit dem allgemeinen Worte: Körper.« (?! S. 7). Spätere Ausnahmen können solche Fehler nicht wieder gut machen, denn die echte Definition ist eben da, um die Ausnahmen entbehrlich zu machen. Die halsbrecherische Wendung, mit welcher (S. 20) erst zugegeben wird, daß aus Nichts Nichts werde, dann aber doch dadurch, daß man sich vorstellen müsse, das erste Etwas, nicht viel besser als Nichts, sey aus dem Nichts unmittelbar, das All aber durch dieses Etwas aus dem ersten Nichts unmittelbar entstanden, (!) ein Werden aus Nichts erklärt werden soll, — bringt natürlich eine todte Geburt an's Licht. Man müßte unleidlich und unnöthig breit werden, wenn man alle dunklen Folgerungen aus finstern Gründen einzeln beleuchten wollte. Der »organische Geist« den der Verfasser im Menschen statuirt, als »den obersten Theil des menschlichen Körpers« beschreibt (S. 54), und aus dem er die bedeutendsten Probleme: die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele (S. 71 u. f.), die Zeugung (S. 114), Schlaf und Wachen (S. 146 u. f.), den thierischen Magnetismus (S. 160 u. f.), ja selbst die geistig-leibliche Fortdauer nach dem Tode (S. 169 u. f.), zu erklären sucht, ist nicht, wie er meint, seine Entdeckung, sondern in der That nur eine neue, aber nicht sehr glückliche Taelation des alten Liedes, das unter den Titel: Helmont's Archäus, Stahl's Seele, Hufeland's Lebenskraft u. s. w., auf allen Dächern zu hören ist; wenn es auch der Verfasser nicht zugeben mag (S. 61). — Man kann aus dem Gesagten abnehmen, was man von dem Ganzen zu erwarten hat: eine, wenn nicht neue (in St. Martin zumal würde der Verfasser gewiß mit Vergnügen seine eigene Ansicht, nur tiefer begründet und grandios durchgeführt, wieder erkennen), doch selbstständige Doctrin von der Natur und dem Menschen; beiläufig das-

Digitized by Google

was man sonst mit »Biologie« bezeichnet. Niemand, dem diese Interessen wichtig sind (und welchem Gebildeten wären sie es nicht?), wird das Buch von sich abweisen dürfen, und wer es liest, wird, sey das Ergebniß welches es wolle, neuen Antrieb zum Denken, und Achtung für den Verfasser empfinden. Neuerdings aber bestätigt es sich hier, daß jede Anschauungsweise nur dann fruchtbar werde, wenn sie sich möglichst auf ihre Gränzen beschränkt, während die Vermischung der Doctrinen nur den Standpunkt verrückt. Die Physiologie im Gebiethe der Theologie, und umgekehrt, haben stets nur Verwirrung und Unheil erzeugt.

Die Auflage ist hübsch. F.

Nachdruck.

In der Warnung vor seiner wittenbergischen Bibelausgabe 1545 eifert Luther im Allgemeinen wider den Geitz, und dabei sagt er weiter: »So feret der Geitz zu, und thut unsern Buchdruckern diese schalkheit vnd büberey, das andere flugs bald hernach drucken, Vnd also der unsern Erbeit vnd Vnkost berauben zu jrem Gewin, Welchs eine rechte grosse öffentliche Reuberey ist, die Gott auch wohl straffen wird, vnd keinem ehrlichen Christlichen Menschen wol anstehet. Wie wol meiner halben daran nichts gelegen, denn ich habs vmb sonst empfangen, vmb sonst hab ichs gegeben. — Aber das mus ich klagen vber den Geitz, das die geitzigen Wenste vnd teubische Nachdrucker mit unser Erbeit untreulich vmbgehen. Denn weil sie allein jren Geitz suchen, fragen sie wenig darnach, wie recht oder falsch hie es hin nach drucken, vnd ist mir offt widersaren, das ich der Nachdrucker druck gelesen, also verfelschet gefunden, daß ich meine eigen Erbeit an vielen Orten nicht gekennet, aufft newe hab müssen bessern. Sie machens hin rips raps, Es gilt gelt.«

„Wäre die alte Sprache nicht," bemerkte Denis am Ende des vorigen Jahrhunderts darüber, »könnte man glauben, eine heutige Klage zu hören; ja wir zweifeln sehr, ob es je besser werden wird! —

Literarische Notizen.

»Voyage pittoresque en Bourgogne, ou description historique et vues des monumens antiques, modernes et du moyen âge, dessinés d'après nature, et lithographiés par différens artistes. Dijon, Jobard.« Erscheint in 4 Abtheilungen, jede in mehreren Lieferungen (à 2 Bogen Text mit 4 Steindr. Fol. 3 Fr. 50 C.). Die erste bis jetzt erschienene Abtheilung enthält Dijon, Châtillon u. s. w. mit ihren interessanteren Umgebungen; die zweite Abtheilung, von welcher die erste Lieferung ausgegeben ist, Auxerre, Autun u. s. w.; die dritte wird Chalon u. s. w.; die vierte Bresse, Ger, Dombes, Val-Romey u. a. enthalten.

Mrs. *Austin*, durch mehrere Uebersetzungen aus dem Deutschen rühmlich bekannt, hat neuerdings die zweite Ausgabe besorgt von: Goethe and his Contemporaries. From the German of Falk, von *Müller* etc. with Notes. — Von demselben erschien auch: Tour in Germany, Holland, England, Wales, Ireland and France, by Prince *Pückler Muskau*. 4 Vols. London, Wilson 1835. 12.

Gozzi's Monument in Venedig wurde im vorigen Jahre in der Kirche des heil. Antonio von Padua auf Kosten des Prof. Antonio Meneghelli errichtet, und vom ausgezeichneten römischen Bildhauer Petrelli gemeißelt. Die Inschrift lautet wie folgt:

HONORI
GASPARE GOZZI VIRI LITERATISSIMI
CUJUS CINERES IN HOC SACELLO
ANTONIUS MENEGHELLIUS
M. P.
ANN. M. DCCC. XXXV.

Bei Giovanni Pedone, Buchdrucker in Palermo, kann man sich auf das nächst erscheinende Werk des ausgezeichneten Prof. Borghi über italienische Literatur, in hundert Vorlesungen abonniren. Jehn zu zehn Vorlesungen werden einen Band bilden; der Preis jeden Bandes beträgt drei sicilianische Tari.

Man kann das Ausharren und die stets gleiche Hand der Schreiber großer Bibeln und Chorbücher vor Erfindung des Druckes nicht genug bewundern. Fast sollte man glauben, sie hätten ihr halbes Leben auf ein einziges mit Gold und Farben ausgeschmücktes Gebethbuch verwendet. Kein Wunder daher, wenn sie am Ende der Arbeit in verschiedene Wünsche ausbrachen. Unter den vielen Hunderten, die wir kennen, dürfte nachstehender als eine treffende Bemerkung vorzugsweise ansprechen:

Scribere qui nescit, nullum putat esse laborem;
Tres digiti scribunt totum corpusque laborat.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt Bürgerspital Nr. 1010, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

30. Mittwoch, den 13. April **1836.**

Moderne poetische Literatur.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

Scribendi recta, sapere est et principium et fons.
Horat.

„Literatur, literarisches Treiben" sind Begriffe, die, wie sie aus der modernen Bildung hervorgegangen sind, auch nur in ihrem Sinne gehörig verstanden werden können. Innerliche Bedürfnisse, früher nur von einzelnen begabten Geistern empfunden, sind jetzt allgemein, — und die Literatur ist der Jahrmarkt, der für ihre Befriedigung sorgt, periodische Schriften zumal sind die Waarenlager dieses Artikels. Hat gleich die Lust gelehrt zu scheinen, zu diesem Commercium den ersten Impuls gegeben, — die Nothwendigkeit, sich mit dem Diluvium des allgemeinen Wissens in's Niveau zu stellen, verbunden mit einem transitorischen Wohlgefallen an den Waaren, es befördert, — so ist doch die Fruchtbarkeit, der weitausgreifende Gewinn gar nicht zu berechnen, den dasselbe für die Menschheit im Ganzen und Großen hat und haben wird. Wir wollen deßhalb nicht allzu vornehm und prüde, mit doctrinärem Kastengeist auf das Wühlen und Weben der literarischen und Journalwelt herunterblicken, weil etwa der einzelne Autor dadurch den Nimbus einbüßt, der bisher sein ehrwürdiges Haupt umleuchtete, — wir wollen bedenken, daß jede Erscheinung der Zeit, dünke sie uns auch noch so flüchtig und willkührlich, eine tiefere Wurzel habe, — daß unser Werth nur gesteigert und verklärt erscheint, wenn er sich in dem Schmelztiegel des Urtheils einer ganzen Epoche als Gold bewährt, — und daß, wenn auch unser Fuß nicht alle Schritte der Zeit mitmacht, doch unser Auge, wenn es irgend klar sehen will, ihnen unablässig zu folgen verpflichtet ist.

Was ich hier von der Literatur im Allgemeinen vorausgesandt, gilt von der poetischen im Besondern. Die Poesie, jene herrlichste Schöpfung unsers Geschlechtes, einst das freie, wunderbare Gebilde des Genius ganzer Völker und beglückter Sterblichen, ist nun zur poetischen Literatur geworden. Die Cultur der Welt hat sich dieses Elements bemächtigt, und wer nun irgend sich zu denen zählt, die an ihrem Lichte theilnehmen, fühlt sich berufen auch in dem dichterischen Bezirke sein Lämpchen leuchten zu lassen, und so zu dem großen Austausch aller Gedanken, Gefühle und geistiger Wirksamkeiten, genießend beizutragen. Allein bei allen, in's Unendliche modificirten, individuellen Formen, die natürlich beim Durchgang eines geistigen Stoffes durch so viele Köpfe und Herzen, zum Vorschein gekommen sind, haben sich die Ur- und Grund-Typen der Poesie, weil sie aus ihrem Wesen fließen, noch immer kenntlich erhalten: Epos, Lyrik, Drama. Es ist gewiß, daß die Poesie, sobald sie hervortritt, in Einer dieser Formen erscheinen muß, — daß alles, was nicht in sie paßt (wenn sie recht bestimmt und verstanden werden), nicht Poesie ist, — daß sich alles, was wirklich Poesie ist, auf sie zurückführen läßt, — und daß auch wir, bei Betrachtung der modernen Zustände der Poesie, am füglichsten von ihnen ausgehen, sie zu Grunde legen.

Statt aller metaphysisch-ästhetischen Grillenfängereien, suchen wir uns zuerst — damit wir uns verstehen und etwas zu Tage bringen — über das Wesentliche dieser Formen auf dieselbe Weise klar zu machen, wie wir seit Lessing gelernt haben, die Gränzen menschlicher Bestrebungen gegen einander abzumarken. Der Zweck ist in der Poesie, wie in allen Künsten nur Einer: Darstellung des Ideellen; das wodurch unterscheidet die poetischen Formen; und wir sagen kühn: im Epos durch Geschichte, in der Lyrik durch den Ausdruck innerer Zustände, im Drama durch Handlung. Diese Bestimmungen, wohlbegriffen, und wie es sich bei weiterer Anwendung thun lassen wird, wohl-

Digitized by Google

erläutert, genügen uns völlig zum practiſchen Gebrauch, wie zur practiſchen Beurtheilung. Sie genügen uns, aus ihnen abzuleiten, was der Dichter überhaupt, und (welches hier unſer Hauptaugenmerk iſt) was er zu unſerer Zeit zu leiſten haben wird, wenn er ſich und ihr genügen ſoll. Denn dieſe letztere Frage ſcheint mir — mit Verlaub der Herrn poetiſchen Zunftgenoſſen — von großer Wichtigkeit, und dennoch ſeltener gefragt zu werden als ſie ſollte. Wir ſingen und klingen in die Zeit hinein, und wohl nur den Beſten unter uns fällt es in langweiligen Stunden einmal ein, ſich zu katechiſiren: was will ich? und wie will ich's machen? Und doch — ſagte der Pfarrer vom Kahlenberge — geht alles Geſcheite in der Welt nach dieſem A B C.

Habe ich mir den aufgeſtellten einfachen Canon der Poeſie deutlich gemacht, ſo werde ich von den armen, durch tauſenderlei — aner gehetzten Dichtern nichts mehr a priori poſtuliren; ich weiß, was jeder Dichter von Jubal angefangen, wollte und will; ich laſſe ihn auf mich wirken, und fordere nur, daß er die Kraft habe, mich den nüchternen Bedingungen einer leidigen Alltäglichkeit durch eine Aura vom Helikon zu entreißen. Es iſt mir völlig einerlei, ob der Romanſchriftſteller ſeine Decorationen aus dem Hochland oder aus Berlin verſchreibt, — wenn er mir nur in einer wahrhaft ſymboliſchen Geſchichte menſchliches Leben und Weben zu ſchauen gibt, daß mich das Bild wie ein Spiegel, über mein eigenes und über die Gegenwart aufkläre; einerlei, ob der Dramatiker Pelasger, Chineſen oder Tiroler auftreten heißt, wenn er nur durch das Sinnbild einer wahren, von Innen aus motivirten Handlung mir meine eigenen erklärt und beſtimmen hilft; einerlei, ob der Lyriker Bilder, Reflexionen, oder wer weiß was ſonſt noch, aus Island oder Teneriffa hohlt, und in Anapäſten, Ghaſelen oder Sonetten auftiſcht, wenn er nur etwas Erlebtes mittheilt; etwas Erlebtes, das auch ich wieder durchleben kann, das ich faſſe, das ich fühle, das mich innerlich bildet und fördert. So hält ſich denn die Lyrik ganz in den Gränzen eines Individuums auf, geht vom Einzelnen aus, und wirkt vorzugsweiſe auf den Einzelnen; der Roman (das moderne Epos) ſucht eine Zeit zu repräſentiren und deutend zu bewältigen; das Drama, die gebildteſte aller dichteriſchen Formen, ſtellt reine Menſchheit dar, und hat es mit der Menſchheit zu thun.

Wie es nun mit dieſen Bezirken poetiſcher Literatur gegenwärtig beſchaffen ſei, und wie ſie, für uns und die Enkelwelt zu fröhlichem Gedeihen zu bebauen wären, — dieß zu beſprechen, machen ſich die folgenden, in gedrängten, aber entſchiedenen Umriſſen ſkizzirten Aufſätze zur Aufgabe.

I. Lyrik.

Ich fange mit der Lyrik an, weil der einzelne Dichter gewöhnlich mit ihr anfängt, und weil hier der geeignetſte Raum iſt, das zu ſagen, was wir dann bei den übrigen Formen nicht mehr zu wiederholen brauchen. Und doch muß ich gleich hier mit einer Wiederholung anfangen: in den Ausdruck innerer Zuſtände ſetzte ich oben das Eſſentielle der Lyrik; und dieſes muß mir hier Baſis ſeyn. Gewiß iſt dieſe Definition (oder wie man es nennen will) aus dem Urſprung der Sache herausempfunden; den erſten Lyriker trieb es von innen heraus, die Herrlichkeit des Zuſtandes, deſſen er ſich ſelig bewußt ward, ſo gut es gehen wollte, mitzutheilen und feſtzuhalten; da quollen Rythmen aus überfülltem Buſen, das befreiende Element theilte ſich auch andern mit, der es zuerſt aus ſich entwickelte, ward geprieſen, und weder die Welt noch der wahre Dichter läugnete das est deus in nobis, agitante calescimus illo! Aber ſehen wir einmal, was ſich alles aus jener Theſe entfaltet, denn die Fruchtbarkeit iſt die wahre Probe einer Definition. Es hieß: innere Zuſtände; das ſogenannte, hochgelobte Objective, das bloß Maleriſche fiele alſo weg, wenn es nicht Folie des Innern iſt; es fiele ganz weg aus der Poeſie, denn auch die epiſche kann es nur brauchen, in ſo fern es Folie der Geſchichte, auch die dramatiſche nur, in ſo fern es Folie der Handlung wäre; und die ſogenannte beſchreibende Lyrik, die wir früherhin als beliebten Artikel aus England bezogen haben, fiele ganz durch, als Zwittergattung, als Null, ſo lang es nicht Zweck der Poeſie iſt, die Naturgeſchichte, ſondern die Proſa des täglichen Daſeins zu verdrängen. Nie kann ſich die Lyrik des Subjectiven entäußern, und ſie ſoll es nicht; ihre höchſte Aufgabe bleibt nur, das Subjective möglichſt zu veredeln, zu verklären. Doch hievon ſpäter. Nur kindliche Menſchen und kindliche Völker haben am Aeußern ein dauerndes, gründliches Behagen; wir können aus unſerer Bildung nicht heraus, wenn wir auch wollten; und wozu wollen? ich wenigſtens ſehe nicht ein, wozu es gut ſeyn ſoll, daß wir uns geſchickt und täuſchend in die Jacken und Beinkleider von Jägern, Müllern, Fiſchern, Neugriechen und Lazzaroni's verſtecken lernen? lange genug haben wir uns daran ergötzt, wenn große Talente ſich in ſolchen Spielen ergingen,

Digitized by Google

versuchten sie auch wohl selbst mitzuspielen; aber nun wollen wir auch einmal wieder versuchen wir selbst zu seyn, und zu reden wie uns der Schnabel gewachsen ist, oder, um besser und schicklicher zu sprechen, wie gebildete Menschen aus dem 19ten Jahrhunderte sich ausdrücken. Jene Manier ist aus dem Enthusiasmus für das Volkslied entstanden. Das Volkslied aber ist nicht nachzumachen. Wir sind nicht Völker, sondern Menschen. Wenn Goethe als Schöpfer dieser objectiven Lyrik gerühmt wird, so frage ich, wo seine lyrische Größe steckt: in den Versen vom Edelknaben und der Müllerin, oder in den Liedern und Elegieen, in welchen er seine ganze reiche tiefe Seele ausströmt? Auch wird etwas Elegisches allen guten neuern Gedichten beigemischt seyn. Das Elegische liegt nicht in den Dichtern, sondern in der Zeit. Oder noch tiefer? in der Menschheit? hättest du wahr gesagt, alter, herrlicher Lucrez?

. . . medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat.

Die neuesten Dichter zeigen durch die That, daß sie von dem Gefühle bestimmt werden, welches ich hier theoretisch äußere, und Lenau steht als Lyriker, der fast alle Motive aus dem Leben der Natur greift und doch dabei ganz subjectiv ist, zum Merkzeichen dessen da, was unserer Zeit gemäß ist. Ferner hieß es in unserer Definition: Zustände; also nicht bloß Gefühle, nicht bloß Reflexionen, nicht bloß Phantasien, nicht bloß sinnliche Wahrnehmungen; ein Zustand ist eine, aus allen diesen Dingen gemischte Verfassung des innern Menschen, — ein Erleben, und dieses muß in's Gedicht übergehen, wenn es von da sich auf den Lesenden und so weiter lebendig fortpflanzen soll; und ist es nicht genug gelesiet, wenn ich einen mit Wonne oder Weh durchdrungenen Moment meines unaufhaltsam dahineilenden Daseins, — einen Moment, der mir an Bedeutung zum Mythos ward, in Rhythmen zu bannen, und mir wie Andern zum Nachsinnen, zum Nachgenusse, zu verewigen glücklich genug bin? Dazu reicht weder die genauste Zergliederung dessen hin, was ich damals dachte, noch die objectivste Beschreibung der Bank, auf der ich saß, des Laubes, das mich umsäuselte und der bombyx quercifolia-Raupe, die darauf kroch; der Mensch, der ich damals war, muß in's Gedicht hinein; das Gewesene muß, wenn längst sein irdischer Aschenantheil in die Lüfte der Jahre zerstiebte, seine unsterbliche Seele im Liede zurückgelassen haben, daß sie in alle Zukunft hinaus zeuge und wiedererzeuge! Nicht Bilder und Gleichnisse aus allen Zonen häufen, nicht nach dem Schön! Charmant! der ästhetischen Dame jagen, um das Herrlich! Neu! des übersättigten poetischen Schlämmers buhlen soll der lyrische Dichter, sondern rein und einfach — Zustände wiedergeben. Scheint euch das so wenig? wer es könnte! — Daß übrigens keine der angegebenen Richtungen von der Lyrik ganz auszuschließen sey, versteht sich von selbst, — eben weil sie alle in den Zuständen enthalten sind. So wenig wir das blos pittoreske Gedicht oben gelten ließen, so wenig lassen wir das blos didactische gelten; aber nur ein Ununterrichteter wird das didactische Element, das Verständige, aus unserer Lyrik ausstreichen wollen. »Ein Reflexionsdichter!« sagt man, rümpft dabei die Nase, zuckt die Achseln, und meint etwas Vernünftiges gesagt zu haben. Die Alten — heißt es — wußten nichts von Reflexion, sie waren unschuldig, waren objectiv. Nun gut! wenn es bei den Alten anders war, so sind wir nicht die Alten; aber jene Behauptung ist ganz aus der Luft gegriffen, und die Namen Archilochos, Alkaios, Pindar, Horaz, Tibull, Propertius reichen hin, uns zu erinnern, daß jene Reflexion, die wir dem Lyriker gestatten, ja die wir von ihm fordern, den Alten eben so bekannt und eigen war, als uns. Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto mehr wird der Verstand in seinen Werken sichtbar werden; und ist er nun Dichter, soll es da anders seyn? Wir verlangen nicht, daß der Gedanke das Gedicht beherrsche, oder daß das Gedicht den Gedanken ausschließe; wir verlangen jene totale Stimmung des ganzen Menschen, jenen »Wechsel zwischen Bewußtseyn und Nichtbewußtseyn«, der nach Rahels Ausdruck den Dichter macht. Es entsteht hierdurch eine symbolische Darstellung, in welcher Reflexion, Empfindung und Anschauung durch das poetische Genie so innig in Eins verschmolzen sind, daß kein Auge mehr ihre Gränzen entdeckt. Dieß ist das Ideal der modernen Lyrik. Wenn man die mythischen Dichtungen J. Mayrhofers liest (Memnon, Prometheus, Herkules u. s. w.), dieses edlen, Genius begabten Dichters, den ich bei Schilderung dieses Ideals der künftigen Lyrik im Herzen hatte, so fühlt man besser als ich's sagen konnte, was ich meinte. Derjenige nur wäre der Aufgabe völlig gewachsen, der sich die gesammte Bildung der Zeit, wie sie aus ihren schmerzlichen Geburtswehen hervorging, angeeignet, und doch dabei, von den Göttern und Musen freundlich begabt, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit des Herzens bewahrt hätte. Er würde leisten, was wir vom Lyriker erwarten;

Digitized by Google

denn wir fordern nicht von ihm eingelullt zu werden in die Ammenträume phantastischer Geisteskindheit, zurückzukehren in die dämmernde Bilderwelt des Ostens oder des spanischen Mittelalters, wohin uns mancher jüngere Dichter verlocken will; wir verlangen Trost und Kräftigung in unseren verworrenen Zuständen; mehr oder weniger bringen wir ein leidendes Herz zum Lesen mit. Ein leidendes Herz aber wird nicht durch Tändeleien sondern durch höhere Anschauungen geheilt. Hier nun komme ich auf die Hauptsache, auf das letzte Ziel dieser Betrachtungen über Lyrik. Indem ich nämlich diese Form der Poesie ganz dem Subjecte zuwies, wollte ich dadurch zugleich andeuten, daß also die schönste Ausbildung der Subjecte der Weg sey, von welchem wir, daß er zum Ziele führe, zu hoffen haben. Denn sollen wir einem fremden Geiste Wirkung auf den unsrigen gestatten, so begehren wir mit Recht, daß er dem unsrigen, wenigstens zum Theile, überlegen sey; sollen wir empfangen, so muß man uns etwas geben. Denn der Zweck aller Poesie ist am Ende — wie ich gesagt habe — uns innerlich zu erheben, zu fördern; und Zustände eines Andern, seien sie auch noch so glücklich ausgedrückt, fördern uns nicht, wenn sie an und für sich nicht der Mühe des Betrachtens werth sind. Das war es, was Goethe gemeint hat, als er das Wort an die jungen Dichter richtete (Bd. 45), das ihm Viele von diesen, leider nur zu ihrem eignen Schaden, so übel nahmen. Möglichste Läuterung und Bildung des Subjectiven also ist der einzige und rechte Weg, den die Lyrik jetzt einzuschlagen hat, — und wie schön, daß diese Aufgabe so völlig mit den übrigen zusammenstimmt, welche unsere Zeit an den Strebenden stellt; überall heißt es: bilde dich aus! —

Es wäre noch gar viel zu sagen, über die formelle Symbolik der lyrischen Dichtung, die Allegorie, das Bild, den politischen, sittlichen, socialen Inhalt, die antike Mythologie u. dgl. m., aber es soll nicht aussehen, als ob ich mir selbst und meinen Versuchen in dieser Gattung, eine Defensionsrede hielte; und von der Hauptsache ist durchaus genug gesagt, um einen denkenden Kopf zu den letzten Resultaten zu bringen.

So ist denn eine Sammlung guter lyrischer Gedichte veluti votiva descripta tabella, worauf ein Menschenleben verzeichnet ist. Aber wer mag lernen, wo er Verse sieht! ein einzelnes Gedicht wird aus dem Ganzen gerissen, wie ein Herz aus dem Leibe; das soll unterhalten, das soll piquiren! nach deinem Lebensgange, deinem Glück und Elend forscht Keiner! dich verstehen will Keiner! da man doch nur nach langem, liebevollem geistigem Umgange zu einem lyrischen Dichter sagen darf: ich verstehe dich! Was jahrelanges Leiden und Freuen, was bittere Erfahrungen und Gefühle jeder Art in den aufgefurchten Tiefen der Brust gereift haben, sendest du in die verworrene Welt hinaus, in das Babel des Wahnes und Egoismus. Nicht Beifall suchst du, wie ihn der Seiltänzer heischt, den ein Bravo für sein verrenktes Bein entschädigt; es sind ja nicht Luftsprünge, was du producirst; Theilnahme heischest du, denn du schließest dein Inneres auf; diese aber wirst du nicht von der Menge erwarten, wenn du kein Kind bist, das von der Welt noch nichts weiß, sondern von Wenigen; denn der Verstehenden sind Wenige, — und für diese Wenigen hast du geschrieben, — bloß für sie. Draußen aber, in der Wüste, erfährt die hesperische Frucht die verschiedensten Geschicke: hat sie das Glück, mit dem Modegeschmack übereinzutreffen, oder dem Gaumen eines Tonangebers zuzusagen, — dann wirft sie, wie einen Spielball, einer dem andern zu; auf keiner Tafel, wo man nach der Welt dinirt, darf sie fehlen, und die Gäste, gern oder ungern, müssen sie hinunterwürgen. Man preist, man hätschelt, man schreibt Commentare, man citirt, — und wehe dem, der etwa redlich gestünde, daß seinem dummen Munde das Süße süß, das Saure sauer vorkomme! der altfränkische Thor! er ist unter Bauern aufgewachsen, er gehört nicht unter Uns! — Wie anders ergeht es dir Armer! wenn das Schicksal dieselben Früchte deiner heiligsten Saat auf den Nachtisch desselben berühmten Zoilus versetzt, womit er seinen Gästen aufwartet, und wenn er nun bemerkt, daß diese Aepfel zu seinen Bonbons auf keine Weise passen! er spricht das Anathema über sie aus, — und von nun an wehe Jenem, der sich der armen im Vorübergehen erbarmen, der es gar wagen wollte, sie süß zu finden! er mag sie höchstens geheim für sich genießen, — weit, weit von der guten Gesellschaft, die sie verpönt hat. Vergessenheit ist ihr Loos, und sie müssen unrettbar faulen, entpflückt dem Aste, der sie getragen und väterlich liebevoll mit Blättern und Blüthen geschmückt hat.

Faulen? nicht doch! sie haben nicht umsonst gelebt, wenn auch nur Ein vorüberwallender Pilger an ihrem gesunden Safte sich erquickt, und Stärkung für den Rest seiner Wanderschaft in der Wüste in ihnen gefunden hat. Darum erheitert euch, ihr, die ihr mit hoffnungslosem Drange die Kinder euerer tiefsten und höchsten Liebe in das Gewühl hinaussendet! seyd gutes Muthes, und lacht über Jene, die euerer lachen:

»Ein Lied ist bald gesungen!«
Herr Krittler spricht's und lacht; —
Kritik ist bald verklungen,
So bald fast, als gemacht!
Ein Lied, das ungezwungen,
Mit echten Frohsinns Macht
Erklingt von wackern Zungen,
Hat Manches angefacht,
Was Krittler nie erschwungen,
Was Krittler nie gedacht:
So sey es frisch gesungen,
Und Krittler ausgelacht!

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

31. Sonnabend, den 16. April **1836.**

Moderne poetische Literatur.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Fortsetzung.)

II. Epos.

Ein Epos, im eigentlichen Sinne des Wortes, kann nicht gemacht werden, ein Epos entsteht. Es entsteht da, wo, um mich eines gewagten Ausdruckes zu bedienen, die Geschichte eines Volkes krystallisirt. Das Flüchtige, Mythische, welches allen Ursprüngen eigen ist, bildet die Folie, und das Menschliche, das Nationelle prägt sich zu festen, bleibenden Formen aus, welche das Epos festhält und überliefert. Diese theoretischen Thatsachen sind uns aus der Geschichte der Poesie bekannt. Eben so wenig kann es uns entgehen, daß die Bedingungen, welche nach solchen Voraussetzungen zur Geburt dieser poetischen Form zusammenzutreten haben, zu unserer Zeit, wenigstens bei uns, die wir uns gebildete Nationen nennen, nicht mehr vorhanden sind. Wir sind krystallisirt, sat superque, und unsere Poeten haben vielmehr die Massen des allgemeinen chaotischen Lebens mit dem Hauche, den sie aus ihrem eigenen Geiste schöpfen, zu erwärmen und zu ordnen, als daß der Geist dieser Massen den ihrigen poetisch überwältigen und sich in ihm darstellen könnte. Mit dem Epos also wäre es so ziemlich aus. Aber das epische Element, wird es auch aussterben? gewiß nicht, so lange die Poesie nicht stirbt, von der es ein Lebensbestandtheil ist, und — so lange es Begebenheiten gibt. Denn diese sind, wie wir gesagt haben, der Teig, aus welchem es gesaltet. Da es uns aber nun einmal unmöglich, also auch unerlaubt ist, die Intelligenz, das Reflective oder wie man es taufen will, das wir von unserer Zeit-Cultur überkommen haben, und in welchen wir leben und weben, abzuwerfen und zu verläugnen, wie wir bei der Lyrik gesehen haben, so bleibt uns nichts übrig, als die Begebenheiten, die in ihrer objectiven Nacktheit unser Inneres unbefriedigt lassen, im Conflict oder in Harmonie mit Gesinnungen darzustellen. Daß das nicht heißen will, unsere Gesinnungen in die Begebenheiten hineintragen, brauche ich nicht zu erwähnen. Genug, wir wissen nun, worin die Aufgabe des Romans besteht, welchen unsere Poesie dem verlornen Paradiese des Epos substituirt. Ob dieser Roman nun in Prosa oder etwa in Versen abgefaßt ist, macht es nicht aus; Jedermann wird fühlen, daß unsere Ansicht und Forderung nicht auf die Form, sondern auf das Wesentliche geht.

Die ganze neuere Roman-Literatur drückt factisch das Gefühl von dem aus, was wir eben als Theorie festgesetzt haben, und Wilhelm Meister wird wohl als Grundbild dieser Form aufgestellt bleiben dürfen. Nun aber drängt sich uns, wie wir mit prüfendem Wohlwohlen auf die wohlangespeicherten deutschen Meß-Cataloge der letztern Jahre blicken, schon den Kranz in Händen, nur ein würdig Haupt suchend, dem wir ihn aufsetzen konnten, — da drängt sich uns die Frage auf: warum, bei der großen Beliebtheit und ihr entsprechenden Anzahl solcher Productionen, wir doch so wenige finden, die eines frischen Kranzes würdig sind? Zugleich aber fühlen wir, wie nahe die Antwort liegt. Wenn wir schon bei der Lyrik, die es doch nur mit dem Individuum des Dichters vorzugsweise zu thun hat, uns die Schwierigkeiten nicht verhehlten, welche die Forderung eines sehr gebildeten Jahrhunderts an die Bildung des Poeten, diesem in die Bahn stellen, — wie sollen uns die noch weit größeren verborgen bleiben, welche eine poetische Form begleiten, die eine Zeit zum Gegenstande hat? Denn wenn gleich Jeder aus uns eben von der Zeit seine Bildung erhalten hat, und aus dem Verhältnisse zu ihr gar nicht loskommen kann, wer ist sich selbst so objectiv geworden, um dieses Verhältniß so auffassen und darzustellen, als ob er außer demselben wäre? welcher Deutsche besonders ist gewohnt, die Welt, die ihn

Digitized by Google

umwogt, auch einer Betrachtung zu würdigen? keiner philosophischen, denn daran haben wir Ueberfluß, sondern einer practischen, denn dieser bedarf die Poesie. Darum haben uns in diesem Fache, was die Quantität des Guten betrifft, von jeher andere practische Nationen, zumal die Engländer, übertroffen, wo das Auge des Einzelnen mehr geübt wird, von der kurzsichtigen Mikroskopirung des eigenen Inneren, das doch Keiner je begreifen wird, sich in's Breite, Freie zu wenden, wo das Spiel, das wir zu Hause spielen, täglich poetischer, großartiger, verständlicher vor uns aufgeführt wird. — Ferner verlangt der Roman, wie das ursprüngliche Epos, da er ein großes, mannigfaches, aus Theilganzen gegliedertes, und eben in diesen Gliedern mit überall gleicher Sorgfalt ausgearbeitetes Eins darstellen soll, zu seiner Vollendung eine gewisse liebevolle, ausharrende Intention, ein dauerndes Behagen am Aeußerlichen, Mittelbaren; wie es z. B. in Walter Scott ganz vorzüglich vorhanden seyn mußte, um jene so oft mit Unrecht getadelte Breite zu bedingen, die wesentlich episch ist. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier ein Zuviel und ein »am unrechten Orte« gibt. Diese Eigenschaft des Romans nun trug bei, seine Cultur bei uns zu erschweren, — da der Deutsche sich lieber der inneren Einheit zuwendet als der vielfältigen Erscheinungswelt, und nebstbei gar oft in den Fehler geräth, das Höchste, mit Ueberspringung der unerläßlichen Mittelstufen, gleich im Rausche des Augenblickes in's Leben zaubern zu wollen. So entstand in unserem Vaterlande, oder bildete sich doch hier aus wie nirgendwo, der philosophische Roman, — eine weit zwitterhaftere Species, als der historische. Denn, daß alle Poesie in einem gewissen Sinne philosophisch seyn muß, und nicht anders seyn kann, wenn sie den Menschen zu sich selbst erheben soll, haben wir anerkannt. «Das Publikum« schrieb Goethe an einen seiner Verehrer »lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung, an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch, dieses zu gewahren, wird eine höhere Cultur erfordert als sie gewöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, kann diese Art Bußpredigt nicht vornehmen.« Das ist nun vortrefflich gesagt; — allein, wie lehrt der Dichter? wie das Leben, in Symbolen; dieses wie macht die Dichtkunst, wie es das Leben zum Gedichte macht, und unterscheidet beides scharf von der Wissenschaft, der es um kein Wie, sondern ewig um das Was und Warum zu thun ist. Ein philosophischer Roman also ist so gut oder so schlecht als ein wissenschaftliches Gedicht, oder eine poetische Wissenschaft, oder ein brennendes Wasser. Anders verhält es sich mit dem historischen Roman. Wenn die Zeit und ihre Gestalt, wenn die Begebenheit im Spiele mit der Gesinnung, das eigentliche Terrain des Romans ist, so sehe ich nicht ein, wie er, ohne absichtlichen Winkelzug, der Geschichte aus dem Wege gehen soll; und wenn seine Mutter, die Epopöe, eine Schwester der ehrwürdigen Historie ist, und diese letztere, von Urzeiten her ohne Tadel und Nachrede oft auf der Bühne und auf anderen Spielplätzen der Poesie gesehen worden ist, so sehe ich nicht ein, warum gerade der Roman von dieser Gunst keinen Vortheil ziehen soll; wenn er sein Wort gibt, wie er seine Rechte zu wahren gedenkt, auch die mütterlichen der Geschichte ehrfurchtsvoll an ihrem Orte zu belassen. Salvandy hat gezeigt, was ein, mit der echten Lebensmilch der Geschichte getränkter, die ganze Menschheit in sich betrachtender und erlebender Dichter zu Tage zu fördern vermag. Aber, um wie Salvandy zu begeistern, um wie Bulwer das übergüldete Leichentuch von dem Cadaver des socialen Lebens zu reißen, muß man Salvandy's Haupt haben, und Bulwers Herz. Die Historie innerhalb des Romans macht es nicht aus; der Roman soll mich nicht ethnographisch sondern poetisch aufklären, und hier bin ich wieder wo ich ausging und wohin ich wollte: wollt ihr in diesem Bereiche das Große, das Rechte leisten, so greift in's Leben, schaut es ruhig an, und laßt es auf euere Blätter warm und leise übergehen! »Alle Zufälle des Lebens,« sagte schon ein Schriftsteller, der, wenn er gleich dem Wilhelm Meister die Poesie abspricht, dennoch auf jedem Blatte zeigt, wie viel er aus Wilhelm Meister gelernt habe, — »alle Zufälle unseres Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Kette, Anfang eines unendlichen Romans.« Besucht nun einen Sterblichen, wie Goethe von sich rühmte, die Weltgeschichte in seinem Hause, seinem Garten, um wie viel größer wird die Ausbeute seyn! Kommt dann noch dazu, daß eben diese Form, theils wegen der Bequemlichkeit, mit der sie zu genießen ist, theils wegen der Nähe, in welche wir bei ihr zur Poesie gerathen, theils aus hundert Gründen, die herzuzählen hier kaum thunlich ist, weil es eben hundert

Digitized by Google

sind, — der Zeit, in der wir leben, ganz besonders lieb, angemessen und gedeihlich ist, so muß es uns fast wundern, daß wir noch immer rufen müssen: Greift in's Leben, und verdienet den Kranz, den wir bereit halten, und der schon seit dem ersten Theil vom »Aufruhr in den Cevennen« ein würdiges Haupt im Vaterlande sucht, auf das er sich senke! (Schluß folgt.)

Ch. M. Fraehn's Beleuchtung der merkwürdigen Notiz eines Arabers aus dem IX. Jahrhundert über die Stadt Mainz. (Petersburg.) 8 Bl. 4.

Vorliegende kleine Abhandlung, gelesen den 23. Jänner 1833 in der Sitzung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Petersburg, ist für Deutschland zu interessant, um nicht einen kurzen Auszug daraus hier mitzutheilen.

Die erwähnte Notiz ist dem Werke: »Die Denkmäler oder Kunden von den Ländern und die Nachrichten von den Menschen« des Arabers Sekerija Kaswiny entnommen, und lautet:

»Magandsche ist eine sehr große Stadt, von der aber nur ein Theil bewohnt, der andere Ackerfeld ist. Sie liegt im Lande der Franken, an einem Flusse der Rein (Rhein) genannt. Sie hat Ueberfluß an Weitzen, Gerste, Sült, Weinreben und Früchten. Man trifft in ihr Samerkandisches Silbergeld aus dem Jahre d. H. 301 und 302 (913—915 christl. Zeitr.), auf dem man den Namen des Fürsten, von dem es geprägt worden, und das Jahr, in welchem dieß geschehen, sieht, und das Tortuschy für Münzen des Samanischen Nasr, des Sohnes Ahmeds, hält. Wunderbar ist's, daß man in dieser Stadt, im äußersten Abendlande, Gewürze in Menge findet, die nur im äußersten Morgenlande zu Hause sind, als Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Narde, Kostus und Galanga, welche alle aus Indien verführet werden.« —

Diese Nachricht kommt in mehreren andern arabischen Schriftstellern vor, theils bei bloßen Compilatoren Kaswinn's, theils bei Verfassern eigener Werke, welche aber obige Notiz nur entlehnten, und mit verschiedenen Verfälschungen des Sinnes, der Orts- und Flußnahmen mittheilten. Dieß gibt Deguignes Anlaß, das Ganze für ein Märchen anzusehen; dagegen aber erklärt sich Fraehn: a) wegen des, trotz aller Verfälschungen, erkennbaren Namenlautes der Stadt und des Flusses; b) in geographischer Hinsicht, weil in der ganzen Richtung am Rheine kein Ort ähnlichen Namens zu finden; c) weil, was von den Naturproducten berichtet wird, noch heute sehr wohl auf Mainz paßt; d) weil die Angabe, daß nur ein Theil der Stadt bebaut, mit Otto von Freysingen übereinstimmt. Der Ausdruck „Land der Franken" ist natürlich in dem bei den Orientalen gewöhnlichen Sinne, d. h. für alles Land zwischen Spanien und Griechenland, zu nehmen.

Das Werk unsers Arabers fällt in das 13te Jahrhundert; die ganze Notiz aber erscheint dem von K. citirten Tortuschy, und wenn dieß richtig, einer früheren Zeit anzugehören. Denn Tortuschy, eigentlich: Abu-Bekr Muhammed ben el-Walid el Fihry el-Tortuschy (d. h. Tortosa) starb schon 1126 nach Ch. Geb.; er verfaßte das berühmte Werk: die Leuchte für Könige und Chalifen, welches für die Geographie von Mittel-Europa von orientalischen Schriftstellern häufig benützt wurde.

Die Angabe des Samerkandischen Silbergeldes ist ohne Zweifel richtig. Wie solches Geld nach Mainz gekommen, erklärt Fraehn daraus, daß noch vor Entstehung der Hansa ein bedeutender orientalischer Handelsverkehr mit Deutschland Statt fand, daß es ferner als Beute der Normänner oder Waräger, oder der auf häufige Raubzüge ausgehenden heidnischen Russen des 10ten Jahrhunderts, nach den Norden Europa's kam und vom baltischen Meere durch Handelsverkehr mit den Städten am Rhein und durch mehrere Gesandtschaften russischer Großfürsten an die deutschen Kaiser Otto I., Heinrich II. und Heinrich IV., welcher letztere die russischen Gesandten aber in Mainz empfing, in bedeutender Menge nach Deutschland floß.

Die Vorräthe indischen Gewürzes kamen durch die Venetianer und Genueser, in deren Händen sich damals der indische Handel befand, nach Italien, von da großentheils auf dem Rhein nach Deutschland und den Niederlanden. Daß unter solchen Umständen in dem durch Carl dem Großen zu neuem Glanze erstandenen Mainz eine bedeutende Partie solcher Producte zu finden gewesen, ist leicht begreiflich. —

* * *

Merkwürdige Anklage.

Die gelehrten Verbindungen, in welchen der venetianische Senator, Dominico Molino in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts stand, sind in der Geschichte ohne Beispiel. Es gibt beinahe keinen Gelehrten jener Zeit, der nicht mit ihm Briefe gewechselt, oder ihm nicht eines seiner Werke gewidmet hätte. Italiener, Franzosen, Holländer, Deutsche drängten sich an den gebildeten, liebenswürdigen Mäcen; Gedichte und Reden von den Ausgezeichnetesten unter ihnen verewigen dessen Andenken. Wir nennen nur: Davila, Testi, Pignori, P. Paolo, Peiresk, Meursius, Heinsius, Voxhorn, Voß, Forstner u. s. w. Es schien, als ob Venedig nur diesen einen Mann hätte; selbst Buchhändler überschickten ihm als Zeichen der Verehrung ihre Verlagswerke. So Elzevir in Leyden das Buch: »Sylloge rerum Sabaudicarum 1634. 4.«

Digitized by Google

mit der Zuschrift: »Literatorum *omnium* Maecenati.« Diese allgemeine, obwohl sehr verdiente Auszeichnung, denn Molino war nicht nur ein thätiger Beförderer der Wissenschaften, sondern auch einer ihrer tüchtigsten Bauherrn, konnte nicht ohne Reaction bleiben, und wirklich machte ein venetianischer Edelmann sie zum Gegenstande einer förmlichen Anklage. Marcus Trivigiano, fest und streng an den Sitten der Väter hangend, sah darin eine Uebertretung der jedem Bürger seiner Vaterstadt geziemenden Bescheidenheit, er hielt sich daher für verpflichtet, dagegen öffentlich und mit Nachdruck aufzutreten, um den — Geist der Republik zu retten. Die Beweggründe dazu machte er in einem gedruckten Blatte bekannt: »Ragioni dell' accusa contra Domenico *Molino* Senator Veneto, data da me Marco *Trivigiano*;« doch sie bestehen nur in dem einen: daß man in Büchern, welche sowohl in Italien, als auch jenseits der Alpen herausgekommen, zu viel Rühmens von ihm gemacht hätte! Fischer.

Literarische Notizen.

Ueber das Werk: Spaniens Schicksale in der neuesten Zeit, oder Geschichte Spaniens seit der Rückkehr Ferdinands VII. 1814, bis zur Eröffnung der constituirenden Cortes. Von *r. (Leipzig, Fest'sche Verlagshandlung 1836. X und 266 S. 8.) äußert sich ein ausländisches Blatt auf folgende Weise:

»Die Manier des Verfassers ist bekannt und beliebt. Auf geschichtliche Gründlichkeit und politische Tiefe macht er wohl selbst keinen Anspruch. Zeitungen, Memoiren und Ventura di's Chronik sind seine vorzüglichsten Quellen. Er tröstet sich über Irrthümer im Einzelnen mit der Ueberzeugung, den Gang der Dinge im Ganzen richtig aufgefaßt zu haben, und er thut Recht daran. Der Geschichte leistet er durch dieses Schriftchen keinen Dienst; aber er verschafft seinen Lesern das Vergnügen, interessante Begebenheiten, deren Folgen sich gerade in der Gegenwart kundthun, in anziehender, lebendiger Darstellung recapitulirt zu sehen.«

Paris verlor in kurzer Zeit zwei seiner ausgezeichnetsten Gelehrten:

Anfangs Jänner Anton Mongez, vor der Revolution Canonicus, regulirter Chorherr zu St. Geneviève, dann Bibliothekar und Aufseher der damit vereinigten Museen daselbst, auf Befehl des National-Convents Mitglied der Administration der Münze, unter Napoleon Director derselben, durch zahlreiche mathematische, historisch-antiquarische Schriften, besonders durch die von ihm begründete Einführung des Decimal-Systemes in Frankreich und die Berechnungen der Verhältnisse der Münzen, Maße und Gewichte sehr verdient, geboren zu Lyon 1747.

Am 21. Jänner Andr. Et. Just. Pasc. Jos. Fr. Baron Daubebard de Férussac, Oberst-Lieutenant im Generalstabe, früher Professor der Geographie und Statistik an der Bildungs-Anstalt für den Generalstab, dann Bureau-Chef für die Statistik des Auslandes, Divisions-Chef im Ministerium des Handels, ehemaliger Deputirter u. s. w., durch viele historische, statistische, zoologische Schriften und Abhandlungen, besonders aber durch Herausgabe des Bulletin universel ꝛc. rühmlichst bekannt, geboren zu Chartron im Departement des Tarn und Garonne am 30. December 1786.

In Bartolomei's deutscher Grammatik wird der Schüler angeleitet zu sagen: »Es hat diese Nacht Eis gefroren, oder gefroren.« Dann sagt er in einem Beispiele: »Seine Kinder sind gut eingeschlagen, besser gesagt: sind gut gelungen,« (anstatt: — gerathen!) dann: »Gott, erbarmet Euch meiner!« (anstatt: »Gott erbarme Dich meiner, id est, der Bartolomeischen deutschen Grammatik).

Ueber das epische Gedicht in drei Gesängen: „Der achtzehnte October« von Heinrich Manz (Dortmund, Krüger. 1835. XVI und 128 S. 8.), theilt Gersdorf's Repertorium nachstehende, treffende Bemerkungen mit: »Referent hat außer dem Berichte der Alliirten über die Schlacht bei Leipzig, der damals in der Leipziger Zeitung und auch in besonderem Abdrucke erschien, keinen so getreuen und ausführlichen wieder gelesen, als den vorliegenden. Namen der Personen und Orte sind bis auf »Eutritz« (statt Eutritzsch) richtig, die Zahl der Gefangenen und Todten, der eroberten Kanonen und Bagagewagen u. s. w., desgleichen die Ereignisse bis in die geringsten Einzelnheiten in ihrer Aufeinanderfolge dargestellt. Dennoch liest Referent jenen ursprünglichen Bericht lieber, weil er in Prosa und nicht in solchen Hexametern geschrieben ist, wie z. B.:

»Aber sie ließen den Muth nicht sinken, im traurigen Unglück;
Tapfer hielten sie Stand noch gegen die größere Anzahl. —
Düstere Pulverdampfwolken, die Alles hüllten in Nachtschwarz,
Lagen in dicken Massen, erstickend über das Schlachtfeld.«
»Da floh im Ungestüme des Schreckes, das ängstliche Fußvolk,
Reiterei, Pulverwagen, Geschütz, Verwundete, Karren —«

u. s. w.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

32. Mittwoch, den 20. April 1836.

Moderne poetische Literatur.

Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

(Schluß.)

III. Drama.

Handlung! Handlung! und immer wieder Handlung! — Gerade die Handlung ist es, was man an denjenigen dramatischen Werken vermißt, die mir als die höchsten in ihren Arten gelten, — an den Trauerspielen der Alten, an Nathan, Tasso, Eugenie, an den Lustspielen Bauernfelds u. a., und gerade die Handlung ist es, was ich als dramatisches Princip aufstelle, dessen Begriff uns practisch fördern soll. Hier steckt ein Mißverständniß, und ich will das Meinige thun, es zu lösen. Es wird mir um so leichter, als ich mir durch die Bestimmung des epischen Grundsatzes bereits vorgearbeitet habe. Dieser hieß: Begebenheit, und es wird darauf ankommen, daß man diese zwei Begriffe scharf auffasse und sondere, um mir mein ganzes Theoretisiren zu ersparen. Die Begebenheiten ereignen sich außerhalb des Menschen, werden durch ein, man darf wohl sagen, dämonisches Element motivirt, wobei das, was wir Zufall nennen, sein Recht geltend macht; der Mensch erscheint dabei nur als aufnehmend, ablehnend, bestimmt werdend. Ganz so haben es die besten Romandichter stets gehalten. Anders ist es mit der Handlung; diese zeigt sich dem Denker als ein, aus Wollen und Müssen wunderſam zusammengesetztes Wesen; ihr Motiv ist innerhalb der menschlichen Brust; man mag es immerhin auch dämonisch nennen, — gewiß ist es, daß der Zufall hier ausgeschlossen bleibt, wo höhere Mächte ihr bedeutungsvolles Spiel beginnen. Die echten Dramatiker haben ihn stets vor die Pforte von Melpomenen's Tempel verwiesen, und den Menschen zum eigentlichen und ausschließlichen Stoffe ihrer Gebilde gemacht; sey es nun, daß, wie bei den Alten das Müssen, oder wie bei den Neuen das Wollen, die Vorhand habe. Sie gaben die That und ihre unvermeidlichen Resultate, — ob es nun gewollt oder gemußt war, oder ob das Wollen und das Müssen höheren Orts Geschwisterkinder hießen, legten sie in eine Nuß, und gaben sie den Philosophen zum Aufbeißen. In diesem Sinne kann man, mit einem scharfsinnigen Autor, das Theater »die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst« nennen. Es kann nun, nach dem Bisher gesagten, wohl Verstandenen, bei einer Handlung sehr viel Begebenheit, und auch sehr wenig seyn, wenn sich nur die Charaktere genugsam entwickeln, und in jenen Conflict mit einander gerathen, den wir dramatisch nennen. In den Schutzflehenden des Aeschylos kommen die flüchtigen Danaiden mit ihrem Vater, dem greisen Danaos, nach Argos, und flehen den König der Argiver um Schutz an. Dieser, nach mannigfachem Erwägen und Berathschlagen mit seinem Volke, gewährt ihnen endlich, was sie flehen. Nun nahen auch die rohen Verfolger, und Gewalt will der Milde den herrlichen Gewinn abtrotzen; Menschlichkeit und Barbarei liegen im Kampf, die Jungfrauen nimmt die wallumschirmte Stadt auf, und während der Zuschauer wünscht, freundliche Gottheiten möchten draußen dem biedern Könige den Sieg verleihen, — schließt das Stück. — Wie wenig Begebenheit! wie viel Handlung! wie viel Entfaltung einfacher, wichtiger, menschlicher Gemüthszustände, — contrastirender Charaktere! — Mag es an diesem Beispiele genügen, das geschilderte Verhältniß in's rechte Licht zu setzen.

Ehe ich nun der Anwendung dieser Sätze auf unsere dramatische Praxis näher rücke, muß ich noch feststetzen, daß das Drama in zwei Classen zerfalle, wenn wir den hergebrachten Typus aus der Natur dieser Dichtungsweise leiten. Die Handlung bewegt sich entweder in den hohen, ernsten Sphären menschlichen Interesses, — oder im flachen Sande des weltlichen. Dort ist sie tragisch, hier

Digitized by Google

komiſch). Mögen die Aeſthetiker phantaſiren und diſtinguiren, wie ſie belieben, — dieß, und nichts anderes unterſcheidet die Tragödie von der Komödie, und ein Drittes gibt es nicht, oder ſoll es nicht geben. Es iſt Ein menſchliches Leben, Ein Kämpfen und Leiden, welches der Tragöde darſtellt, wie der Ariſtophanide; überall der Conflict des Menſchlichen mit dem Dämoniſchen, nur iſt der Dämon dort Dämon, und hier Kobold; dort braut er Mißgeſchicke, hier Verlegenheiten; dort kommen die hohen, und hier die niederen menſchlichen Verhältniſſe zur Sprache. Dieß hat wohl Hardenberg gemeint, wenn er ſagte: das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volkes am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben desſelben. — Der gute oder ſchlimme Ausgang iſt ein Unterſchied für neugierige Weiber und Kinder, nicht für Denker. Dieſe wiſſen den Witz im tragiſchen Fatum, und den Ernſt hinter der Jokusmaske gleich gut zu ſchätzen, und ſuchen auf der Bühne, wie im Liede und im Romane, immer nur — das Leben.

Leben! das verlangen wir vom Dramatiker, und nun laſſet uns ſehen, was wir mit dieſem Verlangen bei der modernen poetiſchen Literatur richten. Wir ſehen, daß von den Mährchen der grauesten Vorwelt, von Oſſians nobeligen Helden bis zu den Niebelungen, Hohenſtaufen und Napoleoniden, kein Stoff ſo intereſſant, keine Geſchichte ſo breit und übergroß zu finden iſt, welche nicht irgend ein moderner Enkel des Sophokles auf die Bühne beſchworen hätte; aber es war und blieb eine Geſpenſterbeſchwörung, — denn die guten Sophokliden hatten nicht erlebt, was ſie darſtellen wollten, und wie ſollten Rauch- und Schattenbilder Gegenwart werden? Geſetze, ſcharfſinnige, aus dem farbigſten Schaum der Poeſie abgeſchöpfte, unvergleichliche, deſtillirte, rectificirte, wurden aufgerichtet, und der tragiſche Körper über das Gerüſt der kritiſchen Weisheit gelegt; aber es war eben ein Procruſtesbett, — das Leben erlag der Folter, und ein Leichnam enttäuſchte und entſetzte das erwartungsvolle Auge. — Eine Oaſe in dieſer Dramenwüſte, ſtehen Grillparzers lebendige Schöpfungen da. Von der Ahnfrau bis zum treuen Diener ſeines Herrn, — alles wahr, bedeutend, erlebt. »Es ſind nicht Griechen, die in der Sappho handeln« — wendet die gelehrtthuende Kritikaſterei ein; gut! antwortet die lebendige Kritik: ſind es nicht Griechen, ſo ſind es Menſchen. Man leſe die empfundene Entwicklung der Medea in dieſen Blättern (Jahrg. 1835, 77), und man wird mir eine weitere Analyſe erlaſſen, ſich des Großen, Echten, Tiefen freuen, was auch unſere Zeit aus dem ewig fruchtbaren Schooße des Lebens förderte, und mit dem Verfaſſer jener Abhandlung gerne einſtimmen, wenn er ſagt: die geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper (zum vollſtändigen Ausdruck der Seele) wird, gehe im Reiche der Kunſt ſeltener vor, als man denkt.

Nun wird es auch dem Unbefangenen klar ſeyn, wie ich im Bezirke des modernen Luſtſpiels, Bauernfeld's Productionen ſo hoch ſtellte, als ich es oben that, — unbekümmert um Satzungen, Parteien oder Herkommen, den richtenden Blick einzig und unabirrend auf die Richtſchnur der Wahrheit und Natur geheftet. Es ſind nicht Hinz und Kunz, Hans und Peter, nicht A und X und Z, die hier handeln, ſondern Menſchen; es ſind nicht Begebenheiten, die unſere Neugierde an den Stoff feſſeln, ſondern Charaktere und Zuſtände, die eine innere Handlung bedingen, an der wir, wenn wir nur Verſtand und Willen genug beſäßen, ſattſam zu überdenken fänden.

Ich glaube hiermit genug geſagt, und Alle, die Augen haben zu ſehen, dahin gewieſen zu haben, wo eine ewig nie zu erſchöpfende Quelle von Poeſie zu finden iſt: in's Leben. Wenn der Lyriker in die Tiefe ſeines Buſens, der Epiker in die des geſchichtlichen, der Tragöde in die des rein menſchlichen, und der Luſtſpieldichter in die des täglichen Lebens ihre Netze werfen, — welche Wunder werden ſie uns vorzuzeigen haben! Wunder, von denen wir alles eher geglaubt hätten, als daß ſie in der eigentlichſten Heimath unſerer ſelbſt, in unſerem Innern, zu Hauſe ſeyen. Aber freilich iſt es leichter, uns von den Feſtungen im Monde vorzulügen, als die Wahrheit mühſam aus dem überſchütteten und überbauten Schachte unſeres inneren Menſchen herauf zu fördern. Darum muß während alles Wirkens unſer ſtetes Loſungswort ſeyn: Muth, Redlichkeit, Ausdauer!

Die älteſten Denkmäler der deutſchen Sprache.

Ein literarhiſtoriſcher Verſuch.

(Fortſetzung.)

III. Muspilli. Bruchſtücke einer Dichtung vom Ende der Welt.

Das Bruchſtück, welches ſich in verblaßten und vom Buchbinder verſtümmelten Emmeraner Pergamentblättern der Münchner Bibliothek erhalten hat, beſteht nach Schmeller's Herſtellung in folgenden 197 Halbverſen.

Digitized by Google

. . . . sin tac piqueme,
daz er towîan scal.
Wanta sar so sih diu sela
in den sind arhevit,
enti si den lihhamun
likkan lâzzit,
so quimit ein heri
fona himilzungalon,
daz andar fona pehhe;
dar pagant siu umpi.
Sorgen mac diu sela
unzi diu suona arget,
za wederemo herie
si gihalot werde,
wanta ipu sia daz Satanazses
kisindi kiwinnit,
daz leitit sia sar
dar iru leid wirdit,
in fiur enti in finstri,
dazi ist reht virinlich ding.
Upi sia avar kihalont die
die fona himile quemant,
enti si dero engilo eigan wirdit,
die pringant sia sar uf ni himmilo rihhi,
darî ist lip ano tod,
lioht ano finstri,
selida ano sorgun,
dar nist neoman siuh.
Denne der man in paradisu
pu kiwinnit,
hus in himile,
dar quimit imu hilfa kinuok.
Pidiu ist durft mihhil allero manno welihhemo,
daz in es sin muot kispane,
daz er kotes willun
kerno tuo,
enti hella fiur
harto wise,
pehhes pina,
dar piutit der Satanaz altist
heizzan lauc.
So mac huokan za diu,
sorgen drato
der sich suntigen weiz.
We demo in vinstri scal
sino virina stuen,
prinnan in pehhe,
daz ist rehto palwig ding,
daz der man haret ze gote,
enti imo hilfa in quimit;
wanit sih kinada
diu wenaga sela,
ni ist ni kihuctin
himiliskin gote,
wanta hiar ni werolti
after in werkota.
So denne der mahtigo khunninc
daz mahal kipannit,
dara scal queman

. . . . sein Tag komme
daß er sterben soll.
Denn alsbald so sich die Seele
auf den Weg erhebet,
und sie den Leib
liegen läßt,
so kommt ein Heer
von des Himmels Gestirnen,
das andere aus der Hölle,
da streiten sie um sie.
Sorgen mag die Seele
bis die Entscheidung ergeht,
zu welchem Heere
sie geholet werde.
Wenn sie des Satans
Gesinde gewinnet,
das führt sie dahin
wo ihr Leid wiederfährt,
in Feuer und in Finsterniß,
das ist ein recht gräßlich Ding.
Wenn sie aber holen die,
die vom Himmel kommen,
und sie der Engel eigen wird,
die bringen sie empor ins Himmelreich,
da ist Leben ohne Tod,
Licht ohne Finsterniß,
ein Wohnen ohne Sorgen,
Da ist niemand siech.
Wenn der Mensch im Paradiese
einen Wohnplatz gewinnet,
ein Haus im Himmel,
da kommt ihm der Hülfe genug.
Darum ist es sehr nöthig aller männiglich
daß ihn sein Gemüth antreibe,
daß er Gottes Willen
gerne thue,
und der Hölle Feuer
ernstlich meide,
des Pfuhles Pein,
hier bietet der Alt-Satan
heiße Lauge.
Denken möge daran
und tief es erwägen
der sich sündig weiß.
Weh dem der im Finstern soll
seine Sünden entgelten,
brennen im Pechе,
das ist ein recht fuchtbar Ding,
daß der Mensch ruset zu Gott,
und ihm Hülfe nicht kommet;
Es hoffet auf Gnade
die arme Seele,
nicht denkt ihrer
der himmlische Gott,
da sie hier in der Welt
darnach nicht gethan hat.
So nun der mächtige König
das Gebot zum Gerichte ausgehen läßt,
zu dem soll kommen

Digitized by Google

chunno kilihhaz,
denne ni kitar parno nohhein
den pan furisizzan,
ni allero manno welih
ze demo mahale sculi.
Dar scal er vora demo ricche
az rahhn stantan
pi daz er in weroldi
kiwerkota hapeta.

alles Gebeugeschlecht,
da darf keines der Menschenkinder
den Bann veesitzen,
allermänniglich
muß zu der Malstatt.
Da muß er vor dem Geeichte
zu Rede stehen,
übee das was ee auf Erden
gethan hat. (Foetf. folgt.)

Taschenbuch zur Veebreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiethe der gesammten Ländee- und Völkerkunde. Herausgegeben von Joh. Gottfr. Sommer. 14. Jahrg. Mit 7 Stahl- und 1 Kupfertafel. Prag. Calve 1836. CLXVIII und 292 S. gr. 12.

Wie in den früheeen, wird auch in diesem Jahrgange des Wissenswerthen und Inteeessanten Vieles gebothen; die als Einleitung gegebene Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen ist mit vielem Fleiße zusammengestellt, und erfüllt in jedee Beziehung den voegesteckten Zweck. Den eigentlichen Text bilden nachverzeichnete Mittheilungen: 1. Die beittischen Niederlassungen in Guyana, nach Thomas Staunton St. Claie's (A Residence in the West Indies and America etc.), aus den Jaheen 1806 und 1807. 2. Die Inseln St. Helena und Ascenston, nach dem von Webstee herausgegebenen Tagebuche über die unter dem Befehl des Capitän Fostee unternommene wissenschaftliche Seereise des Chanticleee. (Narrative of a Voyage to the Southern Atlantic Ocean. London 1834.) 3. Altes und Neues in Schottland, nach Mittheilungen des bekannten Romanschreibers Leitch Ritchie in Heath's „Picturesque Annual (Jahrg. 1835.) 4. Aufenthalt des Capitän Roß in Felixhafen, aus dessen bekannten Reisen. 5. Das Volk dee Pehuenchen in Süd-Amerika, genommen aus des Peofessors Pöppig Reise in Chile. (Leipzig 1835). 6. Tunis nach des Majors Temple Excursions in the Mediterranean (London 1835). Die äußeee Ausstattung ist ausgezeichnet.

Literarische Notizen.

Zu Beaumont (Départ. des Calvados) fand am 18. October die feyerliche Einweihung des dem berühmten Uebeber der mécanique celeste, *Laplace*, errichteten Monuments Statt. Es ist dieß ein zu einer Elementarschule und zu den Veesammlungen der Mairie eingerichtetes Haus, auf demselben Platze neu erbaut, wo das Geburtshaus des Laplace stand. Auf dem Feontispiz sind mit goldenen Buchstaben auf Marmoetafeln zwei Inschriften angebeacht, die eine rechts: „La commune de Beaumont et le département du Calvados à la mémoire de Laplace, né à Beaumont le 22 mars 1749, mort à Paris le 5 mars 1827"; die andere links:

Sous un modeste toit ici naquit Laplace,
Lui, qui sut de Newton aggrandir le compas
Et s'ouvrant un sillon dans les champs de l'espace
Y fit encore un nouveau pas.

Saggio d' una versione poetica dell Apocalisse, di *Francesco Perez*. Palermo 1826. (Peoben einer poetischen Uebersetzung dee Apocalypse von ꝛc.) Diese Fragmente sind dem Nestor dee Neapolitanischen Literatoeen, dem ehrwürdigen Erzbischofe von Taeanto, Capeeelat eo, gewidmet. Begeisteeung, vortreffliche Speache, leichte Versification, und Treue der Uebertragung sind die Vorzüge, welche diese Proben auszeichnen. Dee Uebersetzee hat für seine Arbeit das Versmaß der Quartinen gewählt, das zwae in neueeee Zeit weniger angewandt, sich dennoch ganz besonders dafür eignet, Schilderungen von Visioneu und symbolische Weissagungen wiedee zu geben.

Am 5. d. M. fand zu Genua die Vertheilung der von dee ligurischen Akademie der schönen Künste füe das Jahe 1835 ausgesetzten Peeise Statt. Die Kunstausstellung dauerte von eben diesem Tage bis inclusive den 10. laufenden Monaths.

Am 18. v. M. starb einer der ältesten und thätigsten Mitgliedee dee Römischen Akademie für Archäologie, Dr. Caelo Fea, Commissäe füe Alterthümer und Peäfect dee Chigianischen Bibliothek, im Alter von 86 Jaheen, beühmt als ausgezeichnetee Schriftstellee; ihm veedankt man die zwei heerlichen Ausgaben des Hoeaz und Winkelmann. Er wuede zu Pigna, bei Oneglia, am 2. Februae 1753 geboren.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nue von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

33. Sonnabend, den 23. April 1836.

Die Beweislehre im österreichischen Civil-Prozesse. Von Jos. Kitka, Magistratsrathe und Actuar der k. k. Hof-Commission in Justiz-Gesetzsachen. Wien 1836. Im Verlage bei Kupffer und Singer.

Der Verfasser, gegenwärtig Landrath in Brünn, hat die juridische Literatur bereits mit mehreren sehr gelungenen Abhandlungen aus dem Strafrechte beschenkt, die für die gediegene juridische Ausbildung desselben nicht minder sprechen, als sie über manche wichtige, zweifelhafte Materie genügendes Licht verbreiten. — Die Theorie und Praxis war durch dieselben in gleichem Maße befriedigt. Von Jemanden, der Beweise seiner geistigen Kraft und seines Berufs zum Schriftsteller gegeben hat, ist es daher um so erfreulicher, wenn er seiner fruchtbaren Thätigkeit ein neues Feld eröffnet, als es meines Erachtens in der Jurisprudenz bei der universellen Bildung der österreichischen Juristen keine Abtheilung in einzelne Fächer geben kann, ohne der Wissenschaft durch Blößen zu schaden. —

Der Verfasser hat die erste Abtheilung seiner Monographie, über das Subject der Beweisführung bereits einmal der Lesewelt in Gestalt eines Aufsatzes[1] in der juridischen Zeitschrift[1] mitgetheilt, und mit wenig Neuem vermehrt; — die zweite Abtheilung bildet das Object der Beweisführung, und ist mit mehr als wünschenswerther Kürze behandelt.

Der Verfasser empfand die Mangelhaftigkeit der Bearbeitung dieser für Theorie und Praxis wegen seiner Schwierigkeit hochwichtigen Lehre, wie dieß aus der Vorrede S. V bis VII hervorgeht, wohl selbst, und ich bin weit entfernt zu glauben, daß er im Ernste geneigt ist anzunehmen, es läge in der Willkühr des Schriftstellers sich bei Behandlung eines gewissen Themas, dadurch gegen den Vorwurf der Mangelhaftigkeit von Seite der Kritik zu schützen, daß er die Mängel eingestehe. — In eben dem Sinne kann ich die Bemerkung des Verfassers S. 107, daß er in seiner Monographie deßhalb noch der Interlocute der A. G. O. erwähnt, weil „die vorliegende Abhandlung bereits ganz zu Stande gebracht war", als die Allerhöchste Entschließung vom 23. Mai 1835 erschien, keine entscheidende Wirkung beilegen. Denn obgleich die Abhandlung bereits zu Stande gebracht war, so stand doch nichts im Wege, das Gesetz vom 23. Mai 1835, welches die Interlocute abstellte und die A. G. O. nach der Galizischen umstaltete, zu benützen — um bei den treffenden Stellen, die freilich unbedeutende, aber auch sehr leicht zu bewerkstelligende Aenderung vorzunehmen, da die Monographie erst im Jahre 1836 gedruckt wurde. — Ueberhaupt aber kann ich nicht umhin zu bemerken, daß es bei literarischen Arbeiten über Gegenstände der G. O. die unerläßliche Pflicht des Schriftstellers ist, die west-galizische und italienische G. O. stets vergleichend anzuführen, was der Verfasser unterließ und so dem Werke zur allgemeinen Brauchbarkeit eine nothwendige Eigenschaft entzog. —

Wenn gleich nun das Werk den schönen Vorsatz des Verfassers: eine allgemeine practische brauchbare Beweislehre zu liefern, nicht vollständig ins Leben rief, wenn gleich die sehr schätzenswerthen Materialien Pratobevera's, welche zur Erschöpfung der Beweislehre gewiß gediegene Hülfsquellen dargeboten hätten, unbenützt blieben, so hat der Verfasser, der juridischen Lesewelt ohnehin in anderen Zweigen der Gesetzgebung rühmlich bekannt, einen nicht minder schönen Zweck realisirt, indem er sich auch als einen gewandten Civil-Rechtslehrer bewährte, dessen Feder bei mehr Muße uns gewiß mit noch sehr gründlichen literarischen Arbeiten bedenken wird.

Dr. Herz.

[1] Siehe dessen Abhandlung über die Beweislast in der Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde.

Ein Urtheil über Abraham a St. Clara.

Der berühmte Philosoph Wolf wurde einige Tage vor seinem Tode von einigen seiner vertrautesten Zuhörer besucht. Bei dieser Gelegenheit hielt der sterbende Lehrer folgende Rede an sie: »Meine Freunde! unter den Vermächtnissen, die ich Ihnen zurücklasse, merken Sie sich Folgendes: Welchen unter allen alten und neuen Philosophen, und unter allen, welche Sie glauben, daß noch kommen werden, halten Sie für den größten?« Man rieth natürlicher Weise auf den Aristote-

Digitized by Google

les, auf Plato, Sokrates, auf den Zoroaster. Dieser behauptete, es wäre Newton, jener gab Leibniz den Vorzug, ein Anderer dem Confuz, alle vereinigten sich endlich, daß er es selbst wäre. »Es ist keiner von allen diesen,« sprach der freimüthige Weltweise, »der Pater Abraham a St. Clara ist's. — Stellen Sie das Lachen ein, meine Herren. Nicht wahr, Sie halten denjenigen für den größten Philosophen, der die größte Menge Definitionen besitzt?« Die ganze Versammlung bejahte. »Wohlan, der Pater Abraham ist der einzige, welcher unter allen Gelehrten, welche die Welt belehrt haben, die wichtigsten Begriffe der Sachen erfunden, und durch dieses Mittel die abstraktesten Wahrheiten zur allgemeinen Erkenntniß gebracht hat. Ist Ihnen so viel von mir oder einem Andern bewußt?« Die Gesellschaft schwieg. »Ergo hat der Pater Abraham alle Philosophen um so viel übertroffen, als seine Einsichten vollkommener und vielfacher waren, als die ihrigen. Er war also der größte unter uns. Wekherlin (in seinen Chronologen, Bd. I. S. 204) schließt diese Mittheilung mit folgenden Worten: »Wenn man zugeben will, daß der Moment, wo die Seele vom Körper scheiden will, derjenige ist, in welchem sie am richtigsten und hellsten gedacht, und die meiste Einsicht gehabt hat, und daß der letzte Augenblick eines Menschen, der von der Schaubühne des Lebens abtritt, jener ist, wo sich seine Lippen niemals betrogen haben, und wo alle Verstellung aufhört; so kann man, wie ich hoffe, dieser Anekdote seine Bewunderung nicht versagen.«

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein literarhistorischer Versuch.

(Fortsetzung.)

III. Muspilli. Bruchstücke einer Dichtung vom Ende der Welt.

Daz hort ih rahhon
dia weroll-rehtwison,
daz sculi der Antichristo
mit Eliase pâgan.
Der warch ist kiwafanit.
denne wirdit untar in wik arhapan;
khenfun sind so kreftic,
diu kosa ist so mihhil.
Elias stritit
pi den êwigon lîp,
wili den rehtkernon
daz rihhi kistarkan;
pidiu scal imo helfan
der himiles kiwaltit.
Der Antichristo stet
pi demo altfiante,
stet pi demo Satanase,
der inan farsenkan scal,
pidiu scal er ni deru wicsteti,
wunt pivallan,
enti ni demo sinde
sigalôs werdan.
Doh wânit des vila gotmanno,
daz Elias in demo wige arwartit (wirdit.)
Sar so daz Eliases pluot
ni erda kitriufit,
so inprinnant die perga,
poum in kistentit
einic in erdu,
aha artruknent,
muor varsuilhit sih,
suilizot lougiu der himil,
mano vallit,

Das hörte ich sagen
die Weltweisen,
daß solle der Antichrist
Mit Elias kämpfen.
Der Ruchlose ist gewappnet,
dann wird der Streit unter ihnen erheben;
die Kämpfer sind so kräftig,
die Sache ist so groß.
Elias streitet
um das ewige Leben,
er will den Gerechten
das Reich befestigen,
darum wird ihm helfen
der des Himmels waltet.
Der Antichrist steht
bei dem Altfeinde,
er steht bei dem Satan,
der ihn stürzen soll,
darum wird er auf dem Kampfplatz
verwundet fallen,
und dießmahl
sieglos werden.
Doch glauben der Gottesmänner viele
daß Elias in diesem Kampfe verletzt wird.
So wie Elias's Blut
auf die Erde treuft,
so entbrennen die Berge,
der Bäume bleibt stehen
keiner auf Erden,
die Ströme vertrocknen,
das Meer versiegt,
der Himmel verzehrt sich in Flammen,
der Mond fällt,

Digitized by Google

prinnit mittilagart,
stein ni kistentit einik in erdu.
verit denne stuatago ni laut
verit mit diu vuiru
viriho wison.
Dar ni mac denne mak andremo
helfan vora demo Muspilli.
Denno daz preita wasal
allaz varprinnit
enti viur enti luft
iz allaz arfurpit,
war ist denne diu marha,
dar man dar eo mit sinen magon piche?
Diu marha ist farprunnan,
diu sela stet pidungan,
di weiz mit wiu puoze;
sar verit si za wize.
Pidiu ist dem manne so guot,
denne er ze demo mahale quimit.
daz er rahhono welihha
rehts arteile;
denne ni darf er sorgen,
denne er ze deru suonu quimit.
Ni weiz der wenago man
wielihhan urteil er habet,
denne er mit den miaton
marrit daz rehta,
daz der tiuval dar pi
kitarnit stentit;
der hapet in ruowu
rahhono welihha,
daz der man er enti sid
upiles kifrumita,
daz er iz allaz kisaget,
denne er ze deru suonu quimit.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
Ni scolta sid manno nohhein
miatun intfahan.
So denne daz himilisca horn
kihlutit wirdit,
enti sih der in den sind arhevit
der dar suonnan scal toten enti lepenten.
denne hevit sih mit imo
herio meista,
daz ist allaz so pald,
daz imo nioman kipagan ni mak,
denne verit er ze deru mahalsteti
deru dar kimarchot ist;
dar wirdit diu suona,
dia man dar io sageta.
Denne varant engila
uper dio marha,
weechant deota,
wissant ze dinge.
denne scal manno gilih
fona deru moltu arsten,
lossan sih ar dero leuuo vazzon,
scal imo avar sin lip piqueman,

es brennet der Erdkreis,
kein Stein bleibt auf seinem Grund.
Es bricht herein der Vergeltungstag ins Land,
er bricht herein mit Feuer,
die Menschen heimzusuchen.
Da mag kein Blutsfreund dem andern
helfen vor dem Muspilli,
wenn die breite Flache
alle verbrennet,
und Feuer und Luft
alles dahin fegt,
wo ist dann die Landmarke
um die man hier gestritten mit seinen Verwandten?
Die Marke ist verbrannt,
die Seele steht belastet,
nicht weiß womit sie büße,
so fährt sie zur Verdamniß.
Darum ist es dem Menschen so gut,
dann wenn er zur Richtstätte kommt
daß er über jede Sache
recht urtheile,
dann darf er nicht sorgen,
wenn er zum Urtheil kommt.
Nicht weiß der arme Mensch
welches Urtheil er haben wird,
wenn er mit Bestechung
verkehrt das Recht,
daß der Teufel dabei
heimlich steht,
der Rechnung hält
über jedwede Sache,
die der Mensch vor und nach
übel gethan,
daß er es alles sage,
dann wenn er zum Gerichte kommt.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Nie sollte darum ein Mensch jemals
Bestechung empfangen.
Wenn dann das himmlische Horn
geblasen wird,
und sich der auf den Weg hebt
der da richten soll Todte und Lebende,
dann erhebt sich mit ihm
ein größtes Heer,
das ist so sehr kräftig,
daß ihm Niemand zu widerstehn vermag,
dann fahrt er zur Mahlstatt
die abgemarkt ist,
da ergeht das Gericht
von dem man je gesagt.
Dann fahren Engel
über die Marken,
wecken die Völker,
rufen zum Gerichte,
da wird männiglich
Aus dem Stande erstehn,
losmachen sich von des Grabes Last,
und wieder sein Leben bekommen.

Digitized by Google

daz er sin reht allaz
kirahhon muozzi,
enti imo aftar sinen tatin
arteilit werde.
Denne der gisizzit,
der dar suonnan scal,
enti artaillan scal,
toten enti quekkhen,
denne stet darumpi
engilo menigi,
guotero gomono girust so mihhil.
Dara quimit ze deru rihtungu
so vilo dia dar arstent,
so dar manno nohhein
wiht pimidan ni mak.
Dar scal denne hant sprehhan,
houpit sagen,
allero lido welih
unzi in den luzigun vinger,
waz er unter desen mannun
mordes ki frumita.
Dor nist eo so listic man
der dar iowiht arliugan megi,
daz er kitarnan megi,
tato dehheina,
niz all fora demo khuninge
kikhundit werdi,
uzzan er is mit alamusanu
— — — — — — — — — — — — —
enti mit fastun
dio virina kipuazta.
— — — — — — — — — — — —
wirdit denne furi kitragan
daz frono chruci,
dar der heligo Christ
ana arhangan ward.
Denne augit er dio masun,
dio er in deru menniski intfiang,
dia er duruh des mancunnes minna — — —

daß er über all sein Recht
Rede stehen müsse,
und ihm nach seinen Thaten
gevetheilt werde.
Wenn nun der sitzet,
der da richten soll
und urtheilen soll
Todte und Lebende,
da stehen um ihn
der Engel Schaaren
seliger Männer großer Kreis,
da kommen zum Gerichte
so viele die da erstanden sind,
da mag kein Mensch
etwas verhehlen.
Da wird die Hand sprechen,
das Haupt sagen,
jegliches Glied
bis zum kleinsten Finger,
was es unter den Menschen
Böses gewirket.
Da ist kein so listiger Mensch,
der etwas lügen mag,
oder verehlen mag
eine That,
daß es nicht vor dem Könige
kundig werde,
wofern er nicht mit Almosen
— — — — — — — — — — — —
und mit Fasten
die Schuld gebüßt.
— — — — — — — — — — — —
Es wird dann hervorgetragen
das hehre Kreuz,
daran der heilige Christ
erhangen ward.
Da zeigt er die Male,
die er empfing in der Menschheit,
welche er aus Liebe zum Menschengeschlecht — — —

Literarische Notizen.

Im Mittelalter hieß jeder Mönch ein Philosoph; in Tangut heißt jeder Doctor ein Allwissender, und im siebenzehnten Jahrhunderte hießen, selbst in der Kanzleisprache, alle Professoren von Kopenhagen die Hochgelehrten! —

In dem nicht großen Häufchen der Polyhistoren nimmt Conrad Samuel Schurzfleisch einen der ersten Plätze ein. Seine Zeitgenossen erschöpften sich in Epitheten; unter diesen steht wohl das Literaturae Dictator *perpetuus* oben an. Auf der Bibliothek zu Weimar werden 129 ungedruckte Werke von ihm aufbewahrt; die Zahl der im Druck erschienenen aber beläuft sich auf — 202! Nimmt man noch seinen ausgebreiteten Briefwechsel dazu, und bedenkt man, daß er in beinahe alle seine Bücher Anmerkungen, oft ganze Bogen, einschrieb, Collegien las, und Reisen durch Holland, England, Frankreich, Italien, Tirol, Oesterreich, Ungarn, Schlesien unternahm, so muß man wohl erstaunen, wie er seine Zeit einzutheilen verstand!

Taubmann beschrieb einen Studenten auf folgende Weise: Studiosus est animal rationale bipes, quod non vult cogi, sed persuaderi.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

34. Mittwoch, den 27. April **1836.**

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland, u. a. bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmstadt. J. P. Diehl. 1835. LX und 528 S. 8.

Diese Sammlung schließt sich am nächsten an Kuebels Nachlaß. Wir befinden uns meist in demselben Kreise, in den wir dort eingeführt worden. Die Correspondenz faßt die Zeit zwischen dem Jahre 1770 und dem Jahre 1790 in sich; und hier haben wir gleich Ursache, uns eines Vorzuges zu erfreuen, der sie vor allen auszeichnet. Sie ist nämlich mit einer besonderen Sorgfalt angeordnet und redigirt. Ein Vorwort setzt uns sogleich auf den rechten Standpunkt; eine möglichst ausführliche, verständig, und, wie es sich ziemt, mit Liebe für den Gegenstand geschriebene Biographie erleichtert uns im Voraus das Verständniß; hierauf folgt ein wohlgeordnetes Verzeichniß von Merck's gedruckten Schriften; dann eine Auswahl aus dessen Fabeln und Erzählungen, aus denen, außer einer negativen, philanthropischen Richtung, die wohl mehr jener Periode als dem Einzelnen angehörte, nichts Individuelles hervorleuchtet; die Briefe selbst nun sind chronologisch geordnet, dabei aber nummerirt, und, da am Schlusse ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Briefsteller mit den sie betreffenden Nummern, wie am Eingang eine kurze Uebersicht aller Briefe, gegeben ist, so kann man die Sammlung bequem nach jedem Gesichtspunkte durchsehen. Ja, damit nichts vergessen sey, sind den Briefen überall erklärende Noten und dem Schlußinhalt kurze Notizen über jene bedeutenden Personen beigefügt. Nur Eines fehlt, was freilich zum fruchtbaren Genusse des Ganzen das Meiste beigetragen hätte, was zu geben, leider! nicht in der Macht des Herausgebers stand: Merck's eigene Briefe.

Hier heißt es also eine inverse Methode einschlagen, und aus dem Verhalten der Andern zu Merck auf das schließen, was er eigentlich war; um so mehr, als die biographischen Propyläen nicht in's innere Heiligthum führen. Der Herausgeber selbst wußte nicht viel anders zu verfahren; er sammelt schlichte, factische Daten, sucht die Aussprüche der bedeutenden Menschen, in deren Mitte sich Merck bewegte, am rechten Orte über ihn geltend zu machen, und zieht besonders einige Apophthegmen herbei, durch welche sich Merck vorzüglich ausgezeichnet, welche auf die Heroen unserer Literatur, wie es scheint, wirksamen Einfluß geübt, und nun von einer aufmerksamen Nachwelt, wie es bei den sieben Weisen Griechenlands der Fall war, als Reliquien im Gedächtniß bewahrt bleiben. Sie sind meist gegen Goethe gerichtet, dem sie meistens die Richtungen bemerkbar machen wollen, die er zu vermeiden hätte; zumal da, wo es schien, als sey er schon im Begriffe sie einzuschlagen, so, daß man das Wort: merk! als symbolisch für Goethe betrachten darf. Jene Differenz, welche Merck so bestimmt und hell aussprach: zwischen Jenen, die das Imaginative verwirklichen wollen, und Jenen, die das Wirkliche poetisch gestalten, — bleibt immer ein glückliches Apercü, welchem Goethe Aufklärung und Förderniß zu schulden (nachgel. Wke. 8. Bd.) selbst gesteht. Allein den übrigen Winken kann man nicht leicht gleichen Beifall zollen; sie enthalten meist leere Negationen, und in den Aeußerungen: »daß Clavigo ein Quark sei« (S. XV), — daß Werther »ganz hübsch« wäre (ibid.), — und in der: »was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen;« — (S. XVII.) sehe ich weder den „Scharfblick« noch »die feine Ironie,« die ihnen der Herausgeber zuschreibt. Zum Glück hat sich Goethe nicht mehr als billig durch sie determiniren lassen, — sonst würden die Iphigenien, Tassos und Pandoren unter dem Scheffel geblieben seyn. Reducirt sich doch fast alles, was gegen diesen Mann, der so ganz Er war wie wohl Keiner, gesagt worden ist, darauf, daß er nicht hätte Goethe seyn sollen; und sollten wir das wünschen? — Im Ganzen wird so viel deutlich, daß Merck durch Negiren erregend wirkte, ein Ferment, welches die umgebenden größeren Kräfte in beständig thätiger Gährung erhielt, weßhalb ihn Goethe als »Mephistopheles« bezeichnete. Er scheint die Individualitäten der Handelnden gut herausgemerkt und unterschieden zu haben, und nur so wird das Verneinen fruchtbar, welches, im Allgemeinen, eine zerstörende Gewalt ist. Solchen Menschen ist es nicht gegeben, etwas Ganzes, Lebendiges aus sich hervorzubringen; sie negiren auch sich als Individuum, und so

Digitized by Google

war es auch mit Merck; es blieb bei Rhapsodieen, Fragmenten, Kritiken; — ihr Feld ist mehr die Wissenschaft; wo man nicht schafft, sondern unterscheidet und entdeckt, — und in ihr wieder das Fach der Raritäten, noch uneingeschalteter Einzelnheiten, Erfindungen, und so war es auch bei Merck. Wie sich an dem auffassenden, empfangenden Knebel der alleinstheilende Herder, so erfreute sich vorzüglich der geistreiche, freundlich vereinende Wieland an dem gleichgeartenten Merck.

Wielands Briefe sind die zahlreichsten und aus denen am meisten Liebe zu Merck spricht, im ganzen Bande. Ihr Inhalt ist, außer allen Anderen, — der Merkur. Für ein solches Institut schien Merck ein gefundener Mann; wenn es jegend kritische Naturen gibt, so sind es solche, wie wie ihn geschildert haben. So überteigt ihn denn Wieland-Zeus das Recensie-Packet des Götterbothen, „mit Macht und Gewalt als Obermeister“ — erklärt sich »geborgt, und mit allem zufrieden,« wenn er es übernimmt (S. 82), und wenn er später Ursache fand, seine Zufriedenheit zu limitieren, so war wieder nur Merck's negatives Wesen daran Schuld, welches ihn lässig, unproductiv, und unentschieden machte. Es ist unbillig, wenn man (Gervinus, über den Goeth.-Briefwechsel Leipz. 1836) das Persönliche, das Partheiliche aus diesen Verhandlungen aufstöbert, oder, weil man selbst verdrießlich steht, die Publikation solcher Angelegenheiten für bedenklich hält. Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf! und was geht aus der Enthüllung des Wiekens unserer Besten hervor, — was kann anderes daraus hervorgehen, — als daß sie eben auch Menschen waren wie wie, — nur bessere; gescheidtere? — wer mehr will, weiß nicht was er will. — Ueberiten zumal, die für das Publikum der Jouenale bestimmt sind, — können, dürfen sie sich rein und zart wie Gedichte halten? honny soit qui mal y pense! — Im Uebrigen bedurfte ich über Wieland nichts weiter beizubeingen. Auch, als er diese Briefe schrieb, ist seine Charis neben ihm gestanden. Die Art, wie er Goethes Wesen und Verhältniß zu den Andern auffaßt, der heitere Unwille des liebebedürftigen Herzens über Herders Herbigkeit, die genügsame Uebereinstimmung mit sich selbst, eine Aura jener Lebenslust, die in allen seinen Büchern »Freiheit und Feiden« weht (nicht »Schwäche und »Mittelmäßigkeit,« wie es die gar zu keäftig thuende neue Keitik nennt), — das unabirrende Mandeln auf der zarten, Tausenden unaufindbaren Linie echter Menschlichkeit, — das klare Auge, die heitere Billigkeit, das geründliche Wohlwollen, der gesunde Aerger über das Verkehrte, die immer jugendliche Wärme fürs Gute, Schöne, die Strenge gegen sich, die Liebe für uns, mit dem beharrlichen Muthe und Humor uns zu erfreuen und zu fördern, — wie finden das alles in diesen Briefen wiedee; oder wo sonst? — Nächst ihm war es Goethe, der an Merck den nächsten Antheil nahm; und so ist es billig, seinen Briefen die zweite Stelle einzuräumen. Man muß sie in zwei Hälften sondern: die erste dauert vom Jahre 1774 (S. 54) bis inclusive 1778 (S. 122); sie enthält durchgängig nur flüchtige Billets, angemessener »Wische,« meist individuellen Inhalts, in jenem Tone geschrieben, der in den Briefen an Lavater herrscht, nur nicht so herglich und innelich, weil kein tiefes Verhältniß zu Grunde liegt; man kann auch wohl etwas von dem Vorsatze, sich gegen mephistophelische Zurechtweisungen zu verwahren, herauslesen. Es war die Epoche, von der man sagen kann, daß in ihe sich Goethe's Wesen zuerst zu präcipitiren anfing; der Eintritt in die weimareischen Verhältnisse; kurz vorher, wie bei einer Krise, war die Gährung am ärgsten, — die italienische Reise erst klärte die oben stehende Flüssigkeit völlig, und vollendete den Bodensatz zum Krystall. Von 1778-(S. 136) kann man, seitlich nicht ohne vermittelnden Uebergang, die zweite Hälfte der Briefe unterscheiden. Das Gefühl und die Betrachtung eines gegründeten, schöneu, folgenschwangern Zustandes, eefüllen den Geist mit einer kräftigenden Ruhe, die sich sofort in seinen Schöpfungen durch Conception größeree, ganzer Gebilde (Wilhelm Meister), wie in den Briefen durch behaglichere Breite und ernstere Richtung ausdrückt. Gerade der Brief, den ich an die Pforte dieser Periode setze (S. 136), enthält die Selbstoffenbarung dieses Zustandes. „In meinem Thale — heißt es darin — wird's immer schöner; das heißt, es wird mir näher und Andeeen und mir genießbarer, da ich die vernachläßigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit geößter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. . . . Im Innerstен aber geht' alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch verlagt dem, bee auch nur bis an die Brust hineinspeingt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase heevorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Forschwesen, und man leent mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Ideael Steine legten zum Zeugniß« (S. 137). Wie die Bäume gewachsen sind, Blüthen entfaltet und Früchte getragen haben, wissen wir Alle, und man hat in den eben nicht zahlreichen Briefen, die nun folgeu, Gelegenheit, dem schönen Vegetations-Prozesse schrittweise zuzusehen. Immer entschiedener sonderu sich vor Goethe's Blick die mancherlei Sphären des Denkens und Wirkens auseinander, und wie er sich selbst seine Bahn immee bestimmter vorzeichnet, so läßt er Jeden auf der seinen gelten, schaut mit Lust den tausendfältigen Foetschritten zu, und, indem er das Ziel, in welchem sich alle Wege vereinen, mit stiller Beruhigung vor-

Digitized by Google

aussieht, sucht er an den Kreuzungspunkten, wo er mit Anderen zusammentrifft, wechselseitig von ihnen zu gewinnen und ihnen zu frommen. Eine solche Station ist hier das Kunst- und Naturstudium; — und während die Beispiele der ersten Periode nichtnutzlos »irrlichterlierten« — sehen wir ihn in denen der zweiten sich immer mehr auf diese Richtung concentriren, bis in den letzten fast von nichts anderem als Naturwissenschaft mehr die Rede ist. — Hier ist es am Ort, zu erwähnen, daß auch von Goethes Mutter ein Briefchen mitgetheilt wird, welches, so klein es ist, ganz den Geschmack ihrer Küche hat, den wir von Bettinen her noch auf der Zunge haben. Daß Wieland einem so gemüthlichen Wesen sich insonderheit befreundet fühlte (S. 247), ist ganz gemäß. (Schluß folgt.)

Klassisch, Romantisch und Modern.

Schlegel, der große, kritische Revierjäger, war es, der die Kunst im Allgemeinen in klassische und romantische unterschied. Doch sind dieß nicht sowohl aus dem Gesetz des Schönen entspringende Formbegriffe, als vielmehr historische Typen, Jahrtausendzeiger an der Weltuhr der Geschichte. Wie der griechische Schönheitssinn das Naive, Einfache, Naturwahre, Lebendige, Heitfrohe, Körperschöne am liebsten zu seinen Darstellungen wählte: so war es die Kraft, der Glaube, die Liebe, die Ehre, die Entsagung, welche aus den Dichtwerken des Mittelalters so reichend herüberfunkeln. Die Charakteristika der griechischen Classicität sind sämmtlich epithetisch gewihte Attribute des irdischen Lebens, Beschaffenheiten, gewählte Accidenzen. Das Ideal des Griechenthums ist Verklärung des Sinnlichen, und seine Tendenz spiegelt sich am klarsten in der Sage von dem stillen, freundlichen Schattenleben Elysiums. Die Idee der Romantik hingegen ist rein religiöser Natur; sie dreht sich um etwas Substantielles, aber ewig Unerfaßliches; eine Expansivkraft wohnt ihr inne, welche das materielle Leben in eine wogende Abendröthe der Sehnsucht zerfließen machen würde, käme nicht die herbe, concentrirende Potenz der Bedürfnisse dazwischen. Ihr hauptsächlicher Charakter ist ein dévouement gegen die Idee, eine Hingebung an die ewigen Mächte. Sie war ganz an ihrem Platze, als frommer Glaube ausschließend die Brust des Menschen erfüllte, und in so fern das religiöse Element nie aussterben wird, in so fern das große Gebäude moderner Bildung auf den Fundamenten des Mittelalters ruht, wird ihr unläugbarer Einfluß auf die Mitwelt leicht erklärlich. Wer aber könnte oder wollte läugnen, daß ungekannte, mächtige Bedürfnisse im Schooße der neueren Zeit fühlbar geworden sind, daß der Verstand über alles Lebendige den strengen Zepter schwingt! Ist überdieß, wie jeder unbefangene Sinn leicht zugeben wird, die Literatur ein Product der Zeiten (obwohl ihr eine bedeutende Rückwirkung zugestanden werden muß), so läßt sich das fruchtbare Resultat ziehen, die Literatur unserer Zeit sei eben deßwegen nicht mehr mit jener mittelalterlich-romantischen eins, sondern etwas für sich Bestehendes, das sich aus der Art seines Ursprungs, d. h. auf historischem Wege am genügendsten erklären läßt, deßhalb ist der Genius Lessings so hoch zu schätzen, weil er mit divinatorischem Scharfblick die unberechendbare Metamorphosirungsfähigkeit der Literatur erkennend, jedes Schöne, wie es ihm vorkam würdigte, ohne in den Ritterstiefeln der chevalerie das non plus ultra der Poesie zu erblicken. Wenn es eine Poesie gibt, die den Namen der romantischen verdient, so ist es unläugbar die spanische; und doch wer möchte sich mit den unzähligen Dichtungen dieser Nation näher befreunden, wenn sie nicht häufig ein rein menschliches Interesse aussprächen; wer z. B. wird nicht Calderons »Leben ein Traum« »der Brücke von Mantible« oder »der großen Zenobia« vorziehen? Der Charakter unserer Zeit ist die Speculation, das Denken hat das Fühlen aus der Praxis des Lebens verdrängt, und die Phantasie hat sich in das innere Heiligthum der Seelen geflüchtet, während sie sonst auch außerhalb waltete und den Gang der Dinge bestimmen half. Von diesem Gesichtspunkte lassen sich drei Hauptrichtungen der modernen Literatur angeben.

1. Die epischen Dichtungsarten haben durch die geläuterten Geschichtsstudien an historischem Reiz unendlich gewonnen; man will jetzt den Geist der Zeit darin treu erfaßt sehen, während man sonst die Weltgeschichte nicht viel besser als die Tausend und eine Nacht ansah. Eben darum möchte ich Shakespeare eine Uebergangsformation zur modernen Literatur nennen. Man vergesse nicht, daß derselbe in einer Zeit wirkte, wo die Polemik der Meinungen bereits so tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

2. Das unabsehbar aufgespeicherte Wissen, diese zentnerschweren Ballen von Wahrheit und Hypothese liefern ein unerschöpfliches Material für die poetische Reflexion, welche nun ironisch, oder rührend, oder gar nur witzig ausfällt, und das Wesen der Humoristik bildet. Diese früher kaum dem Namen nach gekannte Literatur, hat in dem Zeitalter der Intelligenz einen so weiten Umfang, eine so wichtige Bedeutung erlangt, daß die leichten Zitherklänge der Lyra trauernd dagegen verstummen mußten.

3. In dem Schooß jeder Aera keimen auch ihre Negationen. Diese Opposition gegen das Bestehende liegt in der dynamischen Natur des Lebens, und zieht sich wie ein schwarzer Faden durch die gesammte Weltgeschichte. Nur wenn die Intelligenz von ihrem Throne herabsteigt, und den Zepter in die Hände einer andern Geisteskraft legt, verschwindet er

Digitized by Google

unterirdisch, um an einem andern Punkt wieder hervorzuquellen. Solche Negationen waren die französisch-materialistische Literatur des vorigen Jahrhunderts, und die französisch-romantische Schule in neuester Zeit. Derlei Phänomene haben ihr Gutes, wie etwa Gewitter in der physischen Natur oder Fledermäuse und Nachteulen; aber sie sind ohne die organische Kraft, Lebendiges zu bilden und fortzupflanzen.

J. Tuvora.

Ein literarischer Eid.

Mariangelus Accursius, geboren zu Aquila im Königreiche Neapel, gehört zu den größten Gelehrten, welche das sechzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat. Er war ein besonderer Liebling Kaiser Carl's V., und lebte an dessen Hofe 33 Jahre in großem Ansehen. Abgesehen davon, daß er die meisten lebenden Sprachen Europa's vollkommen verstand, hatte er sich nicht minder tüchtig in den Geist der lateinischen und griechischen hineingearbeitet. Davon zeugen noch heute seine Commentare zu Solinus, Ovidius, Claudianus, insbesondere aber die Abhandlungen über den Ausonius, welche im Jahre 1524 zu Rom erschienen sind. Letztere machten auch ein solches, allgemeines Aufsehen, daß Neider oder Ungläubige den Verfasser endlich beschuldigten, die ähnlichen Arbeiten des Merano benutzt und ausgeschrieben zu haben. Accursius konnte zu dieser öffentlich ausgesprochenen Verunglimpfung nicht schweigen: er mußte dagegen auftreten, und er that es mit nachstehendem, merkwürdigem Eide: »Ich schwöre bei Gott und bei Allem, was heilig oder noch ehrwürdiger als der Eid selbst ist: daß ich aus fremden Schriften auch nicht ein Wort entlehnt habe, um damit mein Werk zu bereichern und auszuschmücken, und daß ich sogar viele meiner eigenen Gedanken bloß deßhalb, weil ich sie nachher auch bei Andern gefunden, — weggestrichen habe. Wenn ich falsch schwöre, so räche der heilige Vater meinen Meineid, und meine Abhandlung treffe der Fluch, daß dasjenige, was darin gut oder mittelmäßig ist, von den Unverständigen für schädlich, von den Verständigen aber für verächtliche Kleinigkeiten angesehen, und mir die Belohnung des Ruhmes entzogen werde.« Fischer.

Notizen.

Wilhelm Whicherlei wird für einen der besten komischen Schauspieldichter, und von einigen sogar für den englischen Molière gehalten. Der arme Dichter schmachtete bereits sieben Jahre lang im Schuldengefängnisse, als König Jacob II. eines seiner Stücke aufführen sah, sich nach dem Verfasser erkundigte, und sein Schicksal erfuhr; der König ließ sogleich seine Schulden bezahlen, und setzte ihm eine anständige Pension für die übrige Zeit seines Lebens aus. Er starb 1715.

Kantischer Styl (Cant Style) heißt in England eine unverständliche Sprache. Sie erhielt obigen Namen von Andreas Kant, einem presbyterianischen Geistlichen, der so predigte, daß nur seine Gemeinde, und vielleicht von dieser nur ein geringer Theil ihn verstehen konnte.

Fenelon, so erzählt sein vieljähriger Tischgenosse, der Ritter Ramsey, pflegte zu sagen: »Ich liebe meine Familie mehr, als mich selbst; mein Vaterland mehr, als meine Familie, und die Menschheit mehr, als mein Vaterland; denn ich bin mehr Franzose, als ein *Fenelon*, und mehr Mensch, als Franzose.«

Ein ausländisches Blatt schließt die Anzeige von Braunthal's Trauerspiel: »Die Geopferten« mit folgenden Worten: »Romantischer als diese Tragödie ist der alte weltberühmte Rinaldini, der auch mehr Charakter entwickelt als sämmtliche Personen dieses Trauerspiels; tragisch ist daran, daß generöse Banditen so enden mußten; was die Sprache anlangt, so geben wir ein Beispiel. S. 14 sagt Federigo zu Bettina, die ihm die Zusammenkunft verweigert:

„Nun so gehe,
Nimm mir auch noch diese Stunde,
Die Erquickung von dem Munde.«

Carl II. von England gab der damals noch wenig bedeutsamen Londoner Royal Society die Frage auf: Warum ein todter Fisch mehr wiege, als ein lebendiger? Die Mitglieder dieser Akademie schrieben große weitläufige Abhandlungen über diesen Gegenstand, bis es ihnen endlich einfiel, zu untersuchen, ob das Factum, das zu erklären sie sich in Hypothesen erschöpften, auch wirklich richtig sey, und da fand sich denn, daß sie der König zum Besten gehalten, denn der todte Fisch wog genau so viel, als er wog, wie er noch am Leben war.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

35. Sonnabend, den 30. April 1836.

Briefe an Joh. H. Merck, von Goethe, Herder, Wieland, u. a. bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmstadt. J. P. Diehl. 1835. LX und 528 S. 8.

(Schluß.)

Herders Briefe sind die ältesten in der Sammlung; sie datiren sich aus seiner leidenvollen Bräutigamszeit, handeln von Herzensgelehrten, und chirurgischen Angelegenheiten, und geben über den, wie ein Meer innerlich stets bewegten, nach Außen ruhigen, allabspiegelnden, bodenlosen, unbegränzten Geist (auch die Herbigkeit des Meerwassers gehört mit in den Vergleich) keinen weitern Aufschluß. Von seiner Gattin, die wir auch aus Knebels Nachlaß kennen, folgt ebenfalls ein herzliches Blatt. Carl August und Amalie leuchten auch hier als freundliche Dioskuren einem thätigen, Waaren aller Art besorgenden Schiffer. Gar wohlthuend und bedeutend werden für Jeden, der in den Bezirken der ernsten Musen, des innern Lebens seine Hütte aufgeschlagen hat, die drei Briefe J. G. Schlosser's seyn. Hier schließt sich ein schönes, zweifaches, liebesuchendes Herz auf, das der Wahrheit gewiß näher ist als das Gehirn, das sie erträumet oder errechnen will. Nur darin irrt es sich, daß es ein Object für das innigste Bedürfniß sucht, als könne es gewährt werden, während es doch nur von der eigenen Kraft der Liebe und Thätigkeit befriedigt werden kann. Wer nach Liebe sucht, der wird sie nicht finden; wer aber Liebe gibt, der wird sie wieder empfangen. Die allzuweiche Seele fordert, wie ein weinendes Kind, den Himmel von der Welt, den sie aus selber in sich erschaffen kann; daher dann jene betrübende Wehmuth, die auch aus Schlosser's Briefen athmet. — »Zu dem Augenblick des vollen Gefühls, der lebenden Harmonie in uns macht die Fülle des Herzens glücklich; aber ist der vorüber — wie viel Unmuth der Leerheit, wie viel Qual der Mißstimmung folgt dann! das Herz ist so abhängend; abhängend von den übrigen Menschen und der übrigen Welt« (S. 49). Ist es das, wenn die dauernde Kraft eines allgemeinen Wohlwollens es belebt? Nur diese Kraft, nicht der Verstand, wie sich Schlosser später bereden möchte, der Verstand, der nichts schaffen, nichts geben kann, — füllt die Lücke unseres Innern aus. Sie gibt uns jene tiefste Selbstgenügsamkeit, die er so gut, wenn gleich nur durch Verneinungen, zu bezeichnen weiß. »Es ist noch was — sagt er — zwischen Freude, Leiden und Gleichgiltigkeit. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; . . . es ist so etwas vom Kinderleben« (S. 51). Es traf sich sehr glücklich, daß eine Lebensgenossin von so ernstem, strengem, ja starrem Naturell als Goethes Schwester, und die Beschäftigung mit Mathematik und Mechanik einem so unbedingten Triebe die Stange hielten, sonst hätte es um einen Phaeton mehr gegeben. Ein solches Individuum erinnert in manchem Punkt an F. H. Jacobi, von welchem auch einige Zeilen mitgetheilt sind, — gedrungener, frischer, lustiger, als man es sonst von ihm gewohnt ist. Besonders charakteristisch sagt er: „Heinse will mehr als jemals nach Italien — auf den Aetna — da, meint er, säh' es's« (S. 130) — Ein Billet des edlen Hemsterhuis, und eines des mineralogischen Fürsten Gallitzin vervollständigen die Erinnerung an jene liebenswürdige, philosophische Cotterie; auch von dem gefühlvollen Denker Dalberg ist nur Ein Schreiben bewahrt, freilich für den Empfänger ein Ehrendiplom, indem es darin heißt: Sie sind »der einzige feste, gründliche, und doch gefühlvolle Kunstrichter, der mir bekannt ist« (S. 172). Ein seltsamerer Kunstrichter von einer curiosen, nun zwar absoleten, aber wie es scheint mutatis mutandis wieder auf's Tapet kommenden Façon ist Füßli der jüngere. Er wünscht Klopstocks »Vaterlandspoesie« »zum Teufel« (S. 60), nennt Alle »Lügner« (S. 59), die in den Psalmen Poesie finden, schimpft »Young's Pyramiden von Teig« (S. 61), und verlangt, man soll ihn (S. 60) »im A— lecken.« Daß er nicht ganz ohne Grund einen solchen Lärm schlägt, ohne Empfindung vom Rechten, — wird ihm zugestanden; der Styl aber, das Extreem von der später, zumal durch die Schlegel in Schwung gekommen, glatten, leeren, pathetischen Breite (sollte attisch seyn), — mag aus der Mode bleiben! — Wie sticht gegen ihn der flache, nüchterne Nicolai ab, der hier besonders durch die Art, wie er sich gegen Goethe ansetzt, komisch wird! er hält sich für zu gut, einen Streit mit ihm anzufangen; er ist und bleibt ein ehrlicher Mann; »sollte es aber Herrn Goethe einfallen,

Digitized by Google

mit mir zu spielen, . . . so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte« (! S. 81). Ein ditto Ehrenmann ist Bose, der auch hier wieder wie bei Knebel seine Bude für »schöne, neue Gedichte« aufschlägt, und literarische Persönlichkeits-Klätschereien mit in den Kauf gibt. Der Ort, an den ich ihn stellte, ist so unpassend nicht. Schöne Seelen finden sich. »Nicolai's Freuden Werthers haben ihn überrascht. Vieles darin ist so übel nicht« (S. 57). Warum denn nicht gerade heraus bekannt: das ist meine Herzensmeinung! jeder Mensch gewinnt, wenn er den Muth hat, wahr zu seyn. — Mag der Dritte in diesem Bunde der niemenprüfende Knigge seyn, der ein Empfehlungsschreiben für einen Schöngeist componirt hat, welches ein Meisterstück von unnöthigen Verrenkungen ist. — Die Briefe des ehrlichen Bode, des höflichen Beroldingen, des Kupferstechers Zentner, des thätigen Bertuch, des gelehrten Eberhard, des realistischen K. Heß, eines v. Hohenfeld, von dem Schiller geschrieben hat: »mein Freund, und der edelste Mann, den ich kennen lernte« (s. Inhalt), dessen Freundes la Roche, des ungenirten, immer sich hin wie ich bin versichernden Sarrasin, der den Grafen Cagliostro seinen Wohlthäter und Freund nennt (S. 505), des Sammelfreundes Schmerfeld, des bescheidenen J. G. Schneider, des schon zahmer gewordenen F. L. Stolberg, des Balladen sammelnden Urfinus, des Steine sammelnden Beltheim, und des »hochgeehrten Kupferstechers« Wille, — alle diese Briefe geben keinen Anlaß zu weiterer Erörterung. Eben so muß es den Lesern überlassen bleiben, aus den Blättern der Damen von Göchhausen und la Roche etwas für sich zu erbeuten. Hier genügt die Aufzählung der Namen, um den Reichthum des Materials zu bezeichnen. Größerer Theilname werden sich die Künstlerbriefe Tischbeins zu erfreuen haben; deren Inhalt hinreichen würde zu vergnügen, wenn nicht dessen einfache, aber gemüthvolle und instructive Behandlung das Interesse bedeutend erhöhte. Naturesinn, practischer Blick, warme Empfindung, und ein verständiger Tact sind ohne Zweifel die ersten Bedingnisse zur Entfaltung eines künstlerischen Vermögens; ja, sie sind unentbehrlich, um auch nur wahre Empfänglichkeit für Kunstgenuß zu begründen; und diese Eigenschaften sind es, welche aus jeder Zeile dieser Briefe sprechen. Allein sie reichen keineswegs hin, einer, bis in's Gebiet umfassender Ideen gestützten Theorie oder Praxis zu genügen; was hiezu erfordert wird: das ideale Vermögen des Geistes, das geniale der Phantasie, die letzte, hohe Bildung, — das ist es, was wir bei Tischbein vergebens suchen. Es wäre sehr ungerecht, wenn man mit Gervinus (am ang. O.) behaupten wollte, das, was unsere neue historische Malerei am nothwendigsten bedürfe, werde hier angeregt. Man denke an die Compositionen des Cornelius, und vergleiche damit die arme Conception von den Schach spielenden Prinzen (S. 407)! man stelle sich die Zeichnungen vor, »zu denen aber auch noch Wörter gehören, aber so, daß Eins dem Andern aufhilft!« (S. 509) man lese Tischbeins Beschreibungen von Rafaelischen Werken (S. 515 u. f.), wo er sich freut, »daß alles sehr fein und ausführlich gemalt ist; sogar den Schweiß, der über die Schläfe herabrinnt, hat er gemacht!« (S. 515) — wo immer nur die Eile in den Beinen« und »daß man glaubt, die Worte stocken im Munde« (S. 516) u. dgl. gerühmt wird, — und man wird das treue Auffassen Tischbeins, sein gesundes Organ für Charakter preisen, ohne ihm Begriff vom Höchsten anzudichten, oder die herrlichsten Leistungen der Gegenwart zu verkennen. — Was nun noch an Briefen übrig ist, bezieht sich auf jene Zweige der Naturwissenschaften, welche Merck cultiviren und ausdehnen half: Mineralogie, Geologie, vergleichende Anatomie, Botanik. Es finden sich hier die Verhandlungen der Autoritäten über den armen Zwischenkiefer-knochen, den sie, weil er nun einmal in das Knochengerüste der Doctrin nicht passen will, lieber wegwerfen. Ist es ihnen doch »selten um den lebendigen Begriff einer Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat« (S. 415). Und doch, indem ich dafür stimme, daß eine Gilde thätiger Menschen der andern ihre Zunftbesonderheiten nachsieht, in Erwägung dessen, was jede leistet, — weiß ich diese Zeilen nicht würdiger zu schließen, als mit den ehrwürdigen Namen jener Priester der Natur, von welchen in diesem Bande schriftliche Denkmale niedergelegt sind: Banks, Blumenbach, Peter und Adrian Camper, Faujas de St. Foud, Forster, Lichtenberg, de Luc, Sömmerring, Voigt, Wyttenbach.

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne précédé de la statistique de la Bibliothèque Impériale comparée aux plus grands établissement de ce genre anciens et modernes et suivi d'un *Appendice* offrant la statistique des Archives de Venise et de la collection technologique formée par S. M. l'Empereur Ferdinand I., un coup d'oeil sur les progrès de la civilisation, de l'industrie, du commerce et de la population dans la Monarchie autrichienne, terminé par le tableau statistique de ses grandes divisions administratives rédigé d'après les derniers recensemens. Par *Adrien Balbi.* A Vienne, Volke. 1835. XIV, 206 S. und 6 Bl. Inhaltsverzeichniß in 8.

Der Gesichtspunkt, von dem aus der *vorliegende Versuch* über die Bibliotheken Wiens zu beurtheilen, *liegt* zur Genüge

Digitized by Google

im Titel ausgesprochen. Niemand wird in Abrede stellen, daß die vergleichende Statistik, welche zunächst dem vielbekannten Herrn Verfasser ihre Ausbildung verdankt, auf eine fruchtbare Weise Belehrung und Unterhaltung bezweckt, und dabei nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden hat. Unermüdeter Fleiß, eine glückliche Combinationsgabe sind unerläßliche Bedingungen; der Verfasser hat sie in allen seinen früheren zahlreichen Schriften als probhältig dargethan, und wir treffen sie auch in der gegenwärtigen erfolgreich thätig. Nach dieser allgemeinen Anerkennung wollen wir indessen keineswegs verschweigen, daß uns im Einzelnen Manches unrichtig geschienen, so wie wir überhaupt die Mittheilungen im Anhange interessanter nennen möchten. Die Einleitung beginnt mit kurzen Betrachtungen zum Ruhme Wiens und seiner Denkwürdigkeiten; sie berührt hierauf, wie diese, und darunter insbesondere die industriellen, bereits allseitig Anerkennung und Lobredner gefunden haben, während jedoch die Bibliotheken und Kunstsammlungen noch von keinem Schriftsteller hinlänglich gewürdigt worden seyen! Möchten wir schon bei dem Verzeichnisse der Lobredner Anlaß nehmen, einige Zweifel zu erheben, so können wir der letzten Behauptung durchaus nicht beipflichten. In den letzten drei Decennien ist beinahe keine Anstalt Wiens ohne Monographie geblieben, und die Leistungen eines Primisser, Steinbüchel u. s. w. darf man wohl unbedingt zu dem Vorzüglichsten rechnen, was nur irgendwo in ihrem Fache erschienen ist. Selbst Heinrich Böckh's Versuche und Arbeiten, namentlich über die Bibliotheken und Kunstsammlungen, dürfen nicht unbeachtet bleiben.

Um den Weg, welchen der geehrte Herr Verfasser einschlug, näher zu bezeichnen, bemerken wir nur, daß er vorerst die Zeit der Gründung der kaiserlichen Bibliothek fest zu stellen sucht, und daran die Nachweisung knüpft, wann die übrigen bedeutenderen Bibliotheken Europas ihren Anfang genommen haben. Eine tabellenmäßige Zusammenstellung schließt und erleichtert die Uebersicht. So verfährt er auch bei den übrigen Rubriken, wie z. B. über die Gesammtzahl der Bände, der Handschriften, und es läßt sich wohl schon daraus nicht verkennen, daß wir mit Recht diese Methode eine fruchtbare genannt haben. Die im vergangenen Jahre erschienene Geschichte des Hofraths von Mosel ist zu Grunde gelegt; von neuen Daten ist uns nichts aufgefallen. Hier mögen einige Berichtigungen ihren Platz finden. Die Gründung der kaiserlichen Bibliothek als solcher fällt nach unserer Ansicht entweder früher, als in das Jahr 1440, oder später, erst in die Regierungs-Epoche Kaiser Maximilians I. Wenn man bedenkt, wie gering sie noch selbst unter diesem, so außerordentlich thätigen Sammler gewesen und geblieben ist, gewinnt die letztere Meinung leicht das Uebergewicht, ohne dabei den Besitz seltener und kostbarer Handschriften den früheren Regenten Oesterreichs absprechen zu müssen. Gewiß bleibt es, daß die Idee einer Bibliothek erst in Maximilian lebendig geworden, und daß Kaiser Friedrich IV. durchaus nicht nun des princes du moyen âge qui honora le plus les lettres et les savans" — gewesen ist; zumal, wenn man diesen Ausspruch im fördernden Sinne nimmt. Konnte sich unter ihm doch nicht einmal eine Druckerei in Wien festsetzen! Die bedeutendsten philologischen Handschriften der jetzigen Hof-Bibliothek kamen aus dem Nachlasse von Gelehrten aus Maximilians Zeit, und vorzugsweise unter Ferdinand I. dahin — ein Umstand, der die chronologische Uebersicht (S. 8) der größeren Erwerbungen als etwas flüchtig heraushebt. Die Angabe zu den Jahren 1792—1835 ist zu verworren, und die Behauptung, daß für die Prachtausgaben, welche aus Degen's Presse hervorgingen, Seine Majestät allein die Summe von 10,575 Gulden ausgegeben, widerspricht sich von selbst, da weder ihre Anzahl noch ihre Bedeutsamkeit in einem Verhältnisse zu einer solchen Summe steht! Der Irrthum findet sich bereits in Mosel's Geschichte, und es steht zu befürchten, daß er auch in andere Werke übergehe. Dieß sowohl, als auch die Pflicht, vaterländischem Verdienste dankbare Anerkennung zu sichern, fordert hier eine nähere Beleuchtung. Degen, ein großer Freund der typographischen Kunstwerke Frankreichs und Englands, und in Oesterreich der Erste, welcher keine Kosten scheute, um diesen Ländern gegenüber Aehnliches zu leisten, ließ viele Prachtausgaben von Paris und London kommen, und eröffnete damit einen besonderen Handelszweig. Von diesen kaufte die Direction der kaiserlichen Bibliothek; von den Werken aber, welche Degen's Kunstsinn zu Tage förderte, erhielt sie, wie wir aus guter Quelle versichern können, immer ein Exemplar als Ausdruck echt patriotischer Gesinnung — eine Thatsache, die allerdings dankbare Anerkennung verdient! (Schluß folgt.)

Schubart und Schiller.

Man hat sich in den letzteren Jahren vielfältig Mühe gegeben, das Betragen Herzog Carl Eugens von Würtemberg gegen den jugendlich aufbrausenden und nichts weniger als weltklugen Dichter der Räuber in einem milderen Lichte darzustellen. Allein es bleibt des Biographen erste Pflicht: der Wahrheit zu huldigen.

Man glaubt, der junge Dichter habe seine Gefahr überschätzt. Wer von Allen, die über ihn schreiben, mag wohl besser von seiner damaligen Lage unterrichtet gewesen seyn, als er selbst? Noch im December des Jahres 1784 war er sich der Gefahr vollkommen und deutlich bewußt, der er durch seine Flucht entronnen! — Gewiß ist es hingegen, daß die dringende Rückkicht für seine Familie, und für seine großmü-

Digitized by Google

thige Beschützerin, Frau von Wolzogen, unseren Dichter bewogen habe, nie mit Erbitterung von seinem einstigen Landesfürsten zu reden.

Der Justizrath Körner findet sich bewogen, in seiner Biographie Schillers ausdrücklich zu bemerken, daß unser Dichter mit Schubart in keiner näheren Verbindung gestanden. Heinrich Döring (in seinem Leben Schillers, zweite Ausgabe) eifert diesem Ausspruche nach und versichert: »Es ist übrigens ungegründet, daß Schiller ihm einen Theil seiner Bildung verdankt habe. Er stand in keiner andern Verbindung mit Schubart, als daß er ihn einmal aus Theilnahme an seinem Schicksale besuchte.«

Was die Verbindung anbelangt, bestand zwischen beiden Dichtern gewiß keine andere als eine literarische. Was den Einfluß auf Schillers Bildung betrifft, so nahmen ihn Schubarts Schriften ohne Zweifel; und den Besuch bei dem unglücklichen Gefangenen denke man sich ja nicht als etwas bloß Ceremonielles oder Gleichgültiges.

Schubart war nebst Balthasar Haug eine der ersten literarischen Verbindungen Schillers, der an der deutschen Chronik Antheil nahm. Aus Schubarts Aufsätzen schöpfte Schiller den Stoff zweier seiner dramatischen Arbeiten: Der Räuber und der Semele.

Schubart hatte endlich von seinem jungen Freunde ganz jene hohe Meinung, die er später rechtfertigte. Mit väterlicher Innigkeit warnt er ihn von seiner Laura zurück und mahnt ihn seiner hohen Sendung eingedenk zu bleiben. (S. das Gedicht: An Schiller.)

Als Schubart im Jahre 1784 die Erlaubniß erhielt, seine Gedichte und Rhapsodien herauszugeben, wandte er sich zuerst an Schiller. Das erste Heft der rheinischen Thalia enthält ihre Ankündigung.

Auch folgendes Fragment eines Briefes wird Schubarts rege Theilnahme und die Art seiner Erwartungen von Schiller bezeichnen. (An Ritter von Klein am 7. December 1787.) »Außer Schiller wüßt' ich kaum einen deutschen Dichter, jungen deutschen Mann, dem heilige Genius-funken aus der Seele, wie Lohe vom Opferaltar aufstiegen. Wir sind in die schändlichen Zeiten verfallen, wo Weiber über Männer herrschen, wo sie die Toilette zu einem Richterstuhl machen, vor dem sich Riesengeister beugen müssen! Daher der stumpfe Sinn unserer Dichter, daher die Zwergesschöpfe ihrer Imagination, daher ihr leichtfertiger Witz, daher die mattherzigen — von Brühen, Ragouts und Zuckerwerk gelähmten Empfindungen unserer Modedichter!«

Beide Dichter erlangten später die Verzeihung des Herzogs. Schiller hatte das Glück auf einer späteren Reise zu seiner Familie von dem Herzog ignorirt zu werden; Schubart ward nach überstandener zehnjähriger Festungsstrafe: Stuttgarter Hoftheater- und Gelegenheitsdichter. Man sieht, um wie viel besser das Schicksal unserm Schiller wollte.

And. Schumacher.

Notizen.

In Frankreich kam das Sonnet unter Franz I. auf. Clemens Marot (gest. 1544) ein Kammerdiener des Königs, wird als Wiederhersteller des Sonnets betrachtet, der diesem Gedichte eine neue Form gab. Joachim Bellay (gest. 1560), ein Anverwandter des Kardinals dieses Namens, lehrte die Franzosen zuerst, das Sonnet mit einem Wortspiel, mit einer Spitzfindigkeit oder mit einem scharfsinnigen Gedanken endigen. Es ist also falsch, wenn einige das erste französische Sonnet dem Stephan Jodelle zuschreiben, denn dieser gab erst 1558 seine Gedichte heraus, wo sich Marot lange schon im Sonnet gezeigt hatte. Auch Peter Ronhard (gest. 1585) schrieb dergleichen Gedichte, und Philipp des Portes (geb. 1546, gest. 1606) erwarb sich durch ein Sonnet eine jährliche Pension von 30.000 Livres.

Ganganelli sagte: Die deutsche Poesie ist ein Feuer, welches erleuchtet; die französische ein Feuer, welches funkelt und zerplatzt; und die englische ein Feuer, welches schwärzet.

Der 14jährige Magister, Mitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, für ein Wunder der Gelehrsamkeit gehalten, Joh. Phil. Baratier, der 1740 im 20sten Jahre seines Alters zu Halle gestorben, sendete seine Schrift über die Retractiones, Obliquität der Ecliptik, und über die beste Einrichtung der astronomischen Tabellen, der Akademie der Wissenschaften zu Paris, über welche Gegenstände auch le Croix seine Schrift eingab. Das Zusammentreffen in Ideen, Darstellung und der ganzen Art der Bearbeitung war von seiner Aehnlichkeit (Formey, Vie de Baratier 69). Schon Aristoteles sagte: Es ist gar leicht möglich, daß neue Künste zugleich von mehr als einem zu gleicher oder verschiedener Zeit erfunden werden, ohne daß ein Erfinder von dem Daseyn des andern Kenntniß habe. — Sollten z. B. die Chinesen lange Zeit vor den Europäern die Buchdruckerkunst erfunden haben, so ist doch nicht zu erweisen, daß diese Erfindung von China nach Europa gekommen sey.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

36. Mittwoch, den 4. Mai 1836.

Ueber die Bestimmung der Poesie.

Nach dem Französischen des Alphons de Lamartine.

Der Mensch kennt von Allem, was ihn umgibt, nichts weniger als sich selbst. Die Entwicklung der Ideen, die Gesetze menschlicher Entwicklung, die wechselnden Zustände unseres Fortschreitens und Verfalls, dieß eben sind die Geheimnisse, die er am wenigsten erforschte. Besser kennt er den Lauf von Himmelskörpern, die Millionen Meilen außer dem Bereich seiner schwachen Sinne dahinrollen, als er die irdische Bahn menschlicher Geschicke kennt; denn er gewahrt wohl ihre Hinneigung nach diesem oder jenem Punkte, jedoch ohne zu wissen, wohin diese führt, und nie vermag er mit Genauigkeit anzugeben, welche Höhe sein geistiger Curs erreicht hat. Weit hinausgeschleudert auf das offene Meer, wo keine Küste erschaubar — mißt der Schiffer seine Höhe noch, und bezeichnet, auf seinen Compaß vertrauend, welche Linie der Weltkugel er kreuzt oder verfolgt — das kann der menschliche Geist nicht; nichts ist in der Außenwelt, woran er seine Wege messe, — und so oft er sagt: Hier steh ich, auf diesem Wege gehe ich, ich schreite vor, ich bewege mich zurück, oder ich bin im Stillstand begriffen, immer betrügt er sich. Seine Geschichte kann erst dann geschrieben werden, wenn er längst von ihrem Schauplatze abgetreten, denn wir können das Feld seiner Erlebnisse nach den Fußstapfen abstecken, die er im Sande zurücklässt, nie aber er selbst den Weg voraus bezeichnen, über welchen diese hinwegschreiten werden. Der Unerforschliche nur erforscht des Menschen Ziel und kennt seine Wege, der Mensch kennt sie nicht, sein Blick in die Zukunft hat keine Voraussicht, und er prophezeiht, ein falscher Prophet, auf die Gunst eines blinden Zufalls hin. Ist aber die Zukunft Gegenwart und seine Weissagung zur Täuschung geworden, dann ist er nimmer da, um von der Vorsehung enttäuscht zu werden, dann liegt er in seiner Nacht und seinem Schweigen, dann schläft er seinen Schlaf, und andere Geschlechter schreiben andere Träume in seinen Stand, flüchtig und nichtig wie die seinen. Theologische, politische, philosophische und Welt-Systeme, an alles hat der Mensch gehalten, und sie sind alle gefallen! Alle hielt er sie für unumstößlich, und alle haben sich verändert, — hielt sie für ewig und sie sind nicht mehr; — hielt sie für wahrhaft, und alle haben ihn betrogen. — Aber beschränken wir uns auf die Poesie.

Ich erinnere mich, daß bei meinem Eintritt in die Welt, nur Eine Stimme darüber war, unrettbar verfallen, erstarrt im kalten unabwendbaren Tode sey diese geheimnißvoll wirkende Kraft des menschlichen Geistes. Es war dieß die Epoche des Napoleon'schen Kaiserreichs, die Stunde, da Regierungsform und Sitten, das Fleisch und Blut des im 18ten Jahrhunderte gepredigten Materialismus geworden. Die Männer der Berechnung, damals allein das Wort führend, die Jugend Frankreichs unter das eiserne Joch ihrer Zwangherrschaft beugend, für ausgerottet auf ewig hielten sie in uns jede Regung des Glaubens, des Mitgefühls, des inneren Wohllants, wie es ihnen gelungen war in ihnen selbst sie zu mißhandeln und zu tödten. Was vermöchte denn, der sie nicht erlebte, ein Bild der hochmüthigen Starrheit jener Epoche zu geben? Es war das teuflische Lachen eines hölischen Geistes, über eine entwürdigte Generation, über die Ausrottung alles Nationalgeistes, über die gewürgte Tugend einer Welt, das in dem Herzen, das auf den Lippen jener Männer zuckte. »Was Liebe,« sagten sie — »was Philosophie und Religion! Berechnung und Kraft, Ziffer und Klinge, darin liegt Alles! Wir glauben, was wir beweisen — wir fühlen uns, wir greifen, und wir haben die Poesie mit dem Spiritualismus begraben, der sie in die Welt gesetzt.« Und sie hatten Recht, die Poesie war gestorben in ihren Gefühlen und Begriffen — in ihnen und um sie. — Ein ahnendes Vorgefühl ihres Schicksals ließ sie zittern, daß sie mit der Freiheit der Welt glänzend wiedergeboren werde, ließ sie jede Wurzelfaser, die unter ihren Füßen sich in der Erde festsog, hinausstreuen in die Winde, zumal wenn sie in ihren Schulen, Lycäen, Gymnasien, in ihren militärischen oder bürgerlichen Erziehungsanstalten betroffen wurde. Der Staat war gegen das Erwachen jeder moralischen oder poetischen Kraft organisirt, die mathematischen Wissenschaften hatten einen Bund gegen die Idee und die Poesie geschlossen, der die Welt mit seinen

Digitized by Google

Polypen-Armen umschlang. Nur die Ziffer war erlaubt, geehrt, begünstigt, gesalbt. Die Ziffer widerspricht nicht — ein stets willfähriges Werkzeug in der Hand der Gewalthaber — frägt sie nach dem Zwecke nicht, dem sie dient, sorgt weder um die Unterdrückung noch um die Befreiung des menschlichen Geschlechtes, — weder um die Entfesselung noch den Mord der Geister. Darum wollte der große General jener Tage keine andern Miffionäre, darum kein anderes Princip, und dieses Princip hat ihm wahrlich gute Dienste geleistet! Unter seinen Fersen krümmte sich jede Idee, seine bleierne Faust legte ihr Siegel auf jeden Mund! Seitdem erfüllt mich Entsetzen vor der Ziffer, dieser Verneinung jeder Gemüthskraft, und die Erinnerung ihrer eiserfüchtigen, immer wachsamen Alleinherrschaft hat in mir denselben Schauder zurückgelassen, der den Galeerensclaven bei dem Geklirre der Kette erfaßt, die ihre harten eisigen Ringe einst in seine Glieder gedrückt, weil er ihren kalten mörderischen Umfang wieder zu empfinden glaubte, schlägt das Gerassel ihrer Ringe an sein Ohr!

Zwei große Genien von der Staatsgewalt mit ruhloser Sorge überwacht, wideesprachen allein diesem Todesurtheil, das über allen Geist, alles Denken, alle Poesie ausgesprochen war, Frau v. Stael-Holstein und Chateaubriand. Frau v. Stael mit dem Genius des Mannes in den weichen Formen des Weibes, mit dem durch die Ueberfülle seiner eigenen Kraft gequälten Geiste, mit dem tiefen, bewegten, kühnen Gemüth, großmüthig und entschlossen, unsäglich länger in diesem Dunstkreise der Feigheit und Sclaverei zu athmen — Luft und Raum vor allem benöthigend — die magnetische Kraft, an die sich alles mächtig angezogen fühlte, was die geheime Flamme des Unmuths den gereisten Drang des Widerstandes im Busen trug, — gleich befähigt gewaltigere Geister gegen die Tyrannei der herrschenden Mittelmäßigkeit zu entflammen, — sie war allein — eine ganze Regeneration! — Einziges Kind der höchsten Liebe; Auserwählte unter allen Geschaffenen der Natur, — Wesen, wie kein zweites auf der Kraft ihres Herzens hervorzog, Corrinna-Mirabeau, Gewaltige, mit dem zarten und bildsamen Frauenherzen, erhabenes, mitfühlendes Weib mit der Denkart der Grachen und der Hand des letzten Cato! wie unvergeßlich bist du meinem Herzen! Erkennend, wie es unmöglich sei in ihrem Vaterlande einen edleren Aufschwung der Gemüther anzuregen, zurückgewiesen, wie man die Flamme von einem Hause von Stroh abwehrt, flüchtete sie zu dem Genius Englands und Deutschlands, wo damals der Glaube an das Edle, wo Poesie und Philosophie allein noch lebten, und breitete von dort ihre Schriften über die Welt aus, — Schriften, welche alle Höhen und Tiefen des menschlichen Gemüthes gewaltsam anregen; aber eben deßwegen von der Staatspolizei verfolgt, an dem Schlagbaume der Gedankenmauth zerrissen, von den Würdenträgern der Zwingherrschaft geschmäht und geschändet wurden. — Einzelne Blike aber, — sich der Nacht entwindend, die sie bedeckt sollte, — leuchteten tröstend zu uns herüber, die wir in geistiger Entwehrung schmachteten; einzelne Klänge rührten an unser Herz und Ohr, wie ein milder Klang — aus ferner besserer Zeit, aus den Regionen der Poesie, der Freiheit, deren Athem zu trinken denen verfagt war, die unter der Luftpumpe einer entwürdigenden Knechtschaft verschmachteten.

Chateaubriand, der Genius sanfter Trauer und Schwermuth, lebte in der Erinnerung einer Vergangenheit, deren Nachklang seine Seele gewaltigte, einer Vergangenheit, in deren Leiche die Seele noch lebte, als sie aus ihrem Grabe hervorgeholt ward. Er war ein Homer, mitten hinausgeschleudert auf die wüthende See unsers politischen Glaubenskampfes. So lassen jene herrlichen Säulen, die aus dem Schutte des versunkenen Palmyra noch hervorragen und ohne Bruch und Makel über den schwarzen, zerstumpten Zelten der Araber schimmern, eine Majestät, die nicht mehr ist, erkennen, bewundern und bereinen. Er suchte den Funken des heiligen Feuers unter den Trümmern des eingestürzten Heiligthums in den noch rauchenden Ruinen christlicher Tempel, ergriff ihre Zerstörer durch die Macht des Mitleids, und Gleichgültige durch die Gewalt des Geistes. — Er holte Dogmen aus unseren Herzen, die Phantasie unter die Fahne des Kreuzes zurück. Die Namen der Freiheit und der Bürgertugend tönten zwar seltner von seinen Lippen, er war nicht der Dante des unterjochten Florenz, er war der Tasso eines treulosen Vaterlandes und verwaiseter Könige; seine getäuschte Liebe und gestürzten Altäre, seine verödeten Hallen, seine Götter und Könige sang er — aber er sang sie, daß der Klang seiner Saiten an das Ohr ihrer Verfolger schlug — an den Ufern seiner heimischen Ströme, und die Größe und Hoheit seiner Seele verlieh dem Gesange des Dichters etwas von der Sprachweise des Bürgers. Er erschütterte jede edlere Ader der Brust, veredelte jede Denkart, weckte jede schlummernde Seelenkraft, und dieß war hinreichend den Henkern unseres Geistes Nächte voll Unruhe zu bereiten. Ein dunkler Trieb ihrer Natur ließ sie in dem Namen, der ihre sich sträubende Seele ergriffen, den einstigen Rächer errathen. Es war ihnen ja nicht unbekannt, daß alle besseren Gefühle sich verwandt sind, und daß in einem Herzen, das in religiöser Erhebung und in männlicher Entschlossenheit aufwallt, zwei strenge Richter des Unrechts und zwei edle Mitschuldige der Freiheit wohnen müssen.

So lernte ich als Jüngling jene beiden Genien als die Vorläufer und Bürgen einer neuen besseren Zeit verehren. Der Hinblick auf sie war mein Trost bei meinem Eintritt in das Leben. Staël und Chateaubriand — wie viel des Leeren beleben — wie viele Schatten erhellen diese beiden Namen! Sie waren der lebendige Einspruch des Jahrhunderts gegen

Digitized by Google

die Erniedrigung und den Untergang einer ganzen Generation, sie unser Lebensbrot in unseren einsamen Studierstuben, die geheime Speise unserer darbenden Seelen; sie die Genossen unserer engsten und vertrautesten Kreise; sie waren von unserem Blut und wir von dem ihren, und wenige unter uns danken nicht alles ihnen, was sie waren, was sie sind, oder seyn werden!

Mein Leben war damals einsam und mein Herz schwoll über von dem Strome der Poesie, den die Welt zurückdrängte. Mein Aufenthalt theilte sich zwischen Paris, wo das Daseyn des Einzelnen im Gewühle der Staatsmänner und Soldaten verschwand, zwischen Rom, dessen schweigende Todesstille, kein Geräusch unterbrach — als höchstens fallender Steine, die von seinen tausendjährigen Denkmälern in die Straßen niederbröckelten, und zwischen Neapel, wo der saumarme Himmel, das blaue Meer und der Gewürzhauch der Erde meine Sinne berauschten, ohne mein Herz zu stillen — und die innere Stimme mir ewig wiederholte, daß es ein höheres, reineres, edleres Glück des Daseyns geben müsse, als diese sinnbetäubende Weichlichkeit, als diese schwellenden Klänge der Wollust! Wie oft ging ich hinaus ins Freie — reich hinüber träumend in die Einsamkeit meines väterlichen Hauses, und zog mich in das schweigende Heiligthum des Friedens, häuslichen Stillebens zurück! So schweifte ich den Tag über durch einsame Wälder, und versenkte mich Abends in den modernden Pergamenten, die ich aus den düsteren Schränken alter Familien-Archive hervorgeholt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne etc. etc. par *Adrien Balbi*. Vienne, Volke, 1835.

(Schluß.)

Unter den Autoren, welche über die Corviniſche Bibliothek geſchrieben haben, nennt der Herr Verfaſſer einen Brassicanus ſeyn, der ſich im Jahre 1525 einige Zeit zu Ofen aufhielt, und in einem Briefe das Entzücken über die reichen Schätze ausſprach, welche die genannte Bibliothek noch zu ſeiner Zeit beſaß. Damit läßt ſich nun, ſtreng genommen, die Behauptung nicht vereinigen, daß nach Mathias Corvinus Tod 1490 *velle fut entièrement dispersée*; (S. 4) zumal der ebenfalls citirte Pflug 1688 nur über jene Bücher Nachricht ertheilte, welche ſich noch nach der Wiedereroberung Ofens vorgefunden haben! — Wann Busbecke in Konſtantinopel geweſen, weiß man ſehr beſtimmt; wohin kann und ſoll ein „verz 1550“ nicht mehr Statt finden (S. 19). Das Nähere darüber iſt im vorigen Jahrgange dieſer Zeitſchrift zu leſen; gegen ſolche Angaben aber, dergleichen Mehrere vorkommen, muß man eifern, ſelbſt wenn ſie ſichtbar das Gepräge der Gleichgültigkeit tragen. — Wir übergehen die Kapitel 7—10, welche nebſt vielem Intereſſanten manches Problematiſche enthalten, jedoch uns allzuweit ausgeſponnen ſcheinen, ganz, und eilen zu der Statiſtik der übrigen Bibliotheken Wien's (S. 84). Hier iſt vorerſt auffallend, daß bei der Univerſitäts-Bibliothek die Zahl der Bände mangelt; ſie beträgt etwas über 100,000, und verbreitet ſich ihrer nächſten Beſtimmung zu Folge nach allen jenen Zweigen der Literatur, welche in die ſogenannten Fakultätsſtudien einſchlagen. Die Bibliothek der Auguſtiner nächſt der Burg, einſt ſo berühmt, wurde ſchon vor mehreren Jahren öffentlich verſteigert, und nur ein ſehr kleiner Theil davon fiel der höheren Bildungsanſtalt für Geiſtliche zu. Auch die nicht angeführten Bibliotheken der Dominikaner, der Piariſten in der Joſephſtadt ſind nicht unbedeutend; obgleich bei dieſen eben ſo der Mangel an Neuerem, wie bei den Uebrigen auffällt.

Die Sammlung altdeutſcher Denkmäler des Ritters von Keſer gehört ohne Zweifel zu den erſten, welche in Deutſchland beſtehen, und es dürfte ſich ihr vielleicht nur die des hieſigen, unſchätzigen Antiquars, Herrn Kuppitſch, würdig an die Seite ſtellen können, allein der Ausdruck *depuis le XI siècle, époque de Minnesinger* (!!) iſt doch etwas arg. — Zum Schluſſe werden einige Bibliotheken angeführt, welche ſich *nicht* in Wien befinden; der Grund: weil ihre Beſitzer ſich meiſtens hier aufhalten, ſcheint uns indeſſen nicht einleuchtend genug. Hiermit gehen wir auf den Anhang über, und heben die erſte Abhandlung: Statistique des Archives générales de Venise als in jeder Beziehung höchſt intereſſant hervor. Nicht minder verdient Nr. V, die Ueberſicht der technologiſchen Sammlung Seiner Majeſtät des jetzt regierenden Kaiſers, beſondere Beachtung, ſo wie die ſtatiſtiſchen Fragmente über Oeſterreich von S. 151 an, wenn ſie auch nicht vollendet gründlich genannt werden können, doch durch die Maſſe der numeräen Zuſammenſtellungen, und durch manche Combinationen überraſchen. Der vorletzte Abſchnitt ſpricht von dem Plane und der Herausgabe eines ſtatiſtiſchen Gemäldes der Erde, und eifert ziemlich ſelbſtgefällig gegen Einige der deutſchen Bearbeiter des Hausbuchs des geographiſchen Wiſſens; im letzten endlich erhalten wir eine chronologiſche Ueberſicht der bis jetzt erſchienenen Werke des thätigen Verfaſſers. Sie belaufen ſich mit dem vorliegenden auf 19; mehrere erlebten eine zweite Auflage; das erſte: Prospetto politico geografico dello stato attuale del Globo *sopra un nuovo piano*, kam bereits im Jahre 1808 zu Venedig heraus.

F.

Digitized by Google

M. Koch, Vorschläge zur Erzielung größerer Sicherung vor Feuersgefahr, vorzüglich auf dem Lande, durch umfassende Benützung von chemischen, technischen und andern zweckdienlichen Hülfsmitteln. Mit zwei Abbildungen. Wien, im v. Hirschfeld'schen Bücherverlage. 1836. 8. 78 Seiten.

Die schon ziemlich dickleibige Literatur des Feuerschutzes und der Feuerhülfe erscheint durch dieses kleine Werkchen mit einem nicht uninteressanten Beitrage bereichert, der, wäre er ein Jahr früher und namentlich vor J. Schriegers analoger Schrift über Schutz und Hülfe gegen Feuersbrünste [1] erschienen, auch manches Neue gebothen haben würde.

Der Verfasser zeigt auf jeder Seite dieses Büchleins unverkennbares, regen Streben, dem Nebenmenschen zu dienen, manche practische und eigentlich technische Kenntnisse des Gegenstandes und Benützung der zahlreichen früheren Schriften. Aber dem Ganzen fehlt systematische Ordnung, und was bei der vorzugsweisen Widmung dieser Schrift für das Landvolk noch wichtiger ist, Popularität des Ausdruckes und der Vorschläge. In ersterer Beziehung weisen wir auf Worte, wie »Pastes, Absorption, disparate Fälle (sic) u.s.w., in der zweiten auf die von Koch empfohlenen kostbaren Rettungsgeräthe hin, die wohl kein Dorf erschwingen wird, es sey denn ein sehr reiches! — Auch sind einige Behauptungen, namentlich jene: »daß alle mit Oehl oder fetten Substanzen gemischten Anstriche die Feuersgefahr mehren,« durchaus nicht probehältig und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes sogar gefährlich. Dem Häckerling legt Koch einen wahrhaft zu großen Werth bei, übersieht dagegen andere weit wichtigere Löschmittel, — seine Rettungsleitern haben für das flache Land, wo hohe Gebäude selten sind, wenig Werth. Ausgezeichnet gute Vorschläge enthalten die Artikel: Benützung der Ziehbrunnen S. 37; Neu erfundene Feuerspritzen S. 42 (wo jedoch der dazu nöthigen Gefäße nicht genügend gedacht wird); Die Brandschadenversicherungsanstalten S. 54.

Die Schreibart dieses Heftes ist nicht frei von Wiederholungen und Sprach-, vielleicht auch nur Druckfehlern. Druck und Papier ist übrigens gut, die Steindruckbeilage unbedeutend.

Swift's Doctorwürde.

Beim ersten Doctor-Examen wurde der berühmte Satyriker Jonathan Swift puncto der Dummheit und Untüchtigkeit abgewiesen. Bloß an seinem Eigensinn lag hierbei die Schuld, denn er disputirte nicht etwa schlecht beim Examen, er disputirte gar nicht, und wollte sich darauf durchaus nicht einlassen. Er erzählte, daß er die alten Tractate von Smeglesius, Keckermann oft angefangen zu lesen, aber niemals über drei Seiten gekommen sey. Als ihm seine Lehrer riethen, sich ja vorzüglich der Logik zu widmen, weil sie in großer Achtung stehe, und zur Erlangung des Doctorgrades unumgänglich nothwendig sey, fragte Swift, was er denn aus jenen Büchern lernen sollte? »Ich bin mit der Portion Vernunft zufrieden, welche mir der Himmel geschenkt hat,« setzte er hinzu, »und will es der Zeit und Erfahrung überlassen, sie zu stärken, ihr die gehörige Richtung zu geben, und mich nicht der Gefahr aussetzen, sie durch das abgeschmackte System jener Schriftsteller irre zu leiten. Man hat leider zu viele traurige Beispiele an den irrigen Logikern von dem Schaden, den diese Werke anrichten.« Beim zweiten Examen wurde er zwar nicht überwiesen, ihm aber nur ex speciali gratia die Doctorswürde ertheilt. Dieß sollte heißen aus besonderer Nachsicht, als er aber das Diplom aufzeigte, nahm man den Ausdruck für eine Ehrenerklärung, als ob man ihm aus besonderer Gunst und Affection mit auszeichnender Hochachtung die Doctorwürde ertheilt hätte. Wie nahe gränzen beide Erklärungen!

Notizen.

Von dem »neuen Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde« ist so eben das vierte Heft erschienen, und hierwit der erste Band vollendet. Es enthält: 1) Hans Sachs. Aus Wackernoders Nachlaß. 2) Versuch des Beweises, daß die deutsche Sprache keine Quantität hat. Von Zelle. 3) Ueber Erkundliches im Niebelun genliede von Zeune. 4) Niebelungen: Docens und Karlsburger Bruchstücke. Von v.d. Hagen. 5) Der Niebelungen Lied, Altniederländisch, Sächsisch und Französisch. Von v.d. Hagen. 6) Die deutschen Wochentage-Götter von v.d. Hagen.

Milton verkaufte zum ersten Mal sein Manuscript an den Buchhändler Samuel Simons für 5 Louisd'or, und bedingte sich eine gleiche Summe, wenn 13 Exemplare verkauft würden, die er auch erhielt. Unter denselben Bedingungen übernahm auch Simons die zweite und dritte Auflage.

[1] Angezeigt in Nr. 43 dieser Blätter vom Jahre 1835.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

37. Sonnabend, den 7. Mai **1836.**

Ueber die Bestimmung der Poesie.

Nach dem Französischen des Alphons de Lamartine.

(Fortsetzung.)

Ijob, Homer, Virgil, Tasso, Milton, Rousseau, vor allen aber Ossian und »Paul und Virginia« waren die Bücher, die in meiner Einsamkeit die Sprache meines Herzens mit mir sprachen; in ihnen fand ich Zusammenklang in Bild und Leidenschaft; in ihnen lebte ich! — und nie legte ich eines von ihnen aus der Hand, das ich nicht durchdrungen und erschöpft hatte. Bis an das Ende meiner Tage werde ich jener Sommerabende gedenken, wo ich in der Lichtung eines Waldes aufs Gras hingestreckt, unter dem breiten Schatten eines wilden Apfelbaumes das »befreite Jerusalem« las, so wie jener Herbst- und Winterabende, wo ich in Begleitung Ossians oder Werthers über bereifte Hügel irrte, in einer Begeisterung, die mich verzehrte, die mich über die Haiden dahinjagte, als ob mich Geisterfittige über den Boden hinwegtrügen, bis ich mich auf einen grauen Felsblock niederließ, die Stirne auf die Hand gestützt und horchend auf das rauhe Lied klagender Nordwinde. Und brachen sich finstre, schwankende Wolkenzüge an den Ausläufern der Gebirge, oder wirbelte der Wind die singende Lerche durch seine lustigen Regionen hin, wie meine Sehnsucht, mächtiger als ich, meine Seele mit sich fortriß, mit welchem Namen soll ich benennen, was ich da empfand! — War dieß Jauchzen oder Weinen ein Vergehen in Wonne oder in Schmerz? oder war dieß ein vereintes Losstürmen aller entfesselten Gefühle! Dieß war Liebe und Glaube, Ahnung und Schauer, Entzücken und Vernichtung, ein Himmel des Lichts und ein Abgrund der Finsterniß, dieß war Lächeln und Thräne, Sieg und Verzweiflung zugleich! Das waren die tausend Stimmen der lebendigen Natur, wie sie zu der reinen Seele des Menschen sprechen, das war — — Poesie. Diese Poesie hab' ich öfter in Versen auszusprechen versucht, aber ich hatte Niemanden, der die Verse hören mochte; da las ich sie mir dann selber vor und fand mit Erstaunen, mit Bedauern, daß sie allen völlig unähnlich waren, die ich in den Bänden und Heften las, welche jene Zeit hervorbrachte. Und ich sagte mir, die Welt wird sie nicht lesen wollen, wird sie fremd, bizarr, unsinnig finden, und verbrannte sie, da ich sie kaum geschrieben. So hab' ich Bände dieser unstäten Erstlinge vernichtet, und ich that wohl daran; denn jene Zeit würde sie ins Lächerliche gezogen, und sie durch den einmüthigen Ausspruch derer, welche die Gesammtheit der Literatur darstellen, der Verachtung, der Vergessenheit, dem Tode zugewiesen haben. Was ich seither schrieb, war nicht besser, aber die Welt ist eine andere geworden. Die Poesie ist mit der Selbstständigkeit, mit dem Ideale, mit dem erkräftigten Geistesleben, welche die Restauration uns wiedergab, in Frankreich wiedergekehrt. Mit den Bourbons und der Freiheit schien sich ein neuer Strom der Begeisterung durch Frankreich zu ergießen, die eingeschläferte und unterdrückte Literatur erwachte zu neuem Leben. Seitdem sahen wir eine Anzahl berühmter Namen auftauchen, in der Poesie wie in der Philosophie, die jetzt die Säle unserer Akademien füllen und die diamantene Kette an der Geisterdrücke bilden, welche zwei Jahrhunderte mit einander verbindet. Wer hätte sich zu behaupten getraut, daß fünfzehn Jahre später die eröffneten Schleußen der Poesie mit übereicher Kraft die Herzen unserer Jugend tränken, daß aus diesem ausgestorbenen kalten Brachland tausend und aber tausend jugendliche Geister einer neuen Art und Richtung emporschießen, daß die ins Unglaubliche vervielfältigten Pressen nicht hinreichen würden, die gährenden Ideen eines Heeres von Schriftstellern zu verbreiten, daß die Schauspiele auf allen Bühnen sich drängen, und die kühnen Ausflüge christlich-lyrischer Begeisterung eine neue Sprache begründen würden, um den Ausdruck zuvor nie empfundener Begeisterung zu finden! Wer hätte zu behaupten unternommen, daß Freiheit, Glaube, Philosophie, Politik, daß alle alten und neuen Systeme der Welt, Angesichts des offenen Himmels um die Siegespalme ringen, daß neue nie gekannte Intelligenzen in unermessener Zahl, ein ungeheures, Ehrfurcht gebietendes Gedränge der Meinungsverschiedenheit über Frankreich, ja über die Erde ausbreiten und diese zum Schauplatze des edelsten und kühnsten, die Welt dahinreißenden intellectuellen Kampfes machen würden, wie ihn noch keine Generation gesehen?

Digitized by Google

Nun ist das, woran Niemand zu denken gewagt, wahrhafte, lebendige Gegenwart! Die Poesie war also nicht ausgestorben im menschlichen Herzen, wie jene Tage des Skepticismus und der Berechnung uns aufzureden sich vermaßen! Und wenn sie damals nicht unterging, stirbt sie auch niemals aus!

Oder sollte die Fortdauer des menschlichen Geschlechtes nicht zugleich die Fortdauer seiner schönsten und edelsten Kraft bedingen? Was ist Poesie? Es geht mit ihr, wie mit allem Göttlichen in uns. Nicht ein Wort, nicht tausende umfassen ihren Begriff. — Des Gemüthes tiefste Innigkeit, des Gedankens höchste Heiligkeit auf der Kraft ihrer Schwingen, die ganze Glorie der Natur, allen Wohllaut der Sphären dahertragend, das ist die Poesie! — Sie ist Gefühl und Empfindung, Geist und Körper in einem Daseyn verschmelzend, die vollständigste, die einzige allgemeine Sprache des menschlichen Geschlechts, zu allen Kräften des menschlichen Daseyns zugleich sprechend, als Gedanke zum Geist, als Gefühl zur Seele, als Vorstellung zur Einbildungskraft, als Musik zum Gehör. Lasset sie recht gesprochen werden, und sie verzehrt als Blitz, sie vernichtet durch ihre Uebezeugung, sie berauscht gleich einem Liebestrank, und singt das Menschenherz gleich einem Wiegenlied in der Kindheit süßen Schlummer zuein. Darum überwältigt Poesie den Menschen bald, sowohl im Genießen als im Schaffen; denn indem er sie mit seinem ganzen Wesen erfaßt, mit allen Geistes- und Gemüthskräften, sein Doppeldaseyn nach beiden Richtungen hin zugleich zu ihr erhebend, den Geist zum Geiste, das Herz zum Herzen, erschöpft und überwältigt sie ihn bald, wie die Kräfte durch jeden höchsten Genuß erschlaffen, und ein kurzer, in wenigen Zeilen zusammengedrängter Augenblick umfaßt den ganzen Reichthum seines Doppellebens. Während die Prosa vorzugsweise zum Gedanken spricht, spricht der Vers mit gleicher Beredsamkeit zu Kopf und Herzen. Und obgleich seine Sprache eine geheimnißvolle und unwillkührliche ist, oder vielmehr eben weil diese Speache geheimnißvoll und dem innersten Drange gleichsam unbewußt entquillt, wird sie nie verloren gehen. Nicht eine Sprache der Kindheit ist sie, nicht das Stammeln der Völker, wie, trotz des Gegenbeweises tausendjähriger Erfahrung, uns unaufhörlich eingeredet wird, sie ist die Sprache *aller* Weltalter. — Kindlich und einfältig singt sie an der Wiege der Nationen, steht als schwatzhafte Amme, Mährchen und Wunder erzählend an dem Kissen ihres Lieblings, zieht als Hirtin verkleidet mit dem Hirten über Weiden und schattige Triften, begeistert kriegerische Horden durch Sage und Heldenlied, entsendet Weisheitssprüche und mystische Schauer aus dem Heiligthume der Gottesheerschaft in Egypten und Judäa, wird ernst, philosophisch und weichlich, mit dem Geist Roms, Florenz und Ludwig des XVI., fliegt henlend verwildert den Mänaden der Revolution voran, wie im Jahre 1793, und steigt wie jetzt, ein Phönix des Ostens mit dem neuen Tage der geselligen Ordnung aus dem Schutte einer Welt, aus der Asche der Jahrhunderte hervor. Und altern die Völker, — ja, dann alteet auch die Poesie mit ihnen. Trauerud stimmt sie ihren Grabgesang, düster das Prophetenlied vorgeahnter Zerstörung an; aber mit dem Gerichte verkündet sie die Auferstehung und die Wiedergeburt der Welt in einer bessern Gestalt. — So die Poesie! So ist sie Eins mit dem Menschen, so ist sie der Drang jedes Zeitalters, so ist sie der Nachhall des Wortes der Welt, die rufende Stimme der Menschheit, ausgesandt von ihren erwählten Geistern, von Menschen, die im vollen Sinne Mensch sind, ruhig über die Fluth der Zeiten schwebend, dauernd, wenn ihr Brausen schweigt, und der Zukunft Zeugniß gebend verhallten Wehe- und Freudenruf, verschütteter Thaten und Entwürfe! Nein, die Stimme wird nie verloren gehen über der Erde, denn nicht aus des Menschen Hand ging sie hervor! — Gott selber wollte sie, und sie war der erste Schrei, den der Mensch zu ihm hinaufgesandt! Und sie wird auch der letzte seyn, der zum Schöpfer dringen wird aus dem Herzen seines Geschöpfes, wenn es einst sein Zoen zerschlägt. Denn, von dem sie ausging, zu dem Vater muß sie zurück.

Doch an dieser Zeit ist es noch nicht. Die jugendliche Welt sieht noch einen unermeßlichen Weg, den sie von ihrem jetzigen Zustande zu dem einstigen ihrer möglichen Vollkommenheit durchmessen mag, vor sich liegen, und die Poesie hat noch vieles in ihrer vielseitigen, hohen Bestimmung zu erfüllen.

Sie wird nicht mehr lyeisch seyn in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, sie hat das Kindesalter überholt, wo das mit den Eindrücken des Lebens noch wenig vertraute Herz in harmlosen Liedern überfließt! Sie wird nicht mehr episch seyn, denn der Mensch hat zu viel erfahren, zu viel gedacht, um an dem breiten Strome der Epik zu lauschen, bis seine Wasser verrinnen! — um gläubig den Mährchen und Wundern zu hoechen, deren dunstige Wolkenbilder sein kindliches Staunen fesselten! — sie wird vielleicht bald nicht mehr dramatisch seyn; denn das wirkliche Leben überwiegt in unserer bewegten Zeit, wo der Drang nach Freiheit, nach politischer Thätigkeit alle besseren Kräfte mit sich reißt, das Interesse der Bühne so sehr, daß die gebildeten Klassen, bei dem Theaterbesuche nicht mehr den Eindruck, sondern bloß die Kritik seiner Leistungen im Auge haben. — Die Illusion hat aufgehört, und das Publikum ist aus einem theilnehmenden ein kritisches geworden. Das Drama, aus den unteren Volksklassen hervorgegangen, sinkt wieder zu ihnen zurück, und schon jetzt bringen nur diese noch ihr Herz in die Vorstellung mit. Nicht lange wird daher das Schauspiel zu Folge seiner ausschließenden Bestimmung für das Volk, sich auf einer Höhe erhalten, welche auch die Gelehrten und seiner gebildeten Stände anzieht; — dann wird der gebildete

Digitized by Google

Theil der Gesellschaft das Theater aufgeben. Und erhebt die Bühne sich auch zu der Sprache der Salons, so wird sie diesen dennoch nur ein flüchtiges Interesse darbieten und deswegen bald wieder zu dem Volke zurückkehren müssen, um verstanden und empfunden zu werden. Männer von Genie treten in diesem Augenblicke dem verhängten Untergange des Schauspiels gewaltsam entgegen. Meine besten Wünsche für ihren Sieg! Im schlimmsten Falle wird ihr Kampf ihnen wenigstens ein ehrenvolles Andenken sichern. Es ist der Kampf des aristokratischen mit dem demokratischen Principe. Die Bühne ist der richtigste Höhenmesser des Lebens.

Die Ueberzeugung wird hinfort in begeisterte Gesänge ausbrechen, und die Poesie philosophisch, religiös, politisch und social sich dem Geiste anschließen, der die menschliche Gesellschaft beseelt; sie wird vor allem wahrhaft, individuell, betrachtend und ernst seyn, nicht mehr jenes leichte Spiel des Geistes, welches den schimmernden, oberflächlichen Gedanken bei müssiger Laune in das Gewand des Wohllauts kleidete, sondern der treue, tiefgeschöpfte Nachhall inneren Lebens, den höchsten Fernsichten des Verstandes, den tiefsten Geheimnissen der Seele zugewendet. Nicht mehr mit der Nachahmung des Menschen, mit dem Menschen selber, mit dem wirklichen ganzen Menschen wird sie hinfort zu thun haben.

Länger als durch ein volles Jahrhundert steigen die Vorzeichen und Herolde dieser Poesie am gestirnten Himmel auf, und unsere Tage haben sie vervielfältigt. Die Poesie hat ihre Kunstformen allmählig abgestreift, es ist beinahe nichts von ihr übrig geblieben als sie selbst. Je mehr die Gesellschaft sich verstriegerte, in gleichem Maße die Poesie. Sie bedarf des Fantomes nicht mehr bei ihren Entbindungen, sie verschmäht jeden Mechanismus! — denn das erste, woran der Geist des Lesers geht, ist dem Fantome seine Hüllen abzustreifen, den Mechanismus zu zerstücken und nun die Poesie selber in dem poetischen Werke, die Seele des Dichters in seiner Schöpfung zu suchen. Aber wird sie deßwegen aufhören, weil sie wahrhafter, einfacher, herzlicher geworden, als sie es jemals war? Nimmer. Ein volleres, kräftigeres, wirkungsreicheres Leben lebt sie hinfort! — Ich berufe mich auf das Zeugniß dieses Jahrhunderts. Da entfalten Liebe, Glaube und Freiheit die Fahnen, die einigen Drei, so die Poesie selber sind, da glänzen Genien der höchsten Bedeutung, da tauchen jugendliche Geister auf, die Verheißungen dieser Tage mehr und mehr erfüllend. Vielleicht war es mir mehr als irgend jemanden gegönnt, die Wahrheit des hier Gesagten zu erkennen! — denn oft war ich der unbelauschte Vertraute jener tausend und aber tausend Stimmen, die geheimnißvoll durch das Geräusch des bewegten Lebens, wie durch die Stille der Einsamkeit tönen, die der Ruhm noch nicht genannt hat. Nie war Frankreich und die Welt so reich an echten Dichtern, so erfüllt von echter Poesie, wie in dem Augenblicke, da ich diese Zeilen niederschreibe. Mögen Vorurtheil und Oberflächlichkeit auch noch so laut durch ihre Herolde ausrufen, die Poesie hat ihre Bestimmung erfüllt, die gealterte Menschheit eilt ihrem Verfall zu! Ich sehe nirgends einen Rückschritt der Wissenschaft, nirgends eine Spur des erschlaffenden Alters, wohl aber veraltete Institutionen, die da einbrechen und verfallen, wohl aber eine verjüngte Welt, in der die Gewalt des inneren Dranges sich nach allen Richtungen hin offenbart, und die nach Planen, die kein Verstand voraus sieht, an dem Werke bauen wird, das Gott dem Menschen, durch rastloses Einreißen und Herstellen, zu vollenden aufgab, ich meine die menschliche Bestimmung! Bei diesem Bau ist die Poesie kein müssiger Zuschauer, wenn auch Plato sie aus seiner Republik verwies! Sie ist der große Gedanke, der über dem Werke der Hände schwebt, sie die große Kunstrichterin, die den Menschen auf die Alltäglichkeit seines Wirkens hinführt, ihn rastlos zum Edleren spornt, ihm auf ihr ewiges Reich, auf ihre Gottesstadt, auf ihre Utopien und besten Staaten hindeutet, und ihm den Muth sie zu suchen, die Hoffnung sie zu erreichen ins Herz gibt.

Um diesen philosophisch-rationellen, politischen und socialen Theil ihrer Bestimmung zu erfüllen, hat die Poesie aber eine besondere Aufgabe zu lösen, die nämlich, daß sie sich dem Geiste der Institutionen und der Presse anschließe. Sie wird sich ein Publikum machen und zum Volke herabsteigen müssen, wie die Religion, die Moral und die Philosophie. Die Presse scheint sich zu diesem Werke vorzubereiten, einem Werke von ungeheuerm Umfang und Einfluß, das, indem es rastlos die Ideen Aller auf Alle überträgt, Berge zu ebnen, Thäler auszufüllen, alle Ungleichartigkeit der Intelligenz auszugleichen und keinen anderen Willen auf Erden übrig zu lassen geeignet ist, als die durch die Weltkraft erstarkte Weltidee. Wer berechnet die Wirkung eines Verbandes aller Ideen? — wer überschaut seine unermeßlichen Folgen, als der ewige Vater, der dem Menschen Geist von *seinem* Geiste, Leben von *seinem* Leben gab!

Die Poesie unserer Tage hat auch diese Erscheinungsform schon angenommen, und Talente hoher Bedeutung haben sich hinabgeneigt zum Volke. — Die Poesie ward zum Volkslied. Auf den Fittigen seiner Refrains eilte sie von Thal zu Thal, von Hügel zu Hügel, manche glorreiche Erinnerung, manch' heiliger Entschluß, mancher Anklang socialer Sympathie kehrte mit ihr unter dem Strohdache des Landmannes ein, doch hat sie bis jetzt leider nur die Aufregung der Leidenschaften, des Hasses, des Mißmuthes dort heimisch gemacht. — O möchte der Volksdichter die Regungen seines Herzens doch ausschließlich der Wahrheit, der Einigkeit, der Liebe, den heiligen Gefühlen der Religion und menschlich hoher Begeisterung weihen! Dieß ist die Poesie, die erst geschaffen werden muß, welche die Zeit fordert, nach der das Volk dür-

Digitized by Google

stet, welches, weil der Natur, auch der Poesie des Herzens näher steht als wir. — Nur ist es an uns, ihm die Zeichen der Natur zu deuten, in seiner Sprache von ihrer Hoheit zu sprechen und seinen lebendig frischen Sinn zur Großmuth, Vaterlandsliebe und religiösen Begeisterung hinzuführen.

(Schluß folgt.)

Der Fremde in Wien und der Wiener in der Heimath. Möglich vollständiges Auskunftsbuch für den Reisenden nach Wien und während seines Aufenthaltes in der Residenz; auch genaue Anzeige alles dessen, was für Fremde und Einheimische in Wien sehenswerth und merkwürdig ist. Von Dr. Wilh. Hebenstreit. Mit einem Plane der inneren Stadt. Dritte, vermehrte und durchaus verbesserte Auflage. Wien, Armbruster, 1836.

Seit dem Jahre 1830, in welchem die erste Auflage des vorliegenden Handbuches erschienen ist, haben beinahe jeden Sommer zwei bis drei Beschreibungen Wiens unter den verschiedensten Titeln ihr Glück versucht — ein Beweis, daß dieser Zweig der Literatur nicht ohne günstigen Einfluß auf die Spekulationslust geblieben ist. Die Feststellung ihres Werthes ist für die Kritik jetzt um so leichter, als bereits die Stimme des Publikums darüber entschieden hat, und sie mit Recht größtentheils wieder in Vergessenheit gerathen sind. Unter diesen Umständen, und wenn man bedenkt, daß der so oft erneuerte, vortreffliche Pezzl stets einen beispiellos schnellen Absatz gefunden hat, liegt wohl schon in den drei rasch auf einander folgenden Auflagen der vorliegenden Arbeit das gültigste Zeugniß für ihre Gediegenheit und höchst zweckmäßige Einrichtung. Abgesehen aber selbst von dieser Thatsache lassen sich die beiden genannten Eigenschaften, als die recht eigentlichen Lebensbedingungen eines solchen Handbuches, durchaus nicht verkennen. Sie treten sowohl in der Anordnung des Ganzen, als auch durch die Richtigkeit der Angaben und Präcision der Darstellung siegend hervor. Daß übrigens die gegenwärtige Ausgabe eine wahrhaft verbesserte, zeigt schon ein nur flüchtiger Vergleich mit den früheren; die Bemerkungen, welche sich etwa noch dagegen machen ließen, sind in der That entweder sehr untergeordneten Ranges, oder betreffen Neuerungen während des Druckes. Wünschenswerth bleibt es unter Anderm, daß in einer künftigen Auflage die Notiz (S. 173) über die k.k. Universitäts-Bibliothek in einer verbesserten Gestalt erscheine. Ihr jährlicher Fond zum Anschaffen neuer Bücher ist nicht die Summe von 3200, sondern 2500 Gulden C. M., und die Anzahl ihrer Bände belaufe sich bereits etwas über 104,000. Die Bemerkung des Haushalenders für das österreichische Kaiserthum über ihre Gründung ist durchaus unrichtig, da die alte akademische Bibliothek schon vor zwei Jahrhunderten mit der Kaiserlichen vereinigt worden; die gegenwärtige Universitäts-Bibliothek aber keine andere ist, als die der ehedem dort bestandenen Jesuiten mit den späteren, zeitweisen Erwerbungen. —

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne der äußeren Ausstattung zu gedenken, welche hier, wie bei allen Artikeln der geschätzten Verlagshandlung, eben so zweckmäßig, als geschmackvoll erscheint. F.

Notizen.

Im Jahre 1819 erschien bei P. Didot zu Paris: La Henriade, édition dédiée à S. A. R. Monsieur etc. 308 S. gr. Fol., wovon nur 125 nummerirte Exemplare auf feinem Papier und 1 auf Pergament abgezogen wurde. Das Pergament-Exemplar kaufte im J. 1821 der Präfect des Seine-Departement, um es im Namen der Stadt Paris dem Herzog von Bordeaux zu überreichen. Herr Didot erhielt dafür 2250 Fr., die Kupferstecher Granger, Conder u. A. für jede der zwölf besonders gestochenen Platten 500 Fr., der Buchbinder Hr. Simier für den Einband 572 Fr. u. s. w., so daß dieses Exemplar zusammen 9190 Fr. kostete.

»Furchtlos und treu« heißt ein historischer Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, welcher so eben in drei Bänden bei Weise in Stuttgart erschienen ist. Der Verfasser Dr. Morvell, hat ein Stückchen vom dreißigjährigen Kriege, von der Landung Gustaph Adolph's an bis zur Einnahme von Frankfurt an der Oder morcellirt, und, außer einer doppelten Liebesgeschichte, eine Testaments-Intrigue darunter geschnitten und gemengt, nicht aber zu chemischer Innigkeit gemischt.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

38. Mittwoch, den 11. Mai 1836.

Ueber die Bestimmung der Poesie.

Nach dem Französischen des Alphons de Lamartine.

(Schluß.)

In allen ersten Zuständen der Menschheit neigte die Poesie sich zum Spiritualismus hin, soll die vorgeschrittene Bildung die Menschheit dieses süßesten Trostes berauben? Nein! nichts geht unter in der ewigen Ordnung der Dinge, und tritt in verjüngter Gestalt wieder hervor. So die Poesie des Herzens, zu allen Jahrhunderten wird Poesie der schützende Engel der Menschheit seyn!

Es gibt ein Calabresisches Nationallied, welches ich die Mädchen von Amalfi singen hörte, indem sie mit ihren Krügen vom Brunnen zurückkehrten. Ich hab' es einst bei einer andern Gelegenheit übersetzt, und es scheint mir so ganz an seiner Stelle, daß ich nicht umhin kann, es herzusetzen. Es singt ein Mädchen:

Der Schutzengel.

Im Garten saß ich,
Zwölf Jahre zählt' ich kaum;
Und Blüthe trieben
Citron- und Mandelbaum,
Und Frühlingswinde
Die rauschten linde,
Daß froh erschüttert war
Mein ringelnd Lockenhaar;
Da hört' ich eine Stimm' im Herzensgrunde.
Das war ein süßer Klang
Daß mich die Lust durchdrang:
Abendwind, Glockenton,
Schäferschalmei
Tönen und rufen
Ihn nimmer herbei!
Des Kindes Stammeln nicht,
Das Wort der Mutter spricht
Nicht aus den Klang!
Er tönet nicht vom Menschenmunde —
Mein Schutzengel war es, der über mir wach
Vom Herzen zum Herzen so süß zu mir sprach!

Und als mein Trauter
Das Wort des Scheidens sprach,
Nach Liebesnächten,
Beschützt vom Feigenbach,
Da rang mit Beben
Mein stiehend Leben
Dem letzten Kusse nach,
In dem das Herz mir brach!
Und eine Stimme tönt vom Herzensgrunde.
Das war ein süßer Klang,
Flüsternd und liebesbang!
Nicht seiner Stimme Schall,
Ach nicht sein Gruß,
War kein Geräusch, wie
Sein eilender Fuß!
Des Waldes Echo nicht
Vom Lied der Hirten spricht
Ihr nach den Klang!
Er tönet nicht vom Menschenmunde —
Mein Schutzengel war es, der über mir wach
Vom Herzen zum Herzen so süß zu mir sprach!

Und als ich, jung noch,
Beglückte Mutter war,
Und aller Segen
Der Welt mir offenbar,
Und sah sich neigen
Von Baumes Zweigen
In meiner Knaben Hand
Die Frucht von Gott gesandt, —
Da hört' ich eine Stimm' im Herzensgrunde.
Das war ein froher Klang,
Froher als Vogelsang!
Stammelst doch du nicht so
Schlummerndes Kind,
Wenn dir die Himmel dort
Aufgethan sind!
Das Lied der Fischer nicht,
Des Meeres Rauschen spricht
Nicht nach den Klang!
Er tönet nicht vom Menschenmunde —
Mein Schutzengel war es, der über mir wach
Vom Herzen zum Herzen so süß zu mir sprach!

Nun bin ich einsam
Die ich ergraut und alt,
Verdorrt, verlassen,
Ein Baum im öden Wald.

Digitized by Google

Und wärm' die Hände,
Und schür' die Brände,
Und seh den Ziegen nach
Bin bei dem Kindlein wach!
Und treulich tönt die Stimm' im Herzensgrunde,
Und singt mit leisem Klang:
Sei frommes Herz nicht bang!
Ach nicht die Stimme ist's,
Die mir erschallt,
Als mich das Leben
Des Frühlings umwallt!
Ach, *seine* Stimme nicht,
Den ich beweine, spricht!
Woher der Klang?
Er tönet nicht vom Menschenmunde!
Mein Engel du bist es, der treu mir vereint,
Einst über mir wachte — und jetzt mit mir weint!

So sangen die Mädchen in Calabrien von ihrem Schutzengel. Die Menschheit darf etwas Aehnliches von der Poesie sagen. Sie ist eben die Stimme, die in jedem Zeitalter aus dem Grunde ihres Herzens zu ihr spricht. Sie singt, liebt, bethet und weint mit ihr, auf allen Wegen ihrer irdischen Pilgerschaft.

Ueber den Goethischen Briefwechsel. Von G. G. Gervinus. Leipzig. W. Engelmann. 1836. 185 S. 8.

Es thut mir leid, mit dem gelehrten, edlen und gewandten Verfasser der Geschichte deutscher National-Poesie über die Gegenstände, welche das vorliegende Buch abhandelt, fast in keinem einzigen Punkte übereinstimmen zu können. Er hat aus dem Briefwechsel Goethes mit Lavater, Schiller, Zelter, Bettina, und Merks, wie Knebels Correspondenz, einen literarischen Roman destillirt, zu welchem eine oberflächliche und einseitige Willkühr die Ingredienzien hergab. Die Vorrede ist ein leiser, sittlicher Beweis, daß er den Defect empfindet, den er vergebens zu decken sucht. Die Behandlung zeigt von vieler Routine, und wenn Gervinus sich dagegen verwahrt (S. 7), daß man das Werkchen einen Abriß deutscher Literaturgeschichte nenne, so ist das nur Bescheidenheit; man kann es in der That so nennen; der Stoff ist glücklich vertheilt, entwickelt, verbunden; man liest mit Bequemlichkeit die erzählende Kritik fort, und macht sich bei dem kleineren Werkchen auch weniger aus der fast absatzlosen Continuirlichkeit des Textes, deren Vorbild in der National-Literaturgeschichte unser Auge so oft mit Sehnsucht und Ermattung gequält hat. So viel vom Wie; das *Was* wird schwerer abzuthun, noch schwerer zu loben seyn. Da nun aber das Urtheilen über Urtheile immer eine eigene Sache bleibt, so will ich Blatt für Blatt vorüberwandeln, und nur immer da mit einer Frage stehen bleiben, wo ein Stein des Anstoßes liegt; antworten mag der Leser selbst. So werde ich weniger unbescheiden und unterhaltender seyn.

„Die neueren Briefwechsel ... lassen zu tief in solche Sphären des Privatlebens hineinblicken, die der Oeffentlichkeit am besten entzogen bleiben« (S. 2). Warum entzogen? gewinnt die innere Geschichte der Literatur nicht dabei? oder verlieren wahrhaft große Menschen, wenn man sie *ganz* kennt? oder ist es Schade um die, welche dadurch verlieren? was ist mehr werth: Wahrheit oder eine hergebrachte Namenspietät? — »Die Sucht, den Autoren hinter die Gardine zu blicken, konnte nur die Folge von dem Bestreben des Autors seyn, den Schriftsteller hinter dem Menschen oder diesen hinter jenen zu verstecken« (S. 3). Das ist sehr unklar ausgedrückt. Uebrigens: was thut denn *Gervinus*? wenn man das Buch unbefangen durchgeht, ist nicht darin etwas von einer chronique scandaleuse? Schriftsteller und Mensch — ist nicht, dieß Verhältniß zu ergründen, das Alpha des echten Kritikers? — »Die Lust zu ausführlicherer Briefstellerei kam Goethen erst mit der Abnahme seiner productiven Kraft, und zugleich mit der Neigung, sich und sein Treiben dem Publikum mehr und mehr zu entrücken« (S. 4). Hat Goethe nicht gerade zu der Zeit, da seine productive Kraft abnahm, sich vorzüglich damit beschäftigt, dem Publicum über sich selbst Rechenschaft abzulegen, so daß er, wie Niemand, sein eigener Commentator wurde? — Ist Wieland, »der gute Mann« (S. 15); »der alte Hofmeister« (S. 18), der sich darin gefiel, ein Mittelding zwischen Horaz und Sokrates zu spielen« (? S. 18; warum nicht, zu *seyn*?), mit jener Ehrfurcht behandelt, die uns Jüngern, diesem schönen, großen, liebenswürdigen Geiste gegenüber ziemt? — Ist es wahr, daß wir Merck klarer charakterisiren können, als es Goethe vermochte (S. 24), der ihn persönlich kannte und ein Goethe war? sollen die an ihn gerichteten Briefe so viel bedeuten, während keiner von ihm darunter ist? Sind die Grobheiten, die er reichlich an Goethe austheilte (S. 25), Weisheit und tiefer Blick? wenn Goethe sich in seinem stillen Wirken, in der Ausbildung seines eigensten Wesens, dadurch, daß Merck sagte, Alles, was er geschrieben sey D—, im Vergleich mit dem was er seyn könnte, hätte hindern lassen, würden wir ihm's danken? — »Nach so vielen Klägern wollen wir endlich (!) auch den Deliquenten hören« (S. 26). Das ist — Goethe. Als Delinquent tritt er also in einem Buche auf, aus dem wir über ihn zu lernen gekommen sind! ist das würdig? — Wer sagt, daß ihm Lavater innerlich so entfernt gewesen sey, wie äußerlich? (S. 26) Machen Confessionen Menschen? — ist die Schilderung, wie sich Goethe in's Hofleben, und in Dinge stürzte, denen er nicht gewachsen war (S. 29), geschichtlich? mit dem sichern und hoffentlich klaren Begriffe, den wir von Goethe haben, vereinbar? — »es muß einer kein Mensch

Digitized by Google

seyn oder keine Menschen kennen, wer ihm dieß unversöhnlich nachtragen wollte« (S. 29) — riecht das nicht nach der Pharisäermanier? oder nach der, mit welcher Kaffeefreundinnen einander Gutes nachreden? — Wir überschätzen eben auch Knebeln nicht; aber kann man sagen, daß er „eine ärmliche Figur« (S. 35) gespielt habe? — darf man sagen, daß ihn »Zerstreuung, Zertheilung, Unstätigkeit, Unzufriedenheit, mit, und Unklarheit über sich selbst beherrschten« (S. 36)? — „Konnte Goethen die Anerkennung von Wielands schönem Naturell Ernst seyn?« (S. 37) konnte sie bloß? war sie's nicht? sind solche Seitenblicke auf den Charakter und die Offenheit großer Männer, wo das quilibet praesupponitur bonus etc. des Juristen bei Seite gesetzt wird, Literargeschichte? und wo steckt »der Schelm und Schalk« in der Recension der Wossischen Gedichte? (S. 37) wird es nicht allen billig Denkenden ergehen, wie dem »treuen Heinrich,« dessen Ehrfurcht vor dem Großen (S. 38) so lächerlich gemacht wird? wirkt die Bewunderung menschlicher Hoheit nur auf »unselbstständige Menschen?« (S. 38) besteht die Selbstständigkeit darin, daß man dem Guten und Rechten keinen Einfluß auf sich gestattet? — Wielands »Bescheidung wäre so oft Schwäche, seine Bescheidenheit Mittelmäßigkeit, und Mäßigkeit Halbheit gewesen?« (S. 39) — Wirkte die italienische Reise auf Goethe bloß »isolirend, das poetische Schaffen eher beschränkend« ein, wie S. 51 u. f. erzählt wird? schüchterten die Weltbegebenheiten ihn ein (S. 52), ist das der rechte Ausdruck? warf er sich »mit einem merkwürdigen Hasse« gegen die gegenwärtige Geschichte, und »hing nur noch aus Gewöhnung an Poesie?« (S. 52) »der Künstler steht außer dem Leben und der Wirklichkeit; ... Goethe hatte diese Eigenschaft so sehr« ... (S. 53); wirklich? Menschen wie Goethe sind »mehr als Meisterstücke der Natur zu bestaunen, denn als Resultate ihres eigenen Bildungsvermögens zu schätzen?« (S. 56); wie steht's da mit dem »sich's Sauer werden lassen« welches der eigentliche Charakterausdruck seines Wesens war? oder glaubt man wirklich noch das alte Mährchen von der Fee, welche die letzten und höchsten Resultate menschlichen Strebens ihren Schützlingen im Schlafe eingibt? — Es ist treffend und schön, was (S. 62) von der periodischen Schriftstellerei gesagt wird; aber ist es so im weitesten Sinne wahr? muß man das Wirken in die Zeit durch ihre Organe ganz aufgeben? — ist die Unterscheidung W. Meisters (S. 71) in einen epischen und einen didactischen Theil scharf? kann man die Theorie des Schauspielwesens episch, die des Lebens didactisch nennen? hat man dieses Buch begriffen, wenn man die Lösung »dunkel und ungenügend« (S. 71) findet? muß man Goethes eigene, hingeworfene Aeußerung vom „realistischen Tic« (S. 73) glauben, und materiell fassen und deuten? steckt nichts anders dahinter? wird nicht jeder tiefere Mensch, der es versucht hat, sein Inneres der lieben Welt herzlich zu offenbaren, am Ende sich zu jener ernsten, herben Maxime bekennen, die hier als Tic erscheint? — Sind die Forderungen Schillers an den Faust (S. 77) von denen Goethes verschieden? sind sie unerfüllt geblieben? war der Rath, den Schiller Goethen gab, sich alls vollendetes Ganzes zu betrachten, und fortan nur noch verschiedene Arten des Ausdrucks zu suchen (S. 79), ein guter? auf wessen Seite war hier das Streben, auf wessen die egoistische Befriedigung? — Sind es »eitle Reflexionen« (S. 81), sind es Widersprüche, wenn Goethe einerseits den Wolfischen Studien über Homers Vielheit ihre gelehrte Geltung läßt, uns Lebende aber andererseits ermahnt, uns fortwährend an Homers lebendige Einheit zu halten, die einmal da ist, und dem Innern des Ganzen nimmer geraubt werden kann? was können wir anders thun, wenn ein Gelehrter kommt, und uns beweist, an der Iphigenia hätten fünf gearbeitet? es wäre nicht möglich? bei Gelehrten ist alles möglich. — Mit einem parturiunt montes wäre der Werth des Fragmentes Achilleis (S. 82) abgefertigt? des Gedichtes, von dem Goethe nie sprach, ohne einen „Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben zu hinterlassen, den Schiller nie vergessen konnte?« (S. 66) sollte man eine solche Ansicht über dieß Gedicht für möglich halten? aber — sagt ich nicht eben, daß bei Gelehrten alles möglich sey? — »Wenn die Gedichte des Mittelalters, die Nibelungen, Gudrun u. s. von einem Manne u. s. w. in ihrem Verhältnisse zu Geschichte und Epos schon wäreu eingeführt gewesen, dieß hätte Einem der beiden Männer (Goethe oder Schiller) zu ganz andern Einsichten verhelfen können!« (S. 84) Muß man hier nicht lächeln? — hat das mißliche Verhältniß eines modernen Dichters zur Nation in Bezug auf die Möglichkeit klassischer Dichtkunst nicht schon längst Goethe selbst (Bd. 45, S. 127) trefflich auseinandergesetzt, und übertriebene, unbillige Forderungen als üble Laune bezeichnet? —

Goethes Dichtungen schwanken zwischen Antikem und Romantischem (S. 90)? — Ihm wäre nöthig gewesen, »die Menschen in größern Verhältnissen handelnd zu beobachten« (S. 91)? — »Das Interesse für das Ganze durfte ihm nicht abgehen, falls er in den höchsten Gattungen der Poesie etwas wahrhaft Großes hätte erschaffen sollen« (S. 92); jenes ging ihm also ab? und dieses hat er nicht erschaffen? — »seine sclavischesten Verehrer läugnen nicht, daß er die Bewunderung der Welt mehr verdient haben würde (!), wenn er seine poetischen Gaben auf imposante Stoffe (!) allein hätte verwenden wollen« (S. 92). So? — »die Physiker schieben Goethe als Dilettanten zurück« — billigt es Gervinus? — »und, wem die handelnde Natur des Menschen etwas gilt, wehrt ihn wie einen Dilettanten ab« (S. 91).

»Was willst du, daß von deiner Gesinnung
Man dir nach in's Ewige sende?«

Digitized by Google

— Er gehörte zu keiner Innung, —
Blieb Liebhaber bis an's Ende.

Goethe.

Hier brauche ich hoffentlich gar kein Fragezeichen mehr, sondern schlichte Anführung der Behauptungen. »Auf diesen Punkt werden sich alle verständigen und unverständigen Ausstellungen, die man an Goethe macht, reduciren« (S. 94). Ist das nicht naiv? — »daß Epos und episches Drama die höchsten Gattungen der alten und neuen Dichtung sind, daß er an diese nur gestreift hat, das muß man bei aller Bewunderung bedauern« (S. 94). Dieser Satz ist der unglücklichste, den Gervinus geschrieben. Kann die größte Flüchtigkeit ihn entschuldigen? soll überhaupt Flüchtigkeit irgend ein Entschuldigungsgrund seyn dürfen? man sehe ihn genauer an: daß Epos u. s. w. die höchsten Gattungen der Dichtung sind — das muß man bedauern! — ? — »zugeben« hat der Verfasser schreiben wollen, — aber das Publikum frägt, was man geschrieben hat; und, abgesehen von dieser Nachlässigkeit, — »episches Drama,« hölzernes Eisen, gestriges Heut, — die höchste Gattung? und Goethe hätte wirklich an dieses Ideal gestreift? — versteht irgend Jemand die Geschichte von dem »ganzen Halben und halben Ganzen,« welche Gervinus S. 95 erzählt? — Spott verdient Goethe? (S. 97) — weil er das handelnde Leben verachtet (!) hat? (S. 96) — was ist das für eine Gefahr, die Schillern bevorstand, — nationaler Poesie nationale Zwecke unterzulegen? (S. 106) hat eine nationale Poesie andere? — Ob die Distinctionen S. 111 von allen Lesern so »haarscharf« werden gefunden werden, wie sie Gervinus selbst nennt? er will sagen: der Eine weiß was er will, und kann's nicht machen, der Andere kann was machen, weiß aber nicht, was zu machen wäre; — ist das so neu? tief? — Nimmt Gervinus den rechten Standpunkt ein, wenn er zwischen Goethe und Schiller, während er ihre Discussionen, die wir bereits aus dem Briefwechsel kennen, wiederhohlt, — den Schiedsrichter macht, und sagt: hier hat's Dieser, hier der Andere getroffen? (S. 124) — Gibt es wirklich keine Objecte, die man in Goethes Sinne (S. 137) symbolisch nennen kann? keine solchen Fälle, die als charakteristische Repräsentanten von vielen anderen dastehen? jeder Gegenstand fiele in diesen Bereich? — ist die Schilderung von Goethes Alter (v. S. 145—150) treu? liebevoll? einsichtig? schicklich? — das Auffangen des »Räuspern's und Spuckens« (S. 146) zur Sache gehörig und zur »historischen Würde"? — was ist denn das: »instinctmäßige Weisheit der Masse« (S. 148) — wovon Goethe nie einen Begriff gehabt haben soll? hatten wir einen davon? — ist es wahr, daß sich der alte Mann in seiner Heftigkeit nicht seiner eigenen Jugend erinnerte?« (S. 148) — er, der von sich sagte: »Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen, so mußt du die Fehler des Alters begehen!« (Bd. 3, S. 246) und: »Fürwahr! sie wären unerträglich, wär' ich nicht auch unerträglich gewesen!« (ibid. S. 248) und: „Ihr liest verrückten Werther schalten, — so lernt nun wie das Alter verrückt ist!« (Bd. 4, S. 311). — Ist das Verhältniß zwischen Goethe und Zelter ganz so lächerlich und erbärmlich, wie es S. 152 u. f. dargestellt wird? ist das Bettinens zu Goethe nichts als »die Spitze der Abgötterei, die mit Goethe getrieben ward?« (S. 153) und was werden Freunde dieses Briefwechsels dazu sagen, daß unser Verfasser in Bettina das Mittelalter findet, und versichert (S. 161), »dieses Buch könne jedem einsichtigen Forscher hierüber ganz merkwürdige Aufschlüsse geben, und es sey ihm selbst eine überraschende Befriedigung, an diesen lebendigen Offenbarungen zu erfahren, daß er in seinen Forschungen über romantische Literatur nicht ganz unglücklich war;«? — ist es wahr, daß man die fernere Geschichte der Briefstellerin wissen müßte, um über die ganze Erscheinung ein abgeschlossenes Urtheil zu geben (S. 181)? war, was Goethe von Beethoven sagt, schon wieder »Schalkheit« (S. 180) konntest du, armer Goethe! das Tiefste deines Wesens nicht äußern, ohne für einen Lügner zu gelten? — kann man Bettina krank nennen? (S. 181) unzurechnlich? (ibid.), ihre tiefen Wahrnehmungen Verirrung? (ibid.) — Und schließlich; wenn wir das Buch nun weglegen: was haben wir gelernt?

So hätten wir uns denn durch das Ganze mühsam genug hindurchgefragt, und brauchen die Antwort nicht aufs Papier zu setzen. Kann seyn, daß sie bei manchem Leser nicht so ganz zum Nachtheile des Buches ausfiel, wie bei mir; der Zweck des Fragens ist auch dann erreicht. Denn es war uns ja nicht um Tadel und Widerspruch zu thun, sondern um Deutlichkeit; wir fragten, um die endlose Weitläufigkeit zu vermeiden, die aus Ansichten über Ansichten entsteht; und deßhalb, weil wir einen Schriftsteller nicht mit kurzem Tadel abfertigen wollten, den zu schätzen, zu lieben, zu rühmen, wir so viel Veranlassung gefunden haben.

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Notiz.

Unter den Deutschen kann Justus Lipsius, der 1606 starb, für den Ersten gelten, welcher die Satyre versuchte, es wäre denn, daß man ihn zu den Niederländern rechnen wollte, weil er zu Isch, einem Flecken in der Gegend von Brüssel, geboren war. Dann könnte man den Joachim Rachelius für den ersten Satyriker unter den Deutschen halten, der 1669 starb, und in Sprichwörtern die Laster durchzog.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

39. Sonnabend, den 14. Mai **1836.**

Neueste Darstellung der k. k. Ambraser-Sammlung im Belvedere in Wien. Nach der vor kurzen (!) getroffenen neuen Einrichtung, und des etnographischen Cabinets. Von A. F. Richter. Wien bei C. Haas 1835. 8.

Das erste Erforderniß eines Museographen ist eine vieljährige Autopsie, ein fortgesetztes Selbstsehen, und ein liebevolles Studium der betreffenden Gegenstände; daher sollen Museumsbeamte auch die besten Museographen seyn. Diesem Berufe entsprach Alois Primisser aufs vollkommenste. Derselbe, von seinem gleich würdigen und als Hellenisten verdienstvollen Vater für das Institut erzogen und ausgebildet, lieferte ein drei und zwanzigjähriger Jüngling im Jahre 1819 die als Meisterwerk im In- und Auslande anerkannte historische Beschreibung der k. k. Ambraser-Sammlung, und später für das größere Publikum einen kleinen, sehr zweckgemäßen Uebersichts-Katalog um 30 kr. W. W.

Wie es aber mit der vorliegenden literarischen Schöpfung herging, welche weder das Feld der Museographie erweitert, noch ein vom Verfasser gewünschtes Bedürfniß des Besuchers befriedigen kann, möge der geneigte Leser hiermit vernehmen. Herr Richter nahm beide vorbenannte Kataloge Primissers zur Hand, schnitt mit seiner kunstrichterischen Scheere weg, was ihm beliebte, stellte die Sätze um, variirte hie und da den Ausdruck, und beschenkte mit dem leichten Facit das Publikum. Daß übrigens der neue Museograph selbst mit dem Lokale seines Gegenstandes nicht vertraut ist, beweiset schon der Titel auf dem bleichen Umschlage, wo er (wie S. 141) das ethnographische Cabinet mit den Geräthschaften und Kleidern der Südsee-Insulaner und Grönländer in die Stadt, Johannisgasse Nr. 972, versetzt, und dann S. 145, den Uebersichts-Katalog Primissers S. 33 fast wortetreu abschreibend, sagt: die Sammlungen ethnographischer Seltenheiten befinden sich in den großen Glasschränken eines Seitenzimmers rechts neben dem großen Eingangssaale; gleich hinter dem Wartzimmer des Cabinetsdieners, Herr Cicerone, im Zimmer mit den Chineser-Tapeten!

Ferner spricht er von einer vor kurzen getroffenen neuen Einrichtung. Was wurde denn neu eingerichtet? Wenn man die Worte auf dem Umschlag und dem Titelblatte mit einander vergleicht, ist man allerdings im Zweifel, ob die k. k. Ambraser-Sammlung oder das ethnographische Cabinet, oder beide eine neue Einrichtung erhalten haben!

In der k. k. Ambraser-Sammlung wurde hinter dem sogenannten Gold-Cabinete ein dem Zimmer VII ähnliches zweites, künftig mit VII. B (wie jenes mit VII. A) zu bezeichnendes Cabinet vorigen Sommer eingerichtet, und dieses enthält 23 kleine ovalrunde und 14 dreieckige Stücke von Porträten derjenigen Fürsten und Helden, deren Rüstungen in der k. k. Sammlung sind, mit den beigeschriebenen Namen, 6 kleine sehr werthvolle byzantinische Bilder, Philippine Welser auf dem Paradebette liegend &c., in allem 67 Gemälde, welche, wie alle von Primisser übergegangenen secundären Gegenstände, Referent seiner Zeit in einem probehältigen Kataloge mittheilen wird. Hiervon macht der unwissende Wegweiser S. 104, wohin diese feisch restaurirten Gemälde gehören, mit keiner Sylbe Erwähnung; ich finde wenigstens in dieser neuesten Richter'schen Darstellung stets nur das Alte von Primisser.

Auch das ethnographische Cabinet erhielt keine neue Einrichtung, wohl aber eine Bereicherung an ethnographischen Merkwürdigkeiten, welche wir für die S. 140 vom Verfasser versprochene zweite Auflage, damit sie sich auch als eine vermehrte rühmen kann, hier an das letzte Nr. 363 einreihend sub C und D mittheilen wollen:

C. Chinesische Seltenheiten, vom General-Consul Wats aus China gebracht:

Nr. 354—355. Ein schwarzes hölzernes Stäbchen, mit einen ebenfalls hölzernen, rothlackirten Scheide, welche oben auf das Stäbchen gesteckt werden kann. 356. Ein Theil eines ledernen Riemzeugs mit Quasten. 357. Ein chinesisches Soldatenschwert, in grüner Scheide aus Fischhaut, mit kupfervergoldetem Beschläge. 358. Ein Bund chinesischer Kupfer-Münzen. 359—362. Zwei rothlackirte und zwei elfenbeinerne chinesische Speise-Stäbchen.

Digitized by Google

D. Waffen und Geräthe der Südsee-Insularen, aus den Resten der Sieber'schen Sammlung gekauft am 1. October 1829.

Nr. 362. Ein Kistchen von Holz mit geschnitzten Götzen aus Neuseeland. 376. (a. b. c.) Drei ausgezeichnete Götzen von Beilstein aus N. 377. (a. b.) Zwei kleinere Götzen von Beilstein aus N. 363. Ein Ruder mit Schnitzarbeit des ersten Ranges, aus Otahiti. 364. Ein Ruder mit langem Stiele. 372. Ein Ruder aus Neuseeland 365 und 366. Zwei morgensternartige Keulen aus Neuseeland. 367. Eine Helmbarde von schwarzem Ebenholze aus Tonga-Tabu. 368 und 369. Zwei Keulenärte. 370 und 371. Zwei Keulenstäbe. 373. Eine hölzerne Handhaue aus Neuseeland. 374. Eine Handhaue von Wallfischknochen aus N. 375. Ein vierspitziger Fischspieß aus Otahiti. 378. Ein Meerohr (Halyotis Iris). 379. Eine Kunstangel von Perlmutter aus Neuseeland. 380. Eine Holzangel aus N. 381. Ein Hufstreichläge aus Beilstein. 382. a. b. Zwei Pfeifen. 383. Ein Knochengürtel. 384 und 385. Zwei Brustpanzer aus Perlenmuschel mit Schnüren.

Der neue Museograph meint indessen höchst wahrscheinlich »mit der vor kurzem getroffenen neuen Einrichtung« die Aufstellung der antiken Marmor-Monumente im großen Eingangssaale, welche wegen Baufälligkeit der Locales aus dem k. k. Antiken-Cabinete, dem sie auch fortan angehören, im vorjährigen Frühlinge auf Allerhöchsten Befehl hierher gebracht, und nach der Anordnung Sr. Excellenz des Grafen Moriz v. Dietrichstein, auf das Zweckmäßigste zum Genusse des Publikums aufgestellt wurden. Hier zeigt sich des Verfassers totale Unfähigkeit, oder Denkmäler, wovon einige, z. B. der sogenannte Fugger'sche Sarkophag mit dem Amazonenkampfe, nach Canova's und Thorwaldsens Ausdrucke zu den schönsten Monumenten griechischer Kunst gehören, zu richten und zu schreiben, sattsam aus der plumpen Abfertigung in folgenden zehn Zeilen S. 4:

»In dem Eingangssaale der k. k. Ambraser-Sammlung befindet sich eine Zusammenstellung von griechischen und römischen Antiken, Figuren und Fragmenten, größtentheils aus weißem Marmor, welche, durchgehends mythologischen und historischen Inhalts, nebst einigen sehenswürdigen Grabmälern aus dem k. k. Antiken-Cabinete hierher gebracht wurden. In der Mitte des Saales steht man einen griechischen Sarkophag von auffallender Größe, welcher in Klein-Asien ausgegraben wurde, und auf dessen Außenseiten man den Krieg (!) der Amazonen in halb erhobener Basreliefs-Arbeit bemerket.«

Doch wir wollen Herrn Richters neueste Darstellung der eigentlichen k. k. Ambraser-Sammlung auch im Einzelnen beleuchten. Wie schlecht er excerpirt, beweisen die kurzgefaßten historischen Notizen, indem er S. 1, Zeile 20 ff., »Ambras den Hauptsitz der Grafen von Tyrol« nennt, da doch Primisser S. 2 sagt: »Die Hauptburg des Comitates, welchen die Andechser im unteren Innthale besaßen,« was einen ganz anderen Sinn gibt.

Seite 2, Mitte, sagt der Compilator: »daß nach Philippinens Tode ihre beiden Söhne die rechtmäßigen Erben der Herrschaft Ambras waren — gibt aber ihren Erwerbtitel nicht an, obgleich Primisser S. 9 anführet, daß der Erzherzog-Stifter kraft eines zu Prag 1564, 3. März, ausgefertigten Briefes seiner geliebten Philippine das Schloß mit der ganzen Herrschaft Ambras geschenkt habe.

Der vorherrschend unsichere, ins Allgemeine hin schwankende und widerspruchsvolle Ausdruck erhellet z. B. gleich aus S. 2, wo es heißt: »Die Sorgfalt des Erzherzogs für die Verewigung dieser schätzbaren Sammlung erstreckte sich so weit, daß Er, um die in derselben befindlichen Rüstungen, Waffenstücke, Bildnisse berühmter Männer und sonstigen Merkwürdigkeiten in der Zukunft keiner Verwechselung oder irgend einem andern Irrthume Preis zu geben, die sämmtlichen Stücke getreulich in Kupferstechen ꝛc. ꝛc. ließ, welches ein Werk seines gelehrten Geheimschreibers Schrenk war!!«

Welch ein Riesenwerk müßte es wohl geworden seyn, wenn der durchlauchtigste Stifter alle Bildnisse berühmter Männer (etwa 1400) und sonstigen Merkwürdigkeiten, sämmtliche (in die Tausende gehende) Stücke seiner Sammlung hätte stechen lassen? Diese Unternehmung fiel Ferdinands Riesengeiste gewiß nicht einmal ein; aber was verwag nicht heut zu Tage ein Autor?

Zum Glücke weiß R. doch wieder einzulenken, und gibt die Zahl der Kupferstiche dieses Ambrasischen Heldenbuches von Schrenk von Nozing doch nur auf 125 an, welches nur die Rüstungen sammt den Biographien derjenigen Ritter und Helden, denen sie gehörten, enthält, wie der Verfasser selbst auf der dritten Seite erwähnt.

Was mit des Erzherzogs auserwählten Bibliothek, der bedeutenden Anzahl von geschnittenen Steinen und der ansehnlichen Münzen-Sammlung geschah, weiß der Cicerone nicht zu erzählen, obgleich ihm Primisser von S. 21 bis 25, dann S. 248 seines größeren Kataloges hierüber, wie über Alles, den vollkommensten Aufschluß gegeben hätte.

Die von Primisser S. 249—254 beschriebenen geschnittenen Steine fertigt R. S. 95 also ab: »Endlich eine große Sammlung schön geschnittener werthvoller Steine zum Theil in Ringe gefaßt.« Vielen Dank für diese Belehrung!

R. gibt den Geburtstag des Stifters (der Hauptperson dieser Werkes) S. 10, Zeile 30, 1559 (sic) am 24. Februar und den Sterbetag S. 1, Z. 13, auf den 24. Februar an, da derselbe 1529 am 14. Juni geboren wurde und am 24. Jänner 1595 starb. Mit derselben Sorgfältigkeit nennt er S. 13, Z. 29 des Erzherzogs Sohn, den Cardinal Andreas, einen Abt von Reichenberg.

Digitized by Google

Wie der logische Kopf Primissers die Rüstungen von der Lebensbeschichte der Helden sonderte, und vom Beschauer jene für jetzt allein beachtet und bewundert wissen wollte, verdeutlicht am besten folgendes Beispiel aus S. 53: »8 K. Carl V. (VII) — Jugendliche Rüstung, ohne Helm.« Wie einfach, kurz und zweckmäßig! Voran der Name, das eingeklammerte VII weiset den, der genauerer persönlichen Kenntniß und Geschichte bedarf oder sie begehrt, auf die diese in dündiger Kürze geschriebenen Biographien von S. 303 bis 387 im Anhange hin; den Schluß macht die Beschreibung der Rüstung.

Welche Verwirrung, welche Zerrissenheit herrscht dagegen in demselben Beispiele bei Richter S. 8. »Kaiser Carl V. der ältere Sohn Philipps des Schönen (Nr. 6), Königs von Castilien (geb. zu Gent in den Niederlanden am 24. Februar 1500, † am 21. September 1558 im Kloster von St. Just in der Provinz Estremadura in Spanien im 58sten Lebensjahre), dessen jugendliche Rüstung ohne Helm.«

»Carl V. 1516. Besteigung des spanischen Thrones nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters Ferdinand des Katholischen« ꝛc. ꝛc. ꝛc. und so fort durch 11 Zeilen. Aehnliches wiederhohlt sich nur noch ein hundert und vier und dreißig Mahl von S. 6 bis 73!! Welch unangenehmes, lichtscheues Verstecken dieser »jugendlichen Rüstung ohne Helm« zwischen der entzwei gerissenen Lebensbeschreibung, worauf noch in Nr. 9 und 10 die ausführliche Beschreibung zweier anderer Rüstungen desselben Kaisers folgt. Warum steht der biographische Abriß nicht nach der Beschreibung der drei Rüstungen?

Doch genug zur Charakteristik dieser »neuesten Darstellung (?!) der k. k. Ambraser-Sammlung!« Der geneigte Leser wird uns die weitere Verfolgung der zahllosen Unrichtigkeiten gerne erlassen; den Verfasser wollen wir aber zum Schlusse freundlichst ermahnen, stets eingedenk zu seyn des Horazischen:

> Summite materiam vestris, qui scribitis aequam
> Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
> Quid valeant humeri!

Joseph Bergmann.

Fragmente aus Briefen eines Reisenden, von Ed. Habel. Wien, gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe. 1836. 8.

Bemerkungen, wie sie ein Reisender Abends niederschreibt, um das Gesehene für's Gedächtniß künftiger Tage fest zu halten oder auch Freunden in guter Stunde mitzutheilen. Die Anschauung erhebt sich nirgend zur Eigenthümlichkeit, die Reflexion nie zu neuen Ansichten über hundertmal schon geschilderte Gegenstände. Anziehend ist die Audienz beim heiligen Vater durch die mitgetheilten Aeußerungen des hohen Kirchenfürsten. Der Styl ist einfach, der Ton zeigt von Bescheidenheit des Verfassers, wenn ihm sonst die Herausgabe des Ganzen verziehen wird. Das Buch, schön auf schönem Papiere gedruckt, ist Ihrer Majestät der Frau Erzherzogin von Oesterreich Maria Ludovica zugeeignet. —l.

F. C. Weidmann's Wegweiser auf Streifzügen durch Oesterreich und Steyermark. Zweite, durchaus berichtigte und vermehrte Ausgabe. Wien, 1836. In Carl Armbruster's Verlag. XX, 280 S. 8.

Wenn wir nicht irren, hat Schultes im Jahre 1804 zuerst einen ähnlichen Wegweiser herausgegeben, den hierauf Hr. Weidmann (1820) umarbeitete, berichtigte und weiter ausführte. Der vorliegende ist nun wieder beinahe um die Hälfte volumindser geworden, und verräth wahrscheinlich in keinem Punkte mehr seine Abkunft; dennoch hätte er sich derselben nicht schämen, sondern im Vorworte freundlich erinnern sollen, weil es altes Herkommen so will, und die schuldige Dankbarkeit so fordert. Uebrigens muß man gestehen, daß Herr Weidmann vor Vielen berufen ist, ähnliche Arbeiten zu liefern. Seine topographischen Schilderungen haben sich längst schon einen guten Namen erworben, und sie verdienen ihn sowohl der streng richtigen Angaben, als der wirklich gewandten Darstellung wegen in hohem Grade. Unter den mancherlei Reisehandbüchern, die wir besitzen, um an ihrer Hand die schönen Gebirgsgegenden Steyermarks und Oesterreichs zu finden und zu genießen, geben wir unbedingt dem gegenwärtigen den Vorzug, weil es kurz, bündig und genau; zunächst aber, weil wir darin nicht gezwungen werden, seitenlange Ergießungen zu verdauen, die ermüden und den Anblick verleiden. Dazu kommt noch, daß des Verfassers Angaben auf Autopsie gegründet, nicht aber, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, andern Büchern nachgeschrieben sind. Die Daten erscheinen, wie bereits gesagt worden, und wie es sich auch von einem so fleißigen Beobachter erwarten läßt, durchgängig richtig; nur wenige Stellen dürften störend wirken. So verstanden wir nicht, was der Verfasser S. 212 unter den Bibliotheksmerkwürdigkeiten von Seitenstetten mit »Suchenwirts Gedicht« will; und bei der Donaureise ist er wohl mit der Bezeichnung »Dorf« doch etwas zu freigebig. Wir sind z. B. selbst der Meinung, daß Dürrenstein einem Dorfe nicht unähnlich; allein vor dem Eintritte wird jeder Reisende auf der Conscriptionstafel lesen: Stadt. Aehnliche Bemerkungen ließen sich noch mehrere machen, sie sind indessen entweder zu unbedeutend, oder

Digitized by Google

leicht genug zu verbessern. Ueberdieß ist das Ganze zu gut, um weiter über Kleinigkeiten mit dem Verfasser rechten zu können. K.

Bilder aus der Lombardie. Gesammelt in den Jahren 1834 und 1835 von Philipp von Körber. Wien, Pichler. 1836. 128 S. 8.

Die Eindrücke niederzuschreiben, welche Gegenstände der Natur oder Kunst auf uns hervorbringen, ist immerhin eine sehr löbliche Sache; wir halten sie dadurch fest, und solche Erinnerungen haben in späten Tagen ihren eigenthümlichen Reiz. Ob sie aber, zumal wenn sie dem oft Betrachteten, dem oft Beschriebenen keine neue Seite abzugewinnen im Stande sind, oder auch, wenn sie sich nur in einer sehr gewöhnlichen Betrachtungsweise bewegen, vor das Forum des Publikums gehören, ist eine andere Frage. Es läßt sich den vorliegenden Bildern, zunächst von dem Standpunkte aus betrachtet, daß sie Jugendversuche, wohl einiges Interesse nicht absprechen; im Allgemeinen aber muß man gestehen, daß ihr Colorit verbraucht, und die Zeichnung häufig incorrekt ist. Das »En Mediolani *mirant* omnias des »Franzosen« Ausonius fällt wohl in die Reihe der typographischen Sünden; andere Verstöße aber zeugen offenbar von Flüchtigkeit oder wahnen gewaltig an die Schwierigkeiten, welche ein gewandter Schriftsteller sonst glücklich zu überwinden versteht. F.

Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1836, von Lembert. Zweiter Jahrgang. Wien, bei Franz Tendler.

Enthält ein romantisches Schauspiel in vier Aufzügen: 1) Der Freund und die Krone, ein dem Französischen Vaudeville Elle est folle nachgebildetes Schauspiel in drei Aufzügen; 2) Wahn und Wahnsinn, und die Bearbeitung des Vaudevilles Theophile unter dem Titel: 3) der Mentor, Posse in einem Aufzuge. Wir haben alle drei Stücke auf dem Hofburgtheater in Wien aufführen sehen, und uns an der glücklichen Erfindung und geistreichen Ausführung von Nr. 2 erfreut; die französische Muse scheint für einen Moment ihrer Frivolität vergessen zu haben. Hier handelt es sich doch um Charakter und psychologische Wahrheit. Nr. 3 ist der Anlage nach minder bedeutend, wird aber gut gespielt durch einige Situationen immer gefallen. Nr. 1, einer Novelle von Leonardo da Sessa frei nachgebildet, erfreute sich bei der Darstellung geringerer Theilnahme und erweckte bei Durchlesung keinen bleibenden Eindruck. Im Ganzen ist Theateranstalten durch den fleißigen Herrn Lembert ein freundlicher Dienst erwiesen.

Druck und Papier sind anständig. —l.

Dramatische Studien von Rudolph Hirsch. Erstes Bändchen: Raphaele, dramatisches Gedicht in 4 Abtheilungen. Wien. Johann B. Wallishausser's Druck und Verlag. 1836. 105 S. 8.

»Studien« werden uns dargeboten, d. h. Arbeiten, die mehr Resultate für die Zukunft versprechen, als Anspruch auf gegenwärtige Anerkennung machen. In dieser Beziehung nun läßt sich wohl von einem Anfänger dereinst so Manches erwarten, dem bereits jetzt Stellen, wie folgende, zu Gebote stehen:

Der Quelle Rauschen klingt wie Lustaccord,
Die Lustbewohner hauchen Hochzeitlieder,
Die ganze Welt ertönt in Melodien,
Die Sonne — Mond und Sterne blicken holder,
Die Nacht wird Tag, zum Lichte wird das Dunkel,
Zum Tempel wird das Herz, denn Liebe nur
Legt nieder in des Menschen Leib die Liebe.

Allein Studien setzen nicht bloß natürliche Anlagen, sondern auch deren zweckmäßige Benutzung voraus, und hier dürfte der Dichter zu größerer Anstrengung zu ermuntern seyn; denn dem dramatischen Gedichte, das er uns gegenwärtig dargebracht, fehlt es an tragischem Interesse, Schärfe und Konsistenz der Zeichnung, Maß der Rede und Wohllaut der Prosodie. C. F. H.

Notiz.

Das »Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten, herausgegeben von E. Mörike und W. Zimmermann« (Stuttgart 1836) erinnert wohl an das viele Gute, Lyrisches und Episches, das wir schwäbischen Dichtern verdanken, allein von den berühmtesten Namen findet sich keiner unter den Mitarbeitern. Demungeachtet enthält es manch Rühmliches, und es ist durchaus nicht zu verkennen, daß dieser junge Kreis dem älteren mit Liebe nachzueifern strebt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

40. Mittwoch, den 18. Mai **1836.**

Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens. Von W. C. W. Blumenbach. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Güns, Reichard, I. Bd. 1834. II. Bd. 1835. 8.

Im Jahre 1816 erschien die erste Auflage dieses in jeder Beziehung so sehr vorzüglichen Werkes. Die damals bestehenden vaterländischen Blätter, welche ihrer statistischen und topographischen Aufsätze willen noch jetzt gekannt und gelesen zu werden verdienen, machten auf die neue Erscheinung, wie es billig war und recht, mit Nachdruck aufmerksam, und die Anerkennung des Publikums sprach sich dafür am deutlichsten dadurch aus, daß in kurzer Zeit eine wiederhohlte Ausgabe zum Bedürfnisse wurde. Der Herr Verfasser scheint indessen weit größere Forderungen an sein Buch gestellt zu haben; er sammelte, ergänzte, berichtigte, und so verstrich die nicht unbedeutende Reihe von Jahren, welche zwischen der ersten und der gegenwärtigen Auflage liegt. Schon diese einfache Wahrnehmung spricht für die vielfach erhöhte Güte der letzteren, abgesehen selbst davon, daß sie an Umfang um's Doppelte stärker geworden, und kein Abschnitt unverändert geblieben ist. In einer Zeit, wo »neue verbesserte Auflagen« nur umgedruckte Titel sind, auf daß die Waare an Mann komme; wo der Einzelne eine bändereiche Encyclopädie in Jahresfrist zu vollenden verspricht, und gerade statistisch-topographische Arbeiten meistens nichts sind, als das Produkt flüchtig zusammengelesener Notate, in einer solchen Zeit kann ein so ernstes, wissenschaftliches Streben, wie es uns hier entgegentritt, schon an und für sich nicht ohne große, allgemeine Theilnahme bleiben. Hält aber dabei noch das Gelingen mit dem Wollen gleichen Schritt, so gehört es gewiß zu den ersten Pflichten eines öffentlichen Organes, dankbar darauf hinzuweisen. Oesterreich unter der Ens hat durch die Arbeit des Hrn. Blumenbach ein Werk erhalten, dergleichen kaum ein anderes Land in so vollkommenem Grade besitzt. Man mag nun die äußere Anordnung in Betrachtung ziehen, oder den Inhalt der einzelnen Abschnitte kritisch in's Auge fassen; immer begegnen wir einer Umsicht, einer Tüchtigkeit, die nur von dem lebhaften Wunsche nach höchst möglicher Vollendung ausgehend durch unermüdetes Studium erlangt werden konnte. Indem wir diese unsere innerste Ueberzeugung aussprechen, glauben wir durchaus keinen Widerspruch befürchten zu dürfen, denn nur eine absolute Böswilligkeit kann Berichte schreiben, wie wir sie in zwei oder drei ausländischen Journalen gelesen haben, und welche leider selbst von Oesterreich ausgegangen zu seyn scheinen. Von jeher hat sich die Erbärmlichkeit in die Spalten der sogenannten Correspondenzen gedrängt, und geschützt von dem zweideutigen Schilde der Anonymität das Gift ergossen, das von dem vernichtenden Bewußtseyn der eigenen Unfähigkeit erzeugt war. Wir haben bereits im vorigen Jahre einen Angriff dieser Art zurückgewiesen; den übrigen möge die hier folgende nähere Zergliederung des Werkes zur Antwort dienen, so wie sie unsere Ansicht hoffentlich begründen soll. Nach dem Gesagten versteht es sich übrigens wohl von selbst, daß wir im vorliegenden Falle, wo wir das Ganze als möglichst vollkommen gelungen anerkennen müssen, nur referirend verfahren können: ein Ueberblick des Geleisteten wird genügen, und die allgemein ausgesprochene Ansicht auf jeden einzelnen Theil ihre Anwendung haben. Bemerkungen, oder etwa auch Berichtigungen, im Interesse der Wissenschaft gemacht, sollen und können den Standpunkt der Vortrefflichkeit nicht verrücken.

Die Einleitung gibt einen kurzen Entwurf über das allmälige Entstehen, Wachsen und Bilden des Landes zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung, und hierauf mit einer ziemlich großen Ausführlichkeit die geographische Literatur im Allgemeinen. 1. Landkarten. 2. Bücher. Wir können mit dem ersten nicht ganz einverstanden seyn, weil uns die Zeit der Römer zu breit, und das spätere Anstanchen des Landes, und der stufenweise Gang, wie dieses sich in seinen jetzigen Gränzen entwickelt, nicht klar genug ausgeführt erscheint. So die ersten Anfänge unter den Carolingern, jene berühmte Theilungsurkunde Ludwig des Frommen, welche nach unserer Ansicht als der erste Denkstein besonders hervorzuheben war, so unter Andern die späteren Gränzstreitigkeiten mit Ungarn. Auch die Zeit, wann der Name Osterreich zuerst vorkommt, mußte hier genau gegeben werden. (J. 996 in einer Schen-

Digitized by Google

kungs-Urkunde Kaiser Ottos III. an das Stift Freisingen.) Die Litteratur (S. 17—34) läßt wenig zu wünschen übrig. Die Angabe, daß die erste bekannte Karte unter Kaiser Maximilian I. gezeichnet worden, ist wohl kaum zu bestreiten, allein ob von Johann Cuspinian, ist eine andere Frage. Wir glauben, daß hier eine Verwechslung Statt finde, und für Cuspinian der als Mathematiker und Geschichtsforscher bekannte Stabius gesetzt werden muß. Cuspinian selbst in seinem Werke: „de Caesaribus" S. 723 erzählt von ihm: „Et quum Austriam, Carinthiamque *graphice* depinxerat, ac stemma domus Austriacae ingeniosissime in lucem produxerat — — ecclesiae Viennensis factus Decanus" — Warum der Herr Verfasser von Vogel's specimen Bibliothecae Germaniae Austriacae nur den zweiten, historischen Theil anführet, läßt sich schwer begreifen, da doch der erste, der geographische, hierher gehört. Wir können hier nicht umhin, auf die vielen Notizen hinzuweisen, welche sich in Jakob Spiegel's[1] verschiedenen Schriften über den Ursprung der Flüsse, die Lage der Orte, Abstammung der Namen u.s.w. vorfinden. So z. B. in seinen Erläuterungen zu Aeneas Sylvius Commentare über Anton Panormita's[2]. Sie zeichnen sich durch keine gewöhnliche Gründlichkeit aus, und fallen in der Zeit ihrer Entstehung mit Cuspinian's Bestrebungen zusammen; was schon der Vergleichung willen nicht ohne Interesse seyn dürfte. Daß bei literarischen Angaben selbst die bibliographischen Strenge richtig seyn sollen, haben wir wiederholt in diesen Blättern auszusprechen die Gelegenheit ergriffen; um so angenehmer ist es uns, hier bemerken zu können, wie sehr im Allgemeinen Herr Blumenbach dieses wichtige Erforderniß berücksichtigt hat. Die Daten sind durchgehends verläßlich; das seltene Werkchen: „Austriae Archiducatus compendiosa descriptio, Oesterreichs des Erzherzogthumes und Weltberühmten Lands — — kurtze Beschreibung", das gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Augspurg bei Johannes Schultes erschienen ist, hat der Herr Verfasser wohl nur nach einem andern Citate angeführet, daher die Versetzung und der mangelhafte Titel.

Wie gehen nun auf das Werk selbst über, das in zwei Abtheilungen in die „Allgemeine Daestellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns" und in die eigentliche „Topographie" desselben geschieden ist. Erstere zerfällt wieder in fünf Abschnitte: „I. Geographische und physikalische Beschaffenheit des Landes. II. Natürlicher Zustand der Bewohner. III. Innerer Zustand der Bewohner, oder Sittlichkeit und Geistesbildung. IV. Die Kräfte des Landes und der Bewohner in Vereinigung zur Begründung eines dauerhaften Wohlstandes oder Darstellung des Zustandes der Volkswirthschafe. A. Zustand der Volkswirthschaft in ihrer Entwicklung, ihrem Fortgange und ihrer Ausbreitung. 1. Urproduction, oder Landwirthschaft und Mineralgewinnung. 2. Industrielle Production, oder Kunst- und Gewerbfleiß. 3. Commerzielle Production oder Handel. B. Die Volkswirthschaft in ihren Resultaten auf den ältern Zustand der Bewohner. V. Landesverwaltung." Gewandtheit der Daestellung, erschöpfende Gründlichkeit bis in die Nebendinge, und neue, scharfsinnige Beobachtungen sind die unbestreitbaren Vorzüge, welche jedem einzelnen der genannten Abschnitte in hohem Grade zukommen. Den ersten eröffnet eine kurze Geörteruug über den Namen: Oesterreich, bei der sich wohl die Literatur um Einiges vermehren ließe. Außer des Barthol. Latomus Elegie über den Namen Oesterreich, welche wie bei einer andern Gelegenheit bereits angeführet haben, wäre auch noch Joh. Rasch, der bekannte Schulmeister bei den Schotten in Wien, anzuführen, der ebenfalls im sechzehnten Jahrhunderte Untersuchungen darüber niedergeschrieben hat. Des geleherten Hieronymus Pez Abhandlung aber *im ersten* Bande seiner Scriptores daef nicht übergangen werden. Hierauf werden die Lage, die Gränzen, die natürliche und politische Eintheilung, die Größe mit tadelloser Bestimmtheit angegeben, und dabei überall die betreffenden Schriften angeführt. Daßelbe gilt von den zur physikalischen Beschaffenheit gehörigen Artikeln, als der Darstellung der Gewässer, der Gebirge, Flächen, Ebenen, der Würdigung des Bodens in geographischer und in landwirthschaftlicher Beziehung, der klimatischen Verhältnisse und der Naturproducte von S. 50—290. Sie bieten alle einen so reichlichen Stoff der frechsten Belehrung und Unterhaltung, daß es schwer seyn dürfte, zu bestimmen, welchem der Vorzug zugestanden werden soll. Unter den Schriften zur Hydrographie sind einige über die Donau außer Acht gelassen, wie z. B. die immer noch merkwürdige Abhandlung des Johann Herbinius[1] vom Ursprung, vom Strom und Wiebel, welche zu Amsterdam 1678 mit andern ähnlichen Inhalts erschienen ist[1]. Vogemont's Werk übrigens, das 1712 auch in einer deutschen Uebersetzung herauskam, scheint uns mehr staatswirthschaftlichen Inhalts, als eigentlich hydrographisch zu seyn. Jos. Freih. v. Cresseri schrieb außer dem angeführten Werkchen noch: Bemerkungen über den gegenwärtigen Lauf der Donau in

---

1 Des berühmten Wimpfeling Neffe von dessen Schwester Magdalena, einer der vorzüglichsten Gelehrten in den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts, und von Kaiser Maximilian I., dessen Secretär er war, geliebt wie wenig Andere.

2 Antonii Panormitae de dictis et factis Alphonsi regis Aragonum libre quatuor. Commentarium in eosdem Aeneae Sylvii, quo capitatim cum Alphonsinis contendit. Adjecta sunt singulis libris Scholia per D. Jacobum Spiegelium. Basileae, ex officina Hervagiana, Anno 1538. 4. — Ein Buch, das insbesondere der Geschichtsschreiber Kaiser Friederich's IV. nicht übersehen darf.

1 Dissertationes de admirandis mundi Cataractis etc. Auctore M. J. Herbinio, Bicina-Silesio. 4. Amstelod. 1678. p. 128—138.

Digitized by Google

der Nähe der Haupt- und Residenzstadt Wien ꝛc. 8. Wien 1801. Selbst Vogels Literatur läßt sich durch Werke aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert um die Hälfte sehr leicht vermehren, doch ist hier der Ort nicht dazu. Zur Seite 78, wo die schiffbare Ens die Reihe der Nebenflüsse beginnt, wollen wir als Probe des angeführten J. Spiegel Referat hier ansetzen. *Anasus* qui et Anisus, haud procul ab eo castello quod Charnstat, rude vulgus Rassstadt nominat in profundae vallis planitie ortus, primo tenuis, mox utrinque illabentibus rivis auctus asperrimis montium angustiis illabitur, atque inde longis sonoribusque flectibus eluctatus Norici Ripensis campestria ingreditur, curso adeo citato, ut his in locis, quibus interdum vadosus, et quamvis fortia jumenta subsistere et ferre impetum vix queant. Ad hujus ripam, quod prius a veteri amico nostro Vadiano viro docto atque diligenti annotatum est, proximo anno (1532) Turcarum acerrimae incursiones patuerunt. Nam fluvii qui sub Aniso Danubium ingrediuntur in Norico, multis locis sunt vadosi. Neque est ulla provincia hujus lateris, quae tot amoenis limpidisque et in totum piscosis amnibus irrigetur. Anisus infra urbis *Ensii* maenia juxta *Mathausen* Danubio commiscetur. — Ab hoc item amne quicquid supra eum situm est, ab Austriacis popularibus Oesterreich ob der Ens, et quod infra jacet Anisum Oesterreich unter der Ens vocatur.

Nach einer höchst detaillirten Aufzählung der Nebenflüsse, welche zum Donaugebiethe gehören, werden eben so die des Elbegebiethes durchgeführt, dann die Seen und Teiche, die Sumpfgegenden und Moorgründe kurz berührt, und endlich die Mineralwasser vorgenommen. Diese eröffnet eine Zusammenstellung der sie betreffenden Schriften. Wir wollen hier über die erste, welche Baden aufzuweisen hat, einiges beifügen. Wie sonst fast durchgehends der Name des Verfassers, erscheint hier der Titel unrichtig. Das ungemein seltene Werkchen heißt: „De Thermis et earum origine ac natura, quibusque morbis sint salubres. Et quale in eis regimen sive dieta observari debeat libellus Wolfgangi *Anemorini* Medicinae Doctoris: tam frugifer quam brevis. Am Ende: Viennae Pannoniae, Anno MDXI. 4. Diese Ausgabe führt Denis in seiner Buchdruckergeschichte Wien's an; allein wir glauben, daß eine frühere bestehen müsse. Der Verfasser war Arzt in Krems, und hieß, wie schon Denis entzifferte, Windberger, was nun die deutschen Uebersetzungen zur Genüge baethun. Panzer in den Annalen der älteren deutschen Literatur führt auf das Jahr 1507 die erste an: „Wolfgang Wintperger von dem Wildpad in Baden des Oesterreichischen Eydeichs ꝛc. Straßburg durch Martinum Flach. 4. Die Verdeutschung besorgte Georg Wagner, und im Jahre 1512 erscheint sie unter zwei verschiedenen Titeln: „Wolfgang Wintperger von Wiltpaden“ und „Wolfgang Wintperger Badenfahrt“ ebenfalls zu Straßburg in 4. gedruckt. (Fortsetzung folgt).

Carl, Erzherzog von Oesterreich, rettet Franken, befreit Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg, Frankfurt, und entsetzt Mainz von den Franzosen, in den letzten Tagen des Augusts und in den ersten Tagen des Septembers des Jahres 1796. Fragment aus der Geschichte der Revolutionsfeldzüge der Franzosen. Von Franz Joseph Adolph Schneidawind, der Philosophie Doctor, königl. Professor am Königl. bayer. Lyceum zu Aschaffenburg ꝛc. Aschaffenburg, Pergay 1835. II und 40 S. in 4.

Erinnerungen, nicht neu in ihren Angaben, nicht erfolgreich in ihren politischen Combinationen, aber jedem Deutschen heilig und wichtig durch die ewige Bedeutsamkeit ihres Gegenstandes. Sie feyern die ersten Lorbeern aus dem reichen Kranze eines Helden, dessen Geschichtsschreiber wohl nur einer Zeit angehören kann, welche unabhängig von der fraglichen Vergangenheit, die Enthüllung der geheimsten Fäden, und somit eine freie und wahre Darstellung der Ursachen und Wirkungen zuläßt. Dann wird die Größe des Siegers bei Aspern, die wir als Zeitgenossen nur nach ihren äußeren Erscheinungen erkennen und verehren, in ihren innersten Beziehungen hervortreten, und zum lebendigen Bilde für die Bewunderung der spätesten Nachwelt werden! — Indessen wollen wir uns immerhin an den Versuchen der Gegenwart erfreuen; ihre Mittheilungen mit dem Erlebten oder den begeisterten Erzählungen unserer Väter vergleichen, und die schönen Resultate dankbar fortpflanzen auf die nächste Zukunft. — Jeder Beitrag zu dem unvergänglichen Denkmale, das großen Verdiensten werden muß, fordert Anerkennung; wir können sie dem vorliegenden in keiner Rücksicht versagen. Die Bewegungen und Ergebnisse des kurzen, aber inhaltsreichen Epoche sind mit vielem Geschicke zusammengestellt, und kräftig genug erzählt, um das bedeutungsvolle Schlußwort hervorzuheben: „So war Carl zum Erstenmale der Retter Deutschlands geworden!“ K.

Wien's Merkwürdigkeiten mit ihren geschichtlichen Erinnerungen, und einigen Ausflügen in die nahen reizenden und schönen Umgebungen. Ein Wegweiser für Fremde und Einheimische. Von J. B. Weis. Mit einem lithographirten neuen Plane der Stadt und den Vorstädten und 4 Stahlstichen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Carl Haas, 1835. XXI. 291 S. 12.

Einen großen Theil des vorliegenden Wegweisers nimmt

Digitized by Google

ein humoristischer Spaziergang über die Bastei ein, welcher Alles, nur nicht humoristisch ist. Die historische Einleitung (S. IX—XXI) gehört zu jenen Fabriks-Artikeln, deren Zweck schnelle Bereitung, keineswegs aber innere Güte ist: Excerpte ohne Geist, voll Unrichtigkeiten, schnell zusammengerafft und leichten Sinnes hingeschrieben. So läßt z. B. der Skribent den Namen »Wienn« schon unter Leopold dem Erlauchten häufig genannt werden, und K. Friedrich (II.) legt nach ihm den ersten Grund zur hohen Schule. Sapienti sat! Nicht besser geht es indessen bei der eigentlichen Beschreibung. Wie können uns den Eindruck nicht vorstellen, welchen ein Fremder haben müßte, wenn er der Angabe S. 102 folgend in den Bibliothekssaal der Augustiner nächst der Burg träte, und hier statt der Handschriften des P. Abraham a S. Clara eine Art Ablagerung der kaiserlichen Bibliothek fände. Schon vor mehreren Jahren ist die einst beachtenswerthe Klosterbibliothek versteigert worden; in den »verbesserten« Ausgaben unserer Literatur der Merkwürdigkeiten besteht sie aber noch immer. Wir haben nicht Lust genug, ähnlichen Versehen weiter nachzugehen, zum Theile, weil wie solche Berichtigungen für unfruchtbar, halten. Uebrigens glauben wir, daß die alphabetische Einrichtung, welche ein oft gedrucktes Schema des vorigen Jahrhunderts ebenfalls befolgt hat, ihre Vorzüge habe. Druck und Papier sind gut. F.

Abendstunden. Erzählungen und Novellen von Franz Xaver Told. Wien, Tendler, 1836. Zwei Bände. 230 und 225 Seiten. 12.

Jeder dieser Bände enthält vier Aufsätze, die minder-wählige Lesern recht genügend erscheinen dürften. Sonderbarer Weise sind gerade die ersten Erzählungen, womit beide Bände eröffnet werden, so ziemlich die schwächsten; denn »Anna von Beisach« ist eine Sammlung historischer Daten, als Rahmen um eine ganz unbedeutende Liebes-Intreigue, während »die Kindesmörderin« sich als sehr gewöhnliche Kriminalgeschichte darstellt. Am gelungensten ist »die Serenade,« wiewohl der Titel nicht recht paßt, im ersten, und »von sieben die Häßlichste« im zweiten Theile; letztere, von Angely dramatisirt, hat auch den Vorzug der eigenen Erfindung, welcher der anderen mangelt, da die Anecdote von spanischer Gastfreundschaft schon in vielen Bearbeitungen existirt. Die übrigen Piecen sind rücksichtlich des Stoffes, wenn auch nicht immer neu, doch ansprechend; rücksichtlich der Form indessen lassen sie viel zu wünschen übrig, da die Sprache durch gehäufte Citate und Vergleichungen, wie durch eine preziöse Fügung der Redetheile, bisweilen steif und schwerfällig wird; einige spaßhafte Schilderungen zeigen indessen von Gewandtheit und es ist dem Verfasser überhaupt Talent für die Erzählung nicht abzuläugnen. — Die Auflage ist mittelmäßig, der Druck ziemlich incorrect. E. St.

Notizen.

Aus Brüssel wird berichtet, daß die Königl. Geschichts-Commission dem Könige den ersten Band der ungedruckten belgischen Chroniken überreicht habe; er enthält die flamändische Reim-Chronik von der Schlacht von Woeringen des van Helu, einen Codex diplomaticus von 200 Actenstücken, ein Glossar u. s. w. Die obgenannte Reim-Chronik hat Heer Willems zu Gent herausgegeben; sie umfaßt 700 Seiten.

Bei Kronberger und Weber in Prag werden angekündigt: Slowanske starozitnosti, d. i. Slawische Alterthümer von P. J. Schaffarik. Sie sollen alle Nachrichten über die alten Slawen von den ältesten Zeiten bis zu ihrer Bekehrung zum Christenthume umfassen, und in zwei Abtheilungen, einer historisch-geographischen und einer streng archäologischen, erscheinen. Mit Ende Juli wird das erste Heft zu 50 kr. C. M. ausgegeben werden.

In Mailand bei Pirola sind Briefe über die Mißbräuche der italienischen Musik erschienen. Der Verfasser ist der bekannte D. Nic. E. Cattaneo; das Werkchen führt den Titel: »Frusta musicale ossia lettere sugli abusi introdotti nella musica.«

Wir machen die Freunde der Geschichte aufmerksam auf die so eben in Paris herausgekommenen Mémoires militaires à la succession d'Espagne sous Louis XIV., extraits de la correspondance de la cour et de généraux, par le lieutenant-général de *Vault*, directeur du dépôt de la guerre, mort en 1790. Revus, publiés, et précédés d'une introduction, par le lieutenant-général *Pelet*. T. I. in 4. (96 Bogen.)

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 1te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

41. Sonnabend, den 21. Mai 1836.

Colombo, romantisches Gedicht von Ludw. Aug. Frankl. Stuttgard bei Brodhag. 102 S. gr. 8.

Der Verfasser vorliegenden Gedichtes, eines der regsamen vaterländischen Dichtertalente, ist den Freunden der schönen Literatur schon früher durch sein Habsburglied, seine lyrisch-epischen Dichtungen, seine morgenländischen Sagen, und die Uebersetzung von Byron's Parisina bekannt geworden. In all diesen Arbeiten beurkundete sich ein Streben nach Glanz und Gewähltheit des Ausdrucks, ein Ringen nach Neuheit und Schimmer der Situation, ein Drang nach dem Blendenden, ein Beruhen im Aeußerlichen, ein mehr reflectirendes als intuitives Auffassen des Stoffes, kurz sie trugen größtentheils das Gepräge der Jugend: eines zwar geistig angeregten, jedoch zwischen seinen Wendepunkten noch kreuzenden Dichterlebens.

Vorliegendes Gedicht hat die Mängel seiner Vorgänger nur noch zum Theile. Die Idee, welche dem Verfasser vorgeschwebt, ist wie uns bedünkt, entweder nicht deutlich genug ausgesprochen, oder durch die Rivalschaft einer zweiten zeitweilig zurückgedrängt worden. Wollte der Verfasser darstellen, daß man der Menschheit dienen müsse, ohne auf ihren Dank zu warten, dann war es vielleicht nicht zweckmäßig, auf Colombo's Charakter Schatten zu werfen, die ihn nach seinem Siege, der Entdeckung Amerika's, umdüstern. Soll uns aber auf Amerika, als auf die Wiege eines neuen, durch Glauben und Humanität frei gewordenen Geschlechtes hingedeutet werden, dann müßte der Zusammenhang Colombo's mit der unsichtbar waltenden Vorsehung sichtbar nachgewiesen, die Nothwendigkeit seiner Sendung ausgesprochen seyn. Dem Verfasser schwebten vielleicht beide Ideen vor, ohne daß er sich für eine von beiden völlig entschieden wollen. Der Titel: »Romantisches Gedicht« scheint dafür zu sprechen, daß er seinen Colombo als theistischen Helden betrachtet wissen wolle, der Schluß des Gedichtes hingegen läßt ihn als den Helden der Intelligenz, diese in ihrer Unabhängigkeit von jeder andern Rücksicht gedacht, handeln. Scharf und schneidend ist hier wieder die früher ausgesprochene Idee hingestellt, daß der große, der Menschheit selber angehörige Wille, zwar durchdringen, aber auf den zeitlichen Dank der Welt verzichten müsse. In der Behandlung des Stoffes war der Verfasser dießmahl glücklicher als in irgend einer seiner früheren Arbeiten. Einzelne Momente, wie die Ueberfahrt nach Amerika, welche wir für den besten Theil seines Gedichtes halten, nähern sich in der That der Kraft und Tiefe wahrhaft epischer Darstellung. Freilich hatte Hr. Frankl hier offenbar Washington's Meisterwerk vor sich liegen. — Der Leser wird indessen in diesem Gesange nichts vermissen, wenn er nicht vielleicht mit uns den Wunsch theilt, daß der Verfasser dem Seemann noch Einiges von seiner Kunst und Sprache hätte ablauschen sollen. Unter die glänzenden Beschreibungen ist jene des Alhambra zu rechnen; der Moment selber jedoch verliert wesentlich durch den Mangel an Handlung, das heißt, durch ein bloßes ceremonielles Abthun dieses wichtigen Augenblickes, wo es an Ort und Stelle gewesen wäre, ein Gegengewicht in die Wagschale zu legen, und die Mächte kenntlich zu bezeichnen und einschreiten zu lassen, die Colombo's großer Idee entgegen wirkten.

Die auf die Form des Gedichtes gewendete Mühe verdient die wärmste Anerkennung. Herr Frankl hat viele heerliche Canzonen geschrieben und auch die Stanze gelingt ihm, dem reflectirend beschreibenden Dichter, größtentheils. Selten ist der schöne Fluß der Rede unterbrochen, Einschiebsel und Flickworte sind glücklich vermieden, und hätte der Verfasser auf die Reinheit der Sprache nur eben so treulich Bedacht nehmen wollen: sein Gedicht gehörte zu den schönsten in der Form, welche uns seit lange geschenkt wurden. Aber in dieser Beziehung, wir sagen es mit Bedauern, ist Vieles zu rügen, und besser zu wünschen. Gleich in der Dedikation dürfte die Strophe anfallen:

So ist gerächt der ew'ge Hohn der Erde,
Die ihr Begeistrung sich entgegen stellt,
Daß er mit höhnend flehender Gebehrde
Ein nackter Bettler zog durch alle Welt.

Ist es der ew'ge Hohn der Erde, daß Colombo als Bettler durch die Welt zog? Das »Hohn« und »höhnend« hätte wohl auch vermieden werden können.

Digitized by Google

Noch einige Beispiele: S. 6. »Nicht wagt sie solchen Riesenflug zu wagen.« S. 10. »Zu meinem Grab seh ich sie niedersteigen und werden sagen:« S. 13. »Den blut'ger Bilderschmuck und milde Scenen — Zu bunten Farbenmischungen belebet.« — »Von blauen Strömen glänzend hin durchschnitten.« S. 15. »Ist mehr von Urstamm keine Spur zu sehen.« S. 15. »In Gährung fault das Mark, die Lebenssäfte.« S. 18. »Der neuerwacht, auch neue Kraft fühlt regen.« Doch genüge es am ersten Gesange; um aufmerksam zu machen wird dieß hinreichen. — Aber wie sehr muß man bedauern, daß eine Arbeit an solchen Mängeln leidet, zu deren Gunsten so viele unbezweifelbare Abzeichen echten Talentes sprechen? — So wäre auch im Verse Manches auszustellen. Der oftmahlige Gebrauch des »es« für eine lange Sylbe wirkt besonders neben Wörtern, auf welche die Betonung fallen muß, höchst störend; eben so beschwerlich werden die schleppenden Beugungssylben der Mittelwörter. Der Wunsch, daß Hr. Frankl ähnliche Gebrechen in Zukunft vermeiden wolle, über die er hier noch allzuleicht wegging, ist desto natürlicher, und mußte auch deßwegen desto klarer hier ausgesprochen werden, da ein Tadel, der Nebendinge berühret, einem Dichter nicht schaden kann, dessen Vorzug ein wesentlicher ist, nämlich der — ein Dichter zu seyn.

Andr. Schumacher.

Der Minstrel, Taschenbuch für erzählende Dichtungen, herausgegeben von J. N. Vogl. Im Verlage der Joseph Wenedikʼschen Buchhandlung. Wien, 1836. 286 S. 12.

Joh. N. Vogl hat im Fache der erzählenden Dichtung, namentlich der Romanze und historischen Ballade, selbst schon Vorzügliches geleistet, und legt uns hier, wie in seinem österreichischen Wunderhorn einen neuen Beleg für sein löbliches Streben vor, durch den Verein vaterländischer Kräfte zu höherem Aufschwung, zu irgend einem lebhafteren Interesse an dieser Dichtungsart beizutragen. Allein, um unumwunden zu reden, — und der Verfasser dieser Zeilen hält Aufrichtigkeit für zeitgemäß, — der Erfolg dieses Strebens mußte wieder aus demselben Grunde ausbleiben, aus dem so viele, von Oesterreichern eingeleitete Unternehmungen nicht gedeihen konnten. Das Ausland zieht die Verhältnisse, in denen die Literatur Oesterreichs sich entwickelt, oft und nicht immer auf die freundlichste Weise hervor; seltner aber wird davon gesprochen, daß es nicht so leicht, unsere besseren dichterischen Kräfte zu vereinen; daß es hauptsächlich an jenem Geiste fehlt, der stolz darauf ist, mit edlen Kräften zu rivalisiren, und der, so verschieden auch Kunst- und Lebensansichten seyn mögen, alle Befähigten in dem Gefühl des gemeinschaftlichen Vaterlandes vereinigt. Die Iglaja war, in ihren besseren Jahrgängen gewissermaßen als österreichischer Musen-Almanach zu betrachten; keines der neuen Taschenbücher hat bis jetzt ihren Platz einzunehmen vermocht, und wie wünschenswerth wär' es, daß es endlich zu einem Unternehmen der Art Käme! Man kann immerhin fühlen, daß man sich als Einzelner am besten bewege, und dennoch sein Schärflein zum Allgemeinen beitragen.

Nach dem Gesagten dürfte es nimmer schwer seyn, das Urtheil festzustellen, welches in diesen Zeilen über den Minstrel ausgesprochen werden soll. Es fehlt an den glänzendsten Namen der österreichischen Literatur, und neben manchem Guten erheben auch sehr schwache Producte ihre umschatteten Häupter. Das Beste hat Vogl selber gethan: seine serbischen Heldensagen sind unter dem noch nicht gedruckten Theile des Taschenbuches das Beachtenswertheste, wenn auch mehr dem Stoffe als der gegebenen Kunstform nach. Außer ihm haben Bergmann, Treitschke, Feuchtersleben, Huber, Enk, Pannasch, Seidl und Tschabuschnigg u. m. A. schätzbare Beiträge geliefert.

Andr. Schumacher.

Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens. Von W. C. W. Blumenbach. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Güns, Reichard. I. Bd. 1834. II. Bd. 1835. 8.

(Fortsetzung.)

Die Literatur der Mineralwasser ist leider etwas unvollständig, so sind namentlich bei Baden kaum die vorzüglichsten Schriften genannt; und auch bei den übrigen die älteren nicht hinlänglich nachgewiesen. Die Nachricht S. 123 von dem Pestbrunnel zwischen den Weingärten bei Krems erscheint selbst nach dem citirten Pez mangelhaft; das Uebel übrigens, gegen das es sich so heilsam erwies, war nicht die orientalische Pest, sondern jene Seuche, welche sich durch die Belagerer Genua's über Deutschland beispiellos schnell verbreitete! Der Zulauf, als ein schwer kranker Weinbauer es zufällig entdeckte, war so groß, daß die Einkünfte gleich in den ersten Monaten zu Rechtsstreitigkeiten zwischen Kaiser Maximilian I. und dem Bischofe zu Passau Veranlassung gaben.

Die Darstellung der Gebirge, Thäler, Höhlen und Ebenen von S. 125—197 läßt kaum etwas zu wünschen übrig; eben so wenig die Untersuchung des Bodens in geognostischer und in landwirthschaftlicher Beziehung (S. 197—245). Ganz vortrefflich sind die klimatischen Verhältnisse (S. 245—268) gewürdigt; bei der Literatur der Naturproducte indessen müssen wir wieder einige Bemerkungen machen. Wenn man auch des Johannes Tollat und Doctor Schrickʼs Kräuterbuch, das 1518 zu Straßburg erschienen ist, nicht anführen will

Digitized by Google

darf man den P. Fabricius nicht übergehen, der zwanzig Jahre vor Clusius schon die Pflanzen um Wien gesammelt und beschrieben hat: Pauli Fabricii Catalogus Stirpium circa Viennam nascentium. Viennae Austriae, excudebat Raphael Hofhalter, 1557, 4. Die »Kurtze vnd Gründtliche Vnterweisung, Wie die weisse Maulbeerbäum in disen Landen sollen gepflanzt werden ꝛc. Wien, 1669. 8.« verdient insbesondere der Einleitung wegen unsere Aufmerksamkeit, und in neuester Zeit hat Joseph Redtenbacher's »Dissertatio de Caricibus territorii Vindobonensis« mit Recht Aufsehen gemacht. Auch die zwei Jahrgänge der »Physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien. Aufgesammelt von Ignaz Edlen v. Born« enthalten hierher gehörige Abhandlungen u. s. w. Der Abschnitt: »Natürlicher Zustand der Bewohner« zeichnet sich durch manche scharfsinnige Ansichten und Bemerkungen aus; doch halten wir ihn keineswegs für erschöpft. So scheint vorzugsweise das, was über die Sitten und Gebräuche gesagt wird, zu wenig auf die vielfachen Abstufungen in sonst kleinen Raumverschiedenheiten Rücksicht genommen, und die Gegenden, welche an Oesterreich ob der Ens gränzen, vor Allen aber das sogenannte Waldviertel, beinahe völlig außer Acht gelassen zu haben. Hier sind noch viele alte Gewohnheiten in altem Ansehen geblieben, Gewohnheiten, welche zur Charakteristik, ja selbst zur Geschichte des Volkes höchst merkwürdige Anschlüsse geben. Das städtische Leben »mit seinen Vorzügen und Uebeln« fand zum Glücke noch nicht Eingang genug, um die schönen Eigenthümlichkeiten seiner früheren Zeiten zu verwischen. Mögen Einige auch mit ihrem ersten Eindrucke den allzu zarten Geschmack verletzen; die äußere Schale weg, und es tritt ein gesunder, kräftiger Kern hervor.

Der Abschnitt: »Innerer Zustand der Bewohner, oder Sittlichkeit und Geistesbildung,« welcher den Schluß des ersten Bandes macht, dürfte wohl aus Allen der schwächste seyn, was um so mehr zu bedauern ist, als er ganz unbestreitbar zu den wichtigsten gehört. Die geschichtlichen Rückblicke auf die Einführung und Ausbreitung des Christenthums, zunächst aber auf das zeitweise Eindringen der verschiedensten Sekten könnten bei all ihrer Kürze immer noch vollständiger und bestimmter seyn. So ist, um nur Ein Beispiel anzuführen, der Einfluß des Hussitenthums auf den nördlichen Theil Oesterreichs ganz unbeachtet geblieben, und mithin auch: wie nebenher die daraus hervorgegangenen Bewegungen der Keime nicht Wenige zurückließen, welche den Eingang der lutherischen Reformation ungemein erleichterten. Gänzlich aber vermissten wir die zur Charakteristik des religiösen Zustandes nothwendig gehörigen Andeutungen über dort und da vorherrschende Volksansichten, Aberglauben u. s. w. Auch sind hier die literarischen Angaben ziemlich stiefmütterlich behandelt, welcher Mangel jedoch bei der zweiten Abtheilung: »Wissenschaften und Künste« noch viel merkbarer hervortritt. Während unbedeutende Schriften Platz gefunden haben, sind die wichtigeren Quellen und Hilfswerke nicht genannt, und auch die äußere Anordnung läßt Manches zu wünschen übrig. Wir verweisen auf Vogel's ersten Theil, auf dem sich allerdings noch eine bessere Uebersicht gewinnen läßt. Die Sage von den Schulen Wien's unter Carl dem Großen beruht wohl auf gar zu unsicherm Grunde; die Angabe übrigens, daß Kaiser Friedrich II. im Jahre 1237 die lateinische Schule (bei St. Stephan) gegründet hat, möchten wir im vollen Ernste bezweifeln. Wir halten die oft angezogene Stelle der bekannten Handveste nur für eine Bestätigung, zumal sich auch Rudolph I. beinahe derselben Worte bedient hat, und glauben festiglich an ein früheres Bestehen unter den Babenbergern. Uebrigens war die Schule bei St. Stephan, welche im sechzehnten Jahrhunderte den Titel: »Bürgerschule« annahm, lange Zeit die einzige Wien's; von den zwei übrigen zu St. Michael und im Bürgerspitale kommen erst im Jahre 1384 zuverlässliche Nachrichten vor. Die Universität sank bald nach ihrer Erreichung wieder in ihrem Ansehen; unter Maximilian I. aber gelangte sie zu einem europäischen Rufe. Die gelehrte Donaugesellschaft verfiel kurz nach dem Tode ihres Stifters, Conrad Celtis (1508); allein eine andere, Societas Collimitiana, welche aus jener sich gebildet zu haben scheint, ging in den Stürmen der Reformation unter. Wie der Hr. Verfasser zu der nachstehenden Note kam: »Raupach behauptet zwar in seinem evangelischen Oesterreich, daß diese Schule (das evangelische Gymnasium nämlich zu Loosdorf) erst im Jahre 1578 erreichet worden sey; aber die Loosdorfischen Schulgesetze waren schon 1524 gedruckt« (S. 339) können wir nicht begreifen. Der Gang der Reformation in Oesterreich widerspricht schon dieser Berichtigung; die »Losdorffische Schulordnung« trägt aber ganz deutlich das Jahr MDLXXIV auf dem Titel, und ihre »Vorrede an den Christlichen Leser« ist unterschrieben: »Actum zu Losdorff vnd Schallaburgk in dem 1574 Jar nach geburt Christi den 28. Aprilis.«

Die Jesuiten hielten gewiß schon 1559 theologische Vorlesungen; daß übrigens die Universität selbst an sie übergegangen, ist unerörtert geblieben. Die zeitweisen Versuche, den Volksunterricht zu heben, welche bereits unter Ferdinand I. begonnen haben, sind eine ganz eigenthümliche Erscheinung zum Ruhme Oesterreichs; daher hätten sie näher bezeichnet zu werden verdient. Dasselbe gilt auch von den durchgreifenden Reformen im Schulwesen unter Maria Theresia, die später so vielen deutschen Staaten, besonders in Beziehung auf Volks- oder Elementarschulen, als Muster gedient haben. — Wenn schon der Schauspielkunst erwähnt werden mußte, kann in der That das Mitgetheilte nicht befriedigen. Auf Opern und Ballete wurde bereits unter Leo-

Digitized by Google

pold I. Beifpiellofes verwendet; handelt es ſich aber überhaupt um den Anfang des Theaterweſens in Wien, dürfte das ſechzehnte Jahrhundert vorerſt zu beachten ſeyn. — Dieſe flüchtigen Bemerkungen mögen genügen. Schade, daß bei einem ſo vortrefflichen Werke gerade jener Theil mit den übrigen nicht gleichen Schritt hält, der doch vor Allen das Intereſſe der Leſer in Anſpruch nehmen muß.

(Fortſetzung folgt.)

Schiller's Album.

Den neueſten Nachrichten aus Rom zu Folge iſt das Modell zu der koloſſalen Statue Schiller's der Vollendung nahe; der Moment, wo der unterzeichnete Verein ſeine Aufgabe glücklich gelöſt haben wird, iſt nicht mehr fern, und es iſt nun auch an der Zeit, ernſtlich Hand an die Herausgabe eines Werkes zu legen, deſſen Ertrag dazu beſtimmt iſt, die Koſten des dem großen Dichter geweihten Denkmals tragen zu helfen. In Kurzem wird mit dem Drucke des Albums begonnen werden, das die jetzt lebende Generation, beſonders deutſcher Schriftſteller und Künſtler, in der Einnerung an Schiller, für die Mit- und Nachwelt ſtiftet. Die allgemeine Theilnahme, welche die Aufforderungen des Vereins hervorgerufen, wird dieſes Werk zu einem in hiſtoriſcher und literariſcher Hinſicht höchſt intereſſanten machen; durch die Liberalität der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt aber auch die Ausſicht eröffnet, daß es für die Sache des Denkmals anſehnliche Früchte tragen wird: die genannte Buchhandlung hat ſich erboten, die typographiſche Ausſtattung und die Expedition des Werks auf ihre Koſten zu übernehmen, und liefert dadurch einen neuen bedeutenden Beitrag zum Denkmal. Das Album ſelbſt bleibt aber einzig Eigenthum des Vereins, und der Ertrag gehört allein dem Denkmal.

Wir bringen hinſichtlich der bevorſtehenden Erſcheinung des Albums Folgendes zur allgemeinen Kenntniß:

Schiller's Album erſcheint noch im Laufe des Jahres 1836, in Groß-Octav, auf ſchönem Velinpapier; demſelben wird eine unter Thorwaldſen's Augen verfertigte Zeichnung der Statue Schiller's in Stahlſtich beigegeben. Die Beiträge werden, ſo weit die für das Auge gefällige Anordnung des Drucks es möglich machen wird, nach der Zeitfolge, in der ſie beim Verein eingekommen, abgedruckt. Wer das Album zu erhalten wünſcht, pränumerirt bei der ihm zunächſt liegenden ſoliden Buchhandlung drei Gulden oder 1¾ Thlr. Preuß., ſpäter tritt ein höherer Preis ein. Diejenigen Schriftſteller und Künſtler, welche — außer dem etwaigen Beitrag für's Denkmal ſelbſt — die Pränumeration auf das Album mit ihrem Blatte zu demſelben bereits bar eingeſendet haben, werden erſucht, eine Buchhandlung zu ermächtigen, das Album für ſie von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ſeiner Zeit einzufordern, damit jeder Irrung vorgebeugt werde.

Die Liſte der Pränumeranten wird am 30. Sept. d. J. geſchloſſen und dem Album beigedruckt.

Stuttgart im April 1836.

Der Verein für das Denkmal Schiller's.

Notizen.

Um Fröhlich's Evangelium Johannis in Liedern (Leipzig, Weidmann 1835) zu charakteriſiren, bedarf es wohl nur nachſtehender Probe:

So iſt Jain's Kind erwacht,
Und der Frau von Sidon lacht
Ihre Tochter neugeboren
So der Sohn vor Nain's Thoren.

Ein großes Licht auf die Hogarth'ſchen Carricaturen wirft folgende Anekdote, welche Biſchof Sandford von dem Künſtler mittheilt. Hogarth zeichnete einſt in einem Zimmer in Gegenwart mehrerer ſeiner Freunde. Die Mutter des Biſchofs befand ſich darunter, eine damals noch ſehr junge Dame. Sie äußerte den Wunſch, im Carricaturzeichnen Unterricht zu erhalten. »O Mylady,« ſagte Hogarth, »das iſt keine beneidenswerthe Kunſt. Nehmt meinen Rath an und erlernt es nicht; durch lange Uebung darin habe ich den reinen Genuß der Schönheit verloren; ich ſehe Alles nur entſtellt, und es ſcheint, als ob mir die Göttlichkeit des menſchlichen Angeſichts verloren gegangen wäre.«

Profeſſor Herzog in Gera ſucht in einer Schulſchrift: »De quibusdam artis criticae praeceptis, tum de Pseudo-Sallustii persona« mit ſachlichen Gründen das alte Urtheil aufs Neue zu befeſtigen, daß die Declamationen, welche die Namen Cicero's und Salluſt's tragen und gegenſeitige Anfeindungen und Schmähungen enthalten, in einer etwas ſpäteren Zeit von des Styles mächtigen Rhetoren abgefaßt worden ſeyen. Die Unterſuchung iſt mit Umſicht und Sachkenntniß geführt; der Ton, in dem ſie gehalten, feſſelt das Intereſſe der Freunde des Alterthums, die Sprache iſt ziemlich rein. »Prae ceteris« aber und ähnliche Ausdrücke der neueren Latinität nehmen hier Wunder, wo man das ſcharfe Streben eines Forſchers auf altclaſſiſchem Boden findet.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

42. Mittwoch, den 25. Mai **1836.**

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300—1521. Pest, 1836. C. A. Hartlebens Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

Dieses neue Riesenwerk der unermüdlichen Thätigkeit des berühmten Herru Verfassers gibt Stoff zu den mannigfachsten und weitausgreifendsten Betrachtungen. Die Poesie eines ganzen Volks, in Europa bis zur Stunde, man darf wohl sagen, unbekannt, — (denn außer dem von derselben Hand übersetzten Divane Baki's, Wien 1825, sind nur wenige zerstreute Einzelnheiten türkischer Lyrik vor ein größeres Publikum gekommen) wird vor uns aufgeschlossen, — Rhythmen von zweitausend zweihundert Dichtern klingen, in die Töne unserer Muttersprache übertragen, an unser Ohr. Ein Werk, in welchem eine solche Aufgabe gelöst wird, überschreitet den Horizont literaturhistorischer oder poetischergötzlicher Collectaneen, greift in die Sphäre ethnographischen und historischen Wissens, und erklärt einen Theil der Weltgeschichte. Aus diesem Gesichtspunkte scheint der Herr Verfasser sein eigenes Werk zu betrachten; denn die Worte, womit derselbe seine Geschichte des osmanischen Reiches schloß, finden wir am Eingange des vorliegenden Buches als Vorrede wieder abgedruckt; und so scheint, was der unvergeßliche Herder gewünscht und begonnen, hier geleistet und vollendet: Geschichte, durch Poesie belebt und erläutert. Und in der That, wenn ein solches Verfahren irgend ausführbar und hoffnungsvoll war, so war dieß am Oriente der Fall, wo allein eine Poesie existirt, welche nicht wie das gewöhnliche Volkslied bloß die Eigenheit der untern Classen, — nicht wie die studirte Dichtkunst bloß die Bildungsweise der Gelehrten, — sondern als wahre, lebendige Nationalpoesie die Denkweise und Gesinnung, die Cultur und den Geschmack ganzer Völker ausdrückt. Und unter den Poesien des Orients ist es wieder insbesondere die türkische, welche nicht sowohl Schöpfungen genialer Geister zu betrachten gibt, nach deren Typus Jahrhunderte zu bilden haben, wie es bei Nisami, Saadi, Hafis der Fall war, im herrlichen Iran, — als vielmehr den deuterotypischen Charakter sprechend bezeichnet, den diese nachgebildete Völkerschaft aus dem ursprünglichen der Araber und Perser gleichsam erbentet und erspeichert hat. Diese Ansicht müssen wir festhalten, um unsere Erwartung nicht zu hoch und nicht zu niedrig zu spannen; ihr gemäß werden wir auch, wenn wir diesen ersten Band durchgelesen, die Empfindung haben, in einem Garten gewesen zu seyn, wo ein heimgekehrter nordischer Reisender die Erinnerung an den lieblichen Süden in tausend überpflanzten Blüthen zu verewigen strebt, von denen freilich nur dann und wann eine besonders lebenvolle, Samen entwickelt, der auch im fremden Boden keimt und neue, seltsame, üppige, aber von nun an unfruchtbare Gewächse hervortreibt.

Diesen Garten wollen wir nun an der Hand dessen durchwandeln, der ihn uns aufschloß, — wollen im Vorübergehen in unser Herbarium einlegen, was uns besonders bedeutsam, instructiv und geeignet erscheint, unsern Freunden zu Hause einige Anschauung von dem Ganzen der erotischen Vegetation zu geben. Daß wir etwas länger in den Eingangshallen verweilen, wo Bilder, Tabellen und Erklärungen von Kennerhand aufgehängt sind, die uns zu orientiren dienen sollen, wird Niemand mißbilligen, der, wie wir, nicht bloß gaffen, sondern lernen und begreifen möchte.

Vorrede und Einleitung enthalten eine Fülle geistreicher, und von reichem Materiale wuchernder Betrachtungen, denen wir, in so fern sie den übrigen, hauptsächlich durch den Hrn. Verfasser selbst uns schon bekannter gewordenen Osten, ja die Formen und Gesetze der Dichtkunst selbst in ihren Kreis ziehen, wohl die unsern zur Begleitung geben dürfen. Im Eingange wird die Geringschätzung orientalischer Poesie gerügt, welche hier und da, und mirabile dictu! gerade in unserm, das Fremde sonst überschätzendem Vaterlande, gerade unter den Gelehrten, welche sich fast ausschließlich damit beschäftigen, laut geworden ist. Es geht eben hierin wie überall. Die wahre Einsicht, die ohne Liebe nicht denkbar ist, wird nicht bei der Zunft gefunden, sondern in unbefangenen, schönen, empfänglichen Gemüthern.

Digitized by Google

Dichter sind es, wie Herder, Goethe, Rückert, Platen, welche das heilige Feuer, welches Geweihte wie der Herr Verfasser aus dem Osten zu uns bringen, bewachen und nähren. Wir wollen dabei die Schwierigkeiten nicht verkennen, die sich freilich einer allgemeinern Anerkennung jener herrlichen Dichtungswelt entschuldigend entgegenstellen. Das so wenigen Menschen mögliche, hier im unbegränzten Sinne erfordernde Eingehen in eine, der unsern diametral entgegensetzte Denk-, Handlungs-, Gefühls- und Redeweise, die nur allmählich zu beseitigende Unbekanntschaft mit dem weiten, reichen Kreise von Gegenständen, den jene Dichter so verschwenderisch in ihre bunten Schriftgemälde verarbeiten, — und die an Unmöglichkeit gränzende Schwierigkeit, den geisterfüllten Wohlklang ihrer eigenthümlichen Formen für ein deutsches Ohr zu reproduciren, — sind allerdings erschwerende Umstände. Von der Schönheit der Ghaselenform allein z. B. ist schwer ein Begriff zu geben. In der Wiederkehr des einen Wortes, verbunden mit dem verkündenden Reime, liegt jedesmal eine Art rhythmischer Pointe, die endlich am Schlusse aufs Höchste gesteigert, einen Gouemand der Verse wohl entzücken kann; so daß man die großen Geschenke doch einigermaßen begreift, welche orientalische Fürsten glücklichen Poeten für ihre Rubajat gemacht haben. Am ähnlichsten hat doch, nach meiner Empfindung, Gr. Platen das Ghasel dem Geiste des Hafisischen nachgebildet. Die Ghaselen Rückerts sind mehr Lieder mit refrain, und haben das Gepräge seiner deutschen Eigenthümlichkeit. So sehr wir nun das Bedenkliche einer solchen Beabeitung der heterogensten Poesie für ein westliches Publikum fühlen, so sey doch der gegenwärtige Anlaß ergriffen, uns an die Stimme des Hrn. Verfassers anzuschließen, und neuerdings auf die östliche Dichtkunst, welche hier treffend Zendavesta, d. i. lebendiges Wort, genannt wird, hinzuweisen. Denn wahrlich, wessen unsere Zeit innerlich bedarf: lebendige Anregung, Gefühl mit Kraft, Geist mit Wärme, Phantasie mit Verstand, eine Welt des Innern, ausgeschmückt mit allen Reitzen, welche die äußere biethen kann, — wenn alles dieß irgendwo zu finden ist, so ist es in der Dichtkunst des Orients. Man darf wohl sagen, daß, wenn die belebende, heilende Frühlingsaura, die in unsre tiefste Daseyn dringt, das Merkzeichen echter Poesie ist, — daß dann alle Dichter der Welt, mit Hafis verglichen, kaum den Namen von Dichtern verdienen. Anlaß und Gegenstand mögen diese Abschweifung entschuldigen.

Wenn nun der He. Verfasser (S. XV), indem er das Verhältniß dieses Werkes zu seinem unschätzbaren frühern Werke »Geschichte der schönen Redekünste Persiens« (Wien 1818) bestimmt, dem erstern gewissermaßen den Vorzug einräumt, so kann man dieß nur beistimmend anerkennen, wenn man erwägt, daß ein vierzigjähriges Sammeln, Sichten, Arbeiten und Vollenden dazu erforderlich war, und daß hier vierzig Quellenwerke zu Gebothe standen und Proben von zweihundert und zweitausend Dichtern gegeben werden, während bei den Persern nur aus vier Meeren geschöpft werden konnte, und wir also nur Proben von zweihundert Dichtern erhielten. Allein was den Inhalt betrifft, so gibt uns die Vorrede selbst einen Wink, wenn sie uns belehrt, »daß die Türken von keinem ursprünglichen und eigenthümlichen poetischen Genius, wie die Araber und Perser beseelt waren.« Und eben dieser Umstand weist auch schon ihrer ganzen Dichtkunst einen untergeordneten Rang an; und wir werden wohl im Verfolge bemerken, daß man ihnen kaum zu ihren Originalen ein gleiches Verhältniß zugestehen darf, wie den Römern zu den Griechen; denn wenn die kräftigen Söhne Latiums sich der hellenischen Bildung in so mancher Hinsicht bemächtigt und Entkel eigenen Naturells gezeugt haben, so ließen es die trägeren Kinder Osmans wohl meistentheils beim Nachmachen im strictern Sinne bewenden. — Auch in der innern Form der beiden Werke ist eine Differenz, die wohl den Ausschlag eher zu Gunsten der ältereen geben möchte; woran aber nicht die Behandlung, sondern einzig der Stoff selbst Schuld ist. Der bemerken nämlich an der Geschichte der persischen Dichtkunst einen periodischen, geist- und kenntnißreich erläuterten Stufengang, eine genetische Gliederung, welche den Denker wohl veranlassen konnte, in der Folgereihe der persischen Dichter etwas Symbolisches, wie in jener der römischen Könige, zu gewahren, und welche jenem bedeutungsvollen Buche erst eigentlich den Charakter einer Geschichte ertheilt. Nicht ganz so ist es bei dem vorliegenden. Obwohl das Ganze noch nicht abgeschlossen, und also ein Endurtheil noch zu suspendiren ist, so werden wir doch in den zwei uns dargestellten Zeiträumen nichts von einer begründeten Entwickelung wahrnehmen, und sonach erhält das Werk mehr das Ansehen einer chronologisch geordneten, mit biographischen Notizen geschmückten Anthologie, als einer Geschichte.

Die Einleitung, welche zur großen Bequemlichkeit des Lesers, nach altem, nachahmenswerthem Brauch, mit Marginaltiteln versehen ist, gibt vorerst eine klare, weltgeschichtliche Ansicht von der orientalischen Poesie überhaupt. Die chinesische, indische, altpersische werden als antik betrachtet, der Islam als Gränzscheide im Mittelpunkt, wo die hebräische und älteste arabische zusammenfossen, die spätere arabische, neupersische und türkische als modern. Vielleicht darf die indo-persische, als ein zwar kleiner, aber dem Geiste nach bemerkenswerthe Abfenkee der neupersischen einige besondere Rücksicht anfreechen. Bei Betrachtung der türkischen haben wir es nun freilich vorzugsweise mit den drei letztern zu thun, von deren Strahlen sie ein Abglanz ist; und so sey es uns erlaubt, das Charakteristische derselben, wie es uns erscheint, zur Begründung späterer Erläuterungen, in kürze-

Digitized by Google

anzudeuten. Wir finden nämlich im Ganzen, ohne dem Eigenen einzelner Schöpfungen zu nahe zu treten, daß in der arabischen Dichtkunst ein Athem ursprünglicher Kraft wehe, welcher schöpferisch und zeugend in die Welt einfloß. Das vorwaltende Element der Weisheit ist, dem Charakter der Nation gemäß, in der persischen nicht zu verkennen, und, wenn nun die osmanische nicht ganz leer ausgehen soll, so muß man ihr zugestehen, daß sie sich vorzugsweise, wenn nicht des Schönen, doch mindestens des Schmuckes, der Bilderfülle, des würzigen Aroms bemächtiget habe, deren ein Stil vor sich hin genießendes, üppiges Volk im mildesten Klima wohl bedarf. Vergleichen wir die drei berühmtesten Lyriker dieser Zungen, wie wir sie durch die Bemühungen des Hrn. Verfassers kennen gelernt haben, so wird es uns nicht entgehen, daß aus Motenebbi vor allem die Kraft, eine wundersam verhüllte Lebensweisheit, aus Hafis und aus Baki eine genußfrohe, man darf wohl sagen, wollüstige Muse spricht, und daß uns eine solche vorläufige Bezeichnung von weiterem Nutzen seyn kann. Bei der Betrachtung dieser Verhältnisse erscheint uns sehr belehrend, was S. 3 gegen Rosenkranz und Goethe berichtigend gesagt ist: daß nicht der Koran das geistige Princip der modernen orientalischen Poesie enthalte, daß diese nicht von den Arabern ausgegangen, die der Perser nicht erst durch diese angeregt worden, — sondern daß umgekehrt die persische bei weitem die reichste sey, aus welcher die Araber, als sie an der Cultur der Besiegten die ihrige bildeten, geschöpft. Bei dieser Gelegenheit wird auch (S. 4 u. f.) der Irrthum widerlegt, der bisher über das feindliche Verhältniß des Korans zur Dichtkunst gewaltet hat; es werden Worte des Propheten bekannt gemacht, die dem »heiligen Volke der Poeten«, wie es Platon nannte, allzungnädig lauten, als daß wir nicht Ursachen davon hier auch unserm Nachwuchs dieses Volkes antischen sollten. »Bei Gott ruhen Schätze, unter dem Throne desselben« — lautet ein überlieferres Wort Muhamed's, »und ihre Schlüssel sind die Zungen der Dichter.« Und: „Schöne Poesie ist wie gutes Wort, schlechte wie schlechtes zu achten.« Endlich finden wir hier Verse übersetzt, durch welche der Prophet selbst, bei der Belagerung Mekka's, vom Schanzen ermüdet, seinem bedrängten Herzen Luft machte (S. 7).

Der Nagel scheint uns auf den Kopf getroffen, wenn es in den folgenden Zeilen heißt: „Der Islam kann nur in so weit für die gemeinsame Grundlage der Poesie der Araber, Perser und Türken angesehen werden, als das Christenthum die gemeinsame Grundlage der modernen Poesie ist.« Ein Satz, welchen wir denkenden Dichtkunst-Historikern zu weiterer Ueberlegung anempfehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beurtheilung des „Essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne par Adrien *Balbi*« im Februarheft der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

Wenn man es einerseits als löblich bezeichnen mag, daß sich der Verfasser, Herr Professor Schreiner, am Schlusse genannt hat; so läßt sich auf der andern Seite durchaus der tiefe Unwille nicht verbergen, welchen die Art und Weise der Ausführung in jedem Gutgesinnten erzeugen muß. Es ist leider zur Gewohnheit geworden, daß vaterländische Producte in auswärtigen Blättern von Oesterreichern selbst herabgezogen und verunglimpft werden; im vorliegenden Falle fordern die Umstände einige Gegenbemerkungen. Man müßte indessen ein eigenes Merkbeh schreiben, um jedem Angriffe des Professor Schreiner genügend zu begegnen; denn, durchaus die Absicht verkennend oder verdrehend, in welcher der genannte Versuch geschrieben worden, und immer nur abgerissene Stellen anführend, hat er es sich zur leichten Aufgabe gemacht, den bestimmtesten Daten den Schein von Unrichtigkeiten zu geben, und ganz unbedeutende Andrücke entweder als Selbstlob, oder auch als Ausfälle auf Andere hervorzuheben. Wir haben nirgend finden können, daß Hr. v. Balbi über deutsche Schriftsteller unwürdig gesprochen; im Gegentheile kommen in dessen »Essai statistique« sowohl, als in dem „Abrégé de Géographie« Stellen in Menge vor, welche dankbar der Schriftsteller erwähnen, deren Werke benützt worden sind. Namentlich werden in den beiden angeführten Schriften gelehrte Deutsche häufiger als alle Uebrigen citirt, und im »Essai« läßt sich durchaus nicht der geringste Ausfall auf geschätzte Autoren nachweisen. Wir fodern den Herrn Recensenten auf, die Stellen zu bezeichnen, in denen auf eine ungebührliche Weise von den ersten Notabilitäten Deutschlands gesprochen worden ist! — Selbst in seinem gerechten Einspruche gegen die Herausgeber des »Hausbuches« hat der Verfasser die Herren Jenne und Littrow von den Herren Cannabich, Wimmer und Sommer recht wohl geschieden. Die Erklärung seiner Beschwerde gegen die drei letzteren ist mit Nachdruck, aber durchgehends innerhalb der Gränzen des Anstandes und ohne alle Persönlichkeit geschrieben. Herr Schreiner, welcher sich als Paladin der deutschen Gelehrten und insbesondere als Vertheidiger der genannten drei Autoren hinstellt, durfte sich mit wagen Beschuldigungen, die wider den Verfasser des „Essais nichts beweisen, nicht zufrieden geben: er mußte die Stellen anführen, welche er so beleidigend für die Notabilitäten Deutschlands gefunden hat; er mußte darthun, daß die Unrichtigkeiten, die Hr. v. Balbi den Herausgebern des Hausbuches vorwirft, durchaus keine sind, und mithin Balbi sich nur prostituirt habe. Wir, weit entfernt, die durch den Recensenten verdächtigten Stellen entdeckt zu haben, fanden vielmehr

Digitized by Google

Aussprüche voll gerechter, ehrenvoller Anerkennung der Gediegenheit eines Ebert, Malchus, Hendel, Humboldt und Anderer in Menge; so wie wir nicht minder lobend die vorzüglichsten deutschen Zeitschriften angeführt lasen, aus welchen wichtige Aufschlüsse gewonnen zu haben, der Verfasser dankbar stets bekennt. (Vergl. Nr. 53, 56, 57 und 49, 51, 52, 53, 54.)

Ungeachtet Hr. Schreiner zur Charakteristik seiner Recension das sine ira et studio an die Spitze stellte, ist wohl nicht leicht ein Werk je mit mehr Strenge, ja wir müssen es gestehen, mit mehr Uebelwollen beurtheilt worden. Der durch die ganze Kritik herrschende Ton, die bei Zergliederung der einzelnen Partien angebrachten Reflexionen bezeugen es zur Genüge; und diese wahrhaft abgeschmackten Bemerkungen, diese schmähsüchtigen Epitheta kehren so häufig, daß man, um sie Alle zu citiren, mehr als ein Viertheil des Artikels abschreiben müßte. Wir beschränken uns, nur Einige näher zu bezeichnen, um von der Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher Hr. v. Baldi beurtheilt worden, eine kleine Probe zu geben.

Hr. Schreiner beginnt damit, die Herausgabe des »Essai statistique« wenig lobenswerthen Beweggründen zuzuschreiben, ungeachtet uns der Verfasser selbst auf die unzweideutigste Weise darüber am Ende der Vorrede (S. XII u. XIV) Auskunft ertheilt. — S. 207 macht er diesem — die Gründe aber entlehnt er ihm — zum Vorwurfe, daß er die Wichtigkeit der Bibliotheken nur nach der Zahl ihrer Bände ermesse; wir verweisen den Leser auf die geistreichen, treffenden Bemerkungen, welche über denselben Gegenstand Herr v. Baldi S. 30—33 entwickelt hat. — S. 210 rügt der Recensent, daß der Verf. Hrn. Cannabich einen ganz einfachen typographischen Fehler, welcher zudem, nach ihm nämlich, nur in einem einzigen Buchstaben bestehe, zur Last gelegt habe. Es genügt, die citirte Seite 183 und die folgende, so wie S. 191 — 193 zu durchgehen, wo der Verfasser die Arbeit des genannten Geographen zergliedert, um sich zu überzeugen, daß es sich um etwas ganz Anderes handelt, als um einige geringe typographische Fehler. Die Zurechtweisung betrifft, so glauben wir wenigstens, bedeutende Irrthümer und unverzeihliche Nachlässigkeiten!

Doch wir gehen zur Analyse der Hauptpartien des Angriffs gegen Hr. v. Baldi über; so müssen wir nämlich zunächst die Art und Weise nennen, wie Professor Schreiner dessen Werk der Prüfung unterwarf. Er kritisirt daran nicht nur den Inhalt, sondern sogar den Titel, und behauptet, daß in der unverkennbaren Hast des Entstehens weiter nichts gebothen worden, als ein Gemisch von unzusammenhängenden Stücken. Indessen — die kritischen Bestimmungen beinahe auf jeder Seite, die interessanten und größtentheils neuen Angaben, die zahlreichen Untersuchungen, welche die vorkommenden Tabellen voraussetzen, die darin niedergelegten officiellen Mittheilungen beweisen zur Genüge, daß das in Frage stehende Werk durchaus nicht mit Uebereilung geschrieben worden; sie sichern ihm vielmehr und mit Recht eine ehrenvolle Stelle unter den Werken der Forschung und verdienen jedenfalls ganz andere Bezeichnungen, als der Hr. Recensent niederzuschreiben beliebte. Jedem, durch Kenntnisse und Unparteilichkeit competenten Beurtheiler wird die Einheit des Plans sowohl, als der Einklang der einzelnen Abschnitte des »Essai« nicht erst nach Lesung der Vorrede, sondern bei dem bloßen Anblicke des Titels klar werden; denn es ist unverkennbar, daß die Statistik der Bibliotheken Wien's der Gegenstand des Werkes, und daß die Abtheilungen des Anhanges nichts anderes sind, als Erläuterungen zu dem Texte der Vorrede, mit Vorsatz in den Anhang als Noten geworfen — ihrer Länge willen. (Fortsetzung folgt.)

Notizen.

In Kragujewac hat Fürst Milosch von Serbien eine neue Druckerei angelegt, welche bereits einen zierlichen serbischen Almanach geliefert hat. Besonders sind deutsche Buchdrucker dafür gewonnen worden.

Giovani Rosini, der bekannte Verfasser der »Monca di Monza« und »Luisa Strozzi« hat neuerlich seine dramatischen Arbeiten herausgegeben, von denen einige bereits mit Glück über die Scene gegangen sind, in zwei Bänden (»Saggi di comedie«), so wie eine Sammlung lyrischer Gedichte: »Nuove rime d'un vecchio poeta,« in einem Bande. Der erste Band der Theaterstücke enthält die metrischen, der zweite die in Prosa; unter letztern ist unstreitig »Torquato Tasso« das werthvollste; ein anderes »Neffe und Tante«, ist eine unbedeutende Nachahmung von Picard. Das dritte: »Die unerwarteten Folgen eines Duells«, hat mehr Originalität. Die drei metrischen Stücke sind: »Die Abenteuer des Gil Blas,« »der unkluge Parasit« und der »Geizige«, eine gelungene Uebersetzung von Molieres bekanntem Lustspiele.

Die beiden ersten jetzt herausgekommenen Bände der »Souvenirs et mémoires de Madame la Comtesse *Merlin*« rechtfertigen die davon gehegte Erwartung in hohem Grade. Frische der Gedanken, und ein reiner einfacher Styl, wie man ihn heut zu Tage in Werken der Art nicht mehr findet, zeichnen diese Denkwürdigkeiten einer höchst interessanten Frau aus, die viel gesehen und gedacht hat.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

43. Sonnabend, den 28. Mai **1836.**

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's, 1300 — 1521. Pest, 1836. C. A. Hartlebens Verlag. XVI und 327 Seiten. gr8.

(Fortsetzung.)

Um nun den Gegenstand, mit dem wir es zu thun haben, noch schärfer in's Auge zu fassen, müssen wir uns an die Haupteintheilung halten, nach welcher (S. 8) die Literatur der Türken (man muß hier schon die Metapher »Literatur« gelten lassen) in die alt-türkische, tschagataische oder uigburische der östlichen, und in die neu-türkische, seldschukische oder osmanische der westlichen Türken zerfällt. Der Ausdruck »Türken« ist hier nur collectiv; denn die Uigburen dürften ein anderer als türkischer Stamm gewesen seyn. (S. 8.) Der bedeutendste Schriftsteller dieser Literatur ist der gelehrte Wesir Mir Alischir, welcher biographische Kunden von vierhundert ein und vierzig tschagataischen Dichtern hinterließ. Diese Literatur ist also eine ganz verschiedene von der osmanischen, dem eigentlichen Gegenstande des vorliegenden Werkes. (S. 9.) Der älteste Stamm der Westtürken sind die Oghusen, die sich selbst Kunen nannten. Er überschwemmte Asien von der chinesischen Gränze an, bis an die Ufer des Bosporos, und siedelte sich, als Kumanen, bis in Ungarn an. Eine bisher gar nicht beachtete Stelle der ältesten türkischen geschichtlichen Urkunden lehrt uns, daß die Kunen ursprünglich an der chinesischen Gränze saßen, von wo sie vertrieben, Asien überfluteten. Diese wichtige Kunde erklärt das bisher ungedeutete Räthsel der Aehnlichkeit türkischer und chinesischer Sprache und Sitte. Aus dieser Entdeckung nun leitet der Hr. Vers. S. 10 weitere Folgerungen und die ganze organische Kette östlicher Gesänge. Die ältesten Sprachdenkmäler dieses Volkes sind wie die anderer Völker gnomisch. Sie waren in dem Buch des Oghuf, »den Weisheitssprüchen der Väter,« niedergelegt; und was uns hier davon mitgetheilt wird, deutet sehr charakteristisch auf einen kräftigen, egoistischen Naturzustand. Z. B.

Ein Grüß dich Gott! ist besser als tausend Behüt' dich Gott!

Wenn die Türken Heilige werden, werden die Städter Propheten.

Der Araber ißt sich satt, der Türke frißt sich schachmatt.

Man geht hin, wann man will, und geht weg, wann man kann.

Verkaufe nicht den Vogel in der Luft. (S. 11.)

Der Fremdling hat keinen Stern am Himmel. (S. 12.)

Die zwei andern ältesten Denkmäler dieser Dichtkunst sind: Distichen, und ein erklärliches Werk über Jagd und Fischfang. (S. 12.)

In den jetzt folgenden Reflexionen ist der Hr. Verf. bemüht, das Substantiv: »Dichtkunst,« welches er an die Stirne seines Werkes gesetzt hat, dem Inhalte desselben zu vindiciren; im Widerspruche mit einem Paradoxon Goethe's, welches der Poesie nicht den Namen Dichtkunst, wenigstens nicht den einer redenden Kunst zugestehen will. Da nun in der That gerade die Umstände, welche Goethe zur Begründung seiner Ausdrücke anführt, bei der osmanischen Dichtkunst wegfallen, so kann man dem Geschichtschreiber derselben nur beistimmen. Weniger kann wenigstens ich die Ansichten, die sofort über die Grundformen der Poesie geäußert werden, theilen. Ewig bleiben Lyrik, Drama, Epos die einzigen Naturgestalten der Dichtkunst; es wird entweder gesungen, oder gehandelt, oder erzählt; wie wir bereits anderswo (s. diese Blätter, April, Nr. 30) auseinander zu setzen bemüht waren. Das »klar« beim Erzählen, das »enthusiastisch« beim Singen, das »persönlich« beim Handeln, welche Beiwörter Goethe hinzufügt, scheinen allerdings auch mir tautologisch, ja das mittlere zweideutig. Allein die Classen des »beschreibenden« und »didactischen« Gedichtes, welche nun

Digitized by Google

hinzukommen sollen, sind nicht mehr auf den Eintheilungsgrund der Form, sondern des Inhaltes gebaut. Das lyrische, epische wie dramatische Gedicht kann ganz oder theilweise beschreibend oder didactisch, — und das beschreibende oder didactische muß lyrisch, episch oder dramatisch seyn, wenn es überhaupt den Namen eines Gedichtes verdienen soll. Wollen wir nur die Gränzen der angegebenen Formen nicht enger ziehen, als wir sie, nach der Natur, gezogen haben, so werden darin gewiß alle nur denkbaren Species ihre Stelle finden: der »Spruch« wird, als freier Erguß des Innern, im Kreise der Lyrik, »die Fabel,« je nachdem sie erzählt oder vor uns in Handlung dargestellt wird, im Epischen oder Dramatischen gelten dürfen. Die Dreitheilung, welche nun der Hr. Verfasser (S. 15) für die orientalische Poesie aus der tiefen grammatikalischen Bedeutung des Verbums, Nomens und Partikels aufstellt, ist besonders originell und scharfsinnig, und hat eigentlich mit jenen Elementarformen gar nichts zu schaffen. Das Verbum nämlich, der handelnde Theil der Rede, wird zum Epos entfaltet; das Nomen, mit allen dazu gehörigen Epithoten breitet sich als beschreibendes und belehrendes Gedicht aus, und die Partikel, als Ausdruck der Empfindung, entwickelt sich als Lyrik. (S. 15.) So viel ist mindestens gewiß, daß hiermit Inhalt und innere Form orientalischer Dichtarten erschöpft sind. Was die äußern, rhythmischen Formen derselben betrifft, so werden uns hier zwölf bekannt gemacht, die wir zu belehrender Zusammenstellung in Kürze bezeichnen wollen:

1. Das Mesnewi, das doppelgereimte, große Gedicht; unter welcher Gestalt das historische und romantische Epos, das didactische, ethische wie mystische, und beschreibende Gedicht auftreten. Wir werden dabei an die größten Meisterwerke der Perser, an das Schahname, die romantischen Gedichte Nisami's, das Pend-name, und jenes berühmte Werk des wundersamen Dschelaleddin erinnert, welches schlechtweg Mesnewi heißt. Hierzu kommt noch im Türkischen eine sonderbare Sorte beschreibender Poesie, unter dem Namen »Stadtaufrufe« gang und gebe, welche sich mit den todten oder lebendigen Schönheiten einer Stadt befaßt. 2. Die Kassidet, das verlängerte Ghasel, beiläufig an das, was die Westwelt Elegie im weitesten Sinne nennt, erinnernd, uns aus den köstlichen Gedichten dieser Art, vorzugsweise von Saadi, bekannt. 3. Das Ghasel, die liebliche und beliebte Form, die wir nun auch als unser ansehen dürfen. 4. Terdschü, eine Art Redondillas. 5. Glossen, Erweiterungen eines Verses, fünf-, sechs- und mehrfach. 6. Rubijat, epigrammatische Vierzeilen. 7. Mokataat, Bruchstücke von Ghaselen. 8. Moserredat, Distichen. 9. Mimaa, Räthseln. 10. Laghs, Logogryphen. 11. Maklub, Akrostichen. 12. Tarich, Chronogramme.

Nun folgen Erörterungen über Prosodie, aus welchen sich ergibt, daß die Perser hierin läßlicher als die Araber, die Türken bequemer als die Perser verfahren. Die Betonung entscheidet hier über Silbenquantität; und mögen strenge, aufgefaßte Metriker sagen was sie wollen, — für lebendigen, freien Genuß erscheint mir dieß Gesetz, welches Ohr und Gefühl dictiren, ersprießlicher, als eine gelehrte Konvenienz; und ich preise unsre Muttersprache deßhalb, statt sie zu beklagen. Merkwürdig sind die von dem Zelte und seinen Bestandtheilen entlehnten prosodischen Kunstwörter (S. 20); merkwürdig die chronologische Geschichtforschung der Orientalen (S. 21), von deren Betrachtung wir zu jener, aus Prose und Vers abenteuerlich gemischten Gattung geleitet werden, welche sich im Osten einer besondern Geltung erfreut, und zu welcher im Arabischen Hariri's Makamat, im Persischen Saadi's Gulistan, im Türkischen das Humajun-name gehören. Das letztere veranlaßt zu neuen Ansichten der oft verstümmelten Forschungen über die Thierfabel; und der Herr Vers. tritt Grimm wider Gervinus bei, wenn dieser die Sage von dem Schakal (Hitopadesa) und dem Fuchse auf Eine zurückführt; erkennt aber die von Gervinus aufgestellte Sonderung von Thierfabel und Thierepos an, wovon jene in Vorderasien Lokman's, dieses Bidpai's Namen trägt. (S. 25.) Er macht wiederholt (da es schon in den Wien. Jahrbüch. d. Liter. II. Bd. S. 87 u. f. geschehen war) auf das arabische Gedicht vom Wettstreit zwischen Menschen und Thieren aufmerksam, das Hauptwerk der Bender der Reinheit, gleich bedeutsam durch den echt menschlichen Gehalt, wie durch die folgerechte Form und reiche Behandlung; welches Lemü in's Türkische übersetzt hat, wovon aber weder Rosenkranz noch Gervinus Notiz genommen haben.

Der nächste Absatz liefert eine lehrreiche übersichtliche Genealogie der westlichen und östlichen Alexandriaden, da der erstere oberste Verehrer Homers auch für die osmanische Dichtkunst Schätze denkwürdigen Stoffes bereitet und hinterlassen hat. Und doch ist dieses reiche Daseyn nur ein Theil der altpersischen Sagenwelt des Schahname, in deren dämmernder Ferne fast alle Sagen der Welt, wie in einem Meere der Wunder sich in einander spiegelnd zusammenfließen! (S. 28 u. 29.) — Alle die herrlichen Geschichten, deren romantischer Zauber uns in Jean zuerst bekannt und theuer ward: Ferhad und Schirin, Wamik und Afra, Jusuf und Suleicha, Leila und Medschnun, Suleiman und Balkis, ertönen auch von türkischen Saiten wieder, — so daß der ganze Orient vom Preise der Hoheit, Weisheit, Liebe und Entsagung von Stadt zu Stadt, von Fluß zu Fluß, in ewig wiederhallenden Tönen durchklungen erscheint. Eine übereinstimmende, lebendige Ueberlieferung pflanzt dort tiefere Gesinnungen in tausend geöffnete Herzen, als bei uns eine unüberfehbare, gelehrte, sich ewig wiedersprechende, verworrene und verwirrende Literatur. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens. Von W. C. W. Blumenbach. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Güns, Reichard, I. Bd. 1834. II. Bd. 1835. 8.

(Fortsetzung.)

Der vierte Abschnitt, welcher den zweiten Band eröffnet, und den Zustand der Volkswirthschaft ins Auge faßt, gibt vorerst ein treffliches Bild von dem frühreren Zustande der österreichischen Landwirthschaft, und betrachtet hierauf den Standpunct, welchen sie in unsern Tagen einnimmt. Dieser erscheint keineswegs tadelsfrei: »Bei einem großen Theile der Landwirthe ist Mangel an Kenntniß und Thätigkeit die einzige Ursache ihres im Vergleiche mit ihren Nachbarn minder günstigen Zustandes. Bei andern, z. B. im Marchfelde, sind zum Theil Mißtrauen in Neuerungen und mißlungene Versuche daran Schuld[1], während in andern die Schuld nur im Boden oder Klima oder in besonderen Verhältnissen liegt. Es kann demnach eine Schilderung der österreichischen Landwirthschaft kein fleckenloses Gemälde seyn.« In diesem Geiste edler Freimüthigkeit geht nun der Hr. Vers. auf den Landbau im Allgemeinen über, bezeichnet die verschiedenen Wirthschaftsmethoden, den beurbarten Boden, den Werth der Gegenstände u. s. w., und zieht hierauf mit einer seltenen Sachkenntniß die einzelnen Zweige desselben in nähere Betrachtung. Jedermann wird, dem es um Belehrung zu thun ist, mit voller Befriedigung die reichhaltigen Notizen über Getreidebau, Obstcultur, Weinbau u. s. w. lesen; und vielleicht nur die historischen Rückblicke lassen dort und da Einiges zu wünschen übrig. So wurde z. B. gewiß schon vor Carl dem Großen der Weinbau betrieben, und aus den Zeiten der Babenberger sind der Zeugnisse nicht Wenige auf uns gekommen, welche eine nähere Bestimmung der Gegenden möglich machen. Schenkungsurkunden, Kaufsverträge und später etwa auch landesfürstliche Verordnungen werden zu diesem Behufe immerfort reichliche Ausbeute gewähren. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, daß wir in den ältesten Zeiten häufig gerade dort die Rebencultur in Wirksamkeit sehen, wo sie heut zu Tage entweder ganz verschwunden, oder nur höchst untergeordnete Resultate zu erzielen im Stande ist. Wen es interessirt, wo und wie der Weinbau im sechzehnten Jahrhunderte betrieben worden, den verweisen wir auf Johann Rasch's »Weinbuch: Vom Bau, Pflog und Brauch des Weins ꝛc. Gedruckt zu München, bey Adam Berg 1582. 4.« Seite 50 beginnt: »Von Weingartbau vnnd Bauer Practic in Oesterreich vnter der Enns.« Letztere ist in Versen; die damals bestehende Eintheilung der Weingebirge haben wir bereits in diesen Blättern daraus mitgetheilt.

Ueber die Viehzucht, welche der geschätzte Hr. Verfasser von S. 85—108 sehr ausführlich behandelt, bemerkt er im Allgemeinen, wie weit sie noch hinter der Stufe zurückstehe, welche sie erreichen könnte, wenn die mannigfachen Hindernisse hinweggeräumt würden. Daß unter diesen das Monopol der Fleischhauer als besonders nachtheilig hervorgehoben wird, dürfte wohl vielseitige Anerkennung finden. Monopole mögen an und für sich auch ihre gute Seite haben; die Mißbräuche aber, welche sie zulassen, und deren Verhinderung eben keine leichte Aufgabe ist, zeigen sie größtentheils in sehr schädlichen Beziehungen. Beherzenswerth bleibt es, was der Vers. zur Begründung erzählt: »Die Fleischhauer haben nämlich das ganze Land in Bezirke (Gaue genannt) eingetheilt, und jedem bestimmte Ortschaften zugewiesen, in welchen kein anderer Fleischhauer Vieh einkauft, so daß selbst Versteigerungen keine Wirkung haben, weil die Fleischhauer der Gegend nur zum Scheine biethen, das Vieh aber gemeinschaftlich kaufen und nach der Steigerung theilen.«

Zur S. 100 müssen wir bei dem Artikel »Seidencultur« verbessernd hinzufügen, daß die ersten Versuche in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fallen. Bereits im J. 1669 war von Kaiser Leopold I. eine besondere Aufsicht zur Förderung der Seidenkultur an den Hofkammer-Präsidenten, Grafen von Sinzendorf, übertragen worden, und wir haben im Verlaufe dieser Anzeige schon Gelegenheit gehabt, ein damals erschienenes Büchlein zu verzeichnen, das zu diesem Behufe geschrieben und zunächst für das Landvolk bestimmt war. Ueberhaupt zeigte sich damals in Oesterreich eine thätige Vorliebe für Industrie und Commerzwesen; die endlosen Kriege aber ließen kein gedeihliches Fortschreiten zu.

(Schluß folgt.)

Die Beurtheilung des „Essai statistique sur les Bibliotheques de Vienne par Adrien *Balbi*“ im Februarheft der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

(Fortsetzung.)

Wir sind weit entfernt, den beschränkten Sinn zuzulassen, in welchen Professor Schreiner die Gränzen der Statistik bringen will (S. 203) — bloß wohl, um ein Argument mehr für seinen Angriff zu haben —; wir glauben im Gegentheile, daß man so gut eine Statistik der Bibliotheken machen kann, als die der Straßen, der Verbrechen und hundert anderer ähnlicher Gegenstände. Eben so wenig mögen wir dem Recensenten beistimmen, wenn er S. 203 den Verfasser ermahnt, nachsichtig gegen Rechnungsversöße anderer Geographen und Statistiker zu seyn, indem er ihm bemerkbar macht, daß er selbst Fehler begangen und diese auch eingestanden habe. Nach unserer Ansicht ist hier wohl zu unterscheiden zwischen den Fehlern der Unwissenheit und Nachlässigkeit, und solchen, welche von dem unvollkommenen Zustande

[1] Solche Fälle sind erzählt in den vaterländ. Blättern. 1808. S. 28.

Digitized by Google

der Wissenschaft herrühren. Diese verdienen Nachsicht von jedem, auch noch so strengen Richter; jene aber durchaus keine. Uebrigens haben wir bei Durchlesung des »Essais sowohl, als auch des »Abrégés gefunden, daß Herr v. Balbi stets nur die letzteren bezeichnet; ja man muß ihm dabei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er human genug, weil es ihm nur um die Sache zu thun, die Namen der Autoren übergeht, mit Ausnahme weniger Fälle, wo er etwa gezwungen ist, sich selbst oder die allzu steche Beeinträchtigung seines literaeischen Eigenthums zu vertheidigen.

Auf der Seite 204 und der folgenden wirft Professor Schreiner dem Verfasser vor, wichtige Bibliotheken übergangen zu haben. Er gründet seine Anklage auf die genaue Kenntniß der Art und Weise, mit welcher Herr v. Balbi bei der Sammlung solcher Daten zu verfahren pflegt (!?), und versichert mit vieler Freimüthigkeit, daß Oesterreichs Hauptstadt eine bei weitem größere Anzahl von Bibliotheken besitze, als die im »Essais verzeichnet worden sind. Da der Recensent sich rühmt, Wien so gut zu kennen, und da er zum Beweise dessen die Zahl der Professoren und Lehrer, der Manufacturisten, der Banquiers, der Kaufleute im Großen und Kleinen, der Mediziner, der Chirurgen, ja selbst der Schauspieler so äußerst gefällig mittheilt; warum hat er nicht statt dieser, wenn nicht lächerlichen, doch gewiß hier unpassenden Aufzählung das Verzeichniß jener Bibliotheken angiebt, welche Herr v. Balbi übersehen, und er für so wichtig hält? Dieß wäre nach unserer Ansicht die einzig wahrhafte Widerlegung gewesen! Was die Art und Weise betrifft, mit welcher der Verfasser arbeitet, und die dem Professor Schreiner, weil er sie kennt (?), eben kein Vertrauen einzuflößen vermag, verweisen wir auf die S. 109—111 des gerügten Werkes, wo Herr v. Balbi erzählt, daß er, um die vorzüglichsten Bibliotheken Wiens kennen zu lernen, die Schriften eines Böckh, Pezzl, Tschischka, Blumenbach zu Rathe gezogen, und bei dem größten Theile der Bibliotheken, deren Statistik er gibt, sich gerabezu an die Vorsteher selbst gewendet habe. Eben so erwähnt er dankbar der Unterstützung, welche ihm bei Gegenständen, die der Sphäre seiner speciellen Studien ferne lagen, durch die Aufklärungen der Herren v. Hammer und Kopitar geworden ist. In der That, wir wissen nicht, wie es Herr v. Balbi besser hätte anfangen können, um würdig seinen Gegenstand zu behandeln; zumindest bleibt es unbegreiflich, daß ein solches Verfahren Vorwürfe verdienen und Zweifel über die Sorgfalt der Untersuchungen und die Bestimmtheit der Angaben erregen sollte! —

Den ganzen folgenden Abschnitt (S. 205—206) hat der Recensent dazu verwendet, um das erste Capitel, welches über die Gründung der kaiserlichen Bibliothek handelt, vorzugsweise aber um die chronologische Uebersicht des ersten Aufsatzchens der berühmtesten Bibliotheken Europa's, kritisch durchzunehmen. Hier wirft er dem Verf. vor, daß er diesen Gegenstand zu oberflächlich behandelt, und durchaus keine Untersuchung angestellt habe, das Gemälde anziehend zu machen. Indessen — die S. 2 angeführten Schriftsteller, die Erläuterungen auf derselben Seite und S. 3 und 4, sind unverwerfliche Zeugnisse für die Forschungen, welchen sich der Verfasser unterzogen hat; denn nicht nur die Ansichten einiger berühmter Schriftsteller werden berichtigt, sondern auch die Aussprüche der größten Gelehrten einer näheren Prüfung unterworfen. Die chronologische Uebersicht, weit entfernt, das harte Urtheil des Recensenten zu verdienen, hat erst neuerlich die volle Zustimmung eines höchst competenten Kritikers erhalten. Der gelehrte Bibliothekar der Veterа, Herr Rath Gironi, hat in seiner bemerkenswerthen Anzeige des »Essais diese Uebersicht so interessant und richtig gefunden, daß er sie im letzten Hefte der Biblioteca Italiana vollständig wieder abdrucken ließ. In diesem Beifalle eines so ausgezeichneten Philologen liegt wohl zur Hrn. v. Balbi Entschädigung genug wider die Stimme eines eben so ungerechten als boshaften Kadlers, der sich nichts weniger als berufen erwiesen hat!

Die Zurückweisung alles dessen, was Prof. Schreiner in Beziehung auf die angegebene Zahl der Bände, welche die Kaiserl. Bibliothek 1789 und am Ende des Jahres 1833 besessen, auf die Hauptverwerbungen derselben, die Seltenheiten, die Zahl der Handschriften und Incunabeln, die Summe der Bände, die alljährig zuwachsen, die Dotation u. s. w. dem Verfasser zur Last legt, wurde uns zu weit führen, um hier gehörig Platz finden zu können. Wir wünschen, der Leser möge das Werk selbst zur Hand nehmen, und er wird sich überzeugen, daß die genannten Gegenstände auf eine Weise behandelt worden sind, die ganz geeignet ist, Vertrauen zu gewinnen und durch das Gewicht der angeführten Quellen volle Ueberzeugung zu verschaffen. — Doch wir können nicht umhin, einige Bemerkungen zu dem Ausspruche des Recensenten über das 7. und 9. Capitel zu machen, welche wir zugleich mit dem achten für eine wahre Bereicherung der vergleichenden Statistik halten. Die neuen Daten und die geistreichen Erläuterungen, welche der Verfasser in ihnen niedergelegt hat, dienen dem Recensenten nur, um einige grobkörnige Sarkasmen gegen Hrn. v. Balbi loszulassen, und die verweintlichk Rüge anzudeingen, daß bei der approximativen Feststellung der Bändezahl der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg die irrige Angabe nicht mehr, als einige tausend Bände gedruckter Werke und 1941 Handschriften betrage! Ja wir erfahren hier auch, wie Hr. v. Balbi das besprochene Werk nur in der Absicht geschrieben, um mit dem Beweise, daß die Königl. Bibliothek in Paris die größte der Gegenwart und Vergangenheit, seinem geliebten Frankreich ein Compliment machen zu können!! Uebrigens haben bereits eben diese so unglücklich beurtheilten Capitel über berufenen Richter gefunden, die darüber eine ganz andere Ansicht ausgesprochen haben. Wir lasen sie größtentheils wieder abgedruckt in den gehaltvollen Spalten der Revue Britannique, die in ihre Monatshefte nur die wichtigsten Artikel der preisdichten Presse Englands aufnimmt, und für Original-Aufsätze von französischen Gelehrten höchst selten eine Ausnahme macht. Wie fanden sie beinahe ganz in der Bibliothèque universelle de Genève, welche seit langer Zeit einen ausgezeichneten Platz unter den Zeitschriften Europa's behauptet; und die Capitel VII und VIII gingen vollständig in die »Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde« von Berghaus über; in ein Journal, worin Humboldt, Ritter, Jenne, und die ersten Geographen und Statistiker Deutschlands von Zeit zu Zeit die Resultate ihrer gelehrten Forschungen niederlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

44. Mittwoch, den 1. Juni **1836.**

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's, 1300—1521. Pest, 1836. C. A. Hartlebens Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Wir sind nun vorbereitet genug, einem Ueberblicke des Ganzen osmanischer Dichtkunst (S. 31—35) zu folgen, von dem wir hier ein verjüngtes Bild dem Gedächtniß bewahren wollen. Die Geschichte der türkischen Poesie hält mit der politischen Geschichte der Osmanen gleichen Schritt. Mit dem Beginne des Reichs, zu Anfange des 14. Jahrhunderts tritt Aschik Pascha mit einem großen mystischen Gedichte auf, einer Nachahmung des Mesnewi von Dschelaleddin Rumi; und so bestätigt sich poetisch die geschichtliche Wahrnehmung des Einwirkens der Derwischorden auf die erste Bildung des Reiches. (Vergl. Gesch. d. osm. Reiches I. S. 152 u. f.) Unter Bajesid I. erscheint Achmed Dasi (Ahmedi? S. 89) mit dem ersten umfassenden Epos Iskendername; unter Mohammed I. Scheichi mit dem ersten romantischen Gedichte Chosrew und Schirin; unter Murad II. Jasidschoghli mit einem großen Gedichte über den Islam, Mohammedije. Mit solchen mystischen und religiösen Tendenzen begann und verlief die erste Periode. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, gab seiner Nation mit dieser festen Grundlage in Europa zugleich die Hierarchie der Gesetzgelehrten. Unter ihm stand der erste bedeutende Lyriker auf, Ahmedpascha, der unter Bajesid II. von Nedschati, Chiali übertroffen ward. Newani strahlte im beschreibenden, Hamdi im epischen Gedichte; Sati ward als Hofdichter angestellt. Firdewsi schrieb das ungeheure Suleimanname (in 360 Bänden), Mesihi seinen Stadtaufruhr. Die lyrische Kunst erhob sich mit dem Reiche, welches unter Suleiman dem Gesetzgeber und seinem Sohne den Gipfel des Flors erstieg. Die Reichsgeschichte ward von eigenen »Königbuchschreibern« besungen. Jasili's Rose und Nachtigall, Jahja'ö Stadtaufruhr, Baki's Diwan, Ali Wasi's Humajunname, Fasuli's und Ghafali's lockere Kost, Chalili's Buch der Trennung, Dschelili's und Andree glückliche Nachbildungen persischer Epopöen, Sururi's mannigfache Arbeiten, noch mehr aber die des fruchtbarsten aller osmanischen Schriftsteller Lamii, — bezeichnen die Blüthezeit türkischer Dichtkunst. — Während des halben Jahrhunderts von der Thronbesteigung Murad's III. bis Murad IV. begann sie, wie das Reich, zu sinken. Attaji, der Dichter eines Fünfers, der Mufti Jahja, und der Satyriker Nefii, verdienen Achtung. Unter Mohammed IV. hob sich, mit vorübergehender Kraftanstrengung, mit dem Reiche auch noch einmal die Poesie, unter dem Schutze edler Großwesire, empor. Der Dichterkönig Nabi schreitet voran, und viele der angesehensten Großbeamten wetteifern um den Lorbeer der Dichtkunst. Vom Frieden zu Karlowitz bis zu dem von Kainardsche sank das Reich allmälich. Der Großwesir Rhagibpascha ragt noch unter den Dichtern hervor. Der Zeitraum vom letztern Frieden bis zu dem von Adrianopel ist der des weitern Verfalles der Dichtkunst, während das Volk durch die neuen Reformen seine Nationalität verliert. Nur der mystische Ghalib leuchtet noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, ehe die Flamme osmanischer Dichtkunst in die Asche des Chronogrammes versinkt. (S. 35.)

Wie in der Geschichte der persischen Dichtkunst, so werden auch hier (S. 36) sieben Dichter hervorgehoben, und zu einer Art allegorischer Parallele jenen Persern zur Seite gestellt. Ich habe schon bei Anlaß der letztern (in diesen Blättern 1835, Nr. 85) das geistreich-willkührliche solcher Darstellungen deutlich zu machen gesucht, und ausserdem oben mir mit der Bemerkung vorgegriffen, daß eine fühlbare Entwicklung, die allenfalls symbolisch aufzufassen wäre, bei der türkischen Poesie kaum Statt finde. Und in der That hat der Hr. Verf. selbst im vorigen Abschnitte genugsam das in den Wechseln der Geschichte bedingte Steigen und Fallen derselben erläutert, und erhält auch in diesem Abschnitte eben durch das Nebeneinanderhalten das Resultat, daß die Türken einen solchen Vergleich nicht auszuhalten im Stande sind. Zusammenstellungen bleiben stets lehrreich und anziehend; aber gewiß bleibt es auch, daß die ewig und unergründlich waltende Vorsehung die Neue

Digitized by Google

der Menschheit durcheinander schüttelt, wo dann die Lose mit den Namen großer Männer nicht nach arithmetischen Reihen, sondern bie und da, wo sich's eben Keiner versieht, nach geheimnißvollen Schlüssen, zum Vorschein kommen.

Schon in der flüchtigen Skizze, in die wir die ganze Geschichte der türkischen Poesie zusammenzogen, ward bemerklich, daß die Begünstigung und das Gedeihen dieser Dichtkunst vom Throne ausgingen. Es war dann nicht zu verwundern, daß wir unter den Dichtern selbst so manchen Großen des Reiches nennen hörten; und nun werden die Sultane, Prinzen, Großwesire, Wesire und Staatssekretäre namentlich aufgeführet, denen die Geschichte ein so adelndes Streben nachrühmt. An sie schließen sich, wie billig, die gelehrten und dichterischen Mufti's und Kadiaskere an, zum thätigen Beweise, daß weder weltliche Herrschaft, noch das Gesetz des Islam den zarten Blüthen des Innern feindlich oder schädlich waren. (S. 37—53.)

Die vierzig Quellen, aus denen das vorliegende Werk geschöpft ist, bestehen, nach der Rechenschaft, die der Hr. Verfasser darüber gibt, in Biographien türkischer Dichter, Anthologien, Biographien der Gesetzgelehrten (worunter so viele Dichter sind) und Reichsgeschichten. Letztere erwähnen der Dichter ausführlich, da man im Orient naiv genug ist, das »heilige Volk« hoch anzuschlagen. — Diese Quellen werden beschreibend durchgegangen (S. 43 u. f.); nur versteht es sich, und das Ganze beweist es, daß der Geschichtschreiber, von dem Leitfastern der Chronologie geführt, durch Einsicht und Geschmack die Krümmungen ihrer Fluthen abgelenkt, und sie in den lautern, einfachen Strom der Historie vereinigt hat, in den er uns nun einen tiefen, lohnenden Blick zu thun möglich macht. Und so muß allerdings der anerkennende Dank, den Goethe für das ältere Werk aussprach (S. 46), auch diesem jüngern gezollt werden.

Eine Aeußerung dieses weisen Dichters nach unserm Verständnisse zu umschreiben, wird hier Pflicht. Wenn er den höchsten Charakter orientalischer Poesie in das setzt, »was wir Teutschen Geist nennen,« so scheint er mir etwas sehr Durchdachtes, Folgenreiches auszusprechen; in so fern der Zusatz: »was wir Teutsche so nennen,« und die nachfolgende Unterscheidung vom Witze (Bd. 6. S. 78) uns sogleich das Innerste des Satzes aufschließen. Wir haben es nämlich nicht mit dem esprit, auch nicht mit dem intellectus, sondern mit dem schöpferischen Geiste zu thun, »dem obern Leitenden, in welchem sich alle übrigen Eigenschaften vereinigen, ohne daß irgend eine eigenthümlich hervorträte; der, frei von der Selbstsucht des Witzes, überall genialisch genannt werden kann und muß.« (ibid.) Es ist πνευμα, ohne welches πνευμα nur ein negatives Princip vorzustellen vermag, — ἀγιον πνευμα, das, von den heiligen Büchern des alten Testaments an, den ganzen Orient, mehr oder weniger fühlbar, durchweht, und alles Einzelne, Menschliche, Fragmentarische zuletzt auf eine göttliche Einheit bezieht, und in ihr ergänzt und vollendet. Daß wir hier nicht phantasiren, davon überzeugt uns die ganze persische Dichtkunst, welche der Dichter bei seiner Darstellung auch wohl vorzüglich im Auge hatte. Die türkische, als eine nicht ursprüngliche, läßt freilich die Einbildungskraft ein Spiel treiben, wobei jene höchste, ordnende Gewalt oft völlig abwesend scheint; aber doch, wo man ihrer fast schon vergaß, erscheint sie ernstvoll wieder, und deutet mit unverwandtem Finger nach Osten, der Quelle des Lichtes, das sie ausströmt. Dieses Element schließt die Phantasie keineswegs aus, verhält sich auch zu ihr keineswegs, wie sich individuelle menschliche Kräfte zu einander verhalten, — sondern wie eine überweltliche zu irdischen. Die Phantasie ist und bleibt, nicht nur im Orient, sondern allenthalben, das eigentlich dichterische Vermögen im Menschen: nur, daß sie allenthalben, wo sie nicht allein herrscht, einem nationellen Topus dient, oder einer Idee. Sie herrscht allein — bei Ariosto, der in diesem Sinne ausschließlich Dichter zu heißen verdient, — diente durch Jahrhunderte dem nationellen Typus der Konvenienz bei den Franzosen, — dient den Ideen bei unsern größten teutschen Dichtern, — und, wer nun die orientalischen mit diesem Maßstabe prüfend durchgeht, der muß bemerken, daß es ihnen bei ihren Bildern nicht um die Bilder, sondern um den Geist zu thun ist, den sie bedeuten. — Wenn ich mich hier länger verweilte, als es ziemlich scheint, so entschuldige mich der Doppelwunsch, das Wesentliche der ganzen östlichen Poesie im Klaren zu erhalten, damit ihr hoher geistiger Werth nicht zum phantastischen Spielwerk schwinde, — und das schöne Wort des reinen Denkers vor dem hier so leicht entstandenen Mißverständnisse zu bewahren.

Erklärende Auskünfte über das Siegel auf dem folgenden Blatte und über die emblematische Vignette am Eingange, schließen das lehrreiche Ganze der einleitenden Betrachtungen.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens. Von W. C. W. Blumenbach. Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Güns, Reichard. I. Bd. 1834. II. Bd. 1835. 8.

(Schluß.)

Die Rückblicke in die Geschichte des österreichischen Bergbaues hat der geschätzte Herr Verfasser selbst als »fragmentarische« bezeichnet; sie ließen sich jedenfalls erweitern, doch nie auf sehr erfreuliche Resultate hinführen. Was sich übrigens von dem gegenwärtigen Zustande, der ganz unbedeutend erscheint, sagen läßt, ist in den wenigen Blättern (S. 112—124) genügend entwickelt. Wir kommen nun zum zweiten Punkte

Digitized by Google

der Volkswirthschaft, zur Darstellung der »Industriellen Produktion, oder des Kunst- und Gewerbsfleißes.« So vortrefflich fast sämmtliche Partien des vorliegenden Werkes sind, läßt sich doch keineswegs verkennen, daß gerade diese alle übrigen an Vollständigkeit sowohl als an Tüchtigkeit der Kenntniß weit übertrifft. Wenn wir etwa zur Literatur noch bemerken, daß die »Provinzialnachrichten aus den k. k. Staaten und Erbländern,« welche unter Joseph II. mehrere Jahre hindurch erschienen sind, eine reiche Masse hieher gehöriger Mittheilungen enthalten, und zu dem geschichtlichen Rückblicke, daß Einfuhrverbote nicht erst 1659, sondern, wenn nicht früher, gewiß schon unter K. Ferdinand I. vorkommen, können und müssen wir unbedingt für die höchst interessanten Nachweisungen unsern Dank aussprechen. Dasselbe gilt auch in Beziehung auf den Abschnitt: »Commerzielle Production oder Handel« (S. 166—198). Warum übrigens unter den hier angeführten Schriften des verdienstvollen F. Kurz »Oesterreichs Handel in älteren Zeiten« (Linz, 1822. 8.) nicht erscheint, können wir um so weniger begreifen, als ausländische Hilfswerke citirt werden. Im historischen Theile lassen sich wohl auch fühlbare Lücken nicht verkennen; so ist z. B. der Handel mit Venedig, der zunächst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte in großen Schwung kam, und auf die Prachtliebe der Wiener einen höchst bedeutenden Einfluß ausübte, völlig übergangen worden. Wir erwähnen nur der Thatsache, daß Wien vor allen Städten Deutschlands zuerst Glasfenster hatte, und unter K. Friedrich IV. Erzeugnisse des Orients selbst in Bürgershäusern keine Seltenheit waren. Die Bemühungen Maximilian's I. und Ferdinands I., den gesunkenen Handel wieder empor zu richten, lernen wir aus den zahlreichen Verordnungen kennen, die von beiden Fürsten auf uns gekommen sind; der thätigen Versuche unter Leopold I. haben wir schon früher gedacht. Wir verweisen indessen diejenigen, welche nähere Aufschlüsse darüber wünschen, auf ein sonst wenig beachtetes Buch, das im Jahre 1673 zu Frankfurt erschienen ist, und nachstehenden Titel führt: »D. Joh. Joachim Becher's von Speyer, Röm. Kayserl. Majestät Commercien-Raths, Politische Discurs, von den eigentlichen Ursachen deß Auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republiken u. s. w. 1272 Seiten in 8.« Der vierte Theil (S. 441—908) enthält: »Wienerische Commercien-Sachen,« sampt unterschiedlichen darzu gehörigen Actis,« und zeigt uns in allen Theilen eine Regsamkeit, die schon an und für sich Beachtung verdient. — Den gegenwärtigen Zustand des Handels hat der Verfasser, wie schon erwähnt worden, mit gewohnter Meisterschaft beleuchtet. Minder, wenigstens nicht nach allen Seiten hin, hat uns der Abschnitt: »Die Volkswirthschaft in ihren Resultaten auf den äußern Zustand der Bewohner« angesprochen. Dieses gilt insbesondere von dem, was über die Armuth gesagt worden ist; fast durchgehends aber scheint uns das: aequi bene distinquit, bene docet« zu wenig festgehalten. Die Landesverfassung hat der Verf. mit Vorsatz ganz übergangen; über die Landesverwaltung sind nur wenige Andeutungen gegeben.

Die zweite Abtheilung des Werkes, die Topographie des Erzherzogthums, welche auch unter einem selbstständigen Titel ausgegeben wird, zeichnet sich eben so sehr durch große Sicherheit als bündige Kürze aus. Brauchbarer, nach unserer Ansicht, wäre sie, wenn die Eintheilung nicht nach den bestehenden Vierteln, sondern die Orte überhaupt in alphabetischer Ordnung, wie bei Weikkern, angeführt erschienen. — Eine reichhaltige Literatur eröffnet das Ganze, doch ließen sich die Schriften über Wien, selbst mit bedeutenden, immerhin noch um die Hälfte vermehren. Es kann indessen hier nicht unsere Aufgabe seyn, weitläufige Ergänzungen zu geben; einige wenige Berichtigungen des Vorhandenen mögen genügen. Das Seite 226 angezeigte Werk: Caroli Granelli Germania austriaca, fol. Viennae 1701 ist wohl kein anderes, als das, einige Zeilen tiefer, unter dem Namen Ign. Reiffenstuel erscheint; oder auch umgekehrt. Das Buch kam bei Gelegenheit einer Promotion an der Universität heraus; Granelli ist der Verfasser, und Reiffenstuel steht auf dem Titel als Präses. Von Küchelbecker's »Allerneuester Nachricht« ist die Ausgabe von 1732 durchaus keine verbesserte, sondern die erste vom Jahre 1730 aus guten Gründen immer noch vorzuziehen. Reiffenstuel's »Vienna gloriosa« erschien zuerst in 8. bei Kosmerovius im J. 1700, und die »historische Beschreibung« von Fuhrmann hat wohl 3 Theile, aber in 4 Bänden u. s. w.

Hiermit beschließen wir die kurze Besprechung eines Werkes, das in jeder Rücksicht zu den ausgezeichnetesten literarischen Erscheinungen unserer Tage gehört. Oesterreich unter der Ens hat darin, wir wiederhohlen es, eine Würdigung gefunden, dergleichen kaum ein anderes Land aufzuweisen im Stande ist; dem Verdienste des Verfassers, welcher beinahe zwei Decennien sammelte, ergänzte, berichtigte, wird und kann die vollste Anerkennung niemals fehlen! K.

Die Beurtheilung des „Essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne par Adrien *Balbi*“ im Februarheft der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun zum Anhang, der noch schärfer mitgenommen ist, als — mit Schreiner zu reden — das eigentliche Werk selbst. Um indessen nicht allzu weitläufig zu werden, wozu uns jedenfalls die vielen Persönlichkeiten und die den klarsten Ausdrücken unterschobenen, falschen Erläuterungen veranlassen könnten, wollen wir nur die vorzüglichsten Punkte hervorheben, und in's gehörige Licht zu setzen versuchen

Digitized by Google

Professor Schreiner tadelt bitter, daß Hr. v. Balbi nicht selbst ein Gemälde von den Fortschritten der Civilisation im österreichischen Kaiserthume entwerfen, und daß er einige Anekdoten über den verstorbenen Kaiser dem Temps entnommen habe, statt die mit ihm vorgefallene zu erzählen. Jeder Leser, welcher die Vorrede, und zunächst die Seite VIII aufmerksam durchgehen will, wird nicht genug über diese ungeeechten Bemerkungen staunen können! Was den Vorwurf der Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter betrifft, hat Hr. v. Balbi nichts so wenig verdient, als diesen; denn auf der Seite 65 hat er vollkommen den Tribut der Erkenntlichkeit gegen seinen Monarchen, und seine Mäcene ausgesprochen, indem er erzählt, was der Kaiser nicht nur für ihn, sondern auch für einen seiner Freunde, den Obrestlen Vacani, gethan hat. Ungeachtet der Unrichtigkeiten im Einzelnen, welche, wie schon Hr. v. Balbi S. 124 mit Recht bemerkt hat, von den fremden, und ihrem Gegenstande so fernen Autoren kaum ganz vermieden werden konnten, sind doch die beiden Stücke, welche der Recensent so scharf beurtheilt, nichts desto weniger zwei höchst beachtenswerthe Artikel. Man muß in der That einen sehr beschränkten Kopf haben, um in den geistreichen Urtheilen des Saint-Marc Girardin, eines der bedeutendsten Literatoren und Denker Frankreichs, nichts als eine ganz einfache Tirade zu sehen; oder um die beredten Mittheilungen des ersten Redacteurs der Revue Britannique, Herrn Galibert, für ein leeres Geede zu erklären! Wir lassen übrigens die böswillige Absicht des Recensenten, mit welcher er die genannten zwei Entlehnungen feindselig genug hervorhebt, eben so ohne weitere Bemeekung, wie den oft wiederholten Vorwurf, daß Balbi für Frankreich eine zu große Vorliebe habe.

In dem folgenden Abschnitte (S. 220 und 221) bemüht sich Professor Schreiner, dem Verfasser in einer langen Discussion zu beweisen, daß die Elemente, welche er, um die Bevölkerung Wien's mit der von Paris zu vergleichen, gewählt hat, nicht vergleichbar sind, weil sie sich auf verschiedene Epochen beziehen. Man erwartet hier natürlich von den langen und mühsamen Untersuchungen, denen sich der Recensent, bloß um den Verfassee eines großen Irrthums zu überführen, unterzogen hat, ganz ungeheure Abweichungen — allein es ist nicht so!

Professor Schreiner beweist nur, daß sich die Zahl der Ausländer, welche der Verfasser für Wien angesetzt hat, auf den Anfang des Jahres 1831, statt auf das Ende desselben Jahres beziehe. Und wieklich, von den Zählungen, die dem Heren v. Balbi zur Grundlage seiner Vergleichung gedient haben, fällt die eine für Wien in den Anfang des Jahres 1831, die andere für Paris gegen das Ende desselben Jahres — ein Unterschied also von Einem Jahre! Man muß indessen hier bemeekbar machen, daß diesee Unterschied bei den approximativen Berechnungen, welche das statistische Büreau über die Bewegung der Bevölkerung Wien's angestellt hat, gänzlich verschwindet. Leute, mit den Schwierigkeiten veertraut, die jede Zählung einer großen Stadt, zumal, wenn diese ein stark besuchter Meerhafen oder die Hauptstadt einer großen Monaechie ist, unvermeidlich zu überwinden hat, werden über die übel angebeachte Gelehsamkeit nur lächeln müssen, welche der Recensent in diesem Abschnitte ausframt, um so ganz unbedeutende Resultate zu erhalten. Wenn, die Ergebnisse der Bevölkerung Wien's von seheeen Jahren im Auge, Professor Schreiner vorzugsweise die Jahee 1827 und 1830 gewählt hat, weil sie ihm die stärksten Abweichungen baeboten, stellen wir ihm die Jahre 1830 u. 1831 entgegen, von denen das erstere als Zahl der Ausländee die Summe 13,883, das letztere 13,977 ausweist. Wir fragen nun alle jene, die sich ernstlich mit statistischen Unteesuchungen abgeben, ob diese Differenzen so beträchtlich sind, um sie als Unrichtigkeiten hervorheben zu müssen, insbesondere, wenn es sich um die Vergleichung dee Einwohnerzahl von zwei so bevölkerten Städten handelt, wie Paris und Wien sind?

Den übelwollenden Bemerkungen, welche der Recensent daeüber macht, daß Heee v. Balbi kein vollständiges Gemälde von dem Zustande der Industrie in Oestereeich gegeben hat, antworten wir, daß dieses so wenig in der Absicht des Verfassees liegen konnte, als es hier an Ort und Stelle gewesen wäre. Der Verfasser wollte nur eine Statistik der großartigen technologischen Sammlung Seinee Majestät Ferdinands I. hinstellen, um eine Veegleichung mit andern ähnlichen möglich zu machen, die sie übrigens Alle weit hinter sich läßt. Sey es in Bezug auf die geistreiche Eintheilung der Matrien, oder die große Anzahl der Gegenstände, welche sie besitzt. Uebrigens hat eben dieses, so hart mitgenommene, so tief headgewürdigte Capitel des Anhangs in meheeren Zeitschriften die günstigste Beurtheilung gefunden, und wir stehen keinen Augenblick an, es für eine besondere Zierde des ganzen Buches zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Beeichtigung. In den Blättern, S. 172, soll es Zeile 23 von oben statt »Schauspieler« — »Theaters heißen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

45. Sonnabend, den 4. Juni **1836.**

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's, 1300 — 1521. Pest, 1836. C. A. Hartlebens Verlag. XVI und 327 Seiten. gr8.

(Fortsetzung.)

Der Umstand, daß die osmanische Poesie sich zu einer Zeit aus der persischen entfaltete, wo in dieser die Mystik blühte, erklärt nicht nur — wie in der Uebersicht des ersten Zeitraumes gesagt wird (S. 51) — ihr Auftreten mit mystischen Dogmatikalien, sondern hat auch wohl auf ihr Kolorit und ihre Haltung für immer einen bestimmenden Einfluß gehabt. Das Nationalgefühl, welches die Folie der persischen Dichtkunst bildet, fehlt hier ganz, die freie Ausbildung origineller Geister ist weit seltener als dort, und die türkische Dichtkunst ward kaum jemals von dem abstrusen Beischmacke völlig frei, der ihr von ihrer Geburt her und von ihrem Vater Aaschick Pascha anklebte. Was von den Werken dieses »liebenden Fürsten« mitgetheilt wird, interessirt besonders durch die Hindeutung auf den Werth innerlicher wie äußerer Kultur, — dadurch begründet, daß — wie es S. 55 treffend heißt — der Dichter zur Zeit eines werdenden Staates und der ersten Einrichtungen des osmanischen Reichs unter Urchan, dem Numa der Osmanen, lebte. »Die Kultur weiht uns der Weltseele vergl.chen, welche den todten irdischen Raum erst belebt. Ihr verdankt die Menschheit ihre Ruhe, die Herrschaft ihre Dauer, das Leben erst seinen Werth. Aber nicht in das bloße Wissen ist sie zu setzen: »Die Wissenschaft, sie lebet einzig nur durch die Vernunfte (S. 57)« und die Vernunft selbst lebt nicht, denn durch Liebe (S. 58); Liebe also ist die Mutter aller Bildung; Liebe, die vom Höchsten ausstrahlt und zum Höchsten leitet; und so ist Kultur ein Pfad der Liebe« (S. 58.)

Man wird dem Herrn Verf. beistreten, der sodann solche Gesinnungen zu den schönsten Denkmalen osmanischer Macht zählt. Die mystischen Fragmente verschiedener positiver und islamitischer als die Ansichten Dschelaleddins, und die Bedeutsamkeit, die man an diesem gewohnt ist, wird man kaum in den folgenden berühmten, schönen Versen wiederfinden, womit Latifi den ganzen Umfang von Aaschicks Weisheit bezeichnet glaubt:

Alle Welten sind Ein Zeichen
Von geheimnißvollen Reichen,
Die kein Auge je gesehen,
Die kein Herz je kann verstehen,
Die kein Ohr je hat vernommen,
Die in keinen Sinn gekommen,
Die Gedanken nicht erreichen,
Deren Namen keinem gleichen;
Dieses ist das Reich der Einheit,
Das entsprang aus seiner Reinheit;
Da er schuf aus nichts die Erden,
Muß sein Wort geachtet werden. (S. 61.)

Unter Bajesid I. erscheint das erste, berühmteste Mewlud, d. i. Gedicht auf des Propheten Geburt, von der Hand Suleiman Tschelebi's; ein weitläufiges, encomiastisches carmen saeculare, wo, nach mannigfachen Wundern und Lobpreisungen, immer der mahnende Refrain wiederkehrt:

Wollt ihr euch vom Feuer retten,
Müßt mit Schmerz und Lieb' ihr beten! (S. 69.)

Es ist immer merkwürdig-erfreulich, wahrzunehmen, welche herzlichen, tiefen Motive der Geist der Morgenländer in die bunten Aeußerlichkeiten ihres Symbolismus zu verweben weiß. Von Ahmed Daji, dem oben (S. 32) wahrscheinlich durch ein Versehen für Ahmedi, das Islekendername zugeschriebenen Gedicht, ist nur ein, mit Frageverbindungen wunderlich spielendes Ghasel aufgenommen; dagegen ein, im kritischen Auszuge vorgelegtes Kalendergedicht von Ssalaheddin (S. 73 u. f.) unsere Aufmerksamkeit aufs Merkwürdigste beschäftigt. Astrologische, meteorologische, exegetische, urgeschichtliche, ethnographische, nationalhistorische, sittliche Daten schlingen sich in den Kreisen der Monde, Wochen und Tage durcheinander; und der gelehrte Uebersetzer weiß dem mit der abenteuerlichsten Intention und Beharrlichkeit durchgeführten, seltsamsten Ganzen, durch Vergleichung mit den übrigen alten und neuen Kalendern, wie mit volksthümlichen und scientifischen Ueberlieferungen ein noch ausgedehnteres Interesse zu geben. Der Liebhaber wird sich gern auf das Werk selbst

Digitized by Google

verweisen lassen; einige Züge, die Wochentage betreffend, genügen zu anregender Unterhaltung. Der Sonnabend, für Propheten unheilvoll, weil Jusuf, Ssalich, Noah, Jesus, Moses und Mohammed an ihm von ihren Feinden überlistet wurden, werde der Ruhe gewidmet. Dagegen beginne man jeden geistigen und materiellen Bau, bilde, pflanze und säe, am Sonntag, als an welchem Tage die Erde gebildet ward. Handel und Wandel, vor allem das Reisen, begünstigen göttliche Einflüsse am Montag, während der Dienstag als ein Tag des Blutes, höchstens dem Geschäft des Aderlassens freundlich ist. Die unentschiedene, nichtige Stellung des Mittwochs macht ihn zum unglücklichen Tage, an dem nichts zu unternehmen ist, wofür der Donnerstag, an welchem die höchste Gnade Gewährung winkt, entschädigt. Der Freitag schließt auf's Anmuthigste die Reihe mit Behagen und Genuß. — Man wird in diesen Umrissen den Tag des überwältigten Saturn, des Lebensspenders Helios, der wandelnden Selene, des blutigen Mars, des zweideutigen Merkur, des Gewährung nickenden Zeus und der holden Aphrodite wieder zu erkennen wissen.

Das Iskandername Ahmedi's (S. 89) erscheint leider nur als eine vernüchterte Bearbeitung Nisami's, »halb Prosa, halb Vers, die Prosa ungeschlacht, die Verse rauh.« Ja, es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß er sich lieber mit einer noch treueren Uebersetzung seines großen Originals begnügt hätte, statt daß er durch burleske episodische Einmischung der ganzen Theologie, Metaphysik und Geschichte des Morgenlandes, den schönen, Einen und gehaltvollen Charakter des geistigen Gedichtes verwischt hat. Es ist Einem, wenn man einen Blick auf den auseinandergelegten Inhalt des Epos (S. 92—104) fallen läßt, als ob man in eine Krämerbude schaute. Daß mitunter auch Weisheit und Schönheit unter den Waaren sind, kommt auf Rechnung der Fabrik, woher sie der Kleinhändler bezogen hat.

Einen eignern, reichen Geist spricht aus, was von Scheichi (S. 106 u. f.) zu lesen ist. Ein Augenübel, an dem dieser treffliche Mann litt, bestimmte ihn zum Studium der Augenheilkunde, und Beer, Schmidt, Himly und Scarpa haben ihn zu beneiden, wenn die Worte Aaschik Hasans wahr sind: »In der Augenarzneikunde« — heißen sie (S. 105) — »hatte er's so weit gebracht, daß er aus dem Auge des Mondes das Gelbe, aus dem Auge der Sonne das Rothe zu bannen, daß er die Wolke vom Triefen, und die Augen der Schönen von schelmischer Tücke zu heilen im Stande war.« — Doch an ihm selbst scheiterte seine Kunst; denn ein Patient, der von ihm um einen Asper Augensalbe gekauft, begehrte noch um einen Asper, und machte damit dem Doctor selbst ein Geschenk, seine eigenen Triefaugen zu heilen. Dem sei nun wie ihm wolle, — er war ein Dichter im besten Sinne des Wortes, und hat wohl durch die heitere, warme Großheit, die aus seinen Worten athmet, manches Auge klar gemacht.

Die ganze Welt ist eine Mühle,
Das Korn darinnen ist der Mensch;
Das Korn wird zwischen beiden Steinen
Gemalen zu dem Mehl, dem reinen. (S. 106.)

Es tanzen meines Leibes Stäubchen, Freund,
Als Sonnenstaub, wann deine Sonne scheint:
Bin ich dem Staub im Grab einst beigethan,
So weh' mich, Freund, als Morgenodem an! (S. 108.)

Ruhm sei der Seele,
Die als Schmetterling um Wangen kreist,
In Todgefahren!
Sie ist ein Tapfrer,
Welcher, auf dem Schlachtfeld sich bewährend,
Das Licht verdient.
Für meine Seufzer
Fand ich bessern Gefährten nicht —
Als meine Thränen.
Für mein Geheimniß
Fand ich bessern Vertrauten nicht —
Als meinen Schatten. (ibid.)

Ich bin ein Korn, von innen rein und zart,
Das, was in ihm, durch Wachsthum offenbart. (ibid.)

Das Mohammedije des Jasidschioghli (S. 127), eine Art poetischer Dogmatik, im Geiste islamitischer Orthodoxie gedacht und vollendet, entspricht einem Bedürfnisse, welches wir nicht kennen, und kann daher nur geschichtlich erwähnt werden.

(Schluß folgt.)

Buch der schönsten Geschichten und Sagen von Gustav Schwab. Erster Theil. Stuttgart bei Liesching 1836. 442 S. 8.

Eine Zeit, die sich so lebhaft in Spekulationen versenkt, — seien diese merkantilisch, philosophisch oder politisch, — wie die Gegenwart wirklich thut, hat freilich kaum Zeit, sich in das sinnende träumerische Gefühlsleben der alten Zeit hinein- und zurückzudenken. In der Beziehung kann man also nicht wissen, ob diese Zeit nicht sagen wird, das Buch der schönsten Sagen und Geschichten sei zur Unzeit erschienen. Wer aber aus den Bächen heimischer Poesie, wie sie durch die schattenden Wälder deutscher Vorzeit rauschen, den Durst seines Herzens stillen, wer in dem Zaubergarten der Sage mit den Gestalten seiner Träume reden, und die Wunder der Seele schauen will: der ergreife dieses freundliche Buch, in dem das Kind Poesie — stammelnd von dem Epos einer großen Vorwelt spricht!

Digitized by Google

Es ist jenes Buch, welches da spricht: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“

Es ist bekannt, mit welcher Vorliebe Ludwig Tieck die Denkmäler unserer alten Poesie hervorgesucht, wie er durch seine Minnesänger, durch seinen Ulrich von Liechtenstein, durch seine Insel Felsenburg, durch die Bearbeitung so vieler alter Sagen und Legenden — für das frische Gefühl der deutscher Vorzeit gewonnen, und dadurch die Begründung einer nationalen Literatur vorbereiten half. Dieser schönen Idee, diesem herrlichen Wollen schließt sich Gustav Schwab — auch durch dieses neueste Werk an. Doch Gustav Schwab hat hierbei Eines für sich, was keiner seiner Vorgänger vielleicht mit so glücklichem Takt in's Auge faßte — das medium tenuere beati. Wer möchte noch an die Uebertreibungen erinnern, deren namentlich Tieck, deren die Schlegel u. a. im jugendlichen Feuereifer sich schuldig machten, und durch welche sie Hohlköpfe und literarische Brotneider zu Hunderten gegen sich aufbrachten, und die schöne Sache, welche sie verfochten, bloßstellten! Ich möchte Schwab's Werk, in Beziehung auf Auffassung und äußerliche Gestaltung, unter Allem, was je altdeutscher Poesie oder Prosa nachgebildet wurde, die Krone zuerkennen. Am deutlichsten treten seine Vorzüge hervor, wo es möglich wird, ihn mit Anderen zu vergleichen, z. B. in der Geschichte der schönen Magellone. Wie meisterhaft weiß Schwab seine Sprache der alten Zeit anzupassen, ohne sie in diese zurückzuwerfen! Welch tiefer Himmel des Humors schwebt über der Einfalt, mit welcher die unglaublichen Abenteuer Siegfrieds erzählt sind. Der arme Heinrich, Hierlanda, Genoveva, das Schloß in der Höhle Kara, Griseldis, Robert der Teufel, die Schildbürger, reihen sich diesen würdig an. Sie erscheinen hier sämmtlich in der den alten Volksbüchern entsprechendsten Form. — Hoffentlich wird dieser erste Band das Verlangen nach mehreren Nachfolgern erwecken, wozu es dem Vers. an Stoff nicht fehlen kann — ja, wenn je ein umfassendes Werk der Art zu Stande kommen soll, so ist zu wünschen, daß es durch den geschätzten Meister geschehe, der hier so herrlich begonnen. Er hat die Kunst verstanden, die Strenge des gebildeten wie die Weichheit des kindlichen Sinnes gleich vollkommen zu befriedigen.

S.

Die Beurtheilung des »Essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne par Adrien *Balbi*“ im Februar-Heft der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

(Fortsetzung.)

Die lange und ermüdende Erörterung über die Bevölkerung der österreichischen Monarchie, mit welcher der Recensent mehrere Seiten (222—229) anfüllte, scheint uns zumindest eine müßige Arbeit; denn sie soll uns kaum mehr als statistische Fragmente gelten, die Herr v. Balbi über denselben Gegenstand gegeben hat. Dieser Gelehrte wollte, wie man sich aus einer oberflächlichen Lesung des 7. Capitels im Anhange überzeugen kann, weder eine Abhandlung, noch ein ausführliches Gemälde von der Bevölkerung der österreichischen Monarchie schreiben. Damit wird er sich, wie er S. 153 und ausführlicher S. 200 und die folgende selbst sagt, erst im »Annuaire géographique« beschäftigen, dessen nahe Erscheinung er zugleich ankündigt. Die Gelehrsamkeit, welche Professor Schreiner entwickelt, scheindar, um Herrn v. Balbi die ersten Grundzüge der Statistik beizubringen, ist durchgehends nicht an ihrem Platze. Wenn er diesen Theil des Anhangs recensiren wollte, mußte er nachweisen, daß von dem Verfasser irrige Zahlen angesetzt worden sind. Hat aber Herr v. Balbi die Angaben über die Bevölkerung der österreichischen Monarchie aus officiellen Quellen geschöpft, was zu verbürgen auch wir nicht anstehen: wie konnte Professor Schreiner voraussetzen, nicht allein, daß die seinigen richtiger, sondern daß die des Herrn v. Balbi fehlerhaft sind? Die seltne Gediegenheit, von welcher dieser Schriftsteller in seinen früheren Arbeiten unwiderlegbare Beweise geliefert hat, erlauben durchaus nicht, anzunehmen, daß er große Verstöße sich hat zu Schulden kommen lassen. Wir, weit entfernt, ihn zu tadeln, weil er die Volkszahl von jeder Provinz des Kaiserreichs ohne Militär gegeben, rechnen es ihm vielmehr zum Verdienste an; denn die Bevölkerung ist schon an und für sich ein so sehr veränderliches Element, daß man Ursache genug hat, die Mittzählung des Militärs zu vermeiden. Letzteres, bestimmt, auf den ersten Befehl hin von einer Provinz in die andere zu gehen, macht die vollkommen sichere Feststellung der absoluten und relativen Bevölkerung jener Provinz, unter deren Einwohnern es aufgeführt erscheint, geradezu unmöglich.

Doch wir gehen auf einige andere ungerechte Vorwürfe über, welche dem Verfasser gemacht werden, und die wir ohne Gegenbemerkung nicht lassen dürfen. Professor Schreiner beschuldigt ihn unter Anderm, daß er sich etwas zu sehr rühme, der Erste gewesen zu seyn, welcher die Gunst der Regierung erlangte, eine Gunst, die, indem sie ihm die Mittheilung der officiellen Statistik des Kaiserreichs verschafft, ihn auch vor Allen zuerst in den Stand setzte, officielle Actenstücke über die Bewegung seiner Bevölkerung mitzutheilen. Wir haben alle Stellen, die sich hierauf beziehen können, sowol im »Essai« als im Anhange aufmerksam gelesen, nirgends aber dergleichen finden können. Im Gegentheile hat sich der Verfasser S. 152 und 153 darüber mit sehr großer Bescheidenheit und durchgehends in einem Tone ausgesprochen, den ein ähnlicher Gegenstand fordert. Uebrigens gesteht ja Professor Schreiner am Ende der Seite 222 selbst zu, daß Herr v. Balbi der Erste die Begünstigung erhalten, die officielle Statistik des Kaiser-

Digitized by Google

reichs benützen zu dürfen. — Was soll man zu dem Vorwurfe sagen, der dem Verfasser gemacht wird in Bezug auf die von ihm angewendete Bezeichnung der Volkszählung, von welcher ein Theil das Resultat officieller Berechnungen, und der andere das Ergebniß rein approximativer Calcule ist? Was wir auch, sowol in den angestellten Untersuchungen des Verfassers, als in der Ueberschrift und zuvörderst den Bevölkerungstabellen geforscht haben, um diese angedeutete Begrichnung zu finden, wir waren nicht glücklich genug! Wo aber hat sie der Recensent entdeckt? Auf dem Titelblatte (!!), wo der Verfasser, um sich allgemein hin auszudrücken, wirklich sagt: »rédigé d'après les derniers recensemens.« Da indessen unter den 35 Millionen Einwohnern der österreichischen Monarchie zwei Drittheile in der Zählung der Militär«, oder in jener der Verwaltungsbehörden begriffen sind, sehen wir nicht wohl ein, wie man es vernünftiger Weise als unrichtig hervorheben kann, wenn Herr v. Balbi, im Allgemeinen von der Bevölkerung der Monarchie redend, auf dem Titel-Blatte sagt: »nach den letzten Zählungen.«

Auch eines andern Irrthums wegen, der eben so schwer wie der genannte, müssen wir Herrn v. Balbi vertheidigen. Auf der S. 228 rügt Professor Schreiner, daß der Verfasser S. 161—165, wo er die Provinzen Oesterreichs vorerst nach dem Verhältnisse ihrer Ausdehnung, dann nach dem ihrer absoluten Bevölkerung, und zuletzt nach dem ihrer relativen Volkszahl zu ordnen unternahm, dieselben Namen so oft wiederholt habe. In der That, wir begreifen nicht, wie man diese interessanten Vergleichungen sollte anstellen können, ohne dreimal den Namen jeder Provinz anzusetzen. Wir ersuchen den Recensenten, die Methode aufzustellen, wie man mit Vermeidung der so schlecht angebrachten Wiederholungen das vorgenannte Ziel dennoch erreichen könne. Indessen zweifeln wir sehr am Gelingen; denn Professor Schreiner hat in einer Monographie[1] über die Bevölkerung Steiermarks, da er bei seinen Vergleichungen auch eine verhältnißmäßig größere Menge von Beziehungen in's Auge gefaßt hat, siebenmal dieselben Ländernamen wiederholt!

(Schluß folgt.)

Notizen.

Eufrosia. Novella di Aglaja Anassilide, Accademica tiberina. Mailand. Bravetta. 1836. — Aglaja schrieb früher schöne, tiefempfundene Verse; nun sucht sie ihr Schriftstellerthum einträglicher zu machen, da sie in mittelmäßigen Verhältnissen lebt, und debutirt mit Prosa. Die Novelle Enfrosia behandelt die Geschichte eines verführten Mädchens, und zeichnet sich durch Zartheit und sinnige Behandlung aus, so daß man sie als eine für ein weibliches Publikum entsprechende Lectüre empfehlen kann.

Novella di Luigi Cibrario. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. 2. Bde. Mailand. Stella. 1836. Diese Sammlung enthält 15, größtentheils schon in Zeitschriften erschienene, erzählende Aufsätze, und gehört zu der »kleinen Kabinets-Bibliothek« Stella's. Mehrere Stücke sind allerliebst und zeigen, daß der Verfasser, dessen Fach eigentlich die Geschichte ist, auch in der Unterhaltungs-Lectüre Gewandtheit und Takt besitze. Die »Schicksale eines Bagens Papier« — die »Buchmacherkunst« und »Dr. Chisciotte« sind die gelungensten.

Norwegen. Ein Landmann, Ole Aaberg, entdeckte kürzlich bei Fortschaffung eines großen Steines vom Felde in Jarstad bei Egersund weit über 1000 Silbermünzen, meist angelsächsische, zum Theil vom Könige Ethelred, andere vom Könige Knud, welche mit einigen Zierrathen von Silber, die zugleich gefunden wurden, zusammen 112 Loth wiegen. Die Münzen sind großentheils angelsächsische, an Größe 2—10 Schillingsstücken (norweg.) entsprechend. Einige sind viereckig, andere ohne Gepräge, auf noch anderen ist das Gepräge undeutlich. Die meisten haben auf dem Avers ein Brustbild mit Umschrift, auf dem Revers ein von einem Perlenrande umgebenes Kreuz mit Umschrift. Einige scheinen von König Ethelred, andere von König Knud II. (dem Großen) zu sein. Auf der einen Seite man auf einer Seite ein Brustbild mit der Umschrift: EDEL REX ANGLOR, auf der andern: SUMEROLE DOI MOEOFR mit einem kleinen Kreuz in der Mitte. Die erstgenannte Umschrift bezieht sich offenbar auf K. Ethelred (reg. 979—1016), aber die Entzifferung der Reversumschrift ist sehr ungewiß (vgl. Berliner Vossische Zeitung. 1836. Nr. 57.)

In Ostindien erscheinen jetzt 27, in Westindien 20 und in Australien 17 Zeitungen. Die »India Gazette« hat 1556 Abonnenten, das bengalische Blatt »Durbara« 954. China hat noch bloß sein „Canton Register.« In Kanea auf Kandien erscheint seit Kurzem unter dem Titel: »Kretische Blätter,« eine Zeitung in türkischer und griechischer Sprache. Griechenland hat 5 Zeitungen.

---

[1] Steiermarks Volksmenge in Vergleichung mit jener der übrigen österreichischen Provinzen. Graz, 1835. (Aus der Steiermärkischen Zeitschrift.)

Herausgeber und Redacteur J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

46. Mittwoch, den 8. Juni **1836.**

Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blüthenlese aus zweitausend zweihundert Dichtern; von Hammer-Purgstall. Erster Band. Von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's, 1300—1521. Pest, 1836. C. A. Hartlebens Verlag. XVI und 327 Seiten. gr. 8.

(Schluß.)

Den Reigen der zweiten Periode führt Sultan Mohammed II. an, der Eroberer Konstantinopels, der in zarten Ghaselen als Eroberter erscheint. „Des Grames Würfel (S. 138) ist ihm Länderei genug; und wenn sein Leib durch Liebesflammen zum Aschenkruge würde, da wäre — meint er — zu Bergen von Liebe Asche genug in demselben.“ Man sieht, wie man, wenigstens in der Türkei, mit der Poesie dran ist.

Die synoptische Uebersicht und die wenigen Proben, die von Jusuf und Suleicha Hamdi's (S. 152) gegeben werden, lassen uns doch mehr lebendigen Gehalt, mehr Sinn für Composition und Totalität vermuthen, als oben beim Alexanderbuch des Ahmedi. Das Wesentliche des Inhalts fällt mit dem uns aus Dschami bekannten zusammen, und im Ausdruck bemerkt man etwas, das wie Geschmack aussieht, so daß die Orientalen wohl Recht haben mögen, die diesem Gedichte (S. 151) die Palme der Korrektheit zusprechen. Desto seltsamer stehe folgendes physiognomisches Fragment dieses Poeten hier, von dem man bedauern wird, daß es zur Zeit der »physiognomischen Fragmente« noch nicht bis nach Zürich gekommen war:

Die rothe Farb' zeigt Blut und Eile,
Die braune reife Untheilskraft;
Wer kleine Ohren hat wie Katzen,
Versteht sich trefflich auf das Mausen;
Der Schielende ist ein Tyrann,
Der die ablauget, was du sagst;
Aus einem schiefen, krummen Mund
Wird die die Wahrheit nimmer kund;
Ein langer Bart ist allzumal
Bei Männern wahrer Eselsfall;
Nicht leichte es sich mit Jenem spricht,
Deß Bart ist wohlgenähret und dicht;
Die guten Zeichen sind verschwunden,
Es werden böse nur gefunden;
Und wer sich auch als Jusuf zeigt,
Deßhalb sich doch zum Bösen neigt. (S. 156.)

Wie wir vorhin den Eroberer Konstantinopels in Thränen der Minne zerfließen sahen, so hören wir nun den usurpatorischen Wüthrich Selim (S. 159), unstreitig das glänzendste Gestirn der dichtenden Sultane, Demuth predigen und Hinfälligkeit irdischer Güter, und daß nur in Ergebung die Herrschaft bestehe, und in Erkenntniß, die mehr als Besitz und Gelehrsamkeit ist. Um Gnade und Weisheit flehet er in einem trefflichen Gedichte, in dem er sich den ärmsten der Bettler nennt. Auch das ist ein Zeichen osmanischer Dichtkunst. Von ihm sind auch die Verse, welche Goethe vor sein Suleikaname setzte:

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

(Vergl. S. 160.)

Zarte Gedanken, prächtig-liebliche Bilder, ohne daß man etwas tief Eigenes aufzuspüren vermöchte, sind aus dem Diwan Redschati's ausgestreut. Die reiche Spende (S. 163—178) erschwert eine neue Auswahl. Man begnüge sich mit Wenigem:

Die Welt ist Karawanenhaus, wo Niemand bleibt,
Und jeder an die Wand: o mein Gebieter! schreibt. (S. 169.)

Wenn an des Lebens Ende
Mein reger Fuß zur Liebe wallt,
Hab' ich, bei Gott! die Spende
Der Reis' in Seelengold bezahlt. (ibid.)

Wenn Cypresse nicht ihr Haupt
Hoch erhöhe in die Luft,
Spielte sie vertraulich nimmer
Mit des Morgenwindes Duft. (S. 170.)

Seine schwere Schuld erkennend,
Fällt das Haar dir zu den Füßen;
Ich beschwöre dich, o laß es
Unter meinen Händen büßen! (S. 171.)

Digitized by Google

So reicht wohl dieß Wenige hin, Johafs Wort zu begründen:

Willst du, daß dein Vers gelesen werde vom Volke,
Muß er in Gleichniß und Bild blüh'n wie Redschati's Gedicht.
(S. 178.)

Man ist, nach so manchen Blumen aus Papier und Seide, doppelt gerührt, die schmerzlichen Töne zu vernehmen, die Dschaafer Tschelebi in den Tagen vor seiner Hinrichtung, wie der Schwan sein Lied, verhauchte (S. 181); und man erquickt sich an der festen, auf sich ruhenden Gesinnung Newaji's (S. 187), der über unverdiente Ungnade sich zu beschwichtigen versteht: »Wie seltsam!« ruft er aus,
Wie seltsam ist die Welt, wie wunderlich die Zeit,
Da mir ein Nu — Verdienst von dreißig Jahren raubt!

Newaji weinet nicht, wenn ihn auch Regen trifft,
Indem er sich zum Schutz in Regenmantel hüllt. (S. 188.)

Lebenskraft, Frohsinn, Resolutheit und Genügen athmet aus seinen Reimen, und sein »Buch der Wollust« mag an Practik wohl den pontischen Sänger hinter sich lassen. Weniger lumerlich, als der tiefe Hafis, hat er es den Auslegern unmöglich gemacht, mystische Grillen in seinen Wein zu werfen; er beschreibt dessen Qualitäten (S. 169) gar zu klar, als daß man occultas dabei denken möchte; alle Knoten der Lust und des Genusses löst er mit tastender Hand, und rühmt sich, des Taumels sich bewußt zu seyn (S. 195); noch aus längst überblühtem Grabe ruft seine Stimme dem Zweifler zu:

Ihr sollt in dieser Welt nun Ruhe pflegen,
Mit nichten soll das and're euch bewegen;
Auch du, Newaji! warst der Lust geweiht,
Erbeutetest dir froh den Schatz der Zeit. (S. 194.)

Erinnert ein so heiterer Geist an die lebenquellenden Gesänge, die wir zuerst aus Iran vernahmen, so darf sich um so weniger Hafis (S. 144) mit seinem herrlichen Namensbruder —, auch nicht Firdewsi, trotz der unheimlichen Länge seines salomonischen Buches, das so viel Bände als das Jahr Tage zählt (S. 276), mit dem seinen, dem Sänger des Schahname, oder Saadi (S. 240) und Nisami (S. 310) mit den ihrigen, messen. Auch Ahmedpascha (S. 198) dürfte, dem Vorgelegten zu Folge, weder mit Redschati, noch mit Baki den Vergleich aushalten. Waße sagt, gehört eben nicht ihm an; es ist das Millionenmal variirte Thema vom Maal und Flaum, vom Mundrubin und Wimpernpfeil, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind; und wie er es sagt, lohnt kaum der Mühe, es durch Auszüge zu erläutern. Ein türkischer Hans Sachs, Chuffi, d. i. der Schuhflicker (S. 224), zeichnete sich, standesgemäß, durch Wortspiele aus; wogegen und Chalili (S. 225), von dem »das Buch der Trennung« herrührt, zu besonderer Theilname hinreißt. Das Gefühl beglückter Liebe füllt seine Strophen aus, und hat wohl auch, so mißtrauisch uns die zweideutigen Suitane gemacht haben, ein so reiches Gemüth ausgefüllt, daß man es nicht leicht glücklicher und wärmer ausgedrückt finden wird. Die Stunde, da sie ihm erschien, wird ihm zur »holden Lebensfabel,« auf welche er mit Religiosität sein ganzes Leben dankbar bezieht:

Als ich geseh'n den holden Wuchs,
Fiel ich anbetend zu dem Grund,
Und sagt' im Herzen: Lob sei Gott,
Dem Höchsten ob dem Weltenrund!

Dich bet' ich, hingeworfen, an;
Mein inneres und äußeres
Gebet bist du, du mein Koran!
Im Herzen wiederhol' ich still
Was du gesprochen und gesagt,
Wenn gleich dem Scheine nach mein Mund
Gebet und Litaneien sagt;
Es will an Freundes Schwelle nur
Chalili, dich anbetend steh'n, —
Die Heuchler mögen zur Moschee
Und zu dem dumpfen Kloster geh'n! (S. 226.)

Ich habe diese Stelle auch als Beispiel ausgehoben, wie frei, in Bezug auf ihr Glaubensdogma, sich Orientalen auch da ausdrücken, wo eine sogenannte geistliche Ausdeutung nicht denkbar ist. Newaji, von Liebe und Wein berauscht, ist noch verwegener. Finden sich doch sogar auch eine Sappho und Erinna in diesem Bande! Wenn auf die Gaben der Dichterinn Zenobia, Seineb (S. 237) aus dem Mitgetheilten schwer geschlossen werden kann, so gewinnen uns die einer Mihri (S. 306) desto mehr. Jungfräulich blieb sie, als ihr Herz ihrem Alexander zugefallen war —, und, wie sie auf die geistreich-zarteste Weise ihre Schmerzen klagt:

Böses wünsch' ich dir nicht, doch sieh' ich vom Himmel die Gnade:
Daß du lieben sollst Herzen dem deinigen gleich!
Wollte indessen dein Feind das Schlimmste des Schlimmen die wünschen,
O so wünschet er dir: daß du verliebt seyst, wie ich. (S. 307.)

— so darf sie von sich bekennen:

Wie wässerte der Mund nach dem Rubinenquell
Von meinem Alexander zwar, — doch blieb ich durstig. (ibid.)

Mancher Kopf ist wohl in Gefahr, von einer solchen Liebenswürdigkeit etwas wankend gemacht zu werden; er wende sich zu Guwahi (S. 287), der ganz der Mann ist, Köpfe, welche die Mihri verrückt hat, wieder zurecht zu setzen. Ein am Weltverkehr ausgearbeiteter und geprüfter, gesunder Sinn hat ihm das »Buch des Rathes« dictirt. In Fabeln und Märlein mutato nomine weiß er seine stärkend bittern Pillen einzuwickeln; originell und einzig ist er als Muselmann, und was kann es uns schaden, wenn wir auch etwas aus seinem Maximen-Schächtelchen kosten?

Entzieh' dich nicht dem Dienst, wenn dir auch schauert:
Brauchbarer Stein wird doch zuletzt vermauert!

Digitized by Google

Vor allem du von mir die Lehre lern':
Wer fern vom Aug', ist auch vom Herzen fern.
Es nützet dir, zu gehen manche Stunde:
Dem Schenken nützt es, und es nützt dem Schlunde.
Sich schämen, stehet dem Erwerb entgegen,
Und wer Geschäfte kennt, der ist verwegen. (S. 290.)

Wer hätte geglaubt, daß Rochefoucauld und Knigge bei den Türken in die Lehre gehen könnten? Vielleicht hat dem armen Gurwahi seine Philosophie so viel gekostet, als dem Nebati (S. 309) die feine, der uns geschichtliche Auskunft darüber gibt:

Es brachte mich der Hinterhalt
Im's Land der Ungarn mit Gewalt;
Im's Land der Gianren, der unreinen,
Wo Feinde lachen, Freunde weinen;
Mein ganzes Habe ward verheert,
Ich, nackt und hungrig, eingesperrt,
Am Fuß ein eisern Fesselband;
Das bringt die Thoren zu Verstand. (ibid.)

Es ist die alte, ewige, weise Lehrmeisterinn unsres Geschlechtes, die Spinozistinn mit den vielen Namen, von der die rechten Lehren kommen; heiße sie Nothwendigkeit oder Liebe —, ihr Gesetz ist unübertretbar, und alle Dichter besingen sie, wollend oder nicht wollend, von Linus bis auf Nebati und Goethe.

Wir aber wollen mit dem lieblich-ernsten Mesihi (S. 297) nun den Beschluß machen, dessen melodische Bilderströme das Wort des Lebens auf ihren Wogen tragen, groß und frei:

Rosen funkeln in den Beeten
Mit dem Nimbus des Propheten,
Und in seiner Herrlichkeit.
Hyacinth' und Tulpen glänzen
Mit der Heil'gen Strahlenkränzen;
Freude, Freude herrschet heut.
Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Stürme bereichten als Tyrannen:
Um nach Recht sie zu verbannen,
Hält der Welten Herr Gericht;
Alle Kelche wird er füllen,
Aller Durst'gen Gierde stillen,
Wie es Jedes sich verspricht.
Genießet, genießet, was Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit!

Mesihi! als ew'ge Kunde
Lebt dein Lied in jedem Munde,
Wird der Schönen Lieblingsschall.
Auf den weichsten Rosenwangen
Darfst du liebkosend hangen —,
Bist ja eine Nachtigall!
Genießet mit mir, was die Liebe beut,
Sie fliehet, sie fliehet, die Rosenzeit! (S. 301.)

Und mit diesem halb schauerlichen, halb frohen Zuruf legen wir den ersten Band eines so gabenvollen Werkes aus der Hand, und freuen uns der mancherlei Kleinodien, die noch in den zwei kommenden Bänden unser harren; sepen es auch Schicksalspfeile Nesli's, verzehrende Flammen Ghalib's! Glaube auch von diesem Bande Niemand, daß das Bedeutendste desselben in diesem Auszuge enthalten sey! wer wollte bestimmen, was Jedem unter Tausenden so erschiene? Ich habe mich, nebst Wenigem, was zur Charakteristik frommte, nur bei jenen Dichtern unsrer zwei ersten Zeiträume verweilt, die ich in der einleitenden Uebersicht gleichsam als Nivellirstäbe aussteckte, um das Terrain damit zu messen. Unser Blick blieb, auf's Ganze gerichtet. Dieses Ganze nun wird, nach dem dargelegten Einzelnen, dem übersinnenden Leser wohl kaum in einer andern Beleuchtung erscheinen, als die der Eingang darauf fallen ließ; und ich brauche mich nicht zu wiederholen.

Dem berühmten Orientalisten, der nun, nachdem er schon so manches Perlenkästchen (erst jüngst das kostbare Fasli's) aus diesem Schachte an's Licht gefördert, wie mit Aladdin's Zauberlampe diese ganze, uns neue Mährchenwelt erleuchtet, wird der dauernde Dank Aller nicht entgehen, die am Leben und Lieben der Menschen theilnehmen —, über ihre Kammer hinaus in die unübersehbaren, nur durch den Geist der Bildung und Eintracht zusammenzuhaltenden Fernen der Hemisphären. Er hat, auch durch dieses Werk, wie durch seine früheren, die Idee der Weltliteratur gefördert.

Uns aber, innigeren und einseitigeren Freunden des Orients, wird man ein elegisches Gefühl nicht verargen, das uns, aller besseren und klügeren Ueberzeugung zum Trotz, befällt, wenn wir den Untergang einer uralten, unerklärlichen, unvergleichbaren Bildung betrachten, von der die Ruinen hier vor uns aufgeschichtet und gedeutet werden. Die alte Welt ist längst begeaben; Hellas und Rom sind zu idealen Gebilden, zu Träumen geworden; nur der Orient ragte noch aus jenen Epochen, wie ein begrünter Felskoloß lebendig in unsre Gegenwart herüber; uns war er noch, was er unsern Vätern war; wird er es auch unsern Söhnen seyn? Diese Frage, wie alle, welche die ganze Menschheit angehen, legt der ergebene Denker mit stummer Hoffnung auf den Altar der Vorsehung. Was sie auch darauf erwiedre, es ist ihm heiliger als die liebsten Träume seiner geistigen Kindheit; er läßt sie dahinziehen, gerne dahinziehen in die Nacht, worauf sie entschwebten, sieht freudig einem frischen, kräftigen Morgen entgegen, und ruft ihnen höchstens noch in poetischen Accorden nach:

Heiliger Tempel ernst'rer Zeit! so falle
Denn auch du: daß die Welt gemächlich wohne;
Urkraft schwinde! heit'rer wird's auf Erden, —
Aber auch flacher!

Die Erklärung der Vignette und der türkischen Blätter findet man im Werke, S. 48 und S. 322. Die Auflage empfiehlt sich selbst.

Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben.

Digitized by Google

Die Beurtheilung des „Essai statistique sur les Bibliothèques de Vienne par Adrien *Balbi*“ im Februarheft der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung.

(Schluß.)

Was sollen ferner die Ausdrücke: „alte, verlegene Waare und unechte,“ welche Professor Schreiner gebraucht, um die Daten des Tableau comparatif S. 167—170 zu bezeichnen? Sie erscheinen hier auf Resultate officieller Berechnungen, welche mit Kritik gewählt und vollkommen unter sich vergleichbar sind, bloß deßwegen angewendet, weil die angesetzten Volksmengen der Provinzen einiger Staaten sich auf die Jahre 1821, 1822, 1825 und 1826 beziehen. Die Zählung der Provinzen Samarang und Kadou, welche vom Jahre 1815 ist, scheint uns durch die Entfernung und Lage dieser beiden Landstriche der Insel Java hinlänglich gerechtfertigt. Allein, was würde Herr v. Balbi sagen, wenn er bei seinem vermeintlichen Lehrer der Statistik nicht allein Zählungen fände, deren Jahre noch viel weiter, als die seinigen, von einander abstehen, sondern auch mit diesen Zählungen Vergleichungen mit verschiedenen Ländern angestellt, die dadurch allein schon anführen, vergleichbar zu seyn? Wirklich vergleicht Professor Schreiner in der bereits angeführten Monographie die Bevölkerung Steiermarks und seiner einzelnen Kreise vom Jahre 1831 mit der Volksmenge einer großen Zahl anderer Provinzen und Staaten, deren Zählungen sich zum Theile auf die Jahre 1826, 1832 u. 1835 beziehen, zum Theile aber zu den Jahren 1821, 1820 und sogar 1816 hinabgehen! So z. B. S. 15 die Bevölkerung Steiermarks 1831 mit jener der Grafschaft Cork in Irland 1821 und des Großherzogthums Hessen 1835; auf der Seite 18 die des Bruckerkreises 1831 mit jener der Delegation von Ascoli 1816, und dieses nach Veröffentlichung der officiellen Zählungen, welche in denselben Ländern mehrere Jahre nach den jährlichen Berechnungen angestellt worden, auf die er seine Vergleichungen stützt, ohne sich bei dem Leser, wie es Herr v. Balbi S. 166 gethan hat, über die Verwendung so verschiedener Jahre zu entschuldigen. In dem hart getadelten Gemälde hat es letzterer keineswegs so gemacht. Man sieht hier, daß sich die allgemeine Bevölkerung sämmtlicher Staaten auf das Jahr 1826 beziehe; nur die der Provinzen einiger Staaten gehört verschiedenen Jahren an; allein diese Verschiedenheit in der Zeit der Zählung schadet nichts bei den Vergleichungen, die man anstellen kann, denn es handelt sich nicht, um die relative Volksmenge eines Departement von Frankreich im Jahre 1826 mit der relativen Volksmenge einer Provinz Oesterreichs 1822, sondern um die relative Bevölkerung eines Staates mit der correspondirenden anderer Staaten zusammen zu stellen, so wie ähnliche Vergleichungen unter den Provinzen desselben Staates zu machen. In dem einen sowol, als in dem andern Falle sind die Elemente vollkommen vergleichbar, und der Vorwurf des Recensenten zeigt sich hiermit wenigstens als sehr voreilig und unüberlegt.

Professor Schreiner rügt eben so heftig, daß der Verfasser für Venedig 114000, und für Mailand 154000 Einwohner angesetzt hat. Er hätte es vielleicht nicht gethan, wenn er in der Bilancia Politica del Globo das Kapitel über die Ungleichheiten gelesen hätte, welche sich bei Feststellung der Volkszahl von Städten darbieten. Es scheint, Herr v. Balbi habe in die Bevölkerung dieser beiden Städte nicht allein die ihrer unmittelbaren Umgebungen, sondern auch ihre Garnison mit aufgenommen, ein Verfahren, das sich als entsprechend herausstellt, sobald es sich um Hauptstädte oder Festungen handelt.

Im letzten Abschnitte seiner Recension findet Professor Schreiner die Uebersicht der relativen Volksmenge der Umgebungen Wiens, verglichen mit der correspondirenden von 39 andern Hauptstädten Europa's und Amerika's — willkürlich. Weit entfernt, ein so strenges Urtheil zu unterschreiben, glauben wir vielmehr, daß diese ganz neue Art, die relative Bevölkerung großer Mittelpunkte der Industrie, des Handels und der Civilisation zu betrachten, die vollste Anerkennung verdiene, zumal, wenn man die kritischen Bemerkungen und neuen Daten in's Auge faßt, welche der Verfasser S. 175 und 176 gibt, wo er auch die Absurdität zurückweist, die Insel Malta für das bevölkertste, und Island für das menschenleerste Land zu halten.

Hiermit schließen wir denn unsere Gegenbemerkungen. Wenn Persönlichkeiten in der Kritik die Oberhand gewinnen, hört sie auf, ehrwürdig zu seyn, und es wird Pflicht, ihr entgegen zu treten.

Kaltenbaeck.

Notiz.

In Magdeburg bei Creutz ist eine »Neue romantische Hunde-Comödie« auf 48 Seiten in 8. erschienen. Das Schriftchen hat zum Motto:

Hundert der zarten Schafe gelob' ich zu schlachten dir, Charis,
Gibst du mir dieses Mann, den übermüth'gen, zu bänd'gen.

Der Uebermüthige nämlich ist Menzel, den der anonyme Verf. im Elysium als Hund und Führer eines Hundechores erscheinen und Goethen, der dort mit den Freunden Schiller, Merk u. s. w. verkehrt, anbellen läßt. Das Gebell besteht in dem Hersagen der sonderbaren Dinge, die Menzel im Literaturblatte 1835, Nr. 68 u. 69 über Goethe vorgebracht hat; die Seligen beachten es wenig, zuletzt jagt Göz von Berlichingen die ganze Hundeschaft hinaus. Wir glauben, der Verf. wird seine Schafe ruhig behalten und sich gratuliren können, wenn ihm Menzel nicht recht empfindlich beweist, daß er nicht gebändigt worden. Jedenfalls bezweifeln wir, daß Charis das Opfer annehmen werde, denn selbst zu ihren ungezogenen Lieblingen wird sie den Verf. zu rechnen keine Lust haben.

(Repertorium.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

47. Sonnabend, den 11. Juni **1836.**

Die Kirchen-Verfassung der A. C. Verwandten im Großfürstenthume Siebenbürgen. Dargestellt und mit Urkunden belegt von Christian Heyser, Superint. der A. C. in Inner- und Nieder-Oesterreich, im Königreiche Illyrien und Venedig, und erstem Prediger A. C. in Wien. Auf Kosten des Verfassers. Wien 1836. 263 S. 8.

Ein Volk des Orients, die Magyaren, verließ seine Wohnsitze, fiel in das heutige Ungarn ein, eroberte das Land, und unterjochte eine Mischlings-Bevölkerung, die sich seit der Römischen Colonien-Zeit aus Italienern, Dalmatinern, Wallachen, Slawen, Deutschen u. s. f. hier zusammengesiedelt hatte. Ermuthigt durch glänzenden Waffen-Erfolg gegen Völker im Westen, sprouten in dieser Richtung die wohlberittenen Sieger ihre Rosse fort, und drangen im zehnten Jahrhunders bis in die deutschen Marken vor. Doch hier, nach dreimaligem Eroberungs-Versuch dreimal blutig zurückgewiesen, suchten sie ihrem Länder-Gebiet durch Kriegsunternehmungen gegen den Osten die langerstrebte Erweiterung zu geben; und Stephan dem Heiligen, dem ersten König der Magyaren, gelang es, durch Waffen-Gewalt Dacia mediterranea, das heutige Siebenbürgen, seinem Reiche als eine Provinz einzuverleiben. Doch der Länderterwerb, den kriegerische Arme gewonnen, konnte nur durch friedliche Hände zu seiner völligen Werthgeltung gehoben werden, und ein Nachfolger König Stephans, der Arpade Geiza, der die eroberten Strecken zu bevölkern suchte, rief im Jahre 1143 aus den nördlichen Rheingegenden deutsche Colonisten nach dem Lande Siebenbürgen, und verlieh den fleißigen Ansiedlern Boden, und in der Folge auch Privilegien.

Die Nachkommen dieses Häufleins sind im Verlaufe der Zeiten zu solcher stattlichen Menge angewachsen, daß sie den fünften Theil der Bevölkerung und unter dem Namen: »sächsische Nation« eine der drei privilegirten Hauptnationen Siebenbürgens bilden, die inmitten einer an Abstammung, Gesittung, Confession und Sprache ihnen fremdartigen Bevölkerung, ihre religiöse, politische und nationale Eigenthümlichkeit durch 7 vielbewegte Jahrhunderte standhaft zu wahren wußte, so daß bis zur Stunde noch dem Deutschen, der Transilvaniens Gränze überschreitet, hundert Meilen von jedem germanischen Lande fern, deutscher Gruß und deutscher Händedruck willkommen heißt.

Der Geschichte dieser merkwürdigen Colonie hat schon im vorigen Jahrhundert Schlözer seine Aufmerksamkeit gewidmet, und Herr Superintendent Heyse stellt sich mit angezeigter Schrift würdig seinem Vorgänger zur Seite, indem er uns ein treues lebenswahres Bild von dem kirchlichen Zustande der sächsischen Nation in Siebenbürgen gibt, die sich in dem Jahrhundert der großen Kirchentrennung dem augsburgischen Bekenntnisse zuwandte, »und unter dem Schutze und Anordnung einer weisen und väterlichen Regierung eine Kirchen-Verfassung besitzt, »die zwar für seine Lage eigenthümlich, aber auch so zweckmäßig und für Volk und Geistlichkeit so heilsam ist, daß sich »wohl nicht leicht etwas Besseres an seine Stelle setzen ließe.« Und diese Ueberzeugung von der Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des kirchlichen Verfassungs-Baues fußt auf die Erfahrung voller dreißig Jahre, in welchen sich dem würdigen Herrn Verf. in seinem Berufe als Lehrer und Priester, ihre innere Trefflichkeit auf das segenreichste erprobte, ohne daß er sich jedoch die ihr hie und da anklebenden Mangelhaftigkeiten blind verhehlen wollte. Vielmehr sucht er selber die Nothwendigkeit zu errichtender Prediger-Seminarien, einzuführende Gleichförmigkeit des Lehrplanes in den Landesschulen, Verbesserung der Strafgesetze u. s. f. zu wiederholten Malen darzuthun, und zwar mit einer solchen Wahrhaftigkeit der Begründung, daß seine Ueberzeugung von der Dringlichkeit solcher Anstalten auch die des Lesers wird. Zu dessen leichtern Orientirung in den kirchlichen Verhältnissen der Sachsen läßt der Herr Verf. eine historische Uebersicht ihrer politischen Verfassung vorangehen. Und es gewährt mannigfaches Interesse, die eigenthümlichen, bürgerlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse eines deutschen Völkchens von mehr als 200,000 Seelen kennen zu lernen, das, ferne den Kämpfen der Zeit, auf dem Wege Rechtens und weiser Beharrlichkeit eine würdige Stellung zu erringen und zu behaupten wußte. Was um so schwieriger gewesen seyn mochte, da ihre Gerechtsamen auf einem Grundsatze fußen, welcher für Aufrechthaltung nationa-

Digitized by Google

ter Selbstständigkeit nicht in gleichem Grade, als wie das Verfassungs-Herkommen ihrer Stammverwandten, sich günstig erweist. Denn im altgermanischen Rechte galt das Prinzip, daß jeglicher ohne Rücksichtnahme auf das Landrecht seines Wohnsitzes, in allen vorkommenden Fällen nach dem seines Stammes gerichtet wurde, wogegen hier die persönlichen Freiheiten des Sachsen auf dem Boden haften, und jener nur in so fern seine nationalen Rechte ansprechen kann, als er ein Bewohner des fundus Regius (Benennung des den Sachsen eingeräumten Landstriches) ist, dem eine solche Kraft innwohnt, daß er jedem, ohne Unterschied nationaler Abstammung, sobald er sich auf ihm häuslich niedergelassen hat, die Rechte eines Sachsen ertheilt, wogegen dieser mit seinem Abzuge von dem königlichen Boden, gleichsam in die Sclaverei verfällt, und den Gesetzen der Nation unterworfen wird, in deren Distrikt er seinen Wohnsitz genommen. Daher gilt alles, was in dem von Seite 44—46 gegebenen Abriß der politischen Verfassung von den Rechten und Freiheiten der Sachsen gesagt wird, nur unter dem Vorbehalt der Selbstständigkeit auf dem freien Boden. Einen Punkt, den kein Leser außer Acht lassen kann, der in die Verhältnisse der deutschen Siebenbürger näher eingehen will, zu welchem Behufe wir auf die oben bemerkten Seiten der Schrift verweisen, da wir uns hier auf eine Uebersicht der kirchlichen Verfassung beschränken zu müssen glauben.

Die oberste Entscheidung in Kirchlichen Angelegenheiten kömmt dem Landesherrn zu, der die von den Gemeinden gewählten und repräsentirten Pfarrer bestätigt, die verbotenen Ehegrade dispensirt, und ohne dessen Bestätigung keine Ehescheidung Gültigkeit erlangen kann. (S. 58.) Das eigentliche Kirchen-Regiment gliedert sich in ein Ober-, Bezirks- und Orts-Consistorium. Mitglieder des ersteren sind von weltlicher Seite die Gubernialräthe, Sekretäre, Oberbeamten und die National-Deputirten; von geistlicher: der Superintendent, General-Dechant und die Dechanten sämmtlicher Capitel, die sich unter dem Vorsitz des Grafen (Comes) der sächsischen Nation jährlich unter dem Namen: »sächsische Universität« in Hermannstadt versammeln. (S. 62.) Diesem obersten Consistorium kömmt die Leitung der andern zu, es trägt Sorge für Erhaltung der öffentlichen Rechte und Freiheiten der sächsischen Nation, wacht über die Reinheit der Lehre, und hat die oberste Aufsicht über die Dotationen der Kirchen und Schulen. (S. 61.)

Die Wirksamkeit der Bezirks-Consistorien erstreckt sich über ihren Distrikt, wo sie die besondere Aufsicht über Schulen und Lehrer führen, das Recht üben, zu allen erledigten Pfarrestellen zu candidiren, etwaige Mißhelligkeiten zwischen Pfarrern und Gemeinden beizulegen u. s. w. Weltliche und geistliche Personen bilden dieses Collegium, gegen dessen Entscheidung die Appellation an das Oberkonsistorium offen steht. (S. 65.)

Die Local-Consistorien sind ein der sächsischen Nation in Siebenbürgen ganz eigenthümliches Institut. Monatlich versammeln sich die Ortsbeamten in dem Pfarrhofe zu einem Collegium, dem in den Dörfern und Märkten der Pfarrer, in den Städten der erste weltliche Beamte präsidirt. »Was »immer an den Kirchen-, Schul- und Pfarr-Gebäuden zu verbessern ist, jede neue Ordnung und Einrichtung, die Bezug auf »die Moralität und Religion hat, die kleinste Aenderung im »äußern Cultus muß hier besprochen werden. Hier kann jeder »mündlich anbringen, was ihm in kirchlicher Hinsicht beachtenswürdig scheint. Hier werden die Kirchenrechnungen vorgelesen, revidirt, bestätigt, und dem Bezirks-Consistorium »zugesendet. Die Beschlüsse werden nach Mehrheit der Stimmen gefaßt, wenn jedoch der Pfarrer in der Minorität ist, »oder wenn er auch ganz allein einem Antrage oder einem »Beschlusse aller übrigen widerspricht, so kann derselbe nicht »gelten, sondern der streitige Fall muß, wenn der Pfarrer »bei seinem Veto beharret, dem Bezirks-Consistorium vorgelegt werden.« (S. 66—68.)

In den Wirkungskreis der Consistorien fallen auch noch die Kirchen-Visitationen, deren Reglement im Anhang S. 183 f. f. mitgetheilt wird.

Im zweiten Abschnitte behandelt der Herr Verf. die Verfassung, Rechte, Einkünfte, Bildung und Anstellung der Geistlichkeit.

Die sächsische Geistlichkeit, welche einst nur mit der größten Vorsicht die Grundsätze der Reformation annahm, suchte, was ihr für ihre künftiges Bestehen nothwendig dünkte, ihre Verfassung und ihre Einkünfte, so viel möglich zu bewahren, und die ältesten Statuten des Kronstädter-Capitels sind beinahe ganz auf die Statuten des frühern nicht reformirten Capitels gegründet. Jeder Pfarrer gehört zu irgend einem Capitel, und sie stehen unter einem Dechant, den sie aus den drei ältesten ihres Capitels alle zwei Jahre wählen, und zugleich mit ihm einen Syndikus als Protokollführer ernennen. Diese beiden, der Dechant und Syndikus, oft auch der Senior, sind die ordentlichen Repräsentanten des Capitels, und in der Synode bei der Wahl des Superintendenten. Diese Würde haftet wieder an dem Boden, »indem »der jedesmalige Superintendent seinen Wohnsitz in Birthälm »hat, wo er zugleich Pfarrer ist, und diese Gemeinde wählt »gewöhnlich den, von welchem vorauszusetzen ist, daß ihn »die Synode auch zum Superintendenten wählen könne und »werde.« (S. 78.) Die Synode, in deren Versammlung immer ein weltlicher Beamter zugegen ist (Mutus regius genannt), verhandelt alle rein geistlichen Gegenstände, und ihre Gewalt erstreckt sich bis auf Suspension der Pfarrer, denen dann auf dem Rechtswege der Prozeß gemacht, und deren gänzliche Absetzung von dem Landesherrn ausgesprochen wird. (S. 79.) Die geistlichen Personen, deren Zahl sich auf

Digitized by Google

261 Pfarrer und beinahe eben so viele Diakone oder Hülfspriester belauft, stehen alle unter dem Superintendenten, dieser unmittelbar unter der Landesstelle. Ueber Bildung der Diakone, wie über die der Kirchendiener, die zugleich als Schulmeister fungiren, spricht der würdige Herr Verf. beherzenswerthe Worte; mögen seine Wünsche sich bald ihrer Erfüllung nahen!

Zu den Rechten der sächsischen Geistlichkeit gehört, außer dem, daß sie die Privilegien adelicher Personen besitzen, noch das Recht, in rein kirchlichen Disciplinar-Sachen nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden, und im Jahre 1804 wurde ihnen die während einiger Zeit entzogene Gerichtsbarkeit in Ehescheidungs-Sachen wieder eingeräumt. (S. 90.) Die Einkünfte der Pfarrer bestehen beinahe durchaus in dem Zehenten von der Bodenproduktion ihrer Gemeinde. Doch da nach der Reformation durch mancherlei Veranlassungen Theile dieses Zehenten in den Besitz der königlichen Kammer kamen, so genießt dermalen kein einziger Pfarrer den vollen Zehenten, sondern die meisten drei, andere nur zwei Quarten. (S. 97.) Außerdem bildet noch der Ertrag der mit den meisten Pfarrstellen verbundenen Aecker und Wiesengründe einen Theil der pfarrherrlichen Einkünfte, deren Gesammtbetrag nach einer Synodal-Verordnung nicht unter zwei hundert Gulden sinken soll.

(Schluß folgt.)

Der Hirte Sylvander,

ein Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts.

Wenn ich die Dichter alter und neuer Zeit mit einander vergleichen sollte, um durch diesen Vergleich ein Criterium für jede dieser beiden Kathegorien aufzustellen, so würde ich mich an einen Mann wenden, der Italien und Deutschland genau bereiste, und ihn ersuchen, mir ein treues Bild seiner Anschauung beider Länder zu geben. Ich ginge nämlich von der Voraussetzung aus, daß die abgelebte, aber durch den Reiz der Kunst, die an ihr seit Jahrhunderten aufgeboten worden, unendlich verschönerte, und durch die Einflüsse eines glühenden Himmels in momentaner Herrlichkeit prangende Erde Italiens — zu der jüngeren, und folglich minder erschöpften Produktionskraft germanischen Bodens ungefähr in demselben Verhältnisse stehe, wie der Geist der jetzt lebenden Generation, den die künstlichen Verhältnisse des Lebens, den namentlich sociale, politische und philosophische Beziehungen, industrielle und wissenschaftliche Strebungen allenthalben ihren Zwecken gemäß bearbeitet, und all seinen Bestandtheilen nach mit ihren Werkstätten besetzt und nach vielen erlebten Schicksalen civilisirt, humanisirt und philanthropisirt haben, zu dem mit einem engeren Ideenkreise begnügten, auf Natur und Selbstbeschauung beschränkten Geiste des Mittelalters. Dort raffinirt die Sonne, — hier raffiniren Interessen und Leidenschaften, ein glänzender Frühling, eine poetische Jugend, ein staubiger Sommer, ein fleißiges Mannesalter, herrliche Fernsichten auf kahle Gebirge, herrliche Aussichten auf unfruchtbare Träume. — Dort die Tempel des Hellenismus und Katholicismus hart neben einander, und in welcher wilden Verwirrung Theorie und Praxis beider Principe bei uns! Dort ist das Land mit seinen Bauten und Ruinen, eine Chronik der Zeiten — hier die Geschichte der Menschheit — verkörpert in hundert Systemen und Schulen. Beide — die Testamentsvollstrecker der Vergangenheit — der aus verhallten Jugendklängen der Menschheit resultirende Gedanke — die Abstraktion aus dem Faktum. Wer hingegen vermag einen alten deutschen Dichter zu lesen, ohne sich augenblicklich in Deutschlands schöne Wälder versetzt zu fühlen? Einsamkeit und Waldesgrün, eine auf dem mütterlichen Schooße der Natur kunstlos und unerschöpft hervorströmende Lebensthätigkeit, das Rauschen frischer Lebenslüfte, das freudige Lärmen kühlender Waldbäche, saftgrüner Wiesen, Vogelsang und Bienenschwärme, dieß ist das Leben, das ihn umgibt. Mächtig wirken die Eindrücke der Natur auf eine jugendlich fühlende Welt — die Freuden der Unschuld, die Verheißungen des Glaubens — sind ihr einziger Schmuck. Hier blüht keine Blume aus fremden Zonen; aber die einheimischen, die dem Herzen vertrautesten, glänzen in wunderbarer Frische und Pracht der Farben — kein Zeugniß der Vorwelt, kein Denkmal stolzer Vergangenheit unterbricht das harmlose Bestehen der Gegenwart, aber was ihr an Kunstform mangelt, ersetzt das innere Glück.

Mich hat das Lesen alter Dichter stets mächtig ergriffen. Der Mensch, der in sich eine Welt im Kleinen ist, kann sich einer wehmüthigen Erinnerung an seine eigene Kindheit nicht erwehren; — ihre sanften Eindrücke bemächtigen sich wohlthätig seiner Seele, wenn in späteren Jahren durch irgend ein himmlisches Wunder Kindersinn und Kinderglück sich wieder vor ihm aufschließt.

Die kunstlose und frische Auffassung der Welten ist für uns verloren. Jene haben ihre Lieder empfangen; wir schaffen — mit Qualen. Welche Innigkeit, welche Gemüthstiefe, welche edle, kräftige und dennoch höchst einfache Darstellungsgabe sich in den Liedern der Minnesänger kund gibt, in welcher Weise Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschilbach, Heinrich von Ofterdingen und unter den spätern namentlich Ulrich von Liechtenstein zum Herzen sprechen — ist bekannt. Nicht vergebens haben Tieck und andere ihren Ton wieder anzuschlagen, ihre Weise wieder zu beleben gesucht; wenn auch viele ihrer Zeitgenossen ihrer Bemühung jenes Verdienst nicht beimessen wollten, wie andere, die es aus einem richtigen Gesichtspunkte auffassen. Die Zeit — wir reden hier von der großen Gesammtheit ihrer literarischen Repräsentanten — konnte

Digitized by Google

sich in die Einfachheit, in die kindliche Treuherzigkeit alter Meister nicht so schnell hineindenken und wie Schiller — einer der lebhaftesten Opponenten altdeutscher Poesie — sagt: „Der Lebende hat recht.“ In der That ist dieser Satz nicht gut anzufechten. Die Gegenwart mag immerhin ihr nächstes Bedürfniß am schärfsten in's Auge fassen — und wer wagte zu bezweifeln, daß die philosophischen und socialen Verhältnisse Deutschlands den Gang seiner Poesie bestimmen müssen, wenn diese ihre hohe Bestimmung: Sprache der Nation zu seyn, erfüllen sollen? Die Poesie jedes Jahrhunderts war der Ausdruck seiner geistigen Bedürfnisse. Nichts desto weniger ist auch der Vergangenheit einiges Recht einzuräumen. Nicht bloß das billige Verlangen nach allgemeinerer Verbreitung einer richtigeren Ansicht über die erste Blüthenzeit deutschen Gesangslebens bietet einen kräftigen Impuls dar, der edle Geister für die Belebung der Vergangenheit begeistern mag, — sondern auch — wenn ich mich dieses oft mißverstandenen Ausdrucks bedienen darf — die Universalität, auf welche die deutsche Literatur Anspruch macht, — und die darin besteht, die allen Völkern und Zeiten verständliche Wahrheit, die Sprache des wahren ungeheuchelten Gefühles zu sprechen; endlich die Nothwendigkeit eines Gegengewichtes gegen die täglich schärfer eingreifende Verkünstlung poetischer Darstellungsweise — mahnen nachdrücklich, dem Rufe unserer alten Meister zu folgen. Möge das Streben, altdeutsche Poesie in's Leben zurückzurufen, dem ich noch jetzt so viele edle Kräftegewalt sehe, und dem durch die Bemühungen eines Görres, Docen, Büsching, Hagen, Grimm und Anderer so mächtig vorgearbeitet wurde, stets eine wichtige Angelegenheit dazu berufener Männer bleiben! Möge uns unser Eschilbach bald genug geschenkt, möge eine neuere Ausgabe der schönsten Minnelieder bald veranstaltet werden, und namentlich der Mann bald auftreten, der auch Oesterreichs Schätze aus jenen Jahrhunderten unverdienter Vergessenheit entreißt. Hierzu müssen wir auch noch den Wunsch fügen, daß in den Bemühungen für die alte Zeit immer eine weise Rücksicht auf die Fassungskraft und Vorstellungsweise der neueren beachtet, und die richtige Verbindung mit den Ideen der Gegenwart in's Auge gefaßt werden müsse!

Leider hat die Uebertreibung auch hierin wieder mehr geschadet, als die Weisheit von Jahrzehenten gut machen wird. Es fehlte nicht viel, so hätten wir altdeutsche Universitäten erlebt. — So wie aber das wahrhaft Gute sich trotz aller Hindernisse allmälich Bahn bricht, so darf auch der Muth der Berufenen nicht erlahmen. Frankreich ist uns hinsichtlich seiner alten Heldenbücher und der Provenzalen mit einem schönen Beispiele vorausgegangen, und wir werden ihm hoffentlich nichts schuldig bleiben.

Welche große Macht der Gesang der Minnesänger von jeher auf deutsche Art und Kunst ausgeübt, hat sich nicht bloß in der neuesten Zeit bewährt, wo die Begeisterung für Einheit und Nationalität die Schranken der Provinzialinteressen niederzureißen und der Gesammtheit der deutschen Fürsten und Völker die Nothwendigkeit klar zu werden begann, das wieder zu vereinen, was der Parteihaß verflossener Jahrhunderte auseinander gerissen. Sein Ton lebte zur Zeit der Meistersänger in den Besseren unter ihnen, und entschiedener noch im deutschen Volksliede fort, — er ließ sich noch zur Zeit der protestantischen Unruhen, und nach ihnen in einzelnen, wiewohl freilich für jene Zeit verlorenen Akkorden vernehmen. Ein Beispiel für diesen letzten Fall wird unsere Ansicht bestätigen. Wir wollen dieß mit dem Dichter Sylvander geben, über den wir in der W. Th. Zeit. Literaturblatt, December 1830 bereits eine Notiz lieferten. Sein Büchlein führt den Titel:

»Sylvanders Gebet und Geistlich-gemeine Feld- oder Hirtenlied, so theils über ganz neu notirte, theils gar altbekannte Melodien auf die vier Zeiten des Jahres gesetzt:
Und von ihm selbst componirt.
Nebst Erzählung einer seiner Lebensbegebenheit.
Anno:
Mit Loben, Singen preise Gott,
Acht nit das was ein Narr verspott.

Auf der letzten Seite des Buches steht: »Datum zu Mühlbergs-An den 26. Augusti An. 1670.«

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

In Athen haben sich 1835 zwei wissenschaftliche Gesellschaften gebildet, eine naturhistorische und eine medicinische. Die erstere bereichert ihr Museum, nach der Mittheilung des »Stir« vom 1. Januar 1836, mit den verschiedenen Seltenheiten der drei Naturreiche Griechenlands. Die Mitglieder der andern Gesellschaft, theils Aerzte und Wundärzte, theils Apotheker, kommen zweimal des Monats zusammen, um über die in Griechenland herrschenden Krankheiten, deren Ursachen, Heilmittel u. s. w. Nachforschungen anzustellen und einzelne Aufsätze über seltenere Krankheiten und andere wichtige Gegenstände einander mitzutheilen. Außer jenen beiden Gesellschaften wurden auch noch im vorigen Jahre drei Lehranstalten, für Anatomie und Physiologie, für Geburtshülfe und für Chemie und Pharmacie, in Athen gegründet. Das erwähnte Blatt rühmt dem Lehrer an der ersteren, D. Maurokordatos, besonders nach, daß er in Betreff der Anatomie und Physiologie die altgriechische Nomenclatur eingeführt habe.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

18. Mittwoch, den 15. Juni 1836.

Die Kirchen-Verfassung der A. C. Verwandten im Großfürstenthume Siebenbürgen. Dargestellt und mit Urkunden belegt von Christian Heyser, Superint. der A. C. in Inner- und Nieder-Oesterreich, im Königreiche Illyrien und Venedig, und ersten Prediger A. C. in Wien. Auf Kosten des Verfassers. Wien 1836. 263 S. 8.

(Schluß.)

Was nun der Hr. Verf. von Seite 101—109 von der Bildung der geistlichen Personen sagt, verdient mit theilnehmender Aufmerksamkeit im Werke nachgelesen zu werden; wir bemerken bloß, daß die Candidaten der Theologie nach zurückgelegten Studien, die sie häufig auf ausländischen Universitäten vollenden, bei ihrer Rückkehr in das Vaterland als Gymnasial-Lehrer verwendet werden. Denn im sächsischen Siebenbürgen kann keiner eine Anstellung als Pfarrer erhalten, der nicht früher die Schul- und untergeordneten Predigerstellen bekleidet hat. (S. 110.) Sie steigen in den Städten vom geringsten Grammatikal-Lehrer zu Professoren an den Gymnasien, deren es 5 gibt, und zu Stadtpredigern hinauf, und dann erst werden sie zu Pfarrstellen candidirt. Ist eine solche erledigt, so muß binnen zwei oder drei Wochen zur Wahl geschritten werden, und die ersten weltlichen und geistlichen Vorsteher des Bezirks-Consistoriums entwerfen die Candidatenliste. Der Wahlakt geschieht in der Kirche der erledigten Gemeinde, wohin sich die Commissarien und die Wahlberechtigten (in den Städten der innere und äußere Rath, in den Dörfern zum Theil nur die Beamten und die Altschaft, theils die sämmtlichen ansässigen Hausväter des Ortes) versammelt haben. Das Scrutin ist geheim, indem ein jeder vor den Altäre zu den Commissarien, einem geistlichen und weltlichen delegirten Mitglied des Bezirks-Consistoriums hintritt, und ihm den Namen seines Candidaten ins Ohr sagt, worauf der geistliche Commissär diesem in der Liste einen Strich beisetzt, oder es wird auch in manchen Städten mit Marken gewählt. Jener Candidat, der die meisten Striche oder Marken hat, wird sogleich als Pfarrer proklamirt, und bald darauf wird er von seiner neuen Gemeinde unter vielfachen Feierlichkeiten mit Pomp und Glockengeläute in seine Residenz eingeführt.

Der dritte und letzte Abschnitt handelt von dem Cultus der Sachsen in Siebenbürgen, »die, wenn sie gleich die augsburgische Confession — aber nicht die Concordienformel — und die Quelle jener, die heilige Schrift, als Grundfeste des Glaubens ansehen, dennoch in ihrem Cultus zum Theil sehr stark von ihren Glaubensbrüdern in andern Ländern abweichen, und nähern sich der katholischen Kirche so sehr, daß Fremde schon in Versuchung gekommen sind, sie für Katholiken zu halten.« (S. 122.) Die äußere Form des Gottesdienstes ist nicht bei allen Gemeinden gleich, aber die Predigt und die Katechisation ist überall die Hauptsache. In manchen Gegenden ist nach der Predigt noch ein ordentliches Hochamt, wie in einer katholischen Kirche, nur geschieht Alles in deutscher Sprache, und statt der Messe ist gewöhnlich das h. Abendmahl damit verbunden (S. 124). Kirchenmusik darf selbst in der kleinsten Dorfkirche nicht fehlen, und die Kirchendiener müssen, so gut sie können, solche zu Stande bringen (S. 125). In einigen Städten wird auch Nachmittags Vesper gehalten, an welcher aber nur die Chorschüler oder Gymnasiasten Theil nehmen, außer des Samstags, wo in allen Kirchen Vesper gehalten wird, und wo immer auch diejenigen gegenwärtig sind, die am folgenden Tage communiciren sollen, weil nach dem Schlusse derselben gewöhnlich Vorbereitung zur Communion ist (S. 129). Obwohl es keine streng bindende Liturgie gibt, so ist doch seit 40 Jahren die Seikerische Agende beinahe allgemein eingeführt, während sie in frühern Zeiten zum Theil Aussätze aus der alten katholischen Agende aus dem Lateinischen übersetzt, zum Theil sogar noch lateinische enthielt. (S. 139.)

Wir glaubten der Pflicht eines literarischen Referenten in vorliegendem Falle nicht gewissenhafter genügen zu können, als daß wir zur Darstellung der Hauptpartien meist die Worte des Herrn Verf. gebrauchten, der einen der wichtigsten Beiträge zur Kunde Siebenbürgens mit seiner Schrift geliefert hat, die sich eben so sehr dem Theologen als Historiker der siebenbürgischen Landes-Geschichte unentbehrlich, als dem Geschichts-Liebhaber interessenswerth macht. Wer hier überraschende Details über die eigenthümlichen Verhältnisse eines merkwürdigen deutschen Völkchens finden wird.

Digitized by Google

Wir wissen nicht, ob die Vorsehung, die es jetzt zuläßt, um schöpferisch sie dann desto inniger zu knüpfen, daß sich die heiligsten Bande lockern und lösen, wir wissen nicht, ob sie es zuläßt, daß auch in diese Landschaft eine Pseudo-Aufklärung — die der Leidenschaften — ihre Fackel schleudere; doch so viel wissen wir, daß sich bis heute lebendige religiöse Sinn (ohne pietistisches Augenverdrehen, noch sonstigen Conventikel-Unfug) ein kräftiges unerschütterliches Glaube wie werkthätiges christliches Leben, unter dem sächsischen Volke allenthalben auf's sogenannte Land gibt. Aus ihren eigenen Mitteln unterhält jede auch noch so kleine Gemeinde ihre eigene Schule und ihren eigenen Schullehrer. (S. 101.) In allen Städten und Orten findet man die erwachsene männliche Jugend zu Brüdern, die weibliche zu Schwesterschaften geschaaret, die unter der Aufsicht des Diakons den Gottesdienst, Predigt und Katechisation fleißig zu besuchen haben, und wenn die Jugend dann an einem »zweiten Feiertage nach den drei hohen Festen — einen Tanz »veranstalten will, so muß sie an vielen Orten den Pfarrer »um Erlaubniß bitten, und gewöhnlich ist ein Beamter oder »Kirchenvater dabei gegenwärtig.« (S. 74.) Und solche Tänze beginnen erst nach beendigtem Nachmittags-Gottesdienste, denn hier herrscht strenge Heilighaltung der Sonntagsfeier, wo in vielen Orten sogar das Fahren in den Straßen während des Gottesdienstes untersagt ist.

Und so sehen wir unter dem kräftigen Schutze katholischer Fürsten die religiösen und kirchlichen Institutionen andersgläubiger Unterthanen sich des segensvollsten Gedeihens erfreuen. Denn wenn in früheren Jahrhunderten ganze Aresenale gewaltsamer Bekehrungsmittel verschwendet wurden, so erkannten weise Regierungen der späteren Zeiten bald, daß der Indifferentismus die ärgste aller Häresien sey, und suchten im Interesse Gottes alle gehässigen Beschränkungen und Unterscheidungen, die zum gänzlichen Abfall reizen könnten, durch wohlthätige Toleranz-Gesetze aus dem Wege zu räumen, und ohne Schwertstreich mit einem einzigen Federzug gewannen sie Gott und sich Hunderttausende getreuer Unterthanen.

F. H. G. Zappert.

Der Hirte Sylvander,
ein Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts.
(Fortsetzung.)

Die für ganz Europa so unheilschwere Zeit des dreißigjährigen Krieges war ohne Zweifel die traurigste und unfruchtbarste Periode der deutschen Literatur. Der Zank streitsüchtiger Parteien riß die Gemüther selbst Vieler der Besseren so heftig in den Aufruhr empörter Stürme, daß man nach dreißigjährigem Blutvergießen für die Segnungen des Friedens noch nicht empfänglich war. Wir sehen ein ganzes Geschlecht von Thoren und Irrsinnigen, die auf dem noch vom Blute ihrer erschlagenen Väter rauchenden Schlachtfelde, auf dem mit dem Schweete frisch aufgeeisenen Boden der armen Germania, im zierlichen Treffenkleide als sentimentale Hirten umwandeln, und Blumen für ihre Cleanthen, Narcissen, Phillinen ꝛc. suchend, in barocken Klinggedichten faseln. Wir sehen Poetenhaine, Schwaneninseln, Palmenhöhen ꝛc. und Menschen, — fast noch süßlicher als die modernen Süßen. So schnell hatten sie die Schärfe des göttlichen Richterschwertes vergessen; sie, die selbst noch darunter bluteten, oder wenigstens auf der zu Staub gebrannten Asche ihrer erschlagenen Väter wandelten. Hiermit sind die damals bestehenden geleheten Gesellschaften: Blumen-, Schwanen-, Palmenorden ꝛc. gemeint, die auf den Gang der deutschen Kunst und Sprache einen so störenden Einfluß genommen, die beinahe im Alleinbesitz der öffentlichen Meinung waren, und unter denen doch nicht ein einziger, jener Zeit merkwürdig gewordener und durch Selbstkraft achtenswerther Genius auftritt. Lange hat man an der Existenz solcher gezweifelt, lange hielt man die ganze poetische Welt jener Tage für so flach, wie die Heeren Amaranthes und Konsorten geschrieben. Aber mehrere besser Unterrichtete, unter denen Frau Horn ohne Zweifel die erste Rolle spielt, haben die Ehre der deutschen Literatur in jener Zeit durch die Anerkennung so hoher Verdienste, wie Spee, Balde, Gebhard u. a. sich erwarben, so zu sagen, gerettet. Der wackere, echt populäre, fromme und tiefsinnige Sylvander, der als Philosoph verkleint alle anderen seiner Zeit übersehen hat, während er mit der Einfalt eines Kindes die wahre, wenn auch noch rohe Sprache der Dichtung stammelt; — ist bis jetzt noch unbekannt geblieben: — ich wenigstens war nicht so glücklich, auch nur die einfachste Notiz über ihn zu finden. Ach, die deutsche Nation hatte an ihren philosophirenden Nachbarn zu anziehende Vorbilder, um die einfachen, treuherzigen, kunstlosen Lieder, die gläubigen Gesänge ihrer früheren Dichter der Erinnerung zu würdigen. Wie die große Sangeswelt eines Eschilbach verklungen ist bis auf das letzte Wort im Lande, so daß wir nur mit mühseligem, lexikographischem Fleiße noch in sie eindringen vermögen, so müßten auch wohl die prunklosen Kränze, die deutsche Dichter des 17ten Jahrhunderts am Altare der Erinnerung als schöne Andenken ihres freundlichen Daseyns aufgehangen, angeweht von dem Verwesungshauche undankbarer Vergessenheit, vermodern und zerfallen. Könige und Fürsten sammeln den Glanz ihrer Jahrhunderte in sich und leuchten mit ihm noch über dem Grabe, keine bürgerliche Tugend lohnt die Weltgeschichte; — nur der von seinem Gotte begeisterte und durchdrungene Weise hat das große, freilich oft theuer genug bezahlte Vorrecht, unsterblich zu seyn neben den Königen der Erde. Wie Segen Gottes auf die Wüste thaut, so hallt sein Wort hinab die fernste Zeit, und aufgeweckt von dem Nachklange süß schauernder Begeisterung erwachen tausend Harfen und brausen über Meere und Gebirge.

Digitized by Google

So geht das Wort von Mund zu Mund und das Recht und die Wahrheit; — und Treue und Glauben sterben nicht aus. Wer verdiente auch mehr im Munde des Volkes fortzuleben, als der menschlich so hoch verdiente, echte Dichter, dessen biederes Wort, dessen milde Größe späte Jahrhunderte noch zu Einfachheit, Liebe und Wahrheit antreibt?

Eben ein solcher Dichter, der einfachsten und wahrsten einer, war Sylvander, dessen geistig-gemeine Feld- und Hirtenlied mit des wackern Spee Trutz-Nachtigall wetteifern dürfen, und wohl eines der herrlichsten Beispiele echt christlichen Gesanges nicht bloß seines kargen Jahrhunderts, sondern auch Künftiger bleiben. Man denke sich unter dem guten Sylvander nur ja keinen Dichterkönig oder kein glänzendes Genie, obwohl er sehr gut wußte, was er unter all dem verstand, was er geschrieben. Er hielt auf Arbeit und Gottesfurcht, auf guten Klang im inneren Herzen, war schlicht und gerecht, und so bescheiden, daß nicht einmal sein Geburtsname auf uns gekommen. Die gelehrten Gesellschaften seiner Zeit mochten sich mit solch einem Naturmenschen wohl nicht befassen, die Facultäten (zu deren Einer er jedoch gehörte, so sehr er sich die Miene des ungelehrten Volksdichters gibt) befaßten sich aus andern Gründen vielleicht noch weniger mit ihm; so kam es, daß der Hirte Sylvander vergessen ward, — gewiß früher, als er es verdiente. Seinen Beruf zum Dichter hat er in jeder Zeile seiner gemüthvollen und kräftigen Lieder, die er auch mit Melodien versah, bewährt, übrigens hat diesen vielleicht noch kein Dichter so ungeschmückt, so rührendwahr ausgesprochen, als er in der Stelle:

Der große Gott
Herr Sabaoth
Helf mir mein Verslein zwingen;
Daß alle meine Hirten-Reim
Seinem Ohr wohlklingen.
Wenn er mir hilfe, werde ich
Die Nachtigall besiegen,
Und mit meiner Feldmusik
Ob den Wolken fliegen.

O wie wollt' ich
Also lieblich
Auf Englisch musiziren!
Der Nachtigallen Liederschall
Sammt allem Tirilieren
Der singenden Vögelein
Ist ein kurzes Schreien, —
Ich — ich möcht' in Ewigkeit ....
Mich mit Singen freuen.

(Siehe drittes Lied zur lieblichen Glenzen- oder Frühlingszeit.)

Oder in der folgenden:

Lerchlein, fleißig Sängerlein
Dein Thun ist, zu lieben.
Daß bei frühem Sonnenschein
Du dich so thust üben;
Willst mit deinem Stimmelein
Deinem Schöpfer danken fein,

Um daß er dich hat erfreut
Mit dem irdischen Leben,
Die geschenkt ein Federkleid,
Worin du kannst schweben
In den Lüften nach der Lust
Und nach dein bestellter Kost.

Daher singst du: Sy, Sy, Sy,
Sieh, o Mensch und lehre (lerne)
Wie ich doch so spat und früh
Meinen Schöpfer ehre,
Wie viel mehr gebühret es dir,
Die, die, dir, dir, dir als mir.

Es mögen nun mehrere seiner schönen Lieder ohne alle Bemerkung folgen; da es unmöglich ist, jemanden, der sie nicht fühlt, die Schönheiten eines Dichters zu erklären, dem aber, der sie fühlt, die Erklärung leicht beschwerlich wird.

Lenz-Quartal.

1.

(Mit einer Melodie.)

Wie im März, April und Mai
Das Lerchlein sich erschwinget,
Und mit seinem Feldgeschrei
Seine Zeit zubringet,
Also sing' auch ich hinfüre
Ew'ger Gott, zu dir, dir, dir!

Zu dir, Vater aller Ding',
Werkmeister der Sonnen,
Ich mein Herz und Stimme schwing,
Weil die Nacht zerronnen,
In der ich ohn' Wesen lag;
Du bist Sonn' und heller Tag!

Durch des Geistes Gnaden-Sinn
Hast mich dir erkühret,
Und so wie ich itzund bin
Nach die selbst formiret,
Hast in meines Leibes Höhl'!
Auch gesetzt dein' edle Seel'!

Um daß ich soll Hirtlein seyn,
Fünf menschlicher Sinnen
Und dabei mein Hirtenvieh'n
Sambt allem Beginnen
So anstimmen in der Welt,
Daß der Ton dir wohlgefällt!

Ei, so sei es, güt'ger Gott,
Bald, zu früher Stunde!
Sei mein Trank und Morgenbrod
Lippen, Herz und Munde.
Mein Verlangen und Begier
Sei zu singen dir, dir, dir!

Digitized by Google

10.

(Mit Melodie.)

Gärtner.

Maria, wie kommt ungefähr
Also gar früh in Garten her?
Willst du denn heut vor'n Sonnenschein
Pflücken schöne Blümelein?
Laß doch den Thau vor trocken seyn!

Magdalene.

Ach, du geliebter Gärtnersmann,
Was geh'n mich denn die Blümlein an?
Mich, die in voller Traurigkeit
Von allen Freuden bin entweit (entfernt)
Und schwed' in großem Herzenleid!

Gärtner.

Warumb, warumb, betrübte Frau
Bethränt dein Herz die grüne Au?
Schau doch, Aurora kommt daher,
Trocknet der Nacht-Thränen Beschwer,
Verschickt Traurigkeit übers Meer!

Magd.

Wer bist du denn, günstiger Freund!
Nachdem Aurora dich bescheint,
Kenn' ich dich nicht. Wüßt du denn gern,
Was ich hier such? — Jesu, meinen Herrn!
Sag, hast du mir ihn thun entfern?

Gärtner.

Betrübte Schwester Lazari,
Der, den du suchst, der hat es wie
Dein Bruder Lazarus gemacht,
Ist wiederum vom Schlaf erwacht!
Wer ich bin, du nur recht betracht!

Magd.

Ach Gott, mein Herr, mein Jesu Christ,
Nun seh' ich, daß du Jesus bist'!
Ach ja, du bist's lebhaftiglich,
Mein Schatz, mein Herz, mein Lebenslicht;
Laß Füssen mich dein Angesicht!

Jesus.

Nein, Maria, rühr' mich nicht an,
Dann es nicht mehr geschehen kann.
Die Gottheit läßt solchs nicht mehr zu,
Sei fröhlich und gib dich zur Ruh'!
Dieß merk dir, gehe gleich an nu

Zu meinen liebsten Jüngern hin,
Sag's ihn', daß ich erstanden bin. —
So sie mich wollen wieder seh'n,
Sollens in Galileam geh'n,
Da werd' ich unter ihnen steh'n.

11.

So ist mein Trauren ganz entschwunden,
Weil ich Jesu lebhaftig gefunden,
Gleichwie ein Vierlein will ich mich schwingen
Die Botschaft seiner Mutter bringen.

Zu allen, so mich gleich nicht fragen,
Werd' ich mit größten Freuden sagen,
Mein liebster Jesus, mein Trost und Leben,
Ist dem Gärtnerorden ergeben.

Denn als ich heute früh im Tauen
Seinen Leichnam wollte schauen,
Stund er im Schatten unter den Rosen,
Fing an, mit mir liebreich zu kosen:

Er hat in Händen Purpurnelken,
So allzeit roth, ohn' ein'ges Welken,
Ihr stunden auch an Seiten und Füßen,
Nebst Lilgen, Veilchen und Narzissen.

Mein Herzenswunsch ist nun auf Erden,
Ach, könnt' ich doch ein Vierlein werden,
Um diese Blümlein stets zu besliegen,
Den edlen Saft daraus zu kriegen.

Und wenn ich solche dann beflogen,
Den süßen Saft an mich gesogen,
Alsdann so würd' ich mich erheben,
Und von der Erd' in Himmel schweben.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Peter der Große besuchte auf seinen Reisen den berühmten lothringischen Mechaniker und Ingenieur Franz Thomas, bewunderte seine Erfindungen, und machte ihm den Vorschlag, in seine Dienste zu treten und ihm nach Rußland zu folgen.

Ehe der Künstler antworten konnte, sagte oder that der Kanzler des Czars etwas, wodurch dieser so aufgebracht wurde, daß er ihn bei der Gurgel ergriff, und der Länge nach zu Boden warf.

„Wenn Eure Majestät," fing jetzt Thomas an, „auf diese Weise Ihren Kanzler behandeln, so —"

Peter wurde feuerroth im Gesichte, kehrte sich um, und war aus dem Hause, ehe der Mechaniker das Uebrige seiner Antwort ausgesprochen hatte [1].

1 Mem. pour servir à l'histoire des hommes illustres de Lorraine par Cherrier. T. I. p. 348.

Die Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde erscheint wöchentlich zwei Mal, Mittwoch und Sonnabend im Vereine mit den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, jede Nummer aus einem halben Quartbogen bestehend. Der Pränumerations-Preis für beide ist ganzjährig auf 12 und halbjährig auf 6 fl. C. M. festgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelenschen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

49. Sonnabend, den 18. Juni **1836.**

Die Richtenden [1].

Examina le colpe — — — — — — — —
Giudica e manda, secondo che avviglia.
Dante.

Es ist eine alte, uralte Wahrheit, daß Jeder seine Schwächen habe. Samson's Kraft schwand mit seinen Haaren; Achilles war an der Ferse verwundbar; Sokrates und Tasso fürchteten sich vor Geistern; Voiture, einer der geistreichsten Männer zur Zeit Ludwigs XIII., erblaßte vor dem Anblick einer Fiasche Wein, und ich selbst kenne einen braven Kriegsmann, dessen Brust mit Narben bedeckt ist, der aber erbleicht, wenn man von Todten redet. — Ohne nun Samson, Achilles, geistreich oder ein bewährter Krieger zu seyn, habe doch auch ich meine schwachen Seiten, fürchte auch ich mich, wenn schon nicht vor dem Weine oder vor Todten, die am Ende beide nicht eben sehr furchtbar sind; — der Gegenstand meiner Furcht ist ganz ein anderer, ein himmelweit verschiedener, denn mit Einem Worte, ich bebe vor Nichts so sehr, Nichts macht mir so viel Entsetzen als — die Richtenden.

Der geneigte Leser wolle hier ja die Begriffe sorgfältig von einander sondern; ich rede nämlich beileibe nicht von den Richtern, denn ein Richtender ist eben so wenig ein Richter, als ein Tanzender ein Tänzer, ein Singender ein Sänger, ein Versemacher ein Dichter ist. Richter kann nur derjenige seyn, welcher die Fähigkeit und darum das Recht hat, zu richten; ein solcher richtet nach Gewissen, nach Grundsätzen, nach Einsicht, und deßhalb hat man seinen Ausspruch so wenig zu scheuen, als jenen einer gereiften, besonnenen, rechtlichen Person im Allgemeinen. Mit den Richtenden ist das Verhältniß ein anderes; sie sind nicht eigentlich Richter im engeren Sinne des Wortes, sie sind so zu sagen nur die species sylvatica, eine Schmarotzerpflanze, eine Art von Superfötazion des wahren, rechten genus. Die Richtenden haben keinen Beruf; — sie bilden, sie berufen sich selbst aus eigener Machtvollkommenheit, sie sind die Eruptionen eines Vulkanes, in so lange er bloß mit Qualm und bösem Dunste kreißt. Dessen ungeachtet kennen sie Alles, verstehen sie Alles, richten über Alles, über Personen oder Sachen, Männer oder Frauen, Worte oder Thaten; Jegliches ist ihnen eine gemähte Wiese, denn sie sind Universalgenie's, geeignet, die Meinung Malebranche's von den angebornen Ideen zu verlebendigen, weil, wenn sie sie nicht aus dem mütterlichen Schooße mitbrachten, man beim Himmel nicht weiß, woher sie ihnen eingeschossen seyn mögen! — Der Richter verfährt gemach, gesetzt, ruhig; ohne Gewissensscrupel wird er Dich mit einer geharnischten Reihe von Syllogismen und Gründen belagern, ja in Dingen der Wissenschaft wird er sogar Sterne genug besitzen, Dir, um seine Ansicht zu beweisen, Urteile aus Aristoteles, Horaz, Dante, Schiller und Lessing zu citiren. — Der Richtende macht sich's bequemer, er verfährt resolutter, spartanischer. — Es ist z. B. von irgend einem Schriftsteller die Rede. — »Ein Anfänger,« meint er naserümpfend. — Der gute, arme Mann schreibt aber schon ein 12—15 Jahre, mehrere seiner Arbeiten wurden verschiedentlich nachgedruckt, in fremde Sprachen übersetzt und nun wird er ganz nonchalläment mit Hinz und Kunz, mit schülerenden Scribenten von »Wanderbüchlein« und »Bocksprüngen« in Einen Topf geworfen! — Oder man kömmt auf die Lebensweise, auf die Gesinnungen eines Dritten zu sprechen. — »Er ist ein Halunke,« sagt der Richtende, ohne von dem Manne gerade viel mehr als den Namen zu wissen. — Gestern starb ein Mann, er war nahe an 100 Jahre alt und hatte dem lieben seine Schuld abgetragen. — »Der Arzt hat ihn umgebracht.« — Der Arzt aber, mein Herr, ist ein Ehrenmann, die ganze Stadt preist ihn als einen der Ersten seines Faches; mir selber hat er das Leben gerettet. — »Bah; ich sage Ihnen, er hat ihn umgebracht, hat ihn unverantwortlich vernachlässigt.« — Vergebens werdet Ihr ihm nun darthun, daß der Sectionsbefund gezeigt habe, die Krankheit sei im piloro gesteckt und die Behandlung des Doctors ohne Tadel gewesen; hartnäckig wird er darauf beharren, daß Model sei im pancreas zu suchen gewesen, in den sistolis und diastolis, oder wo es ihm sonst beliebt, ja er wird so weit gehen, Euch die Arzeneimittel zu bezeichnen, welche hätten gebraucht werden sollen, z. B. Indische Tamarinde, Schafgarbe als Thee, denn Schafe protegirt er aus Wahlverwandtschaft und gibt für sein Le-

[1] Nach dem Italienischen.

Digitized by Google

den gerne Andern einen Thee. — Laßt Euch ja nicht beikommen, ihm zu erwiedern, ihn um sein Befugniß, um sein Diplom zu fragen; er ist immer fattelfest, er wird Euch erzählen, daß er Reisen gemacht, unter Dupuytren's Hause in Paris Schutz vor dem Regen gefunden, daß er Cooper zu London, und wenn es Euch genehm ist, sogar Bonpland in Paraguay gesehen habe. Er könnte allenfalls auch anführen, daß er Equipage, Kutscher, Köche und Lakaie halte; lauter unwiderlegbare Gründe, gegen welche sich Nichts einwenden läßt. Die Richtenden argumentiren nun einmal auf solche Weise, von diesem Kaliber sind ihre Schlüsse, ihre logischen Folgerungen; wenn Ihr etwas Anderes erwartet, thut Ihr groß Unrecht: sie sind aristotelisch gesinnt, durch und durch, eingefleischt aristotelisch: αυτος εφα ist ihr Waidspruchlein; wo aber die Jünger des Griechen bei der Autorität ihres Meisters schworen, schworen sie bei ihrer eigenen; denn Jeder von ihnen ist ein Magister de universis rebus et quibusdam aliis.

Wohl zu bemerken ist, daß es auch Richtende von sehr kriegerischer Natur gibt. Der Richter nämlich, d. i. wer zum Richten befähigt ist, wird sich ein Gewissen daraus machen, Einen, dessen Streben er sonst als rücksichtswürdig erkannt, öffentlich zu beschimpfen oder wohl gar einer höflichen Bitte ein brutales Machtwort entgegen zu stellen; ihm z. B. würde das Wort auf den Lippen ersterben, wenn er den armen Verurtheilten etwa zu Gesichte bekäme. — Die Richtenden verfahren mit weit mehr Zuversicht; Eure Gegenwart wird sie nicht beirren, sie werden Euch getrost in die Augen schauen und sogar nicht stocken in der Vollendung ihres Bannspruches; sie werden sich nicht scheuen, Euch in's Gesicht zu beleidigen und falls Ihr etwa einmal einen Aufsatz geschrieben hättet, der ihnen und den Zunften ihres Gelichters nicht mundete — dann wehe über Euch! — sie werden Euch anbellen gleich Hatzhunden, Euch mit spitzen Zähnen in die Weichen fallen und Euch zerfleischen, als ob Ihr Ihnen selbst irgend eine reelle Unbill zugefügt hättet. Sie sind recht eigentlich die Heroen ihrer Meinung, und hauen Jeden, der einer anderen beipflichtet, unbarmherzig in die Pfanne.

Aus dem bisher Gesagten erräth man leicht, daß diese „würdigen Thebaner“ nicht im Buchladen, in literarischen Anstalten oder an ähnlichen Orten heimisch sind; man muß sie anderwärts suchen, an solchen Plätzen, wo viel Publikum zusammenkömmt, und wo sie den Ton angeben. Dort schlagen sie, im Mittelpunkte, an erhöhten Plätzen, in die Augen fallend, ihre Richterbank auf. — Dort sprühen sie die Keile ihrer Donnerschläge vernichtend nach allen Seiten! L'union fait la force und — gerechter Gott, es sind deren ganze Legionen! Bisweilen wählen sie wohl auch in irgend einer obscuren Bude das Atelier ihrer Großthaten, und dann kauert sicher ein verkrümmtes Männlein im Winkel und nagt seine Feder kurz und schreibt die Orakelsprüche der neuen Daniele auf, um eine gottverlassene Druckerpresse darüber ersaufen zu machen. Wer kennt nicht selbst eine Spelunke dieser Art, und meines Theils gehe ich nie an der Schwelle einer solchen vorüber, ohne ein Kreuz zu schlagen und ohne daß mir ein kalter Schauer durch die Knochen riefelte. — Du mein Himmel! wer weiß, was für einen Teint, was für ein Gesicht, welchen Machtthum man haben muß, um vor ihrem Areopagus als des Privilegiums des Talentes theilhaftig zu gelten! Wer kann mir sagen, ob ich ihr Normalmaß habe, und ob dieses mein Gesicht meinen Aufsätzen zu einiger Erträglichkeit verhelfen könne! Minuit praesentia famam. Gibt es doch Leute, die an den Einfluß der Zone und des Klima's glauben und im Vaterlande nichts Gutes finden können; es muß aus Paris, aus London, wohl gar aus den Vereinsstaaten kommen, es muß die Linie passirt haben, und wessen Taufschein nicht weiter her datirt ist als bis wohin unsere Nase oder unsere Hände und Füße reichen, dem ist mit dem Geburtszeugnisse auch schon die Urkunde der Verwerfung ausgefertigt worden.

Unter den Richtenden stehen die Journalisten oben an; Schreiber dieses hat vielleicht selbst sein Pächchen zu tragen, und bekannt sich in Demuth zu seinen dießfälligen Sünden. — Es ist aber hier wieder ein großer Unterschied zu machen; Einige nämlich werfen sich zu Richtenden auf, drängen sich ungeheißen in die Spalten der Zeitungen; diese creiren sich selbst, sie werden gleichsam geboren zu Richtenden, wie die Poeten zu Poeten; man kann sie die richtenden Volontärs nennen; Andere werden creirt, werden durch das Bedürfniß, durch die Aufforderung honetter Redactionen in den Pfuhl der Kritik kopfüber hineingetrieben; das sind die zwangsweise abgestellten Richtenden, auf welche man das römische Gesetz anwenden muß: Quod vi, metusve causa gestum erit, ratum non habeto.

Das Unwesen der Kritik ist eine partie honteuse unserer modernen Literatur; über welche mit gutem Fuge geklagt wird; die Schuld aber liegt allein bei den Richtenden, welche mit Fraubasengeträtsch und dem Froschgequacke schielender Parteisucht den Raum wegnehmen, der für nützliche und ersprießliche Mittheilungen bestimmt seyn sollte, dadurch die Journalistik herabwürdigen und verdächtig machen, und leider in der Regel nichts Anderes bezwecken, als eben ihr Müthchen zu kühlen, oder wohl gar noch schlimmer: zur Befriedigung eigennütziger Absichten. — Figaro meint:

Laleralaleralalerala,
Largo al factotum della città!

E. Straube.

Digitized by Google

Der Hirte Sylvander,
ein Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

13.

Die schöne Maienzeit
Ist nu ankommen,
Der Blümlein Lieblichkeit
Schmeckt um und ummen,
Alle Singvögelein
Ueberaus lustig seyn,
Ob den Nelken (Veilchen),
Klee und Nelken,
Bienlein brummen.

Laub, Gras und Blütelein
Seind neu entsprossen,
Jedes wie es soll seyn,
Ist raus geschossen,
Die Hirschlein, Hind und Reh
Hüpfen auf grüner Höh.
Alle Heiden
Sind voll Freuden
Ueberflossen.

Der sanfte Subsolan
Streicht durch die Lüfte
Lockt alles, so voran
Die finsteen Grüfte
Und Steineitze bewohnt,
Weil Boreas getönt,
Das verläßt
Sein Höhl und Nest,
Und Gedenklüfte.

So auch, was weit und fer
Wohnte in Wüsten,
Oder im tiefsten Meer
Pflegte zu nisten,
Das munteet sich nun auf
Nach natürlichem Lauf,
Gott zu Ehren
Zu vermehren,
Thut sich rüsten.

Wie nun auf solche Art
Die Zeiten zwingen,
Daß Erd, was sie verwahrt,
Muß wieder bringen,
Gar schön und neu geziert,
Wie es Gott hat formirt,
Also werden
Wir von Erden
Uns auch bringen.

Jesu, Gnadenlicht,
Durch dein' Urstände,
Hilf, daß ich mich aufreicht,
Zu solchem Ende,
Damit im ew'gen Mai
Ich dir ein Blümlein sei,
Das du pflückest,
Und selig schickest,
In deines Vaters Hände!

14.

(Mit Melodie.)

Nachtigall, du die beim Bächlein
Tag und Nacht sich lustig macht,
Sitzend unteem Laubendächlein
Gibst auf Flieg und Mucken Acht,
Und wie du mit deinem Singen
Andern mögst den Preis abdringen.

---

3. Str. Mögen doch die Bienlein holen
Die ihr' deputirte Kost
Auf den Blüthen und Violen.
Ist uns doch schon längst bewußt,
Daß kein Blümlein so verholen,
Das sie hätten nicht bestohlen.

Sommer-Quartal.

19.

(Mit Melodie.)

Was wirds nu seyn?
Die Blümelein
Auf prechen Wiesen, Auen
Müssen jetze dran!
Der Maidersmann
Pflegt gleich hindurch zu hauen!
Wie es der Beauch in dieser Welt,
So ist's bestellt im Blumenfeld!

Wer seine Zeit
Bei Maienfreud
Recht wol hat angeleget,
Sich Bienlein gleich
Ob Blüh' und Sträuch,
Fein früh und spat gereget. —
Wol gut für euch! der sich fein schwingt,
Weils Lerchlein singt, viel Nutz erringt.

Die ihr den Pfad
Göttlicher Gnad
Emsig im Mai gegangen,
Fragt wenig nach,
Wenn Erden-Beach
Auch mußt ihr End' erlangen. —
Die Himmels-Zier bleibt allezeit
Eur' Blumenfreud — in Ewigkeit!

Drum selig ihr,
Die für und für
Stark euch durch Arbeit nähret,

Digitized by Google

Wies Gott gefällt,
Niemand befiehlt,
Noch fremden Anger leeret,
Die hin ihr geht, mäht Blum und Kraut
Von Gott bethaut, von euch gebaut.

Die ihr von Gott
Habt mühsam Brod,
Dabei ein gut Gewissen,
Seyd liebenswerth!
Euch wird die Erd'
Gleich wie ein Garten sprießen,
Den selber Gott hat angelegt,
Gepflanzt, gepflegt, die Frucht erregt!

20.

Nach dem jeder pflegt zu säen,
Nach dem erndt' er wieder ein;
Wie mans treibt, so muß es gehen,
Und mag je nit anderst seyn. —
Wer hier guten Samen streut,
Dort auch gutes Korn abmait.

21.

(Mit Melodie.)

Herr! Himmels Bauherr,
Pflanzer der Früchte,
Speiser der Menschen, ewiger Gott,
Dir ist gar nicht schwer,
Aus ein'gem Nichte
Und kleinsten Körnlein, so dient zu Brot
Wachsen zu lassen tausend Aehr!

Herbst-Quartal.

22.

(Mit Melodie.)

Wie man im Herbst die Zeitigkeit
Aepfel, Birnen und Nussen bricht,
Und alle Ding nach Winterszeit
Werden bestellt und eingericht —
So stehts, so gehts mit mir und dir
Philli, das merke du,
Der Reif verbleicht der Jugend Zier,
Schließt Felderfreuden zu. ꝛc.

24.

(Mit Melodie.)

In dem weiten Circ der Erden
Ist wahrhaftige Gewißheit
Vergänglichkeit!
Wie bald kleine Freuden werden,
So bald sind sie wieder hin
Aus Menschensinn!

Und pflegen gleich so zu zerrinnen
Wie die Regenbächelein,
Die auf Bergen sich entspinnen,
Wo die gähen Felsen seyn!

Drum nennt Salomo alles eitel,
Was unter der Sonnen ist;
Obs gleich entsprießt.
Von der schönen Astris Scheitel
Nun in Grund des Meeres fließt.
Merks, wer du bist!
Daß dieß wahr, weisen die Zeiten,
Welche uns Gott vorgestellt,
Bald gibts Feld viel Fruchtbarkeiten,
Bald All's wieder abwärts fällt.

Bäume, die mit Frucht gezieret,
Reben, die voll angetraubt,
Werden beraubt.
Das Schaf, das die Wolle gebieret,
Hat das Wenigste davon.
Dieß ist Weltlohn!
Reif, Regen und Herbstwinde
Brechen ab, was schön und grün,
Ach, wie ist doch so geschwinde
Weltding ans Augen und Sinn!

Gleich den Läublein auf den Sträuchen
So stehts, so gehts allhier
Mit mir und dir!
Wenn die Jahre sich verschleichen,
Ist das Bißlein Lebens-Schaum
Kaum wie ein Traum,
Der von Circe uns gesaget,
Und der Ceres reicher Gab',
Damit werden wir geplaget,
Bis man endlich langt in's Grab.

Wollte Gott, daß wir's bedächten,
Brauchten unsern besten Fleiß
Und sauren Schweiß,
Alle Tage sammt den Nächten
Um zu pflanzen Himmelsfrucht,
So ohne Flucht!
Und wir thäten uns nit mühen,
Dem Armen seine wen'ge Speis
Aus den Händen zu entziehen,
Es ist wider Gott's Geheiß!

Welcher's thut, dem wird Gott sagen,
Hör' schalkhaft'ges Mammonsfaß,
Wie liebt dir das: —
Der Tod kommt, hast eingetragen,
Was dir zum mitnehmen nuß,
Zu Wehr und Schuß?
Du mußt auf die ferne Reise
Einen ungewissen Weg! —
Drum sich jeder zeitlich fleiße,
Unrecht Wesen von sich leg!

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

50. Mittwoch, den 22. Juni **1836.**

Ueber deutsche Zeitmessung. Mit einem Anhange über die tragischen Versmaße. Von M. Enk. Wien 1836. Beck'sche Universitäts-Buchhandlung. gr. 8. 70 S.

Nicht leicht wird eine so kleine Schrift wieder einen so reichen Vorrath an eigenen Beobachtungen, an tiefer gründlicher Erforschung des Gegenstandes, und treffenden Bemerkungen enthalten, wie die vorliegende, die ihr ausgezeichnet verdienter Verfasser einem Gegenstande gewidmet hat, der bei der ungeheuren Masse von metrischen Productionen bis jetzt auf eine kaum begreifliche Weise vernachlässiget wurde. Seit Moritz und Appel ist beinahe nichts über deutsche Prosodie erschienen, wenn man nicht Schulcompendien und Compilationen anführen will, wenigstens hat sich alles Erschienene immer nur um die äußere Form (die Metrik) gedreht, ohne auf die Erforschung der Grundsätze einzugehen, denen die Sprache gehorcht. Die große Mehrzahl unserer Dichter begnügt sich damit, einem dunklen bewußtlosen Instinkte zu huldigen, und man sieht es dem deutschen Verse in der Regel an, daß er keiner weiteren Cultur gewürdigt worden, als welche ein durch Lectüre und Gewohnheit beiläufig gebildetes Ohr gewährt. Ja es ist so weit in der göttlichen Ruhe über diesen Punct gekommen, daß man es ganz außerordentlich und unerhört findet, wenn es ein einzelner Kritiker einmal wagt, über Vernachlässigungen des Verses zu klagen, und etwa ein kleines Sündenregister aufzustellen. Diese sprachliche Oberflächlichkeit ist freilich nicht die einzige, da man, wenn man nur ein Genie ist, auch grammatikalische Fehler gegen die Abänderungen und Abwandlungen machen darf — weil eine solche liebenswürdige Nachlässigkeit jedes Genie noch genialer macht. Ja, es steht beinahe zu befürchten, daß das Werckchen unsers gelehrten Landsmannes bei all seiner Gründlichkeit die gewünschten Wirkungen nicht erzielen, und zu der Art und Weise, auf welche dermalen junge Schriftsteller studiren — einen allzugrellen Contrast bilden wird, um vielfältig begehrt zu werden. Wenn Enk die Kunst gelehrt hätte: wie man gute Verse macht: — nichts Angenehmeres hätte er bringen können; er lehrt aber: wie man schlechte Verse vermeidet: — und das wird niemand lernen wollen, der das Unglück hat, solche zu schreiben.

Ueberzeugt, daß die Abneigung vor dem Ernste des fraglichen Werkchens eine ziemlich verbreitete seyn dürfte, und von dem lebhaften Wunsche geleitet, der Absicht des Autors förderlich zu seyn, wollen wir es versuchen, unsern Lesern, wie es die Pflicht des Beurtheilers ist, einen Begriff von dem Inhalte desselben zu geben.

Nachdem der Verfasser den Unterschied zwischen quantitirender und accentuirender Zeitmessung aufgestellt, und ersterer in Beziehung auf deutsche Sprache die richtige Stellung als natürlichem Zeitverhalt angewiesen; nachdem er erhärtet, daß das Haupt-Gesetz, welchem die deutsche Zeitmessung gehorcht, der Accent sey, geht er auf die Eintheilung desselben in den logischen und rhythmischen — dann des ersteren in den grammatischen und oratorischen über. Er handelt aber diese Unterschiede gleichsam nur deßwegen ab, um ihre Unzulänglichkeit darzuthun, und die beiden dem Accente verbündeten Nebengesetze im natürlichen Zeitverhalt und der Sylbenposition erkennend, geht er auf die einzelne Entwicklung dieser drei Hauptmomente ein.

Erst unterscheidet drei Längen und zwei Kürzen. Die Ueberlänge (—), die vollkommene Länge (—'), die unvollkommene Länge (—), die verdürzliche (⏑) und unverdürzliche Kürze (⏑'). Die Aufstellung der aus dem dreifachen Gesichtspunkte: des natürlichen Zeitverhalts, des Accents und der Sylbenposition für Bestimmung derselben aufgefundenen Gesetze macht den Hauptinhalt des Werkes aus. Das Gewichtigste findet sich in jenem Theile, der von der Sylbenposition handelt, welcher mit echter Kraft der Forschung durchgeführt ist.

Den Anhang über die tragischen Versmaße theilte der Verfasser in zwei kleine Abschnitte, in denen er über den trochäischen und den jambischen Vers speciell handelt; auch sie enthalten tiefe treffende Bemerkungen, und dürfen der vollen Beachtung unserer Dramatiker empfohlen werden. In Beziehung auf die Herrschaft des jambischen Trimeters in der Tragödie müssen wir uns — mit dem Jahrhundert gegen den Verfasser erklären: tief empfinden wir aber die Wahrheit eines Satzes mit ihm, wie der folgende: »Wie viel, a tuft der treffliche tiefdenkende Autor aus, »trägt nicht das Streben nach metrischer Vollendung an sich selbst dazu bei, den Dich-

Digitized by Google

ter zu der Höhe zu erheben und ihn auf ihr zu erhalten, welche zuerst er selbst erschwingen muß, ehe er uns zu ihr erheben kann. — Daher bedarf es in dieser Hinsicht einer größeren Strenge der Kritik und des Publikums gegen den Dichter — und des Dichters gegen sich selbst.«

Sey uns dieses kleine Büchlein, das dem Verfasser aber mehr Mühe und Forschung kostete, als manches große, dicke, breite — dem seinen, freudig und herzlich bewillkommt. Mög' es Nachdenken, mög' es eine bessere Beachtung sprachlicher und metrischer Gesetze im Allgemeinen erwecken; mög' es die Würde der Kunst, die Achtung vor ihren Anforderungen höher zu stellen beitragen; wie es ganz dazu geeignet ist, die ernste Mahnung auszusprechen, daß die Kunst vor Allem — Verehrung vor ihrem heiligen Boden fordert.

And. Schumacher.

Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbesondere als Decorationsmalerei; von R. Wiegmann, Architekt. Nebst einer Vorrede vom Hofr. K. O. Müller in Göttingen. Hannover 1836. Hahn'sche Hofbuchhandlung. XVIII und 247 S. 8.

Der berühmte Archäolog, der dieses, nicht umfang-, aber inhalt-reiche Werkchen in die Welt einführt, hat zu Gunsten seines Schützlings eher noch zu wenig als zu viel gesagt. Es ist dem Verf. um nichts Geringeres zu thun, als die Technik der antiken Wandmalerei practisch wieder herzustellen; ein Bestreben, welches als Kampf gegen die uns Grau in Grau umgebende Barbarei, als ein Versuch, uns zu bilden und zu beglücken, angesehen werden muß. Denn auf die Glückseligkeit, welche jene herrlichen Völker von ihren Wänden anwehte, können wir von unsern, mit nachgedunkelten, gothisch eingerahmten Oehlgemälden bepflasterten Tapeten, nur mit neidischem Auge blicken. Bloß mit diesem Zwecke ist unser Buch im Grunde beschäftigt; historische Sonderungen, welche die Wunden des Lebendigen aufreißen, und ebeu! in der neuern Archäologie das Alpha und Omega geworden sind, bleiben ihm Mittel; er hält das Reale, das zu Realisirende fest, und so gewinnt sein Buch einen Werth, den alle schönen Kunsttheoreme, von Sulzer bis auf Rumohr, nicht besitzen, — der uns belehrt und bereichert, was wir mit Dank annehmen, und, zu unserem eigenen wie der Leser Frommen, hiermit resultatenhaft zum notis in usum weitee fördern.

Einleitung. Die, nach den herculanischen u. a. Vorbildern angestellten Versuche, die Enkaustik zu reproduciren, gaben kein brauchbares Ergebniß. Wir, wenn sich darthun ließe, daß jene Werke nicht enkaustisch waren? I. Die antiken Wandmalereien. Treffliche, allgemeine, kunsthistorische Reflexionen. »Es lag in der Richtung der neueren Kunst, das Geistige zu versinnlichen; in der griechischen, das Sinnliche zu vergeistigen.« (S. 9.) Man kann die Differenz nicht prägnanter ausdrücken. »Dein Bestreben,« sagte Merk zu Goethe, als dieser sich den Stollbergen anschloß, »ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.« — Geschichte der Ausgrabungen in Pompeji, Herculanum und Stabiä. — II. Eigenschaften der antiken Wandgemälde und der Mauerbekleidung, auf der sie ausgeführt sind. Verschieden, nach ihrer Bestimmung: die Außenseiten der Mauern farbig übertüncht, ohne Kunst; diese stellt sich bei der Schmückung der Peristyle, Atrien u. s. w. ein, und entfaltet sich erst in den Triclinien völlig. Der Sockel der Wände ist meist schwarz, oder doch dunkel, die mittlere Abtheilung lebhaft farbig, die oberste am heilsten, oft weiß; die Grundfaeben der Felder sind eben und glänzend, die Bilder darauf glanzlos, daß man sie überall gleich gut sieht. Von Nachdunkeln und Verbleichen keine Spur; halbbar durch zwei Jahrtausende bewährt. — Die Tempeeamalerei hat nicht die Mittel, den Zauber jener Wände auch nur entfernt wiederzugeben; die Freescomalerei, wie sie jetzt geübt wird, auch nicht; Oehl-, Wachs-, Lackfarben werden dunkel. (Die Fresco- und Temperafarben sind so hell, daß die damit ausgeführten Malereien in dunklen italienischen Kapellen ein Licht in sich zu haben scheinen, so daß man sie noch deutlich erkennt, wo man an Oehlbildern nichts mehr unterscheidet.) — Keine von diesen Arten war also die antike Technik; sie war: eine, von der unsern verschiedene Art Frescomalerei. (Im Vorbeigehen S. 30 die treffliche Bemerkung: »Der Charakter aller Gestaltungen der Kunst soll mit Consequenz aus der Technik hervorgehen, und beide müssen sich in naturgemäßen Wechselwirkungen entwickeln.«) — Mengs u. A. werden berichtigt; die Behauptung des Verf. wird begründet; ihr Hauptbeweis ist: das Vorhandensein von Kalk in jeder Farbe, selbst im tiefsten Schwarz. (S. 49.) — III. Aelter der Stuckmalerei. Ist nicht genau auszumitteln; jedenfalls sehr weit zurückzusetzen. Bei dem Ausdruck opus tectorium versteht sich dessen Bemalung stets von selbst. Diese Bemalung nun war nicht, wie die Meisten wähnen, enkaustisch; der Verf. setzt auseinander: daß unmittelbar auf Wänden niemals die Enkaustik, auf Tafeln niemals die Frescomalerei Statt fand; daß die Wandmalerei immer Pinselmalerei, die Tafelmalerei aber Pinsel- oder enkaustische Malerei war. Zu den Malereien, die vom Wasser nichts zu fürchten haben, gehört die Enkaustik und Frescomalerei, — zu denen, die sich nur an trockenen Orten halten, die Temperamalerei. Darnach sind alle Wandgemälde, die, obgleich dem Wetter ausgesetzt, sich gehalten haben, für Fresken, — alle Tafelmalereien, die nicht a fresco, aber doch durch Nässe nicht verlöscht worden sind, für enkaustisch, — die verlöschten Wand- wie Tafelbilder für Temperamalerei zu halten. Dem

Digitized by Google

gemäß kann man auch a priori schließen, daß die Alten zu dauerhaften Wandmalereien die Fresco-, wie die enkaustische Malerei zu dauerhaften Coloraturen an Gegenständen wählten, welche die erstere nicht zuließen. — Alle diese Sätze werden auf Beispiele aus Plinius und Pausanias angewendet; Sätze und Beispiele beleuchten und erklären sich wechselseitig. Treffende Bestimmung der Architektur- und Staffelmalerei. (S. 94.) IV. Von der Polychromie der Werke der Plastik bei den Alten. Ein, wohl für die meisten Leser, besonders anziehendes Kapitel. Es kommt vor Allem darauf an, daß man die Vorstellungen: bunt und farbig, hell und grell, wohl unterscheide. Von da aus hätte der Vers. seine Vertheidigung beginnen können. Gewiß ist es, daß die Farbe an sich eine herrliche Erscheinung ist, ein Kind des allbelebenden Lichtes, — und daß, in einer lebhaft gefärbten Umgebung, kein Gegenstand sich ihr entziehen darf, wenn er, an der Harmonie des Ganzen Theil zu nehmen, Anspruch macht. Wir werden unsere achromatischen Steine nun einmal griechisch stimmen müssen, wollen wir griechische Seelensprache vernehmen. Wer Lust dazu hat, lese Dr. Kugler, über die Polychromie der griech. Archit. und Sculptur. Berl. 1835, auf welches Buch auch unser Vers. in der Vorrede verweist. V. Von der Anwendung des Maemorstucks und dessen farbiger Ueberetünchung am Aeußern der Bauwerke der Alten. Der Stuck, womit die Griechen ihre Tempel überzogen, besteht, nach des Verfs Untersuchungen, aus Kalk und Marmor- oder Kalkspath-Zuschlag; ist eine halbe bis eine Linie dick auf die Oberfläche des Steins aufgetragen, und sorglich geglättet. Vortheile dieses Stucks. Er wurde wahrscheinlich, so lange er noch feucht war, mit Farben überzogen. Blaue Triglyphen, rothe Metopen. Allein die rothe Färbung der unteren Massen, Säulenu. s. w. rührt wohl von Oxydirung im Stein enthaltenee Eisentheile her. Ein roth angestrichenes Colosseum wird kaum Jemand zu supponiren wagen; und die gedachte chemische Erscheinung ist bereits auch an Bauwerken des Mittelalters wahrzunehmen. VI. Vom Gebrauch wirklicher Gemälde an Bauwerken, als architectonischer Schmuck. Aus einem Beispiele vom Fries der vierfäuligen Halle des Erechtheums (Stuart. Wagner's Uebersetzung) wird geschlossen, die Friese und Metopen seyen mit farbigen Bildern geschmückt gewesen. — Hiermit sind die Arten der Malerei bezeichnet. Der Verf. kommt nun zur Technik, zu den eigentlichen Lebenskapiteln. VII. Von der Enkaustik. Ursachen der Dunkelheit, die daraüber herrscht. Plinius. Practische Methoden: Caylus, Requeno, Fabroni, Bachelier, J. G. Walter, Calau, Castellan, Hirt, Rour, Grund, T. Mayer. Die Methode Montaberts (Traité de peinture. 1830) hat der Verf. nicht angeführt. Sie besteht darin, daß Elemihary in, durch Destillation bereitetem Wachsöhl aufgelöst, die Solution filtrirt, und entweder die Farben damit angemacht oder der Pinsel damit befeuchtet wird. Ein thätiger Künstler versichert mich, daß er diese Methode sehr practisch gefunden habe. Dem Ref. ist es übrigens hier um die antike zu thun, und er glaubt, daß die Hirtische ihr am nächsten komme. VIII. Die Kaustik. Wenn die angestrichene Wand trocken ist, überzieht man sie mit zerlassenem Wachs und etwas Oehl; erwärmt dieses Ueberzug bis er schwizt und sich gleich vertheilt, und reibt die Oberfläche mit Wachskerzen und leinenen Lappen. Dieß ist Vitruvs Kaustik; also verschieden von Enkaustik, die kein Ueberzug, sondern Malerei war. Die Kaustik war nur auf Fresco-Tünchen üblich. IX. Anleitung zue Stuckmalerei. Jeder Ausspug aus diesem Kapitel, auch wenn er möglich, wäre zwecklos. Um dieses Kapitels Willen muß der Künstler, der auf die Absicht des Vers's eingeht, das Buch kaufen. X. Von den Farben. Monochromen-, Tetrachromen-Malerei. — Pigmente, in Bezug auf die Alten, wie auf die Praxis (für Fresco und Tempera): Weiß: kohlensaurer Kalk; Gelb: Ocher; Roth: Röthel (rubrica); Zinnober (minium); Purpur: Purpurschnecke? (ostrum); (purpurissum); (für uns: Krapplack); Blau: (caeruleum, Indicum, Armenium; Kupferoxyde); für uns: Ultramarin; Grün: Veroneser Grünerde (Διοδοτος), Chrysocolla (Kupferoxyde); Schwarz: Kohlensubstanz; Braun: Ocher und andere Erden, mit Kohlenschwarz gemischt; Manganhyperoxyd? —

So weit unser Auszug. Und nun:

Oeffnet die Läden geschwind! und die lange verschütteten Thüren!
In die schaueige Nacht falle der lustige Tag!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben; — — —
Wo ist der Künstler? er warf eben den Pinsel hinweg.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

De. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Der Hirte Sylvander,

ein Dichtee des siebenzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

26.

(Mit Melodie.)

Der Mensch, vom Weib geboren,
Lebt eine kurze Zeit,
Und ist fast nur erkoren,
Zu steter Bitterkeit!
Er geht auf wie ein' Blume,
Fällt also wieder ab,
Und kömmt es um und ume,
So legt man ihn zu Grab!

Ein Hemdd oder Steed-Kittel,
Ein grüner Rautenkranz —

Digitized by Google

Das übrig iſt der Titel,
Da iſt die Sache ganz,
Dennoch ſind unſre Täge
Der kurzen Pilgerfahrt
Auf je und alle Wege —
So wundervoller Art!

Denn keiner iſt, der weichet
Zuvor der Eitelkeit,
Kein Monat ſich verſchleichet,
Das uns nicht Sorge beut.
Da will der Aepfel pflücken,
Der andre' Traubenſaft,
Und eh' wir uns recht ſchicken,
Werden wir hingerafft!

Mancher will Alls ereingen,
Und fährt nach Indien zu,
Etwa thut's ihm mißlingen, —
Daß er voller Ohnruh
Sein Leib und ganzes Haben
Den Fiſchen gibt zu Beut!
Die ihn in's Meer begraben
Mitſamdt der Eitelkeit.

Der Mächt'ge braucht Schwert, Feuer,
Gut, Blut und ſein Gewalt,
Setzt and're in ſein Steuer,
Schaut, wie er's Feld erhalt.
Wann er's dann kann erhalten, —
Kommt gleich ſein letztes End',
An dem er muß herhalten
Sein Alles ihm ſich wendt!

Plato will um ſich hauen
Mit der Filoſofei,
Galenus thut ſtark bauen
Auf kräftige Aeznei.
Es ſind nur eitle Poſſen
Mit weltlicher Doktrin;
Wann das Leben verfloſſen,
Dann hilft kein' Medicin!

Daher wünſcht' ich zu werden
Ein kleines Vögelein,
Ich ſchwinge mich von Erden,
Sing' ſo ein Liedelein:
»Eitel, eitel ihr alle,
Die ihr voll Sorgen ſteckt,
Euch ſo viel Müh' und Quale
Um Eitelkeit erweckt!

Ihr ſeyd wohl rechte Thoren;
Ich trau' alleine Gott!
Und er, der mich erkoren,
Gibt mir all meine Noth!«
Eitel iſt euer Werben,
Ein Dunſt, ein Schatten, Schein!
Ich wünſche ſo zu ſterben,
Leicht wie ein Vögelein!

(Schluß folgt.)

Notiz.

Madame Sophie Pannier, bereits durch den mit Beifall aufgenommenen Roman: Le prêtre, und den mit einem Preis beehrten »Ecrivain publicc« bekannt, hat kürzlich einen neuen Roman in zwei Bänden: L'athée, herausgegeben, der in den höheren Kreiſen Aufſehen erregt, und in den Pariſer Salons viel beſprochen wird. Die talentvolle Verfaſſerin hat den gewählten Stoff, die Wiederbekehrung eines in den tiefſten Unglauben verſunkenen Mannes zum Chriſtenthum durch eine von ihm angebetete liebenswürdige Frau, geſchickt zu benutzen und demſelben durch gut angelegte und motivirte Situationen, wie durch das rege Wechſelſpiel erhabener und zärtlicher Empfindungen ein Intereſſe zu geben verſtanden, das dem in einem lebendigen, blühenden und bilderreichen Styl geſchriebenen Romane auch die Anerkennung des größeren Publikums erwerben wird.

Mit dieſem Monat geht die halbjährige Pränumeration auf dieſe Zeitſchrift zu Ende; die Herren Abnehmer werden daher gegiemend erſucht, die Pränumeration erneuern zu wollen. Man pränumerirt ganzjährig mit 12 fl., halbjährig mit 6 fl. C. M. in Friedrich Beck's Univerſitäts-Buchhandlung, für den Platz Wien auch im Comptoir der privil. Wiener Zeitung und bei dem Herausgeber (Stadt, Bürgerſpital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock). Denjenigen Abnehmern, welche ſich zunächſt an dieſen wenden, werden beide Blätter am Tage der Erſcheinung gratis und pünktlich in die Wohnung geſchickt. Ueberdieß hat ſich die löbl. Oberſte Hofpoſtamts-Zeitungs-Expedition, wenn man den Betrag directe an ſie ſchickt, ganzjährig für 14, halbjährig für 7 fl. C. M. (die Expeditionsgebühren mit eingerechtet), zu einer wöchentlich zweimaligen Verſendung nach allen Theilen der Oeſterr. Monarchie unter Couvert und Adreſſe bereit erklärt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

51. Sonnabend, den 25. Juni **1836.**

Aesthetische Rhapsodie,

veranlaßt durch die Wiener Kunstausstellung des Jahres 1836.

Als Aristoteles die drei Einheiten aussprach, waren sie eine große Wahrheit, eine dem innersten Leben seiner Zeit und seines Volkes entnommene Kunstnothwendigkeit. Als viele Jahrhunderte und viele Völker sich ihnen in blinder Demuth unterwarfen, obgleich ihr eigenes verwirrtes und getrübtes Leben der grandiosen Einfachheit und ruhigen Würde derselben gar sehr widersprach, waren sie eine große Kunstregel, und man mußte sie hegen und auf sie halten, da man aus eigenen Kräften keine neue genügende Bedingung für die Gebilde der Kunst auftreiben konnte. Als die Franzosen, alle Resultate der eigenen Zeit mißachtend, ihnen huldigten, und diese Einheiten wie ein Warnungstäfelchen dem ungeheuern schattenden Baume der Romantik gegenüber wie zum Trotze einnannten, als sie, während dieser Baum aus tiefsten Wurzeln sprossend, vielverschlungene Zweige zu duft- und blüthenreichen Kronen wölbte, während diese Culmination fast über ihren Häuptern geschah, und Nord und Süd ihnen die wunderbarsten köstlichsten Früchte entgegen reichte, doch immer noch unter dem Täfelchen saßen, und in ängstlicher Rigorosität die symmetrischen Formen und glatten Theile ihrer brillanten und graziosen Kunsterzeugnisse abzirkelten und ausfeilten, als die große Linie, welche einst der Welt als Richtung und Gränze der Schönheit gegolten, zum magischen Kreidestrich geworden war, der vom Schnabel des gallischen Hahnes über die glatte Tafel der Förmlichkeit gezogen, den Blick desselben in fast drolliger Erstarrung gefangen hielt, da waren diese drei Einheiten ein großer Kunstzwang, eine große Lüge geworden.

So veraltet in der Kunst wie im Leben jede Norm, und in ihrer Zeit noch so kühn und gewaltig, noch so erschöpfend und beseligend, noch so frisch und lebendig, schrumpft sie vor dem ehernen Wechselgang der Geschichte zur bleichen, kümmerlichen Mumie ein; was einst lebenerweckend und fördernd war, was die keimenden Kräfte hob und stützte, die überquellenden in sichere Schranken wies, wird nach und nach zum starren Hemmniß, zum lastenden Druck, zur orthodoxen Fratze.

Wenn es darauf ankommt, aus dem fluthenden Leben sich zu regeneriren, und jungen, außerhalb der Basis veralteter Institutionen nachgebornen Kräften rüstige Leiber, der ganzen blühenden Gegenwart entsprechende Formen zu gewinnen, erweist sich keine Kunst so ungelenk, so zäh, so pedantisch, so fanatisch haltend am Alten und Hergebrachten, daß sie lieber immer rück- als vorwärts schritte, wie die Malerei, was sich freilich auch mit aus der Schwierigkeit und Langsamkeit ihrer Gestaltungsweise erklärt. Wohl braucht es auch viel, bis sich in der Poesie ein großes, dem Zeitgeiste entsprechendes Werk heraushebt, aber bis das geschieht, verkünden tausend kleine flüchtige Erscheinungen wie lustige Schmetterlinge den kommenden Frühling; und für den Beobachter hat sich, bevor ein großes Drama, ein Epos sie für die Ewigkeit ausgesprochen, die Richtung und das Bedürfniß der Zeit in lyrischen Gedichten und Novellen verkörpert. Sie scheinen wie Blasen auf dem Spiegel des Lebensmeeres, die innere Gährung zu beginnen, aus der eine neue Anadiomene geboren werden soll.

Auch in der Malerei haben sich solche flatternde Boten des Frühlings, hat sich eine Schnellschrift für die Bewegungen des innern Lebens gefunden, die, wenn auch an sich und einzeln nicht von großem Werthe, doch als Fingerzeige, was eigentlich die Zeit verlangt, höchst beachtenswerth sind: ich meine jene Gattung, auf welche alle, welche sich die eigentlichen Künstler nennen, mit so großer Verachtung herabblicken, die aber vom Publikum mit so mehr Beifall, ja mit fast ausschließlichem Interesse aufgenommen werden: die Genre-Bilder. Sie können als sickernde Tropfen aus dem Boden des Lebens betrachtet werden, die mindestens die Gegend bezeichnen, wo die neue Quelle zu suchen ist, nach der wir alle schmachten; denn daß die alten, die bisher das Kunstleben getränkt haben, nachgerade versiegt, matt und schlammig geworden sind, ist wohl kaum zu bezweifeln.

Die zwei großen Gegensätze, die fast wie die einzigen Faktoren der alten Weltgeschichte dastehen: Herrschen und Dienen, prangender Stolz und ersterbende Demuth, Heldensinn und Pietät, haben auch in der Kunst die beiden Arten der heroischen und sentimentalen angegeben, und wie die Karrikaturen beider Gestaltungswege zeigt sich noch die historisch akademi-

Digitized by Google

sche, die sich gemeinhin tragische Momente zur Darstellung wählend durch Attitüden und Gruppen zur Composition und zum Effecte strebt, um durch Anordnung und äußere Gestaltung wie möglich, man möchte sagen zu täuschen und zu imponiren, und jene krankhafte Innerlichkeit, die allen äußern Reiz, den mystischen der Farbe allenfalls ausgenommen, verschmähend, jetzt fast ausschließend kirchlichen Zwecken dienend, in passiver Darlegung von Gestalten um Mitgefühl bettelt.

Die barbarische Zeit, wo ein unbedingtes Herrschen und Dienen die Losung der Welt war, ist vorüber, es verlangt sich niemand mehr Tyrann zu spielen, man fühlt das Bedürfniß, sich gegenseitig zu begreifen, sich in einander zu schicken und die Resultate der Wechselwirkung gebildeter Kräfte, die Bedingungen einer naturgemäßen Entwickelung und nicht die »bethätigte Uebermacht« nehmen das Interesse der Menschen in Anspruch. So vermag auch nicht die pomphaft ausgelegte Schaustellung einer Begebenheit, eines momentanen Ereignisses, noch viel weniger eine der Vergangenheit abgeborgte Gemüthszerknirschung, eine knechtisch passive Unterwerfung unter hergebrachte Formen und Stimmungen unser Verlangen in der Kunst zu befriedigen. Was wir in der Anschauung wie im Leben bedürfen, ist das Verhältniß, das von aus der Wurzel breausgebildeten Kräften gewobene, naturgemäße Verhältniß, das Zusammen- und Ineinanderwirken von Charakteren, die als Resultat wohl auch eine Begebenheit herbeiführen, die sich aber in der Darstellung gar sehr von der Abschilderung eines Ereignisses unterscheidet, dessen Vergegenwärtigung der letzte Zweck ist. Unter den Franzosen, denen man wohl nachsagen muß, daß sie in neuester Zeit, vielleicht um das Versäumte einzuholen, von den Früchten des romantischen Wunderbaums mit fast zu großer Hast und Gier gegessen, ist es besonders De-Laroche geglückt, sich mit dem Leitfaden des Genre's zu Kunstwerken aufzuschwingen, die nicht verfehlen können, den Sinn und das Herz jedes Mitlebenden von Gefühl, Geschmack und Ausbildung zu fesseln und zu erfreuen, obgleich sie hiermit nicht zu Mustern oder unbedingter Nachahmung empfohlen werden sollen.

Es ist nicht zu verkennen, daß noch die bedeutendsten Bildungskräfte, die größten Geister und geschicktesten Arbeiter besonders in unserm Vaterlande sich in jenen ältern Formen und Wesen aussprechen, aber es ist auch nicht zu verkennen, daß selbst Cornelius und Overbeck, diese gigantischen Repräsentanten beider Gattungen, obgleich von wunderbarem Genius beseelt, von unerschöpflicher Produktivität und unglaublicher Darstellungsgabe unterstützt, obgleich sie in ihren Leistungen die Herrlichkeiten fast der ganzen frühern Kunstgeschichte reasumirt und in Manchem noch überflügelt haben, obgleich Ersterer, gewiß einer der größten Dichtergeister, die in irgend einem Felde der Kunst je thätig waren, vielleicht im Drange das zu ersehen, was wir oben das Verhältniß nannten, sich die cyklische Form erschuf und z. B. in dem Göttersaale der Glyptothek eine der größten und erhabensten Conceptionen vollendete, die je ein menschlicher Geist ersann, doch nie zu eigentlicher Popularität gelangten, und noch von dem Großtheil des gebildeten Europa's als stauenswerthe artistische Monstrositäten betrachtet werden.

Ich pflege mich also, wenn ich eine Gemäldeausstellung, in der die neue sprossende Saat der Zeit, die letzten Produkte lebender Künstler der Oeffentlichkeit vorgeführt werden, während ich die Vollendung der in älteren Kunstweisen hervorgebrachten Werke anerkenne und bewundere, mit heimlichem Schmachten nach einem Bilde umzusehen, das, jene ausgefahrenen Geleise verlassend, durch inneres Bedürfniß, durch den Drang zur Wahrheit, durch den Impuls des innigen echten Gefühles geboren, neues Leben, neue Formen sucht, und den eigenthümlichen Weg bezeichnet und verfolgt, der Noth thut. Ich will auch den Werth so vieler Gemälde nicht verkennen, welche die dießjährige Wiener-Ausstellung schmückten, auch mich haben recht viele erfreut; jener elektrische Funke aber, der uns trifft, wenn wir ein Wesen begegnen, von dem unser Vorgefühl sagt, daß wir es recht lieben werden, daß es uns recht viel Freude und Förderung gewähren werde, dieser Funke schlug mir nur aus einem an's Herz, und dieses war: Danhausers Hagar. Das ist ein schönes, mit wahrer Dichterweihe erzeugtes Bild. So ganz ohne Pathos, Schwulst und hergebrachtem Rigorismus, ganz empfunden und erlebt, dem doch gewiß kein Mensch, auch der nicht, welcher mit meiner Ansicht übrigens durchaus nicht übereinstimmt, tiefes Gefühl, großen Verstand und Schönheit des Ausdruckes absprechen kann. Ich kann nicht sagen, wie ich mich freute, als ich hörte, daß ihm die Akademie den großen Preis zuerkannt habe. Diese Entscheidung wird der Anstalt zu dauerndem Ruhme gereichen, weil dabei auf innere geistige und gemüthliche Vorzüge Rücksicht genommen sein muß, die Akademien in der Regel zu ignoriren pflegen, welche nur regelrechtes Modelliren, klare Färbung, sinnreiche Beleuchtung, glückliche Gruppirung ꝛc. als vor ihr Forum gehörig betrachten.

(Schluß folgt.)

Hemierama nach der Natur aufgenommen auf dem Gaisberge nächst Salzburg von Franz Barbarini. Mit genauer Benennung der Gebirge und Ortschaften, nebst Angabe der Höhen über die Meeresfläche in Wiener-Fuß. Gaisberg = 4073 Fuß. Vier Blätter mit Umschlag in Folio.

Um einen reichen Blick in die Gebirge Salzburgs, Oesterreichs, Steiermarks, Tirols und Baierns zu machen, gewährt die Spitze des Gaisberges unstreitig einen jener höchst glücklichen Standpuncte, wie ihn sonst wenige, so leicht erstiegbare

Digitized by Google

Berge darbiethen. Schon in dieser Beziehung verdient das Unternehmen des Künstlers dankbare Anerkennung; aber auch die Ausführung läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Auf den beiden ersten Blättern erhalten wir in möglichst vollkommenen Umrissen die Gebirgspaetien, die sich dem Beobachter gegen Osten zeigen; die südlichen bringt das dritte, und die westlichen das vierte Blatt zur Anschauung. Die ganz natürliche Wißbegierde, wie denn all die Felsenmassen heißen, welche wir von einem Berge aus überschauen, oder auch, wie groß die Höhe der Einzelnen, findet durch vorliegende Arbeit in Bezug auf den Galdberg die vollste Befriedigung, und wir sind nun hier nicht mehr genöthiget, mit den wenig verläßlichen, ausweichenden Antworten des Führers uns begnügen zu müssen. Jedermann wird sich, von den wunderherrlichen Gruppen der Alpenwelt den Blick auf die Blätter lehrend, schnell und leicht orientiren, und genügenden Aufschluß holen können — mit Ausnahme weniger Fälle, wo der Künstler gezwungen war, durch Fragezeichen zu antworten. Diese dürften indessen Keinen befremden, der die großen Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe kennt, und wir leben der Hoffnung, daß mehrere derselben in wiederholten Ausgaben verschwinden werden, da der, hierzu unumgänglich nöthige, so sehr verdiente Antheil besser Unterrichteter nicht fehlen kann! Die kleinste Bemerkung führt der Vollendung näher. Um daher schließlich auch unser Scherflein beizutragen, mögen hier ein Paar Berichtigungen zum ersten Blatte folgen. Das Fragezeichen für Nummer 12 ist mit Almseegebirge zu vertauschen; die Spitzen des nächstfolgenden 17 heißen Eisler-, Zwölfer- und Einserkogel — von den Gebirgsbewohnern bekannter Maßen so genannt, weil die Sonnenstrahlen gerade um diese Stunden auf ihrer Scheitel fallen — und das mittlere 17 sind die Feegebirge, über welche die österreichische und steierische Gränze geht.

F.

Der Begleiter auf der Donaufahrt von Wien bis zum schwarzen Meere. Mit besonderer Rücksicht auf die bestehende Dampfschiff-Fahrt auf diesem Flusse. Von Johann Hehl. Mit einer Stromkarte. Wien, Gerold, 1836. X und 102 S. in 12.

Wie alle menschlichen Anlagen in unzähligen Abstufungen vorkommen, so auch die Wegweiser oder Begleiter auf Reisen, durch Städte, in literarischen und Kunstanstalten. Doch lassen sich diese zunächst in zwei Hauptclassen eintheilen: in Redselige nämlich und Wortkarge. Zu letzteren gehört unstreitig per eminentiam der vorliegende Begleiter, denn alle Bemerkungen, die er uns für die weite Donaufahrt von Wien bis zum schwarzen Meere mitgibt, sind in 7b ziemlich groß gedruckten Seiten enthalten, und diese beschränken sich wohl größtentheils auf fremde Referate, d. h. sie sind Excerpte, nicht ohne Fleiß gemacht, kurz gefaßt, doch eben auch von keiner besonderen Art in Auswahl und Vertheilung. Das Verdienstliche der Arbeit liegt im Erkennen des Bedürfnisses, da die erfreulichen Ergebnisse der Donau-Dampfschiff-Fahrt immer mehr Reisende anziehen; das wahrhaft Brauchbare und Interessante des ganzen Büchleins aber nur in — den zum Schlusse abgedruckten: »Statuten der k. k. privilegirten ersten Donau-Dampfschiff-Fahrts-Gesellschaft.« — Die Auflage ist übrigens gefällig; der Ladenpreis jedoch: Ein Gulden C. M., in der That etwas zu übertrieben.

c.

Der Hirte Sylvander,

ein Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts.

Winter-Quartal.

(Schluß.)

30.

Ist's wohl möglich, daß in Wäldern
Einig Thierlein sich ernähret,
Wenn das Eis in allen Feldern
Gras und Klee hält eingesperret?
Ein Hirschlein genesse der Kost,
Die aus wilden Bäumen sproßt,
Sucht in seinem Durst die Quellen
Auf Bergen in den tiefen Thälern.

Also wills mit Gott ich wagen,
Der mein Wald und Aufenthalt,
Und in diesen Norden-Tagen
Annehmen Hirschleingestalt.
Will in Durst- und Hungersnoth
Fliehen zu dir, gütiger Gott,
Du wollst mir dein Lieb' beweisen,
Und mein matte Seele speisen!

Nähret du doch alles Gefieder,
So da hin und wieder kreucht,
Sambt was sonsten hin und wieder
Auf der Erden lauft und kreucht,
Obs schon bewohnt die Wüstenei!
Drum, mein Herz, getröstet sey,
Geht es die schon zeitlich trübe,
Denk, Gott schickt's aus soud'rer Liebe!

Was ist Liebe ohne Proben,
Ein Gebäu ohn' Fundament!
Der da sitzt im Himmel oben,
Weiß schon, wie er alles wendt!
Plagt uns gleich hier Angst und Noth,
Auch sogar der kalte Tod —
Jesus wird im ew'gen Maien
Uns wie Blümlein schon erneuen!

Daher traut ich mir so sehre,
Ob mich auch die falsche Welt,

Digitized by Google

Wie sie pflegt, oft mit Beschwere
Und mit Schlingen hat umstellt;
Jesus halt mich an der Hand,
Daß ich werde nicht zu Schand,
Herr, dich sollen meine Weisen,
Ob's auch Winter wird, doch preisen!

40.

(Mit Melodie.)

Gleich wie ein schnelles Hirschelein
Wann ihm wird nachgetracht,
Die Wüsten nimmt in Acht,
Und springt in dicke Wälder ein,
Sucht dort sein Aufenthalt,
Der ihm von Gott bestallt,
So hurtig, mein' ich, sei zur Flucht,
Wann dich die Welt zu fällen sucht!

Merk' wohl, der höll'sche Jäger spürt
Nach deinem Pfad und Tritt,
Er thut manch leisen Schritt,
Sucht Tag und Nacht dich mit Begier,
Durch Feld, Wald, Thal und Höh'.
Drum sei du wie ein Reh!
Er wirfe nach dir die Schlingen aus,
Such' Schutz in deines Gottes Haus!

Betracht der kleinen Vögelein
Thun, ihren klugen Witz,
Wie suchens Höhl' und Ritz,
Wie nehmens hohle Bäume ein.
Wenn sie der Falke scheut,
Wenns donnert, blitzt und schneit?
So mach's du auch, der du sollt seyn
Witz'ger als die Wald-Bürgerlein.

Salvire fleißig deine Seel',
In all und jeder Zeit,
Bei Freud' und Traurigkeit,
Bis daß der Geist aus Leibeshöhl'
Sich aus Gefahr entschwingt,
Und dann mit Freuden singt:
Zur Ruh' kam ich in Gottes Händ' —
Lob ewig ihn, ohn' ein'ges End'!

Diesen Gedichten folgt, — wie Sylvander sich ausdrückt, seine seiner Lebensbegebenheit, eine Anspielung auf die Mißverhältnisse, welche ihm sein geistlicher Stand zuzog. So viel daraus ersichtlich, war er von geringer Herkunft und glaubte seinem Berufe aus göttlicher Eingebung gefolgt zu seyn. Sonst ist in der That aus seiner Erzählung wenig Thatsächliches zu entnehmen, da sie in absichtlichen Dunkel gehüllt und für den nicht wohl zu enträthseln ist, der nicht so gut wie der Verfasser selbst in jene Ereignisse eingeweiht ist. Sein Geburtsort ist unbekannt wie sein Familienname; als seinen Aufenthaltsort, wo er Pfarrer war, bezeichnet er „Mühlberg-Au" und als den benachbarten Wohnsitz eines Freundes „Stritzau," allwo sein Kloster Unser Lieben Frauen.

Seine Lieder, wie aus dem Angeführten ersichtlich, sind größtentheils von ihm selbst mit Melodien begleitet, und bei denjenigen, welche alten Melodien angepaßt wurden, die Anfangszeilen der Lieder angeführt, nach denen Sylvander die seinen gesungen wissen will. Es sind meist weltliche, deren Text gegen den seinen komisch genug absticht. Diejenigen, die er selbst componirte, beurkunden durch die Melodie den poetischen Schwung des gemüthvollen Dichters nicht minder, denn durch den Text.

Und. Schumacher.

Notizen.

Die Geschichte der literarischen Kritik in Frankreich beginnt erst mit der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Im 16ten Jahrhundert war die französische Sprache noch nicht vollständig ausgebildet. Um diese Zeit aber beginnt die sogenannte renaissance; man studirt die Alten, griechische und lateinische Neologismen nehmen in dem Altgallischen überhand, so wie deutsche Neologismen in dem heutigen Französisch. Die Revolution fängt an mit Rousard, und wird fortgesetzt durch Rabelais, Montaigne und Malherbe; hierauf kommen Corneille, Bossuet und Racine. Der erste Kritiker in dieser Periode war Boileau; er hatte ein tiefes Gefühl für das Schöne und Wahre und wußte seine Kunstansichten in correkten und geistreichen Versen auszudrücken; allein diese Ansichten waren sehr beschränkt. Auf Boileau folgten Voltaire und Laharpe; ihre Kritik dreht sich gleichfalls in einem sehr engen Kreise herum — endlose Parallelen zwischen Corneille und Racine, Exclamationen über die unerreichbaren Schönheiten der Alten, Diatriben gegen Shakespeare u. s. w. So blieb es bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. In Folge der literarischen Umwälzung, welche mit Chateaubriand und Frau v. Staël begann, erweiterten sich die kritischen Ansichten der Franzosen; sie haben erkannt, daß die literarische Kritik sich nicht auf die Kunstform beschränke; daß sie sich zum Schönen verhält, wie die Logik zur Philosophie, wie die Philosophie der Geschichte zur Geschichte.

Dramatische Schriftsteller, welche so gerne mehrere Rollen durchreimen, kann man nicht oft genug erinnern, daß der Reim keine, oder nur eine ganz individuelle, ganz beschränkte Stelle in der Tragödie hat. Sein Charakter ist Nachklang der Gefühle, Vertiefung, Wurzeln in den Gedanken: der Charakter des Dramas ist Fortschritt, Widerstreit, ein Ziel. Beides verträgt sich nicht; es schließt einander aus.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

52. Mittwoch, den 29. Juni 1836.

Aesthetische Rhapsodie,

veranlaßt durch die Wiener Kunstausstellung des Jahres 1836.

(Schluß.)

Es gehört einige Aufopferung für den Leser dazu, durch so viele Berichte schon ermüdet, noch einem Nachzügler vor die Leinwand zu folgen, um sich das Ganze von Neuem wieder erzählen zu lassen. Vielleicht aber wurde dieses Bild noch nicht aus diesem Gesichtspuncte angesehen, und ich bitte um Entschuldigung.

Noch möchte ich, um ja niemanden zu verletzen und alles Aergerniß zu beseitigen, mich gegen jene Gutgesinnten verwahren, die in der Auffassung des Malers selbst, so wie in meiner Darlegung seines Werkes, eine Entwürdigung des erhabenen Stoffes, einen Frevel an den darin vorkommenden Charakteren, eine Entstellung und Verletzung ihrer durch Glaube und Geschichte begeiheten Weihe zu sehen glauben dürften. Jeder Stoff ist mir an und für sich in einem eigentlichen Kunstwerke etwas Zufälliges, und der Künstler, der dem Stoffe dient, und dem der Stoff nicht dienstbar wird, nicht Mittel, sein eigenes Ich, sein Fühlen und Denken, dem allgemeinen Interesse würdig daran zu entwickeln und zu zeigen, ist vorhinein schon schlimm berathen. Religiöse, historische und mythische Personen haben schon ihre bestimmte Geltung, die nicht so schwach und schwankend ist, daß sie durch ein Kunstwerk hinab oder hinauf gerückt werden könnte, und kein wahres Kunstwerk hat auch nur die leiseste Tendenz es zu thun. Nur den Leistungen einer minderen Gattung kommt es zu, daß sie, was immer für einer außer der Kunst liegenden Richtung hingegeben, für oder wider streiten. Schiller wollte seinen Wallenstein, Goethe seinen Egmont nicht historisch charakterisiren, ihr geschichtliches Bild nicht verunstreuen, nicht ihre wirkliche Beurtheilung verändern oder limitiren, als sie mit vollem Bewußtseyn die Helden ihrer Gedichte ganz anders malten, als sie dieselben aus der Geschichte kannten; sie haben keinen Verrath an den wahren Vorgängen des Lebens begangen, als der erste Johanna d'Arc auf dem Schlachtfelde fallen, letzterer Clavigo erstechen ließ. Die Namen sind bei einem Kunstwerke unwesentliche Substrate, die nach den Zwecken des Künstlers bald das Verständniß der äußeren Handlung, bald der Motive fördern sollen, manchmal auch nur der ganzen Gestaltung eine nationelle oder zeitentsprechende Färbung, einen gewissen ruhigen Anhaltspunct gewähren. So mußte hier den Intentionen des Künstlers der Charakter der frommen Sarah und die Gehaltenheit des Patriarchen zum Opfer werden, Hagar mußte in eine höhere Gefühlssphäre und in gleiche eheliche Rechte mit Sarah eintreten. Es wäre mir in diesen Beziehungen viel lieber, andere als die biblischen Namen gebrauchen zu dürfen, wenn nicht wieder manches äußere Verhältniß als vorausgesetzt und bekannt dadurch gewonnen würde, und sich Manches daran knüpfte, was für die Dichtung des Bildes wichtig ist, als: daß die Verstoßenen wirklich in die Wüste und in Lebensnoth gerathen, daß der Knabe wirklich der Stammvater eines großen Volkes geworden ꝛc. Doch genug, um Verständige und Duldsame zu verständigen, mit den Andern würde doch des Redens und Gemeines kein Ende seyn. Wie gehen also zum Bilde selbst über.

Wir sehen einen schwachen grämlichen Mann den Einflüsterungen einer boshaften Alten nachgebend, und ein, obschon von Kummer und Schmerz entstelltes, seiner Blüthe beraubtes, dennoch schönes Weib, mit unsicheren fast ängstlichen Geberden, als wolle er sich selbst betäuben, von sich weisen; es ist ein schwaches liebendes Weib, sie weint und bittet, und man hört sie nicht, aber ein schöner kräftiger Bube, unwillig über die Behandlung, drängt sie, das Unwürdige nicht länger zu ertragen, und zeigt ihr den Weg zum schleunigen Aufbruch in die Wüste, die sich im Hintergrunde auszudehnen beginnt. Wie wird diese Scene gewöhnlich dargestellt? Da tritt Abraham auf im ganzen Pompe seiner Patriarchenwürde und verstößt ein Weib, gewöhnlich so bildschön, als es der Maler machen kann, das betrübt oder trotzig mit einem nichtssagenden Bündchen abgeht, und hinten oder zur Seite steht die triumphirende Sarah. Was haben wir davon, daß es uns so vorgeführt wird? Wir sind nicht gefördert, wenn wir, der Schrift gemäß, Gottes Befehl als Motiv der Handlung annehmen, da der Maler sichtbare, durch die Darstellung erkennbare und verständliche Motive braucht, was in diesem Momente der un-

Digitized by Google

erforschliche Rathschluß Gottes noch nicht seyn kann, eben so wenig wird es uns helfen, wenn wir bestraften Stolz, Uebermuth und Zanksucht als versöhnendes Motiv der Begebenheit wählen, da wir uns Sarah in dem Augenblicke, als sie Kind und Mutter vertreibt und dem Verderben bloß stellt, auch wenn sie noch so mitfühlend gebildet würde, unmöglich als die sanftere denken können. Wir vermögen uns für keine der dargestellten Personen zu interessiren.

Wie anders hier! Wir sehen den Altvater, der der Ohrenbläserei und der Tücke sein Ohr geöffnet hat, in den Schlingen der Bosheit und des Mißtrauens, herabgesunken zur schwächsten bedauerungswürdigsten Menschlichkeit, wie er auf den schrecklichen Punct gekommen, wo er mit innerem Widerstreben, vorhinein verzagend in den Vorwürfen seines Gewissens, aber doch unfähig, der Schlange zu widerstehen, die Schönheit verläugnet, seine Liebe abschwört und das Theuerste, was der Mensch hat, seine Geliebte, sein Weib, den Sohn seiner Liebe, von sich stößt und dem Elende Preis gibt. Wie sitzt er da zwischen seinem guten und bösen Genius! Auf Hagars verwelkter Gestalt, auf ihrem verblühten Gesichte steht eine lange Geschichte verzeichnet von Kränkungen aller Art, von Schmach, Hohn und Verläumdung, und in ihren treuen Augen, die im tiefsten Schmerze einen Strom heißer Thränen vergießen, auf ihren zuckenden Lippen, die herzzerreißende stehende Worte stammeln, auf ihren verzweifelnd gefalteten Händen steht eben so deutlich geschrieben, daß sie schuldlos gelitten, daß es sein Glück, seine Wonne, sein Leben ist, das der Alte in wahnsinniger Verblendung von sich stößt. Wie hat sich die Gegnerin, die Sünde, das Unheil aber eingenistet, wie fließen die listigen Worte von ihrer gleißenden Zunge; glatt wie eine Schlange, unabweislich wie eine Klette hat sie sich seiner bemächtigt und gibt ihn nicht frei. Man begreift, wie Verläumdung und Hohn, Bosheit und Lüge ein Steinchen nach dem andern warf, bis die ungeheure Last den gesunden Sinn, das reine Gefühl des armen Mannes erdrückte: er thut, was er nicht lassen kann. Aber schon ist der Rächer da in der Gestalt des rüstigen Knaben. Er steht wie die freudige Zukunft vor der leidenden sündigen Gegenwart. Was seiner Mutter Verweisung, ist ihm Befreiung, was ihr Schmerz dünkt, ist ihm nicht zu duldende Schmach, und während sie sich gebrückt und verschmettert fühlt, wird er erhoben und gekräftigt. Eine Minute reift seine Mannheit, jede Fiber drückt Entrüstung aus, er faßt seine Mutter und drängt sie, hinauszeigend, fort ins leere unabsehbare Weite, wo Noth und Elend, Raubthier und Sonnenbrand, Hunger und Durst, Gefahr und Tod in allen Gestalten droht, aber keine Schmach; der Sohn der Wüste deutet auf sein neues ihm gehörendes Reich, wo er der Gründer eines neuen Lebens, eines neuen Volkes werden soll; diese Bewegung des Entschlusses ist der Schwertschlag des Eroberers, der ein Land in Besitz nimmt. Obgleich nur vom Rücken gesehen, ist sein ganzes Fühlen und Thun klar ausgesprochen. Er ist die freudige Blüthe dieser unglücklichen Katastrophe, und wie sehen durch ihn, den Phönix aus der Asche, aus Schmerz und Schuld die Kraft zu verjüngtem Leben entspringen. Die Beschauung dieses Bildes erfüllt uns mit Vertrauen und Zuversicht, daß der schlimmsten Zerrüttung durch die Hand der Vorsehung die Wiedergeburt nicht entstehen werde; die Idee, die demselben zu Grunde liegt, erscheint uns als eine welthistorische, die noch jetzt und in alle Zukunft jede Regeneration bedingt und beginnt, wenn Uebermuth und Ungerechtigkeit die Macht der Würde entäußert.

Wie die Idee und poetische Gestaltung, so hat sich auch die Technik in diesem Bilde einen eigenen wahren Weg gewählt, welcher, verfolgt, schöne Resultate liefern wird, die gewiß noch in reicherem reinerem Farbenschmelze blühen, in sichrerem compaktern Rundungen der Gestalten prangen werden. Und so scheide ich mit warmem Danke von dem Künstler, der unter so vielen trefflichen Leistungen, den historischen wenigstens, das einzige wahre Gedicht geliefert hat; möge seine reiche Muse das Vaterland noch oft mit so tiefgefühlten, innig verstandenen Kunstwerken erfreuen!

Fr. v. Schober.

Bifolien von Prof. Joh. Gabr. Seidl. Wien, gedruckt bei Sollinger. 1836. 8.

Vielleicht hat keiner von Oesterreichs Lyrikern das Glück gehabt, so viel freundlichen Anklang im Lande zu wecken, als eben Seidl. Er ist früh aufgetreten; zu einer Zeit, wo noch wenige Schmetterlinge den Anbruch des Frühlings in unseren Gauen verkündigten, hat sich in vielen Sphären versucht, und in einigen Trefflichtes geleistet. Seine österreichischen Gstanzln, Flinserln ꝛc., einige Balladen und vorzüglich seine gemüthreichen lyrischen Poesien, haben ihm ein überall geltendes Bürgerrecht verliehen. Seine fromme, unerschütterliche Wahrlandsliebe bleibt nicht auf seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte beschränkt, sondern beurkundet sich am schönsten in der ganzen Richtung seines Talents. Sie macht uns Seidl doppelt liebenswerth: als Dichter und als echten Oesterreicher.

Als wir die Bifolien erblickten, waren wir von der schönen Ausstattung freudigst überrascht, und nicht wenig vergnügt darüber, daß einem alten Bekannten eine so hübsche Ausstattung für seine Kindlein zu Theil geworden; als wir aber um den Verleger umsahen, um dem Ehrenmanne unsere Freude bezeugen zu können, und entdeckten, daß hier wohl von einem Drucker, nicht aber von einem Verleger die Rede sey, daß also der Dichter selbst der Ehrenmann gewesen, der seine freundlichen Kindlein in reinliche Linnen gewickelt und mit einem schimmernden Mäntelchen umhangen, da ward unser Vergnügen etwas herabgestimmt.

Digitized by Google

Doch, wir wollen unsern Lesern lieber etwas von den Bisolien selber sagen.

Zwei Blätter an einem Stiele,
Das ist der Bisolien Art,
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart. —

So des Dichters eigene Worte. Er hat vier Abtheilungen, jede mit zehn solchen Doppelblättchen, im Ganzen also vierzig lyrische und vierzig epische Dichtungen gebracht, und überdieß jede Abtheilung mit einem artigen Motto geziert.

Das Glöcklein des Glücks, eine von Seidls gelungensten Balladen, eröffnet den Reigen, außer welchem in der ersten Abtheilung unter den epischen Dichtungen der Adler als eine der schönsten Blüthen in dem Garten Oesterreichs aufglänzt. Hier sind Stoff, Idee und Form zu einem heiligen Dreiklang der Poesie verschmolzen. Wie mächtig zieht uns Handlung, Reflexion und Sprache hier an! Mit welcher Sicherheit ist hier der echte Volkston getroffen! Dieses einzige Gedicht würde zu einer früheren Zeit hingereicht haben, den Dichter Seidl von einem Ende Deutschlands zum andern berühmt zu machen. Es wird aber auch jetzt noch einen nicht gewöhnlichen Grad allgemeiner Geltung erringen, und wenn es auch nicht zu jener Höhe des Ruhms führt, welche unter einer geringeren Anzahl bedeutender Talente einst leichter zu erklimmen war, so wird es unserem vaterländischen Dichter doch stets einen Ehrenplatz in unserer Mitte und das Gefühl freudiger Anerkennung in unseren Herzen schorn.

Unter den Balladen der zweiten Abtheilung steht das Gedicht: »Speckbacher und sein Söhnlein,« hoch oben an. Möge der Dichter verzeihen, wenn wir diese einzelne Blüthe aus seinem Kranze lösen und das Gedicht hier ganz abdrucken:

Speckbacher und sein Söhnlein.

»O nimm mich mit mein Vater! Ich fühle Kraft und Muth;
Ich kann wie Männer trotzen und schone nicht mein Blut!«
»»Bleib, Kind, da gilt's im Ernste, das ist kein Knabenspiel,
Tod ist, womit sie zielen, und Herzen sind das Ziel!««

»Ich hab ein Herz im Busen, wozu denn hätt' ich's nur,
Müßt' ich es feig verstecken vor jeder Kugelspur?«
»»So du mich liebst, so bleibe, doch wirst du einst ein Mann,
Dann zeige, was ein Vater selbst noch im Sohne kann!««

Speckbacher rufts und reißt sich den Knaben von der Brust,
Doch der löscht nicht mit Thränen die heiße Kampfeslust;
Speckbacher wie die Gemse fliegt über Klipp und Stein,
Sein Söhnlein wie die Gemse verstohlen hintendrein.

Und oben auf der Kuppel der Riesengletscherwelt,
Im Kreise der Getreuen steht leuchtend schon der Held;
Und lauernd im Gestrüppe des Hangs nicht weit davon
Steht unerschrock'nen Muthes sein gleichbeherzter Sohn.

Da kommt die Saat der Kugeln, vergolten ist sie bald;
Und neue Saaten kommen, auch die sind schon bezahlt.
Es ist als liefe glühend, von Fels zu Fels gespannt,
Gleich einer Schlang' aus Feuer ein flackernd Kugelband.

D'rin wie die Feinde feuern, da wird der kleine Schwarm
Grad über auf der Kuppel wohl bald an Kugeln arm,
Das hat der kind'sche Junge, da lauschend, längst bedacht,
Und über all die Kugeln sich eilends hergemacht.

Kaum hört er nun sie missen, springt er geduckt heran,
Und sagt, halb scheu, dem Vater, was er indeß gethan;
Wie, wo nur eine Kugel des Feindes niederflog,
Er sie, noch kaum verkühlet, rasch aus dem Boden zog.

Der Vater nimmt die Kugeln, fühlt, wie sein Busen klopfe,
Wehrt's kaum, daß nichts beim Laden aufs Pulver niedertropfe,
Will küssen und — muß schießen, will zürnen — muß verzeih'n,
Und vor sein Kind sich stellend ins Ohr den Seinen schrei'n:

»Habt Acht, Tyroler Brüder, dießmal hats Rohr sein Ziel,
Es gibt des eignen Bleies der Feind uns schier zu viel,
Dießmal muß seyn getroffen, wenn irgend etwas muß,
Denn Unschuld gibt die Ladung und Treue gibt den Schuß.«

Wo wäre ein Mann, den diese Worte nicht ergriffen, wo ein Oesterreicher zumal, den sie nicht begeisterten?

Die Corvinuslinde, das Vater Unser, die sieben Jungfrauen sind kämmtlich die Frucht echter Dichterweihe.

In der dritten Lese ziehen wir des Menschen Bild und die Feuerprobe den übrigen Balladen vor. An dem Gedichte Orphens können wir seiner merkwürdig schönen Schlußstrophe wegen nicht vorübergehen:

Denn was die sel'gen Götter senden,
Wie lang es uns auch dunkel blieb,
Es muß sich doch zum Guten wenden,
Denn ihnen sind die Menschen lieb!
Den Frommen muß sein Lohn erreichen,
Wenn nirgends — doch in Pluto's Haus —
Und an des Lethe Fluthen gleichen
Sich Schmerz und Freude friedlich aus.

In der vierten Lese erscheinen die Romanzen von König Franz, das Venezianer-Glas, das erste und das letzte Bild, als die vorzüglichsten. Minder haben uns einige Balladen angesprochen, deren Stoff auf Verkleidungen beruht; indessen war es uns anderseits wieder nicht möglich, alles Treffliche anzuführen, denn wir müßten dann beinahe das Register ausschreiben.

Der lyrische Theil der Sammlung ist erst ihr eigentlicher Glanzpunkt. Vielleicht lebt kein deutscher Dichter dieser Zeit, in dessen Innerem sich eine so reiche Gemüthswelt aufschließt! Seidl ist als Lyriker unerschöpflich, und weiß uns immer wieder durch neue, schöne Momente seines inneren Lebens zu fesseln. Die Macht der Poesie waltet und webt über seinem Daseyn und besuchtet es mit den süßen Bächen des Liedes. Unter dem Vielen, was zu unserem Herzen sprach, seyen hier nur

Digitized by Google

einige wenige angeführt, weil sie den Dichter vielleicht mehr als andere bezeichnen: »Dichterloos. — Dorf und Kirchhof. — Der Fels. — Dichterfreuden. — An mein Vaterland. — Geständniß. — Der Glöckchenwalzer. — Vom lieben Monde. — Lust und Schmerz. — Maß für Schmerzen. — Mein Wecker. — Weltsinn. — Die Karthausen. — Dichterglück. — Posthornklang und das schöne Schlußwort, welches Oesterreichs Dichter, welches alle freundlich gesinnten, dem Dichter verwandten Herzen jedoch nicht gelten lassen werden. Gewiß werden Seidls schöne Dichtungen überall freundlichen Anklang wecken, gewiß wird vor Allem sein Vaterland sich beeifern, die Echtheit und Lauterkeit des Gemüthes zu erkennen, das sich mit so voller Liebe zu ihm wendet!

Aud. Schumacher.

Hanswursts Verdammung. Dramatische Bagatelle von Eduard Silesius. Wien, gedruckt bei J. P. Sollinger. 1836. 8.

Es ist eine glückliche Idee des Herrn Verfassers, zu einer Zeit, wo Deutschland sich zu verjüngen strebt, ihm einen Spiegel in dem alten pedantischen, durch Goethes Ohrfeigengeschichte bekannten Professor Gottsched vorzuhalten. Er und seine Frau, Usurpatoren deutscher Kritik (Menzel schließt seine Frau von Regierungsgeschäften aus), verbannen den ehrlichen, gemüth- und spaßvollen Hanswurst von der Bühne. Herr Professor in seiner erhabenen Langweiligkeit und Frau Professorin sind weit glücklicher charakterisirt als Hanswurst, dessen Lustigkeit wir vom Hörensagen wissen.

So einverstanden wir mit dem Gedanken dieses kleinen Dramas, nicht so ganz sind wir mit der Ausführung selbst zufrieden.

»Der gestiefelte Kater« und »der romantische Oedipus« sind und bleiben in diesem Genre Muster; auch können wir die Charakteristik Klopstock's, Wieland's, Herder's, Goethe's, Schiller's, Novali's, Tieck's, Jean Paul's, welche Namen der erscheinende Apollo dem verblüfften Professor in der Zukunft sehen läßt, nicht immer bezeichnend genug nennen. Lessing macht rühmliche Ausnahme:

> Schon ist der Mann im deutschen Musengarten,
> Dem Keiner gleicht an Geistesfell' und Kraft,
> Rastlos bemüht mit Jäten und mit Warten,
> Doch drängts ihn, daß er Eignes pflanzt und schafft.
> Und Keime schießen auf von allen Arten,
> Zu Bäumen werden sie voll Lebenssaft,
> Die Wunderpalm' aus Albion in der Mitte,
> Der Taxus fällt, nun gehts im Sturmesschritte.

Die Behandlung des Verses zeigt durchaus eine geübte Feder; mögen die satyrischen, humoristischen Funken bald in einem ähnlichen Werkchen Flammen schlagen! Fl.

Notiz.

Vor Kurzem ist ein Herr Abbadie aus Toulouse als Vertheidiger des languedocischen Patois aufgetreten und verlangt, daß das Idiom der Clémence-Isaure, der heiteren Mainteneurs und des Dichters Goudouly in seine alten Privilegien wieder eingesetzt werde. Er drückt sich darüber so aus: »Den Dialekt von Languedoc in der Sprache der Literatur des Südens wiederherzustellen, dieses Idiom gemeinschaftlich mit dem französischen Idiom in den Werken der Kunst zu adoptiren, ohne sie jemals zu vermischen oder durch ein übelverstandenes Amalgam sie in Gefahr setzen, eines durch das andere auszuarten, alle Vortheile, welche uns die Handhabung der französischen Sprache gibt, zu bewahren, aber endlich der Sprache unserer Väter ihre lange Zeit verkannte Nationalität zurückzugeben, sie aus ihrer gegenwärtigen Erniedrigung zu ziehen und sie von der Bude in den Salon zu erheben und von dem öffentlichen Platze in die Akademie, das ist mein Vorhaben. Denen, welche das Languedocische wie ein Jargon und unedles Patois behandeln, werde ich sagen, daß sie den Dialekt nicht kennen, den sie verachten, und daß es ihnen an Nationalsinn fehle. Wenn in dem Saale der Berühmten meine Blicke auf unsern zwei größten toulousischen Dichtern verweilen, so empfinde ich zwei ganz entgegengesetzte Gefühle. Vor dem Bilde des Campistron, des bloßen Nachahmers der Sprache des Racine, finde ich mich gedemüthigt durch die Erinnerung unserer literarischen Sclaverei: aber ich erhebe meine Stirne mit gerechtem Stolze wieder von dem Bilde Goudouly's, unsers Dichters von Languedoc, unsers einzigen wahrhaft nationalen Dichters, der das Idiom, das ich beklage und wiedereinzuführen versuchen möchte, unsterblich zu machen verstanden hat. Denen aber, welche mir eine Art von Verjährung entgegenstellen werden, erwiedere ich: die Sprache des Goudouly und Johann ist nicht ausgestorben, sie hat sich stets unter den ärmeren Classen erhalten, das heißt unter der Mehrzahl unserer Bevölkerung in Languedoc. Die Existenz einer Sprache aber ist weniger auf den Gipfeln, als in den niedern Reihen des gesellschaftlichen Körpers zu suchen. Der Gipfel eines Baumes kann wohl erschüttert werden, wenn die Wurzeln sich immer noch lebendig in den Schooß der Erde senken, der Stamm ist keineswegs verdorrt und kann sich von Neuem in einer Krone von Laub und Blüten verschönen. Zur Académie des jeux floraux, die noch vor Kurzem der wieder ausgegrabenen Asche des Goudouly den Triumph des Capitols bestimmte, werde ich sprechen: »seid getreu dem Gesetze eures Ursprungs und bewahrt jedes Jahr eine eurer Blumen für denjenigen eurer Preisbewerber auf, welcher sich als würdiger Nachfolger des toulousischen Tasso zeigen wird.« (Bl. f. lit. U.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

53. Sonnabend, den 2. Juli 1836.

Das alte und das neue Epos.

Reflexionen, veranlaßt durch L. A. Frankl's Cristoforo Colombo §.

Es gibt eigentlich nur eine Kunst. Dichtkunst, Malerei, Bildnerei, Tonkunst und wie die Arten alle heißen mögen, durch welche die Musenlieblinge ihre Ideen versinnlichen, verhalten sich zu einander wie Denken, Erinnern, Schließen der von den Psychologen in verschiedene Seelenkräfte gespaltenen Seele. Doch es hat den Kunstrichtern gefallen, das Gebiet der Kunst zu theilen, sprechende von bildenden Künsten zu unterscheiden, und ich wage es nicht, mich der Autorität entgegen zu stellen. Da aber alle neun Musen, sammt Apollon Musagetes, Kinder eines Erzeugers sind, so können sie sich, als verschwistert, nicht so unähnlich seyn, daß man die Gränze zwischen sprechenden und bildenden Künsten haarscharf ziehen könnte. Ist es doch nicht ungewöhnlich zu hören, von dem Dichter, daß er male, und von dem Maler, daß er dichte, und es wird daher nicht parador erscheinen, wenn ich das Epos die Sculptur, und das Drama die Malerei in der Poesie nenne, und auf Homer und jeden epischen Dichter beziehe, was Cicero de Oratore, cap. 2. von Phidias sagt: »Nec vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret, sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus, ad illius similitudinem artem et manum dirigebat.« Denn wer schafft mehr, als der epische, wie der dramatische Dichter seine Ideale aus sich heraus, ohne Vorbild von Außen her?

In diesem Sinne möchte man die Tradition nehmen, die Homer, Ossian und Milton blind darstellt. Ist doch jeder Blinde darum schon Dichter, weil sich in seinem Inneren eine eigene Welt gestaltet, und gleicht jeder Dichter dem Blinden, weil jener wie dieser die Welt mehr fühlt als sieht. Daher ist es natürlich, daß der Dichter, vorzüglich der epische, was Anderen nach ihrem Maßstabe bloß groß und ehrenwerth erscheint, der Gottheit anreiht, daß seinem Seherauge, was Anderen eine abstracte Idee ist, in lichten Umrissen sich sichtbar darstellt.

So geschieht es, ja wird es sogar Bedingung, daß der Dichter im Epos Wesen ätherischer Abkunft wirken lasse, freilich nicht als Deus ex machina, sondern daß auch sie ihren Theil von dem Ruhme bekommen, der darin handelnden Heroen, wie von den, von diesen geschlachteten Hekatomben, die sie beim festlichen Male verzehrten (siehe die Iliade und ihre schwächere Spiegelung, die Aeneide); so daß dieses mit Grund eine geniale poetische Legende zu nennen ist, und das Wunderbare aus demselben nicht ausgeschlossen werden kann. Dadurch wurde ja das Epos zum Volkseigenthume, und was noch mehr ist, zum Volksheiligthume, das vom Vater auf Sohn und Enkel überging. Würden sich sonst Homers und Ossians Gesänge durch Jahrhunderte erhalten haben, ehe sie gesammelt wurden?

Das Epos aber der Alten entstand und bestand aus drei Elementen. Aus den Hymnen, Erzählung der Thaten und dem Preise der Götter, die bei den feierlichen Göttermalen und Opfern gesungen wurden, darauf folgte die preisende Erwähnung der Heroen, die sich um die Menschheit und das Vaterland verdient gemacht hatten. Dazu kam des Dichters Fantasie, und Heros und Gott schmolz in Eines. Die Kluft war ohnehin nicht so ungeheuer, die zwischen diesen und jenen bestand, und bald ward die Benennung Heros und Gott gleichbedeutend. So heißen auch bei Moses Elohim, Göttliche, Göttersöhne der edlere Theil der antidiluvianischen Menschen. Endlich

§ Indem wir es uns zur Pflicht setzten, die Würdigung jedes edlern vaterländischen Erzeugnisses zu unterstützen, theilen wir gerne den folgenden Aufsatz mit, ohne die ästhetischen Ansichten des Verfassers überall unterschreiben zu wollen. R.

Digitized by Google

war der dritte und hauptsächlichste Bestandtheil des Epos wie im Drama: die fatalistische Nothwendigkeit, der die Götter wie die Menschen unterworfen waren, und die sich durch das Ganze zog.

Diese drei Elemente des alten Epos kann man als die Demarkationslinie ansehen, welche dieses von dem neueren abmarket.

Auf der Trümmerwelt des Heidenthums blühete die Rose des Christenthums auf, und verbreitete eine geistige Morgenröthe. Daß wir aber aus der Zeit des Mittelalters von der Völkerwanderung bis ins dreizehnte Jahrhundert so wenige Dokumente echter Poesie haben, ist noch kein Beweis, daß diese Zeit jedes dichterischen Aufschwunges beraubt gewesen; — das Stabat mater, Dies irae und andere Hymnen, und sogar hin und wieder manches epische Gedicht, deren Werth unser vortreffliche unsterbliche Herder so gut zu würdigen verstand, bezeugen unwiderleglich das Gegentheil. Vielmehr haben die Stürme der Zeit und der Umstand, daß ein, in seinem Sinne so ganz Gott ergebener Geist, wie er allenthalben damals herrschte, die Poesie nicht als bloßes Spielwerk, müßige Stunden zu kürzen, behandelt, sondern was ihm das Heiligste ist, in dieses schöne Gewand kleidet, uns die meisten poetischen Producte des Mittelalters bis zum dreizehnten Jahrhundert unzugänglich gemacht, und uns das Interesse dafür geraubt, um mehr nach ihnen zu forschen, als bis jetzt geschehen ist, und wollen wir gerecht seyn, so wird ja auch aus unserer, an rhythmischen Werken so reichen Zeit, wird einmal Spreu von Weitzen gesichtet seyn, auf unsere Nachkommenschaft nach achthundert Jahren, trotz der Buchdruckerkunst, nicht allzu viel kommen.

Da aber die Religion der Spiegel ist, in welchem sich alle Handlungen der Menschen und ihr Dichten abdrucken, so mußte das Christenthum auch auf die Poesie ihren Einfluß ausüben; und da das Christenthum die Geheimnisse des Grabes aufschloß, das Göttliche auf das Menschliche impfte, von dem Menschen heischte, von der Erde den Blick zum Himmel zu richten, sich als Bürger des Himmels, auf der Erde aber als Pilger zu betrachten, und seine Anhänger, ganz neue Geschöpfe, Intermedialwesen zwischen Gott und Menschen, kennen lehrte, so lag in diesem der Keim zur romantischen Poesie. Denn dieser Nexus zwischen dem Hier- und Jenseits, dem Heiligen und Profanen, dem Menschen und der Geisterwelt, dem Göttlichen und Menschlichen, ist Romantik, denn, wie zwischen der Nacht und dem Morgen die Morgendämmerung, dem Tage und der Nacht die Abenddämmerung, liegt das Helldunkel des Romantischen mitten zwischen dem einfach Schönen der Menschennatur, und dem erhabenen Großen der Gottheit inne.

Nach dieser Definition des Romantischen aber sind die Divina Commedia von Dante, Petrarka's Trionfi, Bojardo's und Ariosto's Orlando, Bernardo's und Torquato Tasso's Amidigi und Gerusalemme, das Nibelungenlied und der Theuerdank, Milton's Paradies lost, und Camoens Luisiade, Monti's Basvilliana und Klopstock's Messiade nicht ausgenommen, wie Tassoni's Secchia rapita und Wieland's Oberon, romantische Gedichte. Wer also in unserer Zeit unternimmt, einen Helden der christlichen Aera in einem Epos nach antiker Form zu feiern, hat schon im Voraus den Stab über sein Werk gebrochen. Deßhalb sollte man auch zwischen den epischen Dichtern der Vor- und unserer Zeit keine Parallele ziehen, vielmehr sagen, daß der alten Welt ihr Epos mit in den Sarg gelegt wurde, und daß mit der Romantik ihr neues Leben begonnen, und wir müssen Herrn Frankl Dank wissen, daß er für Gedichte, wie sein Colombo, die richtige Benennung gefunden.

Nachdem durch das Vorhergehende dargethan wurde, daß der Verfasser des Colombo sein Gedicht mit vollem Rechte ein romantisches nannte; wäre wohl noch etwas über dessen Vorzüge zu sprechen überflüßig, da diese vielseitig so rühmlich anerkannt wurden, hätte ich nicht die literarische Welt auf einen besonderen Vorzug dieses Gedichtes aufmerksam zu machen, dessen meines Bedünkens noch kein anderer Kunstrichter erwähnte. Der Dichter hat nämlich seinen Gegenstand dramatisch aufgefaßt, indem sich durch das Ganze eine tragische Schuld zieht, unter welcher der Held erliegt, die freilich nicht in ihm, sondern in seiner Zeit liegt, und hat, schon von dieser Seite aus betrachtet, seine Idee so kunstgerecht durchgeführt, den Gang der Handlung so angelegt, daß der Held der Brennpunkt ist, von dem alle Radien ausgehen, und in dem sich wieder alle vereinigen, hat seinen Charakter so richtig aufgefaßt, mit solcher Wahrheit dargestellt, daß an dem ganzen Gemälde kein Zug verfehlt ist, und mir das ganze treffliche Gedicht, wie eine griechische Tragödie vor Aeschylus und Sophokles Zeit erschien, wo nur eine Person sprach und handelte, der Chor die übrigen Personen ersetzte und aus-

Digitized by Google

füllte, und den Mittler zwischen dem Volke und dem Helden machte, wenn der letztere abtrat.

Doch nachdem wir den Helden mit Thränen zu Grabe getragen, ist die Tragödie noch nicht zu Ende, da kommt erst die Zeit trauernd geschritten, mit einer Urne in der Hand, weinend über die Asche ihres Sohnes, um ihm eine Todtenfeier zu halten, und wegen des Rabenherzens gegen ihr Kind öffentlich Buße zu thun. Und in Colombo's Apotheose ist die ganze Psychologie der Weltengeschichte enthalten, die auf jedem Blatte lehrt, daß die Gegenwart ewig das Verdienst ans Kreuz geschlagen, welches die Zukunft göttlich verehrt und bewundert, und daß sie immer von fremden Mähen schweigen will, ohne es zu lohnen, und ohne zu erkennen, was sie der Nachwelt überläßt.

»Was aber soll der Todte mit dem Ruhme,
Und die Bewunderung der Nachwelt tödtet
Die Qualen nicht des kampferfüllten Lebens!
Es will, so lange sich die Wange röthet,
Und freudig blüht des Daseyns frische Blume,
Es will der Mensch den Lohn auch seines Strebens.
Und daß er nicht vergebens
Gedacht, gekämpft auf seiner Lebensstraße,
Will einen Strahl der Mitwelt er auch immer,
Der, wie durch Wolken oft ein flüchtger Schimmer,
Den Sonnenball ihn ahnen lasse,
Daß er ihn starke und ihn muthig mache,
Er kämpfe nicht für die verlorne Sache!«

Aber nicht so schließt der Dichter sein Gedicht. Der That, als einer großen und edlen, versagt er ihre Unvergänglichkeit nicht, und entläßt den Leser mit der Strophe:

»Doch jedem Kämpfer soll die Feier sagen,
Es geh' im Daseyn keine That verloren,
Wenn edle Geister sie ins Leben riefen,
Wenn sie die Selbstsucht eitel nicht geboren.
Wie Götterbilder, die im Schutte lagen,
Durch ein Jahrtausend in Pompeji's Tiefen,
Wo sie vergessen schliefen:
Wird großer Thaten Riesengeist erstehen,
Und wird verwandter Geister sich bemeistern,
In Flammen setzen und mit Gluth begeistern,
Ein Sturmwind Gottes durch die Nachwelt wehen,
Und klingend ziehn, ein schöpferisches Werde!
Colombos Denkmal ist und bleibt die — Erde.«

Noch eines glaube ich bemerken zu müssen. Colombo starb, ohne zu wissen, einem neuen Erdtheil das Daseyn wieder gegeben zu haben, und das Auffinden eines kürzeren Handelsweges war schon genug, um seine Zeit in elektrische Flammen zu setzen, und als die größte That des Jahrhunderts betrachtet zu werden. Einen größeren Triumph bereitet ihm der Dichter in seinem Werke. Der Genius der anderen Hemisphäre (das Spiegelbild der Gedanken der sterbenden Brust) ruft ihm zu:

»Du wähntest zu begrüßen Asiens Pforte,
Das höchste Ziel erschien es deinem Blicke,
Werth dich zu schmücken mit des Ruhmes Kränzen.
Zu größrer That erkoren vom Geschicke,
Riß'st unbewußt du auf die goldne Pforte
Von einem Erdtheil, den du ohne Gränzen
Ins Ferne siehst erglänzen,
Und größer, denn all die bekannte Erde.
Das Wolkenschiff zerschellt an Felsenspitzen,
Und Berge, die mit eis'gen Kronen blitzen,
In ihrer tiefsten Brust sind Flammenherde.
Den Gürtel, den sie um die Lenden spannten,
Die Urwaldnacht mit ihren Baumgiganten.

— — — — — — — — — — — —

Hier lohnt Natur mit hundertfachem Segen,
Ein ew'ger Frühling scheint herab gesunken,
Es heben Städte sich mit stolzem Prunken,
Und Dome ragen in die Luft verwegen.
Und reich beladne Schiffe ruh'n in Porten,
Die Kunst zieht ein durch ewig grüne Pforten.

— — — — — — — — — — — —

Und große Geister werden einst hier walten,
Und herrschen wird das Recht, es herrscht der Weise,
Das Menschenrecht wird steigen hoch im Preise!
Der Ruhm, den sie die neidend vorenthalten,
Er wird in später Zeit die leuchtend werden:
Columbia preist ewig dich auf Erden.«

Die Wände des Saales sinken, und

»Wie Moses starb, berührt von Gottes Kuße,
Soll scheiden er vom dunklen Erdenraume,
Vom Blick der neuen Welt geküßt — im Traume.«

Wenn aber, nach Goethe's Ausspruch, der Dichter ein Bußprediger ist, so hat sich Herr Frankl in seinem Colombo neuerdings als echter Dichter bewährt, und sein Gedicht ist die würzig duftende Blüthe eines dichterischen Geistes, die aber nicht, wie andere Blüthen, den Keim der Vergänglichkeit in sich trägt.

Joh. Bapt. Koelli.

Novellen von Lembert. Enthaltend: Der harte Spruch. — Das blutige Haupt. — Die Macht der Musik. — Der Mörder. — Das Glückskind und der Unglücksvogel. — Die Pest in Wien. — Wien, Tendler. 1836. 190 S. 8.

Es dürfte schwer seyn, die Bezeichnung »Novellen« durchgängig zu rechtfertigen. Die Nummern 2 und 4 wurden »dem Französischen frei nacherzählt;« von den übrigen läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß sie harmlose Kinder einer nüchternen Phantasie sind. Wer nun solche liebt, wird sich ein paar Stündchen recht bequem mit ihnen beschäftigen. M.

Digitized by Google

Parisina. Aus dem Englischen des Lord Byron von Ludwig August Frankl. Wien, Hirschfeld. 1836. 30 S. 8.

Man rechnet dieses Gedicht zu den minder gelungenen des weltberühmten Britten und die vorliegende Bearbeitung, obwol in Einzelnheiten nicht ohne Verdienst, ist keineswegs geeignet, demselben einen größeren Leserkreis in Deutschland zu erwerben. Wir haben vielfach Ursache gehabt, uns an den Originaldichtungen des Herrn Frankl zu erfreuen und insbesondere die seltene Vollendung seiner Verse zu bewundern; in der gegenwärtigen Leistung vermißten wir selbst letztere häufig mit Bedauern. Auch an die Schwierigkeit, Fremdes uns anzueignen und wiedre zu geben, wneden wir bei einigen Stellen gemahnt, was in gelungenen Uebersetzungen wohl nicht vorkommen soll. — Druck und Papier sind mittelmäßig. W.

Sul poema drammatico Griselda rappresentato per la prima volta in Vienna nell' I. R. Teatro di Corte il 30. Decembre 1835. Lettera ad un amico. Vienna, Volke. 1836. 31 S. 8.

Der Verfasser des vorliegenden Briefes ist, wie sich aus der Unterschrift ergibt, der durch mehrere vorzügliche Uebertragungen, besonders der Todtenkränze von Zedlitz, und eine tüchtige italienische Grammatik bekannte Graf Bolza, und wir müssen gestehen, daß auch die hier ausgesprochenen Ansichten zu den geistreichsten gehören, welche über das so geen gesehene, vaterländische Product laut geworden sind. W.

Ueber die Verarmung der ackerbauenden Classe. Ein Versuch von Albert von Hummelauer. Wien, Kupffer und Singer. 1836. II. 125 S. 8.

Edle Freimüthigkeit, hervorgegangen aus einer wahrhaft humanen Gesinnung, und unterstützt von den vielseitigen Kenntnissen, welche ernstes Studium und Erfahrung allein geben, ist des Grundton der vorliegenden, interessanten und höchst wichtigen Abhandlung. Wir können nur wünschen, daß sie in recht Viele Hände komme, um jenen Nutzen zu erzielen, der Bedürfniß, und wie aus jeder Zeile ersichtlich, des Verfassers innigstes Verlangen ist. Einem so warmen, gemeinnützigen Streben muß und wird überall die verdiente Anerkennung werden. St.

Notizen.

In St. Jean d'Abbetot existirt eine Abtei vorgothischen Styls aus dem eilften Jahrhundert, erbaut unter Wilhelm dem Eroberer. Sie hat unter dem Chore eine Krypta, deren Capitäle einen seltsamen barbarischen Styl haben und Fresken aus jener Zeit. Die Kirche stand unter dem Patronate der Herren von Tancarville. Der erste desselben, Raoul, welcher Gouverneur und Oberkämmerhere Wilhelm des Eroberers war, findet sie in seiner Gründungsurkunde der Kirche von St. Georges-de-Boucherville an, die er gegen 1050 erbaute.

Der erste Band von G. A. Stenzels »Scriptores rerum Silesiacarum, oder Sammlung schlesischer Geschichtschreiber«, welcher nun vollendet vorliegt, liefert vier Chroniken, die sämmtlich das Interesse des Geschichtsforschers und nicht bloß des Schlesiers, im hohen Grade in Anspruch nehmen. Von ihnen gehören die ersten drei in die Classe von Werken für die allgemeine Landesgeschichte; sie werden daher als Geschichten der Polen, der polnischen Fürsten und dergleichen in den Handschriften bezeichnet, da Schlesien sich bekanntlich in früherer Zeit, und nach S. 3 Anmerkung 1 dieses Werks, noch im fünfzehnten Jahrhunderte, als einen Theil Polens betrachtete. Die letzte jener vier Chroniken gehört zunächst der Lokalgeschichte an, über deren Bereich sie indessen vielfältig hinausschweift.

Der »Harivansa,« Geschichte des Hari oder Wischnu, ist ein sehr langes Gedicht, die Fortsetzung eines andern gleichfalls sehr langen Gedichtes: »Mahabharata,« welches über 200.000 Verse enthält. Diese beiden Werke enthalten als mythologischen, historischen und religiösen Ueberlieferungen Indiens. Die Epoche, wo diese Gedichte verfaßt oder gesammelt worden, ist sehr ungewiß; auch mangeln bestimmte Nachweisungen über die Jahrhunderte, in welchen die politischen Begebenheiten, die in beiden Werken erwähnt werden, sich zugetragen. Dazu kommt noch, daß die historischen Begebenheiten stets mit einer sehr verwickelten Mythologie umhüllt, daß übernatürliche Personen dabei im Spiele sind, deren symbolische Bedeutung nicht auszumitteln ist. Herrn Langlois verdanken wir die vollständige Uebersetzung des »Harivansa.« Sie ist auf Kosten des Comité des Uebersetzungen orientalischer Werke von Großbritannien und Irland in der königlichen Druckerei zu Paris gedruckt worden.

Mit dem Anfangs April herausgekommenen dritten und vierten Bande hat Em. Souvestre sein im vorigen Jahre begonnenes, mit Beifall aufgenommenes Werk: »Les derniers Bretons,« geschlossen. Die in diesen Bänden geschilderten Verhältnisse des Handels, des Gewerbsfleißes und des Landbaues vollenden ein Gemälde der Bretagne, das eben so treu ist als unterhaltend und belehrend.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

54. Mittwoch, den 6. Juli 1836.

Die Leser.

Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Ei, welch ein Einfall die kommt! Du lichtest die Kunst wie, zu schreiben,
Ehe du selber die Kunst, Bester, zu lesen gelernt.
Heinr. v. Kleist.

Wir haben in diesen Blättern versucht, der Kritik[1] (Jahrgang 1835, Nr. 62), so wie der poetischen Literatur (Jahrgang 1836, Nr. 30 u. f.) Bahnen vorzuzeichnen, wie sie uns den Bedürfnissen der Zeit am angemessensten schienen. Wie nun der beste Same vergebens ausgestreut wird, wo ein tiefiger Grund ihn abweist, so wird der Gegenstand des nachfolgenden kleinen Aufsatzes, in Bezug auf die Gegenstände jener früheren, wohl einige Betrachtung verdienen.

Groß sind die Forderungen, die unsere, die jede gebildete Epoche an den productiven Schriftsteller macht; sich zum Urtheilenden aufzuwerfen, erscheint fast immer als Anmaßung; jenen läßt man nur mit Schwierigkeit gelten; diesen frägt man nach den Abzeichen seines Amtes; — ob aber Jemand fähig sey zu lesen, darüber ist selten oder nie die Frage. Und doch läßt es sich ohne Widerrede behaupten: manche schöne Eigenschaften setzt die Kunst des Hervorbringens voraus, — mehrere und ernstere die Kunst des Urtheilens, — die meisten und wichtigsten die Kunst des Lesens. Und soll ich in dieser aufgegriffenen Zusammenstellung fortfahren, so würde ich sagen: Unsere Zeit hat nicht eben viele Schöpfungen, die einen großen, eigenen, fortzeugenden Geist bekunden; noch weniger tief eingehende, redliche und fruchtbare Kritiken; aber gewiß! am allerwenigsten wahre Leser. Und wenn ich hinzufüge: hierin liegt der Hauptquell der gerechten Klagen aller echten Freunde der Bildung, so werde ich nicht weit vom Ziele getroffen haben. Einige erläuternde Bemerkungen über eine Materie, die wenigstens uns Schriftsteller interessirt, betrachte man hier als ein populäres Ruheplätzchen zwischen gelehrten Stationen. Es ist eine egoistische Erholung für einen Handwerksmann, seinen Kunden weitläufig zu erklären, daß sie von seiner Arbeit eigentlich nichts verstehen.

Ist es schon längst aus der Mode gekommen — wenn es unter den Kindern Adams überhaupt je Mode war, — sich bei irgend einem Beginnen um das Warum zu fragen, so gilt das wohl vom Lesen insbesondere. Ob wohl unter hundert Lesern Einer ist, der sich ehrlich fragt: zu welchem Zwecke nimmst du nun das Buch zur Hand? Ich rede hier von Büchern, die sich auf die Bildung des Menschen im Ganzen beziehen; wohin eigentlich die poetischen und im Allgemeinen sogenannten literarischen gehören. Denn in bestimmten Fächern freilich ist es anders. Der Arzt weiß recht gut, wozu er liest: um sich und Andern Worte vorsagen zu können, wo die Begriffe und Anschauungen abgehen; der Linguist weiß es recht gut: um mit tausend ausländischen Lappen die Blöße seines Innern zu bedecken; der Historiker weiß es recht gut: um für sein Eigenthum zu verkaufen, was unter dem Moder von Jahrhunderten verschüttet liegt; der Gelehrte überhaupt weiß es recht gut: um citiren zu können. Was aber die Leser, welche von jenen die profanen genannt werden, denen die nach meiner Einsicht wichtigsten Bücher, die das Leben betreffen, in die Hände kommen, — was diese betrifft, so habe ich, außer den wenigen echten Lesern, zwei Gattungen unterscheiden gelernt, als ich mich, in ihre Seele hinein, fragte: warum lesen wir? Die erste gab zur Antwort: um eine mit den

[1] Uebrigens ist der Kritiker nichts als ein Leser, welcher drucken läßt, und wer sich die Mühe geben wollte, den angeführten Aufsatz in diesem Sinne nochmals durchzugehen, und immer statt »Kritiker« »Leser« zu lesen, würde manche Resultate erhalten.

Digitized by Google

Sitten der Zeit übereinstimmende Zeit-Tödtungs-Beschäftigung zu haben. Die zweite, um ein Haar bessere, gestand: um mich in meinen Einsichten und Empfindungen bestätigt zu fühlen. Von Büchern, die ihnen das leisteten, sagten sie: sie haben uns angesprochen.

Von der ersten Gattung darf ich wohl hoffentlich nicht viel Worte machen. Wie könnte man hoffen dürfen, Leser zu beleben, die eben lesen um zu tödten? die Zeit nämlich, die der Stoff des Lebens ist. Das sind die ganz gemeinen Leser. Und gegen Gemeinheit — sagt ein scharfer Menschenkenner — gibt es keine Hülfe. Auch damit, daß sie sich vorsagen, ihre Unterhaltung zeitgemäß zu wählen, ist gar nichts Reelles gewonnen. Denn die Zeit ist ein gar flüchtiges Ding; und das wahrhaft Große hat kaum Zeit, gehörig auszuwirken, wenn die Zeit eilends wieder etwas Anderes unterschiebt. Noch jüngst sagte ein gemüthlicher, trefflich begabter Dichter zu mir, als wir von den Dichter-Ausgaben in Einem Bande sprachen: »Es versteht sich ja ohnehin, daß man jetzt nicht eigentlich mehr in den Werken Goethe's liest, sondern sie mehr zum Nachschlagen braucht!« — hinc illae lacrymae! dachte ich im Stillen, und kam mir doch dabei sehr albern und ganz außer der Zeit vor, — ich, der ich noch mit meinem Aristoteles nicht fertig bin. — Genug! daß wir Autoren von dieser Art Lesern keine Freude zu erleben, keine Ehre zu hoffen haben, ist einleuchtend; haben doch auch sie kein Heil von uns zu erwarten; denn sie wollen keins!

Ein Anderes ist's mit der zweiten Familie. Diese hat ein gutes Herz; und gute Herzen nehmen eher einen guten Rath an, als gute Köpfe. Allen also, die aus Empfindung lesen, ertheile ich den etwas bittern, aber bestgemeinten Rath: Leset, liebet, und überdenket nicht jene Bücher, die euch bestätigen, sondern jene, die euch widersprechen[1]. Das sind die guten. So wie im Leben Der mein Freund ist, der mir sagt: Narr! wenn du diesen dummen Streich machst, bist du bankrott, — so in der Bücherwelt. Denn Lesen und Leben sollte gleichen Schritt halten, wie Denken und Wirken. Saget nicht mit blinzelnden, sentimentalen Augenliedern: o wie hat dieser Dichter mir aus der Seele gesprochen! ganz wie ich's fühle, wie ich's meine! — Wenn er weiter nichts geleistet hat, so hat er, für euch, nichts geleistet. Auf diese Weise geht es keinen Schritt vorwärts. Und daß es vorwärts gehe, darum leben die echten Menschen, darum lesen die Wenigen, die ich die echten Leser genannt habe. Wie sie es machen, davon in möglichster Kürze ein Paar Züge, — Fingerzeige! nur ein Paar, — um die erste Classe nicht zu ennuyren, das Herz der zweiten nicht zu verletzen, und der dritten nicht vorzusagen, was sie ohnehin besser weiß — weil sie es thut, — und was sich, wie alles Gute, doch im Grunde bloß thun, aber nicht völlig sagen läßt.

Für's Erste lesen sie mit Sammlung. Das ist, sie nehmen nicht in einem Zirkel lachender Gesellen das stille Buch, das aus des Autors feinsten Thränen gepreßt ist, in die Rechte, und in die Linke die Pfeife, — die Mundwinkel im Voraus zu behaglichem Lächeln präparirt. Einen lebendigen Menschen mit solcher Gleichgültigkeit zu behandeln, würde für Impertinenz gelten, — wie man einen Narren oder Hanswurst etwa verächtlich mit halbem Ohr anhört; ein Buch, welches der dargelegte Mensch im Menschen ist, und zwar im bessern, genirt sich niemand zu verachten. Ja, wer es mit Achtung behandelt, wird für gutmüthig pedantisch gelten, wer es geringschätzt, für gescheidt und unbestechlich.

Für's Zweite lesen sie ein Buch ganz; und schlürfen weder bei Menschen nach den Aufschlägen auf ihre Seele, noch hier aus Schlagwörtern, Einleitung, oder gar aus der Verlags-Firma auf den Geist. Wer den Wilhelm Meister nur bis zum siebenten Buch gelesen hätte, möchte die Aeußerungen Novalis vernünftig finden.

Für's Dritte haben sie die Maxime, und diese kann ich aus eigener Erfahrung als probat empfehlen, ein gutes Buch nach längeren Zwischenräumen wieder zu lesen. Das Object bleibt, das Subject verändert sich. Manche Knöpfe geben spät genug auf; manche Eindrücke wirken erst, nachdem ihnen Erlebnisse den Boden aufgelockert haben. Was ein großer Geist in Jahren zusammengedacht hat, kann ein kleiner nicht in Stunden beurtheilen; auch ein anderer großer nicht. Goethe verwunderte sich über die neue Welt, die sich ihm aufthat, als er nach Jahren die Ethik Spinozas wieder aufschlug. (Bd. 32.) Wie oft seufzen wir: o wäre der Freund jetzt gegenwärtig, der mir damals rieth! jetzt, ich fühl's, jetzt würd' ich ihn versteh'n! — Das Buch ist ein solcher Freund, und du kannst es immer wieder fragen. Das Leben theilt, wie es fortschreitet, dem, der es beachtet, Schlüsseln aus, womit man die lange verschlossen, in-

[1] »Ich habe,« schrieb Fichte in einem Briefe, »gar wenig Talente, mich zu plitzen. Dieß war Ihnen ein Grund, daß ich an keinen Hof tauge: mir ist's ein Grund, daß ich an einen Hof muß.«

Digitized by Google

nersten Gemächer tüchtiger Gebäude des Geistes öffnet. Weniges, öfter, mit prüfendem Bezug auf's Leben lesen, ist ein Arkanum, welches sich, wenn sie dessen Kräfte ahnten, gar viele Alles-Leser wünschen würden!

Für's Vierte, — doch, alle guten Dinge sind drei; und ich fühle, daß ich des Guten schon zu viel gethan habe. Suchen wir erst mit diesen Dreien fertig zu werden. Wie man etwas practisch beginnt, so fließen von selbst aus dem ersten Schritte alle weiteren Vortheile und Maximen. Ich habe nur schließlich für diese Excursion, die ich zu meiner Erholung, und wie gesagt, zu einer Art Selbstsatisfaction unternahm, um Vergebung zu bitten. Wer wird auch gebildete, geschweige denn gelehrte Leser, in einem mehr als schicklich populären Tone, darüber belehren wollen, wie sie lesen sollen! Man merkt, es ist pure Schriftstellerfurchtsamkeit, die sich a priori gegen Tadel waffnen möchte! oder sollte es doch mehr seyn? sollte eine solche Apostrophe heut zu Tage, selbst für Bessere, Bedürfniß seyn? Also ein Wort zur Zeit?

Vilia nosse difficile, seria vero facile.
Hippocr. de flatibus.

Hindeutungen auf eine neuere vaterländische Dichterin.

Spirat adhuc amor,
— commissus —
Aeoliae fidibus puellae.
Horatius.

Das Vollkommene, einem heiligen Gesetze in der Entwickelung unseres Geschlechtes gemäß, macht sich, früher oder später, aber doch gewiß irgend einmal, Bahn, trotz Hinderung und Indifferenz, nach seiner Bestimmung durchzudringen und zu wirken. Das Schlechte, werde es auch Tage-, ja Decennien-lang durch den trüben Schlamm der Vorurtheile und Moden auf der Oberfläche der Wellen erhalten, sinkt eben so gewiß, wenn sich einst die Fluthen klären, in den Abgrund, wohin es gehört. In beiden Fällen hat die Kritik nichts zu thun, als, wenn sie es vermag, dasjenige schneller herbeizuführen, was auch ohne sie endlich erfolgt wäre. Ihr eigentlichstes Geschäft ist einem dritten, bei den verwickelten Bildungszuständen unserer Zeit häufig genug vorkommenden Falle gewidmet. Es regen sich nämlich hie und da Talente, die, bei einer abgeschlossenen, einsamen Stellung des Individuums, bei einer, durch mancherlei Zufälligkeiten bedingten, eigenthümlichen, von der gewohnten verschiedenen Erziehung oder Bildungsweise, einen Weg einschlagen, auf dem ihnen Niemand, auch nur mit dem Auge, folgt, — weil man ihn im Oceans für verfehlt und ungangbar erkläet. Bemerkt nun bei solchen Umständen die Kritik einen Keim des Strebens, eine angeborne Fähigkeit, die nur der Richtung bedürfte, oder eine Richtung, die größerer Fähigkeit oder mehrerer Anerkennung bedürfte, — da ist es ihre besondeste Pflicht, einzutreten, und, wo man sie hören will, dem Bringenden wie den Abweisenden ein förderndes Wort zuzurufen.

Ein solcher Fall, zu dessen Wahrnehmung ich ganz zufällig gelangte, veranlaßt mich zu diesen Zeilen; und zwar um so mehr, weil die im Ganzen sonderbare Erscheinung eine vaterländische ist, und weil durch sie zum Theile jene Ansichten bestätigt werden, die ich in diesem Blatte (erster Jahrgang, Nr. 80: die Alten, als Bildungsgrundlage) zu vertheidigen bemüht war.

In Salzburg (also wieder in dem dichterischen Ländchen ob der Enns) erschien im Jahre 1832 in Commission der Mayr'schen Buchhandlung ein bescheidenes Bändchen, unter dem Titel: Gedichte von Maria Johanna Sedelmaier. Wahrscheinlich ist es nur in sehr wenige Hände gekommen, hauptsächlich für den Kreis bestimmt, in welchem die Verfasserin lebt. Haben es Fremde zufällig zur Hand bekommen, so haben sie es vermuthlich, nach kurzem Blättern, für ewig wieder bei Seite gelegt. Gedichte sind es an und für sich nicht, nach denen man, ohne vorgängige Empfehlung der Mode oder der berühmten Recensenten, greift; Gedichte eines Frauenzimmers noch weniger; Gedichte, meist antiken Inhalts und antiker Form, wieder weniger; und solche Gedichte noch dazu von einem Frauenzimmer, am allerwenigsten. Wer in diesem Büchlein beim ersten Aufschlagen sofort die übel berufene Gestalt der Hexameter, sapphischen und alcäischen Formen erblickte, wem sogleich die oft vorkommenden Namen aller Bewohner und Bewohnerinnen des Olymps, ja sämmtlicher Philosophen von Athen, und Heroen von Lacedämon und Rom in's Auge sprangen, der hat wohl alsbald das Buch mit dem Ausrufe weggelegt: welche unglückliche Richtung für ein weibliches Gemüth! — Ist es wie doch fast auch so gegangen, und nur die Gewohnheit, zum Behufe einer gewissenhaften Kritik alle, auch die reinsten Brillen, abzulegen, hat mich zu genauerer Betrachtung und theilnehmender Billigkeit gestimmt.

Die Verfasserin, entfernter von den breiten Strömen der modernen Poesie, die nun alle Lande durchwogen (duechwäßern?), scheint ihr frühes Bedürfniß aus wenigen älteren Quellen gestillt zu haben. Klopstock, Stolberg, Matthisson, Schiller, waren es wohl hauptsächlich, an denen sie ihre Gabe ausbildete. Vielleicht ist Vierthaler, der edle, besonders der Geschichte des Alterthums zugewendete Mann (seinem Tode ist eines der Gedichte geweiht) nicht ohne Einfluß gewesen. Alle

Digitized by Google

diese Männer erkannten und priesen Griechenland und Rom als Ursprung und ewiges Vorbild menschlicher Kultur, ihre Musen bekannten sich zu bescheidenen Nachfolgerinen der alten, echten, und wie konnte ein solches Bekenntniß ein für das Schöne und Große empfängliches, und durch eine gewisse bürgerliche Abgeschlossenheit nur noch mehr gestimmtes Gemüth ohne Eindruck lassen? Ist nun Passivität einmal der weibliche Geschlechts-Charakter, so kann es nicht fehlen, daß so lebhafte und ausschließliche Eindrücke die eigene Production eine Zeit lang unterdrücken; wie denn die Gedichte »Sehnsuchte« und »das Fest der Proserpina« wohl bloß Reminiscenzen aus Schiller, und »Abendfeier« und »Frühlingsgemälde« aus Matthisson darstellen. Nichts desto weniger trat, eben bei dem unläugbaren angebornen Talente der Dichterin, der Fall ein, der, was wir im erwähnten Aufsatze aussprechen, bestätigt. Es beweist sich nämlich auch hier: daß ein längerer, herzlicher Umgang mit der Welt der Alten nicht umhin kann, unser edleres Selbst zu wecken und zu bilden, und uns, sa alles was wir thun und reden — wenn ich so sagen darf — in einen Aether von Klarheit und Größe einzutauchen; und daß, wenn die Poesie auch jetzt noch einer Mythensprache bedarf, sie teoh der Kälte derer, die sie verbraucht nennen, keine vollkommenere finden wird, als die uns das Alterthum überlieferte und die auch die Sprache Aller blieb, die unter und groß und herrlich gewesen sind.

Sollen wir denn sowohl dem Leser von den Gedichten, die uns zu allen diesen Bemerkungen veranlassen, einigen Begriff geben, als auch die Verfasserin, wenn sie uns hört, unseren Ueberzeugungen gemäß, zu fordern suchen, so müssen wir zuvörderst aufmerksam machen, daß die sämmtlichen Gedichte, wie sie uns vorliegen, sich beiläufig in acht Classen absondern. Zur ersten gehören solche, in welchen sich die Dichterin so ganz in's Alterthum versetzt, daß ihr eigenes Leben ganz dabei verschwindet.

So ernsthaft gerade diese Gedichte aussehen, so kann man sie nur als Spiele betrachten, als Verkleidungen, um zu sehen, ob eine Chlamys besser als ein Ueberrock-Kleid anstehe. Hierzu kommt, daß die Verfasserin das antike Metrum, welches hier im Grunde Hauptsache ist, doch offenbar nur dem Gehöre nachschreibt, was freilich den auf solche Liebhabereien eingehenden Leser und Kenner nicht zu gewinnen gemacht ist. Von ihren Hexametern merkt man es meist nur an dem letzten — ⏑ ⏑ — —, daß sie es seyn wollen. Gehören nun eigentlich diese Gedichte nicht ihr an, und hat sie dabei nicht die Routine und Virtuosität, durch die Jongleur-Künste der Rhythmik dem Schein Werth zu verleihen, so wäre es gerathener, in dieser Gattung künftig spaesam zu seyn. Als Beispiele derselben bezeichne ich: »An den Apollo, Klage eines Heloten, Aegeus, an Brennus, Hannibal an Fabius« u. a., die fast wie poetische Schulaufgaben aussehen. — Gelingt ihr nun die nöthige Strenge der antiken Formen nicht, so ist die gänzliche, unter der Firma des Dithyrambischen eingeschwärzte Formlosigkeit noch unzulässiger. Schon bei den Stolbergen, wo das innere Feuer warm genug durchschlägt, lassen jene hymnenartigen Exclamationen kalt; und so sollte unsere Verfasserin, zu eigener Fodderniß, nichts mehr wie »An die Erde, An die Göttin der Gesundheit« dichten, ohne sich ein wohlthätiges, die selbstentquellende Fülle zur Harmonie begränzendes Maß anzulegen. — Nicht zu verwechseln mit den Gedichten der ersten Art sind jene, wo die warme Begeisterung für's Alterthum in bequemer modener Form selbst den Stoff ausmacht. Man muß in ihnen den unverkennbaren Stempel einer großen und reinen Empfindung respectiren, die, sei sie uns auch an dem zarteren Geschlechte noch so ungewohnt, doch auf keine Weise dem männlichen ausschließlich zum Monopole angewiesen ist. In dieser Art wieh sich das Gedicht »das alte Rom« neben jedes stellen dürfen, welches edle Wehmuth über den Untergang so vieler Herrlichkeit irgend hervorgerufen hat. — Gelegenheitsgedichte, »jnwoinensschen u. dgl. mögen mitunterlaufen, wie wir sie, mit nicht mehreem Antheile, auch bei den großen Dichtern, nur dulden; was auch Goethianer, einem mißverstandenen Worte ihres Meisters zu Folge, der selbst genug Unbedeutendes in dieser Art gedichtet hat, ze ihrem Lobe vorbringen mögen.

(Schluß folgt.)

Notiz.

Ueber A. Pannasch's dramatische Dichtungen: »Alter« und »Maximilian in Flandern,« welche im vergangenen Jahre bei Reichard in Güns erschienen sind, lesen wir in den Blättern für literarische Unterhaltung: »Ein wirklich kunstgebildeter Geist gibt sich auf den ersten Blick kund. So denn auch hier die Art, wie wir Alboin als Helden einer rohen Vorzeit, und wie wir Maximilian als Vater und Gatten mit zärtlichen und echtdeutschen Zügen des Gemüths ausgestattet sehen, zeigt uns sogleich den verständigen Künstler, wichtiger Lebensbeobachtung voll. Alboin sucht sein Heldenthum nicht in hohlen Worten, sondern in Thaten. Er handelt; doch er handelt wie ein Weibshaupt des 7ten Jahrhunderts. Gewiß bedarf es eines guten Schwunges der Phantasie, die Zustände dieser Zeit so sicher anzuschauen, um sie so fest und sicher wiedergeben zu können. Dieß ist das Verdienst dieses Trauerspieles, gegen welches seine übrigen Verdienste verschwinden. Die Fabel entbehrt des tragischen Inhalts, die Charaktere stehen unserer Sitte, unserer Gefühlsweise zu fern, um uns ein recht lebhaftes Interesse abgewinnen zu können; aber »form and pressure,« Gestalt und Abdruck der Zeit müssen wir in diesem Stücke anerkennen. — In jedem Betrachte steht das historische Schauspiel: »Maximilian in Flandern,« in fünf Acten und mit einem Nachspiel: »Der Kaiser,« höher. Zwar ist es wesentlich auf der Dramatik der Geschichte selbst gegründet, aber die Individualität des edlen und hochherzigen Maximilians leistet für diese mangelhafte Grundlage Ersatz.«

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

55. Sonnabend, den 9. Juli 1836.

Lyrische Blätter von Johann Nep. Vogl. Wien, bei Rohrmann und Schweigerd, k. k. Hof-Buchhändern. 1836. 158 S. 8.

Wir stoßen hier auf eine Dichternatur, die durch ihre entschieden ausgesprochenen Gemüthskräfte, durch die Lebendigkeit ihrer Anschauungen, durch die Abschließung und man möchte sagen Einfriedung ihrer Ideenwelt, endlich durch die Harmlosigkeit und Genügsamkeit ihrer Weltansicht, gewisser Maßen als eine ausgesprochene fertige Individualität dastehe, und folglich den Anspruch mitbringt, als solche gewürdigt und verstanden zu werden. Wer aber sollte damit umgehen, eine Menschennatur in der Gesammtheit ihrer Beziehungen aufzufassen, zu verfolgen und zu entwickeln, ohne dabei jene heilige Scheu zu empfinden, welche die Achtung vor einer fremden Persönlichkeit unwillkührlich einflößt? Es ist wahr, diese Lieder gehören zu den einfachsten, ungeheucheltsten, freiesten Ergüssen, in denen sich je ein dichterisches Gemüth ausgesprochen haben mag; sind sie aber nicht dessen ungeachtet die Denksteine eines durcheilten Lebens, einer verbrauchten Jugend, einer verglühten Sehnsucht? sind sie nicht das Endresultat langer Jahre, die Marken in dem Umfange des erreichbaren Gesichts- und Gefühlskreises einer poetischen Menschennatur? Beinahe will mich bedünken, daß dieses Wort mir die Seele beenge, indem mein Blick auf die neben mir liegenden lyrischen Blätter Vogl's fällt; Ja ich muß das schmerzliche Gefühl niederkämpfen, daß die Hoffnungen der edelsten Naturen den schmerzlichsten Täuschungen Preis gegeben, die Kraft der reichsten Gemüther eben am häufigsten in ihren Wurzeln zernagt, und die dichterische Fernsicht so gewaltsam durch die hereinbrechende Nacht der Nothwendigkeit verfinstert wird! Ich kann ein Buch nur mit Wehmuth betrachten, dessen Verfasser dieß Alles klar geworden, in dessen Denk- und Empfindungsweise der Schmerz über das verlorne Paradies des Herzens stätig fortgeschritten, fortgestürmt ist bis zu jener traurigen Entsagung, wo der innere Mensch den äußeren aufgibt, und sein verwaistes Herz der Einsamkeit zuträgt. All sein Denken und Fühlen umklammert jetzt die Natur; es sind nicht die sanften, freundlichen Eindrücke des Verkehrs mit Wesen seiner Art, es sind nicht die Erhebungen einer gemeinschaftlichen Hoffnung, sey diese religiöser, philosophischer oder socialer Natur; es ist ein selbstliebendes Schwelgen in dem Reichthume des eigenen Herzens, ein poetischer Cynicismus, der den Göttern der Erde und des Himmels zuruft, ihm aus der Sonne zu treten. Noch wirkt die Kraft des Mannes, das Gefühl der Rüstigkeit, des ungeschmälerten eigenen Bestehens mächtig fort, er klagt nicht, er darbt nicht, er ist stolz und sich selbst genug. Die Ueberschwenglichkeit der eigenen Liebes- und Lebenslaune breitet sich über Berge und Thäler aus und im Walde brennt das grüne Feuer. Schnell eilt unser Wanderer an den Wohnungen der Menschen vorüber; aber in den Bergen weilt er, unterhält Zweigespräche mit ihren Bewohnern und läßt sich von den gefiederten Ansiedlern der Aeste ihre Schicksale erzählen. So sucht er den Täuschungen des Lebens zu entrinnen.

Vielleicht gibt es kein Land außer Deutschland und England, wo solch ein Buch verstanden wird. Es ist in jener altgermanischen Sehnsucht geboren, die unsere Stammväter aus ihren Urwäldern mitgebracht, und welche noch jetzt zuweilen ihre Enkel als schmerzlichen Heimweh befällt. Mit ihr sind Selbstbeschauung und Abgeschlossenheit nach Außen innig verbunden. Keinem anderen als einem Deutschen oder Britten war es in den Mund zu legen, was Schiller seinem Tell in den Mund gab:

„Der Starke ist am mächtigsten allein.“

Mit diesem Worte dürfen wir uns auch bei dem vorliegenden Werke über den Mangel geistigen Austausches trösten, der in den lyrischen Blättern fühlbar wird. Die edle Kraft, die so sicher auf sich selbst vertraut, hat im Charakter ihre Stütze. Wenn uns der Verfasser wenige Blicke in die Geschichte seines Geistes werfen läßt, so liefert er uns doch Proben eines selbstständigen Willens.

Joh. Nep. Vogl ist bereits durch seine Balladen und Romanzen (Wien bei Wallishausser's sel. Witwe, 1836) auf eine würdige Weise unter die Dichter seines Vaterlandes getreten. Er hat durch die vorliegende Sammlung seiner lyrischen Dichtungen keinen Rückschritt gethan, sondern vielmehr seiner poetischen Individualität erst Deutlichkeit und Gepräge verliehen. Was dort in momentaner Erregung das einzelne Factum durch-

Digitized by Google

zuckt, zuweilen ohne das Wesen zu durchdringen und zu assimiliren, das schimmert hier als freudiger Lebensstrahl durch die thauende Wolke der Reflexion, sie als zitternde Sehnsuchtstränen durchschimmernd und verklärend. Allerdings ist auch unser Dichter der Gefahr nicht völlig entronnen, welche dem Dichter stets auf der Ferse folgt, der es unternimmt, geistiges Leben durch Naturanschauung zu parabolisiren. Die Schwierigkeit, auf einem Gebiethe neu zu seyn, welches benützt wurde, so lange die Welt steht, schwindet nur dann einiger Maßen, wenn diese Anschauung, so viel als möglich erweitert, ins Bestimmte und Genaue geht, so daß der Fantasie durch dieselbe gleichsam neue Individualitäten zugeführt werden, in welche sich die Regungen des Gemüthes verkleiden. Unserem Dichter ist es ganz erklärlicher Weise eben so wenig als anderen gelungen, den Vorzug der Neuheit durchwegs zu behaupten. Doch schimmert so manches Körnlein echten Goldes zwischen den Blättern des Waldes hervor, seine Dichtungen strahlen wenigstens in jener Farbenfrische, welche das Selbstempfundene, Selbsterlebte stets umleuchtet, und welche der dichtende Nachahmer daher stets vergeblich zu erreichen strebt. Der Wohlklang der Sprache, der dem echten, ausgebildeten Dichtergefühl mitgegeben ist, verläßt seinen Genius nirgends und Manches, was sich in den Balladen und Romanzen in Beziehung auf Wort und Rhythmus noch Tadelnswerthes vorfand, ist in den lyrischen Blättern glücklich hinweggefallen.

Das Büchlein zerfällt in zwei Hälften, deren erste Lieder, deren zweite lyrische Reflexionspoesie enthält. Wir entscheiden uns unbedenklich für die erstere, wenn auch in der zweiten Einzelnheiten vorkommen, welche die Dichtungen der ersten Hälfte überbieten. Hier namentlich ist jener durchklingende poetische Grundton, die auf individueller Geistesneigung beruhende Anschauung, am besten erkennbar, welche den Dichter charakterisirt, die uns ein treues Bild seiner Denk- und Gefühlsweise, seiner Strebungen und Entsagung vorhält. Hier zittert das in Leid und Freud erprobte Menschenherz am fühlbarsten durch, und was könnte uns am Dichter sonst interessiren als das Nicht-Gemeine seiner Sinnes- und Denkart in dem allen Sterblichen Gemeinen?

Die Lieder beginnen mit einem sehr gemüthvollen Gedichte: „An meine Lieder," dessen schwungkräftiger Rhythmus und Reimgang sogleich eine günstige Constellation machen läßt. Sie wurden unter dem gemeinschaftlichen Titel »Berg und Wald« in drei Kränze gewunden.

In dem ersten dieser Kränze haben uns „Der Frühlingsfalter," „Lerchenbrauch," „Frühlingswünsche" — im zweiten „Vogelsang, Doppelgesang, Erinnerungen, Belehrung, Folgerung und Trennungsahnung," — im dritten „Ermunterung, Waldliebe, Waldconcert, im Sturm, guter Rath, an den Wald, Nichts ohne Liebe und Motivreime« im tiefsten Innern angesprochen.

Da es dem Verfasser keinen Abbruch thun wird, wenn wir aus der Fülle seines Reichthums eine einzelne Blüthe brechen, so möge hier sein schönes Lied: „Trennungsahnung" abgedruckt werden, mit dem der zweite Liederkranz schließt:

Wie nun füllt mit Wehmuth wieder
Mich der muntre, süße Schall;
Vöglein, singst du deine Lieder
Mir vielleicht zum letzten Mal?

Sieh, es kommt der Herbst gezogen,
Und der Vogler lauscht im Thal;
Vöglein, sey mir heut gewogen,
S'ist vielleicht das letzte Mal!

Sing, da du noch frei von Banden,
Alles, Alles — ohne Wahl!
Denk, zwei frohe Herzen fanden
Sich vielleicht zum letzten Mal!

In der zweiten Abtheilung (vermischte Dichtungen) ragen die drei Gedichte: Herbstmelancholie merklich hervor. Tief drunten, und die Perle der ganzen Sammlung: „Meister Tods Wanderung" regen unwiderstehlich an. In den Liedern aus der Wanderrasche und in Wanderers Liebeschmerz, einem Cyklus von 15 Liedern, ist der Dichter des Tones nicht so glücklich Meister geworden. Uebrigens wollen wir auch aus diesem Theile des Buches eine Probe aufheben. Am liebsten hätten wir hiezu Meister Tods Wanderung gewählt, eine der schönsten Dichtungen, nicht diese dünnen Bändchens bloß, sondern auch unter den Vielen jüngst erschienener Gedichte; unsere Wahl muß sich aber für die Kürze entscheiden.

An mein Herz.

Willst du denn nicht älter werden,
Herz, das schon so viel verlor?
Altert Alles doch auf Erden,
Und nur du bleibst wie zuvor!

Flammst empor in hellen Gluthen,
Ringst mit innerm stillem Brand,
Wissend, daß für all dein Bluten
Nie sich noch ein Balsam fand!

Ach, wohl fühl' ich's, wie auf Erden
Herrsche auch der Zeit Gewalt,
Wirst wohl nimmer kälter werden,
Aber einmal wirst du kalt!

Dieses Bewußtseyn charakterisirt die Lieder Vogls. Doch genug! Uns wird es erfreuen, wenn sein Herz ihm sagt, daß es in seinem Vaterlande nicht unverstanden blieb, und dieses Bewußtseyn geweckten Anklangs ihn noch lange rüstig gegen die böse »Gewalt der Zeit streiten« läßt, durch welche heiße Dichterherzen erkalten.

And. Schumacher.

Digitized by Google

Hindeutungen auf eine neuere vaterländische Dichterin.

(Schluß.)

Alle Gedichte, die mit »Dich will ich besingen« (S. 24) oder »Nicht dich will ich singen« (S. 13) anfangen, wären nach unserem Rathe künftig zu unterdrücken. — Eine untergeordnete Gattung sind ferner diejenigen, welche in einer gedrängten, an die sinnigen Epigramme der Griechen erinnernden Form bekanntere Motive oder anregende Gedanken neuerdings wirksam zu machen suchen. Die Verfasserin ist nicht immer unglücklich in dieser Art, welche Goethe unter der Aufschrift »antiker Form sich nähernd« (Bd. 2. S. 125) zu regeneriren versucht hat. Die Gedichte »Die Geschenke, an die Tanne, die Statue der Nemesis« u. a. sind unserer Schilderin der Griechen artig genug gerathen; aber freilich sind dergleichen Blüthen der Lectüre und Erinnerung nicht als eigentlicher Lebensgewinn zu betrachten. — Wieder eine andere Art bilden die versificirten Erzählungen, worin die Dichterin, nach mancherlei Vorbildern den Eindruck, den eine bedeutungsvolle Begebenheit in ihr zurückließ, festzuhalten und zu einem poetischen Effect zu gestalten suchte. So wünschte sie in der Geschichte des entsühnten Oresles (S. 142) die ernste Bedeutung der griechischen Mythe mit der kurzen, abgerissenen, getuschten Manier Ossians zu stärkerer Wirkung zu verarbeiten. Allein die erfolgreiche epische Darstellung setzt jene erfahrungsbreite und ruhige Objectivität voraus, welche der Jugend fast durchgehends, und noch mehr der weiblichen, abgehen. — Nun kommen wir auf jene Gedichte, in denen uns die Seele der Dichterin rein, ungetrübt, aber auch ungestaltet entgegenklingt. Sie haben schon den großen Vorzug, nicht gemacht zu seyn, und uns etwas zu offenbaren. In der Form ist meistens der dunkle Anklang der genannten teutschen Dichter zu empfinden; wer möchte auch, in einer so ausgeprägten Sprache wie die unsere, fähig seyn, an das beste, was in ihr gesagt ward, nicht zu erinnern? Der Gehalt aber ist denn doch, wie man ohne unbillige Forderung voraussetzen mußte, nicht so bedeutend, daß er für den Mangel einer frappanten Außenseite sattsam entschädigen könnte. Wir fühlen und denken gerne mit, ohne eben einen Wachsthum in unserem Inneren zu gewahren. Es sind eben die Gedanken und Gefühle einer edlen, reinen, gebildeten Natur. Eine sanfte, durch Sittlichkeit und Hingebung an die erkannte weise Ordnung der Welt verklärte Melancholie bestimmt ihre Färbung im Ganzen. Als das Beste in dieser Art ist das Gedicht »Duldung« auszuzeichnen. — Von hier ist nur ein Schritt zu der letzten Gattung, in welcher das Beste geleistet, in welcher das Talent der Verfasserin auffallend und merkwürdig entwickelt ist, und um derentwillen sie uns eigentlich im höheren Grade bedeutend erscheint. Wir möchten diese Art zu dichten, nach dem Vorgange eines ihrer Kultoren (v. Schober's Palingenesien, Breslau 1826) die »palingenetische« nennen. Die ausgeprägten, aus verehrtem Alterthume überlieferten Typen (hier die hellenische Mythe) werden zum Vehikel für das Erlebte, Empfundene gebraucht, und so in gewissem Sinne wiedergeboren. Die Wahrheit und der Ernst des Inhalts verleiht der todten Form lebendige Bedeutung, und die Anmuth und Verständlichkeit des Bildes dem Inhalte Klarheit und Interesse. In dieser Art nun ist unsere Dichterin bemerkenswerth. In dem kurzen Gedichte »Alte« drückt sie, durch einfache Hinstellung des mythischen Begriffes, die schauervolle, über das ganze Menschengeschlecht sich ausbreitende Gewalt der Schuld so kräftig aus, daß man ein Gedicht von Mayrhofer zu lesen glaubt. Und damit es doch nicht scheine, als redeten wir von einem Welttheile, den Niemand zu sehen bekommt, und wovon das Fabeln erlaubt ist, so stehe, zur Beurtheilung einschlichtiger Leser, das Gedicht hier, welches ich für das beste dieser Gattung und der ganzen Sammlung halte. Man denke sich ein Mädchen, welches den tiefen Schmerz männlicher Unbeständigkeit erfahren hat. Die Götter haben der Armen keine anderen Waffen verliehen, als die zarten, beschwingten Pfeile des Gesanges; und sie möchte nun, unter fremdem Bild und Namen, was sie erlitten, mit den Klagen tausend Anderer in die Lüfte senden, daß ein mitfühlendes Echo sie vernähme; könnte sie es zarter, inniger und poetischer thun, als im folgenden Gedichte?

Die Liebe der Hamadryade. (S. 166.)

Seht der Esche Zweige neigen,
Ihr gefiedert Laub erblaßt,
Ihre Wurzeln seht entsteigen,
Die der Erde Grund nicht faßt.
Ach, sie stirbt, die Lust der Hirten,
Wenn sie das Gesild durchziehn,
Fröhliche Cicaden schwirrten
Auf dem dunkeln Blättergrün.

Rhökos, fremdem Land entsprossen,
Reizend wie Endymion,
Hat die Wurzeln Pans begossen,
Wie die Daphne Leto's Sohn;
Deckt sie dann mit schwarzer Erde,
Flieht zum Zeus, der Regen schickt,
Ehrend, was sein Glaube lehrte,
Der den Baum beseelt erblickt.

Plötzlich borst entzwei die Rinde,
Die Dryade trat hervor;
Staunend horchten Meer und Winde,
Und der Cypris kleiner Chor.
Eros spannte schnell den Bogen,
Zielte nach der Beiden Herz,
Zwei der schärfsten Pfeile flogen,
Und sie fühlten gleichen Schmerz.

Beide wollten mit Entzücken
Wonnetrunken sich umfah'n,
Liebe liegt in ihren Blicken,
Liebend will sich Rhökos nah'n.
»Sprich, wie mag ich dir es lohnen,
Daß du sorgsam mein gepflegt?
Wilust du in Pallästen wohnen?«
Frug Melissa tief bewegt.

Digitized by Google

„Willst du Heerden? Schäferkränze?
Willst du Ares hohen Ruhm?
Willst du, daß dein Name glänze
In Apollons Heiligthum?
Willst du über Fluthen schiffen
Nach Agenors reicher Stadt?
Schätze aus des Meeres Tiefen
Bring', Poseidon, an's Gestad'!"

„Nicht Neptun aus seinem Meere,
Zeus vom Himmel, Ares nicht,
Göttlich nur belohnt Cythere,
Göttlich, wenn Melissa spricht.
Sie, mit silberweißen Füßen,
Und ihr Haupt in Lockennacht;
Iris sanfte Strahlen fließen
Um der Stirne Perlenpracht.""

Und vereint zum schönsten Bunde
Hatte sich das schönste Paar;
Aber ach! der Trennung Stunde
Weist die schnelle Hore dar.
„Wenn du scheidest, werd' ich nimmer,
Rhokos, weh! dich nimmer seh'n!
Nicht mehr lacht mir Luna's Schimmer,
Einsam seh' ich Thebe steh'n!"

Wo die königliche Helle
In dem Meereswoge schwand,
Fern, ach fern der Dirke Quelle
Auf Sigenus Blumenstrand,
Bringet eine treue Biene
Kunde von Melissa dir:
„Liebst du noch mit festem Sinne,
Sagt sie frohe Botschaft mir."

Rhokos schied. Mit düsterm Blicken
Eilt er, ohne Pfeil und Spieß,
Ohne Köcher auf dem Rücken,
Durch den Hain der Artemis.
Wann die Fluren Gos röthet,
Schweift sein Aug' in blauer Luft,
Und, wann Philomele flötet,
Horcht er, ob Melissa ruft.

Und mit leicht enthundnem Flügel,
Mit der Liebe süßem Wort,
Ueber Thetis glatten Spiegel
Eilt die kleine Biene fort.
Ruht nicht im Myrtenlaube,
Nicht im dunklen Myrtengrün;
Schneller als Cytherens Taube
Schwirrt sie durch den Aether hin.

Rhokos sieht sie, und ein Feuer
Färbt sein blasses Angesicht,
Wie wann Phöbos durch den Schleier
Trüber Nebelwolken bricht.
Und der Laut stirbt ihm im Munde,
Und sein trunk'nes Auge schwimmt,
Da Melissas liebe Kunde
Sein entzücktes Ohr vernimmt.

So unnennbar tiefe Wonne
Trägt kein schwacher Sterblicher;
Und er sieht zur goldnen Sonne,
Daß sie weile über'm Meer.
Und wie eine Marmorbüste
Starrt er, mit gehobner Hand,
Als nach der entfernten Küste
Seine holde Bothin schwand.

Wann auf ihrem Drachenwagen
Ceres durch die Felder zieht,
Sirius in heißen Tagen
Am entwölkten Himmel glüht;
Fliegt die Biene her von Thebe
Wieder ohne Rast und Ruh':
Daß Melissa lieb' und lebe —
Flüstert sie ihm freundlich zu.

Und es freut ihn, sie zu schauen,
Und sie schwebet um ihn her;
Doch in seinen Augen thauen
Keine stillen Thränen mehr.
Arme Biene! deine Schwingen
Sind zu weitem Fluge nicht,
Ueber See und Land zu bringen
Was der Freundin Lippe spricht.

Da der Apfel der Dione
Und die braune Feige winkt,
In des Laubwerks bieder Krone
Golden die Olive blinkt,
Und der Gärtner, froher Miene,
Fromm sie dem Verkümmus weiht:
Schwebet noch einmal die Biene
Aus des Hains Einsamkeit.

Aber weh! was steht die Arme?
Ist's ein Traum, was sie erblickt?
Hält nicht Rhokos in dem Arme
Eine Freude fest umflicht?
Mit dem grünen Zweig der Rose
Hat der Freche sie verscheucht, —
Er vergaß auf weichem Moose
Seiner ersten Liebe Eid.

Schlimm ist, was aus Pyrrha's Stamme!
Treulos ist der Männer Herz,
Liebe nur ein schöner Name,
Und ihr sich'rer Lohn der Schmerz.
In der Rache heißem Drange,
Tief empört von seinem Glück,
Faßt sie in des Jünglings Wange
Ihren scharfen Stahl zurück.

Die ersehnte Bothin schwebet
Ueber Kopai's Gestad, —
An der schlanken Esche bebet
Freudig lauschend jedes Blatt, —
Setzt sich auf des Baumes Krone,
Spricht das bitt're Wort, und stirbt.
„Regen hoß' ich, Thau und Sonne!"
Rief die Nymphe, und verdirbt.

Wir haben oben nur das Grundmotiv zu diesem Gedichte angedeutet, um dem Leser in der Empfindung nicht vorzugreifen; nun wird er wohl fühlen, daß in dem Stiche der Biene und in dem Verderben der Dryas noch mehr liegt, als was wir aussprachen.

Es müßten, dünkt mich, unbillige oder von unbilligen Ansprüchen ausgehende Leser seyn, welche, nach der mitgetheilten Probe, noch staunen könnten, warum wir auf eine vaterländische Erscheinung aufmerksam gemacht haben, die, mag man sie nun beurtheilen wie man will, doch jedenfalls merkwürdig genug ist. Haben wir, bei dem Raume, den wir uns, um andere Mittheilungen nicht zu beeinträchtigen, anweisen, etwas gesagt, was die Verfasserin selbst in ihrem Innern zu befestigen, zu ordnen, zu leiten, zu fördern geeignet wäre, so wäre Alles, was wir bei Abfassung dieser Zeilen bezweckten, erreicht. Ihr wünschten wir deutlich zu machen, daß alle Wirkung von Innen ausgehe, aus einer reinen, ernsten Seele, wie die ihrige, mit und ohne den Schmuck ererbter Edelsteine, die das Licht zwar wiederstrahlen, aber nicht erzeugen; dem Publikum wollten wir an einem Beispiele bestätigen, was der Umgang mit den Alten in Denjenigen hervorrufe, die ihn, unberührt von den Launen einer wechselvollen Zeit, in stiller, ernster Einsamkeit cultiviren. Quod erat demonstrandum.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

56. Mittwoch, den 13. Juli 1836.

Ueber Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst [1].

Was ist Wahrheit? — So fragte Pilatus den Erlöser, als er ihn mit sich ins Richthaus genommen und über sein Königreich ausgeforscht hatte. Ehe der Gefragte aber antworten konnte, wendete sich der Landpfleger ab, und ging von ihm weg. Folglich war seine Frage selbst eine Art von Unwahrheit, denn es war ihm kein Ernst, sie beantwortet zu haben.

Nie war wohl diese Art der Lüge, womit man nicht bloß Andern, sondern sich selbst etwas weiß machen will, so allgemein, so sehr eben unter höher gebildeten und feineren Menschen gang und gebe, als eben jetzt.

Was die öffentlichen Lügen betrifft, so haben seit ungefähr dreißig Jahren Politik, Journalistik und Speculationsgeist einen ungeheuern Lügenverkehr mit der allerfreimüthigsten Unbefangenheit eröffnet. Wenn ein, seines Witzes wegen sehr beliebter Schriftsteller die warme Lüge in seinen Schutz nimmt, »weil sie ja doch nur höchstens zweimal vier und zwanzig Stunden zu leben hat,« so zeigt dieß genugsam, mit welcher liberalen Großartigkeit man sich über Wahrhaftigkeit und das siebente Gebot des Decalogs hinausgesetzt. Aber von solchen offenbaren, gestissentlichen Lügen, womit man durch die Täuschung Anderer irgend einen selbstsüchtigen Zweck zu erreichen strebt, rede ich jetzt nicht. Ich meine jene geheimen, subtilen — jene innerlichen Unwahrheiten, deren eine jene Frage des römischen Landspflegers an unsern Heiland war. Denn was wollte er damit? Sich den Schein tiefblickenden Scharfsinnes oder müder Welterfahrung geben, die diese Frage schon oft aufgeworfen, ohne eine befriedigende Erklärung erhalten zu haben — mit einem Worte — etwas vorgeben, was in der Wirklichkeit nicht vorhanden war; denn sonst hätte er die Antwort abgewartet und gethan, was man zu thun pflegt, wenn es Einem um eine Erläuterung zu thun ist.

Es gibt ungemein viele Pilatusse in unserer jetzigen Welt, und sie finden sich häufig gerade unter den gebildeteren Classen, unter geistreichen, feinsühlenden Menschen. Es ist eine Krankheit des Zeitalters, möchte ich sagen, entstanden aus Ueberbildung, Nervenschwäche, Eitelkeit und Sucht zu glänzen. Solche Menschen lügen nicht mit Vorsatz oder aus Absicht; sie wollen nicht täuschen, aber sie sind, unter dem gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse, und somit der meisten Begriffe und Vorstellungen in unserer vielbewegten Zeit dahin gelangt, über die gewöhnlichsten und natürlichsten Gegenstände auf eine außergewöhnliche, ihnen vielleicht selbst nicht ganz deutliche Art zu denken. Es ist ein unnatürliches Auffassen der Welt um sie her, und ein daraus entstehendes Subtilisiren, Sublimiren und Anatomiren aller Begriffe und Gefühle, bis zuletzt etwas so Befremdendes und Seltsames daraus entsteht, in welchem man Mühe hätte, den ersten natürlichen und allgemein gültigen Gedanken herauszufinden. Solche Menschen wenden sich dann mit Ekel von den meisten Dingen ab, die Andern angenehm oder werth sind; sie preisen Sachen oder Zustände, welche man im Allgemeinen weder wünscht noch sucht, und endigen damit, das Gewöhnliche als ungenügend, als tief untergeordnet zu verschmähen, dem Auffallendsten nachzustreben und das Unschicklichste zu thun, indem sie ihre paradoxe Handlungsweise mit tausend Sophistereien und scharfsinnigen Erklärungen, wie ihr feingebildeter Geist sie ihnen liefert, unterstützen und vertheidigen.

Besitzen solche Menschen Kenntnisse und Gewandtheit im Schreiben, dann bringen sie ihre also gewonnenen einseitigen Erfahrungen und Betrachtungen zu Papier, in Form von Briefen, Memoiren, Tagebüchern, humoristischen oder andern Dichtungen. Es ist Alles mit lebendigem Witze, mit übersprudelndem Geiste aufgefaßt, manches Wahre und Tiefgefühlte liegt darin verborgen, schimmert durch das lustige Gewebe von Spitzfindigkeiten, Paradoxen, Antithesen und Un-

---

1 Im vorigen Jahrgange dieser Blätter sind Rahel und Bettina weitläufig gewürdigt worden; die Redaction glaubte nichts desto weniger, die vorliegende Abhandlung aufnehmen zu müssen, weil sie, von einem andern sehr beachtenswerthen Standpuncte ausgehend, zum Theile — entgegengesetzte Ansichten ausspricht. Daß übrigens eine Redaction nicht für alle Aufsätzen ihrer Mitarbeiter hinreichende Lust, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung.

Digitized by Google

klarheiten hindurch, und blendet und reißt um so mehr, als es seltsam, oft geheimnißvoll, noch öfter verworren und unverständlich vorgetragen ist. Der Leser und noch mehr die Leserin, deren Verstand in der Regel weniger aufgeklärt ist, fühlt sich ergriffen, frappirt — und ist nur selten im Stande, das Unwahre in Auffassung und Darstellung vom Rechten, das Angenommene, Gezierte vom wirklich Gefühlten, das Gebäude der Sophismen von gründlichem Raisonnement zu unterscheiden, und endlich die meist trostlosen Schlußfolgen vorauszusehen, zu welchen jene Behauptungen gewöhnlich führen. Das Buch macht Auffehen, man lobt, was man versteht, und bewundert, was man nicht verstanden hat; denn man würde sich schämen, dieß Nichtverstehen zu bekennen, und sich wohl hüthen, wenn auch der natürliche Verstand und das gesunde Gefühl den verschrobenen Ansichten, den grellen Behauptungen widerspräche, dieß zu sagen, weil man fürchten müßte, nicht für sehr gebildet zu gelten, wenn man von solch einem Werke nicht begeistert wäre.

Ich weiß, daß ich jetzt im Begriffe bin, etwas zu sagen, was im directen Widerspruche mit dem Urtheile beinahe der ganzen, wenigstens — der jüngeren lesenden Welt steht. Ich weiß, daß man sich über meine Behauptungen aufhalten, sie der zu stationären Beschränktheit früherer Bildung, vielleicht dem Neide über so glänzende Erscheinungen beimessen wird; aber ich muß es auf diese Gefahr hin wagen zu sagen, daß die sehr geistreichen, sehr anziehenden und ohne Maß bewunderten Briefe Rahels, und Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde solche Schriften sind, wie ich sie oben geschildert; daß sie unendlich geistreich, voll blendender Auffassungen, voll ergreifender Stellen, voll scharfsinniger Bemerkungen sind, daß sie aber — meinem Gefühle nach — zweier Hauptvorzüge guter und allgemein empfehlenswerther Schriften ermangeln, der Einfachheit und Wahrheit — Wahrheit nämlich in dem Sinne verstanden, daß man nie Etwas sage, das nicht im Einklange mit unserer Ueberzeugung ist, und Einfachheit, daß man der Natur und dem Standpuncte getreu bleibe, worauf uns die Vorsicht gestellt.

Frau v. Varnhagen (Rahel) genoß, während sie lebte, der allgemeinen Achtung, und mit eben solchen Empfindungen und inniger Trauer sprechen noch jetzt ihre Freunde und Freundinnen von ihr. Es geht aus der genaueren Aufmerksamkeit auf den Gang ihrer Geistesrichtung, selbst aus der Briefsammlung hervor, daß sich ihr Gemüth nach und nach über Vieles, was ihr in früherer Jugend unanfechtbar schien, beruhigt, ihr Geist sich frömmeren Ansichten geöffnet habe — nicht bloß, weil sie Christin (denn man kann getauft und doch unfromm seyn), sondern weil sie weiser, ruhiger geworden war. So flößt die Denk- und Empfindungsweise, die aus den späteren Briefen leuchtet, auch dem unbefangenen Leser Achtung ein. Es ist daher meine Absicht durchaus nicht, etwas dem Charakter dieser Frau Nachtheiliges zu sagen, aber ich wünschte durch einige Bemerkungen auf den gefährlichen Einfluß hinzudeuten, den solch ein Buch, wenn es nicht mit genauer Prüfung gelesen wird, auf die unerfahrene Jugend haben kann. Vorerst sey es mir erlaubt, meine Meinung über den Gang der Geistesrichtung dieser Frau zu entwickeln, und dann meine Ansichten mit Stellen aus dem Buche zu belegen.

Durch ihre Geburt einer Nation angehörig, welche durch viele ungerechte und manche gegründete Vorurtheile von der übrigen Welt nie mit ganz günstigen Augen betrachtet wird, mag schon dieser Umstand allein, bei den Fordeerungen, welche der edler ausgezeichnete Geist an das Glück sowohl als an die Gesellschaft zu stellen sich berechtigt fühlte, Manches beigetragen haben, jenen Grundton von Bitterkeit und Unfriedenheit in ihr zu entwickeln, der besonders ihre früheren Herzensergießungen mit einem scharfen Mißlaut durchzieht. So sagt sie zu ihrem Gemahl:

»Du bist der Einzige, der da fühlt und weiß, wie übernatürlich schlecht es mir geht, wie Keine Antwort auf alle Anforderungen meiner Natur kam — für dein Aug' allein ist das schreckliche Schauspiel da.« (2. Th. S. 17.)

Ferner:

»Die Natur hat ihr eines der feinsten und zartest besaiteten Herzen gegeben, aber ihr launenhafter und strenger, ja fast toller Vater hat es übersehen, und jedes Talent in ihr zerbrochen, ohne ihren Charakter schwächen zu können. Nun arbeitet dieser verkehrt, wie eine Pflanze, die in die Erde treibt.« (S. 186)

Von der Natur mit einem starken und hellen Geiste begabt, den eine vielfältige Bildung noch höher entwickelt hat (obgleich sie mehrmals behauptet, nichts gelernt zu haben), durch ihre Verhältnisse in Berührung mit den ausgezeichnetsten Geistern ihrer Zeit gesetzt, mag sie sich bald weit über alle ihre nächsten Umgebungen erhoben haben, und darum auch von diesen mißverstanden worden seyn, weil sie nicht zu ihnen paßte. Klagen hierüber kommen häufig vor. Ohne äußere Schönheit, und darum, um Aufmerksamkeit zu erregen, bloß an den eigenen Geist und die Ausschmückung desselben gewiesen, scheint der lebendige Gedankenverkehr und das Leben in den bewegten Kreisen höherer Geselligkeit ihr ein unentbehrliches Bedürfniß gewesen zu seyn. Ihr Verstand ist unaufhörlich thätig, sie reflectirt über Alles, am meisten über sich selbst. Sie forscht, gräbt, wühlt recht in ihrem Innersten. Dieß macht sie zum Hauptgegenstande ihrer Betrachtungen, zum Inhalte ihrer meisten Briefe. Möchte das immer seyn, wenn es mit gehöriger Selbsterkenntniß und mit dem Wunsche geschähe, das, was man Fehlerhaftes entdeckt,

Digitized by Google

abzuändern, zu verbessern, um mit sich selbst und der Welt in Frieden zu kommen. Davon zeigen sich aber wenig Spuren, und Jammern über Härte des Geschickes, über Mißverstand, über Mangel an Anerkennung füllen beinahe jede Seite. Ihre Gesundheit ist zerrüttet, das ist ein Quell des Leidens, den Jedermann mit Theilnahme erkennen und die Klagen darüber gerecht finden wird. Aber viel unzufriedener als mit ihrem Körper ist sie mit den Menschen, die sie umgeben, besonders scheint sie sich mit einigen ihrer Verwandten nicht gut gestanden zu haben. Häufig auch kommen Klagen über Klätscherein vor, denen sie mehr Gewicht beigelegt, und sich tiefer davon hat kränken lassen, als man von einer so verständigen Frau vermuthen sollte. Daß ein Geist, der diese Richtung genommen, sich eben dadurch von der Bahn stiller Häuslichkeit und echt weiblichen Waltens entfernt haben müsse, geht schon a priori aus dem Angeführten hervor, noch deutlicher zeigt es sich aber aus der gänzlichen Abwesenheit aller Hindeutungen auf ein wirklich häusliches, arbeitsam beschäftigtes Familienleben. Sie fühlt sich am behaglichsten in eleganten Umgebungen, wo ihr reicher Geist in ein angenehmes Spiel versetzt, und ihrer ausgezeichneten Verstandesbildung von Frauen und Männern, besonders von berühmten Männern, gehuldigt wird. Dieß Leben sucht sie auch gern überall auf, sie scheint sich leicht aus ihren häuslichen Geschäften losgerissen und an einen anderen Ort versplanzt zu haben; wie wir sie denn bald an Badeorten, bald in Frankfurt, Wien, Prag finden. Alles dieß beweiset für meine Ansicht, daß häusliches Wirken und echt weibliches Walten ihr Element nicht war, und noch mehr beweiset es der tiefe Aeger, mit dem sie diese Bemerkung einer anderen Person, in einem nicht an sie gerichteten Briefe, den sie zufälliger Weise gelesen, aufnimmt, und in welchem ihr von der Schreibseein desselben, bei aller Achtung, welche diese sonst für Frau v. Varnhagen empfindet, echte Weiblichkeit abgesprochen wird.

Sehr seltsam, nach ihrer kühnen schroffen Art, äußert sich Rahel über dieß Absprechen folgender Maßen: »Einem Tambour mit einem Schnurbarte hätte ich die Weiblichkeit nicht abgesprochen, wenn er ein Gemüth hätte, wie das meinige.«

Von dieser Art, in diesem Tone sind die meisten ihrer Bemerkungen, und ich glaube der Verfasserin nicht zu nahe zu treten, wenn ich sage, daß ihr Schurfinn, ihre steeng geschiedene Eigenthümlichkeit, endlich ihre vielseitige Bildung und der Ruf einer originellen, geisteriehen Frau sie oft verleitet hat, Sätze und Behauptungen aufzustellen, die sie durchaus nicht vor dem Richterstuhle einer gesunden Moral, und kaum vor ihrem eigenen seltsam gesteigerten Geiste würde haben rechtfertigen können, wenn sie sie später in ruhigerer Stimmung überlesen und geprüft hätte. So aber waren es Ergießungen eines überreizten Gemüthes und einer ganz abonderlichen Geistesrichtung, auf welche noch die Stimmung jener Zeit (der Anfang und das erste Fünftel dieses Jahrhunderts) mächtigen Einfluß hatte, in Briefen ausgesprochen, welche abgesendet wurden, und wahrscheinlich der Schreiberin nie mehr vor die Augen kamen. Jetzt stehen sie dicht zusammengedrängt in der Briefsammlung, und es stellt sich dadurch das Seltsame, und ich wage es zu sagen, oft Unwahre der Auffassung, das Grelle und an vielen Orten Unverständliche des Ausdrucks noch auffallender heraus. Beispiele mögen dieß erläutern.

Ein Knabe aus ihrer Verwandtschaft oder Bekanntschaft wurde über etwas Unrechtes, das er gethan, zur Rede gestellt; er läugnete, man dringt stärker in ihn, man sucht ihn zu schrecken. Da äußert sich nun Rahel folgender Maßen:

»Schrecken und Verlegenheit haben immer eine schlechte Wirkung auf den Charakter, und darum war es mir peinlich. Ich gab mir Mühe, dieses unbedachtsame Verhör in ein Exercice des Ausredens zu verwandeln. — Warum verbietet man Kindern so ausdrücklich Läugnen und Ausreden, die man (leider! — aber doch) braucht. Man erzieht sie ja für den Tummel der Welt und nicht für einen positiven Himmel. Warum lehrt man sie nicht Lügen, Läugnen und Ausreden sagen, als ein nothwendiges Uebel, und zeigt es ihnen dabei als eine schwere Arbeit, die man von selbst wegläßt, wenn man sie nicht mehr vonnöthen hat? Fürchterliche Moral!« setzt sie selbst hinzu, bleibt aber doch bei ihrem Satze. (S. 68 u. 69 1. Theil.)

Seite 577 spricht sie dem Selbstmorde bei Gelegenheit des Kleistischen Wechselmordes, der wahrlich nur als eine bedauernswerthe Verirrung krankhaft überreizter Geister entschuldigt werden kann, das Wort, indem sie unglaublich sophistisirend sagt: »Unglück jeder Art dürfte mich beruhigen, — einem elenden Fieber, jedem Klotz, jedem Dachstein, jeder Ungeschicklichkeit sollte es erlaubt seyn« (nämlich mir das Leben zu nehmen), »nur mir nicht?« — Billig sollte wohl jedes wahrhaft religiöse Gemüth, von welchem Glauben es sey, auch hier ausrufen: Fürchterliche Moral!

»Regierhandel, Kriege, Ehen — und sie wundern sich — und sticken!« (S. 259.) Diese Stelle steht in ihren abgerissenen Gedanken, und soll vermuthlich heißen: Man wundert sich, daß es schlecht in einer Welt zugeht, und bemüht sich, sie zu bessern, wo es solche Gräuel — wie Regierhandel, Kriege und Ehen gibt! — Wie seltsam, ja, wie ungehörig muß es in einer weiblichen Seele aussehen, die solche Begriffe vom Ehestande hat! Sehen wir in diesen beiden zuletzt angeführten Stellen nicht jene Grundsätze aufkeimen, welche »hervorgezeugt in unglückseliger Kette,« so viele einfache und Doppelselbstmorde unserer Tage, und Bücher wie die des Herrn Gutzkow hervorgebracht haben?

Dennoch hat Rahel später selbst geheirathet, und mit einem würdigen Gemahl, wie alle ihre folgenden Briefe bezeu-

Digitized by Google

gen, in einer zufriedenen Ehe gelebt. Jene Ansicht war also abermals eine innerlich unwahre.

Zu dieser Classe und mitunter auch zu den unsaubern, unverständlichen gehören folgende Behauptungen: »Unglück ist Schimpf des Schicksals« — »des wahren Unglücks schämt man sich, und man kann es auch daran erkennen.« — »Ich weinte und schrie laut« (über ein älteres Gedicht von Goethe, das ihr zufällig zu Geschte kam), »sonst wäre mein Herz todt geblieben.«

Von einem Herrn R. sagt sie: »R. weiß nur, was er gelernt hat, und das ist wenig, denn man kann nichts lernen, als was man schon weiß.« (S. 80. 3. Thl.)

Nicht klarer als dieß sind die folgenden Stellen:

»Ich beneide keinen Menschen als um Dinge, die Niemand hat.«

»Alle Menschen waren bereinst Ein Mensch.«

Ist es wohl glaublich, daß Fr. v. B. bei solchen Sätzen etwas Deutliches gedacht, etwas Wahres empfunden habe?

Sehr seltsam klingen ferner Aeußerungen wie folgende:

»Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einseitig ist, und ein besseres die Zustimmung verschiedenartiger Dinge fordert.« (S. 454. 2. Thl.)

Einmal meint sie — nebst sonderbaren Paradoxen über unsere Fortdauer nach dem Tode: die Frauen sollten eigentlich so wie das Vermögen, so auch die Macht in den Familien haben, und die Kinder nach der Mutter genannt werden. So bricht sie in großen Jubel darüber aus, daß Herr v. Genz in seinen alten Tagen noch zärtliche Liebe für eine junge Tänzerin empfinden kann, und freut sich daher über Etwas, was man gewöhnlich lächerlich zu finden pflegt, und was der bessere Mensch, aus Achtung für die anderweitigen Verdienste des Mannes, mit dem Mantel der Liebe zudeckt.

Durch eine Stelle in Wilhelm Meister: O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein das Unmögliche, sondern auch so vieles Mögliche versagt ist — fagt sie: »habe Goethe wie mit einem Zauberschlage die ganze Prosa unsers insamen kleinen Lebens festgehalten, und noch anständig genug vorgehalten.«

»Seit dem Tode ihrer Mutter ist sie sterblicher geworden. Sie ärgert sich, daß man nicht durch seinen Willen leben bleiben kann, daß man plötzlich sterben kann, daß man nach dem Tode ekelhaft wird.« (S. 473.)

»Epimetheus, von Goethe, hat ihr einen entsetzlichen Eindruck gemacht. Sie wurde damals alt — auch alt wird man plötzlich.« (S. 460.)

Ich frage nun jeden Unbefangenen, ob aus diesen Aeußerungen eine natürliche Ansicht der Welt, und vor Allem, ob Wahrheit des Gefühls hervorleuchte, und ob ein solches Buch, je geistreicher es geschrieben, je kühner und blendender manche seiner Behauptungen sind, nicht eben dadurch für junge unerfahrene Herzen, die das Richtige vom Blendenden, das Subjective vom Allgemeingültigen nicht zu scheiden verstehen, eine gefährliche Lectüre werden könne? Wirklich auch hat man bei der unglücklichen Charlotte Stieglitz, deren Tod ihr eine nicht zu beneidende Celebrität gegeben hat, Rahels Briefe gefunden, wie in meiner Jugend den Werther bei jedem Selbstmörder. Es zeigt die ganze Geschichte jener Unglücklichen, welchen schädlichen Einfluß Mode-Lectüre, Zeitgeist und Ueberbildung auf ihre Denkart und ihren schrecklichen Entschluß hatten, und wie sehr sie von der naturgemäßen Richtung ihrer Gedanken und Empfindungen abgekommen war.

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem Leben Friedrichs des Großen und seines Bruders, des Prinzen Heinrich von Preußen. Von K. Müchler. Mit 1 Bildniß. Berlin, Zesch, 1836. 216 S. 8.

Es ist ganz gewiß eine beachtenswerthe Erscheinung unserer Tage, daß sich zur selben Zeit Mehrere berufen fühlen, oder auch angeregt, Friedrich II. König von Preußen und Kaiser Joseph den Zweiten zum Gegenstande ihrer literarischen Bestrebungen zu wählen; denn allein im vergangenen Jahre sind über Beide mehr Schriften erschienen, als während der drei ersten Decennien unseres Jahrhunderts zusammengenommen. Nur erhielt der humane Joseph noch immer nicht einen so wohlunterrichteten, parteilosen Geschichtsschreiber, wie er es verdiente, und die Aufgabe es forderte. — Die vorliegenden Scenen, welche zwölf an der Zahl sind, bieten manches Interessante dar, besonders da sie und den König größtentheils in Berührung mit Menschen aus niederen Ständen zeigen; nur wäre zu wünschen, daß der Verfasser seine Gewährsmänner angeführt hätte, zumal die mitgetheilten Anekdoten fast durchgehends bis jetzt unbekannt geblieben sind! Die Darstellung ist entsprechend, obwohl vielleicht hie und da zu wenig bündig; die äußere Ausstattung des Büchleins dürfte jedenfalls besser seyn. Fischer.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

57. Sonnabend, den 16. Juli 1836.

Ueber Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst.

(Schluß.)

In mancher Hinsicht gehört Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde auch hierher, am meisten in der Beziehung, daß die in demselben der Welt mitgetheilten Anschauungen, Gefühle und Betrachtungen durchaus nicht immer wahr, und nicht wirklich so, wie sie niedergeschrieben worden, in der Seele der Verfasserin entstanden seyen. Zwar scheint sich diese mit großer Unbefangenheit vor ganz Deutschland mit ihrer Leidenschaft für einen berühmten Mann, den sie im Beginne des Briefwechsels gar nicht persönlich kannte, hinzustellen, und wenn man einwenden will, daß das nicht recht mit weiblichem Anstande verträglich sey, so rufen die Bewunderer: „Aber es ist so, Bettina ist so, wie sie sich hier schildert, sie ist ganz das höchst geistreiche, tief- und feinfühlende Wesen, das aber wider alle Formen verstößt, weil es sich um keine bekümmert, und nur den Eingebungen seines Herzens folgt."

Wohl denn! Diese innere Wahrheit könnte die ungewöhnliche Offenherzigkeit entschuldigen, womit Bettina das Publikum zum Vertrauten ihrer seltsamen Herzens-Angelegenheit macht, und zugleich als psychologische Erscheinung höchst anziehend seyn. Aber um das zu bewirken, müßten ihre Gefühle immer wahr, ihre Bemerkungen aus wirklichen Anschauungen geflossen, ihre Gedanken darüber natürlich und folglich deutlich seyn. Es findet sich aber Manches in diesen Schriften, was diesen Forderungen geradezu entgegensteht, und ich will nur Einiges, welches mir klar wurde, andeuten.

Zuerst schon der Titel: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde." Bettina war dreizehn Jahre alt — (nach ihrem eigenen Berichte) — wie sie die Correspondenz begann. Ein Mädchen aber, das so viel Verstand, Phantasie und Geistesbildung besitzt, obgleich auch sie, wie Frau v. Varnhagen, sehr oft behaupten will, nichts gelernt zu haben, kann schon darum mit dreizehn Jahren kaum mehr für ein Kind gelten. Aber dieser Briefwechsel dauert viele — er dauert 10—20 Jahre. Bettina ist indeß Jungfrau, Gattin, Mutter geworden; heißt aber immer noch das Kind des Titels, und ich kann daher weder jene Behauptung noch diese Benennung für wahr gelten lassen. Mir erscheint Beides als Etwas, das gesagt wurde, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme für die Schreiberin zu erhöhen.

Im Verlaufe der Correspondenz kommen seltsame, beinahe unglaubliche Dinge vor. Bettina, die Tochter eines reichen angesehenen Hauses, bringt, während einer Reise mit ihrem Schwager, eine oder mehrere Nächte allein in einem verfallenen Gemäuer zu; übernachtet da und dort, wie es sich eben trifft, schleicht sich aus einer Gesellschaft bei ihrer Großmutter, wo ihr die Gesichter der Anwesenden, Gott weiß, warum? Angst einflößen, fort; klettert über die Hofmauer, und kommt bis an, und mittelst einer Badewanne, die zufällig dort steht, bis in den gefrornen Main, der damals mit Eisblöcken treibt u. s. w. Sie birgt und rettet mit lobenswerthem Muthe und edler Menschenliebe einen französischen Soldaten vor den Rothmänteln, die ihn verfolgen. Das ist schön! Aber wie abgeschmackt, ja wie unglaublich ist es, daß sie, um das Blut von seiner — freilich unbedeutenden — Wunde zu wischen, nichts hat, als ihre Junge! Ein kleiner Flacon mit Wasser und ein Schnupftuch, das sich ohne alle Gefahr, bemerkt zu werden, im Schubsack oder Ridicüle hätte über den Hof hin transportiren lassen, würde die Sache anständiger, appetitlicher und glaublicher bewirkt haben.

Indessen — sie hat es geschrieben, und so widernatürlich, so allen gewohnten Begriffen entgegen und dieß auch erscheint, so liegt doch keine absolute Unmöglichkeit darin. Wenn sie aber, als Pensionäre in einem Kloster, des Nachts durch die beklommenen Schlafsäle, und zwischen den Reihen der Tiefschlafenden durch in den Garten gegangen seyn will, und aus keinem Umstande erhellt, daß dieß widerrechtlich geschehen, so glaube ich dieß als eine offenbare Unmöglichkeit bezweifeln zu dürfen, da eine solche Freiheit der Einzelnen mit der nothwendigen Disciplin eines Klosters gar nicht vereinbar ist, und gewiß keine Kostgängerin sich des Nachts aus dem Zimmer entfernen darf. Eben so wenig Wahrheit hat jene Erzählung von der stillen Messe, die ihr Graf Friedrich Stadion am Charfreitag gelesen

Digitized by Google

haben soll. Kein katholischer Priester liest am heiligen Freitag Messe, es wird an diesem Tage keine Hostie consecrirt, und ob Graf Stadion, der zwar Domherr war, auch die priesterlichen Weihen hatte? habe ich von Manchen bezweifelt gehört. Doch wenn auch dieß der Fall war, so ist doch die Messe etwas geradezu Erfundenes, folglich können auch alle die Empfindungen, Betrachtungen und Beschreibungen, die bei dieser und ähnlicher Gelegenheit aus solchen rein erdichteten Situationen entstanden seyn sollen, wie Statt gefunden haben, und folglich sind auch sie, so schön sie dargestellt sind, unwahr. Mit diesem einzigen Worte aber stürzen, wenigstens für mich, wie durch die Berührung mit dem zauberzerstörenden Schilde des Ubaldo im befreiten Jerusalem, alle die blumigen Gärten und reizenden Wildnisse dieser Armida in Nichts zusammen. Betrübt stehe ich davor, beklage, daß so viel Schönes nur eine Fabel gewesen, und der Gedanke, eben nur ein gelungenes Gedicht gelesen zu haben, entschädigt mich nach meiner Empfindungsweise nicht für die bittere Enttäuschung.

Nach meiner Empfindungsweise habe ich gesagt, und das darf ich als subjective Wahrheit behaupten. Mögen Andere sich an diesen erdichteten Empfindungen, weil sie schön und warm vorgetragen sind, erfreuen, wie sie wollen; mögen sie die lyrisch begeisterten Stellen der Briefe und des Tagebuches, in welchen Bettina mit ihrem Geliebten oder von ihm spricht, als die lieblichsten Gedichte preisen, wie denn Goethe deren wirklich einige verstsicirt und seinen Werken einverleibt hat; für mich haben sie ihren schönsten Vorzug, den der Wahrheit und Wirklichkeit, verloren, und ganz etwas Anderes ist es, wenn ein Dichter in einem Bande von Gedichten uns mehrere diethet, in welchen er eine erfundene Situation schildert, oder seine eigenen Empfindungen ausspricht, die er in einer solchen Situation gehabt haben könnte — das sind Fictionen, sie werden uns als das gegeben, und wer den Dichter dafür als wie für ein Glaubensbekenntniß verantwortlich machen wollte, hätte Unrecht. So ist es aber nicht mit Briefen und Tagebüchern. Diese sollen den Menschen schildern, wie er ist oder war. Sein Erlebtes, seine Erfahrungen, seine Empfindungen bei dieser oder jener Veranlassung will man hören, nicht was er später unter ganz anderen Umständen hinzugedacht und geschrieben hat.

Und so erscheinen uns denn diese Schriften nicht sowohl als das natürliche Erzeugniß eines originellen Geistes, sondern wie etwas, wenigstens zum Theil, Gemachtes, Angenommenes, um Aufmerksamkeit zu erregen, und von den Sonnenstrahlen, die das Andenken des Geliebten verklären, auch einen Nimbus um das Haupt der Verehrerin zu flechten, so wie mir das ganze Verhältniß, diese glühende, rücksichtslose Leidenschaft des dreizehnjährigen Mädchens oder — Kindes für den sechzigjährigen berühmten Mann als eine unnatürliche, künstlich ausgebildete Empfindung, und etwa nur aus einer übersteigerten Geistesbildung Erklärliches vorkömmt. Ein einfaches, wahres Mädchenherz empfindet nicht so.

Vergleicht man ferner mit diesen Bemerkungen das, was Goethe's Mutter Bettinen ganz unverholen Schuld gibt (1. Thl. S. 71), daß sie nämlich in ihren Erzählungen und Schilderungen nicht immer der Wahrheit getreu bleibe, und man nie recht bei ihr wissen könne, was davon wirklich erlebt und was erdichtet sey, so wird vielleicht mancher unbefangene Leser und manche Leserin, die nicht eben mit höheren Ansichten Prunk treiben will, mir beistimmen und gestehen, daß diese Briefe eines sonnvollendeten Kindes zwar das Erzeugniß eines reichen originellen Geistes und einer außergewöhnlichen Empfindungsweise, und eine sehr anziehende Lectüre sind, daß man sie aber der weiblichen Jugend durchaus nicht zur Nachachtung und Nachahmung, daher auch nicht zum unbedingten Gebrauche empfehlen dürfe.

Auch in diesen Briefen und in dem Tagebuche kommen viele precise und viele, nicht allein mir, sondern auch Anderen, die ich um eine Erklärung fragte, unverständliche Stellen vor. Z. B.:

„Die Wahrheit hat keinen Leib, aber das sinnliche Leben ist die Spur ihres Weges.“ (S. 240. Tagebuch.)

„Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen.“ (S. 138 ebend.)

„Denken ist Inspiration der Freiheit.“ (S. 175).

„Geheimniß ist Instinct der Phantasie. Wessen Geist diesen Instinct hat, der hat den besuchtenden Boden für den Samen der Liebe.“ (ebend.)

Hierzu gehören besonders manche Aeußerungen über Musik, die sie Beethoven nachgeschrieben haben will, deren Dunkelheit ihr Goethe selbst in der Beantwortung ihrer Briefe auf eine feine Weise zu verstehen gibt. Uebrigens aber gehört, was sie, jene Unverständlichkeiten abgerechnet, über Musik bei dieser und anderer Gelegenheit sagt, zu den schönsten und interessantesten Partien ihres Werkes, und beurkundet den reichen, vielbegabten Geist, das tiefe Gemüth. Eben so schön sind alle Stellen, welche die Tyroler, ihr Geschick, ihre heldenmüthigen Anstrengungen betreffen, und man bedauert, wenn man sich von solchen Schilderungen und Gemüths-Ausströmungen tief ergriffen fühlt, nur um so mehr, daß es Bettinen so wie Rahelen nicht immer gefallen hat, ihre wirklichen Ansichten, ihre wahrhaft empfundenen Seelenzustände auszusprechen, die gewiß von höherem Werthe gewesen wären, als so viele Behauptungen und Aphorismen, die nur hingeschrieben scheinen, um in Erstaunen zu setzen, und sich für etwas Anderes oder Höheres zu geben, als man wirklich war.

Digitized by Google

Da diese beiden Frauen aber wirklich recht viel sind, so ihre Geistes unstreitig zu den bevorrechteten unter ihrem Geschlechte gehören, so muß man es um so mehr bedauern, daß sie Beide den schönsten Schmuck jedes menschlichen, vorzüglich aber jedes weiblichen Gemüthes, Einfachheit und Wahrheit, verschmäht, oder auf einem Pfade gewandelt haben, der sie in gerader Linie davon abführen mußte.

Noch eine auffallende Erscheinung ist es wohl auch, daß gerade diese beiden Schriften uns weiblicher Feder so allgemeine Anerkennung gefunden haben. Sey das Journal, der Beurtheiler von welcher politischen oder literarischen Farbe es wolle — Rahel's und Bettina's Schriften weeden überall unbedingt mit dem größten Lobe erwähnt, und einer unserer ausgezeichnetsten Gelehrten hat sogar eine ganze allegorisch-humoristisch-satyrische Erzählung von dem heil. Christoph und dem Kinde über dieses Verhältniß geschrieben; eine Ehre, deren sich nicht so leicht ein anderes Buch rühmen darf. Auch im geselligen Leben nimmt man fast einmüthig Bettina's Partei, und scheint von dieser neuen Art von Naivetät und Rücksichtslosigkeit ganz bezaubert. Wie so ganz anders verfuhr die Welt voe 20 bis 25 Jahren mit einem eben so hervorragenden und, wie ich glaube, noch viel höheren weiblichen Geiste, mit Frau v. Staël! Wie wenig konnte man ihr ihre Superiorität verzeihen! Wie bitter wurde an ihr der Mangel an Weiblichkeit getadelt! Wie lieblos persönliche Schwächen, ja sogar der Mangel an äußerem Liebreiz in die scharfe Rüge aller scheinbaren oder wirklichen Gebrechen eines ihrer Werke hineingezogen! Wohl erinnere ich mich noch dieser Zeit und auch der tief mißbilligenden Empfindung, womit Bessergesinnte damals diese Urtheile anhöeten, welche nicht bloß in Büchern und Journalen, sondeen auch im geselligen Leben, in der Conveesation des Salons übee diese Frau gesprochen wurden. Und was haben denn jene beiden Schriftstelleriuen vor Feau v. Staël so voraus? Mich dünkt, sie könne sich in jeder Rücksicht mit jenen messen, und wenn man auch ihr das Verdienst der Einfachheit nicht zusprechen kann, so war ihr doch gewiß die Waheheit der Empfindung und die naturgemäßere Ansicht der Welt und Menschen nicht abzustreiten.

Nur Eine Erklärung gibt es vielleicht für diese scheinbar widersprechenden Erfaehenungen, und das ist dee heutige Geschmack in der Literatur und übeehaupt dee Zeitgeist. Das Unnatürliche, das Gesuchte, Gesteigeete findet jetzt überall leichten Anklang; Einfachheit und Wahrheit weeden nicht mehr als vorzügliche Veedienste an Personen, Schriften, Kunstgebilden gesucht und gepeiesen, ja man könnte von Manchem sagen: je unnatürlicher, je besser. Und dann treibt der Zeitgeist sein Spiel mit iegend neuen bedeutendeen Erscheinungen, die er, wie in phantastischer Laune, plötzlich hoch bis zum Himmel erhebt. Das Buch, der Schriftsteller, der Künstler ist Mode geworden, man weiß eigentlich nicht wie und warum; aber Einer sagt es dem Andern nach, daß es etwas ehe Schönes sey, jeder Andeee hören es und wiederhohlen es, ohne weitere Peüfung; hundeet Andeee würden sich schämen, hier zurückzubleiben, sie stimmen in den Chorus ein, weil es Mode ist, dieß Buch zu gontieen, ja man würde nicht gerne gesehen, es nicht gelesen zu haben. So wird die Seifenblase flüchtigen Ruhmes vom Hauche so vielen Beifalles eine Weile in dee Höhe gehalten, bis man müde wird, sich damit zu beschäftigen, oder bis eine zweite Erscheinung die erste verdrängt, welche dann spurlos veeschwindet. So waeen vor zwei Jahren Rahels — voriges Jahe Bettina's Beiese Mode gewesen. Jedermann mußte sie kennen, Jedeemann davon sprechen, und wem sie nicht gefielen, der hatte keinen Geschmack. — Und wer redet heuee noch davon? Höchstens ein censeeos Blatt, dessen Veefasser die Sache etwas genauee nimmt, und in dem Mangel an innerer Wahrheit etwas Schädliches für die heeanreifende Jugend ahnet.

Dramatische Dichtungen von Carl Stegmayer. Wien, 1835. Schaumburg und Compagnie. 221 S.

Zwei Stücke: „Bibae der Assassinenfürst“ und „Die letzten Johanniter auf Rhodus,“ sind in dem voeliegenden, nicht eben überflüssig schön oder besonders coerect aufgelegten Buche enthalten; das erstee wuede beeeits vor ein Paar Jahreen im k. k. peivilegirten Theater an dee Wien nicht ohne Beifall zur Aufführung gebeacht, das andeee ist unseees Wissens noch nicht auf die Bühne gekommen. Die Cefindung in beiden Pieces ist fremdes Eigenthum, und zwar rücksichtlich des „Bibae“ dem Heeen v. Wachsmann, rücksichtlich der „Johanniter“ dem Freiheeen v. Oefele zuständig; aus Eigenem hat der Veefassee wenig dafüe getha. Uebrigens liegt unseee Bühne so brach, daß man die Gabe des Heeen Stegmayer geene willkommen heißen mag; auch läßt sich eine gewisse Kenntniß des Effects und einige dramatische Anlage nicht veekennen. Die Speache ist technisch mit Fertigkeit behandelt, meheeee Stellen sind recht hübsch gemacht, wiewohl sich an andeeen Oeten wieder ziemlich nüchteene Tieaden vorfinden. S. 56 z. B. lesen wie:

Doch als er sah, daß er auch Mann genug,
Die Maeter täglicher Entsagung zu
Ertragen, täglich ein zedeücktes Herz
Zu legen auf den Beandaltar der Pflicht;
Da staunte er ihn an, ja waed geeührt,
Und suchte ihn, wie er ihn sonst vermieden.

Das klingt doch in dee That gae zu prosaisch! E.

Digitized by Google

Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien. Aus dem Französischen des Paul Miardot in's Deutsche übertragen von Th. Hell. Leipzig, Leo, 1836. VI und 214 S. 8.

Vergebens suchst du, mein lieber Leser, in vorliegender Schrift die versprochenen Aufschlüsse über Theater und bildende Künste. Der ehrenwerthe Uebersetzer ist dem Titel des Originals wohl treu geblieben, hat aber, während der Arbeit, wie es scheint, unwillig geworden, darauf vergessen und unbedachtsam genug abgeschlossen. Uebrigens sind zur Kenntniß der gegenwärtigen spanischen Zustände die Bemerkungen des ersten Abschnittes nicht ohne allen Werth, obgleich sie wenig das politische Glaubensbekenntniß ihres Verfassers verläugnen; die Mittheilungen zur Geschichte der Literatur aber bringen für den Unterrichteten wenig Neues. Sie sind flüchtige Hinblicke, kaum Skizzen zu nennen; doch verrathen sie tiefere Kenntnisse und eine nicht geringe Vertrautheit mit dem Gegenstande. F.

Notizen.

Der in Deutschland als Bauchredner und ausgezeichneter Mime bekannte Alexander Battemare, der mit großer Beharrlichkeit den Plan verfolgt, einen Verkehr unter den verschiedensten Bibliotheken in Europa mittelst der zu vertauschenden Doubletten zu bewirken, hat sich darüber in folgendem Briefe, datirt aus Mary-le-Roi vom 1. März d. J., erklärt, welchen man in einigen französischen Journalen liest:

„Die Petition, welche ich an die Kammern gerichtet habe, um einen allgemeinen Tausch der Doubletten von Büchern und Kunstgegenständen unter den Bibliotheken und Cabineten Europas zu bewirken, wird von der Kammer der Deputirten in Betracht gezogen werden. Dieser Plan, welcher zum Resultate haben würde, die intellectuellen Schätze von ganz Europa gemeinnütziger zu machen, jede Bibliothek und jedes Museum der Gegenstände zu entledigen, die sie zu viel haben, um ihnen dafür durch Tausch Das zu verschaffen, was ihnen mangelt, würde auch die wissenschaftliche Verbrüderung und die Gemeinschaft der Studien und Entdeckungen, welche die Schlagbäume der Staaten aufheben, fester schließen und die Wege einer allgemeinen Civilisation befördern. Schon seit Jahren beschäftigt mich die Verwirklichung dieses Planes. Ich habe mich auf meinen Reisen von der Zustimmung aller Fürsten des nördlichen Europas überzeugt. Durch meine häufigen Besuche der Bibliotheken und Cabinete, durch einen Auszug der Doubletten habe ich mich von der Leichtigkeit der Ausführung jenes Planes und seinen ungeheuern Resultaten überzeugt. Werde ich wohl in meinem Vaterlande denselben Beistand wie anderwärts finden? Schon haben mich edle Sympathien aufgemuntert. Einige durch ihre Einsicht wie durch ihren Patriotismus ausgezeichnete Männer — unter welchen ich besonders Hrn. Crapelet anführen darf, welcher alle für diesen Plan erforderlichen Veröffentlichungen übernommen hat, bloß um den Preis der Ehre, seinem Vaterlande dadurch nützlich zu werden — haben mich bei den lästigen Schritten und ununterbrochenen Aufopferungen unterstützt, welche diese Idee mir auferlegt hat; auf sie besonders wird der Ruhm davon zurückfallen. Was mich anbetrifft, so habe ich nur meiner Ueberzeugung gehorcht seit dem Tage, wo die Nützlichkeit jenes Planes und die Leichtigkeit seiner Ausführung erwiesen worden sind. Es war für mich eine gebieterische Pflicht, die Verwirklichung desselben durch alle mögliche Mittel zu verfolgen, und ich habe diese Pflicht, so viel an mir war, erfüllt. In einer Laufbahn, auf welcher ich nur glücklichen Erfolg gefunden habe, würde ich selbst von dem Gedanken, welchen ich gefaßt habe, keinen Vortheil ziehen. Der Gewinn des Landes, der Fortschritt der Literatur und der Wissenschaften, denen ich hierbei diene, ist die einzige Vergeltung, auf die ich Anspruch machen möchte, die einzige, nach der ich strebe. Alexander Battemare.“

Unausführbar kann dieser Plan im Allgemeinen gewiß nicht genannt werden, aber die Schwierigkeiten der Dinge stehen oft der Unmöglichkeit gleich, und der wohlmeinende Urheber desselben — wenn man anders einen Gedanken schon einen Plan nennen kann — hat die Hartnäckigkeit der Bibliothekare gewiß noch nicht kennen lernen.

(Bl. für liter. Unterh.)

Die Souvenirs d'Espagne des Henri Coruille, welche so eben in zwei Bänden erschienen sind, zeichnen sich nicht minder durch Frische der Darstellung, als durch treffende Bemerkungen, Treue und Parteilosigkeit aus. Sie gewähren ein lebendiges Bild von den Zuständen des jetzigen Spaniens, und bieten in ihren Schilderungen reichen Stoff belehrender Unterhaltung.

In Vandiemensland, dessen Bevölkerung auf 40.000 Seelen geschätzt wird, kommen neun Zeitungen heraus, also da ein Drittheil der Bevölkerung Gefangene sind, eine Zeitung auf 3000 Einwohner. In Neusüdwales, dessen Bevölkerung 70.000 Seelen zählt, erscheinen sieben Zeitungen, also eine auf 10.000 Einwohner. Die meisten dieser Blätter kommen wöchentlich zweimal heraus und haben mehr Abonnenten auf dem Lande, als in den Städten.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

58. Mittwoch, den 20. Juli 1836.

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein literarhistorischer Versuch.

(Fortsetzung.)

III. Muspilli. Bruchstücke einer Dichtung vom Ende der Welt.

Abgesehen von dem poetischen Werthe, den man in den bereits mitgetheilten Bruchstücken anzuerkennen heute wohl kaum mehr anstehen wird, und den hier zu entwickeln nicht der Ort seyn kann, müssen wir nur noch auf zwei Rücksichten aufmerksam machen, die diesen auf eine so zufällige Weise erhaltenen Ueberresten noch eine besondere Bedeutung geben, wir meinen den Beweis, den sie für die Ursprünglichkeit deutscher Alliteration geben, und die wichtigen Folgerungen, die sich aus ihnen für den bisher so sehr verkannten Zusammenhang des deutschen und nordischen Götterglaubens hernehmen lassen. Wir haben nämlich hier ein entschieden hochdeutsches Sprachdenkmal, bei unserer Armuth von nicht unbedeutendem Umfange aufzuweisen, welches alliterirt ist, und die Meinung derer, welche die uraltgermanische Eigenheit des Stabreims auf den Norden beschränken oder nicht über Niederdeutschland ausdehnen wollen, ist für immer widerlegt; wir haben ferner eine durch und durch christliche Dichtung unstreitig im Herzen Deutschlands niedergeschrieben, die es dennoch nicht verschmäht, bei der Beschreibung des Weltgerichtes neben den himmlischen Heerschaaren die uns aus nordischen Ueberlieferungen wohl bekannte Personification des weltverderbenden Feuers herauf zu beschwören.

IV. Heliand. Altsächsische Evangelienharmonie.

Bei weitem das umfangreichste und wichtigste unter den alliterirten Sprachdenkmälern ist die seit mehr als einem Jahrhunderte oft genannte, aber erst vor wenigen Jahren herausgegebene sogenannte altsächsische Evangelienharmonie oder Messiade, wahrscheinlich nur ein Theil der poetischen Darstellung der Geschichten des alten und neuen Testamentes, von der es heißt, daß sie Ludwig der Fromme aus Besorgniß für das Seelenheil der Jungbekehrten, und um heidnische Gesänge mit einem Male zu vertreiben, einem nicht unberühmten sächsischen Dichter (cuidam uni de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur) aufgetragen habe.

Wir wollen uns hier nicht mit einer Aufzählung der unzähligen Projecte dieses Gedichtes, nachdem sich durch du Jon und Rostgard die Kunde von der Existenz desselben unter den Handschriften der Cottonischen Bibliothek verbreitet hatte, herauszugeben, aufhalten, deren Zahl sich noch vermehrte, als es dem scharfen Auge eines Franzosen, Gerard Gley, im Jahre 1794 gelungen war, unter den Büchern der Bamberger Kathedrale eine zweite Handschrift zu ersehen.

Die Bamberger Handschrift wanderte im Jahre 1804 in die Münchner Bibliothek, und nachdem diese im Jahre 1812 auch den Apparat des fleißigen Reinwald und unter diesem eine Abschrift des Cottonischen Codex erworben hatte, wareu die Erwartungen der deutschen Philologen, die sich mit magern Auszügen begnügen mußten, auf die von der baierischen Akademie dem damaligen Bibliothekar Scherer übertragene Ausgabe um so gespannter, je wichtiger der Gewinn war, der sich von einer größeren Dichtung dieser Art für Grammatik und Lexikographie erwarten ließ.

Die Erwartungen sollten jedoch abermals getäuscht werden. Scherer starb im Jahre 1829, ohne seine Arbeit vollendet oder richtiger, ohne sie auch nur begonnen zu haben, und nun erst kam das wichtige Denkmal in die rechten Hände. Professor Schmeller, Scherers Nachfolger, säumte nicht, den Text des alten Gedichtes nach den beiden sich wechselseitig ergänzenden Handschriften sogleich herauszugeben, indem er, mit weiser Mäßigung, Commentar und Glossarium einer späteren Arbeit vorbehielt, um den kostbaren Schatz zum Gemeingute, an dem sich nun der Scharfsinn und Fleiß jedes Berufenen üben mag, zu machen [1]. Grimm, Graff und Andere haben seither den

[1] Heliand. Poema saxonicum seculi noni. Accurate expressum ad exemplar Monacense, insertis e Cottoniano Londinensi supplementis nec non adjecta lationum varietate nunc primum edidit J. Andreas Schmeller. Monachii, Stuttgardtiae et Tubingae. Sumtibus J. H. Cottae 1830. 4.

Digitized by Google

sprachlichen Werth des Gedichtes gewürdiget [1], und wir lassen hier, um eine Probe von der dichterischen Bedeutung des Ganzen, in dessen einzelnen Episoden vielleicht noch mancher Anklang an heidnische uralte Dichtungen vermuthet werden darf, zu geben, die Stelle von dem Weltende (C. XI.) folgen, welche uns zugleich als Vergleichungspunct mit dem oben stehenden althochdeutschen Gedichte dienen kann:

Ik mag iu thoh gitellien,
Huilic her tecan
Biuoran giuuerdad unnderlic,
Er he an these uuerold kume:
An themu mareon daga
That uuirdid her an themu manon skin,
Jac an theru suonn so same:
Giswerkad siu bithiu,
Mid finistre uuerdad bisangan:
Fallad sterron,
Huit heben tungal,
Fedi hrisid erde:
Biuod thius brede uuerold.
Uuirdid sulicaro bokno filu:
Grimid the groto seo,
Uuirkid the gebenes strom
Egison mid is udium
Erd buandiun
Than thorrot thin thiod
Thurh that gethuing mikil,
Folc thurh thea forhta,
Than nis fridu huergin,
Ac uuirdid uuig so manag
Obar these uuerold alla
Hetilic afhaben
Endi heri ledid,
Kunni obar odar;
Uuirdid Kuningo giuuin,
Meginfard mikil,
Uuirdid managoro qualm,
Open urlagi,
That is egislic thinc,
That io sulik mord
Sculun mau afhebbien etc.

Ich mag euch doch erzählen,
Welche Zeichen
Bevor werden wunderlich,
Ehe er an diese Welt komme:
An dem hehren Tage
Das wird an dem Monde Schein,
Auch an der Sonne zusammt;
Geschwärzet sie beide
Mit Finstre werden befangen;
Fallen Sterne
Weiße Himmelszünglein,
Und kreißet Erde,
Bebet diese breite Welt.
Wird solcher Ereignisse viel:
Grimmet die große See,
Wirket der Meeres-Strom
Angst mit seinen Unden (Wogen)
Erd-bauenden
Dann dorret das Volk
Durch den Gezwang großen,
Volk durch die Furcht.
Dann nicht ist Friede irgend,
Auch wird Krieg so mancher
Ueber diese Welt alle
Heißiglich erhoben,
Und Heere leitet
(Ein) Geschlecht über (das) andere,
Wird Königen Krieg,
Heerfahrt große,
Wird manche Qual,
Offener Urlug (Krieg),
Das ist ängstlich Ding
Daß je solchen Mord
Sollen Menschen erheben.

1 J. Grimm in d. Göttinger gel. Anz. 1831. p. 66. seq. Graff in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. 1830. II. p. 374. seq. Vilmar, A. J. Chr., De genitivi casus syntaxi quam praebet Harmonia Evangeliorum, saxonica dialecto seculo IX. conscripta. Marburgi, 1833. 4.

Franz der Erste, Kaiser von Oesterreich, geehrt im Tode wie im Leben. Eine Zusammenstellung von Nachrichten und Empfindungen über die Todesfeier Sr. verewigten Majestät in den sämmtlichen k. k. österreichischen und den übrigen europäischen Staaten, von Dr. E. A. Zipser, Professor in Neusohl ꝛc. Stuttgart, Brodhag, 1836. VI. 504 S. 8.

Was im vorliegenden Buche zu finden, gibt der Titel zur Genüge an. Es zerfällt in drei Abschnitte. Der erste enthält in alphabetischer Ordnung Nachrichten über die Todesfeierlichkeiten, welche von den verschiedensten Orten entweder durch Zeitungen oder Privatmittheilungen dem Sammler zugekommen sind; der zweite »Trauergedichte, Oden, Elegien, Epicedien, veranlaßt durch den Tod des Kaisers Franz,« und im dritten stehen die Gedächtnißschriften und Kunstgegenstände (Lithographien, Münzen u. s. w.) kurz verzeichnet, die »in Bezug auf das Hinscheiden des Kaisers Franz« bis jetzt erschienen sind. Das Unternehmen, das jedenfalls vielen Fleiß voraussetzt, wird sicher allenthalben Anerkennung und Theilnahme erregen, denn die Pietät, die ihm zu Grunde liegt, ist zu allgemein und zu sehr begründet, um nicht ein freundliches Entgegenkommen und Begrüßen voraussetzen zu können. Daß für alle drei Abtheilungen Vollständigkeit kaum zu erreichen ist, wohl sehr begreiflich, indessen glauben wir doch an eine

Digitized by Google

größere, als geleistet worden ist, mit Billigkeit sogar Anspruch machen zu dürfen. Namentlich erscheinen die letzteren zwei Abschnitte sehr mangelhaft; mehrere der schönsten poetischen Erzeugnisse sind übergangen, und obschon die Zahl der angeführten Schriften auf 83 steigt, vermissten wir gerade einige der bedeutenderen. So z. B. Jakob Beer's Trauerrede (Prag, Haase; 23 S. 8.), und besonders: „Raccolta di quanto venne publicato in morte di S. M. I. R. A. l'Imperatore Francesco Primo colla descrizione delle pompe funebri celebratesi in Vienna, in Venezia, in Parma, in Treviso e di quella che avrà luogo nella Metropolitana di Milano nei giorni 7, 8 e 9 Aprile 1835 decorata di sedeci tavole in rame etc. etc. Milano in 4.“, ein durch Zusammenstellung und Ausstattung vorzüglich interessantes Werk. Wir könnten hier mit kleineren Druckstücken die Literatur immerhin um ein Dutzend vermehren; allein zum Theile sind sie schon im vorigen Jahrgange dieser Blätter angezeigt worden, zum Theile sollen sie bei einer anderen Gelegenheit ihre Würdigung erhalten. Uebrigens verdient, wie bereits gesagt worden, der Fleiß des Herausgebers allen Dank. Das Buch ist Seiner Majestät dem König von Preußen gewidmet, und wohl mit vollem Rechte heißt es in den Eingangsworten der Zueignung: »Allerhöchstdieselben geruhten selbst dann noch, als der Tod die zarten Bande zerrissen, welche innige Freundschaft und gleiche Gesinnungen umschlungen hielten, eine Verehrung an den Tag zu legen, die für das zarte, wechselseitige Verhältniß spricht, und welche — von der Mitwelt dankbar anerkannt — die Jahrbücher der Geschichte verewigen werden.«

Fischer.

Ist Regino's Babenbergk die Altenburg bei Bamberg? Blicke in die Urgeschichte der Stadt Bamberg, von Dr. Georg Thomas Rudhart. Nürnberg, Campe, 1836. 95 S. 8.

Die Urgeschichte der Stadt Bamberg hat in ihrer so engen Beziehung zu Oesterreichs Markgrafen und ersten Herzogen, den Babenbergern, auch für uns ein näheres Interesse, und es dürfte daher vorzugsweise Aufgabe dieser Blätter seyn, auf die zeitweisen Bearbeitungen derselben hinzuweisen. Sie war seit einigen Jahren öfter Gegenstand gelehrter Forschungen; insbesondere aber hat Archivar Oesterreicher ihr viele Aufmerksamkeit gewidmet [1], und zunächst die im Titel gestellte Frage bejahen zu müssen geglaubt. Dagegen tritt nun der Verfasser gegenwärtiger Schrift mit vieler Besonnenheit und gründlicher Schärfe auf. Er entwickelt die Gründe Oesterreichers, widerlegt sie, und sucht hierauf die Behauptung: „Auf dem Domberge sei das Castrum Babenberg zu suchen,“ nach allen Seiten hin zu beleuchten und gegen fernere Angriffe zu sichern. »Die Lage Bambergs sowohl, als die Zeugnisse über diesen Ort vor, zur Zeit, und nach der Bisthumseinrichtung, die Aussagen der gleichzeitigen Schriftsteller hierüber vom X. bis zum XII. Seculum herab, sprechen immer, wenn man sie nur vorurtheilsfrei betrachten will, von einem und demselben Babenberg; welches der Markgraf Adelbert unter seine Burgen zählte, welches, dem Fiskus verfallen, 973 an den Baierherzog verschenkt wurde, und das, vom Vater auf den Sohn vererbt, bald des letzteren Lieblingsaufenthalt ward, den er verschönerte, seiner geliebten Kunegundis zur Morgengabe bestimmte, und bald noch größere Auszeichnung dadurch zudachte, daß er diesen seinen Lieblingssitz zum Bisthume erhöhte, theils weil er beim Mangel an Bedeutung Christum zum Erben einsetzen wollte; theils zur Bekehrung der noch immer in ihrem Heidenthume beharrenden slawischen Colonisten des Nadenzgaues. (Usserm. ep. Bbgs. XXII. — Cod. dipl. IX. p. 13.).“ Ist nun die Identität von Babenberg, dem Castrum Adelberts, mit jenem Babenberg, wo der bischöfliche Sitz errichtet wurde, nachgewiesen; so ist damit auch der Hauptbeweis geliefert, daß die Altenburg jenes Castrum des Markgrafen nicht seyn kann, sondern daß der heut zu Tage sogenannte Domberg dafür angesehen werden muß. Unstreitig hat der Verfasser mit kritischem Scharfblicke diesen Beweis hergestellt, und durch seine Verneinung wohl für immer die gegebene Frage als entschieden dargethan. Zum Schlusse des Büchleins und als fernere Begründung erscheinen noch einige Untersuchungen über das »Alter der Altenburg« und die hier sehr wichtige Frage, wie und wann die Ansicht, die Altenburg sey das Castrum Babenberg, begonnen und um sich gegriffen habe? Obgleich sie schon früher bestanden — in keinem Falle aber vor dem XIII. Jahrhunderte — ward sie doch erst um die Mitte des fünfzehnten ausgesprochen, und zwar von Aeneas Sylvius in seinem Werke: „de statu Europae sub Friderico III.,“ welches er laut der Vorrede im Jahre 1458 zu Rom geschrieben hat.

Gutenstein. Novelle von Emanuel Straube. Leipzig 1835. Bei Christian Ernst Kollmann. 194 S. 8.

Der Verfasser vorliegender Schrift hat sich seit einer Reihe von Jahren als Mitarbeiter hiesiger Blätter sowohl im Gebiete der Kritik als der Novelle und Lyrik als achtbarer, befä-

---

1 Oesterreicher's Altenburg bei Bamberg geschichtlich dargestellt; 1. Abtheilung (weiter nicht erschienen). Bamb. 1821. 8. m. 1 Kupf. und 1 Urkundenbuche. — Der erste Mai auf der Altenburg von Paul Oesterreicher, die vermehrte Auflage. Bamb. 1825. 8. Hierher gehört auch von demselben Verfasser: »Der ostfränkische Markgraf Adelbert, Graf von Babenberg. Ein geschichtlicher Abriß. Bamberg 1815. 8.,« enthält von S. 8—14 eine Bearbeitung der Geschichte Adelberts nach Regino.

Digitized by Google

higter Schriftsteller geltend gemacht. Durch den Antheil, den er an den meisten Erscheinungen der Zeit genommen, ist er berechtigt, zu erwarten, daß seine Schrift, die er selbst nur für einen Versuch erklärt, dem größeren Lesepublikum mit einigen freundlichen Worten empfohlen werde. Die Novellistik hat in unserem Vaterlande ja überhaupt noch so karge Früchte getragen, daß das Streben, in diesem Felde etwas zu leisten, an und für sich schon für eine Art Verdienst gelten mag. Diese Betrachtungen dürften den Beurtheiler vielleicht von vorne herein bestimmen, eine Erscheinung, welche sich ihrer Tendenz nach einzig den Unterhaltungsschriften des Tages anzuschließen strebt, nicht mit dem strengen und in unserem Vaterlande noch ganz unbrauchbaren Maßstabe der Kunst-Novelle heimzusuchen. Als Unterhaltungsschrift steht Straube's Gutenstein unter Erscheinungen gleichen Wirkungskreises als eine sicher nicht unwillkommene Talentprobe da. Der Verfasser ließ es wedee an einer faßlichen Verwicklung, noch an einem angemessenen Schlusse fehlen; die Handlung ist nur allzu reich, und die Charaktere wurden hinlänglich angedeutet; die Sprache endlich darf unbedingt empfohlen werden. Was Refer. unangenehm berührte, war der Contraß so gebildeter Naturen zu dem Verbrechen, das in ihrer Mitte begangen wird, die Kargheit der Reflexion und die Wahl des Schauplatzes. Gutenstein steht gewiß in der Einbildungskraft eines jeden, auch dessen, der nur davon gehört hat, in einem so freundlichen poetischen Schimmer da, daß das, was unser Dichter dort geschehen läßt, zu dem Orte eben so grell wie zu den Menschen, in deren Mitte es geschieht, contrastirt! Die Handlung ist übrigens auch von anderen Inkonvenienzen und Unwahrscheinlichkeiten nicht ganz frei zu sprechen. Daß es dem Verfasser dieses Gutenstein durchaus nicht an einer regen gestaltsamen Phantasie, an Sinn und Gemüth nicht fehlt, hat er uns längst gezeigt. Wenn er daher für dießmal nicht ganz jenen freundlichen Eindruck hervorbringt, den man bei dem Anblicke des Titels und von der angenehmen Erzählungsweise des Verfassers sich verspricht; so liegt die Schuld offenbar in dem Aufgreifen eines allzu grellen Stoffes. Em. Straube hat in seinen kleinen Novellen so viel Treffliches geleistet, daß man es ihm empfehlen darf, nächstens eine Auswahl derselben in Druck zu geben. Ob er berufen ist, eine größere Novelle mit Glück zu vollenden, dieß mög' er uns in einem neuen Versuche bewrkunden. Wenn man ihm selbst überließe, sich für sein armes Geetchen oder für sein Gutenstein zu entscheiden, die Wahl ließe sich mit Gewißheit voraussehen. Sch.

Jul. Wilh. Zinkgref's scharfsinnige Sprüche der Teutschen, Apophthegmata genannt. In einer umfassenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenstein. Mannheim, Hoff, 1835. XXIII und 396 S. 8.

Wie im sechzehnten Jahrhunderte Sebastian Frank und Rudolph Agrikola durch ihre Sammlungen deutscher Sprichwörter ganz eigenthümlich fördernd auf den Nationalsinn gewirkt, so hat es Zinkgref (geb. 1591, gest. 1635) zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, nur noch in einem weit fruchtbareren Grade, gethan. Zinkgref's Apophthegmata sind bis in unsere Tage mit Vorliebe gesucht, gelesen und benützt worden; ihre Wichtigkeit für vaterländische Sittengeschichte und ihr Verdienst um Reinigung und Befestigung deutscher Sprache und Denkweise haben zu allen Zeiten die berufensten Männer anerkannt und gewürdigt. Wir nennen aus den Vielen nur Lessing, der wiederholt auf sie als eine reiche Fundgrube hingewiesen hat. — Da nun die alten Ausgaben, und unter diesen die beste, Amsterdam 1654, bereits sehr selten zu werden anfangen, so muß man den Gedanken des Herausgebers als einen sehr glücklichen bezeichnen; nur wäre zu wünschen, daß er bei der Auswahl eine noch etwas größere Strenge beobachtet hätte. Dankbare Anerkennung verdienen übrigens die biographischen Nachrichten in der Vorrede, und nicht ohne Interesse sind im Anhange die „Grüße einiger Zeitgenossen an Zinkgref." — Wir sind innig überzeugt, daß der kernige Geist, welcher aus den hier mitgetheilten Sprüchen so vieler Fürsten und Herren, Bürger und Bauern zu uns spricht, immerfort seine Bewunderer und Freunde, d. i. Leser haben wird. B.

Notiz.

Die romantischen Erzählungen der Charlotte Birch-Pfeiffer, welche vor Kurzem zu Berlin im Drucke erschienen sind, beurkunden durchgehends ein besonders glückliches Talent im Auffinden hochromantischer Stoffe. Keiner ist darunter, der nicht das Interesse sehr rege machte, die Neugier auf die Entwicklung heftig spannte und diese selbst in befriedigende Lösung übergehen ließe. Dazu versteht sie das Ausmalen sehr gut, und wie sie durch große Auszüge und überreiches Personale ihren Theatern Beifall verschafft hat, so fehlt es auch hier nicht an solchen Hebeln, um die Phantasie ihrer Leser zu wecken und zu befriedigen.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

59. Sonnabend, den 23. Juli 1836.

Die bildliche Darstellung im Sanctuarium der christlichen Kirchen vom fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Eine kirchlich-archäologische Abhandlung von Dr. Joh. G. Müller, Professor der Theologie. Mit zwei lithographirten Blättern. Trier, 1835. 75 S. 8.

Dem Baukünstler ist bei Ausführung kirchlich-architektonischer Werke die Aufgabe gesetzt, unter der von dem Cultus gestellten Bedingung zweckentsprechender Raumeintheilung, die in ihren einzelnen Theilen harmonisch gegliederten Baumassen zu einem der Idee der Göttlichkeit entsprechenden, Ehrfurcht erregenden Ganzen zu ordnen. Je weniger nunmehr zur Zeit der Constantine, wo die Bekenner Christi ihre demüthigen Bethhäuser und dunkeln Katakomben mit reich geschmückten Tempeln zu vertauschen anfingen; je weniger die Darstellungsmittel der damaligen Künstler ausreichten, ihren Bauwerken den Stempel der Erhabenheit aufzudrücken, desto angestrengter bemühten sie sich, der Forderung der Zweckmäßigkeit durch stete Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Cultus nachzukommen. Sonach ward das Innere der Kirche in drei Räume, in den Vorhof (Vestibulum), in das Schiff (ecclesiae navis), und den Chor (ecclesiae absis, sanctuarium, tribuna) getheilt, und die Maler waren auf gleiche Weise bemühet, das Streben nach Zweckmäßigkeit durch die Wahl der für jede Abtheilung geeignetesten Bildwerke auf das treueste zu unterstützen.

Dieß letztere vorzüglich an der Oekonomie, die rücksichtlich der Ausschmückung des Sanctuariums herrschte, nachzuweisen, ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser in vorliegender Schrift gestellt hat.

Für das Sanctuarium, als den zur Feier der durch Christum vollbrachten Erlösung bestimmten Raum, mußte sich dem denkenden Baumeister der am hintersten Theile der heidnischen Basiliken befindliche, nach außen gehende halbkirkliche Vorsprung, an dessen innere Rundung die Richterstühle (tribunalia) sich anlehnten, empfehlen. Man öffnete daher den mittleren Theil der östlichen Mauer des Kirchengebäudes und brachte einen solchen halbkreisförmigen Vorsprung an, der gewölbartig mit dem oberen Theile der in Form eines Rundbogens geöffneten Schlußmauer des Gebäudes sich verband. Die Aehnlichkeit mit dem Richterlocale in den heidnischen Basiliken veranlaßte später für diesen ganzen Theil den Namen Tribuna, und die kreisbogige Umfassungsmauer des Sanctuariums ward Absis genannt. An dieser gerundeten Hinternauer der Tribuna waren die Sitze für die Presbyter angebracht, zwischen denselben in der Mitte der erhöhete Sitz des Bischofs, diesem gerade gegenüber nahe an dem Gitterwerk, das das Sanctuarium von der Aula, wie man den für die Gemeinde bestimmten Raum der Kirche nannte, abschloß, befand sich der freistehende Altar. Die Tribuna doth demnach hauptsächlich folgende für Malereien passende Flächen dar: vorerst die kreisbogige Mauerfläche der Absis, dann den Raum über dem Bogen, welcher die obere Gränze der Tribuna und der Aula bezeichnet. Sollten die auf diese Flächen des Sanctuariums anzubringenden Bildwerke der Bestimmung desselben entsprechen, so mußten sie auf Christum den Erlöser hinweisen, um den Beschauer zur lebendigen Mitfeier der auf dem Altare vor sich gehenden heiligen Handlung der Eucharistie vorzubereiten, und es ergab sich von selbst die Forderung, in dem Sanctuarium nichts zur Anschauung zu bringen, als was die Idee der Erlösung weckte. Zur Erreichung dieses Zweckes stellten sich dem Künstler drei Momente zur Wahl dar: er konnte nämlich die Erlösung entweder in ihrer Ankündigung, oder in ihrer zeitlichen Vollbringung, oder endlich in ihrer Vollendung und Wirkungen zum Gegenstande seiner Darstellungen machen. Der Herr Verfasser weist nun an den Mussiven der, besonders römischen Kirchen des 5.—14. Jahrhunderts nach, wie die Idee der Erlösung in ihrer Ankündigung und Vollendung (seltener in ihrer zeitlichen Vollbringung) sich als das den Künstler leitende Princip bei den Bildwerken des Sanctuariums herausstellt.

In der oberen Abtheilung der Absis nimmt, mit wenigen Ausnahmen, Christus in wirklicher, die Naturgröße überschreitender Gestalt als Salvator gebildet, die mittlere Stelle ein. Seine rechte Hand ist gewöhnlich zum Zeichen, daß von ihm alles Heil ausgehe, zum Segnen emporgehoben. Ueber dem Heiland sieht man meistens eine Hand aus den Wolken hervorragen, welche einen Kranz oder eine Krone über denselben hält, wodurch die Vollendung und Belohnung des dem

Digitized by Google

Sohne übertragenen Werkes der Menschenerlösung bezeichnet wird.

In den Sanctuarien jener Kirchen, die den Namen der allerseligsten Jungfrau tragen, erscheint Christus als Knabe auf dem Schooße der Mutter. Nur in höchst seltenen Fällen verdrängt der Schutzheilige der Kirche die oben angegebenen Darstellungsweisen des Heilands, wie z. B. in der Basilika der h. Agnes in via nomentana in Rom, wo der Erlöser fehlt und St. Agnes die Hauptfigur bildet. In diesem oberen Theile der Absis macht sich nur selten die symbolische Darstellung des Heilands bemerklich; häufiger aber tritt sie in der unteren Abtheilung auf, wo dann Christus gewöhnlich unter der Gestalt des Lammes abgebildet wird. Von demselben Princip ging man auch bei Ausschmückung des Tribunen- und Triumphbogens aus, in welchen um Christus, als die Hauptfigur, die Nebenpersonen sich zu einem malerischen Ganzen herumgruppiren.

Dem Herrn Verfasser gebührt die Anerkennung der Kunsthistoriker, sie auf einen bisher unbeachtet gebliebenen Gegenstand aufmerksam gemacht zu haben, und wenn auch nach einem solchen Fingerzeige für jeden nur einiger Maßen mit christlichen Bildwerken vertrauten Archäologen das von dem Verfasser zur Erklärung der Darstellungen Vorgebrachte sich von selbst findet, so wird er doch gerne einen Schriftsteller seines Faches hören, der nicht bloß aus Kupferwerken, sondern aus Autopsie der Denkmäler spricht, und es dürfte ihm angenehm seyn, das über ihre Deutung Bekannte hier wohlgeordnet wiederzufinden. Die vom Verfasser litographirten Blätter geben eine Ansicht der Mosaik in der Tribune von St. Praxedes und der von St. Paul in Rom. R. Schmid.

Züge und Schilderungen aus dem Leben des sel. Sebastian Franz Job, k. k. Hofkaplans und Beichtvaters Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Karolina Augusta von Oesterreich. Mit 1 Bildniß. Linz, Haslinger, 1835. 8vo. S. gr. 8.

Vorliegende Biographie gehört, abgesehen von ihrem künstlerischen Werthe, des inneren Gehaltes wegen zu den wahrhaft erfreulichen Erscheinungen unserer Tage. „Der verewigte Job erwarb sich," um die Worte eines ausländischen Journals[1] zu gebrauchen, „durch nicht gewöhnliche Geistesbildung und Herzensgüte, durch seine Kanzelberedsamkeit und seinen Eifer für das Wohl der Kirche bei einer einflußreichen Stellung in einem weiten Kreise Achtung und Liebe, die man demjenigen am bereitwilligsten zollt, der, wie der Verklärte, aus niederem Stande sich emporgearbeitet hat und mit glänzenden Eigenschaften Bescheidenheit und Demuth verbindet. Job, geboren den 20. Jänner 1767 zu Neuenburg am Walde, war der Sohn eines unbemittelten Tischlers und widmete sich Anfangs dem väterlichen Gewerbe, wurde aber, da er Luß zum Studiren zeigte, in ein Benedictinerstift als Schüler aufgenommen, wo er durch Fleiß und gutes Betragen sich rühmlichst auszeichnete. Nachdem er seine Vorbereitungsstudien mit glücklichem Erfolge beendiget hatte, erhielt er 1791 die Priesterweihe, ward sodann Professor der Philosophie und Mathematik am Lyceum zu Regensburg und bald darauf Rektor desselben, Präfekt des Gymnasiums, Schulrath und Synodal-Examinator. Im Jahre 1808 begleitete er die Prinzessin Charlotte Auguste von Baiern nach Stuttgart als Beichtvater der nunmehrigen Kronprinzessin von Würtemberg, und folgte im Jahre 1817, als dieselbe mit dem Kaiser von Oesterreich sich vermählte, in derselben Stellung nach Wien. Ueber seine Wirksamkeit in Stuttgart und über die Reisen, welche er von Wien aus nach Prag, Preßburg u. s. w. gemacht, wird manche interessante Notiz mitgetheilt. Kurz vor seinem Tode († den 13. Februar 1834) gründete Job zwei milde Stiftungen, die ihn beerdten. Er war ein frommer, thätiger, geistvoller Mann, und voll Eifers für seine Kirche." Wir sind überzeugt, daß Alle, welche dem Verklärten näher standen, dieser schönen Würdigung aus vollem Herzen beistimmen werden; wie aber die Lebensbeschreibung eines solchen Mannes fördernd und befruchtend wirke, bedarf wohl keiner theoretischen Begründung. B.

[1] Gersdorf's Repertorium. 7. Bd. 5. H. st.

Georginen. Gesammelte Erzählungen für Frauen. Von Johann Gabriel Seidl. Grätz, bei Joh. Andreas Kienreich. 1836. 363 S.

Der Fall dürfte nicht häufig seyn, daß ein bedeutendes lyrisches Talent Gleichverdienstliches in der Erzählung leisten als im Gedichte; beide Gattungen beruhen auf zu verschiedenen Elementen, als daß sie, wenigstens in der Regel, zu einer gleichen Entwicklung gedeihen sollten. Der Lyriker bewegt sich, so zu sagen, in einer Welt von Empfindungen, die, als Resexe der im Spiegel der eigenen Individualität aufgefangenen Anschauung oder Ahnung innerer Erlebnisse, momentan, fast rhapsodisch ihn anfliegen und die er festhält als das Monument eines vorübergleitenden und nicht wiederkehrenden Seelenzustandes, wie der Zoolog die flüchtige Libelle hascht, um mit dem Bilde der zarten Gauklerin sein Kabinet, voll der seltsamsten und disformsten Gestalten, zu schmücken; — dem Novellisten ist das unstäte Weghuschen von einzelnen Momenten zu neuen Anflügen nicht verstattet: Schritt für Schritt, ehrenfest und bedächtig, wie weiland Meister Lobesam, muß er seinen Gegenstand verfolgen, darf der Lockung in das Gebieth lyrischer Ergüsse nur auf Augenblicke folgen und muß sich mehr, fast ausschließend, an die Begebenheit halten,

Digitized by Google

das Gefühl bloß als würziges Ingredienz, niemals als Speise selbst, bedeutend. — Es ließe sich über diesen Gegenstand Vieles sagen; doch würde es schwerlich einen Lyriker bestimmen, sich der Novelle, oder einen Erzähler, sich der Lyrik zu entäußern, und das soll es auch nicht, denn andern Theils schließt wieder der eine Beruf den andern mehrfach in seine Kreise und in letzter Analyse wird ein rechtes Talent auch in einem, ihm minder gelüngen Fache immerhin wenigstens nichts Verfehltes schaffen: die eingangserwähnte Vermuthung möchte indessen wenig entkräftende Beispiele gegen sich haben. — Dieß vorausgeschickt, haben wir im Allgemeinen bereits angedeutet, was für ein Gesammturtheil wir über die „Georginen“ abzugeben vermeinen, deren Werth sich übrigens keineswegs in Abrede stellen läßt. — Seidl gehört unseres Bedünkens zu den hervorragendsten lyrischen Dichtern Deutschlands; der hochnothpeinliche Areopagus am Rhein und an der Spree hat, wiewohl für Verdienste in Oesterreich meistens schwer zugänglich, dieß Geständniß zu Recht erkannt und das neueste Product des Dichters, seine „Bisolien“ nämlich, werden hoffentlich jenem Eindrucke keinen Abbruch thun; die uns vorliegenden Erzählungen haben aber gerade dadurch einen viel schwierigeren Standpunct erhalten, — man benennt sich schwer zu handbackenem Brote, wenn man eben an einer mit Nectar und Ambrosia besetzten Tafel schwelgte! — Einiger Maßen verändert sich die Sache, wenn man die Bestimmung der Georginen für „Frauen“ in Erwägung zieht. Das schöne Geschlecht liebt Erzählungen (oder sollte doch sie lieben!), in welchen Facta aus dem Leben, in ansprechender unprätenziöser Schilderung vorgeführt, auf eine sinnige, moralische Tendenz gestützt, dargestellt werden; von diesem Gesichtspuncte aus erfüllt die Sammlung vollkommen ihren Zweck; sie wird erheitern, stellenweise ergreifen und einen wohlthuenden Bodensatz ausscheiden: Selbsterkenntniß, die Gefährtin aller Moral in Beispielen; insbesondere hat das Buch den großen Vorzug, daß es jüngeren Lesern, für welche heut zu Tage so bedauerlich wenig geschrieben wird, mit voller Beruhigung in die Hände gegeben werden kann. — Welcher von den sieben epischen Aufsätzen, um nun auf Einzelnheiten überzugehen, aus denen die Sammlung besteht, am gelungensten sey, fällt uns schwer zu entscheiden; „Therese“ und „Allydia“ scheinen jedoch in Anlage und Haltung das Interesse am lebhaftesten zu erregen; die Katastrophe der zuerst genannten Erzählung gewährt einen um so wirksameren Moment, als derselbe mit ungemeiner Kunstlosigkeit vorbereitet ist. Großen Theils bleibt in der Erfindung und im Leben der Handlung Einiges zu wünschen übrig, auch scheint die Reflexion bisweilen der tieferen Bedeutung zu entbehren, wie auch manche Staffage zu fast ungebührlicher Breite aufwuchert und zuweilen ein Anstrich von Gemachtheit auftaucht; wenn man jedoch einmal die rechte Stimmung zu Erzählungen und die eigentliche Ansicht über dieselben gewonnen hat, mag man sich recht herzlich an ihnen freuen und ihnen einen weitumfassenden Lesekreis gönnen. Uebrigens sind diese Arbeiten bereits mehrfältig, da sie in Almanachen und Zeitschriften gedruckt erschienen, ehrend gewürdigt worden; ihre gesammelte Herausgabe wird daher vielen Wünschen entgegenkommen. Eine anspruchslose, sittlich geartete und mit Fleiß gearbeitete Lectüre findet immer ihre Freunde; Seidl's „Georginen“ werden solchen Gönner nicht entbehren und deren Aufsuchme wird ihm ein Sporn seyn zu kräftigem, unverdrossenem Wirken, welches für die vaterländische Kunst allzu wichtig ist, als daß man nicht mit eifersüchtig-liebendem Blicke jede seiner Flügelproben beachten sollte. — Die Auflage des Buches ist recht gefällig.

G. Straube.

Dramatisches und Lyrisches von Leo v. Walthen. Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835. 190 S. 8.

Nemo propheta in patria. So ist in dieser Sammlung ein Gedicht überschrieben, das der Verfasser vorahnend gedichtet zu haben scheint; denn mit dieser Sammlung tritt uns ein nicht unbekanntes vaterländisches Talent unter neuem Namen (warum?) entgegen; seit einem Jahre ist die Sammlung erschienen, in ausländischen Zeitschriften günstig besprochen und noch hat keine inländische ihrer erwähnt.

So mehrt sich stets die Zahl österreichischer Poeten, und wenn man in einem Blatte bei Beurtheilung von Vogl's lyrischen Blättern Rückert (hört!) unter österreichischen Dichtern aufgezählt findet und die Namen (wie reden von Lyrik) Bauernfeld (dessen Sammlung jetzt erscheint), Braunthal, Ebert, Frankl, Feuchtersleben, Leitner, Manfred, Schleifer, Schumacher, Zedlitz u. s. w. (Lenau und Seidl waren genannt) übergangen sieht, so wird man sich wahrscheinlich über die Kenntniß des Recensenten nicht sehr wundern, wohl aber, wenn man die Definition über Lyrik liest: „Wenn ich Jemanden, der nicht Aesthetiker, den Begriff von Lyrik wenigstens faßlich machen wollte (hört!), so möchte ich Lyrik „Liebe“ nennen (Gemurmel) eine Liebe zur Liebe (man muß Stillschweigen gebiethen) zur Natur der belebtgedachten.“ (Gelächter.)

Doch zu Walthen! In dreifacher Gestalt erscheint der Verfasser vor uns: In dramatischer (mit einem Trauerspiele, die Tempelherrn), in epischer (mit einem Romanzenkranze, der Cid) und in lyrischer (mit Liedern der Liebe, mit Naturbildern und vermischten Gedichten). Mit Liebe verweilen wir bei der Abtheilung des Lyrischen, weil wir hier das Talent des Verfassers am schönsten entwickelt glauben und wir das Dramatische und Epische nur dann bedeutend finden, wenn das lyrische Element drin rege wird. In

Digitized by Google

diesem aber begegnen wir einem gesunden Gemüthe, das in bald lieblicher, bald kräftiger Saugesweise sich entfaltet; Klarheit des Gedankens und schöne Vollendung der Form gehen Hand in Hand. Zu den gelungensten zählen wir die Lieder der Liebe, müssen aber die kleine Zahl bedauern, indem sie kein ganzes Bild des Zustandes im Dichter zeichnen und uns die interessantesten Momente vorenthalten zu seyn scheinen. Als Beispiel dieser Abtheilung:

Liebesglück.

Sie wandte sich zu mir mit holder Miene,
Es war, als ob die Sonne gold'ner schiene!

Sie sprach zu mir mit schmeichelnd süßen Tönen,
Es war, als wollten Himmel sich verschönen.

Die weiße Hand ward roth von meinem Kusse,
Es war, als schwankten Welten im Genusse!

Der Wonne Becher sah ich überschäumen,
Mir war, als würde Leben all mein Träumen!

Aus den Naturbildern:

Sommernacht.

In dieser schwülen Nacht,
So weit sich wölbt der Himmel,
Aus wolkigem Gewimmel
Ein einzig Sternchen lacht.

So bent das spröde Glück
Für tausend bitt're Stunden,
Für tausend schwere Wunden
Uns einen Liebesblick!

So wenig nur aus dem vielen Guten.

Unter den vermischten Gedichten finden wir einige, die durch glücklichen Humor sehr ansprechen.

Wenn wir uns nicht für das Dramatische unsers Dichters aussprechen; so gilt das nicht einer verfehlten Zeichnung der Charaktere, einer wirkungslosen Folge der Scenen, die manches Lob ansprechen dürften, als vielmehr dem Stoffe, der uns zweimal nicht bedeutend genug erscheint. Einmal in Betracht der Tempelherrn. Es handelt sich um die Liebesangelegenheit eines Templers, einer unbedeutenden Anmerkung auf dem großen Blatte, das diesem Orden in der Weltgeschichte gewidmet ist; und ferner dünkt uns der nun einmal so gewählte Stoff nicht geeignet, in vorliegender Composition das Tragische mit seinen dunklen Seelenschauern und seiner jenseitigen Morgenröthe zur Anschauung zu bringen.

Unter dem Epischen bezeichnen wir als eigenthümlich den Hindukrieger und die Indianische Bestattung.

Die Ausstattung ist eine sehr freundliche, wie überhaupt die Brodhag'sche Buchhandlung sich um österreichische Poeten durch schöne Ausgaben (neuerlich durch die Duftkörner von Hammer-Purgstall und Frankl's Colombo) sehr verdient macht.

L...

Notizen.

Die kaiserliche Akademie zu Petersburg besitzt einen 1006 Seiten starken Foliobaud von dem bekannten Historiographen Gerh. Fr. Müller, Materialien zur Geschichte dieser Akademie bis zum Jahre 1742 enthaltend. Der Verfasser kam 1725 als Adjunct zur Akademie und war eine Zeit lang Secretär derselben. Während seiner Reise nach Sibirien flug er an, alles über die Akademie und das Personal derselben ihm Bekannte zu Papier zu bringen und der Akademie zuzusenden. Diese Mittheilungen beginnen mit dem 17. Jänner 1733 und schließen mit Müller's Tode, der den 11. October 1785 erfolgte.

Madame Louise de Constant hat so eben einen Roman: „Deux Femmes," herausgegeben, der von dem Talente der Verfasserin, einer Schwester des Benjamin Constant, sehr vortheilhaft zeugt. Nodier führt in einer geistreichen Vorrede die neue Schriftstellerin beim Publikum ein.

Zu den bedeutenderen Schriften, die im vergangenen Jahre deutscher Fleiß zu Tage gefördert, gehört J. L. Georg's Darstellung der ältesten jüdischen Feste mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch, welche bei Schroeder in Berlin erschienen ist. Schade, daß der Verfasser, dem Allegorisiren und Symbolisiren jüdischer Gebräuche zu sehr abgeneigt, sich rein nur an die Anschauung der Natur und der natürlichen Verhältnisse zu halten suchte; dadurch hat seine Entwicklung einen zu nüchternen und naiven Charakter erhalten und manche wichtige Fragen blieben ganz unberührt. Uebrigens sind in der neuesten Zeit von verschiedenen Seiten her eine Menge neuer oder halbneuer Gedanken über die religiös-sittliche Entwickelung der Hebräer in Umlauf gesetzt, die man einstweilen wirken und sich selbst Bahn brechen lassen muß; der Verfasser hat dazu einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert und wird sich gewiß der Beachtung, wenn auch nicht durchwegs der Billigung der Einsichtsvollen zu erfreuen haben.

— m —

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

60. Mittwoch, den 27. Juli **1836.**

Die ältesten Denkmäler der deutschen Sprache.

Ein literarhistorischer Versuch.

(Fortsetzung.)

V. Altsächsische Beschwörungsformeln.

Die sogenannten altsächsischen Beschwörungsformeln in einem Wiener-Codex mitten unter anderen lateinischen Segnungen sind zu unbedeutend, um als Sprachdenkmal einen eigenen Werth zu haben. Als Dokument zur Geschichte des Aberglaubens und noch mehr als Ueberrest einer gewiß noch heidnischen Zauberformel, die hier nur schlecht christianisirt ist, haben sie aber im Zusammenhange mit älteren und neuen Bannsprüchen, wie sie im Anhange zu J. Grimm's Mythologie p. CXXXV stehen, eine nicht zu übersehende Bedeutung.

---

b. Gereimte Dichtungen.

I. Ottfrids Christ.

Unter den althochdeutschen gereimten Dichtungen, die auf uns gekommen sind, stoßen wir sogleich auf ein, der altsächsischen Evangelienharmonie ganz an die Seite zu stellendes Sprachdenkmal, welches zugleich eines der umfangreichsten und bedeutendsten unseres ganzen Vorrathes ist, wir meinen die Christiade des Weißenburger-Mönches Ottfrid aus der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts.

Der Sponheimer-Abt, Johann Trithemius, vertraute mit der Literatur des Mittelalters als irgend ein Gelehrter vor und nach ihm, und noch im Besitze von Schätzen, die seitdem spurlos verschwunden sind, wie denn die sogenannte Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften und die darauf folgenden Jahrhunderte schulgelehrter Betriebsamkeit in Deutschland vielleicht mehr zerstöret haben, als die sogenannte Barbarei des Mittelalters zu vernichten im Stande war, ist der erste, der in seinem im Jahre 1494 gedruckten Catalogus Scriptorum Ecclesiasticorum unseres Dichters erwähnt und seine Zeit richtig bestimmt, nur daß er aus Mangel an Sprachkenntniß von den Ueberschriften der einzelnen Capitel der Christiade, wie er sie in seiner Handschrift vorfand, aus dem einen Gedichte neun verschiedene Werke macht. Die wichtige, wenn auch nicht richtige Nachricht des Trithemius über eine solche Anzahl deutscher Dichtungen blieb von seinen Zeitgenossen unbeachtet, obgleich sich gerade unter ihnen mehr als einer befand, dem man Sinn für vaterländische Sprachdenkmäler zutrauen darf, wenn auch die damals so mangelhafte philologische Bildung, die in dem Mechanismus lateinischer, kaum griechischer Grammatik erstickte, allerdings die Behandlung eines deutschen Gedichtes aus dem neunten Jahrhunderte zu einem wenig einladenden Gegenstande machen mußte.

Beatus Rhenanus, der fast vierzig Jahre später als Trithem, zuerst des Dichters Namen wieder genannt hatte, in der Freisinger-Dombibliothek vergeblich nach den verlorenen Dekaden des Livius suchte, fand statt dieser ein uraltes deutsches Evangelienbuch, über dessen Verfasser, da ihm Teitheims Angabe entgangen war, und die Handschrift selbst keine Andeutung gab, er im Zweifel blieb. Nichts desto weniger theilt er in seinen 1430 zu Basel erschienenen Rerum Germanicarum libris einzelne Stellen, namentlich die später noch zu erwähnende Schlußscheift an den Bischof Waldo mit, welche noch lange die einzigen Proben des Dichters blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasie- und Thierstücke von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Tendler. 1836. 160 S. 8.

Wer sich bloß an die Oberfläche der Dichtungen Braunthals hielte, würde sagen: ein reflektirender Dichter! — Doch nein, mit einem so kargen, dürftigen Worte sind die Produktionen seiner Muse nicht abzufertigen. Wer könnte diese Blätter durchlesen, ohne daß ein Laut des Schmerzes an sein Ohr und Herz dränge, der Laut eines tiefgefühlten, in's Leben schneidenden Schmerzes. Eine feingebildete Natur tritt mit dem Bewußtseyn ihrer Ansprüche in's Leben, und fordert Befriedigung für den Geist, Zartgefühl für das Herz — an die ganze Fülle und Tiefe der Natur und der Gesellschaft lautet der Schuldbrief, der ihm mitgegeben ward.

Es besteht ein alter Gegensatz zwischen dem praktischen Welt-

Digitized by Google

sinn und dem von Gott ausgehenden Dichtergeiste. Wer ihren Kampf in einer Menschennatur verständlich zu schauen, wer die mächtigen Gegner in dem Gefäße eines einzigen Daseyns zusammengedrängt zu sehen begehrt, dem wird in Braunthals Dichtungen Genüge. Zwar haben die Erfahrungen des Lebens beide Parteien schon etwas geschwächtigt. Jede fühlt, daß sie mit einer mächtigen Gegnerin zu thun hat — jede fühlt, daß sie aus jedem neuen Kampfe neue Wunden davon getragen, und so stehen sie einander wohl feindselig, doch zurückhaltend gegenüber, ohne die endliche Entscheidung zu hoffen, ohne die Versöhnung zu wünschen.

Jede macht sich aphoristisch Luft. Die Phantasie- und Thierstücke sind ein ganzer Band poetischer Aphorismen. Es sind nicht die Spiele des Witzes, nicht die harmlosen Nachklänge gemüthlicher Laune, es sind die Ausbrüche eines nie befriedigten, ungeduldigen Herzens, dessen einzige Ruhe zuweilen — in einem wehmüthigen Rückblicke in die Vergangenheit besteht. Aber je gewaltiger das Verlangen des Dichters gegen seine Kerkerwände stürmt, je schmerzlicher es jener Unendlichkeit entgegenringt, in der es sich heimisch fühlte, wäre sie nur erreichbar, desto unverhohlener weist es der Weltsinn mit seinem ironischen Lächeln, mit seinen sarkastischen Wahrheiten zurück. — Darum hat Braunthals Gedanke — etwas bitter Praktisches. Der Dichter zeigt, daß er in der Form Ungewöhnliches leisten könne, die Glätte befriedigt ihn aber nicht. Er stürmt jetzt, und lächelt gleich wieder über seine Ungeduld; er spottet und verstikt gleich wieder in einen wehmüthigen Traum.

Wir wollen mit dieser Schilderung inneren Widerstreits in der Seele, nur den echten subjectiven Dichter charakterisiren und dabei nicht vergessen, daß Braunthals Subjectivität immer eine bemerkenswerthe, eine geistreiche bleibt. Vergessen wir nicht, daß ihr eine vielseitige Ausbildung, eine reich begabte Natur, eine nicht gewöhnliche Tiefe der Erregung zu Grunde liegt. Vielleicht ließe es sich behaupten, daß etwas Aehnliches in der Seele eines jeden echten Dichters vorgehen muß. Ungewitter besuchten die Erde, der Schmerz den Dichter; — in Gottes Hand aber ist Ruh' und Meisterschaft.

Der angeführte Band enthält: 1. Ein Band Federn, oder der Federnbund. 2. Ein Märchen: Der papierene Stiefel in fünf Abenteuern, das treffich gedacht, in der Form aber wohl etwas allzukühn behandelt ist. Die Geschichte ist die reinste Wahrheit. 3. Lieder. Wir geben den Zunftliedern den Vorzug. 4. Fresken, unter welchen „der Dichter und der Zeitgeist" und das schöne Gedicht: „Ebm" ganz besonders anziehen. 5. Seebilder. 6. Thierstücke, in denen sich echter Dichtersinn, kräftige Lebenswahrheit ausspricht.

Es liegt in diesem Buche manches schöne Goldkörnlein mitunter in unscheinbarer Wiege, wie es dem Leser nicht entgehen wird. Es beurkundet Kraft und inneres Leben, und der Dichter hat den Zweck geistiger Erregung nicht verfehlt. Ja, mich dünkt, ich sah auch Sonnenblicke aus den Wolken dämmern; das Ende des Tages wird uns lehren, ob man sie dem Aufgange oder dem Untergange dankt.

A. Schumacher.

Gedichte von Hiazinth von Schulheim. Graz, Damian und Sorge, 1836. 143 S. 8.

Wir werden kaum irren, wenn wir den Dichter, welcher uns auch dem Namen nach mit vorliegender Sammlung zum ersten Male entgegentritt, als noch sehr jung bezeichnen; — gewiß ist es, daß wir auf jeder Seite des Büchleins daran erinnert wurden, und am Schlusse seufzend an das so oft ausgesprochene nonum prematur in annum dachten. Wie viele an und für sich gute Talente haben sich nicht durch allzu frühzeitiges selbstständiges Auftreten für immer den einzig wahren Weg zum Tempel der Kunst verleidet! Die Kritik darf und soll ermuntern, wo sie — Keime findet; allein sie muß, so hart es ihr auch fallen sollte, das Unreife eben so wie das Verwerfliche zurückweisen. Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß die gegenwärtigen Gedichte einige Anlage verrathen; Bedeutendes durch Idee oder poetische Auffassung ist uns indessen selbst in Keimen nirgends aufgefallen, und die große Unbehülflichkeit in Form und Ausdruck erscheint zu überwiegend, als daß ein Paar guter Verse Entschädigung bieten könnten, oder die vielen Mißtöne vergessen ließen. Wo übrigens Strophen, wie:

Doch du vielleicht aus Allen
Hast einen nur erwählt,
Der auch von dir am Altar
Die Hand und Ring erhält,

eben nicht zu den seltenen oder schlechtesten gehören, mag es am Ende wohl auch Niemand befremden, wenn die Kritik zweifelt, ob sie zum Fortfahren aneifern, oder davon abrathen soll. W.

Neues System der Chemie. Zum Leitfaden eines geregelten Studiums dieser Wissenschaft bearbeitet von P. T. Meißner, ordentlichem öffentlichen Professor der Chemie am k. k. polytechnischen Institute in Wien und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erster Band. System der Chemie. Chemie der nicht metallischen Stoffe. XX und 764 S. Zweyter Band. Chemie der metallischen Stoffe. Mit einer litographirten Tafel. VIII und 775 S. 8. Wien, in der Buchhandlung der Witwe des seligen Ritters J. G. v. Mösle. 1835 und 1836.

Wie groß auch von vorn herein die Erwartungen seyn mögen, die jeder nur einiger Maßen Kundige der Naturwissen-

Digitized by Google

schaften überhaupt und der Chemie insbesondere von einem Werke hegen kann, das zur Aufschrift die gewichtigen Worte: „Neues System“ trägt, und wie verdächtig in unserer Zeit diese Worte geworden sind, so dürften doch einige der neuen Ansichten dieses so reichen Werkes, einige seiner Widerstrebungen und Widerlegungen der jetzt herrschenden Hypothesen hier aufgezeichnet, geeignet seyn, zu zeigen, daß das Werk mit Recht seinen Titel führet, und dieß dürfte um so mehr in einem Blatte geschehen, das Beobachtung, Beurtheilung und Anerkennung des wissenschaftlichen Strebens im Vaterlande unter die Hauptzwecke seines Wirkens rechnet, und zugleich auch die Leser um so mehr beschäftigen, als das Werk von einem Manne kommt, der nicht allein durch theoretische Speculationen, sondern auch durch praktische Nutzanwendung derselben, selbst im größeren Publikum, bekannt und geachtet ist. Wir erwähnen nur seiner „Aräometrie“ und „Heizung mit erwärmter Luft.“ In so fern nun das vorliegende Werk des Herrn Professors den Schlüssel zu den meisten und wichtigsten Erscheinungen der Körperwelt gibt, müssen wir es als eine höchst beachtenswerthe Erscheinung willkommen heißen, ohne daß wir deßhalb Alles für unumstößlich wahr ansehen, noch jede weitere Forschung über dieselben Gegenstände für überflüssig halten möchten.

Der Raum dieser Blätter gestattet indessen eben so wenig eine umfassende Kritik desselben, als eine genau an einander hängende Aufzählung seiner Theorien; wir müssen uns begnügen, auf jene Stellen hinzuweisen, welche die Theorien bisher unerklärter Phänomene liefern, oder die Widerlegung verfehlter Theorien der jetzt herrschenden Schule darbieten, kurz wodurch sich das Werk als „Neues System“ manifestirt; alles übrige, schon anderswo Erklärte oder mit anderen Lehrbüchern Uebereinstimmende übergehen. Der Ruf übrigens und der Name des Verf. ist ein so durchaus ehrenwerther, und seine Stellung eine so günstige, um die Wahrheit zu erfahren, daß seine Ansichten ein sehr großes Gewicht haben müssen.

Der erste Band zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, wovon die erste nach einer kurzen Einleitung auf 168 S. das System der Chemie enthält. Schon hier trifft man viel Neues und Verbessertes an. Vor Allem tritt uns die Vereinfachung und Concentrirung der stöchiometrischen Gesetze in vier Hauptgesetze entgegen. Dann folgt die Eintheilung der chemischen Verbindungen in die des ersten Grades oder energisch-chemische, und in die des zweyten Grades. Der Verfasser zeigt im Laufe seines Werkes mit überraschender Consequenz, daß viele, ja die meisten Irrthümer der chemischen Lehrbücher verschwinden müßten, wenn diese Gesetze der dualistischen Verbindungen überall streng beobachtet würden. Hierauf folgt die Aufzählung der Aräoide, wie er die von anderen Chemikern Elementar- oder unzerlegte Stoffe genannten Körper nennt. Auch viele der bei der näheren Erklärung der Verbindungsstufen vorkommenden und in den folgenden Monographien der Stoffe gebrauchten Bezeichnungen und Benennungen der Stoffe und ihrer Verbindungen sind neu und mit vieler Consequenz abgefaßt, müssen aber von dem Studirenden bei ihrer starken Abweichung von der gangbaren Nomenclatur nicht einseitig aufgefaßt werden. Bei der Verwandtschaftslehre nennt der Verfasser die des zweiten Grades atmosphärenbildende Verwandtschaft, eine Bezeichnung, die uns äußerst gelungen scheint. Sie bildet die Basis, worauf das Lehrgebäude vom Magnetismus, den beiden Elektricitäten, dem Lichte und theilweise der Wärme gebaut wurde. Beim »chemischen Prozesse« bemerken wir die sinnreich abgefaßten Schemate der Prozesse.

Die zweite Hauptabtheilung enthält die specielle Chemie oder Monographie jedes einzelnen Stoffes und zwar der nicht metallischen. Ganz neu erscheint die Aufnahme des Wärmestoffes, Aräon genannt, in die Reihe vollständig abgehandelter Körper, ausgeführt durch die Verbindungen des ersten wie des zweiten Grades. Ein Stoff oder eine Ursache, deren Wirkung so allgemein eingreifend in allen chemischen Prozessen erscheint, wird hier seiner Wichtigkeit vollkommen angemessen behandelt. Auf Einzelnes hier einzugehen, ist nicht unser Beruf. Wir lernen, vom Geiste des Verfassers geleitet, den Wärmestoff als einen äußerst subtilen, nur dem Gefühle wahrnehmbaren, alle Räume erfüllenden Körper kennen. Besonders beachtenswerth sind die Abhandlungen über die Wärmecapacität, über die Darstellung des Wärmestoffes, über die Reflexion desselben, über die plötzliche Schmelzung krystallinischer Körper, über den Siedepunct, über einige Erscheinungen beim Gefrieren der Körper und über die Functionen des Wärmestoffes in der Natur. Die dabei angeführten Experimente sind theils von dem Verfasser erfundene, theils von anderen großen Naturforschern entlehnte, aber die ihnen zur Seite stehende, neue, vollständige und scharfsinnige Erklärung wird jedem unbefangenen Leser das volle Gewicht dieser Wärmelehre und den großen Einfluß derselben auf Wissenschaft und technische Anwendung erkennen lassen.

Eben so scharf, neu und bedeutend tritt der Verfasser in der Monographie des Oxygens (Sauerstoff) auf, und zwar auf doppelte Weise, indem er zuerst die Lavoisier'sche Erklärung des Verbrennungsprozesses, wodurch nämlich jede Verbrennung als eine Oxydation des verbrennenden Körpers angesehen und zu jeder Verbrennung Oxygen als Hauptagens bedingt wird, wieder zu Ehren bringt und die elektro-chemische Verbrennungstheorie verwirft, und zweitens Magnetismus, beide Elektricitäten und das Licht als Verbindungen des Wärmestoffes mit Oxygen ansieht, so daß das magnetische Fluidum bei gleichem Oxygengehalte am wenigsten, das Licht, und zwar der rothe Strahl, am meisten Wärmestoff enthält. Die drei ersten dieser hypothetischen Verbindungen sind mit

Digitized by Google

vieler Klarheit, Scharfsinn und Consequenz erörtert. Wir machen besonders auf S. 291, 295, 301, 303, 351—354, 398 u. s. w. aufmerksam. Die schwächste Partie des Werkes scheint uns die Monographie über das Licht zu seyn. Diesem einflußreichen, vielumfassenden und höchst wichtigen Agens wird nicht nur der kleinste Raum und die wenigsten Experimente zugemessen, sondern wir finden auch nicht dieselbe Schärfe, Vollständigkeit und überwiegende Belehrung, wohl aber manche nicht ganz klare und kurz hingestellte Behauptung.

In der Monographie des Hydrogens (Wasserstoff) erscheint S. 456 eine interessante Erklärung des Wetterleuchtens und des Donners. S. 477 eine scharfe Bemerkung über das Krystallwasser. Was S. 479 bei den Functionen des Wassers über die Veränderung des Erdballs und der Erdachse vorkommt, ist nicht ganz neu und zu einseitig aufgefaßt.

S. 495 wird das von andern Chemikern als einfacher Stoff angesehene Stickgas als eine Verbindung aus Oxygen und Azot angenommen und Azotsuboxydul genannt. S. 506 bezeichnet der Verfasser die atmosphärische Luft als eine Verbindung von Azotoxydul, Suboxydul, und zwar als chemische Verbindung, nicht als mechanisches Gemenge von Stickgas und Oxygengas. Seine Gründe sind treffend. Schon der Umstand, daß sich die atmosphärische Luft trotz der immerwährenden Zersetzung derselben, in allen Zonen, Tiefen, Höhen und Jahrszeiten von einer gleichen Zusammensetzung findet, ist überwiegend. Deutschlands größter Philosoph, Schelling, nennt in seinem, vor mehr als 30 Jahren erschienenen Werke: »Ueber die Weltseelen« die Annahme der atmosphärischen Luft als mechanisches Gemenge »einen armseligen Behelf unserer Unwissenheit.«

Bei der Darstellung des Fluor, Murium, Brom und Jod tritt der Verfasser ziemlich hitzig in die Schranken gegen die chloristische Theorie. Daß seine Theorie der Analogie und der Atomenlehre mehr zusagt, wird jeder unbefangene Leser bald einsehen. Aber die Gegner haben die Ausbreitung ihrer Theorie durch ganz Europa und die gleiche Vollständigkeit ihrer Erklärungen für sich, und so wird der Verfasser, wenn nicht ein glücklicher Zufall oder eine geniale Erfindung einen dieser Stoffe zerlegt, noch lange einen schweren Stand haben.

In den Monographien der Stoffe Carbon, Phosphor, Schwefel und Selen tritt er mit der Behauptung auf, die oberwähnten Stoffe wären auch Verbindungen aus einem noch nicht isolirt dargestellten Stoffe und Oxygen. S. 703 und 711 kommen treffliche Bemerkungen über Schwefelsalze und Schwefelmetalle vor. Nicht nur hier, sondern auch bei manchen anderen Gelegenheiten weist der Verfasser mit vielem Geschicke auf Analogien hin — Analogien, deren Bedeutung für sein theilweise regenerirtes, theilweise neues System nicht zu verkennen ist. Ohne nun weiter darauf einzugehen, können wir uns einer allgemeinen Bemerkung nicht enthalten. Nachdem die chloristische Theorie und Elektro-Chemie unter den europäischen Gelehrten allgemein herrschend geworden, ist man ohne Zweifel darüber einig, daß dieses Werk der Art ist, daß es nicht wohl zu entschuldigen seyn wird. Eine andere Frage ist es, ob nicht eben dieß beweise, daß der Druck der Meinung, der in dieser Hinsicht auf den Naturwissenschaften und besonders der Chemie lastet, sehr arg seyn muß. Der Verfasser hat uns wenigstens in der Aussicht bestärkt, daß alle die gelehrten Tiraden und verrenkten Erklärungen, z. B. der Isomerismus und Isomorphismus u. s. w. nichts sind, und der Wissenschaft mehr schaden als nützen.

Der zweite Band enthält die Monographien der Metalloide und Metalle und schließt sich den Analogien des ersten Bandes vollkommen an. Wir heben als besonders heraus S. 201, 424, 497 und 625. Als Anhang ist eine ausführliche Beschreibung und Abbildung des Tafelapparts nebst einigen anderen Tafeln beigegeben.

Die Form, daß die Stoffe immer nach ihren Zusammensetzungsstufen dargestellt werden, und die Darstellung selbst ist meisterhaft.

So mag ein leichter Umriß des Werkes hinreichen, um einen Begriff von der Wichtigkeit desselben zu geben. Auf eine weitere Betrachtung dessen, was die Erscheinung dieses Werkes bewirken wird, können wir uns begreiflicher Weise nicht einlassen. Die Möglichkeit, daß das Werk bei denjenigen, die eine Stimme in dieser Wissenschaft führen, eine Erkenntniß der Wahrheit, und eine angemessene Anerkennung hervorrufen könnte, dürfen wir natürlich nur gering anschlagen. Oder sollte man sich nicht vereinigen können?

Dr. Otto v. Müller.

Notizen.

Henri Twining's eben erschienene »Voyage en Norrège et en Suede,« mit 18 Steindrücken, wird von französischen Blättern sehr gerühmt, um so mehr, als sie auch dankbar anerkennen, daß ihre Literatur bis jetzt noch kein Werk besitze, in welchem eine genaue Beschreibung des so romantischen Norwegens enthalten wäre.

Zu den »Gedichten in Obersächsischer Bauernmundart von L. Döring« (Leipzig 1835) scheinen größtentheils die bekannten österreichischen Castelli's Vorbilder gewesen zu seyn; jedenfalls stehen sie aber diesen an Humor und Frische bei weitem nach.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

61. Sonnabend, den 30. Juli 1836.

Oesterreich unter K. Albrecht dem Zweiten. Von Franz Kurz, reg. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. Zwei Bände. Wien, Kupffer und Singer. 1835. 8.

Mit vorliegendem Werke nimmt der hochwürdige Herr Verfasser, der mehr als drei Decennien unermüdet für vaterländische Geschichtsforschung gestrebt und gewirkt hat, Abschied von dem literarischen Leben. „Ich befinde mich," heißt es in der Vorerinnerung, „nun am Ziele, das ich mir vor vielen Jahren zwar gesteckt habe, aber nicht zu erreichen fürchtete, denn der Hindernisse hat es gar mancherlei gegeben. Dem Himmel sey gedankt, der mich das erwünschte Ende meiner langwierigen Arbeit hat erleben lassen." Zwei Eindrücke dürften zunächst bei diesen schlichten Worten in jedem Freunde vaterländischer Geschichte hervortreten: tiefes Bedauern über das Abtreten einer so reichen Wirksamkeit, und dankbare Erinnerung an die vielen und großen Leistungen, an die unberechenbaren Verdienste des Patriarchen unserer Historiker. Abgesehen von mehreren einzelnen fruchtbaren Untersuchungen, die in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienen sind, wer kennt nicht die Reihe umfangsreicher Arbeiten, durch welche die österreichischen Zustände von der Regierungszeit Ottokar's, des Böhmenkönigs, bis auf K. Maximilian I. mit so unzähligen neuen Daten bereichert, und ältere von einem wahrhaft kritischen Scharfblicke beleuchtet worden sind? Doch wir wollen den hochverehrten Herrn Verfasser selbst darüber hören: „Ueber die Absicht," fähret er in der bereits citirten Vorerinnerung fort; „die ich dabei im Auge hatte, habe ich mich öfter schon deutlich ausgesprochen. Ich wollte die Kenntniß der vaterländischen Geschichte unter meinen Landsleuten allenthalben mehr verbreiten, und zugleich dem Manne, der uns einmal eine allgemeine Geschichte Oesterreichs liefern wird, das schwere, aber auch höchst rühmliche Unternehmen durch die Bearbeitung specieller Regentengeschichten erleichtern. Diese gestatten eine größere Weitläufigkeit, die in's Einzelne geht, und eben dadurch wird den Liebhabern der Geschichte das Lesen erleichtert, und ihre Wißbegierde mehr befriedigt. Für den künftigen Livius und Tacitus Oesterreichs wünschte ich eine neue Quelle zu eröffnen, aus welcher er mit geringerer Mühe nach Bedarf und Ermessen schöpfen könnte. Um diesen meinen Wunsch nach Möglichkeit in Erfüllung zu bringen, sammelte ich eine lange Zeit hindurch in der Nähe und in weiter Ferne viele hunderte noch unbekannter Urkunden, brachte sie mit den Erzählungen der alten Historiker in Verbindung, und ergänzte und berichtigte sie, wenn ihr Vorgeben mangelhaft oder irrig befunden worden. Das sehr gemischte Lesepublikum, für das ich geschrieben habe, und die zweifache Absicht, die ich zu erreichen suchte, legten mir die Verpflichtung auf, beiden Theilen, sowohl den bloßen Liebhabern der vaterländischen Geschichte, als auch den in diesem Fache bewanderten Männern nach Thunlichkeit Genüge zu leisten. Finden jene in meinen Büchern eine lehrreiche Unterhaltung, und diese eine neu aufgedeckte Quelle zu ihrem Bedarfe; so habe ich nicht vergebens gearbeitet und finde mich reichlich belohnt."

Es bedarf wohl nicht erst unserer Bestätigung, in welch hohem Grade beide Zwecke erreicht worden sind, und wie ganz insbesondere für den künftigen Geschichtschreiber der Habsburger von K. Rudolph I. bis K. Maximilian I. nur noch wenige Schwierigkeiten zu überwinden seyn dürften. Wir sagen mit Bedacht „der Habsburger;" denn zu einer österreichischen Geschichte bleibt wohl noch Manches zu thun übrig, zunächst, wenn man die sittliche und intellectuelle Entwicklung des Volkes in's Auge fassen will. Ob sich übrigens nicht auch diese beiden Richtungen zur Würdigung der Regenten als wesentlich herausstellen, ist eine andere Frage, die wir, wenn sie aufgeworfen würde, aufrichtig gestanden, zu bejahen nicht umhin könnten. — Wer weiß, wie dürftig der genannte Zeitraum vor Kurz bearbeitet worden; und wer in die Leistungen dieses unermüdeten Forschers näher einzugehen berufen ist, der wird eben so dankbar als mit Verwunderung gestehen müssen, daß die neuen Resultate unermeßlich und viele Partien für immer als abgethan zu betrachten sind. Die seltene Thätigkeit indessen, die sich keine unbedeutende Reihe von Regenten zur Aufgabe gestellt, und diese mit außerordentlichem Erfolge gelöst hat, brachte nicht minder in andere Theile unserer Geschichte Licht und Ordnung. Hierher gehören die Werke über die Bauernkriege im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte, den Handel, die ältere Mi-

Digitized by Google

literaversassung, die Landwehre u. s. w. Werke, die durch Umfang und Gehalt gleich ausgezeichnet, überall fühlbaren Bedürfnissen entgegengekommen sind. In der That ein Leben, reich an Steeben, reich an Früchten; unvergänglich in den Jahrbüchern des dankbaren Vaterlandes!

So innig wir wünschten, bei so großen Verdiensten länger verweilen zu können, müssen wir doch hier, des beschränkten Raumes willen, mit diesen kurzen Andeutungen abbrechen und zur Besprechung des angezeigten Werkes übergehen. Was im Allgemeinen von den früheren Arbeiten gilt, leidet auch auf die vorliegende letzte die vollkommenste Anwendung. Viele neue Daten sind zu Tage gefördert worden; der kritische Forscher hat sie mit gewohntem Scharfblicke gesichtet, beleuchtet und geordnet, und die Verarbeitung verräth überall die längst anerkannten Vorzüge. Drei höchst wichtige Erscheinungen aber nehmen zunächst unsere Aufmerksamkeit in vollen Anspruch: die fürstlichen Bruderzwiste mit all dem Unheil, das sie über das Land verbreitet; die Hussitenkämpfe und die Concilien zu Constanz und Basel. Erhalten wir in der ersten ein treues, lebendiges Bild von dem leidenden Zustande Oesterreichs, von den Zerwürfnissen und dem tiefen Verderben, das bis in das Mark des Volkes drang; so ist die Darstellung des Auftretens, der Verbreitung, kurz der Ursachen und Folgen des Hussitenthums von einer Gediegenheit, wie wir sie bisher über denselben Gegenstand noch nirgends fanden. Humane Gesinnung und edle Freimüthigkeit sind die Fackeln, mit welchen die, selbst vielseitig neuen Thatsachen beleuchtet werden. Dieselbe Freimüthigkeit beerseht auch in den Ansichten über die beiden merkwürdigen Concilien, in der Erzählung ihrer Bestrebungen und Resultate; ob sie hier indessen nicht etwa dort und da zu weit gegangen, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Parteilosigkeit ist die Lebensader der Geschichtsschreibung, weil Wahrheit ihre Seele ist; sehr leicht aber gehen wir aus Liebe zu ihr und von unserer Stellung verleitet, weiter, als wir sollten!

Die Wichtigkeit des Buches ergibt sich aus den vielen Beziehungen, in denen Albrecht II. gestanden. Nicht nur die österreichischen, sondern auch die Zustände Ungarns, Böhmens und des deutschen Reiches werden darin erläutert; und Niemand wird es entbehren können, den eines dieser Länder in der betreffenden Epoche zuvörderst interessirt. Die Auflage ist schön; mehrere Druckfehler finden in der Entfernung des Verfassers hinlängliche Entschuldigung. Wir scheiden mit dem herzlichen Wunsche, daß der hochverdiente Nestor vaterländischer Geschichtsforscher noch lange die Freude an den heerlichen Früchten seines Strebens und Wirkens genießen möge.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Palatinae Vindobonensis. Pars I. Codices philologici latini. Digessit Stephanus Endlicher. Vindobonae, apud F. Beck, Universitatis Bibliopolam. 1836. Auch unter dem Titel: Catalogus Codicum philologicorum latinorum etc. etc. VI, 402 S. 4.

Die Verlagshandlung, deren Firma vorliegendes Werk trägt, hat binnen kurzer Zeit mehrere streng wissenschaftliche Werke zu Tage gefördert, und durchgehends mit einer Ausstattung, die eben so schön als solid genannt werden muß — zwei Erscheinungen, welche, um es offen zu gestehen, bei uns wenigstens schon seit vielen Jahren zu den wahren Seltenheiten gehören. Daß solchen Unternehmungen etwas mehr als bloße Spekulation zu Grunde liegen müsse, läßt sich wohl schwer verkennen, um so mehr hielten wir es daher auch für unsere Pflicht, vorerst ein Streben anerkennend zu bezeichnen, das als ein echt vaterländisches sich beurkundet. Wir glauben in der That nicht zu viel zu sagen, wenn wir das vorliegende Werk sowohl durch die Idee der Unternehmung, als auch in seinem äußeren Auftreten zu den größeren der neuesten Zeit rechnen; und schon in dieser Beziehung, abgesehen selbst von dem inneren Werthe, müssen wir ihm jene Theilnahme wünschen, ohne die es einzelnen Privaten nicht möglich wied, an das vorgesteckte Ziel zu kommen. Streng übrigens vom patriotischen Standpuncte ausgehend, wee sollte dessen Vollendung nicht für eine Sache nehmen, die etwa so sehr dem Vaterlande, als dem Verfasser und Herausgeber zur Ehre gereicht? — So viel, oder besser, so wenig von dem Betrachtungen, welche die äußere Erscheinung in uns hervorrief; mehr über den unbedeutenden Zustand unseres Buchhandels, über die Ursachen seines Verfalls, wohin zunächst der Mangel an wissenschaftlicher Bildung der Vorsteher gehört, zu einer andern Zeit.

Zu dem Werke selbst übergehend, beauchen wir wohl nicht erst zu beweisen, welchen großen Nutzen für den Gelehrten tüchtige Verzeichnisse von Handschriften haben. Durch gegenwärtige Arbeit ist zunächst dem Philologen, dem allein schon sehr daran gelegen sein muß, die verschiedenen Codices seiner Classiker kennen zu lerneu, ein außerordentlicher Dienst geleistet, aber auch der Literaturhistoriker wird sie nicht vergebens zu Rathe ziehen. Wir haben z. B. in den kurzen beigefügten Notizen so manche Andeutungen gefunden, welche namentlich zur Gelehrtengeschichte Wien's in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vielfache Aufschlüsse geben. Für die Gediegenheit der Leistung übrigens bürgt die Stellung sowohl, als auch die bewährte Gründlichkeit des Herrn Bearbeiters. Die nächste Veranlassung zur Herausgabe waren Se. Excellenz Graf Moriz von Dietrichstein, unter dessen umsichtsvoller Leitung die Handschriften kürzlich ausgehoben

Digitized by Google

und neu geordnet worden, wodurch sich auch das Bedürfniß nach einem brauchbaren Cataloge immer dringender herausstellte. Wir sind verpflichtet, dankbar diese Vorsorge für das gelehrte Publikum anzuerkennen, eine Vorsorge, die eben so sehr den innigen Antheil an wissenschaftlichen Bestrebungen, als echt humane Gesinnungen beurkundet! Die innere Einrichtung des Catalogs ist dem vorgesteckten Ziele vollkommen entsprechend. Zuerst werden die Codices, deren Zahl auf 432 steigt, genau nach ihrer Materie (Papier oder Pergament), nach ihrem Alter und Umfange bestimmt; hierauf folgen die Titel der einzelnen Werke, die handschriftlichen Auf- und Unterschriften, und wo es nothwendig erschien, auch der Anfang oder eine andere Probe. Schließlich wird, was die Erebnisse (Fata) jedes einzelnen Codex betrifft, bündig genug verzeichnet, wobei freilich geöfterntheils nur die Namen der eingeschriebenen früheren Besitzer, ganz selten aber Nachrichten über die Benützung oder vollständige Herausgabe desselben vorkommen. Bei mehreren ließe sich z. B. nachweisen, daß sie bereits unter K. Maximilian I. zu Wien im Drucke erschienen, oder wenigstens von den fleißigen damals lebenden Philologen Camers, Badian, Fabri, Cuspinian u. s. w. mit Andern verglichen worden sind. Doch lagen solche Nachweisungen, obgleich sie wünschenswerth wären, außer dem Kreise der Aufgabe, den sich der gelehrte Hr. Herausgeber gesteckt hat, und wir haben in jeder Beziehung Ursache, dankbar die Leistung zu verehren, und herzlich zu wünschen, daß die Fortsetzungen so schnell als möglich sich folgen mögen! — Wir hoffen auch dieses um so mehr, weil wie einerseits die feste Ueberzeugung haben, daß ein Unternehmen, das allen Anforderungen entspricht, viele Theilnahme finden werde; andererseits aber glauben, ein Werk von so großem Umfange und wahrhaft wissenschaftlicher Bedeutsamkeit dürfe in keiner Bibliothek fehlen. • • •

Lavaters Physiognomik.

Nichts im Universum ist Willkühr. Stets muß das Gewirkte dem Wirkenden entsprechen, die Erscheinung dem Erscheinenden; — so gewiß, als die ganze Natur Manifestation der göttlichen Idee ist. Und wie der ewige Geist mit typischer Consequenz von Innen nach Außen bildet, so muß der endliche, der nach seinem Bilde geschaffen ist, von Außen nach Innen ihre Spuren verfolgen können. Begränzungen sind die Charakteristik der Individuen, das Resultat ihrer Organisation. — Diese Sätze sind das Fundament aller Physiognomik, unerschütterlich für den Denker, dem Nicht-Denkenden, ja der ganzen Schöpfung, als Instinct eingeboren, in der Anwendung schwierig, bedenklich, einer consequenten Durchführung im Detail, für jetzt, vielleicht für immer, unzugänglich. Der Instinct wirkt im Thiere physiognomisch auf Wahl der Nahrung, des Umgangs u. s. w. Der Mensch ist unter allen Creaturen der ausgesprochenste Gottesgedanke, das bestimmteste Individuum, wo die eingeborne Idee zum Selbstbewußtseyn kommt. An ihm ist das Haupt das Charakteristischeste. Alle diese Sätze kommen auch der Gall'schen Doctrin zu gute; und gewiß hat sie einen eben so tiefen und reellen Grund, als die Lavaters. Aber in der Ausführung hinkt sie noch mehr. Die Zersplitterung und Eintheilung menschlicher Seelenvermögen ist ganz hypothetisch und unpractisch. Herder gab (in den Ideen z. Ph. d. Gesch.) den ersten Impuls für Gall's Lehre; aber der immer das Rechte ahnende Mann verwahrt sich dort schon (1. Bd.) gegen voreilige Folgerungen. Er weiß, „wie wenig sich das unheilbare Werk der Ideenbildung in einzelnen, materiellen Theilen des Gehirnes materiell und zerstreut nachweisen und aufsuchen lasse, und wie Medea die Glieder ihres Bruders hinwarf, die Seele auseinander zu werfen sey. Der Gedanke, dieß auch nur zu erwarten — sind seine Worte — ist mir fremd.“ — Die Physiognomik, Alles in ihren Bereich ziehend, dem Werdenden, dem Bewegten im Menschen sein Recht gestattend, ist schon lebendiger als die Craniosopie. Die fixen Linien (das Profil) nennt Lavater das Kapital; die bewegten Muskeln, das actuelle Colorit u. s. w. nennt er die Interessen. Jenes tritt nach dem Tode wundersam hervor, wenn das Wandelbare seine Rolle ausgespielt hat. Daher auch die, nach dem Sterben wiedererscheinenden Aehnlichkeiten. — Wo Lavater die Kunst in seine Betrachtungen verflicht, da gewahrt man, daß ihm ihr Begriff mangelt. „Natur,“ sagt er, „bildet Alles aus Einem zu Einem; Kunst (soll heißen: Pfuscherei) flickt.“ Lavater bedenkt nicht, daß der Geist des bildenden Künstlers auch Natur ist, und zwar entwickelte, sich ihrer selbst bewußte, mit gesetzlicher Freiheit schaffende. Sobald wir diese Gewißheit aufgeben, geben wir alle Kunst auf, und bleiben ewig Affen der Natur.

Sein Werk verdient übrigens weit mehr gelesen zu werden, als es der Fall ist. Man hat es zur Curiosität gemacht, da es doch im innersten Kern echt ist, und voll lebendiger, fruchtbarer Anschauungen steckt. Worauf neuerdings aufmerksam zu machen, Pflicht eines Stimm-führenden Denkens wäre.

Literarische Aphorismen.

Von Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Aphorismen schreibt entweder Jemand, der auf vereinzelnte, abgerissene Einfälle sich was zu gute thut, und das zeigt von Beschränktheit; oder Jemand, der seine Aussprüche für Orakel hält oder gehalten wissen will, und das zeigt von noch größerer Beschränktheit; — und doch, indem man dieses weiß und sagt — schreibt man Aphorismen. In der That, es sollte doch dem Denkenden so schwer nicht fallen, neben je-

Digitized by Google

nen zwei Fällen viele und günstigere zu erkennen; ja, auf den wunderbaren Wegen menschlichen Denkens, die so schnell von Extrem zu Extrem führen, dahin zu gelangen, daß am Ende das beste Wissen doch nur aphoristisch zu Tage gefördert werden kann; und etwa, daß Ergebnisse irdischen Erkennens nicht mehr wahr sind, wenn sie nicht mehr aphoristisch sind. — Dem sey nun, wie ihm wolle; der Verständig-Billige wird nicht verkennen, daß die Geburten des Momentes (bald Ahnung, bald Wissen, aber immer bedeutend) nicht stets in die Register der Systeme können eingetragen werden; daß die Ruhepuncte der philosophischen Geschichte eines Individuums meist mit Wenigem anzudeuten sind, zu eigener Erinnerung und fremder Belehrung; daß — doch wozu? Ob etwas nothwendig oder willkührlich existire, zeigt sich bald, ohne Für- und Widerrede, an seiner Wirkung.

Oft soll die Menge von Gründen ihre Kraft ersetzen; nach der Analogie: $^1/_2+^1/_2=1$. Doch, wie überall mathematische Gewißheit von lebendiger unendlich verschieden ist, so auch hier. Aus vielem Halbgewissen wird nichts Gewisses. Ungleiche Größen kann man nicht addiren. — Man setzt bei jener Schlußweise dunkel den Satz voraus: »Es gibt nichts Qualitatives; die Qualität eines Ganzen ist nur die Quantität seiner kleinsten Theile.« Ein sehr wichtiger Irrthum, auf dem alle todte, mechanische, atomistische Ansicht von den Dingen beruht.

Im Ganzen genommen, entstehen denn doch alle menschlichen Irrthümer und Entzweiungen aus der Zerspaltung unseres Wesens und unserer Vermögen. In keinem Momente soll Einer ganz Intelligenz, ganz Wille u. s. w., immer soll er ganz Mensch seyn. Hier liegt die Differenz der Philosopheme, der Ansichten. Die echte Weisheit ist ein vollkommener und allseitiger Zustand.

Es ist gewiß, daß zuletzt doch alle Philosophie sich auf Identität reduciet. Ja, der echte Dualismus ist im Grunde identisch mit der Identitätslehre; denn Analyse und Synthese sind eben so Eines und Dasselbe, wie Expansion und Contraction. Wissenschaft ist nur Wissenschaft, wenn sie Eins aus Allem und Alles aus Einem erklären kann; denn nur in ihr ist, wie im Universum, keine Lücke.

Man kann nicht Alles aphoristisch, nicht Alles systematisch sagen.

Wie wenige moderne Werke vermögen uns zu erheitern, zu heben! Ja, viele der verständigsten verwirren uns erst recht. — Aber wie wenig Menschen sind auch jetzt fähig, ein Kunstwerk zu genießen! Die Meisten suchen entweder darin sinnlichen Reiz, oder Stundentäuschung, oder Trost im Schmerz, oder Mitgefühl und Darstellung ihrer Empfindungen, oder einseitige Belehrung; und Alles das muß in einem Kunstwerke nicht gesucht werden. Wer es fassen, genießen will, muß, wenigstens für dieses Moment, frei seyn von Leiden, Wissen und Wollen, ungetheilt, aussichtslos, heiter, Eins und selig, wie die unsterblichen Götter.

Die Alten haben auch in der Philosophie offene Bahn gehabt und sind von den Haupt-Irrthümern der Modernen frei geblieben. Sie brauchten sich von keiner verwickelten Convention, von keiner subjectiven Auctorität, von keiner Ueberlieferung, die der Denkkraft Fesseln anlegte, los zu machen; sie gingen auch hier den einfachen, einzig wahren Weg der natürlichen Gesetzlichkeit. Nur hatten die Glücklichen, stets würdig, ja herrlich umgeben und äußerlich angesprochen, weniger Trieb und Anlaß als wir, »über das Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu spähen;« — und man muß zugeben, daß keiner der Alten diese Objectivität in der Philosophie erreicht hat, als Spinoza. Doch, warum ihn von Jenen unterscheiden? Wenn in Werken des Geistes Zeiten und Länder nichts gelten, und die höhere Uebereinstimmung Alles, so dürfen wir diesen Weisen wohl vor Anderen den Alten beigesellen; ja, er gehört dem Geiste nach vollkommen zu ihnen!

Die Geschichte, wenn sie was bedeuten will, muß von der Kenntniß des Menschen ausgehen: sie muß, wie jede andere Wissenschaft, ihr Object streng scheiden und fest halten. Je mehr eine historische Darstellung aus dem Einzelnen sich entfaltet, das Individuelle würdigt, und dann zusammenfassend in's Große geht, desto mehr Werth hat sie; hierin liegt das Bedeutende der Memoiren ꝛc.; je mehr sie, gleich Anfangs, unter dem Vorwande weiten Ueberblicks, in die Wolken greift, Massen zusammenballt und in's Vage verfällt, desto weniger kann sie uns belehren, fördern. Ein anderes ist der endlich Ueberblick, der resultatartige Vortrag, welcher, nach bestimmten Zwecken geformt, in dem Lehrenden wenigstens die Einsicht in das Einzelne, in die organischen Zellen und Fibern voraussetzt, wie z. B. in Eichhorn's Weltgeschichte, welche mehr ein Geschichts-Ergebniß, ein résumé, als Geschichte ist, und die überall gründliches Verständniß des Ersten und Letzten, des Menschlich-Persönlichen, durchblicken läßt; denn der Mensch ist und bleibt Wurzel, Stamm und Blüthe der Geschichte. — Man könnte sagen, wenn man die Wortspiele liebte, daß alles menschliche Wissen Anthropologie ist; die Philosophie philosophische Anthropologie, die Naturwissenschaft naturwissenschaftliche Anthropologie, — die Geschichte historische Anthropologie u. s. w.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

62. Mittwoch, den 3. August 1836.

Ueber das Lächerliche und Naive.

Von Jg. Zeitteles [1].

In der Erklärung des Begriffes lächerlich waren die Philosophen stets unter einander und oft mit sich selbst uneinig, daher Jean Paul spitzig sagt: »Das Lächerliche wollte von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen gehen — aufgenommen unwillkührlich.« — Aristoteles erklärt das Lächerliche durch einen Fehler oder Uebelstand, der aber schmerzlos und nicht zerstörend seyn darf. Cicero glaubt, es wäre nicht möglich, die Kunst des Lächerlichen in eine Wissenschaft zu bringen, und gibt nur als einen allgemeinen Grundsatz an, daß man über dasjenige lache, was nur Häßlichkeit anzeigt, ohne häßlich zu seyn. Quintilian behauptet: die Ursache des Lächerlichen sey durchaus unerklärlich; Beatin, Eschenburg, Feder, Priestley u. a. meinen, es entstehe aus einem Mißverhältnisse, einer unpassenden Verbindung der Dinge. Moser nennt es Größe ohne Stärke; Büsching etwas Unregelmäßiges, Ungewöhnliches und Unschickliches. Detouches setzt die Ursache des Lachens in die Freude, die nur bei einem Geschöpfe sich äußern kann, welches den Vorzug der Vernunft besitzt, daher auch das Lachen eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur ist. Montesquieu will gar den Hochmuth als den Grund des Lachens annehmen, was eben so einseitig ist, als die Behauptung Shaftsbury's, das Lächerliche sey ein Probierstein des Wahren, unhaltbar. Home, Batteux, Flögel, Eberhard u. a. finden das Wesentlichste des Lächerlichen im Kontraste, und vorzüglich durch Mendelsohn war diese Ansicht früher beliebt; denn, sagt er: das Lachen gründet sich auf einen Kontrast zwischen einer Vollkommenheit und Unvollkommenheit, nur daß dieser Kontrast von keiner Wichtigkeit seyn und uns nicht sehr interessiren muß, wenn er lächerlich seyn soll. Man nennt einen solchen Kontrast eine Ungereimtheit und sagt daher, ein jedes Lächerliche setzt eine Ungereimtheit voraus. Ein jeder Mangel der Uebereinstimmung zwischen Mittel und Absicht, Ursache und Wirkung, zwischen dem Charakter eines Menschen und seinem Betragen, zwischen den Gedanken und der Art, wie sie ausgedrückt werden, überhaupt ein jeder Gegensatz des Großen, Ehrwürdigen, Prächtigen und Vielbedeutenden neben dem Geringschätzigen, Verächtlichen und Kleinen, dessen Folgen uns in keine Verlegenheit setzen, wird lächerlich. Aber mit dem Kontraste allein kann man so wenig in der Untersuchung des Lächerlichen ausreichen, als mit der Aristotelischen schmerzlosen Ungereimtheit; denn der Kontrast, entgegnet Schütz, ist eine bloße Ausdrucksform, ein Mittel der Darstellung, wie wir deren in der Poesie noch viele haben, und er dient nicht allein zum Komischen, sondern auch zum Erhabenen (z. B. in Wurm und Seraphs); zum Schrecklichen (Triumphmusik auf einem Leichenfelde) und zum Sinnreichen in der Kunst, wo z. B. ein Charakter den andern durch das Gegentheil hebt und fördert; zudem fehlt noch die nothwendige Bedingung, daß der erforderliche Kontrast zwischen Vollkommenheit und einer minder wichtigen unschädlichen Unvollkommenheit von dem freien Willen herrühren müsse, so wie das Ungereimte nur dann lächerlich erscheint, wenn es ohne Absicht von vernünftigen Wesen uns überraschend vorgeführt wird. Nach Kant entsteht das Lächerliche aus der plötzlichen Verwandlung einer gespannten Erwartung in Nichts. Jean Paul verwirft diese Erklärung, denn nicht jedes Nichts thut es, nicht das Unmoralische, nicht das Vernünftige oder Unsinnliche, nicht das Pathetische des Schmerzens, des Genusses; dann lacht man oft, wenn die Erwartung des Genusses sich in ein etwas auflöst, dann kann etwas lächerlich seyn, ohne frühere Spannung unserer Erwartung und Verwandlung in Nichts. Täuschungen machen noch eher verdrießlich, als daß sie das angenehme Gefühl des Lachens erregen sollten. Mit so vielen Gründen nun auch Jean Paul gegen diese unbestimmte Erklärung ankämpft, substituirt er doch nichts Genügendes; denn rügt Krug, wenn er das Lächerliche als Gegensatz des Erhabenen betrachtet, und es daher für ein unendlich Kleines, oder für einen sinnlich angeschauten unendlichen Unverstand, mithin für ein Minimum erklärt, das dem Erhabenen als einem Maximum entgegenstehe, so ist zu bedenken, daß nicht immer

[1] Aus dem 4 weiten, noch ungedruckten Bande des ästhetischen Lexikons.

Digitized by Google

Gegensätze Statt finden, auch ein Minimum dem Erhabenen als einem Maximum entgegenstehen kann, ohne daß wir in diesem Gegensatze die geringste Lächerlichkeit finden. In Kürze zusammengefaßt, als Resultat der von verschiedenen Kunstlehrern angegebenen Merkmale mag am Besten die Definition passen: Lächerlich ist, was eine Erwartung durch absichtliche, unschädliche Verkehrtheit täuscht. Die Verkehrtheit ist hier der zusammenfassende Ausdruck für Alles, was seiner Beschaffenheit nach für das Erwartung Erregende nicht paßt, sie muß absichtslos seyn; denn dieß ist das wesentlich Unterscheidende vom Komischen, das Lächerliche wirkt durch seine bloße Eigenthümlichkeit, ohne zum Zwecke belacht zu werden gesucht und gebildet zu seyn, während das Komische das mit Absicht gesuchte und nach bestimmten Kunstzwecken geordnete und geformte Lächerliche ist; die Ungereimtheit muß unschädlich seyn, damit der Getäuschte, durch den Verlust nicht erschüttert, sich dem komischen Eindrucke hingeben könne, und wenn sie auch plötzlich ist, wird die Ueberraschung die Freude erhöhen und den Affect verstärken.

Das Lächerliche überhaupt zeigt sich in verschiedenen Arten. Es ist entweder überhaupt bloß lächerlich, belachenswerth, wenn sich mit der Empfindung des Lächerlichen im Gegenstande zugleich die Empfindungen der Geringschätzung, der Verachtung, des Hohnes verbinden, da es im letzten Falle keine rein belustigende, sondern vermischte Empfindung hervorbringt, so bemerkt Weber richtig, daß nichts lächerlich seyn kann, was in Beziehung zu unseren höhern Lebensaufgaben steht, was mit unseren sittlichen Verhältnissen, mit unserem oder Anderer Glück oder Unglück zusammenhängt; was überhaupt ernsthafte, physische oder moralische Folgen haben kann. Nicht das Schlechte vermag lächerlich zu seyn; denn dieses erregt Abscheu und Entrüstung: es ist unserem sittlichen Interesse zu wichtig, daß das Schlechte gar nicht Statt finde, als daß es auch nur für einen Moment uns Ergötzung und Unterhaltung gewähren dürfte. In ernsthafter Auffassung nach der Entschlichkeit seiner Wirkungen kann das Schlechte Gegenstand der Kunst werden und unser Gemüth tragisch erschüttern; ein lächerliches Schlechtes müßte eine höchst widerliche Vermischung des Verächtlichen und Unterhaltenden seyn, und könnte unserem Gemüthe nur peinliche Empfindungen aufdringen. Aber auch das Dumme kann nicht lächerlich seyn: dieses erregt Mitleid; es wäre lieblos, über den zu lachen, welcher nicht vernünftiger handeln kann, als er handelt, gesetzt auch, er handle unvernünftig. Da sich nun von selbst versteht, daß das Entgegengesetzte des Schlechten und Dummen, nämlich das Gute und Gescheidte, an und für sich eben so wenig lächerlich seyn müsse, und zwar nicht etwas Positives, d. h. schlechthin an sich selbst Stattfindendes, sondern etwas Relatives, d. h. etwas unter gegebenen Umständen Stattfindendes. Dieß ist das unschädlich Verkehrte, das an seinem Orte an sich selbst Gehörige, da angewandt, wo es als Widerspruch seiner selbst und zwar in unmittelbar auffallendem und evidentem Maße erscheint, und damit, daß es dem Subjecte höchstens Beschämung, aber weder ihm noch sonst Jemanden ernsthafte Folgen zuziehe, das Behagen einer harmlosen Lachlust in uns erregt.

Das Naive (ursprünglich von nativus, angeboren, ungekünstelt, freimüthig, natürlich) hat, wie die Erklärung des Lächerlichen, unter älteren und neueren Theoristen zu verschiedenen Discussionen Veranlassung gegeben. Marmontel erkläre es durch eine reizende Offenherzigkeit, durch eine gewisse kindliche Einfalt, welche Züge des Charakters entdeckt, die wir verbergen zu können und für weise genug halten, wodurch wir einen Grad von Uebeelegenheit über die sich also äußernde Person bekommen und die uns zum Lächeln bewegt. Diese weitschweifige Definition ist eigentlich keine Definition, nur eine halb wahre Beschreibung. Mendelsohn hält das für naiv, wenn durch ein einfaltiges Zeichen eine bezeichnete Sache verstanden wird, die selbst wichtig ist, oder von wichtigen Folgen seyn kann, die Absicht des Redenden mag gewesen seyn, mehr zu verstehen zu geben, als er sagt, oder er mag von ungefähr mehr verrathen haben. In dieser Erklärung liegen nur einige Hauptzüge des Naiven, auch ist sie etwas dunkel. Riedler erkläre es durch einen schönen, vielsagenden, im höchsten Grade bis zur Täuschung natürlichen Gedanken, mit anscheinender Nachlässigkeit versinnlicht, eine sehr rage Bezeichnung. Engel meint, ein einfältiger Ausdruck wird naiv, wenn er vortreffliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens verräth, was sehr unbestimmt und auch unwahr ist. Bürger unterscheidet doppelte Bedeutungen:

1) Bedeutet naiv natürlich, und zwar in einem hohen Grade natürlich, z. B. kleine Gedichte, worin angenehme Gefühle, Wein, Liebe ꝛc. geschildert werden, sind naiv, wenn sie diese Naturegefühle der Empfindung gemäß ausdrücken, nur ist die durch Heine eingeführte Modepoesie, wo alberne Gefühle, wenn auch oft nicht angenehme, Gemüthszerrissenheiten ꝛc. ausgedrückt werden, oft gar zu naiv.

2) Bedeutet naiv in engerer Bedeutung ein Unerwartetes, das mit einer unschuldigen Offenherzigkeit hervorgebracht wird. Schiller, der das Naive als die kunstlose Aeußerung eines kindlich oder jungfräulich reinen Gemüthes erklärt, unterscheidet zwischen dem Naiven der Ueberraschung und dem Naiven der Gesinnung dergestalt, daß das Erstere sich wider Wissen und Willen der Person, das Letztere aber sich mit völligem Bewußtseyn derselben ankündige, daß ferner das Naive der Ueberraschung belustige, das Naive der Gesinnung aber rühre. Eine Unterscheidung, der mit Recht entgegengestellt wird, daß ein Naives mit völligem Bewußtseyn dem Grundbegriffe der kindlichen Unschuld nicht recht zusage.

Digitized by Google

Nur das Naive der Gesinnung (oder des Herzens) ist echt, weil es aus einem reinen Gemüthe hervorgeht; das Naive der Ueberraschung ist schon verdächtiger. Ueberhaupt müssen Naivitäten, wenn sie gefallen und wohl belachenswerth, nicht aber lächerlich seyn sollen, der natürliche Ausbruch einer Unbefangenheit seyn, was mit dem charakteristischen Kennzeichen des Unerwarteten übereinstimmt. So drückt z. B. die lebenseinfachheit und Genügsamkeit der alten Bewohner der Alpen nichts naiver (eigentlich naiv-komischer) aus, als ein Reimlein, das irgendwo an einem Schweizerhause steht:

Das Haus stod in Gottes Hand
ach! behüts vor Fuer und Brand,
vor Sturm und Wassernoth,
mit ana Wort: Laß sto wie's stod.

Wie unmittelbar in jedem bewußtvernünftigen, menschlichen Individuum das Vorhandenseyn der Naturunschuld vorausgesetzt werden kann und muß, eben so muß von jedem vorausgesetzt werden, daß es unmittelbar in sich die rege und lebendige Theilnahme und Empfänglichkeit für das Vollkommene, Vernunftgemäße, Gute, Wahre und Schöne oder Empfindsamkeit, Sentimentalität besitze, das Naive steht daher mit dem Sentimentalen im Rapporte. Die Dichtkunst allein ist im Stande, das Naive nach seinen verschiedenen Bedeutungen darzustellen; die Musik kann es nur unmerklich und im Allgemeinen bezeichnen; die Malerei vermag es anzudeuten, denn die Naturunschuld ist eine Eigenschaft, die sich in der sinnlichen Natur und körperlichen Haltung eines menschlichen Individuums bemerkbar macht. Die Plastik kann im geistigen Ausdrucke das Naive minder darstellen, weil sie durch die Starrheit des Stoffes wesentlich beschränkt ist. Die Baukunst endlich vermag es gar nicht, weil es ganz außer den Gränzen ihrer Natur und Bestimmung liegt.

Die Zauberflöte.

Es kann dem denkenden Beurtheiler nicht entgehen, daß bei der trivialsten Behandlung des Einzelnen, dem Texte der Zauberflöte das Größte und Wunderbarste zum Grunde liegt und eingearbeitet ist. Die ganze übersinnliche und irdische Welt umfaßt dieser Stoff, die allgemeinsten Gegensätze im effectvollsten Conflict verschmolzen, den reichsten, immensen Spielraum für Mozart's Productions-Vermögen, die bedeutendsten, in's Symbolische gehenden Charaktere, die musikalisch-plastischesten Scenen in melodischer Aufeinanderfolge, das Erhebendste mit dem Ergötzlichsten, den durchgreifenden, in der Poesie wirksamsten Manichäismus, die vielseitigste Entwickelung der menschlichen Natur, von Sarastro zu Monostatos, wie vom idealen Liebespaare zum unnachahmlichen Papagenopaare, dieser unschätzbaren Erfindung, in der die zarteste Poesie und die naivste Prosa sich vereinigen, — und was noch Alles mehr; es lohnt der Mühe, diesen merkwürdigen Operntext vor sich zu nehmen und scenenweise durchzubetrachten, um sich von dem Gehalte, der, wenn auch nicht intentionirt, darin liegt, eine deutliche Uebersicht zu verschaffen. Daß gerade das höchste Element vom Verfasser am niedrigsten, ja man kann sagen, parodistisch behandelt worden, ist auffallend und leicht erklärbar.

Leben A. L. v. Schlözers. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von Dr. Heinrich Doering. Zeitz, Webel, 1836. VIII und 416 S. 12.

Das vorliegende Werkchen bildet zugleich den zweiten Band der „Gallerie deutscher Historiker," welche der Verfasser mit Johannes v. Müller eröffnet hat. Schlözer's große Verdienste um die Geschichte rechtfertigen die Reihenfolge zur Genüge, nur glauben wir, was wir schon bei der Biographie des Ersteren bemerkt haben, daß Herr Doctor Doering zu sehr die literarische Vielsamkeit nach den speculativen Vorschriften für Fabrikunternehmungen regulirt, und daher nur leichte — Waare auf den Markt bringt. Nicht innere Güte, sondern äußerer Schein, in möglichst kurzer Zeit bewerkstelliget, ist hier Aufgabe; daher die flüchtige Zusammentragung der Materialien und ihre beispiellos oberflächliche Benützung. Einem gewissen Kreise von Lesern mögen solche Arbeiten allerdings entsprechen; der etwas Unterrichtete muß und wird sie mit Nachdruck von sich weisen. Ob Herr Doctor Doering selbst einen wissenschaftlichen Werth in seine historisch-biographischen Schriften setze, wissen wir nicht; wohl aber mit Bestimmtheit, daß sie — keinen haben. W.

Mythologische, histerische und geographische Anmerkungen zu Schiller's Gedichten. Von Dr. C. Aug. Closs. Stuttgart, Brodhag, 1836. 70 S. 8.

Vor kurzer Zeit ist ein ähnliches Werklein erschienen, nur enthielt es die Erklärungen in alphabetischer Ordnung, während dieses nach der Reihenfolge der Gedichte als Nothhelfer auftritt. Wir müssen gestehen, daß wir das Bedürfniß solcher Bücher nicht recht einsehen; denn wer Erklärungen, wie: Olympus, der Wohnsitz der Götter; Orkus, die Unterwelt; Fortuna, das Glück; Sophia, die Weisheit; Flora, die Göttin der Blumen u. s. w. braucht, der wird wohl schwerlich auch Schiller's Gedichte zur Hand nehmen. Sollte es übrigens doch solche Leser geben, so möchten wir der alphabetischen Anordnung den Vorzug geben; nur müßte das Ganze mit etwas mehr Geist, als sich in beiden bis jetzt vorliegenden Hülfsbüchleins vorfindet, aufgefaßt und ausgearbeitet werden. W.

Digitized by Google

Vollständiges Recept-Taschenbuch zur neuesten österreichischen Pharmacopöe. Für Aerzte und Wundärzte herausgegeben von C. J. Meyer, Dr. der Arzneikunde und Wundarzeney, k. k. wirkl. Hofmedicus u. s. w. In vier Lieferungen. Güns, Reichard's Verlag. 682 S. 16.

Darf sich gleich Niemand rühmen, sämmtliche vorhandene Arbeiten dieser Art, deren Zahl Legion ist, durchgeprüft zu haben, so wird doch auch kaum Jemand anstehen, dem vorliegenden unter allen bekannten den ersten Platz einzuräumen. Es stellt eigentlicher eine ausführliche, mit Formeln versehene, zum bequemen Nachschlagen eingerichtete, practische Materia medica dar, als ein Recept-Taschenbuch; und wenn der Titel durch den Beisatz „zur neuesten österreichischen Pharmacopöe," und durch das bescheidene Epitheton „Supplement" fast irre führt, so bemerkt der kundige Leser sogleich, daß das Dispensatorium nur als Stoff und Fundament zu Grunde gelegt, dabei aber durch Behandlung und Fülle von Applicationen sattsam auch für Bekenner anderer Dispensatorien gesorgt ist. Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erste die einfachen, die zweite die zusammengesetzten Mittel abhandelt. Sie sind in jeder Abtheilung alphabetisch gereiht. Namen, Bestimmung, Wirkung, Anwendungsart, Gabe sind überall auf das succinteste und vollständigste, mit Benützung der ältesten wie neuesten Quellen, angeführt; die Formeln theilweise mit erläuternden Noten versehen; so, daß auch der routinirteste Formulist und selbst Therapeute der neuen wichtigen Bekanntschaften genug machen wird. Ein alphabetisches Register der Mittel, mit Beiziehung aller Verbindungen, und ein zweites der Krankheitszustände, auf welche jene sich beziehen, machen den Gebrauch des Werkes, das sich allenfalls in ein Bändchen binden läßt, vollkommen bequem. Die rationelle Einrichtung des Ganzen macht, daß selbst der ärztliche Koturier, der zuerst nach solchen Behelfen greift, es nur zu seinem wahren Nutzen befragen wird; und so bedurfte es kaum der Warnung, die der Verfasser seinem Buche an die Stirne schrieb: Ex dictis satis constat, Empiricum et Idiotum hoc libro cum suo indice uti non posse sine aegri detrimento, et monco quoque ut se abstineat; in eodem enim morbi titulo deteget omnino contrarias medicamentorum virtutes, ut aeque et forsan plus noceret quam prodesset, si sine praevia cognitione medica his formulis uti vellet. (Gorter.)

Die Auflage ist sehr nett. F.

Literarische Aphorismen.

Ein Naturforscher, ein Arzt kann nicht früh genug zu seinem Berufe herangebildet werden; seine Sinne, mu're wie äußere, müssen von Kindheit auf geübt, cultivirt seyn, wenn er was Tüchtiges leisten soll; sein Gedächtniß muß zeitlich beschäftigt, angefüllt und allmählich erweitert werden; sein ganzes Leben ist ein Lernen, Wiederholen, Anwenden und wieder Lernen, und jeder leere Moment ein großes Versäumniß.

Es ist eine ganz falsche Vorstellung, eines der currirenden Mißverständnisse, — wenn man meint, das Genie, wie die Unschuld, wisse nicht von sich selbst. Das Genie, eben weil es eines ist, wird bald genug seinen Standpunct, wie den der Andern gewahr; es kann sich nichts verbergen, also auch sich selbst nicht; und überhaupt ist das Genie Geist und Einsicht, und nicht eine wundersame überaus geschickte Dummheit, wie sich so viele einbilden, die da wähnen, Pindar und Homer haben nur so in verzücktem Stegreif, wie die Seherin von Prevorst, alle die schönen Sachen hervorgebracht.

Aus derlei Wahn-Vorstellungen entspringen so viele Mißverständnisse. So hat Goethe ein schönes und wahres Wort gesprochen von dem Werthe echter Gelegenheits-Gedichte, und nun freuen sich sämmtliche Verfasser von Neujahrs- und Geburts- und Namenstags-Gratulationen, daß sie die rechten Poeten sind. Wohl ist jedes wahre, gute Gedicht ein Gelegenheits-Gedicht, wie es die Pindar's und Horazens sind; denn es erzeugt und entfaltet sich am Gegebenen, es entspricht der Gelegenheit, es ist nicht aus der Luft geholt und nicht in die Luft gesprochen; — aber nicht auch jedes Gelegenheits-Gedicht ist gut; vielmehr die meisten sind schlecht, weil alles Beste auch das Schwerste ist.

Das Genie, der Philosoph, ist deßwegen universal, d. h. überall, wo er will, bald zu Hause, weil allenthalben dieselben Gesetze walten, die, einmal erkannt, nicht wieder zu verkennen sind.

Die Neueren wissen an Horaz so viel auszusetzen, sie zögern, ihn Dichter zu nennen. Man nehme doch irgend eine lyrische Anthologie aus unserer Zeit vor sich, ob man bei ihrer Durchlesung das ungetrübte, große, heit're Gefühl haben wird, das uns von Tibur entgegenweht, frei von jedem falschen, sentimentalen, erhitzten, trüben oder rohen Anklange; — und es kömmt dann nur noch darauf an, ob Taumel und Selbstvergessenheit, oder Besonnenheit, Geist und Harmonie mehr geeignet sind, den Dichter zu machen. — Wahr ist es, daß wir an den Römern nur gleichsam Abgüsse der Griechen haben; aber was sind auch echte Abgüsse! und wie weit stehen moderne Originalien hinter jenen grandiösen Copien zurück! Wie unschätzbar bleiben in dieser Rücksicht Horaz, Lucrez, Plautus, Terenz?

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

63. Sonnabend, den 6. August 1836.

Betrachtungen

über einige Stellen aus Rahel und Bettina mit Bezug auf den Aufsatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst.

Du frottement des cerveaux sortent les étincelles de l'esprit. Diderot.

Der Werth geistiger Aperçü's, eingegebener Gedankenblitze, ausgesprochener Resultate besteht hauptsächlich darin, daß wir unsre eigenes Denken an ihnen entwickeln können. Wir haben solche étincelles d'esprit, und kämen sie aus der Feder der entschiedensten litterarischen Autoritäten, nicht als Orakeln, sondern als Probleme zu betrachten. In diesem Sinne können sie kaum parador genug seyn; denn ein Problem ist um so prägnantee, je schärfer es den tiefen Widerspruch, den Dualismus, auf welchem alle Probleme beruhen, an's Licht stellt. Auch diejenige Eigenschaft, vermöge welcher solche Aussprüche gewöhnlich dunkel und nicht ganz verständlich genannt werden, wird uns, bei dieser Ansicht der Sache, eher willkommen als tadelnswerth erscheinen; denn je mehr im Dunkel gelassen ist, desto mehr gibt es an's Licht zu fördern; und, sollte es uns ja unmöglich seyn, das Object zu entwickeln, so entwickeln wir, bei dieser Gelegenheit, wenigstens uns selbst. Uebrigens bleibt der Ausdruck »unverständlich« immer relativ; und was dem Einen, der auf gleichen Lebenswegen und Denkpfaden ging, sehr klar einleuchtet, mag oft dem Andern, wenn auch Geist- und Gefahrungsreichen, sehr zweideutig und unklar erscheinen. Rahel's und Bettina's Briefe, Bücher, welche, aus dem Innersten zweier tiefen, eigenthümlichen Naturen hervorgegangen, auf befreundete Geister, nicht auf ein großes Publikum berechnet waren, bieten eine besonders große Anzahl solcher Aeußerungen, wie die, von denen wir eben sprechen. Da es nun keine feuchtbarere Unterhaltung gibt, als, bei eigenen Betrachtungen solche allgemein anerkannte Texte zu Grunde zu legen, und so zwischen diesen Geistern, dem Leser, und dem Commentator ein inneres Gespräch einzuleiten, so wird man uns, wie wir hoffen, nicht ungern folgen, wenn wir es unternehmen, einige bedeutende Sätze aus jenen Briefen genauer zu betrachten, und, in unserem Sinne, eine Deutung zu versuchen. Wir wählen hierzu diejenigen, welche in einem sehr wohlgemeinten und wohlgeschriebenen Aufsatze in diesen Blätteen (l. J. Nr. 56 und 57) einer gewissen Dunkelheit und Unklarheit beschuldigt weeden. Noch finde ich früher zu erwähnen, daß ich mich mit der Hauptansicht jenes Aufsatzes, um derentwillen er wahrscheinlich geschrieben ist, vollkommen in Uebereinstimmung fühle; — mit der Ansicht nämlich, daß diese Bücher für »junge, unerfahrene, besonders weibliche, Hexen« auf keine Weise geeignet seyen. Es sollte aber auch billiger Weise Niemanden in den Sinn kommen, sie zu ähnlichem Gebrauche zu verwenden, oder nach diesem Umstande zu beurtheilen. Was soll die unerfahrene Jugend mit den Celebnissen der außerordentlichsten Geister, zu deren Verständnisse kaum der Gebildetste reif genug ist?

Nun zu unserem Versuche. Wir beginnen bei Rahel.

»Unglück ist Schimpf des Schicksals; des wahren Unglücks schämt man sich, und man kann es auch daran erkennen.«

Diesen Satz finde ich eben so bedeutend als deutlich, und im höchsten Sinne sittlich. Wer je in sich zum Bewußtseyn der Humanität gereift ist, fühlt im tiefsten Keen seines Wesens den Anspeuch auf Seligkeit, der mit unserer menschlichen Würde zugleich geboren wied. Das Glück erscheint ihm als das heimatliche Element der Seele, das Unglück als Verbannung, und der teaurige Ausspeuch: Zum Leiden ist der Mensch geboren, — als der Weheruf der Verzweiflung oder Hypochondrie, nicht als Ergebniß billiger Weisheit. Das wahre Unglück ist dasjenige, welches den Geist sich selbst entfremdet, wo er sich in Banden irdischer Bedingnisse bis zur Scham erniedriget sieht. »Alle natürlichen Empfindungen — sagt irgendwo Frau v. Staël — haben ihre Verschämtheit;« das Unglück aber als Schande empfinden zu müssen, ist das Vorrecht einer sehr zarten, feinen und edlen Seele, die den Keim und das Verdienst zur Seligkeit in sich trägt. Das ist

Digitized by Google

das Sittliche in jenem Satze, der, wie Alles, was Rahel sagt, vielleicht zu unbedingt aussieht; da sie gewohnt ist, sich immer ohne Schonung zu fragen und »ehrlich zu antworten,« wobei sie denn, mit einer Art von Härte gegen sich selbst, meist die schärfste und rücksichtsloseste Art des Ausdrucks vorzieht. Wie nun überhaupt Rahel die Probleme des inneren Lebens mehr schroff hinstellt, während Bettina sie in himmlische Accorde auflöst, wie Rahel's Aeußerungen meist nur die feinen Verwirrungen aufgreifen, deren Fäden Bettina bis an den Ursprung in der Tiefe des Lebens oder ahnend bis in unendliche Höhen verfolgt, — so wird neben dem Satze Rahel's der folgende Bettina's eine zu weiterem Sinnen anregende Bedeutung gewinnen: »Unglück ist vielleicht die geheime Organisation des Glücks; ein flüssiger Demant, der zum Krystall anschießt, eine Krankheit der Sehnsucht, die zur Perle wird.« — Man könnte sagen: Rahel öffnet uns die Pforten des Hades, von wo nur eine kurze Strecke in's Elysium ist, auf welche Bettina deutet.

»Ich weinte und schrie laut (über ein Gedicht), sonst wäre mein Herz todt geblieben.«

Hier bedarf es wohl keiner Erläuterung, und die eben berührte Vorliebe für schneidende Ausdrücke erklärt, was allenfalls an einer solchen Wendung mißfallen könnte. Daß Thränen und der laute Ausruf das von Gefühlen jeder Art gepreßte Herz befreien, das unter der furchtbaren Last zu brechen wähnende wieder in's Leben wecken, — wer hätte das nicht erlebt oder doch gelesen? Erinnern wir uns dabei an die Nervosität, an erethistische Asthenie (womit ihr krankhafter Zustand zu bezeichnen wäre) der Schreibenden, und an den tiefen Einklang, den sie in ihrem Inneren mit Goethe's Worten fast stets empfand, — so wird diese Emphase über ein Goethe'sches Gedicht von ihrem Seltsamen viel verlieren. Ein tiefes Wort aus dem Munde eines Dichters, der uns in geheimer Stille Freund, Vater, Lehrer, Geliebter geworden ist, im entscheidenden Momente mit einem Ruf des Geschickes, mit einem Bedürfnisse des Herzens zusammentreffend, hinterläßt für's Leben eine Spur im Inneren, als ob eine Gottheit dort verweilt hätte.

»R. weiß nie, was er gelernt hat, und das ist wenig; denn man kann nichts lernen, als was man schon weiß.«

Wenn diese Behauptung paradox ist, so ist sie wenigstens nicht neu; denn Platon hat sie vor zweitausend Jahren gemacht. Er hat das Lernen äußerlicher Fertigkeiten, welches ein unorganisches Zunehmen per aggregationem ist, von dem Lernen des inneren Menschen, welches ein organisches Wachsthum von Innen heraus ist, tief unterschieden, und begriffen, daß der Mensch ewig nichts sich anzueignen vermag, was nicht von Anbeginn sein eigen war, daß alles geistige Wachsthum nur eine Entwickelung der jedem Menschen eingepflanzten Idee ist, ein sich Bewußtwerden, eine Selbstoffenbarung, eine Rückerinnerung. Das was R. gelernt hatte und wußte, war jenes Erste, was freilich wenig ist, und sei es noch so viel (multa, non multum); das was man schon weiß, ist man während der Dauer des ganzen Lebens zu lernen beschäftigt. Wer auf die Geschichte seiner Bildung zurückschaut, wird deutlich gewahr werden, wie das ganze Leben nur ein Lernen, das ganze Lernen nur ein Achtgeben auf die Entfaltung der mit uns zur Welt geborenen Idee ist. Das Practische eines solchen Ausspruches empfinden wir Schriftsteller oft nur zu bitter, wenn wir bemerken müssen, daß all unser Aufwand an Worten und Gründen für die uns heiligsten Angelegenheiten ganz vergebens bei Solchen ist, denen nicht schon früher dieselben Angelegenheiten heilig geworden sind, — bemerken müssen, daß eigentlich Niemand von uns lernt, als wer schon gelernt hat, — Jeder nur lernt, was er schon weiß, so, daß man im Angenblicke des Unmuthes wohl alles Schreiben und alles Geschriebene für unnütz halten möchte; denn wer es versteht, braucht es nicht, und wer es braucht, versteht es nicht. In einem solchen Momente schrieb ich zu meinen Resultaten:

Du wirst, um Lehrer seyn zu dürfen,
Gar manches bitt're Tränchen schlürfen;
Und, darfst du's seyn wie irgend Einer,
Den alle Welt preist, —
Was frommt es auch? Glaubt dir doch Keiner,
Der nicht schon selbst weiß!

»Ich beneide keinen Menschen als um Dinge, die Niemand hat.«

Rahel empfand so schmerzlich, und man kann wohl sagen mit einer krankhaften Philantropie die Leiden und Verwirrungen, in welche das menschliche Geschlecht, wie es scheint, unauflöslich verflochten ist, daß ihr ein hingeworfenes Wort, worin sie die Betrachtung dieses Elendes ausspricht, wohl zu verzeihen ist. Worüber auch könnte ein reineres Wesen den thörichten Haufen beneiden, als um Dinge, die ihm fehlen, die aber nur Wenige schmerzlich vermissen, während die Mehrzahl im Wahne des Besitzes stolzirt? »Die Natur,« sagt Rahel anderswo, »wendet den großen Blick weg von dem wimmelnden Haufen Elend;« sie aber blickt mit einer Art von Neid auf den beglückenden Wahn der Menge. Als ein würdiger Officier mit einem neuen Kadetchen, welches sich selbst beliebelte, vorübergiug, sagte ein Freund zu mir: Ich beneide den Jungen mehr um das, was er nicht ist, als den Alten um das, was er ist.

Digitized by Google

»Alle Menschen waren dereinst Ein Mensch.«

Dieser Satz ist aus der Verbindung gerissen, gibt aber Anlaß genug, sich der Geschichte und des Zustandes der Gegenwart vergleichend zu erinnern. Betrachten wir die in tausend und tausend Individuen zertheilte und reflectirte Bildung unserer Tage, — bekennen wir uns dabei, daß durch eine solche Ausbreitung und Refraction doch nur das Eine, ursprünglich und endlich, ungetheilte Licht der Humanität sich in vielfältigen Strahlen über die Menschheit ergossen, — so möchte man für eine solche Wahrnehmung keinen besseren symbolischen Ausdruck finden können, als jenes Wort: Alle Menschen sind einst Ein Mensch gewesen, — und man möchte mit froher Zuversicht hinzufügen: und werden dereinst wieder Ein Mensch seyn. Denn das Leben der Menschheit wie des Menschen scheint ein Cyclus zu seyn, — ein Kreislauf, in welchem das Ursprüngliche vereinzelt, gebildet und geläutert, der Anfang als Ende wiederkehrt. So lernt man, was man weiß, so wird man, was man war.

»Nur Thörichtes gelingt, weil nur thörichtes Streben einseitig ist, und ein besseres die Zustimmung verschiedenartiger Dinge fordert.«

Dieser Ausspruch ist leider! nur zu verständlich, nur zu wahr. Wir sehen ihn alle Tage aufs Traurigste bekräftigt. Das einseitige Bestreben findet leicht Wege, sich durchzusehen, indem es irgend eine vereinzelnte Kraft auf Kosten der andern in Bewegung setzt, während das Gute, das Große sich verlassen sieht, das nur durch jene mächtige, aber unscheinbare und selten zusammentreffende Harmonie von Kräften gedeihen kann, die meist nur die Vorsehung aus dem Schooße der Zeiten ruft. Um nur Ein Beispiel anzuführen, setze ich die Worte eines Kunstfreundes her: „Das Schöne gehe wirkungslos vorbei? Man bedenke, was zu seiner Wirkung gefordert wird! Große Intention des Kunstwerks, Begeisterung des Darstellers, Virtuosität der Ausführung, inneres Verlangen des Genießenden und momentane günstigste Stimmung, glückliche Constellation der Zeit- und Raumverhältnisse, Mittheilung, freier Zusammengenuß des Werkes mit Gleichen; — wie oft trifft nun das zusammen?“ — Und so ist es in allen Wirkungskreisen. Exempla sunt odiosa, und nicht einlabend, länger bei diesem Capitel zu verweilen.

(Schluß folgt.)

Die Iphigenia des Euripides.

Ich kann die Ansicht Schiller's über die Iphigenia des Euripides, dieses vortreffliche Werk, nicht theilen. Gerade die Charaktere sind es, die mir eben so wahr, fein, interessant und wirksam gegen einandergestellt scheinen; gerade der des Achilles ist bewundernswürdig, und jener letzte Zug, daß er es nur der Herrlichen anheim stellt, sich selbst zu opfern; daß er aber bereit seyn will, noch am Altare auf einen Wink von ihr, sie zu retten, und daß er, wie sie jene Gesinnung ausspricht, sondern aus einer großen, halb menschlichen, halb griechischen[1] Empfindung, Ehrfurcht, ja, nach seiner Weise, Liebe für sie fühlt, — Alles dieß ist, um nüchtern zu sprechen, groß und rührend schön, und scheint von Schiller nicht mit hellenischem Sinne gefaßt worden zu seyn. Eben so wenig soll uns Clytemnästea's Denkart in diesem Gedichte nur halb offenbar werden, und Griechen, für die ja doch Euripides gedichtet hat, hatten die, ihnen so wohl bekannten Charaktere immer ganz vor Augen, und konnten nicht etwa, um einen Abend mehr gerührt zu werden, etwas davon vergessen oder übersehen; eben so wenig scheint mir die wiederkehrende, uns stets an den Zusammenhang des Ganzen erinnernde Klage des Chores über Helena tadelnswerth; eben so wenig würden wir, mit allzuberechneter Sparsamkeit, den würdig-schönen Schluß des Ganzen beschnitten haben; — und so bleibt uns, wie in allen Zweigen menschlicher Bestrebungen, auch hier wieder von Seite der Betrachtenden, Richtenden, Aufopferung ihrer selbst, reine Aufnahme der Gegenstände, höchst wünschenswerth, und es läßt sich der Ausruf nicht unterdrücken: Laßt uns, wenn wir an Werke der Griechen hinansehen, unserer bettelhaften Zustände vergessen, — laßt uns, ehe wir richten, mit Griechen Griechen seyn! — l —

[1] achtkriechen.

Moderne Lyriker.

Bei C. Pfitzer werden nicht Gräber mit Blumen überdeckt; — die Gräber stehen offen, und die Blüthen liegen nur so am Rande herum. Wir sehen mit gerührtem Beifalle den edlen Streiter, das Loos des Peliden im Gemüthe, mit blutendem Arme nach dem Lorbeer greifen. — Immermann's reiches, tüchtiges Gemüth sollte nicht in den Topf geworfen werden, in welchem die modernen Musen, gleich Macbeth's Hexen, ein modisches Gemische brauen; er hat sich aus der Tiefe entwickelt, und der Gehalt ist unter keiner Form abzuweisen. — Heine, der trägen, Pfeffer bedürftigen Verdauung des Publikums besonders zusagend, hat doch gar zu viel in sich auszugleichen und auszubilden, ehe wir ihn zu den reinen und echten Söhnen Apollos zählen dürfen. — Platen verdient allerdings, wie er von sich rühmt, des Pöbels Lob zu verscherzen. Er ist ein Dichter, — und mag er nun Orient, Occident, Süd oder Nord singen, die Grazie verläßt

Digitized by Google

ihn nicht. — Ein unmittelbares Gefühl, ein „Etwas in seinen Liedern“ geht auf den Leser über, und erheitert ihn. — Eine besondere Ehrsuecht verdienen die Gedichte von J. Mayrhofer (Wien, bei Volke, 1824); keine Persönlichkeit drängt sich hier zu; — für den unaustilgbaren Schmerz, den die Betrachtung des Lebens für den Zart-Verständigen mit sich bringt, hat der Poet die Daestellung und das Ideal; in sittlicher Kraft und Schönheit selig, athmet sie durch's Leben hin, „die Seele mit den treuen, tiefen Klängen!“

— l —

Literarische Aphorismen.

Die Trägheit ist der wahre Teufel; hindernde Gewalt im Sittlichen. Sie arbeitet fortwährend mit mäßiger Allmacht am Ruin des Einzelnen wie des Ganzen; alle Kraft, Lust und Ermannung ist aufzubieten gegen diesen Erbfeind des Guten.

Empfunden ist so schnell, verstanden so schwer und langsam!

Mit Gleichmuth senkt der Geprüfte sein, durch Leid und Lust geschärftes Auge auf den Wandel der Tage und in die Tiefe des Bewußtseyns; dieß ist es, was ich eigentlich die practische Poesie nennen möchte; denn was ist der Zweck und das Ergebniß von Poesie und Kunst überhaupt, — wenn nicht jene Stimmung, die den Menschen zu sich selbst erhebt, d. h. ihm offenbart, welche Göttlichkeit seine Natur in sich birgt? Wenn wir das schönste Gedicht der Neuen (Pandora) lesen, — empfinden wir anders?

In Klinger's Romanen ist ein Geist zu bemerken, der sich in ewigem Streit mit der Welt und sich selbst abmüdet, und selbst, wenn er einiger Maßen zur Ruhe kommen will, dieser Ruhe nicht recht froh wird. — Ein Aehnliches deutet uns Schiller's frühere Laufbahn an. Beide näherten sich endlich dem Reinen, Wahren; jener auf dem Wege des Lebens, dieser auf dem der Kunst; allein die schönste Zeit war verstritten.

Ich habe gefunden, daß das Conversations-Lexicon eine der Quellen der Verbildung unserer Zeit ist. Viele, die über einen Gegenstand raisonniren wollen, machen sich's bequem; sie schlagen den Artikel dort nach und glauben, wenn sie ihn sich eingeprägt haben, das Ultimatum in dieser Sache zu besitzen. Da nun Viele ihre Einsichten da herhohlen, so bestätigen sie sich unter einander, ja, es bildet sich ein Forum; wer nun überdieß das erwähnte Buch und dessen Organismus kennt, sieht leicht die weiteren Folgen ein.

Es ist allerdings merkwürdig, daß in keinem Bereiche menschlicher Bestrebungen die Grundsätze des Wahren und Großen so allgemein geworden sind, als in der Politik. Man erstaunt, wenn man periodische und andere Werke der Neuen liest, welche die höchsten Staats-Interessen behandeln, — wie anerkannt und allgemein geltend man die tiefsten Ergebnisse des Denkens, die Früchte bitt'rer geschichtlicher Erfahrungen findet. Weit eher wird zwischen Gebildeten über die Grund-Principien irgend einer anderen Wissenschaft Streit entstehen, als über die der Politik. Eine andere Frage wäre, ob diese Erkenntnisse auch überall innig verarbeitet, mit dem Leben verwachsen sind? ob es nicht gar zu oft bloß bei den herrlichen Worten bleibt, während man im Handeln ganz andern Interessen Folge leistet? Hier wird man vielleicht finden, daß gerade in diesem Felde mit der Sprache der Weisheit die gröbsten Leidenschaften und der gemeinste Egoismus sich beschilden, — und man sich bekümmert fragen müsse, wann und ob je diese todtbringende Verwirrung geschlichtet werden solle?

Bulwer erinnert irgendwo, daß, wenn man einmal einen Grundsatz für allgemein gültig erkannt hat, man sich durch kein Privatmotiv je von ihm abwenden lassen soll. Dieser Satz enthält eine so tiefe practische Wahrheit als jener Ausspruch des Sophokles, daß Alles Jenem übel bekommt, der seine angeborne Natur verläßt; denn das Erworbene erweist sich nicht minder denn das Angeborne als die wahre Natur des Menschen, wenn es echt ist. Gesetzt, ich habe erkannt, daß das Spiel durchaus verwerflich für mich ist; nun tritt der Fall ein, daß ich irgend einen edlen, wohlthätigen Zweck nicht anders ereichen kann, als wenn ich mich für dießmal in ein Spiel einlasse, wo ich des Gewinnes gewiß bin; ein Fall, den man sich leicht verwirklicht denken kann; soll ich spielen? — Gewiß nicht.

Das Uebertragen neu geschaffener Mysticismen auf das reine, naive Alterthum ist unstatthaft; abee Wolf's documentale Kritik, die gegenwärtig bei geistreichen Philologen angenommen, ja überboten wird, wirkt, ohne Zuziehung idealen Sinnes, entgeistigend, zerstückelnd. Ehret die Götter!

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

64. Mittwoch, den 10. August 1836.

Ueber Capitän Halls Buch: Schloß Hainfeld.

Wenn ich nicht der mehr als dreißigjährige Freund der beiden letzten Grafen und letzten Gräfin v. Purgstall, wenn ich nicht die erste und unmittelbare Ursache der Einladung Capitän Hall's nach Hainfeld, und während seines dortigen siebenmonatlichen Aufenthaltes nicht von ihm vielfältig mit den kleinlichsten Commissionen in Anspruch genommen worden, wenn er nicht nach dem Tode der sel. Gräfin drei Wochen lang im Schlosse Hainfeld mein Gast gewesen wäre, so könnte ich sein über mich, als den innigsten und besten Freund der sel. Gräfin, und mein ganzes Dasenn in seinem neuesten, Schloß Hainfeld betitelten Werke beobachtetes tiefes und musikalisches Stillschweigen eben so öffentlich ignoriren, wie er mich; da aber (um mich eines vielgebrauchten, hier doppelt passenden Gleichnisses zu bedienen) mein Verhältniß zu Capitän Hall sich durch seinen ganzen Aufenthalt zu Hainfeld wie der rothe Faden durch das ganze Tauwerk der englischen Marine gezogen, da ich drei und dreißig Jahre lang der betrauteste Freund der sel. Gräfin gewesen, als solcher von Capitän Hall selbst in seinen Briefen mehrmal anerkannt worden[1], als solcher von ihm die Stafette ihrer Todesgefahr erhalten, und sie als ihr Erbe und erster Leidtragender bestattet habe, so veranlaßt mich dieses Buch zwar nicht zu einer umständlichen Beurtheilung seines Werthes oder Unwerthes (was Anderen vorbehalten bleiben mag), wohl aber zum Widerspruche einigee mir zunächst liegenden Unwahrheiten und zur Ergänzung der gefliſſentlich mangelhaften und einseitigen Darstellung seines ganzen Aufenthaltes zu Hainfeld.

Gleich im Eingange des Buches, wo gesagt wird, daß Capitän Hall gegen Ende Aprils zu Albano durch die Frau Gräfin Rzewuska (die er seine Freundinn mit unaussprechbarem Namen nennt) eine Bothschaft mit einer Einladung von der sel. Gräfin Purgstall erhalten habe, ist eine reine Unwahrheit. Die Sache verhält sich so: Schon im Februar schrieb mir die Frau Gräfin Rosalia Rzewuska aus Rom, daß die Halls, welche dort seyen, den nächsten Winter in Wien zuzubringen gedächten. Seit Jahren darauf bedacht, die schwermüthige Einsamkeit meiner sel. Freundin, so viel es in meinen Kräften stand, zu erleichtern, adressirte ich ihr von ihren Landsleuten alle die, so den Weg durch die Steiermark nahmen und deren Gesellschaft ihr willkommen seyn konnte; ich erinnerte mich, daß, als ich eines Tages vor vielen Jahren in der Bibliothek zu Hainfeld eine Abhandlung über die gothische Baukunst von S. James Hall gelesen, sie mir gesagt, daß er einer ihrer Jugendfreunde gewesen; in dieser Erinnerung bat ich (ohne hiervon der sel. Gräfin das Geringste zu melden) die Frau Gräfin Rzewuska, sogleich sich zu erkundigen, ob Capitän Hall ein Verwandter des Verfassers jener Abhandlung seo und in diesem Falle möge sie ihm unbedenklich in meinem Namen den Vorschlag machen, auf seiner Reise nach Wien die sel. Gräfin zu Hainfeld zu besuchen, wo er gewiß sehr willkommen seyn würde. Die Frau Gräfin Rzewuska antwortete mir mit umgehender Post, sie habe meinen Auftrag nicht vollziehen können, da die Halls nicht mehr in Rom (sie glaubte dieselben schon abgereist); einen Monat später, als sie von ihrem Ausflüge nach Neapel zurückkam, schrieb sie mir sogleich wieder von Rom, daß durch den größten Zufall sie die Halls während des Umspannens zu Albano begegnet und sich meiner Bothschaft entledigt habe, daß Capitän Hall der Sohn des Verfassers der Abhandlung über die gothische Architektur sen, und daß sie mir zwei Briefe von ihm, einen an mich und einen an die sel. Gräfin gereichtet, beischließe; diesen Brief sammt den beiden Einschlüssen erhielt ich Ende Aprils, und beförderte dieselben am 29sten an die sel. Gräfin, welcher ich damals erst von Capitän Hall's Aufenthalt in Rom und meinem, ihm durch die Frau Gräfin Rzewuska gemachten Vorschlage Kunde gab, indem ich, wenn Capitän Hall nicht ein Verwandter ihres Freundes oder der Abstecher nach Hainfeld nicht in seinem Sinne gewesen wäre, sie mit keiner leeren Erwartung täuschen und ihr das Vergnügen der Ueberraschung vorbehalten wollte. Die beiden Briefe Capitän Hall's sammt dem der Frau Gräfin Rzewuska müssen sich noch zu

[1] Am 25. Februar (also 25 Tage vor dem Tode der sel. Gräfin) schrieb er an mich: I wish from my heart, that You were nearer to her, for You are her only friend, at all events her best friend, but You are to far off to assist her in her daily wants. Das Original dieses Briefes habe ich in der Autographen-Sammlung der kais. Hofbibliothek hinterlegt.

Digitized by Google

Hainfeld befinden, wenn dieselben nicht nach dem Tode der Gräfin, zu dem ich leider zu spät gekommen (wiewohl ich eine Stunde, nachdem ich die Estafette der drohenden Todesgefahr empfangen, auch in der Postkalesche saß), mit den englischen vorgefundenen Briefen von C. H. dem Wunsche der sel. Gräfin gemäß verbrannt worden. Am 10. Mai antwortete mir die sel. Gräfin: »Ihr Brief enthält in der That eine Menge glücklich ausgeführter Geschäfte; ich bin tief, tief in Ihrer Schuld und muß Ihre Schuldnerin verbleiben, bis der zahlende Tag kömmt; Sie haben mich verwöhnt und jeden Augenblick an Ihre Güte gewöhnt. Die Gräfin Rz. sagt nur, was Alle, die Sie im Geringsten kennen, zugestehen, aber ich bin in meiner ganz verschiedenen Lage, Ihre Freundschaft ist beben mir mich und hält allein meine Seele und meinen Leib zusammen; ich werde dem Capitän Hall, sobald ich dieses geordnet, schreiben. Ich kann ihm Nichts sagen, um ihn in diese Einsamkeit zu locken, als daß ich Sie gebeten, was mich nun thue, mit ihm hier zusammen zu treffen, und daß denke ich, ist ein hinlänglicher Grund für ihn, um ihn zu seiner Reise durch halb Europa zu bewegen[1]." So ward also einzig und durch mich allein der erste Brief der sel. Gräfin an Capitän Hall veranlaßt, indem sie, ehe ich ihr die zwei seinigen (an mich und an sie) gesandt, von seinem Aufenthalte in Rom und seiner Reise nach Wien nicht das Geringste wußte; das in Hall's Buch angegebene Datum des Briefes der Gräfin vom 7. Mai ist falsch, weil sie ihm erst, nachdem sie meinen Brief vom 29. April am 10. Mai beantwortet hatte, geschrieben.

Anfangs Octobers traf ich zu Hainfeld ein und führte den Capitän und seine Familie, welche meine Ankunft erwartet hatten, um den ersten Ausflug zu machen, in die nächsten Umgebungen. Wir fuhren zuerst nach Rieggersburg, wo ich dem Capitän in der Kirche die Grabcapelle der Familie Purgstall, das von Krafft gemalte Altarblatt des heil. Wenceslaus und in der Kirche auf einem Seitenaltare das ebenfalls von der sel. Gräfin hingestiftete Altarblatt des heil. Florian zeigte. Die Ausführung des letztern war, da es nicht für die Grabcapelle, sondern für die Bauerngemeine gehörte, abschlichlich keinem vollendeten Maler wie Krafft, sondern einem derer, welche den Effect nur durch schreiende Farben berechnen, ausgetragen worden. Capitän Hall schimpft darüber und sagt: »der Heilige löscht mit einem Sechter in der Hand die Flammen eines brennenden Dorfes;« dieses ist nicht wahr und Capitän Hall weiß, daß es nicht wahr ist; ich machte ihn in der Kirche selbst darauf aufmerksam, daß der heil. Florian hier nicht, wie in den gewöhnlichen Abbildungen desselben, das Feuer mit einem Schöpfeimer selbst lösche, sondern betend auf einer Gewitterwolke knie, deren Blitz ein Haus angezündet, während der aus der Wolke strömende Regen das Feuer löscht; ich erzählte ihm, daß diese Vorstellungsweise dem Maler von mir angegeben und von allen Geistlichen, welchen ich dieselbe mitgetheilt, gebilliget worden, weil dieselbe in besserem Einklange als die gewöhnlicher, nicht nur mit dem guten Geschmacke, sondern auch mit der reineren Cheistenlehre, indem nach derselben der Heilige das Feuer nicht selbst löschen, sondern die Löschung nur durch seine Fürbitte bei Gott bewirken kann; außerdem erzählte ich ihm noch, wie viele Mühe es mich gekostet, den Maler dazu zu bewegen, daß er ein verdentliches, den Bauern genug sichtbares Feuer ausstammen lasse, wozu er sich durchaus nicht verstehen wollte, aus Furcht, daß das Feuer den Effect des rothen Mantels des heil. Florians schlage. Ich führte den Capitän und seine Familie in die benachbarten Schlösser nach Gleichenberg, nach Bertholdstein, welches er als das Schloß Steinberg[1] aufführet, und nach St. Gotthard; bei dieser Gelegenheit wunderte er sich, daß ihm die sel. Gräfin unmuthete, von der dort im Jahre 1665 (1664) gelieferten Türkenschlacht gehört zu haben; sie durfte wohl vermuthen, daß er wenigstens den als englischen Geschichtschreiber classischen Knolles gelesen habe. Capitän Hall ist aber trotz seines siebenmonatlichen Aufenthaltes zu Hainfeld, trotz des beständigen Umganges mit der sel. Gräfin und trotz des ihm von ihr geschenkten, von mir herausgegebenen Denkmals[1] eben so wenig in der Geschichte des Hauses Purgstall, als in der türkischen bewandert; er sagt: Rieggersburg sei Jahrhunderte lang die Residenz der Purgstalle gewesen, wöhrend dasselbe erst im siebenzehnten Jahrhunderte durch die Freiin Katharina Gallerinn auf dieselben übergieng, auch enthlödet er sich nicht, indem er von dem dermaligen Zustande der Gemächer von Rieggersburg spricht, zu sagen, man sehe daraus, daß dieselben »von hohen Händen in niedere übergegangen seyen;« dergleichen Aeußerungen und die eben so schroffen als unwahren über die österreichische

[1] Your letter contains indeed much business all happily executed; I am deep deep in Your debt, and shall continue so till the payday arrives, but You have spoilt me, I am every moment accustomd to Your goodness, Countesse K. says only what all that know You in the very least allow, but I am in a very different situation: Your friendship is more then life to me, it alone keeps my soul and body together. I shall write to Capt. Hall as soon as I have closed this. I can say nothing to entice him into this solitude, except that I have prayd You, which I am now doing to meet him here and that, I think, is a sufficient inducement for him to travel over half Europe. Das Original dieses Briefes ist ebenfalls in der Sammlung der Autographen der kais. Hofbibliothek niedergelegt.

[1] Denkmal auf das Grab der beiden letzten Grafen von Purgstall, gesetzt von ihrem Freunde Joseph v. Hammer. Wien, 1822. Capitän Hall führet es S. 336, aber ohne Namen des Herausgebers, als ein von der sel. Gräfin selbst deutsch herausgegebenes Werk an: This is a work in German which the Countess had published!! Gibt es gefliessentlicheren Entstellung der Wahrheit?

Digitized by Google

Regierung und über die angebliche zweimalige Entwendung eines von Walter Scott geschriebenen Briefes durch das kais. Postamt, mögen Andere noch anders als bloß mit gebührender Verachtung widerlegen, ich beschränke mich hier auf die das Schloß Hainfeld, die sel. Gräfin und mich zunächst betreffenden Unwahrheiten. In der Beschreibung der Unordnung, welche in dem, der seit drei Jahren bettlägerigen Gräfin zur Hand stehenden Bette herrschte, ist von Pyramiden unentsiegelter, oft uneröffnete Briefe, von Rechnungen aller Art und hier und da versteckten Säcken Silbergeldes die Rede; Alles das ist reine Erdichtung, denn wenn mehrere Säcke mit Silbergeld hier und da im Bette verborgen gewesen wären, so hätte sich bei dem Tode der sel. Gräfin doch wenigstens Einer vorfinden müssen; es kam aber kein solcher in Vorschein, was die Sperr-Commissäre eben so bezeugen können, als daß der ganze Theevorrath der Gräfin von Capitän Hall für seinen, bis zur Genesung seiner gichtbrüchigen Kindswärterin verlängerten Aufenthalt in Anspruch genommen und ihm außer der Sperre überlassen worden. Eben so gut als mit der Wahrheit dieser Säcke von Silbergeld steht es mit der Versicherung aus, daß seit dem Tode des letzten Grafen kein Baum um's Schloß umgehauen worden sei, während eine der bittersten, mir bei jedesmaligem Aufenthalte erneuerten Klagen der sel. Gräfin darin bestand, daß ohne ihr Wissen eine ganze Baumwand vor dem Schlosse umgehauen worden; eben so bitter beklagte sie das Umhauen von einigen und siebenzig der schönsten Bäume in der dem Schlosse zunächst gelegenen Krauichschlucht, wiewohl sie ihrem Bedienten Joseph, der zugleich ihr Förster war, in meiner Gegenwart ausdrücklich einen Baum dort anzuheben verboten hatte; eben so hatte derselbe einige Jahre früher zunächst dem Brännlein des Schlosses den schönsten Baum der Umgegend, ohne Wissen der Gräfin während ihrer Abwesenheit zu Gräz umhauen lassen, weil denselben ein ihm nicht zu Gesicht stehender weiblicher Gast der Gräfin besonders gelobt und in Schutz genommen. Dieser Bediente, welcher natürlich Alles in Allem im Schlosse war, weil die Gräfin nur Einen Bedienten hatte, ist der eigentliche Held des Buches Capitän Hall's, welcher ihn, als seinen treuen Schutzgenossen und Verbündeten, zu sich heraufbebt? oder sich zu ihm erniedriget? Es ist von diesem Bedienten ein Paar Dutzendmal die Rede, als butler, major domo, master of ceremonies, master of revels, master of all work, nur nicht in seiner Eigenschaft als Förster, in welcher dieser honest fellow, wie ihn Capitän Hall betitelt, die in der Nähe des Schlosses gelegenen schönsten Bäume umhieb. Die sel. Gräfin, welche sowohl die Dienste dieses Bedienten, als die ihm zugeschanzten reichlichen Waldemolumente in ihrem wahren Maßstabe zu würdigen wußte (wovon auch ihre Briefe scheiftlichen Beweis enthalten), bedeute ihn in ihrem Testamente mit einer lebenslänglichen, seinen vorigen Gehalt übersteigenden Pension; dennoch tadelt der Capitän dieses Vermächtniß als eine Anomalie, „wie dieses bei Testamenten schon so gehe," und gibt der ganzen Welt kund, daß er von dem dermaligen Lord Cranstoun seinem Helden Joseph eine eben so große Pension als das Vermächtniß der Gräfin erwirkt habe. Diese Großmuth Capitän Hall's auf Kosten Lord Cranstoun's muß die Leser seines Werkes nicht minder interessiren als die Liste des ganzen Wirthschaftspersonales der sel. Gräfin mit Vor- und Zunämen bis herunter auf die Hausknechte und Kühmägde; er gewährt ihnen diese Unsterblichkeit in seinem Werke vermuthlich aus Dank dafür, daß sie, wie dieß zu wiederholten Malen gesagt wird, seinen kleinen Knaben immer den jungen Grafen genannt.

Die sel. Gräfin bat mich, ihrem Gaste die Ehre zu verschaffen, Se. k. k. Hoheit dem Herrn Erzherzog Johann, welcher sich damals in seinem Weingarten zu Marburg befand, vorgestellt zu werden. C. H. wollte aber auch seine Frau mitbringen, wozu besondere Anfrage und Erlaubniß erforderlich war. Ein Bote ward von mir an Se. k. Hoheit abgefertigt, welche in Antwort die erbetene Erlaubniß gnädigst gestatteten, mit dem Beysatze, daß wir zu Mittag zu Marburg eintreffen und Nachmittags die Ausßicht in dem eine Stunde davon entlegenen Weingarten am reinsten genießen könnten. Diese Antwort war klar genug, aber C. H. commentirt darüber ein Langes und Breites, ob er und seine Frau zu Mittag eingeladen worden oder nicht, ohne jedoch des Führers im Geringsten zu erwähnen, der ihn hingeführet, vorgestellt und zurückbegleitet hatte. Nach der bei meiner Abreise aus Hainfeld getroffenen Abrede sollte C. H. Hälfte Novembers in Wien eintreffen, und ich besorgte für ihn zu diesem Ende verschiedene Commissionen hohen und niederen Orts, und darunter manche sehr lästige, weil ich auch, wie die sel. Gräfin, nur Einen Bedienten habe; Briefe, Zeitungen, Bücher, Postpakete, Speisezetteln, Wohnungspreise, ja sogar Commissionen beim Schneider[1]. Indessen blieb C. H. den ganzen Winter zu Hainfeld, und erst, als er halben März seine Abreise ankündigte, bat ich ihn, nachdem er den ganzen Winter dort zugebracht, ja noch über die Tag- und Nachtgleiche zu bleiben, weil die Krankheit, an dee die Gräfin litt, schon seit mehreren Jahren um diese Zeit eine Crisis machte.

Nach der, mit der sel. Gräfin jedesmal, so oft ich bei ihr in Hainfeld war, besprochenen Uebereinkunft sollte, im Falle einer Gefahr, eine Stafette duech den Verwalter expedirt und mir die Pferde auf dem kürzesten Wege nach Hartberg entgegengesendet werden. Hievon geschah nichts. C. H. expedirte die Stafette am Tage vor dem Tode der Gräfin, und

[1] Many thanks for Your attention about the coat, which I have no doubt will be very good; in dem obigen unter den Autographen der kais. Hofbibliothek hinterlegten Briefe vom 25. Februar.

Digitized by Google

als ich zu Grätz eintraf, konnte ich dort nur die nöthige Erlaubniß des Gubernii zur Bestattung in der Gruft erwirken. C. H. spricht von dieser, am 26. März eingetroffenen Erlaubniß, die ich selbst überbrachte, als ob er sie erwirkt hätte. Beim Trauerzuge folgte ich als Universalerbe und erster Leidtragender in meinem Wagen und nahm darin C. H. und seine Frau auf. Nach seiner Darstellung saß aber Niemand darin als er und seine Frau. Beim Leichenzuge selbst läßt er die Clerisei den ganzen Weg vom Fuß des Berges bis zur Kirche laut beten und Hymnen singen; hieran ist, wie an so vielem Anderen, was C. H. sagt, kein wahres Wort. Die Geistlichkeit begleitete den Zug still betend. Er sagt, daß er in der Schloßcapelle von Hainfeld die englischen Todtengebete über den Leichnam gelesen. Dieß geschah auf meinen Anlaß, aber er sagt nicht, daß täglich, so lange der Sarg in der Capelle ausgesetzt war, auch eine Messe in derselben gelesen worden. Er hat für die sel. Gräfin Alles allein besorgt; er war, wie die Darstellung seines Buches glauben zu machen berechnet ist, der einzige Freund, der einzige Trost der von der ganzen Welt verlassenen armen Gräfin. Er will glauben machen, sie habe den Gedanken gehabt, ihn und seine Familie auf unbestimmte Zeit in Hainfeld zu behalten, und sie soll seine Kindswärterin in diesem Sinne sondirt haben. Wenn dieß wirklich geschah, so geschah es wohl eben nur, um zu erfahren, ob denn C. H. nicht wirklich gesonnen sey, für unbestimmte Zeit unter ihrem Dache zu bleiben; denn, so gastfrei die sel. Gräfin auch war, so wurden ihr doch zahlreiche Gäste in die Länge lästig, und dieß schon aus finanziellen Gründen, wovon häufige Beweise in ihren Briefen an mich.

Daß ich der sel. Gräfin wenn nicht einziger, doch bester Freund, ihr in Allem mit Rath und That hilfreich beigestanden, wußte C. H. und bekannte es sogar in seinen Briefen an mich, was mag also wohl der Grund seines so unerkenntlichen und böswilligen, die Wahrheit ganz entstellenden Stillschweigens seyn? Mißgönnt er mir die Freundschaft und den Namen der sel. Gräfin und deßhalb die Ehre, in dem Buche eines so weltberühmten Mannes (a man so renowned all over the world), wie er sich in der Anrede vom Verwalter schelten läßt, genannt zu werden? Was auch die Ursache sey, so ist durch die Untreue und Treulosigkeit, die falsche Darstellung und Unwahrheit dieses Buches die Wahrheit und Glaubwürdigkeit der früheren und künftigen Reisebeschreibungen des Capitäns sehr schlecht verbürgt[1].

Hammer-Purgstall.

[1] Was er über das Verhältniß der sel. Gräfin zu Walter Scott sagt, ist zum Theil eben so unwahr als das Obige. Sie kann ihm unmöglich gesagt haben, daß Rob Roy das einzige Werk Walter Scott's sey, das er ihr nicht gesendet habe, indem seit vierzehn Jahren Walter Scott ihr weder Schrieb noch irgend eines seiner Werke sandte, von denen sie nur die kannte, die ich entweder selbst besaß, oder von Freunden für sie ausgeliehen.

Notizen.

Soeben ist ein für die Geschichte der Literatur des Mittelalters merkwürdiges und seltenes Werk in Paris herausgekommen, nämlich eine Ausgabe des Katalogs der Manuscriptenbibliothek des Louvre, im Jahre 1373 gefertigt, mit historischen und kritischen Noten. Was dabei merkwürdig ist, ist, daß derselbe zwei Abschriften des Romans von Eustach dem Mönche enthält, die beide von der bisher einzigen Abschrift abweichen, nach welcher Francisque Michel seine Ausgabe veranstaltet hat. Dieß beweist, wie volksthümlich einst dieses Gedicht gewesen seyn muß.

„Der Weißmantel. Ein geschichtlich-romantisches Gemälde des siebenzehnten Jahrhunderts von Ed. Maurer.“ (2 Thle. Liegnitz 1836) beginnt folgender Maßen: „Der Tag neigte sich zu seinem Ende, dem Kampf mit der herannahenden Nacht unter der Aegide jener Dämmerung ausweichend, die manchem fliehenden Feind (e) seine vollständige Niederlage erspart hat, auch manchen (m) Mädchenjäger nur ärgerliche Fehlschüsse auf den Revieren seiner sybaritischen Streifereien hat thun lassen. Es war jenes Halbdunkel eingetreten, in dem die Gegenstände dem Auge“ — noch 7 Zeilen über das Sehervermögen um jene Zeit und dann 7 Zeilen über das Wetter und dann — wohl genug?! —

In Magdeburg erschien kürzlich nach der Augsburger-Ausgabe von 1544: „Der Todtenkranz oder der Triumph des Todes, nach den Originalholzschnitten des Hans Holbein von L. H.“ — Saubere Steindrücke, doch manierirt. Ein auch in geschichtlicher Hinsicht umfassendes Werk über diesen vielfach bearbeiteten Gegenstand bereitet Prof. Maßmann vor, der auch schon sehr befriedigende Abbildungen dazu hat machen lassen.

Die von W. Böhmer besorgte, mit Einleitung und Wörterbuch versehene Ausgabe (Stettin 1835) von Th. Kantzow's Chronik von Pommern in Niederdeutscher Mundart und einer Auswahl seiner übrigen ungedruckten eigenhändigen Schriften, ist eine gründliche Arbeit, die erst Licht in die verwickelten Verhältnisse der Niederdeutschen und Hochdeutschen Geschichtsbücher Kantzow's und der Kosegarten'schen Ausgabe der letzten (1816) bringt.

Von dem durch Goethe so gemüthlich gewürdigten Nürnberger-Kleinpuermeister J. K. Grübel († 1809) haben wir nun eine Ausgabe sämmtlicher Werke in Nürnberger Mundart mit Wörterbuch, Leben und Bildniß; 3 Bände, in 8., deren Druck im vergangenen Jahre bereits vollendet worden ist.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

65. Sonnabend, den 13. August 1836.

Betrachtungen

über einige Stellen aus Rahel und Bettina mit Bezug auf den Aufsatz: Ueber die Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst.

(Schluß.)

An den im erwähnten Aufsatze noch folgenden Stellen ist es wohl eher das Gewagte, als das Unklare des Ausdrucks, was Bedenken erregt hat. Sie sind völlig unverkennbar, und jeder Commentar würde eine bloße Wiederhohlung vorstellen. Wir dürfen uns also zu der eigentlichen Pythia, zu Bettinen, wenden.

»Die Wahrheit hat keinen Leib; aber das sinnliche Leben ist die Spur ihres Weges.«

Bettina, frühzeitig in sich selbst eingekehrt, in die Mysterien des geistigen Daseyns eingeweiht, ist zur Ueberzeugung gelangt, daß Wahrheit nur im Leben des Geistes ist. Sie faßt die Idee Wahrheit als Substantiv rein und unvermischt auf: mag der Mensch in Wort und Thaten, die Natur in folgerechten Wirkungen wahr erscheinen, — die Wahrheit selbst hat keinen Leib; sie theilt nur allem Lebendigen etwas von ihrem Geiste mit, wie einen Hauch ihrer göttlichen Existenz; sie kann sich nicht verkörpern, nicht vermischen mit den vereinzelnten, vergänglichen, dem Scheine unterworfenen Dingen, ohne aufzuhören, die Wahrheit selbst zu seyn. Wahrheit ist nur in Gott, und Gott ist körperlos. »Von der Wahrheit zu reden,« heißt es im Poemander des Hermes Trismegistos, »darf der Mensch, dieß mangelhafte, aus mangelhaften Theilen bestehende Thier, dessen Hülle aus Verschiedenartigem zusammengesetzt ist, nicht wagen. Bekommt aber unsere Denkkraft Einfluß von oben, so bildet sie die Wahrheit nach.« Und das ist es, was die zweite Hälfte ihres Satzes sagen will. Dieses sinnliche Leben, wie es aus der Hand der ewigen Weisheit und Güte fließt, was kann es dem ernsten Denker, der das Auge seiner Seele von dem Wandel der Phänomene abwendet, anders bedeuten, als ein Zeichen eben jener Weisheit und Güte? Eine Spur des Weges zur Wahrheit. Liegt doch in dieser Betrachtung die ganze Philosophie! Denn alle Weisheit des Menschen ist, nichts, als ein Aufsuchen göttlicher Spuren. Wer in den irdischen Begebenheiten ewige Offenbarungen ahnet, hat den ersten Schritt auf jenem Wege gethan, hat den Schleier der Isis gelüftet. Es weiß und übt dieß jeder ruhige Forscher, jeder practisch gute Mensch nach seiner Weise; und wenn wir in der Darstellung zu platonisiren schienen, so haben wir es mit einer Diotima zu thun gehabt.

»Denken ist Inspiration der Freiheit.«

Fast möchte ich ihn hier herbeirufen, den Aristoteles von Amsterdam (denn, im Vorbeigehen gesagt, möchte mehr Verwandtschaft zwischen ihm und dem Spinoza von Stagira aufzufinden seyn, als man wohl glaubt); hat doch Keiner seiner vor-, mit- und nachgeborenen Brüder das Verhältniß des Denkens und der Freiheit schärfer und allseitiger bestimmt, als er! Jeder Mensch, der nur einmal dazu gelangt ist, über das Denken zu denken, schreibt sofort dieser Sphäre seines Daseyns das zu, was er seine Freiheit nennt. Wir sind frei, in so fern der Gedanke unser leibliches Daseyn durchdringt und beherrscht. Aber diese Freiheit, ist sie ein Privilegium der Willkür? von welcher Art ist der Geist, der schöpferisch in ihr waltet? der sie inspirirt? ist es nicht eben der Gedanke, der mit ihr Eins ist? und ist es nicht der Geist Gottes selbst — um symbolisch zu reden — der in uns denkt, einem ewigen Gesetze gemäß, dem wir eben durch unsere Freiheit unterworfen sind, — so daß das Denken in uns gar wohl Inspiration der Freiheit zu nennen wäre; wodurch das Verhältniß unserer Freiheit zum göttlichen Walten, im Gesetzlichen des Denkens, das uns doch nur von oben kommt, kühn und bedeutend ausgedrückt ist?

»Geheimniß ist Instinct der Phantasie.«

Bei den zwei letztangeführten Sätzen, wie bei so vielen, die man aus Büchern oder Gesprächen hervorhebt, ist wohl Acht zu haben, daß man nicht jede Aussage, deren Glieder die Kopula »ist« verbindet, für eine Definition ansehe und als solche beurtheile. So handelt es sich hier nicht darum, was Geheimniß sey, sondern welchem Vermögen des Menschen die Beziehung darauf zugetheilt sey. Man könnte in diesem Sin-

Digitized by Google

ne eben so gut sagen: Liebe ist Instinct des Gefühls, Wahrheit des Verstandes; denn wie dem Triebe des Gefühls der entgegenkommende, dem Forschenden des Verstandes die Wahrheit, so entspricht dem Ahnenden der Phantasie das Geheimniß. Da nun Liebe das eigentliche und tiefste Geheimniß ist, so mag Bettina wohl Recht haben, wenn sie nur demjenigen den Boden für ihren Samen zugesteht, der ihrer Ahnung fähig ist. In ihr selbst war das ahnende Vermögen, die Phantasie, auf's Höchste ausgebildet; es war ihr ganz eigentlich das Organ, wodurch sie die übersinnliche Welt vernahm, welche das geoffenbarte Reich der Liebe ist. Ihre musikalischen Theoreme sind auch auf diesem Boden gewachsen, und werden auch nur von Solchen ganz verstanden werden, die gleicher phantastischer Gaben, wie sie, theilhaftig geworden sind. Sie gibt sich oft genug Mühe, uns die Art, wie sie zu ihren Eingebungen gelangt, deutlich zu machen; bald nennt sie's Ahnen, bald Träumen; aber was hilft alles Beschreiben? es sind eben Zustände; Zustände aber lassen sich weder definiren, noch durch irgend einen Apparat des Verstandes oder Willens absichtlich hervorbringen. Sie müssen, wie das Glück und das Unglück, erwartet und dem, der sie erlebt hat, geglaubt werden.

Und so glaube denn auch ich, bei dieser Bemühung, das Vereinzelnte seiner Verkettung, in der allein es lebendig und klar wird, wieder zu geben, nur Eines befürchten zu müssen: den Umstand nämlich, daß diejenigen, die zu dem Grundtexte keinen Schlüssel in sich fanden, auch meine kurzen Erörterungen dunkel finden werden. Denn mit dem Erklären ist es eine eigene Sache. Ist etwas nüchtern gedacht, und bloß durch die seltsame Stellung oder Wendung der Worte unverständlich, so darf man nur diese Worte umstellen, oder ihnen andere ein- und unterschieben, — und das Verständniß ist bezweckt. Wo aber irgend etwas eigenthümlich und neu aus der Tiefe des Geistes tritt, da ist alles Erklären bloß ein Umschreiben, eine Variation. Wessen Ohr aber dem einfachen Satze des Thema's nicht zugänglich ist, wie sollte es ihm durch die Combinationen des Variirens deutlicher werden? Es ist also in diesen Dingen das Meiste dem eigenen Entwicklungsgange zu überlassen. Doch kann dabei in Betracht kommen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit unserer Kultur fast jedem Gebildeten eine typische Form zur Gewohnheit geworden ist, in die er das Neue, das Fremde erst bringen müßte, um es sich anzueignen. Kann man nun das Originelle, was sich seine Form mit zur Welt brachte, einer mehr cursirenden nähern, ohne von seinem Gehalte etwas zu opfern, so darf man wohl hoffen, etwas, wenn nicht zur Vermehrung, doch mindestens zum erweiterten Mitgenusse des Weltbildungs-Kapitales beigetragen zu haben. Einzig dieser wohlgemeinten Absicht wünschen die ebenmitgetheilten Zeilen zu genügen; einzig um ihretwillen sind sie geschrieben.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Ueber Geschichte, besonders Kriegsgeschichte, ihre Quellen und Hilfswissenschaften. Von Johann Baptist Scheels, kaiserlich-österreichischen Major, Ritter des großherzoglich-badenschen Ordens vom Zähringer Löwen ꝛc. ꝛc. Aus der österreichischen militärischen Zeitschrift 1835 besonders abgedruckt. Wien, Strauß's sel. Witwe. 1835. 50 S. 8.

Der um die vaterländische Geschichte sehr verdiente Herr Verfasser vorliegender Schrift leitet seit einer Reihe von Jahren die österreichische militärische Zeitschrift, ein Institut, dessen Streben und Leistungen von anerkannter Bedeutsamkeit in einem gehaltvollen Aufsatze der österreichischen National-Encyclopädie, wie recht und billig, gewürdigt worden sind. Wir wollen hiermit unsere Leser darauf verwiesen haben und hier nur noch an das selbstständige historische Werk erinnern, das Oesterreich den raftlosen Bemühungen des gelehrten Redacteurs verdankt, und dessen letzte Bände, die neuesten Zeitereignisse umfassend, eben zum Drucke vorbereitet werden [1]. Wer seinen Beruf auf eine so würdige Weise bethätigt hat, hat wohl auch ein überwiegendes Stimmrecht, wenn es sich um die Beantwortung von Fragen handelt, wie sie in dem Titel der vorliegenden, interessanten Untersuchung ausgesprochen liegen. Und in der That zeichnen diese vor vielen ähnlichen nicht gewöhnliche Vorzüge aus! Echte Begeisterung für den Gegenstand, tiefe Kenntniß dessen, was Noth thut, und eine seltene Klarheit der Darstellung — diese schönen Eigenschaften sind wohl ganz geeignet, fruchtbar zu wirken und bleibende Eindrücke hervorzubringen. Die Abhandlung zerfällt in vier Abtheilungen. „Die erste umfaßt die Begriffe der verschiedenen Arten von Geschichte und die allgemeinen Grundsätze der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Die zweite handelt von den geschichtlichen Quellen, ihrer Auswahl durch historische Kritik, ihrer Benützung durch historische Methode. In der dritten Abtheilung werden Skizzen der historischen Hilfswissenschaften mitgetheilt, und in der vierten für eine Reihe auf mancherlei Art verfaßter Aufsätze die wirklich benützten Quellen angedeutet, um durch diese Beispiele künftigen Bearbeitern ähnlicher Stoffe das Auffinden der Materialien zu erleichtern." Als besonders anziehend nun erschienen uns von S. 41—47 die Nachweisungen über die zahlreichen Aufsätze des Herrn Verfassers, welche zerstreut in der militärischen Zeitschrift und in den Beiträgen zur Kriegsge-

[1] Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserthums. Wien 1827—1835. Neun Bände Text und ein Registerband, gr. 8. 290 Bogen. Mit einer großen Karte von Oesterreichs Ländern unter den Römern.

Digitized by Google

schichte und Kriegswissenschaft abgedruckt worden sind; und die Bemerkungen über Quellen und ihre Benützung gehören wohl zu dem Trefflichsten, was je darüber gesagt worden ist. Es bleibt nur zu wünschen, daß sie recht viele Leser, und Beherzigung finden mögen! — Zum Schlusse können wir nicht umhin, die Frage aufzustellen: welche Gründe wohl den gelehrten Herrn Verfasser bestimmt haben mögen, „Oestreich“ und nicht „Oesterreich“ zu schreiben; eine Anmahne, die doch schon dem gewöhnlichen Gebrauche entgegen ist? Abgesehen von dem streng etymologischen Beweise für „Oesterreich,“ den Kauz siegend durchgeführt hat, ist auch das historische Ansehen dafür, denn in allen Urkunden von den ersten Zeiten der Habsburger bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts heißt es immer Oesterreich, woraus sich, ohne der etymologischen Grunddedeutung entgegen zu seyn, Oesterreich entwickelt hat.

Konstantin der Elfte, letzter griechischer Kaiser. Historische Tragödie von Carl A. Kaltenbrunner. Linz, 1836. Wien bei Gerold (in Commission). 164 S. 8.

Der Untergang des oströmischen Reiches, der Fall der hohen Stadt der Konstantine, das Hereinbrechen des Islam über eines der schönsten Länder, über denen die Fahne des Kreuzes schwebte — welche Masse grauenvoller Bilder, welches Gemälde von Weichlichkeit, Verzweiflung und Barbarei, welch' ein Schreckensruf der Civilisation an die Menschheit, und welch' ein Vorwurf zu einem echt christlichen Trauerspiele! Ein entnervtes, verbrechenbeladenes Volk, ein durch Frevel jeder Art entwürdigter Regentenstamm, eine ohnmächtige, abhängige und doch eifersüchtige Kirche, eine entheiligte, geringgeschätzte, im wilden Drange der Lüste apostatisch verläugnete Gotteslehre, und dieß Alles im letzten Todeskampfe geläutert, gesühnt und erhoben, durch sein furchtbares Ende und ein allgemeines Märtyrerthum verklärt, in Mitte vernichtender Todesengel aufflammender Glaubensmuth und Heldengeist, welch' ein großer des christlichen Dichters würdiger Moment!

Die Geschichte bietet wenig Aehnliches dar. Selten sehen wir alle Elemente des Schreckens und der Erhebung, irdischer Vernichtung und göttlicher Verklärung, allgemeinen Strafgerichtes und ewiger Vorsicht in so schaudererregende Kürze zusammengedrängt, und es dürfte wohl gesagt werden, wo der Dichter lebt, der diesen Stoff sich völlig anzueignen und die historische Grundlage in poetischer Meisterschaft lebendig zu reproduciren vermöchte! — Es war ein kühnes Wollen, diesen riesigen Stoff aufzugreifen, und wenn der Erfolg dem edlen Streben nicht vollends entsprach; so ist über den Dichter doch wahrlich nicht der Stab zu brechen, der seine Aufgabe begriffen, wenn auch nicht vollends gelöst hat.

Vor Allem wird es nothwendig seyn, auseinander zu setzen, daß der Verfasser schon in der Wahl der poetischen Grundform einen Irrthum begangen haben dürfte. Uns scheint nämlich der vorliegende Stoff einer derjenigen zu seyn, wo er es dem Genius seiner Zuhörer oder Leser überlassen muß, sich den Schlußstein poetischer Gerechtigkeit selbst in der Hinweisung auf jenen großen Bauherrn der Unendlichkeit hinzuzudenken, der nichts unvollendet läßt. Die Vertilgung einer Nation von der Erde, durch ihre Entartung bedungen, durch ihre Reue und Opfer nicht aufgehalten, gibt diesem fürchterlichen historischen Drama das Ansehen eines Weltgerichtes; die Wage der Vergeltung klingt in der Hand des Richters; die Gräber springen auf und speien die Laster der Verworbenen aus. Noch sehen wir den Würgengel des Herrn über ihnen hinwegschreiten; dann fällt der Vorhang. — Der Dichter hat hier keine andere Pflicht, als auf ein Jenseits hinzudeuten, in dem die Dissonanzen der Erde sich auflösen. Nicht also die auf Reinigung der Leidenschaft basirende Tragödie der Alten, sondern das romantische Trauerspiel ist die Kunstform, in welcher der Untergang der einen Hälfte der christlichen Welt zur Anschauung gebracht werden könnte. — Die Usurpation Konstantins, dessen Thatkraft wenigstens über seine entarteten Vorgänger bei weitem hervorragt, ist kein Verbrechen, welches diesen die Welt erschütternden Einsturz motiviren könnte. Sein zum Schlusse dargebrachtes Blut fällt zu leicht in die Wagschale eines Weltgerichtes.

Der Dichter, der auf den Principien der alten Tragödie fußte, hat uns daher den Fall eines Usurpators, nicht aber eines Weltreiches — einer zweiten Hauptstadt des Christenthumes geschildert. Dadurch ist der Raum, auf dem sich der Dichter bewegt, enge, ganz drückend enge geworden, und anstatt uns in das Leben des kaiserlichen Byzanz selber einzuführen, müssen wir Gesandte und Prinzen, Feldherren und Intriguenführer erzählen hören, was in der Stadt geschehen und geschieht — und sprächen die Leute nicht in einer gewissen, sehr bequemen Allgemeinheit über das Verderben und die Noth des Volkes, wir wüßten nichts davon. Auch die Sprache bleibt, diesem falschen Begriffe von Tragödie getreu, mehr rednerisch als Noth thut. Nationales Colorit findet sich nirgends, und die Charaktere ohne Ausnahme halten sich in einer Allgemeinheit pathetischer Anregung, die jeder anderen Nation ebenfalls angehören dürfte. Endlich verräth die Einführung von Personen und Scenen allenthalben den Neuling. Doch wahrlich, wir hätten ihm gerne jeden solchen Verstoß nachgesehen, entschädigte nur die Kraft der Schilderung, die Macht der Situationen, die Neuheit irgend einer Ansicht oder Anschauung. Kalt scheiden wir von der größten Stadt des christlichen Ostens, von den unter ihrem Schutte begrabenen Generationen, von ihrer Gegenwart und Vergangenheit; ein statt zur Besinnung gelangter Egoist will noch sterbend der einzige seyn, der in Betrachtung kommt, und stellt sich zwischen uns und das eigentliche Trauerspiel.

Digitized by Google

O lernt von Shakespeare die Geschichte verstehen! war er kein christlicher, so war er doch ein echt romantischer Dichter! — Aber mit Eurer gemalten Gerechtigkeit kommt ihr der Natur nicht gleich, viel weniger, daß ihr an einen höchsten Willen oder ihr erinnert!

In so weit mußte Referent gegen das vorliegende Werk das Wort führen. Ob er das Wesen des besprochenen Stoffes richtig erfaßt, ob es ihm gelungen, den Moment des Fehlgriffes richtig darzustellen? — Wäre es der Fall; so möchte er jedoch damit kein kaltes Verdammungsurtheil über ein mit sichtbarer Liebe behandeltes Erstlingswerk eines talent- und gemüthvollen Dichters ausgesprochen haben. Die gebildete, klangreiche Sprache, der größtentheils musterhafte Vers, der Aufwand geschichtlicher Vorstudien und vor Allem der Ernst, mit dem der Dichter sich seiner Arbeit zugewendet, lassen ihn wünschen, daß auch die Schwierigkeit des vollen Gelingens recht in's Auge gefaßt werde! — Freilich gilt der Grundsatz:

in magnis voluisse sat est —

nirgends weniger, als eben in der Kunst; anderer Seits wäre es aber auch nicht zu wünschen, daß es der Verfasser bei diesem ersten Versuche bewenden lasse. — Jede Kraft bedarf der Uebung, der Selbsterkenntniß und des rechten Wirkungskreises, und wir zweifeln nicht, daß Hr. Kaltenbrunner mit irgend einem freundlichen Werke seiner Muse völlig durchzudringen vermöge. Anb. Schumacher.

Klänge aus der Teufe. Bergmännische Gedichte und Aphorismen von Carl Stegmayer. Zweite Auflage. Bei Fr. Tendler. Wien 1836. 104 S. 12.

Mit gutem Vorurtheile nahm ich das Buch zur Hand, welches lyrische Elaborate enthält, und die in der Regel nicht sehr häufige Aufschrift: zweyte Auflage auf dem Titelblatte trägt. Mein Nachtheil ist indessen kein so freundliches, zumal wenn ich an die Arbeit jenen Maßstab lege, den uns nicht nur die neuere, naturinnige, frische Lyrik, sondern die Lyrik jeder Zeit aufdrängt. Es sind Lieder nach bekannten Gedichten geformt und bekannten Melodien angepaßt, so, wie sie vielleicht in geselligen Freundeskreisen gerne gesungen werden. Freunde nun sind milde Richter; ihnen hat Herr Stegmayer eine Erinnerung an frohes Zusammensteyn während bergmännischen Studienlebens bereiten wollen, die um so angenehmer seyn wird, da ein wohlgetroffenes Porträt des Hrn. Verfassers dem Büchlein beigegeben ist.

Noch Eins! Wie kennen vom Herrn Verf. nun mehreres Dramatische und Lyrische, und glauben, daß er, sein gefälliges Talent für leicht-sarkastische, lustige Prosa, wie wir sie oft von ihm gelesen zu haben uns erinnern, verkennend, sich Gebiethen zuwendet, in denen er durchaus nur Untergeordnetes leistet!

Das Papier ist eben nicht überflüssig weiß und der Druck nicht schwarz, und somit glauben wir uns der jetzt so ganz gewöhnlichen Mühe, dem Verleger danken zu müssen, zur Bequemlichkeit enthoben. S.....

Literarische Aphorismen.

Fichte nennt Glauben: den Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Das ist mir kein Glaube, sondern eine Resignation, welche der herzhaften Verzweiflung nachsteht. Mir ist Glaube jene heilige Anerkennung des Höchsten, deren sich der bessere Mensch gar nicht erwehren kann. Im Glauben ist die Wurzel seines geistigen Daseyns, also auch seines Willens.

Was ist das für eine Welt gewesen, an deren Erbe die unsrige sich nährt und aufrecht hält, die unserm Leben für ewig Würde, Bedeutung verleiht! Wir übersehen, das Gewohnheit, daß Alles, was uns bildend, erhebend, sprechend umgibt, nichts als der Schatten von jenem Vermächtnisse ist. Die Emblème und Randschriften unserer Münzen, die Monumente und Epitaphien unserer Großen, die in unsere Tempel und Paläste hineingestickten Säulen, der Gebrauch der römischen Sprache in juridischen und medicinischen Wissenschaften, die Technicismen, aus der Griechischen entlehnt, — was ist Alles das, als kümmerliche Nachbildung jenes einzigen, unwiederbringlichen Zustandes? was bedeutet es, als das oft mehr empfundene als verstandene Bedürfniß, und dem großen Alterthume zu verähnlichen? Wenn irgend eine Schwärmerei zu verzeihen ist, so ist es die, womit ein gefühlvoller Archaolog, nachdem er sich durch den Fleiß emsiger Jahre in Rom und Hellas eingearbeitet hat, jeden Scherben, jeden halbverstaubten Buchstab, jeden kindischen, räthselhaften, verwitterten Rest aus jenen ewigen Tagen betrachtet und verehrt. Ich kenne dieß Gefühl, denn ich erlebe es an mir oft genug, und mag deßhalb von Niemand, außer einem völlig Empfänglichen oder Gleichgestimmten begleitet seyn, wenn ich meine Heiligthümer besuche. Dieß ist die aneignungsbedürftige, sanfteste, männlichste, fruchtbarste Rührung.

Der großgesinnte Mensch arbeitet, lebt, dichtet aus Egoismus, das ist: um seiner eigenen Kultur willen, aus der seine Seligkeit entspringt. Es ist ihm daher um die Sache selbst zu thun, nicht um die Welt; Lohn und Anerkennung sind Accidenzien, die das Glück auspreßt; fallen sie ihm zu, so nimmt er sie dankbar auf und braucht sie als weitere Mittel, — aber er berücksichtigt sie nicht beim Schaffen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

66. Mittwoch, den 17. August 1836.

Neueste archäologische Forschungen in Nubien.

Ungeachtet der gelehrten Forschungen und der wichtigen Mittheilungen von Seite der ägyptischen Commission, von Legh, Burkhardt, Waddington, Hanbury, Straton, Gau, Rosellini und Champollion über die Monumente Aegyptens und des unteren Nubiens, kann man doch mit Wahrheit sagen, daß dieser interessante Gegenstand bei Weitem noch nicht erschöpft ist.

Ein noch weit reicheres Feld für die Forschungen der gelehrten Europäer bleibt in den ungeheuren, majestätischen Ruinen, welche durch Ober-Nubien und einen Theil von Abyssinien zerstreut sind, eröffnet. Caillaud ist der Erste, welcher einen kleinen Theil des Schleiers gelüftet hat, der diese Schätze verbirgt; auch der Britte Hoskins, in dessen Gesellschaft der Zeichner Bandoni aus Italien war, hat einige dießfällige Daten bekannt gemacht; viel bedeutendere Resultate erwartet jedoch die Archäologie von den neuesten Reisen des gelehrten Rüppell in Abyssinien, des vielerfahrenen Prudon in Ober-Nubien, von einigen Engländern begleitet, und endlich des verdienstvollen Dr. Ferlini aus Bologna.

In der letztgenannten Stadt hat nun ein schätzbarer Verehrer archäologischer Studien, der Advokat Carl Pancaldi, eine kleine Schrift herausgegeben, welche von den staunenswürdigen Entdeckungen Rechenschaft gibt, die von seinem Landsmanne, dem Dr. Ferlini, in der größten der Pyramiden von Meroë gemacht worden sind. — Ein kleiner Auszug des Büchleins wird den Leser in den Stand setzen, den ganzen Umfang und die Wichtigkeit der Ausbeute, welche von dem wackeren Gelehrten gemacht worden, zu beurtheilen.

Im Juli 1834 begab sich Dr. Ferlini nach Meroë, begleitet von einem Negozianten, Anton Stefani aus Albanien, dessen Familie und einigem Gefolge von Negern und gemietheten Dienstleuten. Er wies dem Vorsteher von Berber die von dem Statthalter in Cartum erhaltenen Dokumente vor und schickte sich alsobald an, die alterthümlichen Ruinen und insbesondere die Pyramiden zu durchforschen.

Es sind deren viele und von verschiedener Größe. In fünf der kleineren hatten die Untersuchungen keinen Erfolg, denn man stieß sehr bald auf die Spuren oder auch Gräuel früherer hier gepflogener Forschungen. Dr. Ferlini beschloß nun, sich an die Haupt-Pyramide kühn zu wagen. In dem kleinen Peristyl, welches zur Bedeckung einer hieroglyphischen Inschrift um eine geschnittene Königsfigur auf einem Löwen sitzend, diente, und das man füglich auch für die Eingangsthür halten konnte, las man mit europäischen Charakteren eingegraben — Caillaud. — Man vermuthete hieraus, daß es mit dieser Pyramide gegangen sey, wie mit den anderen[1]. Wiederhohlte, höchst genaue Forschungen nach allen Seiten und das Zerbrechen der Inschrift, unter welcher, anstatt des Einganges, man cyclopäische, sehr geschickt und ohne Kitt verbundene Massen als eine undurchdringliche Mauer fand, zeigten indessen bald, daß diese Pyramide niemals betreten worden sey.

Im Verlaufe dieser Nachsuchungen fielen mancherlei seltsame Dinge vor, veranlaßt durch den Charakter dieser Wüstenbewohner, die sich zu Hunderten der Arbeit beigesellten, und durch den Kriegsstand, in welchem sich die Unternehmer fortwährend halten mußten. Mit Zuziehung von etwa 30 aus ihnen gelang es jedoch dem Dr. Ferlini bald, ein Paar Fuß von der Höhe dieser Spitze zu demoliren, worauf seinen Blicken eine Art hölzernen Sarges mit eingeschnittenen symbolischen Figuren erschien, umwunden von Leinentüchern, allein hermetisch zwischen unge-

[1] Dr. Ferlini las nachmals die Reise des Hrn. Caillaud und überzeugte sich, daß dieß dieselbe Pyramide sey, welche S. 157. II. Bd. beschrieben, Tab. F. abgebildet ist, in welche der Reisende aber nicht einzudringen vermochte. Das Nachfolgende wird uns vielleicht die Gründe zeigen, warum Hr. Caillaud nicht in das Monument gelangte.

Digitized by Google

heuren Quadratblöcken von Bruchsteingestalt, so zwar, daß man ohne Beseitigung dieser Massen nicht zu ihm gelangen konnte.

Als man Hand an die Tücher und an das Holzwerk legte, zerfielen die ersteren und der größere Theil des zweiten in Staub, das Uebrige, zum Theile mit Schnitzwerk versehen, welches die Isis-Klappen, Athor auf der Lotosblume und die Ureo-Schlange vorstellt, wurde für die Sammlung gerettet. In dem Sarge fand sich nichts; jedoch unter demselben und von ihm bedeckt: ein bronzenes Gefäß mit Arm- und Halsbändern, Siegeln, Ringen, Götzenbildern u. dgl., eine zweite Vase mit Scarabäen, Ostrisaugen, Nilkreuzen, Scheiben, Tropfen von erhabener, die Isis Reich vorstellender Arbeit u. s. w., alles von gediegenem Golde im Gewichte von etwa 6 Pfund; ferner dieselben Dinge aus verschiedenen farbigen Glaspasten in kleinerer Dimension, zierliche Halsbänder oder Palatine bildend, wie man sie an den Ägyptischen Gottheiten als Schmuck sieht. Alles dieß, so wie der Sarg, war im Momente der Auffindung in Binden oder Schleier gehüllt, doch lösten sie sich in Staub auf, nur das Gold, Platina, Erz, die Steine und das Glas blieben; auch wäre alle Aufmerksamkeit zur Erhaltung jener Tücher vergebens gewesen, schon darum, weil, um sich ihrer zu versichern, Ferlini und sein Gefährte die Eine Hand darnach hätten ausstrecken, während die Augen diesen Act hätten bewachen und zugleich drohen zu wollen scheinen müssen, daß die andere Hand den gespannten Hahn gegen die anwesenden Barbaren abdrücken werde, welche beim Anblicke des Goldes sich sehr bedenklich geberdeten. All diese Effecten wurden nach dem, zwei Wegstunden in der Wüste liegenden Gezelte gebracht und daselbst vorsichtiger Weise von den Negerinen Ferlini's vergraben. Nach 15 Tagen unablässigen Demolirens der Pyramide, welche man beinahe compact hätte nennen dürfen, fand man in einem Winkel, 30 Fuß über der Basis und in sehr kleinem Umkreise, zwischen Tüchern noch andere Gegenstände, namentlich zwei Vasen von Bronze mit ausgesuchten Reliefs. Nur mit großer Mühe konnte unser beherzter Reisender sie den Klauen der mehr und mehr störrisch gewordenen Halbwilden abgewinnen: seine Stellung wurde immer mißlicher. Eines Abends, es waren seit dem wieder 20 Tage in der Arbeit vergangen, erfuhr er, unterwegs nach dem Zelte, von seinen Negern, welche die Mundart der Barbaren verstanden (sie sind sämmtlich mehr oder minder Varietäten des Arabischen), daß sie unter einander übereingekommen seyen, am folgenden Morgen, wenn sie von ihren Hütten zur Arbeit gingen, in verstärkter Anzahl und zur verabredeten Zeit über die Forscher herzufallen, sie nebst den Frauen in Stücke zu hauen und sich des Goldes zu bemächtigen, dessen Werth sie bereits auf Millionen anschlügen.

Ferlini nahm sich vor, sie festen Fußes zu empfangen, vertrauend auf die bei andern Gelegenheiten in Abyssinien und Darfour gemachte Erfahrung, wo ein einziger Schuß ganze Stämme in die Flucht getrieben hatte; allein die Besorgniß seines Freundes und der Dienstleute bestimmten ihn, seine Ausbeute zusammenzupacken und noch in der Nacht die Barke zu erreichen, welche ihn an der Nilmündung erwartete. Nach Berber zurückgekehrt, schloß er sich an die Karawane an, welche die große Wüste Erusca durchzog, schiffte sich, nachdem er die erste Katarakte von Swan passirt hatte, neuerdings ein und landete im Februar 1835 zu Cairo, wo eben die Pest wüthete, verfügte sich hierauf nach Alexandria und segelte zu Meer nach Europa heim, dessen Boden er in Triest wieder betrat.

Die Sammlung wurde von den ausgezeichnetsten Archäologen in Paris und in Italien bewundert und für einzig in ihrer Art, höchst werthvoll und als unendlich nutzbringend für die Wissenschaft anerkannt. Die berühmtesten Männer vom Fache stellten schriftliche Zeugnisse darüber aus und der geschätzte Professor Rosellini forderte den Eigenthümer auf, mittelst der Tagesblätter Notiz davon zu geben.

Man darf annehmen, daß der Fund durchaus Schmuck königlicher Personen enthalte; indem sich Folgendes ergab:

1. Bei 60 Siegel mit sogenannter galdener Schleife und sehr gut erhaltenen Incisionen von Symbolen, besonders von Hauptgottheiten, als: Isis, Osiris und Horus, wie auch von Hammon, von Pooh oder dem Mondgotte, von Serapis, Tho, Phtah, Athor, der Ureo-Schlange u. A. theils in Platin, theils in harten Steinen u. dgl.

2. Neun seltene Ringe von Gold mit Basreliefs, kleinen Götter-Brustbildern und Schmelzwerk auf einem goldenen Reife, der durch eine Feder, rückwärts angebracht, mit dem Reife verbunden ist, welche an die Finger schließt, so daß der bewegliche Kreis den Bewegungen der Hand folgte.

3. Zehn Armbänder von Gold mit bewunderungswürdiger Schmelzarbeit, in den Scharnieren zusammengefügt durch geflügelte Figuren von Athor, Reith, Hammon u. dgl. ganz ähnlich den in den Ruinen von Persepolis ausgehaue-

Digitized by Google

nen Ized und den hetrurischen Genien; die Figuren alle auf die Lotosblume gestellt und mit erstaunlicher Kunst ausgeführt.

4. Scarabäen mit Hieroglyphen, Idole, Schakale von trefflicher erhabener Arbeit, kleine Löwen, Osirisaugen, Athors-Klappern mit Obaen, Glöckchen und andere Zierrathe, symbolische Stücke zu Halsbändern gehörig; Alles von gediegenem Golde, mit Email verziert.

5. Ein kleiner sitzender Löwe von Lapis Lazuli; ein Talisman, das Ichneumon vorstellend, auf die Ureo-Schlange gestellt, den Discus über sich, eine ausgezeichnete Reliefarbeit in schwarzem Basalt; nicht minder meisterhaft gemacht der Gott Pooh kniend, mit dem großen Discus auf dem Haupte, von himmelblauer Paste, wenn es nicht gar blauer Stein ist.

6. Tassen von Bronze, Räuchergefäße aus demselben Metalle, sehr brav gearbeitet; besonders eines derselben, welches am Schnabel zwei indische Bachusköpfe von so gelungenem Gußwerke besitzt, daß minder Erfahrene oder Kenntnißreiche oder auch wohl Neider sie für eine eminente griechische Arbeit erklären würden, wenn nicht die Elephantenzähne nach der Weise Gamsa's, Dakha-Brama's und Wischnu's, vorzüglich aber Gaudama's, und der majestätische Bart, mit welchem sie versehen sind, selbe vielmehr als eine höchst seltene indische Gußarbeit bezeichneten.

7. Ein Halsband oder königliches Palatin, in mehreren Unterabtheilungen aus symbolischen Objecten von hartem Steine oder Glaspasten zusammengesetzt.

8. Eine Krone, kleine Scarabäen von himmelblauer Glaspaste, mit einem Antilopenkopfe und hier und da Täfelchen mit königlichen Namen in Hieroglyphen, als Metakuphs, Tothmosis III. oder Amersis, Amosis und seiner Tochter Tothameris.

9. Mehrere Götzenbilder von grünen Glaspasten, ähnlich denen, die Hr. Micali in seinem Werke: »Storia degli antichi popoli italiani. Milano 1835. Tav. XLVI. Nr. 1. 2. 3. u. 4. tom. 3. pag. 67. als eine Vorstellung des Phtah der Aegypter bezeichnet, die sich aber, mit Bezug auf den Couvera der Indier und der Pitech-Pigmäen, von denen Herodot Lib. III. cap. 3. spricht, vielleicht eher als canopische Figuren Esmuns oder des phönizischen Aesculap erklären ließen, eines Sohnes von Phtak-Sidik.

10. Ein kleiner Talisman in werthvollem, schwarzem Basalt, den man nach seiner Umgebung für einen Löwenkopf Wischnu's halten könnte: dann ebenfalls aus gleichem Basalt zwei mysteriöse oder Canopis-Eier, umgeben von einer ciselirten Goldbinde, deren Mitte ein Osirisauge schließt.

11. Eine sehr fein geschnittene Kanne, Neith-Athene vorstellend, vielleicht dieselbe Gottheit als die Thana oder Tina der Hetrusker, wie Hr. Guigniaut berichtet und welche, nach Pluche, die phönizische Minerva zu seyn scheint. Dieß träfe auch mit Plato überein, der sie für eine uralte ägyptische Gottheit hält und mit dem Deutschen Creuzer, welcher meint, die Vorstellung der Minerva oder Pallas-Athene gäbe durch integrirende und unbestreitbare Elemente die indische Lehre von Wischnu, combinirt mit der ägyptischen Theorie des Lichtes.

12. Geräthe zu allerlei Gebrauch, Waffen, Kleider, nubische Vögel u. s. w.

Aus dem Umstande, daß alle diese Gegenstände sich in der größten unter den Pyramiden von Meroë fanden, dann wegen jener Namen, wegen der Kanne und den Arbeiten anscheinend griechischen Ursprunges, schlossen Einzelne, daß man die Grabstätte äthiopischer Herrscher aus der achtzehnten Dynastie gefunden habe, welche nach Maneto, Euseb und Afrikanus eine griechische und zwei phönizische Familien zu Vorläufern hatte.

Für diese Meinung des gelehrten Pancaldi und zur Bestätigung, daß die Pyramiden von Meroë Königsgräber seyen, läßt sich anführen, daß die armseligen Unterthanen der Königin Candace dieselbe glühende Luft einathmeten, wie dieß mit den elenden Bewohnern heut zu Tage unter Mehemed-Ali der Fall ist, und daß der unfruchtbare Boden des Landes kaum genügendes Einkommen abwarf, um Tempel für die Gottheiten, Palläste und Grabstätten für die Könige aufzuführen.

Wenn man erwägt, daß die eben beschriebenen Schätze, welche den Zustand der Künste unter einem berühmten Volke des Alterthums erkennen lassen, gleichsam eine Trophäe sind, dem glühenden Odem der Wüste, welcher vernichtend über die Monumente des gefeierten Meroë hinging, mit kühnem Wagnisse abgewonnen, so wird man die Mittheilung der vorstehenden Daten in diesen Blättern nicht am unrechten Orte finden.

Digitized by Google

Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Enthaltend sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke altdeutscher Sprache und Poesie ꝛc. ꝛc. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Band II. Heft I. Mit Beiträgen von C. G. Graff, von der Hagen und Zeune. Berlin, Plahn, 1836. 96 S. 8.

Mit diesem Hefte eröffnet die Gesellschaft den zweiten Jahrgang der neuen Folge ihrer verdienstvollen Jahrbücher. Vier Hefte bilden einen Band, und ein solcher soll jährlich geliefert werden. Wir brauchen wohl hier nur den Inhalt anzuführen, um unsern Lesern von der Wichtigkeit und den erfolgreichen Resultaten des gegenwärtigen Heftes einen Begriff zu geben. I. „Ueber die deutsche schwache Declination. Von C. G. Graff;“ S. 1—59; eine Abhandlung, eben so geistreich angelegt, als gründlich durchgeführt. II. „Urkunden des deutschen Heidenthums zur Zeit des heiligen Bonifacius. Von v. d. Hagen.“ III. Heidnischer Aberglaube aus dem Gewissensspiegel des Predigers Martin von Amberg. IV. Deutsche Urkunde des Jahres 1222 aus dem Stadtarchive zu Thun. V. Nibelungen in Mainz, von Zeune. Hier wird auf eine Abhandlung von C. Braun hingewiesen, der den Sänger Heinrich v. Ofterdingen zu einem Mainzer macht, indem er zu behaupten sucht, daß dieser von dem Mainzer Patriziergeschlechte der Afterdinge abstamme, welches schon früher in den Urkunden der Stadt Mainz vorkommt. Die Gründe lassen sich lesen; allein wir bleiben indessen doch bei der nicht minder gut unterstützten Ansicht, die Friedrich v. Schlegel aufgestellt hat, und darnach Heinrich von Ofterdingen ein Oesterreicher, wenn wir auch gerade nicht an die Stadt Esserding ans halten, sondern an einen andern Ort in deren Nähe, der noch heut zu Tage im Munde des Volkes Ofterring, Ofterding heißt. Darüber übrigens mehr zu einer andern Zeit. VI. Jahresbericht über die Arbeiten der Gesellschaft und Uebersicht der wichtigsten neuen Werke deutscher Sprach- und Alterthumskunde im Jahre 1835. VII. »Strickers Klage über den Verfall der Dichtkunst in Oesterreich« — zwei Gedichte aus einer Heidelberger Pergament-Handschrift:

Ditz ist ein mer rich
Von den h'ren zu Osterich

und

Ditz mere ist hubsch un gut
Von einem ritter hoch genut.

Stricker ist ein österreichischer Dichter aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Das erste Gedicht ist ein „merkwürdiges Gleichniß von dem Ueberdrusse der Herren in Oesterreich an der Dichtkunst (die sonst die schönste Zierde der Ritterschaft), an Singen und Sagen, an Fiedlern und Spielleuten, nachdem sie sich früher darin übernommen und ihre Gaben an die in Unzahl herbeigekommenen verschwendet, dagegen nun Fasten und Kargheit eingetreten, auch gegen die Ritter selbst, und nur ungelogene Worte beliebt sind“ — welche Schilderung zur Genüge durch andere Dichter dieser Zeit bestätigt wird. Das zweite Gedicht ist ein Gleichniß von der wahren Milde, und steht mit dem ersten in nächster Beziehung. Der Herausgeber verspricht in Zukunft noch mehrere „Beispiele“ Strickers mitzutheilen, wofür wir Oesterreicher ihm gewiß sehr verbunden seyn werden. VIII. „Des böhmischen Ritters Johann von Michelsperg Ritterfahrt in Frankreich. Von Heinrich von Freiberg,“ ein Gedicht ebenfalls aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, das aber erst im nächsten Hefte vollständig abgedruckt werden wird.

Literarische Aphorismen.

Rochefoucault hat weit mehr zarte, edle Sätze, als man gewöhnlich glaubt, und die zweideutigen haben alle etwas Ehrliches, Aechtes. Man muß sie entweder zurechtsetzen oder an's Ende führen.

Er zeigt überhaupt mehr das Egoistische als er es lehrt. Für manches Schöne, z. B. Freundschaft, hat er besonders Sinn.

Durch Tiefblick in alle Menschenschwächen wird die Weisheit nur gefördert, nicht erschüttert.

Oft muß man für seine herkömmlichen Ausdrücke bessere setzen, um den Satz geltend zu machen; z. B. für »Größe« »Berühmtheit,« für »Liebe«: »Leidenschaft« u. dergl.

Die französische Convenienz, die eingeimpfte verderbte Unnatur dictirt ihm Vieles.

Gefährlich bleibt er immer solchen, die nicht weiter denken, nicht würdig fühlen.

Weil man weiß, daß Yorick-Sterne, dieser feine Kopf, die Empfindungen des wärmsten Wohlwollens, die seine Schriften so häufig feiern, nicht gleicher Weise im Weltverkehr an den Tag gelegt hat, — muß er sie deßhalb gescholten haben? Wer mißt und faßt die Eigenheiten eines zarten, tiefen Gemüthes, bei dem hellsten, bis in's Schlaue ausgebildeten Verstande, der sich mit froher Leichtigkeit über die plumpe Convention der Welt erhebt? Wer würdigt den echten, darstellenden Dichter, und den englischen insbesondere? Es muß für Poeten Momente geben, in denen sie ganz eigentlich außer sich sind; vielleicht sind sie dann am eigentlichsten sie selbst-

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaitenbaeck. — Gedruckt bey den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

67. Sonnabend, den 20. August 1836.

Capitän Lee.

Scene aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege.

Die amerikanischen Behörden fanden viele Schwierigkeiten, ihre Gefangenen sicher unterzubringen. Eigene, zu einem solchen Zwecke aufgestellte militärische Posten hatten sie nicht, und sie wußten sich deßhalb nicht besser zu helfen, als sie in einen stark bevölkerten Theil des Landes, da, wo die Einwohner am entschiedensten feindlich gesinnt gegen die Engländer waren, bringen und dort wohl bewachen zu lassen. Die Stadt Lancaster war einer der hiezu ausgewählten Orte. Die Gefangenen wurden in Feldhütten, die man mit einem Pfahlwerke einschloß, gesperrt und sorgfältig bewacht. Allein trotz aller Vorsichtsmaßregeln verschwanden sie oft auf eine unbegreifliche Weise, und man hörte nichts mehr von ihnen, als bis sie wieder in den Reihen des brittischen Heeres standen. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über die Möglichkeit und Art ihres Entweichens; umsonst stellten die Officiere die strengsten Nachforschungen an; erfolglos blieben alle Durchsuchungen des Landes. Die Soldaten schüttelten die Köpfe und sprachen von Zauberern, Landkrämern und dergleichen Volke, das sich von Zeit zu Zeit habe sehen lassen; von den Leichtgläubigeren dachten Manche vollends an gar nichts, als an die Einwirkung eines übernatürlichen Wesens, mochte dieses nun aber ein Mensch oder ein Geist seyn — das Geheimniß blieb unenträthselt.

Als die Sache zu Washingtons Kenntniß kam, schickte dieser den General Hazen mit dem Auftrage ab, ihr wo möglich auf den Grund zu kommen und ein Ende zu machen. Hazen, ein rasch und kräftig handelnder Offizier, nahm, nachdem er Alles umsonst aufgebothen hatte, seine Zuflucht zur List. Daß Amerikaner den Gefangenen Vorschub leisteten, davon war er, da der nächste brittische Posten mehr als hundert (englische) Meilen entfernt war, klar überzeugt, allein, auf wen sein Verdacht fallen sollte, darüber hatte er auch nicht die leiseste Vermuthung; denn der Vorwurf des Torysmus war in dieser Gegend ein fast unbekannter. Von seiner früheren ausgezeichneten Laufbahn als brittischer Oberst her, war er indessen solchen dringlichen und schwierigen Fällen zu begegnen gewohnt worden, und so hatte er sich denn seinen Plan rasch entworfen, und ihn einem seiner eigenen Officiere, auf dessen Fähigkeit und Geschick er sich hinsichtlich der erfolgreichen Ausführung desselben verließ, mitgetheilt. Dieser Officier war Capitän Lee, dessen Muth und Gewandtheit die getroffene Wahl vollkommen rechtfertigten.

Der zwischen ihnen verabredete Plan war folgender: Es sollte ausgesprengt werden, Lee sey auf Urlaub oder auf einem Commando abwesend, er sich aber mittlerweile in einen brittischen (Kriegs-) Gefangenen verkleiden und mit dem zu wissen Nöthigen und einer Geschichte seiner Gefangennehmung in der Hand, in die Feldhütten sperren lassen, wo er dann leicht das Vertrauen der Soldaten gewinnen und mit ihnen an einem Plan zur heimlichen Flucht Theil nehmen könnte. Wie trefflich Capitän Lee seine Rolle durchführte, kann man aus dem Umstande entnehmen, daß ihn, als er sich nach seinem Verschwinden unter die Gefangenen gemischt hatte, seine eigenen Officiere und Soldaten jeden Tag, ohne nur das Mindeste zu ahnen, sahen. Der Mann, dem ich das Meiste dieser Einzelnheiten zu verdanken habe, war damals Oberaufseher über die Gefangenen und mit Lee genau bekannt, und obschon ihn die Erfüllung seiner Amtspflicht mit jenem öfters zusammenbrachte, so erkannte er ihn doch nie unter seiner Verkleidung; für Lee war es aber auch ein Glück, daß diese so vollständig war, denn hätten Lee's Gefährten seine Absicht, sie zu verrathen, geargwohnt, so würde es wohl von ihm geheißen haben, was das Sprichwort sagt: »Die Todten sind stumm.«

Viele Tage brachte er in dieser Lage hin, ohne die mindeste Entdeckung zu machen. Es wollte ihm wohl manchmal vorkommen, als bemerke er Zeichen von Einverständniß zwischen den Gefangenen und einer alten Frau, welche die Erlaubniß hatte, Obst zum Verkaufe in die Einfriedung zu bringen. Sie war für taub und blödsinnig bekannt, und darum kein Gegenstand des Argwohns. Ihr Sohn war zwar — wie man wußte — wegen schlechter Aufführung im amerikanischen Heere bestraft und fortgejagt worden; allein sie hatte darüber nie eine böswillige Gesinnung verrathen, und Niemand ließ es sich träumen, daß sie selbst bei dem Willen,

Digitized by Google

Böses zu thun, dazu die Kraft habe. Lee bewachte sie aufs Genauste, bemerkte aber nicht das Geringste, was seinen Argwohn hätte bestätigen können. Ihre Hütte lag etwa eine englische Meile entfernt an einem wilden abgelegenen Orte, und ihre einzigen Mitbewohner waren ein Hund und eine Katze, von denen der erste das elende Häuschen bewachte, während die letztere zu abergläubischen Befürchtungen Anlaß gab, die nicht minder wirksam, Besuchlustige fern hielten.

In einer finstern stürmischen Herbstnacht lag Lee um Mitternacht noch wachend da, und dachte über sein Unternehmen nach, das, so sehr es im Anfange seinem romantischen Sinne zusagte, jetzt allen Reiz für ihn verloren hatte. Es war einer der Stürme, die so oft unter jenem Himmelsstriche gegen das Scheiden des Jahres hin wüthen. Seine Gefährten schliefen fest; allein der Wind, der das Gebäude bis in seine Grundfesten erschütterte und schwere Regenmassen gegen die Fenster schlug, wirkte mit seiner damaligen Gemüthsstimmung dahin, ihn wach zu erhalten. Mit einem Male ging die Thür sachte auf und eine Gestalt bewegte sich still in das Zimmer herein. Es war zu dunkel, um ihre Bewegungen genau beobachten zu können; allein so viel sah er, daß sie sich zu einem der Schläfer niederbückte und dieser dann unverzüglich aufstand; dann näherte sie sich ihm und berührte ihn auf der Schulter. Lee war im Augenblick in der Höhe; die Gestalt ließ einen schwachen Schimmer aus ihrer Blendlaterne auf sein Gesicht fallen; flüsterte aber gleich darauf ungeduldig vor sich hin: »nicht der Rechte — doch kommt!« Da wurde es Lee klar, daß jetzt die ersehnte Gelegenheit gekommen sey. Der Unbekannte wisperte ihm zu, er solle ruhig auf seiner Stelle bleiben, bis ein Anderer gerufen sey; allein in demselben Augenblicke wurde er durch ein Geräusch gestört und schlich, Lee ein Zeichen gebend, ihm zu folgen, still aus dem Gemache.

Sie fanden die Hausthür unverriegelt und einen kleinen Theil der Einpfählung weggeschafft, wo sie nun ungehindert durchschlüpften; die Schildwache hatte sich unter ein Vordach zurückgezogen, wo sie, ihrer Meinung nach, ihren Posten eben so gut bewachen konnte, ohne vom Regen zu leiden. Gerade vor der Einpfählung zeigte sich eine gebückte Gestalt in einem rothen Mantel und auf einen dicken Stab gestützt, die, wie sich Lee sogleich dachte, Niemand anders, als die alte Obstfrau seyn konnte. — Das tiefste Schweigen wurde indessen immerfort beobachtet; eine kleine Strecke weiter kam ein Mann aus einem Dickicht und schloß sich an sie an, und nun gings, die Alte als Wegweiserin vorau, immer leise weiter. Anfänglich blieben sie öfters stehen, um zu horchen, als sie aber den gewöhnlichen Ruf der Schildwache »Alles gut! (All's well) gehört hatten, schieuen sie wieder beruhigt und schritten zuversichtlicher als bisher weiter.

Sie kamen bald zu der an einem Abhange gelegenen Hütte der Alten, wo ein heller Lichtschein aus einem kleinen Fenster auf die regenschweren Zweige der das Häuschen überschattenden Bäume fiel. Der Hund kam ihnen wedelnd entgegen, als sie eintraten. Drinnen stand ein Tisch mit einigen groben Speisen und einem großen Humpen besetzt, den eben einer der Soldaten anfassen wollte, als ihn der Mann, der sie geführt hatte, zurückhielt. »Nein,« sagte er, »vor Allem erst an's Geschäft.« Mit diesen Worten ging er in ein kleines Nebenkämmerchen und kehrte daraus mit Etwas zurück, das ursprünglich eine Bibel gewesen zu seyn schien, wiewohl es jetzt zu einer Mahagonnfarbe und einer kreisrunden Form abgegriffen war. Während dieß vorging, hatte Lee Zeit, seine Gefährten genauer zu betrachten: der Eine von ihnen war ein großer vierschrötiger, phlegmatisch aussehender Soldat; der Andere ein kurzer, gedrungener Mann, mit dem Aussehen eines rechten Schurken. Auch sie betrachteten ihn jetzt prüfend, und da sich Lee früher in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hatte, den kleineren Soldaten streng zu bestrafen, so wollte ihm doch bei den forschend auf ihm ruhenden Blicken des Kerls nicht eben wohl zu Muthe werden. Ihr Führer war ein Mann von mittlerem Alter und barschem, unfreundlichem Wesen, den Lee vorher noch nie gesehen hatte.

Da keine Zeit zu verlieren war, so setzte ihnen ihr Wegweiser in wenigen Worten auseinander, daß er, ehe er sich dem gefährlichen Wagestück unterziehe, zuvor von ihnen verlangen müsse, daß sie einen fürchterlichen Eid auf die heilige Schrift ablegten, nicht den geringsten Versuch zum Entweichen machen, und — wie es ihnen auch ergehen möge — nie die eingelnen Umstände oder Beförderer ihrer Flucht offenbaren zu wollen. Die Soldaten bestanden jedoch hartnäckig auf dem Verschub dieser Maßregel auf so lange, bis sie eine kleine Bekanntschaft mit dem Inhalte des Humpens gemacht hätten, wobei sie ihre Willensmeinung hierin mehr durch Thaten, als durch Worte an den Tag legten. Lee, der inzwischen das Gefährliche seines Unternehmens aus einem neuen und höchst unerfreulichen Gesichtspuncte zu betrachten angefangen hatte, schloß sich ihnen hierin an. War er nämlich gezwungen, die Andern bis New-York zu begleiten, so wurde seine Verkleidung im Augenblicke entdeckt und er unzweifelhaft als Spion gehangen. Er hatte sich früher gedacht, er würde ohne Schwierigkeit zu jeder Zeit sich heimlich von ihnen entfernen können; allein er sah nun, daß ihr Führer Waffen für sie bereit gehalten hatte, deren sie sich bedienen sollten, um einem Jeden, der es versuchen würde, sie zu verlassen, das Leben zu nehmen — — und dann der Eid! Er hätte wohl sich seiner Verpflichtungen entheben können, wenn es das Wohl und der Vortheil seines Vaterlandes erheischte; allein kein Ehrenmann wird sich gern in einen solchen Nothfall versetzt sehen, in welchem er einen Eid, wie widerwillig er auch ge-

Digitized by Google

leistet seyn mag, brechen muß. Er fühlte, zurückgetreten war hier unmöglich — da schmetterte auf einmal ein schwerer Schlag, wie von etwas Fallendem gegen die Wände der Hütte; ihre geübten Ohren erkannten sogleich die Lärmkanone; ihr Führer warf die alte Bibel, die er die ganze Zeit über ungeduldig in der Hand gehalten hatte, hin, bedeutete den Uebrigen, ihm zu folgen und verließ, seine Blendlaterne in der Hand, unverweilt das Haus.

Sie scheitten rüstig, aber nicht ohne Schwierigkeit fort, manchmal verlor ihr Fuß auf irgend einem sandigen Erdabhange oder einem schlüpferigen Grunde den Halt und, wenn ihr Weg durch den Wald führte, schlugen ihnen die nassen Zweige schwer in's Gesicht. Lee sah, daß es ihm jetzt ein Leichtes seyn würde, seinen theuren Kameraden zu entwischen, während sie so in Hast und Angst fortliefen; allein er hatte ja bis jetzt noch keine Entdeckungen gemacht, und so gefahrbringend auch seine Lage war, so war ihm doch der Gedanke unerträglich, daß er nicht Muth und Kraft genug zur Durchführung des einmal Begonnenen gehabt haben sollte. So ging er denn zwei oder drei Stunden lang eifrig zu und war eben nahe daran, vor Ermüdung niederzusinken, als das Bellen eines Hundes die Flüchtlinge zum Stehen brachte. Ihr Führer ließ einen leisen Pfiff hören, in nicht großer Entfernung wurde ihm auf gleiche Weise geantwortet; eine Gestalt kam ihnen durch die Finsterniß entgegen, flüsterte zuerst mit ihrem Führer und schritt dann voran einem Gebäude zu, das nach seinen dunklen Umrissen eine große steinerne Scheune zu seyn schien. Sie gingen hinein, und wurden da und dorthin in die Winkel vertheilt, wo sie überall, außer auf der Seite der Mauer, das Heu um sich her fühlten. Bald darauf brachte man ihnen mit demselben Schweigen etwas zu essen, und machte ihnen bemerklich, daß sie den ganzen folgenden Tag hier versteckt bleiben müßten.

(Schluß folgt.)

Wenn ich ein Kritiker wäre!

Eine Gewissenserforschung.

Wenn ich ein Kritiker wäre; ich würde nie ein Buch beurtheilen, das ich nicht gelesen hätte;

Ich würde nicht denken: der Verfasser hat mich bei einer Gelegenheit irgendwo getadelt, ich will also sein Buch in jedem Falle schlecht finden;

Ich würde mich bestreben, zu vergessen, daß der zu besprechende Autor eine höhere Stellung im Leben bekleide, als sie mir vom Glücke beschieert worden;

Mein Wahlspruch würde seyn: Sine ira et studio — nicht nach Gunst oder Ungunst, sondern lediglich zur Förderung der guten Sache!

Wenn ich ein Kritiker wäre; ich würde mich nicht aufs hohe Pferd setzen, um den Autokraten zu spielen, an dessen Wimpern die Existenz des guten Geschmackes haftet;

Ich würde jedes redliche Streben freudig anerkennen, das Verfehlte aber und Verkehrte, Anmaßung und Knabengeschreibsel unerbittlich bekämpfen;

Gegen meine Freunde würde ich am strengsten seyn, weil ich ihnen zu nützen streben würde, ein bestochenes Urtheil aber stets schadet;

Ich würde es mir zum Gesetze machen, eher die Neigung meiner Freunde verlieren zu wollen, als meinem ehrlichen Urtheile Etwas zu vergeben. —

Wenn ich ein Kritiker wäre; ich würde mit der Unsterblichkeit haushälterisch zu Werke gehen und ihre Kronen nicht auf die erste beste Stirne drücken, etwa weil sie ein Flitterding ausgeheckt, das der leichtbewegten Menge gefiel;

Ich würde aber auch den Muth haben, für eine Arbeit, die ich in meinem Gewissen als gut erkannte, eine Lanze zu brechen, wenn gleich das Achselzucken und Nasenrümpfen der Vornehmthuerei mich einschüchtern wollte;

Ich würde Umfrage halten bei Männern, die an den Brüsten der Erfahrung aufgesäugt worden und würde dann bloß den erkannten Grundsätzen des Rechten gemäß, urtheilen; — nie aber würde ich dem persönlichen Interesse oder dem Erfolge des Augenblicks nach dem Munde reden;

Autorität würde mir nie imponiren. — Chi da la fama? — „I Giornalisti!“ — Warum sollten sie also von ihrem eigenen Geschöpfe sich beherrschen lassen? —

Wenn ich ein Kritikee wäre; ich würde stolz auf meinen Beruf seyn; denn, wie man den Stab des Richtens nur in die reinsten, würdigsten Hände legt, so würde ich mich zu den Reinen und Würdigen zählen von dem Augenblicke an, wo man mich zum Gliede des geistigen Tribunals ernannt;

Ich würde aber dann auch meine Hand halten von allen literarischen Gevatterschaften, von allen wechselseitigen Lobhudel-Assecuranzen, von allen Umtrieben zur Berühmtsprechung irgend eines vorlauten Empork ömmlings; ich würde meine Feder nie herleihen zur Posaune einer Partei, sondern die erkannte Wahrheit ohne Rücksicht und ohne Rücksalt verfechten;

Ich würde niemals und unter keiner Bedingung mich herbeilassen, Dinge zu besprechen, die ich nicht verstände. Es gibt zwar der Kunstgriffe genug, um der Hohlheit ein Mäntelchen vorzuhängen, damit sie allenfalls zur Noth, wie ein leibliches animal inplume bipes anschaue; allein die Jury des Geistes muß ihr Verdict nach Wissen und Gewissen abgeben; nur das Urtheil eines Sachverständigen darf sie bestimmen!

Ich würde keine Briefe an meine — Juquisiten schreiben, ihnen keine Abonnementskarten, keine Exemplare meiner Geistesproducte zusenden, würde keine Einladungen und Ein-

Digitized by Google

lagen von ihnen annehmen und mich von ihnen nicht freihalten lassen; — es wäscht zwar eine Hand die andere, wie das Sprichwort sagt; nur daß leider die schmutzige Wäsche der Literatur gewöhnlich unter der Hand bleibt.

Wenn ich ein Kritiker wäre; ich würde mich befleißen, recht klar, verständlich, unverblümt und einfach zu schreiben, selbst auf die Gefahr hin, für minder pikant oder für nicht geistreich erklärt zu werden;

Ich würde alle Seitenhiebe und Ausfälle, alle Spiegelfechterei und Wortgankelei vermeiden; ich würde nur Eines wünschen: — verstanden zu werden, und zwar nicht etwa bloß dem Worte nach, sondern hauptsächlich in meiner guten Meinung, meinem Ernste für das Gedeihen des Wahren;

Auf Angriffe, Bemerkungen, Erläuterungen u. dgl. würde ich, wenn es sich um offenkundige Lügen handelte, nie Etwas erwidern. Heinrich IV. ließ ein Pasquill, das sich über die neue Besteuerung lustig machte, von der hohen Wand herabwehmen und bequemer hinkleben, indem er meinte: Sie zahlen, also mögen sie auch ihre Freude haben. — Wee eine ehrliche Kritik nicht vertragen kann, dem wird seine unerwiederte Entgegnung glühender in die Seele fressen, als der bitterste Tadel und die Celebritätsmonomanie, eine fürchterliche Krankheit!

Wenn ich ein Kritiker wäre; ich würde alle Tage mein Gewissen erforschen, ob es mit keiner Ungerechtigkeit, keinem Frevel gegen das Heilige in der Kunst, keiner Klopffechter-Practik oder selbstständigen Prahlhanserei beschwert worden;

Verdienter Ruhm würde mir ein Noli me tangere seyn; mich an dem Gedächtnisse eines Verewigten zu vergreifen, gälte mir als teuflisch-ärgerische Ruchlosigkeit, als Bübereі wider Gott, Vernunft und Ehre! — Wunderbarer Weise gefallen sich noch immer einzelne Exemplare in Heeostrats Gräueln.

Wenn ich mir einmal beikommen ließe, mich, von der Berühmtenmanns-Tarantel gebissen, in Kupfer stechen oder mein Bild auf Stein drucken zu machen; dann würde ich gar keine Kritiken mehr schreiben, aus Furcht, man möchte voe mein Konterfei hintreten, mir eine Maskhemie gegen den gefunden Geschmack zur Last legen, und ausrufen: „Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!“

Ach, ich hätte noch Vieles zu bemerken, was ich thun oder lassen würde, wenn ich — ein Kritiker geworden wäre!

Nun, der liebe Gott hat gar wohl gewußt, warum er mir nicht einen so schweren Beruf auf die schwachen Schultern legte!

Das Talent gestaltet sich höchst mannigfaltig, besonders in unseren Tagen, wo dieß Ehrenwort gar sehr im Kredite verloren hat und fast schon zu einem Brocken herabgesunken ist, mit welchem man die Fertigkeit, die zuversichtliche Kühnheit, die bleierne Mittelmäßigkeit abfüttert, wo die Bezeichnungen: „unübertrefflich, genial, klassisch“ um ein Billiges, um ein Mittagsbrot oder um einen Sperrsitz feilgeboten werden; — o welch' einen Reichthum an Talenten finden wir in den Subelblättern des Tages aufzespeichert — einen Reichthum, an welchem der Zahn der Zeit unfehlbar sich wird mürbe nagen müssen!

Wir haben zuvörderst ein poetisches Talent: es besteht in der Gabe, ein breites Mus von gereimten oder ungereimten Zeilen für jedlichen Anlaß zu schmoren; — wende sie nur fleißig für gewisse Winkelsjournale an, junger Literat, und die Dichterkrönung wird die nicht ausbleiben!

Wir haben ein Talent zu ernsten, philosophischen, historischen, scientifischen Forschungen. Das wird schon schwieeigee zugestanden; denn die Wissenschaft beruht auf Thatsachen, während die schöne Kunst sich mit individuellen Ansichten, mit den wandelbaren Bestimmungen des Geschmackes abfinden läßt.

Dieß sind übrigens Talente, die im Gemüthe und im Verstande ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Es gibt aber auch ein Talent in den Ohren, welches die Musiker bedürfen;

ein Talent in den Händen, dessen die plastischen Künstler, dessen Operateurs und Geburtshelfer nicht entbehren können;

ferner ein Talent in den Füßen für die Tänzer, Equilibristen und Luftspringer;

ein Talent der Lungen — ohne dasselbe hätten wir keine Koulissenreißer und Theaterbehelden;

ein Talent in den Schultern, es ist das Talent der Lastträger und Karrenzieher;

Endlich sind wir denn auch zur Ueberzeugung gelangt, daß es ein Talent in den Gelenken gebe, indem wir das Talent eines Individuums preisen hörten, welches mit verrenkten Knochen allerlei Getbier darzustellen gelernt hat:

Capite una volta, o genti strambe,
Il talento maggior' è nelle gambe!

Wie sollte ich nun, ich Aermster, wenn der Himmel mich zum Kritiker gemacht hätte, all diese Talente zu beurtheilen im Stande seyn!

Ich würde in einem Meeee von Unannehmlichkeiten mich abmühen und unrettbar untersinken!

Getadelte Poetlein würden geistreiche Boereden gegen mich loslassen, oder giftige Korrespondenzeleien schmieden, oder vernichtende Entgegnungen debitiren;

die Wissenschaftlichen würden mich als einen Ignoranten verlehren;

die Musiker an meinen Ohren etwas Weniges von Mißdasform auszustellen haben;

die Hände, Füße, Lungen, Schultern und Gelenke würden sich auf ihre Weise eine Ergötzlichkeit mit mir machen, mich zermalmen, mir ein Loch in meine Schriftstellerehre brüllen, teeren, federn, stoßen oder klaupfen;

Ich wurde meinem Leide nicht Rath wissen und das gepflagteste Wesen unter dem Monde seyn! Quem Dii oderunt, Criticum fecerunt.

Nein, nein! Ich danke dem Himmel, daß er mir das unselige Talent des Kritikers nicht beschecrte!

Ein Talent ist es ja aber allerdings und zwar eines im Gemüthe und im Verstande — um das Schöne zu fühlen und zu begreifen — eines in den Ohren, Händen, Füßen, Lungen, Schultern und Gelenken — um hinzuhorchen nach den Harmonien des Mikrokosmus und Makrokosmus im Universum, um dareinzuschlagen in Verschrobenheit und Dünkel, um niederzutreten den Molch schlechter Tendenzen, um ausjuschreien das Lob des wahrhaft Großen mit tausend Stimmen, um ein Atlas zu seyn für die Welt von Feindseligkeit, Mißgunst und Tücke, welche sich mehr und mehr in Schultern aufbürdet, um endlich geduldig auszuhalten, wenn die Zangen des Neides, Hasses und der Verfolgung Glied für Glied zerreißen; — es ist das Talent des Märtyerthums, welches dem Kritiker innewohnen muß, wenn er, anstatt seinen Nacken der Parteisucht zu leihen, ihn bloß als Schämel für die gute Sache benützt haben will: es gibt kein Gute, darum gestatten sie auch keine gute Sache und kein Streben für dieselbe!

Heiliger Gott! wenn ich den Beruf zum Kritiker gehabt hätte, ich wäre ohne Zweifel ein Blutzeuge der Wahrheit geworden: verhöhnt, gegeißelt, gesolteet, in Oehl gesotten oder von Pferden zerrissen; — kniefälligen Dank, daß mir dieser Kelch vorbehalten blieb!

Schreibe man doch jedem ehrliebenden Gliede der Recensenten-Gilde auf sein Grab nichts Anderes, als:

KRITIKER,

das heißt:

Kritik Riß Ihn Tief In Kummer, Elend, Neu!

E. Straube.

Herausgebee und Redacteue: J. P. Kaltenbaeck. — Gedeuckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

68. Mittwoch, den 24. August 1836.

Capitän Lee.

Scene aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege.

(Schluß.)

Durch eine Mauerritze konnte Lee, als der Tag anbrach, entdecken, daß die Scheune zu einem kleinen Bauerhofe gehörte. Er war dem Hause so nahe, daß er das an der Thür geführte Gespräch mit anhören konnte. Der Morgen stieg klar herauf und aus den dringenden Nachfragen von Reitern, die gelegentlich an die Thür gesprengt kamen, ergab sich, daß die ganze Gegend in Allarm war. Der Bauer gab kurze und mürrische Antworten, als ob er sich nur ungern von seiner Arbeit wegrufen ließe; die anderen Hausbewohner dagegen hatten viel und eifrig zu fragen, und aus den Antworten konnte Lee abnehmen, daß die Mittel, durch die er und seine Gefährten entwischt waren, immer noch gleich geheimnißvoll blieben.

Die Nacht darauf machten sie sich, als Alles ruhig war, neuerdings auf den Weg, und erklärten Lee, da er nicht ein Mitverschworner, sondern bloß zufällig ein Theilnehmer ihrer heimlichen Flucht geworden sey, so müßten sie die Vorsicht nehmen, ihn vor ihnen her, gerade hinter dem Führer, gehen zu lassen. Er fügte sich ohne Widerrede, obschon diese Einrichtung seine Aussicht auf eine günstige Gelegenheit zum Entwischen bedeutend verringerte. Aus dem Stande der Gestirne sah er, daß sie nicht in einer geraden Linie dem Delaware zuginngen, wie sie dann die Richtung ihres Weges so oft änderten, daß er durchaus nicht zu vermuthen im Stande war, an welchem Puncte sie an den Fluß zu kommen gedachten. Er bemühte sich indessen, so oft irgend ein auffallender Gegenstand sich zeigte, ihn seinem Gedächtnisse so gut als die Dunkelheit es verstattete, einzuprägen, und war hierin glücklicher, als er bei der aufgeregten Stimmung, in der er sich auf dem ganzen Wege befand, hätte erwarten dürfen.

Mehrere Nächte hindurch ging es auf diese Art weiter, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder anderen Personen übergeben wurden, die, wie Lee aus ihren flüsternden Gesprächen abnehmen konnte, regelmäßig bei dergleichen Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, verwendet und von den Engländern für ihre Dienste wohl reichlich belohnt wurden. Ihr Gewerbe war höchst gefährlich, und wiewohl sie verzweifelten, zu Allem fähigen Männern gleich sahen, so versäumten sie doch nie die sorgfältigsten Maßregeln. Bei Tage wurden die Flüchtlinge in Scheunen, Kellern, zu diesem Endzwecke gemachten Höhlen und ähnlichen Verstecken untergebracht, und einen Tag brachten sie gar in einer Todtengruft zu, deren Räume man erweitert und deren Bewohner man, wenn solche vorhanden gewesen waren, verwiesen hatte, um den Lebenden Platz zu machen. Die Kirchhöfe waren ein Lieblingsversteck, und bei mehr als einer Gelegenheit mußten sie zu abergläubischen Schreckmitteln ihre Zuflucht nehmen, um zufällig ihnen in den Weg kommende Leute zu verscheuchen; der Erfolg rechtfertigte denn auch jedesmal ihren Versuch, und Lee konnte sich, trotz seiner eigenen unergötzlichen Lage und der Aussicht, bald vielleicht selbst ein Bewohner des Grabes zu seyn, des Lachens nicht enthalten, wenn er die Gilfertigkeit sah, mit der Jung und Alt vor den vermeintlichen Gespensterercheinungen floh.

Obwohl die Entfernung bis zum Delaware nicht bedeutend war, so waren sie doch jetzt bereits zwölf Tage unter Weges gewesen, und in der ganzen Gegend war die Wachsamkeit und der Argwohn so groß, daß sie beinahe an dem günstigen Ausgange ihres Unternehmens verzweifelten. Der Führer wurde ungeduldig und Lee's Gefährten, der Eine wenigstens, wild. Es lag, wie gesagt, etwas, das ihm gar nicht gefallen wollte, in den Blicken dieses Burschen gegen ihn, die zudem, je weiter sie gingen, immer stechender und grimmiger wurden; ob aber hierin bloß die Lage der Umstände oder wirklicher Argwohn Schuld war, blieb Lee ein Räthsel. Nun traf es sich, daß Lee in der zwölften Nacht in einer Scheune untergebracht wurde, während die Uebrigen in dem Keller einer kleinen steinernen Kirche ihre Unterkunft suchten, wo sie mit mehr Freiheit schwatzen und sich umthun konnten, theils weil die Einsamkeit der Kirche am Sabbath nicht oft gestört wurde, theils auch, weil selbst die Eigenthümer, denen die Kirche gehörte, nicht wußten, daß unbefugte Hände noch einen Keller hier angebracht hatten.

Digitized by Google

Hier saß denn die ganze Gesellschaft, als der Tag anbrach, und das Licht, das durch zu diesem Zwecke angebrachte Spalten eindrang, zeigte ein niederes, etwa 12 Fuß im Geviertten haltendes Gemach mit einem feuchten Steinboden und großen weißen Modesflecken an den Wänden. Da sie wahrscheinlich fanden, daß die Steinplatten kein bequemes Ruhelager boten, so hatte sich ein Jeder von den Helden auf ein Kleines, den Pulverfäßchen nicht unähnliches Tonnchen gesetzt. Hier rauchten sie denn höchst eifrig und setzten von Zeit zu Zeit einer mächtigen Feldflasche zu, aus der sie, das Gesicht mit dem Ausdrucke einer ernsten Behaglichkeit aufwärts gekehrt, tüchtige Züge thaten. Während dem fragte sie der kleine Soldat leicht hingeworfen, ob sie denn auch wüßten, wen sie bei sich hätten? Die Andern stutzten und nahmen ihre Pfeifen aus dem Munde, um ihn zu fragen, was er damit sagen wolle.

„Ich will damit sagen," war seine Antwort, „daß und Capitän Lee von der Rebellen-Armee die Ehre seiner Gesellschaft schenkt. Der Schuft hat mich einmal abgestraft und ich irre mich nie in meinem Manne, wenn ich eine Schuld der Art abzutragen habe. Jetzt will ich aber auch mein Müthchen kühlen."

Die Andern gaben ihm indessen auf der Stelle ihr Mißfallen über eine solche Mordlust zu erkennen und erklärten, daß, wenn wirklich ihr Begleiter, wie er sage, ein amerikanischer Officier sey, sie nichts zu thun hätten, als ihn genau im Auge zu behalten. Da er sich uneingeladen ihnen angeschlossen habe — meinten sie — so müsse er nun auch mit ihnen nach New-York und die Folgen selbst tragen; allein mittlerweile sey es ihr eigener Vortheil, durchaus keinen Verdacht gegen ihn blicken zu lassen, da er sonst leicht Lärm schlagen könnte, wogegen er jetzt offenbar die Absicht habe, mit ihnen zu gehen, bis sie sich nach New-York einzuschiffen anschickten. Der Andere bestand auf seinem Kopfe und erklärte wiederholt, daß er mit eigener Hand seine Rache nehmen wolle, worauf der Führer eine Pistole ziehend, ihm in festem Tone bedeutete, er würde ihn, wenn er nur den geringsten Versuch, dem Capitän Lee ein Leid zuzufügen, oder irgend ein Benehmen wahrnehme, das den Capitän auf den Argwohn bringen könnte, seine Verkleidung sey entdeckt, auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf jagen. Mit einem Unheil drohenden Seitenblicke auf seinen Führer, legte der Soldat die Hand an sein Messer, als er jedoch sah, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der nicht mit Worten spiele, nahm er sich zusammen und fing an, sich allerlei Plunder zu einem Bette zurecht zu legen. Die andern Soldaten folgten seinem Beispiele und ihr Führer entfernte sich, nachdem er die Thür hinter sich verschlossen hatte.

Die nächste Nacht ging es wie gewöhnlich weiter, nur zeigte das Benehmen ihres Führers, daß ihnen noch mehr Gefahr als vorher, drohte; er erklärte ihnen denn auch, daß sie jetzt nicht weit vom Delaware entfernt seyen und daß er ihn vor Mitternacht zu erreichen hoffe. Gelegentlich hörten sie einen Flintenschuß, ein Zeichen, wie es schien, daß irgend eine Bewegung in der Gegend Statt finde. So gewarnt, beschleunigten sie ihre Schritte und es währte nicht lange, so sahen sie einen hellen breiten Lichtstreif vor sich, so wie ihn eine ruhige Wasserfläche selbst in der dunkelsten Nacht zurückwirft. In tiefem Schweigen schritten sie darauf zu, die Brust von verschiedenartigen Regungen bewegt; Lee hoffte auf eine günstige Gelegenheit, sich durch heimliche Flucht aus dem Wagestücke zu retten, das zu ernsthaft wurde und dessen Hauptzwecke bereits erreicht waren; die Andern besorgten, es möchte irgend ein Unfall das Boot betroffen haben, von dem ihr Entkommen über den Strom abhing.

Als sie an das Ufer kamen, war nirgends eine Spur von einem Boote auf dem Wasser zu sehen. Ihr Führer stand einen Augenblick, vor Schrecken starr, still, sammelte sich indessen wieder und sagte, es sey möglich, daß es weiter den Strom hinab angelegt sey und — Alles andere vergessend — hieß er den größeren Soldaten ihm folgen, während er dem andern eine Pistole gab und ihm zuflüsterte: „Wenn der Rebellen-Officier uns zu verrathen versucht, so schieß' ihn nieder; andern Falls wirst du schon um deiner selbst willen keinen Lärm machen, aus dem man merken könnte, wo wir sind." Damit trennten sie sich, und Lee blieb mit dem Bösewicht allein.

Er hatte schon früher geargwohnt, daß ihn der Bursche kenne, und jetzt wurden seine Zweifel mit einem Male zur Gewißheit. So dunkel es auch war, so schien es doch, als ob Feuer aus seinen Augen sprühte, nun, da die Macht, zu rächen, in seiner Hand lag. Lee besaß so viel Herzhaftigkeit, als irgend ein Officier im Heere; allein er war unbewaffnet und sein Gegner ihm bei all' seiner Körperkraft schon seiner Waffe wegen überlegen. Während er so, ungewiß, was er thun sollte, dastand, schien sich der Kerl, den Blick unverwandt auf ihn gerichtet, an der Aussicht auf Rache zu weiden. Obwohl der Officier dem Scheine nach unbefangen dastand, rollte ihm doch der Schweiß in dicken Tropfen über die Stirne. Bald hatte er seinen Entschluß gefaßt, und sprang auf seinen Gegner mit der Absicht los, ihm das Pistol aus der Hand zu winden; allein der Andere war auf seiner Hutz und zielte mit einer solchen Genauigkeit, daß, wäre das Pistol mit einer Kugel geladen gewesen, dieser Augenblick sein letzter gewesen seyn würde. Allein, wie es schien, so hatte sich der Führer darauf verlassen, der bloße Anblick seiner Waffe würde ihren Gebrauch unnöthig machen, und sie deßhalb nur mit Pulver geladen; aber auch so warf die Gewalt des Schusses Lee zum Boden; zum Glück fiel indessen das Pistol, als es der Kerl wegwarf, so nahe bei Lee nieder, daß dieser es erlangen und damit seinem Gegner, als dieser sich bückte und ein Messer herauszog, einen betäubenden Schlag versetzen

Digitized by Google

konnte. Unverweilt warf er sich nun auf den Menchelmörder, und ein langer und blutiger Kampf begann; sie waren einander an Körperkraft und Vortheil so genau gleich, daß Keiner den Andern, wo er ihn eben gefaßt hielt, loszulassen sich getraute, um nach dem Messer zu greifen; das Blut schoß ihnen aus dem Munde, und der Kampf würde wahrscheinlich am Ende doch zu Gunsten des Meuchlers geendet haben, als sich auf einmal näher kommende Tritte und Stimmen hören ließen und sie sich in den Händen einer Streifwache bewaffneter Bauern befanden, die an die Ufer des Flusses auf eine Streife ausgeschickt worden waren. Man riß sie mit Gewalt auseinander; sie waren aber so erschöpft und athemlos, daß Keiner von ihnen irgend eine Erklärung zu geben vermochte, und Beide sich ruhig in Alles fügten, was man über sie zu beschließen für gut finden würde.

Den Bauern war nun zwar der Fang glücklich gelungen, und sie darüber auch nicht wenig erfreut; allein was sie jetzt mit ihren Gefangenen anfangen sollten, darüber waren sie in gewaltiger Verlegenheit. Nach einigem Hin- und Herreden machte einer von ihnen den Vorschlag, die Entscheidung der Weisheit des nächsten Beamten zu überlassen. Dem gemäß brachen sie mit ihren zwei Gefangenen nach seinem etwa zwei (englische) Meilen entfernten Hause auf, und hießen ihn, laut rufend, aufstehen und sich an's Geschäft machen. Ein Fenster flog heftig auf, der Friedensrichter streckte sein benachtmütztes Haupt heraus und hieß sie in einem zornigen Tone, wie sich für seine Würde schickte, sich fortzupacken, und zur Vergeltung dafür, daß sie ihn mit ihrem Geschrei in der Kälte aus dem Bette gejagt hätten, wünschte er sie in den wärmsten Ort, den ihm gerade seine Einbildungskraft eingab. Aller Widerstand war indessen umsonst; er mußte aufstehen, und sobald man die Gefangenen vor ihn gebracht hatte, befahl er, sie in Eisen nach Philadelphia in das dortige Gefängniß zu bringen.

Lee benützte die Gelegenheit, den alten Heren bei Seite zu ziehen und sagte ihm, wer er sey, und was ihn zu dieser Vermummung veranlaßt hatte; allein der Friedensrichter, der ihn nur mit der gelegentlichen Frage: nun, bald fertig? unterbrochen hatte, erklärte Lee, nach Beendigung seiner Geschichte, sie sey recht gut erfunden und mache der Gewandtheit, mit der er sie erzählte, viele Ehre, auch werde er all das Gewicht darauf legen, was sie zu verdienen scheine. Alle Gegenvorstellungen Lee's waren nuhlos.

Sobald sie wohlverwahrt im Gefängnisse untergebracht waren, vermochte Lee den Gefangenwärter, ein Billet an den General Lincoln zu besorgen, das diesen von seiner Lage in Kenntniß setzte. Der General empfing es Morgens, als er eben mit dem Ankleiden beschäftigt war und schickte sogleich einen seiner Adjutanten nach dem Gefängnisse. Dieser Officier wollte seinen Augen nicht trauen, als er den Capitän erblickte. Seine schon zu der Zeit, wo er sie zur Verkleidung anzog, abgenutzte Uniform hing jetzt in Fetzen um ihn und sein Bart hatte das Rasirmesser seit vierzehn Tagen nicht mehr gesehen; er wünschte deßhalb, wie man leicht denken kann, seinen äußern Menschen einiger Maßen zu verbessern, ehe er vor dem Kriegsminister erschien; allein der Befehl lautete entschieden dahin, ihn zu bringen, wie er war. Der General liebte wohl zu Zeiten den Spaß; sein Gelächter aber wetteferte heute beinahe mit dem Donner seiner Feuerschlünde, und lang und laut lachte er dieser Tag.

Bei seiner Rückkehr nach Lancaster suchte Lee unverweilt den von ihm gemachten Weg wieder auszumitteln; und so genau, unter allen den ungünstigen Verhältnissen, war sein forschendes Augenmerk gewesen, daß er fünfzehn Personen, welche zum Entkommen brittischer Gefangenen behülflich gewesen waren, den Gerichten zu bezeichnen vermochte.

Manfred.

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Johannes Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platen's an Gustav Schwab und einem Facsimile Platen's. Leipzig, Kummer, 1835. LXXVIII und 168 S. 8.

In dem Widmungsschreiben an Joseph von Schelling gibt der Herausgeber, Johannes Minckwitz, Umrisse zu einer Biographie und literarischen Würdigung des allzu früh geschiedenen Sängers. Gegen den Versuch, Platen als den größten deutschen Dichter geltend zu machen, läßt sich der individuellen Berechtigung willen wenig oder nichts einwenden; desto mehr aber müssen wir uns gegen die Art und Weise erklären, die der Verfasser, um seinen Zweck zu erreichen, für anwendbar oder nothwendig erachtet hat. Niemand wird die hohe Stellung verläugnen wollen, die unter den jetzt lebenden, vaterländischen Dichtern Platen einnimmt; allein durch schimpfliche Ausfälle auf Andere, durch absolutes Negiren fremder Verdienste ist noch nie Jemand der größte geworden. Die Urtheile, welche der Verfasser über Viele der neueren Schriftsteller losläßt, sind eben so gehaltlos als unwürdig, und es wäre in der That traurig, wenn Platen's Anerkennung und Würdigung erst durch solche Empfehlungen verbreitet und gegründet werden müßte. Daß übrigens der Verfasser meint, er sey der Erste, welcher das Publikum auf Platen gehörig aufmerksam mache, findet wohl in seiner Grundansicht die hinlängliche Erklärung; denn die Berufenen dürften den Machtspruch: größter Dichter nicht so leicht unterschreiben mögen, wenn sie auch nie angetreten werden, dafür unter die größten zu sehen.

Die Briefe, welche an und von dem Herausgeber sind und hier mitgetheilt werden, stehen in Rücksicht der Anzahl sowohl, als auch an Interesse den im Anhange abgedruckten bei weitem nach. Sie betreffen größtentheils Uebersetzungen

Digitized by Google

einiger Gedichte von Platen in's Griechische, und einzelne Versuche deutscher Uebertragungen aus griechischen Tragikern von Minckwitz, die auch hier mit abgedruckt worden sind, und uns eben nicht von großer Bedeutsamkeit zu seyn scheinen. Sehr flößend wirken übrigens in den Briefen des letzteren die wiederhohlten Hindeutungen auf die zahlreichen Gegner Platen's in Deutschland, und dieß um so mehr, als man dabei unwillkührlich an das viele Klagen erinnert wird, das zunächst in der letzten Zeit der geschätzte Dichter über Nichtanerkennung, Zurücksetzung (häufig grundlos) erhoben hat. In wie weit sie mit dem „Hinc illae lacrymae!“ in Verbindung stehen, läßt sich wohl nicht so leicht ermessen, — inzwischen dürften diejenigen, welche ihnen ein gutes Theil zuschreiben möchten, nicht ganz auf falschem Wege seyn!

Die Briefe an Gustav Schwab erregen, wie bereits gesagt worden, eine viel größere Theilnahme, und sie sind es beinahe allein, was dem vorliegenden Büchlein eigentlichen Werth gibt. In den Jahren 1826—1832 geschrieben, handeln sie fast durchgehends nur von der Herausgabe seiner Lustspiele und Gedichte; allein sie werden gewiß Jedem, dem die Muse Platen's werth — und wem ist sie es nicht? — heilige Reliquien seyn. Geschieht es doch so häufig, daß wir dem Dichter nur mit dunklee Ahnung folgen; verteauliche Mittheilungen geben Winke, gestatten Blicke in dessen innere Erlebnisse, und das Verständniß ist befördert.

Noch erhalten wir außer den bereits besprochenen den letzten Brief, welchen Platen aus Syrakus an seine Mutter geschrieben hat, und einen an Professor Gfr. Hermann, der auch als Facsimile beigegeben ist, nebst des letzteren Erwiederung darauf. Was die mitabgedruckten Gedichte betrifft, können wir ihre Einschaltung an diesem Platze um so weniger begreifen, als sie alle, mit Ausnahme der Hymne an Fugger, bereits bekannt sind. Der Herausgeber hätte sich daeüber besonders aussprechen sollen; denn so müssen wir annehmen, daß sie nur zur Ausfüllung des Raumes verwendet worden sind, und das dürfte sich doch schwerlich vertheidigen lassen.

Fischer.

Satyrische Anklänge. Von Aug. Schilling. Wien, 1836. 119 S. 16.

Es läßt sich eben so wenig verkennen, daß der Verfasser Anlage zum Epigramme hat, als übersehen, wie gut es gewesen wäre, wenn er noch einige Jahre mit der Herausgabe gewartet hätte. Gute Epigramme setzen reiche Erfahrungen und reife Lebensansichten voraus, und fehlt dann bei einem oder dem andern das Schlagende des Witzes, wird die Tüchtigkeit der Gesinnung Ersatz leisten. Wir haben im vorliegenden Heftchen manchem Gelungenen begegnet, allein nirgends einem Geiste, dem die höheren Anforderungen an den Menschen klar geworden, und sehe häufig — geradezu Matten und Verbrauchtem. So z. B. S. 89:

Wohl dem, den die vergaug'ne Zeit
Im späten Alter noch erfreut,
Und bis zum Tode nicht gereut.

Oder S. 96:

Die Muhme Ueberbein
Ist acht meine Holde,
Denn sie besitzt allein
Zehntausend Mark im Golde.

Uebrigens befindet sich, wie gesagt, unter dem vielen Spreu auch manches volle Körnlein, und es läßt sich von dem Talente des Verfassers zu seiner Zeit und unter — sonderbaren Umständen selbst Treffliches erwarten. W.

Literarische Aphorismen.

Walter Scott hat in der Schreibart etwas, das an Goethe erinnert; etwas, das jedee Erzähler haben sollte. Er versetzt sich im Geiste vor ein Publikum, welches auf einer mittleren Stufe der Bildung steht, welches genießen, wohl auch lernen, aber dabei geschmeichelt seyn will; er scheint kaum Partei zu nehmen, und beobachtet eine gewisse schickliche, gesellschaftsgemäße Haltung; ein Hinterhalt, eine, so zu sagen, poetische Tücke, ist wohl zu bemerken, und der Tiefergehende wird zum Sinnen angeregt. (Vergleiche besonders Guy Mannering.)

Die physiognomischen Fragmente bleiben ein ewig denkwürdiges Phänomen. Sie beruhen auf dem tiefsten und universellsten Natur-Gesetze, und berühren allenthalben Kunst und Schöpfung mit Lebensfunken, aus denen überall unzählige Strahlenkreise schießen.

Lavater selbst ist der Studiums würdigste Mensch; Ahnung, Empfindung, Ertappung der bildenden Natur, schöne, extensiv-wirksame Ansichten, große und scharfe Blicke mit seltsamen Umschattungen, trüben Mißdeutungen, einseitiger Schwärmerei. — Als Autor, technisch-histoeisch, ist ee Specimen und Muster damaliger deutscher Literatur; er strebt überall nach den wahrsten, kürzesten, eigentlichsten und dabei poetisch-erhöhten Ausdrücken, und das mit entschiedenem Geschicke und Erfolge.

Die Alten sind, durch die große Zeit-Distanz von uns, so wie durch Verwechslung von Zweck und Mittel, unsern Studien mehr zum Object als, wie sie sollten, zum Vorbilde geworden, und dieser Umstand hat die philologische Pedanterie erzeugt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

69. Sonnabend, den 27. August 1836.

Von der Bedeutung der philologischen Studien in den gelehrten Schulen.

Die classische Philologie (ein Haupttheil der Kunde des classischen Alterthums, deren zweiter — classische Artistik ist,) wurde von jeher bei allen Nationen, die auf Cultur Anspruch machten, als die Grundlage der gelehrten Bildung betrachtet, und von allen erleuchteten Männern, welche sich mit den Interessen des öffentlichen Studien-Wesens ernstlich beschäftigten, als Pflanzschule jenes wissenschaftlichen Geistes gewürdiget, welchen Juristen, Mediciner und Theologen in ihren Berufsstudien nicht erst erwerben, sondern schon anwenden, und daher als eine gemeinsame Ausstattung zu ihrem Berufsfache aus den untern Lehr-Instituten mitbringen sollen. Dazu gehört vorzugsweise eine eigenthümliche Geistesgewandtheit, in fremde Vorstellungsweisen und Ideen mit leichter und richtiger Auffassung einzudringen, und das Wahre, Gute und Schöne daran mit Sicherheit zu unterscheiden, so wie anderer Seits die geübte Fertigkeit, die eigenen Vorstellungen und Gedankenreihen wohlgeordnet darzustellen, oder mündlich und schriftlich vorzutragen.

Diese, hier nur in ihren Hauptzügen als formelle Fähigkeit, sich auf Gedankendarstellung zu verstehen, charakterisirte Wirkung der philologischen Geistes-Cultur ist es eigentlich, welche die studierten Classen überhaupt von den unstudierten unterscheidet, und in Verbindung mit sonstigen Berufskenntnissen, den studierten Classen jene Geistesüberlegenheit sichert, wodurch sie zur Leitung der höheren Geschäfte vorzüglich geeignet sind.

Diesen Vorzug erkannten schon die Alten; darum sagt Cicero in seinen Officiis: „Homines, cum multis rebus humiliores et infimiores sunt, videntur hac re maxime bestiis praestare, quod loqui possunt. Quare praeclarum mihi videtur adeptus is, qui, qua re homines bestiis praestent, ea in re hominibus ipsis antecellat.“ Auch Horaz setzt diesen Vorzug unter den wünschenswerthen Lebensgütern des Menschen oben an, indem er in seinem vertraulichen Epistel-Tone schreibt:

„Quid voveat dulci nutricula majus alumno,
Qui sapere et fari possit, quae sentiat.“ —

Aus dem Gesagten stellt sich der Werth der classischen Philologie schon bedeutend genug dar, wenn diese auch nur in dem untergeordneten Verhältnisse eines vorbereitenden Schulstudiums betrachtet wird; allein damit ist ihre Bestimmung nicht abgeschlossen, indem sie vielmehr erst in den höheren Berufsfächern einen eigenen, selbstständigen Wirkungskreis gewinnt, welcher bei dem Philologen vom Fache den weitesten Umfang hat, aber auch bei dem gelehrten Theologen in der Exegese der heiligen Urschriften und der Patristik, bei dem Mediciner in den Schriften des Hippokrates, Galenus und fast der ganzen medicinischen Literatur, bei dem Juristen in dem Quellen-Studium des römischen Rechtes, das, nach dem Ausspruche des großen Leibniz, an Gediegenheit und Gewicht, an Scharfsinn und Tiefe selbst die Werke der größten Mathematiker übertrifft, und daher die trefflichste Pflanzschule juridischer Köpfe ist, sich weit genug erstreckt, wie denn die Gelehrtengeschichte bezeugt, daß die größten Theologen, Mediciner und Juristen meistens Theils auch nicht minder große Philologen gewesen sind.

Hieraus ergibt sich die hinlänglich begründete Aufforderung für die gelehrten Schulen, vor Allem zum philologischen Studium sich Zeit zu nehmen, und darin mit pädagogischer Rücksicht auf die natürlichen Entwicklungsstufen der jugendlichen Seelenkräfte planmäßig fortzuschreiten.

Schon der gemeine Menschensinn deutet in dem Sprichworte: „der Verstand kommt nicht vor den Jahren,“ diese natürlichen Entwicklungsstufen ziemlich bestimmt und gemeinverständlich an. So wie der menschliche Leib seine natürlichen Entwicklungs-Perioden hat, so geht auch in der Geistesentwicklung die Entfaltung des niedern Erkenntnißvermögens der des höhern vorher, und wenn das Gymnasium die Schule für die natürliche Entfaltungs-Periode der niedern Seelenkräfte ist, so erscheint das philosophische Lehr-Institut als die Schule für die nachfolgende Entfaltungs-Periode der höhern Seelenkräfte, und muß in dieser Hinsicht sich an das Gymnasium, planmäßig fortschreitend, anschließen, d. i. den Unter-

Digitized by Google

richt, welcher in dem Gymnasium anregend, vorbereitend und elementarisch beginnt, anstrengend, vollendend und systematisch zum Ziele fortführen, weil diese beiden Lehr-Institute zusammen, in Beziehung auf die höhern Berufsstudien, die gelehrte Vorschule ausmachen, und ihre gemeinsame Bestimmung, welche in vollkommener Vorbereitung für die höhern Berufsfächer besteht, ohne fortschreitenden Einklang nicht erreichen können.

So wie demnach in den philosophischen Studien die Mathematik mit hauptsächlicher Rücksicht auf das zu übende und zu schärfende höhere Erkenntniß-Vermögen in strenger systematischer Methode behandelt wird, so muß dieß auch in den Vorträgen der übrigen Lehrgegenstände, als der Geschichte und insbesondere der Philologie, geschehen, und auch diesen, in gleicher Tendenz, die verhältnißmäßige Anzahl von Lehrstunden, die strengwissenschaftliche Methode und systematische Behandlung gewidmet werden, wenn die höhern Seelenkräfte vielseitig angestrengt, die Fortschritte des wissenschaftlichen Geistes befördert, die Studierenden, der Zunahme ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten froh, mit Liebe für ihr Fach durchdrungen, und gleichsam ungeduldig werden sollen, wo möglich das Höchste darin zu erreichen, — eine Geistesstimmung, auf welcher zuletzt aller Fortschritt in der wissenschaftlichen Ausbildung beruht.

Wenn durch das Gesagte die didactische Aufgabe des stufenweisen Fortschreitens in dem Studium der classischen Philologie im Allgemeinen angedeutet ist, so sollen nunmehr die Stufen dieses Studiums selber genauer bezeichnet werden.

Das Gymnasium, welches, als Vorschule für die natürliche Entfaltungs-Periode des untern Erkenntniß-Vermögens, zunächst und hauptsächlich auf den Wirkungskreis der niedern Seelenkräfte angewiesen ist, hat im Beginnen seines Unterrichtes noch keine entwickelten und geübten Seelenkräfte vorauszusetzen, sondern muß erst gleichsam den Boden urbar machen (wozu die vier Grammatikal-Classen bestimmt sind), um in den zwei Humanitäts-Classen die classische Saat anbauen zu können. Demnach ist die Hauptaufgabe der Gymnasial-Bildung: die Zöglinge auf dem festen Grunde grammatischer Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, mit Beihilfe der geschichtlichen Hilfswissenschaften, als Erdbeschreibung, Geschichte, Antiquitäten und Mythologie, in die Schriften der Alten so einzuführen, daß einerseits die Fähigkeit, in fremde Gedankendarstellung einzudringen, vorbereitet und bis zu einem gewissen Grade geübt, andererseits aber durch die originelle Schönheit der Darstellung ihr Sinn für das Schöne oder der Geschmack kräftig angeregt werde, als dasjenige geistige Vermögen, das mit Gedächtniß und Einbildungskraft zuerst in dem Menschen erwacht, ihm, weil es zugleich auf Gefühl und Urtheil beruht, das erste freudige Bewußtseyn seiner höhern Anlagen gibt, seine mit Entwicklung des Körpers aufstrebende Phantasie zügelt, läutert und würdig beschäftiget, dem Verstande naturgemäß vorarbeitet, und nicht ausgebildet werden kann, ohne das Gemüth für alles Wahre und Gute empfänglich zu machen.

Die Bücher, die dem Gymnasial-Schüler zu diesem Ende in die Hände gegeben werden, sind, außer der lateinischen und griechischen Sprachlehre, nebst den Lehrbüchern für die historischen Hilfswissenschaften, zweckmäßige und correcte Auszüge aus den Werken der Klassiker, oder sogenannte Chrestomathien, welche, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend, durch mannigfaltigen, lehrreichen und unanstößigen Inhalt vielseitige Gelegenheit zur Sprachbildung und Anregung der Geisteskräfte gewähren; endlich durch körnige Zugaben der nöthigsten Wort- und Sacherläuterungen oder sogenannte Noten die richtige Auffassung und Beurtheilung des Textes befördern, ohne die erläuternden Zusätze des Lehrers entbehrlich zu machen, weil deren der Schüler zur Belebung der Aufmerksamkeit unumgänglich bedarf.

Mit solcher Anordnung, Auswahl und Zugabe steigt der prosaische Theil dieser Chrestomathien bis zu ganzen lateinischen Kunstreden fort, welche in den Gymnasien mit Absicht auf die rhetorische Sprachform studiert werden, wogegen das besen griechischer Reden, so wie die Exposition der alten Reduerwerke in Absicht auf Dialectik den philologischen Vorträgen in den Studien überlassen wird, wohin auch die Hauptwerke der pragmatischen Geschichtschreiber und der Philosophen des classischen Alterthums aufgespart bleiben.

Der poetische Theil enthält eine Beispielsammlung aller Dichtarten, mit besonderer Rücksicht auf vollendete Form, und mit Ausnahme etwa des Lehrgedichtes, der Epopöe und des Trauerspiels, welche nach ihrer ganzen Ausdehnung in beiden alten Sprachen noch nicht für Anfänger geeignet sind, wenn auch jeder Lehranstalt Glück zu wünschen ist, an welcher die Aeneide und Iliade oder Odyssee mit den fähigsten Schülern aus Privat-Fleiß durchgearbeitet werden kann.

Das Gymnasium entläßt seine Zöglinge nach zurückgelegten Humanitäts-Classen in die Schule der philosophischen Studien, daß sie daselbst während der natürlichen Entfaltungs-Periode des höhern Erkenntniß-Vermögens ihre begonnene philologische Elementar-Bildung mit methodischer Anstrengung der höhern Seelenkräfte und unter Beihilfe der philosophischen und historischen Lehrfächer systematisch vollenden. Sie bringen dahin den, durch sechs Jahre gehämmerten, gefeilten und zuletzt geprüften Schlüssel der classischen Philologie mit, um an der Hand eines neuen Führers in den Versammlungssaal der Weisen der Vorzeit einzutreten, deren Sprache sie schon ziemlich verstehen und mit hinreichender Fertigkeit zu sprechen und zu schreiben gelernt haben, um nun in den Geist ihrer classischen Werke tiefer einzudringen, und durch die Musterhaftigkeit ihrer Darstellungsform den eigenen Vor-

Digitized by Google

trag männlich zu formen. — Die Stufen des Fortschrittes, den hier die studierenden Jünglinge machen, sind folgende:

1. Wie vollkommen auch die grammatische Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, welche in Gymnasien erworben werden kann, gedacht wird; so bleibt doch eine wesentliche Ergänzung noch übrig, in wie fern einerseits die Sprache jedes einzelnen Schriftstellers grammatische Mannigfaltigkeiten darbietet, welche nur durch Zusammenstellung von Parallel-Stellen zur Einheit der Sprachgesetze zurückgeführet werden können; andererseits aber die Grammatik jeder besonderen Sprache in allgemeiner Sprachlehre wurzelt, durch die sie erst ihre volle Bedeutung und höheres Interesse erhält, und an die Philosophie (als beseelendes und organisirendes Princip in der Gesammtheit des Wissens und Könnens) angeschlossen wird.

In der practischen Logik werden sonst die Grundlinien der allgemeinen Sprachlehre entworfen; diese verdient aber eine Reihe eigener Vorlesungen, welche am füglichsten der Professor der Philologie gibt. Dasselbe gilt

2. von den historischen Hilfswissenschaften, zu welchen vor Allem die äußere Geschichte der classischen Philologie, oder die Literatur hinzukommen muß, welche sich mit Aufzählung und Würdigung der classischen Schriftwerke, ihrer besten Ausgaben und der vorzüglichsten Lebensumstände ihrer Verfasser als der ausgezeichnetsten Talente der Menschheit beschäftiget, deren Geist unserer Bildung vorgearbeitet, und deren durch die Nacht langer Barbarei gedrungener Ruhm so geeignet ist, in jugendlichen Gemüthern den edelsten Nacheifer des wissenschaftlichen Geistes und der classischen Studien zu erwecken, wozu die Literaturgeschichte die nöthige Anleitung gibt.

3. Mit Allem diesem wird fleißiges Lesen, Exponiren und Uebersetzen der schwereren Autoren verbunden, und zwar nicht mehr in bloßen Bruchstücken, sondern in ganzen, wenn auch nicht sämmtlichen Werken derselben. Die Auswahl derselben bestimmt sich sowohl durch die Lücken in dem Ganzen der Darstellungsformen, von welchen der Zögling noch keine Muster kennt, als durch den Umfang und den gediegenen Inhalt. So können Werke von kleinerem Umfange, auch poetische, wie Episteln und Oden, unter der Einheit eines großen und anziehenden Gesichtspunctes zusammengestellt werden, wie z. B. alle patriotischen Oden oder freundschaftlichen Gedichte des Horaz, alle politisch-moralisch-literärisch wichtigsten Briefe des Cicero, Seneca, Plinius; die Reden pro corona von Demosthenes und Aeschines, einige parallele Biographien von Plutarch, die Poetik des Aristoteles, eine Trilogie von Sophokles oder Euripides u. s. w.

Der Universitäts-Lehrer darf bei seinen Schülern die Kenntniß des grammatischen Details und die Fähigkeit der grammatischen Interpretation schon voraussetzen, und beschäftiget sich daher höchstens nur nebenher mit den grammatikalischen Constructionen, dagegen aber um so ernstlicher mit der Zergliederung der mustervollsten Darstellungsform, in welcher eine größere Reihe von Thatsachen, Empfindungen oder Begriffen entwickelt wird, um sie nicht nur zur Beurtheilung, sondern selbst auch zur Hervorbringung ähnlicher Werke als Musterbilder in den jugendlichen Gemüthern niederzulegen, und diese zu jener vielseitigen Anstrengung der höhern Seelenkräfte, die zur Auffassung und Durchdringung solcher classischer Werke erfordert wird, mehr und mehr zu gewöhnen, und solcher Gestalt die Fähigkeit der Schüler, in fremde Vorstellungsweisen und Ideen einzugehen, das Wahre, Gute und Schöne zu erkennen, so wie die eigenen Gedankenreihen wohlgeordnet darzustellen, durch das höhere philologische Studium zu vollenden.

Vorzüglich eignen sich zur Auswahl jene classischen Autoren beider alten Sprachen, welche in das philosophische, historische oder ästhetische Lehrfach entweder als Quellen der alten Literatur, oder als classisches Muster der rhetorischen und poetischen Darstellungsform einschlagen.

Das Lesen der Autoren endlich wird in den philosophischen Studien nicht grammatologisch, sondern kritisch betrieben, wobei sich die beste Gelegenheit zur Uebung in der Dialectik und im gelehrten Disputiren ergibt, welche Uebung den Juristen, Medicinern und Theologen in ihrem Berufe gleich gut zu Statten kommt.

Wenn daher den classischen Lesestücken bündige Einleitungen, wo Plan und Absicht des Verfassers entwickelt wird, vorausgeschickt werden, so gehöret unter den Text Kritik sowohl der Sachen als der Wörter. Sie braucht lange nicht vollständig zu seyn, und die letztere darf geraume Zeit in bloßer, nach dem Alter der Handscheiften und ohne Nennung, derselben geordneter Angabe der Lesearten wichtiger Stellen, später in Proben ausführlicher kritischer Noten bestehen. Wie viele Gelegenheit hier erwachse, die Schüler auch im Lateinreden zu üben, ergibt sich schon aus der Mannigfaltigkeit der Operationen, die der Lehrer vorzunehmen und womit er sich, was bei dem Sprachunterrichte überhaupt so wichtig ist, an alle geistige Vermögen zu wenden, und eine Kraft durch die andere anzuregen hat, um das Interesse an dem Gegenstande nie erkalten zu lassen.

Erst in solcher Kritik (sowohl der philologischen als wissenschaftlichen und ästhetischen) ersteigt die Kenntniß der Classiker ihren Gipfel, und wird die wahre Vorschule nicht bloß der philologischen und andern Disciplinen, sondern des Lebens überhaupt. Denn was bedarf in intellectueller Hinsicht die leitende Classe von Staatsbürgern, die an den Universitäten heranwächst, mehr, als nicht bloß gesundes, sondern geübtes Urtheil? Was unterscheidet den trefflichen Rechtsgelehrten, Staatsmann, Arzt und Theologen mehr, als kritischer Geist, der leider! nicht gelehrt, wohl aber geweckt und

Digitized by Google

geschärft, so wie verstockt und mißleitet werden kann, und in dieser, oft nicht einmal verschuldeten Verirrung den Pedanten, den Rabulisten, den politischen Kannegießer, den Charletan, den Schwärmer und den Grübler gibt.

Wird sich aber der Studierende durch gründliche Methodik des Weges klar bewußt, auf dem er in Sprache, Darstellungsformen und Geist der Classiker eingeführt worden, so hat die Vorschule ihre Aufgabe gelöst, und darf getrost dem Privatfleiße, dem Geschmacke und den sonstigen Verhältnissen der Zöglinge das Weitere überlassen, welche z. B. in Wien durch kaiserliche Munificenz' einen überschwenglichen Schatz von Handschriften [1] und andern archäologischen Hilfsmitteln offen stehen finden, um in dem philologischen Fache sich Verdienste zu erwerben und der vaterländischen Literatur Ehre zu machen.

Em. Th. H.

Literarische Aphorismen.

Lichtenberg meint irgendwo, es gebe keinen bedeutenderen Reim in irgend einer Sprache, als: Geld und Welt. Ich möchte ähnliche Reime symbolisch nennen; und wie denn unsere Muttersprache durch und durch voll Philosophie steckt, so habe ich, zu anregender Ueberlegung folgende Reime, Assonanzen u. dergl. zusammengestellt: Herz, Schmerz, Gut und Blut, Schneider, Kleider, Leben, Streben, Saus und Braus, Heucheln, Schmeicheln, Schmiegen und Biegen, Lug und Trug, Aechzen und Krächzen, Hangen und Bangen, Wahr und Klar, Borgen, Sorgen, Mund, Schlund, Trauer, Schauer, Scheiden, Meiden, Leiden, Schimmer, Flimmer, Dunkeln, Funkeln, Fülle, Hülle, schalten und walten, Säfte und Kräfte, fort, dort; und zur Symbolik wird es auch gehören, daß „Mensch" keinen Reim hat.

Nie glänzte die beispiellose Beredsamkeit Burke's heller, als, da er den Gouverneur Ostindiens, Hastings, vor der Nation anklagte. Man hörte den Redner mit Erstaunen; Demosthenes schien dem Grabe entstiegen zu seyn. Küttner schrieb darüber: „Was die Reden betrifft, so sind sie über alle Begriffe, die Sie sich von der hinreißendsten Beredsamkeit zu machen im Stande sind. Besonders glänzte Edmund Burke; nie war er vorher so groß. Denken Sie sich eine Rede, die mehrere Tage lang dauerte, und die mit Allem ausgeschmückt war, was die Redekunst Erhabenes, Großes, Gefühlvolles und Rührendes, Schauderhaftes und Schreckenvolles hat. Er machte Beschreibungen, bei welchen den Männern das Herz enge wurde, und die Weiber in Verzuckungen fielen. Unter andern malte er Ostindien wie ein irdisches Paradies, und die es bewohnen, wie Menschen aus dem goldenen Zeitalter, oder im Stande der Unschuld im Paradiese. Hastings kam: da ward die Sonne dunkel, der Ganges strömte Blut, das Paradies wandelte sich in eine Wüstenei, und die Menschen wurden ein trauriges Bild des Elends und des Jammers. Die Grausamkeiten, welche die englischen Truppen auf Hastings Geheiß ausgeübt haben sollen, versetzten die Zuhörer in Zittern, und erregten Schrecken, Abscheu, Schaudern und Entsetzen."

Wer den Triumph der Beredsamkeit bewundern will, der lese Adam Müller's Beschreibung von jener feierlichen Stunde, da Burke dem Fox vor den Augen Britanniens seine Freundschaft aufkündigte, — jener Stunde, da die Angelegenheit zweier Menschen eine Nation, ja die ganze Welt erschütterte und zu Thränen bewog.

Ich kann zur Statistik Seelenkranker folgende Daten beibringen:

Es wird beim jetzigen Stande der Wissenschaft ein psychisch Kranker von 5 geheilt. (Damit stimmt Hufeland (ench.) überein.) Die Zahl der psychisch Kranken vermehrt sich im Ganzen von Jahr zu Jahr.

Die Rubrik »Manie« ist die vollste. Dann folgt »Melancholie« — dann »Blödsinn.« Das Uebrige variirt.

Zwischen 30—40 Jahren findet sich die größte Zahl psychisch Kranker. Wenigere zwischen 20—30; noch wenigere zwischen 40—50; wieder wenigere zwischen 50—60; noch viel wenigere zwischen 60—100; die wenigsten vom 10. bis zum 20. Lebensjahre.

Es werden mehr Männer als Weiber psychisch krank.

Es werden mehr Ledige als Verheirathete psychisch krank.

Es werden im Monat Mai auffallend Viele psychisch krank. Im Winter weniger.

Es werden aus der Mittelclasse mehr psychisch krank, als aus dem Adel- und Bauernstande.

Es werden mitunter, aber selten, Irrenhauswärter psychisch krank.

Kunst ist keine Entdeckung, keine Erfindung, kein Plan keine Wissenschaft, keine Kirche; sie spricht nicht das forschende, nicht das fühlende Vermögen im Menschen einzig an, — sondern das eigentlich Wirkende: den ganzen Menschen. Kunst überliefert und schafft das Unaussprechliche selbst unaussprechlich; ein echtes Geheimniß.

Viele begreifen nicht den Werth der Formen und Zeichen; sehen nicht ein, wie Wesen und Gestalt in dieser Welt der Erscheinungen mit einander blühen und welken; so daß man oft der Form nichts anhaben darf, wenn das Wesen bestehen soll.

[1] Catalogus Codicum philologicorum Bibliothecae Vindobonensis. Digessit Stephanus Endlicher. Vindobonae apud F. Beck 1836. 4.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

70. Mittwoch, den 31. August **1836.**

Der Carrocio.

Die Fahne ist das Palladium des Kriegers, an dem seine Ehre haftet; sie ist es, welche, wie einst die Wolken- und Feuersäule die Hebräer durch die Wüste in das Land der Verheißung leitete, ihn durch das Gewirre der Schlacht zum Siege führt. Die Fahne nicht zu verlassen, ist der erste heiligste Eid, den der Neuling im Kriegerstande zu leisten hat, wenn er unter der ehrenwerthen Schaar der Vertheidiger des Vaterlandes aufgenommen wird, und der Sieg ist an seine Fahnen gefesselt, bleibt das Höchste, was man von einem Feldherrn sagen kann. Es durfte daher von jeher der Soldat sein Leben nicht schonen, um die Fahne nicht in Feindes Gewalt gerathen zu lassen, und was das Signum injicere bei den römischen Heeren zu bedeuten hatte, ist keinem fremd, der nur einiger Maßen in der Geschichte des Alterthums bewandert ist. Wem ist es unbekannt, daß, wenn in einem verzweifelten Augenblicke des wogenden Kampfes die Reihen der Römer schon zu weichen begannen, und der Signifer den Legionsadler mitten in das dichteste Gewühl der Feinde warf, dieß nicht minder wirksam war, als wenn der Feldherr sich den unterirdischen Göttern weihete und sich in die Feinde stürzte. Dem Adler nach flog der Signifer, ihm nach stürmte der Römer, und that Uebermenschliches, damit diesem fleggewohnten Feldzeichen nicht die Schmach widerfahre, in Feindes Händen zu bleiben, und fast immer war die hohe Begeisterung von dem glänzendsten Siege begleitet. Auch sind Züge, wie der jenes Schweizers, der während einer heißen Schlacht schwer verwundet, sich selbst vergessend, nur auf die Rettung der ihm anvertrauten Fahne bedacht, in einen Graben herabstieg, das Banner von der Lanze nahm, es unter den Kleidern um den Leib schlang, es lieber mit seinem Herzblute tränken wollte, als bei erschöpfter Kraft sich's von den Feinden entreißen zu lassen, und als er das theuere Nationalkleinod geborgen hatte, wieder muthig zur Wahlstatt zurückkehrte. — Aehnliche Beispiele der Selbstaufopferung für die Erhaltung der Fahne sind in der neueren Geschichte nicht selten; die Würde eines Bannerherrn wurde aber vormals nur den ausgezeichnetsten Edlen anvertraut.

Der Gebrauch der Fahnen ist so alt, als die Kriegskunst selbst, und wir finden ihn hoch in Ehren gehalten bei den ältesten Völkern der Erde.

Da wir schon bei den Hebräern Fahnen finden (Vide Num. Cap. 1. et 2. V. 2. seq.) so dürfen wir als sicher annehmen, daß diese auch den Aegyptern nicht gefehlt haben u. s. w.

Bei den alten Indiern, unstreitig einer der alterthümlichsten Nationen, wehten auf dem Streitwagen des Feldherrn zwei Fahnen (pátáka) mit seiner Devise. Die Hauptstandarte voran zu führen, war ein Ehrenamt, welches bei den Indiern nur der Anführere selbst übernahm, und schon um das Jahr 316 vor Christi Geburt entlehnte daher ein indischer Feldherr seinen Namen Keteus oder Fähnrich, und die Dichter nahmen von den Fahnen ihre Bilder und Gleichnisse. So singt Kalifaba:

Jene Wolke
Soll unser Wagen seyn, und schnell uns tragen,
Die Blitze werden ihre Fahnen seyn,
Und Indras Bogen wölbt sich als Himmel,
Mit reichen bunten Farben darüber her[1].

Auch die Griechen hatten Fahnen, und führten auf denselben die Embleme ihrer Städte. So zeigten z. B. die Fahnen der Athener eine Eule; und wer kennt nicht das Feldzeichen der Römer, den Adler, der ihren Legionen voranflog. Von den alten Deutschen sagt Tacitus (de Moribus Germanorum caput 7.): „Effigies et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt;" und die Türken hatten bei ihren Heeren Fahnen, bis, da sie in einer Schlacht alle Fahnen verloren hatten, ein Feldherr einen Roßschweif auf eine Stange steckte, und wieder ermuthigend sein bereits weichendes Heer zum erneuerten Kampfe führte. Zum Andenken an diese That soll die Fahne dem Roßschweife gewichen seyn. Sogar die wilden Horden der Mongolen führten kleine schwarze und weiße Fahnen.

Bei der hohen Bedeutung also, welche die Fahnen noch heut zu Tage haben, und bei der allgemeinen Verbreitung

[1] Bohlen, das alte Indien.

Digitized by Google

derselben, oder der dieselben vertretenden Feldzeichen selbst bei den ältesten Völkern, dürfte es nicht uninteressant seyn, Einiges über eine besondere Einrichtung des Fahnenwesens im Mittelalter zu sprechen. Zur Vervollständigung aber des Ganzen sey es mir gegönnt, etwas über die berühmte französische Oriflamme vorauszuschicken, ehe ich noch auf den Hauptgegenstand des vorliegenden kleinen Tractats, den Carrocio komme, da diese die Ursache zu seyn scheint, daß der Carrocio nicht auch in Frankreich eingeführt wurde.

Die Oriflamme war ursprünglich das Panier der Abtei von St. Denis, welches die Schirmvögte dieser Abtei, die Grafen von Vexin, in den Kriegen führten, in welche die Aebte nicht selten mit den benachbarten Herren verwickelt wurden. Als die Grafen von Vexin ausgestorben waren, und die Grafschaft wieder an die Krone fiel, kam auch diese Fahne an die Könige von Frankreich, welche sie aus besonderer Verehrung für den heiligen Denis zur Hauptfahne ihrer Armee und zum Reichspanniere erhoben.

Sie hatte die Form der Fahnen, welcher man sich in Paris bei Prozessionen bediente, und war ohne durch irgend eine Insignie ausgezeichnet zu seyn, aus rother Seide versertigt, woher wahrscheinlich ihr Name rührt. Wenn sie gebraucht werden sollte, wurde sie vom Könige selbst mit großem Gepränge abgeholt, und dann dem Porte-Oriflamme übergeben. Diese Würde bekleidete der Feldherr selbst, und er führte dieses Banner an der Spitze der Armee, umgeben von der Blüthe des Adels und dem Kerne des Heeres, welche insgesammt die Verpflichtung hatten, eher ihr Leben, als diese Fahne zu lassen.

Von der Oriflamme bei den königlichen Heeren geschieht nach P. Daniel's trefflichem Werke: „Ueber das Kriegswesen der Franzosen" schon unter Philipp I. Erwähnung; doch der erste von der Geschichte genannte Porte-Oriflamme war Anselm Herr von Chevreuse, der von Philipp dem Schönen erwählt wurde, sie in der Schlacht von Mons-en-Puelle zu tragen. Die Würde eines Porte-Oriflamme war auf Lebensdauer, und mit einem jährlichen Gehalte von 2000 Liv. verbunden. Dieses Amt dauerte bis auf Ludwig XI., seit diesem Könige thut die Geschichte keine Erwähnung mehr, daß die Könige von Frankreich bei den stehenden Heeren, die der eilfte Ludwig mehr in Aufnahme brachte, sich dieses Banners bedienten.

Um nun endlich auf den Carrocio zu kommen, so war dieser ein ganz roth bemalter Wagen, auf welchem zwei starke mastenähnliche in die Höhe strebende Balken angebracht waren, von denen eine Fahne mit dem Wappen der Commune herabwehte. Diesen zogen zwei kräftige Stiere, welche bloß zu diesem Behufe auf Stadtkosten unterhalten wurden. Diese prangten bei Aufzügen, bei welchen der Carrocio gebraucht wurde, in scharlachrothen Decken, auch war ihr Führer von allen Abgaben und sonstigen Lasten in der Commune befreit. Bei einem bevorstehenden Feldzuge brachten die Grafen und der übrige Adel den Carrocio aus dem Spitale zu St. Johann, wo er aufbewahrt wurde, auf den Renenmarktplatz, übergaben ihn daselbst der Bürgerschaft, die ihn gegen den Feind führte, und aus ihrer Mitte die Angesehensten und Bewährtesten zu seiner Bedeckung wählte. Im Felde aber war der Kern des Heeres gewöhnlich um diese Nationalehre versammelt. Dieß war, nach Riccordanus Malaspina's, des ersten Chronisten, der in echter, reiner italienischer Sprache schrieb, Beschreibung der Carroccio der Stadt Florenz.

Wenn die Bürger von Pavia, sagt (im 13. Capitel seiner Geschichte [1]) der anonyme Apolog dieser Stadt, mit ihrem Gesammtheere ausziehen, führen sie einen Wagen mit sich, der von mehreren Paaren Rindern, die mit rothen Tüchern bedeckt sind, gezogen wird, und diesen Wagen nennen sie Carrocio. Auf diesem befindet sich eine Hütte, die etliche Menschen fassen kann, und aus deren Mitte sich eine Stange erhebt, welche in einem Knopfe aus vergoldetem Kupfer endet. Von dieser Stange herab flattert in den Lüften eine große rothe Fahne mit einem weißen Kreuze, um das sich ein Oelzweig schlingt. Der Zug setzt sich aber dann erst in Bewegung, nachdem in der auf dem Carroccio angebrachten Hütte eine Messe gelesen wurde.

Der Altvater jedoch aller Carroci sowohl in Betreff der Zeit, in welcher er gebaut wurde, als in Magnificenz und Structur war der Carrocio der Stadt Mailand. Die erste geschichtliche Erwähnung desselben geschieht schon bei Arnulf, einem Mailänder Geschichtschreiber des eilften Jahrhunderts, und war von der Erfindung des Erzbischofes von Mailand Heribert, eines Zeitgenossen des so eben angeführten Arnulfs. Dieser Carrocio war, wie die der andern Städte Italiens, denen er zum Muster diente, roth bemalt, über und über stark mit Eisen beschlagen und von solchem Umfange, daß vier Joch Ochsen nöthig waren, ihn fortzubewegen. In seiner Mitte erhob sich ein rothes Zelt, in welchem Messe gelesen wurde, die Verwundeten und Sterbenden beichteten und mit den Sterb-Sacramenten versehen wurden. Ueber diese Feld-Capelle ragte ein ungeheuerer Balken von der Stärke eines Weberbaumes und der Höhe eines Mastes empor, welchen mit Stricken aufrecht zu erhalten acht starke Männer erforderlich waren, dessen höchste Spitze das Panier der Stadt Mailand zierte, in welchem das Bild des gekreuzigten Heilandes und des Segen spendenden heiligen Ambrosius, des Schutzpatrones der Mailänder. Die Commune Mailand unterhielt einen eigenen Kaplan für den Gottesdienst bei dem Carrocio, und eine besondere Schaar Reiter bloß zu seiner

[1] Anonymus de laudib. Paviae, bei Muratori Script. rer. Ita. T. XI.

Digitized by Google

Bedeckung; überdieß empfing der Wagenlenker, der ein angesehener Mann in der Commune war, einen feststehenden, bestimmten Sold, und war von allen Abgaben frei.

Um zu zeigen, in welch' hohen Ehren der Carrocio gehalten wurde, genüge als Beispiel folgende Auskunft, die ein Bürger aus Padua seinem Sohne über den Carrocio ertheilte. „Dieß ist, mein Sohn," sprach er zu dem Knaben, als ein alter unscheinlich gewordener Carrocio in einem abgelegenen Winkel Padua's aufgefunden wurde, nachdem sich diese Stadt von der Zwingerherrschaft Ezelins von Romano befreit hatte; — der Carrocio der Commune Padua, und gilt ihr so viel, als eine feste Burg, wenn sie in den Krieg ziehen soll. Auf ihm prangt ein rothes Banner, nach welchem das ganze Heer sein Augenmerk richtet. Auch besitzt Padua keine Burg auf den Höhen oder in der Ebene, für deren Vertheidigung ihr ganzes Volk so mannhaft kämpfte, und Leben und Gut daran setzte; denn von ihm hängt die Ehre und Aufrechthaltung der Commune von Padua ab."

Es durfte daher der Carrocio bei keinem Volksaufzuge fehlen, insbesondere nicht, wenn die Städte Fürsten oder Kaisern entgegen zogen, um sie im Triumphe einzuholen, oder ihre Gnade zu erflehen. In dem für die Stadt Mailand so unglücklichen 1172sten Jahre, in welchem sie von Kaiser Friedrich's I. Zorne so sehr gebeugt wurde, zogen ihre vornehmsten Bürger aus, durch ihre Bitten und Thränen des Kaisers Herz zu erweichen, und sich und das Theuerste, was sie besaßen, der Verfügung des Kaisers anheim zu stellen. Nachdem sie ihm also die Schlüssel ihrer Stadt überreicht, und sechs und dreißig Hauptfahnen ihm zu Füßen gelegt hatten, zog auch der Carrocio vor ihm vorüber. Auf diesem war eine Schaar Spielleute, die aus Leibeskräften bliesen. Als er aber in die Nähe des Kaisers gekommen war, verstummten die Trompeten, der Wagen und die darauf befindliche Standarte senkte sich durch eine eigene Vorrichtung, und blieb in dieser Stellung, bis der Monarch das Banner hatte herabnehmen lassen. Und erst, als sie sich des letzten, theuersten Zeichens ihrer Ehre beraubt sahen, fielen die Bürger von Mailand auf's Gesicht und flehten des Kaisers Barmherzigkeit an.

Eben so wenig durfte der Carrocio fehlen, wenn die Völker feierliche Verträge unter einander schlossen. Bei solchen Gelegenheiten wurde er als eine Bundeslade angesehen, auf welcher die Herrlichkeit Gottes ruhete, und zum Zeugen des die Pacten besiegelnden Eides angerufen wurde, daß er über die Erfüllung derselben wache und die Meineidigen, die es wagten, den Schwur zu brechen, bestrafe. So lesen wir bei Rolandinus und Ricobaldus, daß, als der Pater Joannes vom Predigerorden, ein Mönch von fast unumschränkter Gewalt, in den italienischen Angelegenheiten, die er besser als der Florentiner Savanorola zu behaupten wußte, die Mißhelligkeiten zwischen den Städten der Mark Treviso zu schlichten, die Völker in das mailändische Gebiet beschieden hatte, jedes derselben, die Feierlichkeit zu erhöhen, seinen Carrocio mit sich führte.

Es bedarf erst keiner Erwähnung, daß den Carrocio in der Schlacht zu verlieren, für die größte Schmach gehalten wurde, so wie es sich ein Feldherr zur größten Ehre anrechnete, einen solchen zu erobern. So wußte Kaiser Friedrich II., als er im Jahre 1237 den Carrocio der Mailänder erbeutet hatte, sich vor Freude kaum zu fassen, und schickte diesen, seinen Sieg zu verewigen, nach Rom, damit er dort für alle Zeiten aufbewahrt werde. Die Inschrift, die beigefügt wurde, und die des Kaisers Ruhm auf die spätesten Generationen bringen sollte, hat uns Ricobaldus in seinem Pomarium aufbewahrt. Sie lautet:

„Urbs decus Orbis Ave, Victus tibi destinor, Ave
Currus ab Augusto Friderico Caesare justo;
Fle Mediolanum, jam sentis spernere vanum,
Imperii vires proprias tibi tollere vires.
Ergo triumphorum potes urbs memor esse priorum,
Quos tibi mittebant Reges, qui bella gerebant.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckte der Alterthumsforscher, der Marquis und römische Patricier Alexander Capponius, ein marmornes Monument auf dem Capitolium, welches die Abbildung des von Friedrich II. nach Rom gesandten Carrocio's zeigte, indessen eine ganz anders lautende Inschrift hatte, als die eben angeführte. Möge auch ihr hier ein Platz gegönnt seyn.

Caesaris Augusti Friderici, Roma Secundi
Dona tene, Currum perpes in Urbe Decus
Hic Mediolani captus de strage triumphos
Caesaris ut referat, inclita praeda venit.
Hostis in opprobrium pendebit. In Urbis honorem
Mictitur. Hunc Urbis mictere jussit Amor.

Da also der Carrocio solchen Werth hatte, darf es nicht befremden, daß in jenen Zeiten der Austausch eroberter Carroci nicht minder Friedensschlüsse sanctionirte, als in neuern Zeiten der Austausch wichtiger Gefangener, und die wechselseitige Rückgabe des eroberten Terrains. In den unheilschwangeren Guelfen- und Gibellinen-Kriegen eroberten die Bürger von Parma im Jahre 1248 den Carrocio der Cremonenser, und zwei Jahre darauf verloren dagegen jene ihren in einer Niederlage, die sie vor der Stadt Cremona erlitten. Erst im Jahre 1281 kam es zwischen den beiden Communen zu einem festen, dauerhaften Frieden. Als Unterpfand also des geschlossenen Friedens kamen sie überein, die sich wechselseitig vor dreißig Jahren abgenommenen Carroci gegen einander auszutauschen. Die Cremonenser ließen daher den Car-

Digitized by Google

rocio von Parma mit frischer Farbe belegen, eine neue Fahne fertigen, drei Joche Rinder vor denselben spannen, und mit großem Gepränge bis an die Gränze bringen, von wo die von Parma ihn im Triumphe nach ihrer Stadt einhohlten. Dort aber hatte sich indessen der Podesta von Mantua mit den Edelsten dieser Stadt sammt einer Menge Bürger von Reggio eingefunden, den Einwohnern von Parma Glück zu wünschen, und sich mit ihnen wegen des wieder erhaltenen Carrocio's zu erfreuen. Darauf sandten Parma's Bürger denen von Cremona ihren Carrocio gleich prächtig ausgestattet wieder zurück.

Die Carroci führten, wie heut zu Tage die Regimenter, die Namen ausgezeichneter Personen; so hieß jener der Stadt Padua: Bertha, zu Ehren ihrer Wohlthäterin Bertha, der Gemahlin Kaiser Heinrich's IV.

Daß sich auch genealogischer Dünkel bei der Angabe des Alters der Carroci eingeschlichen, wird nach dem Vorausgeschickten Niemand wundern; und wie Genealogen aus Liebe oder Heuchelei gegen ihre Patrone das Alter ihrer Geschlechter so weit als möglich hinauf zu schrauben bemuht sind und ihren Ursprung mit der Arche Noe's in Verbindung zu setzen sich nicht erbloden; so waren die Apologen der Städte Italiens aus den Zeiten der Carroci bemuht, das Alter des Carrocio's ihrer belobten Stadt so weit als möglich hinaus zu dehnen, und ganz treuherzig erzählt der sonst so richtige Nolaudinus, daß die Gemahlin Kaiser Conrads (richtiger Kaiser Heinrich's IV.), welche die Stadt Padua sehr begünstigte, ihren Gemahl bath, ihren Schützlingen einen neuen Carroccio für den von Attila ihnen zerstörten anschaffen zu lassen.

Von Italien aus endlich verbreitete sich der Gebrauch dieses Fahnenwagens nach Deutschland, Belgien und Ungarn, bis er im vierzehnten Jahrhunderte, da man bei der veränderten Art, Krieg zu führen, einsah, daß er mehr lästig als nützlich sey, gänzlich aus den Heeren verschwand.

J. B. Koelli.

Notizen.

„Es waren, man muß es gestehen," sagt Alexander Dumas am Schlusse seiner Etudes dramatiques, „es waren in der That sehr fremdartige und wilde Wesen für ein Volk, das, wie wir, an Demoustier's fade Mythologie gewöhnt war, an die Helden von Pigault-Lebrün, an die aristokratischen Heldinen der Frau von Duras, an die galanten Türken der Madame Cottin und an die Conspiratoren Arnault's, es waren fremdartige und barbarische Wesen dieser Richard III., Othello, Hamlet, der Oberst Glavedhouse, Faust, Göz mit der eisernen Hand, der Giaour, Childe Harold, Carl Moor, Wallenstein und Wilhelm Tell; und als sie erschienen, in ihre rauhe, wahre, tiefe Poesie gehüllt, wickten sie auf uns wie jene langhaarigen Tataren mit ihren langen Lanzen, die ihre Pferde in der Seine gebadet hatten. Die petites-maitresses schrien laut auf, die starken Männer gingen ihnen entgegen und beugten sich bald vor ihnen, wie man sich vor überlegenen Wesen beugt. Die Männer stellten sie ihren Frauen, die Brüder ihren Schwestern vor, und diese Fremdlinge, die uns zuerst so sehr erschreckt, werden zuletzt eingeladen und bleiben bei uns als Freunde, die uns unentbehrlich geworden. Bald fand man nichts mehr schön in der Literatur, als was aus Deutschland oder England kam. So sind wir Franzosen, in Allem übertrieben, in der Liebe wie im Hasse, aber zum Glücke in beiden unbeständig."

In dem neuesten englischen Werke über Deutschland: »Sketches of Germany," erfreut sich der Verfasser unter Anderm auch an der Gabe, das Wetter zu prophezeihen, die er unter den Bewohnern Schlesiens nicht selten antraf. »Der Wirth eines Gasthauses, wo ich mich einige Zeit aufhielt," erzählt er, »schien mir mit seinem Talente auf besonders unträgliche Weise ausgestattet, denn er irrte sich in seiner Weise und in keinem Lüftchen, und gar oft, wenn ich, um einen Ausflug zu machen, nicht im Geringsten dem Wetter mißtraute, schüttelte er bedeutlich den Kopf. Um mich endlich zu überzeugen, worauf sich die Untrüglichkeit seiner Wissenschaft gründete, führte er mich in seinen Prophetensaal, wie man das betreffende Zimmer füglich hätte nennen können. Hier fand ich Thiere aller Gattungen: Frösche, Schlangen, Eidechsen, Laubfrösche und andere Amphibien der Reihe nach aufgestellt, in Gläsern und andern Behältnissen, damit sie ihre Weissagungen hinsichtlich des Wetters abgeben sollten. Und in der That begann nach und nach mein Vertrauen in die Eigenschaften dieser Thiere unerschütterlich zu werden, denn so oft ich ihnen nicht glaubte, belehrten mich bittere Erfahrungen, wie unrecht ich daran gethan."

In Dr. W. E. Weber's »Aesthetik aus dem Gesichtspuncte gebildeter Freunde des Schönen" (Darmstadt, 1835), wird die Sage auf folgende Weise definirt: „Unter Volkssage verstehen wir die mehrentheils mündliche Ueberlieferung einer poetischen, d. h. auf Phantasie entweder ganz beruhenden, oder doch durch sie ausgeschmückten Thatsache, die irgend einem Orte oder einer Gegend das Interesse einer mythischen, d. h. in der kritisch und geschichtlich unaufgeklärten Urzustände des Volks zurückgehenden Bedeutung verleiht. In sofern die Volkssagen sich an Personen knüpfen, können sie für epische Darstellungen äußerst fruchtbar werden, und diese sind mehrentheils nichts als glückliche Ausbildung des fragmentarisch Sagenhaften und Ueberlieferten zu einem allgemein Bedeutsamen und Zusammenhängenden. In absichtlicher Gestaltung, d. h. losgelöst von der örtlichen Beziehung, und als abgesondertes dichterisches Ganze nach einer organischen Gliederung mit Hinblick auf innere Einheit und Selbstständigkeit, ohne geschichtliche oder didaktische Nebenzwecke behandelt, wird die Sage zum Märchen. Aber der Horizont des Märchens ist weiter als der der Sage u. s. w." — Welche grandiose Seichtigkeit! »Eine auf Phantasie ganz beruhende Thatsachen — welche wahrhaft legitime Ungereimtheit!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

71. Sonnabend, den 3. September 1836.

Wiener-Skizzen aus dem Mittelalter von J. C. Schlager. Zweite Reihe [1]. Wien, 1836. IV, 380 S. 8.

Die unermüdete Thätigkeit, welche Mittheilungen alter Urkunden und Handschriften voraussetzen, und die geringe Theilnahme, die diese bei dem Publikum im Allgemeinen erwartet, sind Gründe genug, um das Verdienstliche des Ausharrens anerkennen zu müssen. Wir sind indessen dem Herrn Herausgeber auch in anderer Beziehung verpflichtet. Die getroffene Auswahl verräth durchgehends ein inniges Vertrautseyn mit dem, was in unserer Geschichte bisher noch in's Gebieth der frommen Wünsche gehört, wir meinen, die Darstellung der sittlichen und intellectuellen Zustände des Volkes. Hier erhalten wir nun größtentheils Actenstücke, welche dem künftigen Historiker die fruchtbarsten Beiträge zu einer solchen darbieten, — ein Verdienst, das keiner weiteren Begründung bedarf. Jeder Geschichtsfreund wird es dankbar zu erheben wissen, um so mehr, als auch keinem die Opfer entgehen können, die nur der guten Sache, dem lang gefüllten Bedürfnisse allein gebracht werden! — Mit wahrhaft seltener Bescheidenheit erklärt sich hierüber der Herausgeber selbst in der Vorerinnerung: »Eine besondere Vorliebe für alles Alterthümliche, zumal wenn es die Vaterstadt betraf, und der Reitz, auf dem Boden und in der scenischen Umgebung dieser neuen Materialien neue Bilder von Wien in der Originalfarbe des Mittelalters zu erblicken, in welchem unserer ernsten Vorzeit oft so heitere Tinten aufgetragen sind, und sich zeigt, daß sie mehr als bloß Fürsten-Zwietracht und Verwüstungskriege, mehr als gothische Kirchen und eingemauerte Jungfrauen (virgines reclusae) aufzuweisen hat, vermochte den Verfasser zu der hier nöthigen Beharrlichkeit, um die einzelnen Körner aus den antiquirten Spreulagerungen zusammen zu lesen.« Wir gehen nun auf die einzelnen Mittheilungen des vorliegenden Bandes über.

Unter dem Titel: »Alter Kircheuritus zu St. Stephan« erscheinen, als einem Codex v. 1580 entnommen: 1. Die Palmenweihe auf dem Palmbühel. 2. Die Pumpermetten. 3. Die Fußwaschung. 4. Das Passionsspiel. 5. Die Freitagsprocession. 6. Der Wolfssegen. 7. Die Stationen der Frohnleichnamsprocession und ihrer Octave. 8. (nach einem seltenen Wienerdruckstücke vom Jahre 1502) Die Heilthumsfeier. Die bloßen Ueberschriften mögen hinreichen, um das Interessante des Inhalts zu bezeichnen, und es ist nur zu bedauern, daß die Beschreibung der sieben ersten Nummern keiner älteren Zeit angehört. Offenbar hatten die Gebräuche schon manche Abänderungen erfahren, indessen gestatten sie noch immer erfolgreiche Blicke in die damalige Denkweise, und hiermit auch Combinationen auf früher Bestandenes.

Zu den Bemerkungen, welche der Herr Herausgeber über die zu Wien üblichen Processionen vorausschickt, können wir noch die Nachricht von einer andern hinzufügen, welche jeden Donnerstag Statt gefunden hat, und die wir aus nachstehender Urkunde K. Maximilian's I. näher kennen:

Maximilian von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kayser ꝛc.

Den ersamen, gelehrten, geistlichen, unseren lieben, andächtigen, N. den Rector, Collegiaten, und gemeiner Facultet der Theologie unser Vniversitet zu Wien.

Als in unser Statt Wien alle Wochen ein Procession mit unsers Herrns Fronleichnamb auff alle Pfinstag beschiht, werden Wir bericht, wie etlich daselbst zur Wien dieselbe wochentliche Procession mit mehrern Wesen, und Triumphiren, auff den Pfinstag, den der erste Monschein bescheinet, begehen; der Mainung, als ob es bey demselben Monschein besser, dann auff andere Pfinstäge seyn solt; dieweil Uns nun solch ein Aberglaub, daraus ein Kezerey erwachsen mecht, gedunkt, empfehlen Wür euch mit Ernst, und wollen, daß ihr euch solcher obberührter Procession halben, wie auch, durch wem, und auff was Grund und Ursach die geschicht, und fürgenommen werde, eigentlich erkunt, und Uns solches wider bericht,

[1] Die erste Reihe, welche im vergangenen Jahre erschienen ist, enthält: »Das Volksfest der laufenden Pferde in Wien;« »Originalbeiträge zur Geschichte der Juden;« »Ueber die Feldzüge der Wiener im Mittelalter;« »Alte Topographie des Petersplatzes;« »Die Festung Wien im Mittelalter und der Stadtgraben;« »Der Bau und die Benennung des Spinnenkreuzes am Wienerberg;« »Alte Topographie des Hohenmarktes;« »Ueber das Bäckenschupfen in Wien;« »Volksgebräuche, Feierlichkeiten und Einzüge: Das Stechen auf der Brandstatt, das Sonnewendfeuer, die fetten Tage, die löbliche Frewd 1438, Freudengabe der Stadt 1556, Rhöm. Kayserl. Mayestet Einbelaittung 1558;« »Aufklärung über Herzog Albrecht mit dem Zopfe.«

Digitized by Google

und euren Rathschlag under euren Insigl verschlossen anzeigt, damit Wür Gott zu ehren, und Unsern H. Glauben zur Nothurfft ferner darein wissen zu handlen. Daran thuet ihr unser ernstliche Maynung; Geben in Unser, und des Reichs-Statt Nuernberg in X Tag Febr. anno 1512 Unsers Reichs in XXVI. Jahrs.

Der Wiederabdruck der »jährlichen Heilthumsfeier« und die Abbildung des »Heilthumbsstuhles« verdienen um so dankbarere Erwähnung, als die Originalausgabe von 1502 zu den größten Seltenheiten gehört. Indessen wäre es hier, wie wir glauben, nicht am unrechten Orte gewesen, auch auf die zweite vermehrte Ausgabe von 1514 hinzuweisen; zumal diese zugleich den Beförderer des Werkes kennen lehrt. (S. Denis, Wiens Buchdruckergeschichte, S. 102.) Uebrigens wurde im Jahre 1700 nur derjenige Theil des »Heilthumbsstuhles« abgetragen, der gegen die Brandstatt zu war; der Theil gegen den St. Stephansfriedhof mit drei hohen Fenstern blieb stehen, und diente bis 1792, in welchem Jahre bekannter Maßen die allgemeine Verschönerung vom Wiener-Magistrate vorzunehmen, zur Wohnung des Todtenbeschauers und Kirchendieners.

Der zweite Artikel: »Wiener Hofstatt und Hofhaltung im Jahre 1441,« enthält eine Verrechnung über die Einnahmen und Ausgaben der unglücklichen Mutter des Ladislaus Posthumus, von Hans Ungnad dem Kaiser Friedrich IV. abgelegt, aus welcher allerdings manche Notiz zur Geschichte dieser Fürstin geschöpft werden kann, daher sie immerhin beachtenswerth genug; allein zur Kenntniß damaliger Hofstatt im engeren Sinne scheint daraus wenig zu gewinnen. Uebrigens hat eine solche specifirte Verrechnung mehrfaches Interesse für den Forscher, und es wäre zu wünschen, daß noch viele aufgefunden und durch den Druck der Vergessenheit entrissen würden. Die Note S. 38: das Reisen zu Pferde sey nur wegen der Beschaffenheit der Wagen und Straßen sehr gewöhnlich gewesen, möchten wir nicht unterschreiben; sondern wir halten dafür, nach so manchen Urkunden derselben Zeit, daß es als ein Vorzug betrachtet worden, wie denn noch im sechzehnten Jahrhunderte selbst Aebte es für eine Schande gehalten, im Wagen zu reisen.

Unter der Aufschrift: »Die Wiener Hofschranne im Jahre 1570 und ihr ferneres Schicksal,« werden aus einem Codex des k. k. Archives: »das ist das Fronpuch der Hofstaidnig und Hofschrann des Lannds Osterreich ꝛc.« einzelne Gesetze von 1369—76 und Auszüge aus den verschiedenen eingetragenen Frohnfällen von 1386—97 mitgetheilt. Ohne uns bei den einleitenden Bemerkungen des geschätzten Herausgebers aufhalten zu wollen, ist es gewiß, daß erstere höchst merkwürdige Beiträge zur Geschichte der vaterländischen Civil-Gerichtsverfassung sind, und letztere nicht unwichtige Aufschlüsse für den Genealogen und Topographen enthalten. Die Annahme übrigens mit Rauch, daß die vom Letzteren im 3. Bande seiner Scriptores (S. 144) abgedruckten »Recht der Stat zu Wienn vom Jahre 1435 sind, und mithin auch die Folgerung (S. 66), hat nach unserer Ansicht durchaus keinen Bestand. Die Vergleichung mehrerer Handschriften und der Umstand, daß sie in den meisten unter dem Titel: »Das ist die alte Handvest der Stat ze Wien,« immer nach jener H. Albrecht's des Weisen vom Jahre 1340 kommt, abgesehen von allen inneren Kriterien, der großen Verwandtschaft mit dem Schwabenspiegel u.s.w. berechtigen uns, wie wir glauben, zu unserer Verneinung. Da indessen hier der Ort nicht ist, tiefer in die Sache einzugehen, so müssen wir es bei dieser kurzen Andeutung bewenden lassen. Eben so wenig können wir auch bei dem Abschnitte: »Ueber den Ertrag und die fernere Schicksale dieser Hofkroh,« der unstreitig viel Verdienstliches hat, länger verweilen, da die Diskussion zu weit führen dürfte; doch glauben wir zur Beilage 1. b. S. 145 Einiges bemerken zu müssen. Diese Erwiederung H. Albrecht's V. auf mehrere Beschwerden der Landstände ist als bisher ungedruckt von vieler historischer Bedeutsamkeit; um so mehr fälle es auf, daß sie verstümmelt und unvollständig eingerückt worden. Wahrscheinlich indessen leider die benützte Handschrift an den gerügten Mängeln; wir wollen daher aus einer besseren die fühlbaren Lücken ausfüllen. So fehlt gleich bei dem ersten Puncte die — Antwort:

»Am ersten als Jr vernembt daz wir ain missuallen haben An dem daz Jr Jnsünder etleich teg auf einander gehabt hat ꝛc. Jst vnser Antwurt das war ist das vns solhe teg vnd saimüsß die man vor vnd auch neh getan Jnu vnserm lannd gemacht vnd gehabt hat, an vnsrn willen alzweg missnalen habent vnd auch missuallent wann wissentleich ist. Daz vns aus den tegen, die vormolln geh alten sind worden merkleicher Schaden gegangen ist vnd haben vns etwenn mit groſſen herzugen vnd Köstten da entgegen schikhen müssen. Als euch vnd dem von Walsse wol wissenleich ist, daz wir nah ettwas empfunden vnd wie wol soleich teg von euch Jngit sind geschehenn möchten, yedoch wenn das Jun die menige gesangt So geet vil vngehorssam vnd sawmnüsses daraus Das man die Sach nicht also für sich nymbt als Jr gedenkcht dauon So pitt wir ewch vnd begern gar ernstlich, das Jr vns solher sawnüsss vnd teg fürbaß vberhebet, vnd habt Jr icht geprechn an vns oder den vnsern Jn weis das ist, die pringt vns für, was wir euch der den pilleich wenden sullen oder mügen, des sein wir willigk ꝛc.«

Der zweite Punct fehlt ganz: »Als Jr dann ain missuallen vnd merkchn ꝛc.«

»Als Jr dann ain missuallen vnd ain merkchen habt von des ausschreichens wegen So wie vnsern vnd ewern leuten von vnser lanntwer wegen getanu haben Jst vnser antwurtt daz wir vnd vnser lanntmarschalk das landt in ain

[4] Sehr unkorrect und mangelhaft!

Digitized by Google

guetn vnd durich ains gemains nutzs willen getan haben vnd gedachten das ain grosse notdürfft sein nach dem vnd wir mit vnserm maisten volks das wir hetten aus dem land In das veld zügen vnd ze besorgen was das dietzeit villeicht zug oder angriff in das lanndt geschehen möchten vnd haben das doch bedechtleich nach ew des von Meyssaw vnd andern vnsern hern vnd Redt Rad getan vnd ist auch in dem velde mit ew dem von Meissaw dauon geredt worden ewrn lewtenn darumb zebeschreyben, das ew dazmall wol gevil, vnd ew des willig erbütt vnd erfündt sich das es nach guet vnd notdurfft ist nach dem als yeh ain ordnung von euch gemacht ist worden ꝛc.«

Endlich sehlen nach: »Dann von des vertziehen vnd des auffschubs wegen ꝛc.,« noch: »Als Ir euch bechlagt von zoll vnd mawtt wegen damit man euch beschwer anders dann von alter herchomen sey ꝛc.«

»Ist vnser Antwurt daz wir mit vnsern Ambtlewten nicht anders geschafft noch Inn enpholhen haben dan mawt vnd zol zu nemen als wir des Recht haben vnd als von alter herkhomen vnd bey vnsern vorvordern gehalten ist. Ausgenomen der die brieff von vnsern vordern vnd vns habent, das ist wol war daz wir ain Zugang vnsserd gewalts etwas merkleich Irrung vnd Ingriff an vnserm Mauten zollen vnd an andern vnsern Rennten gehabt hahn die wir sündeleich nach ewr des von Walsse vnd ettleicher andrer vnsser Redt, Radt vnd hilff In den Stannt bracht habent daz man die nu vechsent als vormolen ist herkomen, vnd dünckt vns daz wir billeich haben beleyben ꝛc.«

»Item als Ir euch beclagt von Vngeldts wegen ꝛc.«

»Ist vnser Antwurt das wir mit vnsern Ambtlewtn vnd Vngeltern alweg geschafft haben, vnd schaffen daz Sy vnsern Vngelt nicht anders vechsenn noch nemen sullen dann als Vngelts Recht vnd von alter herchomen ist vnd als der vngeltbrieff ausweist Der darüber ist gegeben, wer aber das sich yemant bechlagt darüber verrer beswerdt wär, der kam für vns so wollen wir vns darjnn erwarenn vnd was wir dann billelich wenden sullen des sein wir willig zu volfürn vnd zu verenderu ꝛc.«

Schließlich müssen wir noch zu diesem Absatze gegen die Annahme des Hrn. Herausgebers (S. 130) anführen, daß unser Codex, der offenbar gleichzeitig ist, den Titel führt: »Gerichts- und Landtags sachen bei Herzog Albrechten zu Oesterreich von 1420 bis 1431.« Daß wir das Abgängige ergänzt haben, wird uns hoffentlich Niemand zur Last legen, der da weiß, wie wichtig solche Mittheilungen, und wie leicht spätere Benützung auf Mangelhaftes zu basiren verleitet wird.

(Schluß folgt.)

Mythische Gedichte von S. Daxenberger. München, 1835. 8.

Die herrlichen Sammlungen alter Kunstdenkmäler, welche für Baiern's Hauptstadt zu unserer Zeit eine so lebhafte Theilnahme der Fremden angeregt haben, und mit Recht sorterhalten werden, konnten auf die artistischen und literarischen Bestrebungen der Eingebornen nicht ohne mächtigen, fruchtbaren Eindruck bleiben. Seit den wenigen Jahren ihres Bestehens haben sie auch in der That ein so reges Leben für classisches Alterthum angeregt, daß München in dieser Beziehung jetzt wohl vor allen Städten Deutschlands die erste Stelle einnimmt. Wie groß insbesondere ihr Einfluß auf Maler und Bildhauer gewesen, wird Jeder leicht erkennen, der München in neuester Zeit besucht hat; daß sie aber auch an dem poetischen Gemüthe ihre ewige Macht geübt, spricht sich unverkennbar in den vorliegenden Gedichten aus. Sie sind dreizehn an der Zahl, behandeln größtentheils Gegenstände, welche von den griechischen Tragikern vereinigt worden, und zeichnen sich durch glückliche Auffassung des poetischen Momentes, durch edle Einfachheit und ruhige Haltung ganz vorzüglich aus. Wir geben hier die Ueberschriften: „Orpheus," „Thamyris," „Meleager," „Niobe," „Oedipus," „Antigone," „Laokoon," „Das Haus des Agamemnon," „Odysseus," „Die beiden Blumen," „Theseus," „Der Tod des Herakles", „Prometheus." Im letzten hat der Dichter die Prophezeihung des Aeschylus sehr schön weiter ausgeführt, und die Christus-Religion als jene bezeichnet, durch welche die Herrschaft des Zeus untergehen werde. Promotheus, dessen Verbrechen Liebe zu den Menschen, spricht von dem Gotte der Liebe:

Eine Gottheit wird erscheinen,
Welche deinen Thron erschüttert,
Ew'ger Zeus, du Gott der Götter!
Weil du nur mit deinen Blitzen
Diese schöne Welt bezähmst
Und verkennst des Menschen sun're
Weiß' und Kraft. Ein Gott wird kommen,
Wird von dir die Staubgebornen
Wieder fordern und beherrschen,
Und mit höheren Gewalten
Als Titanen und Giganten
Seine mächt'ge Liebesstimme
Durch die ganze Schöpfung rufen.

In dem Gedichte »Niobe« tritt wohl am auffallendsten die Wirkung hervor, welche antike Plastik auf den poetischen Genius äußert; und wie aber dieser sich hüthen soll, mit seiner angebornen Kraft frevelhaften Mißbrauch zu treiben, spricht der Dichter kräftig und im Gefühle des tiefsten Abscheu's durch das zweite Gedicht: »Thamyris," aus. Ueberhaupt ist die Gesinnung, die dem Leser entgegen tritt, durchgehends eine höchst ehrenwerthe, was in unseren Tagen bei poetischen Erscheinungen wohl bemerkenswerth erscheint.

Außer einigen metrischen Versehen ist uns »Unter qualerfüllten (?) Schmerzen" und »Ein armlos Hemd" statt ein ärmelloses sehr störend aufgefallen.

W.

Digitized by Google

Literarische Aphorismen.

Man muß immer von der Ur-Ansicht ausgehen, daß alle Kunst Anfangs hieroglyphisch, dann symbolisch ist. Der Künstler spricht zu und durch Zeichen, und strebt dem Stoffe das Uebersinnliche einzuprägen. (Manifestation.)

Aber ganz verkehrt nehmen neue Theoretiker die Kunst allegorisch, und denken sich bei jedem Theile eines Kunstwerks ein darunter zu verstehendes Substantiv: die Tugend, den Glauben oder dgl. Diese Allegorie, wo sie vorhanden ist, wie z. B. in den Autos des Calderon, ist das Widerspiel des Symbols; dieses verhüllt, jene enthüllt; das Symbol wirkt und deutet in's Unendliche, die Allegorie beschränkt und vereitelt. Die antike Mythe war symbolisch, in den Händen der Neuern wird sie oft zur Allegorie.

Es wäre traurig, wenn in dem großen Werke, wozu die Erkohrnen der Menschheit berufen sind, Kirche, Gilde, Gelehrsamkeit, Ansicht oder dgl. einen wesentlichen Unterschied machten; denn wie stände es da mit dem dringendsten Bedürfnisse der Welt? Nein, hier kommt es einzig auf den eigentlichen Menschen, — auf sein Wollen und Wirken im höchsten Sinne an; das Uebrige ist Zugabe.

Aeschylos Agamemnon! welch' ein Gedicht! Wieder und wieder durchfühlt, durchdacht, umstrickt es die Seele mit Eumenidengewalt, erschütternd, reinigend, heiligend.

Sollte der ewige Streit, ob die Kunst ethischen Zwecken diene, nicht ein Wortspiel seyn? Denken wir an die Kalokagathie, — an die alten Dichter; was ist sittlich als die Idee? und was manifestirt die Idee völliger als die Kunst? Machen uns Sittenssprüche besser oder die empfindbare Nähe der Gottheit? Tugend ist unaussprechlich; und das Unaussprechliche ist Vorwurf der Kunst.

Man verkennt viele der edelsten Menschen, wenn man ihnen Apathie in Dingen der Politik vorwirft. Sie fühlen, eben da sie Edle sind, am tiefsten und ernstesten ihre Pflicht gegen den Staat, und weil sie dieselbe ernst fühlen, so machen sie sie nicht zum Tags-Gespräche; wenn sie gefordert werden, werden sie sich stellen; aber sie wissen auch, wie wenig der Private das Getriebe des Staats- oder gar Völker-Lebens fördern, hemmen, ja nur fassen mag, — wie nur anmaßende Beschränktheit behaglich kannegießert; sie sind nicht gleichgültig, sie sind weise.

Aber ethisch (im weitesten Sinne) zu wirken, ist jedem Menschen möglich und Pflicht, — eben in so fern er Mensch ist; diese Pflicht erfüllen sie, die frohe Gewißheit im Busen, daß sie dadurch bleibender aufs Ganze wirken als durch Geschwätz.

Ich sagte »ethisch im weitesten Sinne,« denn dieses Wort drückt allerdings nur Eine Seite der Wirkungsweise der höhern Menschen aus, für die es eigentlich kein allgemein-verständliches Wort gibt. Sie erklärt sich dem Fähigen durch lebendiges, thätiges Daseyn. — Für diese Thätigkeit haben nur die Gebildetsten, also die Wenigsten, Sinn oder Beruf; auf Anerkennung ist also nicht zu zählen; aber wenn es Fortschritte gibt (und daß es keine gibt, ist Lästerung!), so gehen sie von da aus. Also vorwärts! mag der Pöbel klaffen, ihm zu trotz, ja ihm zu Liebe vorwärts!

Echte Tugend ist Stärke des Geistes (virtus a vi); ihr Grund ist Weisheit; ihre Erscheinung Schönheit (καλοκαγαθία.)

Es war dasselbe Element im römischen Charakter, welches die Tugenden der Cocles, Regulus, Torquate und dergl, und die Laster der Nerone und Caracalla's auf jenen Grad des Grotesken trieb, der uns unüberdenkbar bleibt, von dem aber im heutigen römischen Charakter noch genug rührende und schauervolle Spuren sind.

Auch war es dasselbe Element im griechischen Leben, welches in die Dichtung Homers, in die Weisheit Sokrates, in den Heldenmuth Epaminondas, wie in die Gebilde Polyklets jenes Maß legte, ohne welches alles menschliche Streben und Wirken unvollendet bleibt oder im Ungeheuren verfließt.

Wer diese Grundzüge gefaßt hat, mag an das Studium der Alten gehen.

Eines der größten Hindernisse der Ausbildung liegt in dem übelverstandenen Grundsatze, sich von Autoritäten nicht bestimmen zu lassen, woraus bei manchen Menschen eine völlig Scheu vor dem Anerkannten entsteht. Ist denn die eigene Dummheit glaubwerther, als die Weisheit Anderer? Im Anfange soll man sich an's Ueberlieferte, an das halten, was man als groß im Innersten empfindet, — und lieber zu viel als zu wenig annehmen; das Wegweisen, das Prüfen stellt sich bald genug ein.

Die göttliche Apathie ist mit der rohen Gleichgültigkeit so oft verwechselt worden. Diese ist der Zustand der Larve, jene der des Schmetterlings.

Die Menschen sind bequem; das ist die Hauptsache. Im Denken, Urtheilen, Wollen, Schaffen. Wer einmal über das hinaus ist, wird zur Weisheit gelangen, und zur Billigkeit gegen Andere.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

72. Mittwoch, den 7. September 1836.

Der Libanon.

Dieser berühmte Berg zeigt sich dem Blicke des Reisenden gleichsam gethürmt aus hohen, schneebedeckten Gipfeln, von Strömen gefurcht, mit Büschen bedeckt, überstreut mit anmuthigen, kleinen Thälern, Abgründen und Höhlen, belebt durch zahlreiche Dörfer und Klöster, welche in geringen Zwischenräumen die Halden säumen oder von den erhabenen Scheiteln niederragen, die von der Sonne ersten und letzten Strahlen vergoldet werden.

Der Libanon — so heißt es in der Correspondence de l'Orient von den Herren Michaud und Poujolat — der Libanon ist gleich anziehend für den Dichter, wie für den Philosophen und den Staatsmann; der Erstere findet in ihm einen Abriß der Wunder des Morgenlandes, ein majestätisches Schauspiel voll der unaussprechlichsten Schönheiten, ein einfaches Leben der Unschuld, wie es uns im Buche der Genesis geschildert wird, reich an Bildern und Erinnerungen aus dem Urzustande; den Philosophen lockt die bizarre Mischung von Glaubensmeinungen und Lebensgewohnheiten, von abnormen Erscheinungen im Gebiethe der Erkenntniß und der Religion; der Staatsmann endlich, wenn er das Thun und Treiben der 250.000 Maroniten, von denen jene gebirgigen Regionen bevölkert sind, in der Nähe betrachtet, erwägt mit schweigsamem Grübeln, wie großen Vortheil weise Gesetzgeber hier zu ernten vermöchten.

Das Gebiet des Libanon erstreckt sich von Mitternacht nach Mittag, von Tyrus bis nach Tripolis in einer Länge von 40 Meilen; zwei Flüsse bilden die Gränze desselben: im Mittag der Nahr-Kagmieh, was im Arabischen Trennung heißt; gegen Mitternacht der Nahr-el-Baarid oder der kalte Fluß. Vom Niedergange zum Aufgange, am Meere beginnend, bis nach dem Lande Damaskus, erstrecken sich diese Berge etwa 30 Meilen weit. Der Libanon und der Anti-Libanon, getrennt durch das große Thal von Bequaa, bilden, der eine den westlichen, der andere den östlichen Theil dieser Alpengegend; Gebel-el-Cheik, zum Anti-Libanon gehörig, ist die höchste Spitze, weißglänzend von ewigem Schnee, wie auch der Sanin und ein anderes Felshaupt, das die alten Cedern Salomons überragt.

Von den Abhängen des Libanon rieseln in großer Menge Bäche und Flüsse nieder, als: der Orontes, der Jordan, der Adon, jetzt Nahr-Ibrahim genannt, der Eleuterus, der Lyk und viele, andere.

Ueppig gedeihen alle Gattungen von Naturproducten in dieser gesegneten Landschaft; der Bergeshang grünt von Wäldern des trefflichsten Bau- und Brennholzes. Außer den Cedern, einst so berühmt und nun allmählig seltener werdend, gedeiht am Besten die Fichte, die Eiche, die Ulme, die Platane und der Wachholderstrauch; Weiden und andere Bäume kränzen die Bergesscheitel oder vereinigen sich, längs der fließenden Wasser, zu dichtem Buschwerke; weiter gegen die See hin findet man Orangen, Bisamstauden, Zuckerrohr und alle Arten von edlem Obste. Die Kultur des weißen Maulbeerbaumes würde allein hinreichen, um diese Bergbewohner zu ernähren; die Seide vom Libanon, in Europa bisweilen Barutin-Faden genannt, ist im Handel geschätzt. Die Weine dieser Alpen sind im Allgemeinen gut, der sogenannte Goldwein übertrifft aber die sämmtlichen Sorten Palästina's und Syrien's; außerdem baut man Getreide, Gerste, Berberkorn und Baumwolle. — Die Berge wimmeln von Federwild, Herr Michaud versichert, Rephühner von der Größe unserer Haushühner gesehen zu haben; Gaiße und Ziegen sind in keiner anderen Gegend so vorzüglich als hier. — Außerdem mangelt es nicht an ergiebigen Steinkohlen-Minen und Eisenbergwerken; ohne Zweifel würde man auch auf Gold und Silber

Digitized by Google

mit Erfolg bauen; doch die Einwohner halten es nicht für räthlich, da sie die Habsucht der Türken rege zu machen befürchten. Am Libanon gibt es mehrere Fabriken von Flachs- und Wollen-Leinwand, Färbereien, Manufacturen von Filz und Tuch zu den Kleidern der Bewohner; überdieß drei Buchdruckereien. Allerdings kömmt eben nichts Besonderes aus diesen Letzteren zu Tage; allein es fehlt an tüchtigen Leuten und vor Allem an dem Muthe, welcher diese Mittel der Civilisirung zu benützen wagte.

Der Libanon ist in Districte und Kantone abgetheilt. Kein Bezirk ist einer oder der anderen Völkerschaft besonders zugewiesen, die verschiedenen Nationen leben vermengt unter einander; hier und da jedoch besteht die gesammte Bevölkerung durchaus aus Leuten des nämlichen Bekenntnisses, so z. B. wird Kesroan oder Castravan bloß von Maroniten oder Griechisch- und Armenisch-Katholischen bewohnt. Diese Provinz, gegen Aufgang von Balbeck, gegen Westen vom Meere, dann von Gebail umgränzt, ist die blühendste, wunderreichste des Libanon, und hat, ungeachtet einer Länge und Breite von nur 12 Meilen, dennoch eine Bevölkerung von 100.000 Seelen; sie zerfällt in Kesroan-Gazir und Kesroan-Bakfaja mit den gleichnamigen Hauptstädten. Ersteres den nördlichen, Letzteres den südlichen Theil ausmachend. — Die Kultur ist in keinem Bezirke Assens so ausgezeichnet als am Libanon; selbst die Felsen sind fruchtbar gemacht worden; die Maroniten trotzten ihnen terrassenförmige, gleich den Stufen eines Amphitheaters aufsteigende Gänge ab, die mit Erde bekleidet wurden, um Aehren und Maulbeerbäume zu tragen. Herr Michaud erachtet, daß in Israels schönen Tagen die steilen Klippen Judäa's auf solche Weise mit zugetragener Erde bedeckt gewesen seyen: die langen Erdstriche, von denen noch heut zu Tage die Hügel von Judäa gestriemt sind, dürften, nach dem Ermessen jenes gelehrten Autors, nichts als die Ueberreste ehemaliger Kultur seyn.

Der Bezirk, El-Ghouf geheißen, ist das alte Land der Drusen; es gibt jedoch einige tausend Maroniten daselbst; dort liegt auch, sechs Wegesstunden von Beirut, Deir-el-Kammar, die Hauptstadt des Libanon; Deir-el-Kammar heißt so viel als Mondkloster, wegen eines der Mutter Gottes gewidmeten Konvents, denn der Mond, den Orientalen ein Symbol alles Schönen und Reinen, ist für die arabischen Christen eine Bezeichnung der jungfräulichen Mutter des Heilandes geworden. Die Stadt ist übrigens am Abhange eines Berges gebaut und zählt 10—12.000 Einwohner, von denen zwei Drittel Maroniten und die Uebrigen Drusen sind; man bemerkt in derselben mehrere ansehnliche Gebäude.

Unfern davon ist Bteddin, die Residenz Emir Beschirs, welcher sich einen Pallast aufführen ließ, den man als den schönsten von ganz Syrien betrachten kann, strahlend von Säulen und glänzenden Zierrathen, Springbrunnen und Marmorbecken, Diwans und Bädern und von der ganzen Pracht der ehemaligen asiatischen Wohngebäude.

(Schluß folgt.)

Wiener-Skizzen aus dem Mittelalter von J. C. Schlager. Zweite Reihe. Wien, 1836, IV, 380 S. 8.

(Schluß.)

Die »Fortsetzung der Original-Beiträge zur österreichischen Judengeschichte aus dem Mittelalter« (S. 159—236) erscheint unstreitig als die Perle des vorliegenden Bandes. Die mitgetheilten Urkunden belehren uns »über die verfassungsmäßigen Rechte der österreichischen Juden im Mittelalter, über ihre Abgaben als kaiserliche Kammerknechte an das Oberhaupt des römischen Reiches und über den Einfluß der Päpste im Mittelalter auf die Juden.« In ersterer Beziehung lernen wir insbesondere die Judenverfassung in der Steiermark, und das schon im ersten Theile (S. 56) berührte Recht der steirisch-österreichischen Landherren (Landstände), Juden zu halten, näher kennen. Ferner beweist die Urkunde 6 die Lehensfähigkeit der Juden in Oesterreich: »der Jude Hersche von Herzogenburg verkauft darin im Jahr 1376 zu Wien mit seines Lehensherrn, des Bischofs von Passau, Hand seine Lehen, den Wein- und Getreidezehent bey Sitzenberg, welche er von Weichhart von Topel erkauft hatte;« und endlich geben die vielen Schuldbriefe hinlängliche Aufschlüsse über die damaligen finanziellen Verhältnisse des Adels, der geistlichen Communitäten, ja selbst der Herzoge! Die weiteren Folgerungen daraus hat der Verfasser (S. 165 und 166) mit nicht minder großer Sachkenntniß dargethan, wohin wir denn Alle, welche dieser Gegenstand interessirt, verweisen wollen.

Die gewöhnlichen Abgaben der Juden an das Oberhaupt des Reiches sind aus andern Mittheilungen bekannt; hier erhalten wir Urkunden, welche die außerordentlichen näher bezeichnen. Sie sind: 1) der dritte Pfennig; 2) der zehnte Pfennig und 3) die übliche Krönungssteuer oder Crung. „Wie bedeutend diese letztere," bemerkt der Herausgeber, „im Gesammtbetrage gewesen seyn mußte, ergibt sich aus der Crung von 3000 fl. der Juden bloß von Regensburg, in welche sich Kaiser Friedrich und Herzog Ludwig theilten."

Digitized by Google

In Beziehung auf den päpstlichen Einfluß machen wir hier nur, da sie rein vaterländisch ist, auf die abgedruckte Bulle vom Jahre 1421 aufmerksam, durch welche P. Martin V. den Juden in den österreichischen und venetianischen Ländern das Vorrecht ertheilte, daß sie nicht vor Erreichung des zwölften Jahres zur christlichen Taufe gezogen werden durften.

Die Urkunden, welche in den Beilagen 19—24 erscheinen, fallen zunächst nicht in die drei angeführten Richtungen; allein ihr Inhalt ist für die Geschichte von nicht minder großer Bedeutsamkeit, und ihre Bekanntmachung verdient in jeder Beziehung die wärmste Anerkennung.

Unter dem Titel: „Die Seelhäuser und die Regelschwestern zum dritten Orden in Wien," erhalten wir vorerst in einer historischen Einleitung Nachrichten von den beiden Seelhäusern auf dem Dominikanerplatze und der Laimgrube, nebst Hindeutungen, daß außer diesen noch mehrere bestanden haben. Sie waren „zum Aufenthalt hülfsbedürftiger Frauenspersonen ohne Ordensregel oder Klausur zur Verrichtung gewisser religiöser oder frommer Handlungen gestiftet." Ersteres erscheint als bereits bestehend 1368, und fand sein Ende bei der türkischen Belagerung 1529; letzteres verdankt seine Gründung 1349 dem Herzog Albrecht II. und seiner Gemahlin Johanna, erhielt aber schon nach fünf Jahren eine Art Reformation, indem die 12 Frauen den Orden des heiligen Franciskus annehmen mußten, und so also Regelschwestern im dritten Orden wurden. Unter Kaiser Friedrich IV. mußten sie auch das ursprüngliche Wohngebäude bei St. Theobald abtreten, und ein Haus nächst den Minoriten beziehen, wo sie um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aufgehoben worden oder ausgestorben sind. Die hierher gehörigen urkundlichen Belege zeugen, wie alle übrigen, von des Herausgebers strenger Pünctlichkeit und ernstem Wollen.

Die „Beyträge zur alten Ortsbeschreibung des Stephans-Freythofes, sammt einem Anhange über die Kirchenmeisterey und das Schicksal des Kirchenschatzes in den Jahren 1526 und 1531" (S. 311 bis 330) liefern der Notizen so viele, daß wir uns hier in keine nähere Erläuterung einlassen können. Die beigegebene Abbildung ist nach einer Zeichnung aus der Mitte des 16ten Jahrhundertes, und dient zur Verständigung. Ueber die St. Magdalenen-Kirche indessen ist bereits mehr, als bei Fischer und Fuhrmann, zusammengestellt. S. die handschriftlichen Kollectaneen der landständischen Bibliothek zu Wien, obgleich auch die Epoche der Gründung noch keineswegs genau bestimmt ist.

Die kleineren Mittheilungen zum Schlusse, welche „Tages-Geschichten aus der Wiener-Vorzeit" überschrieben sind, enthalten: 1. Das feuerlichste Wiener-Einzugsfest des Mittelalters 1452; — 2. Seiner kais. Majestät Vorstmeisters und Pflegers zu St. Veit gewaltiger Vorgang gegen einen lichtensteinischen Unterfessen, Wappenknecht und Vorschützen 1510; 3. Ali Bascha von Ofen und der schwarze Berg im Skadtgrabengefängnisse in Wien 1605; und 4. Die Creutz-Spinnerin am Wienerberge 1709. Wenn wir bei 1. auch dem Superlativ „feuerlichste" beßwegen noch nicht beistimmen möchten, weil eine gleichzeitige Chronik sagt: „das dhein Fürst Konig noh Kayser Syder noch vor me empfangen wurde," wie Ladislaus Posthumus damals, muß man doch über die Ausgaben staunen, die von den Wienern gemacht wurden, und hier verzeichnet erscheinen. Eine rührende Gemüthlichkeit spricht sich in dem Liede aus, das die Kinder beim Einzuge sangen, und dessen zweite Strophe wir nicht umhin können, hier anzusetzen:

Daß Ihn vor übl Gott behuet
Und sein gemueth
Behalt in guet
dadurch er gnaden erwerbe
Daß Er christlichen Glauben mehr
nach weisser Lehr
Falschheit verkehr
und nicht sein Land verderbe.

Wie bald hierauf beklagten zwei der schönsten deutschen Volkslieder den plötzlichen Tod des jungen Fürsten! Das eine theilte Hormayr's Taschenbuch von 1833 mit; allein es steht viel vollständiger bei Pez, Script. rer. Austr. T. II. p. 679; das andere ließ Felix Reineccius in seinen hundert hohen heiligen Frauen abdrucken, befindet sich aber auch mit vielen Abweichungen bei Senkenberg (Selecta juris, T. V.) und daraus in Wolfs Volksliedern der Deutschen S. 726 — beide verdienten eine kritische Sichtung und bessere Abdrücke.

Nummer 4. stellt, in Verbindung mit dem, was bereits im ersten Bande über die Spinnerin am Kreuz gesagt worden, den schwankenden und mährchenhaften Erzählungen selbst der neuesten Historiker die ernste Wahrheit entgegen: das Räthsel ist gelöst und die Entstehung der Sage ihrer wahren Epoche, der Epoche der Siegwarte u. s. w. zugewiesen.

Und somit scheiden wir mit recht innigem Danke von den Bestrebungen des unermüdeten Herausgebers. Sie haben bis jetzt sehr viel des Neuen, Interessanten und Wichtigen zu Tage gefördert, und es bleibt zum Frommen vaterländischer Geschichtsforschung nur noch zu wünschen übrig, daß sie anhalteud mit gleicher Liebe fortwirken mögen. Wo die Gesinnung so echt vaterländisch, die Leistungen so wahrhaft bedeutend, da wird und kann die Anerkennung der Besseren nicht fehlen, und daranf allein sind wohl in unseren Tagen alle Bestrebungen ähnlicher Art angewiesen!

Nachträgliche Bemerkung. Durch einen sonderbaren Verstoß wurde vom Herausgeber eine Rechnung aus den Jahren 1446 u. 1447 in dem zweiten Aufsatze, der die Ueberschrift trägt: Wiener Hofsitte und Hofhaltung im J. 1441, auf K. Elisabeth, K. Albrecht's II. Witwe, die bekanntlich am

Digitized by Google

19. December 1442 starb, bezogen und sogar der erschöpfte Zustand der Finanzen des Hofes daraus gefolgert.

Die in dieser Rechnung angeführte „Frau“ ist K. Friedrich's IV. wirkliche „Swester“ — die Prinzessin Katharina, die im Jahre 1446 an den jungen Markgrafen von Baden, Carl, vermählt wurde, und zu deren Ausstattung (»Fertigung«) wurde eine Steuer auf die innerösterreichischen Lande gelegt, da sie eine Tochter des Herzogs Ernst war. Die Pannierhälter (S. 61) sind einfache Packträger. — Uebrigens sind derlei Rechnungen, besonders wenn deren mehrere zusammengestellt und mit späteren gehörig verglichen werden, von großem Interesse und liefern für Verwaltungs-, Sitten- und Culturgeschichte bedeutende Ausbeute.

Literarische Aphorismen.

Das Schlimmste, was die Kränklichkeit und Asthenie unserer Zeit mit sich bringt, ist, daß in ihr ein einlullendes Gefühl liegt, welches in den armen Kranken sogar den Wunsch zu genesen, unterdrückt. Kann man daher in ihnen nur die Ahnung der Gesundheit rege machen, so ist der erste Schritt zur Heilung gethan.

Unsere Entwickelung ist mühevoller, meinethalben verdienstlicher, die der Alten war naturgemäß. So enthüllt der menschliche Geist, wenn nichts seine Vegetation stört.

Das Gedicht des Lukrez vertheidigt eine Ansicht, die unhaltbar und einseitig ist; aber in der Ansicht und in der Vertheidigung ist mehr vom echten, belebenden Geiste der Wahrheit, als in vielen der witzigsten oder imaginosesten modernen Systeme; mag es immerhin sonderbar klingen! wer für's Leben denken gelernt hat, gibt es zu.

Die philosophischen Systeme der Griechen denken vollkommen die verschiedenen Seiten an, von denen sich die göttlichen und weltlichen Dinge betrachten lassen. Und was will und kann die Philosophie mehr?

Man ist scharfsinnig im Leiden, aber weise in der Freude.

Der zweideutige Blick, den man auf philosophische Aerzte wirft, rührt einzig von jenen Phantasten, die, ohne Erfahrung, ohne Sinn, Verstand und Gefühl von Realität, in vagen, bodenlosen Hypothesen selig, radotiren, und als Phänomene, aber sonst auf keine Weise, die Natur erläutern helfen. Finden und Erfinden unterscheidet wohl!

Nebst Lavater wäre dieß zu sagen: Charakter ist und bleibt das einzige Object der Naturforschung im Einzelnen. Verbreitet sie sich über's Ganze, so wird sie das Gemeinsame, — geht sie in die Tiefe, den Grund der Charaktere gewahr; denn die Natur bildet, gesetzmäßig, von innen nach außen; nur ist es ein Mißverstand, daß die Kunst, die wahre, anders bilde. Es ist Mißverstand, das vor das Forum gemeiner, etymologischer Determinirung bringen zu wollen, was, wie er selbst lehrt, erster Eindruck, Moment, Gefühl ist. — Auf den festesten Sätzen beruht, die wunderbarsten, herrlich wahren, entwickelt jene Lehre.

Dieselben Fundamente hat Humboldt's Pflanzen-Geographie, Struve's Physiognomik der Erde; Gall geht in ein halb instructives, halb hypothetisches Detail.

»Instinct« bezeichnet räthselhaft etwas an sich Klares: wozu erklären wollen, was allzulautes Phänomen ist? Was ist Instinct? was ist nicht Instinct? Geht nicht ein (veniam verbo!) sensus communis durch die ganze Natur, von dem jener der Schwalbe, der Biene u. s. f. nur ein Theil ist? Wodurch hängt der dünkelhafte Mensch mit der Erde zusammen? Wozu ein individuelles Wort für einen generellen Begriff? Daß der West Veilchen bewege, der Löwe auf die Beute springe, der Mensch sich selbst bestimme, die Boa das Reh umschlinge, der Stein ruhe, verwittre, stürze, sich löse, — hier ist überall Ein Waltendes, Ein Gesetz der all-wirksamen Natur. Und warum soll die Schwalbe, der Biber allein davon ausgenommen seyn?

Und so ist es mit hundert Objecten in der Naturlehre. Wir suchen unergründliche Kräfte für eine auf sich begründete Erscheinung; wir beweisen das Leben, das einzig der Beweis unserer Beweise ist.

Causalität, — Reciprocität, — Consequenz, — diese Pharusse muß man auf dem Oceane der Naturforscher vor Augen haben.

Muß doch Alles, auch das Stille, ruhig Große, — zumal in Deutschland, — zum Extrem, zur Carricatur gemißbraucht werden; daß ja der arme, ehrlich-strebende Schüler nicht wisse, woran er am Ende ist! Was ist großer, als Reinheit, hohe Besonnenheit? und was ist kleiner, als das nachbetende Geschlecht Derer, die vor lauter Klarheit und Besinnung nicht mehr recht empfinden, ob sie auch wirklich sind und empfinden? was ist erhabener, als wahre Schönheit, als der Geist des Alterthums? und was ist ärmlicher, als jene Pfuschee, die, auf die Namen „Meugs und Winkelmann“ pochend, nicht genug die Natur verlassen zu können wähnen, um Fantome für Ideale, und steinerne Figuren, die auf einander keinen Bezug haben, für Nachbildungen der Antike zu verkaufen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

73. Sonnabend, den 10. September 1836.

Der Libanon.

(Schluß.)

Emir Beschir, Statthalter vom Libanon, waltet daselbst seit 1789, wo er vom Pascha zu Acri als Emir ernannt wurde; dem Letzteren war dieser Theil Sorieus unterthänig, ehe die politischen Umwälzungen erfolgten, welche zu unserer Zeit die Gestalt der Dinge verändert haben. — Der genannte Fürst hatte, im Laufe seiner langen Amtsgestion, viel Mühsal zu erdulden und wurde an sieben Mal vertrieben. Dem Mehemet-Ali zahlt er einen jährlichen Tribut von 4000 Beuteln oder 2 Millionen Piastern, gleich 600.000 Francs, wenn man den Piaster zu 30 Centimes anschlägt. Im Jahre 1794, wo er sein Land wieder erhielt, hatte er sich nur zu einem Tribute von 150.000 Francs anheischig gemacht.

Man kann sagt die Correspondence de l'Orient, man kann in dem greisen Regenten von Deir-el-Kammar einen fähigen und durchdringenden Kopf nicht mißkennen, welcher mit Geschick eine politische Angelegenheit fördert und die nöthige Willenskraft besitzt, um durchzusetzen, was er wünscht; dieß aber kann die Grausamkeiten und Züge scheußlicher Rache nicht beschönigen, womit er seinen Namen besudelt hat; kann die entsetzliche Tyrannei nicht rechtfertigen, durch welche das Elend in jeder Familie heimisch geworden ist. Emir Beschir beherrscht den Libanon wie Mehemet-Ali Aegypten; es scheint, daß der Emir des Gebirges sich den Pascha an den Ufern des Nilflusses, seinen ehemaligen Freund, zum alleinigen Vorbilde genommen hat.

Der Patriarch der Maroniten lebt zu Kanobin, sechs Stunden west-südwestlich von Tripolis entfernt. Seine Kirche, in den Fels gesprengt, ist eines der sehenswürdigsten Alterthümer des Libanon; sie steht unter Anrufung der heil. Maria und ist mit mehreren von Rom dahin gesandten Gemälden verziert; einige derselben verrathen den Genius der Heimath Raphael's. Das Kloster ist eines der weitläufigsten von den 200 Stiftern, welche über den Libanon verstreut sind, meistens an sehr düsterblickenden Orten erbaut; einige schweben am Rande von Abgründen oder auf steile Gipfel hingestellt, welche kaum den Füchsen und Gemsen Zugang gewähren; andere inmitten von Steingerölle, dicht neben Strömen und donnernden Wasserstürzen; nur selten sind die maronitischen oder griechisch-katholischen Klöster von einer lachenden, kräftigen Natur umgeben.

Die Maroniten haben einen Patriarchen, zwölf Bischöfe und einige seculär und regulär Religiose. Der Erstere führt den Titel eines Patriarchen von Antiochia; er wird von den Prälaten und Priestern des Libanon gewählt und dieser Act der Bestätigung des h. Vaters unterzogen. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf 500.000 türkische Piaster; ohne den Ertrag seiner Besitzungen einzurechnen, empfängt er ein Sechstheil von dem Einkommen eines jeden Bischofs. Der Letzteren gibt es unter den Maroniten, wie schon erwähnt, zwölf, welche aber nicht verpflichtet sind, in dem Lande zu residiren, dessen Oberhirten man sie nennt, und von denen einige gleichzeitig Bischöfe anderer Nationen sind. Jeder Prälat bezieht den Zehent der Producte seiner Diöcese, außerdem hat er eine beträchtliche Casual-Provisiou und einzelne fromme Gaben. Der bloße Priester erhält nichts als Casual-Unterstützungen und die milden Spenden seiner Pfarrkinder. Jeder Convent der Maroniten hat etwas Grundbesitz; die Geistlichen selbst bearbeiten ihre Grundstücke und erhalten sich von den Früchten ihres Schweißes. Der Patriarch, die Bischöfe und der Regular-Clerus leben im Cölibate; nur die Säcularpriester dürfen sich verehelichen.

Die gesammte Population der Maroniten kann auf 250.000 Seelen angeschlagen werden, wovon 240.000 am Libanon und 10.000 am Anti-Libanon zu Hause sind.

Digitized by Google

Die Drusen, deren Religion der Gegenstand so vielfältiger Forschungen gewesen ist, und worüber der berühmte de Sacy so viel Licht verbreitet hat, leben am Libanon mit den Maroniten friedlich zusammen. Vor 15 oder 20 Jahren war diese Nation noch zahlreich und mächtig, indem sie bei 150.000 Individuen zählte; derzeit aber ist sie, in Folge der erlittenen Bedrückungen und Plackereien, auf kaum 60 000 zusammengeschmolzen, Männer, Frauen und Kinder eingerechnet.

Die Motualen, im Gebiete des Libanon von Tirus bis nach Balbeck zerstreut, gehören ebenfalls zu den Bewohnern dieses Landstriches. Sie unterscheiden sich von den beiden erstgenannten Völkerschaften durch ihre religiösen Dogmen und durch unversöhnlichen Haß, womit sie alle Franken oder Europäer anfeinden. Sie bestehen aus etwa 40.000 Personen, von denen 7000 dem Libanon und die Uebrigen dem Anti-Libanon angehören. Die gelehrten Herausgeber der Correspondence de l'Orient halten sie für Ueberbleibsel des arabisch-syrischen Urstammes.

Fassen wir nun, was die Herren Michaud und Payoslat über diesen interessanten Theil Syriens, welcher von so verschiedenen Nationen bevölkert ist, gesagt, zusammen, so ergibt sich die folgende Uebersicht, aus welcher die Gesammtzahl der Bewohner erhellt, geordnet nach den Unterabtheilungen, wie jene Reisenden sie vorzeichneten:

Statistische Uebersicht der Bevölkerung des Libanon.

Maroniten	250.000 Seelen
Drusen	60.000 „
Motualen	40.000 „
Griechische Katholiken	25.000 „
Griechische Schismatiker	10.000 „
Türken	6.000 „
Armenier	5.000 „
Araber von verschiedenen Stämmen .	5.000 „
Hebräer und andere Secten . . .	5.000 „
Europäer	100 „
Gesammtzahl . . .	406.100 Seelen.

A. Balbi [1].

[1] Vergl. die Gazzetta privilegiata di Milano vom 4. August d. J. — Wir können nicht umhin, hier besonders darauf aufmerksam zu machen, wie sehr diese Zeitung seit zwei Jahren unter Hrn. Lamberini's umsichtsvoller Leitung gewonnen. Die im Anhange gewöhnlich vorkommenden wissenschaftlichen Abhandlungen gehören unstreitig zu dem Interessantesten, was die Tagesliteratur hervorbringt, und, um ihre Gediegenheit zu bezeichnen, bedarf es wohl nur der Bemerkung, daß sehr viele von der Hand des gelehrten Herrn v. Balbi sind; —

Sendschreiben eines Lesers der österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde an ihren Herausgeber über die Blicke in den Geist der Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

Für den Freund der Geschichte und der Staatenkunde ist es von dem höchsten Interesse, die jeweiligen Zustände der menschlichen Gesellschaft im Staate zu erforschen und genau kennen zu lernen, indem dieselben das lebendige Bild der allmähligen Entwicklung der Menschheit zu dem Ziele ihrer Bestimmung, und der Gestaltung der Verfassung der Staaten desto treuer darstellen, je tiefer die Forschung von der Oberfläche der äußeren Erscheinungen in den Geist der Zeiten und der darauf einwirkenden verborgenen Triebfedern eindringt, und je sorgfältiger sie aus der Verkettung der Ursachen und Wirkungen an der Hand der Philosophie Folgerungen ableitet, welche den Denker über die Befangenheit der Gegenwart, über ihre Vorurtheile und Irrthümer emporheben [1].

Der in Ihrer Zeitschrift enthaltene Aufsatz: Blicke in den Geist der Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft, gibt so bedeutungsvolle Winke, daß die Aufmerksamkeit unserer Zeitgenossen mit Recht dieselben auffassen und weiter verfolgen dürfte.

Dem Grundsatze huldigend: »Prüfet Alles und nur das Gute behaltet,« — erlaube ich mir, Ihnen meine Bemerkungen über den gedachten Aufsatz mitzutheilen. — Sie sind in der Absicht niedergeschrieben, ein Princip der Staatswissenschaft, welches in der neuesten Epoche unserer Zeit immer mehr und mehr Eingang bei unseren Zeitgenossen zu finden beginnt, näher zu beleuchten und die zu erwartenden Einwirkungen dieses Princips schärfer in das Auge zu fassen.

Festhaltend an der Tendenz Ihrer Zeitschrift, werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich dem gedachten Aufsatze andere entgegenhalte, welche der um die Staatswissenschaft hochverdiente großherzoglich hessische geheime Rath, Carl Heinrich Ludwig Pölitz, in seine kritische Uebersicht der neuesten Literatur in dem gesammten Gebiete der Staatswissenschaften aufgenommen hat. —

Wir rücken der Wahrheit immer näher, je aufmerksamer wir die Gründe für und gegen eine für die Menschheit im Allgemeinen so hochwichtige Sache und die Stimmen, welche sich hierüber im In- und Auslande vernehmen lassen, gegen einander abwägen.

Der in Ihren Blättern [2] enthaltene Aufsatz schildert in kurzen, aber treffenden Zügen den Krankhaften Zustand der

[1] Nam nequidquam ad rationem provocat, qui asserta ea ex legitimis principiis, naturaeque rerum congruentibus, demonstrare nequit. — Quippe cum utique veritas et rectitudo conceptuum et propositionum cum rebus ipsis, quae per istas experimendae sunt consistat. Pufendorf.

[2] Zeitschrift Nr. 64—67.

Digitized by Google

Gesellschaft, den Charakter der Extreme ihrer Stimmführer, die Verbranchtheit des Geselligkeitssinnes (le ressort social usé) und die Unbehaglichkeit im Leben der Völker (l'ennui social), und findet den Grund des Uebels in dem Streben nach Gestaltung der Formen auf Kosten der Innerlichkeit; er beleuchtet mit kritischen Andeutungen die zwei Hauptrichtungen der Staatswissenschaft, die rationelle und die rechtliche, fügt bei der letzteren insbesondere die Irrthümer des historischen Rechtsprincipes und die Unzulänglichkeit des theoretischen Rechtsprincipes, und gehet dann auf die Durchführung des Grundsatzes über, daß das innere Leben des Staates dem Moralprincipe weit näher verwandt sey, als dem Rechtsprincipe, und daß das Seelenleben des Staates neu bethätigt werden müsse, um aus der Gesellschaft jenen Zustand der Unbehaglichkeit zu verbannen, der zuletzt auch alle edleren Gefühle ertödtet.

Schon beginnen, wie weiter bemerkt wird, selbst die Anhänger des Rechtsprincipes den überwiegenden Einfluß der ethischen Potenzen anzuerkennen, und einzugestehen, daß, wenn gleich das Recht im Staate schützend zur Gewalt hinzutreten müsse, dennoch dasselbe, damit dessen Buchstabe nicht tödte, durch eine sittliche Politik, durch die Religion der Liebe verklärt, auf eine höhere Stufe erhoben werden sollte. — Dieser Aufsatz schließt endlich mit der Bemerkung, daß die Theorie der Staatswissenschaft selbst sich eine neue Bahn brechen müsse, und leitet endlich die Anerkennung der gelehrten Welt auf ein im vorigen Jahre erschienenes Werk eines ungenannten Staatsmannes: Versuch, die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen, welches dazu bestimmt zu seyn scheine, Epoche in der Wissenschaft zu machen.

Von entgegengesetzten Ansichten geht Pölitz in der Recension dieses Werkes aus [1]. Der Ansicht des Verfassers dieses Werkes, daß der Staat nichts anderes sey, als eine aus der Natur des Menschen hervorgegangene, zur Erreichung des Menschheitszweckes bestimmte, und durch die Vermehrung des Menschengeschlechtes im Großen ausgebildete Gemeinde von Familien; daß der Zweck dieser Familiengemeinde kein anderer seyn könne, als der Zweck einer jeden einzelnen Familie, eines jeden Mitgliedes derselben, eines jeden Menschen, als vernünftigen Wesens: Wohlseyn im höheren Sinne, und daß folglich der Menschheitszweck auch Staatszweck sey; stellt Pölitz seine eigene Ansicht dahin entgegen, daß der Zweck des Staates die Herrschaft des Rechts unter der Bedingung des rechtlich gestalteten Zwanges, Beförderung der Wohlfahrt und Glückseligkeit dagegen eigene Sache der Staatsbürger sey, wobei der Staat nichts weiter zu thun habe, als die in den Einrichtungen des Staates liegenden Hemmnisse der Glückseligkeit zu beseitigen, dann daß alle Zwecke des Staates im Nothfalle erzwungen werden müssen, die Glückseligkeit aber kein Zwangsrecht, sondern eine Selbstpflicht sey, und findet es daher sonderbar, daß jene Reliquien aus der Epoche des Eudämonismus noch immer sich erhalten haben.

So sehr bei dem ersten Anblicke diese beiden Ansichten im schroffen Gegensatze gegen einander zu stehen scheinen, so offenbar zeigt sich die Macht der Wahrheit, welche sich unter Widersprüchen aller Art die Bahn bricht, und oft die widersprechendsten Ansichten mit einander ausgleicht, in einem späteren in die kritischen Jahrbücher eingerückten Aufsatze [1], dessen merkwürdige Bekenntnisse die eben angedeutete Ansicht des Herausgebers dieser Jahrbücher am treffendsten widerlegen, und beinahe auf die Vermuthung führen, daß man in Norddeutschland wie in Süddeutschland die Ueberzeugung zu gewinnen anfange, daß jenes von dem ungenannten Staatsmanne in dem obgedachten Versuche aufgestellte Princip das geeignetste sey, um die Staatswissenschaft auf eine unwandelbare Grundlage festzustellen und die krankhaften Zuckungen unseres Zeitalters auf den normalen Zustand eines gesunden, kräftigen, der Menschenwürde angemessenen Fortschreitens zu den wahren Zielpunkten der Menschheit zurückzuführen.

Es wird vor Allem in diesem Aufsatze bemerkt, daß niemals ein Irrthum verderblicher wirke, als wenn ihm eine Wahrheit beigemischt ist: »daß die Religion Gewissenssache ist, welche von der äußeren Macht schlechterdings nicht beeinträchtiget werden darf, sey ein Grundsatz, von dem bloß ein Menschenfeind auch nur eine Sylbe in Zweifel ziehen könne. Allein wie dinge es mit dieser heiligen Wahrheit zusammen, daß es den Staaten gleichgültig seyn solle, ob ihre Glieder Religion hätten oder nicht? Mit welchem Rechte konnte man die Toleranzprediger als Helden jener Wahrheit preisen, da sie doch im Grunde nichts Anderes lehrten, als daß es das Beste sey, gar keine Religion zu haben? Nur mit frecher Stirne konnten die starken Geister der französischen Revolution behaupten, daß die Religion keinen Platz in der bürgerlichen Ordnung habe, dem Staate gleichgültig sey; konnte das französische Volk durch seinen Nationalkonvent im Herbste des Jahres 1793 verordnen, daß im öffentlichen Unterrichte von Gott und Religion keine Rede mehr seyn solle [2].

[1] S. Pölitz in seiner kritischen Uebersicht II. Bd. S. 146 u. f. 1835.

[1] S. das Augustheft 1836 der kr. Jahrbücher.

[2] Während Plato in der Religion die Grundfeste der menschlichen und den Schirm aller Obrigkeit erkennt. »Religio humanae societatis fundamentum est magistratus propugnaculum;« Aristoteles behauptet: In omni republica primum est curatio rerum divina-

Digitized by Google

Indessen, man wollte im öffentlichen Leben einmal von Religion und Kirche nichts mehr hören; man wollte ein Völkerleben ohne Religion und Kirche. — „Die Kirche, vom Leben der Völker ausgeschlossen, und das Völkerleben von der Kirche ausgeschlossen, gestalten sich beide auf eine gleich klägliche Art.“ (S. 97 und 98.)

»Bisher,« fährt der geistreiche Verfasser dieses Aufsatzes fort; »hat sich das Staatsleben bloß äußerlich und formell, ohne innern Zusammenhang mit dem Volksleben gestaltet. Nicht innere Anhänglichkeit und Vaterlandsliebe, sondern lediglich politische Klugheit und äußere Macht sollten die Stützen der Staaten seyn. Das hieße aber das Staatsgebäude auf dem Sande bauen [1].

„Man erkennt es als ausgemachte Wahrheit an, „daß ein festes Staatsgebäude allein auf Religion und Vaterlandsliebe gegründet werden könne.“ [2].

„Zur Gründung eines festen Staatsgebäudes sind zwei Dinge wesentlich erforderlich; einmal: daß der Staat im Großen darstelle, was das Familienleben im Kleinen ist, und zweitens: daß die Gesetze des Staates auf ihrer Stufe wie die Gesetze der Religion heilig seyen. — Um das Staatsleben zu einem großen Familienleben zu machen, müssen die Fürsten in demselben innigen Verhältnisse zu ihren Unterthanen stehen, wie die Familienväter zu den Ihrigen, oder mit andern Worten, die Fürsten müssen mit dem Volksleben in lebendiger Verbindung seyn, das Ideal desselben in sich tragen und darstellen“ (S. 123 u. 124) [3].

„Ein Hauptunterschied zwischen der alten Welt und der christlichen liegt darin, daß sich im Alterthume Alles innerhalb der engen Gränzen des Volksthümlichen bewegte, wogegen das Christenthum das Volksleben nach altbürgerlichen Ansichten gestaltete. Man irrt indessen sehr, wenn man meint, nach der christlichen Weltansicht die Entwickelung des Volksthümlichen geringschätzen zu dürfen. Nur indem man der die menschliche Natur in ihrem innersten Wesen durchdringenden und dieselbe nach allen Seiten ausbildenden christlichen Religion einen flachen und inhaltsleeren Deismus unterschob, konnte man derselben einen so sterilen Kosmopolitismus beilegen.“ (S. 128.)

„Das europäische Völkerleben ist zwar ein in vieler Hinsicht verdorbenes;“ der Kern desselben ist aber gleichwohl noch gesund, und wir hegen, im Vertrauen darauf, für die Zukunft die beste Hoffnung, wobei wir nicht unterlassen können, mit einem Worte auf die Wichtigkeit unserer Epoche für die Menschheit überhaupt aufmerksam zu machen. Die europäische Bildung ist, wie die Geschichte deutlich zeigt, zur Norm für die Bildung der Menschheit bestimmt, und daraus folgt, daß die neue Gestaltung des europäischen Völkerlebens einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes überhaupt ausüben werde.“ (S. 129 und 130.)

„Die größte Veränderung ist in der neuesten Zeit in der Wissenschaft vorgegangen. — Die Wissenschaft ist nicht mehr allein ein Wissen, sondern fängt an, mit dem Leben und der Wirklichkeit in eine befreundete Verbindung zu treten. Sie hat bereits das Gebiet des Abstracten verlassen, und strebt nach einem Concreten, Positiven hin.“ (S. 107.)

„Will man den Menschen bessern, so muß zuvor der göttliche Funke in seiner Brust geweckt werden, alsdann erhält der Mensch innere Liebe zum Guten.“ (S. 115.)

(Fortsetzung folgt.)

---

rum; Cicero anführt: Pietate adversus Deum sublata, fides etiam et societas humani generis et non excellentissima virtus, justitia tollatur, necesse est; — ist es wirklich demüthigend, eine ganze Nation (?) der französischen National Konvent im achtzehnten Jahrhunderte ein Bekenntniß ablegen zu hören, welches die heranwachsende Generation der festesten Stütze im Unglücke, des reichsten Segens im Glücke, der allbeglückenden Religion berauben soll.

1 Schon Plutarch hält diesen Grundsatz in den Worten aufrecht: Facilius urbem condi sine solo puto, quam opinione de Diis penitus sublata civitatem coire aut constare.

2 Menschen, die in einem Staate leben wollen, müssen vor Allem glauben, daß es einen Gott gebe, sagt Zaleucus am Eingange seiner Gesetze. — Wie die Blume sich über das gemeine Kraut erhebt, indem sie sich zur Sonne wendet, so schwinget sich der Mensch über die Thiere, indem er Gott bekennt und verehrt. Man kann ohne Religion die äußerlichen Pflichten einer sittlichen Gesellschaft erfüllen, aber auf keine Weise das innere Wesen derselben befördern. Erst wenn die Staaten in jegend einem Zeitraume zu bloßen Assekuranz-Compagnien herabgesunken sind, kann man sich einen Staat von Gottesläugnern vorstellen. — Siehe Schön's Staatswissenschaft. Breslau, 1831. S. 267.

3 Der Mensch ist nun einmal ein Mixtum compositum, welches mit göttlichen Fäden an die Wirklichkeit, an die menschliche Gesellschaft im Staate gebunden ist. Wer bei dem Aufbaue der Staatswissenschaft dieses Mixtum compositum mißachtet, dem fehlet es an echten Bausteinen zu einer soliden Grundlage des Staatsgebäudes. Er bauet Schlösser in die Luft, und es bedarf nicht einmal eines Sturmes, es genügt ein Hauch der Zeit, um solche Luftschlösser zu zerstäuben.

Literarische Aphorisme.

Es ist ein wahres Wort, „daß der Prophet bei den Seinen nicht gelte.“ Aber das sollte Niemanden eitel, kleinmüthig oder gleichgültig machen, — vielmehr Jeden bewegen, bei den Seinen so zu wirken und zu leben, daß sie ihn zu schätzen, zu achten sich genöthigt sehen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

74. Mittwoch, den 14. September **1836.**

Duftkörner, aus persischen Dichtern gesammelt von Hammer-Purgstall. Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandlung. 1836. 191 S. gr. 8.

Es bleibt ein unschätzbares Verdienst, Jenen, die nach wahrer innerer Förderniß dürsten, Quellen echten Lebens und Heiles aufzuschließen, — der Dichter- und Schriftstellerwelt aber, die sich in Europa in ein immer verworrenes Gemurmel aufzulösen droht, wo Jeder nur sich und die Nächsten hört, in dem, was weise Poeten lange vor uns und fern von uns in's Leben riefen, einen Spiegel vorzuhalten; einem solchen Bestreben widmete Baron Hammer-Purgstall seit Jahren eine merkwürdige Thätigkeit, wie denn auch die vorliegenden Bögen daraus hervorgingen.

Man könnte sie eben sowohl »Fruchtkörner« überschreiben, als Duftkörner, wenn man sich den Werth ihres Inhaltes vergegenwärtiget. Denn wie die Perser unter den Völkern des Orients, wenigstens was den Kreis des lebendigen Menschenverkehrs betrifft, unstreitig das intelligenteste sind, und ihre Dichter den größten Schatz an frischer Lebensweisheit bieten, so finden wir auch in dieser Sammlung ein bedeutendes Vorwalten des Gehaltes vor dem Spiele, — selbst da, wo der Gegenstand mehr zu letzterem einladet, als zur Entfaltung geistiger Kräfte; z. B. in den enkomiastischen, in den schenkenhaften und in den erotischen Gedichten. Im Oriente betrachtete man nun einmal, in jener Blütenzeit, Poesie und Gehalt als Eins und untrennbar; Dichter, Seher, Weiser, Arzt vereinigte sich in Einem bedeutenden Individuum, — und es entstanden Producte, an denen der Leser durchaus die Sphäre seiner intellectuellen und gemüthlichen Kräfte erweitern lernt. Man weiß, daß bei uns ein ganz anderes Symbolum gilt: Der Gehalt wird oft genug, unter dem Bauntitel »Reflexion,« aus dem Bezirke der Dichterwelt verwiesen, während ein Geländel mit der Gegenwart, ein Geseufz über die verlorne oder verpfuschte Vergangenheit, ein hohles Sehnen nach einer unbekannten Zukunft, ein kindisches Träumen in erfundenen Mährchenwelten sich uns als wahre Poesie ankündigt, während unser Inneres leer bleibt. Wenden wir uns denn lieber wieder dem Osten zu, um nicht für klagesüchtig zu gelten!

Da wir nun zu diesem Behufe das vorliegende Buch aufschlagen, begegnet uns die eigenthümliche Erscheinung, daß wir einen geistreichen Mann aus unserem Vaterlande dergestalt durch jahrelangen, liebevollen Umgang in den Orient eingelebt finden, daß er es wagen darf, was ihm selbst entsproß (in der Abtheilung: Die Beschließerin) mit den Erzeugnissen jener Zone völlig zu verschmelzen, wie auch die einzelnen Schönheiten verschiedener Dichter mit einander zu verbinden, kleinere Ganze daraus zu formen, Stelle mit Stelle zu parallelisiren, eine durch die andere zu deuten, zu erläutern, anzukündigen, abzuschließen. Ein solches Verfahren, wofür sich europäische Dichter höchlich bedanken würden, ist bei östlichen nicht nur ausführbar, sondern in der That lobens- und dankenswerth. Die Werke dieser Dichter gleichen, wie sie selbst so oft sagen, Perlenreihen, — die zwar manchmal durch den durchschimmernden Faden lose verbunden (manchmal sogar das nicht), selten geordnet, nur durch den Werth der einzelnen Stücke ansprechen wollen. Da nun dieser unmöglich durchgehends gleich seyn kann, da ferner jene Dichter sich in keinem gemeinschaftlichen Cirkel öfters wiederkehrender Anschauungen, Bilder, Erlebnisse und Begriffe bewegen, wo denn einer den andern häufig erwiedert, glossirt, ergänzt, — so ist es wünschenswerth, daß Manches, was zusammengehört, zusammengetragen, Unbedeutendes ausgeschieden, Unverbundenes nach unserer Art und unserem Bedürfnisse verknüpft, Formloses gestaltet und Halbes vollendet werde. Und das war die Intention des Herrn Verf's. bei vorliegender Arbeit; wobei wir anerkennen, daß gar manches kleine Ganze, welches wir nun erst als Gedicht im europäischen Sinne ansprechen, auf diesem Wege zur Erscheinung kam. Es war, wie Homunculus, zuvor in seinen Elementen präparirt, und konnte nur nicht entstehen, bis ihm der Geist der Ordnung und Einigung Gestalt und Leben gab.

Das Buch ist nach den Haupt-Elementen orientalischer, zumal persischer Poesie geordnet. Löblich und billig eröffnet der Preis des Höchsten die Pforte der Gesangeshallen. Jene unbedingte Ergebung, jener große, reine, das Mark ihres Daseyns durchdringende Begriff von der Geistigkeit, Liebe und Allmacht des Ewigen, den wir so gern an den Dichtern

Digitized by Google

des Orients bewundern, tritt uns auch hier entgegen; wir glauben über der Pforte das alte Wort zu lesen: Introite! nam et hic Dii sunt. Allmächtig, Allgewaltend, Allwohlwollend, Allvorsichtig, Allerbarmend, Allzupreisend, Allbestimmend, — sind die sieben Typen, in denen hier Gottes Herrlichkeit, in Bezug auf den Menschen, in einer sehr anregenden Folge, zu erbaulicher Betrachtung, dargestellt wird. Wie die Allmacht diejenige der göttlichen Eigenschaften ist, welche dem sinnlichen Bedürfnisse des Kindes wie kindlicher Völker zuerst und vor Allem sich offenbaret, so bleibt jene Erkenntniß und daraus fließende Ergebung, womit das Gedicht unter dem Epitheton »des Allbestimmenden« schließt, das Höchste und Letzte, wozu der Weise und Gute endlich gelangt:

Ich füge mich in deinen ew'gen Willen,
In deiner Weisheit unverrückten Plan;
Ich bet' in lauten Hymnen, und in stillen
Gefühlen deine ew'ge Fügung an. (S. 6.)

Das Beiwort »allvorsichtig« hätte vielleicht mit einiger Kühnheit in »allvorschauend« verwandelt werden dürfen; damit sich nicht der an das »vorsichtig« durch den Sprachgebrauch geknüpfte Begriff von schlauer Wahrnehmung bevorstehender Hindernisse anthropomorphistisch einschleiche. — Das Lob der Herrscher folgt dem des Höchsten, und da wir einmal in eine panegyrische Stimmung versetzt sind, reiht sich der Preis anderer Geschöpfe, denen besonders der Orientale dankbar zu seyn hat, wie: des Pferdes, ja selbst lebloser Dinge, denen erst Menschenkraft Werth verleiht, wie: des Schwertes, unerschöpflich an. Man weiß, wie sich jene Poeten in diesen Gefilden ergehen; man wird sich aber unseres Ausdruckes über die Intelligenz der Perser erinnern, wenn man auch aus den vorliegenden Auszügen gewahrt, wie sie, mitten im Strudel der Lobeserhebungen, den Pharus des geistig Großen nie aus den Augen verlieren, ja wie sie manchmal das Lob auf seine Weise zur Lehre, ja selbst zur Warnung zu machen wissen. Uebrigens kann nicht geläugnet werden, daß diese Dichtart, wie der selbstständige denkende Westländer ihr nie viel abgewinnen wird, Alles in sich schließt, was an der östlichen Bildung hemmend, unlieblich, geschmacklos, übertrieben, ja verderblich erscheint; und wir möchten ihr kaum so viel zur Entschuldigung gönnen, als Goethe (Bd. 6) vorbeiegt. Wie in Enveri's Lebenslauf, so in unserer Sammlung, schließt sich, gleichsam nach polaren Gesetzen, der Enkomiastik die Satyre an. Sie hat sich einen Arzt (meerkrüdiger Weise auch in Europa ihr Lieblingsgegenstand) und einen Filz zum Stichblatte gewählt; den ersteren läßt sie mit Humor durch, im Ganzen wirelt sie mehr, als daß sie schlagend teäse. Tiefer bewegen uns die nun folgenden elegischen Gedichte; und ganz zu Hause fühlen wir uns erst wieder im fünften Buche: »des Rathes und der Weisheit.« Hier tönen uns Saadi's praetische, Nisami's sittliche, Dschami's gemüthliche, Semsji's tiefe, religiöse Lebensworte entgegen; hier bewährt sich des Bearbeiters Methode, aus gnomischen Einzelnheiten ein wohlgedachtes, gegliedertes, gerundetes Gedicht zu bilden, wie folgendes:

Wie viel ein Blick des Glücks verändert,
Geliebter Freund! das weißt du wohl;
Du weißt, im glücklichen Arabien
Schafft Sonnenblick den Karniol:

Ein Blick des Glücks verwandelt Herzen
Aus weichem Fleische oft in Stein,
Macht aus Rubinen Karniole,
Und gräbt die Selbstsucht tief hinein.

Ein Blick der Liebe macht den Kiesel
Zum feuerstrahlenden Rubin,
Und weckt Geister aus dem Schutte
Des Leib's, der lieget im Ruin. (S. 73.)

Nur Rücksicht auf den Raum hält uns ab, aus dieser Abtheilung, uns und den Lesern zum Frommen, Mehreres auszuziehen; und so mag Folgendes genügen:

Auch dieses wird vorübergehen,
Sey's Gram, sey's Lust:
Wer kam, der nicht vorübergehen
Zuletzt gemußt?
D'rum tröste dich in allen Wehen,
Gib dich zur Ruh':
Wenn jene nicht vorübergehen,
So gehest du. (S. 115.)

In diesem und den folgenden Büchern ist auch eine besondere Bequemlichkeit des Verses fühlbar, welche bei strengen Uebersetzungen nicht immer zu erzielen war, und doch, besonders wo uns Klänge nach Lieder-Weise anhauchen sollen, so wohl thut. So ist es mit den nun folgenden Schenkengedichten, die einen bacchischen Tanzschritt hüpfen; so mit den Versen der Liebe, die beruhigter, nachdem jene ausgetobt, in schwellender Anmuth fließen. Hier gilt es nun, was von den köstlichen Rosen gesagt ist: »Aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird manche Rose, Narcisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Alt und Jung gerne üben und ergötzen.« (Goethe, Bd. 46.) Traueriger würde uns der letzte Cyclus des Buches stimmen, welcher mehr dem Bearbeiter angehört, und, in der Art, wie die treffliche erste Elegie des Cornel. Gallus, Klagen, Betrachtungen und Gefühle an einander reiht, wie für das Gewahrwerden des Alterns in einem an geistige Wirksamkeit gewöhnten Manne wohl hervorzurufen geeignet ist. — wenn wir nicht alsbald bemerkten, daß es hier mehr um Spiel, als um Ernst sich handelt, daß der Dichter sich unter Dichtern poetisch ergeht und Typen für eine elegische Lebens-

Digitized by Google

Epoche sammelt, — und wenn nicht Nro das vorliegende Buch selbst ein Beweis der jugendlichen Rührigkeit und ungeschwächten Geisteskraft des Verf's. wäre. Möge sie ihm der Genius noch lange gewähren!

Mit diesem Wunsche scheiden wir von dem Buche, und dem wir uns noch schließlich ein geistreiches Wort zur Anregung vor Augen halten wollen:

Abgrund des Sinn's sey noch so tief,
So bebe du doch nicht zurücke;
Wo nie vordem die Straße lief,
Schlägt das Symbol sogleich die Brücke. (S. 91.)

Das Buch, glänzend ausgestattet, ist dem Dichter »Morgenländischer Sagen« und des »Colombo,« Herrn Ludwig August Frankl, gewidmet.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Sendschreiben eines Lesers der österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde an ihren Herausgeber über die Blicke in den Geist der Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

(Fortsetzung.)

Es gereicht in der That dem Herrn Geheimenrathe Pölitz zur Ehre, daß er diesen Aufsatz eines seiner Mitarbeiter, welcher seine eigenen erst vor Kurzem geäußerten Ansichten so schlagend widerlegt, selbst ohne irgend eine kritische Gegenbemerkung in seine Zeitschrift aufgenommen hat; allein ich verwundere mich hierüber um so weniger, als derselbe seine Unbefangenheit schon früher bei der oben angedeuteten Recension des gedachten Versuches über die Staatswissenschaft beurkundet hat, indem er, ungeachtet der Verschiedenheit seiner stets ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze von jenen des ungenannten Staatsmannes, demselben die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er eine sehr wohlwollende und menschenfreundliche Gesinnung, eine hohe Wärme für Recht und Wohlsahrt in der bürgerlichen Gesellschaft darlegt und sehr oft den practischen Staatsmann ankündiget, der Welt und Menschen kennt, daß er ihm in seinen Ansichten über das menschliche Vorwärtsschreiten in den Reformen als Collegen die Hand reiche, und daß als Ergebniß der Lectüre dieses Werkes sich zuvörderst die reine und edle Gesinnung des Verfassers herausstelle, weßhalb dasselbe vielfach nützen könne.

Unter den Zeichen eines heranwahenden besseren Zeit kann ich nun vor Allem nicht umhin, als eines der erfreulichsten die Wahrnehmung der Urbanität zu erkennen, mit welcher die Koryphäen unserer deutschen Literatur sich selbst in den entgegengesetztesten Ansichten und Grundsätzen begegnen, und der besonnenen Unbefangenheit, mit welcher im Gefühle der Fehlbarkeit des menschlichen Geistes selbst die entgegenstrebendsten Aeußerungen aufgenommen werden. — Wenn die vorzüglichsten Stimmführer der Wissenschaft, von so mildem menschenfreundlichen Geiste belebt, einander in ihren Forschungen begegnen und die Hände reichen, dann wird zuvörderst in der Republik der Gelehrten, in welcher bis jetzt die höchste Verwirrung und Anarchie herrschte, der Friede glücklich hergestellt, und unter dem friedlichen Austausche der Ideen im Reiche der Wahrheit mehr erobert werden, als unter den Faustkämpfen ungezogener Stubengelehrter, unter den Pfeilen flacher Witzlinge und den Sommerfäuhchen-Spaltungen zedantischer Recensenten; und der Triumph des Princips der Liebe, als dessen treuer Anhänger und Verkündiger im Gebiete der Staatswissenschaft, der ungenannte Staatsmann aufgetreten ist, wird sich um so balder auf das gesammte practische Staatsleben verbreiten, als seine Theorie auf alle Fälle liebenswürdiger und beglückender erscheinen dürfte, als die in Strömen von Blut, von Gräuelscenen und Ungerechtigkeiten erprobten Theorien der Encyklopädisten [1] und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts [2].

Sollte nun Herr Geheimerath Pölitz wirklich die später von einem Mitarbeiter in seine Zeitschrift eingerückten Ansichten theilen, dann wäre die Streitsrage zwischen ihm und dem ungenannten Staatsmanne in der Hauptsache von selbst entschieden. Sollte er aber auch diesen Ansichten noch immer nicht beistimmen, selbst dann scheint mir die Differenz in ihren Meinungen nicht so groß zu seyn, wie man bei dem ersten Anblicke glauben sollte.

Es ist in der That eine große, jedes edlere menschliche Gefühl im hohen Grade ergreifende Idee, welche Pö-

---

1 Ihr Real-Lexicon, von dem sie den Namen hatten, welches alle Wissenschaften und Künste behandelte, frogte von Spott und empörendem Hohne gegen die heiligsten Garantien irdischer und ewiger Wohlfahrt — den Staat und die Religion. Sie, die Toleranz predigten, erschöpften sich in pöbelhafter Gemeinheit und leidenschaftlicher Wuth gegen Alle, die es wagten, anders als sie zu denken. — Sie, die Gerechtigkeit auf der Zunge hatten, führten Krieg im Herzen, theilten Ruhm und Tadel nach einseitigem Parteigeiste aus, raubten verdiente und schuf usurpirte Reputationen, und entwehrten die Wissenschaft, die sie zum Werkzeuge gebrauchten, um eine Masse — von den Banden der Religion und der Geselligkeit losgerissen — um ihren Brüdern das traurige Loos des geoderten Lebensglückes zu bereiten.

2 Voltaire, d'Alembert und Diderot triumphirten in jener verdammten Zeit — und nur ihre Anhänger gelten für Philosophen — die, prüft man genau die Tendenz ihrer Schriften, nichts Anderes waren als Männer, denen es an glänzenden Talenten aller Art nicht fehlte, die aber leider ihre Bestimmung darein setzten, das Heiligste zu entwerthen und das Unverletzliche zu gerstören; — mit je heftigerer Leidenschaft und niedrigeren Mitteln dieß geschah, je roher die Waffen, desto höher stieg der Ruhm. — Die letzten vier Jahrzehende des achtzehnten Jahrhunderttes wußten leider diese verachtlichen Philosophen (?) Frankreichs Gränzen überschreiten und in der damaligen Nachahmungssucht der bedächtigen Deutschen Nachahmer und Bekenner finden lassen!

Digitized by Google

lich in seinen Werken so trefflich durchführt, die Idee nämlich: die Würde der Menschheit auf einen Standpunct emporzuheben, auf welchem die Herrschaft des Rechts über den ganzen Erdboden verbreitet wäre. — Der unbekannte Staatsmann erkennet diese Wahrheit im vollen Maße an, denn auch im Geiste seines Princips steht es geschrieben:

»Trachtet zuerst nach dem Reiche der Gerechtigkeit, das »Uebrige wird euch dazu gegeben werden.« —

So weit ist er also mit dem Pölitzschen Principe vollkommen einverstanden, allein er geht nun noch um einen Schritt weiter und behauptet im Geiste des von ihm auf die Staatswissenschaft angewendeten Princips: »daß der Buchstabe tödte, wenn ihn nicht der Geist belebt.«

Die Gerechtigkeit ist etwas Geistiges, nicht Materielles. Möge auch in dem Buchstaben des Gesetzes die Herrschaft des Rechtes oben an stehen, und in allen im Geiste solonischer Weisheit verfaßten Gesetzbüchern des Staates dieses Princip mit goldenen Buchstaben gezeichnet seyn, so wird doch das Recht ein bloßes Phantom bleiben, ein gespenstiger Schein ohne Leben und Realität, wenn kein höheres, ethisches Princip die Ausführung der Gesetze im Staate belebet. Wenn die Rechtskundige und die Richter Menschen ohne Treue und Glauben, gewissenlose Sclaven der Machthaber, Egoisten und blinde Anhänger der Götzen des Tages sind, die man sich als Organe der sogenannten öffentlichen Meinung vorstellt, dann wird das weiseste Gesetz verstümmelt, das offenbarste Recht verdreht, der heiligste Ausspruch der Menschheit mit Füßen getreten werden, die Treue und Unschuld in Kerkern schmachten, und das Verbrechen hohnlachend in Pallästen thronen. — Das Gerechtigkeits-Princip steht, eine kalte Büste, die kein Hauch des erwärmenden Lebens durchdringt, in den weiten Hallen des Staatenlebens, und nur die Moral ist der Götterfunke, der die starre Gestalt zum thatenreichen Leben entzückt, und die nie welken Rosen der triumphirenden Humanität auf die bleichen Wangen des erzwungenen Gehorsams zaubert.

Die äußere Form, den taetgemäßen Schlag der Bewegungen im Staatenleben, regelt das Rechtsprincip mit metronomischer Gleichförmigkeit; allein das innere Leben des Volkes durchdringt es nicht und nur mit der göttlichen Moral im Vereine vermag sie der Aeolsharfe des Gemüthes eines religiös gebildeten Volkes den melodischen Accord zu entlocken.

Das innere Leben muß durchdringen, was der Hoffnungsblüthe des Menschenfreundes die reife Frucht der Glückseligkeit seiner Mitmenschen paaren soll. — Von Innen muß die allerfassende Stimme der Moral nach Außen dringen, soll der Baum der Herrschaft des Rechtes im Herzen des Volkes die einzig bleibende feste Wurzel schlagen.

Es muß also noch ein höheres ethisches Princip geben, welches die Herrschaft des Rechtes auf dem Erdboden begründet und in der Ausführung sichert, und dieses Princip ist nach der Ansicht des ungenannten Staatsmannes das ethische Princip der Liebe. —

Wenn ferner Pölitz behauptet, daß die Glückseligkeit kein Zwangsrecht, sondern eine Selbstpflicht sey, und daß der Staat nichts zu thun habe, als die in den Einrichtungen des Staates liegenden Hemmnisse der Glückseligkeit zu beseitigen, so stimmt ja auch in dieser Beziehung der ungenannte Staatsmann mit diesen Ansichten vollkommen überein. Auch er hat nirgends die Meinung geäußert, daß irgend Jemand im Staate gegen seinen Willen zur Glückseligkeit gezwungen werden soll. — Mit hoher Wärme für Recht und Wohlfahrt, für die Menschheit, die er, dem Drange seines edlen Herzens folgend, liebt, erhebt er sich gegen die Glückliche acher unserer Zeit, welche die Menschen ohne Liebe gewinnen wollen, und oft ganz gegen die Sitten, Gebräuche und sonstige theuere Angebinde der Wiege des Menschengeschlechtes die Wohlfahrt und Glückseligkeit der Staaten durch papierene Constitutionen zu erzwingen vermeinen, und über, sich etwa gegen derlei Glückseligkeits-Apparate verwahren wollte, mit Raub und Mord bedrohen; gegen diese Glückliche acher, welche derlei äußere Formen im Leben der Völker als Zweck des Staates erklären, welche im Nothfalle erzwungen werden müssen. — Diese unbenennen Ritter, die so gerne mit dem prunkenden Namen der Freunde der Menschenrechte die Blößen ihres engbrüstigen Zwangs-Systems verhüllen, sind es eben, gegen die unser Staatsmann die einfache aber zum sicheren Siege führende Fahne der wahren göttlichen Liebe schwingt, und es wäre schmichlich zu wünschen, daß sich die Geister erster Größe und mit ihnen Pölitz unter diesem ruhmvollen Banner der Menschenwürde sammeln, denn wahrlich, die Gesellschaft bedarf mehr Schutz gegen diese Freunde ihrer Rechte, als gegen alle Anfeindungen von Seite der Regierungen, die in den unbefangenen Gemüthern eines im Principe der Liebe auferzogenen Volkes das festeste Bollwerk und die kräftigste Constitution finden würden.

Der ungenannte Staatsmann ist nicht minder damit einverstanden, daß der Staat sich vielmehr darauf beschränken solle, die in den Einrichtungen des Staates liegenden Hemmnisse der Glückseligkeit zu beseitigen. Allein darin liegt eben die große Frage: welche Hemmnisse der Glückseligkeit als solche zu betrachten sind?

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

75. Sonnabend, den 17. September 1836.

Einiges über die venetianische Malerschule.

Mitgetheilt von Phil. v. Körber [1].

Der Saal des großen Rathes zu Venedig ist eines der herrlichsten Bauwerke älterer Zeit. Der Plafond desselben ist in große Abtheilungen getheilt, auf und in welchen man die herrlichsten Malereien findet. Diese Gemälde sind durchaus Werke der berühmtesten Meister, denen man in jenen Zeiten, wo die Kunst den höchsten Gipfel erreicht hatte, keinen schöneren und ehrenvolleren Platz anweisen konnte, als jenen in dem Versammlungsorte der geistreichsten und ausgezeichnetesten Männer Venedigs.

Der Grundsatz der venetianischen Schule war: die Natur treu zu copiren, und sie verband mit der trefflichsten Nachahmung derselben zugleich die sicherste, geschmackvollste Wahl des Colorits.

Domenichi war der erste Italiener, welcher in Oehl malte. Er hatte diese Kunst in Flandern gelernt. Sein Schicksal führte ihn nach Florenz, woselbst er den berühmten Andreas Castagna kennen lernte, und diesem vertraute er im Glauben auf dessen Freundschaft sein Geheimniß. Kaum wußte Castagna dasselbe, so ließ er den arglosen Domenichi heimlich ermorden, um sich die Erfindung einer Kunst anzueignen, die beinahe zu den ersten der Welt gehörte. Steebend wurde Domenichi in die Wohnung seines falschen Freundes gebracht, der ihm mit Thränen des Schmerzes überhäufte und ihn versicherte, das Geheimniß bis zu seinem eigenen Tode zu bewahren.

Giacomo Bellino war ein Schüler des Domenichi. Er hatte zwei Söhne, Gentile und Johann. Bellino's Ruhm wurde bald allgemein, und er erhielt einen Ruf nach Constantinopel vom Sultan Mahomed II. Diesem stellte er sich vor, indem er ihm zugleich ein Gemälde darbot, welches die Enthauptung Johannes zum Gegenstande hatte. Der Sultan bemerkte, daß die Haut des abgehauenen Kopfes nicht genug geaderzelt wäre, und, um den Künstler zu überweisen, rief er einen Sclaven herbei und hieb ihm mit eigener Hand den Kopf ab. Bellino erschrack über das Ungeheuer und entfloh mit erster Gelegenheit der Levante nach Italiens Fluren, um daselbst seine Kunst weiter auszubilden.

Titian ist der Fürst der venetianischen Malerschule; indeß war er oft der Geschichte untreu, und Wahrheit der Scene, Genauigkeit des Costüms und andere besondere Eigenheiten eines Gemäldes betrachtete er als Nebensachen. Er war einzig und allein der unübertrefflichste Nachahmer der Natur. — Müede Titian wie Raphael auch die Größe des Ausdrucks und der Formen eifriger studiert haben, so stände er auf einer weit höheren Stufe der Vollkommenheit. Doch, wenn wir auch nicht immer die Auswahl seiner Stücke für gelungen halten können, blühen seine Werke dennoch in erhabenem Schwunge, und er besaß die unendlich seltene und um desto werthvollere Kunst, neben dem sanften Schmelz der Farben und den gründlichen Theorie dieselben zusammenzustellen, seine Gemälde immer von der schönsten Seite dem Auge darzubieten, von jener Seite, wo der Pinsel seine Seele ausdrücken konnte. Titian hatte einen entschiedenen Geschmack, Frauen und Kinder zu malen.

Die Gemälde der Art sind die einfachsten und doch auf das zarteste ausgeführten Werke dieses Meisters. — Die Maler der florentinischen und römischen Schule copirten nach Plänen und Originalien, Titian arbeitete allein nach der Natur und dieß ist der Grund, daß er nebst dem richtigen Verhältnisse der verschiedenen Theile, auch die Meisterschaft in der zweckmäßigen, wohlgefälligen Farbenwahl erzang. Zugleich kannte er den Umstand, daß viele heerliche Naturpaetien auf dem Papiere mit noch so vieler Kunst dargestellt, doch einen ungünstigen Eindeuck auf den Beschauer machen, und half diesem Uebelstande nach langem unermüdeten Studium dadurch ab, daß er ein oder dem andeen teeu nachgeahmten Naturgegenstande einen Platz anwies, der ihn mit den übrigen umgebenden Objecten in die schönste Harmonie setzte.

Ueber den scharfen Ausdruck, den Titian seinen Gemälden verlieh, könnte man eher ein schiefes als gerechtes Urtheil fällen. Selten stehen die Tinten benuhar und abhängig für sich da, gewöhnlich verschwimmen sie wie die Farben des Regenbogens, und das geübteste Kennerauge ist nicht im

[1] Aus italienischen Briefen über Venedig.

Digitized by Google

Stande, die wahre Gränze der verschiedenen Farben aufzufinden. Diese Gewohnheit verlieh seinen Gemälden jenen weichen zarten Schmelz, den wir bewundern müssen und der mit der Natur in so schönem Einklange steht. Titians Landschaften gehören unter die seltensten Meisterwerke. Sie umfassen zwar wenige Gegenstände, doch diese gehören zu den vorzüglichsten und gewähltesten. Die Formen der Bäume, Stämme, Blätter und Aeste sind zart und weich, wie sie die Natur gibt. — Gerne wählte Titian Natur-Phänomene zu Gegenständen bildlicher Darstellung, welche durch ihre Einfachheit und durch ihren wahren kraftvollen Ausdruck angenehm überraschen.

Titian genoß in seinem Vaterlande besonderer Ehre und einen sehr bedeutenden Ruf. Die größten Männer seiner Zeit näherten sich bescheiden, ja man kann sagen ehrerbiethig seinem Tische und suchten seine Gesellschaft, die nicht nur durch gelehrte, sondern auch durch scherzhafte Unterhaltung gewürzt war.

Sein Charakter war Sanftmuth und Würde; selbst seine größten Nebenbuhler rechnete er im Stillen zu seinen Freunden, und sprach immer mit Mäßigung von seinen Neidern.

Er starb im 99sten Jahre seines Alters an der Pest, betrauert von Allen, die ihn kannten. Kaiser Carl V., der nach seinem eigenen Ausdrucke durch Titian dreimal die Unsterblichkeit erhielt, weil ihn dieser dreimal malte, und die andern Fürsten seines Zeitalters überhäuften ihn mit allen möglichen Ehren, Titeln und den werthvollsten Geschenken. Die Republik, deren Unterthan er war, betrachtete ihn als ihren höchsten Schatz und erhielt ihn auf eigene Kosten. Die Nachwelt steht noch jetzt überrascht versunken im Anblick seiner kraftvollen Gebilde.

Er wurde in der Carmelitenkirche beigesetzt und ein einfacher Leichenstein mit der Inschrift: »qui giace il gran Tiziano« bezeichnet den Ruheplatz seiner irdischen Hülle.

(Schluß folgt.)

Sendschreiben eines Lesers der österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde an ihren Herausgeber über die Blicke in den Geist der Zeit und die Bedürfnisse der Zukunft.

(Schluß.)

Wenn die großen Massen des Volkes in Wildheit, Rohheit und Unwissenheit aufwachsen, ohne die öffentlichen Schulen und Religions-Anstalten zu besuchen, wenn es gestattet ist, Religion und Sittlichkeit zu verhöhnen, in so fern nur keine äußerliche Rechtsverletzung eintritt, wenn die Preßfreiheit ungescheut ihr Haupt erheben darf, um die Ruhe des Staates zu gefährden, die Religiosität und Sittlichkeit kommender Geschlechter zu vergiften, und die Ehre und das Glück ganzer Familien zu morden, in so fern nur eine nach staatsrechtlichen Formen gemodelte, wenn gleich selbst von Parteigeist beseelte Jury nichts Rechtswidriges darin findet, dann hat freilich nach dem starren Rechtsprincipe der Staat kein Recht, sich weiter einzumengen. Allein nach dem höheren ethischen Principe, dem der ungenannte Staatsmann huldiget, ist es nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht des Staates, für die Verbreitung der Religiosität, Sittlichkeit, Aufklärung und Bildung der Nation, für die Handhabung der öffentlichen Ruhe der Familien und für gemeinnützige Anstalten zu sorgen, den Gefahren der Preßfreiheit zuvorzukommen, und nöthigen Falls die Beseitigung dieser Hemmnisse der allgemeinen Wohlfahrt zu erzwingen.

Es ist auch noch sehr in die Frage gestellt, und die Geschichte der Zukunft wird richten, in welchen Staaten zu unserer Zeit die Herrschaft des Rechtes überwiegend war: ob in solchen, in welchen bloß äußere Rechtsformen den Schein des Rechtes beschützten, oder in solchen, deren Regierungen auch die Innerlichkeit im Leben des Volkes beachtet, und im Geiste der Liebe, deren Princip der ungenannte Staatsmann allgemein auf die Staatswissenschaft anzuwenden strebt, Gesetze ertheilt und ausgeführt haben.

Ich für meinen Theil würde die Herrschaft des Rechtes weit sicherer bei einem religiösen und sittlichen Volke, als bei einem irreligiösen und unsittlichen Volke, dessen Regierung sich um derlei Nebensachen, um solche Reliquien des Eudämonismus, in so fern nur die äußere Form des Rechtes gehandhabt wird, nicht bekümmert, zu finden glauben. — Ich lege mit viel größerer Beruhigung meine heiligsten Interessen und das Schicksal all meiner Tage in die Hände einer Regierung, die das Princip der ethischen Liebe leitet, als in die eiserne Hand des allerzwingenden Rechtes.

Möchten indessen — dieß ist mein eifrigster Wunsch — zwei Zeitschriften, wie die Ihrige und jene des Herrn Geheimenrathes Pölitz ist, fortfahren, im Geiste einer unparteiischen und ruhigen Forschung den Gang der Geschichte unserer Zeit, der Philosophie und Staatenkunde auszubeuten, und ihr gemeinnütziges Streben im deutschen Vaterlande theilnehmenden Wiederklang finden, so werden ihre Arbeiten mit reichen Früchten, und ihre edlen Bestrebungen mit dem vollen Danke der beglückten deutschen Brüder glänzend belohnt. — Denn so viel scheint am Tage zu seyn: »Wir stehen an der Schwelle einer neuen Aera der Geschichte.«

Die alten Theorien des achtzehnten Jahrhunderts werden allmählig abgenützt und verbraucht. — Sie haben ihr Daseyn zum Theile Mißgriffen noch früherer

Digitized by Google

Jahrhunderte, zum Theile überspannten Begriffen und Ideen im Gebiete der Staatswissenschaft zu danken, welche, indem sie jenen Mißgriffen entgegen zu arbeiten meinten, bei dem damals noch so unvollkommenen Zustande der Wissenschaft zu so manchen traurigen Verirrungen der Menschheit verleitet haben. Nicht minder tief eingreifende Mißbräuche ganz anderer Art sind am Schlusse des achtzehnten, und beim Anbeginne des neunzehnten Jahrhunderts von den Revolutionsmännern und ihren verblendeten Anhängern begangen worden[1]. Ernst und inhaltschwer entrollen sich die Annalen der Geschichte der untergegangenen Zeit. Der Verirrten Viele überschauen das Vollbrachte und finden, daß sie umsonst das Erwartete gesucht haben.

Beinahe allgemein regt sich das Bedürfniß und die Sehnsucht nach einem haltbaren Systeme der Staatswissenschaft. — Eine neue Theorie dieser Wissenschaft beginnt sich die Bahn zu brechen. Sie ist, wie Pölitz bereits selbst eingesteht, weder auf Schelling, noch auf Hegel, noch auf das sogenannte historische Recht begründet, sie versucht kein Amalgam des Christenthums mit irgend einem neu aufgetauchten philosophischen Systeme, sie beschränkt sich einzig und allein darauf, die Urphilosophie der reinsten Liebe aus der ursprünglichen des Christenthums zu ergründen, und auf die Staatswissenschaft anzuwenden, sie vermeidet jede theologische Streitfrage, und ist, wie die allgemein geschätzte italienische Zeitschrift: la Biblioteca italiana im 80. Bande, nachdem die Wahrheiten dieses Werkes bereits in Italien ein ausgebreitetes Publikum fanden, mit Grund bemerkt, frei von jeder religiösen Intoleranz: — Sie neigt sich nicht, wie Pölitz in seiner Recension meint, zur Theokratie hin. — Die Theokratie ist so wie die Aristokratie und Demokratie im Sinne der Geschichte nichts weiter, als eine politische Form. Die Theorie des ungenannten Staatsmannes bekämpft vielmehr mit siegreichen Waffen den Haupt-Irrwahn unserer Zeit, von dem sich selbst die gelehrtesten Männer nicht ganz frei machen können, daß irgend eine politische Regierungsform ohne Rücksicht auf Innerlichkeit des Wohllebens, als Ideal der Staatsweisheit betrachtet werden könne, — und seine Theorie ist wohl weit entfernt, die Theokratie der Dalai-Lama in Thibet, und der Kin-Rei in Japan als Muster anzupreisen. Ich habe in dieser Theorie keine leise Spur von den Ausartungen und Abirrungen des modernen Mysticismus[1], von Adam Müller'schen[2] oder Haller'schen[3] Fantasien entdeckt. Sie strebt nur nach dem reinsten ethischen Principe, und in dieser Beziehung stimmt auch der Aufsatz im Augustheffte der Politischen Zeitschrift genau damit überein, indem derselbe (S. 128) den Satz aufstellt, daß ein von einem ethischen Ideale durchdrungenes Nationalleben die nothwendige Bedingung der wahren Freiheit ist, welche nicht in einer schrankenlosen äußeren Willkühr, sondern, wie die neueste Philosophie dieselbe treffend definirt, in einer vollendeten Gestaltung der Inneren Persönlichkeit des Menschen besteht.

Wir wollen nun auch diese Theorie genau prüfen. Wir wollen sie nicht übereilt verwerfen. Wir wollen sie aber auch nicht blindlings adoptiren. Möchten sie jedoch die kritischen Journale des In- und Auslandes einer strengen Kritik unterwerfen. Ich glaube, in diesem Wunsche selbst den Absichten des gelehrten Verfassers zu begegnen, der in der Einleitung zu seinem Werke selbst erklärt hat, in keiner Beziehung nach schriftstellerischem Ruhme zu geizen, und bloß im Geiste des Principes der reinsten Menschenliebe, das in seine innigste Ueberzeugung von dessen Vortrefflichkeit übergegangen zu seyn scheint, in dem größtmöglichen Umfange seinen Zeitgenossen und Nachkommen nützlich zu werden. — Wer eine so edle und reine Absicht auf dem schönen Wege der einfachen göttlichen Wahrheit, ohne kleinliche Kunstgriffe und Hilfs-Hypothesen glänzend, gleich dem ungenannten Staatsmanne, erreicht, der verdient von Allen, zu deren Wohl er offenbar beigetragen, vorzüglich aber von den ehrwürdigen Coryphäen im Fache, von den großen Staatslehrern Deutschlands, daß sie auf dem vom Verfasser betretenen Wege der Mäßigung jene Bemerkungen mittheilen, die bei Bearbeitung einer ferneren Auflage zweckdienlich seyn dürften.

Jedoch würde ich dem Verfasser keineswegs rathen, nach Andeutung der Politischen Recension dasjenige, was er über das Wesen des Menschen, über die Gesetze der Natur und über das Sittengesetz in sein Werk aufgenommen hat, und was Pölitz selbst interessant durchgeführt findet, bei einer zweiten Auflage hinwegzustreichen. — Denn gerade deßhalb sind die meisten früheren Theorien in der Anwendung auf das Staatsleben verunglückt, weil sie das Studium des Menschen, der Natur und des höchst en Sitten

---

1 Siehe die frühere Anmerkung. — Sehr richtig bemerkt Ancillon in seiner Abhandlung: »De la Souveraineté etc. Paris 1816« — da er von der französischen Revolution und ihren Folgen spricht: »Il devoit temps que les autres peuples de l'Europe, éclairés par ce terrible avertissement, rentrassent en eux-mêmes et reconnussent de leur propre sein le germe de tant de sanglantes erreurs qui y repose en secret.«

2 Siehe Friedr. v. Raumer's geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Leipzig. 1832. S. 186.

3 Siehe eben denselben a. a. O. S. 189.

1 Die St. Simonisten betraten eine verführerische Bahn, indem sie wahre, religiöse Ideen ihren überspannten und zuletzt doch nur einseitigsichtigen mystischen Theorien unterwarfen. — Daher auch ihr Anhang schnelle Flucht und noch schnellere Ebbe erlitt. — Eben so ging es und noch ärger den fantastischen Mystern in Deutschland und der Schweiz.

2 Siehe Friedr. v. Raumer's geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Leipzig. 1832. S. 186.

3 Siehe eben denselben a. a. O. S. 189.

Digitized by Google

gesetzes vernachlässigt, und Grundsätze der Staatsweisheit aufgestellt haben, die wohl für imaginäre Welten, aber nicht für die Wirklichkeit unseres sublunarischen Daseyns, für Menschen, wie sie nun einmal sind, passen, und aller Natürlichkeit widerstreben; weßhalb auch ihr höchst gefährlicher Einfluß, wie die Geschichte unserer Tage beweiset, die Menschen hier und da zur Tollheit und Raserei, zur Verworfenheit und Bestialität herabgewürdiget hat.

Dr. Herz.

Literarische Aphorismen.

Die sogenannte völlige Unparteilichkeit ist ein Wort ohne Begriff. Eklektiker ist Jeder nach seiner Art; selbst der Dogmatiker. Ganz unparteiisch aber ist nur der Unwissende. Auch führt gezwungene Objectivität zu nichts. Man muß das Beste kennen, und den Maßstab des Besten an das Uebrige anlegen. Was würde aus Winckelmann's Kunstgeschichte geworden seyn, wenn er die ägyptische Kunst der griechischen coordinirt hätte? Kein antiker Geschichtschreiber ist ganz unparteiisch, jeder ist, auf seine Weise, pragmatisch. Aber die modernen suchen selbst dem Erhabensten eine Schattenseite ab, um nur unparteiisch zu scheinen.

Die Natur will um ihrer selbst willen studiert seyn, und während sie sich dem liebevoll-scharfen Denker offenbart, reinigt sie, ungebeten, sein Gemüth und führt es allmälich von den gesondertsten Anfängen dem höchsten Realen, dem Ideale zu.

Die Discussion im Gebiete der höheren Physik, der Dialog, die Polemik verwirren. Das Object erscheint in unendlicher Verschiedenheit, die Abstraction ist so zart, daß sie kaum die Berührung des Wortes verträgt, und so Vieles ließe sich kaum proper genug aussprechen. Hier leisten Aphorismen, leise Hindeutungen, individuelle Ergebnisse, ahnende Versuche, bescheidene Anregungen — die fruchtbarsten Dienste.

Es ist in der That irrig, die Naturwissenschaften in eine Rangordnung zu bringen, und so etwa z. B. die Astronomie, wegen der Extension ihres Objectes obenan zu stellen; da doch die sogenannten Naturwissenschaften eigentlich nur Theile der Naturwissenschaft, d. i. der Wissenschaft von der Natur sind; — die Idee, welche doch den Maßstab inn're, also echter Größe gibt, ist überall die Eine.

Empiriker! Practiker! — reiner Theoretiker! — was ist ein Theoretiker, der nichts erfahren hat? Er ist ohne Gegenstand; seine Theorie, Nichts von Nichts ist gleich Null. — Was ein Practiker? wenn er das, was ihm vorliegt, nicht zu erwerben, nicht zu fassen weiß, so ist es ihm Nichts, und seine Empirie gleich Null. Trenne man doch nie diese Begriffe von einander! in der Trennung stirbt der Begriff. — Jener reine Practiker wäre der Krankenwärter; darf er sagen, er habe die Wirkung B des Mittels A gesehen, wenn er nicht weiß, daß B die Wirkung von A war? Und das zu wissen, welche Philosophie!

Wer das Große nie in seiner Manifestation an lebenden Menschen gesehen hat, der hat nur davon geträumt.

Das Producieren, die echte geistige Zeugung, bleibt, wie die leibliche, eine geheimnißvolle Wirkungsart erhöhter Momente. Nicht bloß vom Dichter gilt jenes göttlich Treibende; selbst in der Wissenschaft — jeder Höherstrebende wird es erfahren — wird das Große, Geistdurchdrungene nur in Stunden der Begeisterung erschaffen und mitgetheilt.

Die geheime, unmittelbare Einwirkung des Menschen auf den Menschen ist ein gleich merkwürdiges Phänomen. Der Sittliche verbreitet den Athem des Wohlstandes in einer Gesellschaft um sich her, bloß durch seine Gegenwart; der Begeisterte entzündet; der Frohe belebt.

Die Bemerkung Goethe's, daß man allen Künsten etwas vorgeben müsse, und nur der griechischen ewig Schuldner bleibe, verdient wohl, überdacht zu werden. Wir müssen, um nur die Dichtkunst anzuführen, uns bei ihren Werken in die Beschränkung halb- oder einseitig cultivirter Nationen oder Epochen hineindenken; müssen, um z. B. Calderon's Verdienst recht zu würdigen, in die maurisch-spanisch-katholische, scholastisch-fantastische Sinnesart eingehen. Bei Betrachtung antiker Dichtungen hingegen haben wir uns in einen Culturzustand zu versetzen, der den unsrigen bei weitem übertrifft: in eine einfache, große, gebildete, freie, menschliche, edle, heroische Denkart.

Hat man nur einmal den Ton getroffen, aus dem mit einem gegebenen Individuum zu sprechen ist, so gibt sich die Folge. Dieser Ton, einmal angeschlagen, erklingt von selbst immer wieder.

Man sollte gegen die Art historischer Romane, oder romantischer Historie, wie z. B. die Fessler'schen Schriften, nicht überstrenge seyn. Charakter-Entwickelung und Parallelisirung, inn're Wahrheit mit geschichtlichem Zauber, und was sonst der Zweck: Darstellung großer Ideen fordert, — läßt sich in dieser Form genügend realisiren.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

76. Mittwoch, den 21. September 1836.

Einiges über die venetianische Malerschule.

(Schluß.)

Paul Veronese war mit einer besonders feurigen Einbildungskraft begabt.

Seine Gemälde gleichen den Fantasiebildern Ossians und sind der schönste Abglanz einer fühlenden Seele. Kräftiger Ausdruck, Einheit und Harmonie zeichnen die Producte seines Pinsels vor Anderen aus. Betrachtet sie ein Kenner und Verehrer der schönen Künste, so erregen sie in seinem Inneren das nämliche Gefühl, welches ein schöner Vers des unsterblichen Dante erzeugt. — In Köpfen lieferte dieser Maler mehr Gewöhnliches als Außerordentliches. Sein Colorit ist voll Kühnheit und durchdringender Wahrheit. Er nähert sich bei weitem nicht dem großartigen Style Raphaels; sein bescheidenes Wirken dehnte sich mehr auf die nächste Umgebung aus, und so sehen wir in seinen Werken ganze Charaktergemälde des damaligen Zeitalters, Tracht und Kleidung mit Zartheit und doch wieder in ihrer höchsten Pracht gewählt und ausgeführt. Glorie strahlt aus jeder seiner Schöpfungen. Raphael allein stand erhabener, gleichsam durch göttliche Eingebung; Michael Angelo übertraf ihn an Schnelligkeit und Fantasie; Correggio an Zartheit.

Giorgione war Titians Rival, und obgleich er schon im drei und dreißigsten Jahre starb, erhob er sich fast auf dieselbe Stufe des Ruhmes, die sein erhabener Meister erklimmte. Giorgione gab seinen Gemälden einen ungemein wahren, ergreifenden Ausdruck; sein Colorit war harmonisch gewählt und es scheint, als ob Blut in dem Fleische seiner Gebilde circullire. Er verbarg die Kunst unter dem Gewande täuschender, sorgfältig gesuchter Farben, vereinte das Annehmliche mit dem Kraftvollen und bemühte sich, zarte und etwas bräunliche Tinten anzuwenden. Er besaß die seltene Fertigkeit, seine Gemälde dem Geschmacke und Tone der Zeit anzupassen, und war überdieß ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann.

Giacomo Tintoretto, ein Schüler Titians, der jedoch von seinem Meister aus Eifersucht verlassen wurde. Dieß trug aber nur noch mehr zur Beförderung seines Ruhmes bei. Tintoretto entschuldigte die Schwachheit seines Meisters, und huldigte ihm doppelt mit der nämlichen Ehrfurcht und Bewunderung. Um seinen Meister in der Zeichnung zu übertreffen, studierte er unermüdet die Werke des berühmten Michael Angelo. Obgleich ihn sein Feuer oftmals dergestalt hinriß, daß er Geschmack und Form der Reinheit des Styles vorzog, bleibt er doch bewunderungswerth in der Frische und dem Schmelze seines Colorits. Sein Wahlspruch war: »Nur eine richtige Zeichnung ist die Grundlage der »Malerei.« Es gibt wenige Maler, welche so verschiedene, oftmals unbedeutend, ja lächerlich scheinende Gegenstände behandelten. Oft beschäftigte er sich lange Zeit mit einer kleinlichen Sache, und vollendete ein andermal mit bewundernswürdiger Schnelligkeit die schwierigste Arbeit. Er hat eine Unzahl von Gemälden zu Tage gefördert, und in Venedig trifft man fast keine Kirche, in welcher nicht eine Trophäe seiner Kunst aufgestellt wäre; der Palazzo Ducale ist voll von seinen ausgezeichneten Werken, deren auch einige in die berühmte Gallerie nach Paris abgingen.

Ich spreche nichts von den beiden Palma's, den drei Bassani, von Pordenone, Marco Vecellio und von vielen Anderen, denen nichts Anderes zur Unsterblichkeit ihres Nahmens fehlt, als daß sie in verschiedenen Ländern geboren wären; während sie in Venedig, dem Sitze aller berühmten Maler, einen bescheidenen Platz des zweiten Ranges einnehmen mußten. Ich schließe mit dem Bemerken, daß die venetianische Schule durch die Kühnheit ihrer Composition, durch die Wahrheit ihrer Farben und durch die Großartigkeit ihrer Schöpfungen jeden Empfänglichen entzücken muß. Der Geschmack ist verschieden: Andere werden die Feinheit der römischen, die Einfachheit der lombardischen, die Erhabenheit der florentinischen Schule vorziehen; jede hat ihre besonderen und bedeutenden Vorzüge; aber in der venetianischen Schule scheinen sich alle übrigen zu vereinigen [1].

[1] Zum Schlusse dieses Aufsatzes sey es mir erlaubt, einen ausgezeichneten Verehrer der Kunst und alles Schönen, den liebenswürdigen Grafen Lochis de Castello Sannazaro in Bergamo zu nennen. Seine Gemälde-Gallerie gehört zu den gewählteren, die man in Italien zu sehen Gelegenheit hat. Graf Lochis hat im

Digitized by Google

Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische von Caroline Pichler, gebornen v. Greiner. Wien, 1836. Anton Pichler'scher Verlag. 259 S. 8.

Diesen letzten eines halben Hunderts von Bänden, Frucht eines fast durch ein halbes Jahrhundert seit dem ersten Auftreten gefeierten Geistes, nahm ich mit besonderer Liebe zur Hand. In allen Formen bewegte sich die ausgezeichnete Frau; im lyrischen Gedichte, in der Ballade, der Idylle, in der Erzählung, im Drama und endlich auf dem weiten Meere des historischen Romans flochten sich ihr Kränze. Berechtigt nun ein so vielseitig bewegtes Kunstleben, die fördernden Resultate über Kunst und Schöpfniß ihrer Producte zu erwarten; so werden wir noch gesteigert, wenn wir wissen, daß diese zerstreuten Blätter Ergebnisse eines gesammelten Geistes sind, der bereits ruhigen Blickes die wilde Wogung des Lebens übeerherrscht und uns die Resultate eines doppelten Lebens, eines idealen und wirklichen, freundlich gesinnt Preis gibt.

In jedem dieser kleineren Aufsätze (zwei und zwanzig an der Zahl) ist eine practische oder Kunstwahrheit (Erkenne dich selbst, die Beschiedenheit der Ansichten, über Kindererziehung, über Raupach's Tasso, Schiller, das Taschenbuch Urania für 1836 u. s. w.), eine Geist oder Herz fördernde Erfahrung, eine geistreiche Parallele der Antike und der modernen Kunstschöpfung (Homer und die Nibelungen), eine psychologische Charakterentwicklung (Louise Brachmann und Therese Aetner) niedergelegt. Auch die Mode entgeht nicht der Alles beobachtenden Dame (die hauschigen Aermel), und wie hätte in so reichem Kreise der Anschauungen der Zustand der Frauen im Oriente von einer Frau unbeachtet bleiben sollen? Der letzte Aufsatz dieses inhaltreichen Buches ist »Ueber die Macht der Ideen« überschrieben, und jeder Leser, der es schließt, wird diese Macht auf sich ausgeübt fühlen, welche durch eine besonnen klare und glatte Darstellungsart noch eindringlicher wird.

Wir glauben diese Anzeige nicht besser schließen zu können, als mit dem warm gefühlten Wunsche, daß der Genius noch lange der hochverehrten Frau vergönne, mit ähnlichen Schriften die immer frivoler werdende Litteratur zu beschenken. Wir hören dann Klänge aus einer schönern Zeit deutscher Kunst noch herüber tönen[1]. F****l.

Erinnerungen an Tirol von Anton Freiherrn von Eberl. Innsbruck, 1835. 95 S. 12.

Die verschiedenen Schulen (!) der Poesie im Auslande (wir sprechen vom lyrischen und epischen Gedichte), haben bis nicht vor lange die Eigenthümlichkeit österreichischer Dichter fast verschlungen. Aber der Feßlung unserer Poesie ist losgebrochen, von allen Enden tönen Klänge und Lieder, und schon schlägt ein mächtiger Chorgesang an das gern überhörende Ohr des Auslandes. Auch wir haben es so weit gebracht, daß wir aus sich heraus schöpfende Poeten besitzen, und was noch mehr dabei ist, keine Schule haben. Wie glauben, es soll nur Jeder schamend auf eine Höhe sich stellen, muthig sein Feuerzeichen, größer, kleiner, heller, trüber, wie ihm's Gott gegeben, anzünden, und es wird ein schönes Leuchten durch die Nacht geben, es wird ein Farben- und Lichtwechsel, der die Seele erfreut. In einer Schule bedarf's nur, daß wir den Ersten, den Tonanklinger (gewöhnlich ist er ein Tüchtiger) lesen und man kennt so ziemlich die Andern.

Bieten die schwäbische Schule und früher die Dresdner mit ihrem »Veilchensalater und die andern Schulen ein anderes Ergebniß?

Ein solches eigenthümliches Streben beurkundet nun auch vorliegende Sammlung. Warmes Gefühl, beherrschender Gedanke, poetisches Auffassen des Lebens bezeichnen den Charakter dieser Lieder; doch sind sie wie ein der Entpuppung naher Schmetterling, nach innen webt und drängt es, und möchte gern heraus und die Farbenflügel dem Lichte zeigen. Poetischer Fond ist vorhanden, aber er kann sich noch nicht herausarbeiten in klangvoller Sprache. Diese ist es, welche unser Poet noch nicht bewältigen kann, wir verstehen hier nicht die vielen Verstöße gegen den Reim allein. Unter den lyrischen Gedichten würden wie: »Trost an eine Mutter,« »Paraphrase des Vater Unser,« »Verteauen;« unter den epischen: »der Föhn« und »die heilige Kümmernuß« als schöne Opalisirungen eines poetischen Geistes bezeichnen. Maximilian und Dürer scheint uns völlig verunglückt durch die Form; unter andern kommt auch ein fünffüßiger Hexameter vor.

Die Ausstattung des Büchleins ist geschmackvoll.

F****l.

Jahre 1834 die Beschreibung von hundert Gemälden seiner Sammlung aller Schulen durch den Druck veröffentlicht. Im Gebiete der venetianischen Schule verdienen noch die Namen eines: Barbarelli, Basaiti, Mercenaji, Bordone, Cattari, Canal, Guardi, Marconi, Messina, Montagna, Piombo, Ponte, Romanino und Schiavone ehrenvolle Erwähnung.

Ich habe in demselben Jahre Freunde der Kunst auf diese merkwürdige Gemäldesammlung aufmerksam gemacht (siehe Zeitschrift Echo, Mailand), und es erübrigt mir nur der Wunsch, daß alle Jene, welche Bergamo betreten, dieselbe besuchen, und sich von ihrem hohen Werthe und zugleich von der gefälligen Aufnahme ihres Inhabers überzeugen mögen.

---

[1] Die Aufsätze: »Schiller, Homer und die Nibelungen, die orientalischen Frauen« waren in unserem Blatte abgedruckt. R.

Digitized by Google

Saggio d'una versione italiana delle Poesie di Uhland dell' Abate Nicolo Negrelli, Prefetto e Professore di lingua e letteratura italiana nella C. R. Accademia orientale da Vienna. Milano, 1836. 45 S. 8.

Keinem neueren deutschen Dichter ist es so, wie Uhland gelungen, durch einen einzigen Band »Gedichten eine solche Weltberühmtheit zu erlangen. Als Balladendichter einzig in seiner Art, schwimmt er wie der Bucentauro des alten Venedig in seiner Pracht auf dem Oceane deutscher Dichtung. Zufrieden mit dem bereits errungenen Ruhme, ruht er auf den Lorbern, wohl versichert, daß diese nie verwelken werden, während, nach zehnmaliger Auflage seines Buches in Deutschland, man sich in den meisten auswärtigen Ländern Europa's beeiferte, seine Gedichte zu übersetzen, und vorliegende Uebersetzung einiger Uhland'schen Gedichte in italienischer Sprache ist gewiß eine der erfreulichsten Erscheinungen dieser Art. Wer die Verschiedenheit des Genius beider Sprachen kennt, wird leicht einsehen, mit welchen Schwierigkeiten der Herr Uebersetzer zu kämpfen hatte. »Es ist ein großer Vorzug Uhlands,« sagt der Herr Abbé in seiner Vorrede, »mit wenigen Worten viel zu sagen. Diese ihm besonders zukommende Eigenheit offenbart sich auf solche Weise, daß der Leser durch einen einzigen Wink, als hätte ein Blitz seinen Geist erleuchtet, durch sich selbst dahin gelangt, die erhabensten Wahrheiten zu entdecken, und wenn er nicht mehr die Stimme des Dichters vernimmt, so sieht er mittelst einer angenehmen Illusion eine herrliche mimische Handlung dergestalt vor sich, daß sein Herz schmilzt vor der beweglichen Harmonie der zartesten Lyra, die leise verhaucht in's Unendliche.« Eine herrliche Charakteristik von Uhland's Wirken, die zugleich in wenigen Worten andeutet, über welche fast unübersteigliche Hindernisse der Hr. Uebersetzer einen so ehrenvollen Sieg davon getragen; und in der That sind die Harmonie der Sprache, die Leichtigkeit der Versification, das treue Wiedergeben des Originals ohne Beigeschmack von Uebersetzungszwang nicht genug zu bewundern. Zu wenn alle deutschen Classiker solche italienische Uebersetzer finden möchten, so würde der Ruhm unserer Literatur bald von einem Ende Italiens zum anderen fliegen. Doch bei so entschieden ausgesprochener Fähigkeit des Hrn. Uebersetzers, das Trefflichste zu leisten, mußte es unangenehm auffallen, daß »des Sängers Fluche so verfehlt aufgefaßt ist, daß eine gänzliche Umarbeitung seiner Uebertragung sehr zweckmäßig wäre. Verfehlt aber nennen wir selbe durch den Wechsel der Form, in welcher mit eine große Schönheit dieses Gedichtes beruht, und durch die verloren gegangene Einfachheit der Sprache. Ein Gedicht Lenau's »An mein Vaterland« ist der Sammlung noch beigegeben und Italien kann sich Glück wünschen zu dem reichen Gewinne, wenn dieser unser Dichter von einer solchen geübten Hand dort eingeführt wird. J. B. Koelli.

Albrecht Dürers Tod. Drama in zwei Aufzügen von F. A. Gelbke. Leipzig, 1836. Bei Carl Friedrich Dörffling. 112 S.

Gar wundersam bewegt war ich, als ich dieß Büchlein zu lesen begann; gar liebliche Bilder tauchten in mir auf! Wieder sah ich das alte herzliche Nürnberg mit seinen rothen Häusern, spitzen Giebeldächern, altdeutschen Erkern, herrlichen Kirchen und blühenden Gesichtern, der alte, blonde, blauaugige Dürer lachte mir zu, Hans Sachs saß vor seiner Thür, flickte Schuhe und sang Lieder, die ganze alte kräftige Zeit mit ihrem ritterlichen Kaiser Max an der Spitze zog an mir vorüber; wahrlich, dachte ich mir, der Dichter hat einen guten Griff gemacht, mit deutscher Kraft und deutschem Fleiße läßt sich da eine tüchtige Arbeit liefern. Aber leider überzeugte mich bald das Lesen einiger Scenen, daß ich es mit einem ganz gewöhnlichen, oberflächlichen, sentimentalen Künstler-Drama zu thun hätte, wie wir deren einen ganzen Schock besitzen, von Correggio bis zu dem Kahenjammer eines jeden fahrenden oder vielmehr zu Fuß wandernden Musensohnchens. Da findet man einen unglücklichen sentimentalen Künstler, eine prosaische Hausfrau à la Xantippe, ein Mädchen mit einem Madonnengesichte, einen rachgierigen Italiener, einen lobhudelnden Jünger. Ich kann nicht geradehin sagen, das Stück und die Verse seyen schlecht. Die Fabel ist klar und deutlich angelegt, die Sprache rein und fließend, aber Alles so oberflächlich und breit geschlagen, daß einige wirklich gelungene Ideen ganz verloren gehen. Der Verfasser gleicht einem Goldschmiede, der mit einem Stückchen Metall einen meilenweiten Draht vergoldet. Möge er es mit der Geschichte ausfechten, wie er mit Albrecht Dürer und Hans Schaufelein umgesprungen. Und so will ich mit den Anfangsworten einer Stelle aus einem Briefe Willibald Pirkheimers (1528) schließen, die der Verfasser seinem Buche als Motto vorgesetzt: »und dauert mich nichts höher, dann daß er so eines hartseligen Todes verstorben ist.« — Die zierliche Ausstattung ist durch sinnige Druckfehler verunstaltet; z. B. Niedersehen st. Wiedersehen, fesselose Seele st. fesselose u. s. w.

Dr. Otto v. Müller.

Die Verirrten. Eine Fantasie von J. V. Chowitz. Wien, 1836. 16 Sr. gr. 8.

Zum ersten Male tritt uns dieser Name im Gebiete der Literatur entgegen, und wir glauben in diesen wenigen Blättern Lichtblicke von Talent zu erkennen. Der Vers ist leicht, ein Gedankenblitz nicht selten; nicht immer aber ist die Klar-

Digitized by Google

heit der Idee fühlbar. Form und Kunststudien, die wir dem Herrn Verfasser empfehlen, werden sein Talent potenziren.

g.....

Studio della lingua allemana del Prof. G. Jaklitsch. Vienna, tipografia J. P. Sollinger. 1836.

Unter dieser Aufschrift lesen wir in einem Italienischen Blatte Folgendes: »Wenn Sprachstudien zu jeder Zeit als Etwas für die Jugend nicht nur sehr Empfehlendes, sondern auch selbst Nothwendiges anerkannt und stets in den Bereich der Erziehung gezogen wurden; um wie viel nutzbringender müssen sie heut zu Tage seyn, wo wir uns fortwährend von Reisenden in ungewöhnlicher Menge umgeben sehen, welche entweder die reitzenden Gegenden durchwandeln, »ch' Appenin parte e il mar circonda e l'Alpe,« oder wohl gar freiwillig ihre Wohnsitze daselbst aufschlagen, vergessend des theuren Heimathbodens, wo »einst ihre Wiege stand neben den Gräbern der Ahnen.« — Aus diesem Grunde kann man nicht anders als unbedingtes Lob dem Streben des Hrn. Verfassers zollen, welcher mit diesem seinem Werke nicht nur den Deutschen, sondern auch den Italienern eine höchst werthvolle Gabe bescheert hat. Insbesondere sind wir Bewohner Italiens ihm verpflichtet, und gestehen dieß um so williger ein, als wir in dem mehr erwähnten Buche einer seltenen Klarheit und Faßlichkeit der Lehrmethode begegnet sind, die uns keinen Augenblick zweifeln lassen, daß dem verdienstvollen Wirken des Hrn. Prof. Jaklitsch die allgemeine Anerkennung nicht entgehen werde. Unfehlbar ist sein Buch allen denen, welche sich dem Studium der so reichen, blühenden und kräftigen deutschen Sprache widmen wollen, ein trefflicher Wegweiser und Berather.«

Dem vorstehenden Urtheile fügt eine andere ebenfalls Italienische Zeitschrift nachstehenden, nicht minder ehrenden Zusatz bei: »Indem wir diese wohlbegründete Ansicht mit Vergnügen bestätigen, bemerken wir zugleich, daß die Einfachheit und geregelte Ordnung, wie sie in dem verdienstvollen Werke unseres Autors vorherrschen, demselben vor den meisten Erscheinungen den Vorzug geben, welche man vorzugsweise für die lernbegierige Jugend bisher zu benützen pflegte. Dem theoretischen Theile folgt ein practischer, dann eine kleine Blumenlese von prosaischen und poetischen Aufsätzen, welche den Lernenden gleichsam einführen in den Genuß der Schönheiten jener reichbegabten Sprache.«

In so kompetente, vollgültige Ansichten, denen wir gerne in diesen Blättern ein Plätzchen gönnen, darf man wohl unbedingt einstimmen und den Sollinger'schen Verlagsartikel allen Jenen empfehlen, welche eines dergleichen Lehrbuches nöthig haben.

S.

Notizen.

Alexander Ringler's Gedichte (München, Joquet 1836, 8.) sind abermals ein Beispiel, wie Jemand viele Verse schreiben kann, ohne die geringste dichterische Fähigkeit zu besitzen. Wer Salis und Hölty gelesen, wird hier für die Seligkeit und den Schmerz der Liebe, die Reitze des Frühlings u. s. w. nur den Nachklang matter und langweiliger Reime finden.

Ueber die »Alpenblumen. Eine Lese schweizerischer Gedichte von J. A. Minich« (Luzern, 1836) sagt ein ausländisches Journal: »Gedichte im Schweizerdialect, die eine sich aufdringende Parallele mit Hebel's allemanischen Gedichten keineswegs zu scheuen brauchen. Zum Verständnisse für nicht mit dieser Mundart vertraute Leser sind grammatische »Bemerkungen mit kritischen Andeutungene und ein alphabetisch geordnetes »Idiotikon mit etymologischen Parallelen begleitet,« angehängt.«

Die Dichtungen von E. Sloman (Hamburg, 1836) haben weder den lyrischen Schwung idealer Begeisterung, noch die plastische Einheit objectiver Darstellung; sie gehören vielmehr der contemplativen Poesie an, wie sie besonders den Engländern eigen ist, die ihren Gegenstand ruhig und besonnen nach Breite und Tiefe ausmißt und betrachtet, deren Eindruck daher keine gewaltige Aufregung, keine Erhebung in ein neues poetisches Element zum=ge bringt, aber doch nicht ohne eine gewisse Befriedigung läßt, indem wir gleichsam der Entfaltung unserer eigenen Gefühle und Gedanken zusehen. Nur fehlt dem Verfasser noch die rechte künstlerische Wahrheit und Tiefe in Schilderung der Natur und besonders der menschlichen Zustände, und er wird oft breit und flach, statt in das innerste Wesen und Leben einzudringen.

Ein gar trüber schwermüthiger Geist weht durch die Gedichtsammlung des Theodor Jahr. (Berlin, Eichler, 1836.) Das Thema zu einem großen Theile der Gedichte ist in den folgenden ersten Zeilen des ersten Gedichtes ausgesprochen:

Du hört'st von deutschen Eichen,
Von treuem deutschen Sinn:
Die Eichen sind gefallen,
Die Treu' ist längst dahin.

Zu grollendem Unmuthe steigert sich die Stimmung in den epigrammatischen »Sprüchen und Gleichnissen,« die den Schluß der Sammlung ausmachen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

77. Sonnabend, den 24. September 1836.

Hans Holbein der Jüngere, in seinem Verhältnisse zum teutschen Formschnittwesen. Von C. Fr. v. Rumohr. Leipzig, Anstalt für Kunst und Literatur. (R. Weigel.) 1836. 127 S. gr. 8.

„Die Wichtigkeit ist in unserem Leben meist so prekär, daß fast nur ein wichtiges Gesicht dazu gehört, um das Geringste wichtig zu machen.“ Diese Worte aus dem Briefe eines geistreichen Freundes drängen sich mir bei so vielen Anlässen des gesellschaftlichen Treibens wiederhohlt auf, daß ich sie für erprobt zu halten keinen Anstand nehme. Wie sie aber, da sie sich mehr auf's Leben als auf die Literatur beziehen, an den Eingang dieser Zeilen gerathen sind, davon haben wir dem Leser Rechenschaft abzulegen.

Wenn irgend Einer der moderneu Kunst-Schriftsteller, welche seit den unfruchtbaren Theoremen der Brüder Schlegel uns mit ästhetischer Versteinerung oder Verhölzerung zu bedrohen schienen, zu einem frischen, lebendigen, fortzengenden Aufstreben erneute, froh begrüßte Hoffnung gab, so war es Rumohr. Er hät in seinen italienischen Forschungen — man darf wohl, der Consequenz und Entschiedenheit nach, sagen: zuerst — uns von der hohlen Larve phantastischer Idealität an die warme, körperliche und seelenvolle Schönheit der lebendigen Natur gewiesen, er hat einer prägnanteren, practischen Ansicht Bahn gemacht. Und noch fährt er fort, durch die extensive Fülle seiner Kenntnisse und die minutiösen Bemühungen seiner Forschlust uns zu bereichern, zu belehren; wenn nur dabei jene, wie es scheint, aus dem Mäcenatenthume, aus der anerkannten Kennerschaft hervorgegangene, vielleicht Goethisch seyn sollende, noble und dabei gelehrte Schulmeistersmiene, jene breite, uns die besten Mittheilungen verleidende Pedanterie und selbstgefällige Herablassungs-Sucht zu vermeiden gewesen wären! Eigenschaften, welche die späteren Erzeugnisse des Herrn von Rumohr immer mehr zur Schau tragen, — welche auch an vorliegender Schrift zuvörderst in's Auge springen, und die angeführten Worte meines Freundes in mir herausfeitirten.

Je mehr an eine solche pedantische Paraphrasirung des Kleinen und Unwichtigen wirklich Geist und Wissenschaft gewendet ist, um desto lächerlicher erscheint diese Manier, um desto mehr wächst unser Bedauern; und so wird man es mir nicht verargen, diese Angelegenheit hier besprochen zu haben. Sie ist nicht so unbedeutend, als es Manchem scheinen möchte. Das Flitterwesen, der leere, pathetische Pomp ist das erste pathognomische Zeichen einer sich auflösenden Zeit, für welche nur im einfach-kräftigen Auffassen und Festhalten des Wesentlichen, in der Rückkehr zur Natur und Wahrheit Heil und Rettung zu erwarten ist. Wer den ersten Paragraph unseres Werkchens läse, würde eher vermuthen, es sey um die Weltgeschichte zu thun, als — um's Holzschneiden. Das nimmt übrigens der anerkennenswerthen Sachkenntniß und emsigen Intention, womit der Gegenstand behandelt ist, nichts; es deutet vielmehr diese Vorzüge an, und ein freundlicher Defensor möchte wohl sagen, diese ernsthafte Umständlichkeit und breite Grandezza sey gerade die rechte Farbe für die Beleuchtung eines so altväterlichen Stoffes, einer in ähnlichem Sinne getriebenen Detailseligen Technik. Suchen wir uns also im Kurzen die Resultate der ganzen Arbeit zu Nutze zu machen.

In alter Zeit haben die Maler und andere Künstler von eigenthümlichem Geiste gelegentlich sowohl eigene als fremde Erfindungen mit Kunst und Sorgfalt in Holz geschnitten. (Wird erst historisch, sodann technisch bewiesen.) — Hans Lützelburger, genannt Franck, ein Techniker von sehr untergeordneter Bildung (S. 14), usurpirt mit Unrecht den nicht unwichtigsten Theil des Holbeinischen Werkes. Ihm als Künstler (wenn auch nur als nachahmendem) eine so hohe Stelle einzuräumen, wie Maßmann ihm bestimmt (s. von Aufseß Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, 1835, October und December, S. 306), verbietet das Ansehen eben der Arbeit, welche seine höhere Kunstentwicklung allein bewähren könnte, wenn es geschehen wäre. Die Urkunde, auf welcher die Meinung beruht, daß Lützelburger beide Folgen der Todesbilder nach Holbein geschnitten habe, beweist ganz im Gegentheile, daß vielmehr an deren mechanisch beschaffter Kopie als Künstler oder Herausgeber er auf irgend eine Weise Antheil habe. Und wird man nach den Umständen nicht annehmen wollen, daß er hier nur sich selbst kopirt habe. (S. 23. — Resultat umsichtiger, mit Geist in's Detail gehender Untersuchungen.)

Da nun, weder jenes allgemeine Vorurtheil gegen die

Digitized by Google

Ausführung von Formschnitten durch geistreiche, kunstvolle Meister, noch des Lützelburger Anspruch an die Todtenbilder mehr im Wege stehen, so sucht v. Rumohr nun seine Ueberzeugung, daß Holbein sowohl überhaupt den Formschnitt ausgeübt, als besonders an der Ausführung beider Folgen jener Bilder Theil genommen, positiv zu begründen (S. 24).

Seine Gründe sind: 1. Wir besitzen Holbein's vollen Namen, auch eine von ihm selbst anerkannte Abkürzung, auf verschiedenen Holzschnitten theils seiner frühesten, theils auch seiner spätesten Zeit. 2. Wir haben für eine Reihe nicht bezeichneter, unfeetig dem Künstler aus den Händen gekommener Werke das Zeugniß eines Zeitgenossen, eines persönlichen Freundes und Verehrers, des Nicolaus Borbonius (Bourbon). 3. Alle diese Werke, vom frühesten bis zum spätesten, bilden, wenn wir manifeste Ergänzungen u. dgl. davon gehörig absondern, ein zusammenhängendes Ganze, zeigen eine organische Entwicklung desselben Talents. 4. Sie haben in ihren feinsten Zügen nicht ihres Gleichen im gesammten Formschnittwesen aller Nationen. Im Technischen erreicht, ja übertroffen, bleibt Holbein im Künstlerischen Meister. — Alles dieß wird von Rumohr, wie sich von selbst versteht, mit Sachkenntniß und liebevoller Umständlichkeit aus- und durchgeführt. Wir aber haben uns an die für den Theilnehmenden an der Kunstgeschichte im Allgemeinen bedeutenden Ergebnisse gehalten, die hiernit ausgesprochen sind. — Nun folgt eine complete Literatur und specielle Kritik der Holbeinischen Formschnittwerke: dann sind, als Beilagen, documentirende Briefe von Melchior Loech, von W. Schorn, von Nicolaus Bourbon, — eine Uebersicht der Formschnittwerke Holbein's, seiner Schüler und Nachahmer, eine Beschreibung dreier Zeichnungen Holbein's mit dem Zeichen HL, — und, zum Siegel und Schlußstein, gesammelte Zeugnisse für Original-Holzschnitte abgedruckt.

Nachdem nun die Verdienste einer so emsigen Arbeit den Freunden der Kunstgeschichte dargelegt sind, wird es weniger tadelsüchtig aussehen, wenn ich zu der am Anfange dieser Zeilen expectorirten Rüge zurückkehre und, dem Beispiele des Verfassers folgend, das Gesagte mit Belegen bekräftige. Im Laufe des Lesens fallen nämlich einige Wendungen auf, welche dazu beitragen, der Schreibart jenes officielle und pedantische Kolorit zu geben, an dem wir uns ein Aergernis genommen. Dahin gehöret: 1. Der unnöthige, affectirte Gebrauch von Fremdwörtern und minder gebräuchlichen deutschen Ausdrücken statt der üblichen; als: auszuhanden, statt einzuhändigen (S. III), beschafft, statt ausgeführt (s. oben), manifest, statt offenbar (s. oben), u. dgl. mehr. 2. Die Wendung: »und« mit einem nachfolgenden Verbum im Anfange einer Periode, in eines ganzen Abschnittes, — die bis zum Ekelhaften wiederkehrt; als Beispiel diene der Vorbericht, der nur zwei Seiten einnimmt, und wo diese Grimasse viermal wiederhohlt wird: »Fehlte es mir an Gelegenheit, diese Untersuchung weiter zu führen; und kam deren Gegenstand mir allmälich aus dem Gesichte ..... Und mag ich denn so manchem schönen Blatte eine bessere Aufbewahrung u. s. w. gesichert haben; — und lasse ich gern mich belehren, u. s. f. Und bin ich am so weniger veranlaßt u. s. w. — S. 38 fängt gar ein §. so an: »Und stehet folgendes u. s. w. damit in Verbindung . . .« So geht es durch's Ganze. 3. Die bedingenden und ausweichenden sich krämmenden Angst- und Leerheits-Partikeln, denen schon Goethe einmal aufgepaßt, als: wenn freilich, gleichsam, so zu sagen, doch eigentlich u. dgl.« 4. Geschraubte oder bei unwichtigem Gegenstande pathetische Wortversetzung und Ziererei; z. B. »Wer denn wüßte nicht, daß ein neues Meßzeug auch einer sonst geübten Hand nicht sogleich sich anschmiegt?« (S. 25). — »Und habe ich nur beßhalb schon hier Einiges vorgreiflich angemerkt, um in Erinnerung zu bringen u. s. f.« (S. 38). Welche Pantoffel-Absätze! — So übel und ärmselig es den Recensenten kleidet, da, wo die Sache lebendig spricht, sich bei Solben zähnestocherud aufzuhalten, so sehr wird es ihm Pflicht, wo der Ausdruck nicht Unbehülflichkeit, sondern wahres Symbol der Unart ist, die mit einer gewissen Anmaßung auftritt, oder der Pedanterie, die sich wichtig machen will, diese Uebel anzuzeigen und, bei aller Anerkennung wahren Verdienstes, das damit verbunden seyn kann, mit ihrem rechten Namen zu nennen.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Die Heilquellen des Thales Gleichenberg in der Steiermark. Herausgegeben durch Leopold Langer, der Heilkunde Doctor und k. k. Professor der theoretischen und gerichtlichen Medicin. Gratz, Ludewig, 1836. VIII und 182 S. 8.

»Die Natur hat die Steiermark mit so vielen Schönheiten ausgeschmückt, und ihr der herrlichen Producte so in Fülle zugedacht, daß vielleicht gerade diese zu große Güte die mindere Beachtung einiger derselben herbeiführte. So besitzt die UnterSteier mit dem angränzenden Kroatien eine interessante Gruppe von Mineralquellen, die gewiß eine größere Würdigung verdient. Die hohen Herren Stände des Landes haben zwar schon Vieles für Rohitsch gethan, Neuhaus und Tüffer erwarten nächstens eine verbesserte Einrichtung. Krapina und Töplitz in Kroatien bedürfen eine noch vollkommenere Ausstattung. — Endlich fanden auch die Mineralquellen des schönen Gleichenberger-Thales Erhörung, nachdem sie schon so lange im Stillen Heil gespendet.

Durch den verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Arzt Dr. Ignaz Werle aufmerksam gemacht, begab sich der hochverehrte Landes-Gouverneur, Se. Excellenz Herr Mathias Constantin Graf von Wickenburg, an Ort und Stelle, um

Digitized by Google

sich von der Vortrefflichkeit der daselbst befindlichen Mineralwässer zu überzeugen. Das Resultat dieses Ausfluges entsprach ganz der Vorhersage des Doctors, und Se. Excellenz faßten den Entschluß, durch Gründung eines Actien-Vereins den Mineralquellen des Gleichenberger-Thales die zur Benützung derselben nöthige Ausstattung zu verschaffen. Die lebhafte Theilnahme, welche sich nach Bekanntmachung des Programm's allgemein äußerte, spricht nicht nur für das Zutrauen, welches man dem geliebten Landes-Gouverneur zollt; sondern auch für den guten Ruf, in welchem sich bereits diese Mineralquellen befinden — denn in Kurzem waren alle Actien vergriffen, und Viele, welche deren subscribiren wollten, mußten abgewiesen werden. — Dieser Verein unter dem Namen: »Gleichenberger- und Johannisbrunnen-Actien-Verein,« steht unmittelbar unter dem Präsidio Sr. Excellenz des Herrn Landes-Gouverneurs, und wird durch einen Ausschuß von sechs Mitgliedern geleitet, aus welchem Herr J. C. Ritter von Pittoni die Directions-Geschäfte besorgt.«

Vier Quellen: »Der Johannisbrunnen,« die Constantinsquelle,« die Werle-Quellen und die Klausner-Stahlquelle« sind bereits anwendbar gemacht; Bauten werden eingeleitet, oder haben zum Theile schon begonnen, und so wird in Kurzer Zeit das Segen spendende Thal von vielen Heilbedürftigen besucht werden können. Mit wie großer Umsicht die Unternehmer zu Werke gehen, beweist auch vorliegende Schrift, die auf ihre Veranlassung entstanden, und in welcher vier ausgezeichnete Männer die Resultate ihrer Forschungen niedergelegt haben. So wurden das Thal und die nächsten Umgebungen von Professor v. Muchar geographisch und historisch aufgenommen; von P. Partsch, Kustos am k. k. Naturalien-Cabinette, geognostisch untersucht, die daselbst befindlichen Heilbrunnen aber von Professor Anton Schrötter physikalisch-chemisch geprüft, und durch den Herausgeber in ärztlicher Beziehung gewürdigt. In keiner der vier Abtheilungen wird der Leser Wesentliches vermissen; Alle zeichnen sich durch Gelehrsamkeit und Vollständigkeit aus. Mit gewandter Feder schildert Professor Muchar (S. 1—52) die wahrhaft schönen Umgebungen des reitzenden Thales, und an jedem Puncte weiß er uns die Vergangenheit auf eine höchst anziehende Weise vorzuführen. So bei dem Stammschlosse der Trautmannsdorfe, das in der Nähe der Quellen zwischen dem Pfarrorte Trautmannsdorf und dem Markte Gnaß lag, im Jahre 1681 noch bestand, nun aber verschwunden ist. Die edlen Besitzer zogen nach dem nahen Schlosse Gleichenberg, welches sie gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erworben hatten, und das im Jahre 1624 der berühmte Max v. Trautmannsdorf wider türkische und ungarische Einfälle stark befestigte. Ueberhaupt dürften wenige Gegenden so reich an historischen Erinnerungen seyn, wie die der nächsten Orte um Gleichenberg. Der Ausflug gegen Süden bis Radkersburg bietet des Mannigfaltigen, Interessanten in Menge; wir wenden uns aber gegen Norden nach Riegersburg, der herrlichen großartigen Veste, die von jeder Anhöhe aus sichtbar, ein Leuchtthurm über weite Thäler schaut. Der Weg führt, die alte Burg Bertholdstein vorbei, nach Hainfeld, Markt Feldbach und Kornberg. Der Verfasser verweilt an jeder Stelle, und gibt aus seinem reichen Schatze Aufschlüsse und Belehrung. Die Sage von den »Herren von Feldbach« ist uns indessen anderd erzählt worden. Einige Bürger kamen als Abgesandte nach Wien, um Audienz zu nehmen. Gefragt, wer sie wären, gaben sie zur Antwort: »Die Herren von Feldbach;« was sie wollten? »einen zweiten Mittwoch.« Der Wochenmarkt zu Feldbach fällt auf die Mittwoche; seit dieser Zeit nun heißen sie im Lande überall die Herren von Feldbach. Uebrigens müssen wir auch hier anführen, daß sich im Johanneum die Abschrift einer Urkunde befindet, nach welcher Feldbach als eine Stadt erscheint.

Der Anblick von Riegersburg gehört zu den überraschendsten, die man nur immer haben kann. Muchar's Beschreibung ist eben so anziehend als gediegen; ja, einige kleine Unrichtigkeiten abgerechnet, durch und durch vollkommen. So wäre vielleicht eine größere Genauigkeit bei Copirung der Inschriften zu wünschen; der Wahlspruch der jedenfalls großherzigen Erbauerin lautet:

Bauen ist ain schöner Lust,
Was es mich kost, ist mir bewußt;

und auf der andern Seite des Plafond steht: »Catharina Elisabeth Frau Gallerin ein geborene Wechslerin Freyin Wittib.« — Ob die Gemahlin des Hans Ernest Grafen v. Purgstall, Regina Katharina Freifrau v. Galler, auch eine geborne Wechsler, wie S. 35 steht, möchten wir bezweifeln; wir halten sie für eine Tochter der sogenannten schlimmen Frau, mithin für eine geborne Galler. — Mehrere Irrungen haben sich bei der Beschreibung der Ortskirche von Riegersburg eingeschlichen. Das schöne Grabmal des Erasmus Stadler aus rothem Marmor mit herrlichen Basreliefs befindet sich im Innern der Kirche; was der Verfasser dafür als vor der Kirche befindlich anführt, ist ein Altar, den Georg Christoph Urfenbeck 1619 gestiftet hat, und der wahrscheinlich dem gothischen Plane machte, den die letzte Gräfin v. Purgstall auf der linken Seite nächst dem schönen Grabmale, wo sie mit ihrem Gatten und Sohne vereinigt liegt, setzen ließ. Das Altarbild des letzteren, der heilige Wenzeslaus, ist von Kupelwieser; und das Medaillon mit den drei Brustbildern auf dem nahen Grabmale von Professor Schaller — beides sehr schätzenswerthe Arbeiten. —

Auf dem Rückwege nach Gleichenberg führt uns der Verfasser nach dem Markte Fehring, der bereits im 13. Jahrhundert unter dem Namen Voeringe erscheint, und dem Schlosse Kapfenstein. Wie bereits gesagt worden, tauchen

Digitized by Google

mit jedem Schritte neue historische Erinnerungen empor, und unter diesen gehört wohl jene, welche durch den Anblick der Ebene erweckt wird, auf welcher die große Schlacht bei St. Gotthard 1664 vorfiel, nicht zu den geringsten. So dürfte nebst den heilbringenden Quellen der Aufenthalt in Gleichenberg auch in jeder anderen Beziehung geeignet seyn, den Wanderer zu erheitern und zu erheben!

Die Abhandlungen von Partsch, Schrötter und dem Herausgeber sind erschöpfend; über den medicinischen Gebrauch der Quellen wird wohl die nächste Zukunft noch größere und erweiterte Aufschlüsse geben. Das Büchlein gehört jedenfalls zu den besten, welche über ähnliche Gegenstände bisher erschienen sind, und die Durchlesung desselben dürfte selbst für Entfernte von vielfachem Interesse und Nutzen seyn. — Die Auflage ist gefällig; der Preis billig.

Gratz im September. —r.

Kutrun. Mittelhochdeutsch herausgegeben von Ziemann. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1835. 213 S. 8.

Wenige Jahre sind verflossen, seit Hagen in seinen deutschen Gedichten des Mittelalters (1820. 2. Band) dieses Gedicht zum ersten Male im Drucke vorlegte. Der Bearbeiter des neuen Textes erklärt offen, daß der Text dieses Gedichtes aus einer einzigen Handschrift herfließe, deren sich Hagen bei seiner Ausgabe bediente, die auf der Hofbibliothek zu Wien liegt, und von der er nicht beifügt, ob sie ihm zu Gesichte gekommen. Dessen ungeachtet erhalten wir eine ganz neue Ausgabe von Hrn. Ziemann. Man wird darüber wie billig höchlichst erstaunt seyn und fragen, worin denn das Verdienst des Bearbeiters bestehe?

»Ich hab' es versucht, diese schöne Sage in der Gestalt wieder aufzustellen, in welche sie eine schwäbische Ordnerhand im dreizehnten Jahrhunderte gebracht hat.« So seine Erklärung darüber. Das Mittel, durch welches er bei dem angeführten Umstande, daß der Text nur aus einer einzigen Handschrift fließt, von der man nicht weiß, ob Hr. Ziemann sie gesehen, angewendet, ist ganz einleuchtend. — »Der Conjunctur war natürlich ein weit freieres Feld gelassen,« äußert sich Hr. Ziemann selber, »als bei anderen Denkmälern, von denen entweder ganz alte Handschriften vorhanden sind, oder wo doch wenigstens in Ermangelung derselben durch Vergleichung mehrerer die Wahrheit leicht ermittelt wird.« Man kann also Hrn. Ziemann den Vorwurf nicht machen, sich in eine streitige Sache eingelassen zu haben; er findet ein altdeutsches Gedicht abgedruckt, dabei die Bemerkung, daß die Handschrift viel neuer sey, als die ursprüngliche Bearbeitung, und ist großmüthig genug, uns das ängstliche Suchen nach einer älteren Handschrift zu ersparen, indem er es übernimmt, den Text alt zu machen. Was ließe sich gegen ein solches Verfahren einwenden? — Nicht das Geringste! als daß dieses Verfahren den Originaltext nicht herstellt, und zum Behufe derer, welche das Gedicht seinem Inhalte nach kennen zu lernen wünschten, oder um seiner poetischen Schönheiten willen lesen, die Hagen'sche Ausgabe vollkommen genügt hatte. Das Vervielfältigen der Ausgaben muß in einer Sache, wie die altdeutsche Literatur, eher zum Schaden als zum Nutzen hinwirken! —

Ad. Schumacher.

Notizen.

Von Dr. Ludwig Kühnast liegt eine als Manuscript lithographirte Gelegenheitsschrift (1836. 4.) vor uns, welche die Sage von Popiel und den Mäusen auf eine sehr erfolgreiche und interessante Weise behandelt. Der Verfasser hat die als historisch erscheinende polnische Mäusesage aus dem umfangreicheren Buche, den sie später gewonnen, zurückverfolgt bis auf die Gestalt, die sie bei ihrer ersten literarischen Erscheinung hat, und hat gezeigt, daß die Sage ursprünglich nicht beim Mäusethurm am Goplosee zu Kruswice localisirt, daß sie überhaupt nicht localisirt war. — Der Grund der Sage ist sicher kein historischer; eine solche mythische Umkleidung, bemerkt Leo hierüber, wäre unerhört; dagegen deutet Alles auf einen mythologischen Kern; namentlich, daß der Frevler, der (nachdem er alles andere Schändliche vollbracht hat) noch gegen sein eigen Blut sündigt und zuletzt des Vaters Brüder schändlich betrügt und vergiftet, nun keine Ruhe findet, weder auf der Erde noch auf dem Wasser, weder von Feuer noch von Luft umgeben; — dieß ist ein echt mythologischer Zug, und die Mäuse als ekelhaftes, Alles zernagendes Thier sind ein sinniges Symbol des Wurmes, der nie stirbt; des Feuers, was ewig brennt.

Wer den zweiten Band der Gesammtausgabe von Hebel's Werken gelesen hat, wird gestehen müssen, daß den kräftigen Oberländer Hebel sein Zwilchkittel besser kleidete, als der Frack, den er in einigen hochdeutschen Gedichten angezogen hat. Hier geberdet er sich gerade wie ein ehrlicher Deutscher, der französisch oder englisch dichten soll und in seiner Verlegenheit zu den abgedroschensten Phrasen greift.

In England beabsichtigt man unter dem Namen einer »British Literary Guardian Association« eine Gesellschaft zu bilden, deren Zweck seyn soll, die Schriftsteller von den Verlegern unabhängiger zu machen, und ihnen einen bedeutenderen Gewinn aus dem Ertrage ihrer Arbeiten zu sichern.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

78. Mittwoch, den 28. September 1836.

Ueber die Emancipation der Frauen. — Ein wohlgemeintes Wort von S*******. — Angehängt Johann Gottlieb Fichte's: »Ueber das gegenseitige Rechtsverhältniß beider Geschlechter im Staate, und dießjährige Verhandlungen der badenschen Abgeordnetenkammer, in so weit sie den vorliegenden Gegenstand betreffen.« — München, bei Georg Franz. 1835. 8.

Der bescheidene Verfasser, der so viel Selbstverläugnung besaß, sich der Anerkennung der Leserwelt zu entziehen, überließ diese auch dem bangen Zweifel, ob sie die kostbare (?) Gabe einem Verfasser männlichen, weiblichen oder eines anderen Geschlechtes danke. — Bei diesem Sachverhalte muß es auch dem unprophetischen Kritiker vergönnt seyn, den Verfasser (unbestimmten Geschlechtes) mit S. anzusprechen. Dieser liefert uns nun ein Werk von 6 groß- mit einem Anhange von 9 klein gedruckten Blättern, und nennt es ein wohlgemeintes Wort, dabei es aber räthselhaft bleibt, wenn man diese Blätter durchlesen hat, mit wem es S. wohl meine?

Mit den Frauen gewiß nicht, sonst würde S. nicht so seichte Gründe für die »gerechte Sache« angeführt, und dieselbe durch seinen Anhang gleich widerlegt haben.

Mit den Männern doch wahrhaft auch nicht, denn diese sind ja die Unterdrücker [1].

Eben so wenig konnte es S. mit dem Buchhändler, oder gar mit sich selbst wohl meinen, und zu diesem Ende eine solche Frühgeburt unreifen Denkens zu Tage fördern.

Es wird daher gewiß vergönnt seyn, an S. ein wohlgemeintes Wort über seine Emancipation der Frauen zu richten.

Für's Erste ist der weltumfassende Titel Emancipation der Frauen für den größten Theil Europa's ein Räthsel, da, vom juridischen Standpuncte aus betrachtet, nichts zur Ehre der meisten europäischen Staaten zu emancipiren ist, weil die Frauen meines Wissens nirgend als Sclavinen [2] behandelt werden. — Sollte dieß in Baden, wie S. mit grellen Farben schildert, der Fall seyn?! so müßte es auf dem Titel heißen: über die Emancipation der Frauen in Baden. — S. ist einer jener unberufenen Anwalte, die unter der Maske der Rechtsfreundschaft nur Erbitterung hervorrufen, und jedem Gutgesinnten durch leidenschaftliche Entstellung der Wahrheit und grelle Farben des Eigendünkels nur Abscheu einflößen. — Wenn doch solche Schreiber stets bedächten, wie schlecht der guten Sache durch solche schlechte Stützen gedient sey, wie die Erbitterung der Gemüther nie der rechte Weg zur hellen Darthuung des Unrechtes ist, und daß Leidenschaften stets das Grab vernünftiger Maßregeln waren und bleiben. — Reformen im Wege der bestehenden gesetzgebenden Gewalt sind neue Gesetze, Gesetze sind die köstlichste Frucht des gesunden Lebensbaumes eines reifen Staates, wie man diese gut erwarten kann, wenn der Baum selbst an Leidenschaft erkrankt ist, bleibt unerklärlich.

Wenn S. sagt: »In unserem Jahrhunderte wird Billigkeit nur zu leicht vom Kampfgeschrei des Egoismus übertäubt (S. 2). — Früher, als die Zeit weniger die egoistische war, das Geld weniger der Hebel aller Handlungen, der Impuls aller Meinungen . . . . hört man den laudator temporum se puero. — Und doch beweiset er diesen historisch seyn sollenden Satz mit keinen Daten aus der Geschichte! — Diese lehren im Gegentheile in ihrer Zusammenstellung, daß die Frauen um so mehr der Willkühr des Mannes Preis gegeben, jeder freiwilligen Verfügung über sich und das Ihrige (?) bar, dastehen; je weiter wir in der gelebten Zeit zurückschreiten, und daß sie an Selbstständigkeit gewinnen, je näher wir an unser Zeitalter kommen, oder mit andern Worten: die Frauen werden um so höher geachtet, je höher die Cultur des Menschengeschlechtes gediehen ist. — Die Cultur des Menschengeschlechtes aber schreitet unaufhaltsam vorwärts, einzelne Nationen mögen von der Leiter der Cultur zurückgetaumelt seyn, die ganze Menschheit nie! Deßhalb finden wir wohl auch bei einzelnen Nationen eine härtere Haltung der Frauen als bei andern, aber in einer Lage, in der sie einer Emancipation gleich Sclaven (mit denen sie S. S. 13 zu parallelisiren

1 Siehe S. 7.

2 Cui mancipia.

Digitized by Google

sich beikommen läßt) bedürften, wird sie auch der scharfsinnigste Freund des schönen Geschlechtes nirgend finden. Es wäre vielleicht leichter, den Beweis herzustellen, daß die Frauen, wenn gleich indirect, Alles regieren, als daß sie mit so barbarischer Strenge regiert werden[1], wie ein Leichtgläubiger aus den S. 8 und 9, dann 11 und 12 denken müßte.

Seite 9 sagt S.: Nach dem geistigen Drucke »sollte man glauben, daß die Frauen kein Theil der Menschheit ... eine Art Parias sey,« und zieht aus dieser kühnen Behauptung den noch kühneren Schluß: »So wird das weibliche Leben zu langer Qual.« S. scheint hier offenbar mehr geschrieben als gedacht zu haben, — es ist unbegreiflich, wie ein Mensch im neunzehnten Jahrhundeerte die Frauen mit Parias vergleichen kann. — Während die Parias in Indien von Jedem geflohen, verachtet und wie die Pest vermieden werden, laufen die Männer im cultivirten Europa den Frauen angeigentlich nach, achten sie höher, als alle Güter der Ede, und fühlen jeden Genuß des Lebens durch ihre wohlthätige, beseligende Nähe am köstlichsten gewürzt! Was ein Parias berührt, ist entweiht, entheiligt, wird selbst keinem Thiere mehr ohne Scheu dargeboten, indeß die zarte Hand einer Frau jeder noch so alltäglichen Gabe zur Uebergangsbrücke zum Edleren dient. — Der feine Ton der besseren Gesellschaft ist gewiß nicht bloße willkührliche Tyeannei der Form, sondeeu sein Wesen ist viel tiefer, es ist im Wesen des Menschen, der Vernunft zu suchen. Schlagende Beweise hiefür geben die tausendfältigen kleinen Opfer, die man unausgesetzt bringen muß, will man nicht gegen die Lebensart verstoßen. Man möchte sagen, das »Liebe deinen Nächsten und thue Alles Andeeen, was »die selbst angenehm wäre, wenn man's dir thäte,« spreche sich in dem feinen gesellschaftlichen Tone am wohlthätigsten practisch aus. Diese feine, oft ungerechter Weise gemißbilligte Sitte, die in dem Wesen der Menschen ihren Grund findet, bedingt auch nothwendig die Achtung, die wir den Frauen zollen.

»Ehret die Frauen, sie flechten und weben
»Himmlische Rosen in's irdische Leben.«

Schon daß Alle, die nicht etwa durch unglückliche Erfahrungen gereizt, sich ungerecht am ganzen Geschlechte rächen wollen, über diesen Punct gleich denken, zeigt von der tiefen Wahrheit, die darin liegt: die Frauen als die köstlichsten Trösterinen für manches bange Erdenleid zu achten! Doch hiezu bedarf es einer Frau in ihrer reinen Zartheit, in jener, durch keinen kalten Hauch eines prosaischen Geschäftslebens entweihten Reinheit. Hiezu, sage ich, bedarf es der Frauen, wie sie sind, und nicht etwa, wie sie nach den sonderbaren Anforderungen des S. seyn, oder vielmehr werden sollen. — Die Frauen, deren schöne Bestimmung es ist, dem Manne ein volles Paradies in's nackte Leben zu pflanzen, werden gewiß in der Erfüllung dieser schönen Bestimmung, zu deren Erreichung ihnen die Natur so gütig mit verschwenderischer Fülle Mittel gab, ihre schönste lebensaufgabe erkennen. Kann man in dem beseligenden Bewußtseyn, Glück und Segen zu spenden, einem Ausrufer Gehör geben, der da spricht: »Euer Leben ist eine lange Qual?«

Was S. durch seine Emancipation herbeiführen will, zeigt sich in seiner kalten Wirklichkeit erst dann, wenn man das, was er nur mit sehr unbestimmten Ausdrücken S. 12 und 13 sagt, mit dem Anhange II. S. 29—31 vergleicht. Hieraus ergibt sich, wie S. darüber entseyt ist, daß die Frauen nicht ohne Beistand vor Gericht erscheinen und alle bürgerlichen Geschäfte schließen können. Der Grund der Unbilligkeit, ja Ungerechtigkeit soll in Folgendem liegen: »Das Weib besitzt wie der Mann Erfahrung. In allen Ständen, dem gelehrten ausgenommen, theilt das »Weib mit dem Manne die gleichen Geschäfte, »die gleichen Mühen, und bewegt sich in einem gleichen Kreise »des Lebens.« — S. 30. »Wenn das Weib zu Schauspielen freien Zutritt hat, so kann dieß auch vor Gericht ohne Beistand geschehen.«

Abgesehen davon, daß es eine Wohlthat des Gesetzes ist, Frauen, welche mit dem ränkevollen Rechte wenig vertraut sind (einige unnatürliche Exemplare von Mannweibern ausgenommen) unter besondern Schutz der Gesetze zu stellen, und daß hierin, als einer weisen Vorsicht, nichts weniger als eine Erniedrigung zu ersehen ist, wird gewiß keine Frau gerne jene Gründe zugeben, auf welche die Emancipation basirt ist. — Das Weib besitzt, zur Ehre der Frauen sey es gesagt, nie dieselbe Erfahrung, wie der Mann. Während der Jüngling aus den Treugärten seiner Ideale hinausgetrieben wird in's Kalte Leben, und da unter tausend blutenden Wunden der Enttäuschung mit unsäglichem Schmerze für verlorene zarte Vorstellungen darsche Lebensbilder eintauscht: während er hinaus muß in das mit kalter Wirklichkeit die paradiesischen Blüten seines schönen Wahnes abstreifende Kampfgewühl des practischen Lebens, saus Wetter und Regen das Glück zu erjagen;« weilet die Jungfrau ruhig in dem labenden Schatten ihrer eigenen inneren Welt. Sie hat gewiß nicht dieselben Geschäfte mit dem Manne und bewegt sich (bis jetzt in der ganzen Welt) nicht in einem gleichen Kreise des Lebens.

S. will aus den Frauen (dieser Poesie des Lebens) jede höhere Poesie verbannen, er möchte die Herzen, jene Tabernackel reiner Empfindungen, zu Rechentafeln, und die himmlischen Züge, den reinen Abdruck ihrer Seelen, zu einem Ge-

[1] So sagt Fichte: Alle großen Staatsveränderungen gingen entweder von Weibern aus, oder sie wurden durch dieselben gelenkt und beträchtlich modificirt.

Digitized by Google

schäftskalender umstalten. Weiblichkeit ist die höchste Zierde des Weibes. »Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,« und jeder männliche Anstrich verscheucht die Lieblichkeit des Weibes nicht minder, als ein weibischer Mann gewiß weder bei wahren Männern noch Frauen Anwerth finden wird. Die Natur bestraft jede Tyrannisirung und Verläugnung ihrer Gesetze mit unerbittlicher Strenge, und was gegen sie ist, kann unter keinem Verhältnisse gut und edel seyn.

Frauen, die allein ohne Beistand in einem Schauspielhause erscheinen, sind in der Regel in der bürgerlichen Achtung nicht sehr hoch, aber welchen Gewaltstreich muß eine Frau über ihr besseres Ich führen, welche schönen Seiten zarter Zurückgezogenheit muß sie abstreifen, um allein oder nur überhaupt vor Gericht zu erscheinen! — S. will den Frauen seine Wohlthaten aufdringen, denn ließe man ihnen freie Wahl, sie würden gewiß nie den Tausch eingehen, nie ihre Weiblichkeit, jene unwiderstehliche Waffe, Männer zu besiegen, mit dem Befugnisse vertauschen, vor Gericht ohne Beistand zu erscheinen!

S. klagt die Männer an: »daß sie die Frauen bloß wählen, um sich in den Besitz und die Verwaltung ihres Vermögens zu setzen (S. 7), und daß sie ihre reichen Frauen »bloß als Geldbörse behandeln.«

Allein, wenn es auch solche Männer gibt, denen das Heiligste selbst nicht zu hoch steht, um es zum Mittel ihrer Gewinnsucht herabzuwürdigen, wenn entartete Männer, den schnöden Trug spielend, wirklich nur von Habsucht geleitet, die zartesten Bande entheiligen, und so dem schändlichsten Raube durch einen religiös und bürgerlich hochgestellten Act den Stämpel der Legalität sich aufzudrücken bemühen; so sind dieß traurige Erscheinungen menschlicher Verworfenheit, und die erfindungsreiche Tücke niederer Seelen wird, weit entfernt, in der sogenannten Emancipation ein Hinderniß für ihre sündhaften Pläne zu finden, hierin einen neuen Reiz ihres Opfers sehen.

Ja ich wage die Behauptung: daß die Grundsätze einer gesunden Politik eben zum Wohle der Frauen ihre Abhängigkeit bei den meisten wichtigeren Rechtsgeschäften nothwendig erheischen. Die Geschichte lehrt, daß die Frauen aller Zeiten, in der Liebe jede Rücksicht auf die Seite setzend, sich stets vergessend, Alles opfern, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Ein Weib, welches liebt, liebt unausgesetzt ohne Unterbrechung, ich möchte sagen, sie liebt fleißig, indeß der Mann mitunter manches zu thun hat, und fremden Eindrücken oder Schlüssen, die sich auf die Zukunft gründen, nie ganz unzugänglich wird. Im engen Kreise der Gegenwart liegt das ganze heiße Sehnen des liebenden Weibes, der Funke des Gefühles wird durch den raschen Umschwung einer durch Geschäfte nie erkaltenden Fantasie zum glänzenden Kreise der Entzückung, über den hinaus in düsterer Zukunft Räume das geblendete Auge selten dringt. — Wenn es nun Verworfene gibt, die Liebe heucheln und doch Liebe gewinnen, so wird es diesen ein Leichtes seyn, das unglückliche Opfer, dessen Ruhe sie raubten, auch um ihr in dieser Lage für nichts geachtetes Vermögen, ja um Alles zu bringen! Während dieses Unternehmen an der unleidenschaftlichen Einsprache des Beistandes scheitern muß, ja der Betrüger wird den Versuch des Betruges nicht einmal wagen, wenn er seinen Plan der Beurtheilung eines Mannes unterzogen weiß, der für das Interesse einer Verblendeten klare Einsicht hat. Es versteht sich von selbst, daß auch der Beistand unredlich zu Werke gehen kann; allein man nehme nur anerkannt redliche Rechtsfreunde zu Beiständen, denn in der schlechten Ausführung einer Maßregel liegt nie der Beweis ihrer Unrichtigkeit.

Dem denkenden Leser des Anhanges I kann es kaum entgehen, daß auch Fichte jenen Emancipations-Gedanken nicht beipflichte, wenn er gleich vom Standpuncte des Naturrechtes aus wie jeder Jurist den Frauen dieselben angeborenen Rechte zugesteht, wie den Männern. Es bleibt also kaum erklärlich, wozu S. diesen Anhang so ausführlich beidrucken ließ, und man darf erwarten, daß die Frauen unserem S. trotz seiner Anspielung (S. 3) keinen unverwelklichen Kranz flechten werden, wie einst dem »Frauenlob in Mainz,« nach welchem lüstern zu seyn, allerdings guten Geschmack verräth. Dr. H.

Erinnerungen aus einer Reise durch einige Abteien in Oesterreich und das k. k. oberennsische Salzkammergut. Von J. B. Zarbl. Mit Beilagen und einer in Kupfer gestochenen Reisekarte. Zweite Auflage. Regensburg, Pustet, 1836. 440 S. 8.

Die erste Auflage, aus dem Tagesblatte »Eos« besonders abgedruckt, erschien 1831, und die Absicht des Verfassers war unverkennbar: auf die Frage, welche sich in Baiern damals über die Wiederherstellung der Klöster erhoben hatte, bejahend einzuwirken. Seitdem haben sich auch bereits mehrere von Neuem eingerichtet, und in Augsburg leiten Benediktiner aus Oesterreich und der Schweiz die lateinischen und philosophischen Schulen. Ob vorliegendes Buch darauf einen größeren oder geringeren Einfluß genommen, können wir nicht bestimmen; wir müssen indessen gestehen, daß wir uns mit des Verfassers Art und Weise, seine Absicht zu verfolgen, keineswegs befreunden können. Was verloren gegangen, mag immerhin aus der Betrachtung des noch Bestehenden ermessen werden; dazu gehört aber ruhige Anschauung, glückliche Gabe der Auffassung, ernste Prüfung und vor Allem — strenge Liebe zur Wahrheit. Wer die Vertheidigung eines Gegenstandes übernimmt, muß Alles zu finden wissen, was seinem Zweck entspricht; wir gehören unbedingt zu je-

Digitized by Google

nen, die das blühendste Fortbestehen der Abteien wünschen; allein wir sind eben so fest überzeugt, daß Uebertreibung nie Nutzen bringt. Hr. Zarbl sieht zusammengestellte Paläste einer Hauptstadt, Labyrinthe von Gebäuden, ätherische Wundergebäude, lebendige Akademien, wo ein Anderer wohl das Schöne und Gute nicht übersieht, allein eben so wenig das Außerordentliche wahrzunehmen im Stande ist. Ueberhaupt tritt der Verfasser in den meisten seiner Ansichten über die Schranken der Gegenwart hinaus, um sich desto vergnüglicher in den Hallen der ältesten Vergangenheit zu ergehen. Darüber vergißt er aber die wahren und in der That bedeutenden Vorzüge der Abteien für die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft genügend zu würdigen.

Um unsern Lesern von der Anschauungsweise des Verfassers ein Beispiel zu geben, mögen hier einige Stellen seines Buches ihren Platz finden. Er nähert sich dem Benedictiner-Stifte Kremsmünster; und dieß veranlaßt ihn zu nachstehenden allgemeinen Ansichten: »Schon die ganze Umgegend eines Klosters — erscheint in einem gewissen edleren Anstande. — Die Straßen werden besser; Alleen thun sich auf, die Wohnungen der Landleute verschönern sich, die Begegnung wird feiner (?), dort und da treten auf Höhen und Thälern Schlösser und Meierhöfe hervor u. s. w.« (S. 37 u. S. 39): — »Woher rühret es wohl, daß man zwischen Landvolk und Landvolk, in der Gemüthsart, im Umgange, in der Kleidung, im Häuserbau, in Sitten und Gewohnheiten, einen so erstaunlichen Unterschied antrifft? Nimmermehr von unseren Dorfschulen oder Volksschriften! Die Worte bewegen zwar, aber die Beispiele reißen hin, und weder das Hörensagen noch der todte Buchstabe, sondern der lebendige Anblick ist es, was zur Nachahmung ziehet.« — Ob wohl ein Reisender, der z. B. aus der Gegend von Wallern, Grieskirchen, Eferding käme, mit Zarbl übereinstimmte? So viel wir kennen, und wir kennen dieselben Gegenden aus vieljährigen Beobachtungen, möchten wir daran zweifeln. Ehre, dem Ehre gebühret! —

Was den historisch-topographischen Theil des Buches betrifft, tritt nirgend Eigenthümliches hervor; wir können ihn daher ganz ruhig übergehen. Die Auflage ist mittelmäßig; der Preis indessen sehr billig. Fischer.

Notizen.

In den älteren gelehrten Zeitungen, welche den jetzt üblichen Literaturzeitungen vorangingen, findet man nicht selten ganz witzige Einfälle. So ist z. B. in den »Jenaischen Zeitungen von gelehrten Sachen,« Jahrgang 1766, Nr. 25 von einer Uebersetzung der bekannten Geschichte der Verschwörungen, Meutereien u. s. w. des Düport du Tertre die Rede. Es werden Verschwörungen in England und Frankreich angeführt. Nun, meint der Recensent, möge man doch auch einmal eine deutsche Verschwörung abhandeln. Welche aber? Die Verschwörung der deutschen Gelehrten, kein französisches Buch unübersetzt zu lassen.

Sollen nicht von dieser Verschwörung sich einige Verzweigungen bis auf unsere Tage erhalten haben?

Am 17. Juli d. J. starb zu Leipzig Dr. Chr. Ludwig Stieglitz, Probst des Collegiatstiftes Wurzen, Vorsteher der deutschen Gesellschaft zu Leipzig u. s. w., hochverdient als Gelehrter und Schriftsteller durch die Werke: »Geschichte der Baukunst der Alten« (Leipzig 1792), »Encyclopädie der Baukunst der Alten« (5 Bände, Leipzig 1792—98), »Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer« (2 Bände, Weimar 1801), »Ueber altdeutsche Baukunst« (Leipzig 1820), »Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis auf die neuesten Zeiten« (Nürnberg 1827, zweite Auflage, 1836). Er ward zu Leipzig am 12. December 1756 geboren.

Eine vergleichende Zusammenstellung der vornehmsten öffentlichen Kupferstichsammlungen in Europa gibt folgende Resultate:

Paris . . .	mehr als	1.400.000	Kupferstiche.	
München . . .	»	»	300.000	» »
Wien . . .	»	»	300.000	» »
Dresden . . .	»	»	250.000	» »
Brittisches Museum	»	»	100.000	» »
Kopenhagen . .	»	»	90.000	» »
Amsterdam . .	»	»	70.000	» »
Frankfurt . . .	»	»	30.000	» »

Zu Prag ist der erste Theil einer »Geschichte des Alterthums (Obraz starého swěta) von Dr. Smetanow in böhmischer Sprache erschienen; auch ist Balbi's »Geographie,« die bereits in die meisten europäischen Sprachen übertragen worden ist, in's Böhmische übersetzt worden.

Prof. Jungmann, Präfect des Prager Gymnasiums, hat für sein großes böhmisches Wörterbuch, von dem so eben der zweite Band beendet wird, von der kais. Akademie zu Petersburg eine goldene Medaille erhalten.

In Rußland wird nächstens eine Uebersetzung von Capitän d'Urville's »Reise um die Welt,« mit Anmerkungen von Admiral Krusenstern, erscheinen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

79. Sonnabend, den 1. October **1836.**

1. Ueber die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Nebst Vorschlägen zur Abhülfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie. Von M. B. Lessing, Doctor der Medicin und Chirurgie. Berlin 1836. Verlag von A. Hirschwald. XIV u. 167 S. 8.
2. Neue Untersuchungen über die Hülfe der Scheintodten, von Dr. C. C. H. Marc, erstem Leibarzte des Königs der Franzosen u. s. w. Deutsch bearbeitet von Dr. G. Weyland. Mit drei Kupfertafeln. Leipzig 1836. Verlag von Imman. Müller. 277 S.
3. Alphabetisches Taschenbuch, enthaltend ein Verzeichniß der nöthigsten Rettungsmittel bei Scheintodten u. s. f. Herausgegeben von Dr. Richter. Zeitz, 1836, bei Imman. Webel. 187 S.
4. Uebersicht der Rettungsmittel bei allen Arten von Scheintod u. s. w. Tabelle, von Dr. H. Vogler. Dritte, vermehrte Auflage. Potsdam, Verlag von H. Vogler. 1836.

So wird denn eine dringende, längst in jedem menschenfreundlichen Gemüthe gehegte Angelegenheit immer mehr in ihrer Wichtigkeit anerkannt, und in ihrem ganzen Umfange gewürdigt! Möchten die Bemühungen so vieler wohldenkender Männer gesegnet seyn! Wir aber halten es für unerläßliche Pflicht, durch Verbreitung und Bekräftigung ihrer Bestrebungen das Unsere zu dem großen Werke der Menschenrettung beizutragen. Es gibt Dinge, wo nicht nur die Erfindung Werth hat, sondern die Wiederholung noch viel mehr; die unablässige Wiederholung, bis sie nicht mehr nöthig ist. Hier wird auch der Schriftsteller verdienstlich, der keine neue Pflanze zieht, aber die gedeihlichste verbreiten hilft. Unter diese Angelegenheiten gehört vielleicht mehr als irgend eine die Pietät für das ernste Recht der Geschiedenen; damit das Dichterwort zur Lüge werde: »nur der Lebende hat Recht!« — »Gewiß (Nr. 1. S. 149) kein ehrenwerthes periodisches Blatt, dem das Interesse des Gemeinwohls ein wahres Anliegen ist, wird diese Angelegenheit vorübergehen lassen, ohne zu Gunsten derselben seinen Einfluß auf die Herzen seiner Leser zu bekräftigen.« Wir entsprechen diesem billigen Wunsche unserer Seits dadurch, daß wir obige Schriften, wenn gleich eine ausgeführte Erörterung derselben hier nicht am Orte ist, doch nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern dem Wesentlichen nach bezeichnen, und durch Hindeutung auf ihr Lebendiges die Wirkung desselben zu fördern suchen.

In dem Sinne, den wir hier vor Augen haben, ist besonders Nr. 1. aufgefaßt und durchgeführt. Auf dieses Buch haben wir also zuvörderst aufmerksam zu machen. Des Verfassers Auge folgte dem Finger des ehrwürdigen Hufeland, der bekanntlich zuerst auf diese stille Region geheimen Jammers hindeutete. Er beleuchtet (S. 4 u. f. w.) mit einer unerfreulichen Diogeneslampe die Scenen, die gemeiniglich das Bett der Sterbenden umgeben; ein hochwichtiges Capitel, wozu keine Randglosse paßt, als: Lest ihn, lest ihn! — Er sucht die Begriffe »Leben« und »Tod« auf's Reinste zu bringen; wobei er Stellen aus dem neuesten Werke des Dr. Mises (Büchlein vom Leben nach dem Tode; Dresden 1836) citirt, die uns abermals zur Verwunderung veranlassen, daß ein so außerordentlicher Autor wie dieser von uns Zeitgenossen so wenig berücksichtigt wird. — Er prüft und widerlegt abermals alle sogenannten Todeszeichen, bis auf die wahre, cadaveröse Verwesung. Er trägt, mit Kritik, Beispiele von entdeckten Scheintode zusammen, von denen ich mir erlaube, ein weniger bekanntes (aus Rob. Macuish, the philosophy of sleep; übers. Leipzig 1835), psychologisch bedeutungsvolles hier mitzutheilen. Eine junge Dame, im Gefolge der Prinzessin N. N., lange Zeit durch eine heftige Nervenkrankheit an's Bett gefesselt, schien endlich gestorben. Ihre Lippen waren ganz bleich, ihr Gesicht ganz das einer Todten, ihr Körper kalt. Man bringt sie aus ihrem Zimmer in einen Sarg, der Begräbnißtag wird festgesetzt. Er kommt. Der Landessitte gemäß singt man vor dem Hause geistliche Sterbelieder. Eben will man den Sargdeckel zunageln, da sieht man auf dem Körper Schweiß, der mit jedem Augenblicke sich mehrt, — bald darauf eine krampfhafte Regung in den Händen, in den Füßen. Nach einigen Minuten, während welchen sich neue Lebenszeichen einstellen, öffnet sie die Augen und läßt einen lauten, höchst jammervollen Schrei hören. Man sendet nach Aerzten; in wenigen Tagen ist sie fast völlig wieder hergestellt. Vermuthlich lebt sie noch jetzt. Die Schilderung aber, die sie von ihrem Zustande gab, war merkwürdig.

Digitized by Google

Es schien ihr, sagte sie, als träume sie, daß sie wirklich gestorben sey; allein sie wußte Alles, was damals um sie vorging. Das Gefühl, wie man sie in den Sarg bettete, ängstete sie unbeschreiblich, aber sie konnte nicht schreien. Sie hatte das sich durchkreuzende Gefühl, als ob ihre Seele noch im Körper sey und auch nicht sey. Alle Bemühung, sich zu regen, blieb vergebens; bis die Angst ihres Herzens die größte Höhe erreichte, da man den Sterbegesang begann und den Sarg vernageln wollte. Da schien der Gedanke, lebendig begraben zu werden, ihrer Seele gewaltsam wieder die Bahn zu den Organen aufzuschließen. — Der Verfasser zählt nun die Krankheiten auf, wo auf diese Gefahr besonders Rücksicht zu nehmen wäre. Er gibt folgendes alphabetische Verzeichniß: Angstvolle, Betäubte, Blatterkranke, Convulsivische, Engbrüstige, Entkräftete, Erboßte, Erdrückte, Erfrorne, Erhängte, Erhitzte, Erschrockene, Erschlagene, Ertrunkene, Erwürgte, Fallsüchtige, Frauenkrankheiten, Gebärende, Gefallene, Gestürzte, Hypochondrische, Hysterische, Kummervolle, Leidenschaftliche, Mitsüchtige, Nervenschwache, Neugeborne, Ohnmächtige, Plötzlichsterbende, Schlafsüchtige, Schlagflüssige, Schwindlichte, Starrsüchtige, Stickflüssige, Ueberlaadene (durch Nahrungsmittel), Ungeborne, Verblutete, Verhungerte, Wöchnerinnen, Zerquetschte. — Zu diesem mitunter etwas wunderlichen Catalogus kann man wohl die am Brechdurchfalle Erkrankten hinzufügen. — Der Verfasser feägt nun: welches Mittel rettet uns vor dieser Gefahr? — und antwortet: Leichenhäuser. Er widerlegt die Einwürfe, die gegen seine Antwort gemacht werden konnten (man sollte kaum glauben, daß sie gemacht werden sind!); »leichenhäuser,« sagt er S. 87, »sind die eigentliche Lebensversicherungsbank, zu der wir Alle beisteuern müßten; wenn aber gar jeder der Eisenbahn-Actionäre von dem ihm bereits gewordenen Gewinne, oder überhaupt Jedermann nur den zehnten Theil deß, was er das Jahr hindurch dem Theater, der Musik u. dgl. widmet, ein einziges Mal zu unserem Zwecke hergäbe, wie bald würde dann diese Schrift, ihrem heißesten Wunsche gemäß, die letzte ihrer Art geworden seyn!« Dann würde das Achselzucken, womit Gemeinden und Magistrate eine heilige Pflicht von sich abzuschütteln suchen, aufhören, und in die Töne der Feöhlichkeit sich nie mehr der mahnende Angstruf des Zweifels mischen, ob nicht vielleicht einst Jene, die auf Erden zu rasch gelebt und der Todten vergessen haben, unter der Erde langsam sterben und des Lebens fluchend gedenken werden.« Getrieben von seinem Gegenstande, wendet sich der Verf. an die Priester, an die Obrigkeiten, und feägt: »Während das Gesetz die Tödtung der Ungebornen aufs Strengste straft, sollte es gleichgültig den Mord der Ungestorbenen geschehen lassen?« (S. 96.) Er vertheidigt die Rechte seiner Scheintodten als Bürgerrechte; »wenn unsere Lippen versiegelt, und wir von Neuem unmündig geworden sind, dann hat der Staat seine vormundschaftliche Aufgabe erst eigentlich zu lösen. Der Rath des Arztes bedarf erst der Sanction der Regierung. Was Jener empfohlen, erlangt erst Wirkung von dieser befohlen.« (S. 106.) Und so wagt er die Hoffnung: »Wie uns heut zu Tage die Sitte, die Todten innerhalb der Stadtmauern in den Kirchen beizusetzen, als Barbarei erscheint, so wird nach 100 Jahren das Bedürfniß der Leichenhäuser nur noch der Geschichte angehören, und ihr Mangel als Barbarei erscheinen.« (ibid.) Möchten seine pia vota früher und allgemeiner in Erfüllung gehen, als so manche seines geoßen, seligen Namensbruders! — Daß man seine Befürchtungen nicht für übertrieben halte, beingt er aus Frorieb's Notizen (1829. Nr. 522) die Mittheilung: daß nach einer neuen Maßregel in New-York die Särge 8 Tage lang vor der Beerdigung so über der Erde stehen bleiben, daß in der Kopfgegend eine Oeffnung und an den Extremitäten Glockenschnüre sich befinden. Von 1200 auf solche Art Begrabenen waren sechs scheintodt. Also ein halb Procent wäre das Verhältniß! — Gestützt auf solche Thatsachen, schlägt er den Regierungen einen Prüfungsversuch durch fünf Jahre vor, der, selbst wenn sich die Besorgniß als unbegründet erweise, als Beruhigungsmittel schon nicht zu theuer bezahlt werden könnte. — Hierauf geht er die Erfordernisse eines solchen Leichenhauses mit vieler Umsicht durch, und kommt endlich auf den nervus in rebus, indem er uns das nöthige Geld anweist; wobei noch mancher wichtige Punct in Anregung kommt; z. B. die geist- und zwecklosen, verderblichen Begräbniß-Verschwendungen. Was würde Lichtenberg, der es bitter und ironisch genug fand, daß sich Leute beim Einsteigen in die Trauerkutsche becomplimentiren, erst hierzu gesagt haben? — Nach so vielen und vollständigen Erörterungen darf der Verf. wohl das Bewußtseyn hegen, daß er nichts zu seinem Zwecke versäumt habe: sein neues Leichen-Reglement, basirt auf die Nothwendigkeit der Leichenhäuser, in's Leben zu rufen« (S. 104.) Es versteht sich von selbst, daß er überall Preußen vor Augen hat; und so bleibt uns Oesterreichern das wohlthuende Gefühl, daß unsere Regierung, stets auf das Beste der Bürger den wohlwollenden Blick geheftet, eine der ersten war, welche jene philantropischen Vorschläge so würdigte, wie sie es verdienen. Schon seit 1780 besteht hier die Todtenbeschau, die immer vollständiger organisirt ward (s. J. Bernt, Vorlesungen über die Rettungsmittel beim Scheintode u. s. w. Wien 1819), seit 1756 sind die der mütterlichen Sorgfalt der Kaiserin Maria Theresia zu verdankenden Leichenkammern errichtet, die gleichfalls immer zweckmäßiger bestellt wurden (Vorschrift vom 10. September 1796 und 5. August 1797, Hofkanzlei-Decret v. 3. Mai 1826); es werden zu allgemeiner Belehrung öffentliche Vorträge über diesen Gegenstand an der Universität gehalten, und wir können also getrost auf unsere Gesetze in dieser Hin-

Digitized by Google

sicht als auf Muster hinweisen. Auch fanden, wie immer, die edlen Bemühungen der obersten Behörden Nacheiferung; wie z. B. im Hause der barmherzigen Schwestern zu Gumpendorf eine Leichenkammer mit Sorgfalt eingerichtet ist. Nichts desto weniger war es uns Pflicht, zur Verbreitung so menschenwürdiger Intentionen unser Wort nicht fehlen zu lassen, — damit solche Institute, wo sie nicht sind, entstehen, und wo sie sind, gehörig gehandhabt werden mögen. Denn das ist gewiß: »daß, wenn diese Maßregeln eine erfolgreiche Wirkung haben sollen, sie mehrere Male im Jahre zur öffentlichen Kenntniß gebracht, ihre Befolgung von Seite der Behörden einer öfteren und genauen Inspicieung unterliegen, die Uebertretungsfälle mit namhaften Strafen belegt, und letztere auch wirklich vollzogen werden müssen.« (S. 166.) — Es ist zweckgemäß, daß sich dieses Buch mit den besonderen Mitteln zur Behandlung Scheintodter nicht weiter befaßt. Diese erfahren eine desto genauere Prüfung in

Nr. 2. Ein Werk, welches mit Sachkenntniß und Kritik durchgearbeitet ist, um die Anfrage des Ministers des Handels und der öffentlichen Angelegenheiten an den Polizei-Präfecten zu beantworten: ob die Rettungsmittel für Ertrunkene mit den Kenntnissen unsers Zeitalters gleichen Schritt halten, und ob hierin die Institutionen anderer Völker für Frankreich nutzbare Vervollkommnungen böten? — Man konnte diese Frage nicht unbefangener und ausführlicher beantworten, als es Marc hier gethan. Seine Resultate durchzugehen, ist hier der Ort nicht. Den Galvanismus hält er für ein untrügliches Mittel, Tod von Scheintod zu unterscheiden, verspricht sich aber von dessen Wiederbelebungskraft so wenig als von der sonst so gepriesenen Elektricität. Die Erfahrungen über die galvanischen Effecte an der sogenannten todten Faser scheinen mir auch den ersten Theil dieser Behauptung sehr in Frage zu stellen.

Halb populär, halb nach Vollständigkeit trachtend, reiht Nr. 3. Alles, was auf Scheintod, plötzliche Todesfälle und Lebensgefahren Bezug hat, alphabetisch aneinander, und stellt sich dadurch unter jene injuste milieu-Schriften, welche bei allem auf die Behandlung gewandten Fleiße doch für die vom Fache nicht ausreichen, und den Laien eher verwirren, als aufklären. Für diesen sind tabellarische Uebersichten, wie

Nr. 4., weit practischer, die ihm das, was Noth thut, gedrängt vorhalten, und, wenn er durch öfteres Lesen sich den Inhalt eingeprägt hat (was von einem Wörterbuche nicht zu fordern ist), ihm im Dringen des Falls die Geistesgegenwart, wenn auch nicht ersetzen, doch bestimmen und feuchtbar machen.

Aber alle diese Schriften arbeiten auf Einen schönen, heiligen Zweck, den auch wir, da wir uns, sie zu empfehlen, gedrungen fühlten, im Geiste hatten, dem wir Mittel und Segen von oben wünschen, damit kein Mensch dem andern Gott werde, und es sich leichter über Erden lebe.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Erklärung.

Professor Schreiner in Grätz, welcher in seiner Recension des Werkes von Balbi: Les bibliothèques de Vienne, den Umstand, daß dieser aus ämtlichen Quellen Daten entnehmen konnte, sehr grell hervorhebt, behauptet (Jenaer Litt. Zeitg. Febr. 1836. S. 224): »daß er keine Gelegenheit gehabt habe, aus der mehr erwähnten officiellen Zahlen-Statistik zu schöpfen.«

Bei dieser Behauptung muß jedem Leser dreierlei auffallen:

1. daß aus mehreren Stellen seiner Recension hervorgeht, daß er die Zahlen-Statistik genau kennt, und in Händen gehabt hat;

2. daß ein kais. österr. Professor der Statistik sich gekränkt fühlen muß, wenn ein Privatgelehrter Zugang zu Quellen hat, deren Benützung ihm versagt ist;

3. daß ein k. österr. Professor diese Kenntniß einer officiellen Statistik abzuläugnen in der Lage seyn kann; wozu noch kömmt, daß er durch gar nichts genöthigt seyn konnte, zu sagen, ob er jene Statistik kenne, oder nicht.

Die Stellen, welche das bejahende Bekenntniß enthalten, sind folgende:

S. 202, wo er diese Zahlen-Statistik »umfassend und wirklich bewundernswürdige« nennt;

S. 224, wo er angibt, wie das General-Rechnungs-Directorium die Bevölkerung von Ungarn approximirt hat;

S. 224, wo er in dieser letzteren Beziehung die Differenz zwischen den Jahren 1786 und 1787 mit 72.327 Seelen angibt, welche beide Daten sich auf der 7ten Tafel der Statistik vom Jahre 1828 und auf der 5ten vom Jahre 1829 befinden, indem daselbst das unter der Leitung des Präsidiums des General-Rechnungs-Directoriums stehende statistische Bureau Rechenschaft von den Elementen zur approximativen Berechnung der Bevölkerung des Königreichs Ungarn gibt.

Hierüber bemerkt denn Prof. Schreiner weiter auf eben derselben Seite, »daß die Behörde auf diese Weise (?) »zwar allerdings auf die Berechnung der Volksmenge in den »ungrischen Erblanden die größte Sorgfalt (!) verwendet, trotz »dem aber noch in so fern gefehlt habe,« als sie auf »die progressive Zunahme der jährlichen Volksvermehrung »noch immer zu wenig Rücksicht genommen habe.«

Hier findet sich demnach in der Sucht, Alles zu kritisiren, sogar die Kritik eines Werkes, dessen Kenntniß der Kritiker ablängnet.

Zu seiner Beruhigung darf er aber auf das bei jener Re-

Digitized by Google

chenschaft gebrauchte und von ihm übersehene Wort: »im Verhältnisse« gewiesen werden, welches hinlänglich andeutet, daß diese Bevölkerung wirklich progressiv berechnet wurde.

Das G. Rechnungs-Directorium, welches er ganz unberufen vor das Forum des gelehrten Deutschlands citirt, verdient daher einen Vorwurf nicht, der bloß aus seiner Unkenntniß des Gegenstandes, den er kritisirt, entstand, der seiner Behauptung, daß er die »umfassende und bewunderungswürdige officielle Zahlen-Statistik« nicht kenne, widerspricht, und der, wenn er gegründet wäre, beweisen würde, daß es dem statistischen Bureau an den ersten Vorbegriffen dieser Wissenschaft mangelt.

Wenn ihm eine Bevölkerung von 11.292.263 Einwohnern für das K. Ungarn (ohne Siebenbürgen und der Militärgränze) zu Anfang des Jahrs 1833 zu gering scheint, so möge er bedenken, daß das statistische Bureau, das im Zweifel lieber zu wenig, als zu viel behauptet, nicht ohne Widerspruch zuerst diese hohe Summe angenommen hat, und die Welt mit den Resultaten seiner Berechnungen bekannt machen.

Die Kritik des Hrn. Professors, der bereits in diesen Blättern ihr Recht widerfahren ist, hat daher auch in dieser Beziehung eine Blöße gegeben, die demjenigen, der sich auf den Richterstuhl setzt, nicht wohl ansteht, und durch die folgenden Zeilen Seite 224 noch vergrößert wird, wo in der Aufzählung aller in Bezug auf Volksbeschreibung in drei Theile zu klassificirenden Provinzen Galiziens vermißt, und erst später (S. 226) eingereiht wird.

Wien im September 1836.

J. Freiherr v. Mehburg,
Vice-Präsident des General-Rechnungs-Direct.

Literarische Aphorismen.

Ueberhaupt gibt es eine immediate, allgemein giltige (soll ich sagen: magnetische?) Mittheilung, — wozu es weder Worte noch Gründe braucht, und die, wie es scheint, von der ganzen Natur ausgeübt und empfunden wird. Der Muthige flößt seiner Umgebung Muth ein, Liebe findet Gegenliebe, Furcht steckt an, Selbstvertrauen imponirt, und an Lessing's Seite kommt sich Jeder gescheidter vor als sonst.

Vom Centrum aus beginnt die Bildung strahlenförmig; — hat der erste Radius die Peripherie erreicht, so entfaltet sich sein Nachbar, oder meist, nach dem Gesetze der Extreme, sein entgegengesetzter, — und so einer nach dem andern, bis die Sphäre vollendet ist: harmonische Ausbildung.

Mit Unrecht sagt man zum Recensenten: »Mach's besser!« beweise dadurch deinen Beruf zum Kritiker!« — wie es Naturen gibt, berufen zu produciren, so gibt's andere, berufen zur Betrachtung, zur Analysis, zum Urtheil.

Das weibliche und männliche Geschlecht sind nicht graduell, sondern specifisch verschieden.

In der Schriftstellerei hat sich das Frauengeschlecht dem socialen Leben mit dem entschiedensten Glücke und Berufe gewidmet.

Die Philosophen, wie die, so sich mit der Geschichte abgeben, nennen sich nur in so fern Eingeweihte vom Fache, als sie sich mit dem Unwesentlichen befassen: der Schul-Philosoph mit dialectischen Formal-Abstractionen, der Schul-Historiker mit unfruchtbaren Exegesen; jenen, die das Leben aus der Wissenschaft lebendig aufgreifen, den Leichnam wegwerfen, und aus dem Geiste erzeugen und gebären, — schreiben die »vom Fache« keine nur oberflächliche, dilettantenmäßige, conventionellen Einsicht zu. Jene sind die Fauste, die »vom Fache« die Wagner.

Es ist in unserer Natur, nebst dem Streben nach Enträthselung, etwas Trümmerisches, was auch befriedigt, ja ausgebildet seyn will.

Menschen von trägem Genie haben keine Vorstellung von der Wollust, die das kühne Combiniren gewährt; sie sind blind für den Faden, der oft auch zwischen die buntesten Erscheinungen eingewebt ist, und sie verbindend Einer Farbe nähert. Aber Menschen von allzuschnellem Genie sehen oft Fäden; wo keine sind, und ziehen ein willkührlich Gewebe über die Welt der Phänomene, das sie trübt und verschleiert.

Die Wenigsten sehen ein, daß es noch immer dieselben Interessen sind, die die Welt theilen und zusammenhalten, wie vor zwei tausend Jahren, nur unter andern Namen und Formen.

Der Dichter kann nur durch unmittelbare Mittheilung seiner Stimmung erheitern; die Gründe zum Frohsinn, die er angibt, sind eben dieselben, die den Hypochondristen verdrießlich machen.

Everett's Gemälde von Fox, Burke und dem Sohne Chatam's ist treffend. Er nennt Pitt einen Politiker, von andern Politikern nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

80. Mittwoch, den 5. October 1836.

Das vorcarolinische altdeutsche Evangelium in Wien.

Bekannt ist die literarische Revolution, die Jac. Grimm's nicht einmal vollendete »deutsche Grammatik« (bisher drei Bände, und wenigstens noch ein vierter wird sehnlichst erwartet) in ihrem Fache gemacht hat. Nur deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit konnte ein solches Riesenwerk sich zum Ziele stecken: die Sprache der 50 Millionen Deutschen von ihren ersten Spuren im Julius Cäsar an bis auf unsere Zeiten durch alle Denkmäler hin historisch zu ergründen, und ihren vielgliedrigen Bau durch alle zwölf Mundarten umständlich darzustellen ꝛc. ꝛc.

Auf die ausgestorbene gothische Mundart, aus ihren ulfilanischen Bibelfragmenten aus dem vierten Jahrhundeete nach Christus, die indessen seit den Mai'schen Entdeckungen in Mailand und Rom sich fast verdoppelt haben, folgt unmittelbar die ihr freilich nach Zeit und Raum entfernt genug, doch vor allen übrigen zunächst verwandte althochdeutsche, d. h. die Sprache unsers Süd-Deutschlands, wie sie vor mehr als tausend Jahren vom Oberrhein bis zur Ens gesprochen wurde. — Grimm beklagte dabei besonders, daß der althochdeutsche Ulfilas, d. h. die Uebersetzung der vier Evangelien in althochdeutscher Mundart, deren ehemaliges Daseyn ein von unserm Melker Stiftsherrn Bernard Pez an den würzburgischen Historiker J. G. Eccard mitgetheiltes und von diesem 1720 herausgegebenes Pergamentblatt verbürgt, wenn ingenti linguae nostrae jacturae zu Grunde gegangen wäre!

Von dieser mit Recht bedauerten Uebersetzung nun haben sich im Sommer 1834 in der k. k. Hofbibliothek noch 26 Blätter gefunden, so daß wir mit dem bereits von Eccard herausgegebenen Pezischen Blatte (dessen lateinisches Vis-à-vis sich gleichfalls in Wien gefunden, so daß kein Zweifel mehr obwaltet, daß Pez sein Blatt eben daher haben mußte), nun 27 Quartseiten zusammenhängender althochdeutscher Rede aus dem Anfange des achten Jahrhunderts besitzen. Was würden die Nachkommen der Celten dafür geben, wenn sie nur eine solche Seite, ja nur einen ganzen Satz ihrer ältesten Sprache aufweisen könnten! Zwar sind die Deutschen hierin nicht so nackt, wie die eben genannten Celten (Gallier, Galater); doch übertrifft dieser neue Wiener Fund von den früher bekannten viele an Umfang, und an Alter die meisten.

Der befangene oder unbefangene Nichtkenner dürfte fragen, wie es denn möglich war, daß so ein Schatz in der Hofbibliothek so lange unerkannt und unbeachtet bleiben konnte?

Antwort: Damit ging es, wo nicht noch natürlicher, doch eben so natürlich zu, wie mit Mai's Entdeckungen in Mailand, Rom und Neapel. Dort beachteten Falkenforscher ersten Ranges, wie Muratori u. dgl. die palimpsesten Bruchstücke nicht. Sie mochten denken: Was hilft's, wenn ich diese Fragmente auch herausbringe; etwas Ganzes kommt da doch nicht heraus. Erst Mai fühlte den Werth auch eines literarischen Torso, wie man vor ihm artistische Torsi zu würdigen wußte. Aber die althochdeutschen Fragmente der Hofbibliothek blieben selbst von einem Denis, dem auch um deutsche Literatur verdienten Denis, der obendrein die Bände, in denen sie steckten, genau recensirte, doch unbeachtet, weil sie nicht im Codex selbst, sondern in seinem Einbande verklebt, zum Theile gar in seinem Rücken versteckt waren. Erst in der neuesten Zeit, bei Gelegenheit einer neuen Anordnung der Handschriften der Hofbibliothek wurden die sichtbaren, über die inneren Seiten der hölzernen Deckel geklebten ältesten beschriebenen Pergamentblätter abgelöst, und mit Signirung ihres alten Fundorts zu künftiger genauerer Untersuchung in besonderen Cahiers hinterlegt. Diese Untersuchung nun wurde durch den Umstand beschleunigt, daß im Sommer 1834 zwei reisende Kenner altdeutscher Literatur, Prof. Hofmann von Fallersleben aus Breslau und Moriz Haupt aus Zittau, einreisten, denen man diese Neuigkeiten nach einander vorführte. Da fand sich's denn, daß einige der so von den Einbanddeetern abgelösten Pergamentblätter sich als Bruchstücke der althochdeutschen Evangelien erwiesen, von denen ein einziges bei Eccard dem Meister Jacob Grimm so große Sehnsucht nach dem Ganzen erregt hatte. Die obenerwähnte Signirung des Ursprunges wies aus, daß sie vom Kloster Monsee in

Digitized by Google

Oberösterreich herrührten, wo vor etwa 350 Jahren der etwa schon damals verstümmelte und auf jeden Fall verkannte Codex dem Buchbinder zu Einbandschnitzeln überantwortet worden war. (So ward in Boddio ein Cicero de Republica u. a. Classiker abgekratzt, ausgewaschen, in kleinerer Format gebogen, um das Pergament zu besserem Inhalte verwenden zu können.) Auf diese elektrisirende Anzeige hin wurden alle von Monsee stammenden Codices der Hofbibliothek nicht allein an den äußerlich sichtbaren Theilen des Einbandes, sondern auch in den beßhalb entblößten Rücken derselben durchforscht, und so aus solchen zerschnittenen Blättern, Streifen und Schnitzeln 26, wenn auch mitunter arg verstümmelte Quartseiten zusammenhängender althochdeutscher Rede zu neuem Leben gebracht.

Der Hofbibliothekbeamte St. L. Endlicher (bereits von Decandolle selbst unter den Botanikern ersten Ranges ausgezeichnet, Herausgeber eines Ineditum von Priscian, so wie der neuesten Bearbeitung des ältesten ungrischen Chronisten ꝛc. ꝛc.) und Prof. Hofmann ordneten den herrlichen Fund und ließen ihn drucken. Herr Moriz Haupt, wiewohl mit andern Forschungen beschäftigt (wovon er ebenfalls Einzelnes sogleich noch in Wien druckte), doch auch an Freud' und Leid der beiden Herausgeber thätigen Antheil genommen hatte, zeigte ihn in den Jahrbüchern nach Verdienst an. Und dieses Alles war binnen sechs Wochen entdeckt, verfolgt, geordnet und gedruckt, um den glücklichen Fund möglichst schnell allgemein mitzutheilen.

In dieser durch unabweisbare Umstände gebothenen Eile mag es auch seine Erklärung finden, warum sich die beiden Herausgeber verpflichtet hielten, von der Wiener princeps dieser fragmenta theotisca eine geringe Auflage in nur etwa 60 Exemplaren zu Geschenken für öffentliche Bibliotheken und Eingeweihte zu veranstalten, worüber sich das größere philologische Publikum um so ehrer beruhigen mag, je sicherer es einer zweiten stärkeren Auflage dieser Monsee-Bruchstücke in Verbindung mit anderen ähnlichen Sprachdenkmälern zum allgemeinen Besten entgegensehen darf.

Da es sich erweisen hatte, daß sowohl die neuentdeckten 26 Quartseiten, als das von B. Pez an Eccard mitgetheilte Blatt im Benedictiner-Stifte Monsee zu Einbänden verbraucht worden waren, so hatte die Hofbibliothek nicht unterlassen, diese Spur möglichst weit zu verfolgen. Das Stift ward nämlich im Jahre 1786 aufgehoben, dessen Bibliothek zwar vom Staate in Empfang genommen, aber das Archiv bei der nunmehrigen Staatsherrschaft Monsee belassen. Es ließ sich nun denken, daß auch zu den Archivbänden ein Theil des altbeschriebenen Pergaments verschnitten worden! Der Hofbibliothek-Präfect, Graf Moriz v. Dietrichstein Exc., säumte daher nicht, Hrn. Endlicher selbst mit Empfehlungsbriefen an Ort und Stelle abzuordnen. Obgleich nun der dermalige erlauchte Besitzer der Herrschaft Monsee FM. Fürst v. Wrede seine Archive mit der größten Liberalität öffnete, und Alles aufbot, um seine Theilnahme an dieser vaterländischen Untersuchung zu bethätigen, so brachte diese Reise leider nur den negativen Gewinn, daß man sich überzeugte, daß die Archivbände keine Schnitzel der Monseeischen Evangelien enthalten.

In Wien und Monsee also ist die Fundgrube ausgebeutet. Aber möglich und sogar wahrscheinlich ist es, daß, da von dem Codex nicht nur der Anfang, sondern auch aus der Mitte ganze Ternionen fehlen, wenigstens einige derselben vom Buchbinder nach andern Klöstern verfrachtet und dort verbraucht worden seyen. Noch möglicher aber wäre es freilich, daß sie doch in Monsee selbst zu den Einbänden der kostbaren Handschriften verbraucht worden, die der Andenkung des Chronicon Lunaelacense zu Folge zu Anfange des 18. Jahrhunderts ein gewissenloser Klostermann an einen Fremden verschleuderte[1].

Diesen also sollte man vor Allem nachforschen. Einen unmaßgeblichen Wink dürfen wir vielleicht wagen, um die Nachforschung nur beginnen zu machen. Das Stift erhielt Reliquien aus Italien, besonders vom Erzbischofe von Ravenna aus dem Hause Farsetti von Venedig, das durch seine Kunst- und Büchersammlungen berühmt war. Wie wenn die plurimi et pretiosissimi codices membranacei von Monsee zuerst in die Farsettische Sammlung gewandert wären?

Um jedoch wieder auf unsere bisherige Errungenschaft zurückzukommen, so scheint sie, wie die Sache jetzt steht, Grimm's Schlusse auf die gleichzeitige Uebersetzung aller vier Evangelien eher entgegen, als günstig. Denn auf das Ende des Evangeliums Matthäi folgt auf derselben Seite das Ende Fragment einer Art Dedication (dessen Anfang, der höchst wahrscheinlich chronologische oder Personaldaten enthielt, leider nicht da ist); und darauf sieben Blätter Predigten in ununterbrochener Reihenfolge; dann zwei Blätter Isidorus de nativitate Domini, der Schrift nach älter als die Pariser; endlich noch vier Blätter, ebenfalls Predigten, deren unmittelbare Folge auf die vorhergehenden indeß freilich nicht so erwiesen werden kann. Es wäre daher möglich, wiewohl noch nicht gewiß, daß man vorerst nur den Matthäus als den umständlichsten Evangelisten zu übersetzen

[1] Die mysteriöse Stelle verdient hier einen Platz: Eben luctuoso et tranquillo nequaquam foecundam animo Bibliotheca haec stragem experta est, dum sub curentis seculi (XVIII) exordium plurimi illique pretiosissimi codices membranacei latissimo divendidi pretio et nescio quo distracti per nonnullorum culpam et incuriam die una perierunt quos a decem seculis patres et majores nostri cura longe maxima super aurum et topazion custodivere. Man sieht, der Autor darf den Schuldigen nicht nennen, den er wohl kennt. Dieses und ähnliche Schicksale von abgelegenen Bibliotheken sprechen freilich entscheidend genug für die General-Bibliotheken, die Sicherheit und allgemeine Benützung verewigen.

Digitized by Google

versucht hätte. Wir sagen: nicht gewiß; da es ja eben so möglich ist, daß auf diese Schlußschrift des Uebersetzers zum Matthäus in dem Codex selbst auch noch Marcus ꝛc. folgen konnten; ja wahrscheinlich nicht lange ausblieben, indem sonst die berühmten althochdeutschen Glossae Monseenses (die von allen kostbaren Pergament-Handschriften wohl als barbarische vom obbemeldeten italienischen Specu lanten verachtet wurde, und somit noch ein Paar biblischen und patristischen allein nach Wien kamen), bei ihren Noten über alle theologischen Lehrgegenstände, Concilien, Kirchengeschichte, Grammatik und namentlich alle übrigen Theile der Bibel nicht wohl die Evangelien übergangen hätten, wären diese nicht bereits durch eine vollständige Uebersetzung den lateinischen Originale gegenüber noch viel deutlicher erleichtert und erläutert worden.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so können wir dem Linzer Vereine des vaterländischen Museums des Landes ob der Ens und Salzburg nur dankbar darin beistimmen, daß dieser neueste Wiener Fund nach so vielen ähnlichen älteren wieder ein Sporn mehr seyn möge für alle Vorsteher von Instituten, besonders die altgebundene Bücher besitzen, die inneren Deckel, Holzstreifen und Rücken in Hinsicht auf solche Handschriften-Torso's genau zu untersuchen. Die Hofbibliothek z. B. hat ganz neuerlichst aus den Holzstreifen eines Codex papyraceus uralte Fragmente von Plinii Hist. Nat. Libr. XXXIII, 50 bis XXXIV, 29, dann Fragmente von Ulpiani Institutiones (so sagt eine mit erhaltene Aufschrift) mit Uncial-Buchstaben hervorgezogen.

Sollten unsere respectiven Leser unserer Rede bis hierher gefolgt seyn, so ist es billig, daß wir sie wenigstens mit einer Curiosität verlassen, nämlich aus Matth. XXIV, 29, mit einem Muster unserer Sprache, wie sie vor eilfhundert Jahren lautete: Saar auh after dem arbeitim dero tago sunna ghifinstrit, enti mano ni gibit sin leoht, enti sterna fallant sona himile, enti din himilo megin sih hruoerent, enti danne schinnant seihhan mannes sunes in himile. Enti danne unoffent elliu aerda folc, enti kasehant mannes sunu quemantan in himiles uuolcnum mit mihhilu megino enti almahtigin. Enti sentit sine angila mit trumbom enti mihhilero stimnu, enti kasamnot sine kachorane sona feor uuintun enti sona him'lo hohistin untaz dero marcha. — Himil enti aerda zafarant, miniu uuort suuar in bilibant. Zwischen der Ens und dem Inn würde diese Sprache noch heute besser verstanden, als in Wien. So folge denn gleich die wörtliche Uebersetzung in's heutige Oberdeutsch:

Und gleich nach den Arbeiten (Mühen, Nöthen, Trübsalen) der Tage wird die Sonne sich verfinstern, und der Mond nicht geben sein Licht, und die Sterne werden fallen vom Himmel, und die Himmelmächte werden sich rühren; und dann werden erscheinen die Zeichen des Menschensohns im Himmel. Und dann werden weinen aller Erden Volk und werden sehen den Menschensohn kommenden in des Himmels Wolken mit großer Macht und allmächtig. Und er wird senden seine Engel mit Trompeten und großer Stimme, und sie werden versammeln seine Gekohrnen von den vier Winden und von der Himmel Höchsten bis zu deren Mark (bis zum Ende). — Himmel und Erde werden dahinfahren, meine Worte aber werden bleiben.

Dichtungen von Johann Otto Prechtler. Wien, 1836. Im Verlage der Josef Wenedikt'schen Buchhandlung. 152 S. gr. 8.

Das schöne Land ob der Enns scheint in der That zu dem übrigen Oesterreich, wie das sangreiche Schwaben zu dem übrigen Deutschland sich stellen zu wollen. Ein gemüthliches Rothmen- und Melodienleben ergeht aus jenen Alpen-Regionen über die Flächen. Der würdige Denis, der verständig-heitere Blumauer zogen frühe schon den Blick der Welt auf sich und ihr Arkadien; der enthusiastische Weissenbach erregte seiner Zeit Theilnahme genug; an einem Volkspoeten wie der scharfblickende Lindermayr fehlte es nicht; Schubert, Dichter im höhern und höchsten Sinne des Wortes, sog dort den Duft des Lebens in sich, den er dann in Melodien verstömte; anregend weckte sein Gemüth den edlen Ideen gestaltenden Geist Mayrhofer's, mit dem sich jugendliche herrlich strebende Talente, Ottenwalt, v. Spann, Kenner, gesellig verbanden; der wackere Schleifer ließ sein bescheidenes Lied erklingen, Kaltenbrunner's Leistungen berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, noch unlängst machten wir auf eine Erinna dieses Alpenhellas (Sedelmayr) aufmerksam, — und nun wird uns die Freude, in den vorliegenden Dichtungen, auch jenem Boden entsprossen, ein dichterisches Talent, ein warmes, edel strebendes Wollen zu begrüßen. Flößt doch schon auf dem ersten Blatte die Widmung an Grillparzer uns Zutrauen und eine gewisse Neigung ein! Denn wohl dem Lande und wohl der Jugend und der Zukunft, wo um den anerkannt Tüchtigen die Bestrebsamen sich sammeln, wo seine Geltung zur wirksamen Quelle von Erzeugnissen wird, das Werdende sich dem Gewordenen anschließt, und ein gemeinsamer Geist sich kund gibt.

Daß ich nicht zu viel gesagt, als ich unserm Dichter eine genuine poetische Gabe zusprach, gedenke ich nun im Einzelnen nachzuweisen. Mir scheint gerade da die Ausführlichkeit am meisten angezeigt zu seyn, wo eine werdende Bildung zu unterstützen, und, was sie hemmt, zu bezeichnen ist. Das Vollendete spreche durch sich selbst. Der Umstand, daß er, gegen die Gewohnheit unserer Zeit, in der Auswahl streng war, und uns im Ganzen nur 36 Gedichte (das Dramatische abgerechnet) mittheilt, erleichtert mein Bemühen, und macht es mir möglich, auf jedes einzelne Gedicht einzugehen. Nur so kann man hoffen, dem Dichter selbst, in so fern dieß mög-

Digitized by Google

lich ist und er es wünscht, förderlich zu seyn; und nur durch diese Förderniß wird eine solche Neeension bedeutend. Sie ist doch eigentlich nur für den Dichter geschrieben; die Welt verläßt sich ohnehin nicht auf sie. Auch das numeräre Gattungsverhältniß ist bei diesen Gedichten, wie wir es von ersten Gedichten wünschen: Der eigentlich lyrischen sind fünfzehn, der erzählenden sechs, ein einziges Gelegenheits- und Ein dramatisches Gedicht. Für das, was der Vrf. unter dem Titel »Logen« bietet, hab' ich in meiner Aesthetik weder Namen noch Platz. Davon weiter unten. Des Dichters ganze Eigenheit in Wesen und Gestalt zu bezeichnen, versparen wir uns an den Schluß unserer Revüe, wovon eine solche Schilderung und Rangirung erst das Ergebniß seyn soll.

Der Skalden-Fluch in 3 Balladen steht sehr passend am Eingange; und ein Humorist möchte sagen, daß der Poet mit der Schreck-Larve des Barden sich hier a priori gegen die Recensenten decken will. Das Gedicht symbolisirt die Heiligkeit des Gesanges in dem Sinne, wie die Kraniche des Ibikus, dadurch, daß die Beleidigung des Sängers am frechen Beleidiger sich rächt. Erst verkennt die Blindheit gemeiner Eifersucht die höheren Gefühle, die des Sanges Zauber weckt, dann vollendet roher Ehrgeiz, zur Wuth gestachelt, das dumpfe Treiben, das doch endlich den Vernichtenden vernichtet. Dieser zweite Theil ist nicht so klar motivirt, als der erste; die Behandlung ist angemessen, ohne zu glänzen. Das Wichtigste scheint der Dichter (hier wenigstens) zu verstehen, was so viele selbst von den berühmtesten unserer Sänger nicht wissen: daß jede poetische Erzählung symbolisch seyn soll. Das heißt: der Poet soll nicht einer moralischen Sentenz zu Liebe Fabeln sinnen, — aber die Fabel soll wie eine saftige Fruchthülle um einen Lebenskern herumwachsen, der in dem Einen das Wiese enthält, — und das ist es, was man symbolisch nennt. Ohne diesen Gehalt ist jede Geschichte Ammenmährchen, woran sich Kinder letzen mögen. Dieses Verständniß aber besäßigt unsern Vrf. in meinen Augen zum Dichteranite. Es gibt ausgebildetere Talente, denen es gebricht, und diese mag ich nicht Künstler nennen; denn alle Kunst ist Symbolik.

Nordische Liebe. Das Polaritäts-Verhältniß zwischen Nord und Süd wird später auch im Drama wieder Gegenstand poetischer Darstellung; in den Romanzen aber klarer, gehaltener, mit einfacheren, menschlichen Beweggründen. Im Ganzen ist dieser Gegensatz imaginär, und es scheint, als habe seit Müllner's Schuld sich erst die Geographie in die Poesie eingenistet; mit Mignon's Sehnsucht hat es eine andere Bewandtniß. Mein Gefühl substituirt in unserem Gedichte statt der äußerlichen Diskrepanz von Süd und Nord die innerliche von Liebe und Pflicht; dann darf es aber (S. 21) nicht heißen: sie bringt ihr Herz nicht zum Süden mit; ihr Herz wohl, aber gegen ihr tieferes Gewissen; denn das Herz des Weisen ist enge, aber sein Gewissen nicht. Dann müßte auch der Schluß anders seyn, um edel zu bewegen. Nahnda, vom innern Stachel der Reue gequält, müßte langsam welken und vergehen, und es bedürfte keines Gespenstes, keiner sinnlich-rohen, halpabeln Herz-Entreißung, uns mit Gewalt zu rühren, und dem modernen Geschmacke zu huldigen. Die 4 ersten Romanzen sind gut gehalten.

Ina. Hier ist gar keine Verkörperung innerer Anschauung, die, einer Form bedürftig, sich in diese gehüllt hätte; hier fehlt das Wesentliche der poetischen Geschichte: das Symbol; und das Gedicht scheint bloß aus der Lust des Verfassers an schauerlichen Empfindungen hervorgegangen zu seyn. Uns Denkenden bietet es nichts, bei manchem Geschick in der Behandlung.

Bilder aus der Heimath. Nicht eigentlich Bilder; vielmehr der Ausdruck einer rückwärts gewendeten Sehnsucht, frei hingeathmet. Wählt man aber einmal antike Form, so thut eine strenge Gesetzlichkeit wohl, ja Noth, im Innern und Aeußern. Diese ist der Geist des Griechenthums gewesen. Die Rythmen desselben, wie es Stolberg, Matthissen u. a. thaten, zu dem modernen »Sich gehen lassen« zu verwenden, geht nicht an. Sie passen zu geistreichen Stoffen, wo, wie bei den Alten, Kunst über Natur zu gebieten hat; am wenigsten zum Ausdrucke der Sehnsucht, oder gar der Sehnsucht nach Sehnsucht, wie hier (S. 28). Dieses Gefühl, welches den Uebergangspunct von der traumerfüllten Jugend zum thatenfüllten Mannsalter ausspricht, in der Oede des Intervalls, und bei welchem der Mensch auf seinem Bildungswege nur einen Augenblick verweilen soll, begegnet uns glücklicher Weise in diesen Gedichten nur zweimal; hier, und Seite 69.

(Schluß folgt.)

Literarische Aphorismen.

Die höchsten Gefühle des Menschen, oder eigentlich: der Menschheit, gehen allerdings erst aus der Intelligenz hervor.

Nichts ist der modernen Bildungsweise eigener, als das schnelle Urtheilen, wozu man sich durch die Masse des Bekannten und eine sich schnell aufdringende oberflächliche Aehnlichkeit oder Verschiedenheit verleiten läßt. Die meisten dieser Richter ahnen gar nicht, daß hinter Dem, was sie so schnell abfertigen, etwas seyn könne, was sie nicht verstehen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

81. Sonnabend, den 8. October **1836.**

Der Ungern Stamm und Sprache. Dargestellt von Michael von Benkovich. Preßburg, 1836. 32 S. 8.

In der Einleitung gibt der Verfasser, von seinem Standpuncte aus, einige Winke über den Gehalt der Historiker, welche die Ungern (unter welchem Namen er übrigens viele Völkerschaften des Alterthums vereinigt) zum Gegenstande selbstständiger Forschung, oder auch flüchtiger Berührung gemacht haben. Hierauf folgt ein Urtheil über Ungarn vom J. 1794, das den Chevalier de Berris zum Verfasser, durchgehends aber nichts Bemerkenswerthes hat. Untee der Aufschrift: »Benennung der Ungern« erfahren wir, daß die Scythen, Hunnen, Avaren, Sabiren, Saccen, Masagaeten, Zabaren, Kardussen, Chazaren, Gandaren, Chumi, Hajataliten, Gaethen — Ungern sind, welche auch unter den Provinzialbenennungen: Parther, Caspier, Bactrianer, Sogdrianer, Carmanier, Chovaresmi u. s. w. in der Geschichte vorkommen. »Hinsichtlich des Ausdruckes Unger aber wird Folgendes geurtheilt: Bekannt ist, daß die Ungern, als Magier, von den übrigen Völkern, als Türken und Perser, welch' letztere früher zwar auch Magier waren, gewöhnlich Gauren, und nur aus Höflichkeit Moghen genannt wurden, aus diesem Anlasse sollen dann auch die Römer den Unger Ungaur benannt haben; Mehrere leiten dieses aber vom Schlosse Unghvar her.« (S. 15.) »Die Ungern hatten übrigens vor der Sündfluth gar keinen Nationalnamen, und nach der Sündfluth, als sich mehrere Abtheilungen trennten, behielten selbe ihren eigentlichen Urgeschlechtsnamen, nämlich Mager.« (Ebend.) Nun geht der Verfasser auf die eigentliche Abstammung der Ungern über, und da werden wir nun belehrt: »daß dieses Geschlecht nach der Sündfluth von Japhets Sohne Magog abstamme,« was unverwerflich, »mit der vorausgesetzten Grundlage jedoch, daß nicht allein des Magog, sondern auch sämmtliche Nachkommen des Noe, und nicht nur dessen Nachkommen, sondern auch alle Vorfahren des Noe bis Adam, den ersten Menschen, von diesem Geschlechte waren, folglich die Menschheit von Anbeginn der Welt als wahres Urgeschlecht der heutigen Ungern betrachtet werden muß!« (S. 17.) Den Beweis führt der Verfasser aus der Etymologie, da »von Anbeginn der Welt alle Benennungen nach der ungrischen Sprache ausgedrückt sind, und sich auch nur in dieser Sprache gründlich versinnlichen lassen[1].« So z. B.: Adam, ich gab; Seth, auseinander; Noe, nun dieser u. s. w. (S. 18.) Demnach war die Geschlechtssprache des Noe, so wie der Hofstaat des Königs David ungrisch (S. 22 und 23). Hieraus erhellt, »daß die ungrische Sprache nicht von einer anderen abstamme, sondern daß die übrigen von der ungrischen abgeleitet oder entlehnt sind.« (S. 27.)

Wenn der Verfasser nicht etwa eine Parodie schreiben wollte, wie man allerdings zu glauben versucht wird, so mag er sich in Dankowsky's kritisch-etymologischem Wörterbuche die nöthige Portion Riesenwurz holen. Er wird dort finden, daß die magyarische Sprache nur 962 eigentlich magyarische, zum Theile mit dem Türkischen verwandte Wurzelwörter hat, während sie nicht weniger als

1889 slawische,
889 griechische,
334 lateinische,
288 deutsche,
268 italienische,
25 französische,
4 hebräische,

zusammen also 3699 fremde Wurzelwörter zählt! —

Dichtungen von Johann Otto Prechtler. Wien, 1836. Im Verlage der Joseph Wenedikt'schen Buchhandlung. 152 S. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Die Götter der Vorwelt. Ein, wie sie unsere Zeit so häufig bringt, deuteropathisches Gedicht, ein Gedicht aus einem Gedichte, Paraphrase eines Schiller'schen Wortes. Wenn

[1] Wir verweisen hier auf eine Notiz in Nr. 27 dieser Blätter, wo erzählt wird, daß bereits 1833 ein polnischer Franciscaner, Albert Debotecki, ein Werk geschrieben, in dem er beweise, daß die Illawische Sprache die älteste auf unserer Erde, und daß in allen althistorischen und mythologischen Namen das polnische Stammwort nicht zu verkennen sey! R.

Digitized by Google

doch übrigens nur mehrere moderne Dichter gerade dies, gerade so nachempfänden! Die Umkehr des bekannten:

Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher;

in:

Daß die Menschen göttlicher noch waren,
Ließ sie menschlicher die Götter schau'n; (S. 29)

halt' ich für bedeutender und mehr sagend als das Original. — Als Notabene: Von allen illegalen Reimen ist keine Sorte so fatal, als solche: »ste'n — Sterblichen.« (ebend.)

Die Alpe. Trefflich; ganz Tropus, und also ein echtes Gedicht. Im letzten Verse S. 31 wünschte ich für das Epitheton *wild*, wo das ungehemmte Blühen bezeichnet werden soll, lieber »frei« oder dgl. Den Schluß aber wünsch' ich ganz weg. Der ächte Sinn ist mit dem Worte »verklärte« geschlossen; und die Bilder wollen nicht mehr passen; die Alpe — getödtet? — schwebend? — Mit dieser Omission stehe das bedeutende Gedicht hier:

Wie du ragst, du Riesenalpe,
Stare und schön hinauf zum Himmel,
Aus dem dumpfen Weltgetümmel
Aufsteigst in die rein're Zone
Die krystall'ne Königskrone!
Ach, der öden Majestät!

König, der auf einem Throne,
Weil er König, — einsam steht!
Diese hohen Felsenmassen
Kann kein Sterblicher erfassen;
Unerreichbar, abgeschieden,
Stehst du, schöne Riesenalpe,
Allzuhoch dem Wandersmüden,
Der nach deinem Gipfel ringt.

Sieh' den Hügel, grün bewachsen,
Dort in jener Niederung;
Menschen sieht du fröhlich treiben,
Auf der kleinen Höhe bleiben.
Lustig ist dort Alt und Jung.
Ihn bespült die klare Welle,
Plaudert ihm was Liebes vor;
Und an jeder grünen Stelle
Schießen Blümlein frei hervor.
Mädchen pflücken seine Blumen,
Kinder hüpfen auf und ab;
Einsam bleibt erst dann der Hügel,
Geht sein Schmuck im Herbst zu Grab.

Wie so einsam, Riesenalpe!
Menschen nicht an deinem Herzen?
Wie ein starres Bild der Schmerzen
Ragst du in die stumme Nacht,
Angestaunt in deiner Größe,
Unerreichbar, ach, der Liebe,
Wenn sie's auch zum Gipfel triebe.
Schaust du über Wolken gleich,
Tritt dein Fuß der Erde Reich.

Aber sieh! der Tag bricht an:
Thal und Hügel noch im Dunkeln,
Bleicher schon die Sterne sunkeln,
Heilig Licht aus fremder Zone
Röthet die krystall'ne Krone,
Und verklärt dein hohes Haupt.

Es ist wie mit dem Moi oder Soyons ami Cinna; was drüber ist, ist vom Uebeln, was nach dem Starken kommt, erscheint schwach.

Des Malers Nacht. Hier tritt der ähnliche Fall ein: wozu die Prosa der Erfüllung, die nüchterne poetische Gerechtigkeit? Mit der ausgesprochenen Seele ist das Gedicht zu Ende; ob Jemand stiebt oder nicht, das ist ganz gleichgültig; für die Poesie nämlich. Und so wären die zwei letzten Verse wegzulassen. Das gewählte Motto scheint mir den schönen Gehalt des bedeutenden Gedichtes nicht zu treffen. Wenn ich es recht verstehe, so handelt es nicht den Werth des Glaubens ab, sondern den schmerzlichen Kontrast von Wollen und Vollbringen. Dabei ist es merkwürdig, daß unser Dichter das est deus in nobis hier und in andern Gedichten als schauerlichen Zug in dämonische Regionen darstellt, also wohl auch empfindet. Hier heißt es:

An der Ewigen reine Brust
Fühl' ich mit das Herz gezogen,
Zu verderblich sel'ger Lust.
Dich, Grimm'rung heil'ger Nacht,
Trag' ich als Vampyr im Herzen u. s. f.

Die Wellen der Liebe. Die Liebe und der Geist vertragen sich doch im Grunde herrlich mit einander. Diejenigen, welche die Liebe durch Witz entfernen möchten, dürften sie schwerlich kennen, schwerlich auch ihre Macht fühlen; dann wird auch die Liebe über sie nicht siegen, und das Wort auf sie nicht passen:

Armer! in geheimer Stille gründet
Liebe fester nur den ew'gen Sitz. (S. 39.)

Die Frühlingsbraut. Der Vers. hat die löbliche Art und Gewohnheit, einen Satz aus dem Gedichte, der auf den Kern deßelben hinweist, dem Gedichte als Motto vorzusetzen. So schlingen sich auch hier um zwei Verse liebliche Bilder- und Blumenketten.

Logen. Dreizehn Gedichte, die ich nicht zu charakterisiren, noch zu beurtheilen weiß. Es sind Zwitter von Gefühl und Darstellung, die unsere Fantasie erregen wollen. Die ältere deseriptive Gattung, wie wir sie aus England bezogen, gab doch wenigstens das gebildete Behagen an der treuen Auffassung und reinlichen Abspiegelung bedeutender Gegenstände.

Digitized by Google

Hier aber ist weder Gehalt, noch sichere Form, sondern Spiel, — bloßes Spiel, das — was noch schlimmer ist — ein ernsthaftes Gesicht macht; das uns, durch ganz äußerliche Mittel, das Innere aufrufen und zwingen will; mag sich daran erfreuen, wer will und kann! mir sind es Ammenmährchen, denen ich keine Macht über mich einräume. Auch dem Tonkünstler, so sehr er sein bildendes Talent daran bethätigen mag, hätt' ich lieber davon abgerathen (A. Stadler hat einige dieser Strophen sehr glücklich componirt), — Bei Schubert war die Palette nur stets Nebensache; die ganz malenden Lieder sind nie seine besten, wenn sie gleich der unfühlende Geschmack dafür ansieht. Seine besten sind die ganz empfundenen, z. B. Suleika, Memnon u. dgl. — Unser Dichter hat mit Vorliebe schauerliche Scenerien gewählt. Am besten gefällt mir noch II Seebild (S. 45); da stimmt Gefühl, Terrain, Fabel, Colorit und Rythmus in Eins zusammen; in XI Südlandsbild (S. 52) wird einmal die Sehnsucht der Pole umgedreht; IX Winterbild (S. 50) wünscht' ich gar weg; hier ist Uebertreibung und Plattheit beisammen. Ich würde noch sagen, daß das Talent, die charakteristischen Züge herauszustellen, entschieden hervortritt, wenn ich nicht besorgte, durch einen solchen Beifall zur Fortsetzung dieser nichtigen Gattung zu veranlassen.

Sestine an Heloise. Ein so gelungener Ausdruck dringend schmeichelnden Liebesverlangens könnte uns fast mit den tändelnden südwestlichen Spielformen aussöhnen, denen seit A. W. Schlegel in Deutschland mancher reine, frische Gedanke unterlegen ist.

An Ihre Majestät die Königin von Baiern. Es gibt vielleicht nicht viele Gelegenheits-Gedichte, die so bedeutend und herzlich wirken als dieses. Eine gesteigerte Folge würdiger Gefühle und Gedanken entwickelt sich, dem erhabenen Gegenstande gemäß, in edlen, gehaltenen, fleißig modellirten Stanzen. Nur die zweite hätte ich aus leicht ermeßlichen Gründen etwa so geändert:

— — — — — — — — — wählt; (S. 57)
Doch wenn sich dem bescheidenen Gefühle
Erhabener Geschicke Glanz vermählt:
Da wird ein reiches, deutungsvolles Leben
Zur Wahrheit seine Dichtung ernst erheben.

Phaeton. Hieher paßt eigentlich das Motto von S. 33. — Die letzte Strophe sollte wieder wegbleiben; wozu das Gerippe der todten Fabel, nachdem ihre Seele lebendig ausgesprochen worden ist?

Die seligen Augenblicke. An M. Darf wohl als besonders lieblich mit einer kleinen Aufopferung an den Raum hier mitgetheilt werden:

Steig' zum Himmel, trunk'ne Seele,
Im Frohlocken stirb mein Herz;
Auf den Flügeln ewiger Freude
Ach, entfleuch' dem starren Schmerz.

Heimatküste, blaue Wellen
Fluthen an die kranke Brust,
Ihre liebewunden Stellen
Küsset zu der Liebe Lust.
Und der blaue, reine Aether
Senkt sich hent mit seinem Frieden
Tief in's Herz des Schmerzensmüden.
Und d'rin tönt's so süß und klar:
Gleich dem fernen Abendläuten,
Gleich dem Klingen heller Saiten,
Und wie Vögelsang der Frühe;
Wie das Plätschern luft'ger Brunnen,
Wie der grünen Zweige Flüstern, —
Und jetzt wird es laut und lauter
Wie das Rauschen in den Wäldern,
Brausen in den Aehrenfeldern,
Und wie Sturm durch Lilienbeete,
Süß und schaurig, wie auf Haiden
Elfen zieh'n zu nächt'gen Freuden.
— — — — — — — — —
Und aus all dem Wonnebangen
Ringt das süße Kind: Verlangen
Sich an deine Seele hin,
Streckt die Händlein die entgegen,
Sich an deine Brust zu legen.
Und du hörst es leise weinen,
Weinen, wie die Engel weinen,
Ohne Schmerz die hellen Thränen;
Perlen, wie sie in der Muschel
Nur gebiert das tiefste Sehnen,
Perlen, deine Stern' zu schmücken,
Namenlos geliebtes Weib!
Zartes Epheu, süße Pflanze!
Rankest dich um deine Ulme,
Schlangst in deinem grünen Kranze
Immer aufwärts dich mit Zagen,
Bis du deine letzten Zweiglein
Um des Baumes Herz geschlagen.
Hast den grünen Liebesknoten
Nun in Sehnsucht festgeschlungen,
Unzertrennlich, unbezwungen.
Und in Sturm und Frieden fein.
Sey willkommen Liebesreife,
Sey gegrüßt du süße Blume!
Neige dein geliebtes Haupt,
Daß der Thau herniederträufle,
Schüttle sanft der Sehnsucht letzte
Liebe Schmerzenströhne ab!

Dieses Wühlen und Tasten in Bildern, dieses dithyrambisch-melodische Girren und Jubeln, dieses gänzlich Musikalische in Sinn und Ausdruck ist ganz den Beseligungen solcher Augenblicke angemessen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Notizen.

Atterbom, Professor der Universalgeschichte zu Upsala, ist bekanntlich das Haupt der romantischen Schule der schwedischen Poesie, welche der Französirung derselben seit dem Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts mit heftiger Polemik entgegentrat, später aber, zur Bewährung ihrer Ansprüche, in positiven Hervorbringungen ihr Recht zu erlangen suchen mußte. Der bekannteste Gegner Atterbom's ist Wallmark; er sucht den Ton der französischen Schule am entschiedensten fest zu halten. Aber sein stärkster ist er nicht. Dieser dürfte, ohne daß irgend eine äußere Spannung zwischen ihnen wäre, Tegnér seyn. Tegnér ist der Sprache so mächtig, als Atterbom; er ist im Versbau so mannigfaltig, als dieser; er ist, wie Chateaubriand und Delavigne in Frankreich, im Verhältnisse zur älteren Schule ein romantischer Dichter. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen Beiden. Tegnér ist dem Altnordischen zugewandt; er ist plastisch in seinen Figuren; er ist so zu sagen, factisch in seinen Handlungen, er ist abgeschlossen in seiner Sprache. Atterbom weht mehr in der neuen Zeit: seinen Gestalten mangelt es an irdischer Gegenwärtigkeit, sie sind mehr von Begriffen getragen, sie sind allegorisch, ohne die scharfen Ecken unmittelbarer Wirklichkeit; seine Plane sind weitschichtig; seine Sprache schwärmt gern in das Träumerische. Es ist die Manier, welche Tieck unter uns am weitesten ausgeführt hat. Der epische Faden hält die Handlung nur lose zusammen; die Charakteristik der handelnden Personen hat etwas Verschwimmendes; aber der Lyrik und malerischen Beschreibung ist der größte Spielraum gegeben. Ein Gedicht, Lyckslighetens ö, das zuerst in Upsala 1824 bekannt ward, dürfte den Reichthum seiner Fantasie, die Eigenthümlichkeit seiner Dichtung am klarsten darstellen.

Die königliche Societät der nordischen Alterthümer in Kopenhagen hat unlängst fünf in dänischer und lateinischer Sprache geschriebene Bände, unter dem Titel: »Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum borealium« herausgegeben, welche das Werk des Hrn. Egilssen, Lectors an der Collegialschule zu Bessastedt, sind. Dasselbe enthält, wie schon der Titel gibt, historische Sagen, die sich auf frühe Thaten und Begebnisse der Isländer beziehen, besonders auf die Thaten der Dänen in England, von der Mitte des 10. bis zu Anfange des 14. Jahrhunderts, eine in der englischen Geschichte ziemlich dunkle Periode, weßhalb es wahrscheinlich ist, daß spätere Geschichtschreiber des angelsächsischen Zeitabschnittes das Werk des gelehrten Isländers nicht unbenützt lassen werden.

Bei Blackwood in Edinburg ist vor Kurzem der Nachlaß der verstorbenen Dichterin Mrs. Hemans: »Poetical remains of the late Mrs. Hemans« erschienen, eine sehr dankenswerthe, reichhaltige und im Geiste echter Poesie, wie er sich heutiges Tages in allen Landen selten zeigt, empfangene Gedichtsammlung. Die Gesänge dieser zu früh verstorbenen Dichterin erinnern lebhaft an jene deutsche Gesangszeit, wo ein lyrisches Gedicht dem Dichter noch ganz aus der Seele floß; wo es eine Wahrheit der Empfindung war, was er ausdrückte, eine Wahrheit, die als solche immer poetisch und eben so frei von geheucheltem Schmerze als von schmutziger Libertinage war. Dieß war die gute alte Zeit, wo des neueren Deutschlands frühester Frühlingsdichter, Hölty, sang. Die Gedichte der Mrs. Hemans sind den Hölty'schen sehr verschwistert, wozu bei der vorliegenden Sammlung wohl noch der Umstand beiträgt, daß diese sämmtlich, man kann sagen, schon Angesichts des Todes gedichtet wurden.

Zu Athen erschien im vergangenen Jahre eine Anthologie neugriechischer Volkslieder, die in mehr als Einer Beziehung unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Dieselbe hat nämlich nicht nur für Fremde, welche, durch frühere ähnliche Anthologien auf die neugriechische Poesie aufmerksam gemacht, die mannigfachen Reitze und Vorzüge derselben erkannt haben, sondern auch für die Griechen selbst ein eigenthümliches Interesse. In jener Hinsicht spricht die Sache für sich selbst, in so fern eine jede neue derartige Sammlung nur dazu beitragen kann, daß das Frische und Kräftige, so wie das Raivtändelnde und zugleich Ernstschwermüthige der neugriechischen Dichtungen in der Ursprache selbst immer besser und unmittelbarer erkannt werde. Was dagegen die andere Beziehung auf die Griechen anbelangt, so ist es unbestreitbar, wie sehr durch Sammlungen der besseren neugriechischen Volkslieder und durch Anthologien neuerer Dichter, welche die frische Farbe und den kühnen Schwung der neuen Sprache am reinsten beibehalten haben, darauf hingewirkt werden könne, daß dieser neueren Sprache, ungeachtet der unverkennbaren Nothwendigkeit, ihr Studium auf das des Altgriechischen zu gründen, gleichwohl ihre Originalität erhalten werde.

Rugenda's »Pittoreske Reise nach Brässlien,« mit französischem und deutschem Texte ist nun complet in zwanzig Foliounmmern, welche hundert Abbildungen enthalten, erschienen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

82. Mittwoch, den 12. October 1836.

Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage von Franz Joseph Mone. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1836. 292 S. 8.

Alle gewaltigen Menschen, die mächtig in ihre Gegenwart eingreifen, sind populär, und das Volk singt und sagt durch Generationen fort von dem Leben und den Thaten solcher Giganten, sie mögen nun als Helden oder Räuber durch's Leben gegangen seyn. Und diesen Liedern des Volkes danken wir es einzig, daß in jenen Zeiten, wo bei ihnen noch die Geschichtschreibung in tiefem Schlafe lag, nicht die Erinnerung an ihre geschichtlichen Personen völlig erloschen ist. Ihr Andenken lebte fort im historischen Liede, als in der rythmischen Erzählung eines geschichtlichen Ereignisses, abgefaßt in der Zeit seines Vorgangs. Und wären uns die Sieges-, Trauer-, Klag- und Spottlieder u. s. f. eines Volkes erhalten, so könnten wir aus ihnen beinahe mit urkundlicher Gewährleistung seine Geschichte darstellen. Allein mit der erlöschenden Theilnahme an jenen Thaten und ihren Vollbringern erstarben auch die Töne, die sie feierten, und was von jenen Denkwürdigen der vorgeschichtlichen Zeit der Vergessenheit entronnen, findet sich oft einzig nur mehr in der Sage wieder, die auf dem historischen Liede wuchert, und im Gegensatze zu diesem desto freier und üppiger ihren wunderbaren Blumenreichthum entfaltet, in je nebelhaftere Feene Personen und Ereignisse rücken. Denn erst über die Gräber der Helden blüht ihre Sage empor, die alles Geschichtliche dichterisch zu verklären, jedes Ereigniß zum Wunder, jede That zum Abenteuer zu zaubern sucht. Und bewahrte auch die Sage noch durch einige Zeit das Bewußtseyn, die Facta mit poetischer Willkühr umstaltet zu haben, so geschah es doch in nicht Lange, daß sie selber an die historische Wahrheit ihrer Gebilde zu glauben begann, je öfter sie diese als solche erzählte, und sich die Zahl der Gläubigen gemehrt hatte, die in dem Maße wuchs, als es ihr glückte, an räumlicher Verbreitung zu gewinnen, und sie es verstand, sich durch eine so lange Reihe von Jahren im Munde des Volkes zu behaupten, bis daß es ihr gelang, verjährungsrechtlich in das Ansehen der Wahrheit zu treten. Als welche sie auch endlich in den Geschichtsbüchern der Völker ihren Platz einnahm, was um so leichter geschehen konnte, da in der Kindheit der Nationen und ihrer Geschichtschreibung die Gränzlinien zwischen Wahrheit und Dichtung sich noch nicht mit jener Schärfe ziehen, als in den Verstandesjahren ihres Mannesalters. Als nun die Menschheit in diese Phase getreten war, rief sie auch die früheren Geschichtschreiber und ihre Berichte vor das Forum ihrer Kritik. Nun galt kein Ansehen der Zeit und Person. Annalisten, die durch Jahrhunderte hindurch des Rufes strenger Wahrheitsliebe genossen, überführte man der Lüge. Individuen, bisher in der Glorie der Tugendhelden schimmernd, wurde als Heuchlern der Prozeß gemacht. Vom Hergange wichtiger Ereignisse wies man nach, wie sie in anderer als bisher geglaubter Weise, von andern, daß sie gar nicht geschehen, und ein besonders strenges Gericht erging über die Sage. Was sich auch nur von ferne als solche verdächtig machte, glaubte man mit Stumpf und Stiel aus dem Boden der Geschichte reißen zu müssen, und es kam endlich dahin, daß eine verwegene Kritik den Versuch wagen mochte, weltpistorische Facta in das Gebiet der Mythe weisen zu wollen. Solche Versuche fanden ihren Gegensatz in den Bemühungen jener, die in dem Sagenschatze eines Volkes Ausbeute für dessen Urgeschichte zu gewinnen suchten. Und wenn die Geschichte, deren Seele die Wahrheit ist, durch allseitige Forschungen nur gewinnen kann, so schließen wir uns doch lieber einer Kritik an, welche als wahr erkannte Facta zu erhalten und fester zu begründen, als einer, die stets zu verneinen sucht. Und während diese jede Tradition, die keine urkundliche Beglaubigung beizubringen vermag, kurzweg aus dem Gebiete der Geschichte weist, läßt jene der Sage, die ihre erste Nahrung aus dem historischen Liede sog, ihr Recht widerfahren, und sucht durch Sondern und Ablösen der poetischen Ueberlagerungen zur geschichtlichen Grundgestalt zu gelangen, um so dem Stolze seiner Nation, eine glorwürdige weithinabreichende Vergangenheit zu haben, die rechtfertigenden Gründe historisch zu sichern. Und eine solche Analyse der Volkstraditionen ist des patriotischen Forschers um so würdiger, als sie zugleich zu den schwierigsten Aufgaben gehört, die er sich wohl stellen mag, da bei manchen dieser Ueberlieferungen die dichterische Ueberlage, im Sinne der Wirklichkeit erfunden,

Digitized by Google

sich so scharf mit der historischen Folie zusammenschliff, daß es selbst dem geübtesten Auge schwer fällt, die Trennungslinge des Geschehenen und Erfundenen durch das Ganze der Sage mit Sicherheit zu verfolgen, bei andern dagegen das poetische Element dermaßen das historische überwältigt, und so gänzlich das Factum umgestaltet und in's Riesenhafte aufgeschwellt hat, daß man an der Möglichkeit, hier zu einem geschichtlichen Hintergrunde durchdringen zu können, beinahe verzweifeln möchte. Und die Veranlassungen zu solchen Metamorphosen sind in der Natur der Sage begründet, die, ohne sich völlig von der Geschichte losreißen zu wollen, dennoch unablässig dahin trachtet, das Factum immer mehr in ein Gebiet hinüber zu bekommen, wo ihr freieree Schaltung, als in den streng gemessenen Gränzen der Wahrheit gewährt ist. Doch ihr Streben geht anfänglich bloß dahin, den herben Schluß eines Vorganges in etwas zu mildern, oder sich dadurch der Neugierde ihres Publikums gefällig zu zeigen, daß sie dort, wo die Nachrichten von dem Angreifenden oder Tod eines Helden bereits ausgegangen, oder sichere Kunde nie vorhanden war, die fehlenden Theile aus eigenen Mitteln zu ergänzen, oder das Mangelnde von der Nachbarsage zu borgen sucht. So entsteht durch Um- und Andichtung die Erweiterung und Umstaltung der ursprünglichen Stammsage, die oft noch durch äußere Veranlassungen begünstiget wird. In solchen einflußnehmenden Umständen, die dem der Sage innewohnenden Evolutions- und Umbildungstriebe mächtigen Vorschub leisten, rechne ich vor allen andern die Wanderungen der Völker, durch welche sich ihre Sagen in fremde Umgebung und Gesittung versetzt sahen, in welche Uebersiedlung die Aufforderung liegt, um dem Charakter der Gemeinverständlichkeit nicht untreu zu werden, sich der neuen Breite baldigst zu acclimatisiren. Und nicht minder fügsam als gegen die Forderungen des Ortes zeigt sie sich ferner gegen die der Zeit, und sucht den im Laufe der Jahrhunderte vor sich gehenden Veränderungen der religiösen und sittlichen Ansicht, wie denen der Gesetzgebung und selbst des dichterischen Geschmackes, möglichst anbequemend zu folgen. Man begreift leicht, wie unter diesem steten Accomodiren sich das, ursprüngliche Gepräge der Sage verwischen, und welche Umstaltung manche einzelne abendrein noch damals erleiden mußte, als es ein Dichter versuchte, die vereinzelnt dastehenden Sagen zu einem epischen Ganzen zu knüpfen, wo da Alles, was sich nicht freiwillig einfügte, mehr oder minder gewaltsam in den epischen Kreis hinein gezwängt wurde. Und dankt auch manche Sage, die in ihrer Abgetrennetheit vielleicht ausgestorben wäre, ihre Erhaltung einzig der Aufnahme in diesen Cyclus, so erkaufte sie doch in den meisten Fällen das Leben mit Aufopferung ihrer Selbstständigkeit. Doch mit dieser letzteren Veränderung scheint die Metamorphose der einzelnen Sage ihr Ende erreicht zu haben,

1 Die durch Karl den Großen veranstaltete Sammlung der Heldenlieder

und jene Erzählungen, anfänglich historische Körper mäßigen Umfanges, die sich von der Gesammtmasse der Thatsache losrissen, rollten, von äußern Einflüssen bewegt, wie durch ihre innere Natur getrieben, von Mund zu Mund unter wechselnden Gestalten durch die Jahrhunderte fort, bis sie von einer mächtigen Hand zusammengeballt als eine Lawine sich zu uns herabwälzen, die auf ihrer Fortbildungsbahn Alles, was von Vergangenheit und Gegenwart ihr im Wege liegt, mit sich fortnimmt. Von einander abweichende Sagen werden zu einer verschmolzen, die verschiedenen Stämme mit einander in Verbindung gesetzt (die gothische mit der rheinischen), die Götter in die Heldensage hineingezogen, und solcher Weise diese mythischen und heroischen Elemente zu einem Ganzen gemischt, das seinen Ursprung durch die mannigfachen inneren Widersprüche zur Genüge verräth, die sich in dem Maße häufen, als das Epos in seiner Fortbildung weiter schreitet. Und diese hinwieder wird vorzüglich durch großartige, freudige Ereignisse gefördert, wo man mit frohem Selbstgefühle einen Rückblick in die Vergangenheit wirft, oder in Zeiten harter Bedrängnisse, wo ein Volk mit wehmüthigem Stolze auf seine freien tapfern Ahnen zurückschaut, und zornentflammte Dichter zur Beschämung wie zur Begeisterung ihrer Gegenwart, die Riesenschatten jener Helden, wie sie im Liede wandeln, aus ihren Gräbern wecken, nicht, ohne bei solcher Veranlassung die alte Heldensage mit neuen Bezjehungen zu bereichern. Und wenn der Dichter bei der ersten Gestaltung des Epos Ereignisse einer weit zurückliegenden Vergangenheit in den Kreis seiner Helden zog, so suchte dagegen sein fortbildender Nachfolger die Summe der seit der ersten Abfassung aufgelaufenen Begebnisse in die Zeit des Epos zurück zu verlegen, theils in gleicher Absicht mit seinem Vorgänger, der zur größeren Verherrlichung seiner Gefeierten die glorwürdigen Thaten aller Zeiten auf das Haupt seiner Helden häuft, theils um der jungen Vergangenheit durch das unmittelbare Anknüpfen an eine tiefergränte altehrwürdige Zeit, das Ansehen hoher Jahre zu verleihen, um so für seine neuen Gebilde die nöthige poetische Form zu gewinnen; und er durfte kühn solche Eingriffe in die Rechte der Chronologie wagen, ohne der Illusion seiner Zeitgenossen durch solche Anachronismen auch nur im Geringsten nahe zu treten. Denn wenn der Dichter, der stets einen Standpunct erstrebt, von dem aus ihm die Gränzscheiden der Vergangenheit und Zukunft schwinden, und sein Seherauge das Nahe und Ferne, das Gewesene und Entgegengesetzte in seinem großartigen Zusammenhange erblickt, wenn schon Dichter im Puncte der Zeitbestimmung ein sehr weites Gewissen haben, so ist ihr Publikum wo möglich noch gleichgültiger dagegen. Denn das

was die erste Veranlassung zu ihrer epischen Vereinigung gegeben, und sie, nun einmal dem Pergamente anvertraut, vor völliger Umgestaltung bewahrt haben.

Digitized by Google

Volk, das bei aller Leichtgläubigkeit stets mißtrauisch bleibt, will sich zwar von Seite des Dichters durchaus sicher gestellt wissen, daß alle die Dinge, von denen er singt und sagt, auch wirklich also geschehen, und nicht etwa bloße Erfindungen seines Kopfes wären. Mit den Eingangsworten: »es war,« gibt er ihm zu seiner vollen Beruhigung diese Gewährleistung; das Wörtlein: »niumals« dagegen, als gleichgültig hingenommener Zusatz, vertritt die Stelle der schärfsten Zeitbestimmung, und der Dichter kann nun das Joch der Gelehrsamkeit gänzlich abschütteln und muthig Vergangenheit und Gegenwart, Dichtung und Wahrheit durcheinander knüpfen, von welcher Freiheit die Poetbilder unserer Heldensage, wie bekannt, den weitesten Gebrauch gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Dichtungen von Johann Otto Prechtler. Wien, 1836. Im Verlage der Joseph Wenedikt'schen Buchhandlung. 152 S. gr. 8.

(Schluß.)

Der Liebe Fluch und Segen. Muß als freie Ergießung eines nicht völlig klaren Stromes von Empfindungen so hingenommen werden. Widersprüche kämpfen gegen einander an, und die Sehnsucht nach der Sehnsucht läßt sich zum zweiten, und wie bossen zum letzten Male vernehmen. Das Gefühl im'ner Leere (S. 68) mage der Dichter nie wieder verlauten lassen! Im Anfange stände besser: Kehre statt Komme wieder.

Frühlingsmitternacht. Accent, formlose Interjection. Aehnliche Gedichte erhalten nur Werth durch so viel Plastik, als in Schiller's Gruppe aus dem Tartarus, oder durch so viel Seele, als in Goethe's Ganymed entzückt. Auch sind versi sciolti doch nur willkührlich abgetheilte Prose.

Frühlingszauber. Man sieht auch an diesem edlen, lebendig empfangenen, poetisch durchgeführten, zart und rein gedachten, wohlgegliederten Gedichte wieder, wie gut unserm Verf. das Gesetz einer stricten und doch dabei beweglichen Form thut. — (Im ersten Verse stände besser: erschließ statt entschließ.)

Waldmann und Schiffer. Es ist dasselbe tiefe, man mag wohl sagen furchtbar-ernste Thema, was in Grillparzer's Melusina verhandelt wird. Diese Worte aus der Oper hätten ein besseres Motto als das gewählte gegeben:

Wem sich höh're Mächte künden,
Muß auf ewig sich verbünden,
Oder nahen mög' er nie:
Halben Dienst verschmähen sie.

Ich besprecke gern die Motto's, weil es sich ereignet, daß der Gehalt eines Gedichtes nicht so klar und so ganz vor den Augen des Dichters selbst liegt, als vor fremden. — Das Gedicht könnte compromirt werden.

Sänger- und Frühlingsnächte. Eben so gehalten, und mit einer noch edleren Richtung, als Frühlingszauber. Dagegen

Malchen's Tänzer gehört wieder zu den oben erwähnten Kinderschreckgedichten.

Der verwundete Hirsch. Ohne die letzte Strophe ist wieder der Sinn entschieden genug und dabei anregender hingestellt. Ziehe sich die »Nutzanwendung« der Leser, — lasse diesem der Poet was übeig! — Solche kurze, prägnante Darstellungen sind sonst für unsern Dichter sehr förderlich, weil sie ihn in's Bestimmte, in's Begränzte treiben.

Der Scheideweg. An ihm tritt uns, selbst vom Glücke der Liebe nicht begnügt, wieder der düstere Dämon des Dichters entgegen, aber er selber scheint uns Hoffnung auf einen lichten Ausweg zuzuwinken. Es bleibt ein wahrer, befriedigender Gedanke: daß wie Alle einen »Ausgang« geh'n, und uns »in der Mitten (auf der Höhe) unserer Bahnen wiederbetreffen. (S. 91.) Mag der Dichter der Gedankenreihe, die dieß Gedicht veranlaßt, selbst fortspinnend folgen!

Abschiedsfeier. Mit Rührung nimmt er hier einen Vor-Abschied von Liebe, Lust und Leben, wovon er noch mit poetischem Uebermuthe sein beschieden Theil zum seligen Verschwenden herausbegehrt. Wer möchte ihm die schmerzliche Freude mißgönnen? Eine Blume, am sichern Abgrunde gepflückt! — Unstreitig das gefühlvollste dieser Gedichte.

Nun wäre noch von dem Drama: die Braut aus Süden, zu sprechen, von dem ich aber, wenn auch der Raum nicht Kürze geböte, lieber wenig sagen möchte. Dadurch, daß es der Verf. einer Sammlung lyrischer Gedichte einverleibt hat, scheint er sactisch auszudrücken, was er selbst davon denkt. Und so lassen auch wir es als lyrischen Variationen gelten, wobei wir aber nicht verhehlen, daß wir dem einfachen Gedichte über dasselbe Grundthema S. 17 den Vorzug lassen, da es die Motive sicherer, klarer, menschlicher darlegt. Wenn wir uns überhaupt, den lyrischen Vorzügen des Gedichtes zu Liebe, den Zwang anthun wollen, in jene ethnographische Süd- und Nord-Schwärmerei einzugehen, und uns dabei (wie es auch wohl gemeint ist) einen allgemeineren, innerlichen Grund-Unterschied der Menschen-Natur denken, so kann uns doch weder der nebulistisch mehr gesungene als gezeichnete Charakter der Individuen, noch ihre übertriebene Handlungsweise und die daraus entspringende poetische Katastrophe Antheil abgewinnen. Sollte schon jener geographische Dualismus eine so große Rolle spielen, so war ein Zeit- und Raum-Costüme schärfer zu umzeichnen, welches hier ganz in poetische Schleier zerrinnt. Und wenn wir fühlen, daß die Tragik der Wirkungen in keinem Verhältnisse zur Aermuth der Motive steht, die Ueberschwenglichkeit der

Digitized by Google

Neben in keinem zur Inhaltslosigkeit der Charaktere, — so fragen wir uns am Schlusse vergebens, worin uns der innere Gehalt einer solchen Dichtung lebendig gefördert habe, — und wiederholen uns die längst gehegte Ueberzeugung: daß die Erschaffung dramatischen Lebens, auch bei den schönsten Fähigkeiten, nur Ergebniß der letzten Reife sey, die das reale Leben gewährt. Ging es doch Klingern, Werner, ja Schillern nicht anders! Man darf nur das Eingeklammerte in solchen Werken lesen, um zu bemerken, daß der Dichter nicht außer seinem Stücke sitzt, sondern eigentlich mitspielt. Unser Verf. scheint dem Erwähnen des Vorhangs u. dgl. zu Folge die Bühne im Sinne gehabt zu haben, von welcher man dem Gesagten gemäß durchaus abrathen muß.

Es wird nun nicht mehr übereilt erscheinen, unsern Dichter im Ganzen zu betrachten. Der dargelegte Kreis der Empfindungen und Zustände ist folgender: Die schöne, zumal heimatliche Natur (S. 26), deren Genuß die Liebe (S. 72) und das herrliche Bewußtseyn dichterischen Vermögens (S. 81) erhöht; die Liebe, bald dringend ungestillt (S. 41, 55), bald zuversichtlicher (S. 72) und dann selig befriedigt (S. 65). Die Erkenntniß der sittlich-poetischen Großheit des Alterthums (S. 29), als erstes Merkmal des Gefühles vom Werthe einer idealen Existenz (S. 31, 39), welche nun, bald im Kontraste mit dem Können und Vollbringen (S. 33), bald im Kontraste mit den Bedingungen der Wirklichkeit, als ein diesen Gesetzen feindlicher, räthselhafter, treibender Dämon (S. 67, 88) ihren Anspruch geltend macht. Auf dem Daseyn dieses Strebens beruht der Beruf eines Dichters, also auch des unsern, — auf der Form, in der es erscheint, seine Eigenheit, auf der Stufe, wohin jenes Streben gelangt, und der Ausbildung, zu der diese Form gediehen ist, — sein eigentlicher Werth. Wir würden also hiermit, ohne uns in's Einzelnste zu verlieren, das Beste von diesen Gedichten gesagt haben, wenn uns nicht erst zum Abschlusse (S. 92) der heiter-wehmüthige Trotz auf die Fülle des Lebens, dem Tode gegenüber, von der Gewißheit des poetischen Talentes siegreich überzeugte.

Für den Dichter also bleibt uns zum Scheidegruße kein Wunsch übrig, als: rastloses Fortschreiten von seiner Seite, und jene wohlwollende Billigkeit von Seite der Kritik, welche die echte Anlage auch in den problematischen Leistungen zu unterscheiden weiß, und dadurch zu jenem Fortschreiten aufmuntert.

Man lächle immerhin, wenn wir dem Verf. in der Form den Vorzug (leider!) vor manchem berühmten neueren Dichter zuschreiben müssen, daß die meisten seiner Gedichte einen Gang, einen Anfang und ein Ende haben; eine Pedantrie, über welche mancher romantische Genius weit erhaben ist! Daß oft nur zu sichtbar geschlossen ist, ward bemerkt (S. 32, 38. 64, 87); der Poet wie der Mensch gelangt zum Höchsten nur dadurch, daß er sich Gewalt anthut, ehe von außen Gewalt über ihn ergeht. Seine besten Gefühle muß er unterbrechen, den Moment der Seligkeit den Rechten der Erde opfern, und halbgefättigt von der Göttertafel aufstehen. — Im Versmaße überwiegt das eigentliche Jugend- und Gefühlsmetrum, der Trochäus; der sogenannte freie (eigentlich Knittel-) Vers kommt zu oft; die Gewohnheit, in demselben Gedichte zu reimen und nicht zu reimen, ist (besonders bei längeren Versen) nicht gut. Spielende Formen sucht der Verf. selten (S. 55), nie ungehörte, bedeutende Reime; die edle Beschränkung aber in schöne Gestalten (S. 72, 57) ist ihm sehr vortheilhaft.

Außer den angezeigten Druckfehlern sind mir noch manche aufgestoßen, was bei Gedichten nie der Fall seyn sollte.

Und so scheiden wir von diesem Bande mit der wiederholten Gewißheit: daß beharrliches Streben in reiner Richtung, zu immer höherer Kultur des Innern, das Heil des Dichters wie des Menschen ausmache.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Literarische Aphorismen.

Everett's Plastik von England ist trefflich. Es ist die Wahrheit der wirklichen Welt in schönen Traumgewänden. Es sind Bilder mit Tönen verwebt. Das ökonomische und romantische Plattland, das stille, feierliche Oxford, das geheimnißvolle Denkmal von Stonehenge, die Mahnung an antediluvianische Zeiten, die Geschichten der Völker in ihren Monumenten, die großen Erinnerungen an Shakespeare, das süchtig wahre Bild von Englands Kunst und Wissenschaft, — alle diese anziehenden Partien bringen eine unbeschreibliche Anmuth in die ernsten Massen; so, daß man diesen, in politischem Verständnisse gesunden und tüchtigen Mann mit freudigem Staunen sich in eine Luft hüllen sieht, die aus Fantasie, Dichtung und dem Weben der Frühlingswehte bereitet ist. Everett hat mich sehr angezogen. Und besonders hat es mich bestochen, ihn in dem geistigen Leben Deutschlands nicht fremd zu finden.

Der Lapidar-Styl repräsentirt eigentlich die ganze römische Weise und Diction. Ist es nicht, wenn man die Annalen des Tacitus liest, als läse man die grandiosesten Epitaphien? Sein ganzes Werk ist ein Epitaphium römischer Größe.

Aus Tacitus kann Rom, Griechenland aus Xenophon verstanden werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

83. Sonnabend, den 15. October 1836.

Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage von Franz Joseph Mone. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1836. 292 S. 8.

(Fortsetzung.)

Mit dem bisher Gesagten wollten wir die hohe Bedeutung und zugleich die mannigfachen Schwierigkeiten einer Forschung andeuten, welche sich zum Ziele setzt, die historischen Elemente der Heldensage frei von mythischen und dichterischen Beimischungen darzulegen, oder einer Untersuchung, die, wie die vorliegende, sich die Aufstellung der äußeren Geschichte der Heldensage, ihres Ursprungs, Gestaltung und Einflusses auf das Leben zur Aufgabe stellt. W. Grimm hatte es sich zum Zwecke gesetzt, den Inhalt der Sage nach den inneren Quellen, d. i. nach den Heldenliedern selbst und anderweitigen schriftlichen Zeugnissen, welche sich bestimmt auf eine Sage beziehen, und darauf die Echtheit und Falschheit der Heldensage in ihren einzelnen Theilen zu prüfen. Grundlage dieser Forschung ist die bestehende Dichtung und das beabsichtigte Resultat die Richtigstellung des ursprünglichen Zusammenhangs jener Dichtung. Dieselbe Untersuchung wird hier aus den äußeren Quellen geführt. Da die äußeren Quellen Zeit und Ortsnamen enthalten, die gewöhnlich den inneren Quellen fehlen, so sind sie schon dadurch zur Prüfung dieser letzteren geeignet (S. 2). Der Verf. erkennt mit W. Grimm eine mythische und geschichtliche Grundlage der Sage an: der Mythus ist die erste Bedingung zum Ursprunge der Heldensage; wo er fehlt, gibt es keine Heldensage, höchstens eine Chronik. Ihr offenbarer geschichtlicher Stoff gehört in die Völkerwanderung, ihre Abfassung in's dreizehnte Jahrhundert. Bis zu ihrem Abschlusse hat nun die Sage noch manches aus der Geschichte, namentlich aus den Kreuzzügen, aufgenommen (S. 3). Und schon dieses, daß die Heldensage ein Gemeingut des Volkes war, setzt voraus, daß sie einen reellen Inhalt haben muß, und daß die deutschen Völker, welche kein Epos hatten, auch die Geschichte nicht erlebt hatten, welche dem Epos zu Grunde liegt. Ihr Mythus bleibt ihnen unbenommen, er bestand für sich wie in Skandinavien, aber das Volk hatte entweder keine Ereignisse durchlebt, an welchen sich der Mythus zu einer Heldensage verkörpern konnte, oder es war in ihrem Mythus die Lehre der Emanation und Seelenwanderung nicht so wirksam ausgebildet wie bei den epischen Völkern (S. 4). Ein Grundgedanke der Heldensage ist aus der Vergleichung verschiedener Völker deutlich zu erkennen, nämlich der Mord eines guten Verwandten und die Blutrache am ganzen Geschlechte der Mörder; das ist der Hauptinhalt des Schahnameh, der Ilias, der Niebelungen, des Werin v. Lothringen (S. 5). — Den ersten Abschnitt der Schrift füllen Beiträge zur Völkerkunde der Heldensage. Die älteste Spur des Namens Niebelung als Taufname, und zwar bei den Salfranken, findet der Verf. in Nivolus (lebte zwischen 470—544) Act. S. S. Oct. T. 1. p. 175. Bei den Lombarden in Napolion caput Gibellinorum urbis romae (Murat. Script. t. 8. p. 596.) Ferner bei Schwaben, Sachsen u. s. f., aber dieser Name als Familienname fehlt in den Urkundensammlungen bei Neugart, Hergott (Genealog.), Fröhlich (Dipl. Styr.), Hund (Metrop. Salis.) ꝛc. Daraus wird geschlossen, daß die Sage der Niebelungen nur bei fränkischen Völkern in's Leben eindrang, und obgleich der zweite Theil des Liedes mit Absicht nach Baiern und Oesterreich verlegt wurde, so ist doch der Name Niebelungen niemals in das Volksleben der Baiern und Oesterreicher übergegangen (S. 11), und daß daher die älteren Lieder dieser Sage nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch abgefaßt waren, und daß die Franken an Bildung und Geist die übrigen Völker übertrafen, weil keine andere Sage die Vergleichung mit der ihrigen aushält (S. 12). Ferner, da die Sage der Niebelungen einen geschichtlichen Grund und Schauplatz hat, nämlich den Niederrhein, so folgt, daß diejenigen Völker, bei welchen die Niebelungen national waren, auch zu jener Zeit am Niederrhein gewohnt haben, als die Geschichte vorfiel, welche der Sage zur Grundlage diente (S. 13). — Die Wölflingen sind als Vor- und Zunamen hauptsächlich in Oberbaiern und Steiermark zu Hause und das erbliche Festhalten dieses Namens zeigt, daß dort dem Volke die Wölflingen der Sage bekannt waren, denn von diesen kommt der Name her und bleibt dort beinahe an zwei Jahrhunderte (von 1138—1320) lebendig. Auffallend ist aber, daß er im

Digitized by Google

nennten Jahrhunderte in Baiern wie in den andern Ländern sichtbar ausstirbt. Man kann dafür keinen andern Grund angeben, als daß die Sage zu Ende des eilften und Anfang des zwölften Jahrhunderts in Baiern einen neuen Schwung erhielt. Eine solche Wiedergeburt der Sage kann ohne mächtige äußere Ursache nicht Statt finden, sie hat einen politischen Grund, der in der Verbindung der Welfen mit dem Papste liegen mag (S. 19). Durch das von Seite 23—27 über den Ursprung der Welfen und Gibelinen Gesagte ist die Forschung über die Entstehung dieser dunkeln Parteinamen nicht weiter gebracht. Das zweite Hauptstück: »Zur Länderkunde der Heldensage,« beginnt mit den Niebelungen und ihren Ortsnamen. Da die Deutschen am Niederrheine die Heimatnamen mit ihnen nicht mehr haben, so scheinen auch die Völker, von denen die Sage der Niebelungen ihren Ursprung hat, nicht mehr am Niederrhein zu wohnen. Sie müssen gegen Westen und Süden gezogen seyn, und waren also salische Franken, die sich in Nord-Gallien niederließen, wo sie in Franzosen umgeformt wurden und sich am Oberrhein mit andern deutschen Völkern vereinigten (S. 29). — Die Eifel hat ihren Namen von den Niebelungen (S. 31). — Die Erinnerung an die Hauptpersonen des Liedes hat sich in Ortsnamen erhalten, wie von Chriemhilt in Grimlichusen u. s. f. (S. 34). Eben so werden für Alberich (S. 34), für Etzel (S. 38) u. s. w. eine Reihe klangverwandter Ortsnamen aufgeführt. — Es sey uns erlaubt, aus diesem Abschnitte nur noch einen Paragraph anzuheben, zugleich als Belege der seltenen Combinationsgabe und des überraschenden Scharfsinnes des Verf., der sich freilich zuweilen in Folgerungen und Annahmen ergeht, die an der äußersten Gränze des Haltbaren liegen. §. 46: »Die Moren.« Mohr heißt schon seit langer Zeit bei den deutschen Völkern ein Schwarzer, jetzt ein Neger. Diese letzte Bedeutung kann nicht alt seyn, denn es gab niemals unter den Deutschen Leute von schwarzer Hautfarbe, wohl aber mit schwarzen Haaren, was unter einem ganz weißen Volke allerdings eine auffallende Erscheinung war. Mohr hat langen Vokal, und ist sprachlich von Máor, Máur nicht verschieden. Die Wichtigkeit der Haare war nirgend größer, als bei den Merowingern. Hat dieser Name gleiche Wurzel mit Máur, so müssen die Merowinger wohl ursprünglich von ihren schwarzen Haaren genannt worden seyn, und dann waren sie schwerlich ein anfänglich deutsches Geschlecht, sondern fremde Eroberer, welche sich das fränkische Volk unterworfen haben. Die spätern Merowinger mögen durch Heiraten wohl die gelben deutschen Haare bekommen haben. In der Sage geht eine merkwürdige Farbenlehre fort, die Haut und Haare betrifft. Im alt-französischen Heldenliede sind die Verräther und Bösewichte fast überall ausgezeichnet durch weiße Haut und weiße oder graue Haare. Uns gelten jetzt die rothen Haare als Zeichen einer listigen, bösen Gemüthsart, was im Mittelalter nicht der Fall war, weil die blonden Haare des Volkes noch so sehr in's Röthliche spielten, daß der Ausdruck reidez har durchaus keine Beschimpfung war u. s. f.«

Das dritte Hauptstück: »Von den Zeugnissen der Heldensage,« faßt als Nachtrag jene Zeugnisse für das Leben und den Einfluß der Heldensage zusammen, die in den früheren Abschnitten keinen Platz fanden, und die zugleich als Ergänzungen zu W. Grimm's Forschungen gelten sollen. Der Verf. unterscheidet die Zeugnisse für die Heldensage in solche, die sich 1. in der Literatur vorfinden und 2. solche, die in's tägliche Leben eingedrungen sind. Beide sind entweder a) direct ausgesprochen, wenn sie namhaft auf die Sage hindeuten, oder b) indirect, wenn sie namenlos aber sachkundig darauf anspielen, und beide sind aus dem Einflusse der Heldensage auf Literatur und Bildung entstanden (S. 56). Wenn W. Grimm sich auf die directen Zeugnisse beschränkt, so werden hier beide Arten zu Rathe gezogen. Von Bern macht der Verf. die Behauptung geltend, daß in den meisten Fällen, wo es mit der Niebelungen-Sage in Verbindung steht, eine Verfälschung hochdeutscher Dichter ist, welche die niederrheinische Sage von Bonn verdrängt und ersetzt hat (S. 67). — Chriemhilt hat in Namen und Wesen durchaus mythischen Ursprung (S. 68). — Isfrit und Hawart stellen sich als einheimische Sagenhelden in Baiern und Oesterreich dar. — Mit Recht liest Mone suánerinc (Schweinspferch) statt mit Grimm suánerinc (Schwanring) (S. 77). Den slavischen Namen Niemez (ein Deutscher, welchen Schlözer Nestor. Jahrb. 2. S. 75 von njem ableitet) erklärt der Verf. aus Niem (Aphäresis von Nanim) und der Ableitung ez, d. i. ein Bewohner des Niemen (S. 94).

(Schluß folgt.)

Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke gesammt einigen dänischen Volksliedern von Gottl. Mohnike. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1836. XVI und 302 S. 8.

Es ist schon oft bemerkt worden, daß Deutschland nicht mit Unrecht das Herz Europa's heiße. Es ist der fühlende Punct in jenem weit verzweigten Gefäßer der Civilisation, das sich im Osten des atlantischen Oceans, den der fortschreitende Handel seiner beiden Küsten bald in mehr als Einer Beziehung zum Weltmeere machen dürfte, durch hundert mächtige Völker hindurchringt. Von Ost und West — aus Süd und Nord strömen die Adern geistigen Lebens nach diesem allgemeinen Sammelplatze, wo der Moment der Vermischung und Verschmelzung in einem Principe für alle gegeben ist. Während daher in jedem anderen Lande fremde Eigenthümlichkeit nur mit Mühe die Kruste alter Vorurtheile zersprengt, hat Deutschland für jede Größe seine Sympathie; während

Digitized by Google

bei anderen Völkern das Emporkommen fremder Geisteswerke zu zahllosen Mißverständnissen, zu den thörichtsten Fehlgriffen und Irrthümern führt, erblickt man in Deutschland dazin nur irgend einen einzelnen Pfeiler zu dem großen Tempel der Humanität, an jenem großen Baue der Ewigkeit, zu dem alle Völker den Mörtel tragen, dessen Schlußstein aber in Allvaters Händen schwebt! Der Deutsche wandert als Jüngling; von Fremde schwellt seine Seele über, indem er den Wanderstab ergreift. Verachtet er vielleicht seine Heimath? Mißkennt er vielleicht die herrlichen Früchte des heimischen Bodens; treibt ihn Gram, Unwille oder der Spleen in die Welt hinaus? Nein! Ihn treibt das Verlangen, fremde Art und Sitte kennen zu lernen, fremden Fleiß in seiner Werkstätte zu belauschen, das Treffliche, das er von anderen Ländern gehört, zu erforschen, sich und seiner Heimath anzueignen und das, was anderswo goldene Früchte trägt, zum Besten der Seinen anzuwenden. Er erprobt gerne fremde Zustände, auch wenn sie ihm beschwerlich fallen, weil er weiß, daß sie vorübergehend und sein Glück in der Heimath bestellt ist. Doch wissen will er davon, sie erproben. Mit dem Drange das Gute aufzusuchen und anzuerkennen, stellt er sich erklärlicher Weise der Gefahr aus, Fremdes zu überschätzen. Wir sehen ihn fortwährend an diesem Uebel leiden. Allein sein Gesichtskreis ist zu sehr erweitert, als daß die Reaction gegen solche geistige Krankheiten nicht in Kurzem ausgesprochen wäre. So hat Gallomanie, Gräcomanie, Eddawuth, Bardenund Hallelujah-Fieber, Altdeutschtreiberei, Deutschthum, Mysticismus, Orientalismus, Fatalismus und Wehmuth durch sich selbst (die neueste Zeit scheint sich eigentlich auf den Indifferentismus zu verlegen) Eines nach dem Andern sein Ende gefunden. Wo jedoch all diese Epochen mit dem echten Genius zu thun gehabt, da ist aus der Umarmung der Liebe und der Kraft ein Erbe der Unsterblichkeit hervorgegangen. Siegreich weist jede ihre Meisterwerke, siegreich die Früchte echten kritischen Fleißes auf, jede hat sich ein dauerndes Andenken gesichert und irgend eine Capelle in dem großen Dome der Welten hergestellt. Genug, daß Alle irgend eine Idee erschöpft, irgend einen Aufschwung des menschlichen Geistes bis an die Sterne der Ewigkeit verfolgt, irgend einer Kraft Bewußtseyn verliehen, irgend ein wahres Gefühl ganz ausgesprochen haben. Sie sind jetzt Thatsachen in der Geschichte des Menschen und gehören zu den wohlerworbenen Errungenschaften seines Geistes. Die Gegenwart blickt mit Ruhe auf sie zurück und genießt — vielleicht zuweilen des vorangegangenen Kampfes — harmlos der schönen Früchte. Die Gewandtheit des Blicks, die freudige Raschheit in der Aneignung des Charakteristischen sind als allgemeines — ich möchte sagen — populäres Resultat aus diesem Verkehr mit den Bestrebungen aller Zeiten und Völker hervorgegangen und haben das Streben nach Universalität in der Kunst, nach dem echten Prinzipe der Humanität in Philosophie und Politik zum obersten, nationalen Grundsatze erhoben und diesen deutlich ausgesprochen. Daß dieser Standpunct, in einer Beziehung gefährlich, Besorgnisse für die Zukunft erregen kann, wer möchte es läugnen? Wer kann in Abrede stellen, daß eben jene philosophische Freiheit des Blickes die Allseitigkeit des Wollens und Darstellens, diese rein historische Intuition, es unendlich schwer macht, daß die Ideen eines Einzelnen durchgreifen und die Ideen Aller in seine Kreise nachziehen? Indem jeder auf irgend einem individuellen Resultate des Nachdenkens, der Gewohnheit und Erfahrung basirt, zersplittert die Literatur Deutschlands offenbar in eben so viele Radien, als sie große Intelligenzen aufstellt. Allein dieser Nachtheil ist nicht so durchgreifend, als er auf den ersten Blick scheint. Offenbar ist es, daß der indifferentistische Standpunct unserer Literatur, den ich beinahe den Pantheismus der Kunstform nennen möchte, weder die höchsten Siege der poetischen Individualität, noch die Totalwirkung ausschließt, in so fern das rein Menschliche, über alle Meinung Erhabene, nämlich jenes schon bezeichnete Prinzip, der höchsten weltumfassenden Humanität im Auge behalten wird. In ihrer concentrirten Flamme werden alle Formen flüssig werden, ohne Schaden des edlen Metalls, dessen Schlacken nur verbrennen, während dieses selbst in der reinsten und klarsten Darstellung seiner Eigenthümlichkeit, in Farbe, Glanz, Biegsamkeit, Klang und Schwere hervorgeht.

Daß die Sage zu den edelsten jener rohen Metalle gehört, welche in dem Hochofen der Begeisterung geschmolzen werden, ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß man denjenigen, welche sie zu Tage fördern, für ihre Kenntnisse und ihren Fleiß immer besonderen Dank gewußt hat. Man sah bei ihrer Production nie auf die Zierlichkeit, sondern auf den Gehalt, und wußte ihnen zweifachen Dank für ihre Mühe, wenn sie jene edlen Gänge, die noch allenfalls zu benützen waren, redlich angaben, damit auch kommenden Geschlechtern bekannt sey, wo sie an den Stein zu pochen haben.

(Schluß folgt.)

Shakspeare. Drama in drei Acten. Nach L. Tieck's Novelle »Dichterleben« von Ritter Braun v. Braunthal. Wien, Anton Pichler's Druck und Verlag. 1836. 103 S.

Noch im Laufe d. J. ward in diesen Blättern einer dramatischen Arbeit des Hrn. von Braunthal erwähnt, mit welcher auswärtige Journale wenig einverstanden zu seyn schienen; jene Notiz mochte anstatt einer hier entbehrlichen weiteren Beurtheilung dienen. — Das vorliegende Stück nun, wiewohl unsers Bedünkens weit höher stehend, als »die Geopferten,« bestärkt einiger Maßen die Ansicht, daß das Drama

Digitized by Google

kaum jenes Feld seyn dürfte, auf welches das schöne Talent des Hrn. Vers. vorzugsweise angewiesen ist. — Die Mißlichkeit des Dramatisirens von Novellen war von jeher ein Augenmerk der warnenden Kritik, und mag man immerhin auch einzelne erfolgreiche Beispiele als Gegenbeweis geltend machen, so kann doch nimmermehr die Regel durch Ausnahmsfälle überwogen oder gar die letzteren zur Regel selbst geadelt werden; meistens sind die Ergebnisse einer Leistung dieser Art nichts als dialogisirte Erzählungen, denen das eigentliche, rechte, dramatische Leben gebricht. Es kann dieß auch gar nicht anders seyn, denn während die epische Handlung sich aus der ruhigen Darstellung von äußeren und inneren Zuständen ergibt, verlangt die dramatische ihrerseits, daß diese Zustände vor unsern Augen selbstthätig und fortschreitend in's Leben treten, daß sie sich, Angesichts des Zuschauers, entwickeln, daß die Wirksamkeit der Charaktere allen Begebenheiten als Quell diene, nicht aber wie es in der Novelle geschieht, der Charakter in der Begebenheit bloß abgespiegelt werde; — die dramatische Dichtung fordert eine sichtbare Handlung oder das Gestalten des werdenden Entschlusses bis zur Ausführung; die Novelle aber nur Begebenheiten, vergangene Thatsachen. — Im »Shakspeare« des Hrn. v. B. bereitet sich die künftige Größe des brittischen Dichterthrones vor und die Katastrophe besteht in der jubelnden, bewundernden Anerkennung seines Berufes durch seine Zeitgenossen, ja selbst durch seine Mitstrebenden auf gleicher Bahn, nachdem Graf Southampton die Aufführung von »Romeo und Julien vor der Königin veranlaßt hatte: so weit auch der erste Theil von Tieck's Novelle reicht. Die Figur Shakspeare's, welcher ungekannt durch die Begebenheit hinschreitet, ist allerdings interessant und von nicht geringer Wirkung; allein vielleicht mehr durch den Kontrast seiner Anspruchslosigkeit, gegenüber dem verletzenden Hochmuthe der privilegirten Dichter jener Zeit; sein passives Verhalten, der Gleichmuth, mit welchem er die Geringschätzung der Anderen duldet, bringt gewiß die vollkommenste Wirkung hervor; doch erscheint Beides keineswegs so recht eigentlich dramatisch: den Leser befriedigt es, dem Zuschauer aber möchte es schwerlich eine angenehme Stimmung gewähren. Der Triumph Shakspeare's erscheint ferner durchaus bloß als das Werk seines Gönners, von welchem er sich willenlos zum Ziele führen läßt; sein Antheil daran, — freilich im Grunde der größte, nämlich das wunderſame Erzeugniß seines Genius — macht sich nicht lebendig, selbstthätig genug geltend, und wenn wir für den Helden, schon im Verlaufe des Stückes, Partei nehmen, so ist dieß, wie schon gesagt, minder die Folge der Bewunderung eines fremdigen Widerstrebens gegen die Anmaßung seiner Collegen, oder eines selbstbewußten Hervortretens seiner Kraft, als des Mitgefühls, das keinem besseren Menschen fremd bleibt, wenn er ein achtbares Individuum durch Hohn oder Wegwerfung verletzen sieht; dieß passive Element aber kann und wird nimmermehr dramatisch in der höheren Bedeutung werden. — Noch Manches hätten wir gegen die Arbeit des Hrn. v. B. zu erinnern; allein es reducirt sich zuletzt insgesammt auf den Mangel der dramatischen Natur im Stoffe und wird durch Vorzüge reichlich überboten. Hieju rechnen wir die geistreiche Auffassung der Zeit, die treffliche Schilderung der Zeitgenossen Shakspeare's: Marlow, Green u. A., die begeisterte Wärme der Darstellung und den gehaltvollen Dialog voll reifer Kunstansichten und Aeußerungen eines geläuterten Geschmackes, voll tiefgedachter, tiefempfundener Andeutungen über Leben, Wissenschaft und Verhältnisse: einzelne Momente entbehren auch eines Effectes nicht, der von wirklich dramatischem Werthe ist; wie z. B. der Schluß des ersten Actes, dann die Scene mit dem Wahrsager und die ganze letzte Abtheilung des Gedichtes, welche wohl Jeden, Leser oder Zuschauer, hinreißen dürfte. Minder befriedigt war Ref. von den komischen Figuren, die in ihrer ziemlich kahlen Wortwitzelei und fratzenhaften Verzerrung sast ungenießbar werden; dann von dem Rückfalle Green's, welcher dramatisch nicht einmal nothwendig war und uns das schöne Ideal des Dichtergemüthes bedeutend verkümmert; die Episode mit Miß Fanny wollte Ref. ebenfalls unmotivirt durch das Bedürfniß der Handlung bedünken. — Fassen wir nun, nach Vorausſendung der Einzelnheiten, den Totaleindruck des Braunthal'schen Shakspeare zusammen; so ergibt sich ein sehr ansprechendes, geistvolles Bild, dessen Staffage nur nicht durchaus vorzüglich ist und welches der Gattung nicht völlig angehört, in die der Künstler es gereiht wissen will; dennoch läßt sich über die dramatische Vocation unſers Autors noch keineswegs unbedingt absprechen, da sich diese in einem selbsterfundenen Vorwurfe vielleicht freier, eingreifender bethätigen wird, als sich den Fesseln eines Gegebenen anschmiegend. — Braunthal's Wirken ist achtbar genug, um jeden Schritt desselben mit Aufmerksamkeit zu begleiten. — — Für jene Empfindlichen übrigens, die auch gegen den bescheidensten Anflug von Tadel aufsprudeln, fügen wir zur geeigneten Nutzanwendung die Worte bei, mit welchen die vorliegende Dichtung beschlossen wird: »Wer, wo es die Kunst gilt oder die gemeinsame Ehre, sein Ich in Anschlag bringt, verdient den schönen Namen Künstler nicht.«

S.

Einzelne Blätter dieser Zeitschrift (à 24 kr. C. M.) können nur von der Redaction (Stadt, Bürgerspital Nr. 1100, 2te Stiege, 4ten Stock), bezogen werden.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

84. Mittwoch, den 19. October **1836.**

Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage von Franz Joseph Mone. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1836. 292 S. 8.

(Schluß.)

Im vierten Hauptstücke: »Ueber die Abfassung der Heldensage,« wird die Vermuthung vorangestellt, daß nicht Bischof Pilgrimm von Passau, sondern der Erzbischof Pilgrin von Köln den jetzigen Stoff des Nibelungenliedes gesammelt habe (S. 100). — Seite 102—129: zur Kritik der eddischen Heldenlieder.« — S. 132: zur Kritik des Gedichtes Beowulf.« Als Ergebniß der Forschung stellt sich die Behauptung heraus, daß Beowulf ursprünglich kein angelsächsisches, sondern ein altdeutsches Gedicht war (S. 132).

Fünftes Hauptstück: »Aus der inneren Geschichte der Heldensage.« Die Kenntniß des Ages, der eigentlich in die Mythologie gehört und in der Heldensage eine große Rolle spielt, war allgemein deutsch (S. 139). Er ist bei den Alten der größte Dieb (S. 140). In Ortsnamen findet er sich in Elegast, in Zuckmantel (S. 144). Raubschlösser hieß man aus gleichem Grunde Agstein (S. 145) — vom Horte der Niederlungen (S. 151). Wahrscheinlich ist Hort aus horreum entstanden. Im Deutschen sind Schatz und Kammer mit einander verwechselt. Schatz ist die genaue Uebersetzung von census, und in so fern hat auch dieser Begriff keinen deutschen Ursprung, sondern Schatz und Schatzung gehören zu den Abgaben und zur römischen Herrschaft. Schatzung, Hort und Sold sind drei Dinge, die zu einem Staatsschatze gehören, und dem römischen Begriffe des Aerariums völlig entsprechen. Den Schatz zu Rom haben die Niederrheiner nie erbeutet, ihre Sage vom Hort wird sich also auf eine römische Kriegscasse in der Germania secunda beschränken (S. 158). — Der Name Balmung (Siegfrieds Schwert) kann nicht vor das zwölfte Jahrhundert zurückgehen, denn die Kenntniß der Palmen ist doch erst durch die Kreuzzüge in Deutschland volksmäßig geworden (S. 165). — Hagen versenkt den Hort in den Rhein und zwar ze löche. Grimm vermuthet darunter die ausgegangenen Dörfer Lochheim am Rhein, es ist aber eher darunter Lauch zu verstehen; der Hort ist in den Lacher See versenkt und durch denselben in den Rhein (S. 167). — Im dritten Abschnitte dieses Hauptstücks spricht der Verf. »vom Einflusse des Horts auf die Bildung,« was, so wie die im Anhange mitgetheilten Auszüge aus Wernin v. Lotheringen (S. 193—283) im Buche selbst nachgelesen werden muß. »Der Kampf mit dem Schretelin (S. 281—287) aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und »das Gedicht vom Kloster Wilten« (S. 288—290) machen den Schluß des Anhanges.

Uebersehen wir die Resultate dieser werthvollen Forschung, so stellt sich uns als vorzüglichster Gewinn die größere Aufhellung des historischen Hintergrundes der Heldensage und ihres Eindringens in das Volksleben auf das erfreulichste heraus. Nächst dem machen scharfsinnige Erklärungen dunkler Orts- und Personennamen einen nicht minder schätzbaren Theil dieser Untersuchung aus, so wie die vielen glücklichen Wortableitungen, die den Mangel eines alphabetisch geordneten Registers um so fühlbarer machen, als es doch stets die Lexicographie ist, die bei Forschungen der Art den meisten Gewinn davon trägt, und der auch hier selbst für den Fall eine immer noch ansehnliche Ausbeute verbleibt, wo mancher Leser eine oder die andere der etymologischen Conjecturen als unhaltbar, oder einen überraschen Schluß als auf allzu schwanke Prämissen gebaut, gänzlich verwerfen zu müssen sich gezwungen sehen sollte. Daß ähnliche Fälle hier nicht allzu selten vorkommen, wird jeder begreifen, der die Natur solcher Werke kennt, deren kühnen Meistern, nächst Gott, kein Ding unmöglich ist. Ein gewandter Etymolog wirkt mittelst einer leisen Lautverschiebung, einer Apharese oder Apokope u. s. f. wahrhaft Wunder, doch eben die Leichtigkeit, mit der er sie produzirt, mag Schuld daran tragen, daß er nur eine geringe Zahl Bewunderer, und ein noch viel kleineres Häuflein Gläubiger findet, die sich mit wahrhafter Ueberzeugung seinen Lehren hingeben. Selbst der orthodoxeste seiner Bekenner kann sich bei mancher Deduction nicht eines überaus ungläubigen Kopfschüttelns enthalten, oder die die Unhaltbarkeit der einen oder andern der sinnreichen Hypothesen in Abrede stellen. Doch allen jenen, die in ihren kühnen Zweifeln und Angriffen allzuweit schreiten sollten, denen halten wir als Schild die Worte unseres Jean Paul entgegen (Vor-

Digitized by Google

rede zu Kanne's allgemeiner Mythologie): »Nur aber glaube Keiner, über ein Werk, wie dieses, daß sich mit einem so »reichen Gedränge von tausend beweisenden Etymologien vertheidigt, den Sieg davon zu tragen, wenn er darin etwa »fünfzig oder hundert zu Irrigen oder Todten macht. Solche »Wahrscheinlichkeits-Konglomerate werden, wie philosophische »Systeme, nicht gliederweise aufgerieben und umgeworfen, »sondern nur dadurch, daß man ihnen geradezu ein neues frisches gegenüber stellt.« Und daran wird man es hoffentlich nicht fehlen lassen.

Was die Ausdrucksweise des Vers. betrifft, so ist sie die der lebhaften Kürze, und seine Sprache hält sich frei von aller langweilig-pedantischen Phrasendrechserei und sonstigen vornehmgesprochten Kanzleyschnörkeln. Ueberhaupt vermied der Hr. Vers. durchaus den Ton bitterer Polemik, was um so lobenswerther Anerkennung verdient, da sich vor allen andern Gelehrten insonderheit Philologen zu solchen Zänkereien und Händeln aufgelegt zeigen, die nicht selten in jene unerbaulichen Balgereien ausarten, wo sich die gelehrten Nachbarn in der Hitze des Kampfes also reichlich Persönlichkeiten und anderweitigen injuriösen Unflath in's Gesicht speien, daß man durch solche Gemeinheits-Eruptionen einzelner Glieder das Ansehen des ganzen Standes auf's Spiel gesetzt zu sehen fürchten muß. Wenn bei jenen Alles das Gepräge der höhnischen Freude, einen Zunftgenossen auf frischem Irrthume ertappt zu haben, an der Stirne trägt, so werden hier in jenen Fällen, wo die Ansicht eines Andersmeinenden bestritten oder widerlegt wird, die Gegengründe mit der Würde des Gelehrten vorgebracht, der sich und seinen Gegenstand achtet. Dabei spricht aus dem ganzen Werke der Geist eines Mannes, der bei aller Gelehrsamkeit nicht vergessen hat, wie die Menschheit auch noch andere Interessen als die Auffindung mittelalterlicher Pergamentschnitzel bewegen. Und während der größere Theil der Philologen, allem Lebendigem den Rücken kehrend, sich anachoretisch in seine kritischen Wälder zurückzieht, dort auf dem Boden kauert und sein Lebelang Wurzeln gräbt, und eifrig Varianten sammelt, so setzt sich Mone als letztes Ziel der sprachlichen Forschung die historische Belebung vorzeitlicher Schriftdenkmale, durch deren kritische Beleuchtung die Einsicht in den Geschichtsgang der gesammten Menschheit mächtige Beförderung gewinnt.

Mögen auch unserem Vaterlande in nahe, Forscher wie die Grimm und Mone erstehen, denen, von eben so hohem Sinne für poetische wie historische Wahrheit beseelt, es gelingen möge, einen reichen Dichtungs- und Sagenschatz zu Tage zu heben, der neben dem Gold der Poesie auch manches edelherzige Geschichtskorn in seinem Schoße birgt.

F. H. G. Zappert.

Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke sammt einigen dänischen Volksliedern von Gottl. Mohnike. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1836. XVI und 302 S. 8.

(Schluß.)

Man kann es füglich jedermann überlassen, darüber nachzudenken, was die Welt ohne die Kenntniß jener gesellschaftlichen Zustände wäre, welche dem jetzigen vorangingen. — Die Sage ist es, welche die Jahrbücher der Geschichte ergänzt, erweitert, berichtigt sogar; die Sage ist es, die den Philosophen und Humanisten mit menschlichen Zuständen bekannt macht, die uns keine Chronik schildert; die Sage ist es, die den Dichter auf die erste Verkörperung unserer heiligsten Gefühle hinführt; die Sage ist es, die wie mit der weltumspannende Himmelsbogen, wie die Gemeinschaft in Gestalt, Neigung und Vernunft auf jenes allerheiligste Band dieser Erde hinweist — auf die Abstammung aller Menschen von einem Vater. Ihrer Verbreitung und Zentralisirung muß daher für immer ein Ehrenplatz gesichert bleiben, insbesondere in der deutschen Literatur, die recht absichtlich den Orient zum Occident, den Süden zum Norden zwingt, bis die Pole sich berühren und zum Sinnbilde der Unendlichkeit fügen.

Der Zusammenhang, in welchem die vorchristliche Sage und Götterlehre des Nordens mit den Mythologien des Orients steht, wurde längst hinlänglich nachgewiesen, und es ist nicht möglich, daß das Verdienst, welches Kreutzer um diesen Zweig unserer Literatur erworben, erst in Jemands Gedächtniß zurückgerufen werden müßte. Etwas Aehnliches haben die Brüder Grimm mit der späteren Sage in's Werk gesetzt, indem sie durch ihre Sammlungen der Betrachtung ein ungeheures Materiale vorlegten und den Weg dazu mit eben so großer historischer als philosophischer Schärfe und Gründlichkeit nachwiesen. Inzwischen ist mit Fug und Recht anzunehmen, daß das Materiale, welches der Norden Europa's — nur von der Zeit angefangen, wo das Christenthum dort festen Fuß faßte und der alte Odin vor der entfalteten Kreuzesfahne in die Schauer undurchdringener Wälder flüchtete — in Beziehung auf Helden-, Zauber- und Wundersage darbietet, noch lange nicht vorgelegt, und daher zur umfassenden historischen oder philisophischen Verarbeitung noch keineswegs reif ist.

Mit so dankbarerem Eifer dürfen wir daher jedes auf die Vollendung dieses schwierigen Werkes bezügliche Streben, und namentlich jede Bemühung, jene Vermächtnisse der Vorzeit dem sprach- und stammverwandten Deutschlande zugänglicher zu machen, aufnehmen. In diese letztere Kathegorie gehört das Eingangs genannte Werk Prof. Mohnike's. Er tritt nicht als Sammler auf; was er bringt, war der gelehrten Welt, den in die Sprache und Literatur des Nordens Eingeweihten allerdings schon hinlänglich bekannt, doch wie verdienstvoll erscheint das Streben, diese altehrwürdigen Denk-

Digitized by Google

mäler der Poesie in ihrer vollen Eigenthümlichkeit unserer Sprache anzueignen? — eine Aufgabe, zu deren Lösung eine nicht gemeine Gewandtheit, und mehr als diese, echte Dichterkraft allein den Schlüssel haben.

Die gegenwärtige Sammlung schließt sich an die im Jahre 1830 erschienenen Volksl[ie]der der Schweden, und zwar in dem erfreulichen Sinne an, daß beide Werke zusammen nun beinahe den ganzen Inhalt der Swenska Folk-Visor Fran Fornti[d]en von Erich Gustaf Geijer und Arwid August Afzelius (Stockholm 1814. 3. Bd.) wiedergeben. Es ist zu hoffen, daß Professor Mohnike die noch fehlenden 18 Lieder, meistens größeren Umfanges, in einer neuen Sammlung nachtrage. Den Freunden des historischen Volksgesanges werden inzwischen die im Eingange der Erläuterungen mitgetheilten Nachrichten über ihren Inhalt und Ursprung willkommen seyn, zumal die Originalsammlung eben nicht zu häufig in Deutschland gefunden werden dürfte. Wie der Herr Verfasser ausdrücklich bemerkt, schloß er den rein historischen Theil des Volksliedes dermalen von seinem Plane völlig aus, welcher sich für dieses Mal auf die episch romantischen Lieder oder Balladen beschränkte, an welchen der scandinavische Norden einen so großen Reichthum hat. Diese Art des Volksgesanges, die unter mancherlei Formen und Modifikationen, wiewohl das lyrische Element eine bedeutende Rolle spielt, doch den epischen Ton der Erzählung beibehält, ist in der That diejenige, welche sich am besten zur Mittheilung eignet; sie macht den größten Theil der von Geijer und Afzelius herausgegebenen Sammlung aus. — Sie läßt sich am besten ihrem Inhalte nach in die Helden-, Zauber- und Wundersage eintheilen, wo dann die erste Abtheilung gleich wieder in zwei Unterabtheilungen zerfällt, nämlich die ernste und humoreske. Der eigentliche Heldengesang, der in die vorchristliche Zeit zurückfällt, ist hierin, wie natürlich, nicht begriffen. Als die wichtigsten, sowohl was poetische Schönheit, als historischen Werth anbelangt, eröffnen Habor und Signil, und Axel Thordson und schön Walborg den Band. Beide Sagen haben in Deutschland durch Ad. Oehlenschläger's meisterhafte dramatische Behandlung eine nicht geringe Celebrität erlangt. So groß übrigens das Verdienst des Dichters ist, so unübertroffen stehen beide Volksballaden in ihrer eigenthümlichen Schönheit da. — Insbesondere hat Habor und Signil so unnachahmliche Züge der Naivität, so wunderbar poetische Momente, daß man am Ende auf den Gedanken geräth, Oehlenschläger habe das schwedische Volkslied keineswegs übertroffen, im Gegentheile nicht einmal erreicht. Noch gegenwärtig streiten sich beinahe alle Provinzen der drei Reiche um die Ehre, die Asche der beiden Liebenden aufzubewahren, ohne daß der Streit entschieden werden kann. Um das Recht geltend zu machen, dieser oder jener Fleck Erde sey der Schauplatz ihres letzten Mißgeschickes gewesen, zeigt man nämlich noch jetzt an mehreren Orten eine Quelle, einen Hof oder einen Grabhügel, der ihren Namen führt; selbst den Ort, wo die falsche Dirne ihren Tod gefunden, welche die tragische Katastrophe dieser hohen Liebe herbeigeführt, bestreiten sich Seeland, Nord- und Süd-Jütland, Nerike, Upland und Halland, während Hagbarholm im Amte Nordland in Norwegen die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich hat. Alle Geschichtschreiber haben diese Sage erzählt, alle Dichter sie besungen; aber das alte einfach-schöne Lied hat im Munde des Volkes Alle überlebt. Das Alter des Liedes setzt Sandwig in das dreizehnte Jahrhundert. Uebrigens hat man gedruckte Exemplare vom 17ten und 18ten Jahrhunderte aus allen Provinzen. Es befindet sich dänisch bei Nierup und Rahbeck, Bd. III. S. 3. Deutsch aus dem Dänischen in W. L. Grimm's altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen S. 93. Saxo Grammaticus (Ausg. des Stephanius) Seite 128, Suhm in seiner Historie of Danemark, I. Bd. deutsch von Gräter (Suhms histor. Darstellung der nordischen Fabelzeit, Abtheilung 1. S. 234) und Snorra Sturlason in seiner Heimskringla-Saga, so wie die Snorra-Edda ásamt Skálda Utgetin af R. kr. Rask, Stockholm 1818. p. 192, gedenken dieser Sage. Ein weiteres enthält Nierups »Frigger« (Taschenbuch) für 1813. — Das Lied enthält viele unvergleichliche Züge, Momente, welche man in der Poesie vergebens wieder suchen würde. Mit Recht gibt Hr. Prof. Mohnike dem schwedischen Texte den Vorzug, so wie wir ihm in seiner Ansicht über den Traum von der Rose aus voller Seele beipflichten.

Axel Thorson und schön Walborg erfreut sich keiner geringeren Popularität in dem scandinavischen Norden. Doch fallen auch hier die Begebenheiten so weit in die Vergangenheit zurück, daß sich weder über die eigentliche historische Begründung, noch für Zeit und Ort der Handlung etwas Bestimmtes angeben läßt. Allgemein wird Norwegen für die Wiege dieses uralten Volksgesanges gehalten; die Handlung selber aber in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts versetzt. Nach alten, noch im Jahre 1807 vorhanden gewesenen Nachrichten auf Pergament in der Capelle zu Dragmarksdal in Bohuslän ist es wahrscheinlich, daß, wie Nierup und Rahbeck aufführen, die Ruinen, die man daselbst findet, zu der Marienkirche gehört haben, die König Hakon Hakonson mit aller Pracht seiner Zeit zu Ehren der schönen Walborg aufführen ließ. Das Volk daselbst kennt die Geschichte der schönen Walborg sehr gut, zeigt ihr Grab und singt ihr Lied. Nierup gab das dänische Lied im Jahre 1809 als Ankündigung und Probe der von ihm, Abrahamson und Rahbeck beabsichtigten und von 1812—1814 erschienenen neuen Bearbeitung der dänischen Volkslieder heraus und spricht umständlich über die Geschichte und die Gegend, wo sie sich zugetragen haben soll. Deutsch bei Grimm S. 357—382 und S. 537—541 — ein Auszug aus Nierups Programm; womit Geijer's Ein-

Digitized by Google

leitung zu den schwedischen Volksliedern zu vergleichen. D. Ueberf. Th. I. S. 146.

In Beziehung auf poetisches Verdienst steht es ohne Zweifel Hadve und Signil nicht an der Seite, doch ist es ein treuer Spiegel des Costümes des Mittelalters in Norwegen und reich an echten Nationaläußerungen des Geistes, der Sitten, Weisen und Vorurtheile seiner Zeit.

Der Klosterraub, König Birger und seine Brüder, oder Brunke's Verrätherei und Schön Anna — sämmtlich historische Balladen, sind durch die Nationalität des Colorits eben so anziehend, als durch das mächtige, zum Theile tragische Interesse der Handlung. Letzteres findet sich auch schottisch bei Jamieson und Scott. Bd. I. Unter den folgenden ist H. Hofkin und Klein Christel höchst charakteristisch. Herr Peter und Malfred, der Jungfraueneraub, Herzog Freudenberg sind in Form und Inhalt minder vorzüglich, eben so die Königskinder, deren Fabel die griechische Sage von Hero und Leander wiederholt. (Es dürfte vielleicht nicht schwer fallen, sie bei allen europäischen Nationen nachzuweisen.) — Mallemans Verkleidung ist wohl nur ein Seitenstück zum Jungfraueneraub, höchst originell dagegen Knut Huling, desgleichen Herr Lager und Jon, wo der Kehrreim eine ganz überraschende Wirkung macht, (letzteres auch dänisch). Herr Redewall, desselben Inhalts wie das bekannte dänische: »Schön Midel,« worüber eine eigene Abhandlung von Prof. Rahbeck in Gräters Bragur Bd. 3. Bei Grimm heißt es: die wahrsagenden Nachtigallen. Auch Kosegarten hat eine Nachahmung, jedoch mit Weglassung des Kehrreims. Das dänische Volkslied dürfte auch wohl den Vorzug behaupten. Der zarte und charakteristische Zug, daß Schön Midel sich die Augen verbinden läßt, fehlt in dem schwedischen. Bemerkenswerth ist die Verwandtschaft des Raben Rune mit einem serbischen Volksmährchen vom Vogel Gonnja; nur daß die serbische Sage etwas derb aufträgt. Hier ist der orientalische Ursprung leicht nachzuweisen. Die schwedischen Herausgeber bemerken: Der Rabe ist in den Volksmährchen stets ein bedeutungsvoller Vogel, der Unheilbotschaft bringt, oder selbst ein häßliches Gespenst. In Ostergothland gibt es eine sehr alte und ausführliche Ritterromanze, in welcher das Pferd Blake eine ähnliche Rolle spielt. König Wollemo (Woldemar) führt es mit dem Versprechen aus dem Stall:

»Nun, Blake du lieber, trage mich wohl —
Ein Ehrenname dir dafür auch werden soll.«

Woldemar verspricht auf der Reise, Blake's Namen nicht zu nennen, allein auf dem Sund vergißt er dieses Versprechens und ruft nach seinem Blake, wodurch dieser die Kraft verliert, seinen Herrn zu tragen und ihn in's Meer wirft, um zur Rettung der Prinzessin zu eilen. Er bringt sie hierauf glücklich beide nach Hause. So lange Blake's Name nicht genannt war, hatte er Zauberkraft, nachher aber nur gewöhnliche, so daß er am Ende der Fahrt zu seines Herrn Füßen niederstürzt und stirbt. Frau Silberlind, bei Nierup »die Wiederkunft der Verstoßenen,« bei Grimm »die Mutter im Grabe,« kömmt auch in Deutschland als Volkssage vor. Die Stiefmütter kommen nicht bloß in den scandinavischen Volksliedern, sondern überall schlecht weg; man denke z. B. an das österreichische Volksmährchen: »Der rothe Apfel.« Die kleine Feldmagd, deutsch von Studach in seiner schwedischen Volksharfe: das Ziegenmädchen, in Ostergothland: Stolz Gundela, so wie das folgende Inga, die kleine Mühlenmagd, und in der Ostergothländischen Variante Inga lilla, hat höchst volksthümlichen Charakter. In Smaland heißt es: »Stolz Elin.« — »Das Schloß in Oesterreich« besingt die Gefangenschaft eines Schweden in diesem Lande, höchst wahrscheinlich aus der Zeit der Reformationskriege, worauf auch der Schluß des deutschen und des dänischen Volksliedes hindeutet, wo es ausdrücklich heißt, dieß Lied haben drei Jungfrauen gemacht zu Ehren ihres Freundes zu Wien in Oesterreich.« Das deutsche Volkslied steht in des Knaben Wunderhorn unter dem Titel: »Der unschuldige Tod des jungen Knaben.« — Magdalena gehört zu den schönsten Legenden, welche die Volkspoesie irgend eines Landes aufweist. Sanct Göran's (Georgs») Lied wurde als Kriegslied im Felde gesungen. Ueber diese Sage spricht Hagen in seinem literarischen Grundrisse der deutschen Poesie ausführlich. Ronne Cliff (Elisabeth) historisch, deutsch von Studach, doch dem Originale sehr nnähnlich.

Der Verfasser beingt auch einige dänische Lieder, unter welchen Elone von Millerskon, bei Grimm: »Das Bergmännlein,« das vorzüglichste. Den Schluß des Werkes macht Geijer's Abhandlung über den Kehrreim in den alten, scandinavischen Volksliedern,« welche eben so viel tiefes und ausgebreitetes Wissen, als Geschmack und poetische Auffassung beurkundet.

Nach dem hier Gesagten, wobei meistens die Anmerkungen des Herrn Prof. Mohnike selbst benützt wurden, welcher seiner Seits wieder die Weisungen der schwedischen Herausgeber für sich hat, wird sich das Werk des geschätzten Literaten, der sich schon durch seine Uebertragung der Heimskringla-Saga ein so hohes Verdienst erworben, den Freunden echter Volkspoesie wohl hinlänglich selbst empfehlen.

Und. Schumacher.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

85. Sonnabend, den 22. October 1836.

Des General-Feldmarschalls Hans Adam v. Schöning auf Tamsel Leben und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achttausend Brandenburgern gegen die Türken. Ein Beitrag zur Erkennung der Zeitverhältnisse in den Kur-Brandenburgischen und Kur-Sächsischen Landen während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Von Kurd Wolffgang von Schöning. Mit dem Bildnisse des Feldmarschalls und 55 Facsimile von Namens-Unterschriften ausgezeichneter Zeitgenossen. Berlin, Lüderitz, 1837. IV und 352 S. 8.

In allen Zweigen literarischer Bestrebungen hat deutscher Fleiß Ausgezeichnetes geleistet; nichts ist ihm fremd geblieben; ja seine Schöpfungen sind zum größten Theile Vorbilder für andere Nationen geworden. Bei diesem Standpunete und bei dem immerwährenden Streben, das Gute des Auslandes gewinnbringend in die Heimath zu verpflanzen, ist es eine auffallende Erscheinung, daß gerade eine der wichtigsten Hülfsquellen für Geschichte — wir meinen die Mémoires der Franzosen — bis jetzt verwaist und zur Nachahmung unbeachtet geblieben ist. Wenn auch in der neuesten Zeit ihr Ansehen vielfach gesunken ist, und nicht ohne Grund, da Speculationsgeist, Parteisucht und andere Motive die geachtete Fahne nicht selten mißbrauchten, um falsche, unterschobene Waare einzuschwärzen; so bleibt es doch gewiß, daß die französische Geschichte in ihren älteren Memoiren einen Schatz besitzt, dergleichen aufzuweisen andere Völker kaum im Stande sind. Es kann übrigens hier nicht unsere Aufgabe seyn, die Bedeutsamkeit dieser Fundgruben für den Historiker nach allen Beziehungen hin zu verfolgen; wie sehr man ihren Werth auch zu unserer Zeit in Deutschland erkennt, beweisen zur Genüge die häufigen Versuche, die fühlbare Lücke wenigstens durch annähernde Arbeiten auszufüllen. Wir haben seit einigen Jahren mehrere solcher Surrogate erhalten, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie ihr besonderes, ja großes Verdienst haben. Der Gedanke, die officiellen Berichte großer Männer und ihre brieflichen Mittheilungen zu Grunde zu legen, d. i. sie vollständig oder auszugsweise abzudrucken, und den Faden der Erzählung immerfort herzuhalten, ist ohne Zweifel ein höchst glücklicher und wohl auch zunächst geeignet, das, was uns bis jetzt nicht gegeben war, die Memoiren nämlich, so gut als möglich zu ersetzen. Wenn wir nicht irren, ist er zuerst von W. Coxe in seinen Memoirs of John Duke of Marlborough, und zwar, wie anerkannt, ganz vortrefflich durchgeführt worden. In Deutschland steht wohl noch bis jetzt der vormalige sächsische Gesandte Graf von Schulenburg in Wien durch sein Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias, Reichsgrafen von der Schulenburg (2 Bde., Leipzig, 1834) in dieser Gattung als unerreicht da. Die geistreiche Anordnung des Ganzen, die Gediegenheit der Darstellung und die darin niedergelegten wahrhaft ausgebreiteten Kenntnisse werden ihm auch diesen Platz für lange, wenn nicht für immer sichern! Wie aber machen auf diese Denkwürdigkeiten hier besonders aufmerksam, weil sie speciell für den Freund der österreichischen Geschichte von sehr großem Interesse sind.

Den eben angedeuteten Weg nun schlug auch der Verfasser der vorliegenden Schrift mehr oder minder glücklich ein. Wenn wir gestehen, daß Vieles darin recht sehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, so dürfen wir andererseits nicht verschweigen, wie wenig wir von dem eigentlichen Kunstvermögen des Verfassers zufrieden gestellt worden sind. Die Originalien sind wichtig; dem Ganzen gebricht es nach unserer Ansicht durchgehends an dem, was wir bei Schulenburgs Denkwürdigkeiten als meisterhaft hervorgehoben haben. — Demungeachtet verdient die Arbeit dankbare Anerkennung; sie enthält, wie schon gesagt, mehrere gehaltvolle Mittheilungen, aus welchen für die Geschichte ein nicht unbedeutender Gewinn erwächst. Wir wollen sie hier näher bezeichnen.

Hans Adam von Schöning wurde am 1. October 1641 zu Tamsel, einem Rittergute in der Nähe von Küstrin, geboren. Der Vater, Rittmeister im dreißigjährigen Kriege, sorgte im väterlichen Hause für dessen ersten Unterricht, die folgende Ausbildung erhielt er auf Universitäten. So studierte er in Wittenberg die Rechte, setzte im Jahre 1659 diese Studien in Straßburg fort, und ging zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache im August 1660 nach Paris. Die folgenden Jahre reiste er nach Italien, verweilte in Turin und Mailand, und blieb während des

Digitized by Google

Carnevals von 1660 in dem glänzenden Venedig. Dann sah er im Jahre 1661 Rom und Neapel, und auf der Rückreise wiederholt Venedig. Von hier schiffte er sich nach Zante ein, ging im September 1662 nach Malta, im Februar 1663 nach Genua, und von dort zur See nach Spanien und Portugall; im Juni abrr wieder nach Paris. Nachdem er radlich noch England gesehen, kehrte er über Paris, Amsterdam und Hamburg, nach einer achtjährigen Abwesenheit, in seine Heimath zurück; wo er indessen schnell auf einander Mutter und Vater durch den Tod verlor.

Im Jahre 1665 zum Ritter geschlagen, ward Schöning bald hierauf von seinem Churfürsten zum Legationsrathe ernannt, und in einer diplomatischen Sendung an den kriegerischen Bischof von Münster, Christoph von Galrn, verwendet. Wie sehr er darin glücklich war, beweisen seine nächsten Bestimmungen ähnlicher Art; doch trat er bald hierauf in Militärdienste und erhielt eine Compagnie. Schon 1670 ward er zum Obersten befördert, und als solcher machte er nun zunächst die Feldzüge der Druschen gegrn die Franzosen mit. Ueber die Retirade der Brandenburger von Colmar nach Straßburg im Decembre 1674 wird von Seite 16—21 ein Originalbericht mitgetheilt, welcher den damals von vielen Seiten deßwegen verdächtigten Churfürsten zu vertheidigen sucht. Der Einfall der Schweden, im Bunde mit Frankreich, in die Unter- und Mittel-Mark, zwang den Churfürsten, zur Befreiung dieser Landestheile aufzubrechen. Die berühmte Schlacht bei Fehrbellin entschied, in welcher indessen Schöning nicht mitkämpfte, da er sich bei den nachrückenden Truppen befand. Er selbst leitete den glücklichen Ueberfall auf Uckermünde, und machte die Belagerungen von Anclam und Demmin mit. Der Churfürst ernannte ihn hierauf zum Gouverneur und Amtshauptmann von Spandau.

Die folgenden Feldzüge boten durch ihre großartigen Unternehmungen unserm Helden Gelegenheit zu größerer Auszeichnung: so daß er mit jedem Jahre sich mehr und mehr in der Gunst seines Fürsten befestigte. Im Feldzuge von 1677 galt es der Belagerung und Einnahme von Stettin. Schon im Herbste 1676, nach der Eroberung von Demmin, ließ der Churfürst Stettin zu Wasser mit einigen bewaffneten Fahrzeugen und zu Lande mit leichten Truppen einschließen, auch einige Bomben und Granaten werfen, welche in der Stadt sehr bald eine Feuersbrunst bewirkten. Allein die vorgerückte Jahreszeit und die Verweigerung der Uebergabe ließen den Churfürsten damals von dem Unternehmen abstehen. Um so größere Anstrengungen machte man im Frühjahre 1677, bis sen festen Platz zu erobern. Die Voranstalten dauerten indessen bis zum Juni, und die Uebergabe wurde erst im December bewerkstelligt. Die Verdienste, welche sich Schöning dabei erworben, belohnte der Fürst mit dem Charakter eines General-Majors.

Der Feldzug des Jahres 1678 begann für die Brandenburger unter sehr ungünstigen Vorzeichen. Die Schweden hatten die Insel Rügen wieder in ihre Gewalt gebracht, und von den Alliirten trennten sich Holland und Spanien, indem sie mit Frankreich einen Separatfrieden schlossen. Vor Allem mußte daher dem Churfürsten daran gelegen seyn, die Insel Rügen wieder zu erobern und demnächst sich in den Besitz von Stralsund zu setzen. Beides gelang; General Schöning wurde zum Gouverneur von Stralsund ernannt. Ein noch größeres Feld zur Auszeichnung eröffnete sich indessen für diesen im folgenden Jahre, als die Polrn, aller Verträge zum Trotz, im Interesse Frankreichs zur Winterszeit in Preußen einfielen. Ein hier mitgetheiltes, gleichzeitiges Tagebuch gibt uns über diesen Winterfeldzug die nöthigen Aufschlüsse; der Verfasser ergreift den Faden der Erzählung wieder, wo Schöning seine Unternehmung gegen den Feldmarschall Horn beginnt, die in jeder Beziehung für Brandenburgs Waffen höchst glücklich ausfiel. Der Churfürst empfing den Helden mit besonderem Wohlwollen und schenkte ihm von nun an sein ganzes Vertrauen.

Mittlerweile hatte Oesterreich mit Frankreich einen Separatfrieden geschlossen; wozu sich denn auch hierauf Brandenburg mit Dänemark verstand. Der General von Schöning verwaltete nun einige Jahre das Gouvernement von Spandau, wurde 1684 General-Lieutenant, und kurz nachher Gouverneur von Berlin. In diese Zeit fallen viele wesentliche Verbesserungen im Inneren der Residenzstadt Berlin, die zum Theile bis auf unsere Zeit gekommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz der Erste im Kampfe für die Freiheit Europa's. Ein Heldenkranz aus der Geschichte der neuesten Zeit, in Bildern unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit an das Oestreichische Kaiserhaus. Nebst des Kaisers wichtigsten Lebensereignissen, so wie den auf dessen letztes Geburtsfest und Hinscheiden erschienenen Dichtungen. Von Joseph Haupeldor. Mit dem Bildnisse des Kaisers. Emmerich, Romen, 1836. II u. 203 S. gr. 12.

Tendenz und Inhalt des vorliegenden Werkes drutet wohl der Titel schon zur Genüge an; dennoch wollen wir, was der Verfasser im Vorworte darüber sagt, hier auszugsweise mittheilen. »Zweck und Bedeutung einer Schrift, wie die gegenwärtige, bedürfen wohl keiner Erörterung. Denn nicht nur den Bewohneen des östreichischen Kaiserstaates, die in Franz einen Vater betrauern, sondern auch jedem Druschen, der in ihm den letzten in der Reihe deutscher Kaiser dahin scheiden sah, wird jede Erinnerung aus dem Leben des gefeierten Monarchen stets werth und heilig seyn. Besonders wird jeder

Digitized by Google

brave Preuße das Andenken eines Regenten ehren, der, wie Friedrich Wilhelm, überall nur die Sache des gemeinsamen Vaterlandes verfochten, dem tapfern preußischen Heere bei allen Gelegenheiten die eifrigste Theilnahme bewiesen, und Preußens hochherzigem Könige, dem in Franz der letzte treue Bundesgenosse aus der großen Zeit dahin geschieden, so viele Beweise inniger aufrichtigster Freundschaft gegeben.«

»Das Werkchen enthält in den Thaten und Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Helden aus den österreichischen Freiheitskämpfen, besonders des großen Jahres 1809, wo Franz allein und ohne Bundesgenossen gegen den Weltenoberer unter die Waffen trat, die wichtigsten politischen Lebensereignisse des Kaisers, während eine besondere Schilderung dessen häusliche und persönliche Begebnisse, besonders sein allgemein betrauertes Hinscheiden, in einem gedrängten Bilde getreulich darstellt.«

Wenn wir nun auch gleich gestehen müssen, daß der Verfasser seine Versprechungen keineswegs genügend erfüllt hat, daß es an einer verständigen inneren Anordnung fehlt, und daß sich insbesondere sehr viele ierige Daten und Ansichten eingeschlichen haben, wollen und können wir doch nicht in eine weitere Begründung dieses unseres Vorwurfes eingehen. Einerseits ist die festgehaltene Tendenz durchgehends eine zu achtenswerthe, um da viel über Einzelnheiten zu rechten; andererseits aber läßt sich dabei niemals vergessen, wie wenig die jüngstvergangene Zeit jetzt schon einer historischen Untersuchung zugänglich sey. Der größte Vorwurf, den man indessen der vorliegenden Schrift machen muß, ist und bleibt der gänzliche Mangel an Neuheit; denn alle darin enthaltenen Materien sind bereits und zwar größtentheils besser und vollständiger in anderen Büchern abgehandelt worden. Ein kurzes Verzeichniß des Inhalts wird unsere Behauptung unterstützen. Unter der Aufschrift: »Unerschütterliche Treue der Tyroler gegen Kaiser Franz,« eröffnet eine kurze Schilderung des Martin Teimer und seiner Thätigkeit den im Titel versprochenen Heldenkranz (S. 1—26). Hierauf folgt: »Franz der Erste gegen Napoleons Weltherrschaft — eine gedrängte Würdigung der Erzherzoge Carl, Johann und Ferdinand, und nicht minder kurze Darstellung der Schlachten bei Eckmühl und Regensburg und bei — Aspern. Insbesondere hat uns die Beschreibung der letzten in jeder Beziehung kalt gelassen; doch erinnerten wir uns dabei lebhaft der Begeisterung, welche der officielle Bericht darüber, dieser ewig denkwürdige Ausdruck tiefer heiliger Vaterlandsliebe, jedes Mal in uns erzeugte, so oft wir ihn lasen! — Ohne einen Funken von dieser — manus a tabula! — Eben so wirkungslos ist S. 72 die Schlacht bei Wagram erzählt; der Verfasser kennt weder die äußeren noch inneren Beziehungen; dem Gemälde fehlt es durchgehends an Wahrheit und Leben. — Im Allgemeinen, muß man gestehen, leistet die Schrift wenig oder nichts zur Charakteristik des höchstseligen Monarchen; die einzelnen ausgehobenen Momente erscheinen zu abgerissen, ohne Beziehung auf die unerschütterliche Standhaftigkeit und liebende Sorge desselben, so wie ohne nähere Beachtung der allgemeinen Zustände, ihrer Ursachen und Folgen. Der Verfasser beschäftigt sich daher auch vorzugsweise nur mit den Scenen in Tyrol, zunächst wohl, weil sie ausfühlicher bekannt geworden, und dann, weil in ihrer Gestaltung für das berechnete Publikum mehr Wirksamkeit zu liegen scheint. Drei Theile des Buches zumindest sind mit ihnen angefüllt: I. »Einbruch der Feinde in Tyrol: Joseph Speckbacher; Tyroler Heer am Berge Isel,« von S. 40—72; und dann II. von S. 76—101: »Die Tyroler nach dem Waffenstillstande«: Abzug der Oesterreicher; Wiederaufang des Krieges in Tyrol; Die Tyroler am Berge Isel; Speckbacher im Pinzgau; Speckbacher zu St. Johann: Hofer in Innsbruck; Rückkehr der ausgewanderten Tyroler.« III. »Friede zu Wien: Schicksal Tyrols; Speckbachers Unfall bei Melk; Wie der Friede in Tyrol verkündet wurde; Hofers letzte Begebnisse; Peter Mayers Tod (S. 102—122). Hierauf noch ein besonderes Kapitel: »Joseph Speckbacher, sein Weib und seine Kindern (S. 123—136); wie aber Victor, Prinz von Neuwied, als deutscher Streiter gegen Napoleon in Spanien, hieher (S. 137—153) gekommen, läßt sich wohl nicht ganz begreifen. Den Schluß der ersten Abtheilung macht: »Endlich siegt die gute Sache. Alexander und Friedrich Wilhelm. Franz.« auf dritthalb Blätteen, ein wahrer Raub kleiner Raum für die große Sache und »Wiedervereinigung Tyrols mit Oesterreich.« Wenn man den Titel des Werkes in's Auge faßt und den größten Theil des Inhalts, möchte man wohl, bei der vollsten Bewunderung für Tyrols wackere Söhne, die Frage stellen, ob denn die übrigen Bewohner der österreichischen Monarchie keine Opfer gebracht haben im Kampfe für die Freiheit Europas? Der Verfasser scheint sich darüber keine näheren Kenntnisse verschafft zu haben!

Die zweite Abtheilung des Buches: »Die wichtigsten Lebensereignisse Franz des Ersten, Kaisers von Oesterreich« — ist ohne alle Eigenthümlichkeit, oberflächlich und flüchtig; die am Ende abgedruckten Gedichte sind hinlänglich bekannt.

Fischer.

Geschichtliche Studien. I. König Ludwigs des Baiern Zug gegen Herrieden im Jahre 1316. — II. Isabella's von Baiern Verheirathung mit König Carl VI. von Frankreich. — III. Aus dem Leben Christoff Fürers

Digitized by Google

des Aeltern. Von Georg Wolfgang Carl Lochner. Nürnberg bei Friedrich Campe. 1836. VI u. 92 S. 8.

Ueber die Tendenz seines Werkes spricht sich der Hr. Verf. in der Vorrede unzweideutig aus. »Er will nämlich in dem ersten Aufsatze das Verhältniß der Stadt Nürnberg zum Reiche andeuten; in dem zweiten das Andenken einer hart behandelten Frau günstiger stimmen, und im letzten die Bedenken eines verständigen und rechtlichen Mannes über eine zu seiner wie zu unserer Zeit hochwichtige Sache bekannt machen.«

Die Ehrenrettung eines verkannten historischen Charakters ist ein freudjgeres und einem wohlgesinnten Herzen entsprechenderes Unternehmen, als eine in der Geschichte hochgestellte Person ihres Glanzes zu berauben, und das Andenken eines biederen Mannes der Vergessenheit zu entreißen, ist ein nicht zu verkennendes Verdienst. Beides ist dem anerkannten Fleiße und der Geschicklichkeit des Hrn. Lochner zur Genüge gelungen. Was aber die Entwicklung des Verhältnisses der Stadt Nürnberg betrifft, wird in der Vorrede gesagt: »Da ferner die Stadt Nürnberg bei diesem Zuge nicht nur in dem Beistande sehr thätig war, sondern auch in der Belohnung besonders bedacht wurde, und sich damals eigentlich zum ersten Male als Reichsstand zeigte, so ergab sich zugleich die passendste Gelegenheit, die Verhältnisse derselben im Inneren und zum Reiche, so wie sie nach mehrjähriger Betrachtung und vielfältiger Vergleichung mit anderen Städten mir erschienen sind, wenigstens in den Hauptzügen anzudeuten.«

So viel Streit um ein Leichentuch! Alles, was sich darüber sagen läßt, ist erschöpfend auf Seite 81 aus dem Leben Christ. Führers enthalten, wo aber das Verhältniß der Stadt Nürnberg nicht als ein besonderes vor dem der übrigen Reichsstädte herausgehoben ist. Daß Nürnberg Ludwig den Baier thätig unterstützte, ist weder mehr, als andere Reichsstädte thaten, noch war es freie Wahl. Ohne das eigene Interesse für die Folge zu gefahrden, durfte diese Stadt sich nicht losfagen von den Ansichten der übrigen Reichsstädte, die sich auf Ludwigs Seite schlugen, weil der anderen Partei der Adel anhing, der damals der geborne Feind der Städte war. Daß Nürnberg unter Ludwig sich eigentlich zum ersten Male als Reichsstand zeigte, scheint im Widerspruche mit dem zu stehen, was S. 20, 22, 23 und 27 gesagt wird. Auch wußte nicht bloß Ludwig Werth auf »diesen Juwel« seiner deutschen Königskrone zu legen, indem nach Hrn. Lochner's Bemerken Rudolph von Habsburg und sein Nachfolger Adolph von Nassau Nürnberg in seinen alten Rechten bestätigten, und Albrecht von Oesterreich diese Stadt zu schützen wußte.

Endlich spricht der Hr. Verf. an mehreren Orten in entschiedenem Tone von Ludwigs Recht auf die deutsche Kaiserkrone. War sein Recht gegründet, weil es nach S. 40 ein siegreiches war, während sein Gegner unterlag, und nach S. 69: »Wer unterliegt, auch immer Unrecht zu bekommen pflegt?« Wer Friedrichs Ansprüche auf die Kaiserkrone vertheidigen wollte, hätte sonst nicht weniger Gründe für seine Sache, als seine Gegner dagegen haben. Da aber hier zu erörtern, könnte zu einem weitausgehenden polemischen Streite Anlaß geben, und warum auch dem unbefangenen Urtheile derjenigen vorgreifen, denen es bloß um die Wahrheit zu thun ist, da, wo die Daten offenkundig vorliegen, und auf ein besonderes bis jetzt unbekanntes, in der Sache einen Ausschlag gebendes hat Hr. Lochner meines Erachtens nicht hingewiesen.

J. B. Koelli.

Literarische Aphorismen.

Es hält sehr schwer, in den Versuchen seine Umgebung an der eigenen Fortbildung Theil nehmen zu lassen, bei Geduld zu bleiben. Sie wollen Alle wissen, ohne zu lernen, sie empfinden etwas ganz Unbestimmtes, sie kleben an Worten und Namen, denken nicht weiter, und geben sich niemals Mühe, einzugehen. Man hört dich an, fühlt sich unterhalten, oft zum Gegentheile angeregt, kritisiret, tadelt und lobt, statt zu denken, vergißt dich, und geht den alten, lieben Schlendrian. Wie oft, wenn ich wohlmeinend ein Kunstwerk, oder was ich irgend sonst instructiv Genußbares besaß, mittheilen und nach Einsicht und Kräften erklären wollte, sah ich mit Wehmuth, daß man keitisirte, statt zu lernen; wie oft bot ich Einzelnen das, was sie bedurften, ja, was sie begehrt hatten, an, wenn ich es geben konnte, und sah es von beklagenswerthem Dünkel zurückgewiesen; — wie oft konnte ich manchem, was ich für fruchtbar tief eekannte, was in mir entkeimt, nicht in sich verkohlen sollte, nur dadurch Geltung verschaffen, daß ich es nicht als von mir stammend, sondern unter der Firma irgend einer Autorität einführte; — wie niederschlagend sind diese Erfahrungen!

Ich wüßte kaum, was zur Erlangung eines behaglichen oder doch beruhigten Zustandes mehr zu empfehlen wäre, als geistig: Objectivität, und Mäßigkeit physisch; in beiden Sphären aber rastlose Thätigkeit ohne Eile und Aengstlichkeit.

Wo durch Anregung die Reaction zu laut würde, ist der guten Sache das Schweigen besser.

Berichtigung: In den Blättern S. 334, Spalte 1, letzte Zeile, muß es statt »edelherzigen« — »edlerzigen« heißen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

86. Mittwoch, den 26. October 1836.

Fata Morgana
der Sage.

I.

Es gibt ein altes Mährchen von einer unterirdischen Sonne, die mit ihren dunkelblitzenden Rubinstrahlen im Mittelpuncte der Erde schwebend und von geheimnißvollem Feuer glühend, ihre belebende Wärme durch alle Adern und Gänge der inneren tellurischen Werkstätte mit solcher Macht ausströmt, daß die gährenden Stoffe bald in leuchtenden Krystallen anschießen, bald als belebte Wesen ihre Wanderung antreten. Da funkeln einige als Feuermolche und Salamander durch die Nacht, da springen andere mit den jungen Quellen hervor aus dem dunklen Gesteine, oder wölben dem Metallkönig seinen goldenen Pallast. Die alte Sage läßt diese Sonne auch die Wurzelfasern der Pflanzen durchdringen, welche die Oberfläche der Erde als ein lachender Garten umgrünen; — ihr wohlthätiger Einfluß soll die Thiere erwärmen, wenn sie in ihren Winterhöhlen schlafen, und das Blut im Herzen der Menschen, das als das große, geheimnißvolle Band der Verwandtschaft sich durch all' die tausend Völker und Stämme schlingt, die auf Inseln und dem festen Lande wohnen.

Mich dünkt, die alte Sage meinte hiermit die Poesie. Der Herd, auf dem ihr heilig Feuer brennt, entsendet, eine ewige Sonne, Strahlen des Lichts und der Wärme; entsendet sie nach allen Richtungen der Welt, den Steinen, den Pflanzen, rieselnden Quellen und wunderlichen Gebilden im Schooße der Erde; entsendet sie allen Menschen, wo sie auch wohnen, auf freien Bergen oder im Kerker, in Palästen oder einsamer Wildniß. Wandere nach Osten, und du findest sie an der Wiege der Völker, — Poesie steuert das große Schiff des Westens, das schaurig stolz mit seinen Millionen dem unbekannten Hafen seiner Bestimmung zusteuert. Jene wilden Stämme, über denen die Sterne der Nacht ziehen, während auf uns die Hitze des Mittags lastet, die Anwohner der Pole und des Aequators kennen sie. Ja, das Feuer der Poesie scheint recht im Herzen der Erde, im Mittelpuncte unserer gemeinsamen Heimat, zu lodern und gleich jener mystischen Sonne der Fabel alle Wesen, alle Formen zu durchdringen. Wer hätte je von jenen Mährchen und Wundern vernommen, welche ferne Völker von den Zeiten ihrer Kindheit erzählen, ohne daß es ihn angewandelt wie ein Hauch heimischen Frühlings, ohne daß Erinnerungen aus dem Schleier hervorgetreten wären, die seine ersten, zwischen Spielen und bunten Träumen verbrachten Lebensscenen umdämmern? Oft ist mir gewesen, als ob ein vergessenes Wiegenlied aus dunkler Ferne heraufzöge und mich mit seinen Freude- und Wehmuthsklängen überwältigen wollte. Ist's nicht oft, als stiegen die Peri's des Morgenlandes mit der duftigen Rosenwolke des scheidenden Tages im Abendlande nieder? — Tönt nicht ihr Gesang von der einsamen Waldhütte des Köhlers? Die alten Oasen des Nordens kommen mit der Dämmerung herab zu den Kindern ihrer Enkel; die Elfen, die Gnomen, die Sylphen und Dryaden schlingen den Reigen über Heide und Wald.

Oder wer sonst nähme sich die Mühe, Tausende unglaublicher Wunder, fantastischer Historien und ehrender Geschichten durch Tausende von Jahren in dieser klugen, der Nutzanwendung beflissenen, preßhaften, pädagogischen, staatskunstfertigen Welt zu erhalten, die auf dem finsteren Heideland der Menschengeschichte zwischen Schlachtfeldern, Pyramiden und Erdbrüchen wie einsam sinnende Blumen blühen? — Ach, vielleicht ist es die Poesie selber, die über die Leiden der Menschheit weint und auf ihren einsamen Wanderungen durch die Steppen des Lebens ihren Blumenkranz entblättert. Und wir, die wir die Blumen finden, wähnen, die Erde habe sie hervorgebracht!

Es ist allerdings geschehen, daß die Geschichte verschiedener Völker an gleiche Namen gleiche Bedeutung geknüpft; oder vielmehr, daß Nationalstolz Thaten gegen Thaten, einen großen Namen dem andern gegenübersetzte, wie dieß offenbar mit dem Cid der Spanier (el campeador) und dem Cid des Ostens (al battal) der Fall war. Wir sehen aber andererseits von der Geschichte einem Volke Thaten zugeschrieben, welche seine Stammverwandten durch eine Reihe von Jahrhunderten hinab — der ganzen Ausdehnung ihrer Ansiedlung nach — sich zuschrieben, so daß wir im Stande sind, dem Gange der Erzählung durch ein halbes Jahrtausend zu

Digitized by Google

folgen. In diesem Falle befindet sich die Schweizergeschichte mit ihrem Tell, der ursprünglich in Island zu suchen, später auf die Gothen in Scandinavien, auf Alt-England, und zuletzt erst auf die Schweiz übergieng. Anklänge zu griechischen Sagen waren schon der Aufmerksamkeit der Römer in Deutschland nicht entgangen. Was und die Sage von Manuel Ponce de Leon berichtet, wird uns getreulich von dem deutschen Rheingrafen Kuno, dem Kurzbold von Lohenstein, wieder erzählt. Die Erzählung, welche Lafontaine's Matrone von Ephes zu Grunde liegt, findet sich im himmlischen Reiche wieder. Bei der Erzählung von der Gräfin Idda von Toggenburg wird man unwillkührlich an die Legende der Pfalzgräfin Genofeva erinnert. Die Sage von der Schlichtung eines alten Gränzstreites zwischen Uri und Glarus wird uns schon von den Cretensern und Karthaginensern erzählt; und welche ungeheure Ausdehnung die Fabel von dem Kampfe mit dem Drachen habe, lehrt uns Eufèbe Salverte in der Revue encyclopédique. Schweden und Ober-Oesterreich haben ihr »Hero und Leander,« trotz der alten Hellas. Wem ist es unbekannt, daß der Stoff der Lenore-Bürgers in den Volksliedern aller deutschen Völkerschaften heimisch ist? Finden wir nicht die meisten unserer Volksliedermährchen bei den Serben wieder? und die Sage von der weißen Frau, hat sie sich nicht über ganz Deutschland, Böhmen, England, Frankreich, Spanien und den hohen Norden, so weit nur Sprache und Sitten deutscher Stammgenossen drangen, ausgebreitet, gleichsam als ob diese Sage mit der Denkart und Sitte der Völker sich wiederhohlen müßte?

Bei dieser augenscheinlichen Verwandtschaft der Sage unter den Völkern, welcher die Dichter der Vorzeit und die Empfänglichkeit des kindlichen Sinnes den weseutlichsten Vorschub leisten, darf es wohl nicht befremden, einige unserer bekanntesten Volksmährchen, freilich unter sehr veränderter Modalität, beinahe tausend Jahre alt, in den Volksliedern des Nordens zu finden. Man bedenke aber die ungeheure Kluft der Jahrhunderte, der Begebenheiten und des Sprachunterschiedes — die zwischen diesen beiden Aeußersten liegen, und man findet es vielleicht einiger Beachtung werth, daß es eben der kindliche Sinn des Volkes war, der die Perle der Poesie beinahe durch ein Jahrtausend in rauher Muschel aufzubewahren vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Des General-Feldmarschalls Hans Adam v. Schöning auf Tamsel Leben und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achttausend Brandenburgern gegen die Türken ꝛc. Von K. W. von Schöning ꝛc. Berlin, Lüderitz, 1837. IV und 352 S. 8.

(Fortsetzung.)

Durch einen neuen Vertrag mit dem Kaiser vom 8. April 1685 hatte sich der alte Churfürst für zwanzig Jahre zur Aufrechthaltung des Westphälischen Friedens und des Regensburger Waffenstillstandes verpflichtet: so, daß im Falle der Churfürst angegriffen würde, der Kaiser 12.000 Mann, im anderen Falle aber der Churfürst 8000 Mann Hülfstruppen zu stellen hatte. Diese Hülfsleistung mußte übrigens schon mit dem bevorstehenden Türkenkriege angehen, und Kaiser Leopold I. machte sich anheischig, in Friedenszeiten 100.000 Gulden, im Kriege aber 100.000 Rthlr. Subsidien zu zahlen. Dem zu Folge erließ schon im December 1685 der Churfürst die erforderlichen Ordres an die verschiedenen Truppentheile, und im nächsten Frühjahre wurden diese sowohl aus Königsberg, wie aus Cleve gegen Crossen in Bewegung gesetzt, um dort in combinirte Regimenter, zu einem Armee-Corps vereinigt zu werden. Nie hatte das Haus Brandenburg ein Hülfs-Corps von solcher Bedeutung gestellt; es belief sich auf 8000 Mann, und General Schöning erhielt die ehrenvolle Bestimmung, den Oberbefehl darüber zu führen. Der Churfürst hatte unsern Helden in den letzten Jahren oft in der Nähe gesehen und Gelegenheit gehabt, auch im Frieden ihn schätzen zu lernen; Schöning war indessen kaum 45 Jahre alt, und der jüngste General-Lieutenant des churfürstlichen Heeres.

Diese Abtheilung des vorliegenden Werkes, welche den Zug der 8000 Brandenburger gegen die Türken nach Ungarn abhandelt (S. 73—145), ist unstreitig im hohen Grade interessant und für den Historiker von großer Wichtigkeit. Sie eröffnen mehrere churfürstliche, auf die Mobilirung und den Marsch des Corps Bezug habende Originalschreiben, denen auch einige andere von den verschiedenen Herzogen von Sachsen nachfolgen, die zunächst den Zug durch ihre Länder betreffen. Wir erhalten hier manchen Wink zur näheren Kenntniß der damaligen Verhältnisse. Ueber den Marsch der Truppen bis Ofen, zu dessen Wiedereroberung sich damals Alles vereinigte, geben ebenfalls die mitgetheilten Briefe des Churfürsten die nöthigen Aufschlüsse. Am 24. Juni standen sie bereits vor dem Orte ihrer Bestimmung. Das nun abgedruckte gleichzeitige Tagebuch enthält der Einzelnheiten so viele, daß wir sie unmöglich alle näher bezeichnen können; wir begnügen uns, einige derselben hier mit auszuheben. Wir wählen hiezu den Empfang, die durch Kriegsthaten ausgezeichneteren Momente, und endlich den Tag der Erstürmung Ofens.

»Am 24. Juni kamen Seine Durchlaucht der Herzog von Lothringen, besahen die Armee, welche demselben zu Ehren drei Salven that, und speiseten nebst vielen Officirs und Volontairs zu Mittage bei dem Herrn von Schöning; gegen Abend wurden 1200 Mann und der General Marwitz, Oberst Belling und andere Officiers kommandirt, um Posto zu fassen, welche die erste Nacht, zu großem Vergnügen

Digitized by Google

des Herzogs von Lothringen und Approbation der Kaiserlichen und aller andern alliirten Armee bis auf 50 Schritt an die Stadtmauer avancirt; so daß die Brandenburgische Linie der Kaiserlichen gleich war.«

»Weil den 16. (Juli) auf der baierischen Seite die Minen noch nicht im vollen Staude waren, ward der Sturm bis auf den 17. gegen Abend angesetzt, und wurden dazu kommandirt 3000 Mann, wozu die Brandenburger 1000 gaben. Nachdem nun bestimmten Tages gegen Abend nach 5 Uhr die Lösungs-Schüsse vom Schwabenberge gegeben waren, geschahe der Anlauf auf allen drei Attaquen, wie denn auch die Ungarn von der Wasserseite eine Diversion machen mußten. Die Kaiserlichen wichen, wegen der vielen Minen, so der Feind unter sie springen ließ, und welche großen Schaden thaten, wie auch wegen anderer tapferer Gegenwehr, zu dreien Malen zurück, ehe sie auf der Bresche bleiben konnten. Die zu dieser Attaque kommandirten Brandenburger aber marschirten in aller Eile auf ihre Bresche, bemächtigten sich sofort der Palissaden, und blieben unverrückt auf solcher Post stehen, da denn durch des Feindes großen Widerstand sehr viele umkamen und beschädigt wurden. Da nun der Herr General-Lieutenant sahe, daß die meisten Officiers todt und blessirt waren, ließ er die abgegangenen durch andere und frische wieder ersetzen, und soutenirte seine Post ohngeachtet des Feindes starken Widerstand, dergestalt, daß sich die Brandenburger verbauteten und nebst den Kaiserlichen die Türken zwangen, die erste Mauer zu abandoniren und sich hinter die andere zu retiriren.«

»Es ging der Herr von Schöning selbst auf die Bresche, und ordonnirte durch den Obersten Brand, welcher als der letzte Oberst, so unblessirt war, darauf kommandirte: wie bei der Nacht dieselbe sollte verbaut und mit einer Brustwehr versehen werden. Bei dieser ganzen Action wurde der Herr General-Lieutenant durch die beiden General-Majors Marwitz und Barfus sehr wohl assistirt, und war dieser selbsten in während dem Fechten mit auf der Bresche. Es blieben bei diesem Sturm die zwei Obersten Prinz von Curland, und Graf Dietrich von Dohna, wie auch der Oberst-Lieutenant von Bornstedt vom Barfus'schen Regiment und Major von Elsnitz von der Leibgarde; der Oberst Belling wurde durch den Arm geschossen; in Summe waren von Brandenburgischer Seite 40 Oberofficiers und 446 Unterofficiers und Gemeine todt und blessirt. Die Kaiserlichen und die Baierischen hatten auch sehr viel verloren.«

Ein von Herzog Carl von Lothringen an den Churfürsten geschriebener hier eingerückter Brief vom 18. Juli gibt dem Verhalten der Brandenburger und dem Geiste ihres wackern Führers das vollgültigste Zeugniß. In einem noch weit höheren Grade geschieht dieses durch einen anderen Brief vom 19. August. Die Veranlassung erzählt das Tagebuch auf folgende Weise:

»Den 19. August früh Morgens, nachdem die Armee die ganze Nacht in Gewehr gestanden, kam der Feind mit der Kaiserlichen Vorwache zur rechten Hand vorlang der Donau zugleich an, und ungeachtet derselbe von etlichen bewehrten Barquen, wie auch von einem Rondeel, so mit Mousquetirer besetzet, ingleichen von einem Kaiserlichen vorlängst der Mauer verretranschirten Bataillon, item von sieben Esquadrons unter Commando des Generals von Häußler und von neun Esquadrons unter dem General-Feldmarschall-Lieutenant Mercy empfangen wurde, drungen doch etliche durch und gedachten in die Stadt zu kommen, da sie aber über die besetzten Redouten nicht passiren konnten, wendeten sie sich nach dem Brandenburgischen Lager. Der Herr General-Lieutenant von Schöning ging, mit 2 Esquadrons Reuter und eben so viel Dragonern, durch die Zelte dem Feinde entgegen, und rencontrirte eben Sr. Durchlaucht dem Herzog mit 6 Personen, welche in Gefahr waren, gefangen genommen zu werden; dieselben wurden froh, setzten sich selbst vor die erste Esquadron, welche der Herr General-Lieutenant führete, und gingen dem Feinde in die Flanke, daß sie also ganz über einen Haufen geworfen, und nur noch Wenige bis an das Prinzen Heinrichs Regiment kamen, welche dort alle niedergemacht wurden. Es dankte Seine Durchlaucht der Herzog dem General von Schöning abermalen in Gegenwart der ganzen Armee vor den guten Dienst, und rühmten die Brandenburgische Bravour und gute Conduite im Gefechte. Die Türken thaten dabei einen Ausfall auf die Kaiserlichen und Brandenburger, um die Entrée des Succurses zu facilitiren, wurden aber mit Hinterlassung 40 Todter repoussirt; auf Kaiserlicher Seite wurde zur rechten Hand des großen Rondeels eine Batterie von 6 schweren Geschützen angelegt, um eine neue Bresche damit zu machen, wodurch man dem Feinde bei dem General-Sturm in die Flanke sehen könnte. Nachmittags kam der General Scharfenberg mit 10.000 Mann zum Succurs aus Siebenbürgen.«

Das Diarium ist von diesem Tage an bis zum 1. September unterbrochen; hier verzeichnet es den im Kriegsrathe gefaßten Beschluß des Generalsturms, und fährt dann fort:

»Den 2. Nachmittags um 4 Uhr geschahe endlich der Sturm, zu welchem auf des Herzogs Befehl, der Herr General-Lieutenant die Disposition gemacht hatte (?), und kamen die Stürmenden nach heftigem Widerstande durch die Palissaden in die Stadt. Der Duc de Croy befehligte zur Rechten, der General Barfus zur Linken, der Herr General-Lieutenant in der Mitte. Merkwürdig war hiebei, daß, da der Feind von der linken Hand, hinter den Palisaden, noch

Digitized by Google

tapfer feuerte, der Herr General-Lieutenant einen Trupp Brandenburger von 40 Mann, wobei keine Officiere, weil sie geblieben waren, auf den Feind kommandirte, und das Kommando einem Gefreiten von der Garde auftrug, derselbe so brave anging, daß er den Feind in Kurzem delogirte. Die Türken abandonirten nun die Stadt, und retirirten sich nach dem Schloß, ergaben sich aber am 3. an Seine Churfürstliche Durchlaucht zu Baiern, zu welcher Seine Durchlaucht der Herzog von Lothringen witten, und in seinem Gezelte das Te Deum laudamus unter Lösung aller Stücke um das ganze Retranchement, wie auch des Trompetenschalles von allen Trompetern bei der ganzen Armee, singen ließen. Es ließ der Herr General-Lieutenant alle Kanons in der Stadt verzeichnen, und fand unter anderen eine 24pfündige Schlange mit dem Brandenburgischen Wappen, welche Ihre Kaiserliche Majestät Seiner Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg nebst noch einen anderen 30pfündigen Türkischen Stücke schenkten.«

Hier unterbricht der Verfasser das Tagebuch durch Mittheilung mehrerer Briefe vom Kaiser, Herzog Carl von Lothringen, dem Churprinzen u. s. w. an den Churfürsten, und von diesem an den Herzog von Lothringen und den General von Schöning. Sie betreffen alle die Wiedereroberung Ofens, und gewähren in vielfacher Beziehung ein wahrhaft großes Interesse. Das fortgesetzte Tagebuch aber enthält nur wenige Daten mehr; denn am 20. September traten die Brandenburger vermöge einer kaiserlichen Ordre den Rückzug nach der Heimath an. General Schöning machte einen Ausflug nach Wien, und wurde hier vom Kaiser sehr gnädig empfangen. Später schickte ihm dieser auch einen mit Diamanten besetzten Degen zum Geschenke, der nach Angabe des Tagebuches auf 12000 Thaler geschätzt wurde.

Von den 8260 ausgezogenen Brandenburgern hatten 3138 im Schooße fremder Erde ihre Ruhestätte gefunden.

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen.

Ob die Alten lyrische Tragödien gehabt haben, ist eine von den Fragen, die erst in neuerer Zeit in Anregung gekommen sind. Schiller hat sie den Deutschen geben wollen und Racine scheint in seiner »Esther« einen Versuch dieser Art beabsichtigt zu haben. Bei den Italienern war seit Metastasio diese lyrische Form, die in Sprüngen und ohne Motive zu einem Ende führt, beinahe die beliebtere, da Alles, was Alfieri und die neueren Tragiker gegeben, mehr ein Genuß der Gelehrten blieb, als daß es dem Volke zugesagt hätte. Ein als lyrische Tragödie angekündigtes Stück: »Clarice Visconti,« hat jetzt ein Mailänder Dichter, Luigi Barbareschi, gebracht (Mailand, 1835), das jedoch weder in der einen Beziehung noch in der andern zu genügen scheint.

Alexander Sutsos gibt seit Kurzem in Athen Gedichte und prosaische Aufsätze zur Beurtheilung von Griechenland, unter dem Titel: »Die griechische Wage« in einzelnen Lieferungen heraus. Sie scheinen eine Art Fortsetzung seines »Panorama von Hellas« (Nauplia 1833), sowohl was Gesinnung als was eigentlichen Gegenstand und dessen Behandlung anbelangt. Uebrigens steht Alexander Sutsos als wahrhaft originieller und volksthümlicher Dichter des neuen Griechenlands noch immer einzig und allein da. Das von dem Griechen E. Bibilakis auf die Ankunft des Königs Otto in München den 29. Mai 1836 verfaßte Gedicht dagegen ist weder in seiner äußeren Darstellung, noch seinem Gehalte nach als volksthümlich zu betrachten.

Gustav von Beaumont und Alexis von Toqueville, von der französischen Regierung nach den vereinigten Staaten von Nord-Amerika gesendet, um das dortige Pönitenziar-System zu studieren, gaben nach ihrer Rückkehr, nachdem sie sich in dem vereinigt herausgegebenen Werke: Le système pénitentiaire aux Etats unis« ihres besonderen Auftrages entledigt hatten, jeder einzeln seine gemachten Beobachtungen und Erfahrungen über die politischen und geselligen Zustände des amerikanischen Volkes heraus. Toqueville, ein mehr philosophischer Kopf, that dieses in dem Werke: »La démocratie en Amerique;« Beaumont, ein mehr poetisches Talent, in dem Werke: »Marie, ou l'esclavage aux Etats unis,« in Form eines Romans. Beide sich gegenseitig ergänzenden Werke erlebten im Originale bereits 3 Auflagen und eine englische Uebersetzung, und sind ohne Widerrede das Umfassendste und Gründlichste, was bisher über jene Länder geschrieben wurde. Spazier hat nun in einer deutschen Bearbeitung das Wichtigste und Interessanteste aus ihnen in einer zweckmäßigen Auswahl zusammengestellt. Vergleiche »Nord-Amerikanische Bilder und Zustände nach Gust. v. Beaumont und Alexis v. Toqueville. 2 Bändchen. Weimar, Voigt, 1836.«

Die Zahl der Unterrichts-Anstalten Rußlands, die unter Leitung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht stehen, betrug Anfangs April 1836 im Ganzen 1663. Davon sind gegen 400 von dem Kaiser Nikolaus seit seiner Thronbesteigung gegründet. In den Jahren 1833, 1834 und 1835 entstanden 213 neue Anstalten, darunter die Wladimir-Universität zu Kiew. Die Anzahl der Schüler vermehrt sich in den öffentlichen Schulen jährlich um 6000.

Herausgebee und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

87. Sonnabend, den 29. October 1836.

Fata Morgana

der Sage.

(Fortsetzung.)

II.

Die Schwiegermutter.

(Oesterreichische Volkslegende.)

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Graf, der große Gewalt hatte über Land und Leute, auf einem hohen und überaus prächtigen Schlosse. Er hatte sich seit Kurzem vermählt, und da seine Gemahlin über alle Vorstellung reich und schön war, so fehlte ihm nunmehr nichts als ein Erbe seiner Reichthümer und seines Glückes. Wie groß war daher seine Freude, als seine Gattin ihm eines Morgens unter heißen Freudenthränen entdeckte, daß dieser liebste seiner Wünsche in Erfüllung gehen werde. Auch des Grafen Mutter zeigte sich nicht wenig vergnügt über diese Nachricht, die ihr der Sohn sogleich mittheilte. Im Grunde ihres Herzens aber nährte die Schwiegermutter geheimen Groll gegen die junge Gräfin, weil ihre Schönheit wie die aufgehende Sonne war, der sich alle Herzen zuwenden. Dabei ließ ihr böses und heimtückisches Gemüth sich von seinem Hasse nichts anmerken, so daß sie im Stillen auf eine Gelegenheit lauerte, sich an der unschuldigen Gräfin zu rächen. Und diese Gelegenheit kam alsbald.

Den Grafen nöthigte nämlich seine Lehenspflicht zu einem Heereszuge in weit entlegene Länder. Mit schwerem Herzen nahm er Abschied; auch band er es seiner Mutter scheidend auf die Seele, während seiner Abwesenheit für seine Gemahlin die treueste Sorge zu tragen, ihm selber aber Alles zu berichten, was sich mit ihr begäbe. Dieß gelobte die falsche Schwiegermutter, ließ sich auch in der ersten Zeit weidlich nichts zu Schulden kommen, was ihrer böse Gesinnung verrathen hätte. So wußte sie die arglose Gräfin vollends sicher zu machen.

Endlich rückte die Zeit heran, die ihrer Absicht günstig war. Eines Morgens genas die Gräfin ihrer Bürde, indem sie zwei überaus liebliche Knaben gebar. Diesen Augenblick hatte die Schwiegermutter erwartet. Unverzüglich ließ sie alle Zugänge zu der Gräfin Zimmer durch ihre vertrauten Diener bewachen; und indem sie das Gerücht ausstreute, ihre Schwiegertochter habe zwei gräuliche Mißgeburten zur Welt gebracht, ließ sie sich angelegen seyn, auch dem Grafen diese Lüge recht glaubwürdig zu machen. Sie schrieb diesem unverweilt, indem sie mit Vorbedacht berichtete, die heilige Taufhandlung könne an den Mißgeburten nicht vollzogen werden, weil sie schwarz und gräulich anzuschauen, die meiste Aehnlichkeit mit dem Erbfeinde des Menschen hätten und unverzüglich aus der Welt geschafft werden müßten. Der Graf las das Schreiben seiner Mutter mit nicht geringem Entsetzen, schrieb aber sogleich zurück, die Kinder sollten, wenn auch noch so gräulich gestaltet, dennoch jedenfalls bis zu seiner Rückkehr am Leben erhalten werden. Uebrigens möge seine Mutter wohl Sorge tragen, daß seiner Gemahlin kein Leid widerfahre und Alles anwenden, sie über ihr Unglück zu trösten. Er selber werde zurückkehren, sobald es ihm irgend möglich. Diesen Brief ließ die grausame Schwiegermutter unterschlagen und wies einen anderen vor, in dem die Schriftzüge genau nachgeahmt waren, dessen Inhalt der Grausamkeit ihres falschen Herzens ganz entsprechend nichts Geringeres besagte, als daß die Kinder beide sogleich getödtet, die Gräfin aber — damit sie ihrem Gemahl nicht wieder vor Augen komme — nachdem man ihr beide Hände abgeschnitten, fortgeschickt werden solle.

Zu der That fanden sich so schändliche Missethäter vor, die sich gegen ein großes Stück Geld bereit hielten, diesen Befehl zu vollziehen. Die beiden Kinder wurden der Gräfin auf den Rücken gebunden, und so führte man sie in den Wald, das schreckliche Urtheil zu vollstrecken. Da weinte die Gräfin sehr. Ihr Jammer und Gebet zu Gott rührte die Herzen der Mörder, so daß sie großes Erbarmen mit ihrer Unschuld und Schönheit empfanden. Sie besprachen sich unter einander und beschlossen, ihr und ihren Kindern das Leben zu schenken, wenn sie eidlich gelobte, nie wieder in diese Gegend zurückzukehren. Doch ein Theil des grausamen Befehles mußte vollzogen werden. Die gebundenen Mörder hatten sich nämlich anheischig gemacht, die abgeschnittenen Hände der Gräfin als Wahrzeichen der vollbrachten That zurückzubringen. Da half keine Klage, kein Weinen und Gebet! Die Hände wurden der schönen

Digitized by Google

Gräfin abgeschnitten und, die beiden Säuglinge auf den Rücken gebunden, blieb sie ohnmächtig im Walde liegen.

Als sie wieder erwachte, graute eben der Tag. Sie sah, wie sie hilflos in einer bahn- und endlosen Wildniß der Verzweiflung, dem Hungertode, den wilden Thieren Preis gegeben sey — oder an dem Schmerze ihrer Wunden, die man ihr jedoch aus Mitleid verbunden hatte, zu Grunde gehen müsse, wenn ihr nicht vom Himmel besondere Hilfe käme. Und was sie mehr noch schmerzte als der eigene Tod, ihre unschuldigen Knaben mußten mit ihr verderben. Der Gedanke an diese vollendete ihren Jammer. Die Kinder waren noch nicht einmal getauft, und der Schmerz der Christin ward noch größer als der der Mutter.

Nach einem langen, inbrünstigen Gebete fühlte sie endlich Kraft, sich zu erheben. Weinend schleppte sie sich durch die Wildniß, bis zu ihrem Entsetzen das Gestrippe sich theilte und eine unübersehbare Wasserfläche, die mit dem Himmel zusammenfloß, zu ihren Füßen lag. — Es war das Meer.

Da wollte sie verzweifeln; doch bald dämmerte ein Gedanke durch ihre Seele, der sie mächtig ergriff; — denn sie verweinte, daß es von Gott komme.

»Ich habe gesündigt,« sprach sie bei sich selber, »daß meine Kinder noch nicht getauft sind, warum sonst hätte mich Gott hierher geführt, als damit ihnen diese Gnade zu Theil werde?«

Da beugte sie sich am Gestade nieder, um die Kinder in der Meersluth zu taufen; doch sie selber glitt aus, und beide Knaben versanken augenblicklich bis zum Grunde.

Vergebens, daß die Mutter wie in wilder Raserei jammernd, betend, weinend und verzweifelnd am Gestade auf und nieder rannte. Die Knaben waren verloren. Doch nein; dort tauchte das Antlitz der beiden, die sich zärtlich umschlungen hielten, aus dem Wasserspiegel empor. Die Mutter wollte ihnen nach; doch — wie konnte die Verstümmelte ihnen folgen? — Umsonst, umsonst! nur immer größer ward ihr Jammer. Da bedünkte es sie, sie sehe Etwas in weiter Ferne dort über das Meer kommen. Zwei Gestalten waren es; Männer, Heilige Gottes; denn sie wandelten auf dem Meeresspiegel, ohne daß er ihre Sohlen befeuchtete. Der Jüngere von Beiden war es, der die Kinder freundlich emporhob, und den Erstgebornen seinem älteren Gefährten hinreichend, voll Ehrfurcht zu diesem sprach: »Wie willst du, Herr, daß ich den meinigen taufe?«

Und der ältere der beiden Männer erwiederte: »Gib du ihm deinen Namen, dem älteren geb' ich den meinen!«

Und der Jüngere sprach: »Ich taufe dich, Johannes!«

Und es sprach der Aeltere: »Ich taufe dich, Christian!«

Als sie die Knaben bekreuzigt hatten, nahm der Jüngere wieder das Wort: »Was, Herr, gibst du der Mutter zum Pathengeschenke?«

»Ich gebe ihr die Rechte,«

»Dann, Herr,« fuhr der Jüngere fort, »will ich ihr die Linke geben.«

Hierauf traten sie beide vor die Mutter hin, und legten ihr die Kinder in die Arme. — Ihre Hände waren der Gräfin wiedergegeben, sie waren das Pathengeschenk, — die Pathen aber verschwanden.

Freude, Dankbarkeit, heilige Scheu hatte die Mutter ergriffen; und erst nach langem Gebete erhohlte sie sich. Eine Fischerhütte, die sie in der Nähe fand, ward ihre Wohnung. Dort lebte sie in stiller Abgeschiedenheit dem Gebete und der Erziehung ihrer Kinder.

So waren der unglücklichen Gräfin sieben Jahre verstrichen, ohne daß irgend ein Ereigniß die Einförmigkeit ihres Daseyns unterbrochen hätte; als es eines Abends plötzlich laut ward im Walde von Hörnerklang und Hundegebell. Der Gemahl unserer Gräfin, bald nach ihrer grausamen Entfernung wiedergekehret, und nachdem man ihn fälschlich berichtet, Scham und Verzweiflung habe sie fortgetrieben, um nie mehr unter die Augen ihres Gatten zu kommen, aller Ruhe beraubt, suchte das erste Mal nach Jahren seinen Gram durch eine Jagd zu verscheuchen. In der Hitze der Verfolgung aber hatte er sich verirrt. Ein schwerer Regen fiel vom Himmel nieder, der Anblick der Fischerhütte war ihm daher höchlich willkommen. Kaum eingetreten, erkannte ihn die Gräfin. Sie hüthete sich aber wohl, sich zu entdecken, da sie ihren Gemahl für die Ursache ihrer Verfolgung hielt. Das begehrte Obdach weigerte sie nicht und bereitete demüthig ein Lager aus dem Moose alter Bäume und den Binsen des feuchten Ufers. Der Graf entschlummerte bald, denn er war herzlich müde.

Da geschah es, daß er lebhafter als je von seiner verlornen Gattin träumte und dabei sank ihm die rechte Hand vom Lager auf die Erde. Die Gräfin gewahrte es und ermahnte ihren Erstgeborenen: »Geh, Christian, und hebe deinem Vater die Hand auf — dafür, daß er uns verstoßen hat.« Und der Knabe legte die Rechte des Grafen auf dessen Brust. Der Graf aber war über die Lebendigkeit seines Traumes beinahe erwacht, und die sonderbaren Worte der Gräfin waren ihm halb klar geworden. Da begann er sich zu sammeln und beschloß, sich zu überzeugen, ob er denn auch recht gehört habe. Er gab sich daher den Schein, recht fest zu schlafen, ließ aber nach nicht gar langer Frist auch die Linke über das Lager herabgleiten. Die Gräfin gewahrte es und sprach: »Geh, Johannes, und hebe deinem Vater die Hand auf — dafür, daß wir sieben Jahre schon im Elende schmachten.« — Da verwochte es der Graf nicht länger auszuhalten. Er sprang auf und fragte: »Wer bist du?« — und dabei hatte er auch schon die Hand seiner Gemahlin erfaßt. Zitternd sank diese auf die Kniee, gestand, wer sie sey und erzählte Alles, was mit ihr vorge-

Digitized by Google

gangen. Der Graf aber hob sie gerührt empor und drückte sie lange an sein Herz. Auch die Knaben umklammerten des Vaters Kniee. Da gab es ein Weinen und Jauchzen, ein Fragen und Erzählen, ein Verzeihen und Versöhnen, bis der Morgen graute und der Graf von seinen Jagdgenossen aufgefunden wurde. Unter lautem Jubel ward die Verstoßene jetzt heimgeführt. Die böse Schwiegermutter aber erbleichte bei ihrem Anblicke, und es bedurfte keiner anderen Strafe für sie, da der Schreck und das Entsetzen über die Entdeckung ihrer Missethaten ihren Tod herbeiführten.

Der Graf und seine Gemahlin aber lebten hinfort im ungestörten Genusse ihres Glückes. Die Stelle, wo sie sich wieder gefunden, heiligt noch heute ein Gotteshaus.

(Schluß folgt.)

Des General-Feldmarschalls Hans Adam v. Schöning auf Tamsel Leben und Kriegsthaten, namentlich sein Zug mit achttausend Brandenburgern gegen die Türken ꝛc. Von K. W. von Schöning ꝛc. Berlin, Lüderitz, 1837. IV und 352 S. 8.

(Schluß.)

Bald nach der Rückkehr des Brandenburgischen Hülfs-Corps aus Ungarn ergaben sich unter den Generälen des alten Churfürsten wegen Anstellung des Marschalls Schomberg einige Differenzen, doch erfreute sich Schöning fortwährend der ausgezeichnetsten Begegnung seines Fürsten. Dieser starb indessen am 29. April 1688, und sein Nachfolger ward bald hierauf in den Krieg verflochten, welchen Deutschland gegen Frankreichs Uebermuth abermals zu führen gezwungen war. Mit 52.000 Mann rückte der kaiserliche Feldherr, Herzog Carl von Lothringen, verstärkt durch Sachsen und Hessen, gegen Mainz vor; am Oberrhein sammelten sich, unter dem Befehle ihres kriegerischen Churfürsten, die Baiern mit einigen anderen Reichstruppen; in den Niederlanden befehligte der Fürst Waldeck eine Armee von Spaniern, Holländern und Brandenburgern, endlich vom Unterrheine her wollte Churfürst Friedrich in Person mit einer Armee von 30.000 Mann, wobei 26.858 Brandenburger, vordringen. Diese Truppen wurden auch mit dem Frühjahre 1689 am Rhein zusammengezogen, und ehe der Churfürst selbst anlangte, befehligte sie der General-Feldmarschall-Lieutenant von Schöning. Nach damaligen Grundsätzen gefesselt an seine Magazine und Verpflegs-Colonnen, warf er, sobald diese geregelt waren, mit einem kühnen Schlage die französischen Vortruppen aus dem Felde, und schritt zur Belagerung der vorliegenden festen Plätze. Nach Verlauf von einigen Monaten jedoch kam der Churfürst in Person bei der Armee an und — Schöning, in seinem unabhängigen Wirkungskreise gelähmt, erscheint uns nicht mehr derselbe, der er vorher war, und wohl auch nicht gewachsen den mannigfachen Schwierigkeiten, die das churfürstliche Hauptquartier mit sich brachte.

Die nun folgende gleichzeitige Relation des Treffens von Ordingen, dessen glänzender Ausgang die wichtigsten Folgen für die Alliirten hatte, so wie das »Kur-Brandenburgische Diarium vom 30. Mai bis 20. December,« das aber im Texte nur bis zum 9. September, und erst im Anhange vollständig mitgetheilt wird, enthalten, wie natürlich, der interessanten Einzelnheiten in Menge; allein wir müssen uns hier mit dieser Hinweisung begnügen. Am 9. September hatte Schöning im Lager vor Bonn mit dem General von Barfus Anstände: die von S. 205—223 abgedruckten Originalschreiben geben darüber die nöthigen Aufschlüsse; ihre Folge war, daß Schöning am 12. September seine Würde niederlegte, und sich nach Tamsel zurückzog.

Der Ruf Schönings war indessen zu allgemein begründet, als daß er nicht sogleich nach seinem Rücktritte von anderen Mächten Anträge hätte erhalten sollen. Und wirklich beriefen ihn zu gleicher Zeit Johann Georg III. Churfürst von Sachsen und die Republik Venedig in ihre Dienste. Er zog die ersteren vor, und ward General-Feldmarschall und wirklicher geheimer und geheimer Kriegs-Rath. Einen Monat darnach ging der Churfürst mit ihm zur Fortführung des fortgesetzten Reichskrieges an den Rhein; 15.000 Mann sächsischer Truppen waren bei Schwetzingen mit den Kaiserlichen, Fränkischen und Schwäbischen Kreistruppen vereinigt und der Churfürst befehligte mit dem Kaiserlichen General-Feldmarschall Grafen Caprara die ganze Reichs-Armee. Es geschah indessen in diesem Feldzuge weniger noch, als in dem vorigen, da der Kaiser, unausgesetzt mit den Osmanen beschäftigt, der Reichs-Armee nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken konnte. Johann Georg's plötzlicher Uebergang über den Rhein bei Sandhofen war das Gelungenste, was sich zutrug; da indessen bei den übrigen Truppenabtheilungen ein gefährlicher Typhus sich entwickelte; so wurde die offensive Bewegung gegen Kreuznach wieder eingestellt, und die Armee auf das rechte Rheinufer zurückgeführt. Selbst der Churfürst erkrankte hier, und ließ sich zur besseren Wartung nach Tübingen bringen. Doch nach wenigen Tagen war auch er rettungslos verloren, nachdem er sein thätiges Leben nur auf 44 Jahre und 2 Monate gebracht hatte. Schöning zog die sächsischen Völker bei dem Hauptquartiere zu Schwetzingen zusammen und vereidete sie für den bei der Armee ebenfalls anwesenden neuen Landesherren, den Churfürsten Johann Georg IV.

Unter der Regierung dieses jugendlichen Fürsten begann unser Feldmarschall einen großen Einfluß zu erhalten. Die nächsten Folgen davon waren, daß die Theilnahme des sächsischen Hofes an dem Kriege des Reichs bald erkaltete, und

Digitized by Google

zuletzt bei all den Bemühungen der kaiserlichen Geschäftsträger sich nur auf die 3000 Mann Reichs-Contingent beschränkte. »Dieß hatte der Kaiser nicht erwartet, und man trat nunmehr in offene Fehde mit dem Feldmarschall Schöning, den man als die alleinige Ursache davon ansah. Er hatte das unbedingte Vertrauen des Churfürsten, sprach stets ohne Zeugen mit ihm und verhandelte nur mit ihm die wichtigsten Staats-Angelegenheiten, so daß den Ministern Alles verborgen blieb.« So kam es denn auch, daß Schöning, als er im Jahre 1692 seiner Gesundheit wegen nach Teplitz ging, hier in sehr unangenehme Verhältnisse verwickelt wurde. — Diese lernen wir aus den mitgetheilten Stellen einer Handschrift von Gundling (S. 242—255) näher kennen; die Entwicklung derselben konnte aber erst von dem Churfürsten Friedrich August, der seinem Bruder Johann Georg 1694 in der Regierung gefolgt, zu Stande gebracht werden. Schöning kehrte nach Sachsen zurück, wurde von seinem neuen Fürsten mit allen Ehren empfangen, doch waren die schönsten Kräfte geschwunden. Podagra und Steinschmerzen nagten an seinen Lebenskräften, die Kunst der Aerzte scheiterte, und auch die Wässer von Karlsbad vermochten das Uebel nicht zu heben.

Am 28. August des Jahres 1696 Morgens um 5 Uhr ward Schöning zu Dresden im Kreise der Seinigen, von diesem Erdenplatze abberufen, auf dem er 54 Jahre und 11 Monate gewirkt hatte, auf dem er 30 Jahre Soldat fast immer im Kriege war! —

Aus diesen kurzen Andeutungen wird man hoffentlich die Wichtigkeit der vorliegenden Denkwürdigkeiten für die Geschichte der damaligen Zeit hinlänglich erkennen können; uns bleibt demnach nur noch übrig, auf die im Anhange abgedruckten Originalien schließlich aufmerksam zu machen. Sie bestehen aus zehn Stücken; wir heben hier zunächst als von allgemeinerem Interesse hervor:

II. Fortsetzung des abgebrochenen Campagne-Journals von 1679.

IV. Ueber die nach Ungarn unter Schöning mitgegangenen vorzüglichsten Brandenburgischen Officiers.

V. Liste der bei Ofen gegen die Türken gebliebenen und blessirten Officiers.

VI. Noch einige Kurfürstliche Ordres bei Gelegenheit des Feldzuges von 1686.

VII. Fortgesetzte Gutachten der Generale in Sachen der Belagerung von Bonn.

VIII. Fortsetzung des abgebrochenen Belagerungs- und Campagne-Journals von 1689.

X. Correspondenz wegen Loslassung des in Kaiserlicher Gefangenschaft gehaltenen Kursächsischen General-Feldmarschalls von Schöning.

Die zum Schlusse mitgetheilten gut lithographirten »Facsimile von den eigenhändigen Unterschriften einiger Höchsten und Hohen Personen, welche zu dem Feldmarschall von Schöning in besonderer Beziehung standen,« sind eine höchst dankenswerthe Zugabe; das Porträt des Helden als Titelkupfer ist gelungen. ck.

Literarische Notizen.

Die Gesammtzahl der gegenwärtig in Italien erscheinenden politischen, wissenschaftlichen und literarischen Zeitschriften beträgt 188. Von diesen erscheinen 26 in Mailand, 11 in Venedig, 8 in Triest, 13 in Turin, 5 in Genua, 4 in Modena, 7 in Florenz, 9 in Rom, 27 in Neapel, 20 in Sicilien und nur 2 in Sardinien. Man sieht hieraus, daß in Neapel und Mailand das literarische Interesse am rüstigsten fortschreitet.

Man muß es als eine besonders schöne Richtung der neueren englischen Literatoren hervorheben, daß sie sich so emsig mit Shakspeare beschäftigen, und so fleißig und unermüdet Allem nachspüren, was zu Aufklärungen und richtigeren Deutungen über ihn und seine Werke verhelfen kann. So ist neuerdings wieder ein hierher gehöriges, sehr dankenswerthes Schriftchen erschienen, unter dem Titel: »New particulars regarding the works of Shakspeare; in a letter to the Rev. A. Dyce, by J. Payne-Collier (London). Dasselbe enthält neue historische und andere Daten zu »Richard II.,« dem »Wintermährchen,« dem »Kaufmanne von Venedig,« »Viel Lärmen um Nichts,« »Othello« u. s. w., und nebenbei Nachrichten von bisher unentdeckten und ungedruckten Gedichten Shakspeare's. Dazwischen sind interessante Notizen gegeben über damalige Notabilitäten, als Burbage, Hart, Delonay, Jordan, Dekker und andere künstlerische und poetische Zeitgenossen. Die Materialien zu seiner Schrift hat Collier aufgefunden im brittischen Museum, in den sogenannten Ashmolean volume, Nr. 208, und sie führen, wie er berichtet, folgenden Titel: »The books of Plaies and notes thereof etc Formans, for common pollicie,« und weiter heißt es, sie seyen niedergeschrieben von Dr. Simon Forman, dem berühmten Aerzte und Astrologen, der zu Lambeth lebte und im September 1611 starb. Das letzte Datum in dem »Book of playes« ist der 15. Mai 1611, so daß Forman also ein fleißiger Theaterbesucher bis kurz vor seinem Tode war.

Die Académie française hat für das Jahr 1837 einen Preis von 10.000 Francs auf das beste Trauer- oder Lustspiel in fünf Acten und in Versen ausgesetzt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

88. Mittwoch, den 2. November 1836.

Fata Morgana
der Sage.

(Schluß.)

III.

Die Erinnerung dieser Legende schwebte mir zum Theile bis auf die Einzelnheiten des Ausdrucks aus meiner Kindheit vor. Ich hätte sie aber vielleicht nie wieder zurückzurufen vermocht, ohne die hier folgende altschwedische Ballade zur Hand zu bekommen, die mit dem Eingange der Erzählung eine auffallende Aehnlichkeit hat:

Klein Christel.

Die Königin wollt' ihre Zofen lehren,
Wie sie bleiben könnten in Zucht und Ehren.

»Herr Holkin hat mich verlockt dieß Jahr,
»Nun soll ich verlieren mein goldenes Haar!«

»»Nun sollst du verlieren dein goldenes Haar,
»»Und stieb'n meinen Hof für immerdar.««

»Ach stünde mir ein Freund doch bei,
»Herren Holkin zu bringen die Bothschaft treu!«

Eine Falsche im blauen Rocke sprach:
»Ich geh' und achte kein Ungemach.«

Und es sprach eine Weiße mit Trug im Sinn:
»Will Keine geh'n, so geh' ich hin!«

Die Dritte, die konnt' nicht schnell genug sagen:
»Ich will zu Herren Holkin die Kunde tragen!«

Und wie sie kommt zu Herrn Holkin's Thor,
So steht Herr Holkin draußen davor.

»Klein Christel sendet mich her zu Euch,
»Mit Bitte, Ihr sollt zu ihr reiten sogleich.«

»Sie hat Euch geboren ein Töchterlein wohl,
»Das schwärzer ist als die schwärzeste Kohl'!«

»»Und mag es so schwarz seyn — und schwärzer als Raben —
»»So viel röthreres Gold soll dann sie haben.««

»»Ich schenk' ihr diese Weinflasch' ein —
»»Vertrinken soll sie den Kummer in Wein!««

»»Die blauen Polster soll weg sie thun,
»»Auf Eiderpölstern soll fürder sie ruh'n.««

»»Die Lichter von Talg, die lösch' sie aus,
»»Wachslichter, die sollen erleuchten ihr Haus.««

»»Und sag' ihr, sie soll nicht trauren und weinen —
»»Denn morgen schon will ich bei ihr erscheinen.««

Die Zofe, die falsche, geht hin zum Strand,
Trinkt aus den Wein und schöpft Wasser vom Sand.

»Herr Holkin schenkte die Wasserflasche voll,
»Daß klein Christel all'n Kummer in sich trinken soll!«

»Die Polster, die blauen, behaltet nur so; —
»Er sprach, ihr liegt gut auf Holz und Stroh.«

»Die Lichter von Talg mögt ihr löschen aus,
»Denn ihr läget weit besser im dunklen Haus.«

»Auch sprach er: ihr solltet nur trauern und weinen,
»Denn nimmer woll' er bei Euch erscheinen. « —

»»Ach, wenn ich nur hätt' ein Silbermesser fein,
»»Dann wollt' ich enden das Leben mein!««

»An Silberschalenmessern ist keine Noth,
»Doch will ich nicht Schuld seyn an Eurem Tod!«

Da küßt klein Christel ihr Töchterlein,
»»Heut Nacht verlierst noch die Mutter dein!««

Herr Holkin setzte sich schnell auf's Pferd,
Klein Christel war ihm zehn Leben werth.

Klein Christel kehrte sich hin nach der Wand —
Als an der Thüre Herr Holkin stand.

»Klein Christel nicht wende dich weg von mir,
»Mit der herzlichsten Liebe ja komm' ich zu dir!«

Digitized by Google

»Die falsche Dirn' verdeeb' in der Flucht,
»Die verrathen wollt' unschuldig Blut!«

An diese Ballade erinnert der Anfang unserer österreichischen Volkslegende, so wie die Geschichte der Hirtlanda. Der mündliche Verkehr im Volke knüpfte aber später noch zwei andere Bestandtheile an: die Sage von dem sichtbaren Weilen des Herrn und seines Apostels zum Schutze seiner Kirche auf Erden, welche Werner einst so meisterhaft behufs (Söhne des Thales) und die Legende der Genofeva.

Die schwedische Sage bietet noch gar viele andere Vergleichspunkte mit unserer vaterländischen. Da diese letztere aber noch beinahe so wenig als gar nicht bearbeitet ist, so scheint sie der nordischen gegenüber auch kaum vorhanden. Auch verschwindet die lebendige Sage in Oesterreich immer mehr: ganz im Einklange mit anderen Erscheinungen in diesem Lande.

Eine andere Frage ist's: ob Oesterreich außer an Geschichte und Oertlichkeit haftenden Erzählungen, eine ursprüngliche Volkssage habe? — Gewiß ist, daß Oesterreich seine Original-Schwänke hat, welche den einstigen Charakter des Volkes feisch und kühn darstellen. — Was aber in Oesterreich der Mährchenwelt angehört, das sind Fata Morgana des Ostens, aus der Heimath sind sie nicht. Wenigstens in allen mit bekannten zeigt die Nachbarschaft des Orients ihren entschiedenen Einfluß. Dennoch wird man dem österreichischen Volksmährchen die Originalität des Vortrags nicht streitig machen, welcher den Stoff nicht selten völlig umschafft, immer aber eine Mischung von Schalkheit und Rührung hervorzubringen versteht, welche die ästhetische Apotheke zu erzeugen beliebt wäre.

Möchte die Zeit nicht ferne seyn, wo an eine Geschichte unserer Literatur und — mit dieser an die Geschichte unserer Volkspoesie gedacht wurde.

And. Schumacher.

Geschichte Hohentwiels, der unbezwungenen Veste im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte desselben aus urkundlichen Quellen dargestellt von O. F. H. Schönhuth. Mit einer Ansicht. Freiburg, Waizenegger, 1836. V und 200 S. 8.

In dem mit so vielen Denkmälern einer großen Vorzeit geschmückten Hegau, wo acht vulkanische Bergkegel mitten aus dem Bodensatze alter Flut aufsteigen, erhebt sich in geringer Entfernung vom Bodensee ein hoher, steiler Fels mit den Trümmern der einst hochberühmten Burg Hohentwiel. Der Verfasser, welcher uns durch vorliegendes Werk mit der Geschichte derselben näher bekannt macht, hat in jeder Beziehung Anspruch auf dankbare Würdigung; denn — bietet einerseits schon der Gegenstand nicht wenig des Interessanten; so ist andererseits die Behandlung und Durchführung durchgehends als eine gelungene zu bezeichnen. Dieß wäre freilich noch in einem höheren Grade der Fall, wenn dort und da die Grundsätze einer parteilosen Beurtheilung mit mehr Strenge wären festgehalten worden; doch wollen wir darüber mit dem Verfasser ferner nicht rechten; sondern seiner Erzählung ruhig folgen, und das, was zunächst für österreichische Geschichte vorhanden, besonders hervorheben.

Die Sage, unterstützt von einiger Wahrscheinlichkeit, deren Haltpuncte von dem Verf. angeführt werden, gibt der Felsenburg Hohentwiel römischen Ursprung; doch die Zeit, wo wir darüber nicht mehr mit leeren Vermuthungen uns begnügen müssen, ist das Ende des IX. und der Anfang des X. Jahrhunderts. Unter der Aufschrift: »Hohentwiel unter den Kammeeboten,« gibt der Verf. die Nachricht, welche wir über diese von dem wackern Mönch zu St. Gallen, Ekkehard 1, haben, in einer treuen Uebersetzung, und daraus erfahren wir, daß unsere Burg bereits der Besitz oder sogar Aufenthaltsort der mächtigsten Herzoge der Alemannen, und schon so fest war, daß sie eine Belagerung aushalten konnte. Nach dem tragischen Ende der Kammeeboten aber kam sie, ohne Zweifel mit den Gütern der Hingerichteten, an den neu erwählten Herzog Burkhard als Reichslehen, und von nun an blieb sie auch bei dessen Familie.

Nach Burkhard's I. Tode kam Hermann, ein Franke, ins Herzogthum: er vermählte sich mit Burkhard's hinterlassener Witwe, Regilinde, und erhielt auf diese Weise Ansprüche auf Twiel. Er erwählte die hohe Felsenburg zu seinem Aufenthalte, und wirkte von hier aus gar segensreich auf das ihm zur Heimath gewordene Schwabenland. Herma an starb den 10. December 948 nach einer folgereichen Regierung und ward in der Reichenau begraben. Luitholt, sein Schwiegersohn, folgte ihm nur auf kurze Zeit, und das Herzogthum ging auf Burkhard's Sohn, Burkhard II. über. Dieser vermählte sich mit Hadewig, der geistreichen Tochter Herzog Heinrich von Baiern, und Nichte König Otto's. Unter ihm, besonders aber unter seiner Gattin begann für Hohentwiel eine der glänzendsten Zeiten. Der Geschichtsschreiber Ekkehard hat darüber viel Schönes berichtet; der Verf. theilt es von Seite 30—51 mit, wohin wir denn auch unsere Leser verweisen wollen.

Hadewig starb im Jahre 994, und die Burg Hohentwiel fiel an König Heinrich II., den Nachfolger Otto's III. Nun schweigt aber durch mehrere Jahre die Geschichte von ihr, und erst 1079 wird sie wieder genannt. Wir finden sie nämlich um diese Zeit im Besitze des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben. Während Rudolph im Norden Deutschlands als

1 Monum. Germ. hist. 1829 f. Tom. II. pag. 87—97. — Rer. Alemannic. Script. ed. Goldast. T. I. pars I. pag. 13—49.

Digitized by Google

die Königskrone kämpfte, verlebte seine Gemahlin Adelheid auf der Burg Twiel und auf andern Castellen am Rhein ihre letzten Tage in Kummer und Armuth, und wurde im Kloster St. Blasien begraben. Von Rudolph kam Twiel an den Gemahl seiner Tochter Agnes, Markgraf Berthold von Zähringen, wahrscheinlich durch einen Vertrag mit Rudolph's hinterlassenem Sohne Berthold; allein bei der bekannten Theilung des bisherigen Herzogthums Alemannien zwischen Berthold II. von Zähringen und Friedrich von Hohenstaufen fiel es als bisheriger Sitz des Herzogthums zu des letzteren Antheil. Seit dieser Zeit blieb es auch fortan im Besitze der Hohenstaufen, wohl wenig von ihnen besucht, bis etwa von Konradin, dem letzten Sprößlinge dieses Kaiserhauses, als er sich am See auf den Resten seines väterlichen Erbtheiles aufhielt.

Nach den Hohenstaufen kam es als ein dem Reich heimgefallenes Schwabenlehen an die Edlen von Klingenberg. Man nimmt an, Rudolph von Habsburg habe es dieser Familie verliehen, um der Verdienste willen, die sein Kanzler, Heinrich von Klingenberg, sich um ihn erworben hatte; gewiß ist es, daß unter ihr Hohentwiel eine unruhige Zeit gewesen. Fehden mit benachbarten Edlen waren an der Tagesordnung; zuletzt aber verschwindet für lange der Name der Klingenberge aus den Chroniken der Umgegend. Erst mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts kommt er wieder vor, jedoch keineswegs auf die rühmlichste Weise. Von ihrem Wohlstande nach und nach herabgekommen, indem sie ein Gut nach dem andern verkaufen mußten, war ihnen am Ende kein anderer Weg mehr offen, als der in jener Zeit so oft betretene — das Handwerk der Wegelagerer, in das sie sich mit ihren Nachbarn, den Herren von Fridingen und Hohenkrähen, theilten. Ein weiterer Beweis ihres Verfalles ist auch, daß sie in fremder Herren Dienste traten. So vergleicht sich im Jahre 1511 Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hans Heinrich von Klingenberg, Caspar's von Klingenberg Sohn und Herrn Hansen Enkel, so daß er ihn auf vier Pferde zum Diener bestellt, dagegen dieser ihm die Oeffnung auf Hohentwiel zu allen seinen anliegenden Geschäften, wider Männiglich, Niemand ausgenommen, verschrieben. Für solchen seinen Dienst gab ihm Herzog Ulrich jährlich 200 fl. mit dem Beding, »daß er, Hans Heinrich, beweise, daß seines Vetters, Herrn Albrechts von Klingenberg Ritters, Theil an Hohentwiel, nach desselbigen Tod oder auch noch bei seinen Lebzeiten, sonst auf Niemand andern, dann auf ihn, Hans Heinrichen, und seine Erben, fallen, und man von Herrn Albrechten seines Theils halber keine Uebergab noch Vermachung mehr, dann allein auf ihn, Hans Heinrich und seine Erben, gewärtig seyn solle.«

Dieser Albrecht von Klingenberg war ein Dienstmann des Hauses Oesterreich, und hatte dadurch schon auf seinen Antheil an Hohentwiel diesem ein Recht verliehen; aber es wurde von seinem Vetter Hans Heinrich aus seinem Besitze vertrieben. Ehe Hans Heinrich von Klingenberg mit Herzog Ulrich den obigen Vertrag einging, war er schon mit Oesterreich in Unterhandlung getreten. Er gelobte, so lange sein Vetter lebe, einen österreichischen Burgvogt auf Twiel zu halten, dem Hause ewiges Oeffnungsrecht zu gestatten, und nahm dafür ein jährliches Dienstgeld. Da er aber den Burgvogt nie annahm, so wurde er mit sichre Geleit gen Innsbruck vorgeladen, um sich zu verantworten, warum er den Burgvogt nicht einlassen wolle? Da wußte man denselben zu einem Vertrage geneigt zu machen, kraft dessen er seinen Antheil an dem Schlosse an Oesterreich käuflich überlassen sollte, und in jedem Falle sich verbindlich machte, dem Hause Oesterreich lebenslänglich mit Dienst verpflichtet zu bleiben. Der Kauf wurde von Hans Heinrich wieder abgesagt, aber die übernommene Dienstpflicht anerkannt, und hierwegen auch Dienstgeld von ihm angenommen. Allein demungeachtet wollte er nie einen Burgvogt, so viele deren geschickt wurden, in seinem Schlosse aufnehmen. Dieß machte ihn am Ende dazu verleitet haben, an einen andern Herrn sich anzuschließen und das Oeffnungsrecht, das Hans Heinrich von Klingenberg dem Herzog Ulrich verlieh, legte den Grund zu dem spätern Vergleich, in den Herzog Ulrich wegen Hohentwiel mit Hans Heinrich trat. Die Ansprüche aber, welche Albrecht von Klingenberg und sein Vetter Hans Heinrich schon früher dem Hause Oesterreich eingeräumt hatten, waren die Ursache der vielen Streitigkeiten, die sich später von Seite Oesterreichs an den Besitz der Burg knüpften. Der Verf. erzählt sie[1] von S. 65—112 mit großer Ausführlichkeit; die nun so ersteulicher ist, als mit ihnen so manche andere wichtige Momente aus H. Ulrichs Leben in naher Verbindung stehen. Zweimal war die Veste der letzte und einzige Zufluchtsort Ulrichs; die Irrungen aber ihretwillen mit Oesterreich, obgleich er sie am 24. Mai 1538 käuflich an sich gebracht hatte, wurden erst unter seinem Nachfolger, dem Herzog Christoph, beigelegt. Mit 250.000 fl. in Münze guter Währung begnügte sich endlich K. Ferdinand für seine unstreitig gegründeten Rechte in dem Passauer Vertrag vom 6. August 1552. Seit dieser Zeit blieb Hohentwiel für Würtemberg immer ein schönes Kleinod, das seine Fürsten auch in großen Ehren hielten; doch verschwindet es nun bald hierauf beinahe völlig aus den Augen. Mehrere Jahrzehente wird seiner kaum mehr gedacht. Es ist, als ob es lange so recht in der Dunkelheit vergraben liegen sollte, damit seine Bedeutsamkeit auf einmal desto kräftiger hervorbreche. Mit dem dreißigjährigen Kriege öffnet sich wieder der Schauplatz für die Geschichte der Bergveste.

(Schluß folgt.)

[1] Vergleiche auch: »Neue Würtembergische Chronik durch J. Ulrich Steinhofer.« Stuttg. 1752. III. Thl. und »K. Waldners Geschichte von Radolphzell.« Freib. 1825.

Digitized by Google

Aphorismen.

Die Väter sehen in ihren Kindern meist nur ihre Kinder. Was sich in diesen auch durch Zeit und Umstände, oder von innen heraus entfalte und ausbilde, — für die Aeltern ist es nicht vorhanden. Das macht die Söhne oft unwillig und unbillig. Es sollte aber nicht. Den Aeltern gegenüber ist nur Liebe und Ehrfurcht an ihrem Platze.

Das Charakteristische unserer heutigen Kritik, der mündlichen wie der gedruckten, ist Egoismus; erscheine er nun als Schmähung, Dünkel, Behagen, oder wie immer.

Aristoteles ist der Verstand des Alterthums, — Platon die Seele. Aristoteles war wohl der größte Geist, der Goethe der Alten. — durch ihn lernen wir sie kennen, wie eine späte Welt uns durch Goethe kennen lernen kann.

Der Vorgesetzte, der Oberbeamte, der General, der Monarch u. s. f. müssen sich beruhigen. Es liegt in der Natur der Sache, und ist nicht zu vermeiden, daß sie von Einigen gehaßt werden. Sie können nicht gerecht handeln, ohne Manche zu beleidigen; und wie viele Menschen gibt es, die fähig sind, ihre Beleidiger zu achten, zu lieben?

Die Doctrinen der alten griechischen Weisen erscheinen als herrliche Fantasien auf dem großen Claviere der Natur. Versuche, kühne Griffe, der eingebornen Harmonie der Seele gemäß, zur Lust, Andacht und Freude! Wir horchen, fühlen Uebereinstimmung, ahnen, bewundern und sind beglückt.

Nach Jahrhunderten gelang es einem einzelnen, stillen Denker, sich und das All durch den Grund der Dinge, durch Gott, zu erkennen; oder vielmehr diese Erkenntniß zu erkennen; denn die Erkenntniß war schon lange vorhanden.

»Aber wie pedantisch, wie unzulänglich, nach Regeln zu leben!« — Nicht nach vorgeschriebenen allgemeinen, sondern nach selbsterworbenen, objectiven; das wird verlangt.

Kraft ist das Wirksame. Und so ist in menschlichen Werken der Gehalt an Kraft das Wesentliche, dem durch Ausbildung die Anmuth als Gestalt entsprießt. Kraft aber gewährt in geistigen Dingen die Bedeutung, der Sinn. Dahin müssen unsere inneren Blicke gehestet seyn.

Es ist für den Arzt, den Kenner, genug gesagt, und mag dem Profanen bitter und grell dünken: wie man Geisteskranke behandelt, — eben so sind die meisten Menschen im Laufe des Lebens zu behandeln.

So glauben wir Gott weiß was gewonnen zu haben, und die Alten weit zu übertreffen, da wir die Geschichte, wie wir's nennen, zur »Wissenschaft« erhoben haben, d. h. da wir ihr Prooimien vorausgehen, Schluß-Resultate nachfolgen lassen, und die Ereignisse und Thaten wie Mineralien oder technische Producte in eine Lade, zwischen bestimmte Fächer und Schächtelchen gebracht haben; statt daß sie, wie bei Thukydides und Tacitus, lebendig auf- und auseinander folgen, und im wahren Sinne des Wortes seine Geschichten bilden.

Nirgends ist leerer Enthusiasmus, thörichte Vorliebe mit Leidenschaft übler angebracht, als beim Alterthum. Worin besteht der Vorzug jener Welt vor der unseren, — worin das Eigene und Große der Griechen, — als in dem Rechte, das Natur, Vernunft und Geschmack noch damals behaupteten? Wer wollte einen Mann, dessen Rechtssache klar und einfach ist, und von ihm selbst schon aufs Unwiderlegbarste deutlich auseinandergesetzt ward, — noch mit Hitze vertheidigen? würde man ihm nicht schaden?

Aber es ist so die Art der Menschen. Sie sind von jeher an Lettern gehangen, und haben den Sinn verkannt. *Nicht jene* Werke sind den Antiken ähnlich, in denen Küros statt Corus steht; nicht jene Tragödien, in denen Chöre bramarbasiren; die griechische Seele haucht Kraft und Charis oft unter einem Ritterpanzer, oft sogar unter einem Fracke.

Gar Manches ist zu finden, wo es Niemand sucht; Schätze der Weisheit in wenig geachteten Büchern, — größere Schätze in Menschen, die man kaum berücksichtigt. Wer nur zu suchen weiß, und emsig sucht, wird finden; schweigend versteht man sich, wundersam trifft man zusammen; und nun das Entdeckte, das Bewahrte bleibt Besitz. Die still erworbenen Ueberzeugungen verschließt man vor der Menge, Keime auf gutes Erdreich streuend; und wer je diese Wege gegangen ist, weiß, daß es keine Räthsel, keine Träume sind.

Je bescheidener, je zaghafter man anfängt, desto sicherer, kräftiger werden bald die Tritte.

Die Aychäologie ist ein weites Feld für literarische Krämer und Marktschreier, denn die guten Alten schlafen tief und strafen Niemand Lügen; aber wer ihren Sinn sich angeeignet, dem stehen sie Rede und Antwort.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Koltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

89. Sonnabend, den 5. November **1836.**

Ein Brief von Schiller.

Jena den 4. Novembee 95.

Die gute Aufnahme meiner Gedichte, gnädige Gräfin [1], hat mich lebhaft erfreut, so sehr die Umstände, unter welchen sie von Ihnen gelesen wurden, mich beteübten. Den Verlust der theuren Person, den Sie damals befürchteten, fühte ich mit Ihnen; gewiß muß es eine würdige, treffliche Mutter seyn, die ein so rührendes schönes Zeugniß des Herzens von Ihnen verdienen konnte. Aber ich hoffe, der Himmel hat sie Ihnen wieder geschenkt, und ich darf Ihnen zu dieser Freude Glück wünschen.

Sie wünschen in Ihrem Briefe, daß ich auf dem poetischen Pfade, den ich betreten, fortfahren möchte. Warum sollte ich nicht, wenn Sie es der Mühe werth halten, mich dazu aufzumuntern. Ich gebe auch bloß dem freiwilligen Zuge meines Herzens nach, indem ich Ihren Rath befolge. Von jeher war Poesie die höchste Angelegenheit meiner Seele, und ich trennte mich eine Zeit lang bloß von ihr, um reicher und würdiger zu ihr zurückzukehren. In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes, und desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziele zu führen Muth hat.

Die höchste Philosophie endigt in eine poetische Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen dreien das Ideal vorzeichnet, welchem anzunähern ihre höchste Vollkommenheit ist.

Möchte Ihnen die Elegie [2], die in dem zehenten Stücke der Horen abgedruckt ist, die Gefühle zu überliefern im Stande seyn, die mich erfüllten, als ich sie niederschrieb. Ich fühlte mich glücklich in ihrer Verfertigung, aber der Buchstabe kann das Herz nie erreichen.

In wenigen Wochen habe ich die Freude, Ihnen meinen Musen-Almanach zu übersenden, der die Früchte einiger fröhlichen Stunden enthält. Wie wünschte ich, daß er auch Ihnen einige gewähren möchte. Lassen Sie, vortreffliche Gräfin, mein Andenken unter Ihnen leben. Das Ihrige begleitet mich wie ein schöner Genius und erheitert mein Leben.

Schiller.

Geschichte Hohentwiels, der unbezwungenen Veste im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte desselben aus urkundlichen Quellen dargestellt von O. F. H. Schönhuth. Mit einer Ansicht. Freiburg, Waizenegger, 1836. V und 200 S. 8.

(Schluß.)

Im Jahre 1632, als Herzog Julius Friedeich noch die Vormundschaft führte, saß als Befehlshaber zu Hohentwiel der Hauptmann Lösch. Dieser benützte die Lage seiner Felsenburg, und die Wirren des Krieges, um der nahen festen Plätze wie nur möglich, habhaft zu werden. So nahm er die Burg Roseneck, so Krähen und Mägdeberg und andere Orte ihren Besitzern mit Gewalt weg. Das konnte Oesterreich, von dem die meisten dieser Burgen Lehen waren, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Beschwerden wurden geführt; ausweichende Antworten gegeben; doch waren diese Unternehmungen nur Vorspiele der nächstkünftigen, die den Absichten und Interessen Oesterreichs in diesen Gegenden keine geringen Hindernisse in den Weg legten. Im Jahre 1634 wurde von Herzog Eberhard III. zum Commandanten der Veste Hohentwiel Konrad Widerhold ernannt, ein Mann, der ungewöhnlichen Muth mit großen Gefahrungen verband, und, wie es scheint, der kaiserlichen Partei sehr abgeneigt war [3]. Der Verfasser erzählt

---

1 Die letzte Gräfin von Purgstall. Wir verdanken diesen Brief, so wie mehrere andere berühmter Männer aus der Verlassenschaft der hochseligen Gräfin, der gütigen Mittheilung ihres Erben, des Herrn Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall. R.

2 »Der Spaziergang« in den späteren Ausgaben.

3 Vergleiche: »Das Leben Cunrad Widerholds, beschrieben von Ch. L. Kestner. Tübingen 1782.« Ferner das Schriftchen: »Cunrad Widerhold als Held und Christ, von O. F. H. Schönhuth. Konstanz 1833.« so wie »Gedächtnißfeier Cunrad Widerholds, von J. F. Bahnmeier

dessen Unternehmungen während einer Reihe von Jahren (bis 1650) mit wahrhaft verdienstlicher Ausführlichkeit (S. 120—177); wir können indessen hier nur die Hauptmomente hervorheben, um jene, welche an diesen Begebnissen ein besonderes Interesse nehmen, so viel als Noth thut, aufmerksam zu machen.

Das Erste, was Widerhold that, als er die Veste übernahm, war, daß er dieselbe mit Allem, was zur Vertheidigung nöthig war, so viel als möglich versah. Hierauf machte er Ausfälle in die nächsten Umgebungen, zerstörte mehrere Burgen und plünderte die Stadt Uebereligen. Diesem Treiben musste entgegen gewirkt werden; Unterhandlungen wurden angeknüpft, und als diese nichts nützten, begann man von kaiserlicher Seite die Veste zu belagern. Durch einen Vergleich aber vom 25. Februar 1636 ward die wenig glückliche Belagerung wieder aufgehoben, und der Herzog von Würtemberg versprach, keine stärkere Besatzung auf Hohentwiel zu halten, als solche 1627 gewesen war, u. s. w. Mehrere Verträge folgten sich; Oesterreich drang auf gänzliche Abtretung der ihm so gefährlichen Veste; endlich (1638) willigte Eberhard, da die völlige Räumung seines Landes davon abhängig gemacht wurde, in dieselbe ein, und befahl dem Hauptmann Widerhold, er solle die Besitzung an die Kaiserlichen überlassen, und die Besatzung in das Herzogthum abführen. Widerhold war indessen keineswegs geneigt, dem Befehle seines Herrn zu gehorchen; er hatte bereits mit Bernhard von Sachsen einen Vertrag abgeschlossen, wornach dieser die Benützung der Veste vollkommen anheimgestellt wurde. Die Kaiserlichen rückten dahin 1639 unter dem Feldmarschall Huyn von Geleern vom Bodensee herauf, um Hohentwiel auf's Neue zu belagern. Inzwischen starb Bernhard von Weimar; der Herzog ließ nun sogleich nach einander drei Befehle an Widerhold ergehen, worin er auf Uebergabe der Veste an Oesterreich drang; doch diese antwortete abermals nicht nach Wunsch. Auch der kaiserliche General versuchte den Weg gütlicher Uebereinkunft, Widerhold's Antwort gab das Signal zum Angriff. Seit Anfang der Belagerung, dem 6. bis 12. August, wurden 27 Granaten und Ernstkugeln gegen die Veste geworfen — sie schadeten nur wenig. Jetzt wurde die Burg förmlich beschossen; und zugleich suchte man durch Minen zum Ziele zu kommen, aber Alles war vergebens. Ueberdieß machte Widerhold beständig Ausfälle, wodurch er dem Feinde viel Volk erlegte. Die Belagerung dauerte bis zum 8. November. Während derselben hatte Herzog Eberhard wiederholt versucht, seinen Commandanten zur Uebergabe zu bewegen; allein immer fruchtlos. Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß dieser entgegengesetzter mündliche Ordres hatte!

Nicht minder erfolglos blieb die Belagerung, welche 1640 die Erzherzogin Klaudia veranlaßte: sie endete mit dem Verluste des größten Theils der dazu verwendeten österreichischen und spanischen Völker, und der Wegnahme von Staufen. Von kaiserlicher Seite suchte man nun wieder durch gütliche Vergleiche die Uebergabe zu erlangen; allein Widerhold blieb bei all den gemachten bedeutenden Anträgen seinem Grundsatze treu. Kaum war die Umgegend vom Feinde frei, so fiel er über die nächsten Orte her, brandschatzte sie und kehrte, mit reicher Beute beladen, in seine Burg zurück. Dieß veranlaßte im October 1641 von Neuem eine Belagerung. Der General Graf von Sparre hatte sich gegen den Kaiser und die Erzherzogin Klaudia hoch und theuer verneuert, innerhalb drei Monaten ihnen die Veste zu liefern; inzwischen in den ersten Tagen des Jahres 1642 war dessen ganzes Lager in Widerhold's Händen. So fuhr dieser unangefochten fort, von Raub und Brandschatzen »Bauch und Seckel« zu füllen. Dieß führte unendliche Noth über die Umgegend herbei; dazu vergaß er auch nicht, in die Ferne auf Beute zu ziehen, was ihm stets gelang. Die Wegnahme Wildenstrins, die Plünderung des Klosters Blaubeuren, der nächtliche Einfall in die Stadt Uebelingen u. s. w. sind Beweise. Der Churfürst von Baiern übernahm es nun, dem Unwesen zu steuern. Im Mai 1644 standen seine Truppen vor der Veste: auf allen Seiten schlugen sie Schanzen auf, doch dabei blieb es auch. Widerhold achtete wenig darauf; mehrere Ausfälle gelangen ihm vollkommen; endlich wurden wieder Unterhandlungen angeknüpft. Sie kamen thrilweise zu Stande; aber Widerhold that fortan noch, was ihm beliebte. So ging es fort bis zum Jahre 1650; erst der Friede machte dem Treiben ein Ende. Daß Widerhold's Unternehmungen der kaiserlichen Sache vielfachen Schaden gemacht, daß sie keinen geringen Einfluß auf die Ereignisse in diesen Gegenden genommen, wird, wie wir glauben, auch dem Gesagten zur Genüge hervorgehen; wir wollen dahier diejenigen, welche näherer Aufschlüsse wünschen, an das Werk selbst verweisen. Der Verfasser hat, wie bereits erwähnt worden, die kleinsten Umstände mit vieler Ausführlichkeit beleuchtet, und so ohne Zweifel einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges geliefert.

Die fernern Schicksale der Veste können wir um so kürzer fassen, als sie zu Oesterreich, ein Paar Verträge etwa ausgenommen, in keiner weiteren Beziehung mehr stehen, und sie selbst nie wieder eine größere Bedeutsamkeit gewinnen. Widerhold endigte sein thatenreiches Leben zu Kirchheim unter Teck am 13. Juni 1667; die durch ihn so sehr berühmt gewordene Burg nennt noch einmal, im Jahre 1703, die Geschichte als drei alten Ruhmes würdig. Es war im spanischen Successionskriege, als die französische Armee mit der chur-

und Albert Knapp. Kirchheim und Tübingen 1835.« Diese aber alle folgten, wie der Verfasser, mehr oder minder dem großen Gedichte von M. Matthäus Eisenrein: »Lobspruch der Weitberühmten Vestung Hohentwiel,« das im 9. Bande der Sattler vollständig abgedruckt ist.

Digitized by Google

baierischen bei Tuttlingen sich vereinigte. In dieser Zeit wagten letztere einen Angriff auf die Festung. Es lag damals eine nicht unbedeutende Besatzung in derselben, und sie war mit Allem bestens versehen. So geschah es, daß sie unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten; dagegen that ihnen die Besatzung manchen Abbruch in ihren Feindseligkeiten, die sie drei Wochen lang auf Würtembergischem Boden verübten, und brachte ihnen manchen Schaden durch ihre Streifpartien bei.

Dieß war das letzte militärische Unternehmen, das von Hohentwiel ausging; später diente es zur Aufbewahrung wichtiger Staatsgefangener. Unter diesen bemerken wir den gelehrten J. Jak. Moser, welcher hier während seines fünfjährigen Aufenthaltes mehr als 1000 geistliche Lieder dichtete.

Im Jahre 1800, als ein Theil der französischen Armee unter Vendamme durch die Gegend marschirte, gab der alte Ruhm Veranlassung, die kleine Besatzung der Burg zur Uebergabe aufzufordern. Die beiden Officiere, denen die Weste anvertraut war, wagten nicht, zu widerstehen, und so kam sie in die Hände der Franzosen, welche auch, gegen alle Capitulation, die Grundmauern sprengten, nachdem sie Jahrhunderte dem Sturme der Zeiten getrotzt hatten! Seitdem ist einem Aufseher die Sorge übertragen, die Trümmer wenigstens vor vandalischen Händen zu bewahren.

Fischer.

Der magyarische Schauspieler Johann Kötsi Patkó.

Johann Kötsi-Patkó, einer der vorzüglichsten magyarischen Schauspieler unserer Zeit, wurde geboren zu Derecske im Biharer Comitate 1771 von protestantischen Aeltern helvetischer Confession. Er studierte in dem reformirten Collegium zu Clausenburg in Siebenbürgen. Nachdem er eine kurze Zeit im Soldatenstande zugebracht hatte, verband er sich im Jahre 1792 mit mehreren adeligen Jünglingen zur Errichtung der siebenbürgischen magyarischer Schauspieler Gesellschaft. Er spielte zum ersten Male in dem magyarischen Original-Schauspiele »Kölesèri vagy az ellenkezés« (Kölesèri, oder die Zwietracht). Er trat auf die magyarische Schaubühne, ohne ein vorangegangenes Beispiel und ohne Nachahmung, und seine Originalität gefiel so sehr, daß man ihn auf dem siebenbürgischen Landtage 1794 der Protection würdigte. Jetzt brannte er sich an seiner Stelle, und die Wichtigkeit des Schauspieler-Lebens fühlend, sah er seinen Beruf aus diesem Gesichtspuncte an. Er stellte sich die Blüthe des Vaterlandes und der Nation, die Ausbildung des Geschmackes, die Veredlung des Gefühls und die Vervollkommnung der Muttersprache zum Ziele des magyarischen Theatres. Seinen aufstrebenden Geist ermunterte Roms blühende Periode; er sah, daß Roscius Cicero's Freund war; er sah Garrick's Leichnam in der königlichen Gruft zu Westmünster beisetzen: was bildete auch er sich ein, was erwartete auch er auf seiner Schauspielerbahn! — Er trachtete zu dem Ende vor Allem, seinen Geist zu seinem Berufe gehörig auszubilden: er las zuvörderst die besten Kritiken deutscher Dramatiker und Schauspieler, bald beschäftigte er sich auch mit der französischen, später mit der griechischen und englischen Sprache und Literatur. Auch in andern schönen Künsten, wie in der Malerei, Zeichnungskunst und Musik, brachte er es durch Uebung so weit, als für einen Schauspieler erfordert wird, um seinen hohen Zweck zu erreichen, oder sich ihm doch zu nähern. Er wußte, daß ein Schauspieler historische Schriften fleißig lesen soll (was leider so wenige Schauspieler thun), da er Begebenheiten und Gebräuche der Nationen darzustellen hat, daß er den August, Nero, Camillus, Hunyadi, Zrinyi aus ihren Gräbern hervorziehen und in seiner Person darstellen soll. Er wußte, daß ein Schauspieler, um den Camillus nicht mit einem in einer Schenke herumfechtenden Corporal zu verwechseln — wie Shakespeare sagt — verstehen müsse, ihn abzuzeichnen und abzubilden; daß er gleich dem Prometheus im Stande seyn müsse, jede treffende Situation und jede Körperstellung treu wiederzugeben, damit nicht die von der hohen Stirne Hunyadi's leuchtende ruhige Größe und sein heroischer Anblick von einem unwissenden Pfuscher mit dem Ausdrucke eines rohen, lärmenden, gemeinen Soldaten verunziert werde. Er wußte, daß, da dir Musik und die Melodie einen so großen Einfluß auf das Gefühl hat, ein mit ihr vertrauter Schauspieler leichter die Gefühle erheben kann, wenn die Virginia vor der wilden Leidenschaft eines Wüstlings in das Messer des Vaters eilt, der unter Thränen von ihr Abschied nimmt. So fand Kötsi auf diesem Wege, nämlich auf dem Wege seiner wissenschaftlichen Ausbildung und der Veredlung seiner Gefühle, dennoch am Ende nur in der Natur und deren psychologischen Kenntniß die größte Schule des Theaters und das Fundament des Fortschreitens desselben. Zwar wird zur Erreichung dieses schwierigen Zweckes bei Schauspielern, die sich aus Neigung dem Theater widmen, eine fehlerfreie Natur, ein gutes Gefühl, ein trefflicher Körperbau und ein herrlicher Geist erfordert, wie dieß bei Kötsi der Fall war, aber, wenn der geistreiche, für's Theater geborene Schauspieler von den erwähnten Hilfsmitteln der Zeichnungskünste, Malerei und Musik auch nicht eine vollkommene Kenntniß besitzt, so kann er dennoch durch seine lebendige Einbildungskraft aus ihnen viel schöpfen, wodurch er sich in die Umstände hineindenken und hinein versetzen, und so überall zu Hause seyn kann. Und dieß war der Fall bei Kötsi.

Nachdem es Kötsi so weit gebracht hatte, wollte er das

Digitized by Google

Ganze erheben. Er gab seiner Gesellschaft Unterricht in der Schauspielkunst. Da er die Anstrengung und die Steifigkeit im Sprechen und in der Positur für den abscheulichsten Fehler eines Schauspielers hielt, lehrte er die einfache Natürlichkeit und Offenherzigkeit. Er entwickelte jenen haikichen Punct der Declamation, gegen welchen der Schauspieler am häufigsten fehlt, daß die Periode dem Accente stets untergeordnet seyn müsse. — Das Vaterland sah mit Freuden den Erfolg seiner Schule an einigen damals berühmten, musterhaften Schauspielern, vorzüglich an Kótsi's gebildeter und geistreicher Gattin, Rosalia Fejér, welche sowohl an reinem Gesange, als an richtigem Spiele von keiner Schauspielerin übertroffen wurde. Zu Kótsi's Zeit stand das magnatische Theater auf einer Stufe der Classicität und Ausbildung, welche noch keine magnatische Schauspieler-Gesellschaft erreicht hatte. K. verdiente auch wegen seiner Originalität den Künstlernamen, denn er ahmte Niemand nach, er copirte Keinen, und so wurde er auf seiner Laufbahn groß und berühmt.

Kótsi war von mittlerer Statur und sein Körper wohl gebaut; aus seinen Mienen leuchtete Ernst, Ansehen und Wahrheit; sein gesellschaftliches Betragen war edel, aufrichtig, bescheiden, ruhig; Menschenachtung war seine Hauptmaxime, und sein Ton war bei allen Gegenständen, die zum Kreise eines gebildeten Menschen gehören, ernsthaft. Sein Spiel war so natürlich, daß man von ihm, wie von dem berühmten deutschen Schauspieler ersten Ranges, Brockmann, sagen konnte, daß er dem Zuschauer, der die Kunst nicht in der Natürlichkeit suchte, Anfangs kaum gefiel; seine Action war edel und geschmackvoll; in seiner Mimik sah der Zuschauer den Charakter der dargestellten Person, wie in den Sculpturen des Phidias, ganz ausgedrückt und hervorleuchtend; die Gesichtszüge, das Auge, das ganze Angesicht hatte er so sehr in seiner Gewalt, wie Raphael seinen Malerpinsel. In seinen jüngeren Jahren spielte er junge verliebte Helden, manchmal untermischt mit Rollen älterer Helden von höherem Charakter. Seine Hauptrollen waren: der Menschenfeind in Kotzebue's Menschenhaß und Reue, Hamlet, Friedrich II., Jakob Molay, Graf Walkron, General Schlensheim, Odoardo (in Lessing's Emilia Galotti). In diesen und ähnlichen Rollen wurde er ganz durch sich selbst ein origineller, classischer, des Künstler-Namens würdiger Schauspieler, durch seine Geistesskraft und natürliche Anordnung seines Spiels.

Das unsichere und rückgängige Loos des magnatischen Theaters stellte sich endlich seinem schönen Zwecke entgegen. Die geistreichen und unterrichteten vaterländischen Schauspieler fingen an, seltener zu werden. K. sah bei Zeiten ein, daß die vor Kurzem angelegte schöne Pflanzung ohne Hilfe und schützende Arme ihrem Untergange entgegen eile, ehe sie zur Reife kam; denn ungeachtet auch diese Laufbahn, wie jedes Geschäft, mit dem Lebenserwerbe in Verbindung steht, so bleibt dennoch der größte Antheil für den Schauspieler der fleißige Besuch des Theaters. Wenn kein Antrieb da ist, wenn das, was den Geist ergreift und aufmuntert, vermißt wird, so schlummert der Geist und seine schaffende Einbildungskraft ein. K. kehrte nach Hause zu seinen Feldern zurück, und sah nur von weitem, daß der Broterwerb auf dem Theater der letzte Zufluchtsort für Schul- und andere Vagabunden wurde, denn als Niemand mehr da war, der dem Sturme widerstand, durchwatete jedermann frei die Bühne, und focht auf ihr herum, ohne den hohen Zweck des Schauspiels zu kennen und zu begreifen, und man war zufrieden, wenn das Volk Beifall klatschte. Jene wenigen schätzbaren Schauspieler, die noch Kótsi's Schüler (wie Ezelestin) und Gesellschafter waren, konnten den um sich greifenden verderblichen Flammen, die Niemand löschte, nicht widerstehen [1].

Dr. Rumy.

Aphorismen.

Das Ganze der geistigen Bildung bezieht sich auf drei große Objecte: Geist, Natur, Kunst. Sie umfassen Alles, und was außer dieß Gebiet fällt, gibt keine Wissenschaft.

In die erste Rubrik gehört Philosophie, Mathesis ꝛc.; in die zweite Physiographie, Physik, Physiologie ꝛc. ꝛc.; in die dritte Aesthetik (allerdings von der Philosophie im engeren Sinne zu trennen), Archäologie ꝛc. — Die Betrachtung des Werdens, der Entwicklungen, in so ferne sie zur Wissenschaft werden kann, ist ein Theil von jeder Rubrik. Die Religion ist keine Wissenschaft. — Der Unterrichtete wird die Bedeutung dieses Schema's zu würdigen verstehen, und es benützen.

Früh fängt man an zu produciren und zu urtheilen; spät, sehr spät lernt man einsehen, was zu dem einen wie zu dem anderen erfordert wird.

Wenn doch die Menschen mehr Egoisten wären! wenn sie sich mehr um sich selbst kümmerten, und die Anderen gewähren ließen!

---

1 S. Pesti Társalkodó 1833. Nr. 192, wornach diese biographische Skizze bearbeitet wurde.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

90. Mittwoch, den 9. November **1836.**

Reliquie von Wieland[1].

O meine geliebte Vaterstadt! — du bist zwar nur klein — hast keine Anlage, eine von den glänzenden, reichen, üppigen, volkströmenden und volkverschlingenden Städten zu werden, die der Fremde besucht, um sagen zu können, daß er sie gesehen, sich darin erlustigt, und vielleicht — Nachreue auf sein ganzes Leben theuer erkauft habe! Aber desto besser für dich! Wohl dem, der das Auge des Neides nicht auf sich zieht! Du hast Alles, was deine Bewohner bei den mäßigen Bedürfnissen und Wünschen der Natur so glücklich machen könnte — glücklicher zu seyn als zu scheinen! Selbst deine gemischte Religions-Verfassung, diese so oft beseufzte Parität, die Quelle so mancher Mißverständnisse, so manches verderblichen Haders, dieß vermeintliche ewige Hinderniß deines Wohlstandes — könnte — o möcht' ich nur dießmal Glauben finden! — könnte eine ewige Quelle deines Wohlstandes, eine immer gespannte Triebfeder wetteifernder Tugenden und patriotischer Wirksamkeit seyn, und aus diesen Differenzen, durch das Band aufrichtiger menschlicher und bürgerlicher Wohlmeinung und Friedfertigkeit die schönste Harmonie entstehen! Möchtest du fühlen, wie glücklich du in deiner goldnen Mittelmäßigkeit seyn könntest; wie glücklich von dem Augenblicke an, da Zufriedenheit mit unscheinbarem häuslichem Glück, Liebe zum Vaterlande, wechselseitiges Ertragen, wechselseitige Gefälligkeit und Dienstbegierde, sich des Herzens deiner Einwohner bemächtigen würde. Von dem Augenblicke, da sie fühlten, daß die Glieder Eines Leibes nicht in Eifersucht, Mißgunst und Zwietracht leben können, ohne daß alle darunter leiden und zu Grunde gehen, und — daß für Euch alle Raum genug da ist, um neben und mit und durch einander glücklich zu seyn! O! meine von Jahrhunderten her väterliche Stadt! was sollte mich dann — was, außer der dankbaren Liebe zu den edelsten, besten Fürstenseelen — sollte mich dann abhalten, in deinen Schooß zurückzukehren, um da, wo ich meines Lebens glückliche Morgenröthe genossen, an dem Ort, an dessen Wohl und Weh ich so manche Jahre Theil genommen, an dem Ort, wo ich (es sey mir erlaubt, es zu sagen) mitten unter dem Drange der Geschäfte und bürgerlichen Verhältnisse, glücklich genug war, einen Agathon, eine Musarion zu schreiben, — um da mein frohes, unbereutes Leben auszuleben, und meine Gebeine in das Grab meiner Voraltern niederzulegen?

Wieland.

[1] Das Original im Archive zu Hainfeld.

Cato des Censors Geist der Gesetze.

Justitia Regnorum fundamentum.

In der Rede, welche Cato Censor nach Livius (Lib. 34. cap. 4.) gegen die Aufhebung der Lex Oppia hält, sagt dieser: »Patrum nostrorum memoria per legatum Cineam Pyrrhus non virorum modo, sed etiam mulierum animos tentavit, nondum lex Oppia ad coërcendam luxuriam muliebrem lata erat; tamen nulla accepit. Quam causam fuisse censetis? Eadem fuit quae majoribus nostris nihil de hac re lege sanciendi, nulla erat luxuria quae coërceretur. Sieut ante morbos necesse est cognitos esse quam remedia eorum; sic cupiditates prius natae sunt, quam leges, quae iis modum facerent; und so fährt er fort, von dem Licinischen und Cincischen Gesetze zu sprechen, um darzuthun, daß die Gesetze bloß Arzeneien gegen die eingerissenen Gebrechen im Staate seyen. Eine Ansicht, die sich in der Legislatur der Alten sehr häufig ausspricht, deren verderbliche Folgen aber nicht minder sichtbar am Tage liegen. Denn sind die Gesetze in dem Geiste, zum Theile widerwärtige Mixturen, und für viele ein nothwendiges aufgedrungenes Uebel, so können sie keinen besseren Dienst leisten, als die Mauer, welche Romulus zum Schutze um seine neu gegründete Stadt zog. Ein Remus

Digitized by Google

springt höhnend über dieselbe, und wer nicht in einem Sprunge darüber hinweg setzen kann, sucht auf Schleichwegen diese zu umgehen. So sind die Gesetze als Heilmittel einerseits eben so schlimm als das Uebel selbst, andererseits überflüssig und unnütz. Ueberflüssig, wenn der Staatskörper gesund, unnütz, wenn er wirklich angegriffen, weil Krankheiten des Staates gewöhnlich unheilbar sind, da sie in Geheim schleichende Uebel, die sich sichtbar erst äußern, wenn Hilfe bereits unmöglich. Der gute Cato wollte durch die Lex Oppia Rom aufrecht erhalten, und dennoch starb die römische Republik an der Lüsternheit einiger Senatoren nach den schönen Zeigen, die auf Carthagos Gebiet wuchsen, und noch dazu an einer Lüsternheit, die er selbst in den weisen Herren erregte.

Doch der unheilbare fressende Krebs in seinem Fleische war Roms Ungerechtigkeit. Wie in der alten Mythe alle Uebel aus Pandorens Büchse fuhren, und die einzig zurückgebliebene Hoffung Linderung für jedes Weh bei sich führete, so hob Roms arglistige Politik und fluchbeladene verdammenswerthe Ungerechtigkeit gegen sein eigenes Volk und die außer-italischen Nationen all die Segnungen auf, die aus seinen Bürgerentgenden entspringen mochten. Die Zerstörung der Mutterstadt Alba longa, die harten Schuldgesetze und schweren Lasten, welche die Gemeinen drückten und sie zwang, auf den heiligen Berg auszuwandern, die Geschichte Coriolans, die Kriege mit den Volskern, Latinern und Bundesgenossen waren lauter widerrechtliche Gewaltthätigkeiten gegen sein eigenes Fleisch und Blut, für die Rom doppelten, ja fünffachen Ersatz leisten mußte.

Gewaltsam teaten die Römer Spaniens Völker nieder, ließen schändlich das treue Sagunt sinken, und bekamen dafür den zweiten punischen Krieg, der sie selbst an den Rand des Verderbens brachte. Schauderhaft war Numantias Schicksal, aber auch genug des Wehs erfuhr Rom in der Folge in Spanien und Lusitanien. Die letzte, größte Todsünde des republikanischen Roms war die Zerstörung Carthago's. Darum flossen auch die ersten Thränen, die ein Römersohn über das künftige Schicksal seiner Vaterstadt ahnend vergoß, auf Carthago's Ruinen. Edler Africanus, deine Thränen sah die rächende Nemesis fließen, sie konnte aber diese nicht als Sühne annehmen für solche Unthaten, und setzte sich in Marius Person auf den Schutt der gesunkenen Herrlichkeit Carthago's, als dieser geächtete Sieger in den Cimbrerschlachten in die bedeutungsvollen Worte ausbrach: »Gehe hin, Knabe, und sage dem, der dich gesandt, du hättest Marius auf Carthago's Ruinen sitzend gefunden.« Auch Roms Stolz, der große Sieger über die Seeräuber und Asiens Beherrscher, Mithridat, fand sein einsam Grab in Afrika; der jüngere Cato verspritzte sein Römerblut in Utica, wie das Gespenst, das dem letzten Römer, Brutus, vor der Schlacht bei Philippe erschien, sich ihm als den zürnenden Genius Afrikas ankündigte, und bei Actium die letzten Reste des freien Roms für ewig zu Grabe getragen wurden; und ewig tönte aus Afrika die Tuba mirum spargens sonum des über Rom hereinbrechenden Gerichtes, bis aus Afrika endlich die Horden ausströmten, die dem alten Rom den Todesstoß gaben. So wahr ist es, daß Völker wie einzelne Menschen an der Sünde sterben, deren sie sich schuldig gemacht.

Victa Catoni, sed victrix Causa Diis placuit. Darum mußte Rom unterliegen mit allen seinen Ländern, die es seiner Volksnatur gemäß, die es mit der Muttermilch eingesogen, verschlang, auf daß die Ruinen des alten Capitols als ein warnendes Exempel in die neue Welt hineinschauen, damit diese lernet die Klippen meiden, an welchen die alte Welt scheiterte.

Noch eine andere Ursache von Roms unvermeidlichem Verderben liegt in dem, was Cicero an einer Stelle seines Buches von den Pflichten sagt: »daß nämlich selbst der Gemeinste fühle, daß er Rechte und Pflichten habe, worin aber diese bestehen, das sey nicht jedem klar.« Daß er damit die bürgerlichen Rechte und Pflichten nicht gemeint haben mochte, ist unbezweifelt, wenigstens nicht von seinen Mitbürgern, wo wären denn sonst die Comitien und die Plebiscita geblieben, deren Elemente zu seiner Zeit noch die Gemeinen waren. Er muß von ganz anderen Rechten gesprochen haben. Vorthus Gesandten (an das römische Volk), seinem Minister Cineas, erschien Rom wie ein Tempel, doch nach den Altären der Humanität und Urbanität mochte er dort umsonst gesucht haben, und den Grazien opferten nicht einmal Roms Frauen und Töchter. Römerhoheit, Alles in den Staub tretender Bürgerstolz und eingeimpfte Geringschätzung alles dessen, was nicht römisch war, war der harte Kern des eisernen, römischen Charakters, und sein Civis Romanus sum das höchste Recht, was er kannte. Allein die hehre Menschenwürde und die edleren Gefühle des Herzens blieben ihm ewig fremd. Daher mußte auch der Werth des Römers, als er in der Folge auch um das Einzige, was ihn noch auszeichnete, als er um seinen Bürgersinn gekommen war, unter Nero sinken und der Name Römer mußte Barbaren ein Schmähwort werden, was den Inbegriff alles Schlechten in sich faßte.

Der Schmuck der Bürgerkrone ziert nur das Haupt würdig, unter dem ein Herz schlägt, das menschlich fühlt. Das Gepräge des Guten und Schönen müsse vor Allem auf jedem Menschenantlitze deutlich ausgesprochen seyn. Der Keim dazu liegt in allen Menschen, was auch Misanthropen dagegen einwenden mögen. Nur Kinder und kindisch gesinnte Wilde können glauben, daß die Sonne gestorben sey, wenn es Nacht geworden. Unterrichtete wissen, daß die Sonne auch bei Nacht am Himmel leuchte, und daß nur jener Theil der Erde in Finsterniß gehüllt, von dem zu der Zeit das strahlende Angesicht dieses Tages-Glanz verbreitenden Gestirnes sich abge-

Digitized by Google

wandt. Man suche das Licht allenthalben hin zu lenken, und es wird überall helle seyn, und die Leuchte, welche über Alles, was Rechtens sey, die gründlichste Aufklärung verbreitet, ist für jedermann aufgesteckt, und ist nach Ciceros Ausspruche, in dem oben angeführten Buche von den Pflichten, das Billigkeitsgefühl, indem er mit vollem Rechte dieses als das Criterium für die Zulässigkeit aller Handlungen angesehen haben will. Dieses Gefühl also werde bei der Erziehung ab ovo vor Allem entwickelt. Denn was den Menschen die Pflichten gegen den Menschen lehrt, das liegt dem Herzen am nächsten. Die Gesellschaft erziehe sich zuerst ihre Kinder zu Menschen, und aus diesen wird dann der Staat sich seine tauglichsten Bürger suchen. Auf den Menschen muß demnach der Bürger gepfropft werden, und nur aus solchen Elementen kann sich ein Jahrtausende überdauerndes Staatengebäude erheben.

Das Band zwischen den Menschen und dem Staate ist ein magisches, unauflösliches, heiliges, weil es in der Natur begründet ist; sie, die schon gewisse Gattungen der Thiere zu Gesellschaften verbindet, deutet sichereee auf den Verein zwischen den Menschen hin. Die Alma rerum aber des Staates ist Gerechtigkeit, der Liebe im gemeinen Sinne kann ich nach der Gerechtigkeit nur im Staate einen secundären Platz anweisen; und zwar aus folgenden Gründen. Die Liebe ist geneigt, über die Schwächen des Nebenmenschen einen verhüllenden Mantel zu werfen, diese nachsichtige Liebe artet leicht in Schwäche aus, und die Liebe endlich bringt und heischt Opfer. Wie sich aber dieses mit den Staatsprincipien vertrage, zu erläutern werden wenige Worte hinreichen.

Wir haben zwar in dem Vorhergehenden uns darzuthun bemüht, wie irrig es sey, die Gesetze bloß als Arzeneien gegen die Staatsgebrechen anzusehen, deßhalb aber dürfen die Gesetze des Staates doch nicht blind seyn in Betreff der einreißenden Fehler, vielmehr muß er darauf sehen, daß diese mit den Wurzeln ausgerottet werden, da schonende Milde, um dem Kranken nicht weh zu thun, öfter nur zum Nachtheile der gesunden Theile ausschlagen dürfte, ja oft tritt sogar die Nothwendigkeit einer schmerzlichen Amputation ein, soll das Ganze erhalten werden. Ferner darf und kann, was der Staat fordert, und der Einzelne leistet, sey es das Schwerste auch, durchaus nicht als ein Opfer angesehen werden, weil es nothwendig für das Ganze ist; und da jeder Einzelne ein Theil des Ganzen, so wirkt er in seinem Streben für das Heil desselben, auch wohlthätig für sich, indem die Nachtheile, die aus der Unterlassung desselben entspringen würden, auch für ihn fühlbar seyn müßten. Was aber jeder sich zu Ruhe vollbringt, ist kein Opfer, nur ein Austausch der Kräfte zu nennen, die Anstrengung dabei darf für keinen in Anschlag gebracht werden. Dabei versteht sich von selbst, daß das den Staat repräsentirende Oberhaupt seine Endzwecke mit den möglich geringsten Mitteln zu erreichen streben, und seine Forderungen nach Maßgabe der vereinzelten Kräfte richten werde, und das ist liebende Gerechtigkeit. Allein deßhalb darf der Staat von den zu seiner Erhaltung nothwendigen Forderungen aus kurzsichtiger Schonung für seine Bürger kein Atom erlassen. Das wäre die rechte Liebe nicht. Also mit der Liebe allein reicht der Staat nicht aus, diese ist wohl die Cardinaltugend im häuslichen Leben, die des Staates bleibt immer die Gerechtigkeit. Wir haben aus Roms traurigem Beispiele gesehen, daß ein Staat auch durch lauter Gewaltthätigkeit zu einem ungeheuren Colosse anwachsen könne, haben aber auch wahrgenommen, daß die äußere Größe eines Staates der verrätherischen Röthe auf den Wangen eines Hectikers gleiche, im Inneren wühlt der Tod.

Es kann hier wohl nicht die Rede seyn, den Begriff von Gerechtigkeit nach seiner ganzen Breite und Höhe zu entwickeln. Doch wie Cicero bei einer schönen Rede den ersten, zweiten und dritten Rang dem Vortrage anweist, so din ich versucht, zu sagen, das erste, zweite und dritte Grundgesetz, ja die das Leben erhaltende Seele eines Staates sey die Gerechtigkeit, und es bleibt der schönste Wahlspruch eines weisen Regenten:

»Justitia Regnorum fundamentum.«

J. B. Kößli.

Epigrammatische Tentiselien. Erstes Exemplar (!). Von G. Pichler. Salzburg, 1836. Gedruckt bei Duple. 32 S. 12.

Groß ist der Vers. dieser aber Musen gewidmeten Reime in Namenerfindung. J. B. »hier liegt das weiland theure Weib des armen Herrn von Ueberbleib; (S. 18); Smanzir (25), Smidvlar (24), Sbalestrandolan (26), Buffolino (28), Don Climmen lernt schwimmen (32), — dann: Karmin (23), Tros, Specht, Zank, Kiett, Neuff, Pfiff, Puff, Matt (6, 14, 18, 23, 28, 29).

Größer ist er in Wiederholung bekannter Wortspiele. J. B. Paganini's einfaltiges Spiel (S. 31); Bindewort Ehe (30); wahr sagen, und wahr sprechen (19) u. dgl. m.

Am größten ist die Art, wie er schließt; von delphischer Begeisterung wird er ergriffen:

»Gerechter Gott!« (ruft er aus) »was ist das? — Mein Verstand bleibt steh'n! —

O Galilei! heisse doch ihn wieder geh'n!« —

Amen! wir vereinigen unsere Wünsche.

Wo fände man übrigens etwas, worauf man nicht lernen könnte! — Ist es nicht ein gutes, treffendes Wort:

Digitized by Google

Die schwerste Straß', der schlimmste Steg
Ist — glaubet mir — der Scheideweg. F.

Literarische Notizen.

Die archäologische Gesellschaft zu Rom hat eine Medaille von 40 Ducaten in Werth als Preis für die beste Abhandlung über folgenden Gegenstand ausgeschrieben: »Es ist zuvörderst eine erschöpfende Darstellung des Zustandes der römischen Colonien zu liefern; dann zu erörtern, welchen politisch-ökonomischen Zweck die Regierung mit denselben hatte; welcher Unterschied zwischen den militärischen und Civil-Colonien und jenen der Griechen obwaltete; endlich welcher der Zustand der alten Einwohner, und welcher jener der neuen gewesen sey.« Die Preisschriften sind in lateinischer oder französischer Sprache abzufassen, Gelehrte aller Nationen können concurriren, und die Einsendungen müssen bis Ende November 1837 unter den gewöhnlichen Bedingungen geschehen.

Chateaubriand's Buch über England ist in's Englische übersetzt unter dem Titel: »Sketches of english literature, with considerations on the spirit of the times, men and revolutions, by the Viscount of Chateaubriand.« (Zwei Bände. London 1836.) Bei dieser Gelegenheit äußert sich die englische Kritik über den berühmten Verfasser unter Anderm: »Nenne man Chateaubriand wie man will: er ist und bleibt ein ganzer Mensch und ein ganzer Dichter. Innig in sich selbst und einig mit sich selbst, rein in den heiligen Mächten lebend, die sein Daseyn begründen, steht er deßhalb in seiner Zeit, als Dichter und als Schriftsteller, fast einzig da. Wenige haben so schön empfunden, Wenige so stark und fest geglaubt und Keiner hat in so männlicher Unschuld sein Daseyn durchgelebt.«

Seit 1829 erscheint in Prag in böhmischer Sprache eine theologische Zeitschrift für die katholische Geistlichkeit. Sie wird von dem Consistorium unter der Redaction des Kanonikus Pessin herausgegeben und ist ausgezeichnet durch die auf die Sprache und die Bearbeitung der Aufsätze gewandte Sorgfalt. 1835 hatte sie 52 Mitarbeiter und an 900 Pränumeranten, eine Anzahl, deren sich eine andere der Wissenschaft geweihte slawische Zeitschrift nicht rühmen kann.

Eine nicht uninteressante Sammlung meist beschreibender und erzählender Gedichte von Uhland, Knapp, Körner, Grüneisen, Schwab u. A. ist so eben unter dem Titel: »Schwäbische Liederchronik für Schule und Haus« erschienen.

Das alte und berühmte Buch: »Kan-ching-p'ien,« d. h. von den Belohnungen und den Strafen, eine Sammlung von Sprüchen aus den kanonischen und classischen Werken der Glaubenslehre der Taoisse, die von Laotsen im sechsten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung gestiftet ward, ist für die Chinesen ein Gegenstand der höchsten Verehrung und seine Herausgabe und Vertheilung gilt als religiöse Pflicht. Die vielen Sentenzen und Sätze, aus denen es besteht und die größtentheils auf die Sittenlehre Bezug haben, sind von einem Commentare begleitet, so wie durch Geschichten und Anekdoten erläutert, deren Zahl sich auf 400 beläuft und welche meist charakteristische Zeugnisse der Glaubensprincipien, der Denkungsart und Lebensweise des Volkes sind. Stanislaus Julien hat in der Ausgabe, welche er im Auftrage der großbritanischen Gesellschaft für orientalische Literatur (Oriental translation fund), die eine so große Thätigkeit an den Tag legt, von diesem Buche veranstaltet hat (»Le livre des récompenses et des peines, en chinois et en français« Paris und London, 1835), diese Geschichten, Legenden und Parabeln zum ersten Male vollständig übersetzt, nachdem Abel Remusat nur wenige derselben mitgetheilt.

Die unlängst erschienenen »Ausflüge in die Schweiz« aus der Feder des vielgelesenen Cooper (»Excursions in Switzerland, by J. Fenim. Cooper.« Zwei Bände, Lond. 1836), bilden eigentlich nur das Probestück aus einem größeren Werke, welches er herauszugeben denkt und das eine ausführliche Schilderung und Beurtheilung aller Länder Europas enthalten soll, in welchen der Verf. längere Zeit verweilte. Das Merkwürdigste an dem erwähnten Fragmente möchte wohl dieß seyn: daß der Verfasser in demselben seine gar zu strengen und schroffen National-Vorurtheile abgelegt zu haben scheint.

Von dem in mehrfacher literarischer Hinsicht bekannten Dr. Walsh ist unlängst ein Reisewerk erschienen, das seinen längeren Aufenthalt in Konstantinopel während der griechischen Revolution schildert. Der vollständige Titel des Werkes ist: »A residence at Constantinopel during a period including the commencement, progress and termination of the greek and turkish revolution by Dr. Walsh.« (Zwei Bände, London 1836.) Haben sich auch seit jener Zeitepoche die socialen und politischen Verhältnisse des türkischen Reiches um ein Merkliches verändert, so enthält das Werk doch mannigfache Züge und Schilderungen von allgemeinem und bleibendem Interesse, welche vielleicht eben darum, weil sie sich auf eine frühere Periode beziehen, für die neueste Zeit um so ansprechender sind.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

91. Sonnabend, den 12. November **1836.**

Verzeichniß der kais. kön. Gemälde-Gallerie im Belvedere zu Wien, von Albrecht Krafft. Mit zwei Ansichten und drei Grundrissen. Wien, Verlag von H. F. Müller's Kunsthandlung. 1837. XXIV u. 450 S. 8.

Die nun vollendete gänzliche Herstellung und Einrichtung der k. k. Gemälde-Gallerie macht das Bedürfniß eines vollständigen Verzeichnisses derselben allgemein fühlbar, um so mehr, da die früheren Beschreibungen, von denen die neueste von Joseph Rosa bereits vor 40 Jahren verfaßt wurde, nun ganz unbrauchbar geworden sind. Daß aber in diesem langen Zeitraume kein Catalog der k. k. Gallerie erschien, hat theils in den wiederholten Ortsveränderungen derselben während der verhängnißvollen Jahre der französischen Kriege und den daraus hervorgehenden mehrmaligen Veränderungen der Aufstellung, theils auch darin seinen Grund, daß erst nach gänzlicher Vollendung der neuen jetzt bestehenden Eintheilung ein richtiges und brauchbares Verzeichniß verfaßt werden konnte.

Diese neue Einrichtung, welche nicht nur durch die Nothwendigkeit einer würdigen Ausstattung so großer Kunstschätze, sondern auch durch die bedeutenden in neuerer Zeit hinzugekommenen Vermehrungen bedingt war, wurde im Jahre 1825 auf Befehl weiland Seiner Majestät des Kaisers Franz I. unter der obersten Leitung und Vorsorge Seiner Excellenz des k. k. Oberstkämmerers Rudolph Grafen von Czernin durch den k. k. Gallerie-Director Joseph Rebell begonnen, von dessen Nachfolger im Amte (1829) Peter Krafft fortgeführt und im Jahre 1836 beendigt, so daß die k. k. Gemälde-Gallerie jetzt einen Glanz und Reichthum darbietet, wie sie zu keiner Zeit sich eines gleichen rühmen konnte.

Bei dieser neuen Einrichtung wurde die Eintheilung der Gemälde nach Schulen, als die überhaupt zweckmäßigste und insbesondere für abgetheilte Gemächer anwendbarste, so viel als möglich auszuführen gesucht; aber die Größe vieler Bilder, besonders aus den italienischen Schulen, im Verhältnisse zu den Zimmerwänden, und manche andere Umstände, deren Erörterung hier zu weit führen würde, hinderten, diese Anordnung mit der gewünschten Strenge durchzuführen. Um so weniger konnte auch die chronologische Ordnung, welche, mit der Eintheilung in Schulen vereinigt, wohl die vortheilhafteste Aufstellungsart einer Gemälde-Sammlung ist, angewendet werden; nur in der alten deutschen und alten niederländischen Schule im zweiten Stockwerke, wo die vielen kleinen Bilder es möglich machten, ist dieselbe wenigstens der Hauptsache nach befolgt worden.

Auf Befehl Seiner Excellenz des Herrn Oberstkämmerers wurde nun ein Verzeichniß der k. k. Gallerie verfaßt, welches unter der Leitung des Gallerie-Directors ausgeführt, hiermit dem Publikum vorgelegt wird. Dieses Verzeichniß ist ein bloß beschreibendes, in welchem die Gemälde nach ihrer Anzahl, Aufstellung, Vorstellung, Größe u. s. w. beschrieben und die Meister derselben, oder, wenn diese unbekannt sind, die Schulen angegeben werden, denen sie angehören. — Bei Bestimmung der Meister hielt man sich größtentheils an die bei der k. k. Gemälde-Sammlung fast wie bei keiner andern häufigen alten Autoritäten und suchte dort, wo diese nicht ausreichten, wenigstens durch nähere Angabe der Schule, der das Gemälde angereiht werden muß, der Verwandtschaft mit Werken anderer Künstler, die sich daran erkennen läßt, auf die Spur zu leiten. Die weitere Anführung und Untersuchung dieser alten Autoritäten, die historisch-kritische Nachweisung der Echtheit der vorzüglicheren Werke und sonstige ästhetische und kunsthistorische Bemerkungen und Erläuterungen sollen in einem zweiten Theile dieses Verzeichnisses folgen, welcher als ein raisonnirender Catalog der k. k. Gemälde-Gallerie gleichsam die Begründung, ja, wenn es nothwendig ist, auch die Berichtigung dieses bloß beschreibenden Cataloges enthalten wird.«

Wenn wir bis hieher wörtlich dem Vorworte folgten, geschah es einerseits, weil wir unbedingt dem Gesagten beipflichten, und andererseits in der festen Ueberzeugung, daß schon dadurch unsere Leser auf die besondere Gediegenheit der Leistung aufmerksam gemacht werden. Wie sehr durch die neue Eintheilung das herrliche Institut gewonnen hat; wie groß die Verdienste der Ordner, läßt sich durchwegs nicht verkennen; allein eben so wenig dürfte Jemand die Behauptung in Abrede stellen können, daß der vorliegende Catalog zu dem Trefflichsten gehört, was in diesem oder in einem

Digitized by Google

anderen ähnlichen Fache je geleistet worden ist. Innige Vertrautheit mit dem Gegenstande, gewissenhafter Fleiß und eine höchst compakte, klare Darstellungsgabe sind unbestreitbar Vorzüge, die zu keiner Zeit Alltagserscheinungen waren oder seyn werden, daher immer, wo sie sich finden, mit Anerkennung und Liebe hervorgehoben werden müssen! — Wir gestehen, daß wir den weiteren Untersuchungen des Verfassers, so wie auch der versprochenen Entwickelung der Schicksale der k. k. Gemälde-Sammlung mit einer freudigen Spannung entgegensehen: die Kunstgeschichte kann und darf von Bestrebungen, im Geiste der Einen Wahrheit unternommen, Gewinn und Bereicherung hoffen! —

In der Einleitung gibt der Verf. eine gedrängte, bündige Darstellung des Locales, welche zugleich auch als Erklärung der beiden Ansichten und der drei Grundrisse dienen kann, die dem Büchlein, wie im Titel bereits erwähnt worden, beigegeben, und deren Ausführung als gelungen bezeichnet werden muß. Am Ende des Cataloges ist ein alphabetisches Namenregister der Künstler angehängt, das vorerst zur leichteren Auffindung eines jeden Gemäldes bestimmt, auch die Angaben des Geburts- und Sterbeortes, des Lehrmeisters eines jeden Künstlers, und bei den vaterländischen, besonders den weniger bekannten, noch einige nähere Notizen enthält. In Schreibung der Namen und Bestimmung der Geburts- und Sterbejahre, so wie der Blüthezeiten der Künstler wurden für die Italiener besonders Lanzi, für die Niederländer und Deutschen Fuessli's Lexicon, für die älteren vaterländischen Künstler zum Theile die »Oesterreichische National-Encyclopädie,« für die neueren, meist noch lebenden, ihre eigenhändigen Daten benützt. Der Catalog selbst zerfällt in folgende Haupt-Abtheilungen: Erstes Stockwerk: »Italienische Schulen« (S. 1—82); »Niederländische Schulen« (S. 83—184); zweites Stockwerk: »Alte Deutsche und Niederländische Schulen« (S. 185—288) und »Moderne Schule« (S. 289—316). Das Erdgeschoß: »Italienische Schulen« (S. 321—356); »Niederländische Schulen« (357—390). Eine numeräre Zusammenstellung der Gemälde zu statistischen Vergleichungen gibt folgende Uebersicht:

Italienische Schulen	512
Niederländische Schule	582
Alte Deutsche und Niederländische Schulen, wovon erstere 236, letztere 166 .	402
Moderne Schule	141
Summe:	1637

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Nach bisher noch ungekannten Original-Handschriften von Leopold von Orlich, Seconde-Lieutenant im Kaiser Alexander Grenadier-Regiment. Mit einem Porträt und zwei Facsimile. Berlin, Mittler, 1836. XVI, 332 S. Text und 200 S. Original-Briefe und Beilagen. 8.

Wenn man einige zu sehr gewagte Behauptungen, und dort und da Stellen, welche eine partheilosere Ansicht über religiöse Duldung wünschen lassen, wegnimmt, läßt es sich nicht läugnen, daß vorliegende Biographie, zumal durch die eingelegten und am Schlusse abgedruckten Originalien, für Freunde der Geschichte von vielseitigem Interesse ist. Sie zerfällt in vier Abschnitte: »Jugendleben Friedrich Wilhelm's« (S. 1—8); »Friedrich Wilhelm als Mensch und Familienvater« (S. 8—54); »Friedrich Wilhelm als Staatsmann und Krieger bis zu seinem Tode« (S. 54—207); »Friedrich Wilhelm als Landesvater« (S. 208—332). Hierauf folgen mit selbstständiger Paginirung die Original-Briefe und Beilagen, 200 Seiten stark.

Aus dem dritten Abschnitte heben wir die Erzählung des Krieges hervor, welchen, vermög Tractat vom 1. Juli 1674 (nicht 1644) zu Regensburg, der Churfürst in Verbindung mit Oesterreich, Spanien und Holland gegen Frankreichs Anmaßungen unternommen, und der in dem Kampfe gegen Schweden seine Fortsetzung gefunden hat. Das hier auszugsweise mitgetheilte Tagebuch des Dietrich von Buch und die im Anhange abgedruckten Briefe des Churfürsten geben mehrfache Aufschlüsse, und sie mögen auch als Ergänzung oder Bestätigung der Angaben dienen, auf welche in der Anzeige der Denkwürdigkeiten des General Schöning vor Kurzem in diesen Blättern hingewiesen worden ist. Dietrich v. Buch begleitete den Churfürsten als Kammerherr. Sein, unmittelbar nach der Begebenheiten, größtentheils in französischer, zum Theile auch in deutscher Sprache niedergeschriebenes Tagebuch umfaßt die Jahre 1674—79 und befindet sich im geheimen Staats-Archive zu Berlin. Nachrichten darüber stehen in der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. 26. Band. Jahrgang 1832; seine Wichtigkeit erscheint nicht minder in dem bekannten Winterfeldzuge von 1678—79 von Bedeutung.

Der vierte Abschnitt, interessant durch die Darstellung der Verfassung und Verwaltung und die Entwickelung der inneren Zustände, mag zu Vergleichungen Anlaß geben; jedenfalls muß man gestehen, daß die Einrichtungen des Churfürsten einen klaren und wohlwollenden Geist beurkunden. Außer den Original-Briefen muß man im Anhange noch die fleißige Zusammenstellung der Literatur um so mehr als verdienstlich anerkennen, als auch die typographischen Angaben nichts zu wünschen übrig lassen, was in unseren Tagen immer seltener zu werden scheint. Sie nimmt dreizehn volle Seiten ein, und nennt unter den Büchern so manche, die nur ein emsiges Forschen wieder aufstuben konnte. Die Auflage des Buches ist schön; das Porträt des Churfürsten eine gelungene Lithographie.

Fischer.

Digitized by Google

Ueber künstliche Füße. Von Anton Roswinkler, Doctor der Medicin und Chirurgie, Magister der Augenheilkunde und Geburtshülfe, k. k. Oberfeldarzte. Mit einer lithographirten Tafel. Wien, 1836. Gedruckt bei Franz Ludwig. 32 S.

Es wird auch den Nichtarzt interessiren und erfreuen, einmal während des täglichen Wechsels von Genuß und langer Weile einen Blick auf das Los Leidender und auf die schöne Vervollkommnung zu werfen, welche den Ausalten, es zu erleichtern, in unserem Jahrhunderte geworden ist. Gräfe's Rhinoplastik (Kunst, den Verlust der Nase organisch zu ersetzen) hat in neueren Zeiten die Aufmerksamkeit zuerst wieder auf einen Zweig der Chirurgie gelenkt, den man, in so fern die Operation destructiv verfährt, den productiven nennen könnte. Dr. Carabelli's der Joseph's-Akademie geschenkte Sammlung von theils selbst erfundenen, theils verbesserten, mechanischen Ersatzmitteln der einzelnen Theile des Mundes gehört hieher. Der Förderung eines so heilsamen Strebens ist auch vorliegende Schrift gewidmet. Es gibt, nach meinem Bedünken, einen zweifachen Fortschritt der Chirurgie. Vermöge des ersten, den ich den größeren und allgemeinen nennen würde, strebt sie dahin, sich selbst entbehrlich zu machen, dadurch, daß sie die Anzeigen zur Operation immer mehr einzuschränken möglich macht; z. B. wenn der Möglichkeit nachgestrebt wird, die Steinbildung zu hindern oder die gebildeten Steine organo-chemisch zu lösen. Der zweite Fortschritt muß bewerckt werden, ehe der erste weit genug gediehen ist, und besteht darin, die Operationen, die für jetzt noch nicht entbehrlich sind, mit möglichst geringer Störung der organischen Integrität zu bewerkstelligen, und, was der Organismus durch die Kunst einbüßte, ihm durch die Kunst wieder zu erstatten. Der erste Fortschritt ersparet wo möglich die Amputation, der zweite sucht die nöthige Amputation wo möglich zu vergüten. Wie vielen Dank derjenige verdiene, der, ehe noch jener erste Fortschritt gemacht ist (und wird dieß Eldorado der Chirurgie je gefunden werden? die Homöopathen versprechen es!), sich dem zweiten weihe, ist klar. Diesen Dank verdient unser Verfasser, der mit schöner Umsicht und Emsigkeit seinen durch die Arbeiten von Jahrhunderten reich gewordenen Gegenstand behandelt; und nebstdem verdient er den Dank des Historiographen der Chirurgie für seine Methode. Denn er beginnt von Plinius, ja von einem Lacedämonier, der einen Holzfuß trug (etwas gar zu weit oben für die Praxis!), und endet mit Herrn Mile's künstlichem Unterschenkel (1835). Er nimmt einzeln: den Stock, die Krücke, den Stelzfuß, die Stelze für den Oberschenkel, den künstlichen Fuß (wo auch die Gestalt, nicht bloß die Verrichtung der geopferten Extremität restauriet wird), den künstlichen Unterschenkel, den Fuß (Vorfuß) und die Gelenke durch. Seine Beschreibungen sind concis und richtig (etwas klarer dürften sie manchmal seyn), die Abbildungen deutlich genug. Möchte das Buch Früchte tragen, und folgender Vorschlag des Verfassers Würdigung finden: »Geschickte Mechaniker haben nur sehr selten derlei Arbeiten zu verfertigen, und können sie deßhalb nur in viel längerer Zeit und zu höheren Preisen zu Stande bringen, als derjenige, der sich ausschließlich diesem Geschäfte widmet. Wurm's Fuß kostete 50 Ducaten. Ein geschickter Arbeiter in Holz und Metall, der vielleicht selbst das Unglück hätte, verstümmelt zu seyn, würde, unter Leitung eines Arztes, alle mechanischen Ersatzmittel gewiß besser und wohlfeiler fertigen, als Drechsler, Tischler u. s. w. Würden endlich solche durch die Regierung sanctionirte und vielleicht großmüthig unterstützte Institute, ähnlich der Bruchband-Gesellschaft in London, nur in jeder großen Hauptstadt Europa's bestehen, die sich ihre Ergebnisse mittheilten, so könnte dieser Zweig der Chirurgie bald den möglichen Höhepunct erreichen.« — Amen! und wir wiederholen und bei diesem Anlasse die Ueberzeugung: daß alles Fruchtbare durch Vereinzelung der Gegenstände und durch Vereinigung der Kräfte gedeihe und wachse!

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Aufforderung an Ungerns Geschichts- und Alterthumsforscher und Topographen.

Mein gelehrter Correspondent, Dr. Christian Kopp in Heidelberg, als Schriftsteller durch sein Werk: »Cheiflus und die Weltgeschichten (Heidelberg bei Mohr, 1823), die von dem berühmten Philologen und Kritiker Heemann in Leipzig und dem Aesthetiker Jean Paul (Friedrich Richter) empfohlene philologische Schrift: »Sylvae Cratyli, seu variae in varios scriptores veteres lucubrationes[1] (Augustae Vindelicorum, sumtibus librariae Wolfianae 1822) und andere philosophische, historische und philologische Schriften, wie auch die von ihm (1832) begonnene philosophische Zeitschrift »Athenea[2] rühmlich bekannt, und als Volksschriftsteller durch seinen neuen »deutschen Kalender« (Kempten bei Dannheimer) sehr verdient, hat mich am 28. Mai d. J. in einer freundschaftlichen Zuschrift um ein philologisch-historisch-topographisches Urtheil über folgende Stelle seiner Sylvae Cratyli Seite 2: »Ad

[1] Dieses Werk ist im Ganzen mit geistreicher Ironie auf Schein-Philologie und Schein-Philologen geschrieben, und Faber der Rawe Cratylus aus Platons berühmten Dialogen gewählt.

[2] Daß diese philosophische Zeitschrift aus Mangel an einer hinlänglichen Zahl von Abnehmern einging, ist sehr Schade, theils wegen ihres trefflichen Planes, theils wegen der umsichtigen Redaction, theils weil jetzt keine eigene philosophische Zeitschrift in Deutschland erscheint (nur eine mit Theologie verbundene Zeitschrift, herausgegeben von mehreren Professoren der königl. preußischen Universität zu Bonn, erscheint in Bonn bei Dümont-Schauberg.)

Digitized by Google

Plinii Natur. Hist. lib. III. Sect. VI sive Cap. 24: „Noricis iunguntur lacus Peiso, deserta Boiorium.« Harduinus legendum censet: Noricis iunguntur lacu Speiso deserta Boiorum. At perperam, nam lacus Speisus nullibi est [1]. Sed Peiso vel alia seu mollior pronunciatio est, vel iniusta scriptura pro Pelso [2] ex consvetudine nomina propria mutandi in alia. (Vide Iott. ad Valer. Max. IV. t. 13.) Constat enim Italicas gentes litteras l et i saepius commutare, ut nunc temporis Firenze et Florenze. De pronunciatione litterae λ (Lambda) cf. Plinius apud Priscian. Atque lacum Pelsonem illis regionibus exstitisse conficitur ex Aurel. Victor. Caes. 40, 9. At Harduinus (quem et Barthius Urgeschichte Deutschlands II. pag. 175 sequitur, qui omnino tamen conferendus est [3]) in eo etiam errare videtur, quod lacum illum scribit esse, qui hodie Neusiedler-See vocatur. Vix adhuc talia lacus Pelsonis vestigia inveniuntur, nam Galerius post Plinii tempora eum in Danubium emittendum inque campum redigendum curavit [4]. Atque vel nunc temporis exstare videntur siccata huius lacus emissi vestigia haud procul ab urbe Pressburg (Posonio),« und zwar mit folgenden Worten: »Ich wünschte Ihr Urtheil über die beiliegende Stelle und was Sie vom lacus Peiso halten. Als ich im Jahre 1822 von Wien aus Ungerns Gränze berührte, erkundigte ich mich wohl. Einige glaubten auch in jenen Gegenden die Spuren eines vormaligen Sees noch finden zu können. Aber im Reinen bin ich noch nicht, weil man den Ort und die Stelle genau kennen muß.«

Ueber den See Peiso und Pelso der Römer haben in Ungern zwar schon Salagi, Bombardi (in seiner Topographia magni Regni Hungariae, Wien, 1718), Schönwiesner in seinem schätzbaren Werke: Antiquitatum et Historiae Sabariensis ab origine usque ad praesens tempus libri novem, p. 17—20 [5], Bredetzky (in dem dritten Bändchen seiner »Beiträge zur Topographie des Königreichs Ungern,« Wien 1804, S. 49—64 [6]), Dr. Joseph v. Kis im ersten Bande meiner Magyar Emlékezetes Irások (erste Auflage, Pesth 1815, S. 336—426, zweite Auflage, Pesth 1817, S. 337—423 [7]), und ich selbst in des Freiherrn von Hormayr Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, 1824, S. 833—835 [8], geschrieben: indessen ist der Gegenstand noch nicht erschöpft, und bei den widersprechenden Behauptungen und Hypothesen der angeführten Schriftsteller ist eine neue Untersuchung und Nachlese noch immer wünschenswerth. Ich fordere daher Ungerns Geschicht- und Alterthumsforscher und Topographen auf, sich dieser allerdings mühevollen Arbeit zu unterziehen, und die Classiker, welche über den Peiso und Pelso schrieben, mit den Behauptungen und Hypothesen der angeführten Schriftsteller Bombardi, Peay, Schönwiesner, Bredetzky u. s. w., so wie mit den Localitäten des Neusiedler-Sees oder Ferto, des sogenannten Schoerer-Sees bei Pösing (wo Salagi, Bombardi, Peay und Bredetzky den Peiso oder Pelso suchen) und des Plattensees oder Balatons zu vergleichen, und die Resultate ihrer unbefangenen Forschungen entweder in einer inländischen oder deutschen Zeitschrift mitzutheilen, oder im Manuscripte durch Buchhändler-Gelegenheit an Hrn. Dr. Kapp nach Heidelberg zur Benützung zu senden. Ich werde ihn von Schönwiesner's, Bredetzky's, Dr. Kis's und meinen Ansichten, die er sämmtlich nicht zu kennen scheint, nächstens in Kenntniß setzen.

Prof. Rumy.

1 Ganz richtig! A—y.

2 Diese Schreibart kommt bei Valerius Maximus und Aurelius Victor vor. A—y.

3 Herr Dr. Kapp führt nicht an, daß der berühmte Mannert in seiner »Geographie der alten Griechen und Romer« der Meinung ist, der Peiso oder Pelso der Romer sey der heutige Balaton oder Plattensee in Ungern; diese hypothese ist jedoch ganz grundlos. A—y.

4 Die Stelle lautet bei Aurelius Victor: »Agrum satis reipublicae commodantem, caesis immanibus silvis atque emisso in Danubium lacu Pelsone, apud Pannonios fecit.« A—s.

5 Schönwiesner behauptet, daß der Peiso des Plinius und der Pelso des Aurelius Victor zwei verschiedene Seen waren, und hält den ersten für den Neusiedler-See (Ferto) und sucht den zweiten in den Gespannschaften Baranya, Tolna, Stuhlweißenburg u. s. w., mithin in der Gegend des Balatons.

6 Bredetzky hält den Peiso und Pelso der Römer für einen und denselben See, behauptet aber, daß diese Benennung nicht dem Neusiedler-See oder Ferto, sondern dem größtentheils abgeleiteten sogenannten Schoerer- oder Pösinger-See bei der Stadt Pösing oder Preising (deren Name von Telso abgeleitet wird) zukomme. Dieß behaupteten schon frühere Salagi, Bombardi und Peay.

7 Dr. Kis vindicirt dem Neusiedler-See den römischen Namen Peiso oder Pelso und erklärt die Stelle bei Aurelius Victor so, daß darin nicht von einer gänzlichen Austrocknung, sondern nur Verminderung des Sees die Rede sey.

8 Ich stimme größtentheils mit Dr. Kis überein.

Aphorismen.

Man sollte immer dasjenige treiben, wozu man sich am wenigsten getrieben fühlt; das ist: nach Zwecken, die man vernünftig in's Auge faßt, sich leiten und bestimmen.

Nur wenn man die Bitterkeit des Lebens geschmeckt hat, fühlt man die Süßigkeit ganz der Kunst.

Die Kenntniß von Sprachen wie der Besitz des Geldes ist nur mittelbar wünschenswerth, was so Viele zu übersehen scheinen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

92. Mittwoch, den 16. November 1836.

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld [1].

I.

Ihr freundschaftliches Angedenken, liebster Herr Graf, war mir zu erfreulich, um Ihnen nicht sehr dafür zu danken. Ich habe die Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden auf das theilnehmendste gelesen. Es ist mir leid, Sie diesen Winter nicht zu sehen, aber ich habe so viel Glauben an Sie, daß ich darum nicht fürchte, von Ihnen vergessen zu werden.

Ich habe den Herrn von Lederer zufälliger Weise nur Einmal und wenige Augenblicke gesehen: aber ich hoffe, bei seiner Wiederkunft mich zu entschädigen; den denkenden Mann von richtigem Urtheile habe ich auch in der kurzen Unterredung in ihm bemerkt.

Kurz zuvor hatte ich eine unbedeutende Krankheit, sonst bin ich wohl, und gehe in der großen Stadt einsiedlerisch meinen regelmäßigen Gang, zwischen Arbeiten der Pflicht und solchen, die meine Neigung wählt. Ich habe seit Ihnen viel studiert, gedacht, entworfen, aber nichts für das Publikum ausgearbeitet; großentheils, weil es für die Sprache der Wahrheit, welche gemäßigt zu seyn pflegt, noch zu leidenschaftlich scheint. Ueberhaupt haben die schweizerischen Vorgänge mich mit dem lebhaftesten Unmuthe erfüllt, ja einige wahrhaft betrübt. Auch dieses setzte mich außer der, zu Arbeiten für die Nachwelt erforderlichen ruhigen Stimmung. Wann wird einmal die Welt wieder dazu kommen, ruhiger zu genießen; welches, wie mir scheint, der Zweck von Allem seyn sollte! Die Präpotenz der Franzosen hat große Stöße erlitten, welche zu ignoriren ihr Stolz sich bemühet. Niemand kann das Ende vorsehen; wohl aber ist es gewiß, daß es am vortheilhaftesten für die ausfallen wird, bei welchen jeder ist und thut, was er soll, nicht unter, nicht über der ihm von der Vorsehung bestimmten Rolle. Dieß ist freilich eine leider nicht gemeine Weisheit; mais il y a du plus ou moins, und wenigstens muß jeder darnach trachten und seine Freunde dazu zu stimmen suchen. Das übrige, allgemeinere leitet die unerforschliche Macht, welche in allen Welthändeln ihr, manchmal erst von der Geschichte erkanntes Spiel hat.

Seyn Sie auf Ihren glücklichen Sitzen froh und verbreiten Sie um sich die Sie belebenden Grundsätze der Ordnungsliebe und des Biedersinns. Gedenken Sie mein als Ihres Ihren Geist und Ihr Herz verehrenden und Sie redlich liebenden Freundes

Wien 15. Oct. 1798. Johannes Müller.

II.

Wenn mir aus früheren Zeiten besonders die angenehmen Stunden auf dem Altane zu Stäfa gar wohl im Gedächtnisse sind, so können Sie, theuerster Herr Graf, überzeugt seyn, daß es mir höchst erwünscht seyn würde, Sie in Wien wieder zu sehen und Ihr gastfreundliches Anerbieten anzunehmen.

Auf Ihren gefälligen Brief habe ich gezaudert zu antworten, bis ich mich hier in Carlsbad völlig überzeugen mußte, daß ich besser thue, gerade nach Hause zu gehen, als auf einem Umwege meinen Freunden vielleicht lästig zu werden. Denn ob ich mich gleich ganz leidlich befinde, so hänge ich doch zu sehr von Tag und Stunde ab und kann schon hier den mildesten Anforderungen der Gesellschaft nicht genug thun.

Nehmen Sie indessen meinen lebhaftesten Dank für das gütige Anerbieten, erhalten Sie mir ein freundliches Andenken und erlauben mir es zu erneuern, wenn Jemand von denen, die mich näher angehen, Wien besuchen sollte. Meine besten Wünsche begleiten dieses Blatt.

Carlsbad Goethe.

den 28. August 1807.

[1] Vgl. S. 89 und 90 dieser Blätter.

Digitized by Google

Collection de documens inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique. Première série. Histoire politique. 1—3 Tom. Paris, 1836. 8.

Die große Idee, alle bisher noch unbekannten Urkunden zur Geschichte Frankreichs der Oeffentlichkeit zu übergeben, ist bekannter Massen von Guizot ausgegangen; die ausgezeichnetsten Gelehrten sind dazu berufen worden, und kein Archiv des Landes soll der Forschung verschlossen bleiben. Es liegen nun drei Bände, als die ersten Resultate dieser wahrhaft großartigen Unternehmung vor uns, und es scheint hier um so mehr unsere Aufgabe zu seyn, darauf hinzuweisen, als zwei derselben [1] zunächst auch von dem Historiker Oesterreichs nicht übersehen werden dürfen. Sie enthalten nämlich den Anfang einer chronologischen Sammlung sämmtlicher Correspondenzen, Denkschriften und diplomatischen Actenstücke, welche Frankreichs Ansprüche auf den durch Carl II. erledigten spanischen Thron betreffen, und führen den besonderen Titel: »Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. etc. accompagnées d'un texte historique etc. par M. Mignet.« Um nicht eine allzu große Menge von Bänden aufzuhäufen, was bei der Masse an Materialien sehr leicht gewesen wäre, hat der gelehrte Verfasser eine strenge Auswahl getroffen und die nöthigen Abkürzungen gemacht. So dürfte der Vorrath in acht oder zehn Bänden erschöpft werden. Der historische Text, durch welchen die einzelnen urkundlichen Mittheilungen verknüpft werden, zeichnet sich, wie es wohl von dem Geschichtsschreiber der französischen Revolution zu erwarten stand, durch Präcision und Klarheit aus, und läßt bei all seiner Kürze an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Ueberall werden die Ereignisse auf ihre Ursachen und Wirkungen zurückgeführt, und wenn man auch den ausgesprochenen Ansichten nicht in allem und jedem beipflichten kann, zumal sie nicht selten die Farbe des Geburtslandes etwas mehr als billig tragen; wird man doch die feine Combinationsgabe und den Scharfsinn des Verfassers stets erkennen und würdigen müssen. Dieß gilt insbesondere von der Einleitung, in welcher mit flüchtigen aber kräftigen Zügen all die Thatsachen erzählt und erwogen werden, welche Spanien zum höchsten Gipfel des Ruhmes und der Größe geführt, aber eben so schnell wieder in Schwäche und gänzliche Ohnmacht gestürzt haben. Als der letzte von den Nachkommen des mächtigen Herzführers und Königs, Carl des Fünften, den Thron bestieg, gab es keine Finanzen, kein Kriegsheer, keine Flotte mehr; Spanien lebte nur noch durch die Almosen Amerikas. »Ueberall,« sagt der Verfasser, »hatte sich der Tod eingedrängt: in die Nation, durch den Ruin ihrer Freiheiten; in die Regierung, durch die Zerstörung ihrer Marine, ihrer Armeen, ihrer Finanzen; in das Eigenthum, durch das Aufhören der Arbeit, die Substitutionen und die todte Hand; in die Bevölkerung, durch Unthätigkeit und Armuth.« Zu gleicher Zeit hatte Frankreich mit Ludwigs XIV. Thronbesteigung die höchste Stufe der Macht erreicht, und bald hierauf beginnt das feine Gewebe der Unterhandlungen, welche Spaniens Oberherrschaft einem französischen Prinzen verschaffen sollten. Der Verfasser verfolgt dieselben nach allen ihren Richtungen, in ihren geheimsten Verzweigungen; wir sehen die ersten Keime, durch die vielbesprochenen Pyrenäen-Tractate gelegt, wachsen und zunehmen bis zu den Friedensverträgen von Utrecht und Rastatt, die dem Erbfolgekriege ein Ende machten.

Ueber die Behandlung der Urkunden und ihre Verbindung durch kurze historische Erläuterungen haben wir bereits gesprochen; ihre Wichtigkeit darzuthun bedarf es wohl nicht erst einer weiteren Begründung. Die Berichte des französischen Botschafters, Chevalier de Gremonville, am Hofe zu Wien, gewähren ihrer leichtfertigen Laune willen vielfachen Stoff zur Unterhaltung. Seine Sendung betraf vorzugsweise zwei Gegenstände: er sollte den Kaiser hindern, Spanien und die Niederlande während des sogenannten Devolutionskrieges zu unterstützen; zugleich aber auch den Theilungsvertrag verhandeln, nach welchem der Kaiser und Ludwig XIV. über die Länder Carl II. lange vor dessen Tode freundschaftlich verfügt haben.

Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau, der ersten Pflanzschule süddeutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst. Ein Beitrag zur schwäbischen Geschichte aus handschriftlichen Quellen dargestellt von O. F. H. Schönhuth. Mit einer Ansicht der Insel Reichenau. Freiburg im Breisgau, Waizenegger, 1836. XXXII und 366 S. 8.

Mitten aus den Fluthen des schönen Untersees steigt ein Eiland empor, das mit allem Rechte den Namen Reichenau führt. »Die Insel,« sagt der älteste Beschreiber derselben, Gallus Ohem, der um das Ende des XV. Jahrhunderts lebte, »behält nach der Länge eine halbe, und auf die Breite eine Viertel-Meil, und höht und spitzt sich in der Länge in dem Mittel in einer Bühels Weise; zu Sommer Zeit ganz an allen ihren Orten von dem Rhein und See umfangen und umgehen, jedoch zu Herbst- und Winterzeiten, so die Wasser fallen, und die hohen Gebirgs-Flußgüsse verloffen sind, gewinnt sie zu obersten gegen Konstanz zu einen trockenen Grat, auf dem die Menschen mit trockenem Fuß in und

[1] Der dritte ist betitelt: »Journal des états-généraux de France tenus à Tours en 1484, rédigé en latin par Jehan Masselin, député du bailliage de Rouen, et traduit par A. Bernier.«

Digitized by Google

auswandeln mögen. Die Insel ist wohnsam, eines gesunden Luftes und fruchtbaren Erdreichs. Unzählbarlich wächst allda mancherley Obst und Frucht; besonders werden darin die Weinreben gebauen, daraus dann die Menschen ihr Nahrung und Auskommen haben. Es mocht vor etlichen Zeiten 1000 Fuder Weins allda erbauet werden.«

Der Verfasser gibt in der Einleitung einen kurzen historischen und statistischen Abriß der Insel, und geht dann auf die zu seiner Arbeit benützten Quellen über. Unter diesen steht wohl Gallus Ohem's (Oehein's) handschriftliche Chronik der Reichenau obenan. Ohem war Kaplan des Abt Martin von Weißenburg, und widmete diesem seine Geschichte. Der Verf. benützte zwei Abschriften derselben, von welchen sich eine im Besitze des Freiherrn von Laßberg befindet. Unter den als Handschriften-Fascikel in Fol. und 4. angeführten und verzeichneten Quellen erscheinen die Annales Augienses ab anno 724—1540 sehr oft citirt, und mit Recht, da sie durch Urkunden belegt wohl zunächst haltbarere Daten liefer-ten. Nur wäre zu wünschen, daß Hr. Schönhuth bei Anführung der Urkunden nebst dem Jahre auch den Tag der Ausstellung häufiger angesetzt hätte!

Wer die erste Veranlassung zur Stiftung des Klosters Reichenau gegeben, darüber sind die Ansichten verschieden. Nach der Angabe der Lebensbeschreibung des heil. Meinrad, welche man dem Reichenauer Abt Berno (im XI. Jahrhundert) zuschreibt, war es ein gewisser Sindloch, nach dem man die Reichenau in frühester Zeit Sindlochs-Au nannte. Nach einer andern Ansicht, welche Gallus Ohem aufführt, gab die erste Veranlassung dazu Sintlas, ein hochedler Mann und Landvogt der fränkischen Macht, gesessen auf dem Schlosse Sandek unter der Stadt Konstanz. In seinem Gebiete lag die Insel, und sie soll von ihm den Namen Sindlozzesaua (Sintlesow) erhalten haben. Gegen diese Ansicht streitet E. J. Leichtlen in seiner Abhandlung »die Zähringer« (Freiburg 1832. 4.) und schließt den genannten Landvogt gänzlich aus von der Theilnahme an der Stiftung des Klosters, indem er die erste Veranlassung dazu dem Grafen Berchtold I. von Zähringen zuschreibt. Wirklich gründet er auch seine Ansicht auf nicht zu verwerfende Beweise, wenn er unter andern anführt, daß das im IX. Jahrhunderte angefangene Seelbuch des Klosters Reichenau keine Sylbe von einem Sintlas enthalte. Doch dem sey, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß der Bischof Pirminius der eigentliche Gründer des Klosters ward.

(Fortsetzung folgt.)

Nachgelassene Gedichte von Aloys Zettler. Mit einer Vorrede, herausgegeben von Chr. Kuffner. Wien, bei Schmidl's Witwe und Jg. Klang. 1836. Gedruckt bei Franz Ludwig. 254 S. 8.

Zettler's Andenken, von zahlreichen Freunden bewahrt, besteht, wie gegenwärtiger Band uns überzeugt, ohne Zweifel in solcher Kraft und Lebendigkeit, daß die Erscheinung seiner gesammelten Gedichte, wenn auch nicht durch ihren unabhängigen Kunstwerth, doch sicher durch die Hochachtung erklärt wird, die auch nach seinem Hintritte aus dem Kreise derer, die ihn liebten, sein unvergängliches Eigenthum geblieben. Jede Zeile dieses Bandes überzeugt uns, daß Zettler's Wirksamkeit und Charakter diese Auszeichnung verdienen; der Ernst seines Strebens, die Tüchtigkeit seiner Kraft, das Edle seines Wollens treten uns überzeugend aus diesen Dichtungen entgegen, in denen sich Gemüth und Bildung in vielfältigen Formen aussprechen. Zwar gehört diese Bildung einer früheren Zeit, die poetische Gestaltung des Gedankens durchaus einer steifen, damals in Wien herrschenden Schule an; doch wird der Leser das lautere Gold des Herzens und der Ueberzeugung nicht verkennen, welche in die Formen derselben gegossen wurden.

Chr. Kuffner, als lyrischer Dichter und vielseitig gebildeter und befähigter Schriftsteller hinlänglich bekannt, hat die Ausgabe besorgt und derselben eine Vorrede vorangeschickt, welche, die äußeren Umrisse zu Zettler's Biographie angebend, sowohl für den verstorbenen als den überlebenden Freund ein ehrenvolles Denkmahl ist. Sie gewährt uns ein skizzirtes aber charakteristisches Bild des Verewigten.

Als Beleg unserer im Eingange aufgestellten Ansicht werden am besten einige Stellen aus dem Buche selber dienen. Das Gedicht: »Des Kindes Fahrt zum Himmel« beginnt mit den schönen Versen:

Im Frühling' war's, am Meeresstrand,
Da stand ein holder Knab' und weinte;
Ein Schiff aus seinen Augen schwand,
Er wähnt, daß sich's dem Himmel einte;
»Dich bringt des Kahnes schneller Lauf
Dahin, wo reine Engel thronen?
Warum, ach! nahmst du mich nicht auf?
Bei ihnen will ich mit dir wohnen!«

In dem Gedichte: »Der Wanderer bei den Ruinen eines alten Bergschlosses, hat uns die folgende Stelle durch Kraft und Schönheit der Sprache wahrhaft ergriffen:

Ruinen sind nun die Gemächer,
Die Waffenkammer, Schloßcapell,
Die Frauenstub' und Pfaffenzell',
Der Saal der Ritter und der Zecher.
Nichts blieb, als nur das Burgverließ,
Ach dieses zeigt (es ist gewiß
Was so die Zeit in Felsen schreibt —)
Nichts! nur des Jammers Stette bleibt.

Diese wie die darauf folgende Strophe sind ein vollgültiges Zeugniß von dem edlen, männlichen Ernste des Dichters.

Digitized by Google

Wir heben das pochende Herz„ das »Alm-Glöcklein« und das »Trinklied« (S. 113) besonders heraus. Letzteres läßt uns den Dichter in der frohesten Stimmung, im Freundeskreise schauen:

Ihr Freunde und du, gold'ner Wein!
Versüßet mir mein Leben.
Von euch geteennt und krank zu seyn!
Dieß denken, macht mich beben.
»Ohne Freunde, ohne Wein
Mag ich nicht im Leben seyn.«

Wer Tausende in Kisten schließt,
Nach Mehrerem nur trachtet,
Der Freunde Noth und sich vergißt,
Sey reich — von uns verachtet!
»Ohne Freunde, ohne Wein
Mag ein Andrer reicher seyn.«

Ohn' allem Freund, was ist der Held?
Was sind des Reichs Magnaten?
Was ist ein Herr der ganzen Welt? —
Sind alle schlecht berathen!
»Ohne Freunde, ohne Wein
Mag ich selbst nicht Kaiser seyn.«

Und muß einst an der Zukunft Port
Dem Leib die Seel' entschweben:
So wink' mir aus der Sel'gen Hort
Ein Freund und Saft der Reben.
»Sonst mag ohne Freund und Wein
Ich auch nicht im Himmel seyn.«

Die Ausgabe hätte übrigens einer sorgfältigeren Revision und Correctur bedurft. Das kleine Gedicht »Fuchsschwanz« z. B. ist zweimal abgedeuckt; die Zahl der Deuckfehler nicht geeing. Der Vers hätte zuweilen der Feile und Nachhilfe bedurft, deren es der Verfasser gewiß nicht hätte eemangeln lassen, wäre er selbst zur Herausgabe geschritten. So weit braucht die Pietät wohl nicht zu gehen. A. S.

Aphorismen.

Bis in's späteste Alter zu leenen und zu sinnen, — das ist Genuß, wenn es iegend einen gibt; das Erworbene still in sich verarbeiten, um allmählich zu reifen (Oschami, der Perser, sagt: die Reifen schweigen), während das verworrene Getöse der unklaren Menge nur von weitem herüberklingt, und durch die Ferne fast harmonisch wird.

Es gibt wenige Natueen, so frisch, kernhaft, anmuthig, mit gesundem Instinct überall auf's Rechte hintappend, es warm umklammeend und lebendig mittheilend, als Heinse. Zu diesen Quellen des Frühlings unserer Literatur sollten wir jetzt im Herbste derselben öfters wallfahrten, und die schlammigen stagnirenden Wässer unserer politisch-journalistisch-technologischen Einöde daraus auffrischen und in's Gehen zu bringen suchen.

Abscheulicher Grundsatz moderner Kritik: es müsse Alles von der Licht- und Schattenseite betrachtet werden; Lob sey glatt; Tadel zeige von Einsicht, Schärfe. Freiheit des Urtheils; je größer die Erscheinung, desto gewaffneter müsse der Blick für die Schwächen seyn und was dgl. mehr ist. So werden wir weit kommen!

Der Dichter erwiebt sich Lob, so lange er zu den Leidenschaften der Menschen spricht. Das Geläuterte, Klare wird keine Theilnahme finden.

»Goethe's Größe,« äußeete ein verständiger Mann gegen mich, »ist rein negativ. Er wußte alle Fehler zu vermeiden, und daß er sich keine Blöße gab, gründete seinen Ruhm.« — Dieser Tadel, recht überdacht, und nicht etwa geammatikalisch, sondern im Ganzen und Großen genommen, ist allerdings ein Ruhm, den zu verdienen das letzte Ziel der Menschheit und der höchste Preis des Ringens bleibt.

Es ist wahr, die lyrische Kunst ist eine spieleude, tändelnde Kunst; aber die Spiele selbst verlangen, auf ihrem Gipfel, Einsicht, Kenntniß und Geschmack. Und das Vergnügen, das ein Gourmand bei einem Verse von Platen empfindet, will erworben, will gelernt seyn. — Solche Rythmen zu lieben ist ein Glück, und, wie die ewigen Formen plastischer Kunstgebilde, so schweben mir in mancher Stunde Chöre und Stanzen vor, die mich erheiteen, erheben.

Ueber ein vortreffliches Werk können zwei verständige Betrachtee sprechen, und jeder mag das Gegentheil von dem beun loben, was bee andere lobt, und jeder wird Recht haben; denn ein solches Werk ist ein Spiegel für die Seelen derer, die es zu genießen wissen.

Es ist völlig unmöglich, das Beste, das Innerste durch Worte oder andere Zeichen mitzutheilen, als: Handlungen und Art zu seyn. Abee wer nur auf sich und Andere redlich achtet, und die vorzüglichsten Bücher öfters überdenkend, an der Welt prüfend, liest, ist doch, auch ohne Leitung, auf dem rechten Wege. Aber wie schnell geht es, bei kräftigem Wollen, vorwärts, wenn man tüchtige Beispiele vor und um sich hat!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

93. Sonnabend, den 19. November **1836.**

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 1823—1832. Von J. P. Eckermann. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1836. Erster Theil 368 S. Zweiter Theil 360 S. 8.

»In den letzten Jahren seines Lebens!« Das legte das letzte Gewicht auf die Schale contra, als ich vorurtheilend das Buch zur Hand nahm. Und wer darf sagen, daß er ohne ein solches Vorurtheil liest? Glücklich genug, wer es sich bekennt und deutet, ohne daß es ihn beherrscht. Goethe war nie der Mann, dem es darum zu thun war, daß man in sein Innres schaue, — am wenigsten in den letzten Jahren seines Lebens. Wenn er noch gegen Lavater und die Genossen einer unbedingt strebenden Sturm- und Drang-Jugend sein Herz dann und wann vom Ballast der Liebe und des Zornes entleerte, so nahm er schon nach der italienischen Reise die Decke Aarons vors Gesicht, und, nach der förmlichen Installirung in die deutsche Dichter-Dictatur, den officiellen diplomatischen Mantel. Ob er darum Tadel verdient oder nicht, ist eine andere Frage; ob nicht aller Tadel dasjenige treffen sollte, was eine solche Vermummung nöthig machte? aber das ist gewiß, daß Alle irren, welche sagen, Goethe habe die Producte seines Lebensherbstes im Schlafrocke geschrieben; den ersten Theil des Faust schrieb er im Schlafrocke, — den zweiten im Gala-Frack. Eben so gewiß ist es, daß man unter solchen Umständen keine Confessionen erwarten wird, — und diese wären doch eigentlich das Interessante; am wenigsten wird man sie von Gesprächen erwarten, von denen Goethe voraus wußte, daß die Presse auf sie harre; ging es doch so weit, daß er zu Eckermann sagte: »Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es.« (II. 267.) Rebus sic stantibus nahm ich mir die Freiheit zu vermuthen, daß Goethe hierbei nichts gesagt haben würde, als was in seinen Büchern reifer und ausgearbeiteter zu finden wäre. Dieses, nebst der trübenden Subjectivität, die sich nothwendig in solche Referate mischt, wovon Falk's bedeutendes Buch ein Beispiel gibt, motivirten das Vorurtheil, welches ich, trotz dem, daß ich hörte, Frau von Goethe erkläre dieses Buch für das authentischeste, dagegen hegte. — Warum so viel von meinem Vorurtheile? weil es wahrscheinlich das der meisten Leser ist, und die Brücke, die zur Sache führt. Ehe ich aber zur Sache komme, will ich noch ein Paar flüchtige Worte meines Freundes Hippel commentiren, die wir hier vielleicht brauchen könnten. »Der Tisch-Styl und der Brief-Styl,« sagt er, »sollten Natur aus der ersten Hand seyn; wer kann Natur genug predigen?« und wieder sagt er: »Gewisse Art Leute müssen bei Tische nie anders reden, als daß es zur Noth aufgeschrieben werden könnte.« Wie geht das zusammen? ich weiß nicht anders als so: das Natürliche soll so ausgebildet werden, daß man es drucken könnte, — und: das Gedruckte soll mit dem Stämpel der Natur bezeichnet seyn. Merket mir dieses Wort und unterstreicht es! Uebrigens mag es ein Gefühl seyn, so bei Tische gepaßt und abgeschrieben zu werden, wie scciet zu werden bei lebendigem Leibe. — Ehe ich nun vom Vorurtheile zum Nachurtheile gelange, wollen wir sehen, wie sich jenes bei Eröffnung der Bekanntschaft halten werde.

Das Buch beginnt à peu près wie Gil Blas oder der Baccalaureus von Salamanca: »Der Autor gibt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe.« Mit Lächeln beginnt, mit Ueberraschung verfolgt, mit Liebe und Staunen beschließt man diese Einleitung, und mit Ehrfurcht legt man sie aus den Händen; überzeugt, daß nur der, der sich selbst so darstellt, wie hier Eckermann, fähig sey, einen Andern darzustellen. Wenn Einer berufen war, auf ein Bild von Goethe sein Leben zu wenden, so war es Eckermann; berufen war er, und — wohl dem Leser! — auch anerwählt. Denn Goethe hatte die königliche Kunst inne, seine Leute zu kennen und nach der rechten Schätzung zu gebrauchen. Kaum hatte er Eckermann kennen gelernt, als er ihn schon in seinem Geiste zum Herausgeber seiner Werke, zu seinem geistigen Testaments-Executor bestimmte (I. 41); ein Zug, der Goethen bezeichnet. — Soll ich nun aus jener Einleitung ein Bild des Verfassers entwerfen, so gestehe ich, darin sehr im Nachtheile gegen ihn selbst zu seyn. Die Treue, Einfalt, Besonnenheit, Schärfe und milde Klarheit, womit er sein eigenes Werden malt, ist völlig unnachahmlich. Zu Wiesen an der Luhe, in einer Hütte geboren, »wo man auf einer gleich an der Hausthüre stehen-

Digitized by Google

den Leiter unmittelbar auf den Hyboden stieg,« als Knabe beschäftigt, aus Schilf Stern sie die einzige Kuh anzuhäufen, welche die Haupt-Nahrungsquelle seiner Aeltern war, frühzeitig Trieb und Geschick zum Zeichnen entwickelnd und auf diesen Anlaß zu einigem Unterricht gezogen, war seine weitere Bildung ganz das Werk seines eigenen, beharrlichen, leidenschaftlichen Strebens, das ihn trieb, noch im Alter der Majorennität das Gymnasium mit den Knaben zu besuchen, weil ihm ein Paar sogenannte Freunde weiß gemacht hatten, ohne das, was sie classische Bildung nannten, sey kein Heil zu finden. In dieser Lebensepoche waren es nun Goethes Lieder, die ihn mit dem Gewahrwerden der jedem Selbst innewohnenden Poesie beglückten, und die Richtung seiner Seele für's Leben entschieden. Wie er productiv ward, wie er erst durch Uebersendung eines Manuscriptes und dann persönlich den Weg zu seinem Meister nahm und dort sein Dasyn bestimmt und ausgefüllt wurde, das muß man von ihm selbst hören. Die ganze Darstellung ist ein Meisterstück, und — wie sie dem übrigen Buche erst eigentlich Fundament und individuellen Werth verleiht — nach meinem Gefühle das Beste im ganzen Buche. Er selbst empfindet, wie schwer es in einem bedeutenden Zusammenleben falle, das festzuhalten, was eben für die ganze Welt bedeutend sey; und wo wäre — setzt er einsichtsvoll hinzu — »derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdiente!« — (S. IX.) Darum begnügt er sich auch, nur in ganz bescheidenem Sinne zu sagen: »Das ist mein Goethe!« (S. X.) Er, deres noch am wenigsten zu sagen gebraucht hätte, dessen Bild von Goethe gewiß das reinste von aller Vermischung ist, das wir besitzen.

Was nun den Inhalt der Gespräche selbst betrifft, so ist er so mannigfach und wie sich's von selbst versteht, ohne äußere Verbindung, daß sich nicht wohl anders darüber sprechen läßt, als notenweise. Und so nehme ich das Buch zur Hand, und erlaube mir, während ich blätt're, meine Randglossen hinzuzusetzen.

Erster Band. S. 51. »Nehmen Sie sich in Acht!« — sagte Goethe zu Eckermann — »vor einer großen Arbeit. Das ist's eben, woran unsere Besten leiden. — Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. — — Die Gegenwart will ihre Rechte; was sich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und soll ausgesprochen seyn. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, so kann nichts daneben aufkommen. — — Welche Anstrengung von Geisteskraft gehört dazu, um nur Ein großes Ganzes in sich zu ordnen; welche Kräfte und welche ruhige Lage im Leben, um es dann in Einem Flusse gehörig auszusprechen. Hat man sich nun im Ganzen vergriffen, so ist alle Mühe verloren. — — Es entspringt statt Belohnung für so viele Aufopferung nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in frischer Stimmung, was sich ihm darbietet, so macht er sicher immer etwas Gutes.« — Ich glaube, so manchem, zumal dem von unbestimmter Productionskraft Getriebenen, dem Dilettanten, dem ohne Klarheit Strebenden einen Dienst erwiesen zu haben, indem ich ihm dieses Wort abschrieb und vorhalte; denn es ist ein gutes Wort, ein Wort zur rechten Stunde, und man mag nach Eckermann's Weise es sich in's Täfelin schreiben und dazu sehen: »Ich merkte mir dieses, damit ich wissen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken« (II. 316); oder: »ich merkte mir dieses, als von großer Bedeutung« (II. 290). Und hier sey en passant bemerkt, daß dieser Ton durch's ganze Buch geht, — ein Verhältniß, wie in des dreimal großen Hermes Büchern das des Sohnes Tat zu seinem Vater, Herrn und Meister. Was Goethe sagt, wird dem Lebenscanon einverleibt, — wird zum Frommen für des Verfassers Cultur verarbeitet und vervielfacht, — manchmal paraphrasirt und verschiedenartig angewandt, — selten von der Kehrseite oder überhaupt von irgend einer Seite angesehen, — nie bestritten, als etwa einmal im Gebiete der Farbenlehre (II.), wo sich denn Hermes Trismegistos bärbeißig genug erweist, aber endlich (zu seiner Ehre für alle Zeiten sey es gesagt!) seinen Irrthum doch bekennt (II. 280); wenn auch nur so taliter qualiter; aber wie viele Professoren und Nicht-Professoren werden in gleichem Falle die Hand an den Busen legen? und doch, — wer könnte einer so bescheidenen, stillen, besonnenen, zarten, wahren, — nun's auf Einmal zu sagen — einer Eckmann'schen Einwendung zürnen? — Was nun von dieser passiven Stellung des Verfassers gegen seinen Goethe dasteht, ist nicht als Tadel gesagt, sondern als Bezeichnung. Es ist wahr, daß ein auf eigenen Wegen zu andern Ergebnissen gelangter, vielleicht an Polemik froher Geist dann und wann bedeutendere Funken aus Goethe zu schlagen hätte, — ihm nicht gestattet hätte, sich immer mit dem gewohnten Gesichte zu produciren, sondern gezwungen, einmal die andere bisher verhüllte Physiognomie des Januskopfes zu weisen, — ihn auf manches noch unbetretene Rhodus geführt hätte, um da zu tanzen, — ihn — doch wozu all das »hätte?« Das »hat« und »ist« zu beherzigen, ist Menschen- und Leserpflicht; und Eckermann kann fordern, daß wir ihn aufnehmen, wie er sich erkennt. »Jedes lebendige vis-à-vis — sagt er — übt eine solche Gewalt über mich, daß ich mich selbst vergesse, daß es mich in sein Wesen und Interesse zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und selten zur Freiheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange« (II. 227). Wenn jedes vis-à-vis so wirkte, wie erst das Goethe's, dessen Person, dessen bloße Nähe schon bildend war, auch wenn er kein Wort sagte (I. 57). Dieses Gefühl hat übrigens seine Richtigkeit, weil man sich in bedeutender Ge-

Digitized by Google

genwart zusammennimmt. Vor dem Apoll von Belvedere — meint Heinse — müßte man immer sein gescheid seyn.

S. 74. Weil ich nun schon im Verrathen bin, so sey noch ein Arkanum ausgeplaudert, welches der erprobte Poet für den Jünger aus der Hand gleiten läßt. Es ist eine Kunstfinte. »Auffassung und Darstellung des Besondern ist das eigentliche Leben der Kunst. So lange man sich im Allgemeinen hält, kann es uns Jeder nachmachen; aber das Besondere macht uns Niemand nach: warum? weil es die Andern nicht erlebt haben.« Probatum est; wer nur den Vortheil zu nützen Kraft und Talent genug hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau ꝛc. von O. F. H. Schönhuth. Freiburg, 1836.

(Fortsetzung.)

Des Pirminius Vaterland läßt sich urkundlich nicht nachweisen, allein es ist wahrscheinlich, daß er aus Schottland oder Irland nach Frankreich kam. Er machte eine Reise nach Rom, und auf seiner Rückkehr von da durchwanderte er die Schweiz und Allemannien. Er verweilte zu Meils bei Sargans, wo er ein Kloster stiftete. Von da kam er mit seinen Genossen nach Pfungen. Er wohnte, sagt Stumpf in seiner Schweizer-Chronik, eine Zeit lang ob dem Dorf Pfungen an dem Berg in einer Wilde bei einem Brünnle, das wird noch bis auf diesen Tag St. Pirminius Hofstaat und St. Pirminius Brunn geheißen. Von hier, so ist es am wahrscheinlichsten, erhielt der fromme Mann nach der Reichenau den Ruf. Das Werk, das er begonnen, ging glücklich von Statten, denn fördernd standen ihm Berthold und Nebi, die beiden Allemannischen Fürsten, zur Seite. Diese stellten ihn auch dem fränkischen Majordomus Carl Martell vor, und auf ihre Bitte kam dann der berühmte Stiftungsbrief zu Stande, den Carl Martell der neugegründeten geistlichen Niederlassung ausstellte. Der noch vorhandene Stiftungsbrief besteht eigentlich aus zwei Urkunden auf Pergament, die wohl die Zahl 25. April 724 unter sich haben, aber zuverlässig aus dem 12. oder 13. Jahrhunderte stammen. Man sieht aus beiden, daß man suchte, einen Stiftungsbrief herzustellen, und zugleich die, indessen erhaltenen Privilegien mit einzuflechten. Doch enthalten beide Spuren uralter geschichtlicher Aufzeichnung (S. 1—9). Pipin und Carl der Große bestätigten später die Dotation; und auch begüterte Bewohner der Umgegend bemühten sich, das neue Kloster mit Vergabungen jeder Art zu befestigen.

Nicht lange konnte sich der eifrige Pirminius seines frommen Werkes erfreuen. Theobald, der Sohn Herzog Gottfrieds von Allemannien, widersetzte sich dem Majordomus Carl Martell, und aus Haß gegen diesen vertrieb er 727 den Pirminius aus der Insel. Pirminius floh ins Elsaß, und wurde dort von Herzog Eberhard mit großer Freude aufgenommen. Auch hier war er voll frommen Eifers. Das Kloster Murbach im Oberelsaß wurde unter Mitwirkung Herzog Eberhards von ihm gestiftet. Auch andere Klöster dieser Gegend, so wie in Franken und Baiern, wurden von ihm theils gegründet, theils neu eingerichtet. Ueberhaupt wirkte er in diesen Gegenden unermüdet zur Verbreitung des Evangeliums. Bei herannahendem Alter begab er sich in das Kloster Hornbach bei Zweibrücken, und starb daselbst am 3. November des Jahres 754. Bereits 827 ward er unter die Heiligen gezählt.

Während Pirminius an anderen Orten wirkte, saß an seiner Statt zu Reichenau Abt Etto. Dieser stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Habsburg (!) und war ein Schüler des Pirminius noch in der Reichenau. Unter ihm ist das neu errichtete Kloster schon von einiger Bedeutung, denn im Jahre 731 werden Mönche aus der Reichenau zur Besetzung anderer Klöster, welche Pirminius stiftete, abgerufen. Zwölf Brüder kamen nach Altach, 12 nach Murbach, 12 nach Fabarium (Pfeffers) und 12 blieben in der Reichenau zurück. Auch dieser Abt Etto hatte das Schicksal seines frommen Vorgängers. Er wurde von Herzog Theobald, der dem im Jahre 730 verstorbenen Herzog Landfried folgte, aus Haß gegen Carl Martell nach Uri verbannt (732). Als aber Herzog Theobald der Macht Carl Martell's unterlag, wurde Abt Etto von diesem wieder zurückberufen, und in demselben Jahre wieder in seine Würde eingesetzt. Nach zwei Jahren aber ward er als Bischof nach Straßburg berufen, und gründete bald darauf das nach ihm benannte Kloster Ettenheim. Er starb den 8. März 779.

Wenn wir bis hieher dem Verfasser ausführlicher gefolgt sind, so ist dieses für die Folge wohl nicht thunlich; wir müssen uns daher auf die allgemeine Bemerkung beschränken, daß die Erzählung chronologisch ruhig vorwärts schreitet, und des Interessanten und Wichtigen Vieles darbietet. Ungewöhnlicher Segen begleitete die Stiftung; und so kam es auch, daß die Reichenau in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Gründung das begüterteste Kloster von ganz Allemannien war, und sie mit Recht ihren Namen Augia Dives führte. Noch jetzt geht, in Erinnerung der großen Besitzungen des Klosters, die Sage: wenn der Abt von Reichenau nach Rom reiste, habe er jeden Tag auf eigenem Grund und Boden übernachten können. Gewiß ist, daß die ganze Seegegend, besonders das herrliche Höhgau, keine Burg trug, auf der nicht ein Graf oder Ritter wohnte, der auf den Wink des Herren von Au in Noth und Gefahr erscheinen mußte, um mit seinen Mannen und eigenem Arme ihm Hilfe zu leisten.

Wie das Kloster im Zeitlichen blühte, so ward es auch im Geistlichen eine reiche Au. Nicht nur beteten die Mön-

Digitized by Google

che und sangen ihre Psalmen; sie dichteten selbst schöne Lieder in zierlichen Versen; sie lasen die römischen und griechischen Classiker, durchblätterten die Chroniken früherer Tage, und verfaßten selbst solche, oder gaben sich Mühe, wichtige Handschriften durch eigene Copien zu vervielfältigen. Aber nicht nur auf das Kloster selbst beschränkte sich dieses schöne wissenschaftliche Treiben, es wurde auch Gemeingut für die Nähe und Ferne. Neben St. Gallen war Reichenau die erste Pflanzschule gelehrter Bildung, nicht nur für die Seegegend, sondern für die ganze herrliche Landschaft, welche sich untee dem Namen Allemannien von der Mündung des Neckars bis zu der alten Stadt Zürch erstreckt, ja sie war neben dem Kloster Hirsau und Fulda eine der ersten Akademien des südlichen Deutschlands. Gegen die Mitte des IX. Jahrhunderts belief sich die Zahl der Mönche und Zöglinge auf 400; in der Folgezeit bis zum Jahre 1200 waren immer noch im Durchschnitte gegen 200 in dieser herrlichen Anstalt. Aus ihe gingen 25 Männer hervor, die sich durch ihre Gelehrsamkeit berühmt machten, 60, die zu bischöflichen, und 18, die zu erzbischöflichen Aemtern gelangten. Zu fremden Abteien wurden 29 berufen, zu Canonikaten 22; zue Gründung oder Erneuerung fremder Klöster gab die Reichenau 138 Mönche, die in ihr heangebildet wurden. So läßt es sich denken, daß Johannes Egon, ein Mönch des Klosters, in späterer Zeit ein ganzes Werk in drei Büchern schreiben konnte, das Lebensnotizen berühmter Männer enthält, die auf der Reichenau gebildet wurden. Unter den Gelehrten müssen wir vorerst den Abt Walafried Strabo anführen, der im Jahre 849 starb. Außer den Gedichten, welche Canisius herausgab, sind die Glossen zue heiligen Schrift, die Psalmenerklärungen, zunächst aber die historischen Werke desselben für die Wissenschaft von großer Bedeutsamkeit. Um die Mitte des eilften Jahrhunderts wirkte Abt Berno, der nebst vielen Abhandlungen über Musik, wichtige Lebensbeschreibungen, mehrere Briefe an Könige, Bischöfe und Aebte, und vor Allen die »Historia Allemannorum« hinterließ, welche von Trithemius zu seiner Chronik benützt worden, leider aber im XVI. Jahrhunderte verloren gegangen ist. Die größte Zierde Reichenau's bleibt indessen der Geschichtschreiber Hermann, der Lahme genannt. Seine höchst wichtige Chronik ist öfter abgedruckt worden; aber auch seine Schriften über Musik, Astronomie, seine Briefe und Gedichte sind eben so viele schöne Denkmale geistiger Wirksamkeit.

(Schluß folgt.)

Aphorismen.

So wie einige Dichtungen Goethe's das Höchste daestellen, was unsere Zeit zu erschwingen gegönnt ist, so sind Goethe's Werke, überhaupt, das Belehrendste, was man heut zu Tage lesen kann. Denn eben das, was Schubarth an ihnen tadelt, und was Goethe so geistreich auf das moderne und antike Dichten überträgt, — daß sie uns nur allmälich von den Bedingungen des groben Realen befreien und in einen absoluten Zustand versetzen, — gerade das macht sie so instructiv und applicabel. Denn wie Wenige in unsern Tagen sind wohl von der Vorsehung so wohlbedacht, gleich von vorn herein genießen zu können! welchen weiten, verdrießlichen Weg haben eigentlich wir alle von Schildau bis zum Ilissus zurückzulegen! und wer sollte da nicht einen so erfahrenen, unterhaltenden, mitfühlenden, kräftigenden, kunstreichen, sichern und gelinden Führee wünschen und loben, als es uns Goethe ist?

Hierin setze ich Goethe's besonderen und höchsten Werth, seine Werke müssen aber, wenn sie das leisten sollen, ganz, oft, mit liebevoller Aufmerksamkeit und fleißigem Rück- und Ueberblicke studirt werden.

Das Echte wird immer wieder hie und da — wenn nicht anerkannt, doch »an-geföhlt,« und daean sey es genug. Spurlos geht nichts übre die Welt, das Gute wie das Böse. Alles ist Saat in dem ewigen Acker des Weltlebens.

Es ist wahr, man kann sich keine andere *Empfindung* geben; aber man kann sich durch einen raschen, kühnen, festen Entschluß in eine andere Stellung beingen; da gibt sich dann das Empfinden von selbst. Erst will man, dann muß man; und der ertingt den Heldenzweig, der müssen will!

Man sagt wohl, Geographie werde durch Geschichte belebt. Ich weiß nicht, ob die frische Gegenwart der Vergangenheit zum Leben bedarf: aber das ist gewiß, daß Geschichte erst durch Geographie, durch Einsicht in das Terrain, wo sie vor sich ging, reinend, wahrhaft und lehrreich wird. Die Cultur vaterländischer Historie scheint mie deßhalb den Vorzug zu verdienen.

Das Vergnügen, welches die Geognosie gewährt, läßt sich mit Worten kaum ausdeücken; will auch stumm genossen seyn. Es ist zugleich die realste und idealste untee den Naturwissenschaften; überall bekannter, ahnungsvoller, geschichtlicher Boden, Gott in seinem erhabensten Wirken, stumme, lebendige Zeichen, Ernst und Spiel, practische Folgerungen, reinre, milder Genuß.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

94. Mittwoch, den 23. November **1836.**

Gespräche mit Goethe in den letzten Tagen seines Lebens, 1823—1832. Von J. P. Eckermann. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1836. Erster Theil 368 S. Zweiter Theil 360 S. 8.

(Fortsetzung.)

S. 78 wird von Gegenständen bildender Kunst verhandelt; eins von Goethe's Steckenpferden. Er beklagt die Maler, die sich an seinen Fischer machen, und er hat, dünkt mich, Recht. Dieß Gedicht ist musikalisch; und ich bemerke bei diesem Anlasse, daß es eben das Hinüberziehen des Musikalischen in's Bilden ist, was der neueren Malerei am tiefsten schadet. Schadet vielleicht das Bilden und Malen eben so den neuen Dichtern?

S. 95 findet Goethe das Schwierige und Eigenthümliche des Ghasels darin, daß der stets wiederkehrende Reim einen großen Vorrath von Gedanken will. Aber das ist lange nicht Alles. Das Ghasel ist eine ganz bedeutende, geistdurchdrungene, man darf sagen symbolische Form, deren Tiefsinn man erst bei längerer Bekanntschaft einzusehen fähig wird. Der Endreim, oder bei den Orientalen das Endwort, ist keineswegs ein willkührlich gewählter oder gegebener Ausgang, sondern es ist in ihm, wie in der Tonart eines Musikstückes, wie im Farben-Accorde eines Gemäldes, der Geist des Gedichtes gleichsam vorgebildet, und die Gedanken haben sich nun, entweder mit bedeutenden Gegensätzen, oder in übereaschender Steigerung, oder in scheinbarer Verwirrung mit wiederkehrendem Bezuge, diesem Stabe wie Ranken anzuschließen, bis der Schlußvers, als eigentliche Pointe, sie entweder alle auf Einen zurückführt, oder widerlegt, oder, wie ein verhallendes Echo, in die Unendlichkeit fragend und unaufgelöst hinweist. Ich sage nicht, daß dieß ein geschriebenes Gesetz für das Ghasel sey, nach welchem man dichten müsse, sondern es liegt im Sinne dieser Form, und wer sie beherrscht, wird es von selbst befolgen. Man lese z. B. Platen's Ghasel mit dem Ausgange: »Nichts,« oder das mit dem Ausgange »sey'n,« oder die Kasside mit dem Ausgange »Zeit;« oder die Ghaselen der Orientalen mit den Ausgängen: »Rose, Sonne, Perle« u. dgl. m. und, was ich nur gedrängt andeuten konnte, wird der Empfindung klar werden. Hafis, der Großmeister des Ghasels, weiß durch jede neue Wendung den Leser zu überraschen, die sich die Ueberraschung endlich beim Empfänglichen zum Entzücken steigert, — so daß man die Summen begreift, welche persische Sultane in der Freude ihres Herzens für solche Distichen hinwaefen.

S. 112. »Ueberall,« sagte Goethe, »treibt man auf Akademien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch bethuen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus; bei weitem über die Bedürfnisse der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen, und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber sind Chemie und Botanik eigene nuübersehbare Wissenschaften geworden, deren jede ein ganzes Menschenleben erfordert, und man will sie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlassen und vergessen. Wer klug ist, lehnt daher alle zeersteuenden Anforderungen ab, und beschränkt sich auf Ein Fach, und wird tüchtig in Einem.« — Sobald von der practischen Brauchbarkeit die Rede ist, zu welcher Jeder für seine Stellung im Staate sich zu befähigen verpflichtet ist, bleibt diese Betrachtung von nuschätzbarem Werthe; ja, es werden sich die auffallendsten Mängel unserer Epoche: eine gehaltlose Allwisserei, ein Vermischen Einer Wissenschaft mit der andern, z. B. eine physiologische Therapie, eine botanische Nosologie, ja eine poetische Medicin leicht daher ableiten lassen; wem es aber, auch außer dem, was er für den practischen Haushalt bedarf, um tiefere Erkenntniß, um Mitwirkung am großen Werke einer allgemeinen Förderung des Wissens zu thun ist, der wird, auch ohne äußere Nöthigung, dem Uebergange aus Einem Zweige der Doctrinen in den andern sich nicht entziehen können; ihn wird die ewige Verkettung mit verschlingen, in der alle Erkenntnisse der Menschheit sich auf einander und auf ein Letztes beziehen, welches, wie es scheint, dem vorschreitenden Geschlechte sich immer sichtbarer offenbart. Konnte Goethe selbst den Faden aller Naturwissenschaften aus den Händen lassen, dessen Anfang er in der Kunstforschung ergriffen, und der ihn immer tiefer in's Labyrinth der Unendlichkeit verlockte? — Jene practische Ansicht über-

Digitized by Google

gens, zumal in Betreff der medicinischen Lehrcurse, hat man in Oesterreich stets festgehalten, und darum dürfen wir uns auch noch immer eines schönen Vorzuges technischer und eigentlich nutzbarer Ausbildung der großen Mehrzahl unserer ärztlichen Practiker rühmen.

S. 117. »Sie haben Recht,« sagte Goethe, »es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.« — Woran ich sehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen gelernt haben, vermuthen wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts.

S. 118. »Könnte man die Menschheit vollkommen machen,« meinte wieder Goethe, »so wäre auch ein vollkommener Zustand denkbar; so aber wird es ewig (— ewig?) herüber und hinüber schwanken; der eine Theil wird leiden, während der andere sich wohl befindet. Egoismus und Neid werden als böse Dämonen immer (— immer?) ihr Spiel treiben, und der Kampf der Parteien wird kein Ende haben.« — Keines? wir werden's nicht erleben, das ist gewiß; unsere Kinder auch nicht, — und auch ihre Kinder nicht; aber so wahr es einen Finger der Vorsehung in der Führung der menschlichen Geschlechter gibt, und ein Auge des Geistes, diesen Finger zu erblicken, so gewiß wird reine Menschlichkeit in der Welt erscheinen, Ehre werden Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Was wäre das Leben ohne diesen Glauben? Ihn je aufgeben? »Lästerung!« sag' ich mit Lessing — »Lästerung!« —

Ganz gewiß gibt es eine solche Anticipation der Welt im dichterischen Gemüthe, als Goethe sich (S. 126) zuschreibt, da er den Verlichingen, noch ohne Kenntniß wirklicher Zustände, gedichtet. Wer hätte nicht etwas Aehnliches in der schönsten Zeit des Lebens empfunden? Ach, das Leben, wenn es nun wirklich uns seine eiserne Brust eröffnet, — vermag nicht jenes Bild des Lebens zu ersetzen! es war schön und doch wahr dabei; wahr in jenem poetischen Sinne, wo der Schlamm und Kehricht ausgeschlossen bleibt. Wer dieses Bild in sich verloren hat, sollte nicht mehr dichten; wer klug und klar geworden ist, soll wirken, leben, kaufen und verkaufen, — aber nicht mehr dichten! —

S. 145 classificirt Goethe seine Gegner. Er unterscheidet Gegner aus Dummheit, aus Neid, aus Mangel an eigenem Succeß (möchten mit der vorigen Gruppe zusammenfallen), aus Gründen und aus abweichender Denkungsweise (gehören wohl wieder zusammen). Soll aber die Literaturgeschichte und Weltkenntniß hier ergänzend dem Dichter zu Hilfe kommen, so wird sie mit einem freundlich-kühnen Strich diese sämmtlichen Classen auf die erste reduciren, wenn nämlich unter dem Begriffe »Gegner« diejenigen verstanden werden, welche das ganze Wesen eines Menschen verneinen. Goethe's Wesen aber, das heißt, sein Streben und seine Bildung verneinen, setzt voraus, daß man ihn nicht begreife. Ein anderes sind Meinungen; wer wäre mit Goethe so gut wie mit irgend wem in allen Dingen einerlei Meinung?

S. 153. Für Jene, welche dem Dichter einen menschenwürdigen Begriff von der Ewigkeit des Geistes — ich weiß nicht, aus welcher Präoccupation — abzusprechen gewohnt sind, stehe zum Ueberflusse folgende Stelle hier: »Wir waren indeß um's Gehölz gefahren, und hatten die untergehende Sonne im Anblick. »Wenn Einer,« sagte Goethe mit großer Heiterkeit, »fünf und siebenzig Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.«

Eine große Aussicht, in Glauben und Selbstverlängnung wurzelnd, liegt in dem einfachen Worte: »Jene großen Vorgänger, die einst so nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört, Mittel zu seyn« (S. 165). Hat auch Goethe schon aufgehört, Mittel zu seyn? Wenn uns die östlichen Lichtsteinen keinen Wüstendunst bedeuten, so fängt er an — aufzuhören. Jene Aussicht vom Berge hatt' ich im Auge, als ich, zur Schlichtung des Streites über Schiller und Goethe, die Brückenzinschrift commentirte: Alles ist nur Uebergang.

Auch S. 169 finde ich mich in meiner Ueberzeugung bestätigt, und ich habe nur gewagt, entschiedener hinzustellen, was Goethe andeutet, wenn ich den Lyrikern der neueren Epoche nur von der Ausbildung ihres subjectiven Gehaltes Heil versprach. Auch Goethe sah das Uebel der Vorkämpfer dieser Poesie darin, »daß ihre Subjectivität nicht bedeutend ist, und daß sie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wissen.« Dieses letztere nun lasse ich dahin gestellt seyn. Der Stoff hat noch keinen Dichter gemacht, — und hätte er je dem Talente Anlaß gegeben, sich zu entwickeln, so ist es doch am Ende nur das entwickelte, das der Menschheit zu gute kommt: das ausgebildete Subject. Wir aber wollen uns, jenem schönen obigen Worte gemäß, immer nur als Mittel zu großen, heiligen Zwecken betrachten und dafür sorgen, daß wir tüchtige Mittel sind.

Hierher bezieht sich, was S. 189 von den Motiven in Gedichten gesagt wird, als auf welchen aller Werth, alle Wirkung derselben beruhe. Frauenzimmer und Dilettanten verkennen das besonders. »Dieß Gedicht ist schön, sagen sie, und

Digitized by Google

denken dabei bloß an die Empfindungen, die Worte, die Verse. So werden denn auch Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null ist, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art Existenz vorspiegeln.« — Ganz gut; aber mit den Motiven wird's auch nicht gethan seyn. Unter Motiven werden hier die Situationen, das Historische, das eigentlich Stoffartige des Gedichtes verstanden. Mir aber kommt es auf den Gehalt an, auf das Stück Leben, welches in jedem Gedichte begraben seyn soll, damit es dereinst wieder auferstehen könne, und Mittel sey im Werke des Geistes. Da sind nun Motive eben Motive, — Körper, in denen jene Seele herbergt, nicht Seeleu selbst. Vers und Reim sind denn freilich nur Körper am Körper, — etwa wie Haare und Nägel.

S. 201 werden die drei Einheiten: »bewundert viel und viel gescholten,« zu Nutz und Freude der ästhetischen Peripatetiker, mit klarer Leichtigkeit auf ihren Grund zurückgeführt. »Das Faßliche ist der Grund; und die drei Einheiten sind nur in so fern gut, als dieses durch sie erreicht wird.« — Mir scheint, an das Drama macht man billig, mehr als an jede andere poetische Form, die Forderung der poetischen Gegenwart; und in dem Gesetze des Gegenwärtigen wurzelt schon das der Einheiten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau ꝛc. von O. F. H. Schönhuth. Freiburg, 1836.

(Schluß.)

In seinem Glanze erhielt sich das Kloster Reichenau besonders in den Zeiten der Karolinger und der Ottonen; unter den späteren deutschen Kaisern aber ging es mit dem Wohlstande immer mehr abwärts. Schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts klagt Abt Konrad:

Augia Regalis! dives quandoque fuisti,
Nunc talis qualis, quae plurima damna tulisti.

Sonst beliefen sich die Einkünfte auf 50- bis 60000 Gulden, gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts waren sie schon auf 16.000 herabgekommen. Abt Friedrich von Wartenberg, ein Mann, der mit Recht der zweite Pirminius genannt werden kann, suchte um das Jahr 1427 durch geordnete Haushaltung den Wohlstand des Klosters wieder herzustellen; es gelang ihm auch einiger Maßen, aber, was er zu Stande gebracht hatte, ward unter seinen Nachfolgern wieder verloren. Dieses kümmerliche Hinsinken des Klosters entging nicht seinen nächsten Nachbarn, den Bischöfen von Konstanz, die schon lange ihre Augen auf das schöne Eiland geworfen hatten. Doch vollendete erst Johannes von Woya, der im Jahre 1537 das Bisthum Konstanz antrat, was seine Vorgänger angefangen hatten. Als Rath des Kaisers Carl V. stand er in großem Einflusse bei demselben, und so erfolgte 1540 die unter dem Namen der Incorporation bekannte widerrechtliche Einverleibung der Reichenau zum Bisthume Konstanz. Von nun an blieben die Bischöfe von Konstanz im Besitze der Reichenau; sie zogen deren Einkünfte zu ihren Tafelgeldern, und schrieben sich Bischöfe und Herren der Reichenau. Zwölf Benedictiner-Mönche unter einem Prior standen dem Gottesdienste vor. Ein vom Bischofe gesetzter Obervogt verwaltete die Einkünfte des Klosters, und schaltete und waltete an seines Herren Statt nach freiem Belieben. Zwar machten die Mönche wiederholte Versuche, dem Kloster wieder zu seiner Selbstständigkeit zu verhelfen; besonders gab sich im siebenzehnten Jahrhunderte der Prior Lazarus Lippius deßwegen große Mühe; aber ohne Erfolg! Ein kräftiger Mann, der Prior Meichelbeck, erneuerte durch Druckschriften im achtzehnten Jahrhunderte die alte Klage, und er fand Verwendung und Unterstützung sogar bei den Königen von Frankreich und Preußen; aber auch er starb, ohne seine und seiner Brüder Wünsche erfüllt zu sehen. Später wurde der Gottesdienst in der Hauptkirche von 12 Missionarien aus den schwäbischen und schweizerischen Benedictiner-Klöstern versehen; diese schieden nach und nach aus, und man ersetzte ihre Stelle mit emigrirten französischen Geistlichen. Im Jahre 1799 fand es die bischöfliche Regierung für gut, nur durch 3 vom Hochstifte besoldete Weltpriester den Gottesdienst versehen zu lassen. So blieb es, als die Reichenau von Baden in Besitz genommen wurde. »Nunc talis qualis, quae plurima damna tulisti!« wiederholt der Verfasser, und setzt das altehrwürdige: »Sic transit gloria mundi« hinzu.

Zum Schlusse wollen wir noch auf einige Merkwürdigkeiten hindeuten, die sich in der Kirche bis auf unsere Tage erhalten haben. Unter den vielen schönen Grabmälern steht wohl jenes Kaiser Carls des Dicken oben an. Es befindet sich an jener Stelle, wo man in die Sacristei tritt, und wurde 1728 erneuert. Die wichtigsten Alterthümer werden indessen in der Sacristei selbst aufbewahrt. Wir nennen: 1) »Eine Urne von weißem Marmor, welche durch Simon Bardo im Jahre 910 auf die Reichenau kam. 2) Ein Evangelienbuch auf Pergament ohne Jahrzahl, wohl noch aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts. Der Band hat ein silbernes und vergoldetes Beschläge mit schönen Figuren in getriebener Arbeit. 3) Ein Ciborium von Elfenbein mit schönen geschnitzten Figuren. 4) Ein Meßgewand mit einer sehr alten Stickerei, den Gekreuzigten darstellend. Die Arbeit dürfte aus dem XI. Jahrhunderte seyn. 5) Ein sogenannter Smaragd von 28 Pfund, der aber nichts als ein Glasfluß von außerordentlicher Größe ist u. s. w.

Digitized by Google

Die Ruinen der Burgveste Kostelec an der Sazawa und das bewohnte Bergschloß Konopište im Berauner Kreise, mit der topographisch-pittoresken Schilderung ihrer Umgebungen, Darstellung der Hauptmomente ihrer Zeitgeschichte, und mit der Familienkunde ihrer ehemaligen und jetzigen Besitzer. Von Johann Carl Gregory. Prag, Gottl. Haase Söhne, 1836. 53 S. 8. Mit einer lithographirten Ansicht von Konopišt.

Die vorliegende kleine Schrift bildet nach dem Umschlagtitel die erste Lieferung einer größeren, welche sich merkwürdige Ritterschlösser und Burgveste Böhmens historisch-malerisch darzustellen zur Aufgabe macht, und wohl dadurch schon vielseitige Aufmerksamkeit erregen dürfte. Wenn man die gegenwärtige Leistung als Probe ansehen will, läßt sich ein redliches Streben des Verfassers nicht verkennen, und man darf wohl seinem Unternehmen ein günstiges Prognostikon stellen. Malerische Darstellungen setzen zwar poetisches Anschauungsvermögen voraus, und das ist beim Verfasser gerade nicht in allzu großer Mächtigkeit vorhanden; indessen die historischen Daten, welche gegeben werden, zeugen von Fleiß und einer nicht unglücklichen Darstellungsgabe. Besonders sind die genealogischen Erläuterungen, welche an die einzelnen Besitzer verschiedener Familien geknüpft werden, mit vieler Ausführlichkeit gehalten; obgleich auch hier nicht an Neues, Urkundliches gedacht werden darf. Als im Jahre 1450 Kostelec in den Besitz des Zdenko von Sternberg überging, dessen Familie Konopišt bereits seit 1311 als Stammburg inne hatte, sind es vorzüglich die Schicksale dieses merkwürdigen Geschlechtes, welche den Verfasser beschäftigen. Er verfolgt sie, nach einer weitläufigen Beschreibung des Bergschlosses, bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. — Nun wurde die Herrschaft Konopišt mit dem dazu gehörigen Kostelecer Gebiete ein Eigenthum des Arkleb von Kundwitz, der eine Freiin von Sternberg zur Gemahlin hatte. Nach ihm wechselte beständig die Besitzer, bis es endlich im Anfange des vorigen Jahrhunderts der Reichsgraf Johann Joseph von Wrtby Fauste, bei dessen Nachkommen es noch 1830 war, in welchem Jahre der letzte derselben auf dem Schlosse Krzinnitz starb. Gegenwärtig besitzt die Herrschaft Konopišt Seine Durchlaucht der hochgeborne Herr Johann Nep. Carl Fürst von Lobkowitz, an den es durch testamentarische Verfügung kam. W.

Notizen.

Der Graf von Montalembert hat in einem starken Octavbande mit Kupfern »Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie, duchesse de Thuringen (1207–1231) geliefert, ein Werk, das von des Verfassers Kenntniß der Geschichte und der Sitten des Mittelalters höchst rühmlich zeugt. Auch die Gesinnung spricht sich durch und durch als eine vollkommen tüchtige aus; um so entschiedener ist die deutsche Uebersetzung, von welcher so eben die erste Abtheilung in Aachen erschienen ist. Wir verdanken sie den Bemühungen J. Ph. Städtler's, der viele Anmerkungen, insbesondere mit steter Rücksicht auf gedruckte und ungedruckte Quellen, hinzugefügt hat.

Die »Theorie der Schauspielkunst« von E. Thürnagel (Heidelberg, 1836) ist mit geordnetem Sinne geschrieben, recht verständig und gut gemeint; indessen versteht sich das Meiste, was in dem Buche gesagt wird, ganz von selbst, und wird auch mit zu vielen Worten gesagt. Das Werkchen dürfte demnach zu jenen gehören, die eigentlich von Niemand gelesen werden.

In der »Histoire de Botany-Bay« beschreibt Jules de Pilorgerei den gegenwärtigen Zustand der englisch-australischen Straf-Colonien und stellt gründliche Untersuchungen über die Wirkungen der Deportation als Strafe und als Mittel der Colonisation an. Das Buch kann als eine dankenswerthe Ergänzung der Werke von Tocqueville, Lucas u. A. angesehen werden. Das Resultat der mit gewissenhaftem Fleiße aus den besten und zuverlässigsten Quellen geschöpften Untersuchungen des Verfassers ist, daß im Allgemeinen in Neusüdwales und Vandiemensland die Deportation nichts zur sittlichen Verbesserung der Verbrecher beigetragen habe, und daß der materielle Wohlstand der australischen Colonie seit 15 Jahren den 40.000 freien und unternehmenden Einwanderern zuzuschreiben sey, die ihre Capitale aus dem Mutterlande gezogen und sich hier angesiedelt haben.

Wuk Stephanowitsch hat 1835 eine Reise nach Montenegro gemacht, und eine große Anzahl Volkslieder und Sprüchwörter von Neuem gesammelt. Aus Petersburg ist eine Buchdruckerei nach Montenegro gebracht worden, und der Wladyka hat bereits eine Sammlung Poesien abdrucken lassen.

In der Uebersetzung des Horaz, welche ein gewisser Groschuf 1749 zu Kassel herausgab, wird die Stelle: »Odi profanum vulgus et arceo« folgender Maßen verdeutscht: »Ich hasse den unvernünftigen und albernen Pöbel, und müssen mit solche Leute vom Leibe bleiben.« Genug der Proben!

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

95. Sonnabend, den 26. November 1836.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 1823—1832. Von J. P. Eckermann. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1836. Erster Theil 368 S. Zweiter Theil 360 S. 8.

(Fortsetzung.)

Ich las irgendwo: Die Hoffnung der Welt beruht auf den Productiven. Zu dieser kleinen Gemeinde hat Goethe gehört. Man mochte nun ihn herum erhalten oder zerstören, — er producirte. Macht es doch so auch Mutter Natur! Sprach er dieß Verfahren je als echtes Brokardikum aus, so geschah dieß in den Worten (S. 204): »Alles Opponiren geht auf's Negativ hinaus; und das Negative ist Nichts. Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet. Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um's Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß ringerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.« — Daß es nichts einzureißen gäbe, bleibt nun freilich ein votum pium auf dieser höckrigen Kugel; bis es so gut ist, laßt uns versuchen, ob wir mit dem Hall der poetischen und literarischen Posaunen das Jericho des Bösen zu stürzen vermögen!

S. 224. An die Grübler und Zweifler: »Bisher glaubte die Welt an den Heldensinn einer Lukrezia, eines Scävola, und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt kommt die Kritik und sagt, daß das Fabrin sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.« — Groß war es unbestritten, das gesagt zu haben. Uebrigens gibt es meines Bedünkens eine zweifache Art, Geschichte zu cultiviren: eine esoterische, zu welcher sich der Forscher, und eine exoterische, zu welcher sich der gebildete und strebende Mensch überhaupt bekennt. Die Ergebnisse, welche jener zu Tage fördert, sollen diesem zu Gute kommen; jener geräth nach dem Factum, diesen interessirt der Charakter. Es ist das allgemeine Schema menschlicher Ansichten: das Wissen und das Thun. Mögen beide neben einander leben und einander leben lassen!

Schlingt sich doch ein solches Verhältniß bis in die höchsten Angelegenheiten des Menschen fort; auch hier gibt es ein Innres und ein Aeußres, ein Glauben (denn wer möchte das Höchste dem Wissen anheimstellen?), und ein Handeln. Jenes bleibt ewig unaussprechlich, und dieses ist die eigentliche Sprache des echten Geistes. — »Wir sollen höhere Maximen nur aussprechen, in so fern sie der Welt zu gute kommen. Andere sollen wir bei uns behalten, aber sie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breitens (S. 227).

S. 233 kommt wieder, wie in diesem Buche besonders häufig, Lord Byron auf's Tapet. »Hätte dieser,« meint Goethe, »Gelegenheit gehabt, sich Alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. Einen großen Theil seiner negativen Wirkungen möchte ich daher verhaltene Parlamentsredens nennen.« Gewiß liegt hierin viel Wahres; nur daß der größere Theil von Byrons Klage- und Hader-Element in jenem innren Zwiespalt, in jenem Geist- und Körper-Dualismus wurzelte, der vor keinem irdischen Parlamente verhandelt und ausgeglichen wird.

S. 240 legt Goethe den Finger an den Mund und sagt: »Ich will Ihnen etwas entdecken, und Sie werden es vielfach bestätigt finden. Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv; dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjective.« — Ich kann dieser geistreichen Bemerkung nicht beistimmen. Für's Erste glaube ich an kein Rückschreiten, sondern sehe in jedem Asche-Werden den Phönix, der sich daraus entschwingen wird. Dann aber scheint mir jene Bemerkung, in so weit sie geschichtliche Wahrnehmung ist, nur auf die reife Cultur vom sinnlichen zum intellectuellen Leben überhaupt zu passen; von letzterem aber beginnt eigentlich erst das Fortschreiten des großen Ganzen. So hat auch die antike Welt

Digitized by Google

objectiv gebildet, — man möchte sagen: von der Kindheit zum geistigen Daseyn herangearbeitet; wer aber wird sagen, daß unsere jetzige Welt-Cultur, deren Wurzel subjectiv ist, einen Rückschritt darstelle? Die äußere Welt hat nun einmal den höchsten und eigentlichen Zauber ihrer Schönheit, den sie nur Kindes-Augen fröhlich offenbart, unserm vergeistigten Blicke entzogen, — sollen wir darum die Pflichten verachten, welche die Natur dem Mannesalter auflegt? Die Kindheit ist ewig objectiv, die Reife subjectiv; lasset uns das heitere Glück, das uns nun einmal nicht mehr beschieden ist, preisen, — aber thun, wozu wir in unserem jetzigen Zustande geschaffen sind, überzeugt, daß kein Schritt, den die ewige Vorsehung veranstaltet hat, ein Rückschritt seyn kann!

S. 263 fühlt sich wohl manches Auge bestätigt, welches der Composition von Overbeck: Christus mit den Kleinen nichts Bedeutendes abzugewinnen vermochte. Was hier als Grund angegeben ist, möchte eben sowohl auch von dessen Einzug Christi in Jerusalem gelten.

Ueber Musik hört man Goethe am seltensten reden. Es bleibt auch das Reden, welches überhaupt mehr das Wissen als die Kunst zu fördern geeignet ist, bei dieser Kunst am allerunzulänglichsten. S. 282 aber finde ich eine treffende Ansicht: »Es ist wunderlich, wohin die auf's Höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Componisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Herzen und Geiste nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? mir bleibt Alles in den Ohren hängen.« — Wem ist es nicht auch so, der überhaupt gewohnt ist, Unterlagen aus Geist und Herz zu suchen? Es ist eben auch hier wieder der alte Capitalfehler der Zeit: das Vergessen der Zwecke über der Cultur der Mittel.

S. 302 wird über Goethe's »Novellen« verhandelt, die dann oft genug wieder zur Sprache kommt. Wenn der Dichter hier die Blume des Idealen, welches er in diese Novelle eingepflanzt haben will, als das Wesentliche, und das Reale in der objectiven Darstellung nur als das grüne Blätterwerk betrachtet, so scheint er, wie sehr diese Ansicht mit der unsern auch zusammentrifft, seinen eigenen, früher erwähnten Behauptungen damit zu widersprechen. Dem sey, wie ihm wolle, darin wird und wohl der größte Theil der Leser beipflichten: daß diese Novelle von ihm und von seiner Umgebung zu hoch angeschlagen wird. Der Gehalt erscheint zu einfach gegen den Aufwand von kleinen Mitteln und Decorationen, der Inhalt ist fast Null, das eigentlich menschlich Bedeutende, das Charakteristische wird vermißt, der Stoff ist bloß seltsam und arm und reicht eben für eine Anekdote hin, die Behandlung ist gekünstelt und man merkt zwischen mancher Schönheit das Machen zu sehr. »Wie das Unbändige oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde« — wird darin nicht, wie Goethe angibt, gezeigt, sondern bloß erzählt. Mag sich übrigens Jeder erfreuen, woran er kann! Urtheil und Behagen sollen einander nicht stören. Man muß sich aber auch kein Wohlgefallen aufdogmatisiren lassen, wie es hier Eckermann sich gefallen ließ, dessen richtiges Gefühl ihm Anfangs das Wahre sagte, bis Goethe's Erklärung, die doch nur das aussprach, was der aufmerksame Leser bald wahrnimmt, ihm so imponirte, »daß es wie Schuppen ihm vom Auge fiel,« und »daß er sich endlich freute, daß diese in ihrer Art einzige Production doch nun existire!« — Es ist wahr, daß die echte Trefflichkeit, so in Menschen wie in Büchern, erst allmählich verstanden werde, aber bei einem schönen Werke der Dichtkunst geht dem Verständnisse auch schon ein erfreuender erster Eindruck voran, der sich später nur gründlicher bestätigt. Ich habe mich hier etwas aufgehalten, weil dieser Fall symbolisch ist, und zur Erklärung vieler ähnlichen dient.

Schiller schrieb einmal in einem Briefe: »Ich sehe nun ein, daß das Vortrefflichste eine Macht ist, der gegenüber es keine Freiheit gibt, als die Liebe.« Diese schöne Satz darf als das Resultat seines inneren Lebens gelten. Vom Unbedingten ging er kämpfend aus, und eroberte sich nach manchen Wunden und Schmerzen das herrliche Reich der Selbstbeschränkung. In gleichem Sinne entfaltet hier der Freund seine Laufbahn, und spricht dabei das Ergebniß aus: »Nicht das *macht frei*, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es anerkennen, legen wir an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen, und werth sind, seines Gleichen zu seyn.« (S. 307.)

S. 316. »Ein versiegeltes Packet lag auf dem Tische. Goethe legte seine Hand auf dasselbe.« »Was ist das?« sagte er. »Es ist die Helena, die an Cotta zum Drucke abgeht.« Ich empfand bei diesen Worten mehr, als ich sagen konnte; ich fühlte die Bedeutung des Augenblickes. Denn wie bei einem neuerbauten Schiffe u. s. w.« — Nun ist die Helena eine sehr schöne Dichtung, aber eine solche Art, sich auszudrücken, muß man nicht billigen. Dieser Fall gehört zu dem obigen, den ich symbolisch nannte. Wir haben eben gehört, daß Ehrfurcht befreie; Anbetung aber beschränkt. — Wenn man nun vollends S. 317 vernimmt, daß der Dichter und sein Freund sich goldene Berge von der Aufführung dieses Drama's versprechen, — da muß man wohl lächeln!

Ich weiß nicht, ob die Definition, welche Goethe S. 319 von der Novelle gibt, nämlich: »sie sey eine unerhörte sich ereignete Begebenheit« — nicht bloß jener Lieblings-Novelle zu Liebe gegeben ist. Wenn ich die Novellen der Italiener ansehe, so erscheinen sie mir als heitere Darstellungen interessanter Combinationen von Lebensverhältnissen. Das ist nun freilich die Goethe'sche nicht.

Digitized by Google

Ein gutes Wort an die aufblühende Dichterjugend steht S. 322: »Um Prosa zu schreiben, muß man etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, der kann doch Verse und Reime machen, wo denn ein Wort das andere gibt, und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was.« — Das wäre nun vortrefflich, aber wir haben's inzwischen weiter gebracht, und auch in Prosa etwas sagen gelernt, »das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es was.«

Ob sich das chinesische Reich, wie S. 324 angegeben wird, durch jene strenge Mäßigung in Allem, welche sich unter der Form des Sittlichen und Schicklichen in all seinen Legenden und Werken ausspricht, seit Jahrtausenden erhalten habe und dadurch fernet bestehen werde, — ist wenigstens eine interessante Frage. Ob auch hier Natur und Geschichte gleiche Gesetze bethätigen?

Darin löst sich der Knoten, den der Streit um das Antike und Romantische geschlungen: daß das Griechenthum deßhalb ein ewiges Vorbild bleibt, weil es ein Menschenthum war, mehr als irgend sonst ein Thum in der Welt. Was dabei griechisch blieb, ist eben um nichts besser, als was am Modernen französisch, spanisch, altdeutsch oder serbisch ist. Diese Ansicht führt zu Goethe's Begriff von einer Welt-Literatur, wie er sich S. 325 daraus entfaltet.

S. 340 finde ich Goethe unbillig, wenn er, wiewohl um Lessing zu vertheidigen, im Nathan »polemische Piquen« zugibt. Wer wird läugnen, daß Lessings ganzes Leben und Streben Polemik war, — jene Polemik, welche einer seiner Brudergeister die läuternde Beredsung genannt hat, aus welcher Licht und Unsterblichkeit sich entbinden? Nun ist aber Nathan gerade das Werk, in welchem diese Polemik, überwunden vom durchbrechenden Geiste der Liebe und des tiefsten Menschengefühls, verklärt von dem milden Lichte duldender Weisheit, sich selbst aufhebt. Es ist nie etwas Reineres als dieses Buch aus eines Menschen Hand und Seele gekommen.

»Ich sage immer,« begann Goethe (S. 342), »die Welt könnte nicht bestehen, wenn sie nicht so einfach wäre. Dieser elende Boden wird nun schon tausend Jahre bebaut und seine Kräfte sind immer dieselbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und sofort.« — Ich fand auf diese Worte nichts zu erwiedern und hinzuzusetzen, — fügt Eckermann bei. — Was wäre auch auf solche hörbar gewordene Gedanken zu erwiedern? Höchstens ein Echo, dort, wo sie lang entschlummerte Brüder wecken. Und so ergeht es mir. Die Vergänglichkeit menschlicher Geisteswerke, die aus den reichsten Verzweigungen von Fähigkeiten und Stoffen ausgeblüht sind, — gegenüber der ewig treuen Gegenwart der Natur, — wem hat sie nicht im innersten Gemüthe schmerzliche Gruben angeregt? Saaten, der Erde anvertraut, gibt sie zwanzigfach wieder, und lohnt dem Menschen das Werk, das er ihr zuwendet, durch dauerndes Gedeihen; wechselnde Geschlechter werden durch diese Thätigkeit an einander geknüpft, und die späte Zukunft gewinnt und erkennt in der Gestalt des mütterlichen Bodens das unvergängliche Leben der Vergangenheit. Die flüchtigen Werke des Wortes aber, die der sinnende Geist des Athmenden schuf, werden schon vom Enkel kaum mehr begriffen; die rauhe Hand der Zeit fährt durch die zarten Blätter, die eingehauchte Seele entflieht, und der trauernde Denker müßte sich einer verwüstenden Wehmuth hingeben, wenn nicht der Glaube verführend einträte, — der Glaube, der allein die Wunden heilt, welche klügelnder Verstand und irdische Bande der Menschheit schlagen.

So lockt uns ein ernstes, bedeutendes Wort in die gewohnte Tiefe verschlungener Betrachtungen; und wir werden zu ähnlichen gereicht; wenn Goethe S. 343 meint, sein Verhältniß zu Jakobi, weil es sich nicht auf Gleichheit der Bestrebungen gründete, habe der Freundschaft bedurft, um sich zu erhalten, während das zu Schiller derselben entbehren konnte, da es ein herrliches Bindungsmittel in gemeinsamen Bestrebungen fand. — Nun ist es aber eben dieses lehtere Verhältniß, welches allein Freundschaft genannt werden sollte. Jede andere Verbindung zwischen Männern ist nur geselliger Verkehr in mannigfachen Formen. Nur ein hohes Ziel, in welchem sich die Edelsten begegnen, bindet ewig; nur die, welche in diesem Sinne verbunden sind, bilden eine wahre Gemeinde; die Trennung ist nicht im Stande, sie zu trennen, und sie finden sich wieder, auch wenn alle Bedingungen des irdischen Daseyns gelöst sind.

(Fortsetzung folgt.)

Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Von Dr. Mathias Kalina v. Jäthenstein, beeidetem Landes-Advocaten ꝛc. ꝛc. Mit 35 Steindrucktafeln. Aus den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag, Haase, 1836. XVI und 252 S. 8.

Der Gedanke, die Fundorte alter Denkmäler zusammenzustellen, und diese in einer ausführlichen Beschreibung zu erläutern, gehört zu den wahrhaft fruchtbaren, und veranlaßt zu dem Wunsche, daß eine ähnliche Arbeit auch für alle übrigen Theile der österreichischen Monarchie unternommen werden möchte. Der zerstreuten Nachrichten gibt es eine wahrhaft große Menge, wie meinen nur die vielen, welche in den vaterländischen Blättern, oder in Hormayr's Archiv erschienen sind, um anzudeuten, wie es vorerst nur eines fleißigen Sammlers bedürfte, das bisher mehr oder minder brachliegende Feld zu bebauen und zu einer ergiebigen Ernte vorzubereiten. Es ist unstreitig eine der schönsten Bestimmungen unserer Landes-

Digitized by Google

museen, die einzelnen Denkmäler zu sammeln, zu ordnen und aufzubewahren, denn nur so werden sie vor dem gänzlichen Verfalle, oder der Zerstörungssucht unwissender, wohl auch muthwilliger Menschen gerettet werden können. Abgesehen von dem Gewinne, welcher daraus für archäologische Forschungen erwächst; wir vielfach fördernd, wie wahrhaft gründend erscheint nicht der Einfluß ähnlicher Bearbeitungen, wie vorliegende ist, wenn man dabei die alte Geographie und Topographie, die Culturgeschichte der ersten Bewohner in's Auge faßt! Diese Vorthrile scheinen auch den gelehrten Verfasser vorzugsweise geleitet zu haben, denn Seite 250 bemerkt er eben so treffend als erschöpfend: »Jede solche Ausgrabung liefert uns den Beweis, daß an dem Orte derselben schon im Heidenthume Menschen gelebt — gewohnt haben; sie lehrt uns, welche technische Fertigkeiten ihnen eigen waren, welchen Grad der Cultur wir bei ihnen voraussetzen können; sie gibt uns Aufklärung über damalige Religionsbegriffe, Sitten und Gebräuche und die Gelegenheit, Vergleichungen mit den Ausgrabungen in andern Ländern zu machen, daraus Schlüsse auf die Verwandtschaft und die gemeinschaftliche Abstammung ihrer Bewohner zu bauen. Je mehrere heidnische Grabstätten und Opferplätze wir entdecken, einen desto deutlicheren Begriff erhalten wir über die Bevölkerung unseres Landes; über das Alterthum der Ortschaften, kurz über den Zustand unseres Vaterlandes in dessen vorhistorischer Zeit. Schon die hier aufgezählten 82 Fundorte bewähren: daß Böhmen in der heidnischen Vorzeit nicht etwa von nomadisch herumziehenden Horden, sondern von staudhaft seßhaften, mit technischen Kenntnissen und Fertigkeiten begabten Bewohnern bevölkert war, da nur diese fixe, ausgedehnte Begräbniß- und Opferplätze haben konnten.«

Daß der Verfasser den Ueberblick dieser 82 Fundorte, der gewiß schon an und für sich höchst lehrreich ist, durch eine beigegebene Landkarte erleichterte, verdient insbesondere unsern Dank. Wir sehen, wie zunächst der südliche Theil Böhmens, wenn nicht etwa künftige Ausgrabungen andere Resultate liefern, ganz verlassen erschint; indessen bleibt es in der That unwahrscheinlich, daß hier Alles unbewohnt gewesen seyn soll.

In der Einleitung entwirft der gelehrte Verfasser eine kurze interessante Uebersicht der bisher über Ausgrabungen heidnischer Ueberreste in Böhmen erschienenen einheimischen Denkschriften. Die älteste Nachricht von gefundenen Urnen und andern verschiedenen Sachen gibt der im Jahre 1568 verstorbene Joachimsthaler Prediger Johann Mathesius in der fünfzehnten Predigt seines 1571 zu Nürnberg aufgelegten Bergpostille.

Es versteht sich wohl von selbst, daß wir hier in die Beschreibung der nach den 82 Fundorten vorgeführten Denkmäler nicht näher eingehen können; wir begnügen uns daher im Allgemeinen mit der Bemerkung, daß auf jeder Seite jene Bestimmtheit und Gelehrsamkeit hervorleuchtet, wie sie nur achtzehnjährige Studien erwarten lassen. Wenn auch dort und da Manches als Hypothese erscheinen sollte, sind der Resultate so Viele gebothen, daß man nur mit dem Gefühle der innigsten Verehrung das inhaltschwere Buch aus der Hand legen kann. Mit dieser innigen Anerkennung müssen wir zugleich unseren wärmsten Dank einer Anstalt aussprechen, die Forschungen, wie vorliegende sind, fördernd und unterstützend zur Seite steht! —

Zum Schlusse erhalten wir noch einige specielle Abhandlungen, die wir als nicht minder fruchtbar begrüßen müssen. Sie betreffen die häufig bei heidnischen Ausgrabungen vorkommenden, sogenannten Streitmeißeln, bronzene Sicheln, Streithämmer u. s. w. In der Beantwortung der Frage: »Sind die in Böhmen vorkommenden heidnischen Grabmäler germanisch oder slawisch?« erklärt sich der Verfasser für letztere Ansicht, und zum Theile, indem er die Feststellungen und Gründe der Gegner zu entkräften sucht. Indessen sagt er am Ende: »Sollte man mich aber fragen: wie man die germanischen von den slawischen Grabhügeln der heidnischen Vorzeit unterscheiden könne, so gestehe ich offenherzig, daß ich diese Frage nicht befriedigend beantworten könnte.« W.

Notiz.

Nach einer neuesten Uebersicht der Handelseinfuhr und Ausfuhr im chinesischen Reiche ergibt es sich, daß die Einfuhr des Opiums die Hälfte der Gesammteinfuhr beträgt, und fast in eben diesem Verhältnisse der Thee zu den übrigen Ausfuhrartikeln steht. Es wurde nämlich im Jahre 1833:

Eingebracht:

Opium für	11.618.167 Dolars
Andere Artikel	11.858.077 —
	23.476.244 Dolars.

Ausgeführt:

Thee für	9.133.749 Dolars
Andere Artikel	11.309.521 —
	20.443.270 Dolars.

Wer hätte die Consumtion des Opiums in China für so ungeheuer gehalten? Dabei ist es lustig, daß sich die Chinesen selbst über den fast unglaublich starken Verbrauch dieser verderblichen Spezerei beklagen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbrock. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

96. Mittwoch, den 30. November 1836.

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

III.

An den Grafen von Purgstall in Kiel.

(Erhalten am 4. August.)

Geschrieben den 17. Juli 1794.

Es gibt einen Magnetismus der Seelen, mein theuerster Graf! und die Christenwelt hat so gut wie die Körperwelt ihre Schwere. — Die zwischen uns und Socrates und Aristides und Timoleon und Homer und Joseph gewälzte Jahrhunderte hindern nicht, daß wir ja ganz in des Herzens Geist und Empfindung dennoch mit diesen Herrlichen leben und weben, und der mit stehenden Heeren erfüllte Raum zwischen hier und Kiel hält mich nicht ab, Ihnen auf den ersten Wink mit Gedanke und Gefühl in die Arme zu fliegen, und Sie, als wäre kein Stäubchen zwischen uns, liebevoll zu umfangen. Kaum habe ich die letzte Sylbe Ihres mich innigst erfreuenden Schreibens durch die Augen in's Herz übertragen, so strömt aus diesem in die Feder meine Antwort; nicht um Ihnen auch nur den hundertsten Theil von dem zu sagen, was ich Ihnen an's Herz legen möchte (denn dazu bin ich der Entzückung über drei so liebliche Besuche, wie der Ihre, meines Reinhold's und meines Dreers zugleich, zu voll), sondern um Ihnen auf der Stelle zu melden, daß ich Sie höchst wahrscheinlich schon im Frühlinge oder Sommer 1795 in Kiel Angesicht zu Angesicht umarmen werde. Denn auch in dem Falle, daß ich nothwendig nach Spanien verreisen müßte, würde ich mir eine Excursion von hier nach Hamburg und Holstein vorher ausbedingen, indem ich es nicht gut länger als ein Jahr noch aushalten werde, meinen Reinhold und andere dortige Freunde nicht zu sehen.

Wie unsäglich ich mich auf Ihre persönliche Bekanntschaft freue, geschätzter und geliebter Purgstall, brauche ich wohl nicht weitläufig zu deduciren, wenn ich Ihnen in Erinnerung bringe, daß ich in Klagenfurt gewesen bin, und sonst aus den schönsten Quellen Berichte von Ihnen geschöpft habe. Wenn wir auch nur in Reinhold's reinem Herzen auf einander gestoßen wären, so wäre dieß gemeinschaftliche Centrum schon hinlänglich, um zu verhüten, daß wir je wieder auseinander fliegen, — denn diese Zusammenkunft beweist schon eine Harmonie nicht bloß unserer Geführe, sondern auch der Principien, die diese leiten und richten. Allein Sie sind mir auch durch Thaten theuer geworden — und die Unterstützung, die Sie meinem gestern von mir abschiednehmenden geldarmen, aber talent- und herzreichen Freunde, dem guten nach Rom wallenden Fernow, gegönnt haben (eine Wohlthat, wofür ich Sie danke, als wenn sie mir selber unmittelbar erwiesen wäre) — würde mich allein zu Ihrem Freunde gemacht haben.

In der Philosophie, welche ich mich bestrebe, in mein ganzes Wesen übergehen zu lassen, und die ich so incarnirt Humanität nenne, spielt die Glückseligkeit neben der vor Allem nachzustrebenden Würde allerdings eine Rolle; zwar nicht eine Hauptrolle; aber doch die erste nach jener. Allein diese Glückseligkeit, liebster Purgstall! suche und finde ich nicht in mir; sondern nur in andern und hauptsächlich in meiner Frau und meinen Freunden. Ein jeder neuer Freund, wodurch ich meinen Umgangsschatz — nicht bloß hienieden, sondern, wie ich glaube, auch für die Ewigkeit vermehre, ist mir eine neue Grube, worin ich das reine Gold der Glückseligkeit finde. Je mehr ich dergleichen Gruben besitze, und je reichhaltiger sie sind, je weniger laufe ich Gefahr, den frohen Genuß da zu suchen, wo nur Zufriedenheit, die langsam wächst, gebaut werden darf. Fremde, uns zu eigen gemachte Freude, Glück und Segen seiner Freunde enthält einen Sporn zur Tugend, weil man nur durch diese sich so empfänglich für jene ma-

Digitized by Google

chen kann, daß sie dem eigenen Genusse nicht nur gleich kommt, sondern sogar überwiegt.

Sehen Sie dieß als eine heilige Versicherung an, daß ich Ihnen, edler junger Mann, auf Ihrer Wanderung durchs Leben alle beglückende Segen des Himmels herzinniglich wünsche.

Daß Sie Freund meines Adam Moltkes geworden sind, hat mir Reinhold zugeflüstert. Ein Lieblingsverlangen meines Herzens ist dadurch befriedigt worden. Möchten Sie bei Ihm und Er bei Ihnen meine Stelle vertreten, bis wir uns alle sehen und wiedersehen!

Meine Sophie, das Centrum meiner ganzen Glückseligkeit, deren Liebe mir ein Vermögen, andere zu lieben, gibt, das ich sonst in dem Grade nicht haben würde, grüßt Sie durch mich, wie ich Sie durch sie grüße.

Ganz der Ihrige

J. Baggesen.

Gespräche mit Goethe in den letzten Tagen seines Lebens, 1823—1832. Von J. P. Eckermann. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1836. Erster Theil 368 S. Zweiter Theil 360 S. 8.

(Fortsetzung.)

Die Vorstellung, welche Goethe vom Pulsiren der Erde hatte, ist in seinen Werken kaum je so rein ausgedrückt, als hier (S. 345): »Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleichnißweise als ein großes, lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet sie ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt, und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasser-Bejahung; dauerte er aber über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dieß aber gibt sie nicht zu; sie athmet wieder aus, und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten, und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau herdurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasser-Verneinung. Denn, wie beim entgegengesetzten nicht nur häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit nicht verdunsten und trocknen will, so kommt bei diesem nicht nur keine Feuchtigkeit von oben, sondern die Nässe der Erde selbst verstiegt, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung die Erde auch ohne Sonnenschein zu verdörren Gefahr liefe. Am Einfachen, Durchgreifenden halt' ich mich, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu lassen. Hoher Barometer: Trockenheit, Ostwind; tiefer Barometer: Nässe, Westwind. Wehet aber einmal bei hohem ein nasser Nebel her, so sehe ich daraus bloß, daß manches Mitwirkende existirt, dem man nicht sogleich beikommen kann.« — Nun ist es gut, daß Goethe gleich Anfangs das »gleichnißweise« beigesetzt hatte; denn Alles, was der Mensch anthropomorphistisch von dem Leben der Natur aussagt, ist nur ein Gleichniß. Jede echte Naturforschung ist Holozoismus, —, aber sie kann es nie über die symbolische Anschauung bringen; und eben darin wurzeln die meisten Irrthümer und Phantastereien der sogenannten Natur-Philosophen, daß sie, Bild und Sache verwechselnd, die zarte Welt der Beziehungen mit der rohen Hand realer Anwendung zerstörten.

Ich will vom ersten Bande mit Aushebung von drei bedeutendeß Bemerkungen Goethe's scheiden, welche sich der Geschichtsforscher zurecht legen wird.

S. 349. »Es ist merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohammedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Ueberzeugung, daß dem Menschen nichts begegnen könne, als was ihm von einer Alles leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und so sind sie denn für ihr Leben ausgerüstet und beruhigt. Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen sie mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse. Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel, welches denn von beiden das eigentlich Wahre sey. Im Zweifel aber ist kein Beharren; er treibt den Geist zur Prüfung; woraus denn endlich die Gewißheit hervorgeht.«

S. 373. »Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Recension eines Historikers über Schlosser gelesen, die sehr groß ist. Sie ist Heinrich Leo unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe, und nach welchem hier und doch erkundigen müssen. Das Ideelle besitzt er in ganzer Freiheit. Ueber das indische Kastenwesen hat er die trefflichsten Ansichten. In der Jugend, wo wir den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten. Sind wir aber in einem langen Leben zu Eigenthum gekommen, so wünschen wir dieses nicht nur gesichert, sondern auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen. Deßhalb sind wir im Alter Aristokraten. Leo spricht über diesen Punct mit großem Geiste.«

S. 382. »Die Poeten schreiben alle als wäre die ganze Welt ein Lazareth. Unzufrieden wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Die Despotie ist uns doch eigentlich dazu gegeben, um die Zwiste des Lebens auszugleichen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft, und nur bei der Schwäche ist es ihr gemüthlich und poetisch zu Sinne.«

Digitized by Google

Zweiter Band. S. 6 fühlt man sich in den Zustand versetzt, welchem das Gedicht »Dornburg, September 1828« entquoll, das ich für eines der schönsten halte, die Goethe gemacht hat; wobei ich bemerke, daß in der Duodez-Ausgabe (Bd. 47, S. 68) ein unnöthiges Abtheilungszeichen dieses Eine edle Gedicht zu zweien macht. Alle Commentare, wie sie Goethe in den letzten Jahren seines Lebens den Sangeslerchen, die er am Morgen in den Aether gesandt hatte, an den Hals zu binden pflegte, sind nichts und helfen nichts. Der einzige und rechte Commentar ist, wie hier, ein anderer Gesang aus derselben Atmosphäre. Da ich aber selber gern und pflichtschuldig commentire, so erkläre ich »die geistige Zwiesprache,« welche hier Goethe »mit den Ranken der Weinrebe« gehalten haben will (S. 7). Diese Ranken verriethen ihm damals eine seiner schönsten Naturbetrachtungen; die Betrachtung einer vertikalen und einer spiralen Tendenz in den Pflanzen, deren Beharren in jener, deren Bildung und Verwandlung in dieser repräsentirt ist. Es ist eine weit ein- und ausgreifende Wahrnehmung, die uns das liebliche Spiel des Alls in einem netten, faßlichen Bilde vor's Auge bringt.

S. 10 wird es doch zu arg, wie gründlich es nachgewiesen wird, warum Goethe beim Diner verstimmt war!

S. 13 erhalten wir Nachricht, wie Goethe bei der Naturforschung zu Werke gegangen sey. Das halte ich nun für sehr wichtig, und glaube, ein solches Bekenntniß von Seite Aller, die in den Naturwissenschaften berühmt gewoeden sind, würde uns mit einem Male gar viele Binden von den Augen reißen. Die Geschichte einer Theorie wäre, dünkt mich, wichtiger als die Theorie; nicht die Geschichte der Theorie seit ihrer Geburt, in der Welt, sondern vor ihrer Gebnet im Gehirne des Zeus, dessen Pallas sie ward. »Wenn ich,« erzählt Goethe, »zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçü, welchem ich nachging, und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand.« — Das ist nun noch ein leidliches Verfahren, und wäre sehr zu wünschen, daß alle Ixion-Freier so sponsteten; aber wie wäre es, wenn wir lieber der ernsthaften und (sub rosa!) etwas eigenwilligen Dame gar nie anmutheten, unsere »Meinungen zu bestätigen?« Wenn wir sie reden ließen, und uns bloß auf's Sehen und Hören verlegten? Die Damen haben einen solchen Trieb, sich mitzutheilen, daß, je weniger man ihnen Neugierde sehen läßt, sie desto mehr und Wichtigeres von selbst verrathen.

Warum man sich so gerne in's räthselhafte Düster unwiederbringlicher Epochen zurückdichtet, ist ein Problem. Wenn jede Zeit eine Sphinx ist, und sich in den Abgrund stürzt, nachdem ihr Räthsel gelöst ward, — wozu diesen Abgrund aufwühlen und das Vermoderte an's Licht reißen, statt ihn mit jener Lösung, die unser Tagewerk seyn sollte, auszufüllen, daß es einmal glatt und eben werde auf den ewigen Bahnen der Geschichte? Das sage ich in Bezug auf die altdeutsche Poetenschule, die uns einen dunklen Traum für unser helles Leben hintäuschen will; und bin mit Goethe des Glaubens, daß der Mensch der Klarheit und Aufheiterung bedürfe; »und daß es ihm Noth thue, sich zu solchen Kunst- und Liteeatur-Epochen zu wenden, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangteu; so daß es ihnen selber wohl war, und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande waren« (S. 14).

Was S. 15 u. w. über Walter Scott gesagt wird, ist sehr erfreulich. Möchte doch ein im Aburtheilen allezeit fertiges Publikum sich hier ein Beispiel nehmen, mit welcher Intention, mit welchem Studium ein großer Dichter die Werke eines andern liest! Der tiefe Gehalt jener Werke entgeht ihm nicht, wenn gleich sein Auge vorzugsweise — vielleicht allzusehr! — an der Behandlung sich weidet. So kann ich es nicht billigen, daß er (S. 18) auch die lesenden Frauen von der Betrachtung der Charaktere ablenken und in jene ästhetischen Mysterien einweihen will. Der Dichter genieße den Dichter, wie nur Er ihn genießen kann, das eigentlich Wirksame aber gehe in die Herzen der Menschen auch ohne Aesthetik über! — Daß keiner jener Romane mit Waverley den Vergleich aushalten könne, ist sehr zu bezweifeln. In Robin dem Rothen ist ein richtiger abgestuftes Verhältniß der einzelnen Partien gegen einander zu bewundern, während in Waverley die Exposition gegen die Katastrophe zu viel Umfang hat; abgesehen von dem eben so poetischen als mit Lebenseinsicht durchgefühlten Ineinanderwirken von Leben und Poesie, wodurch Osbaldistone's Bildung erzweckt und der Zwiespalt in seinen Anlagen und Wünschen geschlichtet wird, — ein Triumph des dichterischen Genie's, welcher den Robin zu einem Romane macht, der seines Gleichen sucht. Das Romantische, das Ideale hat hier einen Körper, einen Boden, wozu dem Dichter sein geschichtlich-ethnographisches Element verhalf, — dergleichen selbst dem Wilhelm Meister mehr zu wünschen wäre; und am Ende bleibt es doch die Hauptfrage und die schwierigste Aufgabe der modernen Dichtkunst: auf welche Weise das Ideale in unser nüchternes Leben einzuführen sey, ohne Zwang und Unwahrheit, lebendig und verföhnend?

Sollte es wahr seyn, was Goethe, begeistert vom Zusammenwirken der Mitarbeiter am Globe, ausruft: »In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Particulieis; an Uebereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines Individuums; und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen.«

Digitized by Google

(S. 187) Laßt uns dieses Wort Goethe's Lügen strafen! — Wenn nicht Alles täuscht, so schimmern überall verbindende Lichtstreifen hervor.

S. 33 vertraut wieder Goethe, der unnöthiger Weise gar zu oft den Zeigefinger an die Lippen hält, seinem Freunde, indem er ihn an ein Fenster zieht: »daß seine Sachen nicht populär werden können;« und sagt noch viel Schönes von solchen Dingen. Aber sollten wir die Welt so wenig zu überblicken verstehen? bloß Goethe's Werke hätten diese Eigenschaft? welches Große und Tiefe ist je populär geworden? welches Echte ist »für die Masse geschrieben?« welches nicht »für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen sind?« Auch Eckermann verliert sich in diese Erkenntnisse, so naiv er S. 35 die Worte des Orakels wiederholt: »Ja, Goethe hat Recht! Er kann nicht populär werden; und seine Werke sind nur für Jene, die etwas Aehnliches wollen, und die in gleichen Richtungen begriffen sind.«

Des Cartes nahm sich klüglich vor, bei seinem Philosophiren vom Standpuncte Adams auszugehen. Es ist indeß mit dem Abthun Alles dessen, was man Vorurtheil nennt, so eine Sache. Liebe und Haß, älter als das Ich, das sie aus sich zu gebären wähnt, lassen sich eben nicht auszieben wie Beinkleider; und warum sollten wir auch dann Vorurtheile weglegen, wenn sie in Urtheilen wurzeln? »Ich war einst auf Wolff böse;« erzählt Goethe S. 37; wer hatte Abends zu spielen; ich saß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, sollst du ihm doch einmal recht auspassen; es ist doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn sprechen könnte. Wolff spielte, — und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut seyn.« — Darf ich hier als Pscholog hinzufügen, daß Goethe nie so sehr vom Verdienste Wolff's überzeugt war, als in dem Momente, da er sich vornahm, es in Zweifel zu ziehen?

Darf ich ihn für S. 41 gegen ihn selbst in Schutz nehmen? »Meine dargestellten Frauen-Charaktere sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind.« — So? Philine? die Melina? Adelheid? und es gäbe keine Ottilien, Theresen, Natalien? gewiß, wenn nicht Leidenschaften und Angewöhnungen, sondern die tiefste Meinung des Herzens den Menschen machen, — so gibt es selbst Iphigenien. Laßt uns von der schöneren Hälfte der Menschheit nicht so denken, als ob wir Körbe bekommen hätten.

S. 41. Goethe spricht vom Edinburgh Review: »Sie finden da folgende Aeußerung: Es gibt Leute unter den Poeten, deren Neigung es ist, immer in solchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer sich gern aus dem Sinne schlägt. — Nun was sagen Sie? da wissen wir mit einem Male, woran wir sind, — wissen, wohin wir viele neueste Literatoren zu classificiren haben.« — Wirklich? wissen wir das? und wissen's aus dieser Bemerkung? ich weiß daraus nichts, als was ich lange gewußt: daß es mancherlei Narren gibt. Wir kennen das an Goethe, daß er alle Gedankenglieder, die sich in ihm an einen Ring knüpfen, den er irgendwo liegen sieht, diesem Ringe zuschreibt. So fand er sich durch Heinroth's sehr simple Wahrnehmung von seinem gegenständlichen Denken, ich weiß nicht wie, getroffen und geschmeichelt; so durch Schubarth's halbwahre Vergleichung zwischen ihm und Shakespeare, und was dergleichen mehr ist.

Ein competenterer Richtspruch, mit billigerer, gnädigerer Anerkennung, ist wohl kaum je über den armen Schelm Voltaire ergangen, als den er S. 49 mittheilt. »Ich kann wohl die Kaiserin von Oesterreich anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sey, daß er je die Linie der Convenienz überschritten habe.« — Und doch war der Schalk verwegen genug!

Im vollen Ernste: die Schälke sind nicht zu verachten. »Wir müssen uns hüten,« steht S. 52, »das Bildende stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden.« — Mich dünkt, zu lernen gibt es von Pugatschew mehr als von Howard; dieser ließ nur den Geist in sich gewähren, und legte der Liebe keine Fesseln an; welchen Aufwand von Verstand, Willen und Energie mußte jener entwickeln, um sich in der gesetzlichen Welt zu erhalten! Nicht umsonst schrieb ich zu meinen Resultaten:

> Gebet acht, wie Räuber schalten
> Bei dem mörd'rischen Geschäfte:
> Merket staunend, welche Kräfte
> Sie bethätigend entfalten!

Ich nehme, wie Jarno beim Lehrbriefe Wilhelm Meisters, meine Rolle wieder zur Hand, und sehe, was es weiter zu erklären gibt. »Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß« (S. 59). Nun ist Goethe im Tempeldienste Thaliens ergraut, und sollten sein Wort Alle beherzigen, die da glauben, mit der Poesie des Herzens lasse sich ein Stück für die Bühne erzeugen, — oder: der Dichter müsse mit Theater-Piecen anfangen und heiser enden: Der Schauspieler und der Schauspiel-Dichter haben das mit einander gemein, daß sie mit der Poesie so ziemlich fertig seyn müssen. Es ist bei diesen Dingen mehr vom Handwerk, als die Unerfahrnen glauben wünschen.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben

Digitized by Google

Blätter

für

Literatur, Kunst und Kriti

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

97. Sonnabend, den 3. December 1836.

Briefe

aus dem Archive zu Hainfeld.

IV.

An die Gräfin von Schimmelmann in Sandberg.

Gravenstein, den 23. September 95.

Theuerste vortrefflichste Gräfin!

Willkommen, willkommen, willkommen hier die Freis der Belte, auf Saudberg's Olymp, zwei Meilen von Gravenstein's Pindus! Gerne wäre ich gestern geblieben, gerne flöge ich heute selbst hin, um Ihnen unsre Freude über diese Ihre plötzliche unerwartete Raum-Nähe zu äußern — aber ich brauchte dazu äußere Flügel, die mir durch Umstände gelähmt sind — auch dachte ich bescheiden an die Vermessenheit, etwas zu einem Wiedersehen, wie das auf Sandberg, wo sie zugleich Ihre Schwester Sybille, Ihre Brüder Ludwig und Christian, Ihre Freundin Louise und Ihre geliebte Tochter Charlottine — so unendlich viel auf ein Mal — finden, beitragen zu wollen. Da es noch dazu mir unmöglich war, mein Haupt-Selbst, Ihre Sophie, mitzubringen, überließ und überlasse ich mich um so lieber der Hoffnung, Sie mit Ihrem ganzen Familienkreis hier zu empfangen, wo die offenen Arme der liebenswürdigsten Herzogin, der achtungswerthesten Prinzessin, und — verzeihen Sie — des besten Herzogs, Sie erwarten. Und o! wie schön, wenn Sie auch nachher in seiner und der Prinzen Abwesenheit mit Louisen — (noch schöner, wenn auch mit Ihrer Schwester und Charlottine) — das Musenchor, worin ich zum zweiten Male solo den Apollon spielen muß, ergänzen, vermehren und verschönern wollten! Der Herzog, der schon gestern mündlich die Constellation einlud, schickt heute einen Expressen mit einer noch dringenderen schriftlichen Einladung — ich hoffe, Sie werden nicht der wahren Grausamkeit fähig seyn, uns den schönsten aller Gravensteiner Lebensträume zu vernichten. Meine arme Sophie, die schon etwas hustet, vor Ungeduld und Sehnsucht ganz ermattet ist, stirbt, wenn Sie nicht kommen — und der etwas stumpfnasigte Apollo ad interim wird durch plötzliche Entgeisterung in einen langnasigten Midas verwandelt werden. O kommen Sie, so wie im Himmel so auch auf Erden, so wie nach Sandberg, so auch nach Gravenstein, das, wie Sie sehen werden, doch auch nicht ohne Sand (heißt Salz) ist. Sandberg nämlich nenne ich während jener Behausung Salzberg, weil das Salz der Erde dort dermalen ziemlich angehäuft ist. Verzeihen Sie diese Digressionen oder eigentlich Distractionen — ich wollte Ihnen danken, theuerste Gräfin, für meinen zauberischen Aufenthalt in Seeluft, für meinen Ueberrock (den ich à propos erst indem ich wegfuhr erhielt, also nicht bezahlt habe), für die Pfirsiche, die ich auch für Purgstall aß, weil der arme Telemach kein Obst recht vertragen kann, und besonders für Ihren Brief aus Nyburg, der im Grunde doch aus Corsör war. Kommen Sie, damit ich unterstützt von meiner Sophie, Ihnen recht für dieß Alles danken kann, ich werde meine beyden Söhne gegen Sie aufheben, Sie werden sie mit Ihrem Blicke den Grazien weihen — und meine Sophie wird mir einen Augenblick verzeihen, Sie so lange von Seeluft und Copenhagen entfernt zu haben. Kommen Sie, damit ich Purgstalls letzten Mitternachtskuß auf Ihre Hand drücken kann — kommen Sie, damit die Engel im Himmel über die Entzückung meiner Frau bei Ihrem Wiedersehen Freudenthränen weinen mögen!

Liebe Charlottine! bitten Sie Tante Charlotte für mich — Sie wird dann nicht widerstehen! Heilige Stolberg! o! heilige Reventlow, ora pro nobis! Wie ehemals Freya für ihren geliebten Balder, möchte ich alle noch stehenden und umgehauenen Bäume, alle Stauden und Gräser und Disteln, alle Seen und Wälder und Wiesen Sandbergs, die ganze Natur, bis auf die Spuren der Jos auf der neuen

Digitized by Google

Waldplantage, beschwören, für uns weinend zu flehen — und, sollte es heute regnen, so sehen Sie es mit Zuversicht als eine thränende Bitte des ganzen Himmels an, den ich auch angerufen habe, für mich zu bitten.

Som Saladins tilbedte Mage!
Hör Baggesens fortvivlte Klage!
O kom! o kom! Grevinde! kom!
Hör i det hele Hertugdom
Hver Lyd, hvert Ekko rört gientage
Hvad jeg så bönlig beder om:
Kom, elskede Grevinde! kom
Med Sandbergs salte Helligdom!

Baggesen.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 1823—1832. Von J. P. Eckermann. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1836. Erster Theil 368 S. Zweiter Theil 360 S. 8.

(Schluß.)

S. 63, flehe ich wieder für Goethe gegen Goethe auf. »Ich habe,« sagt er, »das Gedicht: „Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen,“ als Widerspruch der Verse: »denn Alles muß zu Nichts zerfallen, wenn es im Seyn beharren will,« geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung zu meinem Aerger in goldnen Buchstaben ausgestellt haben.« — Hier spuckt wieder der selbstbespöttelnde Tic, den man vom Triumphe der Empfindsamkeit aus kennt, der aber, so lange es reine Kritik und wohlunterscheidende Anerkennung gibt, keine gute Seele irre machen soll. Deutsche Naturforscher wissen, Gotelob, für welche Worte goldene Lettern passen. So viel ist klar, daß jene dummen Verse genau dasselbe sagen, was die andern besser wissen wollen: eine rein gezogene Summe aller Goetheschen Naturforschung. Es ist nur die Grammatik, der tödtende Buchstabe, was den Eris-Apfel zwischen diese Gedichte warf. Lesen wir: Alles müßte in Nichts zerfallen, wenn es im Seyn beharren wollte, — und bedenken wir, daß das Seyn des zweiten Gedichtes nichts anders ist, als das Werden des ersten, so erkennen wir das Gemeinsame beider: »das Ewige regt sich fort in Allen.«

Es ist die Lehre von der Metamorphose, die in jenen Worten, wie in einer Knospe verhüllt, ruht, und sich S. 65 in einer Blumenkette durch die Welt des Lebendigen schlingt. »Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten, und schließt zuletzt ab mit Blüte und Samen. In der Thierwelt ist's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen, und mit dem Haupte abschließen, in dem sich die Kräfte conzentriren. Was so bei Einzelnen geschieht, geschieht bei Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich an einander schließen, bringen etwas hervor, das als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienen-König. Wie dieß geschieht, ist geheimnißvoll, schwer auszusprechen. So bringt ein Volk seine Helden hervor, eine Epoche ihre Häupter.« — Nun ist hier an das zu denken, was ich früher von den Natur-Philosophen gesagt habe. Man muß das zarte, mystische Gewebe mit sinnendem Auge beschauen, aber die Hände fein davon lassen, die den goldnen Faden gern hinausspinnen möchten in's verworrene Netz der Analogien. Sonst möchte Einer fragen: bringt der Kopf Samen hervor? erzeugt sich nie der Mann die Epoche?

S. 70. So wissen wir denn, daß die Verse vom Blocksberg:

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum setzt ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen;

Lavatern bedeuten. »Des Propheten Wort, oft ist's nur Charade.« — Wissen, daß, was in den letzteren Physiognomik über Thierschädel vorkommt, von Goethe ist, was unserer Ahnung so wenig entging, als wir seine Hand *in Herder's* »Ideen« verkannten. (S. Falk S. 36.)

S. 71. »In der indischen Philosophie wiederholen sich die Epochen, die wir Alle durchmachen. Wir sind Sensualisten, so lang wir Kinder sind; Idealisten, wenn wir lieben. Die Liebe wankt, wie zweifeln an der Treue, und sind Skeptiker, die wir's glaubten. Der Rest des Lebens ist gleichgiltig, und wir endigen mit dem Quietismus, wie die indischen Philosophen auch.« — Nur weiß ich, daß aus der Raupe der Gleichgiltigkeit sich ein Schmetterling des Friedens entflügelt, der, in schönerer Apathie über den Furchen der braunen, höckrigen Erde schwebt; die Keime seiner Schwingen sind in der Sehnsucht nach Ruhe angedeutet, die uns Alle hat, und die Pascal für eine Reliquie des verlorenen göttlichen Ebenbildes hält. — Omnia placata posse mente tueri.

Wie steht's aber dann mit S. 72, woselbst geschrieben ist: »Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen; und wenn ihn das Ur-Phänomen in Erstaunen setzt, so sey er zufrieden, und ein Weiteres dahinter soll er nicht suchen.« Setzen wir die Ehrfurcht an die Stelle des Mirari, so behalten wir Alle Recht, Goethe, Lukrez, die Stoikee, die Inder, Pascal, und wir selber. Das Staunen ist blind, die Ehrfurcht aber siehet.

S. 75 drückt sich Goethe nur zu zart über Schillers Amputation am Egmont aus, die mit einigem Verständnisse des Gedichtes gar nicht zu reimen ist.

Digitized by Google

Bei allem Respect, den ich vor der Farbenlehre und vor Shakespeare's Blick in Natur und Welt habe, glaube ich doch daß Eckermann zu viel sieht, wenn er S. 80 das Bleich-Erscheinen Romeo's und Julia's dem Gewahrwerden eines chromatischen Phänomens zuschreibt. Der scharf sehende Dritte war mehr ein Herzens- als ein Naturkundiger, und mag wohl das Phänomen innerer Vorgefühle hier im Herzen gesehen haben.

S. 90 beginnt das Dämonische, welches von nun an eine große Rolle spielt, und sich rechts und links wenden und analysiren lassen muß. Freilich, wenn man so auf seine Pilgerschaft von einem Hügel zurückschaut, wird man da die leise Spur vom Tritte eines begleitenden Genius übersehen können? und sollte sie nicht sichtbarer seyn, je bedeutender der Wanderer? Ich blicke hier in die Rolle meines eigenen Lebebriefes, und finde die Worte: Es schauert Einem, wenn man die zarten Fäden gewahr wird, an denen unsere innere Cultur, und also auch das eigentliche Heil unseres Lebens hängt. Was wärest du, wenn es an jenem Tage nicht geeignet hätte, so daß du, statt jenen Cirkel zu besuchen, dich einschlossest, und den Gedanken gebarst, den Tags darauf der herrliche Freund zur Reife brachte? — Aber es ist Pflicht, dieses Gehelmniß nicht weiter zu verfolgen, sobald man es erblickt hat, und fortzuschmieden, — als wäre man selbst der Schmied seines Glückes. So war denn auch Eckermann's Frage (S. 303): wie sich das Dämonische zur Idee des Göttlichen verhalte, Wagnerisch genug, und wenn ihm sein Faust nur ausweichend darauf antwortet, so sagen wir ohne Rückhalt: Dämonisch nennen wir Sterbliche in unserer Blindheit das Göttliche selbst, wo wir es nicht begreifen; und wo wir es zu begreifen glauben, da nennen wir es gut; in der Einfalt unseres Herzens, vergessend des Wortes: »Wo warest du, da ich die Erde gründete? sage mir's, bist du so klug?« (Hiob. 38. 4.) Erst S. 317 athmet man wieder freier, wo es heißt, man müsse auch wiederum gegen das Dämonische Recht zu behalten suchen, und seine Arbeit so gut machen, als es gehen will. Es ist ein Ringen Jakobs mit dem Herrn, welches der Herr gnädig anschauen wird. Es ist — sagt Goethe — wie mit dem Spiele Codille, wobei die Würfel viel entscheiden, die Klugheit aber dann auch die Steine im Brett zu setzen hat. Hier thut nun Eckermann wohl, nach seiner Weise an die Brust zu klopfen, und zu sagen: Ich verehrte dieses gute Wort, und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um darnach zu handeln (S. 318).

Die Bezeichnung des Classischen als des Gesunden, und des Romantischen als des Kranken, worauf sich Goethe S. 92 etwas zu gute thut, hält keineswegs Stich. Wie? es gäbe keine gesunde Romantik? Nach meiner Ansicht existirt gar kein echter Gegensatz zwischen Beidem. Kein geschichtlicher, denn es gab von jeher eine Romantik, und es wird — wir hoffen's — in alle Zukunft classische Werke geben; kein formeller, wie S. 157 den Franzosen zugegeben wird, denn in allen Formen kann man romantisch dichten, in allen hat man Classisches erlebt. Mir ist Romantisch dasjenige, es sey nun classisch oder nicht classisch in der Ausführung, was jene unstische Tiefe aufruft, die, auch im gesundesten Zustande, wie ein stiller Lebenstraum in jedem menschlichen Gemüthe schlummert; mir ist Classisch alles Vortreffliche, tiefen Gehalt in vollendeter Form darlegend, — sey es nun zugleich romantisch oder nicht.

S. 101 heißt es von Buch: »Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da ist's denn am Ende einerlei, was gelehrt wird.« Diesen Ausspruch erkläre ich für den Gipfel alles Symbolischen, wo es als Ironie erscheint. Es ist hier nur von Geologie die Rede, aber all unser menschliches Lehren und Lernen ist in kein besseres Bild gebracht worden (sagt der Prediger; »sobald es über den Menschen hinaus«, ja in den Schöpfungs-Prozeß hineinreichen wille — setzt Tristram hinzu).

Was Goethe S. 103 von Böhmen rühmt: »daß die Bildung der Literatoren da noch etwas Reines habe, welches im nördlichen Deutschland anfängt, selten zu werden, indem hier jeder Lump schreibt, bei dem an ein sittliches Fundament, an eine höhere Absicht nicht zu denken ist« — dürfen wir wohl auf ganz Oesterreich beziehen, und die schönste Ernte daraus erhoffen.

Was oben bei Gelegenheit des Verlichingen von einer dichterischen Vorempfindung der Welt, vor ihrer Erkenntniß, gesagt worden, das ist es auch, was, in Verbindung mit Geistesgegenwart, jene Wunder des Heldenthums begründet, welche S. 113 bestaunt werden. Duech jenes Vorbewußtseyn macht sich der Held der Zukunft Meister, durch die Geistesgegenwart des Augenblicks, und da ihm die Lehren der Vergangenheit unverloren sind, — muß ihm nicht das Leben gehorchen?

S. 119 erbaut sich Eckermann an der Claudine von Villa Bella. Es ist ein lustiges, liebes Ding, man mag es leiden, ja lieben, — aber mit dem Erbauen geht's beim besten Willen doch nicht.

»Nicht nur bei den Faeben, wie S. 124 steht, überall muß man sich hüten, zu zarte Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen in's Unwesentliche, vom Wahren in die Irre, vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden.« — Hat sich die kürzlich vergangene Epoche der Synthese zu sehr hingegeben, so war dieß ein Merkmal jugendlichen Aufstrebens; die leittliche Feinheit und Aengstlichkeit im Distinguiren beweist, daß wir gealtert sind. Kunstrichter und vor Allen die Schüler Aesculaps mögen sich das zu Herzen nehmen.

Digitized by Google

War es Goethen, wie billig, ärgerlich, daß man sich auszuklügeln bemühte, wer das Eine oder das Andere der Xenien gemacht habe, so bleibt es eben so philisterhaft, ihn zu katechisiren, wo er die Hexenscenen geschrieben, — ob im Garnesischen, ob im Garten Borghese (S. 134)? Sie sind nun eben da, und so laßt uns nicht toller seyn als sie!

S. 170 hört ihr's einmal von Goethe selbst: »daß der erste Theil des Faust aus einem etwas dunklen Zustande des Individuums hervorgegangen sc — ihr, die ihr mit deutschem Tiefsinne der Himmel weiß welches philosophische Bekenntniß und System ein diesen Kolben verlutirt, und ihn gehörig cohobirte — und es heraus destillirt habt! — Nun werdet ihr aber, ihr Wagner's aller Regionen, die Ohren spitzen, zu vernehmen, was denn das für eine Stelle im Plutarch ist, von der S. 171 geredet wird. Ich habe längst die Fiction im 2ten Theile Faust's daraus bezogen, und will euch die Freude machen. Sie steht im Marcellus, und heißt: Der Dienst geheimnißvoller Gottheiten, welche sie »die Mütter« nennen, wird zu Engyion in Sicilien an gewissen Jahrstagen feierlich begangen. Nun frage ich mit der Voluspa: was wisset ihr mehr?

Die Reise-Notizen, die uns Eckermann mittheilt, sind ganz im Style seiner treuen Seele; immer wieder diese reine, klare, liebevolle Auffassung, welcher das Kleinste nicht zu klein ist; wie am Meister die flüchtigste Laune, so an Frankfurt die guten Beefsteaks und das Weißbeer (S. 207). Ich sage das nicht mit Spott; ein jedes Gemüth will gebuldet seyn in seiner Weise, das kindliche aber hat auf liebe Anspruch und auf eine innige Verehrung.

S. 267. Nun kommt das Wort, welches (s. oben) Eckermann unterstreichen sollte. Von dem, was den Bildern der Neueren fehlt, ist die Rede: das Männliche, sagte Goethe; und ich unterstreiche auch. Bloß den Bildern? frag' ich weitee, sehe in meine Rolle mit Resultaten, und erlaube mir, anszuschreiben: Was denn eigentlich unserer Säculum» hemmend Princip sey? Krankheit ist's, Asthenie; kräftige sich's! es gedeiht. Und doch wollen sie die, wackerer Euripides, das Gehabene absprechen, — die armen Häringe! (S. 269.)

Ganz vortrefflich betrachtet Eckermann (S. 291) die Beschäftigung mit der Poesie, die dem Menschen schmeichelt und ihn meist läßt, wie er ist, im Gegensatze zu der mit der Natur, die unsere Schwächen ausmerzt und uns erhebt. Es ist das Sittliche, welches eigentlich sein Character ist, und hier im Schönheit durchbricht.

Mit einem solchen Herzen schloß er sich an Goethe, ward empfangen und befriedigt, und so ist es rührend, daß, wie das Buch von seiner Geburt beginnt, und die Gespräche mit Goethe gleichsam nur den Kern seiner Selbstbiographie ausmachen, mit dem Tode Goethe's auch sein Leben wie das Buch abgeschlossen erscheint. Eine solche Erscheinung im sittlichen Leben bewegt uns im Innersten zu Theilnahme und Achtung; wie unterdrücken, was uns, von den frechen Dämonen des Weltverstandes eingegeben, noch auf unheiligen Lippen schwebt, und bewahren das treueste Bild, das uns von unserem geöhten Dichter aufbehalten wurde, nebst der Erinnerung an den, dessen Liebe es gezeichnet, für immer in dankbarem Herzen.

Dr. Ernst Freih. v. Feuchtersleben.

Notizen.

Peyron's Lexicon linguae copticae (Turin 1835) gehört darum jetzt zu den doppelt beachtenswerthen Erscheinungen, weil Klaproth's Angriffe gegen die Champollion'schen Erklärungen der Hieroglyphen auch gegen die Koptische Sprache, als Schlüssel dieser Geheimnisse, gerichtet waren und es eines genügenderen Beweises bedurfte, als man bisher aufgestellt hatte, um glaublich zu machen, daß die Koptische Sprache die, fortgeerbte der alten Aegypter sey. Peyron hat sich's angelegen seyn lassen, diesen durch sein gelehrtes Werk zu geben. Klaproth's Angriffe gegen das Alter der Koptischen Sprache hatten durch eine nachgelassene Abhandlung Akerblad's, die im Pariser Journ. asiatique (1834) steht, an Wichtigkeit gewonnen; denn mit sehr scheinbaren Gründen war dort wahrscheinlich gemacht, daß der Name des Koptischen Volkes und seiner Sprache erst von der Stadt Koptos in der Thebais abgeleitet sey, welche der Hauptstapelplatz des ägyptisch-arabischen Handels seit der Ptolomäer Zeit war. Die Abkunft des Koptischen aus sehr neuer Zeit wäre dadurch erwiesen. Peyron's Studien der Koptischen Sprache widersprechen dieser Annahme. Er fand durch die genaueste Sichtung auf, daß weder semitische noch griechische Sprach-Elemente auf die Bildung der Koptischen Wörter können eingewirkt haben, da sie weder in den Zahl- noch in den persönlichen Fürwörtern sich darthun, in welchen sich am ersten Sprachverwandtschaft bemerklich macht. Das Koptische erscheint vielmehr bei dieser Prüfung als eine mit keiner bekannten Sprachclasse verwandte.

Jakob der Bibliophile (P. Lacroix) hat so eben einen Roman in zwei Bänden: »Une femme malheureuse« herausgegeben, der aufs Neue zeigt, daß der Verfasser nicht bloß in Büchern, sondern auch in dem menschlichen Herzen, dem Buche aller Zeiten, zu lesen versteht.

Herausgebee und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghyzin'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

98. Mittwoch, den 7. December 1836.

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

V.

An den Grafen von Purgstall [1].

Rom den 19. Februar 96.

Herzlich danke ich Ihnen, edler Graf, für Ihren freundschaftsvollen Brief vom 12. Jänner d. J., der mir durch einen hier lebenden jungen Schweizer am 14. dieses M. eingehändigt wurde. Der Inhalt desselben entspricht ganz der Vorstellung, die ich von dem Charakter des Mannes gefaßt habe, der, ohne mich weiter zu kennen, sich auf das bloße Fürwort einiger Freunde so edelmüthig für mich interessirt. Ich versichere Ihnen, daß ich in keinem Momente an der gütigen Erfüllung Ihres Versprechens gezweifelt habe, obgleich mich des Baron Herberts Zurücktritt, der aber, wie ich erst lange nachher erfahren habe, eine nothwendige Folge seiner ökonomischen Umstände war, und die üble Lage, in die ich mich dadurch hier versetzt fand, leicht in meinem Vertrauen hätten irre machen können. Aber Reinhold, Baggesen, Friederike Brun und Pohrt, welche beiden letzteren seit der Mitte des Novembers hier in Rom sind, — haben einstimmig meine Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit Ihres gegebenen Wortes so fest gegründet, daß ich es immer einer Combination von widrigen Zufällen zugeschrieben habe, daß der Wechsel, mit dem Sie mich gütigst unterstützen wollten, noch immer nicht in meine Hände gekommen ist. Mit vieler Mühe und Unannehmlichkeit, aber doch glücklich, habe ich mich das erste Jahr meines hiesigen Aufenthaltes hindurch gewunden, der Gedanke, in Rom zu leben, hat mich auch das Entbehren der dringendsten Bedürfnisse ertragen gelehrt, und ich bin froh, daß diese erste Zeit meines Hierseyns gerade mit diesen widrigen Umständen verknüpft war; denn in ihr habe ich auf's neue gelernt, was ich schon öfter bewährt fand, nämlich, daß Widerwärtigkeiten die beste Schule zur Entwickelung der eigenen Kräfte des Menschen sind. Obgleich der gänzliche Mangel es mir unmöglich gemacht hat, mein Kunststudium auf dem practischen Wege, so wie ich Willens war, hier fortzusetzen; so hat er darum doch nicht hindern können, während dieser Zeit so viel als möglich meine Bildung für die Kunst in theoretischer Rücksicht zu betreiben, vielmehr hat er mich in eine Bahn gebracht, auf der ich aller Wahrscheinlichkeit nach mehr für die Verbreitung eines besseren Geschmackes beitragen kann, als ich es vielleicht als practischer Künstler vermocht hätte; obwohl ich auch diesen Theil meines Studiums, den ich so lange wider meinen Willen versäumen mußte, nunmehr wieder mit neuer Liebe ergriffen habe.

Die Kunst unserer Zeit hat sich von ihrer geistigen Vollkommenheit, die sie zu Raphaels Zeiten besaß, eben so weit entfernt, als sie sich der mechanischen Vollkommenheit genähert hat; aber auch mit der höchsten Vortrefflichkeit der letzteren kann sie den Verlust der ersteren nicht ersetzen; der künstlichste Handwerker steht noch unendlich tief unter dem wahren Künstler, für den jener sich so gerne gehalten sieht, und ich glaube, daß es keine verdienstlose Bemühung seyn dürfte, dem spielenden und kleinlichen Modegeschmack dadurch entgegen zu arbeiten, daß man ihn auf einen würdigeren Zweck zu leiten und zur wahren Bestimmung der bildenden Künste zurückzuführen versucht, die nicht bloß zu unseren Sinnen, sondern durch Phantasie und Empfindung zu den edleren Gemüthskräften sprechen sollen. Es steht mit den bildenden Künsten jetzt ungefähr so, wie es vor Kant mit der Philosophie stand; sie haben sich, so wie damals diese, von ihrem eigentlichen Zwecke entfernt, und sind mehr Bedürfniß des Luxus als Mittel der Cultur. Wenn es ge-

1 Vgl. Fernow's Biographie im neuesten Conversations-Lexicon.

Digitized by Google

länge, sie wiederum zur Würde des letzteren zu erheben, so würden sie auch wieder jenen ehrenvollen Rang unter den Producten des menschlichen Geistes behaupten, den sie im Alterthume und, obgleich nur eine kurze Zeit lang, im neueren Italien behauptet haben. Und sollte es nicht möglich seyn, daß das, was in jenen Epochen Werk der Natur war, einmal Werk der Vernunft werden könnte? Die letztere fordert sogar, daß dieß geschehen soll, und diese Ueberzeugung macht es zur Pflicht, die Bahn zu diesem Wege zu brechen. Mein Studium der Philosophie, das sich bald durch mein Interesse für die Künste auf den ästhetischen Theil lenkte, und das ich hier im täglichen Umgange mit den besten Kunstwerken aller Zeiten in Anwendung zu bringen Gelegenheit habe, setzt mich, in Vereinigung mit der Kenntniß des practischen Theiles der Kunst, welche gewöhnlich dem Gelehrten fehlt, in den Stand, den ästhetischen Theil der Kunsttheorie, der bisher in allen über die Kunst geschriebenen Werken höchst unbestimmt und unvollkommen geblieben ist, vielleicht mit mehrerem Glücke zu bearbeiten, als es weder dem practischen Künstler, der gewöhnlich kein Denker, noch dem Gelehrten, der gewöhnlich kein Künstler ist, möglich seyn wird, und dieser ist es, den ich mir, nach meiner Ueberzeugung von der Nützlichkeit meines Vorsatzes, für meine künftige Beschäftigung vornehmlich zum Zwecke gesetzt habe. Ohne mich in das meistens grundlose, oder doch größtentheils nur auf Hypothesen gegründete Labyrinth des antiquarischen Studiums zu verirren, wobei man gewöhnlich eben so viel an Geschmack einbüßt, als man an Gelehrsamkeit gewinnen mag, werde ich die Kunst bloß als Gegenstand des Geschmackes zu betrachten suchen, und ich bin völlig überzeugt, daß es sich in ihr, wenn gleich zu keinem wissenschaftlichen Systeme, doch zu sehr festen und bestimmten Principien einer philosophischen Kunstkritik bringen läßt.

Als Vorübung zu meinen künftigen Arbeiten in diesem Fache habe ich bereits im vorigen Jahre einen Cursus von Vorlesungen über Aesthetik mit steter Hinsicht und Anwendung auf die bildenden Künste ausgearbeitet, die ich seit Anfang dieses Winters, wöchentlich zwei Mal Abends vor einer Gesellschaft deutscher Künstler und Gelehrten von etwa 30 Personen im Hause des Prinzen August von England halte, und der zugleich meinen Zuhörern, die größtentheils junge hier studierende Künstler sind, dazu dienen soll, ihnen die Nothwendigkeit der Geistesausbildung für den wahren Künstler fühlbar zu machen, und sie in den Stand zu setzen, von ihren Denkfähigkeiten einen zweckmäßigeren Gebrauch, als gewöhnlich geschieht, zu machen. Mein Collegium bringt mir indeß nur wenig, zwischen 50 und 60 Reichsthaler ein, denn ich habe den Preis so niedrig gesetzt, daß mich niemand eigennütziger Absichten beschuldigen darf. Ich werde es vielleicht im künftigen Winter wieder lesen, und es dann noch zweckmäßiger einzurichten suchen, als es in der ersten Ausarbeitung mir möglich war.

Sie sehen jetzt wohl ein, daß es mein inniger Wunsch seyn muß, noch länger in Italien zu seyn, ja daß sogar ein längerer Aufenthalt hier das einzige Mittel ist, um meinen Zweck glücklich und so, daß ich von meines Vorhabens Ausführung Nutzen hoffen kann, zu erreichen. Ich möchte Italien nicht gerne eher wieder verlassen, als bis ich die in diesem Lande befindlichen Kunstschätze in ihrem ganzen Umfange kenne, und eine vollkommene Uebersicht des ganzen Gebietes der Kunst erworben habe. Ja ich werde, so zu sagen, nur unter den Augen ihrer Meisterwerke etwas Gründliches, Vollständiges und Brauchbares darüber schreiben können. Ueberdem habe ich das Glück, hier den täglichen Umgang einiger Künstler zu genießen, die einst die Ehre unseres Vaterlandes und wahre Beförderer oder vielmehr Wiederhersteller eines besseren Geschmackes seyn werden, wenn das Glück ihnen Gelegenheit gibt, ihr Talent gemeinnützig zu machen. Ich nenne Ihnen unter diesen bloß Carstens als Geschicht- und Reinhart als Landschaftsmaler; zwei Männer, deren Werke neben den besten Werken der neueren Kunst mit Ehre stehen können.

Sie melden mir, daß Sie bereits im Februar vorigen Jahres einen Wechsel von 85 Scudi 56 Baj. durch Ihren Wechsler von Asln an Madame Baggesen nach Bern für mich gesandt haben. Daß er unterwegs sey, habe ich schon im April aus Bern erfahren, aber auch zugleich von der Madame Haller, Baggesens Schwiegermutter, einen Brief mit der Nachricht erhalten, daß er nicht in Bern angekommen sey; weiter habe ich nachher nichts mehr erfahren. Weder Baggesen noch sonst Jemand hat mir eine Zeile geschrieben und ich hatte ihn längst für verloren aufgegeben. Sie sagen in Ihrem Briefe, der Wechsel sey in Rom auf den Banquier Cutler und Heigelin gestellt, aber in Rom ist kein solches Haus. Wahrscheinlich wird es Cutler und Heigelin in Neapel seyn. Ich habe auch bereits deßhalb an Matthisson, der jetzt in Neapel ist, geschrieben und ihn gebeten, sich bei gedachtem Banquier zu erkundigen, obgleich ich zweifle, daß er dort seyn wird. Ich habe die Antwort

Digitized by Google

nicht erst von daher erwarten wollen, weil ich befürchte, mein Brief möchte Sie nicht mehr in Göttingen treffen, und dadurch abermals eine Verzögerung oder noch etwas Uebleres entstehen. Ihren gütigen Willen, mir im Mai wiederum eine Unterstützung von 100 Thalern zu schicken, erkenne ich mit innigem Danke, und nehme das Anerbieten, da ich es wirklich bedarf, und in der Ueberzeugung, daß Sie Ihre Güte nicht unnütz verschwenden, sehr gerne an. Ich habe es auch bei dem besten Oekonomisiren, da ich kaum so lange ich hier bin, 200 Thaler verbraucht habe, nicht vermeiden können, gegen 40 Thaler Schulden zu machen. Jene Summe, wenn ich sie jetzt nebst dem verjährten Wechsel erhielte, würde mich in den Stand setzen, jene Schuld zu tilgen und manche andere höchst nöthige Bedürfnisse anzuschaffen.

Seyen Sie es von meiner Rechtschaffenheit überzeugt, daß ich nicht nur Ihr Geschenk gewissenhaft verwenden, sondern daß ich auch von Ihrer gütigen Unterstützung nicht länger Gebrauch machen werde, als die Noth es mir gebietet. In alle Zukunft aber werde ich Ihre menschenfreundliche edle Gesinnung dankbar ehren und mich des Geschenkes Ihrer Freundschaft stets werth zu erhalten suchen. Sobald mein Zweck es gestattet und meine Rückkehr nach Deutschland mir das Glück, Sie persönlich kennen zu lernen, vergönnt, eile ich zu Ihnen, wo Sie auch seyn mögen, einer freundschaftlichen Aufnahme im Voraus gewiß.

Madame Brun grüßt sie herzlich und versichert Sie ihres freundschaftsvollen Andenkens, auch Pohrt empfiehlt sich bestens. Ewig mit Achtung und Liebe

Ihr ganz eigener

Fernow.

Frühlingsalbum. Lieder von Rudolph Hirsch. Leipzig, Engelmann. Wien, Wallishausser, 1837. 142 S. 8.

Der Name des Herrn R. Hirsch kömmt in der hiesigen Tages-Literatur sehr häufig vor; wir begegnen ihm, in den meisten Zeitschriften, als die Firma von Dramen, Novellen, Poesien und kritischen Arbeiten; unseres Wissens ist dieß auch schon das dritte Buch, welches dieser noch jugendliche Autor der Publicität übergibt. Wie eine dergleichen Thätigkeit, und namentlich im Felde der Beurtheilung, es stets mit sich bringt, so haben Neid, Feindseligkeit, zu weit getriebener Feuereifer, vielleicht auch wohl der Stachel beleidigter Autorstolzes, mannigfach wegwerfende Stimmen über Hrn. Hirsch und seine Arbeiten laut werden lassen; es ist fast schwierig geworden, sich zu einer klaren Anschauung der Fähigkeiten dieses Schriftstellers, durch eine Masse von Vorurtheilen und Präoccupation durchzuarbeiten; wie aber soll ein reines, parteiloses, gesundes Urtheil aufkommen, wo man ein Buch schon mit der Absicht in die Hand nimmt, es schlecht zu finden? — Ref. glaubt in dieser Beziehung jederzeit seine Rechtlichkeit bewiesen zu haben und darf also wohl voraussetzen, man werde ihm jene Freiheit der Meinung zutrauen, ohne die man lieber auf das Recht der Beurtheilung Verzicht leisten sollte. — Dieß vorausgeschickt, gehen wir nun auf das Buch selbst über und bekennen offen, daß wir es mit Interesse gelesen und daraus von dem poetischen Berufe des Hrn. Hirsch eine recht günstige Meinung geschöpft haben: es ist Wärme, Phantasie und Gemüth in den Liedern dieser Sammlung. Unser Autor hat das Neueste und Beste im Fache der Lyrik gelesen und studiert, hat die Vorzüge der Genien, welche ihm besonders zusagten, ganz und gar in sich aufgenommen, hat geprüft und empfunden, nachgebildet und selbst geschaffen; — das Resultat nun, wir es uns vorliegt, ist ein achtbares, ja sogar ein vielversprechendes für die Zukunft des Sängers. Das große, ewige Liederthema, Liebe, bildet den rothen Faden, mit welchem er die Reihe seiner Sangeswerbung durchzieht; vielleicht möchte gerade in diesem Ausschließungs-Systeme aller anderen Gefühle einige Monotonie begründet seyn; aber der Ausdruck ist so sinnig und herzlich, daß man gerne dem Gewinde des Labyrinthes folgt und den von den Zweigen und aus den Lüften und aus dem Grase säuselnden Accorden lauscht. Hr. Hirsch ist mit seinem poetischen Lebensplane noch nicht in's Reine gediehen; der Reichthum an Eindrücken übermeistert ihn noch, unwillkührlich entschlüpfen ihm Reminiszenzen, Klänge aus fremder Leier mengen sich in seine Weisen; — ist dieser Abklärungs-Prozeß erst überstanden, wird seine Dichterfluth wohl in eigenen, reinen Wogen daherfließen zur Freude für männiglich. Dazu ist die Anlage in vielen Stücken dieses Albums dargelegt; wir nennen einige, welche und die gelungensten scheinen. S. 5 »Friedhofs Vergißmeinnicht« erquickt durch die schöne Pointe, S. 29 »Schifferliedchen« ist ungemein saugbar, S. 35 »Tageschlaf« sehr plastisch, S. 54 »Liebesduett« echt lyrisch, S. 68 »Wellenpost,« eines der anmuthigsten Gedichte der Sammlung, S. 92 »Thränenwerth,« tiefempfunden, »Schwanenlied,« der tüchtige Schlußstein des Hirsch'schen Liederbaues, — und so noch mehrere andere zart, gemüthliche Schöpfungen, welchen nur die Feile oder Rundung in der Diction gebricht, um fast Nichts zu wünschen übrig zu lassen. — Beinahr ohne es zu wissen, haben wir hier einen Tadel ausgedrückt und wollen nun die Schattenseite dieses Albums unter Einem gleich zu beleuchten suchen. Am unangenehmsten ist uns in dieser Beziehung eine gewisse, erzwungene Poetisstät der Ausdrucksweise aufgefallen, welche sich in Hinweglassungen der üblichen Geschlechts-, Zeit- und Bindeworte, in obsoleten For-

Digitized by Google

men und erzwungenen Wendungen bewegt, auch scheint uns der Dichter einem Hange zur Zergliederung des Bildes und der Empfindung viel zu sehr nachzugeben, um nicht selten über dem reflectirenden Werthe den poetischen zu vergessen; es ist, als ob ein Anatom mit dem scharfen Scalpell dem Gewinde der Fibern und Fasern im frischen Fleische ängstlich nachfolgt, um zuletzt — eine Leiche vor sich haben. Das ist wohl Folge der kritischen Bestrebungen, welche derlei Secirungs-Proceduren allerdings erheischen und denen schon manches Talent erlegen ist. — Darum so wäre, unter Anempfehlung dieses Albums, unser unvorgreifliches Ermessen, Hr. Hirsch wolle sich nicht in zu bunter Regung seiner Kräfte zersplittern, Bild und Wort zu bewältigen bemüht seyn, den Weg, welchen er in seinen Lyricis eingeschlagen, festhalten und muthig, durch Eulengekrächze unbeirrt, ausschreiten zum Ziele. Stbe.

Jurende's Vaterländischer Pilger. Geschäfts- und Unterhaltungsbuch für alle Provinzen des österreichischen Kaiserstaates. 1837. Allen Freunden der Cultur aus dem Lehr-, Wehr- und Nährstande, vorzüglich allen Natur- und Vaterlands-Freunden geweiht. Als ein Versuch zur Verbesserung des Kalenderwesens zuerst für das Jahr 1809 gegründet. Mit einer Mondkarte, mit Porträts und vielen anderen Abbildungen. Brünn. 4.

Die Idee der größtmöglichsten Gemeinnützigkeit, welche diesen Prototyp aller Kalender in's Leben gerufen, ist wie immer auch in dem vorliegenden Jahrgange festgehalten, und mit eben so anhaltendem Fleiße als vielem Geschicke durchgeführt. Jurende hat längst alle seine Zwecke erreicht: das Kalenderwesen ist, durch den Pilger zur Nacheiferung angeregt, vielseitig verbessert worden, und dabei gereicht die Thatsache, daß dem Vorbilde noch kein einziger Versuch nahe gekommen, ihm zum wahren, bleibenden Ruhme! Ueberdieß ist der Pilger schon seit Jahren ein Familienbuch geworden, und mit vollem Rechte; denn seine Auswahl erscheint stets eben so streng, als sein Inhalt reich. Welche Masse von Aufsätzen und Auszügen enthält der vorliegende Jahrgang! Wir wollen einige Hauptrubriken, die übrigens an der Zahl 23 sind, hier als ganz vorzüglich hervorheben: »Das Weltgebäude; die Höhen der Erde; die Thierwelt; Völkerkunde; das Historienfach; Polytechnik; Eisenbahnen; Spiegelbilder; Welt- und Zeitereignisse« u. s. w. Unter der Aufschrift: Völkerkunde erhalten wir z. B. Züge aus dem religiösen Leben der Völker; Schilderungen von Volksthümlichkeiten, Sitten und Gebräuchen; Darstellungen des Lebens und Treibens in den Hauptstädten der Welt und zunächst in London und Paris. Dieß wird genügen, um anzudeuten, wie sehr sich's der Herausgeber immerfort angelegen seyn läßt, seinem Vorwurfe, unterhaltend zu belehren, Genüge zu leisten. Möge er auch für die Zukunft die bisher bewiesene Liebe und Ausdauer bewahren, wir sind innig überzeugt, daß sein wackerer Pilger immer und überall freundliche Aufnahme finden wird. Fr.

Aphorismen.

Man sollte zur Ehre seiner selbst und unseres Geschlechtes nie das Sprichwort anwenden: Die Liebe ist blind; wenn es der innere, also der eigentliche Mensch ist, der liebt und geliebt wird, woran niemand zweifelt, — wie steht es dann um die Schönheit des Geistes, um die Würde der menschlichen Natur, wenn Liebe, die allein vermag sie zu entdecken, zu bewähren, — wenn Liebe blind ist? Wir wollen lieber sagen, Leidenschaft, Gier (Cupido) sey blind, und nichts, im Himmel und auf Erden, sehe besser, als Liebe.

Es ist leicht einzusehen, wie man sich Kernsprüche der Alten, besonders römische, dergestalt aneignen und fertig haben kann, daß sie bei jedem Vorkommniß, im individuellen Falle, sich darstellen, ja aufdringen, was dann Jenem, der sich gewähren läßt, einen wunderlichen oder pedantischen Anstrich gibt.

Diese Sprichwörter und Sentenzen allein reichen hin, uns einen Begriff von der Art und Höhe antiker Lebens-Cultur zu geben, da sie jederzeit, der individuellsten Auffassung entsprossen, in's Unendliche anwendbar, mit unerreichbarer Präcision und Kraft ihren Gegenstand erschöpfen, und so die Sache gewisser Maßen für immer abthun. Es ist überflüssig, welche zu citiren; man nehme nur zum Exempel die weniger bekannten: fortiter in re, suaviter in modo; — per ardua ad astra; — arcum intensio frangit, animum remissio; — volentem ducit, trahit nolentem; — non sapit qui sibi non sapit; — homo sum, nil humani u. s. f. u. s. f.

Wer das Alterthum je studirt hat, wird bekennen, daß das Geistige, das Sinnig-Große Zweck und Seele, so wie das Schöne Mittel und Körper der antiken Kunst gewesen ist. Sie hat nie für bloße Augenweide gebildet, sie hat das Bedeutende nie durch unschöne Mittel bewirkt; sie will erheben, läutern. Wer dieses wohl verstehet, von dem glaube ich, daß ihm Anfang und Ende, Gehalt und Umfang der Künste deutlich sey.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

99. Sonnabend, den 10. December 1836.

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

VI.

An den Grafen von Purgstall.

Rom, den 3. März 1797.

Ihre Güte, edler Graf, wird mir die Entschuldigung meines langen Stillschweigens erlassen. Sie wissen es wohl aus eigener Erfahrung, daß in dem einförmigen in sich selbst verschlungenen Kreise des Studierenden Wochen und Monathe nicht weniger schnell und unbemerkt vorübereilen, als in dem zerstreuenden Gewühle neuer, täglich wechselnder Gegenstände auf Reisen oder in großen Städten. In Rom, wo die Gegenwart einen so reichen Inhalt und so mächtige Zauber hat, ist eine Unterlassungssünde dieser Art vielleicht minder strafbar, aber wo ein gegenseitiges Vertrauen in die sittliche Güte der Gesinnung eine wohlwollende Freundschaft auf der einen und Achtung auf der anderen Seite begründet, da bedarf es weniger der äußeren Merkzeichen zu ihrer Versicherung; da verbürgt eine innere Ueberzeugung die Beständigkeit derselben. Daß diese Ueberzeugung durch das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft eine neue Befestigung erhalte, ist, seitdem Sie mir dazu Hoffnung gemacht haben, mein inniger Wunsch. Wahrscheinlich wird die Zeit seiner Erfüllung nicht mehr so ferne seyn, daß diese sich in eine unbestimmte Dämmerung verlöre; daß sie nicht in Jahr und Tag möglich werden könnte. Unter den alten Denkmälern der Kunst ist es einer meiner Lieblingsträume, Sie nach Ihrer Zurückkunft aus England in Steiermark zu besuchen und eine Freundschaft, die bisher nur auf mein physisches Seyn wohlthätigen Einfluß haben, und wo ich bloß der empfangende Theil seyn konnte, durch schönere Bande gegenseitiger Mittheilung zu befestigen.

Mein Vorsatz, den verwichenen Sommer in Florenz zuzubringen, ward durch den mißlichen Anschein der damaligen Zeitumstände vereitelt. Ich wagte es nicht, Rom so früh zu verlassen, auf die Gefahr, daß mir die Rückkehr hierher abgeschnitten werden könnte; aber diese Besorgniß war ungegründet. Ich habe indessen diese Zeit in Rom mit eben so großem Nutzen verwandt, denn hier ist für eine Lebenszeit zu lernen. Mit mehr Erfahrung und gereifterem Urtheile werde ich den künftigen Sommer über die Kunstschätze in Florenz studieren und meinen Plan, Italien, wo möglich, nicht eher ganz zu verlassen, bis ich das Gebiet der alten und neuen Kunst hinlänglich in seinem Umfange und Zusammenhange kenne, um so zweckmäßiger zu erfüllen im Stande seyn.

Während dieses Winters habe ich an dem ersten Theile eines ästhetischen Handbuches für bildende Künstler gearbeitet, wozu mir meine im vorigen Winter ausgearbeiteten Vorlesungen eine nützliche Vorbereitung waren, und ich habe ihn beinahe geendigt. Er enthält ein System der Aesthetik nach den Grundsätzen Kants und nach der glücklichen weiteren Entwickelung derselben durch Schiller, welche meiner Ueberzeugung nach das Wesen der Schönheit völlig ergründet und den vollständigen Grundbegriff derselben aufstellt. Im zweiten Theile denke ich die Anwendung der im ersten aufgestellten reinen Begriffe des Geschmackes und der Kunst überhaupt auf die bildenden Künste in ihren verschiedenen Zweigen und Theilen auszuführen, wozu ich hier täglich Materialien einzusammeln Gelegenheit habe.

Sie haben gewiß die sieben berühmten Cartons von Raphael in Windsor gesehen, von denen wir hier die gewürkten Tapeten haben, und ich denke, in diesen Cartons haben Sie das Beste von Raphaels Werken, mithin das Vortrefflichste der neueren Malerei gesehen. Im Januarstück des deutschen Merkur von diesem Jahre befindet sich ein Aufsatz von mir über diese Tapeten, der das Glück gehabt hat, Wieland's besonderen Beifall zu erhalten. Ich würde

Digitized by Google

ihn mit mehrerer Zuversicht meiner Urtheile geschrieben haben, wenn ich so glücklich wäre, die Originale, die den Kunstfreund und den Künstler, der fähig ist, Raphaels Geist zu fühlen, allein zu einer Reise nach England bewegen könnten, zu kennen.

Dürfte ich Sie, theurer Freund, um eine Gefälligkeit ersuchen, so wäre es die, mir ein Exemplar von Josua Reynold's und von West's akademischen Discourse über die Malerei mitzubringen, deßgleichen Richardson's Werk über die Malerei, welches ich hier nicht bekommen kann. Letzteres Werk enthält viel Gutes, und ist meiner Meinung nach das vernünftigste Raisonnement unter allen Kunstbüchern.

Wenn ich auch für das jetzige Jahr mich Ihrer gütigen Unterstützung erfreuen darf, so bitte ich Sie, es so zu stellen, daß mir die hundert Skudi, welche etwa 50 Zechinen ausmachen, von einem Wechsler in Florenz ausgezahlt werden, und daß ich von Ihrem Banquier in Hamburg deßhalb eine Anweisung erhalte. Ich denke in der Mitte des Mai nach Florenz zu gehen und den Sommer dort zuzubringen. Hier in Rom würde ich das Geld nicht anders als in Papier ausgezahlt erhalten und beim Umsatz in Münze einen gar zu großen Verlust erleiden müssen.

Erhalten Sie mir ferner Ihre Freundschaft und bleiben meiner lebenslänglichen Achtung und Liebe gewiß.

Fernow.

Pädagogische Bilder für Aeltern und Erzieher, von Julius Lehmann. Mit einem Vorworte von Rector Zeller. Bern, 1836. Verlag von C. A. Jenin, Sohn.

Ansichten über Erziehung und Unterricht, von Föhlisch, Hofrath und Director des Gymnasiums zu Wertheim. Carlsruhe 1836.

Unsere Universitäten. Briefe an Diesterweg, von Dr. Fr. E. Beneke, Professer zu Berlin. Berlin, 1836.

Unter der übergroßen Menge der dießjährigen Bücher scheinen mir die zunächst vorzüglicher Beachtung würdig, welche einem immer mehr erkannten, einem mit jedem Jahre steigenden Bedürfnisse wahrhaft wirksam und tief eingreifend begegnen.

Wenn uns wohlwollende, eifrige Jugendbildner ihre reiche Erfahrung und klare Ansicht über einen dem Einzelnen und dem Vaterlande so wichtigen Gegenstand mittheilen, so wollen wir sie ernst beachten und sehen, ob wie in unserem nächsten Wirkungskreise daraus mittelbar oder unmittelbar Manches zum Segen dankbar benützen können. Wer immer mit der Jugend zu thun hat, soll deren Bestimmung, Art und Weise richtig kennen, um wenigstens negativ nicht stöörend auf sie zu wirken; denn bei der Erziehung soll Alles in einem Geiste zu demselben Ziele hinstreben, wie in einem schönen Gemälde jeder Pinselstrich, auch der eines unwichtigen Nebengegenstandes, den Gesammteindruck fördern hilft. Mehr als Lehre muß das häusliche, thätige, genügsame, religiöse Leben zur Entwickelung und Befestigung des rechten Lebens der Jugend führen. Wie erwägen selten ernst genug, daß das Glück nicht nur eines Menschen von seinem soliden Charakter abhängt, sondern der Erfahrung und Geschichte zu Folge oft auch das Glück und Unglück von hundert und tausend, ja von Millionen. Vorzügliche Schriften über Jugendbildung dürften also wohl eine eegere und allgemeinere Theilnahme nicht bloß bei Lehreen und Eeziehern finden.

Es gibt nicht leicht ein mehr practisches und gehaltvolleres Buch über Erziehung von der feühesten Kindheit an bis zum Eintelte in das gesellschaftliche Berufsleben, als die angeführten »Pädagogischen Bildee.« Der Verfasser wae Schüler und Freund des gemüthreichen, unsterblichen Pestalozzi und Mitarbeitee an der Anstalt zu Iferten. Es ist der edle Geist des Meisteés, der sich in diesen Bildeen durch viele Erfahrungen bereichert und entwickelt, klar, einfach und innig anziehend ausspricht. Hr. Lehmann behandelt in Kurzen Abtheilungen die Hauptpuncte dee eigentlichen Erziehung, z. B. die eesten Eindrücke, die Kinderwäeterein, Uebung der Siune, Consequenz bei der Eeziehung, Umgang mit Kindern, Kinderspiele, eeste Stufe des Lerneus, Hand und Schule, Denkübungen, Lohn und Strafe, Geschmackbildung, Tact u. s. w. Oefter ist auf weniger bekannte gute Bücher hingewiesen, um einen Gegenstand weitee verfolgen zu können. Den Schluß des Buches bildet eine interessante, tief und keineswegs in blinder Verehrung gezeichnete biogeaphische Skizze über Pestalozzi und seine vorzüglichsten Mitarbeiter zu Iferten.

Da diese pädagogischen Bilder nicht jene hohe Entwickelung wie die geniale Levana voraussetzen, auch nicht ein förmliches Gebäude sind, wie Schwarz und Niemeyee lieferten, und doch das Wesentliche der Jugendbildung so klar, faßlich und gemüthreich enthalten, so empfehlen sie sich vorzüglich als Handbuch für jeden Familienkreis. Einige Stellen mögen dieß näher bezeichnen.

Seite 1 beginnt der Verfasser: »Wollet ihr ein anschauliches Bild von der Macht der eesten Eindrücke erhalten, so merket auf die Steine, an welche sich Pflanzentheile eingeprägt haben; betrachtet den eingeschnittenen Rauten in der jungen Birke, welcher mit der Rinde allmälig tiefer hineinwächst. Seyd ihr unveetraut mit der kindlichen Natue, so störet ihr die harmlose Entwickelung deeselben durch fremdartige Eindrücke, die, weil sie im kindlichen Wesen keiner Anklang

Digitized by Google

finden, eine Lücke lassen, welche jedem schädlichen Einflusse Raum gibt.

Gott hat in der Kinderwelt eine unaussprechliche Weisheit geoffenbaret. Welch ein mächtiges Bildungsmittel ist der in den Jugendjahren vorwaltende Nachahmungstrieb, wenn er gehörig geleitet wird! wo liegt der Keim zu aller Liebenswürdigkeit?«

Niemand bestreitet diese Gedanken, aber sorgen wir auch genug wachsam, daß die Jugend durch ihre Umgebung nur gute, passende Eindrücke erhalte, daß sie nur Nachahmungswerthes durch jeden Sinn und durch ihr zartes, reizbares Gefühl empfange?

Die außerordentlich heftige, zügellose Sinnlichkeit mancher Kinder findet oft ihre Erklärung in der frühesten Behandlung, da sie aus Ungestüm und oft aus sinnlicher Liebe zu sehr aufgeregt, statt ernst und milde, fest und gewandt beherrscht und gelenkt wurden.

J. Paul sagt so wahr als schön, daß der erste innerliche und äußerliche Gegenstand der Liebe oder Ungerechtigkeit Schatten oder Licht in die Jahre hineinwirft. Alles Erste bleibt im Kinde; die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vorgrund seines Lebens.

Bei weitem nicht genug beobachtet scheint mir die wichtige Bemerkung S. 18: »Wer die Natur der Kinder einiger Maßen beobachtet, wird sich überzeugen, daß sie beständig im Lernen, d. h. in Erweiterung ihres Erkenntniß-Vermögens begriffen sind; gleichwie ihre physische Entwickelung nie ruht, so ist ihre geistige in fortdauernder Thätigkeit. Die Erziehungskunst besteht darin, den geeigneten Stoff vorzulegen, gleichwie der Arzt, die geheime Spur der Natur erforschend, ihr das Hemmende aus dem Wege räumt, dagegen für das Fördernde besorgt ist.«

S. 19. »Consequenz ist die Folgerichtigkeit in allem Thun und Lassen. In der Erziehung muß wie in der Natur die Stätigkeit beobachtet werden. Auf Stätigkeit beruht jede wohlgeordnete Disciplin, und die meisten Fälle des Ungehorsams haben ihre Ursache im Wankelmuthe des Regierers. Gleichmuth ist die nothwendige Eigenschaft, um folgerecht zu handeln.«

S. 58. »Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Natur gibt der Phantasie des Kindes reiche Nahrung; denn außer der naturgemäßen Uebung der Sinne gelangt es noch zu einer richtigen und reichhaltigen Anschauung von allen Elementen seines künftigen Unterrichts. Die frühe Befreundung mit der Natur bereitet einen tiefen, religiösen Sinn; es ist daher von hoher Bedeutung, bei der physischen und intellectuellen Bildung unserer Zöglinge den Einfluß der Natur genau zu berücksichtigen. Dieß geschieht aber nur zufällig; wir verschließen unseren Kindern meistens die Pforten der Natur und öffnen ihnen dafür nur die Schulthüren, wo man ergötzlich von Naturgegenständen erzählt, die in anderen Welttheilen heimisch sind, während dem neugierigen Schüler das Nahelebende fern und fremd ist.«

Der Verfasser erkennt, wie jeder wahre Erzieher, das religiöse Princip als jenes, welches überall walten und leiten soll; da sich aber die echt christliche Humanität an ersten im Familienkreise entfalten und beleben soll, so äußert er, daß ein bedeutsames Uebel unserer Zeit die Seltenheit eines rein häuslichen Lebenskreises ist; das öffentliche Leben dringt bis in die traulichen Kinderstube, und den übrigen Raum füllen die Sorgen für die vielfältigen Bedürfnisse.«

»Der Keim,« heißt es S. 61, »zur Menschenbildung wird durch den häuslichen Sinn gelegt; der Anblick der ehelichen Liebe der Aeltern erwärmt zuerst das kindliche Herz; die liebevolle Behandlung, welche das Kind täglich und stündlich erfährt, stimmt sein ganzes Gemüth zu ähnlichen Gefühlen; das wohlwollende Betragen gegen Untergebene und Hausgenossen gewöhnt dasselbe an Milde und Nachsicht, an Mitleid, an thätige Hilfe, an zuvorkommende Dienstleistung gegen Aeltern und Geschwister, an Aufmerksamkeit auf das, was Anderen wohlgefällig ist. Häusliche Ordnung und Geschäftigkeit lehrt die Kinder eine geregelte, arbeitsame Lebensweise: Aufsicht über das Lernen (im Einverständnisse mit den Aeltern) gibt dem Unterrichte seine höhere Bedeutung. Die häusliche Gottesverehrung, die man bei den Alten den Morgen- und Abendsegen nannte, war der schöne Moment, der alle Hausgenossen unter dem Schutze des Höchsten vereinte: diese Gemeinschaft mit Gott nährte bei den Untergeordneten die Pflichttreue, und erleichterte die Last ihrer Arbeit durch das Gefühl, Glieder einer Hausgenossenschaft zu seyn.«

»Des Kindes Seele blieb dabei nicht unthätig — sie war von Ahnungen angeregt, welche sich nach und nach in Begriffe aufklärten mittelst Unterrichtes und lehrreichen Umgangs.«

»Vornehmlich eignet sich zu Erweckung eines religiösen Sinnes die Anschauung der Natur, die beständig sichtbare Offenbarung Gottes, welche selbst für das zarteste Alter verständlich ist und den zweckmäßigsten Uebergang zum eigentlichen Religionsunterrichte bildet, welcher Anleitung gibt, sein Inneres zu erforschen und im Bewußtseyn seiner Schwäche das Bedürfniß einer ewig waltenden Vaterschaft Gottes zu erkennen, die in der Sendung des Heilandes die Seligkeit aller Völker verausstaltete.«

»Die weitere sittliche Anregung geschieht durch passende Erzählungen, Parabeln, Geschichten aus der Bibel.«

Mit Fall da J. Paul bei, wo er als tiefer, geistvoller Kenner der edelsten Kindlichkeit äußert: »Die beste christliche Religionslehre ist das Leben Christi und seiner Nachfolger. Wenn Rousseau Gott — und folglich Religion erst als die späte Erbschaft eines mündigen Alters zugibt, so kann er nicht mehr religiöse Begeisterung und Liebe davon erwarten, als

Digitized by Google

ein Pariser-Vater kindliche, der seinem Sohne nicht eher erscheint, als bis er keinen Vater mehr braucht.«

Auf der 161. Seite begegnen wir wieder einem Gedanken, der wohl vorzüglich hervorgehoben zu werden verdient, »Jeder Unterricht,« heißt es, »soll nicht nur das Erkenntniß-Vermögen, sondern auch das Willens-Vermögen entwickeln und bilden, d. h.: er soll wesentlich den Charakter durchdringen und das Gemüth belebend erwärmen.« Wie wichtig ist diese Erinnerung zunächst für die Schule und den Lehrstand! Unser Unterrichtswesen macht gewöhnlich nicht besser, aber eitel, dünkelhaft, kalt und selbstsüchtig. Darin, und nicht so sehr in den Mängeln der hinter der Zeitentwickelung zurückgebliebenen Lehrbücher liegt das Hauptgebrechen unserer Erziehung. Das Meiste kommt da auf das ernste und edle Streben des Lehrers an, auf seine würdevolle, nachdrückliche Anregung, auf seine kräftige, religiöse Persönlichkeit. Im Gegentheile wird die Klage über Unglauben, Dünkel und Frechheit der Jugend nur stets zunehmen.

Hier stellt sich von selbst das Bedürfniß eines eigenen theoretisch-practischen Institutes für Bildung religiös und literarisch tüchtiger Erzieher dar, gleichwie sich Aerzte Jahre lang theils im Hörsaale und Studierzimmer, theils am Krankenbette bilden.

Vor mehr als zwanzig Jahren hat uns J. Paul mit seinem geistreichen Werke beschenkt; noch aber ist sein großer, edler Geist wenig in die Erziehungsweise eingedrungen. Ich glaube, wie leben zu zerstreut, zu sehr auf der Oberfläche befangen, als daß wir dem inneren Rufe des Herzens und dem tieferen Bewußtseyn aufmerksames Gehör geben, und so bleibt es beim alten, wirren, heillosen Treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über Volkssagen und deren Behandlung.

Man hat schon seit lange den Volkssagen in dem Gebiete der Volkspoesie ihren Platz angewiesen, und ihren eigentlichen hohen Werth auch für die geschichtliche Wahrheit zum Theile außer Acht zu lassen geneigt zu seyn geschienen. Ich sage mit gutem Vorbedacht: »den eigentlichen hohen Werth,« denn in so fern sie als ein Zweig der Poesie betrachtet werden, dürfen sie schon deßhalb nicht in der Culturgeschichte eines Volkes bei der Schilderung der Sitten und fortschreitender Bildung desselben der Beobachtung des streng politischen Geschichtsforschers ganz entgehen. Sie haben aber eine weit wichtigere Bedeutung, indem die Sage, oder besser die Erzählung eines Factums, die sich bloß durch mündliche Ueberlieferung erhalten, weiter hinauf reicht, als die stummen, sprechenden und geschriebenen historischen Documente, und nicht bloß die ersten Blättere der Geschichte der ältesten Völker nichts anderes, als sogenannte Sagen enthalten, sondern, da diese auch für gewisse Perioden und historische Perioden zu den wenigen vorhandenen Quellen gezählt werden müssen, ja, daß sogar die in dem Munde des Volkes lebende Sage weniger eine freeng poetische — fingiete — als wahre Erzählung ist, in welche das Volk seine Poesie erst hinein getragen. Denn was das Erzählen eines unter seinen Augen geschehenen oder gehörten Ereignisses betrifft, gleicht das ungebildete Volk den Kindern, welche gern lügen, und die Ergebnisse aus ihrer kindischen Welt falsch zu berichten gewohnt sind; nicht aus purer Lust zum Bösen, sondern weil bei ihnen die Fantasie regsamer als das Denkvermögen, weil sie mehr vernünftig als verständig, weil sich in ihnen mehr vorvoreene Ideen, als eine klare Gedankenreihe entwickeln, und sie die in ihnen von außen her eingedrückten Bilder von den in ihren Seelen eigenthümlich regen Empfindungen zu sondern, nicht genug Bewußtseyn ihrer Selbst besitzen. Das beweisen die Erzählungen der Heldenthaten von den in dem Andenken des Volkes lebenden Heroen, von großen Bauten, wichtigen Erfindungen, wie sie unter dem Volke gang und gäbe sind, die man für bloß poetische halten müßte, sprächen nicht die vorhandenen Monumente für den wirklichen Bestand des sich wahrhaft zugetragenen Ereignisses in der von dem Volke entstellten Erzählung.

Etwas Wahres also liegt jeder Volkssage zu Grunde, viel Charakteristisches in derselben auf jeden Fall, da der größere Theil hinzugedichtet und Fiction nichts Erlebtes, Angeeignetes, Fremdes entwickelt, sondern Erguß eigenthümlicher von Innen heraus sich aussprechender das Nahuell darstellender Gefühle ist, und Widerspruch nur so weit in denselben zu finden, als solcher in dem Charakter selbst möglich vorhanden. Der Charakter des Volkes kann demnach als Maßstab für die Sage, und diese als solcher für jenen gelten, so wie sich beide wechselseitig auseinander erklären lassen. Allein ein Zug scheint in dem Sagenkreise besonders auffallend zu seyn, der nämlich, daß von dem Volke nicht bloß bei Productionen der Kunst und Wissenschaft, die dessen Fassungskraft weit übersteigen, nicht bloß bei jedem kühnen Schritte in der Erkenntniß, den Zustand der Menschheit moralisch oder physisch zu verbessern, sondern auch bei Werken, deren gottesdienstlicher heiliger Zweck augenscheinlich am Tage liegt, wie bei dem Baue gewaltiger Münster und Dome, dem Erbfeinde eine Rolle angewiesen wird.

(Schluß folgt.)

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

100. Mittwoch, den 14. December **1836.**

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

VII.

An den Grafen von Purgstall.

Königsberg, den 18. August 1795.

Ihre Zuschrift, lieber Graf, hat mir viele Freude gemacht, nicht nur, weil Sie im Glück und täglich an mich gedacht haben, sondern weil Sie sich jetzt nach ausgestandenen Seeprüfungen an Leib und Seele so wohl befinden. Es wäre gut gewesen, wenn Sie das Gelübde, Seereisen nur im Nothfalle und in so weit zu Lande nicht an Stell und Ort zu kommen ist, unternehmen zu wollen, früher abgelegt hätten, — indeß kann es auch noch jetzt von guten Folgen seyn. Ihr jetziger Aufenthalt hat Sie gewiß wegen allen erlittenen Ungemächlichkeiten reichlich entschädigt, und schon der Name »Seelust,« der mir gleich oben in Ihrem Briefe auffiel, ist der wahre Contrast von dem, was Ihnen bis dahin die See war. Da wir (das Häuflein guter Menschen, die Ihnen hier lieb zu seyn schienen) Ihretwegen sehr besorgt waren, so verfehlte ich nicht in der nämlichen Stunde, da Samland erschien und mir Ihren Brief behändigte, jenen bekümmerten Seelen das Evangelium verkündigen zu lassen, daß Sie in Seelust wären, wozu Kant seinen philosophischen und der Kirchenrath B. seinen theologischen Segen gaben. Daß Sch. und seine Gattin vorzüglich an dieser Nachricht Theil genommen, darf ich nicht bemerken.

Noch muß ich wegen des von Ihnen selbst (allein sehr unrecht) gerügten Formales Ihres Briefes erwiedern, daß ich mir keinen Brief von Ihnen wünsche, der ein anderes Formale hat. Wenn Briefe nicht Stellvertreter mündlicher Unterhaltungen sind, bei denen jede Peinlichkeit ein Stein des Anstoßes wird, so sind sie entweder herzlich schlecht oder zum Drucke bestimmt. Wir, lieber Graf, wollen bei der Herzlichkeit bleiben und nicht an die Welt, sondern an uns schreiben, und so bitte ich denn, diese Stelle Ihres Briefes zurückzunehmen. Wenn Sie anders gerne Ja sagen, wollen wir den Bund schließen, uns so lange, bis Einer von uns aus diesem Erdenleben scheidet, etwa halbjährig von einander Nachricht zu ertheilen. Von Ihnen, liebster Graf, kann ich bei dieser Gelegenheit weit, weit mehr zur Seelenerbauung erwarten, als Sie, bei meinem Ihnen bewußten Einerlei, von mir. Mit Begierde sehe ich Ihren Beschreibungen von den braven Männern entgegen, mit denen Sie sich in wissenschaftliche Verbindungen eingelassen — von Ihren über sich selbst genommenen Entschlüssen — und von der Geschichte Ihres Herzens. Möchten Sie doch, so wie in jeder Rücksicht auch besonders in der Herzensangelegenheit so glücklich seyn oder werden, als man es in dieser Welt werden kann. Jetzt wieder zu Ihrem Briefe. Ich danke vor Jeden, der nicht Blößen gibt, wenn er sie hat, und wer hat sie nicht? Wahrlich man leistet den Menschen keinen Dienst, wenn man von ihnen mehr verlangt oder mehr auf sie hält, als sie wissen und thun können. Herzlich gratulire ich, daß auch Sie diesen Glauben angenommen haben, nach welchem man die intelligente Welt mit der Welt der Erscheinungen, die Philosophie mit der Natur in Verbindung setzen muß, um durch diese Verbindung zum Ziele zu gelangen. — In diesen Tagen war Kant bei mir und sehr froh. Er fand in der christlichen Aufforderung: Klug zu seyn wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, eine vortreffliche Anweisung, und hielt über diesen Text eine erbauliche Predigt, die ganz aus meiner Seele war. Soll unser Trachten nach der Tugend nicht eine bloße Idee bleiben, sondern realisirt werden; so müssen wir jenen Kantischen Text im Großen und Kleinen in Anwendung bringen und die Mittel, die Tugend zu üben, von der Klugheit zu lernen

Digitized by Google

uns nicht schämen. Warum das Alles Ihnen, lieber Graf! der Sie meine Philosophie und die Welt kennen. Ich schließe mit der Versicherung, daß das Sch—sche Haus, Kant und Krause Ihnen rein ergeben sind. Die Frau Predigerin Sch. hat den großen W. ganz vergessen; »Sie aber, lieber Graf, kann und will und wird sie nie vergessen.« Sie betheuerte mir in voriger Woche, daß, da sie wegen Unpäßlichkeit nicht mehr in die Kirche gehen könne, sie für Ihren vortrefflichen Herrn Grafen in meinem Garten (der, wie Sie wissen, nichts weniger als eine Hofkirche ist) bete — da sehen Sie, wie man in Königsberg an Sie denkt. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht

Ihren

Hippel.

Die Frau von Necke ging vor etwa vierzehn Tagen hier durch und war sehr zufrieden, daß Herr Kant und ich so viel von Ihnen zu erzählen wußten. Nach den Zeitungen ist sie auf Befehl der Kaiserin jetzt in Petersburg. — Die Kant'sche Abhandlung: Zum ewigen Frieden, erscheint zur Michaelsmesse dieses Jahres.

Pädagogische Bilder für Aeltern und Erzieher, von Julius Lehmann. Mit einem Vorworte von Rector Zoller. Bern, 1836. Verlag von C. A. Jenin, Sohn.

Ansichten über Erziehung und Unterricht, von Föhlisch, Hofrath und Director des Gymnasiums zu Wertheim. Carlsruhe 1836.

Unsere Universitäten. Briefe an Diesterweg, von Dr. Fr. E. Beneke, Professor zu Berlin. Berlin, 1836.

(Fortsetzung.)

Das Buch des Herrn Hofrathes Föhlisch beabsichtigt hauptsächlich, den Unterricht auf Gymnasien darzustellen, wie er zugleich Kopf und Herz bildend und für das ganze Leben veredelnd einwirken könnte und sollte. Es enthält auch dadurch Bedeutsamkeit und Interesse, daß es den Standpunct auswärtiger Schulen, wenn auch nicht ganz günstig, mit wohlwollender Offenheit geisteleich charakterisirt.

In der Vorrede spricht sich der rühmlich bekannte Verfasser, seinen Gesichtspunct zwischen den zwei übertriebenen Hauptrichtungen der Zeit bestimmt bezeichnend, dahin aus, daß sich die technischen Schulen vor Materialismus, der die höhere Weltordnung aus dem Auge verliert und die Jugend verderbt, zu verwahren haben, andererseits aber die gelehrten Schulen die Einseitigkeiten eines gehaltlosen Formalismus meiden, Sprache und andere Lehrgegenstände durch Gehalt der Begeiste beleben und über der achtungswürdigen Vergangenheit die wichtige, lebensfrische Gegenwart nicht übersehen sollen.

Das Werk spaltet sich in 10 Abhandlungen.

I. Ueber die logische Wichtigkeit der Mathematik in Gymnasien. II. Ueber das Verhältniß der Mittelschulen zum Geiste unserer Zeit. III. Ueber die Menschenbildung durch das Schöne. V. Ueber Zweck, Inhalt und Form der öffentlichen Prüfungen in Mittelschulen. VII. Das Gymnasium eine natürliche Vorschule der Philosophie. X. De doctrinae atque institutionis discrimine commentatio.

Kurze Auszüge sollen auch hier den Gehalt und Werth des Buches bezeichnen und zum weiteren Nachlesen und Prüfen einladen.

»Jede Schule ist eine Anstalt zur Entwickelung des urbildlichen Menschenthums (ideale Humanität) nach Maßgabe gegebener Persönlichkeiten. Es sollen da die eigenthümlichen Anlagen urbildlich gerichtet und entfaltet werden, woraus sich zugleich Stoff, Anordnung und Entzweck des Bildungsgeschäftes ergeben.

Die erste Schule oder Bildungsstätte ist die Familie. Niedere oder Vorschule heißt eine Bildungsanstalt, sofern die Bildung die allgemeinste Entwickelung der Jugend bezweckt; Mittelschule (Gymnasium), sofern sie die Kräfte an dem erweiterten Bildungsstoffe gelehrter Kenntnisse meist geschichtlich fortbildet, und Hochschule, wenn sie auf diesem geschichtlichen Grunde forthauend den Kreis der Erkenntnisse wissenschaftlich vollendet und den Jüngling in einer bestimmten Lebensrichtung zu geistiger Mündigkeit und sittlicher Selbstständigkeit ausbildet.«

An einem andeern Orte (S. 79): »Die Schule sucht eine allgemeine und schöne Geistes- und Herzensbildung in jedes besondere Berufleben einzuführen, und jene stete Regsamkeit des göttlichen Bildungstriebes in der jungen Menschenbrust zu erwecken, welche später durch keine Geschäftslast und weltliche Zerstreuung wieder völlig unterdrückt werden kann, und sich vielmehr mit dem wachsenden Drucke eingwängender Verhältnisse mit immer stärkerer Spannkraft und lebendigerer Sehnsucht nach dem Reiche der Wahrheit, Tugend und Schönheit offenbart. Die Schule will den Menschen im Menschen, so erhaben in seiner Veredlung als verächtlich in seiner Unbarkeit durch die hohen Vorbilder des Alterthums in Kunst und Wissenschaft und im Leben entwickeln, sie will ein vollständiges Leben des inneren Menschen entwickeln.«

»Auf Gymnasien soll die formelle Bildung die materielle beherrschen: geübte Kräfte, cüftiges Selbstdenken und Freiheit des Geistes sind vorzuziehen der todten Fülle des Gedächtnisses, blinder Gelehrsamkeit und dem gedankenlosen Mechanismus.«

Hauptlehrgegenstände eines Gymnasiums sind:

Digitized by Google

1. Mathematik (Zahl- und Maßlehre).

2. Classische Sprachen, wo das Wort bildend wirkt und

3. Geschichte, die durch Erfahrung klug und weise macht.

Diese drei Bildungsgegenstände vereinigen sich, um den Entzweck, die Humanität, zu fördern.

Viel Nachahmenswerthes könnte ich aus dem ersten Abschnitte über die mustergleiche, Gedächtniß und Verstand entwickelnde Lehrart der Mathematik anführen, da es sich aber wenig zur ganz kurzen Darstellung eignet, so beschränke ich mich hier nur auf einige wesentliche Andeutungen über den Geist, Vortrag und Einfluß der griechischen und römischen Sprachcultur.

S. 31: »Sollte von der schönen Geisteswelt der classischen Literatur Nichts in das jugendliche Gemüth, welches sie in den Jahren der größten Empfänglichkeit mit unbefangener Offenheit auffaßte, übergehen und die rohe Sitte, die gemeine Empfindung, und die unedle Freude ausscheiden helfen? — Es ist nicht Zeit- und Kraftverlust, wenn die Schule in den Frühling des Jugendlebens die Sprachen der alten Völker pflanzt; der Geist wird nicht in todte Formen eingesargt, sondern zu einem höheren Leben vorbereitet.«

»Die classischen Sprachen werden oft als Ausdruck des Menschenthums, als geistiger Organismus, als selbstständige Kunstwerke und freie Bildungen der Genialität vernachlässigt. Man hält sie oft nur für Instrumente der Gelehrsamkeit und für Schlüssel zu den Brotmagazinen des Lebens. — Der vorzügliche Lehrer weiß die Jugend dafür zu begeistern, durch Ideen zu beleben und diese in ihr zu erwecken.[1].«

S. 33. »Die Mathematik und die classischen Sprachen bezwecken hauptsächlich die formelle Bildung, der Geschichtsunterricht hingegen übernimmt die materielle Bildung und beschließt den Kreis der Schulbildung dadurch, daß er die Aufmerksamkeit auf den Menschen und die Natur, und auf deren Wechselwirkungen, als Theile des Universums hinleitet.«

»In der Biographik, dem ersten historischen Cursus, geht dem Knaben die Idee menschlicher Vortrefflichkeit in mancherlei Verhältnissen auf; in der Ethnographik, dem zweiten Curse, wird ihm die Nationalität lebendig und klar, und im dritten oder synchronistischen, also comparativen Curse erhebt und erweitert er sich zur Idee der Menschheit und Vorsehung.«

Die drei Hauptlehrgegenstände schließen die Naturwissenschaften als wichtigen Nebengegenstand nicht aus. Die Natur ist die große Schule, in der wir Alle von Kindheit auf lernen und nur immer heimischer und trauter werden sollen. Aber nur die tiefe, gefühlvolle Auffassung, ihre Wunder in Beziehung auf den Urgeist, durch welchen und in welchem auch wir bestehen, angeschaut und durchdacht, erhöht, bereichert und beseligt den Geist des Menschen.

Nicht weniger gehaltvoll und anziehend ist die dritte Abhandlung über die Bildung durch das Schöne. Dessen inneres, höheres Wesen klar und tief erfassend, sagt er, »daß es nicht nur, wie das Wahre den Regeln des Denkens entspricht, oder, wie das Gute, den Gesetzen des Willens, Schönheit ist die vollkommene Erscheinung eines geistigen Urbildes, das reinste Abbild der Wahrheit und Tugend, der äußere Ausdruck innerer Zweckmäßigkeit, Uebereinstimmung und Herrlichkeit, welche den Geist erhebt, das Herz bewegt und das Gemüth begeistert.

»Das innerlich Schöne ist die natürliche Grundlage des äußerlich Schönen, und ohne geistiges Leben wird die Form zur todten Schale, welche vielleicht die Sinne auf kurze Zeit ergötzt, die Tiefe des Gemüthes aber nicht berührt. Das äußere Schöne gefällt nur in dem Grade, als es durch seine Bedeutsamkeit den Geist anregt und ihm als Zeichen des Uebersinnlichen erscheint.«

S. 80. »So fern sich eine urbildliche, schöne Richtung in den Werken der Griechen spiegelt, führen wir die Jugend an diese Quelle, und machen durch gründliche Sprachkenntniß den Gebrauch derselben möglich. Die alten Sprachen selbst sind schon Kunstwerke, woran viele Geschlechter hochgebildeter Menschen gearbeitet haben, ein Denkmal des allgemeinen Bildungsgeistes, ein Spiegel schöner Seelen in ihren zartesten Gefühlen und erhabensten Gedanken.«

Ich erlaube mir, hier Bernhardy's treffliche Bezeichnung der griechischen Sprache in gedrängten Worten anzuführen. Die Vollendung des griechischen Idioms, sagt er in seinen bereits genannten Grundzügen, besteht vorzüglich darin, daß es den Organismus der Gedanken rein und angemessen, fruchtbar und immer bildsam, wie auf schmaler Mittelstraße trägt und die Leidenschaft des individuellen Bildners hemmt. Die Sprache erhält sich in klarer Bündigkeit und milder Kraft, jeder hatte genug Raum, seinen Geist schöpferisch zu entfalten, aber die Reichthümer der Bezeichnung, Phrasen und Strukturen hatte zu viel Wahrheit und zu wenig Ueberfluß, um nach Laune, wie von Alexandrinern geschah, oder durch den kleinlichen Ungeschmack der Byzantiner in beliebige Gestalten zerdehnt und verdichtet zu werden.

»Die Natur,« fährt obiger Verfasser fort, »die lebendige Quelle des Schönen, weckt das Gefühl dafür. Sie bringt ihre Werke im Drange eines göttlichen Bildungstriebes bewußtlos hervor und erscheint als vollkommene Entfaltung eines bestimmten Maßes von Kräften im Gleichgewichte.«

(Schluß folgt.)

[1] Lehrern und Freunden der griechischen Sprache ist gewiß sehr willkommen »Bernhardy's Grundzüge der griech. Literatur. 1. Bd. 1836.«

Digitized by Google

Einiges über Volkssagen und deren Behandlung.

(Schluß.)

Doch auch dieses Problem läßt sich lösen. Denn da, seitdem die Schlange auch in das Paradies den Weg gefunden, kein Segen ausgesprochen worden, dem nicht wieder ein Fluch gefolgt, nichts so heilsam war, daß nicht ein Anderer es in Gift verwandelte, die Gegenwart oft die Saat mit ihrem Blute düngen mußte, daß die Zukunft die gedeihliche Ernte ohne Aufopferung zu ihrem Genusse aufspeichern könne, kein Tempel gebaut wurde, der nicht profaniert worden, die Finsterniß stets mit dem Lichte gekämpft, und da ferner bei dem Feudalbrucke, unter welchem das Volk im Mittelalter — dem fruchtbarsten an solchen Sagen — seufzte, diesem keine andere Tröstung, keine andere Ueberzeugung geblieben war, als daß sein elender Zustand die gerechte Zügung der Vorsehung sey; so fand der zu keiner Zeit recht geläuterte eigensüchtige Glaube des Volkes für eigene und fremde an gewehlter Stätte zu begehende Sünden Gottes Zoen zu sühnen, kein anderes blutiges Opfer, als den Erbauer selbst, so ward es von jeher nicht aus Stumpfsinn, noch aus angebornere Geistes- oder Körpergebrechen, am allerwenigsten aber aus Bosheit veranlaßt, jeden genialen Erfinder und Verbesserer, der es zwingen wollte, von der gewohnten Lebensweise und Ordnung abzuweichen, zu verfolgen und als einen mit dem Teufel im Bunde Stehenden zu betrachten, sondern aus Furcht, daß jeder Schritt, seine Lage zu verbessern, ein Anstreben sey gegen den heiligen Willen Gottes, eine Versuchung, durch die anlockende Frucht von dem Baume der Erkenntniß eine Todsünde in die Welt zu bringen. Also ward jeder höher gestellte Geist einerseits aus Fanatismus, andererseits aus Vorsorge, zu befürchtendes Uebel von sich abzuwenden, bei dem Volke zum Sündenbocke, der die Vergehungen der Gläubigen mit sich hinweg nimmt, nachdem der hohe Priester ihm die Hände aufgelegt, und wurde zu Asasael in die Wüste hinausgestoßen. Wie hätte dieses denn sonst die hassen und mit fluchendem Andenken die belasten können, die sich für sein Wohl abgemüht, da doch ein wildes Thier freundlich gesinnt wird gegen den, der ihm wohlgethan?

Nachdem wir uns im Anfange dieser Betrachtungen über den Werth der Sagen für die Geschichte und Charakteristik des Volkes verständigt haben; nachdem wir uns bemüht haben, darzuthun, daß in den Volkssagen im Allgemeinen ein schätzungswerther Volksstun vorherrsche, bleibt uns endlich nur noch übrig, auseinander zu setzen, welche Stoffe sie den Dichters Kunst darbieten. Wollte man aber hierin Goethe's wunderbares dramatisches Gedicht »Faust« als Maßstab annehmen, würde man daran so klug handeln, als spräche man darüber, wie weit die Kohlenschwärze geeignet sey, einem Bilderwerke Colorit zu geben, weil einmal ein genialer Maler seinen Verläumder, den er nicht zu nennen wußte, mit einer Kohle zum Verwundern treffend an die Wand hingezeichnete. Das ist es ja eben, was das Genie so hoch über das bloße Talent stellt, daß, wo das letztere seine Stoffe lange genau wählen muß, um etwas daraus zu formen und zu bilden, das erstere nicht gebunden an den Stoff das Größte schafft; und zwischen dem Talente und dem Genie bleibt noch immer eine solche ungeheuere Kluft, als zwischen einem Phidias, der aus dem schönsten Marmor und Gold doch nur ein todtes Bild formt, und Gott, der mit seinem Odem »lebenden unsterblichen Geiste in einen Erdenkloß haucht. In dieser Hinsicht dürfte die Volkssage die sprödeste untanglichste Materie seyn; Goethe's Faust bliebe darum doch Goethe's Faust[1]. Daß in den Volkssagen unendlich viel poetischer Stoff enthalten sey, ist keinesweges in Abrede zu stellen, daß aber trotz dem nur Wenige sie zu behandeln wissen, davon scheint mir der Grund darin zu liegen, daß diese dem Wiegengesange gleichen, mit dem das Kind sich aus dem Drucke der irdischen Luft in das duftige Gebiet paradiesischer Träume hinüberlullt. Er rührt uns nur in seiner einfachen Weise auf den Lippen der kindlichen Einfalt. Der Kluge, Ausgebildete, der es unternehmen wollte, diese Töne fest zu halten, um sie für Erwachsene zu einem vollständigen Liederkranze zu sammeln, müßte die wahrlich schwere Kunst inne haben, ihre Bedeutung dem verwöhnten von der Natur entfernten Geschmacke der Gebildeten verständlich zu machen, ohne daß ihre Einfachheit unter der Kunst leide. Doch wie Wenigen ist diese Kunst eigen? Musäus zwar besaß sie wie kein Anderer, aber den tiefsten Mißgriff that Klinger mit seinem Faust. Er hat, als er den Pegasus der Volkssage bestieg, um in das Gebiet der Romantik zu streifen, dem Rosse statt der Sattelecke einen philosophischen Doctormantel umgeworfen, und hat es darum mit der Natur und mit der Kunst verdorben, weil er einen philosophischen Roman, ein Zwittergeschöpf, nach des geistreichen Freiherrn von Feuchtersleben Ausdrucke in die Welt setzte. Vergeben ihm auch die Musen seine anderen Sünden, für diese Schuld ist keine Erlösung zu hoffen.

J. V. Koelli.

[1] Außer Dantes »Divina Comedia« ist gewiß noch über kein anderes poetisches Werk so viel geschrieben worden, als über Goethe's Faust. Daß unter so Vielen manches Geistreiche gesagt worden, wer wird dieß nicht eingestehen wollen? Daß aber viele der über Goethe Schreibenden den vielen Kamehlen zu vergleichen seyen, die mit dem Kupfer des eingestürzten Kolosses von Rhodus beladet worden, und von denen alle unter der Bürde keuchten, ohne daß nur einer sich bewußt war, welchen Gott es gehalten von seinem Platze zu rücken, ist auch nicht zu läugnen.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

101. Sonnabend, den 17. December **1836.**

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

VIII.

An den Grafen von Purgstall.

Vienne, le 3 Août 1808.

Monsieur le Comte!

Combien je suis flatté, mon respectable ami, des sentimens que Vous m'avés conservés depuis mon absence, et que Vous me temoignés d'une manière si prévenante dans la chère Votre du 29 juillet! je ne savois pas encor, qu'en arrivant en cette capitale, Vous manqueriés à mon contentement, étant établi en Styrie; mais certainement vous n'étiés pas moins présent à notre souvenir à Petersbourg, et Vous ne l'étes pas moins à présent, que lorsque nous dûmes Vous quitter. Le climat de la Russie, où à tout autre égard j'aurois trouvé mes conveniences, n'a aucunement conféré à ma santé. Engagé par là à retourner au midi, les circonstances, sous lesquelles j'ai quitté Vienne, ne m'invitant guère à y séjourner une seconde fois, surtout ne les trouvant point changées à mon égard; j'ai jeté les yeux sur ma patrie, le Grand-Duché de Baden, et surtout sur Freybourg dans la Breisgau, pour y finir mes jours tranquillement. Ce pais délicieux et salubre, m'offre en même tems une société de gens à talents pendant l'hiver, comme des sites charmants dans ses campagnes dans l'été. Les vivres y sont moins chers qu'en Autriche, et le luxe, propre aux capitales, y est à-peine connu. Cependant j'ai voulu passer auparavant cinque ou six semaines à Vienne, tout pour m'y reposer dans le sein de mes amis, que pour voir si je pouvois espérer des changemens faits pour m'engager à changer de projet. Arrivé dépuis le 9 juillet, je ne trouve pas de raisons pour ce changement, et il est plus que probable que vers la moitié ou la fin du courent je partirai d'ici avec ma famille, c'est à dire avec Caroline ma fille, et avec Me. Janitsch, qui toutes deux Vous saluent bien tendrement. Je me croirois heureux si mon chemin passoit par la ville où vous demeurés; mais mon sort veut que je m'éloigne de mes amis. Malgré cette fatalité je serai à jamais.

Le plus devoué de Vos amis et Serviteurs
Jean-Pierre Frank.

Assurés, je vous supplie, Madame la Comtesse Votre Epouse de mes respects, j'embrasse Votre charmant Enfant.

IX.

Seit langer Zeit, verehrungswürdigster Herr Graf, sind wir schriftlich und persönlich getrennt gewesen; so wie mir und meiner guten Frau das Andenken an Reinholds aber unveränderlich geblieben ist, so haben wir auch des wirklich Edeln, der mit ihm von uns schied, beständig mit inniger Achtung und Ergebenheit uns erinnert.

Endlich hat mir in diesem Jahre Reinhold Ihre Adresse gegeben, nachdem ich ihn mehrmal darum ersucht hatte, und ich nehme von der officiellen Schuldigkeit, Ihnen von der naturforschenden Societät Nachricht zu geben, die Gelegenheit, Ihnen von Neuem unsere Verehrung zu versichern, und die besten Wünsche für Ihr Wohl zu wiederhohlen.

Zwar, ich muß es gestehen, ist mit dieser Nachricht eine Anzeige verbunden, die Sie mit der Nothwendigkeit, der mir selbst obliegenden Pflicht und Ihrer eigenen gütigen Entschließung entschuldigen werden, ob Sie gleich, wenn es

Digitized by Google

nur mich allein beträfe, hätte wegfallen müssen. Sie selbst, verehrungswürdigster Herr Graf, erinnerten Sich in einem Briefe von Kiel aus an die Unterstützung, welche Sie als actives Mitglied der Societät zugesagt hatten, und andere wichtigere Gegenstände haben Sie das, was Ihnen übrigens unerhebliche Kleinigkeit ist, aus der Acht kommen lassen. Mir werden Sie, als dem Geschäftsführer der Verbindung, die mir außer geistigen Vortheilen keine gewährt, bei den immer fortgehenden Ausgaben eine allgemeine Anzeige, die keine Ausnahme verstattete, wohlwollend verzeihen. Ich habe die Ehre, Ihnen die letzten Nachrichten und die neuen Statuten zu übersenden, da ich nicht gewiß weiß, ob die früheren Nachrichten, die ich für Sie an Reinhold beischloß, ihre Bestimmung erreicht haben, und werde die fehlenden auf einen erhaltenen Wink so viel möglich nachliefern.

Mein Leben ist indeß immer so einförmig fortgegangen, als zu der Zeit, da wir das Glück hatten, Sie bei uns zu sehen. In einem Puncte hat sich meine schriftstellerische Laufbahn mehr ihrem Ziele zugewendet, indem ich angefangen habe, die ganze Naturgeschichte in 2 verschiedenen Werken, die ziemlich mein noch übriges Leben erfordern werden, für Liebhaber und für eigentliche Forscher zu bearbeiten. Uebrigens lebe ich mit den Meinigen wo möglich noch stiller, als vordem, und wünsche nichts mehr von dieser Welt zu erlangen, als eine wenig gestörte Thätigkeit für das Gute, was etwa in meinen Kräften steht, häusliches Glück und innere Zufriedenheit. Mit Danke nehme ich denn jede Blume an, die mir sonst noch auf dem Lebenswege entgegen kommt, worunter die Erinnerungen an werthe und edle Freunde mir die schätzbarsten sind, da sich mein Freundesgenuß in der Nähe nur auf sehr wenige einschränkt, und durch Geschäfte noch mehr beschränkt wird. Meine Kinder wachsen zu meiner Freude heran, und bilden sich immer mehr aus. Meine Söhne fangen schon an, sich ernstlich zu ihrer künftigen Bestimmung vorzubereiten; sie treten nicht in den so precären, so dornenvollen und undankbaren Gelehrtenstand, sondern werden Künstler. Der eine wird Scheidekünstler, der andere Kupferstecher. Sie haben da die größte Aufforderung zu Geistesbildung und Kenntnissen, aber gleichwohl eine solidere Basis. Ihr Vater konnte ihnen wenigstens nicht besser rathen. Ein Mensch, der nicht Mangel leidet, so wenig abhängig ist als möglich, und gelernt hat, sich durch Geist und Herz eine unversiegbare Quelle der Unterhaltung, des Vergnügens und der Gutthätigkeit zu verschaffen, der ist der Glückliche. Alles Uebrige ist Ballast, der das Schiff in Gefahr setzt. Auf meinen Spaziergängen begleitet mich meine fünfjährige Tochter, und nichts ist ihr lieber. Tausend Dinge ziehen sie da an, und sie beobachtet sie mit allem Ernste, dessen sie nur fähig ist. Mein Gefühl der Natur verdoppelt sich neben dem Kinde, und ich freue mich, daß mir an ihr eine Freundin aufwächst, die mir die Gegenstände meiner Arbeit durch ihr Mitgefühl noch schöner macht, als sie mir bereits sind. Eine schreckliche Verwüstung, die das Scharlachfieber an dem guten Kinde in diesem Sommer anrichtete, ihr die Pulsader am Halse entblößte, und die eine Kinnbackendrüse wegnahm, hätte bald meine Hoffnungen vernichtet. Jetzt blühen sie wieder.

Verzeihen Sie mir meine Ausführlichkeit. Wenn ich Ihnen aus Ueberzeugung ein Glück gönnen soll, so ist es das häusliche. Ich bin außer der Lage, einen Schmeichler vorzustellen, ich darf die Wahrheit sagen, und habe nichts zu verlieren, als achtungswerthe Freunde. Aber eben diese bleiben mir der Wahrheit wegen, die ich liebe. Möchten Sie mir, verehrungswürdigster Herr Graf, wissen lassen, daß auch Sie des innigen Glückes genießen, das *nur treffliche*, treuverbundene Menschen im anspruchslosen Kreise der stillen Gutthätigkeit und der gegenseitigen Schätzung genießen können! Meine gute Frau würde mit mir das Vergnügen theilen; sie wünscht Ihrer Güte eben so empfohlen zu seyn, als ich, der ich immer mit Innigkeit seyn werde

Jena, den 17. Nov. 1800.

der Ihrige

Batsch.

Pädagogische Bilder für Aeltern und Erzieher, von Julius Lehmann. Mit einem Vorworte von Rector Zeller. Bern, 1836. Verlag von C. A. Jenin, Sohn.

Ansichten über Erziehung und Unterricht, von Föhlisch, Hofrath und Director des Gymnasiums zu Wertheim. Carlsruhe 1836.

Unsere Universitäten. Briefe an Diesterweg, von Dr. Fr. E. Beneke, Professor zu Berlin. Berlin, 1836.

(Schluß.)

Seite 83. »Besonders eignet sich der Unterricht in der deutschen Sprache in den Mittelschulen dazu, die Jugend mit den Musterwerken des Vaterlandes vertraut zu machen und durch ihre eigenthümlichen Schönheiten echt deutsch (volksmäßig) zu bilden.«

Ich übergehe die Aphorismen über Schul-Reformen im achten Abschnitte, um nur noch etwas bei dem inhaltschweren Schlußstücke zu verweilen. Es enthält das Antrittsprogramm

Digitized by Google

des Herrn Hofrathes zum Conrectorate am Gymnasium zu Wertheim 1809 und war durch Fr. A. Wolfs consilia scholastica veranlaßt.

Als warmer, tiefblickender Jugendfreund zeichnet er das Wirken auswärtiger Gymnasial-Lehrer in diesen scharfen Zügen (S. 292): »Bonas artes quidem pueros docemus, verum quos fructus inde ipsa humanitatis perfectio percipiat, saepe parum consideramus. — Docemus pueros, non vere instituimus veterum more; memoriae ingenioque tradimus scientiam, non animo, non homini.«

S. 295. »Praeceptoribus non tam videndum est, ut discipuli cujuslibet rei notitiam habeant, aut omnibus artibus et disciplinis, quae in civilibus muneribus fungendis, vel in Academia requiruntur, primo quoque tempore onerentur, quam ut litterarum praestantiam toto pectore amplectantur, virtutem diligant fugiantque contrarium. Habet nimirum aetas nostra juvenes tam praecoci sapientia permultos, qui prudentiam, qua senectus quondam vix gloriari potuit, insolenter prae se ferant, quam autem magis ex libris et memoria depromptam, quam ex ipsorum intima mente enatam videmus. Litterarum dignitatem neque sentiunt, neque augent, qui in sapientiae ostentatione acquiescentes doctrinarum subtilitati vana quaedam atque ambitiosa praeferant.«

»Scholarum igitur finis magis in animi formandi ratione quam in disciplinarum abundantia cernitur. — Quorum ingenium rerum mole in puertia obruebatur, ii in medio studiorum cursu defessi subsistere solent, et, ne aetate provecti plane officia sua deserant, servorum more sine ardore animique vigore muneribus fungntur.«

»In vitiis etiam ponendum est, quod, quid cujusque naturae proprium est, plus quam fas est, exstinquitur et institutio scholastica ad indolum varietatem parum aptatur. — Juvenalis verba: »Maxima debetur puero reverentia« etiam in naturae cujusque dignitatem dici possunt.«

Um die Leser nicht bis zur Ermüdung in Anspruch zu nehmen, eile ich über noch viele gewichtige Ansichten zur Schlußstelle: »Scholarum finis necessario in ipsa animi puerilis praeparatione, qua summam humanitatis gloriam consequi et litterarum dignitatem elegantiamque sentire atque intelligere aliquando possit, est ponendus.«

Wir stehen nun an der Schwelle der Hochschule und dahin will uns das dritte angezeigte Werkchen geleiten.

Die kleine Broschüre ist zunächst an Diesterweg gerichtet und legt voll kräftiger und besonnener Haltung dar, daß Diesterweg öfter die wahre Mitte in seiner Schrift über die deutschen Universitäten verliert. Von größerer Wichtigkeit dürfte in der reichhaltigen, kleinen Schrift die Ansicht seyn, die er als Ergebniß seiner Polemik entschieden hinstellt: »Alle Lehrgegenstände müssen nach dem Fortschritte der Zeit entschieden auf das Innerliche oder Geistige gerichtet, die Methode im Angemessenheit hierzu neu ausgeprägt und abgestuft, und alles bloße Buchstabenwerk, Alles, was seine Bedeutung nur der Tradition einer mehr im Aeußerlichen lebenden Vergangenheit verdankt und der wahren Bildung werthlos und sogar wesentlich hinderlich ist, mit durchgreifender Strenge weggeräumt werden.«

»Neben den Gymnasien sollen überall niedere und höhere Bürgerschulen errichtet werden; denn eine ganz andere Bestimmung ist es, auf die geistige Welt einzuwirken, und eine andere, auf die körperliche. Sie erfordern außer den gemeinsamen Elementen schon früh eine durchgreifend verschiedene Vorbereitung. Die Bürgerschulen sollen für die Herrschaft über die äußere Natur in allen ihren Zweigen befähigen; die Gymnasien und Universitäten aber vorzugsweise und entschieden zur Herrschaft über die geistige Natur.«

Herrn Professor Benekens Aeußerung aber, so wie die Schmitthenner's in dessen diesjähriger Geschichte machen mich glauben, daß sie Fichte's großes Verdienst vorzüglich um Jugendbildung verkennen. Auch der gemüthliche Kinderfreund Schwarz scheint ihm in der dritten Auflage seiner Erziehungslehre 1835 zu nahe zu treten, wenn er auch sagt, daß Fichte besser als Pestalozzi die Tüchtigkeit des Individuums zugleich mit seinem Leben in der Gesammtheit vereinigen wollte. —

Es gehört mehr als Heine's oft oberflächlicher Geist dazu, mehr Ernst und Fülle des Gemüthes, mehr Inhalt und Adel des Lebens, um einen so seltenen, eigenthümlichen Genius gehörig zu würdigen, von dem Goethe (Werke, Bd. 31) sagt, daß er eine der tüchtigsten Persönlichkeiten war, die man je gesehen.

Man scheint selbst das oft gerügte Schulgebäude mehr äußerlich zu nehmen und seine übrigen wichtigeren Bildungsschriften, z. B. die Reden an die deutsche Nation, nicht zu kennen.

Wenn nicht die unstäte, systemkranke Schulwissenschaft, hat Fichte die Wissenschaft des reinen, höheren, selbstständigen Lebens außerordentlich gefördert. Er kämpfte wider die Stumpfheit und Selbsterniedrigung, wider die Sinnlichkeit und Knechtschaft der Selbstsucht des alltäglichen Lebens mit einer tiefen und erschütternden Kraft, die ihm nicht etwa bloß sein scharfsinniges, folgerichtiges Denken, sondern mehr noch sein religiöses, reiches Gemüth und sein ganzes edles, großartiges Leben als unsterblichen und herrlichen Preis verliehen. —

Schließlich wiederhole ich mit den geehrten Herrn Verfassern der drei am Eingange angezeigten, inhaltreichen Schriftwerke den innigen Wunsch, daß diese recht viel bei-

Digitized by Google

trugen mögen, uns mit der Jugend zu befreunden und um ihr Glück durch tüchtige, christlich humane Charakterbildung verdient zu machen.

Leopold Manschgo.

Kritische Untersuchung des Lebens Einhards, Kanzlers Carls des Großen und Ludwigs des Frommen, mit besonderer Berücksichtigung der Frage: War Emma oder Imma seine Gemahlin, eine Tochter Carls des Großen, oder nicht? Eine Inaugural-Abhandlung von Dr. Franz Schlegler, Kaplan zu St. Gangolph in Bamberg. Bamberg, Lachmüller, 1836. 47 S. 8.

Was der Verfasser mit dem Worte »Kritische versteht, ist uns nicht recht klar geworden, wohl aber vollkommen, daß es ihm an den Grundbedingnissen zu einer kritischen Arbeit fehle. Das Zusammenwerfen der nächstbesten Notizen bildet eine solche wahrlich noch nicht! Abgesehen davon, daß ihm mehrere der wichtigsten literarischen Hilfsmittel gänzlich entgangen sind; hat er auch von den wenigen genannten nicht gelernt, wie man Angaben der Quellen ordnen, vergleichen und sichten müsse, um seinem Beweise genügende Haltbarkeit zu geben. Die im Titel gestellte Frage wird übrigens verneinend beantwortet. Jedenfalls würde es besser gewesen seyn, wenn die Schrift geblieben wäre, wozu sie zunächst bestimmt war, nämlich eine Arbeit für die Schule, die nun einmal gemacht werden muß, wenn man die — Doctorswürde erlangen will.

W.

Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann. Drittes Heft. Leipzig, Brockhaus, 1836. S. 247—328. gr. 8.

Wir haben auf die zwei ersten Hefte dieser gehaltvollen Sammlung jedes Mal geziemend aufmerksam gemacht; indem wir daher unsere Ansicht über ihre große Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur wiederholen und dem seltenen Verdienste der Herausgeber allenthalben die vollste Anerkennung wünschen, mag es hier genügen, den Inhalt des vorliegenden Heftes anzudeuten. Zuerst erhalten wir unter der Aufschrift: »Pfaffenleben,« ein längeres Bruchstück aus einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts, von Haupt aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vom vierzehnten Jahrhundert herausgegeben. 2) Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte, aus Handschriften des vierzehnten Jahrhunderts von Hoffmann. 3) Das Meere von Alexander und Antiloie (516 Verse) aus einem einzelnen Pergamentblatte und einem Dresdner Codex, von Haupt. 4) Contenance de table, Mittheilungen des Bedeutendsten aus französischen Gedichten von der Tischzucht, die aus Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts im alhotel de Cluny etc. par Mdme. de Saint-Surin etc. Paris 1835« abgedruckt sind; mitgetheilt von Ferdinand Wolf. 5) Ueber Jakob Köbel's Tischzucht (Heidelberg 1492), von G. Friedländer. 6) Die Tischzucht im Rosenton, mitgetheilt von Hoffmann. 7) Zwei Bruchstücke aus einer mitteliederdeutschen Auslegung der Offenbarung Johannis, einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts entnommen von Hoffmann. 8) Mythologica von J. Grimm. 9) »Wye Christus und der Tewfil wit eynande rechten,« aus einem Breslauer Codex, von Hoffmann. 10) Crescentia, prosaische Auflösung des alten Gedichts, aus einer Leipziger Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, von Haupt. 11) Vom Priester Johann (627 Verse), aus einer Berliner Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, von Hoffmann. 12) Bericht über eine inhaltsreiche Handschrift zu Trier. 13) Getheimte Vorrede zu dem Lucidarius. 14) Anzeige einer Göttweiher Handschrift aus dem elften oder zwölften Jahrhundert; lateinische Gedichte: de miraculis sancte Marie. 15) Aeltester deutscher Hexameter — sämmtlich Mittheilungen von Hoffmann.

Fischer.

Notizen.

Zu St. Gallen ist im vergangenen Jahre erschienen: »Das Warum und das Darum, oder sinnreiche und belehrende Antworten des Herrn Darum auf die interessanten Fragen der Madame Warum. Enthaltend eine faßliche und sehr unterhaltende Erklärung der Ursachen und Wirkungen wichtiger Naturerscheinungen, welche täglich und stündlich vor unseren Augen vorgehen, ohne daß wir jedoch im Stande sind, ein genügendes Darum auf ein neugieriges Warum zu geben.« Welcher Witz!

Abel's »Residence in China« enthält ansprechende und neue Bemerkungen über dieß seltsame Volk, mit welchem wir hoffentlich innerhalb der nächsten Jahrzehente eine genauere Bekanntschaft und ein freundlicheres Verhältniß anknüpfen werden, als unsere Vorfahren. Es läßt sich von der Umsicht und Thätigkeit der englischen Handelsgesellschaften in dieser Hinsicht Einiges erwarten.

Von dem piemontesischen Trauerspieldichter Carlo Marenco, den Viele mit Manzoni und Niccolini in eine Classe setzen, sind zwei Trauerspiele: »Il conte Ugolino,« und »La famiglia Foscari« in Turin erschienen, wo jüngst sein Trauerspiel »Adelgisa« auf dem Theater großen Beifall fand.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

102. Mittwoch, den 21. December **1836.**

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von G. G. Gervinus. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann, 1836. 480 S. 8.

Es gibt viele weltgebreitete Völker, die gar keine Geschichte haben, dagegen einzelne unansehnliche Stämme, deren Biographie die wichtigsten Seiten der Welthistorie füllen. Nicht, als wären jene Geschichtslosen thatenleer durchs Leben gegangen, zweifelsohne haben sie genugsam gegründet, gemordet, verwüstet, erobert, allein von allen den Vorgängen ließen sie keine Spur in der Geschichte zurück, denn es war ihnen nicht gelungen, bis zu jener Culturstufe emporzusteigen, auf der angelangt sich aus der Mitte eines jeden Volkes einzelne Begabte heranbilden, die, indem sie die Bedeutung seiner Thaten erkennen, sie zu würdigen und der Vergessenheit zu entreißen suchen. Denn soll ein Volk sein Andenken der Nachwelt erhalten, so muß es sich wenigstens in seinen Geschichtschreibern bewußt geworden seyn, kurz durch irgend eine Aeußerung der Intelligenz seine Existenz kund zu geben wissen, sey es in Geschichtswerken, Poesien, Kunstmälern u. s. f.; und auch keiner von allen jenen Nationen, die durch Werke ihres schaffenden Geistes sich zu verewigen strebten, ist es widerfahren, völlig aus der Geschichte geschwunden zu seyn. Die Papyrusrollen, die von dem Leben und Thaten der Aegypter erzählten, sind längst verweht, aber ihre Obelisken bergen ihre Annalen, Aegyptens Pyramiden repräsentiren seine Geschichte, und wäre uns auch nicht eine Zeile von den Geschichtswerken Herodots, Thukidides, Xenophons erhalten, so tönen uns ja noch Homers, Hesiods, Pindars Gesänge entgegen, und verstummten auch diese, so sprechen Griechenlands Torsos und Marmortempel-Ruinen in majestätischer Rede von der Geistesherrlichkeit des alten Hellas, und sichern seinem Volke eine oberste Stelle in der Reihe der größten.

In ihren Werken also, und alleinig in diesen bewahrt eine Nation das Andenken der Thaten, die ihre Geschichte machen. Will aber ein Historiker gänzlich von diesen absehen, und einzig jenes ihr geistiges Leben zum Gegenstande einer geschichtlichen Darstellung machen, so gibt er uns, je nachdem er die Aeußerungen ihrer Intelligenz in den Kunstdenkmalen verfolgt, oder aus den Schriftmälern eines Volkes seinen Bildungsgang entwickelt, eine Kunst- oder Literaturgeschichte. Beide Historien stehen zur Zeit in der Bearbeitung noch getrennt von einander da, allein was uns als das Ideal einer Literaturgeschichte vorschwebt, ist eben die Vereinigung beider, die Darstellung des geistigen Lebens in seiner wörtlichen und bildlichen Aeußerung, die Auffassung und Durchführung einer Geschichte der Künste und Wissenschaften in ihrem inneren Zusammenhange als ein einiges lebendiges Ganze. Doch so lange wir diesem Ziele noch ferne stehen, muß es uns immer willkommen seyn, wenn Einzelne es unternehmen, auch nur einzelne Partien der Literaturgeschichte zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen, um uns so durch gründliche Special-Untersuchungen immer mehr den Weg zu bahnen, und zweifach Glück wünschen dürfen wir uns, wenn ein Historiker, wie Gervinus, uns jenem Ideale einer Literaturgeschichte dadurch näher zu führen sucht, indem er es unternimmt, ihren reichsten blüthenvollsten Zweig, den der poetischen nationalen der Deutschen, zur geschichtlichen Darstellung zu bringen. Es fehlt zwar nicht an ähnlichen literarischen Arbeiten, allein was bis jetzt auf diesem Felde geschehen, so mannigfache Vorzüge diesen Versuchen auch zukommen, auf das Verdienst der historischen Verarschaulichung des Entwickelungsganges unserer Poesie, können sie nur geringe Ansprüche machen. Denn eine Aufreihung der Dichterwerke der Zeitfolge nach, wie sie die ersten Literaturhistoriker versuchten, konnte doch nur, wie wichtig auch ein solches chronologisches Gerüste ist, als Vorarbeit sich geltend machen, und wer sich nicht mit dem bändeleibigen Leipziger Meß-Cataloge in eine Reihe gesetzt sehen wollte, der mußte sich ein höheres Ziel stecken, dem nun Biographen und Aesthetiker auf verschiedenen Wegen nahe zu kommen suchten. Und wenn die biographische Darstellung vor der vom ästhetischen oder historischen Standpuncte unternommenen den Vortheil voraus hat, daß sie einen tieferen Blick in die innere Natur des Dichters zu thun erlaubt, und dadurch die Möglichkeit gestattet, für die Eigenthümlichkeit der Werke in der Individualität der Meister die Erklärung finden zu können, so tritt sie dafür in den Nachtheil, den Entwickelungsgang der Volksbildung minder klar vor Augen zu legen, da durch jenes Hervorstellen des Indivi-

Digitized by Google

bunnt die Weltbegebenheiten und ihre Einflußnahme auf die dichterische Production allzusehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Versuchte sich aber dagegen ein Kunstrichter auf diesem Gebiete der Literatur, so ließ er die Geschichte an den Werken der Dichter ablaufen, und wir wissen, wie sich an den Faden eines Kunstprincipes eine Reihe von Beurtheilungen entwickeln, die allerdings in hohem Grade geeignet sind, manches Dunkel zu lichten, den einzelnen Werken die verdiente Anerkennung zu erwerben, so wie die überschätzten auf ihren wahren Werth zu ermäßigen, allein indem er das Dichterwerk einzig dem Principe gegenüber betrachtet, leistet er von vornherein auf den Standpunct des Historikers Verzicht, abgesehen davon, daß die Verfasser dieser Werke, meist unter dem Einflusse einer Schule geschrieben, sich gegen die eine oder die andere der poetischen Productionen, die sich nicht willig in das System rangiren lassen wollte, mannigfache Gewaltsamkeiten erlaubten, und die unbeugsamen völlig aus dem Wege zu schaffen sich versucht fühlten.

Versucht es aber ein Befähigter, unserer Literatur auf alle ihre Wege und Abwege bis auf unsere Zeit herab zu folgen, um zu zeigen, wie sie im wechselvollen Kampfe mit widrigen Zeiteinflüssen endlich siegreich alle Hemmnisse überwältigend, sich den Weg zur europäischen Herrschaft bahnt, so erkennen wir in ihm vor allen Anderen einen Geschichtschreiber der Literatur und einen Meister historischer Kunst, wenn er diese Aufgabe in einer Weise löst, wie sie unserem Verfasser gelungen ist, dem die Bemühungen der ruhmwürdigen Forscher unseres Alterthums es möglich machten, diese Bahn mit solch glänzendem Erfolge zu betreten. Das Materielle der Forschung hat Gervinus hinter sich, wir haben daher hier keine gelehrte Expedition zu erwarten, die, mit dem größten Wissens-Aufwande ausgerüstet, darauf ausgeht, der Wissenschaft einen neuen Welttheil zu entdecken, auch soll kein Feldzug unternommen werden, wo man die kriegerischen Massen der erprobtesten Citate ins Feuer führt, um die gegenüberstehende Behauptung aus dem Felde zu schlagen und siegreich die eigene aufzupflanzen; weder auf kritisches Sichten noch auf polemisches Widerlegen, sondern einzig darauf ist es abgesehen, von dem oben bezeichneten Standpuncte aus in einem Kunstwerke historischer Darstellung uns das Leben unserer poetischen National-Literatur zum Verständnisse zu bringen. Und wer die Leistungen Gervinus kennt, dem brauchen wir nicht erst zu sagen, daß den Anforderungen, die man an einem Geschichtswerke der Art zu stellen berechtigt ist, auch in hohem Grade genügt werde. Hier wird nicht die Elle eines Kunstprincipes an die poetischen Productionen gelegt, um nach diesem Maße dessen absoluten Werth zu bestimmen, sondern die Dichterwerke als auf den Anschauungen und Strebungen ihrer Zeit hervorgegangen, nach der größeren oder geringeren Rückwirkung, die sie auf diese äußerten, nach ihrer Einflußnahme auf die geistige Richtung der folgenden aufgefaßt und gewürdigt. Mit echt historischem Tacte gibt es uns mehr Charakteristiken als Beurtheilungen der Poesien, und weiß eine jede im Geiste ihrer Zeit erscheinen zu lassen, ohne dabei seine eigene aus dem Auge zu verlieren, deren Phänomene er im steten Vor- und Rückblicke mit den ähnlichen der Vergangenheit durch überraschende und treffende Vergleichungen in stete Wechselbeziehung zu setzen versteht. Und dieses reiche Gebränge von wichtigen Thatsachen und Reflexionen artet keineswegs in ein Gewirre durcheinander stimmernder Combinationen aus, das endlich dem Verfasser selber schwindelnd über den Kopf wächst; mit fester Hand beherrscht Gervinus seinen Gegenstand, ohne Vorliebe wie ohne Vorurtheil, fern aller Effecthascherei, die durch schwarze Schatten und grelle Lichter den ganzen Beleuchtungsglanz auf einen Punct hindrängt, ist hier gleichmäßige Helle über das Ganze verbreitet, Alles erscheint in seinem natürlichen Lichte, jedem wird seine Stelle angewiesen, die ganze Sängerbevölkerung unseres Dichtergartens, nach Werth und Würde in den Vorder- und Hintergrund vertheilt, und kunstvoll um einen Mittelpunct herumgruppirt, aus dem man zu einer großartigen Lösung der vielfach verwickelten Verhältnisse gelangen soll. Und was hält uns bei so vielen Vorzügen ab, diesem Werke den Kranz historischer Darstellung zuzuerkennen? Einzig der Mangel leichter und völliger Uebersichtlichkeit des Ganzen, die bei einem Kunstwerke so mächtig mit dazu hilft, dem Leser wie dem Beschauer das Gefühl der Befriedigung gewinnen zu lassen, ein Mangel, der sich bei vorliegendem zweiten Bande noch auf empfindlichere Weise als bei seinem Vorgänger fühlbar macht. Und es schwillt auch vom dreizehnten Jahrhundert fort, als dem Anfange des Zeitraumes, den vorliegender Band behandelt, die Masse der poetischen Production zu einem solchen breitmächtigen Strome an, daß man Gefahr läuft, die Ufer auf den Augen zu verlieren und es überaus schwer hält, dessen Lauf mit seinen Strömungen und Gegenströmungen, Fällen und Wirbeln dem Ueberblicke gegenwärtig zu erhalten [4]. — Wäre es dem Verfasser darum zu thun gewesen, sich sein Geschäft zu erleichtern, so hätte er uns nach dem Beispiele Anderer bloß die Repräsentanten einer jeden Dichtungsart, die Proletarr einer jeden Zeit vorgeführt, allein sein historisches wie patriotisches Gewissen sträubt sich dagegen, den einen oder den anderen unserer Dichter von dem in der Literaturgeschichte mühsam erlangten und behaupteten Plätzchen verdrängen und dem Wohl des Ganzen opfern zu wollen, vielmehr strebt er manchen Partien des Werkes durch Beziehungnahme auf nur handschriftlich Vorhandenes oder minder Bekanntes beinahe absolute Vollständigkeit zu geben. Und bei einer solchen Fülle des Materials verwirft Gervinus noch obendrein jede Periodenein-

[4] Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit einer solchen Darstellung wohl bewußt. 1. Bd. 2. S. 33. Note 42.

theilung, welche die Dichter nach Jahrhunderten sondert und die gleichzeitigen zu einander gesellt, oder eine Anordnung, die nach ihren Productionen gruppirt, und unsere poetische Flora nach epischen, dydactischen, lyrischen u. s. f. Classen rangirt. Indem er einzig den Thatsachen in ihren Entwickelungsstufen folgt, ergibt sich für unsern Verfasser eine Gliederung nach den Lebensepochen der Jugend, des Mannesalters und des sterbenden Greisthums der Ideen einer Zeit, in so fern sie in der Poesie ihren Nester fanden. Das Charakteristische dieser Stadien wird dann an den einzelnen Dichtungsarten nachgewiesen, die sich kund gebenden Symptome des Ueberspielens und endlichen Uebergehens des einen in das nächstfolgende bis in die leisesten Anfänge verfolgt, um so den Evolutionsgang unserer Poesie, wie er unter den einflußnehmenden Zeitverhältnissen vor sich gegangen, und in seinen Rückwirkungen auf diese sich äußerte, zur historischen Anschauung und Erkenntniß zu bringen. Indem er nun solcher Weise die strengen Fessel der chronologischen Nacheinanderfolge abstreift, gelingt es ihm, durch ein tiefes Zurück- und weites Vorgreifen die sonst vereinzelt da stehenden Erscheinungen als nothwendige Glieder des in steter Folgeverkettung fortschreitenden Ganzen erscheinen zu lassen.

Wir wollten mit dem hier Gesagten die Eigenthümlichkeit dieser ausgezeichneten Leistung in Anlage und Ausführung näher bezeichnen und zugleich andeuten, wie ihr bei so vielen Vorzügen der leichter Uebersichtlichkeit nicht in jenem Grade zu Theil ward, als man ihn einem Kunstwerke wünschen muß, das in der Absicht, seinem Gegenstande in dem größeren Lesekreise Eingang zu verschaffen, von dem Verfasser unternommen ward. Gewinnen will nicht für Gelehrte und Gelehrsamkeit, sondern für's Leben, für das Publikum geschrieben haben; doch täuschen uns unsere Erfahrungen nicht, so dürfte nur der bei weitem kleinere Theil unserer Lesewelt geübt genug in historischer Auffassung des Gegebenen seyn, um sich ohne Schwindel in die Mitte der Thatsachen auf eine Weise versetzt zu sehen, wie hier geschah, um unsere Dichterwerke als den Ausdruck des in jeder Zeit sich eigenthümlich offenbarenden Menschengeistes begreifen zu können. Und wenn es stets einer der Hauptzwecke literarischer Reseeate bleibt, den minder gewandten Lesern das Verständniß tief angelegter Schriftwerke zu erleichtern, und dadurch den Schriftstellern den Eingang in's Publikum bahnen zu helfen, so glaubten wir im vorliegenden Falle nicht besser diesen vom Verfasser sich gesetzten äußeren Zweck fördern und unserer Recensenten-Pflicht genügen zu können, als daß wir, mit Unterdrückung aller An- und Gegenbemerkungen, und darauf beschränken, durch übersichtliche Darlegung des Inhalts die Structur des kunstvoll gegliederten Ganzen anschaulich zu machen.

In den ersten sieben Abtheilungen des ersten Bandes zeigte der Verfasser, wie mit dem allmähligen Erlöschen der Volkspoesie die ritterliche Lyrik und Epopöe zu ihrer Blüthe gelangte, und sich dann (VIII. Abtheilung) neben der Reproduction früherer Dichterwerke Spuren des bürgerlichen Elementes bemerkbar machen. Hier im zweiten Bande, der dem Zeitraume nach das 13.—15. Jahrhundert umfaßt, schildert er den Verfall der ritterlichen Poesie (IX. Abthl.), ihren Uebergang zur Volksdichtung (X. Abthl.) und die Wiederbelebung und Aufnahme dieser ist Gegenstand der XI. Abtheilung.

Die erste dieser drei Abtheilungen beschäftigt sich mit den Dichtungen, die an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts hervortreten, und zwar 1) Chroniken und Chronikartiges. — Die Geschichte unserer poetischen Literatur ist nicht immer die der Poesie, sondern, wie bekannt, in manchen Partien nur die der Reimerei, daher finden auch Reimchroniken hier einen Platz, deren Verfasser entweder bloß darauf bedacht, das Geschehene mit strenger Treue wiederzugeben, auf poetische Gestaltung ihres Stoffes Verzicht leisteten, oder solche, deren Phantasie sich auf Unkosten des geschichtlichen Factums belustigte. Letztern gehört unser Enenkel an, der mehr wie eine gemüthlich gläubige Natur, denn als keitischer Geschichtschreiber, die Vergangenheit auffaßt und sie in seinem Fürstenbuche von Oesterreich und seiner Weltchronik wiedergibt. Das Fürstenbuch ist für die lokale Sagengeschichte so wichtig, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reiches; sie ist voll von angenehmen Geschichten, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen (S. 16). Anders der Steiermärker Ottokar von Hornek; in seiner Reimchronik von Oesterreich sehen wir ein historisches Talent, das aus Mangel einer gebildeten Prosa seinen Stoff in Reime zu zwängen sich genöthigt sieht. Bei seinem Talente und seiner Richtung, seiner Erfahrung und scharfen politischen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wie ein Geschichtswerck von ihm erhalten hätten, welches sich den Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen doch einiger Maßen vergleichen ließe (S. 17). Das Verfassen solcher Reimchroniken nun mit der Richtung auf das Historische wird am Ende des 13. und am Anfange des 14. Jahrhunderts an den Gränzen von Deutschland und in deutschen Dialecten ganz gewöhnlich. Belege dafür sind die Livländische Chronik (S. 18), die des deutschen Ordens von Nikolaus v. Jeroschin, die Gaudersheimer von dem Pfaffen Eberhard, die der Fürsten v. Braunschweig, Gottfried Hagens Reimchronik von Cölln (S. 21). Die bloße Anzahl dieser historischen Gedichte im platten Dialecte macht uns schon aufmerksam auf den Mangel eigentlicher Werke der Phantasie und die Seltenheit poetischer Talente im deutschen Norden, und auf die größere Befähigung für eigentliche Verstandes-Production, weßhalb wir denn auch unter den didaktischen Lyrikern die Norddeutschen

Digitized by Google

häufiger finden, denen auch Ulrich von Eschenbach angehört, dessen beide Werke uns den Uebergang von den historischen Gedichten zu den Romanen bahnen mögen. In seinem Alexander (S. 22) kehren wir nämlich zu der ungeschickten Verschmelzung der heterogensten Dinge, zu der modernen Erweiterung alter Stoffe zurück, die wir im 12. Jahrhunderte allgemein verbreitet sehen. Niegends als hier ist besser zu lernen, worin eigentlich das Verdienst unserer guten Dichter der hohenstaufischen Zeit bestand, und daß es in der That im Abwerfen des Wustes in den poetischen Sachen vor Allen gelegen war, und in der Gestaltung der Materie nach einem leitenden Gedanken: so ließ Lambert, der Vorgänger Eschenbachs, in seinem Alexander einen großen Theil der Geschichten stillschweigend fallen, welche dieser jetzt von allen Enden zusammenliest, um daraus sein monströses Poem zu kneten. Und wenn in der vorhergehenden Periode nichts eine engere Verwandtschaft mit Lamberts Alexander zu haben scheint, als der Parzival, gibt es jetzt nichts, das näher neben dem Alexander des Ulrich zu stellen wäre, als der Titurel, der eben so aus der Graalsage alles von Wolfram Hintangegebene zusammenträgt, wie Ulrich aus der Alexandersage, in dessen Lohengrin (S. 25) nicht allein der Stoff, sondern auch die herkömmliche Behandlungsart von verschiedenen Sagenzweigen in der merkwürdigsten Lockerheit neben einander gestellt erscheinen, und die tiefsinnige und mystische Gelehrsamkeit in dem einen Theile, die historische in dem anderen, die bürgerliche Betrachtungsart in dem dritten, die übertreibende Nachahmung des Alten in dem vierten, Alles konnte zu nichts Anderem als zu Verfall und Entstellung dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Frage:

Ist Cornelius Nepos der Verfasser der Lebens-Geschichten berühmter Feldherren?

Oft kam ich in Versuchung, diese Frage verneinend zu beantworten. Der Titel: vitae excellentium imperatorum setzt Lebensbeschreibungen voraus; die gar zu kurzen, wenn auch wichtigen Nachrichten, welche uns das Buch liefert, sind für diesen Titel zu fragmentarisch.

Wenn man auch annehmen will, daß der Titel nicht den Verfasser zum Vater habe, — daß er erst später von einem Dritten dem Buche sey vorgesetzt worden; so könnte ich mich doch schwer überzeugen, daß der Verfasser von so bedeutenden Männern so unzusammenhängend Einzelnes sollte niedergeschrieben haben.

Nur die Biographie des Attikus macht dießfalls eine Ausnahme.

Dieses brachte mich auf die Vermuthung, das Buch, welches wir unter dem Namen des Cornelius Nepos haben, dürfte nur ein Auszug aus einem größeren Werke des Cornelius Nepos seyn.

Plutarch in seinem Marcellus hat mich in dieser Vermuthung bestärkt. Nachdem er mit der ihm eigenen Umständlichkeit angeführt hatte, wie die beiden Consuln Marcellus und Crispinus in einem von Hannibal ihnen gelegten Hinterhalte das Leben verloren, sagt er: so erzählen die Sache Valerius Maximus und Cornelius Nepos.

Nun findet sich aber in unserem Cornelius Nepos von diesem Marcellus weiter nichts, als im Leben des Hannibal die Worte: Claudium Marcellum quinquies consulem apud Venusiam pari modo interfecit (den Claudius Marcell, welcher fünf Mal Consul gewesen war, hat er bei Venusia auf gleiche Art um das Leben gebracht).

Sollte nicht das Buch, welches wir unter dem Namen des Cornelius Nepos besitzen, ein von einem Späteren bearbeitetes Epitome, wie das des Justinus von Pompeius Trogus seyn?

Notizen.

Ueber Eduard Grosse's »Spanische Charaktere« (Leipzig 1836) bemerkt ein ausländisches Journal treffend: »Gleich in der Einleitung sieht der Verfasser in Spanien einen Zaubergarten, ein zaubervolles Land, einen zauberhaften Boden, dessen Volk einen unwiderstehlichen Zauber übt, welchem seine Mährchen einen mächtigen Zauber geben, und wo also auch eine zauberhafte Blume blühen muß. Alle diese Zauberei erscheint auf den ersten drei Seiten, und sie bietet ähnlichen anderen Uebertreibungen die Hand. Schade um das schöne Papier.«

In Wilhelm Plate's Trauerspiele: »Torentino von Medicis« (Bonn 1836) sollen nachstehende Verse für tragischen Schwung gelten:

Seyd Männer ihr? und denkt nicht, daß im Saal
Der Cyperwein sein schwarzes Grab durchbricht,
Und, wie ein andrer Phönix, goldne Schwingen
Dem Geiste selbst des dümmsten Burschen leiht?
Ultra posse nemo tenetur! Noch ein Pröbchen von des Verfassers Versskunst:
Sein Namen ist hier unbekannter Schall,
Doch sein Gedanken hört hier Wiederhall,
— — — — wenn Euch heim
In stiller Nacht die erleuchtete Gondel trägt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.
(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

103. Sonnabend, den 24. December **1836.**

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von G. G. Gervinus. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann, 1836. 480 S. 8.

(Fortsetzung.)

2) Gnomische Dichtungen.

Der Eingang der Gelehrsamkeit in die Ritterpoesie, der unter den erzählenden Gedichten im Titurel am sichtbarsten ist, so wie er im Parzival zuerst begonnen hatte, weist uns zuerst auf die gnomischen Dichter dieser Zeiten. Und nur in solchen konnte die Gelehrsamkeit Eingang in die Kunst der ritterlichen Sänger finden, als sich diese Classe in engere Gesellschaften formeller abschloß, wie jetzt geschah, wo in Folge der Kreuzzüge sich unzählige Ritterbündnisse und Gesellschaften gebildet hatten, durch welches Beispiel die Sänger sich zu ähnlichen Verbindungen veranlaßt fühlten, mehr aber noch durch die Vernachlässigung der Kunst an den Höfen und unter den Laien zum Abschließen unter sich aufgefordert sahen. Dort an den Höfen war der Ritterdienst und die feine Frauenverehrung erloschen, dieß wirkte mächtig auf Umgestaltung der Lyrik, die sich der früheren Lebensprincipien beraubt sah. Nur in einzelnen Theilen Deutschlands, wie in Oesterreich[1] gehet der lyrische Gesang in den gemeinen Frauenverkehr ein, während er im Allgemeinen grollend über die Verderbtheit der Zeit mit Macht sich gegen ihn auflehnt und dem Lehrgedicht entschieden anschließt. Und auch hier treffen wir, wie zu allen Zeiten, wo sich der Verfall der Gesellschaft und das Bedürfniß ihrer Regeneration kund gibt, auf jene Parteien, die sich bloß in Spott über die Schäden der Gegenwart ergehen, ohne auf ein Heilmittel hinzuweisen, theils auf jene, die das Heil in Wiederaufnahme der alten Principien, oder jene, die neue an deren Stelle zu setzen suchen. Zu den ersteren dürfen wir schon die österreichischen Dichter, wie Tanhuser mit seinem satyrischen (S. 12) und Hadloup, Goeli (S. 15) mit ihrem heiteren Spott und Scherz rechnen, welche nichts an die Stelle rücken, was jenes untergehende Ritterthum ersetzen könnte (S. 33). Ihnen stehen mit etwas noblerer Gesinnung die Lieder der Herzoge Heinrich v. Breslau, Otto v. Brandenburg und Johann v. Brabant zur Seite. Als der Repräsentant jener zweiten Partei, die das Minnelied ganz in der alten Weise zu halten suchen, erscheint uns Ulrich v. Lichtenstein (S. 15), neben ihm Ulrich v. Winterstetten und Walter v. Metz, doch finden wir in diesen späteren Minnesängern keinen, der nicht in die schalkhafte Art des Tanhuser, oder in die ernste und gnomische des Reimar von Zweter überstreift. Zu jenen können wir Rubin den Kanzler, zu diesen aber den Riune und Lutolt v. Seven rechnen, während Conrad Schenk v. Landegge noch am reinsten den alten Minneton bewahrt. Doch die Lyrik, die sich ganz entschieden an dem Alten halten wollte, ohne ein neues Element zuzulassen, konnte sich nicht mehr behaupten, wie jene andere, welche das Alte geradezu verstieß, sich noch nicht halten konnte, weil sie räumlich weit mehr ausgebreitet, innerlich weit mehr gesittigt seyn mußte, um mit Erfolg zu polemisiren. Zu den verwilderten Gemüthern zu reden, in dem räuberisch gewordenen Rittervolke das alte Ehrgefühl, den alten gottes- und frauendienstlichen Sinn aufrufen zu wollen, konnte nur Predigern und Schulmeistern einfallen, die wir auch noch hier und da in diesen Ton einfallen sehen. Die Sänger dagegen suchten alle diese Tugenden objectiv zu begründen und mit äußeren Ueberzeugungsmitteln zu gewinnen. Und diese holten sie gelehrt aus dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, aus Mineralogie, Geschichte, Physik u. s. f. Auf solchem Grunde ruhen jene unzähligen Gedichte des Reimar v. Zweter, Mysners, Marners, Rumslant, welche allerhand Geschöpfe und Producte der äußeren Natur auf die moralische des Menschen anwenden und die geheimnißvollen Räthsel und Aufgaben dieser Art nicht selten in die Sprache der Apokalypse kleiden. Und nichts ist in die Augen fallender, als zweierlei Elemente in dieser Zeit zusammentreffen zu sehen, ein volksthümliches und verständliches mit einem

[1] Wie Hadloup, Scharpfenberg, Goeli, Gedrut. »In ihren Tanzliedern, zu denen wohl die Musik gleich vortrefflich gewesen seyn wird, zeigt sich ihr Talent mit am meisten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht, als der Tanhuser, und der bewährte Ruhm der Tyroler und Wiener im Fache der Tanzmusik dürfte sich als lange bewährt und sehr alt herausstellen lassen.« (S. 43.)

Digitized by Google

schulmäßigen und mystischen, allein nicht so, daß sie getrennt in verschiedenen Dichtern lägen, sondern in jedem einzelnen erscheinen sie unversöhnt neben einander, wie in jenen apokalyptischen Räthseln des Frauenlobs und des Wartburgkriegs und in den errathbaren des Reimars. Solche Räthsel, Fragen, scholastische Subtilitäten und theologische Streitfragen poetisch behandelt, führte zu einer Art von Tenzone, als welche wir auch den Wartburgkrieg betrachten (S. 51), der gewiß von unsern Literaturhistorikern bisher zu hoch gestellt wurde, und an dem wohl das Hineinziehen des Meisters Eschenbach und Klinsohr in den Kreis der poetischen Sage das Interessanteste seyn mag, und eine solche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunst, so unbedeutend sie in der Gegenwart war, in einen höheren Glanz zu rücken und ihre Dichter in ein wunderbares Licht zu stellen. Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunst in der Wissenschaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, steht aus dieser Dichtung wie aus den gutgemeinten Liedern späterer Meistersänger hervor, und pflanzt sich durch unsere ganze Literaturgeschichte bis auf die neueste Zeit fort (S. 53). Will man zu den vielen unreifen Gedanken, die bereits über den Sinn dieses Gedichtes umlaufen, einen neuen wagen, so könnte man ganz in der Ferne zwischen dem in einer eigenen Befangenheit und Unschuld erscheinenden Eschenbach und Klinsor einen Gegensatz der alten ungeleiteten Kunst der Ritter mit der weisedünkligen und nigromantischen dieser Zeit entdecken. Dieß ließe sich dann auf der anderen Seite den Tenzonen des Doctor Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob und des Schmiedes Regenbogen entgegen halten, in denen ein Gegensatz dieser gelehrten Zeit mit der folgenden schlicht bürgerlichen erkennbar ist (S. 55—58).

3) Sagenkreis des Graals und der Tafelrunde.

Der innere Sammelgeist, der sich in den gnomischen Dichtern zeigt, macht sich auch durch das encyclische Versammeln der Sagen, jede um ihren Mittelpunct, bemerkbar. So werden in Heinrich von dem Turlins der Abentheuer Krone bekannte Scenen und Abentheuer aus der Arturssage zusammengestellt (S. 60). Das ganze Gedicht lehnt sich fest an die älteren Bearbeitungen der Arturssage, und ist etwas in ihm, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverhohlenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche die frühere Zeit mit Schalkheit und Kürze weggegangen pflegte, ausgemalt, bis in's Gemeine und Ekle getrieben werden, um die stumpfer gewordenen Sinne der Romanenleser zu reitzen (S. 62). Wie hier die Tafelrunde, so fand im Titurel der Sagenkreis des Graals seinen Mittelpunct, was er auch für die gesammte Poesie dieser Zeit bleibt (S. 64). Kein anderer erzählender Dichter, als Albrecht von Eschenbach hat sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt und übrigens auch so gut verstanden, sich damit zu schmücken (S. 74). Die vortreffliche Charakteristik dieses Gedichtes verdient im Buche nachgelesen zu werden.

4) Karolingischer Sagenkreis.

Hier treffen wir nicht in dem Sinne, wie im brittischen Sagenkreise, auf Sammelwerke, wir treffen hier nur gleichsam auf eine eigene Haltung von sehr großen Rhapsodien, die mit der nämlichen Willkühr, wie sie selbst entstanden waren, nachher auch wieder verarbeitet wurden (S. 77). Was in Volksliedern, in älteren Gedichten aus der Karolingischen Zeit von Brutalität der Großen gegen die Könige war überliefert worden, drängte sich in der feinen Zeit der höfischen Poesie offenbar etwas zurück; jetzt aber tritt, als im Laufe der Zeiten Anarchie, Raubsucht und Verwirrung in den Reichen und besonders in Deutschland wiederkehrten, die alte Rohheit von Neuem hervor. Grausamkeit, barbarischer Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier, Held und Waffe tauchen in den Gedichten, wie Malagis, Reinald u. s. f. wieder hervor, dabei wird der Vortrag vollkommen volksmäßig, und der Witz schlägt schon ganz in den Ton des Eulenspiegels (S. 80). Malagis, das vorzüglichste Gedicht dieses Sagenkreises, repräsentirt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten (S. 82—89). Der Ton dieser Poesien wird immer populärer, und Salamon und Morlof (S. 89) wie die Haimonskinder (S. 90) sind beliebte Volksbücher geworden.

5) Deutscher Sagenkreis.

Im brittischen Kreise interessirt uns die Form vor Allem, weil er diese auch den fremden Sagen, sogar dem Ariost mittheilte. Im fränkischen ist es vorzüglich der Stoff, der unser Interesse erregt, weil er sich hier am reichsten gestaltete, mischte, und aus kolossalen Massen zuletzt das Anziehende festhielt. Hier im deutschen interessirt uns weder die Form, die hier vergleichsweise trotz der großen Einwirkung von außen mit sonderbarem Eigensinn sich in ihrer Dürftigkeit behauptet, noch auch der Stoff, der, so viel er eigenthümlich ist, höchst arm, sonst aber überall und keineswegs mit der Geschicklichkeit, wie in den fränkischen Romanen entlehnt erscheint (S. 96). Belege, wie unselbstständig die deutsche neben der fremden Sage dieser Zeit erscheint, sind Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen (S. 96), und das ihm verwandte strophische Gedicht von der Ravenaschlacht (S. 97), die sich beide, was den Geschmack des Vortrages betrifft, dem Titurel nähern, so wie Otnit und Wolfdietrich (S. 99) wieder stärkere Neigung zu Malagis und Reinald haben. Und wie sich nun jene Gedichte von der Flucht und Ravenschlacht episodisch gleichsam auseinander schoben und ablösten, im ähnlichen Verhältnisse erscheinen die vereinzelten Riesen- und Zwergabentheuer im Laurin, Sige-

Digitized by Google

not, Eken Ausfahrt und Ehel's Hofhalt oder dem Wunderer (S. 102), der uns zugleich wie Dietrichs Drachenkämpfe (S. 103) das Aeußerste an Rohheit und Erbärmlichkeit darbietet, wogegen der Zug zur komischen Uebertreibung, der keinem dieser Gedichte fremd ist, in dem Rosengarten (S. 104) sich auf das deutlichste herausbildete. In allen diesen Gedichten nun ist die Auflösung des deutschen Epos höchst deutlich erkennbar; wie einst einzelne volksmäßige Rhapsodien sich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, so fallen sie wieder in einzelne Rhapsodien auseinander, und das Heldenbuch des Caspars von der Roen kann als einer der äußersten Punkte dieser materiellen Auflösung gelten. Merkwürdig daran sind außerdem die Abkürzungen, die Caspar vornimmt, aus denen wir wie aus den verschiedenen Recensionen des Laurin sehen können, wie sich die ganze Maklon gleichmäßig von der Langweiligkeit der Ritterromane abwendete, und man darf nur jetzt die Abkürzungen der britischen Romane an die früheren Bearbeitungen halten, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüstige Bürgerwelt, die sich jetzt emporschwingt, den matten, inhaltleeren Romanen abgeneigter wird, darum möge es hier genügen, von ähnlicher dichterischen Producten, wie vom hörnernen Siegfried (S. 108), Landgraf Ludwig dem Frommen von Thüringen, Herzog Ernst, Reinfried von Braunschweig, Wilhelm von Oesterreich (S. 109), Ritter von Staufenberg (S. 111) und Friedrich von Schwaben die bloßen Namen angeführt zu haben.

6) Legenden und didactische Poesie.

So bestimmt man die alten Zustände zu halten suchte, so erblicken wir doch überall ihren Verfall, und daß entweder die Gelehrsamkeit das Formelle dieser erzählenden Gedichte höchst unangenehm störte, oder daß der derbe Geschmack des Volkes den ernsten Inhalt und feierlichen Vortrag gewaltsam veränderte, selbst in einer Gattung wie die Legende, die ihrer inneren Natur nach sich am meisten gegen eine solche Umgestaltung sträuben mußte (S. 113). Ein noch ungedrucktes Passionale (Cod. Pal. N. 352) möge hier seine Stelle finden [1], das wir zu jenen Sammelgedichten stellen können, an die seit dem Freidank und Stricker Alles hinneigt. Die Erzählung ist überaus leicht, fließend und die ganze freiere Manier des Vortrages, die in diesen Stoffen und in diesen Zeiten auffällt, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit, welches diesem Werke ein populäres Ansehen gibt (S. 116). Doch offenbar noch größeren Antheil als an diesem Passionale hat die Predigt an dem Renner des Hugo von Trimberg. Er kennt das alte und neue Testament durch und durch und bekennt selbst, daß der größte Schatz seiner Weisheit aus der Bibel gesammelt sey, die er höher hält, als alle Schriften, worin von den sämmtlichen sieben freien Künsten gehandelt wird, die das einfältige Leben und den schlichten Wandel verkehren. Schärfer also als Thomasin und schon im Sinne der Reformatoren eifert Hugo gegen diese Studien, und jede Kunst, die nicht mit der heiligen Schrift stimmt, ist ihm Gift. »Wie lieb mußte dem Volke dieser Renner werden, da es noch keine Bibel und keinen Katechismus besaß, den Thomasin weniger verstand, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedanken und seiner Ansichten wie seiner Form fand. Wie außerordentlich mußten ferner die Wirkungen seyn, mit denen solche Bücher wie dieses der Reformation vorarbeiteten« (S. 134)[1].

X.

Uebergang von der Ritter- und Hofpoesie zur Volksdichtung in der Zeit der Reformation.

1) Mystisch und Scholastisch-Theologisches und Philosophisches.

Der Renner, der uns in diese Zeit überführte, spricht sich schon mit Macht gegen die verfallende Kirchenzucht aus, und seine Stimme fand mannigfachen Wiederhall. Ganze Mönchsorden treten eifernd auf, und alle Strenge eines heil. Bernhards oder Augustin gegen das weltliche Gelüste kehrt wieder, deren Werke neben denen Bonaventura's Hauptquelle der mystischen Weisheit des 13. und 14. Jahrhunderts geworden, die auch vielfachen Eingang in die Poesie fand. Wir erwähnen nur das Buch der sieben Grade (S. 147), Lamprechts von Regensburg Tochter von Syon (S. 150), die in Inhalt und Form vielfach an die Obengenannten erinnern. Hier wie bei den Gnomikern sehen wir noch Scholastik und Mystik in schroffen Gegensätzen sich gegenüber liegen; in Heinrichs von Mügeln Buch der Maid (S. 154), Lobgedicht auf Maria (S. 152) scheinen sie zur Versöhnung gekommen zu seyn. Ihm schließt sich Heinrichs von Neuenstadt, eines Wiener Arztes, Gedicht unter dem Titel: »Unseres Herrn Zukunft« an (Cod. Palat. N. 401), aus dem wir eine Stelle, die Gervinus von Fol. 4. dieses Codex ausschreibt, hier wiedergeben wollen.

Frazheit hat genommen über hant, und allermeist in Osterland,
trunken vol und überfat ist manig man in wiener stat,
und eteliche Frauwen auch alda, wie sie ez gewunne oder wa
sie muz immer genug haben, gar frühe ir krankes hertze laben
e sie dann zu der Kirchen ge, sie drinkt licht ein engstel e
und ißet auch villicht ein Hun, daz muz ir dann gar sanfte dun

[1] Ausführlicheres über die Legende hat uns der Verfasser bereits im ersten Bande S. 426—443.

[1] Die vortreffliche Charakteristik des Renners und seines Verfassers (S. 118—135), so wie denn alles nun Folgende möge Keiner ungelesen lassen, der die Zeiten der großen Kirchenspaltung im 15. Jahrhunderte zum Gegenstande seines Studiums macht.

Digitized by Google

in dem haubt und in dem magen, sie wachent weizt iren kragen daz sie puesten als die swein, damit wil sie dann heilig sein.

2) Beispiele.

Der Geschmack, der sich an ritterlichen Lieblingsgeschichten und an den deutschen Thier-Mährchen gesättiget hatte, wandte sich der antiken Form der Fabel, der moralischen und historischen Anekdote aus der alten Welt zu. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens an jenen Anekdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an mystischen Vorstellungen lag auch in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn ja die Mystiker zum ersten Male bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit echter Religiosität und einer practischen Moral und Lebensweisheit gemein hatte, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung und echter Weisheit angezogen finden, die jede der zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot (S. 159). Hier tritt nun Boners Fabelsammlung, der er den Namen Edelstein gab, oben an, der neben dem Renner eines der verbreitetsten Bücher des deutschen Mittelalters ist (S. 160—163). Der Haß gegen Schule und Gelehrsamkeit, derselbe Hang zum innerlichen Leben, dieselben Klagen über Bedrückungen der Mächtigeren gegen den Armen, Alles, was uns im Renner entgegen trat, findet sich hier im Edelsteine wieder, dessen Geist der Moral und der Lebensansicht auf die Zeiten des beginnenden 14ten Jahrhunderts hinweist. Etwas später als diese Fabelsammlung fällt das gereimte Schachzabelbuch des Conrad von Ammenhusen (S. 163), der vorzüglich aus den Gesta Romanorum schöpfte (S. 166—178), eine ursprünglich lateinische Sammlung von Erzählungen mit moralischen und mystischen Anwendungen, über deren Quellen ein Dunkel ruhet, das völlig zu lichten den bisherigen gelehrten Bemühungen der Forscher nicht gelungen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Von den bisher erschienenen Regesten unterscheiden sich Georg Wilh. von Raumers »Regesta historiae Brandenburgensis« (Berlin 1836) vortheilhaft dadurch, daß sie nicht bloß Verzeichnisse und Auszüge aus Urkunden geben, sondern, daß zugleich auch die auf die Geschichte der Mark bezüglichen Chroniken berücksichtiget, und einzelne Stellen daraus in derselben chronologischen Ordnung und meist in den Worten des Originals aufgenommen sind. An diese sehr reichhaltigen Nachweisungen reihen sich sodann noch einzelne Bemerkungen des Verfassers, die nicht bloß in Citaten, sondern zum Theile selbst in den Resultaten gründlicher historischer Forschungen bestehen. Wenn übrigens in einzelnen Stellen der Leser mit den Ansichten und Behauptungen des Verfassers nicht übereinstimmen kann, so wird dieses Niemand befremden, der die Schwierigkeit und das Verdienstliche einer solchen Arbeit zu beurtheilen weiß.

Bei Dunker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen: »Die französische Revolution. Von 1789 bis 1836.« Dieses Werkchen von 113 Octavseiten ist eine kurze, gut geschriebene geschichtliche Darstellung der französischen Revolutionsepoche in allen ihren Phasen. — Natürlich keine neuen Thatsachen; oft sehr gelungene, kräftige Schilderungen. Bemerkenswerthe Parteilosigkeit. Keine einzelnen Reflexionen; das Ganze aber das Product einer gediegenen Auffassung.

Carl Lappe's sämmtliche poetische Werke (Ausgabe letzter Hand. 5 Bände. Rostock, 1836) zerfallen in gereimte und reimlose Dichtungen, Aufsätze und Betrachtungen, von denen erstere durch Wohlklang des Versbaues, Richtigkeit der Sprache und Reinheit des Reims, letztere dagegen durch eine fließende Schreibart, anmuthige Darstellung und leichte, gefällige Behandlung der Stoffes einen angenehmen Eindruck auf den Leser hinterlassen, beide aber in Bezug auf den Gehalt Vieles mittheilen, was theils an sich bedeutungslos ist, theils bloß für die mit der Oertlichkeit und dem Familienkreise des Verfassers Vertrauten von Interesse seyn kann. Deßhalb würde er wohl auf ein sichereres Andenken bei der Nachwelt und auf weitere Verbreitung seiner Gedichte haben rechnen können, wenn er das wirklich Vortreffliche und der Erhaltung für alle Zeit Werthe auf Einen Band zusammengedrängt hätte, statt es unter die Menge des Mittelmäßigen zu vergraben. Rühmlich ist jedoch anzuerkennen, daß sich in diesen Werken durchgehends ein höchst edler Sinn, eine geläuterte und bewährte Lebensphilosophie, so wie ein tiefes und reines Gefühl ausspricht. (Repertorium.)

Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg gibt in mongolischer Sprache eine heroische Sage heraus, die bei den Mongolen in großer Gunst steht. Es ist dieß eine »Geschichte der Thaten und Heldenabentheuer Gesser-Khan's,« voll mongolischer Romantik, der es auch in Europa nicht an Anklang fehlen wird.

Deßgleichen erscheinen dort die »Reisen in Arabien von Abufosla,« unter Aufsicht und mit russischer Uebersetzung des Professors Heitling.

Von Rost's griechischer Grammatik ist so eben die fünfte, durchaus veränderte Ausgabe erschienen (Göttingen, Vanderhoeck, 1836).

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

104. Mittwoch, den 28. December **1836.**

Aus dem Decemberhefte dieses Jahres von Blackwood's Edinburgh magazine übersetzt.

An den Herausgeber des Magazins.

Sir!

Mit Recht hat man bemerkt, daß Insulten tiefer schmerzen als Injurien; ein Grund davon liegt in dem Gefühle, daß einer Injurie einiger Maßen wieder durch einen Ausruf an die Gesetze des Landes abgeholfen werden kann, während eine Insulte in manchen Fällen nicht anders als dadurch gut gemacht werden kann, daß die Presse die Beschwerden kund macht. Ich benütze Ihre Erlaubniß, Ihnen zur Aufnahme in Ihr Magazin zu senden, was ich in Bezug auf ein von Capitän Basil Hall unter dem Titel: »Schloß Hainfeld« herausgegebenes Buch mit meinem Namen unterzeichnen kann. S. 37 und 38 findet sich folgende Schilderung von Frau von Purgstall's Lage nach dem Tode ihres Gemahles und Sohnes.

»Kaum waren die Letzten dahin, als über siebzig gesetzliche Erben auf die edlen Güter der alten Familie Purgstall fielen, und die arme hilflose Witwe hatte genug zu thun, um »ihr Recht auch nur auf den ihr verschriebenen Antheil des »Eigenthums durchzusetzen. Die Schwierigkeiten, welche sie »hierin zu bekämpfen hatte, und die mißliche Lage, in welche »sie durch unzählige und dem Anscheine nach endlose Prozesse »gerathen, hätten entmuthigen und den Entschluß eines min»der starken Gemüthes brechen können. Mit allem ihrem »Starkmuthe scheint sie fast unterlegen zu haben, und ohne »den großmüthigen Beistand des letzten Lord Ashburton, eines »nahen Verwandten von ihr, müßte sie nach aller Wahrschein»lichkeit unter der vereinten Last von Armuth und gesetzlichem »Verfahren gesunken seyn.«

Diese letzte Behauptung ist gänzlich ungegründet. Frau von Purgstall schuldete dem Lord Ashburton nie einen Schilling; er hinterließ ihr in der That ein ansehnliches Legat durch sein Testament. Bei ihrer Vermählung im Jahre 1797 war der Lord nicht fünfzehn Jahre alt: sie sahen sich nach dieser Zeit durch länger als ein und zwanzig Jahre nicht wieder, und unterhielten keinen Briefwechsel. Der unvermeidliche Eindruck, welchen Capitän Hall's Erzählung auf jeden Leser machen muß, ist, daß Gräfin Purgstall in einem fremden Lande gänzlich verlassen und hilflos, gänzlich vernachlässigt von ihrer Familie, ihre Rettung aus dem Elende nur dem großmüthigen Mitleide eines ihr Angeheiratheten danke. Ich werde eine genaue Auskunft über jeden, mit ihrer Geschichte verbundenen Umstand darlegen, und ich fordere Capitän Hall auf, irgend Etwas anzudeuten, das entstellt oder übertrieben wäre.

Als im Jahre 1815 der Zustand Europa's endlich auf dem Continente zu reisen erlaubte, benützte mein Bruder sogleich die Gelegenheit und stattete, von seiner ältesten Nichte begleitet, seiner Schwester, deren Sohn damals noch lebte, einen Besuch ab.

Wie erhielten die Nachricht vom Tode des Letzteren in der letzten Woche des Jänners 1816. Vier Tage hernach in stürmischer Jahreszeit machte ich mich auf den Weg, und, indem ich Tag und Nacht reiste, legte ich einen Weg von vollen siebzehnhundert englischen Meilen in kaum siebzehn Tagen zurück. Mein Bruder verfaß mich mit hinlänglichen Geldmitteln, um alle an Frau von Purgstall gestellte unmittelbare Forderungen sogleich zu befriedigen; die aus Prozessen herrührenden erforderten langwierige Untersuchung. Ich blieb zwei Monate zu Hainfeld; als ich Abschied nahm, bat sie mich inständig, ihr wenn möglich, das Vergnügen des Besuches ihrer geliebtesten Nichte Lady Ashburton zu verschaffen. Ich stellte diesen Wunsch dem Lord vor, der denselben auf das Gefälligste erfüllte; von seiner Frau, ihrer Schwester, deren Bruder und von mir selbst begleitet, blieb er sieben Monate zu Hainfeld. Lady Ashburton hing so liebevoll an ihrer Tante, daß, nachdem alle übrigen Untersteier verlassen hatten, sie ein ganzes Jahr in ihrer Gesellschaft zuzubringen beschloß. Ich verband mich, nach dieser Zeit zurückzukehren und sie nach England zurückzuführen. Dem zu Folge unternahm ich eine dritte Reise nach Deutschland, indem ich im Hin- und Herreisen mehr als zehntausend Meilen machte, aus dem einzigen Beweggrunde, einer Schwester zu dienen und Vergnügen zu machen, welche ich von meiner frü-

Digitized by Google

besten Kindheit an geliebt. Ehe wir Abschied nahmen, hatten Lady Ashbuton und ich in Frau von Purgstall mit dem inständigsten, von der aufrichtigsten und glühendsten Zuneigung eingegebenen Begehren gedrungen, mit uns in ihr Vaterland zurückzukehren, und sich Hainfeld's zu entledigen, wofür von einem benachbarten Gutsherrn, dessen Herrschaften die ihrige beinahe umschlossen, ein beträchtlicher Preis angeboten worden war; aber der Gedanke, der sich augenblicklich ihrer Einbildungskraft bemächtigte, mit ihrem Gemahle und Sohne in demselben Grabe beigesetzt zu werden, machte sie unerbittlich. Dieß war das Benehmen zweier Brüder (die übrigens deßhalb nicht das geringste Verdienst ansprechen) gegen ihre Schwester, welche als von ihnen gänzlich verlassen geschildert wird. Mit dem Bewußtseyn, jede Aufmerksamkeit brüderlicher Liebe bewiesen zu haben, von welchem Gefühle müssen Männer, welche als Gentlemen empfinden und fühlen, durchdrungen seyn, wenn sie sich als solchee Empfindungs- und Denkweise bar und ledig der öffentlichen Verachtung ausgesetzt finden. Freunde, in deren Verstand ich mit Recht eine höhere Meinung setze als in meinen eigenen, drangen in mich, keine öffentliche Notiz von dem Buche zu nehmen, welches, wie sie mich versicherten, durch seine plauderhafte Unbedeutenheit in die verdiente Vergessenheit sinken und keine zweite Auflage erleben würde. Indeß ist eine zweite Auflage von tausend Exemplaren erschienen, welche die in der ersten enthaltenen grundlosen Einstreuungen noch weitee verbreitet. Ich weiß durchaus nicht, welchem Beweggrunde ich Capitän Halls Entstellungen zuschreiben soll. Er muß von meinem ersten Besuche zu Hainfeld gehört haben. Wenn selbst durch irgend einen unerklärbaren Umstand Frau von Purgstall während der sechs Monate täglichen innigen Umganges mit ihr dieses Besuches nicht erwähnet hätte, würde der treue Bediente Joseph, welcher, wie es scheint, in Betracht seiner langen Dienste, in vertrauliches Gespräch gezogen worden, unfehlbar von dem Bruder der Gräfinn gesprochen haben, welcher bald nach dem Tode des jungen Grafen angekommen, eine beträchtliche Summe von Ducaten für den Gebrauch seiner Frau mitgebracht. Herr von Thinnfeld, von welchem Capitän Hall mit verdientem Lobe spricht, und mit welchem ich während seines Aufenthalteb in England auf innigem Fuße stand, sah mich zum wiederholten Male im Hause meiner Schwester im Jahre 1816 und wird dessen wahrscheinlich gegen Capitän Hall erwähnet haben. Ist es möglich, daß Capitän Hall voraussetzen konnte, daß ich den Unkosten und den Beschwerden einer solchen Reise im strengen Winter mich unterzog, um daß gebrochene Herz einer Schwester durch die unfruchtbare Versicherung zu sinstilleen, daß ihre Brüder ihre Lage bedauerten, aber ihr keine Geldhilfe leisten könnten! Sie wußte, daß der jüngere durch die Talente seines Standes sich sowohl Ruhm als Reichthum erworben.

Meine Absicht zu schweigen, ist mir nicht länger gestattet; ein Artikel in dem the Quarterly Review vom letzten October eefordeet Antwort. Der Schreiber, nachdem er Capitän Halls Erzählung von Miß Jean Anne Cranstoun's Geburt und Vermählung wiederholt, fährt fort: »Die jüngeee Schwester ward »im Jahre 1790 mit Peofessor Dugald Steward veemählt, »sie wurde vermuthlich durch diese Veebindung mit Gottfried »Wenceslaus Graf von Purgstall, aus einem guten, vermögenlichen öfteeeichischen Hause bekannt, welches, wie wir »glauben, einer von des Profeffors Zöglingen war.« Kein Schatten von Vorwand für solch einen Glauben; Graf von Purgstall war fünf und zwanzig Jahre alt, als er Edinburgh besuchte; ee war geboeen im Jahre 1772, wie die Inschrift seines Grabmales auf Schloß Rieggersburg (wovon eine Abschrift mir vor Augen liegt) vollständig beweist. Ee hatte Empfehlungsbriefe an Profeffor Stewart, waeb in seinen Abendzirkeln aufgenommen, in welchen Männer von ausgezeichnetem Talente und Range, Eingeboene und Feemde sich veefammelten. Der Glauben des Schreibers dieses Artikels ist ein hinteelistiger Kunstgriff von Einstreuung, daß der Einfluß welchen M. Stewart über das Gemüth seines jungen Zöglings erworben, dazu benützt waeb, seinee Schwägerin eine reiche Paetie zu verschaffen. Die Voraussetzung, daß dee Chaeakter Dugald Stewart's einer Rechtfertigung bedürfe, würde eine Insulte seyn; seine hochpuehrenden *Grundsätze waeen* seinen zahlreichen Freunden eben so wohl bekannt, als seine philosophischen Werke der Welt. Es ist kein Wundee, daß ein enthusiastischer junger Mann gefesselt waeb durch die elegaaten Manieeen und den Zaubee des einnehmenden Gespräches, welcher, wie Capitän Hall bezeugt, durch lange Jahre von schweeen Leiden, Kranfheit und Kummee zwar nicht zerstört, aber nothwendig vermindeet worden war. Doch dieß ist nur eine läßliche Sünde in Vergleich dessen, was S. 128 und 129 folgt, nämlich: »Es ist merkwürdig, daß während der »langwieeigen Kranfheit dee Geäfin keine Erwähnung geschieht, daß sie den Tooft der Religion gesucht, und während »ihrer letzten Tage, von welchen Capitän Hall eine Menge geringfügiger Details mittheilt, scheint von iheer Seite kein »Bekümmernitz und nicht einmal Glauben an ein künftiges Leben vorhanden gewesen zu seyn. Kein Ausdruck von Zuneigung, kein Zeichen von Wohlthätigkeit, von Zärtlichkeit, von »chriftlicher Liebe, Nichts, was nur den Schein eines Gefühles »hat, ist erwähnt, in diesen letzten Augenblicken ihren Lippen entfallen zu seyn, als ihee Dankbarkeit gegen Capitän Hall, »gegen seine Mägde und selbst gegen seine Kinder für ihre »Sorge um sie. Ihre letzteewähnten Worte waeen: ich sterbe »zufrieden, wenn ich Sie um mich habe, um mich in mein »Grab gelegt zu sehen, wenn ich weiß, daß teotz aller der »Zucht, die mich so lange gepeinigt, ich nicht verlassen, unter »Fremden sterben soll. Sie mögen sich glücklich fühlen in dem »Gedanken des Guten, das Sie mir erwiesen.«

Digitized by Google

»Dieß ist eine Art von Lippendankbaefeit, in die sich Selbstsucht einwickelt, aber kein Wort entschlüpft ihr, welches das »geeinigte Gefühl von christlicher oder nur von natürlicher Religion verräth, wodee ist vorauszusetzen, daß dieß bloß eine »Unterlassung Capitän Halls sey, welcher hierüber selbst sich »tig fühlend glücklich gewesen seyn würde, Etwas hinzuzusehen, welches den zarten und egoistischen Charakter seiner »Heldin gemildert, erhöhet, geeiniget hätte.«

Begierig, seine eigene Frömmigkeit zu Markte zu tragen, zeigt sich der Schreiber dieses Artikels hier selbst in der Beurtheilung Anderer der christlichen Liebe entblößt, welche die größte der christlichen Tugenden. Die selige Gräfin machte keine Parade mit ihrer Religion, weil das Bewußtseyn, ein exemplarisches Leben geführt und sich immer als das ergebenste Weib, als die liebendste Mutter erwiesen zu haben, alle Versicherungen ihres Glaubens überflüssig machte. Die wiedervolle Heiterkeit, mit welcher sie ihre herannahende Auflösung bewillkommte, und

»courted death, kind Natures signal of retreat«

wird in einen Beweis eines Mangels an Gefühl für christliche und selbst natürliche Religion entstellt. Die einfache Widerlegung so beispiellofer Ungerechtigkeit soll bloß ein Auszug des Schlusses ihres letzten Briefes an mich seyn, welcher ohne Datum, aber wahrscheinlich einer der letzten, die sie schrieb. Derselbe ward durch Capitän Hall an mich eingesandt, welcher von unserem pünctlichen Briefwechsel wohl unterrichtet war, indem er selbst der dritten Seite zweier früherer Briefe einige Zeilen beisetzte.

»Denke, was ich fühle und was ich noch fühle, wenn ich »denke, daß Du bald Europa durcheilt hast, um eine Hoffnungslose zu unterstützen. — Kein selbstsüchtiger Gedanke befleckte »je unsere Freundschaft. — O, laß mich verteanen, daß sie so »fortdauern wird hinaus über das Ende der Zeiten! Ich war, »Du weißt es, von meiner Wiege an zu Kummer bestimmt, »und Kummer leitet mich in mein Grab. In diesem Laude »unseres Seyns sind Materie und Tod synonim, aber eine »Hoffnung, welche ein Theil unserer Natur, sagt uns, daß »Gemüthsleben und daß Leben ewig. Wie ergreifend, wie er»haben, wie liebenswürdig ist der Gedanke an Unsterblichkeit! »Vereint zu seyn mit Allen, die wir lieben! Ich will Dir »nicht Lebewohl sagen, mein liebster, liebster Bruder. Ich vergreife die Hoffnung, daß wir uns wieder finden, wo Sünde und Kummer nicht mehr sind.«

Um die genaue Authenticität dieser Zeilen zu beweisen, habe ich dieselben meinem geschätzten Freunde, Sir David Brewster, mitgetheilt, dessen Zeugniß von deren wirklicher Abschrift hier unten beiliegt.

Ich will mich nicht zu irgend einem hitzigen Ausdrucke von Vorwurf oder Empfindlichkeit herablassen, was wirklich unnöthig; ich appellire an jeden unbefangenen und edelgesinnten Leser, ob der Schreiber eines solchen Artikels, wie der angeführte, nicht alle Schranken des Decorums oder vielmehr gewöhnlichen Anstandes überschritten.

Ich kenne den Urheber so grober Böswilligkeit nicht, aber ich weiß, daß der Herausgeber des Quarterly Review der letzte Mensch auf Eeden ist, welcher eine solche Kundmachung gestattet haben sollte. Er wußte, daß Frau von Purgstall die Busenfreundin und Verteaute Sie Walter Scott's seit seiner frühen Jugend war; daß ihr angeborner Geschmack, ihre schnelle Auffassungsgabe des Schönen in der Composition sie in den Stand setzte, seine in seinen ersten poetischen Versuchen entfalteten Talente zu würdigen, während er selbst noch denselben Kräfte unbewußt, welche bestimmt waern, in einem künftigen Zeitraume die Menschheit zu bezaubern. Welches würde sein Gefühl gewesen seyn, hätte er gelebt, um die oben angeführten Zeilen zu lesen! Aber der Schreiber würde es nicht gewagt haben, dieselben niederzuschreiben, noch würde es der Herausgeber gewagt haben, eine dereselben zu sanctionren, hätte der erlauchte Freund der seligen Gräfin sie überlebt. Als der Sohn eines ritterlichen (gallant) alten Soldaten, gelähmt durch die im Dienste seines Vaterlandes erhaltenen Wunden, fühle ich mich selbst aufgefordert, nicht zu gestatten, daß mein von ihm ererbtes Name entehrt würde, wenn ich zahm und schweigend zugäbe, daß das Andenken seiner geliebten Tochter insultirt, und der Friede seiner noch übrigen Familie durch die muthwilligsten und ungegründetesten Verläumdungen gestört werde [1]. Ich bin, Sir, Ihr verbundener und unterthäniger Diener

Im Pavillon bei Melrose d. 5. Nov. 1836. Henri Cranstoun.

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von G. G. Gervinus. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann, 1836. 480 S. 8.

(Fortsetzung.)

3) Sittenprediger.

Seitdem die großen und kleinen Fürsten ihren Schutz den

[1] Capitän Halls mit Lügen, Schimpf und Geträtsche aller Art angefüllten Buch: »Schloß Hainfeld« ist bereits in Nr. 64 dieser Blätter erwähnt, und leidem im dritten Quartal-Hefte dieses Jahrgangs der Jahrbücher der Literatur verdienter Weise beurtheilt worden. Der hier getroffene Brief ist ein Beleg, daß dem Capitän auch von seinen Landsleuten jenes schreienden Mißbrauches schshmonatlicher Gastfreundschaft willen die gebührende Verachtung gezollt wird — daß aber die modische Leselwelt, welche den unverschämtesten Lügen und dem schalsten Schofel die meisten Leser verschafft, und wodurch auch dieses nichtswürdige Buch zur zweiten Auflage gediehen, dem Bruder der seligen Gräfinn Purgstall die Pflicht auferlegt hat, das Stillschweigen zu brechen.

Anmerkung der Redaction.

Dichtern versagt hatten, merkt man, wie namentlich die Sittenlehrer von Thomasin und Freidank an (s. Bd. 1. S. 395 f. f) ihre Rede nicht weiter an die Höfe und ritterliche Gesellschaft wenden. Vom nämlichen Augenblicke aber an, wo in Böhmen und Oesterreich durch die Universitäten wieder eine Aussicht für die Kunst, durch die glänzenden Herrscher ein glänzender Hofstaat geordnet war, zog sich auch die Poesie dorthin und empfand bald, daß sie in die Hände von wissenschaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten fallen und vielfach der trockensten Wissenschaft dienen sollte. — Denselben peinlichen Gegensatz, den die Kirchen-Reform-Versuche im 15. Jahrhundert gegen die Luther's und die Kämpfe der Humanisten machen, machen die österreichischen Sittenprediger des 14. Jahrhunderts gegen Alkmar und Brant, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Bestreben, den besten Willen, die schönsten menschlichen Anlagen theilen die früheren mit den späteren, sie haben nur die begünstigenden Verhältnisse nicht, und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen (S. 179). Hier möge Muskatblut eine Stelle finden (S. 180), der in diesen Zeiten des endenden 14. Jahrhunderts die letzten Gnomiker fortsetzt, wogegen der Teichner im Versposten des Ritterlebens an seine österreichischen Vorfahren, den Tanhuser und Jehnliche, dem ganzen Eindrucke seiner Reden nach aber an den Stricker erinnert (S. 181) »Interessant ist der Gegensatz, den Suchenwirt zu ihm bildet, er lehrt »den österreichischen Zuständen von einer andern Seite beikommen, so wie denn eine genauere Bekanntschaft mit den sämmtlichen österreichischen Poeten dieser Jahrhunderte, von dem Stricker an eine höchst willkommene Helle über die innere Lage dieser Gegenden verbreiten würde, und so möge Siegfried Helblings Lucidarius (k. k. Hofbibliothek Cod. Nr. 50. fl. Fol. 95 Seit. Pap.) als ein wichtiges Sittengemälde seiner Zeit einem historischen Vereine zur Herausgabe empfohlen seyn.« — Suchenwirt, obwol seiner Beschäftigung als ein fahrender Sänger nach an Hof und Ritterwelt geknüpft, ist keineswegs gegen die Mängel derselben blind; aber noch schärfer heben diese seine Nachfolger hervor, und zwei Dichter, die man gewöhnlich schon Meistersänger nennt, zeigen der Eine, Michael Beheim, wie unrettbar das Alte seinem Untergange entgegen gehe und die höfische Kunst hinsterbe, der Andere, Hans Rosenplüt, wie in den unteren Classen neue Begriffe und ein neuer Geschmack sich mächtig zu regen beginnen (S. 206). Trotz seiner Stellung zu Hof und Ritterschaft hat Rosenplüt nicht die geringste Sympathie mit dem alten Ritterwesen, sondern eröffnet mit aller Entschiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir bis zu Hans Sachs hin sich weiter bilden sehen. Fester als ihn an Hof und Ritterleben gefesselt, sehen wir Michael Beheim (S. 210). In Diensten Markgraf Albrechts von Brandenburg, später in denen Albrechts von Oesterreich, lernte er Hof und Ritterweise kennen. Aus dieser Zeit mögen seine Gedichte zum hohe Oesterreichs, zum Preise der Wiener Universität stammen, deren Verdienste um die Christenheit in der Zeit des Schismas und auf dem Concilium zu Constanz er nicht genug zu rühmen weiß. Er machte 1462 den bekannten Aufstand mit, und hielt mit dem Kaiser die Belagerung aus, welche Begebenheit er in Reime gebracht, in welchen er seinen ganzen Grimm über die Wiener ausläßt und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg seyn kann, als unmäßig und niedrig im Loben. Der weltkundige Mann wähnte durch seine Anhänglichkeit und Loblieder bei Friedrich Mittel zu erlangen, um in Ruhe seine Tage beschließen zu können, doch bald geschah dem Wohldiener sein Recht. Kaiser Friedrich ließ ihm Kost und Speise absagen; nun fing Beheim an, im frischen Zorne gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel Gedichte zu schreiben. Schon am Brandenburger Hof hätte er lernen sollen, daß die Zeit des Singens an Höfen vorüber sey, nur noch Hofnarren fanden dort Unterhalt (S. 211—217).

(Schluß folgt.)

Notizen.

Ein ausgezeichnete russischer Staatsmann sagt in einer statistischen Schrift, daß man in klimatischer und örtlicher Beziehung Rußland in folgende Zonen eintheilen könne: 1) Die Zone des Gießlima's; 2) der Rennthiermoose; 3) der Wälder und Viehzucht; 4) des beginnenden Ackerbaues mit Gerste; 5) des Roggens und Leins; 6) des Weitzens und der Baumfrüchte; 7) des Mais und der Reben; 8) des Oelbaums und Zuckerrohrs. Welche ungeheure Abstufung von Norden nach Süden! Eine solche Reihenfolge klimatischer Verschiedenheiten, vom ewigen Eise bis zum Zuckerrohr, gibt nicht bloß einen Maßstab der riesenhaften Ausdehnung des russischen Reichs, sondern auch der Mittel zum Wohlstande, die ihm zu Gebote stehen.

Strang in seinem interessanten Werke über Deutschland (»Germany in 1831«) bemerkt bei Gelegenheit des Biertrinkens in Deutschland, daß Böhmen nicht nur den besten Hopfen unter allen deutschen Landen hervorbringt, sondern daß man auch von diesem böhmischen Hopfen nach Baiern, welches in Deutschland als das erste Bierland gilt, jährlich beinahe 12.000 Centner bezieht. Er fügt hinzu, daß unter allen Menschenclassen der Student sich am leidenschaftlichsten für das Bier interessirt, weßhalb auch in seinen Liedern und fröhlichen Rundgesängen der Gerstensaft durchweg eine große Rolle spielt.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Blätter
für
Literatur, Kunst und Kritik.

(Zur Hesperus. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde.)

105. Sonnabend, den 31. December 1836.

Briefe
aus dem Archive zu Hainfeld.

X.

An den Grafen von Purgstall.

Kiel, den 26. October
an meinem Geburtstage.

Du hast nicht aufgehört, mir dein Lebenszeichen durch deine Wohlthat zu geben. Dein Stillschweigen schien auch von mir Stillschweigen zu verlangen. Aber vielleicht schien es mir nur so. Wenigstens bin ich nicht gewiß, daß dieses die Absicht deines Stillschweigens ist, welches, wie so Manches, was von uns Sterblichen unterlassen wird, auch wohl deinerseits ganz absichtslos seyn kann. Du hast mir bisher so lange wir uns kennen, jährlich durch die That bewiesen, daß dir mein Daseyn und Wohlseyn nicht gleichgiltig ist, und kannst nichts wohl verlangen, daß ich das einzige Lebens- und Liebeszeichen, womit ich dieß erwiedern kann, stumm in einem gedrückten, gepreßten Herzen verschließe. Du sollst mir nicht antworten, sollst mir überhaupt nicht schreiben; es würde dir denn etwa so zu Muth, wie mir's bei diesem Briefe ist, daß du thun müßtest, was du nicht unterlassen konntest.

Seit ich dir meinen letzten Bericht abstattete, hat sich mit mir Vieles, sehr Vieles verändert, verbessert und verschlimmert. Verschlimmert hat sich meine Gesundheit zum Theil, in wie ferne ich etwas ahnmatisch zu werden angefangen habe, und besonders Nachts vor dem ersten Einschlafen vom Brustkrampfe oft heimgesucht werde. Dafür hat das Uebel im Unterleibe nachgelassen, und mit demselben die hypochondrischen Anwandlungen, und überhaupt der Druck auf die Gemüthskräfte. Es ist mir seitdem leichter geworden, mich im Zustande der Ruhe und selbst der Heiterkeit zu erhalten. Ich habe in der Intension des Lebens gewonnen, was ich unwiderruflich in der Dauer verloren habe. Verschlimmert hat sich mein Finanzzustand nicht bloß durch die enorme Theurung, von der alle Pensionisten bis jetzt geplagt sind, sondern durch die seit ein Paar Jahren um die Hälfte verminderte Frequenz unserer Akademie, und durch das ganz verschwundene Interesse an Philosophie überhaupt. Diesen Sommer haben nur zwanzig die Logik und fünfzehn die Anthropologie bei mir gehört, von denen mehr als die Hälfte gratis — und sicher mehr als drei Drittel frustra gehört haben. Eben so muß ich froh seyn, wenn ich einen Verleger finde, der für die Hälfte des sonst gewohnten Ehrensoldes es mit meinen Manuskripten wagen will.

Verbessert hat sich mein häusliches Leben, aus welchem die finstere Laune fast ganz verschwunden ist, und in welchem sich durch das meine Erwartung übertreffende Gedeihen meiner Kinder Hoffnung und Liebe in demjenigen Grade eingefunden haben, in welchem man durch sie des Lebens froh wird, und sie nicht mehr verlieren kann. Die Erziehung meiner Kinder kostet mir seit anderthalb Jahren viel Zeit; aber ich kann wohl sagen, seit einem Jahre keine Mühe mehr. Carl, der an Gesundheit des Leibes und der Seele sehr zugenommen hat, hat außer seinen übrigen Lehrstunden täglich Morgens von 7 bis 8 Uhr eine Stunde von mir, in welcher sein ganzer Unterricht in der Hauptsache wiederholt und geleitet wird. Er wird künftige Ostern in die letzte Classe auf dem Gymnasium eintreten, und hat gegenwärtig in seiner Classe schwerlich einen Andern über sich. Besonders zeigt er zur Mathematik viel Lust und Geschicklichkeit, und schreibt einen Styl, der mir für seinen guten Kopf Bürge ist. Ernst, der nun acht Jahre in dieser Woche geworden ist, hat mehr Besonnenheit und einen vortrefflichen Kopf. Ich leite seinen Unterricht in einer täglichen Abendstunde, und er hat es in einem Vierteljahre mit dem Lateinischen weiter gebracht, als sein Bruder ehemals in mehreren Jahren. Fritz hat sein sechstes Jahr zurückgelegt, ist der gesundeste und kräftigste am Leibe unter seinen Geschwistern,

Digitized by Google

und hat das wärmste Herz unter ihnen. Sophie leitet seinen Unterricht und befindet sich wohl dabei. Nächste Ostern wird unser Töchterlein confirmirt, und die Mutter kann sich an ihr eine liebe Lebensgefährtin und Geschichte-Gehülfin versprechen. Sie hinkt noch etwas, und wird immer hinken — aber desto gerader ist ihre Seele geworden. Wir haben Pfingsten in Lübek ein Rendezvous mit ihr und der Rudolphi gehabt, und haben uns über ihr Wachsen und Gedeihen sehr erfreut. Wir sehen dem nächsten Sommer, da wir sie nach Hause nehmen wollen, mit Sehnsucht entgegen.

Verbessert hat sich meine Philosophie. Im dritten Stück des Merkurs 1801 findest du in einem Aufsatze: »Der Geist des Zeitalters als Geist der Philosophie« die vorläufige Auskunft über den Hauptpunkt der Veränderung, die in meiner speculativen Ansicht seit zwei Jahren vorgegangen ist. Perthes hat mir versprochen, meine Beiträge, von denen diese Michaelsmesse das dritte Heft herauskömmt, in meinem Namen an dich gelangen zu lassen. Zum neuen Jahr oder spätestens Ostern kommt das vierte Heft — und hast du Lust und Muße, dazin zu lesen, so kannst du sowohl mit dem, was in meiner Philosophie als in deutscher Philosophie überhaupt in den letzten Jahren Neues sich zugetragen hat, bekannt werden.

Zu den eigenthümlichsten und wesentlichsten Resultaten der bardilischen Philosophie, die durch die vorhergegangenen Philosophien zwar nicht begründet aber bedingt ist, gehört: daß die Offenbarung Gottes in der Natur das Princip alles Seyns und Erkennens Principium existendi et cognoscendi ist, daß sich in und mit dem eigentlichen Denken, als solchem, jene Offenbarung nothwendig einfinde, und in ihr das Unwahre an dem Wahren und das Wahre durchs Unwahre gewiß sey, daß nur die auf die Manifestation des Wesens der Wesen am Wesen der Dinge ausgehende und dieselbe im Menschen voraussetzende Denken das Wahre — und die eigentliche Vernunft sey. — Daß also die Vernunft sich von sich selbst als Vernunft nur durch die Erkenntniß Gottes legitimiren könne, und im Menschen nur vermittelst jener Erkenntniß als Vernunft constituirt werde, daß also Gott nicht nur demonstrirt werden könne und müsse, sondern unter allem Demonstrabeln das Erste, nun vor ihm und ohne ihn, Nichts eigentlich demonstrabel sey, indem außerdem die Mathematik selber mißverstanden, und das bloß Monstrable in ihr, ihre Zeichen, Figuren und Zahlen, mit dem Nichtmonstrabeln, dem Identischen, in ihr, welches das einzig Demonstrable an der Gottheit ist, und welches denjenigen, der Alles in Numero pondere et mensura geschaffen hat, voraussetzt, verwechselt wird. — Daß das Pflanzenwesen als solches für den Menschen die erste — das Thierwesen als solches die zweite — das Menschenwesen als solches die dritte Potenz der Manifestation Gottes in der Natur sey — daß Philosophiren nichts Anderes seyn könne, als Gott im Erbarmen — sittlich handeln aber nichts Anderes seyn könne, als Gott im Thun und Lassen vor Augen haben — daß ohne Religion keine Moralität, und wahre Moralität nichts als Religiosität sey — daß die Vernunft durchaus nicht und in keinem Sinne Subjectivität des Menschen sey — sondern der Abglanz Gottes als des Urlichtes im Menschen und außer demselben — daß sie also nur durch die Erkenntniß Gottes und als solche Princip der Moralität sey, daß keine menschliche Handlung moralisch sey, außer in wie fern sie in der Ueberzeugung von Gott und um den Willen Gottes durch sie zu vollziehen, aus Furcht und Liebe Gottes geschieht — daß die Erkenntniß der Manifestation Gottes an der Natur das einzig mögliche reine Wissen, der ganze Inbegriff aller reinen Philosophie, alles Uebrige aber nur empirisches mit mehr oder weniger unverlierbarem Scheine behaftetes Wissen sey, das uns aber für unsere Bestimmung hienieden genügen kann und muß.

Hast du etwa in Wien den Professor Matzek kennen gelernt, welcher 1799 einen Beweis vom Daseyn Gottes herausgegeben hat, der einen eben so scharfsinnigen als wohl unterrichteten Kopf verräth, und der auf Veranlassung meiner Beiträge in Correspondenz mit mir getreten, so schreibe mir, wenn du einmal schreibst, ein Wörtchen über ihn.

Jacobi, von dem du im dritten Hefte eine höchst merkwürdige Abhandlung finden wirst, ist zu Begriff, nach Paris zu gehen und daselbst den Winter zuzubringen. Auch Baggesen ist wieder dort, ohne zu wissen, was er daselbst machen soll. Wieland ist wohl und munter und auf seine gewohnte Weise unermüdlich geschäftig. Aber er ist näher dabei, als er's vermuthet, unsre vortreffliche Mutter an der Auszehrung zu verlieren; ein Fall, der uns zittern macht. Sein ältester Sohn ist nun in Bern ange-

Digitized by Google

stellt, und seine vorletzte Tochter, Julchen, in Weimar an Rath Stichling verheirathet. — Daß du dich — ob ich gleich nicht weiß, wie? hast anstellen lassen, hat mich ungemein erfreut. Gott segne dich in deinem Thun und Lassen — Leiden und Freuden und du erhalte dein Andenken

deinem Reinhold.

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, von G. G. Gervinus. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann, 1836. 480 S. 8.

(Schluß.)

4) Allegorien.

Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Gemüthe verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus identisch; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch sinnlich erschien, und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus, die mächtige Göttin zu sehen, und auf träumerischen Fahrten in ihr Land, Stadt oder Insel u. s. f. zu gerathen (S. 219). Eine neue Minne fand Eingang, in deren Dienst sich Tölpelhaftigkeit, schamlose Tracht und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, stets aber ihre Theilnahme an dem verworfenen Geschlechte behalt und fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann betrachtet, mit ihrer Erscheinung belohnt und mit ihrer Ermahnung tröstet und stärkt. Aehnliches haben wir schon bei Ulrich von Liechtenstein angetroffen, der doch noch den eigentlichen Liebesdienst, das Abenteuren u. s. f. festzuhalten sucht, während in Gedichten, wie in der Minnelehre (S. 220), dem Fleigerstüblein (S. 221) sich alles dieses in sehnsüchtiges Wimmern und Klagen verflüchtigt hat, wo dann Frau Minne so wie die gesammte Tugend verstend und ermuthigend aufreten. Hierher gehört die Mohrin von Hermann von Sachsenheim (S. 222), die Grafe rin. Wo sonst einen verirrten oder wandernden Dichter der Minne Orden und Regel (S. 223) gelehrt wird, so sind es die Vorschriften der alten Minne, die sich selbst in den Allegorien eines Meister Altschwert nicht ganz verläugnet, der in den gemeinsten Ausdrücken die Liebeswerbungen seiner Helden schildert, und hierin berühren sich diese Gedichte mit dem Bombast eines Meisters Egen, der sich noch einmal auf den Kothurn des Cothurel zu stellen strebt. Trägt auch Hugo von Montfort (S. 224) hohe Bewunderung gegen Wolfram, so dringt doch in seinen Allegorien, die er Reden nennt, der frische gesunde Sinn einer guten Natur durch, und sie zeigen am schönsten den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede. Ihm zur Seite stellt sich Hadamar v. Laber (S. 226) mit seiner Jagd. Nicht minder vielgelesen als diese beiden war das allegorische Gedicht die Liebe und der Pfennig (S. 227); doch hat, im Ganzen genommen, das allegorische Gedicht in Deutschland eben so wenig als in Griechenland Glück gemacht.

5) Prosaromane.

Die Freude an der Gegenwart, die ein so eigenthümliches Element der ritterlichen Dichtung war, hatte sich lange verloren, man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabsetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach besseren Zuständen strebend, sehnte man sich nach dem Vergangenen. Der Geschmack fiel auf die alten Ritterbücher, die man zum leichteren Verständnisse der Sprache in Prosa umsetzte, und besonders war es der weibliche Theil der Höfe, der diesen Romanen Verbreitung verschaffte. So übersetzte Eleonore von Schottland, Gattin Erzherzog Sigmunds v. Oesterreich, den Roman Pontus und Sidonia aus dem Wälschen; an Mathilde Erzherzogin v. Oesterreich, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, ist bekanntlich Pütereich's poetische Epistel gerichtet, so wie viele der Uebersetzungen des Nielas v. Wyle, der neben der Kaiserin Leonore von Portugall, Friedrichs III. Gattin, noch besonders Margarethe von Oesterreich, geborne Pfalzgräfin bei Rhein, als Liebhaberin der Künste rühmt. Ursprünglich war die Einführung der Prosa von der Predigt und Legende ausgegangen, und nach Erfindung des Druckes reihten neben ihnen in größerer Masse auch prosaische Erzählungen und Geschichten, wie die römische Geschichte hervor (S. 230). Im Anfange des 15. Jahrhunderts wurden die Reisen Mandeville's ins Deutsche übersetzt, die wundersbaren Reisen des h. Brandanus (S. 230) in Prosa umgesetzt und Doctor Johann Hartlieb, derselbe, der Ovids Kunst zu lieben verdeutschte, setzte auch eine Uebersetzung des Alexander (S. 231). Hartlieb's Werk ist mehr als Chronik denn als Roman zu betrachten; er weist mit jener abenteuerlichen Quellenkritik auf Eusebius, Nectanebus und Virgil zurück, und wir dürfen ihn neben Enenkel u. A. stellen. Verwandt solchen Fictionshistorien sind die Sagen von Kaiser Carls Ahne n (S. 232), und es bleibt interessant, daß auch in diesen Zeiten des äußersten Verfalls der romantischen Kunst, wie in der Zeit, von dessen Beginn die Volkssagen von Carl dem Großen (wenigstens nicht ohne große Veränderungen und Zusätze) und die Nibelungen nicht in Prosa umgesetzt wurden. Ulrich Fürter gab eine cyclische Bearbeitung poetischer Romane aus dem englischen Sagenkreise (S. 243); doch größeren Eingang fanden prosaische Bearbeitungen, und einen verhältnißmäßig noch größeren die aus dem fränkischen. Was die Hal-

Digitized by Google

mouskinder und den Hug Schapier (Hugo Capet) dem 13. und 14. Jahrhunderte empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16. Hier herrschte jene gewaltige Rohheit und Brutalität, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen, oder in die wildeste Urzeit zurückversetzt, und eben dieß empfahl sie einer Zeit, welche die Gräuel der Hussitenkriege erlebte. — Viel verbreitet war die Geschichte der Griseldis (S. 245), und Melusine ward von Thüring von Ringoltingen aus dem Französischen übersetzt. Diese und ähnliche Dichtungen waren für die jedesmalige Zeit accomodirt, und je selbstständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuerten und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es; Tieck erneuete fast ungetheilten Beifall; allein weder die Bücher der Liebe des 18. und 19. Jahrhunderts, noch Schlegels Lothar und Mallen konnten das Aehnliche erlangen (S. 246).

6) Meistergesang.

Seit dem Aufkommen der Universitäten, seit dem festern Zusammenflusse der Zünfte, seitdem die Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Corporationen vereinigt waren, bereitete sich auch für den Gesang Aehnliches vor, der sich, nachdem er seinlehtes Glück an den Höfen versucht hatte, ganz entschieden in den Handwerksstand herabzog. Von diesen Zeiten änderte sich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meister verbunden hatte, die sieben Künste, von denen diese Bürger natürlich noch viel weniger verstehen konnten, als die alteren Gnomiker, kamen in erneuertes Ansehen. Schon dadurch, daß beim Eintritte der Handwerksmeister im 15. Jahrhunderte eine so große Masse von Aerzten und Astrologen die Dichtung übten, ergab sich ein engeres Verhältniß zwischen den Magistern der freien Künste und den Meistern des Gesanges. Daß man dem gemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen schulmäßigeren Charakter zu geben suchte, lag ziemlich nahe (S. 259—262). In ihren Gesängen ist der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz receptiv den Stoff ihrer Gesänge von dem Zeitgeschmacke empfingen, mit ihrer schlichten Einfalt im 15. Jahrhundert der eigenthümlichen Erbauungsweise dieser Zeit eben so huldigten, wie sie nachher bei dem Eintritte der Reformation plötzlich Alles dieß fallen ließen, und zur einfachen Composition einfacher Bibeltexte übersprangen (S. 276). — Eine genaue Charakterisirung des Meistergesanges, wie die des Minneliedes würde unstreitig die Sache des Tonkünstlers oder des Geschichtschreibers der Musik seyn, wenn uns dazu die Musik erhalten wäre. Wir wollen daher nur noch Folgendes über Würde und Verdienst der Meistersänger beifügen: »In einer Zeit, wo die »physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge gingen, »war es desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von »wackern Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas »Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe und Ritterzirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und »Theilnehmer zu erhalten suchten; und hatte doch Hans Sachs »die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn »drittehalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun faßten auch der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben »Alles in große Bücher zusammen, und freueten sich, für ihre »Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit »Liebe und Dank überkommen hatten. Die Würde der Sitte »und die Uneigennützigkeit der Meister entschädigt für ihr »fleißige Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber »der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie die herzliche »Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringem Erfolge »seine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf« (S. 280).

XI.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

Indem wir bisher, in steter Rücksichtnahme auf die Gesetze des Blattes, in das Einzelne des Geschichtsstoffes eingegehen bemühet waren, sehen wir uns bei diesem letzten Abschnitte bemüssiget, unser Referat auf eine nackte Inhaltsanzeige zu beschränken, um so mehr, da wir an einem anderen Orte Gelegenheit nehmen werden, uns über dieses vortreffliche Geschichtswerk des Weiteren auszusprechen.

1) Volksgesang (S. 286). 2) Schwänke und Volksbücher (S. 325). 3) Schauspiel (S. 355). 4) Satyren, Narrenschiff und Reineke Fuchs (S. 379). 5) Murner, Hutten, Luther (S. 410). 6) Hans Sachs (S. 458). T.

Notiz.

Unter dem Titel: »Lehrsaal des Mittelreichs« hat Prof. Neumann in München vor Kurzem die bekannte chinesische Jugendschrift Sau-dsö-king und den kleinen Tractat Tschang-sing-dsing-king gemeinschaftlich herausgegeben. Der Originaltext ist auf 18 Seiten schön lithographirt; die Uebersetzung mit Anmerkungen zum Sau-dsö-king aber auf 55 Seiten gedruckt. Der Text des letzteren ist in Europa schon dreimal reproducirt worden; weniger überflüssig war die deutsche Uebersetzung, indem wir bis jetzt nur die englische des Morrison, und die russische des Pater Hyakinth besaßen. Was nun die neue Uebersetzung betreffe, so ist sie zwar im Ganzen richtig, doch wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. in einzelnen Fällen theils dem Sprachgebrauche, theils besonders den Commentaren mehr Zusmerksamkeit geschenkt hätte; denn auch bei Morrison sind die Fehler nur Ausnahme, nicht Regel.

Herausgeber und Redacteur: J. P. Kaltenbaeck. — Gedruckt bey den Erben v. Ghelen'schen Erben.

Digitized by Google

Das alte Taschenhaus mit einem Steinbilde zu Wien, am Lichtensteg Nr. 526.

(Aus der Wiener Zeitung vom 10. und 11. May 1842.)

Was seit dem Friedensjahre 1815, in welchem Wien für immer aus der Reihe der Festungen trat, hier geschehen, wie tausend und tausend Arme, die früher die Todeswaffen geführt, den herrlichen Kranz des Glacis mit seinen Baumreihen um die theure Stadt führten — ein Hain des Friedens, der mit den schönen Zierden der neuen Thore den Lustgang des Stadtwalles umgibt, von welchem auf die neu entstandenen, Palästen gleichenden Vorstadthäuser eine Rundsicht geboten wird, welche wohl keine andere Hauptstadt in solcher Schönheit aufzuweisen hat, — das ist alles schon zu oft mit freudigem Gefühle öffentlich besprochen worden, um es hier von Neuem zu wiederholen.

Es hatte nun auch die innere Stadt, in welcher der Genius der neu aufgeblühten Industrie sein Panier aufsteckte, dem Friedensgotte zu huldigen. Ohne in das, sich weithin ausstreckende Netz der kostbaren Straßenpflasterung, und die neu eingeführte glänzende Beleuchtung und andere großartige Verschönerungen einzugehen, wollen wir hier nur die Hauptbaulichkeiten berühren, mit denen der Schaffungsgeist der jüngsten Zeit die Residenzstadt schmückte. Am finstern „Katzensteig“, (eine sehr sprechende Ortsbezeichnung des alten Wienerwitzes) in der engen Bischofs- und Rothenthurmstraße, wo noch überall alte Schindeldächer sich zwischen die Schultern ihrer hölzernen Nachbarn schoben, in der Herrngasse, bey der Hand mit dem Schwert oder der Landhausthurle, die auf das alte Instanzenverhältniß mit allen seinen, durch die Zeit und ihre Entwickelungen herbeygeführten, Unzukömmlichkeiten mahnte, in der Churtauner- (Seitzer-) gasse, aus der Entstehungszeit der Stadt her so schmal, daß kaum ein Wagen ohne Gefahr für die Fußgeher passiren konnte — entstanden nähmlich nach und nach alle die neuen breiten Straßen, von beyden Seiten durch Prachtgebäude der Corporationen und Privaten geschmückt.

Dennoch blieben manche Hemmnisse, gerade an den belebtesten Verbindungslinien des Verkehrs im Inneren der Stadt, die bey der lobenswerthen Schonung der Eigenthumsrechte der Stadtbürger so lange unbehbar schienen, noch immer hinweg zu räumen.

Nur ein, in dieser Richtung hin früher kaum in solchem Grade entwickelter, unermüdlicher Eifer in der Leitung des Gemeinwesens vermochte im vorigen Jahre auch durch die Erweiterung des Grabenplatzes an der Ausmündung gegen den Kohlmarkt hin, die dem Interesse der Verschönerung und Lebenssicherheit entgegen gestandenen Schwierigkeiten zu besiegen.

Gleiche Anerkennung verdient die im Verlaufe dieses Maymonaths zu Stande kommende Abbrechung eines Hauses im Stadttheile des Hohenmarkts, wodurch Raum und Licht in die Aussicht dieses Platzes gegen den Lichtensteg hin gebracht wird.

Ueber dieses altehrwürdige Haus nun, das durch Bauart sowohl, wie durch ein Denkmahl der Pietät, das es bis heute ziert, Manchem anziehend scheinen dürfte, mögen hier einige historische Notizen niedergelegt werden.

Das Haus Nr. 526 an der Ausmündung des Hohenmarktes gegen den Lichtensteg hin gelegen, mit seinem Steinbilde, einst Eigenthum des Rittergeschlechtes der Hölzler, gehört, da sich keine Chronik mit ihm beschäftigte, in die lange Reihe der in Vergessenheit gerathenen Dinge, von denen Panzirelli, freylich in anderem Sinne, zu seiner Zeit ein bekanntes Buch schrieb. Wir halten unsere Mittheilung für eine Schuld, die der Geschichte gegenwärtig um so dringender abzutragen ist, als dieses Haus durch die beabsichtigte, wohlthätige Erweiterung der Straße im Verlaufe des Monaths May unseren Augen für immer entzogen werden wird.

Leider sehen wir es mit seinem alterthümlichen Spitzdache aus dem 15ten Jahrhundert, und den Fenstern, deren einige auf Tragsteinen, in verschiedener Größe, je nach der inneren Wohnlichkeit, nach alter Sitte über die Flucht des Erdgeschosses herausgeschoben sind, jetzt nicht mehr ganz mit seinen vorigen Attributen; es fehlt die lange Dachrinne, die oben auf die Hälfte der Straße reichte, fehlt seine, den Angriffen der Zeit und vermeintlichen Verschönerungen gewichene architektonische Verzierung am Mauerwerk, so wie die im 15ten Jahrhundert übliche Frescomahlerey im „nassen Tünch“, nach dem damahligen Ausdrucke. Kaum noch ist letztere an den beyden oder den Ecken eingemauerten kleinen Stadtwapen zum Theile noch wieder zu erkennen.

Der Stein allein, welcher die Stirnseite des Hauses schmückt, hat sich als ein schönes Denkmahl städtischen Kunstsinnes und eines verfeinerten Gefühles erhalten, und dieß nicht einmahl ganz unversehrt, denn an der Figur ist eine Hand und wahrscheinlich die obere Verbindung der beyden Wapenschilde weggebrochen.

Wir sprechen hier von dem schönen Wapenhalter *) inmitten der Hauptfacade des fraglichen Hauses, dem ältesten, den wir von Wien kennen, und auch dem einzigen werthvollen in künstlerischer Hinsicht. Eine Engelsgestalt, die Flügel oder dem reichen Lockenkopf zusammenschlagend, das Haupt wie im innigen Drange des Gefühls etwas zur Seite neigend, hält zwey Schilde, auf denen sich die Wapen Oesterreichs und der Stadt Wien befinden. Ein ehemer Ring an dem ein Schloß hängt, bindet sinnbildlich — wie für die Ewigkeit der Wiener Bürgertreue — den Schild der Herzoge an jenen der Bürger. Kopf, Haar, das Faltengewand, und die Flügel der Figur, sind von einer Meisterhand gearbeitet.

Schon die Allegorie, die in diesem Steinbilde liegt, wenn man es mit anderen gewöhnlichen Stadtwapen vergleicht, führt auf die Ueberzeugung, daß ihm eine besondere Idee und Widmung zu Grunde liege.

Um nun hierüber Aufklärung zu gewinnen, schien vor Allem nöthig, nach Anhaltspuncten über die Erbauung und älteren Besitzer des Hauses selbst, in den Grundbüchern der Stadt zu forschen. Bey dieser Untersuchung mußte, da die Berufung der Gewähren auf das Folium der früheren, aus älteren Zeiten fehlt, die von dem Auftenthalte der Taschnerinnung und dem Verkauf ihrer Waaren herrührende Nebenbenennung dieses Hauses

*) Schon vor drey Jahren hat ein junger Künstler aus Kärnthen, Joseph Gasser, ein anziehendes Bildwerk mit Geschick und Liebe ins Modell gebracht und in Zink vervielfältigt.

Digitized by Google

„das Taschenhaus am Lichtensteg", welche aus der Vorzeit bis zum Jahre 1766 der Gewähr eingeschaltet ist, zum Leitfaden dienen.

Indem die aus den städtischen Hypothekarbüchern geschöpften Daten der vorliegenden Erörterung zur Grundlage dienen, und sie eigentlich allein standhältig machen, so wird ihre Ausführlichkeit hier Entschuldigung finden.

Die früheste Erwähnung dieses Hauses geschieht in einer Gewähr der Nonnen von Sanct Clara um eine nachbarliche Fleischbank am Lichtenteg, im Stadtbuch der Käufe C. Seite 155: im Jahre 1309:

»Swester Johanna vnnd der Convent gemayn dacz sand Claren haben verchaufft ir Vleischpankh gegen dem Lichtensteg vber, zenegst der Stat Haws vmb 40 ℔ dem Burgermeister vnnd dem rat der stat ze wienn.«

Wie die Stadt in den Besitz dieses Hauses kam, ist wohl nicht mehr nachweisbar, sie übte wahrscheinlich in demselben ihr Recht der Purchmawt (Stadtthormauth) in den Zeiten der Babenberger aus. Damahls stand daneben unbezweifelbar einer der ältesten Stadtthürme Wiens mit seinem Thore, der die, nach der Richtung der Rothgasse und des Kramergäßchens gelaufene Ringmauer verband. Dieser Thurm ist bey den ersten Vergrößerungen der Stadt durch Leopold, zubenannt der Glorreiche, schon im 13ten Jahrhunderte entfernt worden; denn er erscheint nicht einmahl dem Nahmen nach mehr in den vorhandenen Stadtrechnungen des 14ten Jahrhunderts, noch ist er in dem 1418 verfaßten vollständigen Verzeichnisse sämmtlicher Stadtthürme *) enthalten, wo noch mehrere durch die Vergrößerung der Stadt in ihrem Innern erscheinende aufgezählt werden.

Die zweyte urkundliche Erwähnung dieses Hauses findet sich im ersten Rentenbuche, das von der Stadt im Jahre 1418 errichtet wurde; hier ist es inventarisch als ihr angehörig mit seinem Nahmen Taschenhaus verzeichnet:

»Item das Taschenhaws vnder den Messrern (Messerschmieden) am Lichtensteg hat bestanden Andre Perger Taschner vmb 30 ℔ Pfennige.«

Aus dem Stadtgewährbuch D pag. 210 leizt sich, daß es von Burgermeister und Rath im Jahre 1429 endlich verkauft wurde:

Die betreffende Stelle lautet: »Nielas vndern Himmel, Burgermai-ster vnd Münzmeister, vnd der Rat gemain der Stat ze Wienn, habent verkaufft ain Haws, genant das Taschenhaws, daz der obigen Stat gewesen ist, gelegen vnder den Taschnern zenachst Cristeens Velden Haws vmb 1111½ (5) ℔ Wiener Phennig, der erbern Reginen, Hartmanns Epishawser seligen Witiben vnd irn erbn — actum am phinczstag vor phingsten anno etc. Mcccc.xxix (12. May 1429).«

Warum es verkauft wurde, darüber schweigen die Bücher, es scheint in den, oft und in allen Theilen der Stadt, wiederholten Feuersbrünsten, wovon wir nur die vom J. 1396 und 1417 in dieser Stadtgegend aus den Grundbüchern berühren wollen, zur Brandstätte geworden zu seyn, was sich auch aus dem damahls öfters vorkommenden geringen Häuser- oder vielmehr Brandstätten-Verkaufspreise von 5, 10, 20 ꝛc. ℔ schließen läßt. Bürgermeister und Rath waren damahls, um die, von Herzog Albrecht V. wiederbothl zur Bestreitung der Hussitenkriege geforderten Geldanlehen aufbringen zu können, zum Verkaufe mehrerer, durch Caducität, wegen Zerstörung durch Feuer, Baufälligkeit, oder Steuerrückstand, der Stadt angefallenen Häuser geschritten.

Unser Haus verschwindet von dieser Zeit an durch 17 Jahre aus den Büchern und erscheint erst wieder im Jahre 1446, aber in einem Werthe von 1075 Pfd. als Erbstück der Familie Höltzler von ihrem Vater »Herrn Chunrat selig der es innen in geleichen tail geschafft (legirt) hat.

Wir finden nöthig, diese und die beyden nächsten Gewähren nach ihrem ganzen Text hier einzuschalten, einige der späteren aber nur zu berühren:

»Her kunrat Höltzler, phleger zu lengbach, Conrat Höltzler, phleger zu lack (sic!), leuppolt Höltzler, vnsers genedigisten Herrn des Romischen kunigs etc. kamerer, Mathes vnd kolman die höltzler, all funfgepruder Hern kunrats höltzler seligen sün, vnd irraw kathrey ir Mutter, des benauten Hn. kunrats seligen Witib, empfangen gewär vmb das haws das des egenanten Hn. kunrats seligen gewesen ist, gelegn am liechtensteg vndern taschnern, genant das Taschenhaws, zenachst kristans Velds haws, das in ihnen) der obgenant Her kunrat höltzler selig in geleichen tail geschafft hat nach laut seins geschefbriefs der in dem Statpuch zu Wienn geschriben stet, doch das sy davpn leidn sulln, als andr. mitburger daselbs. Actum an freytag vor sand Gregoryn tag ꝛo. 1446. (10. März 1446) Suma 2 ℔ (an Targetähr).

Mathes vnd Kolmann gepruder die Höltzler emphangen gewär um das Haws gelegen vndn Taschnern zu Wienn, genant das Taschenhaws, zenagst dem Smergrübln, das Sy vnd ir gewisred hr. Cunrath vnd Hn. leupolds gepruder die Hölzler vnd Wolfgang Hn. kunrats Höltzler seligu sün vnd kathrey die Höltzlerin ir mutter, emaln nuz vnd gwer gehabt hahn, vnd daz In darnach gegn denselben sein Prudern Irm Vettern vnd Ir mutter an Rechtertaillung genallen ist, nach laut der Tailbrief, darüber ausgegangen. Actum am Montag nach Oculi in der Vastn ao 1455 (10. März 1455) Suma 1 ℔ 2 ß.

Maister Harttung von Cappeln lerer baider Rechten, empfangt Gewehr vmb das Haws, gelegen am liechtensteg vndern Taschn, genant das Taschenhaws, zunagst dem Rosengesslein*) an ain tail vnd an dem andern tail zunagst dem haws genant das Smergrübl, als das von Mathesen vnd Kolman gebrüder den Höltzlern vmb Tausent LXXV ℔ (1075 ℔) mit Kauf an In kommen ist. Actum am Samhstag nach sand veitstag ao 1459 (16. Junius 1459).

Harttung von Kapellen, Lehrer der »Bebstlichen vnd Khaiserlichen Rechten, vnser lieber Swager« wie das vorhandene „Betzedl" (Gewährsanschreibungsgesuch) des Mathias und Kolmann Höltzler an Bürgermeister und Rath 1459 (am Samhstag nach sand Veitstage) sagt, wurde von K. Friedrich IV. 1457 zur Schlichtung der Ansprüche des Grafen Pösing, der Brüder Lichtenstein, Pamkircher und Grafeneker als bewährter Rechtsgelehrter aufgestellt; sein Bruder Hartung v. Capellen, der Jüngere, hatte im J. 1463 als Rathsherr in Wien einen harten Stand gegen Herzog Albrecht VI., als unsere Stadt im Beiße Albrechts war. Sein älterer Bruder stand zwar nach dem Grundbuche

*) Zu vergl. Schlager's Wiener Skizzen 1836. 1ste Reihe. S. 105.

*) Soll heißen: Rotaustein.

Digitized by Google

bis zum J. 1505 an der Gewähr dieses Hauses, besaß es aber im Wirklichkeit damahls nicht mehr, denn er war bereits vor längerer Zeit verstorben, als nach den Acten die Bevollmächtigten seiner Erben, dessen Verlassenschaft und darunter auch das Haus, im Jahre 1505 an den Wiener Bürger Hanns Tumbshirn*) verkauften.

1540 erscheint die Gewähr des Hanns vnd Leopold Tumbschirn gebruedер vnd Fran Sophia des Ersamen Lorenczen Hüttendorfer Burger des Aussern Rats zu Wienn hausfraw Ir Swester, weiland Hanns Tumbschirn des eltern, Burgers daselbst eelich Siin vnd tochter emphangen Gewähr vmb das Haws alhie am Liechtenstieg, das Taschenhaws genant zunagst des Edlen Herrn Steffan Tennkh des Inndern Rats vnd Ober Stat Camerers haws hindan doran stossend. Actum am 17. Septemb. 1540. (Wir kennen das Grabmahl der Hüttendorfer Eheleute an der hiesigen St. Stephanskirche).

Von ihnen kaufte es 1540 der Bürger und Khramer Erhart Vetterl. Nach seinem Tode kam 1572 dessen Sohn, Mitglied des äußern Raths und Stadt Wiener Grundbuchshändler, an die Gewähr. Dieser kaufte im Jahre 1579 das kleine Nebenhaus in dem vom Aufenthalt der Köche, statt der früheren Benennung „Schleifergassel", dann „Rothgasse" genannten „Kochgässel", welcher Nahme sich aber im Grundbuche schon im Jahre 1789 wieder in Rothgasse umgestaltet hatte; es gehörte nach dem Contert der Gewähr zu Weilland Ulrichen Padtziech Stifft Gemainer Stadt Lehenschuch. Welches durch ein hochweisen Stat Rath in Bertretung und Nahmen des Armuett hauses, weil es durch die Beneficiaten vnd nachfolgende Innhaber gar In Abödung vnd Abbau khumen; Dieweil aber die Armeuleuth dasselbe zu pauen nit vermögen, benanten Vetterl umb dreylundert Pfund Phennige parer Bezallung verkhauft worden."

Es ist dieß das kleine Haus mit dem Schwibbogen über der Rothgasse, das seit dieser Zeit mit dem Taschenhaus vereinigt blieb.

Von den späteren Hausbesitzern wollen wir nur noch vom Jahre 1700 anführen,

„Den Hrn. Johann Peter Wilhelmb Cornidi von Kornfeldt, der Römisch Khais. auch zu Hispanien Königl. Majestät hey der königl. Böhmbischen Hoffkanzley bestellter Agent und Burger allhier; seit 14. Juli 1714, um das Haus am Lichtenstieg das Taschenhaus genannt, vergewährt *)."

Die weiter folgenden Besitzer bis auf die neueste Zeit stehen ohnedieß mit der Erbauung des Hauptthauses und Anfertigung des Steinbildes, denen das fünfzehnte Jahrhundert seinen unverkennbaren Stämpel aufgedrückt hat, und auf welche beyde wir nun neuerlich die Aufmerksamkeit richten müssen, in keiner inneren Berührung.

Es handelt sich nähanlich um die Frage, wer von den früheren Besitzern der Erbauer desselben und Errichter des Standbildes war.

Hier möchte nun der Preis von 1075 fl., und in welchem es der Vater Conrad Hölzler, gegen den früheren Werth von 5 ß seinen Söhnen hinterließ, zur Annahme geneigt machen, daß der Vater dasselbe in seinem feuerfesten Zustande bis in den 3ten Stock gewölbt, mit einer Steintreppe und dem, damahls nichts weniger als allgemeinen Ziegeldach versehen habe.

Chunrad Hölzler starb, Zenge des an der St. Stephanskirche befindlichen Grabsteines, im Jahre 1440, nachdem ihn Herzog Albrecht V. in den Ritterstand erhoben hatte

„den 10. May an Gotts Leichnambstag ist gestorben der Edl vest Ritter Herr Chonradt der Holzler vnd begraben (Fischer brevis notitia. Pars I. Cap. II. pag. 22.)

Abgesehen von der Vermuthung, welche bey alten an Häusern eingemauerten Wappenbildern am natürlichsten ohnehin für den Erbauer spricht, zeugen mehrere andere Umstände dafür, daß Hölzler es war, welcher zu gleicher Zeit mit dem Hausbau die Steinwappen in den Dreyßiger-Jahren des 15ten Jahrhunderts daselbst anbrachte; denn wäre dieß zu einer Zeit geschehen, wo Hölzlers Herr, Herzog Albrecht V. von Oesterreich, bereits König von Böhmen und Ungarn, dann Römischer König war, oder zu einer Zeit, wo Ladislaus die Königreiche Ungarn und Böhmen überkam, oder wo König Friedrich IV. Regent von Oesterreich war, so wäre gewiß wenigstens die Römische Kaiserkrone, wenn nicht auch das Ungarische und Böhmische Wapen beygefügt worden.

Wäre unser Denkmahl durch den spätern Hausbesitzer, Meister Hartung von Kapellen, errichtet worden, so würde ohne Zweifel das, erst im Jahre 1461 der Stadt Wien von Kaiser Friedrich verliehene Wapenschild, nähmlich: der goldene Doppeladler im schwarzen Felde neben dem alten Stadtwapen angebracht worden seyn.

Berücksichtigen wir übrigens die politische Lage Oesterreichs in jener Zeit, so wird es wohl keinen sonderlichen Widerspruch erregen, jenen Zeitpunct für Aufstellung dieses Emblems für geeignetes zu halten, in welchem Oesterreich der Ruhe genoß, die Wagenburgen der Hussiten immer mehr von seinen Gränzen entfernt blieben, und wo der geliebte Herzog Albrecht V. so nahe Anwartschaft hatte, die Kronen Böhmens und Ungarns und die des Römischen Kaiserthums, mit dem Oesterreichischen Herzogsthute zu vereinigen, als jenen nach seinem Tode, wo bald die Bewerbungen um die Vormundschaft über Ladislaus, dann um die Regierungsnachfolge in Oesterreich, in Böhmen und Ungarn, allenthalben Gährung, in Wien offenen Aufstand und wiederholte Tumulte zur Folge hatten.

Betrachtet man die besonderen Verhältnisse Conrads Hölzler, des Vaters, so war er es, der seiner Familie, die weder unter den Babenbergern, noch in der ersten Zeit der Habsburger urkundlich in Wien vorkommt, erst Nahmen, Ansehen und Vermögen verschaffte.

Er erscheint, in dem noch vorhandenen gleichzeitigen Wiener Rathsschema, schon 1414 und 1415 als innerer Rath. 1422 wurde er zum Stadtrichter und in den Jahren 1423 und 1424 zum Bürgermeister von Wien gewählt. — 1425, 1427 und 1429 bekleidete er wieder eine innere Rathsstelle, bis er 1430 noch einmahl zum Bürgermeister ernannt wurde.

Von nun an verschwindet sein Nahme in der Reihe der jährlich neu gewählten Bürgermeister; Hölzler scheint sich aus den Geschäften gezogen und mit der Verwaltung seines Vermögens beschäftigt zu haben; um diese Zeit mag ihn Herzog Albrecht V. auch in die Ritterschaft

*) Wir behalten uns vor, gelegenheitlich einige Dutzend solcher alter Wiener Nahmen mitzutheilen, deren Familien entweder ausstarben, oder die, wie hier, durch Einsetzung eines Buchhabens, in der Folge ihre Nahmen verschönerten oder aus dem Bereiche des Witzes brachten, wie der Tumbshirn 1505 gegen seine Nachkommlinge Tumbschi n 1540.

**) Zu vergleichen auch das erste gedruckte Häuserverzeichniß Wiens vom Jahre 1701, unter dem Titel: „Schutz, Schutz und Schantz."

Digitized by Google

aufgenommen habeu, und in selbe fällt auch wohl der Bau seines Taschenhauses, das er mit dem erwähnten Einigkeits-Symbole so schön schmückte.

Jedenfalls während der letzten zehn Jahre seines Lebens, löste Hölzler von dem jüngsten Sprossen des einst so einflus- und geldreichen Geschlechtes der Meisauer, das mit ihm ausstarb, dem Obersten Marschall, Otto von Meißau, der in den ersten Jahren der Regierung Albrechts V., in dessen Lehensbuch als Inhaber der Lehensoeste Pöckstall *) eingetragen ist, dieses Lehengut ein, und hinterließ es so seinen, in der Hausgewähr oem Jahre 1446 erscheinenden Erben, welchen, nach dem vorhandenen Lehensbuch K. Ladislaus vom Jahre 1457, hierum „als ir Erbe" nebst der Mauth zu Verhenfeld **) (Fahrafeld) die Belehnung ertheilt wird. Außer dem Taschenhaus hinterließ er ihnen auch ein Haus in der Landstrongasse, um welches sie im Stadtgrundbuche im Jahre 1446 vergewährt wurden.

Vergleichen wir endlich nach den vorhandenen Urkunden die Stellung der einzelnen Familienglieder der Hölzler zum Regenten, so war der Vater Conrad Hölzler allein bleibend in der Gnade seines Herrn, er hatte nur Ernen, Herzog Albrecht V.; dagegen erlebten seine Söhne oft zwey Herren zu gleicher Zeit, deren keiner es mit dem andern aufrichtig meinte. Bald fallen, bald steigen sie auch in der Gunst derselben, je nachdem der Wirbel der Verhältnisse sie mit sich zog; das gegenseitige Vertrauen war gewichen unter den Brüdern des Fürstenhauses, den Landherrn (Rittern) und Bürgern; das Giftkraut der Uneinigkeit und des Verrathes wucherte empor und trieb hie und da blutige Früchte; erst mit dem Tode Herzog Albrecht VI., 1463, als die Brüder Hölzler nicht mehr das Taschenhaus befaßen, stellte sich die Ruhe, wenigstens im Innern der alt Oesterreichischen Provinzen, wieder her.

Die oben berührten Wechselfälle des Glückes, zeigen sich aus den von den Söhnen Hölzlers noch vorhandenen Urkunden; Conrad der ältere und Leopold waren in der Gunst K. Friedrich des IV.

Von ersterem erfließt ein Dienstbrief, vom König Friedrich ausgestellt, vom Jahre 1443. — 1451 verleiht König Friedrich ihm und seinem Bruder Leopold den Sitz zu Kirchberg und das Jahrmarktsrecht für Peckstall, 1452 das Umgeld daselbst. Im Jahre 1453 erscheint in Quittungen Ritter Conrad der ältere in dem damahls so wichtigen Amte eines Oesterreichischen Hubmeisters. — 1455 war er Bürgermeister in Wien. — 1457 fiel er als Hubmeister in die Ungnade König Ladislaus; er hatte seinen jungen König durch Ausbleiben des Geldvorschusses, den die zur Braut nach Frankreich bestimmte Oesterreichische Bothschaft nöthig hatte, um dort mit Glanz aufzutreten, auf das Höchste compromittirt, und ward deßhalb ein volles Jahr in Prag gefangen gehalten. Alle Barschaft, die er und sein Bruder damahls mit sich führte, ward ihnen abgenommen. Im folgenden Jahre löste sich Conrad endlich mit 14.000 fl. aus der Haft „er nam im für mit Gewalt denn er rotleicht hette vnd wollt auch den khunig regieren" sagt die Chronik (Senkenberg selecta jur. et hist. anal. Theil V. Seite 35 et Knech. Addit.) Seine Vesten Guttenstein und Klingberg wurden von den Wienern in diesem Jahre auf Befehl Ladislaus besetzt (Wiener Stadtprotokoll), oder „angewonnen" wie obige Chronik sagt.

Collmann Hölzler, der sich 1461 auf die Seite Herzog Albrechts VI. geschlagen, gerieth dahey in die Gefangenschaft Friedrichs IV. und stellte nach seiner Freylassung dem Letzteren eine Urphede aus. (k. k. geheimes Hof- und Hausarchiv.)

Von Wolfgang Hölzler, dem Sohne Conrads Hölzler des jüngeren, erliegt im kaiserl. Hofkammerarchive das Privilegium auf die Mauth sammt Umgeld zu Schwechat vnd Vischamund (Fischamend), dann seine Bestätigung als Anwalt der Münze zu Wien.

Ritter Conrad, der ältere und reichste von seinen Brüdern, „er brachte auch in seinem Amt zuewegen vil kostliche Herrschaft Gutenstain vnd Klinberg" (Senkenberg l. c.) wurde von K. Friedrich auch 1468 zum Pfleger von Laxenburg (k. k. geheimes Hof- und Haus-Archiv) ernannt und starb 1472 in Wien; sein Testament und Stiftungsbrief zum Hause der Büßerinnen in Wien, liegen im Stadt-Archive.

Noch kommt ein Michael Hölzler, im Stadt-Protokolle 1473, als Städtischer Rottmeister bey der Einnahme von Guntramsdorf und der Reise nach Seissenstein und Götzdorf, vor.

Mit der Verkaufsurkunde des Mathias Hölzler, dessen Antheil unterm 7. December 1478 von der Veste Peckstall an Caspar von Rogendorf kam, (k. k. geh. Hof- und Hausarchiv, Reil's Donauländchen p. 338) verschwindet der Nahme Hölzler in den Urkunden und aus dem Triebrade der Administration in Wien.

Wir haben diese Verhältnisse der Söhne Hölzlers, obschon nicht mehr in die Zeit des Besitzthums des Hauses am Lichtenstieg fallend, absichtlich mitgetheilt, weil sie zur Befestigung unserer Annahme dienen können.

Wenn es übrigens ein Feld der Combinationen für die Geschichte gibt und geben muß, in Fällen, wo Chroniken, Urkunden, alte Ausgabenrechnungen ꝛc. schweigen, so wird die vorliegende, über die Errichung des Wapenhäliers am Lichtensteg durch den, 1440 verstorbenen Stammvater des, nur kurze Zeit blühenden Rittergeschlechtes der Hölzler, nach Berücksichtigung obiger Verhältnisse, für keine der gewagtesten angesehen werden können.

Diesen Stein hat sich übrigens gegenwärtig der Magistrat bey dem Verkaufe des Hauses als Eigenthum vorbehalten, um ihn nächstens an einem geeigneten Orte wieder aufzustellen.

Für eine, allerdings nöthige, aber schonende Reinigung desselben bey der Abnahme, ist die Einleitung bereits getroffen. Vielleicht gibt ein durch seine Verwahrlosung unkenntlich gewordenes Künstlerzeichen sogar Veranlassung, seinen Verfertiger aus den Wiener Bürgerbüchern und Zunftprotokollen ausmitteln. Daß ein Denkmahl des Actes der Grundsteinlegung bey der Abnahme des Hauses entdeckt werde, worauf die Aufmerksamkeit besonders gerichtet ist, möchte kaum zu hoffen seyn.

S.

*) Vergleiche Reil's Donauländchen pag. 272, 337 und 338.

**) Herzog Albrecht II. hatte 1435 den Niederhof zu Fahrafeld mit zwey Mühlen, einen Wasserhammer, der Vogtey zur Katharinen-Capelle und der Mauth daselbst an Conrad Hölzler verkauft, dessen Sohn, Conrad der Jüngere, diese Besitzungen 1448 dem Stifte Klein-Mariazell käuflich überließ. K. Friedrich IV. bestätigte diesen Kauf und verzichtete zu Gunsten des Stiftes auf die k. k. Lehenschaft an der Mauth zu Fahrafeld. (Kirchl. Topographie V. 143.)

Digitized by Google

Bemerkungen über das alte Wapenbild
am Wiener Magistratsgebäude.

(Aus der Wiener Zeitung Nr. 57 und 58.)

Das Stein-Basrelief des, während der Sommer-Monathe v. J. abgebrochenen, sogenannten Taschenhauses Nr. 525 am Lichtenteg *), ist durch den Ankauf dieses Hauses in das Eigenthum des Magistrates gekommen, und befindet sich nunmehr an der Ecke des Rathhauses gegen die hohe Brücke hin. Vor seiner Uebertragung dahin wurde es von dem akademischen Bildhauer Franz Högler restaurirt, wobei sich einige Resultate ergaben, welche im Interesse unserer alten Bildhauerkunst mittheilungswürdig seyn dürften.

Nach dem auf dem Wege der unmittelbaren Betrachtung erhaltenen Ergebnisse besteht das Basrelief aus Einem Stück harten Sandsteines, 6 Schuh hoch und bey 4 Schuh breit, wahrscheinlich aus dem Bruche von „Mennensdorf" (Mannersdorf am Leithagebirge) dem vorzüglichsten an Härte in der Umgebung Wiens, denn die Steine vom „Hyetzlnkerberg" (den nun die Gloriette sammt einem Theile des k. k. Schönbrunnergartens einnimmt), von „Lyainyh", dann von „Aw an der Wien" (Weidlingau) die im 15ten Jahrhunderte zu den Kirchenbauten Wiens benützt wurden, sind minder consistent.

Unser Denkmal, an seiner Oberfläche durch die eingegangene Verbindung der Oehlfarbe mit der atmosphärischen Luft, besonders am Wapenhälter, ganz incrustirt und verdunkelt, konnte nur auf trockenem Wege, d. i., durch Abschabung, hiervon befreit werden, weil der reagirende Prozeß mittelst auflösender Substanzen nachtheilig auf die Masse hätte einwirken können.

Nach sechs bis sieben Schichten von grauer Oehlfarbe, die wenigstens auf eine Zeit von zwey Jahrhunderten herwärts wiesen, zeigte sich der nach alter Sitte **) vollkommen bunte Zustand des Wapenbildes. So die Farbe des Mantels ursprünglich roth, zuletzt grün, die des Kleides zuletzt roth, anfänglich weiß. Das Lockenhaar des Wapenhälters aber, seine beiden Flügel, dann der anderthalb Zoll breite Saum des Mantels waren reich übergoldet gewesen, das Schloß sammt der Kette versilbert und später schwarz überstrichen.

Die an manchen Stellen sichtbar gewordenen Flecken und Verwitterungen machten, sowohl zur Zierde, als Erhaltung des Basreliefs, seinen neuerlichen Ueberzug unerläßlich; da aber die alten Farben in ihrer Mannigfaltigkeit zu erneuern nur zur Umgebung des Denkmales am alten Taschenhause gepaßt hätte, so wurde für seinen nunmehrigen Standort, an dem im modernen Style gebauten Rathhause, eine diesem entsprechende graue Oehlfarbe vorgezogen.

Von den zum Verschein gekommenen alten Reparaturen an der Figur, ward die bereits vor Jahren mit festem Cement eingesetzte Nase, in diesem Zustande belassen; der aus Töpferarbeit ergänzte obere Theil des rechten Flügels hingegen, so wie die zur Hälfte abgeschlagene rechte Hand sammt der abhängigen Schild-Verbindung wurden aus Stein nachgefertiget.

Das auf dem Taschenhause oder dem Denkmale befindlich gewesene Dach, so wie die oben erwähnten Farben-Ueberzüge und vormahligen Ausbesserungen zeigen, daß unsere Vorfahren für die Erhaltung unseres Denkmales zu keiner Zeit die erforderliche Sorgfalt außer Acht ließen.

Eine interessante Entdeckung an demselben, war die des Monogramms ℍ an der Schlüssel-Oeffnung des Schlosses, das wohl den Familiennamen des Künstlers **H.** anzeigt.

Bey dem so seltenen Vorkommen von Künstlerzeichen an Steinarbeiten vor dem sechzehnten Jahrhundert, dürfen wir uns zwar Glück wünschen, hier ein solches gefunden zu haben; allein seiner standhaltigen Erklärung stellen sich mehrere Hindernisse entgegen; unter welchen die Sorglosigkeit früherer Vorfahren, nähere Daten ihres Künstlerlebens überhaupt den Nachkommen zu hinterlassen, an der Spitze steht.

Der weitere Umstand, daß, wenn in den ohnehin lückenhaften Raths-Agenden- und Stadt-Protokollen, ja selbst in dem vollständigeren Wiener Stadt-Grundbuche des 14ten und 15ten Jahrhunderts Künstler genannt werden, oft bloß ihr Taufnahme angeführt ist, bringt nicht minder Ungewißheit und Schwanken in derlei Erklärungen. Meister in Wien, die von ihrem Griffel, Pinsel, ihrer Glasschmelzkunst u. s. w. keine Arbeit der Stadtbehörde selbst lieferten, oder kein bürgerliches Grundeigenthum besaßen, sind aber rücksichtlich ihrer Namen spurlos verloren.

Welche Anzahl von Steinmetzen, Bildhauern, Glasschmelzern, Illuminirern eben im 14ten Jahrhundert, der Blüthezeit der Deutschen Kunst im Mittelalter am Rheine, sich auch in unserem, im bunten Fresco-Farbenspiele der meisten Häuser und Stadtthürme prangenden Wien befunden haben mag, kann man aus dem damals fast gleichzeitigem Baue von vier Kirchen und der Hofburg-Capelle ermessen. Diese Kirchen waren mit Bildsäulen und in Farben gebrannten Glasfenstern geziert, mit Leichenhöfen umgeben, voll von künstlich gehauenen Grabsteinen; besonders die der Minoriten nach den Andeutungen ihres bey Pez scriptores rer. aust. mitgetheilten Nekrologes.

Die Leichenhöfe mit den Grabsteinen sind nun gänzlich verschwunden, auf ihnen ist unser Jakober-, Josephs-, Michaeler-, Dominikaner-, Peters-, Minoriten- und Stephansplatz, dann der Schulhof entstanden. Sie führen in den alten Stadt-Grundbüchern durchaus noch den Beinamen „Freythof", und haben ihn fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts beybehalten.

Von diesen Gotteshäusern existiren nur mehr der Dom zu St. Stephan und die Kirche zu Maria Stiegen in der alten unverletzten Gestalt, und das treffliche, ohne bessere Sorge wohl dem

*) Zu vergleichen die Wiener Zeitungs-Blätter vom 10. u. 11. May 1842.

**) Das Uebermalen der Bildsäulen war im Mittelalter allgemein und bekanntlich sind sogar antike Marmor-Denkmale mit mehreren Farbenschichten übereinander, gefunden worden, jede mit einer anderen Inschrift versehen.

Digitized by Google

Untergange zugehende Portal, der nur von Innen renovirten Minoriten-Kirche. Jene der Carmeliten (weißen Brüder) am Hofe, ist in der Feuersbrunst 1607 an der Vorderseite gänzlich untergegangen. Die alten Spitzbogenfenster und Strebepfeiler zeigen sich nur noch an der Außenseite des hohen Chors (Presbyterium) und an der dem sogenannten Schulhofe zugekehrten Langseite.

Spuurles verschwunden sind ferner die zahlreichen altdeutschen Capellen in den Häusern der vermöglichen Bürger-Geschlechter, mit ihren gemalten Glastafeln, die von den Wiener-Bürgern in diese Capellen und Kirchen oft zum Heile ihrer Seelen gestiftet waren, wie man Aehnliches noch von Nürnberg, Ulm und andern Städten verzeichnet findet.

Auch in unsern Raths-Protokollen sind derlei Stiftungen aufgeführt; sie bieten sammt den Zunftrechten, den Meisternamen, dann den aufgezeichneten Arbeiten die geliefert wurden, manche Anhaltspuncte für die Geschichte der seit den kunstfeindlichen Tagen der Religions-Reformation durch mehr als zwey Jahrhunderte wieder untergegangenen Kunst der Glasmalerei; um die große Lücke über ihren Zustand in Wien während dieser Zeit ausfüllen, und zwar namentlich zwischen dem ersten urkundlich bekannten Meister Eberhard, dem wegen seiner vielseitig angerühmter Kunstfertigkeit *) vom Herzoge Albrecht I. von Oesterreich im Jahre 1291 die Ausbesserung und Erhaltung der Glasfenster in der vom H. Leopold dem Glorreichen 1220 bis 1222 errichteten berühmten Marmor-Capelle (auch capella speciosa genannt) zu Klosterneuburg, übertragen wurde — und der Glashütte im Unterwerd, der heutigen Vorstadt Leopoldstadt, vom Jahre 1624. Ihr von zwey seither ausgeschütteten Donau-Canälen durchgegener Theil hatte von der dort („am Erlag vor sand Andreastag des heyligen „Zwelfpoten im Jahre 1486" durch Niklas Walch) nach Venetianer Art errichtete Glasschmelze den Namen der „Venediger Au**) angenommen. Die weitere Besprechung der Geschichte der Wiener Glasmalerei während dieser Periode würde zu weit von der vorliegenden Aufgabe abführen, wir müssen uns daher, dem vorliegenden Ziele näher rückend, zur Wiener Steinmetz- und Bildhauerkunst wenden, in deren Geschichte für Wien leider eine nicht minder beträchtliche, bis jetzt noch zu wenig beleuchtete Lücke sich zeigt.

Beide Kunstzweige waren bey den Kirchenbauten innig mit einander verbunden, vom Jahre 1014 an ***), wo die Kolomannskirche auf der Wieden durch Bischof Altmann erbaut wurde, bis zum Jahre 1614, wo, ebenfalls durch einen Mönch †), den Franziskaner Bonaventura Daum, die Franziskanerkirche entstand.

Mit der Innung der Steinmetzen war lange auch die der Maurer (Baumeister) vereinigt, von welchen wir das, noch ungedruckte, Wiener Maurer- und Steinmetzenrecht vom Jahre 1435, und die in Hormayr's Wien abgedruckten Innungs-Ordnungen von 1453, 1537 und 1550 kennen. Eine besondere Bildhauer-Ordnung ist bisher noch nicht aufgefunden worden. Entweder trieben die damaligen eigentlichen Bildhauer-Meister ihre Kunst ohne Innungsverband, oder sie waren der Arbeits-Verwandschaft halber, den Steinmetzen einverleibt.

Bildschnitzer (die Bilder aus Holz schnitzen) kommen, wenigstens in den Wiener Stadtbüchern dieser Zeit, namentlich gar nicht vor; sie erscheinen erst in der Hauskammer-Ordnung K. Maximilian's I. zur Probe-Ablegung nach Junsbruck berufen, wohin sich die Kunst aus den politischen Tageswirren der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von Oesterreich geflüchtet hatte.

Da nun die Verfertigung des hier in Rede stehenden Basreliefs mit höchster Wahrscheinlichkeit in die Zeit Herzog Albrechts V. von Oesterreich 1404—1439 fällt, so interessiren uns, zur wenigstens annähernden weisen Auslegung seines Monogrammes, hauptsächlich die Bildhauer und Steinmetzen dieser Periode.

Wir theilen daher aus diesen die mit H beginnenden Namen, dann jene Meister, von welchen blos der Taufname angezeigt ist, wie sie nach der Zeitordnung in den Wiener Stadt-Grundbüchern, Rathsakten und Stadtrechnungen erscheinen, hier mit der Bemerkung mit, daß ein standhaftiges Resultat über das besprochene Monogramm wohl erst dann erwartet werden kann, wenn durch Mittheilung mehrerer anderen, besonders in den Oesterreichischen Abteyen und Klöstern, den frühesten Schutz- und Pflegestätten der Kunst überhaupt vorhandenen Quellen, und zuweilen ererbten mündlichen Ueberlieferungen, die Geschichte der Bildhauerkunst in Oesterreich im Mittelalter, näher beleuchtet seyn wird.

Bey der Aufzählung dieser Namen konnten wir uns um so weniger streng an die Regierungszeit Herzog Albrechts V. binden, als das Vorkommen eines Künstlernamens in einem bestimmten Jahre in den Wiener Handschriften, keineswegs sein künstlerisches Wirken durch 20 bis 30 Jahre, vor- oder rückwärts ausschließt.

Unter den mit H beginnenden Namen von Wiener Steinmetzen ist eigentlich nur der der Helbling vorzufinden, und schwer hält es, ohne vom Ziele abzuirren, denselben unverrückt im Auge zu behalten, die lange Reihe mehrerer urkundlichen Belege über die vermeglichen Wiener Steinmetzen dieses Namens hindurch, die wohl mit dem Ritter Helbling, dem Wiener Dichter zur Zeit K. Albrecht des I., keinen Zusammenhang haben.

Schon im Jahre 1368, in dem frühesten Verzeichnisse sämmtlicher Wiener Bürger, welches vorliegt, kommt ein Wiener Bürger Petrus Helbing (soll wahrscheinlich heißen Helbling) vor. Später haben zwey Steinmetzen mit dem Namen Ulrich der Helbling in Wien gelebt, deren Einer den Beinamen von Hintsperg führte. Im Buche der Käufe D. 299

*) Magistro Eberhardo vitrario, qui in arte et faculiate sua subtilis expeditus et vitilis esse dcritur, heißt es in der einschlägigen Urkunde dd. 12. Junius 1291 bey Bernhard Pez: Codex dipl. hist. epist. II. 170, und in Max Fischers Klosterneuburger Urkundenbuch pag. 303.

**) Hormayr's Begründung dieses Namens aus dem Handel Wiens mit Venedig? hat wohl nicht die geringste passende Begründung für sich.

***) S. Schramb Chron Mellic. T. I. 23. Dieser Bau gilt eigentlich mittelbar den frühesten urkundlichen Beleg von der Existenz Wiens.

†) Der fast gleichzeitig begonnene Bau unserer Kapuzinerkirche war schon weltlichen Händen anvertraut.

Digitized by Google

ist angemerkt, daß im Jahre 1394 Ulrich der Helbling und Kristein (Christina) seine Hausfrau ein Haus vor Werderthor kaufen.

1399 versetzten Ulrich der Helbling und seine Hausfrau Anna ihr Haus bey der Himmelporten zunagst Hannsen Haus von Ofen für 22 ß. Diesem Meister Ulrich der Helbling sind in den Raths-Agenden vom Jahre 1399 zuerst ausdrücklich die Worte (dieczeit pawmaister dacz sand Stephan *) beygesetzt.

1407 stirbt Christina, seine Hausfrau, und hinterläßt ihm den Antheil an dem Haus vor Werderthor und einen Weingarten zu Hebendorf.

1414 verkauft ein Ulrich Helbling, der mit dem Beysatze von Hintsperg erscheint, sein Haus am Salzgries.

Im Jahre 1417 stirbt Ulrich der Helbling mit Hinterlassung eines Sohnes Mathes, ebenfalls Steinmetzen, und einer Tochter Barbara, Gattinn des Bürgers Thoman (Thomas) Zetter.

Nach dem Gewährbuche B. 214: 1417 Freytag nach Scholastica empfängt: Mathes Helbling Steinmetz Ulreich des Helbling seligen Sun die Gewähr vom obigen Haus in der Himmelspfortgasse, zunagst Michael des Spiegler Haus.

Im Buche der Käufe C. 316: 1417 empfängt Barbara, Ulrichs des Helbling seligen Techter, Thoman des Zetter Hausfrau, Gewähr um ein Haus in der Kärnerstraße.

1420 ist obiger Mathes der Helbling Staynmetz sammt Maister Simen der Steinmezz als „Pawmeister bey den weißen Brüdern am Hof" im Raths-Agenden-Protokoll eingetragen.

1426 stirbt Ulrich der Helbling von Hintsperg.

1432 versetzt Mathes Helbling der Steinmetz sein Haus bei der Himmelspforte, zunächst Meister Hannses des „Pawmaisters zu St. Stephan Haus um 65 ß, Junkfrawen Margreten seiner Techter (des Mathes Helbling Schwiegermutter war Frau Margretha, Hanns den Hochwalder Wittib, Margret le end (Enkel) „Diese 65 ß sollten, wie sie vogtbar wirdet" gezahlt werden.

Im Jahre 1438 kömmt der Vater Mathias Helbling, der wie es scheint nur eine Techter, die oben genannte Margareth, besaß, zum lebenmale in den Akten vor. Wann er gestorben, ist nicht zu erheben. Der Name Helbling verschwindet hierauf und findet sich erst lange hernach, ohne Beziehung auf die Kunst, wieder in Wien, und zwar bis auf die neueste Zeit.

Andere, bloß mit dem Taufnamen vorkommende Wiener Steinmetzen und Bildhauer waren in der bezeichneten Epoche:

1391 Pruder Hanns (ein Franziskaner-Mönch) mit dem Beische „dieczeit Pawmaister dacz den Minoren Bruedern." Dieser Bruder Hanns **) sah wohl mit eigenen Augen eines der ältesten Denkmäler unserer alten Kunst dorterrichten, auf jeden Fall aber in besserem Zustande als nach Hergotts Abbildung, nämlich das Grabmal der Hauptwohlthäterin Blanka, eben so bedeutend für die Kunstgeschichte, wie Friedrichs IV. Denkmal in der St. Stephanskirche; durch höheres Alter aber noch anziehender.

Leider wurde aber wie es scheint die Gruft, in der es unzweifelbar gegenwärtig noch befindlich ist, die nach Hergotts Taphographie v. J. 1772 I. 149 noch in diesem Jahre unter der alten Sakristei in dem in Kupfer gestochenen Kirchenplan auf das Genauste angezeigt ist *), welche Sakristei zur Hälfte noch besteht; — durch Umschaffung der Minoriten-Kirchenumgebung am rückwärtigen Theile unzugänglich gemacht.

Und so ruht die Königstochter in ihrem reichen Faltengewande von vier Engelsgestalten umgeben wohl um so ungestörter auf ihrem Sarkophage, der nach seiner Abbildung mit den interessanten Basreliefs von theils in Betrachtung versunkenen, theils trauernden und die Hände ringenden Minorenbrüdern, je sechs zu beiden Seiten geziert ist. Aber die Kunst trauert nicht minder über das Verschwinden dieses Marmor-Monumentes.

Weitere Namen sind:

1411. Maister Hanns der Pildhauer.

1415. Friedrich der Steinmetz bey Sct. Stephan.

1415. Andre der Kellermaister diezeit Pawmaister bey den weissen Bruedern am Hof (ein Mönch).

1416. Petreim Kytel **) Pildhauer.

1418. Maister Jakob der Steyrer der Steinmetz.

1419 und 1420. Maister Simon der Steinmetz Baumeister bei den weissen Bruedern am Hof.

1428. Maister Paul der Steinmetz.

„ Andre Maister Hanns des Pildhauers Sun (sein Vater muß schon im J. 1411 gestorben sein, da in diesem Jahre Kathrey Maister Hannsens seeligen des Pildhauers Wittib, in den Acten vorkömmt).

1432. Maister Hanns Pawmeister bei S. Stephan (er vollendete bekanntlich den Stephansthurm, indem er nach der gleichzeitigen Chronik, den Knopf nach der in Holz geschnittenen Abbildung der St. Stephanskirche zu schließen, darauf setzte, welcher sich in

*) Er war einer der Baumeister zu St. Stephan, deren Leitung, besonders im 15ten Viertel des 15ten Jahrhunderts, oft Mehreren zugleich, der Thurm- und Kirchenbau anvertraut war, wie namentlich neben Ulrich Helbling auch dem Meister Wenzel, dann Peter von Brachetiz (in Böhmen).

**) Schon im J. 1378 heißt es im Necrologium minorum Petz script. II. Coll. 473: Anniversarius fratris Johannis de Linza Ministris nostri celebrettir quia sedicavit nobis librariam nostram et aliquas cameras in Conventu.

*) in choro templi hodierno ibi consistit, ubi praetereundo Scalam sanctam per locum ejus innum, summo altari adversum, in chorum intrairr, qui cameram offert, fornicibus vinctam et chlatris ferreis conclusam, in qua marmoreus occurrit tumulus. (Herrgott Taphogr. I. 149.)

Anno Domini MCCCV obiit Domina Blanca Ducissa Austriae, filia Domini Philippi Regis Franciae, consors Domini Rudolphi Ducis Austriae hic sepulta in medio chori: quae legavit fratribus mille libras denariorum pro Ecclesia fabricanda; et centum libras per provinciam distribuendas. Petz. II. Col. 479.

**) Wir machen durch die Einreihung dieses, mit seinem Familien-Namen vorkommenden Kytel absichtlich eine Ausnahme, weil dieser Name etwa mit anderen Bildhauerwerken dieser Zeit, wie beyspielsweise mit dem äußeren Bildsäulen-Reichthum unserer Stephanskirche, in Verbindung gebracht werden könnte, und die Namensfeier der außerdeutschen in der Vorzeit als Bildhauer vorkommenden Meister, in den Acten ohnehin so dürftig ist.

Digitized by Google

dem sogenannten Heilthumbsbuechel *) aus den ersten Jahren des 16ten Jahrhunderts befindet, ein einfaches, an den drey auslaufenden Enden mit Knorren verziertes Steinkreuz gewesen sein dürfte.

Wenn man das hohe Alter unseres Monogramms berücksichtiget, so wird es begreiflich, wie eine bestimmte und stichhältige Deutung desselben ganz besonderen Schwierigkeiten unterliege, ja wohl kaum mit Sicherheit jetzt schon zu wagen sein dürfte, da unser Denkmal in eine Zeit rückt, in der, wie bereits oben berührt wurde, äußerst selten Künstlerzeichen an Steinbildern gefunden werden, somit eine belehrende Vergleichung anderer Werke desselben Künstlers und Monogramms, zur Sonderung von den übrigen, unmöglich wird.

Berücksichtiget man ferner die Lücken, schwankenden Angaben, Irrthümer und offenbaren Unrichtigkeiten, die selbst in den gediegensten Werken älterer und neuerer Zeiten über Künstlerzeichen zu finden sind, so dürfte auch die Mangelhaftigkeit in der Namenreihe der oben angegebenen Wiener Steinmetzenmeister und Bildhauer einige Entschuldigung finden.

*) Ein Abdruck hiervon befindet sich in Schlager's Wiener Skizzen II. S. 28.

Zum Schlusse dieses Artikels fügen wir die Abbildung des Hölzler'schen Ritter-Wapens bei, wie es einer Urkunde vom 18. Februar 1453 des Hubmeisters Konrad Hölenzler angehängt ist.

Die Mittheilung dieses Wapens ergänzt die Geschichte eines Wiener Bürger- und Rittergeschlechtes, dem, nach unserer Ueberzeugung, eine so kostbare Reliquie unserer alten Kunst zu verdanken ist, die jedem derlei Kunstwerke der neuesten Zeit, ohne den Vergleich zu scheuen, an der Seite stehen kann. Und noch durch Jahrhunderte fort wird dieses Steinbild an seinem neuen, so zweckmäßigen Standpuncte, das Schild der Bürger von Wien an jenes der Landesfürsten von Oesterreich schließen, und der herrliche Wapenhalter, in der halb neugierigen, halb verwunderten Haltung des Kopfes, auf das, durch die unaufhaltbaren Fortschritte des Geistes sich immerwährend verändernde Treiben der Wienerwelt herabblicken.

J. E. Schlager.

THE BORROWER WILL BE CHARGED THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

[illegible]-STUDY
CHARGE

Digitized by Google